Beyträge
und
Berichtigungen
zu
Herrn
D. Karl Friedrich Bahrdts
Lebensbeſchreibung;
in
Briefen eines Pfälzers.

Semper ego auditor, tantum nunquamne reponam?

Juv.

1791.

(Halle, b. Hendel)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geſpräch
zwiſchen dem Herausgeber und einem Freunde.
Statt der Vorrede.

Freund. Alſo Spas bey Seite: Sie wollen die Briefe drucken laſſen?

Herausgeber. Allerdings. Ich ſehe keine Gründe es nicht zu thun.

F. Meinen Sie? – ich dächte der bloße Gedanken an den Mann, welcher von Ihrem Korreſpondenten angegriffen wird, müßte Ihnen den Luſten vertreiben die Briefe bekannt zu machen.

H. Ich verſtehe Sie nicht: reden Sie deutlicher.

F. D. Bahrdt wird antworten.

H. Laſſen ſie ihn immer antworten, das ſteht ihm ja frey. Aber wird er die Geſchichten und Geſchichtchen, die mein Korreſpondent aufgetiſcht hat, auch widerlegen können?

F. Sie kennen den D. Bahrdt: Sie wiſſen, welch rüſtiger Streiter in Federkriegen er iſt, und da heiſſt es denn auch:

> Occurſare capro, frontem gerit ille, caveto!

Sie wiſſen doch das Sprüchlein?

H. O gewiß. Aber ich wüßte nicht, wie ich alsdann ſollte in Ungelegenheiten gerathen, wenn Hr. Bahrdt gegen dieſe Briefe ſchriebe.

F. Aber er wird ſchimpfen, und auf Sie losziehen, und das deutſche Publikum wird daſtehen, und ſich über das Geſchreibſel halb krank lachen. Sie kennen doch unter andern ſeine Schrift wider den Ritter Zimmermann.

H. Gut: laſſen Sie Bahrdten immer losziehen ſo viel er will, und ſo arg er will. Schimpfen kann er mich immerhin: aber wird er mich auch beſchimpfen?

F. Hören Sie, calumniare audacter, ſemper aliquid haeret.

H. Ja, ſchon recht. Aber man glaubt Hr. Bahrdten eben nicht viel auf ſein Wort, verſtehen Sie mich? Er hat manche brave, rechtſchaffene, groſſe Männer, einen Zimmermann, Michaelis und andre genug geſchimpft. Das Publikum hat aber von ſeiner Achtung gegen dieſe treflichen Männer nichts verloren. Zudem kann er mir ja nur Namen geben, aber Thatſachen, welche infamiren, kann er mir doch nicht vorwerfen.

F. Lieber Mann, ſind Sie fehlerfrei?

H. Behüte Gott, ich habe mehr Fehler an mir als ich ſelbſt wollte, und finde in meinem Leben eine ganze Reihe von dummen Streichen, welche ich lieber nicht möchte gethan haben.

F. Wenn er aber Ihre dummen Streiche erfährt, und ſie der Welt bekannt macht? —

H. Dann wirds auch nichts. Ich werde bald ſelbſt mein Leben beſchreiben, und da muß ich ja die ſieben Hiſtörchen ſelbſt erzählen. Genug Hr. Bahrdt mag wider mich ſchreiben, was er will, ich werde mir darüber keine grauen Haare wachſen laſſen. Schimpfen mag er wie er will, ich werde dazu – lachen.

F. Aber er kann Sie verklagen.

H. Immerhin: in dieſem Falle werd ich mich rechtfertigen. Ich kann meine Quellen angeben, das iſt, meinen Mann, der mir die Briefe zugeſchickt hat, und dieſer mag dann ſeine Schreiberey vertheidigen.

F. Sie werden ſich Feinde machen.

H. Dieſe werden keine andern ſeyn als Hr. Bahrdts etwanigen Anhänger: und die können niemanden ſchaden. Ich mache mir bey dieſer Gelegenheit keine Feinde durch ſchlechte Handlungen, und Beleidigungen rechtſchaffner Männer: und ſo bin ich im übrigen ganz ruhig.

F. Wie aber, wenn er Sie bey Ihren Vorgeſetzten verklagt?

H. Meine Vorgeſetzten ſind alle ſehr Vernünftige Männer, welche nicht nach einer einſeitigen Klage gleich richten. Ich wünſchte wirklich, er klagte.

F. So? und warum das?

H. Damit das Publikum noch beſſer inne würde, wie ſchön Hr. Bahrdt ſeinen eignen Grundſätzen folgt. Er vertheidigt die allgemeinſte Preßfreyheit, und dehnt ſie in ſeinen Schriften ſo weit aus, als man es nur thun kann. Wenn er nun mit Klagen wider mich aufzieht ſo würde jedermann ſehen, daß der Doktor gar nicht nach Grundſätzen handelt, und im Handeln blos ſeinen Grillen, und Leidenſchaften folgt.

F. Sie haben da gewiſſermaſſen recht. Aber nun ſagen Sie mir doch die wahren Beweggründe, weshalben Sie dieſe Briefe herausgeben wollen.

H. Einmal muß das Publikum immer mehr den wahren Charakter des Doktors kennen lernen. Er wirft ſich zum Reformator der Religion, des Erziehungsweſens, ja ſogar der politiſchen Einrichtung der Staaten auf. Nun iſt gewiß, daß er Viele von dem Nutzen ſeiner Aufklärung überredet oder überſchwazt hat, und da iſt es doch jedermann dran gelegen, die nähere Hiſtorie eines Mannes zu wiſſen, der im Publikum ſo viel Aufſehen macht. Und dann hat es mich genug geärgert daß er ſo viele brave rechtſchaffne gelehrte Männer in ſeinen Büchern, im Zamor oder dem Manne aus dem Mond, im Ketzeralmanach, in der Biographie, im Worte Deutſch geſprochen, in der Auferſtehung Zimmermanns, in den Kritiken über Michaelis Bibelüberſetzung, und andern Schnurrereyen herumhudelt, und an den Pranger ſtellt. Dieſe Männer können zum Theil durch unſre Briefe gerechtfertigt werden: und da ſo viele von Bahrdt geſagte Unwahrheiten nun widerlegt werden, ſo kömmt das Publikum immer mehr von dem Vorurtheil zurück, daß Hr. Bahrdt allemal die Wahrheit ſage, und als ein teſtis competens gebraucht werden könne. – Meine Hochachtung gegen die deutſchen Maurer iſt ein dritter Grund der Herausgabe dieſer Beleuchtungen.

F. Ihre Hochachtung gegen die Maurer?

H. Ja. Ich gerieth einſtens in große Gefahr in einem Lande wo auf dergleichen, was ich begangen hatte, der Verluſt der Freyheit auf einige Zeit erfolgt, nach N . . . oder L . . . gebracht, und da ſechs Monate auf Koſten des Fiskus logirt und alimentirt zu werden. Aber einige redliche deutſche Maurer, deren Namen ich aber nicht ſagen darf, retteten mich, durch ihr Anſehen, und durch ihr Geld. Auſſerdem habe ich mehrmals den Beiſtand rechtſchaffner Maurer erfahren, und mich deswegen nicht wenig geärgert, daß Hr. Bahrdt über einen ſo venerabeln Orden loszieht, einen Zamor ſchreibt, und in der Biographie dem Orden finſtern Katholicismus, Jeſuitiſmus, und Gott weis was noch mehr, Schuld giebt. Auch in dieſer Rükſicht wollte ich ihn näher bekannt machen.

F. Glauben Sie denn aber auch, daß Ihr Büchlein Nutzen ſtiften kann?

H. Warum denn nicht? Man wird Hrn. Bahrdt noch näher kennen lernen, und vielleicht verliehren dann gewiſſe Grundſätze, die er verbreitet hat, ihr Anſehen, vielleicht wird das Uebel vermindert, welches ſeine Schriften, ſeine Briefe im Volkston, ſein Plan Jeſu, ſein Katechismus u. a. m. geſtiftet haben, oder doch ſtiften können.

F. Nun gut, ich ſehe ſelbſt ein, daß es beſſer iſt, Sie laſſen die Briefe drucken, als daß Sie dieſelben liegen laſſen.

H. Es ſoll auch geſchehen – Senſation wirds allerdings machen im Publicum, aber das iſt ja, was wir haben wollen. Heut zu Tage muß man die Wahrheit derb ſagen, wenn man will gehört werden; wer nur leiſe ſpricht, wird überſchrien, und was er redet, geht in den Wind. Wenn ich merken werde, daß die Senſation, die die Briefe machen ſollen, in Deutſchland recht groß iſt, ſo könnte ich zu ſeiner Zeit, noch gemeinnützige Beyträge dazu liefern, welche vielleicht einer guten Aufnahme nicht unwürdig ſeyn möchten.

Da obiger Dialog alles enthält, was ich wegen der Herausgabe der gegenwärtigen Schrift zu ſagen hatte, ſo will ich meine Leſer nicht weiter aufhalten mit langem Praeludiren. Sie mögen ſelbſt leſen und urtheilen, was ihnen nach ihrer verſchiednen Lage einfallen kann und gewis glauben, daß der Verfaſſer und Herausgeber nichts weniger ſind als Pasquillanten und Kalumnianten.

Erſter Brief.

Nun gebe ich Ihnen endlich mein Wort, beſter Freund, und verſpreche, die Bahrdtiſche Biographie durchzugehn, und bey jeder Erzählung das anzumerken, was ich dabey vermiße. Ich war ſonſt gar nicht aufgelegt, eine Arbeit dieſer Art zu unternehmen: einmal möchte ich mit dem Verfaſſer, deſſen deklamatoriſche, beiſſende Vertheidigungsart bekannt iſt, nichts zu thun haben, und dann ſchien es mir auch nicht der Mühe werth zu ſeyn, ein Buch zu examiniren, dem doch wohl ſchwerlich jemand etwas glauben wird, gerade darum, weil es von Herrn Bahrdt geſchrieben iſt. Ich dachte, es würde dieſer Biographie gehen, wie der Trenckiſchen, man würde ſie leſen, dabey lachen, hin und wieder die Achſel zucken, und ſie dann hinlegen, wie jeden andern Roman. — Daß Herr Bahrdt ſeinen Feinden, den Orthodoxen die Leviten leſen, und Ihren Verfolgungen alle ſeine Unfälle zuſchreiben würde, vermuthete ich noch, ehe ich das Buch ſelbſt las: daß er aber, wie er that, Männer von erprobter und allgemein bekannter Rechtſchaffenheit als Schurken und Buben behandlen, und an den Pranger ſtellen; und hingegen Leute von ſehr zweideutigem Karakter als vollkommene Menſchen präkoniſiren ſollte, traute ich ſeiner Stirne, ſo eiſern dieſelbe auch ſeyn mag, doch nicht zu. Endlich erſchien das Werk; ich las es und fand vom Anfang bis ans Ende nichts, als -- Selbſtlob, unanſtändige Aeußerungen, offenbare Verdrehungen der wahren Umſtände, Pasquillen, und Lobeleien unwürdiger Menſchen. Da konnte ich mich nicht länger halten, und raſch entſchloß ich mich, Ihrer Bitte Gehör zu geben, und eine Unterſuchung der Biographie anzuſtellen, nämlich in ſo weit ich Augenzeuge der von Herrn Bahrdt erzählten Begebenheiten geweſen bin. Dabey fürchte ich mich weder vor des Verfaſſers Satiren, noch vor der Ahndung derer, welche ich etwa ein biſſel mitnehmen muß, nämlich ſo im Vorbeygehen, um meine Leſer in den Stand zu ſetzen über manche Dinge anders zu urtheilen, als Herr Bahrdt geurtheilt haben will. Jene, ich meine die Satire des Doktors, iſt zu bekannt als daß man Rückſicht drauf nehmen dürfte; das Publikum hat ſein Wort mit Ritter Zimmermann Deutſch geſprochen, ſeinen Almanach und mehr dergleichen Sächelchen geleſen, und kann den gewiß nicht mehr für einen Schurken und nichtswürdigen Menſchen halten, den Bahrdt dafür ausſchreit: und was die andern Herrn anbelangt, welchen ich eins und das andre zu ſagen habe -- je nun die mögen ſich melden, wenn ſie mehr dergleichen hören wollen. Meine Sache iſt es warlich nicht, Leute herunter zu machen, und zu bepasquilliren, aber leiden kann und mag ich es auch nicht, daß Menſchen blos deswegen, weil Herr Bahrdt Freunde an ihnen fand, für edle biedere Männer ſollen angeſehen, und aufgeſtellt werden, und daß andre ſich ſollen herabwürdigen, und herunterhunzen laſſen, blos deswegen, weil ſie nicht wollten wie unſer Doktor wollte.

Alſo werde ich blos die Wahrheit ſchreiben, aber auch die Wahrheit ohne Decke, und ohne Verdrehung. Machen Sie die Probe mit meinen Nachrichten, befragen Sie Männer, welche um die Sachen ſo gut wiſſen, als ich; man wird Ihnen zeugen, daß ich die Wahrheit geſchrieben habe. Aber blos unter der Bedingung, daß Sie meine Briefe zum Druck befördern, ſchick ich Ihnen meine Berichtigungen: denn es liegt mir ſelbſt daran, daß das Publikum dieſe Beiträge lieſt, und daß die rechtſchaffnen Männer, welche Bahrdt angegriffen und gemißhandelt hat, ſo viel an mir iſt, gerechtfertiget werden. Der Mann muß nicht denken, daß er ausgeben kann was er will, ohne etwas wieder einzunehmen. Meinen Namen können Sie bekannt machen: denn ich erzähle, wie ein ehrlicher Mann erzählen muß, und meine gegenwärtigen Verhältniſſe ſind ſo beſchaffen, daß mir niemand aus dem Bahrdtiſchen Club, oder ſeiner Societät ſchaden kann. Doch, wenn Sie meine Briefe wollen anonymiſch drucken laſſen, ſo ſoll es mir lieber ſeyn: es iſt ſo angenehm, die Leute über eine Schrift urtheilen zu hören, wovon man Verfaſſer iſt, ohne jemandem als ſolchen bekannt zu ſeyn. Aber dem guten Doktor müſſen Sie mich bekannt machen. Er kannte mich ſonſt, und weiß, daß ich, was ich beſchreibe, wiſſen konnte, und es wirklich weiß. Alſo laſſen Sie ihm gerade zu erfahren, daß die Briefe, welche ich Ihnen zuſende, aus meiner Feder gefloſſen, und nicht das Werk irgend eines genannten Buben, oder namenloſen Pasquillanten ſind, welche er wie er Th. 4. S. 285. ſagt, keiner Antwort würdigen mag. Ich bin dem Manne, gegen welchen ich auftrete, meinen Namen ſchuldig, und da ich nichts unrechtmäßiges vornehme, ſo darf ich mich um ſo weniger fürchten, vor dem Doktor Bahrdt als Antagoniſt aufzutreten, der ehedem, und noch bis jetzo unter verſteckten Namen, und ohne ſich gleich anzuzeigen, andern Leuten die Meinung geſagt hat.

Auf die ganze Geſchichte kann ich mich nicht einlaſſen. Ich habe den Herrn Bahrdt erſt in Gießen kennen lernen: vorher war er Profeſſor in Erfurt, und noch früher in Leipzig Magiſter, und Catechet geweſen. An beyden letztern Orten hat er manche Schickſale gehabt, und manche Komödie geſpielt. Hätte er aufrichtig ſeyn wollen, ſo hätte er ganz anders erzählen müſſen, als er wirklich gethan hat: aber in dieſem Fall hätte er ſich nicht alle Augenblicke ſelbſt loben können, und hätte mancherley zu ſeinem Nachtheil ſagen müſſen: daher entſtellte er jene Hiſtorien nach ſeiner Art, ſo gut er konnte, machte ein X für ein U, und verfuhr mit ſeinem Argument, wie die Romanſchreiber zu thun pflegen. Das Publikum aber läßt ſich ſchon jetzo nicht mehr irre machen, es lieſt die Pottiſche Lebensgeſchichte des Doktors, welche die Leipziger und Erfurther Begebenheiten enthält, und findet in Potts Erzählungen mehr Uebereinſtimmung mit andern Nachrichten, welche ſchon lange kurſirt haben, als in den bahrdtiſchen. Herr Bahrdt hat zwar Th. 4. S. 286. das Pottiſche Buch ein elendes Pasquill genannt, welches kein ehrliebender Menſch kaufen und leſen durfte; aber deswegen lieſt man es doch und findet, daß der Verfaſſer zwar etwas unſäuberlich mit dem Knäblein Abſolom verfahren, doch aber im Grunde die Wahrheit geſagt hat. Bahrdt drohte anfangs dem Verfaſſer Pott und ſeinem Verleger, daß er ihnen beyden wollte ſeine ſchwere Hand fühlen laſſen u. ſ. w. aber beym Drohen iſts auch geblieben; niemand hat den Verleger behelliget, und Herr Pott, würde — wäre nicht eine andre Geſchichte dazu gekommen — wegen dieſer Schreiberey keinen unruhigen Augenblick gehabt haben. Ueberhaupt darf man ſich eben vor unſerm Doktor nicht ſehr fürchten, nicht als wenn er, wie er oft in ſeiner Biographie ſagt, ſeine Feinde großmüthig verachtete — denn wäre dieſes ſo würde er neulich das elende Ding „Zimmermanns Auferſtehung" nicht gegen den abſcheulichen Wiſch: Bahrdt mit der eiſernen Stirn geſchrieben haben — ſondern weil es ihn Mühe koſtet, die derb geſagte

Wahrheit zu verdrehen, und weil er dazu nicht Zeit hat. Doch näher zur Sache.

Ich ſtudirte vom Jahr 1774 bis 1778 in Gießen, wo ich noch ein ganzes Jahr bey unſerm Doktor Collegien hörte: denn erſt nach Oſtern 1775 verlies er Gießen, um das Marſchlinzer Philanthropin zu directoriren. Hier machte ich mir es zum Geſchäft in die Geſchichte des Mannes einzudringen, und da ich Gelegenheit hatte, mit dem Profeſſor K... und B... genauer umzugehn, ſo erfuhr ich gar manches, welches die frühere Hiſtorie des Doktors betraf. In Wetzlar war ich mit dem Pfarrer Pilger, dem Notarius Frech und mehrern bekannt, welche das erſetzten, was ich in Gießen nicht hören konnte, nämlich ſein Betragen in Wetzlar. In Marſchlinz bin ich zwar niemals geweſen, aber ich habe Briefe des Herrn von Salis geleſen, worinn er eben kein vortheilhaftes Bild von Herrn Bahrdt aufſtellt. Freilich war der Herr von Salis kein Freund des Doktors, und konnte es ſchon deswegen nicht ſeyn, weil er ſich von ihm hintergangen und betrogen glaubte; allein ſeine ſchriftlichen Nachrichten, welche er meinem Vater, der ſein Freund war, deswegen mittheilte, damit Bahrdts Karakter bekannt, und die durch ihn wider den Miniſter ausgeſtreute Unwahrheiten und Anekdötchen widerlegt werden ſollten, verdienen allerdings Glaubwürdigkeit. Wer den Herrn von Salis kennt, der weiß gewiß, daß er nichts ſchreiben wird, was ein Bahrdt widerlegen kann: Saliß kann ſich nicht ſo kompromittiren. -- In Heidesheim bin ich gröſstentheils Augenzeuge der Komödien geweſen, welche da unter dem Namen der Erziehung ſind geſpielt worden: ich kannte alle Schritte, die der Doktor, und ſeine Geſellen thaten, und habe nach ſeinem ſchnellen Abzug vom Philanthropin, alle Nachrichten von Dürkheim, und ſonſther erhalten, -- welche zur Ergänzung der geheimeren Geſchichte unſers Doktors und ſeiner Unternehmungen oder wie er es nennt, ſeiner Wirkſamkeit, in jenen Gegenden gehört.

Dieſes war nöthig voraus zu ſagen: denn nun wird mir jedermann zutrauen, daß ich die Wahrheit ſagen kann, und für meinen guten Willen bürgt mir meine Liebe zur Wahrheit, welche ich gewiß nirgends weniger beleidigen möchte, als bey der Unterſuchung der bahrdtiſchen Biographie.

So viel für die Einleitung, nun zur Sache.

Zweiter

Zweiter Brief.

Ich fange beym vierzehnten Kapitel des zweiten Bandes an, wo Herr Bahrdt ſeinen Abzug aus Erfurth erzählt. Man erfährt da gar nicht, wie Herr Bahrdt in Gießen bekannt geworden iſt, warum er eine Vokation dahin bekommen hat. Er ſagt S. 137. weiter nichts, als: „gera„de in ſolchen (wegen ſeiner Schulden und der Ei„ferſucht ſeiner Frau) trüben Augenblicken erhielt „ich einen Brief von dem damaligen Superinten„denten, und Profeſſor Bechtold in Gießen, in „welchem er mir die vierte Stelle der theologi„ſchen Fakultät antrug.“ Das iſt alles, was er von ſeiner Vokation ſagt, aber der Brief war nicht ſo ganz unvermuthet. Herr Bahrdt war, wie man zum Theil ſchon aus der Biographie ſehen kann, in Erfurt in einer gar ſehr traurigen unbequemen Lage. Seine Beſoldung war ſehr geringe, ſeine Ausgaben hingegen ſtark, und das durch ſeine Heurath gehoffte Geld war nicht nach ſeinem Wunſch ausgefallen. Daher ſehnte er ſich nach einem beſſern Brod, welches ihm keineswegs verdacht werden kann. Zudem kam noch die Feindſchaft der Erfurther Profeſſoren, jener Schafsköpfe, welche wirklich einen ſonſt ehrwürdigen Namen durch ihr von lauter Habergrütz im Hirn zeugendes Betragen proſtituirten. Dieſe Menſchenkinder hörten nicht auf, Bahrdten zu necken, d. i. auf ihn und ſein Betragen genau Acht zu haben, ſeine leichtſinnige Streiche, die Bolmanniaden, die Hakſchereien (Siehe Pott S. 216.) und dergleichen aufzuſpähen, und alles brühheiß an Ort und Stelle anzubringen. Daher bekam dann der gute Doktor häufig Naſen, und manchmal drohte man ihn gar mit dem Fortſchicken, welches beſonders geſchehen iſt, als die theologiſche Fakultät, wegen des Bacchanals im Bolmannſchen Hauſe bey der Regierung Vorſtellungen that. Denn das Collegium Zotologicum — ſo nannten ſich die Herrn Riedel, Bahrdt, Bolmann u. a. — ließ ſichs einſtmals einfallen mit einigen Damen nackend zu tanzen: es war ſehr heiß, und ihnen daher nicht ſo ſehr zu verargen, da ſie doch ohnehin nichts heimliches für einander haben mochten; aber der Teufel machte ſein Spiel, und die Sache kam aus. Man kan denken, welcher Triumph dieſes für die Erfurter Theologen war; denn dieſe dachten, wenn ſie es nur anzeigen würden, ſo würden die Profeſſoren, welche Glieder des Collegii Zotologici wären, ganz gewiß wenigſtens kaſſirt werden. Allein man dachte auf Seiten der Regierung zu aufgeklärt, als daß man ein Ballet à cru für ein crimen laesae majestatis hätte halten ſollen, und ſo kamen die Herrn mit einem derben Wiſcher davon. Herr Bahrdt hat dieſe und ähnliche Scenen ſeinen vertrauten Freunden mehrmals ſelbſt erzählt. Doch ich will ja von Erfurt nichts ſchreiben, weil ich nicht dageweſen bin, wenigſtens damals nicht, als Herr Bahrdt die daſige Univerſität zierte.

In dieſer Verlegenheit ſchrieb nun Bahrdt nach allen Univerſitäten, wo er hoffte angeſtellt werden zu können. Man muß wiſſen, daß Bahrdt ſich durch einige Schriften, beſonders durch die theologiſche Moral, die bibliſche Dogmatik und die Hexapla Origenis nicht übel bekannt gemacht hatte: freilich ſind alle dieſe, und, ich ſetze hinzu, alle ſeine Schriften überhaupt, keine Meiſterſtücke, und riechen nicht ſtark nach der Lampe, indeſſen zeugen ſie doch von einem herrlichen Kopf, daß man ſehr partheiiſch oder vernagelt ſeyn muß, wenn man bey Leſung derſelben nicht einen Mann gewahr wird, der der Litteratur, und der freieren Gelehrſamkeit – ſehr nützlich werden kann. Da war es nun ſo kein großes Wunder, daß man auswärtig an ihn dachte, und ihn zu employiren ſuchte. Ich habe einmal gehört, daß er große Hofnung ſoll gehabt haben, nach Halle vocirt zu werden, daß aber der ſelige Semler ſich darwider geſetzt hätte. Bahrdt erzählt nichts davon in ſeiner Biographie; iſt es aber dennoch wahr, ſo muß ers vergeſſen haben: denn ſonſt würde er es gewiß angebracht haben, um Semlers Karakter anzuſchwärzen. Wenn es aber auch andem iſt, ſo muß Semler, wo nicht gerechtfertigt, doch entſchuldigt werden: der Mann hatte eine hohe Idee von der Würde eines Profeſſors, und von dem Anſehen der Univerſität, er glaubte, daß Profeſſorwürde im Allgemeinen und auctoritas academica von dem leichtſinnigen und ungeſezten Betragen einzelner Lehrer allemal erſchüttert und beeinträchtiget würde. Nun wußte ja Semler die Leipziger Geſchichte mit Bahrdt, er hatte vielleicht von Erfurt aus eins und das andere gehört -- doch das alles geht uns hier nichts weiter an. Genug Herr Bahrdt ſchrieb an mehrere Univerſitäten und Univerſitäts-Curatoren, und traf es endlich in Gießen. Der Curator der Univerſität, der Geheimerath Heſſe (nicht von Heſſe wie Bahrdt immer ſchreibt; er müßte dann hernach ſeyn geadelt worden, damals, und lange hernach, war er es noch nicht), war ein heller Kopf, der im Klopſtockſchen Metrum, aber leider nicht mit Klopſtockſchem Geiſt, Verſe machte, bey ſeinen vielen Arbeiten, doch dann und wann eine Recenſion über belletriſtiſche Bücher nach Berlin ſchickte, um ſie der All. D. Bibliothek inkorporiren zu laſſen, und der die alte Orthodoxie blos deswegen haßte, weil ſie anfing, bey den Belletriſten außer Mode zu kommen: dieſer Curator, Herr Heſſe, hatte dem D. Bechtold in Gießen den Auftrag gegeben, zu der erledigten zweiten Stelle in der theologiſchen Fakultät einen tüchtigen Mann vorzuſchlagen. Bechtold iſt ein Politikus, Herr Bahrdt hat das ſelbſt erfahren, er wuſte, daß wenn er einen ſteifen Orthodoxen vorſchlüge, Heſſens Zutrauen verlohren ging, und im Grunde, wars ihm gleich viel, wer in Gießen lehrte, wenn nur er weiter hinauf rückte, und die zweite Stelle bekam, die vierte mochte haben, wer da wollte. Er ſchlug alſo Bahrdten vor, und der Curator nahm den Vorſchlag an, doch ſollte vorher die Fakultät darum befragt werden. Benner und Schwarz widerſetzten ſich, allein da der ſelige Erneſti in Leipzig, welchen Bechtold mit Briefen bombardirte, unſern Doktor von verderblicher Ketzerei losſprach, auch ſeinen moraliſchen Karakter nicht geradehin ſchlecht nannte, ſo konnte nun der Curator durchdringen, und Bahrdts Vokation vom Landgrafen confirmiren laſſen. So kam Herr Bahrdt nach Gießen. Was er S. 139. und 140. daher ſagt, daß, wenn er weniger betriebſam geweſen wäre, er nicht vierter, ſondern zweiter Profeſſor hätte werden können, iſt grundfalſch. Bechtold war, wenn man die Sache recht anſieht, an ſeiner Vokation nach Gießen allein Schuld, dieſer durfte nur die Hand abziehen, und Herr Bahrdt blieb in Erfurt: aber er ſtellt ſich immer, als wenn ſich die ganze Welt zu allen Zeiten um ihn geriſſen hätte, welches doch niemals der Fall war.

S. 142. findet ſich ein Pröbchen, mit welcher Genauheit Hr. Bahrdt ſeine Biographie abgefaßt hat: er ſagt er ſey über Berg, Hirſchfeld und Butzbach nach Gießen gefahren. Letztere Stadt liegt gar nicht auf dieſem Wege, ſondern noch vier Stunden weiter hin nach Frankfurt zu, und die beyden andern heißen Berka und Hersfeld.

S. 143. ſchildert unſer Dokter den alten Doktor Benner in Gießen. Die Schilderung iſt wirklich ganz ſcheuslich, und der Feder würdig, aus der ſie geſtoſſen iſt. Weil Benner ein Anhänger des alten Syſtems, und Herrn Bahrdts Gegner war, ſo muß er ſich noch nach ſeinem Tode ſo abſcheulich behandeln und herabwürdigen laſſen. Sie kennen mich, mein Beſter, und wiſſen, daß ich für meine Perſon keine ſogenannte Kirchenreligion habe, daß ich das nicht glaube, was in den ſymboliſchen Büchern ſteht, eben ſo wenig als das, was Hr. Bahrdt zu ſeinem Glauben gemacht hat, aber ich laſſe alle Leute gehn, ſie mögen denken was ſie wollen, wenn ſie mich nur in Ruhe laſſen. Warum thut das Hr. Bahrdt nicht? Womit hat der gute alte Benner das um ihn verdient, daß er ihn ſo fürchterlich abmalt? Oder iſt es vielleicht genug, daß man ordothox und ein Antagoniſt von Herrn Bahrdt und Conſorten iſt, um ſich als ein abſcheulicher Kerl anſehen und beſchreiben laſſen zu müſſen? Beinahe ſcheint das ſo: Doch zur Sache zurück.

Benner war kein ſolcher Bube, wie Bahrdt ihn beſchreibt: ich hab ihn ſelbſt und beſſer gekannt als der Dokter; Benner verſtand keine niedrige Cabale, ſondern ſchrieb, ehe Bahrdt nach Gießen kam, geradezu an den Curator Heß: **der Erfurter Profeſſor ſcheint an der Gottheit Chriſti zu zweifeln u. ſ. w. deswegen wäre mein Rath, ihn wegzulaſſen.** War das ein Verbrechen? Benner war ja nicht Curator, er ſagte nur dem Curator ſeine Meinung, und dieſer mußte nun nachſehen, was zu thun und zu laſſen war. Dadurch hat der Mann noch nicht verdient, daß man ihn als einen wahren Nachfolger des Lojola voller Ränke und Intriguen — und in Seligkeit ſchwimmend, wenn er einen recht ängſten und quälen konnte — und beide Augen, wenn er lachte oder vielmehr grinzte, mit hundert Falten umkränzt — beſchreibt. Pfui über das Portrait! das aber dem guten Benner nicht ähnlich ſieht.

S. 144. wird erzählt, Benner ſey, wenn die Betglocke zum Vater Unſer kommandirte, gewöhnlich auf der Gaſſe geweſen, ſey beym erſten Anſchlage, wie vom Blitze gerührt, ſtehen geblieben, habe vor großer Devotion den Hut vors Geſicht gehalten, und wenigſtens fünf Minuten an ſeinem Vater Unſer gebetet. Ei, ei, Herr Doktor, wo iſt dann in Gießen eine Betglocke? Wiſſen Sie denn nicht, daß in ganz Heſſen-Darmſtädtiſchen Antheils die Bethglocke gar nicht gebräuchlich iſt? Wenn Sie künftig wieder einen Mann mit der Betglocke, der zum Vater Unſer kommandirt, proſtituiren wollen, ſo erzählen Sie von einem Orte, wo eine Betglocke wirklich iſt.

Eben ſo erdichtet iſt das, was gleich folget: „Benner hätte Neubauern, Rambachen, Stephen, „Müllern (ſoll doch wohl Stephan Müllern heißen? denn nie war ein Profeſſer Stephen in Gießen, oder meint der Herr Doktor vielleicht den Oehlmüller Stephen, bey dem ſich die wezlariſche Waare dann und wann aufhielt?) „den Kanzler Pfaff,

„und Gott weiß wie viele todtgeärgert.“ Mein Gott wie ſollte Benner haben können Rambachen todt ärgern? der war ja ſchon todt ehe Benner in Gießen Profeſſor wurde. – Ich will übrigens den alten Doktor nicht fehlerfrei machen: ich kannte ihn als einen alten Orthodoxen, der jede Abweichung vom kirchlichen Lehrſyſtem für eitel Kezzerei hielt, und der folglich gern polemiſirte: aber immer polemiſirte er mit Beſcheidenheit und niemals mit Sarkasmen und Schnickſchnack, niemals ſchimpfte er auf ſeine Gegner. Ich habe ſeine wider Hr. Semlern gerichtete Schrift ſuffragium pro divinitate I. C. ex Rom. 9, 5. geleſen, und mich über die Schonung gefreut, womit Benner ſeinen ihm freylich überlegenen Gegner behandelt. Auſſer der Orthodoxie liebte Benner auch nach Art der alten Leute das Geld, er gab daher keinen Schmaus, und eben dieſes muß in unſers Doktors Augen kein kleines Verbrechen geweſen ſeyn. Uebrigens war Benner ein Mann von unbeſcholtenem Karakter, ehrlich und dienſtfertig; verdient daher die unwürdigen Titel, welche Bahrdt ihm giebt, durchaus nicht. Aber, wird man fragen, warum haßt ihn denn der Dokter ſo ſehr? Warum ſchimpft er denn ärger auf ihn, als ein erbittertes Hökerweib? Ich werde dieſes leicht erklären können. Benner wußte viel, ſehr viel, wie Bahrdt ſelbſt geſteht; war ein Genie, und konnte daher leicht einſehen, was hinter einem Manne ſteckte, der ſich unter die erſten Gelehrten unter die Genies vom erſten Range rechnete. Er fand bald, daß Bahrdt gar der Mann noch nicht war, für den er gehalten ſeyn wollte, und von Vielen wirklich gehalten wurde. Dieſe Bemerkung theilte er ohne Scheu jedem mit, der ihn befragte, oder mit dem er auf dieſen Punkt zu reden kam. Hierdurch mußte er unſers Doktors Eigenliebe natürlicherweiſe kränken, und ſich ihn zum Feinde machen. Ueberdieß nahm ſich auch Benner, wie er mir ſelbſt erzählt hat, einigemal die Freiheit mit Hr. Bahrdt zu diſputiren, und ihn durch allerhand Sophiſmen in die Enge zu treiben, bey welcher Gelegenheit dieſer allemal in Machtſprache und Invektiven ausbrach, und von dem alten Dialektiker weidlich ausgelacht wurde. Das waren ſo die Urſachen, des vatinianiſchen Haſſes, den Bahrdt gegen Bennern hegte, und ſchon ſo mannigfaltig geäußert hat: vielleicht kamen noch andre mir unbekannte Gründe dazu, wenigſtens hat die unverſchämte Fama ehemals in Gießen ausgeſprengt, Hr. Bahrdt habe von dem alten Capitaliſten wollen Geld borgen, und habe hernach, da ihm ſelbiger keins gegeben, ſeinen Geiz aller Orten herumgenommen: ich laſſe dieſe und andre Anekdoten dieſer Art dahingeſtellt ſeyn.

Hr. Bahrdt verſichert von S. 145. an, daß er durch eine einzige Predigt alle üble Gerüchte, die der alte Jeſuit Benner ſollte ausgeſtreut haben, niedergeſchlagen, das Volk für ſich umgeſtimmt, und gewonnen habe. Das mag ſeyn; aber die ganze Erzählung dieſes Umſtandes iſt ſo voll Dünkel und Eigenlob, daß man ſie ohne Verdruß und

Ekel nicht leſen kann. Man höre ihn ſelbſt, und urtheile von des Mannes unbändiger Ruhmredigkeit. „Meine Anzugspredigt," ſpricht er S. 149. „konnte nie die erſtaunende Veränderung in den Geſinnungen des Volks hervorbringen, wenn nicht die Allmacht der äußerlichen Beredſamkeit die Herzen bezaubert, und hingeriſſen hätte. Das war es eigentlich, was der große Haufe anſtaunte, was ihn erſchütterte, was ihm Bewunderung und Achtung einflößte. Sie hatten ſo was in ihrem Leben noch nicht gehört —— Ich war dort eine Seltenheit, wo die **Saalbaderey** zu Hauſe iſt. Denn in Gießen, ſo wie im ganzen Umkreiſe war nicht ein einziger erträglicher Prediger zu hören und zu ſehen. Der D. Benner ſelbſt krähte wie ein Hahn, und ſchüttelte alles aus dem Ermel, weils für die Gießer, wie er meinte, gut genug war. Der D. Bechtold hatte nur zwey Töne, welche zwey Oktaven auseinander waren. Mit dem Tiefen deutete er ſein Piano an, mit dem Höhern aber ſein Fortiſſimo, ſo daß einem die Ohren wehe thaten. Und ſo waren alle unter der Kritik. Was Wunder, daß ich ſo ſtarke Eindrücke machte, da ich einen lichtvollen, und zugleich rührenden Vortrag mit einer angemeſſenen und richtigen Deklamation begleitete."

Was Herr Bahrdt von Gießen ſagt, gehört zwar eigentlich nicht hieher: doch muß ich einiges beſſeren, was er aus Vergeſſenheit, oder auch mit Fleiß —— das iſt gleich viel —— hingeſchrieben hat. S. 145. ſagt er, daß in Gießen ſtehende Regiment ſey über 1600 Mann ſtark: ſoll wohl 600 Mann heißen. Das Gießer Kreis-Regiment iſt eins von den ſchwächſten in Darmſtädtiſchen Dienſten, und wird auch am ſchlechteſten unterhalten, da es Reichstruppen ſind, welche, ſobald es die Noth erfordert, zur Reichsarmee ſtoßen müſſen. Die Officire des Regiments ſitzen den ganzen Tag, wenn ſie nicht im Dienſt ſind, in den Bierſchenken, auf dem Schießhaus, und auf den Dörfern, machen mit den Studenten und Philiſtern Brüderſchaft, und ſpielen Tarock 6 Marken a einen Pfennig. Damals war blos der General von **Rothberg** und der Oberſte von **Zangen**, nebſt einem Lieutenant, einem Sohn des Oberſten, adelich; alle andre Officire hatten von der Muskete auf gedient, und waren durch ihren langen Dienſt endlich zu Chargen geſtiegen.

Es giebt in Gießen eben keine Menge adelicher Familien, wie unſer Doktor S. 155. verſichert. Ich kenne keine Stadt, wo weniger Adel wohnt, und wo er NB. weniger geehrt und hervorgezogen wird, als eben Gießen.

Mit Kollegiis war nichts zu verdienen, ſagt der Verfaſſer S. 157. und doch werden in Gießen wenig Collegia freygegeben. Das Freyrennen der Lehrſtunden, welches in Halle und Leipzig ſo ſehr gemein iſt, iſt in Gießen gar nicht Mode: am wenigſten hat Herr Bahrdt freygegeben, da er wirklich, wie ich mich noch recht gut erinnern kann, auf das Prännumeriren drang.

S. 159. rühmt Herr Bahrdt die Freundſchaft des Kanzler **Kochs**, und ſchildert dieſen Mann, wie folgt: „ er war ein Mann von dem beſten Herzen, von recht guter Laune, und von ausgebreiteten, beſonders litterariſchen Kenntniſſen. Er war ganz für Freundſchaft gemacht“ u. ſ. w.

Ich werde hier eine etwas weitläuftige Digreſſion machen, und einige Anekdötchen von Herrn Koch erzählen, um meine Leſer in den Stand zu ſetzen, von dem moraliſchen Karakter dieſes großen Protecktors unſers Bahrdts zu urtheilen; denn was ſeine Gelehrſamkeit anbelangt, die mögen ſie aus Herrn Schotts in Leipzig Bibliothek kennen lernen.

Koch iſt ein geborner Waldecker; er hat in Jena ſtudirt, und da ehemals als Doktor juriſtiſche Kollegien gehalten. Weil er ſehr arm war, ſo ließ er ſich gerne von einer Wittwe unterhalten, und verſprach ihre Tochter zu heyrathen, ſobald er ein Amt und Brod hätte. Die Tochter, welche in Hr. Koch ihren künftigen Gatten ſah, trug kein Bedenken, ſich mit dem jungen Doktor in eine nähere Vertraulichkeit einzulaſſen, und ward ſchwanger. Das Mädchen, welches ſie zur Welt brachte, wurde auf Kochs Namen getauft, und ſo lang er in Jena war, erkannte er ſie für ſein Kind. Indeſſen wurde ſeine Gelehrſamkeit bekannter, und der Profeſſor Eſtor in Marburg rekommendirte ihn an den Landgrafen von Darmſtadt zu einer Profeſſorſtelle nach Gießen. Koch ging dahin, vergaß, wie natürlich, ſeine Jeniſchen Bündniſſe, ſeine Braut, und ſeine Tochter, und heurathete die ſchöne Tochter des Superintendenten Liebknecht. Die Tochter des Herrn Profeſſors kam im Jahr 1775 nach Gießen: ich habe ſie ſelbſt geſehen, es war ein allerliebſtes Mädchen. Der Vater, ſtatt ſie zu unterſtützen, jagte ſie von ſich, und drohte ihr, ſie durch den Rathsdiener Ma[illegible] fortjagen zu laſſen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt trollte. Hanchen, ſo hieß ſie, mußte fort, und kam zurück nach Jena, wo ſie ein liederliches Leben aus Noth anfing, und in kurzer Zeit eine perfekte Gaſſenhure ward. Ich traf ſie vor 5 Jahren in Le[illegible]ſtädt bey Jena an, wo ſie mir mit Thränen in den Augen ihre gräßliche Lage erzählte, und die Hartherzigkeit ihres Vaters anklagte, durch deſſen verſagte Hülfe ſie zur Liederlichkeit verführt, und ins Elend geſtürzt worden wäre: ſie ſagte mir dabey, daß ſie mehrmals an ihn geſchrieben, aber niemals einige Antwort zurückerhalten hatte. ‒‒

Tonk

Das iſt eine Anekdote, nun folgt noch eine. Im Sommer des Jahres 1776 ging die Tochter des Herzogs Alexander von Würtenberg mit ihrem Vater durch Gießen, auf ihrer Reiſe nach Rußland, wo ſie mit dem Großfürſten ſollte vermählet werden. Die Studenten waren von der Ankunft dieſer Prinzeſſin unterrichtet, und wußten, daß ſie im Poſthaus übernachten würde: ſie beſchloſſen

ſchloſſen daher, ihr eine Serenate, wie man nämlich dergleichen in Gießen haben kann, zu bringen, und zwar mit Fackeln. Man machte alle Vorbereitungen zu dieſer Feierlichkeit, und das Geld wurde ſchon en avance kollektiret. Faſt die ganze Gießer Burſchenſchaft nahm Theil an dieſer Feſtivität, wo es einmal nach Burſchenausdruck, recht **honorig** zugehen ſollte. Der Profeſſor Ouvrier, der damals gerade Rektor der Univerſität war, lies gegen Abend einen Anſchlag ans ſchwarze Brett heften, worinnen er alle Solennitäten, und namentlich die Serenate und die Fackeln verbot. Herr Ouvrier hatte ſich zu dieſem Schritt durch ſeine Empfindungen verleiten laſſen. Er war ehemals Lehrer der fürſtlichen Kinder in Darmſtadt geweſen, und hatte folglich auch die erſte Gemahlin des Großfürſten unterrichtet: nun ſchien es ihm unrecht, daß man ſich über die Ankunft einer andern Prinzeſſin freuen, und dieſe Freude öffentlich bezeugen ſollte, welche jener an der Seite des Großfürſten folgte. So ſchloß Herr Ouvrier, und en conſequence verbot er die Muſik. Die Anführer waren auf einem Billard, oder vielmehr auf dem Billard -- denn es iſt nur eins in Gieſſen -- verſammlet, und hielten Rath, was zu thun wäre: endlich gings dahin aus, daß troz des Verbotes die Muſik gebracht werden ſollte. Lang aus dem Naſſauſchen, und Bohy ein Mümpelgarder waren die vornehmſten Anführer. Die Serenate wurde aufgeführt, und wir hatten die Ehre, daß der Herzog und ſeine Tochter die ganze Zeit über am Fenſter ſtunden, und ſich hernach gegen uns alle öffentlich bedankten. Der Herzog hatte befohlen, daß den Burſchen -- ſo heißen die Studenten in Gießen -- ſo viel Wein, als ſie nur trinken wollten, im Poſthaus ſollte gereicht werden, und man denkt leicht, daß wir nicht ſo nüchtern abzogen, als wir gekommen waren. Sofort gings ans ſchwarze Brett, welches herabgeriſſen, und zerſchlagen wurde, andrer Exceſſe zu geſchweigen, die von den Studenten in jener Nacht verübt wurden, beſonders hatte der gute Eulerkapper -- alle Gießer wiſſen wohl, wer das iſt -- ſeine liebe Noth, nicht eine Scheibe blieb ihm ganz. Am folgenden Morgen citirte der Rector Langen und Bohn, nebſt einigen andern, welche den vorigen Abend die Anführer bey der Serenate gemacht hatten zu ſich ins Haus, und als ſie nicht erſchienen, lies er ſich des Nachmittags auf ein deshalb expres verſammeltes Concilium fordern. Lange war indeſſen ſchon in Butzbach, wo ſich der Kanzler Koch aufhielt, geweſen, und hatte von dieſem die Zuſage erhalten, daß Er, der Kanzler, die Burſche ſchützen wollte, und wenn auch der hölliſche Satan Rektor wäre. Mit dieſem Troſt war Lange zurückgekommen, und hatte dadurch den Studenten unglaublichen Muth eingeflößt. Auf dem Concilium vertheidigten ſich Lange, Bohn und die andern, welche waren gefordert worden, mit aller nur möglichen Inſolenz, und das Concilium beſchloß, ihnen an der Zahl dreyen, das Concilium abeundi zu geben auf ein halb Jahr. Nun ging der Spektakel los. Die Nacht durch wurde fürchterlich gelärmt, und als der Rektor bey dem Commendanten um Hülfe bitten lies, erhielt er abſchlägliche Antwort; die Studenten vertheidigten blos ihre Rechte, und man könne ſie darinnen nicht ſtören. Sobald es Tag war, ſahe man hin und wieder Zettel angeſchlagen, des Inhalts, daß alle und jede Burſche, welche, bevor man eklatante Satisfaction erhalten hätte, noch Collegien beſuchen würden, erzinfame H.... und Draſtica — ein damals in Gießen bekannter Schimpfname — wären, daß man ſie mit der Hetzpeitſche begrüßen würde, daß jeder rechtſchaffne Student ſich um 11 Uhr auf dem Brand einzufinden hätte u. ſ. w. Um 11 Uhr wimmelte der ganze Brand von Studenten; die Hautboiſten vom Regiment waren gemiethet, und man beſchloß auszuziehen. Einige luſtige Brüder hatten bey den in Gießen liegenden Huſaren alte Wämſer und Säbel geborgt, und große Bärte ſich mit Kühnrauch in die Geſichter gemalt. Dieſe luſtigen Brüder waren zu Pferde und machten die Anführer, Adjutanten, und Schlieſſer dieſes komiſchen Ausmarſches. So gings zum Thor hinaus, nach Kleinlinden, wo die Nacht kampirt, und allerhand Streiche verübt wurden. Des andern Tags lies der Kanzler Koch die Studenten bitten, wieder nach der Stadt zu ziehen, und ihre Collegia zu beſuchen, denn er wollte ihnen vollkommene Satisfaction verſchaffen. In der That berichtete er die ganze Sache, nach ſeiner Art nach Pirmaſens an den Landgrafen, und etwa

10 Tage hernach kam die Reſolution, daß die Studenten, welche das Concilium abeundi bekommen hatten, ungetaſtet bleiben ſollten: daß das Rektorat dem Profeſſor Ouvrier abgenommen, und dem D. Bechtold gegeben werden ſollte u. ſ. w. Das war doch alle mögliche Genugthuung: wer aber die Sache genauer überlegt, findet ſie nichts weniger, als gerecht: Ouvrier hatte wohl einen Wiſcher, aber nicht Abſetzung verdient, und der ausſchweifende Muthwillen der Studenten mußte allemal geſtraft, wenigſtens nicht geſtärkt, und gerechtfertigt werden. Allein — Herr Koch haßte den Profeſſor Ouvrier wegen ſeiner Frau, einer Tochter des Geh. Raths Miltenberg in Darmſtadt, er fand eine Gelegenheit ihn anzuſchwärzen, nutzte ſie nach ſeiner Art, und der gute Ouvrier mußte unterliegen.

Nun, lieber Leſer, urtheile von dem herrlichen Karakter, von dem guten Herzen des Kanzlers Koch in Gießen, und iſt Dir das noch nicht genug, ſo ließ ſeine inſtitutiones juris criminalis, bey welchen jeder, der Menſchengefühl hat, ſchaudern muß!

Von der Eiferſucht der Frau Bahrdt, worüber ihr Eheherr ſo bitter klagt, ſpreche ich hier nicht: ich werde einen eignen Brief über dieſen Gegenſtand ſchreiben.

S. 165. klagt Herr Bahrdt, daß in Gieſſen die Pedanterie, auf alle drey hohe Feſte ein

Programm zu ſchreiben, unter den Theologen geherrſcht habe. Iſt denn das nicht auf allen Univerſitäten ſo? Warum muß es gerade in Gießen Pedanterie ſeyn.

S. 166. iſt unrichtig geſagt, daß der M. Schwarz ſey von Bennern nach Butzbach als Metropolitan geſetzt worden. Schwarz kam nach Grünberg, und von da nach Alsfeld, wo er vor einigen Jahren geſtorben iſt. Falſch iſts übrigens, daß Benner ein Freund dieſes – gewiß in aller Rückſicht elenden Schwätzers – geweſen: Benner liebte Nüchternheit und Keuſchheit, und M. Schwarz war ein Meiſter im Saufen, und ein eingemachter H. . . jäger. Sonſt iſt er der Verfaſſer einiger Broſchüren, und eines Kompendiums der Kirchenhiſtorie: miſerablers, als Schwarzens Geſchmier, kann man gar nichts antreffen.

„Der Profeſſor Schulz, heiſt es S. 166. ſchien anfangs mein Freund zu ſeyn, als er aber D. Benners jüngſte Tochter, ihrer ſeltnen Fleiſchigkeit halben, ehlichte, wurde auch dieſer anderes Sinnes, und – ſetzte zwar äuſſerlich die Freundſchaft fort, benutzte ſie aber, mich auszuforſchen, und jedes unbehutſame Wort dem Alten zuzutragen, und zu vielen Zänkereien Gelegenheit zu geben.“

Der Profeſſor Schulz iſt ein Mann, der ſich auf ſeine Kenntniſſe eben ſo viel einbildet, als

Bahrdt nimmermehr thun kann. Bahrdt ſprach nicht zum beſten in Geſellſchaften von ſeiner Gelehrſamkeit, und dadurch entſtund Mismuth bey Schulzen. Außerdem las Schulz Exegetica, Bahrdt auch; dieſer hatte mehr Zulauf als jener: Urſache genug ihn zu haſſen. Benners Tochter iſt zwar Schulzens Frau, aber er hat ſie wider den Willen ihres Vaters geehlicht, und Benner war niemals Schulzens Freund, ſie kamen gar nicht zuſammen, daher iſt die Klatſcherey, wovon Herr Bahrdt ſpricht, eine Erdichtung. Schulz hat ſeine Frau des lieben Gelds wegen, welches er über alles liebt, genommen, hat aber ſehr übel für ſeine Ruhe geſorgt, denn ſein Weibchen iſt einigemal von ihm gelaufen, und noch vor etwan 8 Jahren mit einem Studenten durchgegangen. Er hat deswegen actionem adulterii, oder wie man dergleichen Scandala auf juriſtiſch heißt, wider ſie angeſtellt, die Klage jedoch zurück, und die Frau wieder angenommen, weil eben der alte Benner ſtarb, und eine reiche Erbſchaft zu theilen war.

Dritter Brief.

In meinem vorigen Briefe habe ich einige von Herrn Bahrdts Bekanntſchaften in Gießen die Revüe paſſiren laſſen: ich wollte die andern, welche er anführt, übergehen; da ich aber noch eins und das andere anzumerken finde, ſo will ich die reſtirenden auch noch mitnehmen.

Profeſſor Böhm S. 176. lebte ſehr ſtille und eingezogen, gab keine Gaſtereien, ſpielte nicht, und lebte mit aller Welt in Frieden; docirte übrigens Wiſſenſchaften, worinnen Hr. Bahrdt wenig zu Hauſe war; darum blieb er immer von unſerm Doktor entfernt. Die Herrn Gazert, Höpfner und Jaup gingen nur, wie man ſagt, von Haus aus mit Bahrdten um, daher ſagt er auch nichts Gutes und nichts Böſes von ihnen, und ſo mache ich es dann auch.

Aber von dem D. Bechtold, der ſchon einigemal da geweſen iſt, macht er S. 167 eine nicht unebene Schilderung, die ich nicht widerlegen, ſondern nur ergänzen will. Bechtoldt war ſonſt ein Nachbeter des orthodoxen Lehrbegrifs, hat ſich aber herumſtimmen laſſen, und raiſonnirt jetzo auf die heiligen Dogmen, was das Zeug hält. Ich kam vor ungefähr vier Jahren auf einer Reiſe durch Gießen, und hörte da zu meinem Erſtaunen, daß der Mann, der ſonſt über Gunneri Inſtitutiones Theol. Dogmaticae las, der die ſchönen Programmen Calvinianorum Deus a ſana ratione abhorrens — Hr. Bahrdt hat S. 168. die Titel dieſer Wiſche unrecht angegeben — und das allerliebſte Examen ſententiae Taylorianae geſchrieben hatte, nun den ganzen Plunder von Dogmen, die Erbſünde, mortem Jeſu vicariam, trinitaet, communicationem idiomatum etc. etc. brevi manu von ſich wies, und ſich quodammodo über dergleichen Grillerein ſo explizirte, daß der Adverſarius gar nichts cum grano ſalis dawider haben könnte. — Vergeben Sie mir das buntſcheckige Deutſch, es iſt ſo, wies Hr. Bechtoldt auf dem Katheder ſpricht. — Ich wunderte mich ſehr über dieſe Metamorphoſe, man berichtete mir aber, daß Bechtold ſeit einiger Zeit Steinbarts Glückſeligkeitslehre, und einige andre Bücher geleſen hätte, dadurch ſey er bekehrt worden. Denn da er weder ein großer Kopf noch gelehrt iſt, ſo konnte er unmöglich durch eignes Nachdenken ſein Syſtem beſſern: ehemals betete er Orthodoxie nach aus dem Gunner, jetzo macht ers mit der Heterodoxie eben ſo, er betet ſie aus den Steinbart nach. Sonſt iſt er ein Menſch, der ſich meiſterlich verſtellen kann, falſch und tückiſch im höchſten Grad. Da er Schäfereien und Güter beſitzt, ſo iſt die Oekonomie ſein Hauptſach, und ſein Reichthum iſt ſo bekannt, daß ſeine Töchter, ſobald ſie nur en vogue waren, ſogleich brevi manu weggingen, und fleißig recherchirt wurden. Zu meiner Zeit machte ein Gießer Student ein Epigramm auf den Ehrenmann, welches damals fleißig in die Stammbücher geſchrieben wurde.

Herr Stax iſt euch ein ganzer Mann!
Schaut nur 'nmal ſeine Bücher an:
Da ſteht der König, Hollaz, Beier,
Der Kommentar zum Pſalm vom Geier,
Viel Werks ad Hermeneuticam,
Vitringa in Ieſaiam:
Kurz er iſt wie der Schmul *) verſehen
Mit Büchern; könnt er ſie verſtehen,
Dann wär er erſt ein rechter Mann!
Ein : , , : thut mehr als er kann!

Aber Bechthold mag ſeyn wie er will; Bahrdt hätte ihn nicht ſollen heruntermachen. Er war ihm Dank ſchuldig, und das recht ſehr großen Dank. Bechthold hatte ihm zu ſeiner Stelle in Gieſſen im recht eigentlichen Sinn verholfen, hatte die von der Univerſität wider ihm einzugebende Vorſtellung, ſo viel an ihm war, mitigirt, hatte ſeiner ſich öffentlich angenommen, um ſeinetwillen an den D. Erneſti nach Leipzig geſchrieben, und die Briefe, wo er hinkam, öffentlich vorgewieſen, – ferner hatte er ihm ein anſehnliches Reiſegeld ausgewirkt, hatte ihm in Gießen Geld vorgeſchoſſen, welches, wie ich zuverläßig weiß, noch nicht gänzlich bezahlt iſt – alles dieſes hatte Bechtold an Bahrdten gethan.

und

---

*) Ein Bücherjude in Gießen.

und dafür belohnt er ihn mit Undank. Der Sittenlehrer beklagt ſich ſo oft über die Undankbarkeit anderer, eines Pott, Röpers, und mehrerer, um die er ſich doch eben nicht ſehr verdient gemacht hat, und iſt ſelbſt aufs ſchwärzeſte undankbar gegen Männer, welche ihm alles thaten, was ſie konnten – blos um ſeine Satire auszulaſſen und einige Blätter in ſeinem Roman voll zu machen. O über den Mann mit der moraliſchen Religion!

Hier noch ein Pröbchen der Art! S. 169. macht er ſich über den alten, redlichen Prof. extraord. Diez luſtig. Der gute Mann hatte Bahrdten ein Capital von 150 Fl., wo ich nicht irre, vorgeſchoſſen, ihn nie gedrückt, ja nicht einmal ſein Geld gefordert. Als Bahrdt nach Marſchlinz abging, ſchrieb er an ihn, und bat, ihm nun ſein Geld, das er nöthig hätte, – Der ehrliche Mann war nicht reich, und hatte eine gar geringe Beſoldung von ſeiner Predigerſtelle: denn die Profeſſur trug ihm gar nichts ein – zuzuſtellen. Bahrdt verſprach auf ſeine NB. Ehre, die Schuld noch vor ſeiner Abreiſe zu bezahlen, ging aber fort ohne es zu thun, und Dietz hatte das Nachſehen. Nachher hat Dietz die Bahrdtiſche Verſchreibung, mit einigen Billets einem Studenten aus dem Elſaß geſchenkt, ob er vielleicht vom Doktor, der damals in Heidesheim war, etwas herausbringen könnte: allein alle Mühe war vergebens, der Doktor verſprach zu zahlen, endlich wurde er grob und – zog nach Halle. Ich kann auf Befragen den Mann, welcher Bahrdts Handſchrift noch beſitzen wird, namhaft machen, wenn etwa der Herr Biograph dieſen = = = nſtreich läugnen ſollte.

Das Anekdötchen S. 172. daß die Bauern im Vogelsberg per Paar nur zwei Kinder machen, und wenn eins davon ſtirbt, gleich wieder durch ein neues erſetzen, iſt, wie viele andere Dinge in der Biographie, eine Schnurre.

Von ſeinem geweſenen Landesherrn den Landgrafen von Heſſen Darmſtadt macht er S. 174. folgende Beſchreibung: „Er war bekanntlich ſchwachen Geiſtes, ſah alle Nacht Geiſter, welche die Heiducken mit Karbatſchen wegjagen mußten u. ſ. w. – Der Landgraf war, wie man weiß, der Schwiegervater des Königes in Preußen, in deſſen Landen Hr. Bahrdt ſein Brod ißt, und Schutz genießet. Wie unvorſichtig ſind dergleichen Ausfälle, geſetzt auch ſie wären wahr? Der Landgraf hatte nie Heiducken.

S. 176. ſtoße ich wieder auf eine Stelle, die von der unverſchämten Ruhmrädigkeit des Doktors zeugt. „Er (Koch), ſpricht Bahrdt, theilte alle ſeine N. B. gelehrten Arbeiten mit mir, und fragte mich in Dingen um Rath, die ich verſtand, und wo Scharfſinn, philoſophiſcher Blick, Sprachkenntniß, Geſchmack u. d. erforderlich war. Und eben ſo hörte er mein Gutachten, wenn in Oekonomie oder Negozen – (Herr Bahrdt muß doch wohl Kirſchnernegozen meinen: de quibus infra – oder

Univerſitätsſachen etwas zu überlegen war.“ Es geht wirklich ins weite, wie ſich der Mann ſelbſt herausſtreicht: kein Doktor Theriak kanns auf dem Theater ärger machen.

Der Regierungsrath **Adolphi**, von dem er S. 177. ſpricht, iſt ein Menſch von blutwenig Kenntniſſen, und ein rechter Jaherr in ſeinem Collegio: zu meiner Zeit wollte er heyrathen, weil er aber ein Mädchen beſchlafen hatte, ſo bekam er aller Orten, wo er ſich meldete, den Korb. Uebrigens ſpielt er gut L'hombre, und kann Tage lang bey der Flaſche und beim Knaſter zubringen. Natürlich mußte er bey ſolchen Gaben dem Doktor ſehr gefallen.

Was er vom Bergrath Baumer ſagt, unterſchreibe ich ſehr gerne. Es war ein redlicher Mann, ein großer Gelehrter, ein Feind aller Pfafferei: denn er war einſt ſelbſt Paſtor geweſen und hatte den Ungrund der **Pfaffenreligion** eingeſehen. Anfangs ging er mit Bahrdten um, endlich aber wurde er ſeine Windbeuteleien inne, und lies ihn gehen. Der Doktor muß dieſen Mann nicht unter ſeine Freunde zählen, denn er hielt ihm ja nicht ſich, ob er ihn gleich nie gedrückt hat.

Die Geiſtlichen in Darmſtadt ſind nicht alle, und waren damals auch nicht, wie er S. 182 ſagt, armſelige Saalbader die an der Orthodoxie und an Formeln hingen, wie die Klette in den Haaren. Ich kannte damals den ehrlichen Hofprediger Krämer

mer, einen hellen Kopf, und den Hofkaplan Peterſen, einen fleißigen, rechtſchaffenen, gelehrten Mann.

S. 185. kommt Mark ſtatt Merk vor. Kriegsrath Merk iſt ein feiner Kopf, ein eingemachter Deiſt, aber dennoch tolerant, er glaubt, im Stillen was er will, und läßt jeden andern auch bey ſeinem Glauben. Sonſt hat er ſich durch wohlfeile Ausgaben einiger guten franzöſiſchen und engliſchen Schriften verdient gemacht.

S. 183. rühmt Hr. Bahrdt die Freundſchaft der verſtorbenen Frau Landgräfin von Heſſen Darmſtadt. Ganz Europa kennt die trefliche Fürſtin, und weſſen Freundin ſie war, kann ſich was darauf zu Gute thun. Ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn, wie weit Herr Bahrdt mit der Frau Landgräfin gekommen, und wie warm die Freundſchaft mit ihr geweſen iſt: aber ich verſichre, daß Hr. Bahrdt keinen Buchſtaben von der Landgräfin an ihn geſchrieben, aufzuweiſen hat. Ich verſpreche, wenn er einen Brief von ihr an ihn vorzeigen kann, alles was ich hier geſchrieben, förmlich zu widerrufen, und mich, wo nicht einen Lügner, doch einen unbeſonnen Schwätzer ſelbſt zu nennen, und mich gerne von jedermann dafür anſehen zu laſſen. Wenn die Landgräfin, ſo eine warme Freundin des Doktors war, warum verwandte ſie ſich denn ſo ſehr für ihren Ouvrier? Warum rückte denn Herr Bahrdt nicht fort, und wurde Superintendent? Ich muß Ihnen hier ſagen, daß Ouvrier ehemals Lehrer der fürſtlichen Kinder geweſen war, und ſich bey der Landgräfin in Gunſt geſetzt hatte. So lang die Fürſtin lebte, ſtund Ouvrier in gutem Anſehen, nach ihrem Tode aber fiel ſein Credit gewaltig. Im Ketzeralmanach iſt Bahrdt garſtig mit ihm umgeſprungen. – Die Freundſchaft der Fürſtin von Heſſen iſt alſo wieder eine derbe Lüge. –

S. 194. erzählt der Doktor, Benner und Bechtold hätten keine Kirchenhiſtorie leſen wollen und können, Ouvrier ſey vollends ein armer Sünder geweſen u. ſ. w. In Gieſſen docirt der Profeſſor der Hiſtorie auch die Kirchengeſchichte – das war der Profeſſor Köſter: und ſonſt hatte auch der alte Benner, welcher in der Geſchichte kein Ignorant war, über das Compendium des Mosheim Vorleſungen gehalten. Herr Bahrdt war nie ein großer Meiſter in dem ſchweren Studium der Kirchengeſchichte, dazu war er zu jovialiſch, und hatte zu wenig Sitzfleiſch. Sein Compendium enthält nothdürftig, was ein Buch von der Art enthalten muß. Die ſogenannten Concilia hält er in ſelbigem für allgemeine Verſammlungen der Kirchenlehrer, ſchon decreta und canones nennt er öffentliche Kirchenlehren, alles nach dem uralten Schlendrian, worüber ihn das Leſen der Semleriſchen Schriften hätte eines beſſern belehren können: allein die hat er wohl gar nicht gekannt. Die Studenten in Gieſſen hörten die Bahrdtiſchen Vorleſungen über die Hiſtorie mit Vergnügen: denn er erzählte allerhand Schnurren, und hunzte die alten Väter, beſonders den Athanaſius, den er κατ' εξοχην den Schaafskopf nannte. — S. 63. giebt er ihm eben dieſen Titel, welchen Athanaſius, ſo intolerant er ſonſt iſt, nicht verdient. Athanaſius war kein dummer Jahn, wer das behauptet, kennt ihn nicht — den Auguſtinus, und den Anſelm, welchen er den Packeſel titulirte, das Dings hörten die Studenten gerne und ſeine Lehrſtunden wurden fleißig beſucht. Ich diſputirte einſt mit ihm über einige Stücke der Kirchengeſchichte, und war nicht wenig befremdet, als ich hörte, Anſelm ſey ein Ignorant, ein grützköpfigter Schwärmer geweſen. Ich entgegnete, der Erzbiſchof wäre ein großer Kopf, der feinſte Dialektiker, und der gelehrteſte Mann ſeines Jahrhunderts geweſen: aber Herr Bahrdt wollte nicht nachgeben, Anſelm mußte ein Dummkopf geweſen ſeyn. Ich kenne keinen intolerantern Mann als Herrn Bahrdt; wer nicht denkt wie er, iſt ein Narr, ein Eſel — man ſehe den Ketzeralmanach.

Recht artig iſt es zu leſen, wie er S. 190. 194. 197. und an mehrern Orten die Honoraria herrechnet, welche er von den Buchhändlern für ſeine Schriften bekommen hat. Er hat, wie man an allem ſieht, blos für ſeinen Beutel gearbeitet, um Verbeſſerung des kirchlichen Lehrbegriffs und um Ausbreitung wahrer nützlicher Kenntniſſe iſts ihm wenig zu thun geweſen.

Der Verſuch den katholiſchen Lehrbegriff zu vertheidigen, von welchem er S. 106. ſpricht, iſt

eben

eben kein wichtiges Buch. Es wird darinnen wiederholt, was man ſchon lange beſſer geleſen hatte: Der Verfaſſer folgt dem berühmten Biſchof Boſſuet, und die Expoſition de la foi catholique dieſes Mannes ſcheint in dem Verſuch die Grundlage zu ſeyn. Wie konnte der Doktor vermuthen, daß das Buch Aufſehen machen ſollte? Bücher, der Art ſind in Menge da; ihre Argumente ſind längſtens unterſucht, und widerlegt, es iſt nicht mehr der Mühe werth, mit Katholiken zu zanken, und große Bücher pro und contra zu ſchreiben.

Vierter Brief.

Von S. 199. an erzählt Hr. Bahrdt ſeine Fortſchritte in der Aufklärung. Das geht nun freilich ſeine Leſer und mich wenig an; ich bin überzeugt, daß der Menſch ein vollkommenes Recht hat, dafür zu halten, was er will, und um zu ſeinem Ziele zu gelangen, darf er einen Weg einſchlagen, der ihm anſteht, ohne alle Rückſicht auf Orthodoxen und Heterodoxen, welche ihm nichts zu befehlen haben, und ihn in ſeinem Gange nicht ſtören dürfen, ohne ein Verbrechen zu begehen. Darinnen habe ich alſo mit dem Doktor gar nichts zu thun: ich freue mich vielmehr, daß er Muth genug gehabt hat, das Kirchenſyſtem wegzulaſſen, und ſich ein neues – beſſeres oder ſchlechteres, gilt gleichviel – zu formiren: allein das muß man doch auch geſtehen, daß Herr Bahrdt ſeine Aufklärung und die Löſung ſeiner Zweifel leichter würde gefunden haben, wenn er die Bücher eines Tindal, David Hume und anderer engliſchen Deiſten hätte leſen wollen: das Bayliſche Wörterbuch, ſelbſt Voltärs Schriften würden ihm recht gute Dienſte geleiſtet haben. Ich beſitze ein Manuſkript von 42 geſchriebenen Bogen, worinnen ein vor einigen Jahren verſtorbener Landgeiſtlicher*) die Geſchichte ſeiner Meynung und ſeiner Religion erzählt, und den Weg angiebt, auf welchem er von der kraſſeſten Orthodoxie endlich in den gröſten Naturalismus, der vom Pantheismus nicht gar weit entfernt iſt, gerathen iſt. Ich will, wenn mich ſonſt nichts hindert, das Buch bekannt machen, denn mir ſcheint es eine wichtige Schrift zu ſeyn, die den Philoſophen zu manchen Betrachtungen Anlaß geben kann. Der ehrliche Landgeiſtliche* war ſonſt ein Mann, deſſen Orthodoxie zwar nicht völlig erprobt ſchien, dem man aber doch nichts in den Weg legen konnte, weil er ſich niemals über Gegenſtände der Religion herausließ. Da ich ihn genau kannte, und in manchem Verhältniß mit ihm ſtund, ſchickte er mir ohngefähr vier Monate vor ſeinem Tode das weitläuftige Manuſkript, mit dem Verlangen, es nach ſeinem Abſterben bekannt zu machen, und es ohne alle Verſtümmelung und Aenderung drucken zu laſſen. Ich werde das Verlangen meines verſtorbenen redlichen Freundes, ſo viel ich kann, in

Erfüllung

*) [illegible] Laukhard zu [illegible]
[illegible] !

Erfüllung zu ſetzen ſuchen, und wenn über kurz oder lang, ein Buch erſcheint unter dem Titel: Geſchichte **meiner Ueberzeugungen und meiner Zweifel von einem Landgeiſtlichen**, ſo können die Leſer ſicher denken, daß es nichts anders iſt, als das Werk meines braven Freundes. ([illegible]!)

S. 288. heißt es: ἀναπληρεισαμεν τα στερυματα u. ſ. w. Sind das Druckfehler, oder iſts Bahrdtiſches Griechiſch? Mir ſollte es ſehr wunderlich vorkommen, wenn Hr. Bahrdt anders geſchrieben und wenn ſein Correktor, der gelehrte Herr Bispink in Halle, die Fehler durchs Corrigiren hineingebracht hätte.

Der S. 237. genannte Magiſter Heiſer iſt ein bankruter Weinhändler aus Frankfurt, wo er ſchon viele Leute betrogen, und nachdem er ſein Schäfchen ins Trockne gebracht hatte, bonis cedirte und in Gießen ſich anſetzte. Die moraliſche Religion verhinderte den Doktor nicht, mit einem Manne die genaueſte Freundſchaft zu errichten, welcher zum Betrüger geworden war. Der Landpfarrer hat ihm die Wahrheit geſagt, als er ihm das lateiniſche Sprichwort anführte: noſcitur ex ſocio u. ſ. f. ſiehe S. 35. Das ſind ja Kleinigkeiten, borgen und nicht bezahlen iſt keine Schande, und hindert die Moral gar nicht: wer wird ſich um dergleichen Lappalien ein Gewiſſen machen!

S. 239. erzählt er recht drollig, wie er dem Fürſtbiſchof zu Würzburg ſein neues Teſtament dedicirt,

dicirt, und dafür ein Präſent von 50 Bouteillen Leiſtenwein erhalten hat. Ohne Zweifel will er ſeine Leſer hier bereden, daß ein gewiſſes altes Gerüchte, daß er nämlich habe katholiſch werden wollen, erdichtet und falſch iſt. Aber der Profeſſor Herwig, welcher hernach Schulden halber und wegen einer liederlichen Wirthſchaft fortlief ohne Abſchied zu nehmen, hat ſich gegen mehrere, namentlich gegen den Mainziſchen Amtsverwalter in Niederolm, Hr. Dorſch bitter beklagt: Bahrdt habe ihm von Gießen aus verſprochen, katholiſch zu werden, wenn man ihm eine Profeſſur in Würzburg oder Bamberg geben würde, und habe es hernach, nachdem nämlich ſchon alles dazu wäre veranſtaltet geweſen, nicht gehalten, darüber ſey der Fürſt böſe geworden, hielt ihn, Herwig, für einen Windbeutel u. ſ. w.

Allemal macht das Commerz mit den Würzburgern, und ſeine Dedikation dem Doktor blutwenig Ehre. Wollte er katholiſch werden, ſo konnte er es immerhin thun. Der Proteſtantismus verlohr ſo wenig an ſeiner Perſon, als in der des Herwigs; aber ein ſo aufgeklärter Mann, wie Hr. Bahrdt damals will geweſen ſeyn, kann, ohne ſich und ſeine Aufklärung an den Pranger zu ſtellen, ſich nicht öffentlich zu einem Lehrbegriff bekennen, welcher die geſunde Vernunft revoltirt, und die gröbſte Intoleranz predigt. Uebrigens ſcheint es auch unter der Würde eines ehrlichen Mannes zu ſeyn, eine Religion öffentlich anzunehmen,

nehmen, welche man verwirft, und für falſch hält.

Oder wollte Herr Bahrdt blos eine Kiſte voll Leiſtenwein erhaſchen? Um dieſer Kleinigkeit wegen – allemal eine Kleinigkeit, ſobald die Frage von Begehung einer Niederträchtigkeit iſt – ſteckt er ſich hinter den Profeſſor Herwig, der ſelbſt in Würzburg von keinem Menſchen geehrt und geſchätzt wurde, und macht ihm Complimente: der muß ihn an den Miniſter und dieſer wieder dem Fürſten empfehlen, die Dedikation des neuen Teſtaments wird gedruckt, und Herr Bahrdt bekommt nach S. 241 zwar kein Fuder, aber doch eine Kiſte von 50 Butellien mit dem allerherrlichſten alten Steinwein u. ſ. f. Das war alles! Um 50 Butellien Steinwein fängt der Dokter einen Lärm an, welcher ihm zum größten Nachtheil gereicht. In Gießen redete man nicht vom Leiſtenwein: jedermann wollte da wiſſen, daß der Herr Dokter nächſtens in Würzburg katholiſch werden würde.

S. 243 ſpricht der Doktor von ſeinem Freund Heres, einem Studenten aus der Pfalz, mit welchem er ſehr traulich umgegangen iſt. Ich werde ihn weiterhin bekannter machen. Außer dieſem hatte Herr Bahrdt unter den Studenten viele Anhänger, welche ſeine Parthei tüchtig nahmen, und ihn gegen die Bennerianer mit Kraft vertheidigten. Man muß wiſſen, daß damals, als Herr Bahrdt in Gießen war, die Lebensart der Studenten ziemlich ſich nahe an Liederlichkeit gränzte. Beſonders wurde ſtark Brantewein geſoffen, und ſtark kommerſchirt. Dieſer Ton hat ſich hernach ſehr verfeinert, und vor drey Jahren traf ich nicht halb ſo viel Roheit in Gießen mehr an, als ehemals daſelbſt herrſchte. Bey den Gelagen in Gießen wurde ſtark diſputirt über Gegenſtände der Gelehrſamkeit – es ſoll ſich überhaupt bey einer halben Schnurre trefflich diſputiren laſſen – und da kamen dann auch die freiern Aeußerungen Bahrdts vor, die ſich mit der Notitia ſalutis des alten Benners nicht vertragen konnten. Die Diſputationen endigten ſich nicht ſelten mit Balgereien, und die Controverſiſten kamen alsdann aufs Carcer, wenn ihre theologiſche Fehde bekannt wurde. Es müſſen ſich noch im Carcer zu Gießen einige Inſchriften finden, welche ſich auf dergleichen heilige Kriege beziehen. Herr L. . ., gegenwärtig Profeſſor in G. . . . ſchnitt folgendes in die Thüre des Abtritts: peccatum originale et cauda diaboli a me exploſa, nec non clauſus in partu Mariae uterus me heic incluſerunt Chriſtianum L. . . Bahrdtianae ſcholae haereticum. Ein andrer ſchrieb: cum contra novos Socinianos in equo nigro fortiter, nec ſine vulnere pugnarem, carceri ad quatuor dies ſui traditus. Pereant Sociniani! – Die Studenten waren wirklich getheilt: Bahrdt hatte ſtarken Anhang, Benner auch, nicht nur aus den theologiſchen Studenten, ſondern beſonders waren die Juriſten ſeine Freunde, diejenigen gewiß alle, welche beym Canzler Koch Collegia hörten.

S. 254 ſagt Herr Bahrdt: es ſey in der Pfalz ſehr gewöhnlich, daß ein Pfarrer ſeine Gemeine verließe, ſich nach Holland, der Schweitz und andern Orten begäbe, und – erdichtete Kollekten mache, von denen er hernach den Winter über lebe. Das iſt, mit Herrn Bahrdts Erlaubniß – Lüge und Läſterung. Mir iſt dergleichen Kollektenmacherey unbekannt, ob ich gleich mein ganzes Leben über meiſtens in der Pfalz geweſen bin. Sollte aber ja ein oder der andre unwürdige Menſch – deren es freylich unter den Pfälzer lutheriſchen Pfarrern mehrere giebt – eine falſche Kollekte gemacht haben, ſo muß man das nicht für ein gewöhnliches Stückchen ausgeben, deſſen ſich die Leute bedienen, um ſich ihr Winterbrodt zu verſchaffen. Wenn die Biographie des Herrn Bahrdts Glauben finden ſollte, ſo würde mancher ehrliche pfälziſche Kollecktant vor mancher Thüre leer abziehen müſſen, wo er ſonſt eine Beyſteuer würde bekommen haben. Was bewegte den Hrn. Doktor, den großen Moraliſten, zum Schaden einer wirklich ſehr bedrückten Kirche, zu lügen und zu läſtern? Pfui! – von den Pfarrern in der Pfalz werde ich weiter unten mehr Gelegenheit zu reden haben.

Herrn Bahrdts Lage war in Gießen ſehr unruhig, aber daran war er ſelbſt am meiſten ſchuld. Er hatte ſich viele Feinde gemacht, hatte zu allerhand Hiſtörchen Gelegenheit gegeben, hatte ſich in Schulden geſteckt, und von Religion, Moral und Anſtand immer ſo geſprochen, daß man ihn aller

Orten für einen Mann hielt, der nach gar keinen Grundſätzen handelte. Nicht ſehr lange vor dem Abzug des Doktors aus Gießen hatte ſich der junge Jeruſalem in Wezlar erſchoſſen. Herr Göthe aus Frankfurth am Main ſchrieb die Leiden des jungen Werthers, worinnen er die Geſchichte ſeines unglücklichen Freundes erzählte, und den traurigen Entſchluß deſſelben ſeiner Liebe zu einem Wetzlariſchen Frauenzimmer, der Tochter des Amtmanns Buff, und Gemahlin des Sekretair Käſtner zuſchrieb. Das Werkchen machte Aufſehen, und die Gießer Theologen ſahen es als eine förmliche Apologie des Selbſtmords an, und zogen drauf los — nämlich in Geſellſchaften: denn keiner von Ihnen hat dargegen geſchrieben. Bahrdt nahm nun Parthei, er ſtrich die Leiden des jungen Werthers als ein Meiſterſtück heraus, und — welches doch der Verfaſſer wohl ſelbſt nicht intendirte — fand darinnen den Selbſtmord gerechtfertiget: dieſer ſey aber auch erlaubt, ſetzte er hinzu, in einigen Fällen, wo man das Leben nicht behalten könnte, ohne den Namen eines feigen Kerls zu führen. Dadurch wurde ſeine Ketzerei noch immer mehr ausgeſchrieen.

An Feinden hat es dem Doktor in Gießen nicht gefehlt. Die Profeſſoren — einige ausgenommen — hatte er bey aller Gelegenheit herumgeholt, ihre Gelehrſamkeit in Zweifel gezogen, ihre Schriften für Makulatur ausgegeben, und ihr Weſen lächerlich gemacht. Er ſchonte ſogar ihres

Namens nicht, und belegte ſie mit Unnahmen. Einſt erzählte er einer ganze Menge von Studenten, der Doktor Bechtold ſey ein ſo unwiſſender Schächer, daß er den ſyriſchen und arabiſchen Bibelüberſetzer für neuere Gelehrte hielte, welche etwa in Wittenberg oder Leipzig docirten, und ſo hießen: deswegen ſagte er auch auf dem Katheder: der Herr Syrer, der Herr Araber, der Herr Samaritanus u. ſ. f. Die engliſchen eignen Namen, welche Bechtold aus Unkunde der engliſchen Sprache falſch ausſprach, ſprach er eben ſo aus, ſetzte aber immer dazu, wie mein Nachbar Bechtold ſpricht, z. B. der Graf Schafteobury und der berühmte Hutchinſon, wie Nachbar Bechtold ſpricht – Herr Bahrdt verſteht ſelbſt wenig engliſch, und würde die eignen Namen gewiß verhunzen, wenn er ihre Pronuntiation nicht von kundigen Leuten gelernt hätte. Sein Betragen war Muthwille.

Eben ſo unfreundlich verfuhr er mit dem Profeſſor Köſter, der ihm ein rechter Dorn in den Augen war. Ich weiß nicht, warum Bahrdt dieſen Mann nicht nennt, um nach ſeiner Gewohnheit Böſes von ihm zu ſagen. Er muß ihn wegen der großen Eilfertigkeit, womit er ſeine Lebensgeſchichte abgefaßt hat, vergeſſen haben. Im Ketzeralmanach hat er ihn deſto ſchlimmer behandelt. Köſter ſchrieb damals eine kleine Schrift: demüthige Bitte um Belehrung an die großen Männer, welche keinen Teufel glauben. Ich bin kein Freund der Dämonologie, aber als Satire, dünkt mich, iſt die

Schrift nicht uneben; Bahrdt aber zog ſie durch, wo er nur hinkam, zwar nicht ſchriftlich, aber doch in Geſellſchaften, Stammbüchern und Briefen. Köſter blieb ihm den Spott nicht ſchuldig, und ſo entſtund die bitterſte Feindſchaft zwiſchen beiden, welche ſich auch auf ihre Weiber fortpflanzte, die ſich unbarmherzig beklatſchten und herunter machten.

Auf dieſe Art hatte Bahrdt eigentlich keinen Gönner und Freund bey der Univerſität, als etwa hundert Studenten und den Canzler Koch: Benner, Bechtold, Ouvrier, Köſter, Schulz und Höpfner waren theils ſeine erklärten Feinde, theils ihm abgeneigt: die andern Profeſſoren blieben neutral, ob ſie's gleich zur Ehre der Univerſität wünſchen mochten, daß der Doktor bald Abſchied nehmen möchte.

Ich muß beweiſen, daß Hr. Bahrdt wirklich der Akademie in Gießen wenig Ehre machte, damit man mich für keinen Läſterer hält. Die Leipziger Geſchichte und Geſchichten, die Bolmanniaden und das Collegium Zotologikum in Erfurth waren in Gießen ſehr bekannt geworden. Dazu hatte der jüngere Sohn des Buchhändler Kr –, jetzo ſelbſt Buchhändler, (ein in ſeinem Fach fleißiger Mann), nicht wenig beygetragen, indem er die Klatſchereien, die er in Leipzig bey ſeiner Wirthin und ihrer Magd vielleicht gehört hatte, mit von der Meſſe nach Gießen brachte, und daſelbſt verbreitete. – Wenn aber der Doktor ſich regelmäßig betragen, und den üblen Nachreden nicht Raum gegeben hätte, ſo würden

den die Geſprächſel ſich verlohren, und er eine gute Renomme erhalten haben. Aber ſo fuhr er in Gießen fort, wo er's in Erfurth gelaſſen hatte, und ſein Name wurde nicht genannt, ohne daß man ein Hiſtörchen damit verbunden hätte. Wollte ich alle die kleinen, aber gewiß einen ehrlichen Mann beſchimpfenden Geſchichtchen hier erzählen, die man damals in Gießen vom Doktor erzählte, und die mir noch bekannt ſind, ſo würde ich viele Bogen voll machen können. Ich kann aber für die Wahrheit von dergleichen Geſprächſel nicht bürgen, und doch möchte ich nicht gerne etwas hinſchreiben, das bey genauer Unterſuchung als eine Lüge erfunden würde. Gießen iſt überhaupt ein Ort, wo die Fraubaſerei und Klatſcherei ordentlich zu Hauſe iſt, und wo der, welcher nicht will in der Leute Mäuler kommen, ſich ſehr regelmäßig betragen muß, und wo Herr Bahrdt ſchlechterdings mußte beklatſcht werden. Eins und das andere muß ich doch anführen.

Man ſagte damals allgemein in Gießen, daß einige Studenten den Doktor in Wezlar im Bordel getroffen hätten; daß der Doktor, um den Studenten das Maul zu ſtopfen, ihre Zeche bezahlt, und Brüderſchaft mit ihnen getrunken hätte. Hr. Bahrdt wußte, daß man dergleichen von ihm redete, und dennoch unterlies er ſein häufiges Fahren nach Wezlar nicht; er muß ſich um das nicht bekümmert haben, was man von ihm ausſprengte.

Bey dieſer Gelegenheit, da ich von Wezlar rede, fällt mir ein Hiſtörchen bey, welches zu Hrn. Bahrdts Zeiten in Gießen viel Lärmen und unſerm Doktor viel Freude machte.

Der Profeſſor Schulz war mit einem Grafen, der damals in Gießen ſtudirte, und deſſen Namen mir entfallen iſt, nach Wetzlar gefahren. Als ſie ins Thor dieſer Stadt kamen, fragte die Wache nach ihren Namen, der Graf ſagte den ſeinigen, Schulz aber antwortete, er wäre der Prinz Rabba aus Siebenbürgen. Einige Studenten, welche eben gleich hernach das Thor hineinritten, erfuhren dieſes alſobald: denn die Wache fand den Prinzen Rabba ſehr auffallend, und hielt den Wagen an, wo dann Herr Schulz für ſeinen hohen Titel einige Gulden geben, und ſich auslöſen mußte. Die Studenten fanden auf ihrer Rückreiſe nach Gießen den Doktor Bahrdt, und erzählten ihm dieſe Schnurre, und dieſer rieth ihnen, dem Herren Prinzen Rabba des Abends ein Ständchen zu bringen. Das geſchah dann auch, und ſeit dem Tage wurde über drey oder vier Wochen lang, alle Abend auf allen Gaſſen, und aus allen Studentenfenſtern der Name Rabba tauſendmal gekrölt, bis endlich das Spektakel nach und nach aufhörte. Das war ſo was für unſern Doktor, dem ſolche Schnurren unendliches Vergnügen machten.

Sonſt beſchuldigte man Herr Bahrdten auch, daß er auf ſeiner Reiſe nach Frankfurt die bekannte Madame Agricola fleißig beſuchte.

Die große Spielſucht des Doktors war ſehr anſtößig. Er konnte keine Stunde ohne Spiel in einer Geſellſchaft zubringen, und trieb es ſo öffentlich, daß er ſogar im Einhorn, und an andern öffentlichen Orten ſein L'Hombre machte, oder Würfel führte. Wäre er blos Profeſſor geweſen, ſo war das Ding weniger anſtößig, aber da er auch Prediger war, ſo hätte er um das Skandal zu verhüten, etwas behutſamer mit ſeinem Spiel ſeyn ſollen. Man gab ihm obendrein Schuld, daß er betröge und mogelte, worüber er auch einmal in Frankfurt im Römiſchen Kaiſer einige derbe Maulſchellen davon trug. In Marſchlinz war dem Hr. von Salis das Spiel am Doktor ein großer Stein des Anſtoßes, und eine von den Haupturſachen des üblen Verſtändniſſes zwiſchen beyden.

Die Zotologie hat dem Doktor in Gießen nicht wenig geſchadet: in allen Geſellſchaften war er als ein großer Zotenreißer bekannt, daher honette Frauenzimmer, nachdem ſie ihn kennen gelernt hatten, ſeinen nähern Umgang flohen. Dieſen Ton hatte er ſchon in Leipzig, ob er gleich haben will, ſeine Leſer ſollen glauben, daß er ſich ihn erſt in Erfurt im Bolmannſchen Hauſe angewöhnt habe. Ich habe mit Leuten geſprochen, welche ihn in Leipzig gekannt, und zwar als einen großen S . . . l gekannt haben. Es läßt ſich auch ohnedies nicht begreiffen, wie er an der frechen Lebensart im Bolmannſchen Hauſe in Erfurt Vergnügen finden konnte. Nur eine Stelle will ich anführen, wo er etwas von den Bolmanniaden ſagt; Th. 2. S. 10. „ich war, ſpricht er, in der erſten Zeit täglich im Bolmanniſchen Hauſe, und mußte auf dieſe Art meine natürliche Delikateſſe und Schamhaftigkeit verlohren gehen laſſen (wer zwang ihn dazu, wenn er nicht an der Säuerey Gefallen fand) denn der Herr Kammerrath (Bolmann), den ich den zweyten Tag erſt kennen lernte, war vollends gar der General aller Cyniker. Er fand mich, da er ins Zimmer trat, bey ſeiner Dame ſitzen, und kreelte mir (man denke ſich eine Maſchiene von zehn Zoll und mit einem Domherrnbauch) ſogleich eine Schweinerey entgegen, die ich in meinem Leben nicht gehört hatte. Und die Dame die mich erröthen ſahe, lachte hoch auf, und gab mir einen Kuß, daß es klatſchte.“

Hier alſo auf dieſer Akademie, wo nach S. 12. Schamhaftigkeit und Delikateſſe unbekannte Dinge waren; wo ſtets die große Glocke geläutet, und oft eine Ehre darin geſucht wurde, wenn einer den andern an Unverſchämtheit übertreffen konnte, ward Herr Bahrdt ein vollkommener Zotolog, in Theorie und Praxis, und ſo kam er nach Gießen, wo er aber mehr Sittſamkeit antraf, als in Erfurt, ob es gleich an Zotologen auch da nicht fehlte, wenigſtens war ſein Freund Koch, und der ſonſt rechtſchaffene Bergrath B***r große Zotenreißer.

Die Gießer ſchloſſen: daß der Mann, der von nichts als Schweinereien in Geſellſchaften ſprach, auch ſelbſt ein Schwein ſeyn mußte, und ſchloſſen vielleicht ſo unrecht nicht, wenigſtens fanden ſie in den Hiſtörchen, die von ſeinen Ausſchweifungen ausgeſprengt wurden, hinlänglichen Grund, ihn nun der Liederlichkeit und Geilheit überall zu beſchuldigen, und über ſeine auf der Kanzel affektirte Heiligkeit zu ſpotten. Er beſchwert ſich ſelbſt nicht wenig darüber: „niemand, ſpricht er S. 259. war ſo menſchlich, über die Demonſtration meines eignen Lebens zu reflektiren, und den ſo nahe liegenden Schluß zu machen: der Mann, der in vier Jahren bei einem Predigtamte, und einer Profeſſur ſo viel Fortſchritte in eigner Aufklärung thut, und ſo viel als Schriftſteller fürs Publikum arbeitet, kann – kein liederliches Leben führen – kann höchſtens einzelner Thorheiten fähig ſeyn – aber die Ausſchweifungen, deren man ihn beſchuldigt, ſind unmöglich – So billige Richter fand ich nie.“

Die Demonſtration ſeines eignen Lebens hätte er auch in ſeinem Leben darreichen ſollen, ſo würde man ſie ſchon erkannt haben. Da er wußte, daß die Klatſcherei in Gießen, wie zu Hauſe war, hätte er müſſen hübſch eingezogen leben, in Geſellſchaften keine Schweinereien hinkreelen, nicht immer ſpielen, und im Freſſen und Saufen den Epikuräer nicht machen – dann würde man ihn nicht ſo herunter gemacht, oder wie er es nennte, verläumdet haben. Aber ſo war er in allen Stücken das Gegentheil eines geſetzten, ordentlichen Mannes –

vom Theologen und Prediger will ich gar nicht reden – er lebte als bon vivant, und ſetzte ſeine Bolmanniaden fort, ohne ſich an die Geſpräche der Leute zu kehren, nach ſeinem Spruch: tu ſi recte facis – recte facere bedeutet bey unſerm Doktor was ganz anders, als bey andern Menſchen – ne cures verba malorum.

Als Herr Bahrdt nach Gießen kam, ſtunden ihm alle Geſellſchaften offen; jederman war froh, den muntern Doktor in ſeinem Hauſe zu ſehen: aber bald wollte man bemerken, daß Herr Bahrdt in Worten allen Wohlſtand, und alle Sittſamkeit beleidigte, und daß er nach den jungen hübſchen Weibern und Mädchen juſto magis, gaffte, und es nicht beym Gaffen bewenden lies, ſondern auch Handgriffe wagte, welche – wo nicht den Schönen ſelbſt – doch den Männern und den Vätern derſelben, gar wenig arridiren, d. i. behagen wollten. Die Folge war, daß Bahrdt nicht mehr ſo häufig eingeladen, und in die Geſellſchaften gerufen wurde, wo junge Frauenzimmer waren, „man wollte, hies es, ſich nicht ins Geſpräch bringen."

Auf den Dörfern um Gießen herum iſt nichts zu thun: elendes, jämmerliches Bier, elender Schnaps, ſchwarze räucherige Stuben machen da alle Gemächlichkeiten aus; dazu kommt noch der rauhe Ton, die ſchmutzige Kleidung und die ſchlechte Lebensart der heſſiſchen Bauren – lauter Dinge, welche den Herrn Doktor eben nicht reizen konnten, die Dörfer um Gießen herum fleißig zu beſuchen. Aber die Stadt Wezlar hatte mehr Reize für ihn: daher verging dann auch keine Woche, daß er nicht nach Wezlar reißte; manchmal wiederholt er ſeine Fahrt in derſelben Woche. Zu Wezlar iſt ein Zuſammenfluß von allerhand Leuten aus allen Gegenden des Reichs, welche ihrer Geſchäfte wegen dahin kommen, weil die Reichskammer in dieſer Stadt iſt. Aber wer fleißig von Gießen nach Wezlar rennt, kommt alsbald in Verdacht, ſchmutzige Vergnügungen zu ſuchen, welche, wie leicht zu denken iſt, in dieſer Stadt nichts ſeltnes ſind. „Was macht denn Bahrdt ſo oft in Wezlar? fragte man ſich – J nun, war die Antwort, was wird er da machen! – Die Poſtmeiſterin hat friſche Waare. –

Bey dieſer Lebensart gerieth Herr Bahrdt in große Schulden. Er hatte ſich eine Equipage angeſchaft, welche kein Profeſſor, ſelbſt der reiche Kanzler Koch nicht hielt: er war bey dem Ankauf der Pferde und des Wagens, welches er alles à bon compte angenommen hatte, zu kurz gekommen: der grobe Müller im Einhorn hatte ihm den Haber, das Heu, das Stroh u. dgl. vorgeſtreckt, hatte ihm Wein und andre Dinge geborgt. – Bey ſeinen Bekannten war der Doktor nicht blöde, wenn er Geld bey ihnen wußte, ſo ſuchte er zu borgen. Anfangs gelang es ihm oft: man borgte ihm kleinere und auch größere Summen, als aber die Bezahlung ausblieb, fiel auch der Credit des Hrn.

Doktors. Man wußte ſeine Beſoldung, wußte daß er für Collegien mehr einnahm, als ſeine Collegen, und daß er nebenher noch manches mit ſeiner Schriftſtellerei verdiente – und doch wußte man, daß er viele Schulden hatte, und dieſe noch täglich vermehrte. Daher ſchlugen ihm endlich ſeine Bekannte, ſogar der Poſthalter, der grobe Müller, der Apotheker Rittershauſen, der Fleiſcher Mehl Nöhl und der Becker am Wagengäßchen allen fernern Pump rein ab, und bombardirten ihn Tag täglich wegen der Bezahlung der Laus Deo.

Fünfter Brief.

Herr Bahrdt will der Welt gerne weis machen, daß alle ſein Unglück einzig ſeiner Heterodoxie zuzuſchreiben ſey; daß die Theologen, und beſonders in Gießen, Benner, nebſt Conſorten ihn erſtlich wegen ſeiner Abweichungen vom alten Syſtem gehaſſet, und angefeindet, ſodann allerley üble Nachreden erdichtet, und ſeinen guten Namen dadurch verdorben hätten. Aber nach dem was ich im vorigen Briefe erzählt habe, und was hin und wieder unter allen Wendungen, die Herr Bahrdt ſeiner Geſchichte giebt, doch immer hervórleuchtet, wird das nun wohl niemand ſo gerade hin glauben.

ben. Das alte Sprüchwort ſagt ſchon: man redet von nichts, woran gar nichts iſt.

Bahrdts Feinde – derer hatte er genug, nicht nur in Gießen, ſondern auch in Darmſtadt, und in Pirmaſens – ſprengten nicht nur allerhand Reden von ſeiner Heterodoxie aus, ſondern ſuchten noch obendrein ſeinen Karakter dadurch verdächtig zu machen, daß ſie die Geſchichten, die in Gießen herumgingen erzählten und vermehrten. So wurde der Doktor als ein Socinianer, Arianer, Freygeiſt und Deiſt bekannt – ſo ſah man ihn allerwegen, als einen verſoffenen und verbuhlten Menſchen an, der blos ſeiner Sinnlichkeit im Handlen folgte, und für das wahre moraliſch Schöne ganz und gar kein Gefühl habe. Es erſchienen einige kleine Schriftchen, die zwar elend genug waren, aber doch viel beytrugen, den Doktor zu proſtituiren. Unter andern kam eine Broſchüre heraus: **Briefe eines Landgeiſtlichen an ſeinen in Gießen ſtudierenden Sohn.** In dieſem Wiſch wird Bahrdts Heterodoxie ſchrecklich abgeſchildert, und er ſelbſt ein **Vorfechter aus Satanas Schule** genannt.

Der Prediger Schwarz in Gießen, der den Titel eines Profeſſors erhalten hatte, ſchrieb einige Dinger, denen er den Titel **Toleranzbriefe** gab, die aber nichts enthalten, als lauter Schimpfereien, und jämmerliche Klagen über Bahrdts Ketzerey.

Eine kleine Schrift: Sendſchreiben eines geſchwornen Feldſchützen an den Herrn Doktor Bahrdt in Gießen, iſt nicht ohne Witz. Ich müßte mich ſehr irren, oder der Profeſſor Köſter iſt Verfaſſer dieſes Stückchens. Bahrdt muß es doch für wichtig genug gehalten haben, weil er in einer Fratze in gebrochenem Deutſch drauf geantwortet hat.

Es ſind noch mehr kleinere und größere Schriftchen damals herausgekommen, worinn der Doktor herumgenommen wird, und die ich nicht anführe, weil mir theils ihre Namen entfallen, theils ſie ſelbſt über alle Maßen elend ſind.

Die theologiſche Fakultät in Gießen fand es endlich für nöthig, ihrem Herrn Collegen wegen ſeiner Heterodoxien, am meiſten aber, wegen ſeines Lebenswandels triftige Vorſtellungen zu thun; aber Hr. Bahrdt fand nicht für nöthig, ſich daran zu kehren, weil, wie er ſich gegen ſeine Freunde – gegen das Ende ſeiner Laufbahn in Gießen hatte er beynahe keine andre als Studentengeſellſchaft – vernehmen lies, die Schaafsköpfe mit den Perrücken ihm nichts zu befehlen hätten. Die Studenten ſchwiegen nicht – wer überhaupt etwas von Profeſſoren will ausgeſprengt haben, mag es nur den Studenten im Vertrauen ſagen – und der alte Benner ſtellte bey der Fakultät vor, man müßte zu Darmſtadt bey dem Curator klagen. Aber nun war guter Rath theuer, wie Bahrdt bey einem Curator ſollte belangt, und wegen Ketzerei verklagt werden, der ſchon ſelbſt – freilich blos deswegen, weils unter den ſchönen Geiſtern und unter den Correſpondenten der Allg. d. Bibliothek Mode war – alle Anhänglichkeit ans alte Syſtem abgelegt, und freiere Denkungsart angenommen hatte. Da blieb kein Mittel übrig, als Bahrdts Karakter und ſeine leichtfertigen Aeußerungen über Glaubenslehren anzuzapfen, und das geſchah denn auch.

Niemand als ein Ketzermacher, kann es übel nehmen, wenn andre ihre Vernunft brauchen, oder überhaupt, das für wahr halten, was ihnen ſo vorkommt, der Grund dieſes Vorkommens und Dafürhaltens mag übrigens liegen wo er will. Dieſes Recht, das jedermann hat, kann dem Theologen um ſo weniger genommen werden, da er mehr als andre Menſchen fähig iſt, die heiligen Lehren, oder die geheiligten Lügen und Fratzen zu unterſuchen. Ob aber der Theolog, der in einer gewiſſen Religionsgeſellſchaft ein Lehramt beſitzt, über Intoleranz klagen könne, wenn ihm die Geſellſchaft, im Fall einer merklichen fundamentellen Abweichung vom angenommenen Syſtem, ſein Amt und ſeine Beſoldung nimmt, iſt eine andre Frage, deren Entſcheidung hieher nicht gehört, und die auch wohl im allgemeinen nicht entſchieden werden kann, da ſo viel beſondre Umſtände bey beſondern Fällen müßten in Rückſicht genommen werden.

Aber wie ſteht es denn mit dem Gebrauch, den ein Menſch von ſeinen freiern Kenntniſſen machen ſoll? – Jeder wird mir zur Antwort geben, da ſey Behutſamkeit und Klugheit höchſt nothwendig. – Aber gerade beyde fehlten dem Hrn. Doktor Bahrdt. Er lebte von 1771. bis 1775. in Gießen, zu einer Zeit, wo man noch lange nicht ſo öffentlich frey räſonnirte, als etwan 1785. Es hatten zwar ſchon einige Gelehrte angefangen, den Lehrbegriff zu beſſern, z. B. Hr. Teller in Berlin, Heilmann, Zachariä u. a. m. über einzelne Dinge war ſchon diſputirt worden, als von Hrn. Semlern über den Teufel. Aber ganz geradehin hatte noch niemand in der lutheriſchen Kirche den Lehrbegriff oder einige weſentlich ſcheinende Theile deſſelben angegriffen oder geleugnet. Selbſt Herr Bahrdt hatte noch ziemlich orthodox geſprochen in ſeinem ſogenannten Syſtem der Dogmatik, und ſeine übrigen bis 1774. herausgegebne Schriften enthalten nichts, weswegen man ihn vor einem orthodox lutheriſchen Tribunal für einen Ketzer halten konnte: ſeine ganze dagezeigte Aufklärung findet ſich ſchon weit beſſer in den Schriften älterer Theologen, z. B. eines Georg Calixtus, und ſelbſt in den Büchern des Joachim Lange, welche wirklich weit freiere Urtheile enthalten, als mancher wohl glauben ſollte.

Bahrdt kam, wie er ſelbſt erzählt, ſo nach und nach auf die Verwerfung der Lehren von der Dreieinigkeit, der Erbſünde, der Genugthuung

Chriſti und anderer, welche doch immer nach den Symboliſchen Büchern, und zum Theil auch nach klaren Ausſprüchen der Bibel für weſentliche Lehren der chriſtlichen Religion waren gehalten worden. Der Doktor iſt ſehr aufrichtig in der Hiſtorie ſeiner Aufklärung, er erzählt, wie er durch wirklich ſchwache Gegenargumente zur Erkenntniß des Ungrundes der chriſtlichen Lehre ſey gebracht worden. So hätte ihn z. B. das Buch des Crellius de primo et ſecundo Adamo weit triftigere Gründe gegen den thätigen Gehorſam Jeſu darbieten können, als er von ſeinem Freund Th. 2. S. 211. f. f. gehört hat.

Genug, Bahrdt ward ein Ketzer, das iſt ein Menſch, der die Grundartikel der öffentlichen Religion verwarf, und das nicht glaubte, was bisher in der Kirche, zu welcher er ſich bekannte, als göttliche Wahrheit öffentlich gelehret wurde. Der Menſch iſt nicht Herr über ſeine Vernunft, er kann ſeine Einſicht nicht lenken nach Willkühr, aber er kann und muß, wenn er klug iſt, ſein Maul regieren, und nie zur Unzeit mit Aeußerungen herausplatzen, die ihm Schaden verurſachen können.

Aber dieſe Regel der Klugheit befolgte er in Gießen eben ſo wenig, als er es vorhero und nachher gethan hat. Er raiſonirte öffentlich über die Lehren, die ihm anders vorkamen, und bediente ſich nicht ſelten ſolcher Ausdrücke, die man damals ganz und gar nicht verdauen konnte. Es galt ihm auch gleich viel, bey wem er redete: Studenten, Philiſter, ſelbſt Weiber und Mädchen aus allerhand Klaſſen waren oft Zeugen ſeines Raiſonnements, welche er reichlich ausſtreuete, und ſich dann innerlich freute, daß er ſo hübſch ridendo verum zu ſagen im Stande wäre. Dadurch machte er die Theologen in Gießen, beſonders Bennern noch aufmerkſamer, als ſie vorher waren, und dieſe beſchloſſen dann, weil nichts von ihren Vermahnungen an ihm haften wollte, eine Klage bey dem Curator der Univerſität, Hr. Heſſe, wider ihn einzugeben.

Herr Heſſe erhielt die Klage, weil er ſie aber als eine Wirkung theologiſcher Kabalen anſah, ſo legte er ſie auf die Seite, ohne ſie im Geheimenrath, deſſen Mitglied er war, vorzubringen. Bahrdt erzählt S. 263., daß man ſeine Irrthümer aus der S. 261. angeführten Götziſchen Schrift auf eine Liſte gebracht hätte: aber das war ja gar nicht nöthig, da es wirklich viele Studenten gab, welche wider ihn zeugten, und ihre Hefte, die ſie in ſeinen Lektionen nachgeſchrieben hatten, darlegen wollten. Aber man hatte keine Liſte der Bahrdtiſchen Irthümer nach Darmſtadt geſchickt, man war in generalioribus geblieben, und hatte überhaupt geſagt: Bahrdt hege Irthümer, und lehre irrig. Das Curatorium mögte alſo der Fakultät auftragen, über gewiſſe Punkte von ihm ſchriftliche Rechenſchaft zu fodern u. ſ. w. Dabey war nun freylich ſein anſtößiger Lebenswandel nicht vergeſſen, ob man ſich gleich gehütet hatte, ſpecielle Facta anzugeben.

Herr Bahrdt ſchreibt ſeinen Unſtern in Gießen beſonders dem Präſidenten Carl von Moſer zu, welcher damals ſehr viele Gewalt im Darmſtädtiſchen hatte. Hier ſind ſeine eigenen Worte S. 263. — „der Herr v. Moſer kam ins Land, und erhielt vom Landgrafen das Ruder des Staats, weil er ihm verſprochen hatte, die zerrütteten Finanzen auf das leichteſte und erwünſchteſte in Ordnung zu bringen. — Moſer war ein Mann, der voller Intriguen, überall den Mantel nach dem Winde hing, Er war alles, was man wollte, oder vielmehr, was er für ſeine Abſicht zu ſeyn für nöthig fand. Er war unter Atheiſten, Atheiſt, unter Aufgeklärten, ein Freund des Freimuths: unter Pietiſten ein Pietiſt, unter Ketzermachern ein Alba. Sein Gang war überall das Eiſen zu ſchmieden, weils warm iſt. Daher ſchnitt er auch im Darmſtädtiſchen in kurzer Zeit ſeine Pfeife, und bekam in wenig Jahren ſeinen Abſchied.“

Dieſe Schilderung iſt wieder toll genug, iſt aber — wie faſt alle Schilderungen, die Herr Bahrdt aufſtellt, voller Unwahrheit und Läſterung. Moſer hatte ſeine großen Fehler, aber auch ſeine großen Vorzüge. Er hat im Darmſtädtiſchen viel gute, große, wohlthätige Anſtalten gemacht; hat wirklich die zerrütteten Finanzen verbeſſert, und dem Lande wieder zu Credit verholfen, welcher gänzlich verlohren war. Aber das konnten die Muſje Firlefanz im Darmſtädtiſchen nicht begreifen: ſie haßten alle Neuerungen, blos deßwegen, weils Neuerungen waren, und weil ſie von einem Ausländer veranſtaltet wurden. So wurde Moſer von allen Seiten her geſchuriegelt, ſogar, daß ihm der Sohn des Faſanenmeiſters Jawand von Dornberg, welcher bey dem jetzigen Landgrafen, dem damaligen Erbprinzen Ludwig, ſeine Anſtalten als ganz unnütz und zweckwidrig geſchildert hatte, einsmals an der fürſtlichen Tafel, wo Hr. Jawand, wie billig hinterm Stuhl ſtand und die Serviette hielt, ſeine Behauptung öffentlich demonſtrirte. – Und da er dergleichen Quackeleien nicht vertragen konnte, forderte er ſeinen Abſchied und erhielt ihn. Bahrdt ſagt: er habe ſeine Pfeiſe im Darmſtädtiſchen geſchnitten; das iſt aber, mit des Doktors Erlaubniß, nicht wahr: Moſer ging ärmer aus dem Lande, als er hineingekommen war. Er privatiſirt ſchon ſeit langer Zeit in Manheim, wo er fürs liebe Brod Bücher ſchreibt.

Moſer iſt ſonſt nicht falſch, er iſt auch kein Atheiſt, noch Pietiſt, und haßt die Ketzermacherei. Er hat ſchon als Reichshofrath in Wien, als Adminiſtrator der kaiſerlichen Grafſchaft Falkenſtein, und als Darmſtädtiſcher Regierungspräſident hinlänglich bewieſen, daß er ein rechtſchaffener Mann iſt, gegen welchen die Bahrdtiſchen Sarkasmen ſtumpfe Pfeile ſind.

Moſer iſt ſonſt auch nicht zunächſt Schuld an dem aus dem Geheimenrathskollegio an die Gießner Univerſität ergangenen Reſkript, in Cauſa des Hr. Bahrdt. Die Sache verhält ſich, wie folgt.

Der verſtorben Landgraf Ludwig IX. war ein Fürſt, der manchmal ſeltſame Einfälle hatte. Wenn er nun auf etwas fiel, es mochte wichtig, oder unwichtig ſeyn, wenn er ſich es nicht gleich erklären konnte, ſo ſchickte er hin, und lies einen Mann holen, welchen er für kompetent und ſachkundig hielt, um ſich über ſeine Skrupel Erklärung geben zu laſſen. Dieſes geſchah meiſtens in der Nacht, und da war er dann, wenn ihm der Gefragte Genüge leiſten konnte, allemal auſſerordentlich gut aufgeräumt.

Einſt lies er den Feldprobſt Venator, einen Erzorthodoxen und ſtupiden Grützkopf, um Mitternacht zu ſich holen, um ihn, wer weiß worüber? zu befragen. Venator war ſo glücklich ſeines Fürſten Zweifel alle zu löſen und trug allen Beifall davon. Da begann der ſchleichende Jeſuit nun: dem Landgrafen vorzuſtellen, wie zu gegenwärtiger böſer Zeit die heilige chriſtliche Kirche in großen Verfall gerathen ſey, wie die Ketzereien überhand nähmen, und wie ſogar auf der fürſtlichen Univerſität in Gießen der gröbſte Socinismus gelehrt würde. — Was iſt denn das Socinismus? fragte der Landgraf haſtig.

Venator. Ach, Ihro Durchlaucht, das iſt die gottloſe vermaledeyete Lehre, daß der Herr Jeſus nicht wahrer Gott ſey; daß es keinen Teufel, keine Engel, keine Hölle und keinen Himmel gäbe; daß Taufe, Abendmal und Beichte unnütze Ceremonien ſeyn, und was der abſcheulichen Sätze mehr iſt.

Landgraf. Und das wird in Gießen gelehrt? Sag Er mir, Feldprobſt, wer unterſteht ſich das zu lehren?

Venator. Ach Ihro Durchlaucht, ein Theologe iſt der Verführer des Volks – der Doktor Bahrdt. –

Landgraf. Der Doktor Bahrdt? – So ſollen alle Schock Millionen Teufel dem verfluchten Kerl in den Wanſt fahren! – Warte nur, du Teufelskind, du Verdammter – wie heißt es doch Feldprobſt?

Venator. Socinianer, Ew. Durchlaucht. –

Landgraf. Verdammter, hunzfüttiſcher Socinianer, warte; Morgen des Tags will ich den Kerl laſſen zum Teufel jagen! Gleich von hier ſoll ihm der Laufzettel nach Gießen geſchickt werden.

Venator hatte alle Mühe, ſeinen Herrn nur in etwas zu beſänftigen, und ihm begreiflich zu machen, daß es übereilt ſeyn würde, wenn man den Doktor ſo gleich, mir nichts, dir nichts, ſeinen Abſchied zuſchickte, das würde zu großes Aufſehen machen: am beſten ſey es, man befehle dem Curatorium zu Darmſtadt einen Bericht deswegen einzuſchicken, ehe man zur Caſſation des Doktor Bahrdts ſchritt.

Nun erging ein Mandat nach Darmſtadt ab an das Geheimerathskollegium, worinnen den Herren erſt ein derber Wiſcher wegen ihrer geringen Aufſicht auf gefährliche Ketzereien, die ſich im Lande verbreiteten, und die ſogar in Gießen öffentlich gelehrt würden, gegeben; und ſodann aufgegeben wurde, ſogleich wegen der Bahrdtiſchen Heterodoxie Bericht abzuſtatten, indem der Landgraf durchaus nicht geſonnen ſey; die rechtgläubige Univerſität in Gießen in ein ſocinianiſch freigeiſtiſches Kloak verwandeln zu laſſen.

Das war für den Curator ein Donnerſchlag, die übrigen Herren aber gaudirten ſich, und Moſer, welcher Bahrdten zwar ſeiner Talente wegen ſchätzte, aber auch viel an ihm auszuſetzen fand, beſtund darauf, daß man dem Landgrafen gehorchen müſſe. Es wurde deshalben ein Bericht von der ganzen Univerſität in Gießen gefordert, blos aber in Rückſicht der Lehren des Doktors. Dieſer wurde nach Darmſtadt und von da aus nach Pirmaſens an den Landgrafen geſchickt. In dieſem Bericht wurde Bahrdten keine einzige Ketzerei geradehin ſchuld gegeben, Bahrdt, hieß es darinnen, lehre überhaupt nicht ſo, wie es einem lutheriſchen Profeſſor zu lehren zukomme; aber einzelne Punkte angeben, worinnen er irre, hieße ihn anklagen, und das könnten ſie als ſeine Kollegen nicht: der Hr. Landgraf möchte die Gnade haben, und die Bücher des Doktors, beſonders ſeine Ueberſetzung des neuen Teſtaments an eine auswärtige theologiſche Fakultät ſchicken, und von da aus ſich Bericht erſtatten laſſen, ob die vom Senior Götz ihm aufgebürdeten Irrlehren gegründet wären oder nicht.

Auf dieſen Bericht kam nun ein Befehl von Pirmaſens: daß dem D. Bahrdt die Haltung theologiſcher Lehrſtunden ad interim unterſagt ſey, ſo wie auch das Predigen; daß ferner die Schriften deſſelben auf eine unverdächtige Univerſität geſchickt und da unterſucht werden ſollten.

Die Univerſität eilte gar nicht, das letzte Stück des fürſtlichen Befehls in Ausübung zu bringen. Bahrdt durfte keine Collegia theologica mehr leſen, durfte nicht mehr predigen – und das war Satisfaktion genug für ſeine Feinde, und wenn er ruhig geblieben wäre, und ſich vernünftig bey der Geſchichte betragen hätte, ſo würde er zwar nicht, wie er S. 273. ſagt, obgeſiegt haben, doch aber niemals weiter gekränkt worden ſeyn. Mit der Zeit hätte man ihm wieder alles freigegeben, und das wider ihn gemachte Dekret aufgehoben.

Aber wer Hrn. Bahrdt kennt, wird ſich ſchon vorſtellen, daß er nun auf die Hinterfüße trat. Er legte in allen Geſellſchaften ſeine Unfälle als unſinnige theologiſche Kabale und Ketzermacherei, den Gießner Theologen, und dem Herrn von Moſer in Darmſtadt zur Laſt; nannte die Männer Albas, Inquiſitoren, Dominikaner u. ſ. f. – Allein niemand kehrte ſich dran; da er ſich nicht ſchriftlich verantwortete, und in allgemeinen Ausdrücken, deren man ſchon lange an ihm gewohnt war, blieb, lies man ihn raiſonniren wie er wollte. – Er forderte zwar von einigen ihm ſehr ergebenen Studenten, daß ſie eine Bittſchrift aufſetzen, und für ihn um Erlaubniß, theologiſche Collegia zu leſen, anhalten ſollten; dieſe Supplik ſollten hernach die übrigen Studenten unterzeichnen. Es wurde zwar ſo ein Ding aufgeſetzt, aber keine ſechs – ich erinnere mich, auch unter dieſen geweſen zu ſeyn – von den damaligen Studenten unterſchrieben ſich; alles aus Furcht vor den Juden, wie Hr. Bahrdt zu ſagen pflegt, damit ſie nicht für Bahrdtianer gehalten, verketzert, und der Hoffnung, Aemter zu bekommen, beraubt würden.

In dieſer kritiſchen Lage ſchrieb nun Herr Bahrdt, wo er nur Bekanntſchaft hatte, und damals ſollte auch das Projekt, katholiſch zu werden, in Würzburg ausgeführt werden. Mir kommt die Sache ſehr glaubwürdig vor, ob ich gleich keine andere Beweiſe dafür habe, als das damalige allgemeine Gerücht. Etwas muß übrigens dran ſeyn, ſelbſt Herr Bahrdt läßt ſo was vermuthen.

Unter den Freunden des Doktors nahm ſich nun keiner wirkſamer deſſelben an, als der berühmte Baſedow. Dieſer empfahl ihn dem berühmten Herrn Ulyſſes von Salis von Marſchlinz, der nach Deſſau gekommen war, um ſeine Orakelſprüche, wegen Einrichtung ſeines Philantropins in Marſchlinz ſinz zu vernehmen. Die Sache erzählt Hr. Bahrdt S. 266. ff.

Der Doktor zog ohngefähr um Pfingſten 1775. von Gießen ab. Er hatte eine derbe Anzahl Schulden gemacht, welche ihn aber zum Theil nicht drückten: der einzige Poſtmeiſter lies ihn in Butzbach arretiren, wo er Bürgſchaft leiſten mußte. Er ſpricht S. 281. ſeine Börſe wäre im Stande geweſen, ihn zu befriedigen. Wenn das war, warum bezahlte er denn in Butzbach nicht, und warum lies er die Inſpektorin Herrebood Caution ſtellen? Recht hämiſch vermuthet er S. 182. daß Herr Benner, der doch damals, wie ich mich noch recht gut entſinne, bloß deswegen auf der Kirchenviſitation war, damit ihn Herr Bahrdt, der jetzo in Gießen, als Direktor eines Philantropins, entſetzlich bramarbaſirte, und renomiſtiſch aufband, nicht beſuchen, und ihm Grobheiten noch zu guter Letzt ſagen möchte, hieran Schuld ſey. — Aber auſſerdem hatte Hr. Bahrdt noch viele Gläubiger in Gießen, worunter der grobe Müller im Einhorn bey weitem der beträchtlichſte war. Warum ihn dieſer, ſonſt über allen Glauben grobe und intereßirte Menſch, nicht aufhalten ließ, begreife ich noch nicht. Ob er vielleicht von Bahrdts Abzug nicht unterrichtet war?

Die Hiſtorie mit dem Hofrath Deinet in Frankfurt verhält ſich anders, als Herr Bahrdt ſie anführt. Deinet wurde vom Herrn von Salis auf ſein Gewiſſen befragt: was er vom D.

Bahrdt halte? und da antwortete Hr. Deinet als ein ehrlicher Mann. Was er ihm mag geſagt haben, wiſſen meine Leſer. Hr. v. Salis hat es nachher bedauert, daß er von Hr. Deinets Nachrichten keinen beſſern Gebrauch gemacht habe.

Sechſter Brief.

Herr von Salis muſte gleich Anfangs bey der Ankunft des Doktors in Marſchlinz allerhand Urſachen zur Unzufriedenheit finden.

Herr von Salis hatte Bahrdten Reiſegeld nach Deſſau gegeben, und an Baſedow geſchrieben, den Doktor ordentlich zu füttern, und ihm die Rechnung zu übermachen. Der Mann hatte ſich vorgeſtellt, der neue Direktor würde reiſen und leben, wie es einem ehrliebenden Manne anſteht, der auf fremde Koſten lebt. Aber Bahrdt lebte, wie es die * * * machen, wenn des Fürſten Geburtstag iſt. Erſtlich nahm er Frau, Kinder, Mägde, Bedienten, den Herrn Heres und den Herrn Snell – ſo muß dieſer Name geſchrieben werden: Bahrdt ſchreibt ihn immer Schnell – und Gott weiß, wen noch mehr mit: er reiſte fürs andere mit ſeinem eignen Wagen, und blieb liegen, wo es ihm anſtund. – Baſedow fragte ihn gleich bey ſeiner

Ankunft in Deſſau, ob er noch Geld habe, wenn das nicht wäre, ſo wollte er ihm welches geben. Bahrdt betheuerte, ſein Geld ſey alle geworden: er müſſe von ihm, Hrn. Baſedow, allerdings welches zur Rückreiſe borgen. „Es war nicht andem,“ ſagte Bahrdt zu dem Freunde, dem er dieſen Streich hernach in Heidesheim erzählte, „ich hatte noch Geld, denn Salis hatte mich ſo paßabel verſehen. Aber Füchſe (der Herr von Salis) müſſen geprellt werden.“ – Das iſt doch ſo ganz Bahrdtiſch!

In Deſſau ließ ſichs der Doktor auf fremde Koſten recht bene ſeyn. Er beſchreibt das Leben ſelbſt S. 274. und 275. In Deſſau lebte ich auf Salis Koſten ohngefähr vier Wochen äuſſerſt vergnügt. – Wir lebten alle Tage bey gutem Eſſen und Trinken in guter Geſellſchaft. Wir ſpielten unſer L'hombre. Wir gingen aufs Elbhaus (wo es an Nymphen der Freude niemals zu fehlen pflegt). Wir tranken Mallaga, und rauchten Tabak dazu.“ – So fand Herr Bahrdt in Deſſau gerade alles beiſammen, was nach ſeiner praktiſchen Philoſophie das höchſte Gut ausmacht.

Bahrdt war noch nicht in Marſchlinz, als Herr von Salis ſchon eine ungeheure Rechnung von Baſedow bekommen hatte, die ſich über hundert Louisdor belief. Das Geld hatte den Mann nicht gedauert, aber daß ein Mann der ſeines Philanthropins Direktor werden ſollte, ſo toll zehren, und in den Tag hinein hauſen konnte – auf fremder Leute Koſten ſo abſcheulich zehren konnte — das mußte ihn, einen feinen Kopf, gleich auf den Schluß führen: der Mann, den du gerufen haſt, iſt ein leichtſinniger Menſch, ein bon vivant; er iſt zur Direktion des Philanthropins unſchicklich. So ſchloß Salis, und ſo mußte er ſchließen, und nun mußte er auch konſequent handeln.

Meine Leſer werden ſich nun ſchon aus dem Wenigen, was ich geſagt habe, das zurückhaltende Betragen des ſonſt ſo offnen Salis erklären können.

Den Herrn von Salis ſchildert der Doktor, wie alle, mit hämiſchen Darſtellungen. „Er nahm nur, wie er S. 272 ſpricht, die Geſtalt eines Engels an, war aber im Grunde ein hartherziger, ſtolzer, in ſich ſelbſt verſchloſſener und ganz egoiſtiſcher Staatsmann, und nichts weniger, als ein natürlicher, und eines traulichen Umgangs fähiger Freund.“ — Ich habe den Herrn von Salis einigemal geſehen, da ich aber in keinem nähern Verhältniſſe mit ihm ſtund, ſo konnte ich ihn nicht genauer kennen lernen, ich ſah' blos den feinen, aber lauter Worte der Rechtſchaffenheit und des Biederſinnes redenden Mann. Andre hingegen, welche dieſen Cavalier aus Verhältniſſen näher kannten, haben mir ihn als einen Mann beſchrieben, der ſo handelt wie er ſpricht; ſein Wort aufs ſtrengſte in ſeiner völligen Ausdehnung erfüllt; der alle Niederträchtigkeiten ärger als die Peſtilenz haßt; der die unterdrückte Unſchuld mit ſeinem Le-

ben

den zu vertheidigen im Stande wäre. – kurz ein Mann, der an Feſtigkeit des Karakters, an Wohlwollen gegen jederman, an Wirkſamkeit für das allgemeine Beſte, wenig ſeines Gleichen hat, und der als ein ſolcher bekannt iſt. Und dieſer Mann wird vom Doktor Bahrdt, in deſſen ganzen Leben auch nicht, eine ſchöne Handlung glänzt – verläſtert! Warum? Weil Bahrdt ſeine Rechnung bey ihm nicht fand; weil Salis ſeinen Ausſchweifungen kein Futter geben wollte. Welch häßlicher Zug in dem Karakter eines Mannes der Moralſyſteme ſchreibt, der der Aufklärer der Nation ſeyn will!

Die grobe Unwahrheit, welche unſer Doktor S. 288. von den beyden Hrn. Neſemann und Planta erzählt, iſt gar keiner Widerlegung werth. Ich könnte ſie hier ſonſt wohl widerlegen, da es aber zu unſrer Geſchichte nicht weiter gehört, ſo übergebe ich das Ding.

Herr Bahrdt kam nach Marſchlinz: Herr von Salis empfing ihn – freylich nicht ſo, wie er würde gethan haben, wenn der Doktor etwan 60 Louisdors weniger in Deſſau und auf dem Herumfahren verzehrt hatte – doch aber immer noch ſo, daß der Doktor, ſo ſehr Doktor er war, allerdings damit zufrieden ſeyn mußte. Er brachte zwey Leute mit, die wir auch müſſen kennen lernen, wie auch – eine franzöſiſche Mamſell.

Herr Heres, Studioſus Theologiä in Gießen, hatte ſich an Bahrdt angeſchmiegt, ſeine Freundſchaft erworben, und war als ein heller Kopf dem Hrn. von Salis, als ein vollkommener Philologe, als ein herrlicher Pädagoge empfohlen worden. Aber der gute Herr Heres war nichts weniger, als dieß: er verſtund blutwenig Latein, und noch weniger Griechiſch: in der Hiſtorie und Geographie hatte er es gerade ſo weit gebracht, als Hieronymi Freyers ſeel. Lehrbücher in dieſen Wiſſenſchaften reichten, und in der Mathematik war er vollends ein armer Sünder. Herr von Salis fühlte ihm auf den Zahn, und fand einen Idioten. Er erſchrack, und ſprach mit dem Herrn Doktor deßwegen; dieſer verſprach den guten Mann herzunehmen, und ihm in vier Wochen, ſo viel philologiſche und hiſtoriſche Weisheit einzutrichtern, daß Freund Heres in kurzer Zeit ein vollkommener Schulmann werden ſollte. Salis zuckte die Achſeln, und, weils nun nicht mehr zu ändern war, ſo — lies er es gut ſeyn. Sonſt ſagt man mir, Heres habe vielen Fleis nachher angewandt, und ſey jetzo ein ganz brauchbarer Schulmann. Ich kann nicht ſagen, ob er noch in Dürkheim an der Hardt an der Schule als Lehrer ſteht.

Der andre Lehrer war Hr. Snell. Dieſer war dem Hrn. von Salis als ein vollkommener Franzoſe vorgeſchlagen worden. Salis, der, wie man denken kann, die franzöſiſche Sprache verſteht, lies ſich bald nach ſeiner Ankunft mit ihm in ein Ge-

ſpräch ein, wo er ſeine Capacität an den Tag legte.

Salis. Eh bien, Mr. comment Vous plaiſez vous ici?

Snell. Il me plait fort bien, Mr. ici.

Salis. C'eſt mon deſſein de Vous donner de la ſatisfaction. – Mais, Monſieur; de quelles leçons Vous chargerez vous dans nos affaires?

Snell. Je prendrai les françoiſes leçons.

Salis. Fort bien, Mr. mais quelle methode ſuivrez Vous?

Snell. J'apprendrai les diſciples le lire, la prononciation: afin qu'ils peuvent bien prononcer: car la bien prononciation eſt une capitale choſe (Salis lächelte) n'eſt-ce pas vrai, Mr? Aprés je les laiſſerai lire le Télémaque, et je les laiſſerai écrire, cela ſignifie, transverter de l'Allemand dans le François: ſi'ls pourront cela, je les apprendrai parler, lorsque (indem) je parlerai toujours avec eux. Cela eſt ainſi ma methode, que je veux obſerver, et je ne crois pas, qu'elle eſt mal.

Salis. Non vraiment. Mais Mr. je Vous conſeille, de prendre un maitre pour Vous. Quant aux Eleves, ils en auront un autre.

So war der gerühmte Franzoſe, Herr Snell beſchlagen: ſo ſprach er franzöſiſch.

Die Mamſell – ihr Name will mir nicht beyfallen – war vorher in Gießen bey dem General v. Rothberg geweſen, ſprach wahres Mamſellenfranzöſiſch, und hatte den Herrn Doktor mehr aus Liebe zu Hrn. Snell, als aus Begierde nach einer Lehrſtelle am Saliſiſchen Philanthropin in die Schweiz begleitet. Es zeigte ſich auch bald eine Probe der Vertraulichkeit dieſer beyden Leutchen, und Hr. v. Salis war ſo großmüthig, daß er ſie zuſammen trauen lies.

Das waren nun drey Perſonen, welche mit dem Hrn. Doktor Bahrdt an der Graubünder Jugend, und an der Jugend von ganz Deutſchland und der Schweiz gelehrter, moraliſcher und phyſiſcher Edukation arbeiten ſollten!!!

Herr von Salis ſahe den Fehler bald ein, den er gemacht hatte: er ſahe wohl, daß weder der Doktor, noch ſeine Kameraden die Leute waren, die er ſich an ihnen verſprach; aber er hatte einmal ſein Wort gegeben, und die Sache war nicht mehr zu ändern. Aber Salis nahm nun alles ſelbſt über ſich, und der Doktor hatte mit der Hauptſache, mit der Regierung des Inſtituts, nichts zu thun.

Herr Bahrdt konnte nicht lange in der Ordnung bleiben: in Marſchlinz und auf den nächſten Dörfern fand er keine Spielgeſellſchaften, keine S. . . ſgelage, und keine Frauenzimmer, die pdel waren, ohne dieſe Stücke wars ihm, als wär' er im Fegfeuer. Da fand er nun den Weg nach Chur, und in dieſer Stadt ſo ziemlich Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe. Er blieb oft zwey, drey und mehr Tage in dieſer Stadt, und divertirte ſich nach Herzensluſt. Anfänglich lies Hr. v. Saliz ſich den Spas gefallen, aber endlich ward er des Dings überdruzig, und ſtellte dem Doktor vor, daß er, als Direktor des Philanthropins nicht ſo lange davon entfernt bleiben könnte, es wäre ihm unverwehrt, die Woche einmal nach Chur, oder wo ſonſt hinzufahren, aber alle Woche mehrere Tage abweſend zu ſeyn, ſchicke ſich gar nicht. Das nahm der Doktor ſchrecklich übel, ſchwieg aber doch, und dachte darauf, wie er den Herrn von Salis in der Nachbarſchaft herunter machen, und blamiren wollte. Von nun an klagte er aller Orten, wohin er kam über die ſchreckliche Härte, mit welcher er behandelt würde; zog auf Salis los, und ſchilderte ihn, als einen intoleranten garſtigen Mann. Die Salis und die Hrn. von Sprecher ſind Feinde – jene ſind auf franzöſiſcher Seite, und unſer Ulyßes iſt das Haupt der franzöſiſchen Parthey; die Herrn von Sprecher aber, auch eine ſehr reiche angeſehene Familie, vertheidigen bey aller Gelegenheit das Intereſſe der Oeſterreicher. – Bahrdt fand bald Eingang in ihre Häuſer, und zu ihren L'Homberparthien. Das geſchah aber blos, um von dem Doktor allerhand herauszulocken: aber da Salis den Doktor kannte, ſo hatte er ihm nichts geſagt, das er hätte beym Weinglaſe offenbahren können, und ſo konnte er blos über den Hrn. von Salis — nach ſeiner Art räſonniren. Salis erfuhr das alles nach der Ordnung, und wurde ihm immer abgeneigter.

Auch blieben die Schulden bey unſerm Freund Doktor in der Schweiz nicht aus. Er war noch nicht drey Monate in Marſchlinz, ſo kamen ſchon Brandbriefe aus Chur, und anders woher an den Hrn. von Salis, worinn er gebeten wurde, ſo und ſo viel für — Rak, Chokolade, Provenzeröhl, Koffee, Zucker, Champagnerwein, L'Homberkarten und andre Artikel zu bezahlen. So was hatte Hr. von Salis ſich nicht vorgeſtellt: er hatte dem Doktor 2000 Fl. Beſoldung verſprochen, hatte ihn jedesmal richtig bezahlt, und daher ſich feſt vorgeſtellt, daß er genug habe, und ſich keine Schulden aufbürden würde. Aber wie erſtaunte er, als er von den Schuldenern angegangen wurde, welche von ihm, als dem Nutritor des Philanthropins die Zahlung der Laus Deo des Direktors forderten! Salis zahlte dennoch, ſagte aber den Kaufleuten, daß er in Zukunft keinen Kreuzer mehr für den Doktor geben würde; daß, wer ihm borgte, ſehen möchte, wie er zu ſeinem Geld käme u. ſ. f.

Man kann denken, daß Hr. v. Salis dem Doktor die Leviten nicht ſchlecht wird geleſen haben. Aber der Doktor – aller Fineſſen voll – ſchob die Schuld auf ſeine Frau, ſchilderte ſie als eine Verſchwenderin, die ſo viel in der Wirthſchaft drauf gehen laſſe, und machte da ſo viel Raiſonnirens, daß Salis gern ſtille ſchwieg, und mit der Ermahnung, daß Bahrdt künftig dergleichen nicht mehr möchte geſchehen laſſen, zufrieden war.

Hr. von Salis denkt in Abſicht der Religion ſehr hell: da er aber ein ſolider Mann iſt, ſo offenbart er niemanden, oder doch blos denen, die er genau kennt, das was er etwan über einen und den andern Punkt der Glaubenslehre denkt. So viel iſt aber gewiß, daß er ein Chriſt iſt, und die chriſtliche Religion aus Gründen für wahr und göttlich hält. Ich habe einſt in Straßburg, im Hauſe des Ammeiſters Herrn Klokſon – wenn ich nicht ſehr irre, war das der Name – eine Aeußerung aus dem Munde des Hr. von Salis gehört, welche mir unendlichen Reſpekt für den Mann und ſeine Denkungsart einflößte. „Jede Religionsverbeſſerung, ſagte er, muß Verbeſſerung der Sitten zum Gegenſtand haben. Denn Tugend und Menſchenliebe und reine Sitten machen das Hauptwerk aller Religion aus. Wahre Aufklärung beſſert das Herz, und macht gute Menſchen. Sieht man aber unſre Aufklärer an, fuhr er fort, ſo weiß ich nicht, ob man mehr Urſache zum Lachen oder zum Unwillen findet. Sie ſcheinen blos deswegen die hergebrachte Lehre zu verwerfen, daß ſie deſto ungebundener und freier leben, und alles thun können, was ihnen ſo einfällt. Ich wenigſtens habe noch keinen Aufklärer der Art geſehen, der ein Menſchenfreund, ein tugendhaftes Glied der Geſellſchaft, oder auch nur ein ehrlicher Mann geweſen wäre. Ich verſtehe hier keineswegs die redlichen Zweifler, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, ſie mögen Atheiſten, Deiſten, Socinianer und noch anders heißen: nein! ich rede von den Grosſchreiern, die ſich als allein Weiſe und Denker ankündigen.“ — So ſprach Salis von Marſchlinz, und hatte, wie ich denke, Recht! Er erwartete daher auch von ſeinem Direktor, daß dieſer ſeine etwannigen Unglauben, oder ſeine Abweichungen vom hergebrachten Lehrbegriff wenigſtens den Eleven und andern Leuten, welche die Gabe der Unterſcheidung nicht haben, nicht bekannt machen, noch vielweniger, daß er über die Dogmen der Theologie oder der Religion, wie es heißt, ſpotten würde. Allein er irrte ſich, Herr Bahrdt theilte jedem ſeine Gedanken mit, raiſonnirte über Kirchenlehren und Katechismus, und das ſo laut, daß die ganze Gegend davon voll wurde, und dem Herrn von Salis nicht geringer Verdruß daher zuwuchs.

Man iſt in Bündten eben nicht ſehr orthodox, die Freiheit der Nation verdrängt die Anhänglichkeit ans Syſtem, aber doch wollen die Bündtner Chriſten ſeyn, ſelbſt Hr. v. Salis verlangte, daß ſeine Leute über eine Lehre nicht loszögen, welche ihm ganz unſchuldig ſchien. Daher ließ er den Dokter anfänglich zwar reden, als er aber merkte, daß dieſer über die Gebühr raiſonnirte, ſo ſtellte er ihn zur Rede, und da begann folgendes Geſpräch:

Salis. Sagen Sie mir doch Herr Dokter, warum ziehen Sie auf die Erbſünde ſo los, und warum ſchimpfen Sie den Katechismus? — Denken Sie denn nicht, daß Sie Aergerniß geben, und viel Schaden anrichten?

Bahrdt. Wie das? — Meine Anmerkungen über die Fratzen der Dogmatik vermehren die Aufklärung.

Salis. Schön, allerliebſt! — Warlich eine herrliche Aufklärung, wenn Sie die Leute über gewiſſe Lehren ſpotten lehren, die bisher für heilige Wahrheiten gegolten haben.

Bahrdt. Aber Hr. von Salis, die Lehren, über welche ich ſpotte, ſind ja Fratzen.

Salis. Geſetzt, das wäre ſo, ſo haben Sie, als Direktor des Philantropins, höchſt Unrecht, über Sachen loszuziehen, welche viel tauſend Menſchen für wahr halten, und welche Sie gewiß nicht aus den Köpfen der Leute bringen werden. Als Lehrer und Vorſteher des Inſtituts müſſen ſie dem Inſtitut keinen üblen Namen machen; müſſen nicht machen, daß man es als eine Schule der Ketzerei anſieht. Sehn Sie, ich ſelbſt habe ſo meine eigenen

Gedanken über manche Dogmen, aber niemals werde ich mit den gemeinen Chriſten, am wenigſten mit Kindern von dergleichen Dingen reden, oder mir ſogar erlauben, in offenbare Spöttereyen auszubrechen. Ich bitte Sie, lieber Mann, werden Sie in Zukunft gemäßigter, und ſuchen mehr den Grund des Irrthums, als den Irrthum ſelbſt geradezu zu beſtreiten. Sie machen unſerm Inſtitut einen üblen Namen, und handeln wider unſer gemeinſchaftliches Intereſſe.

Hr. Bahrdt lies ſich predigen, aber er war weit entfernt, Folge zu leiſten. Das Marſchlinzer Philantropin wurde als eine Hauptſchule der Freigeiſterei, des Socinismus und aller andern Irrthümer ausgeſchrien, weswegen dann die Eltern ihre Kinder nach und nach hinwegnahmen, und das Philantropin wirklich durch Herrn Bahrdt mehr ab, als zunahm.

Hr. von Salis fand auf dieſe Art immer mehr Urſache mit ſeinem Direktor unzufrieden zu ſeyn.

Hiezu kam noch eine Hauptklatſcherei. Doch da dieſe nicht ſowohl den Doktor, als ſeine liebe Frau angeht, ſo will ich dieſe auf Rechnung der weiblichen Schwachheit ſchreiben, und – ſchweigen.

Nun liebſter Freund, mögen Sie ſich leicht erklären, warum der Herr von Salis und der Hr. Doktor in Marſchlinz nicht die beſten Freunde ſeyn konnten. Salis dachte daran, wie er das Philanthropin wollte eingehen laſſen, und der Doktor, wie er fortkommen, und ein ander Stück Brod erlangen möchte.

Siebenter Brief.

Der Doktor nahm ſeine Zuflucht zur Correſpondenz: daß heißt, er ſchrieb an ſeine Bekannten, und ſtellte ihnen ſeine traurige Lage ſehr lebhaft vor.

In Leipzig war der alte Doktor Bahrdt mit Tode abgegangen, und ſo war eine Hauptſtütze für unſern Doktor verlohren. Den Todesfall beſchreibt er ſelbſt ſehr artig, auf dem letzten Blatt des dritten Theils der Biographie, er ſagt, daß ihm derſelbe auch nicht eine unruhige Minute gemacht hätte. Warlich viel Philoſophie.

Seine Vokation zur Superintendentur in Dürkheim an der Hard beſchreibt er Th. III. S. 8. f. mit folgenden Worten: „ich erhielt einige Tage nach Weihnachten einen Brief vom Diakonus Schöll aus Türkheim (man ſchreibt beſſer Dürkheim an der Haard), welcher mir meldete, daß er Auftrag von einem ſeiner Vorgeſetzten habe, bey mir anzufragen, ob ich mich wohl entſchließen möchte, die dortige Superintendentur anzunehmen, mit welcher ohngefähr 1000 Gulden Gehalt verbunden wäre?“

Die Leſer verſtehn nur nicht, wie Herr Bahrdt mit dem Grafen von Leiningen Dachsburg in Connexion gekommen iſt. Ich muß dieſe Frage löſen.

Der Graf, jetziger Fürſt von Leiningen Dachsburg, hatte nach dem Abſterben des letzten Grafen von Leiningen Gundersblum, Friedrich, ſehr artige Ländereien geerbt, und war dadurch einer der reichſten Grafen in der Unterpfalz geworden. Schon lange vorher war er Oberhofmarſchall des Kurfürſten von der Pfalz, und deſſen vertrauteſter Freund geweſen. Ueberhaupt iſt der Fürſt von Leiningen ein rechtſchaffener, toleranter, gütiger Herr, wider welchen niemand mit Grund klagen kann. Er iſt lutheriſch, aber gegen andere Religionsverwandte ſo, wie gegen ſeines Glaubensgenoſſen geſinnt. Da ſein Hofſtaat nie glänzend war, ſo hat er ſich keine Schulden aufgeladen und ſein Land bringt ihm ſo viel ein, als er mit ſeinen Prinzen und übrigen Kindern verzehrte: aber ſchon ehe Hr. Bahrdt nach Dürkheim kam, war das Projekt formirt, daß er ſich in den Reichsfürſtenſtand wollte erheben laſſen, und zu dieſem Behuf war éklat nöthig, Geld mußte angeſchaft werden, und folglich mußte man alle Quellen eröffnen, aus welchen Geld fließen konnte.

Der Hofrath Rühl, welchen ich unten näher beſchreiben werde, hatte den Grafen unter andern angerathen, Fabriken zu errichten, und Manufakturen anzulegen, dadurch würde, wie er ihm vorſtellte, das Land in Aufnahme kommen, und die gräfliche Kaſſe derb geſpickt werden. Der Graf war ſchon durch die in Frankenthal, und anderswo angelegte pfälziſche Fabriken in dergleichen Inſtitute nicht wenig verliebt, und wünſchte eben wie der Kurfürſt, ſolche geldergiebige Quellen in ſeinem Lande realiſirt zu ſehen. Auf dieſem Fabrikenweg, wenn ich ſo ſagen darf, kam auch der Doktor ins Land.

Ich muß etwas weiter ausholen, und hier einen Mann bekannt machen, der es verdient, etwas genauer beſchrieben zu werden.

Dieſer Mann iſt Herr Gegel S. T. gegenwärtig privilegirter Buchdrucker und Nachdrucker zu Frankenthal in der Pfalz, ein Mann welcher an Intriken und Machinationen ſo leicht niemand was nachgiebt. Seine allererſten Schickſale ſind mir unbekannt. Im Jahr 1767, ich glaube es war dieſes Jahr, meldete er ſich bey der verſtorbenen Landgräfin von Heſſenkaſſel, welche damals in Hanau am Main reſidirte, in Verbindung mit einem gewiſſen Carl Caiſin, und übergab ihr ein Projekt, dem er den Namen eines Plans zu einer neuen Geſellſchaft der Wohlthätigkeit beilegte, wodurch, Gott weiß wie viele Summen für die Fürſtin jährlich könnten gewonnen werden. Die Landgräfin ließ ſich das Projekt gefallen, und die Geſellſchaft kam zu Stande, ſo daß Hr. Gegel und Hr. Caiſin die Generaldirektoren davon wurden. Es war eine Art von Lotterie, wobey die Spieler etwas für ihre Gewinnſte erhielten, und wo das höchſte Loos 1000 Gulden brachte. Das war die ganze Wohlthätigkeit! – Der leichtgläubige Pöbel aus allen Standen legte reichlich ein, und die Direktoren waren ſo klug, daß ſie Dorfpfarrer und andere Leute von Credit und Einfluß zu ihren Subalternoffizianten machten, wodurch dann die Rekommendationen häufig cirkulirten, und die Einlagen wohl von ſtatten gingen. Niemand vermuthete Anfangs Betrug, ſogar daß mein Vater, welcher eher ſein Leben verlohren, als zu irgend einer Betrügerei die Hände geboten hätte, nicht nur das Amt eines Specialdirektors der Geſellſchaft annahm, ſondern auch das ſeine Inſtitut in einer zu Straßburg gedruckten franzöſiſchen Schrift: avis aux Alſatiens, mes Compatriotes, touchant la Societé bienſaiſante, établie à Hanau ſur le Mein, beſtens und mit allem Enthuſiasmus rekommandirte. So betrog Herr Gegel und Conſorten die Welt!

Herr Krug, Hunolſteiniſcher Beamter in Niederwiſen, war meines Wiſſens der allererſte, der den Betrug der Hanauer Wohlthätigkeit in ſeiner Abſcheulichkeit einſahe, und dem Publikum in ſeiner Blöße darſtellte. Er gab einige Bogen gedruckt heraus, und berechnete ſelbſt nach dem vorgelegten Plan, den außerordentlichen Ueberſchuß an Gelde, welches in den Beutel der Frau Landgräfin, oder der Herrn Gegel und Caiſin fallen mußte. Nun wurde das Publikum aufmerkſam, und einige Regierungen verboten ihren Unterthanen allen fernern Einſatz. Es erſchien eine kleine, aber vortreflich geſchriebene franzöſiſche Piece: Le brigandage ſous le masque de bienfaiſance, und eine deutſche: **die Geſellſchaft der Wohlthätigkeit mit den Katzenkrallen,** worinnen die Ehre nicht geſchont, und Herr Gegel mit ſeinem Confrater Caiſin als Erzbetrüger vorgeſtellt wurden. Die Leute, welche eingelegt oder abonnirt hatten, forderten ihr Geld wieder. Daß ſie nichts erhielten, verſteht ſich von ſelbſt: man vertröſtete – und hielt nichts. Endlich gaben einige Höfe – der Uſinger iſt mir gewiß bekannt – eine Klage wider die Landgräfin, unter deren Garantie die Geſellſchaft ſich angekündigt hatte, bey dem Reichsfiskal ein, und die Sache bekam eine ſehr ernſthafte Wendung. Der Landgräfin ward bange, ſie ſchob alle Schuld auf die Generaldirektoren der Geſellſchaft, und dieſe – machtens, wies alle Banditen machen, ſie gingen zum Teufel, und die Abonnenten waren geprellt.

Das iſt ein Zug aus Hr. Gegels Leben, welchen jedermann weiß: aber die Zeit hat laſſen Gras drüber wachſen.

Gegel trieb ſich hierauf an verſchiedenen Orten herum, und ließ ſich endlich in Frankenthal nieder, wo er die Erlaubniß bekam zu drucken, und nachzudrucken, was ihm gefiel.

Ich muß hier eine Anmerkung machen, die freilich an gewiſſen Orten nicht gefallen kann, die aber gewiß gegründet iſt.

Die Kurfürſten ſind nach den Grundgeſetzen des Reichs weit mehr, als alle andere Reichsſtände, verbunden, für die Aufrechthaltung und Befolgung der Reichsgeſetze zu ſorgen: am meiſten aber liegt dieſe Sorge den Reichsvikarien ob, welche bey der Vakanz ſogar ein richterliches Anſehen in dieſer Rückſicht haben. Wenn aber nun der Kurfürſt von Pfalzbaiern einem Drucker z. B. Hr. Gegeln geſtattete, Bücher, welche mit kaiſerlichen Privilegien verſehen ſind, nachzudrucken, wenn der Kurfürſt den Nachdrucker gegen Klagen rechtmäßiger Verleger ſchützt, wo ſoll man dann Recht ſuchen, wo ſoll man ſich gegen den Bücherdiebſtahl beſchweren? – ? – Ich werde niemals etwas ſchreiben, daß einer nachdrucken wollte: wäre ich aber ein Schriftſteller von Anſehen, ſo würde ich alle die Herrn, nämlich Hr. Schmieder in Karlsruhe, Hr. Gegeln in Frankenthal, die Wiener Bücherdiebe, die Reutlinger und noch viel andre dergleichen Geſindel in allen meinen Büchern ſo mitnehmen, daß es Ihnen vergehen ſollte, ihre eigne Schande nachzudrucken.

Doch retour zu Freund Gegel! – Herr Gegel hatte das ſchöne, leere Schloß in Heidesheim geſehen, und bey dem Hofrath Rühl angehalten, ihm zu erlauben, in dieſem Schloß eine Druckerey – oder Nachdruckerey – anzulegen. Hr. Rühl warf den Anſchlag nicht ſtracks weg, aber doch kam es ihm vor, als wenn das Schloß noch zu anderwärtigem Behuf beſſer dienen könnte.

Heidesheim war die Reſidenz einer nun ausgeſtorbenen gräflichen Familie von Leiningen. Das Schloß liegt eine Stunde von Grünſtadt, zwiſchen Speier, Landau, Hagenau, Worms, Oppenheim, Frankenthal, Mannheim und Neuſtadt. Man denke ſich die herrliche Gegend! Der köſtlichſte Wein, und das beſte Getreide wächſt in dieſer Gegend, welche daher auch ganz mit Dörfern und Städten beſäet iſt. Die Menſchenrace in der Pfalz iſt bey weitem nicht ſo ſchlimm, als Hr. Bahrdt ſie hin und wieder beſchreibt z. B. B. 3. S. 171. „In der That gab es in der Pfalz eine Race von Menſchen, welche dieſe Kunſt zu peinigen recht eigentlich ſtudiert zu haben ſchienen. Sie beſtrebten ſich recht abſichtlich, jeden nutzbaren Mann zu verunglimpfen. Sie ſtellten die allermühſamſten Spionerien an, um nur alle Augenblicke eine Kleinigkeit von ihm aufzutreiben, und die einzelne Baquatelle (Bagatelle Hr. Doktor!) auf die ganze Art von Dingen anzuwenden, und die Laufbahn ſeiner Verdienſte auf jedem Schritt zu beflecken. Kurz ſie thaten alles, um wo möglich entweder ihn ſelbſt zu ermüden, oder ſein Publikum von ihm abwendig zu machen, und ihn aller Unterſtützung zu berauben. Ich bin von dieſen giftigen Inſekten ganz vorzüglich heimgeſucht und gequält worden.“

So weit Hr. Bahrdt. Er ſtellt hier ein ſehr häßliches Bild von den Pfälzern auf: denn ein Volk, daß eine ganze Race ſolcher Inſekten in ſich ſchließt, muß im Grunde ein elendes Volk ſeyn. Die Urtheile des Hrn. Doktors ſind alle zu ſehr allgemein, zu ſehr einſeitig, daher ſind ſie beynahe alle ſchief und größtentheils falſch. Ich will meine lieben Landsleute hier nicht präkoniſiren, aber wider die Läſterungen des Doktors mit der eiſernen Stirne will und muß ich ſie retten, und das werde ich am beſten bewerkſtelligen, wenn ich die Geſchichte des Hr. Doktors aufrichtig erzähle, und das anführe, was er und ſeine Conſorten, die Herren Profeſſoren auf dem Heidesheimer Philantropin gethan, und wie ſie gewirthſchaftet haben, und dann mag der unpartheyiſche Leſer ſelbſt urtheilen, ob die Pfälzerrace ſo gar ſchlimm geurtheilt hat, wenn ſie den ganzen Plunder für Luftſchlöſſer und grundloſes Geſpinnſte hielt, das nicht Stich halten konnte.

Es giebt allerdings in der Pfalz Leute wie in allen Ländern, die an Klatſchereien Vergnügen finden, und in Ermangelung beſſerer Geſchichte ſich auf Fraubaſereien legen. Aber im Durchſchnitt haßt der Pfälzer alle üble Nachreden, und die niederträchtigen Verläumdungen. Lügen, Pfiffe und elende Schurkereyen gehören nicht in den Karakter des Pfälzers, eben ſo wenig, als Kabale und Haß gegen fremde, wenns verdiente Männer ſind. Es giebt keine Race ſolches niederträchtigen Geſindels im Lande. Man hat ſich in der Pfalz wirklich und ziemlich allgemein gefreut, daß Hr. Bahrdt da wohnen, und durch ſeine Gelehrſamkeit und andre Talente dem Lande Ehre machen würde. Freilich waren viele von jenen intoleranten, unwiſſenden Geiſtlichen aller Religionen über des Doktors Kezzerei höchſt entrüſtet, aber da der Kredit dieſer Menſchen ſehr geringe iſt, ſo hatte das nicht viel zu ſagen, und Hr. Bahrdt wäre ganz gewiß der angeſehene und geehrte Mann geblieben, der er anfänglich war, wenn nur ſein eignes Betragen, ſeine Einrichtung ſeine Unternehmungen ſo geweſen wären, wie man es erwartet hatte, und wie man es mit Recht fordern konnte. Aber da alles andere, was er unternahm, Windbeutelei war, wer kann es wohl dem ehrlichen Pfälzer verdenken, wenn er die Sache ſo anſah, wie ſie an ſich ſelbſt war, und ihr den Namen gab, der ihr zukam? — Das wird ſich ſchon für ſich ſelbſt in der Folge deutlicher machen; nun zur Geſchichte zurück.

Das Schloß zu Heidesheim ſchien Hrn. Rühl ein vortreflicher Ort zu ſeyn, wo man eine trefliche Schulanſtalt, ein akademiſches Gymnaſium, oder ſo etwas anlegen könnte; Gegel merkte das, und ſchlug zur Errichtung eines Werks von der Art den Herrn Doktor Carl Friedrich Bahrdt vor! —

Auf dieſe Art ward alſo der ehemalige Generaldirektor der Geſellſchaft der Wohlthätigkeit in Hanau, der Herr Nachdrucker Gegel, jetzo der Mäcen eines **Doktors** der Theologie. Doch das ſchadet nichts hat doch ehedem der Jude Sues in Stuttgard, Galgenvögelichen Andenkens, die Abteien und Superintendenturen gar vergeben!

Herr Rühl fand den Vorſchlag des Gegels ſo uneben nicht. Der Superintendent in Dürkheim, ich glaube, er hies Lucerner, war geſtorben, und ſo war im Lande ein Platz offen, wohin man den Hrn. Bahrdt vociren konnte. Herr Rühl war zwar von Bahrdts Ketzereien ſchon unterrichtet, allein er war ein heller Kopf, der einige Abweichungen vom Syſtem nicht eben für große Sünden und Verbrechen hielt. Er glaubte, wenn Bahrdt zu Dürkheim Superintendent würde, ſo würde die Leiningiſche Clerisei wieder in Aufnahme kommen, er würde eine Schule errichten, welche hoch brilliren würde, er würde Bücher ſchreiben, er würde, wer weiß was ſonſt thun, wodurch, ſeine, des Grafen und des Landes Ehre könnte befördert und erhoben werden. Und in dieſer Rückſicht war es dem ehrlichen Hofrath nicht ſehr zu verdenken, wenn er ſich Gegels Vorſchlag gefallen lies und Bahrdten zu befördern beſchloß.

Aber wie war die Sache dem Grafen vorzubringen? – Der Graf war orthodox, und ſo tolerant er war, würde er ſich doch niemals entſchloſſen haben, einen wegen Heterodoxie verdächtigen Mann zu einem geiſtlichen Amte zu berufen. Aber Hr. Rühl wußte Auskunft. Er ſprach mit dem Grafen, lobte Bahrdts Gelehrſamkeit, Kanzelgaben, freies ofnes Weſen, und große Verdienſte, um das Marſchlinzer Philanthropin. Dann legte er ihm den vom Doktor geſchriebenen Plan dieſes Inſtituts vor, die den Herrn entzückte, und da Hr. Rühl dem Grafen zu verſtehen gab, daß Hr. Bahrdt wohl die Vokation nach Dürkheim zur Stelle eines Superintendenten annehmen würde, und alsdann in Heidesheim ein Philanthropin ad modum des Marſchlinzer aufrichten könnte, war es der rechtſchaffne Graf ſofort zufrieden.

Nun lenkte Herr Rühl das Geſpräch auf die Heterodoxie des Doktors: gab aber alle Beſchuldigungen wider ihn für Kabale einiger mißgünſtigen Theologen aus, und ſuchte überhaupt der ganzen Sache eine ſolche Wendung zu geben, daß der Graf die Vokation des Doktors nach Dürkheim genehmigte. Hr. Rühl lies durch den Prediger Schöll an den Doktor ſchreiben, und dieſer zog nach Dürkheim.

Herr von Salis war herzlich froh, daß der Doktor, nebſt ſeinem Herrn Heres, der bisher ſein fidus Achates geweſen war, ſich abführten. Bahrdt forderte ein Zeugniß von ihm, aber Salis, der nie Unwahrheiten beſcheinigen kann, ſagte ihm ganz kalt: daß er ihm zwar ein Zeugniß ſeines Betragens in Marſchlinz geben wollte, daß dieſes aber nicht ſo ausfallen könnte, wie er, der Herr Doktor, ſich es verſtellte und vielleicht erwartete: er möchte alſo lieber kein Atteſtat fordern. – Alſo ging der Doktor ohne Atteſtat von einem Orte weg, wo er vierzehn Monate gehauſet, und ein Philanthropin dirigirt hatte.

Das Marſchlinzer Philanthropin ging bald nach Bahrdts Abzug ein. Herr von Salis hatte die Vortheile nicht erhalten, die er ſuchte; er hatte viel Geld ins Inſtitut geſteckt, und ſahe keine Möglichkeit, daſſelbe wieder zu erhalten: zudem waren die Eltern der Eleven größtentheils mit der Einrichtung, der Erziehung und dem Unterrichte unzufrieden, und holten ihre Kinder nach und nach wieder ab. Dieſe und noch viel andre Urſachen, z. B. die Verſoſſenheit und Betrügereien des Hausmeiſters, die kraſſe Ignoranz der meiſten Lehrer, u. ſ. w. machten, daß Hr. von Salis ſich entſchloß, das Inſtitut aufzuheben. Er that es, ohne allen weitern Eklat, und war froh, daß er ſich eine ihm unerträgliche Laſt vom Hals geſchaffet hatte. Er hatte lernen einſehen, und zwar mit ſeinem großen Schaden, daß zu einem Inſtitut von der Art, weit mehr gehöre, als guter Willen und Enthuſiasmus zum Beſten der Menſchheit.

Herr von Salis hatte Bahrdt verſprochen, dem Publikum kein Wort von dem bekannt zu machen, was zwiſchen ihnen beyden vorgefallen war; hatte ſich auch Verſchwiegenheit von Seiten des Doktors dabey ausgebeten. Er mußte aber bald hören, daß Bahrdt ihm alles zur Laſt legte, was im Philanthropin zu Marſchlinz nicht nach der allgemeinen Erwartung ausgefallen war: denn Herr Bahrdt beſchrieb den Hrn. von Salis, und ſein Betragen ohngefähr, wie er es in der Biographie thut. Hr. von Salis ſchrieb daher einige Briefe an bekannte Männer in der Pfalz, und machte eine Kontrarelation. – Und aus dieſen Briefen iſt das meiſte von dem hergenommen, was ich berichtet habe. Die Leute leben meiſtens noch, und wer an der Wahrheit meiner Nachrichten zweifelt, darf z. B. nur an den Doktor Am Stein in Zürich ſchreiben, und ſich belehren laſſen. Dieſer Mann muß um ſo mehr unpartheiiſch ſcheinen, da ihn Hr. Bahrdt ſelbſt als ſeinen Freund abſchildert.

Ich muß hier noch anmerken, daß Herr Bahrdt ſelbſt eine Nachricht vom Marſchlinzer Philanthropin verfaßt hat, worinnen ſehr honorabel von dieſem Inſtinkt geſprochen wird. Er erklärt aber die ganze Nachricht am Ende des zweyten Theils der Biographie für eine Lüge, und Th. 3. S. 5. nennt er ſein Buch den Erziehungsplan des Philanthropins im Monde. Das mag noch hingehen, ob es gleich dem Karakter eines ehrlichen Mannes zuwider iſt, das Publikum zu belügen, es mag geſchehen, aus welchem Beweggrunde es auch wolle. Aber es mag hingehen! – Daß aber Hr. Bahrdt die Lüge, den Erziehungsplan eines Philanthropins im Monde nachher in Heidesheim abermal herausgab, und das Publikum noch einmal belog – ſoll das auch hingehen!

Achter Brief.

Herr Bahrdt wurde nach Th. 3. S. 21. ff. in Dürkheim aufs beſte empfangen, und gleich herrlich bewirthet. „Er merkte bald, wie er S. 23. ſagt, daß Hof und Stadt darauf ſtolz war, einen Doktor Theologia und ehemaligen berühmten Profeſſor zum Prediger zu haben, welches ſo lange Dürkheim ſtand, ſich noch nicht ereignet hatte.“ – Das iſt ſehr wahr: doch muß ich hier ſagen, daß unter ſeinen Vorfahren ein Mann geweſen iſt, der mit dem großen Leibnitz im vertrauten Briefwechſel geſtanden hat. Sein Name iſt mir entfallen: es war der Grosvater, der noch in Udenheim bey Mainz lebenden Demoiſelle Thiels.

S. 23. führt er ein Baurengeſpräch über ſeine Irrgläubigkeit an. Aber Hr. Bahrdt verſteht die Pfälzer Baurenſprache nicht. He glebet noch – Ne – Er leegnet – hal' ich u. dgl. ſind nicht Ausſprache des gemeinen Mannes in der Pfalz. Es ſey mir erlaubt, hier ein Baurengeſpräch nach Pfälzer Art anzubringen, woraus man zugleich eine ſkandalöſe Hiſtorie, den Doktor betreffend antreffen wird.

Vogt. Gun Tag, Schwaer, wo kummen ehrher?

Kramp. Vum der Philippinne (Philanthropin) ſe Heddesſem.

Vogt. No, was ſan (ſagen) ſe dann do guts neues?

Kramp. Jo, do ſan ſe nix guts neues – Kennen ehr des Schulmaſters Tochter voun N. .

Vogt. Jo freylich kenn' eich (ich) die. Was es dann met der?

Kramp. Die hat Knoche im Leib.

Vogt. Das wär der Deuwel! – Wer hat dann das getho?

Kramp. Das was kaner recht. Die Leute ſan, der Doktor Bahrdt wär's ſelber weweſt.

Vogt. Hören Gevatter, das will eich wuhl glaube. Der Bahrdt es a'n rechter Boketifes, vor drey Woche war eich ſe Woosem, do war er ach em Bock, do es er der Maad grauſam noch gelof, und war bey ehr em Kuhſtall. – Das es mer ein ſchöner Gäſtlicher.

Sehn Sie, Freund, das iſt Pfälzer Dialekt, und ſo räſonnirten die Bauren in der Pfalz vom Hrn. Bahrdt – aus Thatſachen.

Den S. 27. angeführten Rath Neubauer nannte der verſtorbene Major von Goldenberg in Gundersblum vor den Ruſticus in ſtifelis, cacavit lederis hoſis.

Unter allen denen, welche Hr. Bahrdt in ſeiner Geſchichte herunter macht,, kommt keiner übler weg, als Herr Hofrath Kuhl von Dürkheim. Er hat ihn in der kleinen Sammlung ſeiner - ſehr unpoetiſchen - Gedichte in dieſen Verſen verewigt (als wenn Hr. Bahrdts Verſe verewigen könnten, die ſchon beinahe ganz vergeſſen ſind, mit der ſchönen Dedikation an Herrn Kammler. Hier ſind die treflichen Verſe?

Der Menſchheit ſag' ich es zur Ehre:
Du biſt die größte Seltenheit!
Und wenn in jedem Volk, mehr, als ein einziger wäre,
Ein Teufel ganz wie Du,
Ich zweifelte zu meiner Ruh,
An Gott und Ewigkeit.

Der Mann hatte nach S. 29. Theologie ſtudiert, und endlich, nach mancherley tollen Streichen, das Rektorat in Dürkheim erhalten. Endlich ward er Hoffrath, und einziger Theilnehmer an allen Geſchäften des Landesherrn. Er verwaltet die Finanzen des Grafen u. ſ. w. Die Grundlage ſeines Karakters war, nach S. 30. Stolz und Eigenliebe, und zwar eine Eigenliebe, welche alle Weſen in dem Weltall ausſchloß. Seiner Größe opferte er alles, und wenn Glück und Leben aller Menſchen dazu erforderlich geweſen wäre, und er es in ſeiner Gewalt gehabt hätte. Bey dieſem gränzenloſen Stolze hatte er einen Grad von Hartherzigkeit, der dem Doktor nie wieder in der Welt vorgekommen iſt. Menſchenelend rührte ihn nicht nur nicht, ſondern es machte ihm ſogar Wolluſt. – Nun kommt eine abſcheuliche Hiſtorie von des Hofraths Grauſamkeit. „Die ganze Welt, fährt unſer Doktor S. 33. fort, war nicht vermögend, ihn zu befriedigen. Er betrachtete alles Geld, alle Ehre, alle Geſundheit, kurz alle Güter der Erde, die er in den Händen andrer Menſchen erblickte, als einen Raub, der ihm geſchehen war. Er ward wüthend, wenn er ſich die unwürdige Rakaille von Menſchheit dachte, unter welcher er, ſo tief unter ſeiner Würde, leben mußte. Er haßte Gott und Menſchen, weil ſie ungerecht handelten, und ihn, der auf dem Gipfel der Ehre und des Glücks ſtehen ſollte, auf dem Poſten eines unbedeutenden Hofraths eines unbedeutenden Fürſten ſtehen ließen. Hundertmal habe ich ſelbſt Verfluchungen ſeines Schickſals, und Bezeugungen der innigſten Verachtung der Menſchheit außer ihm, aus ſeinem Munde gehört. – Der Menſch konnte ſo grimmig werden, daß er weder ſeines, noch irgend eines andern Lebens ſchonte. – Der Fürſt ſelbſt fürchtete ſich vor ihm – er lies ſich oft gefallen, daß der Menſch ſelbſt gegen ihn auffuhr, und wie ein Unbändiger tobte. Er ging in einem

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

ſolchem Falle weg. – Im Grunde war dieſer Rühl der armſeligſte Menſch, den man auf ſeinem Poſten finden konnte. Er verſtand nichts von Rechtsgelehrſamkeit – er war in keiner einzigen Wiſſenſchaft bewandert – ſelbſt ſein Franzöſiſch war höchſt elend.“ –

Das iſt der Auszug aus der von Seite 28. bis 36. aufgetiſchten Abbildung des Hofrath Rühls. Wer ein wenig nur acht geben will, ſieht leicht, daß dieſe Beſchreibung, ſelbſt nach Hrn. Bahrdts Bekanntniß, meiſtens Laſterung ſeyn muß. Er ſagt S. 22., daß er in ſeinem Herrn, dem Grafen von Leining. einen Mann gefunden hatte; der, nicht durch ein brillantes Genie ſich auszeichnete (wie Herr Bahrdt) aber mit einem ſchlichten Verſtande, ein recht vortrefliches Herz vereinigte. Güte und Freundlichkeit gegen jedermann, Achtung gegen Verdienſte, und Liebe zur Gerechtigkeit hätten ſeinen Karakter ausgemacht u. ſ. w. Das iſt wahr: wie konnte aber ein ſo guter, rechtſchaffner, gerechter Herr, das Scheuſal nicht entdecken? wie konnte ein Satan, wie Rühl doch ſeyn ſollte, den hellen Augen eines ſo guten Regenten entgehen? jeder unbefangne Leſer muß hier nothwendig ſtutzen.

Ferner ſagt der Doktor, Rühl ſey ſein Freund geweſen. „Ich bin gewiß, fährt er fort S. 36., daß ſeine Ueberzeugung von meinem Werthe, und der Wunſch, einmal einen Mann von Talenten und aufgeklärtem Geiſte in ſeinem Zirkel zu ſehen (ihn) bewogen hat, mich dem Fürſten vorzuſchlagen, und meine Vokation zu bewirken. – Wie ſtimmt dieſe Aeußerung mit dem oben ſo grell beſchriebenen Rühliſchen Egoiſmus überein. Der Doktor hat ſich nicht recht bedacht, und muß überhaupt bey der Entwerfung des Portraits entſetzlich aufgebracht geweſen ſeyn: vielleicht ſchrieb er das ſaubere Ding gerade an dem Tag' in Magdeburg, als man der anemonigen und roſigen Chriſtine daſelbſt befahl, von ihm aus dem Souterrän zu ziehen, qua de re infra.

Herr Hofrath Rühl in Dürkheim iſt gerade das Gegentheil von dem, was Hr. Bahrdt an ihm ſchildert. Ich kenne ihn ſelbſt. Er iſt ein Mann von hellem Kopf, und vielen reellen Kenntniſſen. Er hat freylich ehedem Theologie ſtudirt, nachdem er aber wieder mit einem jungen Herrn auf Univerſitäten als Hofmeiſter gegangen war, ſo legte er ſich auf die Jurisprudenz, beſonders auf das Jus Publikum, in welchem er es durch das Leſen der beſten hiſtoriſchen Bücher und Staatsſchriften zu einem nicht gemeinen Grade von Kenntniß brachte. Daß er darinnen was geleiſtet hatte, hat er in dem gegen die jetzigen Grafen von Leiningen Gundersblum geführten Proceß hinlänglich gezeigt.

Herr Rühl ſpricht vollkommen gut franzöſiſch, worüber aber Herr Bahrdt, als der es nicht einmal ausſprechen kann, gar nicht urtheilen ſollte.

Wenn der Hofrath ſo egoiſtiſch geſinnt wäre, warum hat er ſich dann in Dürkheim nicht Geld gemacht? Er ſtund auf einem Poſten, wo das ſehr möglich und thunlich war, und doch war er niemals reich, nicht einmal wohlhabend, bey ſeiner gewiß ſobern, eingezogenen Lebensart. – Ich habe außerdem viele Proben von des ehrlichen Hofraths Gutherzigkeit und Edelmuth. Er hat manchen Armen unterſtützt, und ſogar manchem bedrückten Leininger Unterthan Geld ohne Zinſen vorgeſtreckt.

Der Graf, oder wie der Doktor immer ſpricht, der Fürſt, hat ſich niemals vor ihm gefürchtet, aber geehrt hat er den Mann, deſſen Talente er kannte, und der um ſein Haus und Land ſehr viele und ſehr beträchtliche Verdienſte hatte. Ehe Rühl ans Ruder kam, ſah es im Leiningiſchen eben nicht zum beſten aus; zu ſeiner Zeit aber beſſerte ſich alles merklich, und Rühls wohlthätiger Einfluß wurde ſichtbar. – Jederman muß das eingeſtehen, wer den Hofrath gekannt hat: und dann bleibt unſers moraliſtiſchen Doktors ganze Beſchreibung eine – ſchreckliche, abſcheuliche Läſterung!

Wie wenn dann einer von Hrn. Bahrdt ſo ein Bild entwürfe, und es in die Welt geben ließe, das ihn als einen Schurken, ſchlechten Kerl, und unwürdigen Menſchen bekannt machte, was würde er ſagen? oder was würden andre rechtſchaffne Männer ſagen, wenn ſie in einem dem Publikum hingegebnen Buche folgendes leſen ſollten:

Der Doktor Bahrdt iſt ein Menſch ohne Sitten, ohne Geſetz, ohne Religion – Wolluſt und Leichtſinn machen ſeinen Karakter aus; dieſen Götzen opfert er alles auf. Nichts iſt ſo heilig, das er nicht hingeben würde, und mit Freuden aufopferte, ſobald es mit ſeinem gegenwärtigen Vergnügen in Kolliſion kommt. Für einige Thaler, für ein Luſt von einigen Stunden opfert er ſeinen beſten Freund, ja ſelbſt ſeine und der Seinigen Ehre auf. Er iſt im Stande, ſich ſelbſt zu pasquilliren, wenns ihm nur Geld einbringt. – Was ſeine Religion betrift, ſo weiß er ſelbſt nicht, was er glauben ſoll, – im Grunde hat er gar keinen Glauben. Alle Augenblicke widerſpricht er ſich. Seine Gelehrſamkeit iſt nicht weit her, in keiner einzigen Wiſſenſchaft iſt er zu Hauſe: ex omnibus aliquid et in toto nihil macht ſeine Gelehrſamkeit aus. Er hat eine ganze Menge Bücher geſchrieben, die aber größtentheils gar keinen, oder doch einen nur ſehr geringen Werth haben – andre ſind wahre Pasquillen, voller Zoten und Unanſtändigkeiten. – Sein häußliches Leben iſt Cynicismus: ſeine Frau hat er einer liederlichen Metze wegen von ſich gejagt. Er ſitzt auf einer Kneipe bey Halle, wo alles darf getrieben werden, was luſtigen Leuten zu treiben einfalt u. ſ. w. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Wenn jemand ſo ſchriebe, ohne es zu beweiſen, ſo müßte jeder brave Mann den Schreiber für einen Pasquillanten und Läſterer halten, und doch wäre ein ſolches Gemälde noch lange ſo kraß nicht, als das iſt, welches Signor Bahrdt von dem ehrlichen Hofrath Rühl aufſtellt.

Ich will mich bey dieſem Sarkasmus nicht länger aufhalten: von Hrn. Rühl werde ich noch mehr Gelegenheit zu ſprechen haben.

S. 38. verſichert Hr. Bahrdt, er habe im Durchſchnitt alle drey Wochen, zweymal geſpielt, und das Spiel habe ihm nie Geld gekoſtet. Das iſt wieder, mit des Doktors Erlaubniß, nicht wahr. Bahrdt hat in Dürkheim und Heidesheim beynahe alle Tage geſpielt, ſo wie er vorher in Erfurth, Gießen und Marſchlinz (bey Marſchlinz in den Häuſern der Herr von Sprecher, und in Chur) keine Gelegenheit verſäumt hat, ſein L'Hombre oder auch ſein Knöcheln zu ſpielen. Wie oft, beynahe alle Woche einmal, hat Hr. Bahrdt in Mannheim gelegen und L'Hombre geſpielt. Alle Woche war Spielgeſellſchaft auf dem Philanthropin in Heidesheim, und da war dann Hr. Bahrdt jedesmal von der Parthie. Noch jetzo ſpielt er täglich bei Halle auf ſeiner Kneipe, und doch ſpricht er, er habe wenig geſpielt. Wenn er ſo viel Zeit mit Studiren zugebracht hätte, als er mit Spielen zugebracht hat, er müßte einer der größten Litteratoren in Deutſchland ſeyn.

S. 38. „Ein Schoppen Wein, ländliches Gewächs war mein Deputat.“ Man hat mich verſichert, daß Hr. Bahrdt in Heidesheim alle Tage ſeine drey, vier und mehr Buteillen Wein, nicht ländliches Gewächs, ſondern recht guten fünf und ſiebziger Gundersblumer, Bechtheimer und Wormſer ausgeſtoßen habe. Ich habe den Doktor ſelbſt mehrmals trinken ſehen, und wo ers haben konnte, war ihm freylich ein Schoppen zu wenig. Der Dürkheimer und Heidesheimer Wein wollte ihm ohnehin nicht behagen, daswegen ſchafte er ſich guten Oſthofer, Bechtheimer, Wormſer an. Das verdenkt ihm kein Menſch: wer Rheinwein trinken kann, iſt ein Narr, wenn er Koſent trinkt; aber dabey muß man ſich nicht verſtellen, und ſeine Mäßigkeit herausſtreichen, wie Hr. Bahrdt thut, welcher verſichert, mit einem Schoppen landwein zufrieden geweſen zu ſeyn. Die Wirthe in Oppenheim, Worms, Manheim und andern Orten kennen den Doktor beſſer, die wiſſen recht wohl, wie gros der Schoppen war, den er zu ſeinem Deputat machte.

Bey aller Sparſamkeit konnte der gute Doktor in Dürkheim nicht auskommen. Er giebt bey dieſer Gelegenheit zu verſtehen, daß ſeine liebe Frau Schuld an ſeinem ökonomiſchen Misſtand geweſen ſey. Da ich aber wegen der Madame Bahrdt, einen oder einige Briefe ins beſondre ſchreiben muß, ſo verſpare ich alles bis dahin. Doch muß ich hier ſagen, daß es äußerſt lächerlich iſt, wenn er S. 42. ſagt, ſeine Frau ſey auf die ſchöne Fräulein, die auf dem Schloß als Hofdame lebte, und des Fürſten Geliebte war, (um Verge-

bung

hung Monſieur le Docteur, wer war dann die ſchöne Fräulein? wie hies ſie?) und auf die Frau Räthin Sandherr eiferſüchtig geweſen. So was ähnliches hatte er ſchon im vorigen Band geſagt, von der Madam Baviere in Marſchlinz. — Wenn Madam Bahrdt auf dieſe Art eiferſüchtig war, ſo muß ſie ziemlich einfältig ſeyn. Doch wir wollen davon zu ſeiner Zeit weiter reden.

Wenn ich weitläuftig werden wollte, ſo würde ich ſeine Behauptung S. 40., daß die Kinderkonfirmation eine Beſchwörung gewiſſer Dogmen ſey, nicht ſo ungerügt vorbeylaſſen: aber das will ich, wie ſehr viel anderes in der Biographie den Theologen überlaſſen, wenn ſie es für nöthig finden ſollten, einſeitige, hingeworfene, halbwahre Sätze zu widerlegen. S. 43. lobt er den damaligen Prediger Böhm von Frankenthal, der jetzo in Heidelberg ſteht. — Ich und viele, recht viele, kennen den Mann, als einen intoleranten, ſogar gegen die Lutheraner ſehr intoleranten Menſchen, der euch ſtreng alles glaubt, und behauptet, was im Heidelberger Catechismus ſteht, und der für die achtzigſte Frage deſſelben ſterben würde. — Sonſt kann er einen derben Stümel Wein vertragen, Zoten reiſſen, und mit wiehernder Stimme eine auswendig gelernte Predigt ablegen, und iſt, wie ſein Bruder, der Pfarrer in Sieferſheim bey Creuznach — ein eingemachter Haſenfuß.

- Herr von la Roche wohnte damals nicht in Manheim, wie es S. 144. heißt, ſondern in Monsheim. Das iſt gewiß ein treflicher Mann, von ſehr edler Denkungsart, wie alle die, welche von dieſer Familie ſind. Wenn dieſen alle Edelleute gleichen ſollten, ſo wäre der Adel gewiß die größte Zierde der Geſellſchaft – aber wie es gewöhnlich iſt!! –

S. 45. finde ich folgende Stelle. „Das in Marſchlinz geborne Kind erhielt ſich in Türkheim nicht lange. Es ſiechte einige Monate, und ſtarb. – Funfzehn Jahr früher hätte ich vielleicht mich überredet, daß der Mangel an lutheriſcher Taufe einige Schuld gehabt.“ Wer wird ſo abgeſchmackt räſonniren? S. 47. erinnert ſich der Doktor, daß er ſich oft mit Hrn. Heres unterredet habe über das alte Teſtament, und daß ſie beyde gefließentlich die Spuren des Fabelhaften darinn aufſuchten, und ſich darüber beluſtigten. Dieſe Aeußerung muß dem guten Heres, der aber lange kein Goliath in der Heterodoxie iſt, und den man gar leicht widerlegen kann, ſehr unangenehm ſeyn. Er lebt in einem Lande, wo die Bahrdtiſche Aufklärung nichts gilt, und wo er daher Verdruß haben kann, wenn man ihn für einen Glaubenskompagnon des Doktors anſehen ſollte. Bahrdt ſollte ſeiner Freunde beſſer ſchonen.

Im ſechſten Kapitel dieſes dritten Theils geht die Hiſtorie des Heidesheimer Philanthropins an, wobey ich mich, als einem Hauptſtücke der Biographie, wobey aber Herr Bahrdt fürchterlich neben der Wahrheit hingeſchoſſen hat, umſtändlicher aufhalten muß, als bisher geſchehen iſt.

Der Dokter ſpricht nichts davon, daß er, ehe er von Marſchlinz abzog, dem Hrn. Rühl verſprochen hatte, ein Philanthropin anzulegen: aber es war doch ſo, und das war eine von den Urſachen, wie ich ſchon oben gezeigt habe, warum man ihn nach Dürkheim berief.

Herr Rühl war anfänglich der mächtigſte Unterſtützer und Förderer der neuen Anſtalt, und iſt es auch ſo lange geblieben, als Hr. Bahrdt durch ſeine eignen Unternehmungen nicht gänzlich unwahrſcheinlich machte, daß irgend nur einer von den verſprochnen und gehofften Vortheilen herauskommen würde. – Es wurde ein Plan in die Welt geſchickt, voller Prahlereien und Grosſprechereien, ſo recht à la Bahrdt. – Es hies darinn: daß jetzo erſt der Morgenſtern der Aufklärung in der Pfalz aufginge, vorher ſey nichts als kraſſe Barbarey im Lande geweſen; jederman, von welcher Religion er auch ſey, könnte Antheil an der neuen Aufklärung nehmen, könne ſich, oder doch ſeine Kinder erleuchten laſſen. (Man muß wiſſen, daß nicht nur ein Inſtitut zur Erziehung und zum Unterricht der Kinder angeſagt wurde: es ſollte auch eine Aſſemblee veranſtaltet werden, worinnen auch erwachſene Perſonen von beyden Geſchlechtern ſich durften von

Bahrdtiſcher Weisheit überſchatten laſſen.) – Aber wer an dem großen Sonnenlicht ſich wärmen wollte, dem wurde eine nicht kleine Summe pränumerando zu bezahlen, abgefordert.

Der Plan fand Eingang: man hatte ſo was in der Pfalz noch nicht gehört und geſehen, und wie dann nach dem Sprichworte, ein Narr zehen ſeines Gleichen macht, ſo ließen ſich viele durch die herrlichen Vorſpiegelungen, die Bahrdts Plan enthielt, blenden, und unterſtützten das neue Inſtitut aus allen Kräften. Es gab wohl einige vernünftige Männer, z. B. der gelehrte Herr Rektor Seybold, und andre, welchen das Ding als ein Luftſchloß vorkam, das keinen Beſtand halten würde. Aber die Stimme dieſer Biedermänner war viel zu ſchwach, als daß ſie hätte können gehört werden. Die Lettre d'un Gentilhomme de Mayence (der ganze Titel iſt mir entfallen) hätte viel Gutes ſtiften, und manchem die Augen über die luſtigen Unternehmungen des D. Bahrdts öffnen können, wenn mehrere Exemplare davon wären abgedruckt, und der Brief deutſch abgefaßt geweſen wäre. Der ſelige Krebs hatte eine ganz trefliche Schrift wider Baſedows Methode unter dem Titel: vannus critica in inanes paleas Baſedovii geſchrieben, aber dieſe Schrift war lateiniſch, und ſchmeckte den Pfälzern nicht.

Ueberhaupt ſind meine Landsleute, die Pfälzer, gewaltige Liebhaber neuer Moden, und wenn einer noch ſo närriſche Poſſen anfängt, wenn er ihnen nur den Glanz der Neuheit giebt, ſo kommt er ſicher bey den guten Leuten zu ſeinem Zweck: es wird ihm gewiß applaudirt, ſeine Poſſen werden unterſtützt, und als das non plus ultra des Menſchenverſtandes angeprieſen. Ich will keine Beyſpiele anführen, die Art, wie das Bahrdtiſche Philantropin in Heidesheim errichtet wurde, und der Beifall, den vor einigen Jahren der närriſche Religions-Vereinigungsplan des närriſchen Magiſter **Maſius** oder Meeſe, in der Pfalz fand, ſind eklatante Beſtätigungen meiner Behauptung.

Leider kann man es auch den ehrlichen Pfälzern nicht verdenken, daß ſie ſich einmal nach einer guten Schule ſehnten. Alle Schulen in der Churpfalz ſind äußerſt ſchlecht und elend. Ich kenne nur eine, welche der Graf von Leiningen Weſterburg in Grünſtadt angelegt hat, und die noch ſo ziemlich beſtellt iſt – alle andere durch die Bank taugen nichts, obs derer gleich eine große Menge giebt. Die Katholiken laſſen ihre zum Studieren beſtimmte Kinder (denn wer nicht ſtudieren ſoll, lernt beym deutſchen Schulmeiſter leſen und nothdürftig ſchreiben und rechnen, und damit baſta!) zu den Franziskanern, Kapucinern und Lazariſten, und dieſe Muſjes haben eine Methode, daß – es ein Gräuel iſt. Ein Biſſel, ein klein Biſſel Latein iſt alles, was man da außer dem Katechismus des Kaniſius in den Kopf bringt, und das Biſſel Latein iſt ſo abſcheulich, daß einem die Ohren gellen.

Da hört man vestra dominatio, tenetur facere, audivimus quod res veniat, hoc eſt de facto, ex poſt, decapitare u. d. g. An andere für die Jugend nothwendige Sprachen und Wiſſenſchaften wird gar nicht gedacht.

Die proteſtantiſchen Schulen ſind nun noch weit elender, als die Katholiſchen. In dieſen lernt man doch noch Latein fürs Haus, wie man ſagt, aber in der Proteſtantiſchen iſt der Unterricht ſo beſchaffen, daß kein Primaner im Stande iſt ein deutſches Thema von drei Zeilen ohne ein Dutzend Schnitzer ins Latein zu überſetzen, oder ein Griechiſches Nomen oder Verbum aufzulöſen. An wiſſenſchaftlichen Unterricht wird gar nicht gedacht, und wenn ja Hiſtorie und Geographie getrieben wird, da lernt man die fabelhaften Namen der Aſſyriſchen Monarchen auswendig; lernt, daß Semiramis in Mannskleidern regiert und ihrem Sohn Unzucht zugemuthet habe; daß Sardanapal, der auch ſonſt Tonos Concoleros heißt, ſich ſelbſt nebſt ſeinem dreißig Schock Kebsweibern verbrannt habe; lernt ferner die Namen der Flüſſe in Spanien kennen, und damit iſt es gut.

Dieſes Unweſen auf den pfälziſchen Schulen kommt größtentheils von der großen Ignoranz der Lehrer her. Man bildet ſich nämlich ein, daß jeder könnte Kinder unterrichten, und macht daher wenig Schwierigkeiten, wenn ein Kandidat ſich zu einer Schulſtelle meldet. Die Beſoldungen ſind ſehr gering.

ring, und beſonders müßen die lutheriſchen Schullehrer Noth leiden, da ſie faſt gar keine andere Einnahme haben, als das Biſſel Honorarium von den Schülern, welche gewönlich 30 Kreuzer monatlich par tête bezahlen.

Daher iſt der Schulſtand in der Pfalz auch ſehr verachtet, und wer ſich als Rektor einer Stadtſchule annoncirt, darf ſich nirgends einer guten Aufnahme verſprechen. Meiſtens ſind auch die Sitten der ſogenannten Schulmänner äußerſt verdorben und ſchlecht: ſie ſind gröſtentheils groſſe Säufer, und extravagiren in andern Stücken. Ich kenne einiges dieſer Herrn, welches ware Cyniker ſind, und ihren Schülern gewiß das ſchlechteſte Beiſpiel geben. — Der Kurfürſt und die Regierung ſchienen auf das Unweſen gar nicht Acht zu haben, und wenn ſich nicht dann und wann ein gutes Subjekt von ſelbſt treibt, ſo läßt man alles gehen, wie es will. Gegenwärtig ſind einige junge Männer in der Pfalz, von welchen ſchon in Zukunft ſich was Gutes erwarten läßt. Iſt z. B. H. Abbeg Rector in Heidelberg, ein Schüler des geſchickten Wolf in Halle, der gewiß was rechtes leiſten wird, wenn die Orthod - oxen Kirchenräthe ihn nicht mißmüthig machen.

Bey dieſen Umſtänden läßt es ſich begreifen, wie ein Vorſchlag zu einer neuen Schulanſtalt ſo leicht Eingang finden konnte. Der Beifall zeigte ſich bald ſehr thätig. Herr Bahrdt meldet dieſes, aber in ziemlich allgemeinen Ausdrücken. Alles ſchien, ſagt er S. 82. meine Wünſche zu begünſtigen. Ich bekam leicht verdientes Geld. Ich fand Freunde, die mir in Frankfurt Kredit machten. Ich erhielt alle Wochen meine Anmeldungen von Lehrern und Zöglingen.

Herr Dürr, Kaufmann in Kirchheim, Polanden, der Kupferſchmidt Keßler in Alzey, Kaufmann Schneegans in Creuznach, mehrere Kaufleute von Manheim, und einige Weinhändler, lauter Männer von Kredit und Vermögen, intreßirten ſich für das neue Bahrdtiſche Philantropin, und gaben her, was ſie konnten, das große Werk aufs baldeſte zu realiſiren.

Der Hofrath Rühl bewog ſeinen Grafen einige tauſend Gulden herzugeben, wofür er ihm gewaltige Vortheile verſprach. Ich habe nachher erfahren, daß der Herr Graf von Leiningen mehr als 10000 Gulden ins Philantropin geſteckt, aber nichts wieder daraus zurück bekommen habe.

Nun war die Frage, woher Lehrer kommen ſollten. Hr. Bahrdt ließ daher ein Gebot in alle Lande ausgehen, daß, wem das Wohl der Menſchheit zu Herzen ginge, und Kraft genug fühlte, ſein Scherflein durch Unterricht dazu beyzutragen, ſich bey ihm zu melden hätte. Er verſprach den Profeſſortitel, alles frei, ſogar die Kleidung, den Friſeur, Barbier, Wäſche u. ſ. w. und dann anfangs 150 Gulden baar Geld, welches monatlich viertel- oder halbjährlich konnte ausgezahlt werden.

Auf den Ruf des Doktors erſchienen zwar Subjekte genug, aber leider! lauter Subjekte, die zu nichts weniger geſchickt waren als zu philantropiniſchen Profeſſoren! Den alten Saufaus Weidmann hat der Doktor ſelbſt-S. 130. f. treflich karakteriſirt. Ich kann alſo der Mühe überhoben ſeyn, etwas von ihm zu ſagen. Er war aller campi pecorum ihr General-pecus, ſowohl in Abſicht ſeiner Kenntniſſe, als auch ſeiner Lebensart: ein alter Söffer, der kaum lateiniſch leſen konnte.

Nun Herr Paſtor Siegmund –

Non mihi ſi ſint centum linguae, oraque centum
Ferrea vox, omnes ſchnurrarum dicere formas,
Omnia Sigmundi poſſorum nomina poſſem dicere!

Da muß ich doch ein wenig ab ovo anfangen, wie man ſagt: die Perſonnage des theuren Sigismundus iſt zu merkwürdig, als daß ich nicht etwas mich bey ihm aufhalten ſollte.

Er iſt ein gebohrner Schwab, hat aber in ſeinem Vaterlande ſo viel tolle Streiche angefangen, daß man ihn von Conſiſtorii wegen verſichern lies, er würde niemals eine Pfarre kriegen. Im Bahrdtiſchen Ketzeralmanach ſieht man, daß er der Verfaſſer einer Schrift über den heilſamen Gebrauch der ſymboliſchen Bücher iſt. – Mir iſt der Wiſch nie zu Geſicht gekommen.

Nachdem der theure Sigismundus ſein Vaterland verlaſſen hatte, wurde er bey dem Grafen von Arzt Büchſenſpänner, Jäger und Aufſeher über des Grafen neuangelegte Stuterey. Dabey legte er doch die Theologie nicht bey Seite, ſondern predigte, wenn ihm ſeine Jäger- und Stutereygeſchichten Zeit ließen, auf den Dörfern im Umkreiſe. Er konnte es aber da nicht lange aushalten, weil der Graf einige Streiche, die ihm mißfielen, von ihm gewahr wurde. Er hatte indeſſen geheirathet, ein kleines, feines Weibchen ex patria, welchem er ſelbſt das Tabackrauchen beygebracht hatte: denn Sigismundus glaubte, es ſey eine Hauptſchönheit des Frauenzimmers, wenn es Taback rauchte. Sigismundus vagirte einige Zeit unſtät herum, predigte und ging fleißig auf die Jagd mit den darmſtädtiſchen und pfälziſchen Förſtern. Da wurde er mit einem Ganerbherrn von dem Dorfe Bechtolsheim bekannt: ich weiß aber wirklich nicht mehr, welcher es von den Ganerbherrn geweſen iſt, der den treflichen Sigismundus in Patrocinium nahm: war es Dalberg oder Dienheim oder ein anderer Ganerbherr; ich weiß es nicht. Bey dieſem brachte er ſich ſo in Gunſt, daß er die Pfarre in Bechtolsheim, einem Dorf, zwiſchen Alzey und Mainz erhielt. Sigismundus fand den Kreis ſeiner Geſchäfte viel zu enge, er mußte ihn erweitern. Er fing daher an Seifenſpiritus zu machen, Brantewein zu brennen und Lichter zu gießen, dabey ging er fleißig auf die Jagd, wo er dann einmal, als er ſich zu weit ins pfälziſche verlaufen hatte, von dem Jäger Damian von Alzey arretirt wurde und ſich mit Geld ranzioniren mußte. So trieb dann unſer omnis Homo ſeine Sachen, bis Hr. Bahrdt die Genies zuſammentrommelte. Wer denkt nicht, daß er ſich wird gemeldet haben? Er ſchrieb wirklich an den Doktor, bramarbaſirte von ſeinen Talenten ein langes und ein breites, bot ſich an zum Profeſſor der Theologie und der Moral, und verſprach neben ſeiner theologiſchen Profeſſur, Seifenſpiritus zu machen, grüne Wagenſchmiere zu fabriciren, Brantewein zu brennen und Lichter zu ziehen. War das nicht eine trefliche Acquiſition für den Doktor? „Ich freute mich,“ ſpricht er S. 85. „den Theologen und Oekonomen des Inſtituts in einer Perſon vereinigen zu können, und zugleich Handlungsvortheile vor Augen zu ſehen, deren erſterer (nämlich die Lichtzieherey) um ſo wichtiger ſchien, da er ſich mit dem vielen Schlachtvieh kombinirte, welches die Konſumtion des Inſtituts erforderte, und deſſen Talgertrag nutzbar machte. – Das heißt doch ſeinen Vortheil bedenken! Der theure Sigismundus – Hr. Bahrdt nennt ihn ſelbſt ſo S. 152. – ward alſo Profeſſor der Theologie und Moral, wie auch Philantropiniſcher Lichtgießer, Grünwagenſchmierfabrikant und Branteweinbrenner.

Aber was machte Sigismundus mit ſeiner Pfarre? Er ſuchte ſich jemanden auf, der ſie ihm abkaufte, und fand ihn in der Perſon des theuren Hr. Schuckmann, Sohn des Pommermüllers bey

Bechtels-

Bechtolsheim. Dieſer Schuckmann, ein Menſch vom ſtupideſten Kopf, ohne Kenntniſſe und ohne Sitten, hatte ſchon längſt ſich eine Pfarre kaufen wollen, war aber aller Orten durchgefallen. Er freute ſich daher recht ſehr, als Sigismundus ihm ſeine Pfarre feil bot. Sie wurden des Handels einig, Schuckmann ward Pfarrer, und Sigismundus Profeſſor. – Ich will meine Leſer nicht mit Anmerkungen aufhalten; ſie mögen das hier denken, was hier zu denken iſt.

Herr Bahrdt merkte bald, daß er ſich an Sigismundus betrogen hatte. Seine kraſſe Orthodoxie war ihm beſonders zuwider. Er klagt ſelbſt ſehr bitter über den theuren Mann S. 142. f. wohin ich meine Leſer verweiſe.

Dieſer Profeſſor der Theologie ꝛc. blieb nicht ſehr lange in Heidesheim. Nachdem er ſich einigemal mit dem Doktor und allen andern Philanthropiniſten gezankt hatte, verlies er das Inſtitut, zog nach Manheim, und legte da eine Spiegelfabrike an. Aber auch dieſe ging nicht: er gerieth in Schulden und mußte marſchiren. – Er iſt nachher in Heilbron Kieper in einem Gaſthof geweſen, wo er aber von da hingekommen iſt, weiß ich nicht. – So viel von dem theuren Sigismundus!

Herr Junker – nun das ſüße Männchen mit der großen Schnupftabaksdoſe? – Er hatte nichts gelernt, deklamirte ohne Unterlaß gegen das Studium der Sprachen, beſonders war ihm das Griechiſche und das Hebräiſche wahres Jalappenharz. Es wurde ihm allemal übel, wenn er den Namen der Mathematik, der Hiſtorie, oder ſonſt einer Wiſſenſchaft hörte – aber ſein Herz erhob ſich jedesmal, wenn man vor ihm den Namen Siegwart oder Werther ausſprach. Er war kein Mann für junge Leute: welche er in den Geheimniſſen der Liebe unterrichtete, ohne ihnen eine einzige Kenntniß von irgend einer nützlichen Sache beyzubringen.

Der reformirte Kandidat von Genf iſt von Hrn. Bahrdt S. 143. hinlänglich geſchildert worden. Weiter unten werde ich eine artige Geſchichte von ihm erzählen, die vielleicht – doch was hinderts, daß ich es nicht gleich hier thue? – Er hatte in Dalsheim Bekanntſchaft gemacht mit der jungen Frau eines reichen Bauern. Dieſe beſuchte er einſtmals. Der Mann war zu Hauſe, und traktirte den Profeſſor mit Wein, indeß die Frau in der Küche etwas zu eſſen machte. Der Herr Profeſſor konnte es in der Stube vor aller Liebe und allem Drang nicht länger halten: er ging alſo, unter dem Vorwand, ſeine Pfeiffe anzuſtecken, in die Küche. Die Frau ſtund am Feuer. Der Hr. Profeſſor fing an Handgriffe zu machen, wogegen ſich die Frau wehrte. Der Bauer hörte in der Stube den Lärmen, ſchlich ſich nach der Küchenthür, und ſahe da den Herrn Philanthropiniſten mit ſeiner Frau manövriren. Darüber lief ihm die Galle über: er griff nach der Fuhrpeitſche, und gab dem Profeſſor ſolche kräftige Hiebe damit, daß dieſer aus lauter Angſt in ein Nebengemach lief, worinnen ein Keſſel mit Kartoffelgetränk fürs Vieh ſtund, in welchen er rücklings fiel. Der Bauer zog ihn, über und über mit Kartoffeltränke beſäet, aus dem Gemach, und trieb ihn mit der Karbatſche auf die Gaſſe, wo ſich die Jungens um ihn herum verſammleten, und ihn mit großem Geſchrei zum Dorf hinaus begleiteten. – Das war ein philanthropiniſcher Auftritt, deren es mehrere gab.

Von Hrn. **Borowsky** weiß ich weiter nichts zu ſagen, als daß er der einzige Mann war, der dem Philanthropin in Heidesheim keine Schande machte. Weil er aber nicht mitmachte, ſo wurde er von den übrigen Musjes wenig geachtet.

Herr **Geiger** S. 87. war ein guter Menſch, aber ohne Kopf, und ohne Kenntniſſe. Eben das gilt von Hrn. **Reinhold**.

Thomſon (Ibbeken) von welchem Hr. Bahrdt S. 88. und 146. eben nicht vortheilhaft redet, war ein wahrer Aventurier. Voller Anſchläge und Pratiken, war er falſch, heimtückiſch und dabey im höchſten Grade ſchmeichelnd und kriechend. Der Doktor hat ſein garſtiges Betragen hinlänglich geſchildert, wozu ich noch einiges ſetzen will. Er ging vom Philanthropin verabſchiedet nach Manheim, und von da nach Lautern, wo damals eine ökonomiſche Schule im Flor war, die aber, wie alle gute Anſtalten in der Pfalz, bald wieder einging. Hier in Lautern lehrte er die Studenten in der engliſchen und franzöſiſchen Sprache, gab auch Unterricht im Buchhalten. Nicht weit von Lautern liegt ein Dorf, Blieskaſtel, wo eine Gräfin von der Leihe wohnt. An dieſe Dame machte ſich der projektvolle Menſch, ſtellte ihr vor, daß er unter ihrem Schutz eine gelehrte Republik errichten wollte, ohngefähr ſo ein Ding, wie die Buchhandlung der Gelehrten in Deſſau geweſen iſt. Die Gräfin mußte Geld hergeben, es wurden Preſſen angeſchaft, und Setzer und Drucker angenommen. Es ſollte ſo eine Nachdruckerfabrik werden. Allein Hr. Thomſen, der doch ſchon ſeinen Plan gedruckt, in halb Deutſchland ausgeſtreut hatte, lies ſich abermals eine Summe Geld von der Gräfin vorſtrecken, und – verſchwand mit ſeinem Weibe, welche doch, nach andern Leuten, nur ſeine Mätreſſe ſoll geweſen ſeyn.

Daß Herr Bahrdt den ehrlichen Giro nach S. 88. von ſeinem Eiſenhammer weg nach Heidesheim berufen hat, mag ihm der Himmel vergeben. Der brave Mann hatte ſein ihn nothdürftig ernährendes Amt, niedergelegt, und mußte ohne Verſorgung und ohne alle Hofnung bey ſeinen kränklichen Umſtänden wieder zu Brodt zu kommen, das Philanthropin quittiren. Der arme Giro!

Der Fechtmeiſter war ein Renomiſt aus Schwaben, welcher in Tübingen, Gießen und Jena war relegirt worden. Er hies Wittenberg, konnte fluchen, Zoten reißen und ſaufen, wie ein Packknecht. Alles in philanthropiniſchem Geiſte.

Der Bereiter und der Inſpektor waren ehedem Officiere geweſen, hätten aber, Gott weiß warum, ihre Chargen verlohren, und dienten nun auf dem Philanthropin. Sie waren beyde wahre Cyniker.

Der Schulmeiſter, ~~deſſen S. 92. gedacht wird,~~ hies Schmoll, und war vorher Schulmeiſter in Niederſaulheim, einem großen ganerblichem Dorfe, drey Stunden von Mainz, geweſen. Der vor etwan 20 Jahren in Udenheim verſtorbene Pfarrer Thiels hatte ihm die Anfangsgründe der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache beygebracht. Nachher ſtudierte Schmoll für ſich, und brachte es wirklich im lateiniſchen und franzöſiſchen ziemlich weit. Dabey las er die philoſophiſchen Schriften des Wolfs, und machte im Spekuliren gute Fortſchritte. Endlich fiel er auf die Bücher des Spinoza und Chriſtian Edelmanns, wodurch er dann ein Atheiſt und Pantheiſt wurde. Er war nicht behutſam genug, und ſeine Atheiſterei ward bekannt. Der Pfarrer, Herr Köſter, ein heller Kopf und dabey äußerſt toleranter Mann, ermahnte Schmollen, ſeinen Gedanken geheimer zu halten, aber Schmoll lies ſich nicht abſchrecken. Er ſchwatzte, wo er hinkam, von Religion und Pfafferei, und widerlegte ſogar vor gemeinen Leuten die

Catechismuslehren, ſpottete der Sakramente u. ſ. f. Endlich kam das Ding zur Klage; der Pfarrer Köſter ſuchte ihn anfangs zu ſchützen; endlich aber wurde Schmoll wegen Blasphemie angeklagt und abgeſetzt. (Es iſt daher falſch, was Hr. Bahrdt ſagt, daß er einen recht guten Dienſt verlaſſen habe). Hr. Köſter brachte es doch dahin, daß ſeine Tochter an Schmolls Nachfolger, Müller, einen recht ehrlichen geſchickten Mann, verheirathet wurde. – Schmoll iſt nicht lange nach dem Einſturz des Philanthropins geſtorben. Er war, außer ſeinen übrigen gelehrten und mechaniſchen Kenntniſſen, ein vortreflicher Muſikus. – Der Doktor hatte zwar an Schmoll einen Mann, der ſeinem Inſtitut nutzen konnte: aber Schmoll war doch als ein Atheiſt und Gottesläſterer bekannt, daher hätte er ihn nicht annehmen ſollen. Dieſer Zufall hat nicht wenig zur Infamie des Philanthropins beygetragen: denn was ſollte man Gutes von einem Inſtitut erwarten, wo Gottesleugner und Gottesläſter, als Lehrer – Schmoll lehrte unter andern auch die Philoſophie – angeſtellt waren?

Herr **Panzerbieter**, jetziger Subrektor in Darmſtadt, ſollte und wollte auch Profeſſor zu Heidesheim werden, als er aber die ſchöne ſaubere Gruppe von Lehrern anſahe, ſo bedankte er ſich vor der Ehre.

Der Rektor **Grim** von Alzey hatte ſich auch gemeldet, und – wie gewöhnlich – favorable, Antwort erhalten. Als er nach Heidesheim kam, war Hr. Bahrdt in Dürkheim, er begab ſich dahin, Hr. Bahrdt aber war verreißt, und ſollte erſt ſpät nach Hauſe kommen. Hr. Grim ging alſo ins Wirthshaus warten, und ſoff ſich nach ſeiner Gewohnheit, en c----e voll, in der Beſoffenheit machte er allerlei tolle Streiche, und dadurch entſtund Aufſehen. Als er am folgenden Tag erwachte, ging er wieder nach Alzey zurück, ohne ſich bey dem Doktor zu präſentiren. Er iſt einige Jahre hernach wegen ſeiner Völlerei fortgejagt worden, und läuft jetzo herum, wer weiß wo? – Das wäre auch ein treflicher Profeſſor geweſen! –

Die neuen Profeſſoren wurden dem lieben Publikum in der Pfalz durch einen gedruckten Zettel bekannt gemacht, und die Wiſſenſchaften, welche ſie dociren ſollten, dabey geſetzt. Z. B.

Herr M. N. Siegmund, Profeſſor der Theologie, lehrt theoretiſche und praktiſche Religion.

Herr Weidmann, Profeſſor der Philologie lehrt griechiſche und lateiniſche Sprache, Alterthümer und Hiſtorie.

Herr Geiger, Profeſſor der Philologie, lehrt lateiniſche Sprache und Geographie.

Wie muß das den Doktor gekützelt haben, als er eine Menge Profeſſoren vor ſich ſahe, die er alle ſelbſt zu Profeſſoren gemacht hatte! Da war er gewiß ein rechter Profeſſor profeſſorans, wie

Baſedow von ſich zu ſagen pflegte, (man ſehe die kleine Schrift, welche der Magiſter Reich herausgab, als er Baſedowen in der Schenke durchgeprügelt, und ihm den ſchwarzen Rock zerfetzt hatte). Alle ſonſtige Profeſſoren ſind nur Profeſſores profeſſorati.

Das Publikum in der Pfalz kannte die Profeſſoren, kannte ſie als Schwachköpfe und zum Theil als liederliche Pagen, und doch war das Publikum ſo dumm, und intereßirte ſich noch immer für das leidige Philanthropin.

Neunter Brief.

Herr Rühl ſahe die ſchöne Wahl, welche unſer Profeſſor profeſſorans mit ſeinen profeſſoribus profeſſoratis getroffen hatte, und erſchrak von Herzen darüber. Er ſtellte den Doktor darüber zur Rede. „Herr Doktor, ſagte er zu ihm, was machen Sie doch um des Himmelswillen für Dinge? Was wählen Sie für Lehrer zu dem neuen Inſtitut?

Bahrdt. Wie ſo? Was haben Sie an den Lehrern auszuſetzen?

Rühl. Mehr als zu viel: ſie taugen ſamt und ſonders nichts.

Bahrdt. (protzig) Her Hofrath das verſtehen Sie nicht: ich habe alle geprüft, und ſo gefunden, wie ich ſie zu finden wünſchte.

Rühl. Den Teufel auch! – Sehen Sie, da iſt der Geiger, der kann ja bey Gott nicht die Colloquia expliciren. – Da iſt Sigmund, das iſt ja ein Phantaſt; Junker iſt ein Haſenfuß; Weidmann ein Ignorant und ein Säufer; Thomſon ein Tauſendkünſtler, der Fechtmeiſter ein Hollunke – und ſo weiter vom erſten bis auf den letzten. Sagen Sie doch, um Gotteswillen, was ſoll das werden?

Bahrdt. (hitzig und protziger als zuvor) Wiſſen Sie Hr. Hofrath, daß das Inſtitut Sie nichts angeht? daß es meine Sache iſt? daß der Herr Graf mir die Direktion, mir allein überlaſſen hat? Was ſcheren Sie ſich drum?

Rühl. Der Graf hat gedacht, daß Sie Einrichtungen treffen würden, welche ihm keine Schande brächten. Nun Sie das Gegentheil thun, ſo muß man das Ding ändern. Wenigſtens muß die Sache ſo gemacht werden, daß der Graf dabey nicht proſtituirt wird.

Rühl begab ſich zum Grafen, und erhielt, nachdem er ihm die Sache vorgeſtellt hatte, Befehl die Urkunde aufzuſetzen, von welcher Hr. Bahrdt S. 95. redet. Die Forderungen des Hofraths waren bey der damaligen Lage der Dinge gerecht und nothwendig, wie meine Leſer ſelbſt aus dem, was der Doktor davon ſagt, einſehen müſſen; aber der Doktor wurde dadurch ſchrecklich aufgebracht. Er beſchreibt die Auftritte ſelbſt und zwar auf eine recht tragikomiſche Art von S. 93. bis 110. wo meine Leſer ſich erbauen können.

Das Ende vom Liede war, daß Hr. Rühl ſich ganz aus der Sache zog, und von nun an mit dem Inſtitute gar nichts mehr zu ſchaffen haben wollte. Das war vom Hofrath klug gehandelt, aber der Doktor handelte ſehr unklug, daß er einen Mann, wie Rühl war, der ihn mit Anſehen und mit thätiger Hülfe unterſtützen konnte, von ſeinem Intereſſe entfernte.

Das Philantropin wurde im Mai 1777. eingeweihet. Ich war ſelbſt bey dieſer Dedikation, und werde ſie in meinem Leben nicht vergeſſen. Es ging dabey alles ſo bunt über Eck, daß ſelbſt Heraklit hätte lachen müſſen, wenn er Zuſchauer geweſen wäre. – Es war ein fürchterlicher Zuſammenlauf von Menſchen aus allen umliegenden, auch weit entfernten Gegenden: die Schenken auf drei Stunden in der Runde, waren Nachts nicht im Stande alle Fremde zu faſſen. Es ging ärger damals auf dem Philantropin zu, als es ehemals in Rom am Florafeſt zuging. Mehr als einige hundert unzüchtige Menſcher hatten ſich eingefunden von Manheim, Landau und andern Orten, um das

Philantropin mit Decenz einweihen zu helfen, beſonders wimmelte der philantropiniſche Gaſthof von Nymphen dieſer Art. Der geheime Rath Koch in Alzey pflegte zu ſagen: daß die Einweihung des Philantropins die Zahl der unehelichen Kinder gewiß um funfzig in ſeinem Oberamte vermehrt hätte. Alle Straßen um Heidesheim herum lagen des Nachts voller Menſchen beyderley Geſchlechts, welche den philantropiniſchen Geiſt nicht umſonſt wollten empfangen haben. – Alle Muſikanten und alle Bierfiedler von zehen Meilen her hatten ſich verſammlet, und waren nicht vergebens gekommen. Kurz es war ein allgemeiner Jubel, und das einzige, was nicht recht philantropiniſch war, waren die häufigen Mauſereyen, welche vorfielen.

Herr Doktor Bahrdt und Herr Profeſſor Junker hielten Reden; erſterer mit Beyfall letzterer aber – daß Gott erbarm! Am erſten Tag wurde Ball gegeben, wozu Billets ausgetheilt wurden. Das ſchöne Sabinchen, die Tochter des Hofraths Michaelis von Colgenſtein bey Heidesheim, eröffnete mit den faſelhaften reformirten Kandidaten den Ball und das Händeklatſchen nahm kein Ende. Man tanzte fort bis an den hellen Tag. – In andern Zimmern wurde geſpielt, in andern geſoffen, und alle Gänge im Schloß und alle Plätze um das Schloß, lagen voll trunkener Menſchen. Da lagen Gäſte von beiden Geſchlechtern, Profeſſores, Eleven und Bediente, durcheinander. Keiner nahm dem andern was für übel.

Am zweiten Abend war wieder Ball, und es ging wie am vorigen Tag.

Am dritten Tag kommerſchirten die Hrn. Profeſſoren, zwar nicht alle, doch die meiſten auf dem großen Saal. Die Eleven ſahen zu. Anfänglich wurden lauter anſtändige Lieder geſungen; nachdem ihnen aber der Spiritus in die Krone geſtiegen war, fingen ſie an Saulieder zu ſingen, ſogar kam das Ecce quam bonum mit allen ſeinen Juxereyen vor.

So wurde das Philantropin in Heidesheim auf eine ſeines Stifters würdige Art mit aller Pracht eingeweiht, und zum Dienſt zweyer mächtiger Gottheiten, des Bachus und der Frau Venus konſekrirt!

Herr Bahrdt ſpricht S. 77. und 78. und noch ſonſtwo in dieſem dritten Bande ſeiner Lebensbeſchreibung von der pädagogiſchen Zeitung, womit ein Intelligenzblatt verbunden war. Die beiden Blätter ſollten alles das enthalten, was in Heidesheim merkwürdiges vorfallen würde, und dann vom gegenwärtigen Zuſtand des Erziehungsweſens in Deutſchland überhaupt Nachricht geben. Die erſten Zeitungen und Intelligenzblätter waren wirklich gut und zweckmäßig: aber bald fing es an, an Materie zu fehlen. Hr. Bahrdt mußte nach Manheim reiſen, L'hombre zu ſpielen, und konnte daher kein Manuſkript liefern; die andern Herren waren nicht im Stande etwas zu ſchreiben, das man hätte leſen mögen, alſo griff man auf, was man haben konnte, Schnurren, Poſſen, Pasquillen und dergleichen. Ich muß meinen Leſern einige Artikel die mir einfallen, herſetzen.

Hoxheim, den 12ten Julius.

Heute hat der Hr. Paſtor hieſiger evangeliſchen Gemeinden, Magiſter Löffel Weitmaul über das Evangelium vom reichen Mann eine ſehr erbauliche Predigt wider die Deiſten gehalten. Im erſten Theil hat er bewieſen, daß die Deiſten Lumpenkerl, und im andern, daß ſie Flegel ſind. Die Predigt wird nächſtens auf 1 Alph. 10 Bogen gedruckt erſcheinen, und bey dem Verfaſſer ſelbſt zu haben ſeyn.

Gießen, den 14ten Oktober.

Noch immer dauern die Eulerkappereien fort: alle Abend perieren die Burſche den armen Teufel, und ſchmeißen ihm die Fenſter ein. Einer ſeiner vornehmſten Feinde N. N. wurde vorgeſtern deswegen ins Carcer geſteckt, und geſtern ſahe man folgendes Gedicht auf dieſe Einſperrung:

Der Bruder N. N. ſitzet hier
Was hat er denn gethan?
Ey geſtern kam er von dem Bier
Da mußt der Kapper dran.

Der Eulerkapper pereat!
So rief er klar und hell:
Kaum er ihn nun perieret hatt'
Erblickt ihn der Pedell.

Drauf mußt er zum Magnifico,
Der macht ihm ein Geſicht,
Und ſprach Herr N. N. ſind ſie ſo?
Ei ei, daß dacht ich nicht.

Und als er ſo geſprochen hatt'!
Sagt N. N. ganz vertraut,
Mein Herr, der Kapper pereat
Rief ich ein Biſſel laut.

So ſchern Sie ſich ins Carcerloch
War Rektors Antwort drauf:
Und führen Sie, Zeit iſt es noch,
Sich künftig beſſer auf.

Nunmehro ſitzt er auf vier Tag
Zu Cordanopolis *)
Doch das iſt keine große Plag;
Was ſchadet ihm denn dies?

Drum Bruder N. N. tröſte dich,
Vier Tag' ſind bald herum;
Und biſt du frei, ſo räche dich,
Schlag Eulerkappern krumm.

Sey immer luſtig und fidel
Auch mitten im Verdruß
Und dann biſt du bey meiner Seel,
Ein rechter Stoikus.

Gießen,

---

*) Der Name des Carcers in Gießen.

Gieſſen, den 28ten Oktober.

Man veranſtaltet hier eine neue Auflage von der demüthigen Bitte des Hr. Profeſſor Köſters. Ein hieſiger Student hat ein Epigramm auf dieſe Broſchüre gemacht, welches wir hier mittheilen wollen.

Meiſter Urian einſt die Hölle verließ,
Emmerich der Trödler unterwegs ihm aufſtieß,
Der trug gar ſchwer im Reiſeſack
Von Makulatur einen groſſen Pack.
Da ward Herr Urian gleich gewahr
In cauſſa ſua die demüthige Bitte war.
Und als er kaum erblicket Die,
Aus vollem Hals zum Trödler er ſchrie:
Wollt ihr nicht beſſer ſtreiten für mich,
Dann l , , , m , , , A , , ,! — Herr Emmerich!

Solch Zeug enthielt die pädagogiſche Zeitung und das Intelligenzblatt. Wer eine Schnurre erdacht hatte, oder jemand herumholen wollte, ſetzte ſeine Dinge auf, ſchickte es mit einem ganz geringen Gratial, auch wohl ohne ein ſolches,, nach Heidesheim, und war ſicher, ſein Ding innerhalb 14 Tagen gedruckt zu ſehen. Die Pfälzer kauften die Intelligenz- und Zeitungsblätter häufig, ſie lagen in allen Bauernſchenken, und auf allen Bierbänken; und es wurde dabey gelacht, wie bey der Lektüre des Eulenſpiegels. Niemand, der etwa beleidigt wurde durch ein oder das andere Aviſo, durfte ſich beſchweren, die Blätter waren einmal cum gratia et privilegio des Hr. Direktor Bahrdts gedruckt, und – quis hunc impune laceſſet?

Herr Gegel, de quo ſupra, hatte einige Preſſen hergegeben, und da wurde flott nachgedruckt. Erſt fiel man auf Leiſeri Meditationes ad Pandectas. Bahrdt ſchaffte auch einen Correktor an; das war der jetzige Pfarrer Laukhard in Framersheim, der aber kein Geld zur Beſoldung bekam, und froh ſeyn mußte, noch ein Stück Tuch von philantropiniſcher Uniformenfarbe (rothbraun) zu einem Kleide bey ſeinem Abſchied zu erwiſchen. Leiſeri Meditationes wurden nicht geendiget, und was davon gedruckt war, iſt als Makulatur nach des Doktors Bankrutt verkauft worden. Es war eine ſehr unglückliche Spekulation.

Außer Leiſeri Meditationes wollte man gleich Anfangs auch einen alten Claſſiker drucken, und fing mit Plinii hiſtoria naturalis an. Aber ſchon mit dem dritten Bogen wurde baſta gemacht.

Die Präſumtion des Doktors muß ſchrecklich groß geweſen ſeyn, daß er wollte Abdrücke von den beſten Claſſikern der Griechen und Römer veranſtalten. Wenn es weiter nichts werden ſollte, als ſo eine Abdruckerei der Autoren, wo man einen Text hinlegt, und gerade der Naſe nachdruckt, ſo war ein ſolches Unternehmen abgeſchmackt. Wohlfeile Ausgaben zum Gebrauch der Jugend liefert das halliſche Waiſenhaus hinlänglich, und mehr als die Schuljugend braucht, ja noch viel wohlfeiler, als

Herr Bahrdt ſie liefern konnte. Wollte er aber Abdrücke liefern, die auch der Gelehrte brauchen konnte, wie z. B. die Zweibrücker Ausgaben ſind, ſo war es unthunlich, wenigſtens damals, weil keiner ſeiner Profeſſoren von Philologie und Kritik was verſtund, und weil er ſelbſt – (ſeine philologiſchen Kenntniſſe ſind auch ſo weit nicht her) – doch das ganze Werk nicht beſorgen konnte.

Leichter war der Nachdruck der theologiſchen Artikel in der Berliner Bibliothek. – Der Doktor ſpricht davon S. 161. alſo: „Herr Nikolai – der rechtmäßige Verleger der All. d. B. – konnte dabei gar nichts verlieren. Und Auszüge aus Büchern zu machen, und ſie dem Druck zu übergeben, ſchien mir eine **ſo gewöhnliche als rechtmäßige** Sache zu ſeyn, daß ich mirs gar nicht träumen lies, mit jemand darüber in einen Krieg verwickelt zu werden.“ – Aber laſſen Sie uns doch die Sache etwas näher beleuchten. Hr. Bahrdt machte aus den theologiſchen Artikeln der All. d. B. keine Auszüge, ſondern er ließ ſie, dieſe Artickel, verbotenus abdrucken. Nun machen ja eben die theologiſchen Recenſionen den fürnehmſten und bey weitem ſchätzbarſten Theil der All. d. B. aus. Herr Nikolai hatte die Recenſenten theuer bezahlt, hatte viel Geld auf Korreſpondenz u. ſ. w. gewandt, und ſahe ſich durch das Bahrdtiſche Auszügemachen oder viel mehr Nachdrucken, ſeines Gewinnſtes verluſtig, ſahe ſein Geld verlohren. Denn wer würde wohl die All. d. Bibl. gekauft haben, wenn man die Artikel beſonders für ein Spottgeld – den Band à 45 Kreuzer – haben konnte. Herr Bahrdt war alſo wirklicher Nachdrucker, und ſetzte ſich ohne allen Kontrovers mit jenen Bücherdieben, dem Hrn. Schmieder ſ. v. und andern ſeines Gelichters, in eine Klaſſe.

Herr Nikolai, welcher glaubte, daß er, wenn er Bahrdten bey ſeinem Herrn verklagte, eben ſo wenig Hülfe finden würde, als andre Verleger bey andern Fürſten des Reichs, Hülfe wider ſchändliche Nachdrucker gefunden hatten, wandte ſich ans Publikum und proſtituirte den Doktor öffentlich, und gab ihm die Titel, welche man den freventlichen Räubern von fremden Eigenthum zu geben pflegt. – Der Graf von Leiningen beſaß Ehre, und verbot den fernern Nachdruck, daß aber doch der Doktor, wie er S. 162. geſteht, den Druck im Stillen fortſetzte, und das halbe Dutzend Stücke vollmachte, gereicht ihm zur wahren Schande. Hier iſt ein Ausfall auf den Hofrath. „Herr Rühl ſagt der Doktor, ließ das Toben des Berliner Jupiters (Nikolai) nicht unbenutzt. Er überredete den Fürſten, daß meine Ehre geſchändet ſey. – Rühl brauchte den Grafen nicht zu überreden, die Sache war an ſich klar genug. Wer mir Schurkenſtreiche öffentlich vorwirft, und N. B. ſeine Vorwürfe wahr macht, der macht auch, daß jedermann meine Ehre für geſchändet anſieht. Und das war hier der Fall.

Außer der Druckerey wurde auch eine Seifenſpiritus- und Grünewagenſchmierfabrike, wie auch eine philantropiniſche Branteweinbrennerey errichtet. Ueber das alles bekam, wie ſchon gemeldet worden, der theure Sigismundus die Aufſicht. Der Graf hatte Geld dazu hergeſchoſſen, aber es war bey dieſen Entrepriſen immer ſo viel und ſo ſtarker Verluſt, daß ſie eingingen, und alles angewandte Geld verlohren wurde. Es war auch wirklich ein toller Gedanke: auf einem Philanthropin, das doch zur Erziehung und zum Unterricht beſtimmt war, wenigſtens ſeyn ſollte, Brantwein zu brennen und Nürnberger-Grünewagenſchmiere zu machen! Jedermann, auch die größten Freunde des Doktors, mißbilligten dieſe Unternehmungen und widerrichten ſie, allein Sigismundus, der edle Mann, hatte den Doktor zu ſehr eingenommen, und dieſer galt alles beym Grafen, und – da mußte angefangen werden. Ich aß einſt beym Balleyrath Hr. Alefeld in Oberflörheim zu Mittage. Hr. Bahrdt und Sigismundus waren zugegen. Da wurde von zehn Uhr früh bis Nachmittags um drei von nichts geſprochen, als von der grünen Wagenſchmiere. Wäre das Projekt mit der grünen Wagenſchmiere, ſo wie Bahrdt und Sigismundus im Sinne hatten, durchgegangen, die Nürnberger hätten vielen Schaden gelitten, aber ſo ſcheiterte der Anſchlag.

Zehnter

Zehnter Brief.

Die Ordnung des Buches, das ich vor mir habe, führt mich auf den katholiſchen Paſtor Weimar in Grosbockenheim, einem eine Stunde von Heidesheim gelegnen Leiningiſchen Dorfe.

Der Doktor hat den Pfaffen gut geſchildert; es iſt – der Menſch lebt noch, ſo viel ich weiß – ein wahrer Lippstullian, wie ihn der Doktor nennt; ein grober abgeſchmackter Kerl, der aber ſeinen derben Stümel ſaufen, Zoten reißen, und L'Homber ſpielen kann. Durch dieſe Tugenden hat er ſich dem Doktor empfohlen; und durch Projekte, ſo wie der liebe Sigismundus, in volle Gunſt bey ihm geſezt.

Die katholiſchen Paſtore oder Pfaffen, wie man ſie gewöhnlich nennt, in der Pfalz ſind eine eigne Race von Menſchen, eine Raçe, vor welcher jeder ehrliche Mann ſich zu hüten hat, wenn er nicht beklatſcht und verfolgt ſeyn will. Wenn ich einen katholiſchen Pfaffen in einer Geſellſchaft gewahr wurde, ſo machte ich, daß ich fortkam. Ich bin ſelbſt mit Schaden klug worden, da ich mich einſt einem gewiſſen Muſje Reuner in Erbesbüdesheim

heim vertraute, aber von dem Schurken ſchrecklich verrathen wurde.

Dieſe Menſchen ſind meiſtens dumm, wie das Vieh. ein biſſel Latein macht ihre ganze Gelehrſamkeit aus. Es ſind Schüler der Jeſuiten, von denen ſie die unbiegſamſte Intoleranz und einen geiſtlichen Stolz gelernt haben, der über alles geht. Selbſt Katholiken haben nicht gerne mit dergleichen Leuten zu ſchaffen. Dabey ſind ſie nichts weniger als heilig, und ihre ſchlechten Sitten, beſonders ihr Saufen iſt allgemein bekannt, und längſt zum Sprüchwort geworden. Aber man ſieht das Saufen als eine erlaubte Sache, und gleichſam als ein Privilegium an, das der Geiſtlichkeit beſonders zukomme. Die Leute, heißt es, können ja nicht beirathen: man muß es ihnen daher zu gute halten, wenn ſie ſich am Trunke erholen. – Ich habe oft Geſellſchaften beygewohnt, wo mehrere Pfaffen ſich abſcheulich beſoffen, und doch nicht beräſonnirt wurden. Das iſt ſo Mode in der Pfalz. Der Paſtor von N. N. zwiſchen Flonheim und Werſtadt – wüßte ich, daß ich die brave Schweſter dieſes Cynikers nicht beleidigte, ich nennte das Schwein bey ſeinem Namen – beſäuft ſich beynahe täglich im Wirthshaus ſeines Dorfes, und predigt in der Beſoffenheit vor den beſoffenen Bauren im Wirthshaus. Freylich ſteht er unter dem aufgeklarten Churfürſten zu Mainz, aber der mag entweder zu wenig von ihm, oder zu viel von der ganzen Geiſtlichkeit wiſſen, als daß er ſolcher Art Leute abſchaffen könnte.

Die Urſache dieſes Misſtandes iſt nicht ſchwer aufzufinden. Die Geiſtlichen in der Pfalz ſind meiſtens Kinder niedriger, armer Aeltern, welche in den Schulen der Jeſuiten und Lazariſten erzogen, und hernach in den ſogenannten Seminarien herumgelegen haben. Da lernt man keine Lebensart, da lernt man müßiggehen, und alle die hübſchen Folgen des Müßiggangs und des S . . . lebens. – Das Leſen guter Bucher iſt bey den Pfaffen eine ganz ungewöhnliche Sache, theils verſtehen ſie dieſelben nicht, theils läßt ihnen ihr Dünkel nicht zu, etwas aus proteſtantiſchen Schriften zu lernen, und ſo bleiben ſie dann wie ſie ſind, das heißt, wie Jeſuitenſchüler zu ſeyn pflegen. Das biſſel Latein, welches ſie noch wiſſen, wird nicht aus den Schriften der Alten erlernt, ſondern aus höchſt elenden Auszügen alter Autoren, oder doch wenigſtens aus elenden kaſtrirten Editionen derſelben. Alle andre Wiſſenſchaften liegen außer dem Geſichtskreiſe dieſer Menſchen, beſonders iſt Geſchichte und Philoſophie Kontrebande bey ihnen. Deſto beſſer aber ſtudiren ſie Pater Vogels Controvers-Katechismus in ſechs dicken Oktavbänden, um mit den Proteſtanten diſputiren zu können. – So elend die Klöſter der Franziskaner, Kapuziner und Karmeliten eingerichtet ſind, ſo finden ſich doch mehr kluge Leute bey den Kloſtergeiſtlichen, als bey den ſogenannten Sekularen oder Weltgeiſtlichen. Für die Zukunft läßt ſich etwas gutes von der neuen Einrichtung der Mainzer Univerſität, und des daſigen Seminariums hoffen: aber auch hier trift das bekannte Sprichwort, daß nicht alles Gold iſt, was glänzt. Die Mainzer-Univerſität hat noch ſehr beträchtliche, und nimmermehr zu verbeſſernde Fehler. In Heidelberg iſt nun vollends alles Finſterniß, und wird wohl ſo lange Finſterniß bleiben, bis ſich die ganze politiſche Konſtitution in dem Lande ändert. Die Jeſuiten regieren noch immer, und ſehen ihrer Herrſchaft noch kein Ende.

Die Intoleranz und der Geiſt der Verfolgung gegen Unkatholiſche – denn ſo nennen dieſe Pfaffen uns Proteſtanten – und gegen aufgeklärte Katholiken kennt keine Gränzen. Die Proteſtanten haben zwar ihre Rechte und Freyheiten, aber das Gezüchte intoleranter Bonzen, wahre Nachfolger des berüchtigten P. Matthäus Vogel, eines P. Franz und andrer Inquiſitoren, ſucht alle Mittel anzuwenden, dieſe Freyheiten zu ſchmälern. Nur einige Beyſpiele werde ich anführen, wie man den Proteſtantismus zu drücken pflegt. Alle Aemter, auf deren Vergebung irgend ein Pfaffe Einfluß haben kann, werden blos an Katholiken vergeben: geſezt es fände ſich ein katholiſcher Kompetent, der zugleich ein Schurke, ein Ignorant, ein völliger Taugenichts wäre, neben zehn braven, aufgeklärten Proteſtanten, ſo behält doch der ſchurkiſche, ignorante Katholik die Oberhand. Sehr leicht erhält man Aemter durch Veränderung der Religion: wer lutheriſch oder reformirt iſt, und katholiſch werden will, kann ſich verſichern, daß ihm kein Geſuch abgeſchlagen wird. Ein gewiſſer Erneſti, ehedem Jude, hernach Chriſt und theologiſcher Student in Halle, erhielt vor ohngefähr 13 Jahren die lutheriſche Pfarre in Kriegsfeld bey Alzey. Hier fing er an zu ſaufen, kopulirte extra ordinem, machte ſich mit liederlichen Menſchern gemein, kurz führte ſich ſo auf, daß das lutheriſche Konſiſtorium Klagen wider ihn annahm. Erneſti ſahe, daß es ihm nicht wohlgehen würde; er lies alſo die Pfarre ſtehen, wurde katholiſch, und erhielt eine ſehr einträgliche Gerichtsſchreiberſtelle, wobey er jetzo allerley Betrügereien treibt, die ihm aber ſo hingehen; weil er – den rechten Glauben hat. – Die Kinder gemiſchter Ehen werden wieder alle Geſetze des Churfürſten, mit Gewalt katholiſch gemacht, ſogar oftmals wider den Willen des katholiſchen Theils einer ſolchen Ehe. – In Proceſſen gewinnt der Katholik, und der Proteſtant verliert: da heißt es auch, wie in den I.L. XII. Tab. contra hostem perpetua auctoritas.

Meine Leſer mögen mir dieſe kleine Digreſſion vergeben. Sie ſchien mir hier nöthig zu ſeyn, um einen Begrif von dem Pfaffen Weimar von Großbockenheim zu machen, mit dem ſich Herr Bahrdt ſo unbeſonnener Weiſe eingelaſſen hat.

Weimar ſteht in einem Dorfe, welches dem Grafen von Leiningen gehört, und Bahrdt dachte

Wunder, wie er ſeine Sache gut machen würde, wenn er dieſen Lipetullian zum Profeſſor am Philanthropin machte. Weimar mochte auch denken, viel gutes in Heidesheim für ſeine heilige Kirche ſtiften zu können. Er wurde ohne vorhergehende Prüfung angenommen: er ſollte eine artige Beſoldung haben, in Heidesheim die Woche über zubringen, da den katholiſchen Zöglingen den chriſtkatholiſchen Glauben vortragen, Sontags aber auf ſeine Pfarre reiſen, wo aber doch auch ein Kapellan gehalten werden ſollte. Das Ding gefiel Weimarn, welcher ſich nun an den Doktor Bahrdt anſchlos, wie eine Klette. Hr. Bahrdt beſchreibt dieſes ſelbſt S. 88. ff.

Die Freundſchaft dauerte nicht lange. Herr Bahrdt lernte bald Weimarn als einen höchſt armſeligen Menſchen in Abſicht ſeiner Kenntniſſe, und als einen wahren Schl....l in Abſicht der Sitten kennen. Er ſahe nun wohl, daß er einen unverantwortlichen Fehler begehen würde, wenn er ihn im Philanthropin als Lehrer anſtellte, und beſchloß ſich von ihm loszumachen. Das war ſehr recht! Aber das war unrecht, daß Bahrdt ſeine Meinung von Lipstullian aller Orten verbreitete, und gerade heraus ſagte, Weimar ſey ſein Mann nicht, er könne ihn nicht brauchen; es ſey ein Säufer, ein Ignorant, ein Taugenichts. Das hörte der Pfaffe, und ſtellte den Doktor deswegen zu Rede; der Doktor verſicherte ihn des Gegentheils von allen — aber er handelte doch ſo, daß Musje lips noch dummer

mer hätte ſeyn müſſen, als ein Strohmann, noch dummer nämlich als er ſo iſt, wenn er nicht hätte einſehen wollen, daß Bahrdt ihn niemals ins Philanthropin nehmen würde.

Der Pfaffe bemühete ſich noch einige Zeit, des Doktors Gunſt zu rekuperiren, und doch troz allem vorhergegangnen, Profeſſor auf dem Philanthropin zu werden. Aber nachdem er vollkommen alle Hofnung verlohren hatte, ging er nach Worms zum Weihbiſchof von Scheben, Gift zu kochen, wie Hr. Bahrdt ſpricht S. 128.

Der Hr. von Scheben war Suffragan in Worms für den Churfürſten von Mainz, welcher zugleich Biſchof in Worms iſt, wie auch Reichsbücherkommiſſarius. Es war ein Mann – ich kann nicht ſagen, ob er noch lebt; aber das iſt hier gleich viel. Wenn er todt iſt, ſo hat weder das Stift noch ſonſt jemand viel an ihm verlohren. – Es war ein Mann, ſag' ich, ohne Kenntniſſe; in ſeiner Jugend ein Wollüſtling, und bey zunehmenden Jahren, ein Liebhaber von gutem Wein und vom Spiel. Herr Bahrdt war mit ihm bekannt worden, und hatte da die aufgeklärte Denkungsart des Weihbiſchofs ſo ſehr gelobt, daß dieſer nicht widerſprach, wenn Bahrdt über die poſitive Religion frey räſonnirte. Bahrdt ſahe dieſes Stillſchweigen des Wormſer Suffragen für Beyfall, und für ein untrügliches Zeichen an, daß er mit ihm harmonirte, und breitete nach ſeiner Art, wo er hinkam, die freye Geſinnungen eines in ſeiner Kirche angeſehenen, wie mit einem vornehmen Amte verſehenen Geiſtlichen aus. Weimar wußte das alles, und ging nun nach Worms, zu dem Herrn von Scheben, der ihn ſo anredete.

Von Scheben. Ei, ei, Hr. Profeſſor, woher? So allein! Warum bringen Sie denn Ihren Direktor nicht mit, Herr Profeſſor?

Weimar. Ach Ihr Hochwürden Gnaden, was ſagen Sie da? Profeſſor? Behüte mich und alle chriſtkatholiſchen Herzen vor ſolcher Profeſſur?

Von Scheben. Warum denn das? Sie habens ja doch ſonſt gelobt.

Weimar. Ja ſonſt, Ihr Hochwürden Gnaden! – Sonſt wußte ich nicht, daß der D. Bahrdt ein ſolcher Atheiſt, Naturaliſt und Socinianer war, wie ich ihn jetzo kenne.

Von Scheben. Was thut das, Hr. Paſtor? Bahrdt iſt ein Proteſtant, alſo ſchon ſo ein Ketzer: was geht es uns an, ob er in der Ketzerey noch einige Schritte weiter geht, als ſeine Glaubensbrüder, oder nicht?

Weimar. Das wäre ſchon gut, wenn er uns nur nicht ſo proſtituirte: Sie, Ihr Gnaden und mich.

Von Scheben. (erſchrocken) Wie ſoll ich das verſtehen?

Weimar. Sehen Sie, der gottloſe Menſch hat allerwegen ausgeſprengt: Sie wären ein Erzfreygeiſt, Sie glaubten nicht an das Concilium Tridentinum; Sie hielten Meſſe, Fegefeuer, Limbus Infantium und andre hochheilige Lehren unſrer heiligen Kirche für eitel Tand- und Fabelwerk.

Von Scheben. Das hat Bahrdt gethan?

Weimar. Freylich hat er das gethan: das hat er in Dürkheim, in Grünſtadt, in Speier und an andern Orten erzählt: er hat mir es ſelbſt erzählt.

Von Scheben. Warte, warte! Wenn er hier kommt, will ich ihm ſchon die Epiſtel leſen.

Weimar. Das iſt nicht genug, Ihr Hochwürden Gnaden. Dergleichen Geſpräche können Ihren Feinden zu Ohren kommen, und durch dieſe in Mainz beym Vikariat, oder wohl gar beym Erzbiſchof angebracht werden, und dann — dann.

Von Scheben. (furchtſam) Das iſt wahr. — Das iſt ein verteufelter Streich — Mein, ſagen Sie nur Hr. Paſter, wie ſoll ichs machen, daß Bahrdt als ein Lügner paſſirt.

Weimar. Nichts iſt leichter wie das. Heben Sie alle Gemeinſchaft mit ihm auf: laſſen

Sie ſeine Bücher, namentlich ſein Neues Teſtament konfisciren, und verklagen Sie ihn beym Reichshofrath, daß er wider den tenorem legum, neue Lehren und Ketzereyen aufbringt. Das wird Ihre Ehre retten, den verfluchten Bahrdt zu Schanden machen, und viel Erbauung in der Kirche Gottes ſtiften.

So, meine Leſer, fiel Bahrdt bey Hr. von Scheben in Ungnade, und nicht auf die Art, wie er S. 128. ff. angiebt.

Das neue Teſtament wurde verboten, aber blos in dem kleinen Territorium des Wormſer Bisthums. Bahrdt lachte drüber, ſpottete öffentlich dieſer Konfiskation, und machte eine ſpöttiſche Anzeige davon in ſeiner pädagogiſchen Zeitung. Weimar aber, und andere Feinde des Doktor Bahrdts, unter welchen auch der luthriſche Senior Rebel und der Rektor Herwig von Worms, zwey armſeilge Schächer ſich befanden, regten beym Weihbiſchof ſo lange an, bis dieſer eine fiskaliſche Klage wider den Doktor anſtellte.

Der Doktor war im Grunde ſelbſt an dem ganzen Donnerwetter ſchuld. Hätte er den Lipstullian geſchont, wäre er klüger in ſeinen Reden in Rückſicht auf den Weihbiſchof geweſen, und hätte er noch endlich von der Konfiskation ſeines neuen Teſtaments in ſeiner Zeitung geſchwiegen, ſo wäre die fiskaliſche Klage wider ihn gewiß unterblieben, und das Philanthropin wäre nicht auf dieſe Art eingeſtürzt. Aber

ſatis egimus –

es mußte ſchon ſo ſeyn.

Die Erzählung S. 134. f. daß der Doktor Benner in Gießen ſich zu einem Werkzeuge ſeiner Verfolgung gebrauchen laſſen, iſt mit des Herrn Bahrdts gnädiger Erlaubniß, eine bloße Erdichtung. Benner hat an den Weihbiſchof nie geſchrieben, noch weniger ſuchte er dem Doktor einen Rikfang zu verſetzen: daher iſt auch die Klage S. 135. über den Bericht eines proteſtantiſchen Theologen, gegen einen proteſtatiſchen Theologen, zum Behuf einer katholiſchen Inquiſitionsſache, höchſt ungerecht, und wahre Läſterung. Ob der Hofrath Deinet wohlgemeinte Zeugniſſe der Verdammungswürdigkeit des Doktors hergeliefert habe, kann ich nicht ſagen: doch zweifle ich ſehr daran. Der Hofrath Deinet denkt nicht niederträchtig.

Wir wollen die Inquiſitionsſache jetzo ein wenig ruhen laſſen, um über andre Stellen unſrer prägnanten Biographie, unſre Noten und Remarken zu machen.

S. 139. läßt ſich Hr. Bahrdt vom Paſtor Weimar den Titel Ew. Hochwürden geben. Dieſe Benennung erhält gewiß kein Proteſtant von einem Pfälzer Pfaffen, geſetzt auch er wäre der Lorderzbiſchof

biſchof von Canterbury. Sie laſſen ſich aber durch die Bank Hochwürdige Herrn nennen, ſogar thun das die Kuttenpfaffen aus den Klöſtern.

Der Wormſer Prediger, deſſen Hr. Bahrdt S. 132. gedenkt, und der ſein Freund war, hies Rediger. Er war Geiſtlicher bey den Reformirten in Worms; – ein intoleranter, zankſüchtiger Menſch, der durch ſeine Zankſucht, und durch ſeine Schmähungen ſeiner eignen Gemeinde vielen Verdruß und Drückungen von Seiten des gleichfalls intoleranten lutheriſchen Magiſtrats in Worms verurſacht hat. Hr. Bahrdt ſpricht, er habe eine merkwürdige Lebensbeſchreibung von ihm in Petto. Es kann ſeyn. Wer aber, noch ehe Herr Bahrdt mit ſeiner Lebensbeſchreibung herausrückt, etwas von Meiſter Rediger wiſſen will, mag das Buch des bekannten Kandidaten **Hundels** über den jetzigen Zuſtand der Proteſtanten in der Pfalz nachſehen, wo Allerley hieher gehöriges anzutreffen iſt. Dort ſteht auch folgende Grabſchrift auf den theuren Mann.

Hier liegt Andreas Rediger;
Er war ein Schelm und Prediger.
Nun iſt er, ſonder Zweifel
Bey ſeinem Freund, dem Teufel.

Rediger hatte in ſeiner Jugend im Wein und in der Liebe derb ausgeſchweift, und dieſen Ausſchweifungen hatte er das fürchterlichſte Podagra und Chiragra zu danken, welches ihn biß in ſeinen Tod gequält hat. Sein Nachfolger war Herr Schmidt, ein bon vivant, der ſich bald zu Tode ſoff. Requieſcat in pace! Man ſehe den erſten Ketzeralmanach, voce **Schmidt**.

S. 152. meldet Hr. Bahrdt, daß ihm der theure Sigismundus einen geſchickten Hausmeiſter zugeſchanzt habe. Er ſagt weiter nichts Böſes von ihm, als daß er dem elenden Geſindel Stoff gegeben habe, Teufeleyen von ſeinem Inſtitut zu verbreiten. Aber mußte dann Hr. Bahrdt den abſcheulichen Menſchen, der den Galgen verdient hatte, und der ſchon alle mögliche Schulen der Spitzbüberey durchgegangen war, zu ſeinem Hausmeiſter annehmen? Den Kerl hätte er abweiſen müſſen, ſo geſchickt er auch ſonſt geweſen ſeyn mochte. Denn welche Aeltern wollten wohl gerne ihre Kinder auf eine Schule ſchicken, wo ſchlechte Leute als Hausmeiſter angeſtellt ſind? Durch dergleichen ſchlechte Leute verdarb Bahrdt ſelbſt noch den wenigen Kredit, den das Inſtitut haben konnte.

Noch mehr verſündigte ſich der Doktor dadurch, daß er dem Narren glaubte, er könne Gold machen, und daß er wirklich anfing, mit ihm zu laboriren. Der Doktor leugnet zwar dieſes, und giebt S. 154. vor, es ſey blos auf ein ſilberfarbiges Metall angeſehen geweſen. Aber der Hausmeiſter hat nicht allein ſelbſt hin und wieder geſagt, daß er **Gold laborire**, und daß der Doktor mit

Theil an dem Arkanum habe: ſondern der Doktor ſelbſt vertheidigte von der Zeit an das Laboriren des Goldes, ſchafte alchymiſtiſche Bücher an, und gab ſich ſchon für einen halben Adepten aus. Wie viel ihn die Goldkocherey gekoſtet hat, iſt mir nicht bekannt. Sie hat nicht lange gewähret. Uebrigens gereicht das dem Doktor nicht zur Schande, ſo wenig es dem Ruhm eines wirklich großen Mannes ſchadet, der vor einigen Jahren in dieſelbe Schwachheit fiel.

Wenn ich nicht befürchtete, meine Leſer durch Digreſſionen zu ermüden ſo könnte ich einige Stückchen erzählen, wie die guten leichtgläubigen Pfälzer durch Goldköche und alchymiſtiſche Spitzbuben ſind am Narrenſeil herumgeführt und um ihr Geld geprellt worden. Doch das ſpare ich für ine andere Gelegenheit.

* * *

Elfter Brief.

Ich muß meinen Leſern jetzo eine kleine Idee on der Geſtalt des Heidesheimer Philanthropins machen, die es unter der Direktion des Hrn. Dok-ors gehabt hat.

Es iſt wohl ſchwerlich eine Schulanſtalt jemals an einem ſchönern und ſchicklichern Orte angelegt worden, als das Bahrdtiſche Philanthropin. Das Schloß war groß und ſehr bequem zu allem Gebrauch gebauet: dabey ſtunden mehrere Häuſer, welche jedoch kein Dorf formirten. Das Dorf Kolgenſtein liegt eine Viertelſtunde vom Schloß ab: dabey ſind Alleen, Weinberge, Wieſen, Bäche voll Fiſche und Krebſe; kurz um dieſe Gegend findet man alles, was das Auge vergnügen, und den Magen füllen kann.

Herr Bahrdt war einziger Direktor des Philanthropins: denn Hr. Rühl hatte ſich davon gänzlich losgeſagt. Der Graf war zwar der Oberherr des Inſtituts, aber er hatte dem Doktor alle Gewalt über die Anſtalt überlaſſen, welcher daher auch thun konnte, was er wollte.

Es hatten ſich gleich Anfangs viele Eleven eingefunden, und hatten alle pränumerirt. Der Graf hatte Geld hergeſchoſſen, einige vermögende Kaufleute hatten dem Philanthropin Kredit verſchaft, und ſo hätte es bey einer halbwege guten Oekonomie an Geld nicht fehlen können.

Wenn alſo das Ding nicht beſtand hielt, ſo lag die Schuld an der Einrichtung ſelbſt – das heiſt am Direktor.

Die Wahl der Profeſſoren war ſchlecht, gar ſehr ſchlecht ausgefallen, Thomſon, der theure Sigismundus, der Rektor Weidmann, der Genfer Monſieur Firlefanz und mehr andre, waren verdorbene ſchlechte Leute; Geiger, Reinhold, Junker und mehrere waren Ignoranten, und ſchickten ſich zum Schulunterricht, wie das fünfte Rad an den Wagen. Dazu kam noch anderes überflüſſiges Geräthe, ein Fechtmeiſter, ein Tanzmeiſter, ein Intendant, ein Hausmeiſter, ein medicinıſcher Doktor Fries – nachgehends Soldat bey einem preuſſiſchen Freykorps – und Gott weis wie viel andre Meiſter. Lauter ledige Leute, welche ſich, geſetzt auch ſie wären ſo ungeſchickt nicht geweſen, als ſie in der That waren, dem Doktor doch gewiß den Kopf warm machen mußten. Es währete auch gar nicht lange, ſo entſtunden innerliche Kriege, welche auf die komiſchte Weiſe geführt wurden. Ich bin einigemal Zeuge ſolcher Befehdungen geweſen, und habe recht derb gelacht über die beynahe kindiſche Anſtalten der Herrn Profeſſoren wider einander. Sigismundus, der theure Mann, forderte als Profeſſer Primarius, das erſte Anſehen auf dem Inſtitut, und unterſtützte dieſe Forderung mit groben Ausfällen, auch wohl gar mit der Fauſt. Der gute Geiger kam einmal ſchlimm weg, als er dem Sigismundus ins Angeſicht ſagte: er ſey ein Profeſſor dem Namen nach, in der That aber ſey er ein Branteweinbrenner, und ein Grünewagenſchmierfabrikant, weiter nichts. Hierüber gerieth der trefliche Mann ſchrecklich in Wuth, und als

Geiger fortfuhr zu lachen, und von der grünen Wagenſchmiere zu reden, ſo ſchmiß ihm Sigismundus den Schuh eines Eleven, in welchen er gerade Nagel ſchlug, ins Angeſicht, daß ihm das Maul auflief, als hätte ers mit ſpaniſchem Pfeffer gerieben. Geiger wollte den Sigismundus nun abſtrafen, wegen der gräulichen Inſolenz einen Profeſſor zu werfen, ergrif zu dieſem Behufe einen Mauerpinſel und ſchlug um ſich. Sigismundus aber nicht faul, nahm Herrn Geiger bey der Kehle, und ſchmiß ihn zur Erde. Endlich kamen noch Leute, und brachten die rüſtigen Streiter auseinander. Ich kam noch an eben dieſem Tag ins Philanthropin, wo mir die Geſchichte von einigen Profeſſoren erzählt wurde. Seit dieſer Zeit unterſtund ſich niemand leicht, den Sigismundus zu necken, oder ihm was Unangenehmes ins Geſicht zu ſagen.

Mamſell Sabinchen Michaelis verurſachte auch viele Controverſen und Fehden auf dem Inſtitut. Es war ein vollkommen ſchönes Mädchen, die Tochter des Hofraths Michaelis von Kolgenſtein. Ich kann nicht ſagen, daß Sabinchen einen von den Hrn. Profeſſoren beſonders diſtinguirt hätte, ſie verdarb es, ſo viel ich merken konnte, mit keinem, und war fidel mit jedem. Aber nun dachte auch jeder, Hahn im Korbe zu ſeyn, vorzüglich dachten dieſes Hr. Junker und der franzöſiſche Kandidat, welche daher auch die ärgſten Feinde wurden. Sie thaten ſich allen Tort und Dampf an, und machten durch ihre

Fehden, daß die ganze Gegend von Sabinchen und den Profeſſoren ihren Liebhabern, redete. Endlich warf eine ſehr hohe Standsperſon ein gnädiges Auge auf Mamſell Sabinchen, der Hofrath verbot den Herren Profeſſoren das Haus, und die Komödie hatte ein Ende.

Die Frau des Pfarrers von Kolgenſtein, eine erzliederliche Kreatur, von ſonſt ganz hübſchem Formate, war unter andern auch der Gegenſtand der Bemühungen der Heidesheimer jungen Profeſſoren. Der Pfarrer war ein alter Ehekrüppel, und konnte unmöglich einer Frau praeſtanda praeſtiren, welche eine andere Meſſalina war, von welcher es dort heißt beym Juvenalis:

Et laſſata viris, nec dum ſatiata receſſit.

Sie ſuchte ſich alſo andere Leute, welche praeſtanda praeſtiren konnten, und fand dieſe auf dem Heidesheimer Philantropin nach Herzensluſt. Sie brachte oft mehrere Tage und Nächte auf dieſem Inſtitute zu, obgleich ihr Wohnort nur eine Viertelſtunde davon entfernt war, und trieb den Skandal ſo öffentlich, daß die ganze Gegend davon raiſonnirte, aber daraus wurde nichts gemacht. War doch alles ſo ganz dem philantropiniſchen Geiſte angemeſſen! Sigismundus, über deſſen Frau dieſe Frau Paſtorin raiſonnirt haben mochte, ſuchte ſie einſtens bey einem großen Eleven – (ich weiß den Namen noch recht gut, will ihn aber nicht nennen, weil er jetzo damit umgeht, eine reiche Heyrath zu thun, wobey ihm ein Bericht dieſer Art Schaden thun könnte) — in der Kammer auf, und ſchmiß ſie zum Schloß hinaus. Man nahm dieſes dem theuren Sigismundus ſehr übel, aber er ſagte: Ei was? den Profeſſoren mag es noch hingeben, wenn ſie Menſcher halten, macht es doch der Doktor auch nicht beſſer; aber wenn die Jungens anfangen zu huren und zu buben, dann mag der Teufel drein ſchlagen! punctum! das leide ich nicht, ſo wahr ich Profeſſor primarius bin; und damit punctum. — Der Pfarrer in Kolgenſtein ſtarb bald nach dem Umfall des Philantropins, und ſeine Frau ging, wie man ſagte, nach Manheim ins Bordel.

Den philantropiniſchen Gaſthof darf ich nicht vergeſſen. Er war nicht weit vom Schloß, und gehörte eigentlich zum Philantropin. Wenn ich aber die Wahrheit ſagen ſoll, ſo war es mehr ein Bordel als ein Gaſthof. Alles liederliche Geſindel fand ſich da ein, und fand auch ſeine Nahrung da, weil alle luſtige junge Leute aus der ganzen weiten Gegend dahin kamen, um ſich luſtig zu machen. Ich war einſtmal über Nacht in dieſem Gaſthofe mit dem Baron von F * * * aus Maynz, und damals waren mehr als vier wirklich anerkannte Huren im Gaſthofe, und waren ſchon ſeit acht Tagen da. Der Wirth machte ſich an den Baron, und ſagte ihm, daß er, wenn er einen Konventionsthaler dran wenden wollte, bey einem Mädchen die Nacht über ſchlafen könnte. Das heiß ich doch philantropiniſche Anſtalten, wo man ſo für das Vergnügen der Fremden ſorgt, daß man ſogar fidele Frauenzimmer in Vorrath für ſie hält! – Die Profeſſoren beſuchten mit ihren reichern und erwachſenen Eleven dieſen Gaſthof fleißig, kommerſchirten da, und ſorgten für Erholung von ihrer Arbeit. Da der Gaſthof zum Nutzen des Philantropins eingerichtet war, ſo mußte es dem Doktor ſehr daran gelegen ſeyn, daß ſich daſelbſt brav luſtige Leute ſammelten und tüchtig aufgehen ließen. Der Wein, deſſen Kalber man auf andern Dörfern für 3 - 4 Batzen das Maas kaufen konnte, mußte im philantropiniſchen Gaſthof mit 6 - 8 Batzen, auch wohl noch theurer bezahlt werden. Aber was thut man nicht um der philanthropiniſchen Geſellſchaft willen? Muß man doch auch bey Madam Agrikola in Frankfurt am Main für die Bouteille Wein einen Conventthaler, und bey Madam S.....z in Berlin einen Dukaten geben.

Neben dem Gaſthof war ſelbſt auf dem Philantropin Gelegenheit, Eſſen, Trinken u. d. gl. freilich für baares ſchweres Geld zu haben. Hr. Bahrdt ſpeiſte wer kam und bezahlen wollte, ſelbſt die Eltern und Anverwandte der Eleven mußten ihr Eſſen bezahlen, und blos die vertrauten Freunde des Doktors, d. i. Leute die das Bischen Eſſen ſchon zehnmal vergolten hatten, und in Zukunft noch zehnmal vergelten mußten, gingen dann und wann frei aus. Der Doktor hatte nichts nöthiger, als Geld, er nahm es daher, wo er es kriegen konnte, in größern und kleinern Summen.

Die benachbarten Edelleute, Beamten, Geiſtlichen und andre Honoratieres, wie man ſagt, hatten oft die Ehre, von den Herrn Profeſſoren, ja von dem Doktor und ſeiner Familie beſucht, oder, wie man in der Pfalz ſagt, abgeſtoßen zu werden. Das hieß nicht ſchmarutzen, das war philantropiniſche Gaſtfreyheit; Gaſtfreyheit gehört gewiß zur Philantropie, woran niemand zweifeln kann. Da waren dann die Herrn von La Roche, von Molsberg, der Hr. Balleyrath Alefeld, Hr. Hofrath Michaelis, Hr. Hofprediger Wolf in Grünſtadt und mehr andere, in deren Häuſer man tagtäglich einen Schwarm philantropiniſcher Profeſſoren antreffen konnte. Sie verſchmähten auch nicht vermögende Bauern und andre Leute, wenn ſie auch nicht vom Stande waren; da fraßen und ſoffen ſie, was das Zeug hielt. –

Nicht weit von Heidesheim iſt eine Mühle, deren Beſitzer eine ganz hübſche Tochter hatte, die den Hrn. Prfeſſoren in die Augen ſtach, aber zum Malheur ſchon verſprochen war. Der Bräutigam ſahe zu dem häufigen oft wiederholten Beſuch der Philantropiniſten ſcheel, und beſchloß, auf ſeine Braut genau acht zu haben. Einſimals attrapirte er einen Profeſſor, welcher der Braut in den Kuhſtall nachgelaufen war, und da eben ſeine Handgriffe anbringen wollte. Er klopfte den Philantropiniſten ſo lange, daß ihm die Luſt verging wieder zu kommen. – Nachdem die ſchlechte Lebensart der Heidesheimer Herrn anfing bekannter zu werden, ſahe man ſie nirgends mehr gerne, und endlich verbot man ihnen, wenigſtens den meiſten, ſogar das Wiederkommen.

Neben den Profeſſoren, Hausmeiſtern, Fecht- Tanz- und Muſikmeiſtern, Buchdruckern u. a. m. gabs auf dem Philantropin noch eine große Anzahl von Knechten, Mägden und andern Leuten zur Aufwartung. Da war auch ein Gärtner und Gartenknecht, kurz der Graf von Leiningen hatte nicht ſo viele Menſchen in ſeinem Dienſt, als Bahrdt in dem ſeinigen.

Anfänglich dienten die Leute ſehr gerne auf dem Philantropin: denn man gab oder verſprach vielmehr ſtarken Lohn, und geſtattete eine Freiheit, die ſelbſt ein luſtiger Bruder-Studio ſeinem Bedienten nicht geſtattet. Auf die Arbeit ſah man wenig, und wenn der verſoffene Hausmeiſter zufrieden war, ſo war alles richtig; kein Menſch durfte was über das Geſinde ſagen. Der Hausmeiſter nahm es in dieſem Falle mit dem Doktor ſelbſt auf, und die Frau Doktorin durfte vollends gar nicht mehr muchſen, denn dieſe iſt auf dem Philantropin eben ſo geweſen, wie der Titel über dem i. — Anfangs war das Geſinde ſehr wohl zufrieden, als aber die Nachwehen kamen, liefen ſie meiſtentheils fort, und blos ſolche, welche nicht weiter kommen konnten, blieben unter philantropiniſcher Domination. Die Nachwehen beſtunden darinnen, daß der verſprochene Lohn nicht erfolgte. — Der Herr Doktor lacht über die alte Dogmatik, und muß folglich auch über die Abtheilung der Sünden in clamantia und non clamantia lachen. Zu jener rechneten die alten Dogmatiker die merces detenda laborum, welche ihm daher nach ſeiner Aufklärung wie Pommade ſeyn mußte. – Zweitens, daß die jungen Mägde meiſtens ſchwanger wurden. Dieſer leztere Artikel verurſachte insbeſondre, daß kein Vater ſeine Tochter auf der philanthropiniſchen Anſtalt wollte dienen laſſen. Man ſahe nämlich Heideſheim, und das nicht mit Unrecht, als ein Bordel an.

Die Eleven machten eine ſehr traurige Figur. Freilich hatten ſie nicht viel zu thun; denn einmal waren ſehr wenig Lehrſtunden angeſtelt, und dieſe wurden zum Zehntenmale kaum gehalten. Nichts war lächerlicher als ein Unterricht nach Philanthropiniſcher Methode.

Ich muß doch meinen Leſern eine Probe geben, wie man docirte.

Lehrer. Nun Musje Karl, merken Sie auf! – Hören Sie nicht?

Karl. (Spielt mit einer Karte, welche er nach den Farben rangirt.)

Lehrer. Nun liebes Karlchen, legen Sie doch die Karten weg.

Karl. (Wie oben)

Lehrer. (reißt ihm die Karten aus der Hand) Ich will Sie ſchon attent machen. – Wo iſt die Grammatik?

Karl. (Lacht.)

Lehrer. Wo iſt die Grammatik?

Karl. (Lacht noch ärger und pfeift ſich eins).

Lehrer. Musje Carl, wenn Sie die Grammatik nicht herbey ſchaffen, und lernen, ſo ſollen Sie dieſen Nachmittag hübſch zu Hauſe bleiben. Wir ſpaziren nach Grünſtadt, da iſt das hübſche Luiſgen; wenn Sie vernünftig ſind ſo kommen Sie mit.

Karl. (ſpringt freudig auf, holt die Gramatik, und ſchlägt auf). Hier iſt die Lez (Lektion)

Der Doktor Bahrdt (welcher die Zeit über an der Thür geſtanden, und alles mit angehört hatte, tritt herein).

Recht ſo, lieber Herr Profeſſor! So muß man die Kinder durch Vorſpiegelungen vom künftigen Vergnügen zum Gehorſam bringen – das ſtimmt ganz in meinen Plan: fahren ſie ſo fort. Guten Morgen. (geht ab).

Lehrer. Nun, liebſtes, goldnes Karlchen, wo ſtehen wir dann?

Karl. Hier.

Lehrer. Aha in der dritten Deklination. Alſo dekliniren Sie dos.

Karl. Numerus ſingularis, Nominativus dos die Morgengabe, Gen. doſſis, Dat. doſſi, Acc. doſſem, Voc. dos, Abl. doſſe, Pluralis Nom. doſſes, Gen. doſſum, Dat. doſſibus,

ſibus, Acc. doſſes, Voc. doſſes, Abl. doſſibus.

Lehrer. Schön, liebes Karlchen: aber machen Sie einmal das Buch zu. Sie müſſen nicht immer das Schema anſehen. Machen Sie das Buch zu, und dekliniren einmal ein ander Wort in os. Halt welches, (beſinnt ſich). Ja dekliniren Sie bos der Ochſe.

Karl. Bos der Ochſe, boſſis, boſſi, (ſtockt)

Lehrer. Nun dos, doſſem, alſo bos? –

Karl. boſſem, bos, boſſe. Plur. –

Lehrer. Nun, doſſes alſo? –

Karl. boſſes, Gen. boſſorum –

Lehrer. Ach was, boſſorum! – boſſum, mein liebes Karlchen, boſſum heißt es:

Sigismundus. (hatte auch an der Thüre gehorcht, und kam nun mit ſchrecklichem Gelächter in die Stube.) Ha, ha, ha – da machen Sie ſchön Zeug, Herr Kollege, Pfui, können Sie nicht dekliniren. Ha, ha, ha. Bos Boſſis! – Das wäre ſchön, bos geht wie os. Ich wills Ihnen vordekliniren; bos, der Ochſe, boris des Ochſen, bori, borem, bos, bore. Plur. bores, borum, boribus, bores, bores, boribus. Sehn Sie! (geht mit triumphirender Mine ab.)

Karl. (nimmt ſeine Karten und läuft fort).

lehrer. Hohl der hölliſche Satan den verfluchten Wagenſchmierfabrikanten! (ſchiebt ab.)

Das war ein kleines Pröbchen vom philanthropiniſchen Unterricht in Heidesheim. Freilich werden meine Leſer es für eine Schnurre halten: aber ich verſichere, daß auf dieſe Art tagtäglich docirt wurde. Ich weiß ſelbſt, und habe es mit meinen Ohren gehört, daß man capio im perf. zu capi und im ſup. zu cactum machte, ad analogiam, lego legi, lectum. – So war der Unterricht!

Vom Muthwillen der Jungens könnte ich viele Bogens anfüllen. Die Aufſicht fehlte ganz und gar. Die Profeſſoren ſahen es gar nicht gerne, wenn die Eleven bey ihnen waren; keine wurden zum Spaziergehen mitgenommen, als größere, welche reinen Mund hielten, und für die Hrn. Profeſſoren in den Wirthshäuſern auf fremden Ortſchaften bezahlen konnten. Die andern waren ſich ſelbſt überlaſſen, und liefen herum – wies liebe Vieh. Der Reſpekt gegen die Lehrer fehlte gänzlich, und mußte ſchon fehlen, da dieſe ſich ſo unwürdigerweiſe wegwarfen. Befahl ein Lehrer etwas, ſo lachte der Junge und ging fort: wollte der Lehrer Satisfaktion haben, ſo mußte er die Sache an den Doktor meldan, der dann gerne ein Auge zu machte, damit der reiche Eleve ſich bey ſeinen Aeltern nicht beklagen, und weggenommen werden ſollte. Daher war denn an keine Diſciplin zu gedenken, und alles vereinigte ſich, die ungezogenen Jungen

gen nur noch ſchlimmer und ungezogener zu machen. Aber es blieb nicht bey bloßer Ungezogenheit und Bengelei; die Jungens lernten alle andre Untugenden und Laſter, deren das jugendliche Alter nur immer fähig iſt. Saufen konnten die Leutchen, wie die Bürſtenbinder; Zoten reißen, kareſſiren, den Bauermädchen nachlaufen, fluchen, – ja gar ſtehlen, und das geſtohlne Gut verkaufen. Sie ſahen ja dergleichen von ihren Lehrern! ſollten ſie es nicht nachthun? Oft fiel mir, wenn ich in Heidesheim war, die trefliche pädagogiſche Regel des Juvenalis bey.

Maxima debetur puero reverentia, ſi quid
Turpe paras. Nec tu pueri contemſeris annos,
Sed tibi peccaturo obſiſtat filius infans.

So altmodiſch aber dachte man in Heidesheim nicht. Man ſoff, man ſcharmirte mit den niederträchtigen Dirnen; griff nach vollen Buſen, riß Zoten und fluchte, und lies den ſechs oder zehnjährigen Knaben dabeyſtehen. Es hatte auch gleich nach der Entſtehung des Philantropins ein gewiſſer Herr einem Eleven ein Paar ſilberne Schnallen genommen und war deßwegen removirt worden. Ich werde hier den Mann Gottes nicht nennen, aber jene Gegend kennt ihn recht gut. Unter den Eleven war das Stehlen ordentlich Mode, und den Fremden, welche das Philantropin zu beſehen kamen, mußte man die Regel geben, auf ihre Sachen acht zu geben, damit ſie ihnen nicht genommen wurden. Hr. Bahrdt erzählt ſelbſt ein ſolches Beyſpiel S. 169, und klagt ſonſt an einem andern Orte über diebiſche Jungens. –

Eine größere Sittenloſigkeit kann gar nicht gefunden und gedacht werden, als die in Heidesheim. Unter den Panduren iſt mehr Ordnung.

Der äußere Aufzug der Scholaren war, wie der der meiſten Profeſſoren, ſpektakulös. Hr. Bahrdt hatte eine Uniform ſowohl für die Lehrer als Eleven erdacht, welche er S. 113. beſchreibt. „Sie war, ſpricht er, von braunrothem Berkan mit blauen atlaßnen Aufſchlägen und Stahlknöpfen. Sie beſtand aus einem braunrothen Kollet, blauer Weſte und braunen Hoſen. Dazu gab ich weiße runde Hüte mit blauen Federbüſchen. – Es war fürs Auge.“ Aber wie lange ſollte denn wohl dieſe Uniform dauern? War das wohl eine Kleidung für Jungens von der beſchriebnen Art? – Wirklich wälzten ſich die Eleven mit ihrer Kleidung im Drek; ſtiegen auf die Bäume, und zerriſſen und beſudelten ihre Kleider dergeſtalt, daß man kaum die Farbe mehr unterſcheiden konnte, und aller Orten auf das Hemd, oder auf die bloße Haut durchſah. Da ſahen nun die Jungens fürchterlich aus: wer eine gute Kleidung mitgebracht, und nicht verkauft hatte, – der theure Sigismundus war auch Trödelmann, und kaufte den Eleven ihre Kleider ab – konnte ſich wieder ausſtaffiren; wer das aber nicht hatte, muſte einhertreten – wie ein Schwein!

Zu dem zerriſſenen und beſchmutzten Anzuge der Eleven geſellte ſich in Zeiten das leidige Ungeziefer, die Läuſe. Daß Kinder auf dem Kopf dergleichen Thierchen haben, iſt nun wohl nichts ſeltnes, obgleich Hr. Bahrdt in ſeinem Plan beſonders von dieſem Artikel redet, und auch in dieſer Hinſicht alle Reinigungsmittel verſpricht. Aber zu Heidesheim waren die Kleider, die Wäſche und ſelbſt die Betten der Eleven mit dieſen unflätigen Thierchens beſetzt. In dem Buche, welches: der wahre Karakter des D. Bahrdts, überſchrieben iſt, und Hrn. Trieſt von Amſterdam zum Verfaſſer haben ſoll, findet man doch nur Flöhe und Wanzen in den Gaſtzimmern und Gaſtbetten. Die Betten der Eleven mag Hr. Trieſt nicht unterſucht haben, ſonſt würde er die weißen Inſekten gewiß legionweiſe geſehen haben. Sogar Fremde brachten Läuſe vom Philanthropin mit nach Hauſe.

Das Eſſen und Trinken war anfangs leidlich, ob es gleich dem nicht entſprach, was Hr. Bahrdt verſprochen hatte. Aber, in der Folge und das beſonders nach Errichtung der ökonomiſchen Geſellſchaft, wars nicht mehr auszuhalten. Die Speiſen waren ſäuiſch und halbgar zugerichtet, und oft in ſo geringer Menge vorhanden, daß nach Abzug deſſen, was für die Profeſſoren und andren Meiſter gehörte, nicht genug mehr übrig blieb, die Eleven zu ſättigen.

So ſah das Heidesheimer Philanthropin aus, welches ich nur kurz habe beſchreiben wollen, um den Unwillen ehrlicher Leſer, welche allerdings ſich ärgern müſſen, daß mehrere hoffnungsvolle junge Leute, ſtatt erzogen zu werden, ſo ſchändlich verdorben wurden, nicht noch mehr zu reitzen. Es iſt eine Warnung für alle Aeltern, niemanden ihre Kinder anzuvertrauen, den ſie nicht kennen, und die Leute, welche ihnen von moraliſcher, phyſikaliſcher und wer weiß von was vor Erziehung, ein langes und ein breites, ad inſtar des Hrn. Bahrdt, herbramarbaſiren, und in den Tag hineinſchwadroniren, erſt zu prüfen, ehe ſie ſich anführen, und dem Gelächter der Welt preisgeben.

Aber wer war denn an allen Unordnungen, welche das Heidesheimer Philanthropin zerrütteten, Schuld? – Allerdings konkurriren hier allerhand Urſachen, aber die Hauptſchuld muß dem Doktor oder dem Fürſorger zugeſchrieben werden. Er ſorgte zu ſchlecht für ſein Inſtitut. Er machte ſich zwar, ſeitdem das Philanthropin eingeweihet war, wenig mehr mit ſeiner Seelſorge in Dürkheim zu ſchaffen: aber er war doch auch, außer den Aſſembleetagen (das war eine Donnerstags-Geſellſchaft, wobey ſich Creti und Plethi aus der weiten Gegend einfanden, ſoffen, tanzten, ſpielten und alles trieben, was ihnen einfiel,) ſelten auf dem Schloß. Er hatte in der Gegend viel Bekanntſchaften, beſonders lag er die Woche einigemal in Manheim (es wundert mich, daß er ſeiner Manheimer Freunde auch nicht einmal mit einem Worte gedenkt,) und ſeine übertriebne Spielſucht hielt ihn durchaus ab, ſich mit Arbeiten der Erziehung abzugeben. Er hatte ſeinen Hausmeiſter, ſeinen Inſpektor, ſeine Profeſſores, ſeinen theuren Sigismundus: dieſen hatte er alles anvertraut und überlaſſen, und bekümmerte ſich um weiter nichts mehr. Der Zweck, warum Bahrdt das Inſtitut errichtet hatte, war Geld, das er für ſich haben wollte, worauf er hofte; arbeiten ſollten andre Leute, er gedachte blos an Projekte und Plane. Herumreiſen, Geſellſchaften beſuchen, räſonniren, gut eſſen, gut trinken, Knaſter rauchen, l'Hombre ſpielen, und mit Frauenzimmern vertrauten Umgang zu pflegen, war von jeher ſeine Sache. Alle ſeine Unternehmungen haben Zwecke dieſer Art: ſein ſonſtiges Vorgeben von Menſchenliebe, Aufklärung und allgemeinem Nutzen iſt eitel Wind und Rotomontade. Man biete ihm noch heute ſo viel Geld, daß er vergnügt, das heißt, in Sauß und Brauß, davon leben kann, mache aber einen förmlichen Widerruf aller ſeiner Meinungen zur Bedingung, und ich verwette mein Leben, morgen wird aus Bahrdt der größte Orthodox. Einen Inquiſitor, oder gar einen Familiar der Inquiſition könnte man mit Geld aus ihm machen. Aber ein Menſch dieſer Art iſt allemal ein höchſt gefährlicher Menſch.

Zwölfter Brief.

Die Folge der elenden Einrichtung des Philanthropins, die Ausſchweifungen der Lehrer und die ſchlechte Zucht der Schüler war Urſache, daß die meiſten Aeltern aus der Nähe ihre Kinder zurück forderten. Hr. Bahrdt war zwar betroffen darüber, aber ſein Leichtſinn lies ihn beſſere Zeiten hoffen, und ſo machte er einen Spas daraus, wenn ein Eleve zurück gefordert wurde. Hr. von Molsberg von Grosbockenheim lies ſeinen Sohn abfordern, und Bahrdt ſagte in einer öffentlichen Rede, daß der junge Molsberg ganz und gar kein Genie habe, und er froh ſey, daß er fort wäre.

Das Philanthropin wurde bald der Gegenſtand aller Geſpräche in der ganzen Gegend, einer brachte immer mehr Neuigkeiten davon aufs Tapet, als der andre. Niemand ſprach für die Sache, als die Anverwandten der Profeſſoren, und die erklärten Bahrdtianer.

Hr. D. Bahrdt hatte in der Pfalz ſeine groſſen Anhänger. Die guten Leute überm Rhein, welche niemals etwas von Neuerungen gehört hatten, und von Ketzern keine andre kannten, als etwa die Arianer, Manichäer, Pelagianer und andre, deren Namen ihr Paſtor in einer alten Poſtille angetroffen, und zur Erbauung ſeiner lieben Gemeinde auf die Kanzel gebracht hatte, ſtutzten ganz gewaltig, als Hr. Bahrdt kam, und von Aufklärung ſprach. Anfangs bildeten ſie ſich ein: Aufklärung ſey mit der Erleuchtung, von der ſie viel gehört, aber wenig verſtanden hatten, einerley; hernach aber hörten ſie, Aufklärung ſey freiere Denkungsart in der Religion, und Bahrdt ſey einer der Anteſignanen dieſer Lichtmachung. Da nun geſunde Vernunft utramque paginam bey Hrn. Bahrdt machte, wie wir Lateiner ſagen; oder da, deutſch zu reden, Hr. Bahrdt in allen Geſprächen und Schriften der geſunden Vernunft die Oberherrſchaft über alles einräumte, ſo wollten die Pfälzer doch auch nicht zum Geſchlecht der vierfüßigen Thiere gehören, und ließen ſich zum Theil aufklären. Hr. Alfeld der Balleyrath, Hr. Schafner Schütz von Alzey, Herr Dürr, Herr Keßler und einige andre waren die fürnehmſten Patronen dieſer Aufklärung, wozu dann auch einige Katholiken gehörten. Durch das Anſehen dieſer Männer bewogen, griffen auch andre nach dem Kränzchen der Aufklärungsehre, laſen Bahrdts Schriften fleißig, und veränderten ihre Principien. Es iſt beynahe unglaublich, wie viel Exemplare des neuen Teſtaments in der Pfalz ſind debitirt worden, und was dieſes Buch die Denkungsart vieler in Rückſicht auf Religion geändert hat. Gewiß, wäre Hr. Bahrdt in der Pfalz geblieben, und hätte er ſich nicht durch ſein wahrlich in der unglücklichſten Stunde projektirtes Philanthropin um alles Anſehen gebracht, er hätte das ganze Land reformiren können. Denn es giebt wohl in der Welt keine Nation, welche nach Neuerungen mehr haſcht, als die Pfälzer. Die Kandidaten der Theologie ſogar fingen an, Bahrdtianer zu werden und ſeine Meinungen zu vertheidigen, und ſelbſt unter den Predigern waren einige für ihn eingenommen.

Alle dieſe Leute redeten nun von Hrn. Bahrdt nichts als Gutes, ſprachen von ſeinem Inſtitut mit Enthuſiaſmus, und ſchalten alle die, welche einige Anmerkungen drüber machen wollten, Dummköpfe und Neidiſche.

Aber die alten Geiſtlichen, und viele von den jüngern ſahen den Doktor für ein Pendant vom Antichriſt an. Es giebt in der Pfalz gar wenig Geiſtliche, welche etwas gelernt haben, und noch wenigere, welche vernünftig denken können. Meiſtens ſind unſre Geiſtliche – ich rede hier nur von Lutheranern und Reformirten: von den Katholiken vide ſupra – elende, armſelige Ignoranten, und denken ſo helle, wie eine ruſige Laterne Schein giebt. Freylich giebt es einige, denen der Nebel vor den Augen weg iſt, z. B. Hr. Dietſch in Steinbockenheim, Freſenius in Niederwieſen, die beyden Brüder Köſter, der Inſpektor Birau in Lautrecken, Pfarrer Schneider in Fürfeld und noch einige ſehr wenige andre, ſind gelehrte, helldenkende, tolerante Männer, welche ich mit allen denen wenigen, die ihnen etwa noch gleichen ſollten, gar nicht unter der Zahl der gewöhnlichen Pfälzer Geiſtlichen begreifen will.

Der größte Haufe der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit in der Pfalz beſteht aus unwürdigen Menſchen. Wo gute Pfarreien ſind, z. B. in der Ritterſchaft, da haben ſich die Pfarrer gewiß mit Geld eingekauft. Ich weiß, daß man ordentlich Auktion mit den Pfarren angeſtellt hat. Z. B. vor einigen Jahren in Baadenheim, dem Vaterdorf des Dichter Maus. Man ſieht bey dergleichen Auktionen gar nicht auf Verdienſte, Gelehrſamkeit, Rechtſchaffenheit. Wer Geld giebt kann hoffen, und wer das meiſte giebt, bekommt die Pfarre. Die Bauern mögen nun wider einen ſolchen Menſchen proteſtiren, wie ſie wollen, ſie müſſen den Menſchen zu ihren Pfarrer behalten. Ein gewiſſer Dorfpfaffe, Namens Wagner in Werrſtadt, hatte vier Söhne, welches durch die Bank die ärgſten Ignoranten waren, die man ſich denken kann: aber durch Geld und Heirathen brachte er alle vier glücklich an den Mann. Sie ſind allerdings der Spott aller klugen Leute und des Pöbels ſelbſt, tragen Ekelnamen, z. B. der jüngſte, welcher in Udenheim ſteht, heißt Magiſter Weitmaul, ein andrer wird der Hachdeutſche genannt – aber was ſchadet ihnen dies? Sie haben Dienſte, welche ſie gut nähren.

Die wirklichen pfälzer Pfarreien der Lutheraner ſind größtentheils elend, daher ſich denn gemeiniglich verloffene Kanditaten, welche nirgends wiſſen unterzukommen, zu ſolchen Stellen melden, und ſie ohne weitere Schwierigkeit gleich erhalten. So bekam vor einiger Zeit ein gewiſſer Homann, welcher in ſeiner Jugend zwar etwas ſtudirt, hernach ſich aber aufs Korbmachen applicirt hatte, eine Pfarre dieſer Art. Er mußte aber nachher wieder, ob cauſſas graviſſimas, abgeſetzt werden. Die Einkünfte der lutheriſchen Geiſtlichen beſtehen nur in dem, was die Bauern freywillig hergeben: und eben dieſes müſſen die Herrn erſt heraus betteln. Bettelei macht aber allemal niederträchtig; daher hab ich mich niemals viel wundern können, wenn ich einen ſchlechten Streich von einem pfälzer Pfaffen gehört habe. Die Lutheraner leben überhaupt in der Pfalz unter einem harten Druck, ungefähr ſo wie die Chriſten in der Türkey, und vielleicht noch viel ärger, daher fehlt auch ihren Geiſtlichen aller Muth ſich auszuzeichnen. Sie ſchreiben eine Predigt aus einem alten Schinken ab (denn neue Bücher können ſie ſich nicht kaufen,) halten ſie, und damit iſts genug.

Die reformirten Prediger könnten was leiſten, wenigſtens weit mehr, als die Lutheraner. Denn ihre Beſoldungen ſind gut. Aber ſie leiſten eben ſo wenig, ſind eben ſo unwiſſend, eben ſo ungebildet als dieſe. Durch Stolz, Impertinenz und Intoleranz allein zeichnen ſie ſich aus. Bey ihnen herrſcht tiefe Verachtung der Lutheraner, welche ſie als Leute anſehen, die kein Recht haben, unter ihnen zu wohnen. Deshalb ſind ſie auch im höchſten Grade intolerant; wo ſie nur können, ſuchen ſie die ſchon ohnehin genug gedrückten Lutheraner noch mehr zu unterdrücken und zu verfolgen. Sie machen oft ſelbſt mit Katholiken gemeinſchaftliche Sache wider die Lutheraner, um ihnen das Wenige, was ſie etwa noch haben, zu entziehen, und unter ſich zu theilen. Ich könnte dieſes alles mit Beyſpielen hinlänglich belegen, wenn es mein Zweck forderte, oder auch nur zuließe. Ich fordre aber jeden reformirten pfälziſchen Pfaffen auf, zu widerſprechen, und dann will ich meine Beweiſe herbringen. In Abſicht auf Gelehrſamkeit, iſt wohl nichts traurigers zu finden, als ein reformirter Geiſtlicher in der Pfalz. Ganz ohne alle Kenntniſſe machen ſie es wie die Lutheraner, ſchmieren ihre Predigten aber mehr aus neuen Büchern eines Pörtners, Lavaters, Zollikofers, welche ſie aber auf der Kanzel jämmerlich verhunzen. Ein Freund von mir hörte in Armsheim den Pfarrer Bletſch eine zollikoferiſche Predigt ablegen, wovon ihm die Ohren gellten, und der Bauch wehe that. Ultra Urſini Catecheſin, ſagte ſchon zu ſeiner Zeit der gelehrte Hottinger von den reformirten Geiſtlichen in der Pfalz, parum illi ſapiunt; und ſo iſt es noch. Die ganze reformirte Kleriſei ſtudirt blos in Heidelberg, ſelten verläuft ſich einer auf eine andre Univerſität; und dann bone Deus – in Heidelberg, da geht es her, wies kann. Ein einziger

Theologe iſt da, der endlich einmal ein vernünftiges Kompendium der Dogmatik eingeführt hat, nämlich das Murſinnaiſche. Der andre Theologe, Hettäus, iſt der kraſſeſte Menſch, den man ſich denken kann. Wenn wieder eine Synodus Dortdracena gehalten wird, ſoll er Präſes davon werden. Die Kirchenhiſtorie wird wöchentlich zwey Stunden geleſen, und alle halbe Jahr ein Sekulum zu Ende gebracht. An geſunde Philoſophie und Sprachſtudium iſt gar nicht zu gedenken, und ſchöne Litteratur, iſt vollens Kontrebande. Wo ſoll bey einer ſolchen Verfaſſung der Landesuniverſität was Geſcheites herkommen?

Aber unter den reformirten Geiſtlichen giebt es einige Ausnahmen; wenige zwar, aber doch Ausnahmen. Eben der Profeſſor Wund in Heidelberg iſt ein heller Kopf, aber er darf nicht ſprechen. So ſind unter den übrigen Geiſtlichen Hr. Inſpektor Winkelblech, Herr Beier in Oberndorf, Hr. Walther in Alzey und noch einige wenige gewiß brave, würdige Männer, die billig aus der unwürdigen Rotte herausgenommen werden müſſen.

Aus dem Geſagten läßt es ſich nun ohne Nachdenken abnehmen, daß der Stand der proteſtantiſchen Geiſtlichen in der Pfalz ſehr verachtet ſeyn muß. Beynahe jeder hat ſeinen Ekelnahmen, den jederman ohne Scheu hinſagt, ohne zu befürchten, injuriarum belangt zu werden. So heißt z. B. Pfarrer Fliedner in Bornheim Curtius Rufus wegen ſeiner rothen Haare; Wagner in Udenheim hat den Namen Magiſter Weitmaul; Machwirth in Morſchheim wird der Hanebüchne titulirt, ein andrer heiſt Langhals, ein andrer Gänshals u. ſ. w.

Dieſe Verachtung vermehrt noch die ſchlechte und ſchmutzige Lebensart der Geiſtlichen. Wenn ein Pfarrer ſeinen Miſt ſelbſt aufladet, und wegfährt aufs Feld, wie Pfarrer Beier in Alwig; wenn ein andrer ſeine Schweine ſelbſt kaſtrirt, wie Pfarrer Kaiſer in Endsheim; wenn der ſich abſcheulich beſauft, jener auf den Straßen gefunden wird in der größten Beſoffenheit, wenn ſich die Geiſtlichen auf den öffentlichen Jahrmärkten mit Stockſchlägen traktiren, ſo muß alle dieſem Stand ſogar vom Aberglauben zugeſicherte Ehre zu Grunde gehen.

Man ſieht nun wohl ein, wie die antibahrdtianiſche Kabale beſchaffen war. Sie beſtund aus einer Rotte unſinniger Ignoranten, verſoffener, ſchmutziger Pfaffen, welche ſich gegen den Doktor ſolcher Waffen bedienten, die ihnen zukamen. — Anklagen konnten ſie ihn nicht: denn bey ſeinem Grafen würden ſie nichts ausgerichtet haben, und ihn beym Reichshofrath der Ketzerey zu beſchuldigen, fiel ihnen nicht ein. Das mußte Herr von Scheben thun. Alſo predigten ſie wider ihn, und warnten ihre theuren Schäflein vor den Lehren dieſes gottloſen Menſchen. Am eifrigſten predigte der Inſpektor Fliedner in Oppenheim, der Pfarrer

Wagner in Wertſtadt, Pfarrer Machwirt in Morſchheim, Birkenbauer in Dahlheim, Bletſch in Armsheim und andre wider die teufliſchen Ketzereien des Doktor Bahrdt.

Am meiſten ſuchte ſich der Superintendent Kraz in Dolgesheim, auch ein gräflich Leiningiſcher Geiſtlicher, ein Mann von den elendeſten Sitten, dem Doktor zu widerſetzen, und der Inhalt aller ſeiner Predigten war Controvers gegen die neuen Socinianer.

Man nehme jetzo alles zuſammen, was ich bisher geſagt habe, ſo wird der Schluß richtig dieſer ſeyn: daß das Philanthropin ohne ein Wunderwerk nicht beſtehen konnte.

Hiezu kam noch der Mangel an Kredit. Hr. Bahrdt hatte in einer Zeit von einem Jahr ohngefähr ſo viel zuſammengeborgt, daß er bis über die Ohren in Schulden ſtak. Die Kreditoren kamen endlich und wollten bezahlet ſeyn, aber da war an keine Zahlung zu gedenken. Der Graf hatte zwar anfangs Geld vorgeſchoſſen, aber nachher verſagte er ſeine Unterſtützung. Nun wurde Bahrdt von ſeinen Gläubigern kujonirt, daß er hätte Blut ſchwitzen mögen, und obendrein mußte er Sachen haben, ſeine Nothwendigkeiten auf dem Inſtitut zu beſtreiten. Niemand wollte mehr Vorſchuß geben. Niemand wollte Kredit machen. Da war Holland in Noth!

Ein Palliativ machte die Sache in etwas wieder gut, und dieſes Palliativ war die ökonomiſche Geſellſchaft, von welcher Hr. Bahrdt S. 187. ff. hinlänglich Nachricht giebt. Durch dieſe Geſellſchaft, beſonders durch Hrn. Schellenberg in Frankfurt am Main, erhielt das Inſtitut wieder neuen Kredit, und konnte noch weiter fortathmen, aber die Mitglieder der Geſellſchaft waren die Männer nicht, welche ſich zu einem Unternehmen dieſer Art ſchickten. Sie waren nicht reich; und wenigſtens hatten zwei davon, nämlich der Stadtſchreiber **Koch** und der Gaſthalter, auch Poſtmeiſter und Pfennigskrämer **Specht** in Dürkheim, nicht die Abſicht, dem Philanthropin aufzuhelfen, ſondern ſich ſelbſt zu bereichern. Der einzige Schellenberg mag es ehrlich gemeint haben, aber eben deßwegen, weil er es ehrlich meinte, litte er anſehnlichern Schaden, und hat noch bis dieſe Stunde derbe Summen an Hr. Bahrdt zu fordern.

Drei=

Dreizehnter Brief.

Die ökonomiſche Geſellſchaft konnte dem Philanthropin nicht wieder aufhelfen; es war einmal gefallen, hatte ſein Anſehen verlohren, Hr. Bahrdt war als ein Windmacher bekannt worden, und alſo war in der Pfalz für das Heil des Inſtituts wenig zu thun.

Da faßte Hr. Bahrdt einen Anſchlag à la Donquixote: er beſchloß nach Holland und England zu gehen, und da Zöglinge und Geld für ſein Philantropin zu ſuchen. Von S. 198. geht die Beſchreibung dieſer Expedition, welche er: **heldenmüthige Abfarth** betittelt, an. Ich habe ihn nicht begleitet, weiß alſo nicht, in wie fern das, was er erzählt, wahr iſt, und muß mich daher begnügen, über einzelne Paſſagen dieſer Erzählung Anmerkungen zu machen. Aller Orten leuchtet der Geiſt des Leichtſinns und der Flatterhaftigkeit, wie auch der lieben Gourmandiſe, dieſer vom Hr. Doktor ſo ſehr angebeteten Göttin, durch.

S. 207. trifft Hr. Bahrdt in Frankfurt einen Juden an, welcher ihm ein neues Kleid machen läßt, und 100 Gulden, nebſt einem Ring von Werth mit auf die Reiſe giebt. Der Jud ſoll Löw Bar (Bär) Iſak geheißen haben. Sollte das der geweſene Heſſendarmſtädtiſche Hofagent Löw Jſak geweſen ſeyn? Wenn ers war, ſo dienet folgende Anekdote zu ſeiner Geſchichte.

Als der Kaiſer **Karl** VII. in Frankfurt ſich aufhalten mußte, nachdem die Oeſterreicher ſeine Länder weggenommen hatten, ſo mußte Jſak ihm oft Geld vorſtrecken. Der Jude ſagte dem Kaiſer, er wolle ihm für jeden auf Pergament geſchriebenen Adelbrief 200 Gulden bezahlen. Jn den Adelbriefen ſollte Platz für die Namen gelaſſen werden, welche hernach ausgefüllt werden könnten, wenn Jemand einen Adelsbrief beym Juden verlangte. Der Kaiſer, welcher Geld brauchte, ging den Vorſchlag ein, und verhandelte eine Menge Adelsbriefe, welche alle vom Kaiſer unterſchrieben, und mit dem Reichsinſiegel verſehen waren, an den Juden Löw Jſak, der ſie dann weiter verhandelte. So ſind viele Nobilitäten durch einen Juden entſtanden.

Die philoſophiſchen Schlüſſe, welche S. 218. und 219 vorkommen, verdienen keine Widerlegung.

Nach S. 222. war Hr. Bahrdt in Maynz, wo ein Kanonikus Rediger zu ihm kam, und ihn ermahnte katholiſch zu werden, wofür er ihm eine Präbende von 5000 Gulden jährlich verſprach. Das iſt lächerlich! die Präbenden von 5000 Gulden ſind ſehr ſelten, und werden in Maynz einem Konvertiten gewiß nicht ertheilt. Jn Maynz weiß man auch, was das Geld gilt, welches dorten ohnehin nicht auf der Gaſſe liegt. Der Doktor ſollte ſich ſchämen, ſo offenbare Unwahrſcheinlichkeiten herzubringen. Niemand, als ein Unwiſſender, kann ſolches Zeug glauben? Und dennoch füllt er mit der Geſchichte ganze vierzehn Seiten. Hätte er das Papier doch lieber mit philanthropiniſchen Geſchichtchen gefüllt! – Aber er fand da Gelegenheit ſich ſelbſt Weihrauch zu ſtreuen, indem er ſich von dem Meiſter Rediger unbändig loben läßt: er heißt da S. 266. ein Mann von ungeheurer Reputation, der ſo intereſſant iſt, deſſen Name in den entfernteſten Gegenden genannt wird, auf welchen das ganze Publikum aufmerkſam iſt. S. 227. beſter vortreflicher Mann. S. 229. ſoll des Kurfürſten Wapen vor ſeiner Thüre ſtehen. So kann ſich der Mann ſelbſt loben!

Ich kenne in Maynz nur einen, der fähig wär, dem Doktor ſolchen Wind vorzumachen. Dieſer Menſch heißt Brandenburger und iſt der abgefeimteſte Betrüger auf Gottes Erdboden; der ärgſte Hurenſpediteur in Maynz, der ſich für allerley ausgiebt, bald für einen Kanonikus, bald für einen Kaufmann, bald für ſonſt was. Sollte Hr. Bahrdt an dieſen S . . . : etwan gerathen ſeyn? Wenn die ganze Sache keine Lüge iſt, ſo wird wohl der ſchuftige Brandenburger der Kanonikus geweſen ſeyn, der dem Doktor die 5000 Guldenpräbende anbot!!!

Die Reiſe von Maynz nach Amſterdamm mögen die Liebhaber der Bahrdtiſchen Geſchichte bey ihm ſelbſt von S. 237. bis 266. ſuchen. Ich kann mich dabey nicht aufhalten.

In Amſterdamm beſuchte Bahrdt den Kaufmann Trieſt, den er hernach ſo ſchlecht behandelte, und hinterging, wie man in der oben ſchon angeführten Schrift mit mehrern ſehen kann.

Die Beſchreibung der S. 277. von den Pikbidorchen iſt ekelhaft.

An der Geſellſchaft der Philoſophen, von welcher S. 181. Nachricht gegeben wird, mag eben nicht viel geweſen ſeyn, wie man aus der Anrede des alten la Fontaine ſieht: „Mein Hr. Bahrdt! ſagen Sie uns, giebts bey Ihnen noch – die eine Dreinigkeit glauben?“ – Unrecht iſt es übrigens, daß er gerade hinſagt, der junge Herr Schultens ſey ein Mitglied dieſes philoſophiſchen Klubbs geweſen. Solche Aeuſſerungen können ehrlichen Männern in einem ſo orthodoxen Lande als Holland iſt, Verdruß machen.

Nach S. 294. beſucht Hr. Bahrdt den groſſen Orientaliſten Schultens in Leiden. Endlich kam ihr Geſpräch auf den Ritter Michaelis in Göttingen, „und bei dieſem Gegenſtand gerieth er erſt „in volles Feuer. Die ganze Kraft ſeines Witzes „wurde erſchöpft, den göttinger Monopoliſten als „den erſten Windbeutel mir vorzuſtellen, und als „einen Mann der gar nicht ſagen ſollte, daß er „Arabiſch verſtünde, der vom Arabiſchen nicht viel „mehr wiſſe, als ein Tertianer von der Sprache

„der alten Römer.“ – Sollte der groſse Schultens ſo kindiſch deklamirt haben? Schultens der ſogar in öffentlichen Schriften die Verdienſte Michaelis anerkennt und ihm manchen Aufſchluß, auch im Arabiſchen verdankt! Nimmermehr! Herr Bahrdt hat unrecht, ein des ehrwürdigen Schultens ſo unwürdiges Galimathias dem groſsen Manne in den Mund zu legen. Aber den Todten kann man leicht was nachlügen. – Wer nur etwas von orientaliſchen Sprachen gelernt hat, muß die groſsen Verdienſte des Ritters um dieſes Fach der Gelehrſamkeit anerkennen: er war einer der erſten, der dieſes Studium in Deutſchland hervorbrachte, und der viele würdige Schüler gefunden hat. Was Erneſti für die lateiniſche Philologie geleiſtet hat, das hat gewiß Michaelis, und noch weit mehr, für die Orientaliſche geleiſtet. Aber freilich muß man ſelbſt etwas mehr von orientaliſcher Litteratur haben, als Herr Bahrdt beſitzt, um von dieſen Dingen richtig urtheilen zu können. Hr. Bahrdt rühmt aller Orten in ſeiner Biographie ſeine Kenntniſſe in dieſem Fach: wer aber ſehen will, wie weit ſich dieſe ſo hoch gerühmten Weisheiten erſtrecken, mag nur ſeinen Malachias nachſehn, wo man ſogar derbe Schnitzer gegen die hebräiſche Grammatik und einen wahren Quintaner – nicht einmal einen Tertianer – im Arabiſchen antrifft. – Uebrigens ſchreibt ſich der Tadel des Ritters aus einer Privatfeindſchaft her, welche ich hier nicht weiter unterſuchen will.

S. 296. ſteht folgendes: „Ganz Rotterdamm roch nach Orthodoxie. Es ſchien als wenn die Beſcheler der Glaubensheerde da eingeſtallt wären.“ Wenn doch nur Hr. Bahrdt recht orthodox wäre, der ſollte ein derber Beſcheler der Glaubensheerde werden! Ha, ha!

S. 289. ſehen ihn einige Juden für einen Juden an, und beehrten ihn mit der Frage: Sie ſind ja wohl auch 'n Jud? Ich weiß nicht, ſetzt er hinzu, ob mein Geſicht, oder nur meine Perücke ſie in dieſe Vermuthung geſetzt hatte? „Beides wohl, Domine Doctor!“ Man ſehe die Pottiſche Lebensbeſchreibung des D. Bahrdt gleich zu Anfange.

In London war des Doktors erſte Sorge wie billig für Eſſen und Trinken, welches er denn auch nach ſeiner Mode, weitläuftig und bis zum Ekel beſchreibt v. S. 319-325. Er aß gewöhnlich im **Türkenkopf**, der ſich aber nach S. 324. zu Forſters Tafel verhielt, wie eine alte Jungfer zu einem blühenden Mädchen, wie Seeburger zum Rheinwein. Wegen des Worts Seeburger war ich in Verlegenheit, weil ichs nicht verſtund, bis mir ein Freund, der in Halle geweſen war, ſagte: Seeburg ſey ein elendes Dorf ohnweit Halle, wo eine Brühe, die man Wein heißt, wächſt. Herr Bahrdt ſollte verſtändlicher ſchreiben: wie wenn einer ſagte: das iſt ein Unterſchied, wie zwiſchen Udenheimer Brühe und Nierſteiner!

S. 328. ſuchte Hr. Bahrdt den D. Harwood. Als er aber an ſein Haus kam, ſo ſagte eine alte Frau zu ihm: „Ja der Spitzbube iſt fort. Er hat hier gewohnt, aber er iſt davon gelaufen.“ – Was einem hiebey einfallen kann, mag ſich der Leſer ſelbſt denken.

S. 329. und S. 323. proſtituirt er den ehrlichen Herrn Raſpe, ehemaligen Profeſſor in Kaſſel, der ihm doch nie was zu Leide gethan hat – O über den vortreflichen Moraliſten!

Von den engliſchen Freudenmädchen ſpricht er S. 243. alſo: „die engliſchen Freudenmädchen gefielen mir nicht in allem Betracht. Was mir gefiel, war ihre Sittſamkeit. Hr. Wendeborn rühmte mir ſie, und da ich an der Wahrheit zweifelte, beſchämte er meinen Unglauben durch Erfahrung. Sie müſſen es ſelbſt ſehen, wie weit auch die übrigens verächtliche Kreaturen in England ſich über die deutſche Plumpheit und Frechheit erheben. Wir gingen eines Abends mit einander aus, und – ich erſtaunte. – Nun erzählt er, daß Hr. Wendeborn ihn in Begleitung dreyer Nymphen dieſer Art in ein der Wolluſt gewidmetes Haus geführt habe, daß ſie da von brittiſcher Freiheit raiſonnirt, und Wein getrunken hätten. Es war alles ſo anſtändig, heiſt es S. 335. daß Paſtor Göze hätte ohne alles gegebene und genommene Aergerniß (ſollte der Doktor nicht wiſſen, was die Theologen mit dieſen Worten haben wollen? – hier wenigſtens ſind ſie ſehr unrecht angebracht,) – dabey ſitzen können. Wendeborn ſchenkte ein. Wendeborn bezahlte zwei Schillinge." Nun bitte ich meine Leſer, was hier der Doktor raiſonnirt, zu überlegen. Er ſagt: daß Hr. Wendeborn ſein beſter Freund in London, der einzige nach S. 330. der ſich mit Wärme für ſein Inſtitut verwendet, deſſen Empfehlungen er alle Zöglinge, die er in London fand, verdankte; daß dieſer Mann, der damals Prediger war, ihn, den Hrn. D. Bahrdt ins Bordel begleitet, und ihn mit den Comment der Londonſchen Gaſſennymphen bekannt gemacht habe. Welcher Mann von Ehrgefühl muß hier nicht unwillig werden, und bey dem Doktor, wäre ſein allgeſchwätziges Maul und ſein Leichtſinn, mit dem er lügen kann, nicht ſo allgemein bekannt, den höchſten Grad von Niederträchtigkeit vermuthen?

Es ſey mir hier erlaubt eine Anmerkung zu machen. Ich habe bisher allerley erzählt, das dem Doktor keine Ehre machen kann; ich vermuthe auch, daß meine Blätter das Licht ſehen ſollen. Aber habe ich Unrecht, die Wahrheit von einem Manne zu ſagen, der alles, was er weiß – ich will einmal annehmen, die Londonſche Bordelgeſchichte ſey wahr – ſollte er auch ſeinen beſten Freunden Schaden thun, in die Welt hineinſchreibt? – Bey meinen Nachrichten berufe ich mich nicht wie Hr. Bahrdt thut, auf mein gutes Gewiſſen – denn das kann jeder H . . . . . ſondern auf das Zeugniß ſolcher Perſonen, die noch leben, und die ſagen können, ob ich Wahrheit geſagt oder gelogen habe. – Hr. Wendeborn hat übrigens in der Hamburger Zeitung ſich vertheidigt, hat den Doktor Lügen geſtraft, und dieſer hat ſich in der halliſchen Zeitung ſo elend vertheidigt, daß man wohl ſieht, ſein Begriff von Schande beziehe ſich nur auf Strafen, und öffentliche Ahndung. – Ueber den Moraliſten!!

Nach S. 346. läßt er ſich in ein Bordel führen, wo er für den bloßen Anblick von acht bis zehn nackenden Mädchen eine halbe Guinee zahlen muß! Wer den Doktor kennt, wird gewiß fragen, ob er denn in den Strambäuſern, wohin er ging, die Mädchen unberührt gelaſſen habe? und wer den Doktor kennt, wird antworten, daß dieſes beynahe unglaublich ſey. In Frankfurt auf der Allee, und bey Madam Agrikola war er nicht ſo enthaltſam.

Daß die vornehmen Leute in England häufig Tabak kauen, wie S. 360. berichtet wird, iſt nicht wahr. Das thun nur Leute die ſich dieſe Unfläterey auf der See zur Gewohnheit gemacht haben, und der Pöbel.

S. 364. kommt was recht artiges vor. Der Prinz Louis von Heſſendarmſtadt, welcher ſelbſt Maurer iſt, hatte den Doktor an Herrn Heſſeltein, den Sekretär der Londner Loge empfohlen. Bahrdt übergab den Brief dem Hrn. Heſſeltein, dieſer ſagte mit Lächeln: „der Prinz hat große Projekte. Ja, ja, wenn die Millionen ſo leicht zu erlangen wären, wie man ſie ausſpricht.“ – „Er las weiter: –

„Ei, ei, das ſind windige Sachen! – Luftſchlöſſer! – Nun der Prinz meints recht gut.“ Mußte denn Hr. Bahrdt – ich ſetze bey dergleichen Sachen immer voraus, daß es wahr iſt, was der Doktor erzählt, ſo viel Gründe ich ſonſt habe, ſehr vieles für Wind zu halten – ſolche Dinge in ſeine Biographie ſchreiben, und einen Prinzen konpromittiren, der es doch gut mit ihm meinte? Eine Warnung für die, welche unſerm Doktor künftig Empfehlungsſchreiben geben wollen.

S. 362. und 363. kommen Stellen vor, die den Hrn. Freymaurern gewiß nicht gefallen werden. Ich enthalte mich aller Anmerkungen darüber.

Hr. Bahrdt kehrte im Frühling 1778. wieder nach Deutſchland zurück, wohin er dreizehn Zöglinge, vier Engländer und neun Holländer mitbrachte. Aller Orten, wo er hinkam, zog er triumphirend ein, und fand bey ſeiner Zuhauſekunft – alles verdorben.

Vierzehnter Brief.

Die Klage des Hrn. v. **Scheben** hatte am Reichshofrath ſo viel bewirkt, daß dieſes uſurpirende Reichsgericht, den Doktor von allen ſeinen Aemtern ſuspendirte, und ſchlechterdings verlangte, daß er revociren, oder die Gränzen des R. Reichs meiden ſolte.

Daß der Reichshofrath höchſt ungerecht in dieſer Sache, und höchſt übereilt verfahren hat, ſieht man ein, ohne groſe Kenntniß des deutſchen Staatsrechts. Aber die proteſtantiſchen Stände ſind ſelbſt Schuld daran, daß ſich der Reichshofrath in Sachen miſcht, die ihn gar nichts angehen. Als vor ungefähr funfzig Jahren der ehrliche **Lorenz Schmidt** ſeine Ueberſetzung des alten Teſtaments anfing herauszugeben, verklagten ſelbſt Proteſtanten dieſen Mann beym Reichshofrath, und dieſer, der jede Gelegenheit ſo gierig ergreifft, ſich in fremde Dinge zu miſchen, verdammte den gelehrten Interpreten. In der Bahrdtiſchen Sache gings eben ſo. Dieſer wurde ohne Verhör ohne Prozeß geradehin gezwungen, entweder zu widerrufen, oder aus den Gränzen des Reichs – das heißt aus den Gränzen ſolcher Fürſten zu weichen, welche ſich vor dem uſurpirenden Tribunal fürchten müſſen, wohin denn freilich der Graf von Leiningen gehörte. Der

Ausſpruch des Reichshofraths wurde von jedem gemißbilligt, und doch vollzogen.

Herr Bahrdt war wirklich in einer ſehr traurigen Lage. Sollte er widerrufen, ſo machte er ſich zum Gelächter, widerrief er nicht, ſo brachte man ihn mit Gewalt auf die Gränzen. Er entſchloß ſich alſo nach den preußiſchen Staaten zu reiſen, wo man ihm Schutz verſprochen hatte.

Wir wollen ihn reiſen laſſen, und das Philanthropin noch ein wenig anſehen.

Die meiſten Lehrer waren fort, als Herr Bahrdt abging: die Zöglinge wurden weggeholt; denn die Aeltern wollten lieber ihr Geld, das ſie pränumerirt hatten, verlieren, als ihre Kinder in der Gefahr laſſen. Hr. Bahrdt zog nun ab, und Hr. Rühl übernahm das Inſtitut, aber es war da kein Mittel mehr zur Wiederherſtellung. Die wenigen Eleven welche blieben, gingen auch weg, und das ganze Luftſchloß – hatte ein Ende. Schellenberg, einer von den Gliedern der ökonomiſchen Geſellſchaft, kratzte ſich hintern Ohren, daß er ſich mit dieſem Inſtitut eingelaſſen und vieles Geld verlohren hatte. Die übrigen Schuldner kamen zu Haufen, und verlangten Zahlung, erhielten aber nichts: denn wies im Sprüchwort heißt, wo nichts iſt, verliert ſogar der Kaiſer ſein Recht.

Ich kann auch nicht einmal recht ſagen, wohin Hrn. Bahrdts Effekten, welche er zurück ließ, gekommen ſind. Ich glaube, die ökonomiſche Geſellſchaft hat ſie, wie alles andre, was dem Inſtitut zuſtändig war, an ſich genommen. Ueber den kläglichen Verfall des Philanthropins zuckten Bahrdts Freunde die Achſeln, und ſeine Feinde jauchzten. Das iſt ſo der Welt Lauf! Nach der Zeit ſtund das Schloß in Heidesheim lange ledig, wies aber jetzo da ausſieht, weiß ich nicht. Der Fürſt von Leiningen Dachsburg hat ſeinen Proceß gegen ſeine Vettern, die ſogenannten Linanges d'Italie endlich verlohren, und hat die beiden Grafſchaften Gundersblum und Heidesheim herausgeben müſſen. Vielleicht wohnt einer dieſer Grafen in Heidesheim. Der Wirth auf dem geweſenen philanthropiniſchen Gaſthof iſt verarmt. Die Herren Geiger und Reinhold ſind Pfarrer geworden, und ſchämen ſich, ehemals philanthropiniſche Profeſſoren geweſen zu ſeyn.

Nun wieder auf unſern Doktor! – Der Fürſt ſchenkte ihm noch 400 Gulden, und nicht 400 Thaler, wie es S. 405. heißt, auf die Reiſe, und war froh, daß er eines Mannes los wurde, der ihm ſo viel Unruhe und Unehre gemacht hatte. Ich glaube, wenn der Fürſt ſich des Hrn. Bahrdts angenommen, und ſeinetwegen eine Appellation an den Kaiſer eingereicht hätte, der Doktor hätte können erhalten werden: aber der Fürſt war ſeiner herzlich müde, und freute ſich, daß der Reichshofrath das that, was er ſelbſt über lang oder kurz hätte thun müſſen. Denn es kamen wirklich die Dürkheimer klagend ein, daß Hr. Bahrdt in puncto ſexti Ausſchweifungen gemacht hatte, und forderten ſeine Abſetzung.

Ich weiß nicht, wie einige dem Doktor nach S. 389. konnten bange machen, daß man ihn auf der Reiſe, wo er überall durch katholiſche Länder mußte, (iſt mit des Hrn. Doktors Erlaubniß nicht wahr, von Oppenheim an, biß nach Halle braucht man, wenn man ſonſt nicht will, keinen Fuß in ein katholiſches Land zu ſetzen: der Doktor iſt ein ſchlechter Geograph.) heimlich aufkapern, und in ein Kloſter einmauren könnte? Wer ſollte ihn denn aufkapern und einſperren? – Die Katholiken ſcheren ſich viel um einen Proteſtanten, er glaube und lehre was er will, und wenn er gar keinen Gott glaubte. Oder hatte der Doktor ſich vielleicht mit Katholiken zu tief eingelaſſen? War er vielleicht gar katholiſch geworden? Gehörte er vielleicht zu den Kryptojeſuiten? – Wenn keine von dieſen Fragen darf bejahet werden, ſo hat manches S. 389. ganz und gar keinen Sinn.

Der übereilteſte Schritt, den H[illegible] Bahrdt damals thun konnte, war die Bekanntmachung ſeines Glaubensbekenntniſſes. Wenn Hr. Bahrdt nicht ſo ſehr bedrängt geweſen wäre, ſo müßte man das Ding für das Produkt eines ſehr ſchwachen Geiſtes halten: denn es hat weder Hände noch Füße, und ſtellt die Säze ſo unbeſtimmt dar, daß man ſich billig wundern muß, wie ein Mann von

Hrn. Bahrdts Eigenſchaften ſein Syſtem in ſo langer Zeit nicht beſſer berichtigt habe. Herr Semler hat auf dieſes Glaubensbekänntniß geantwortet, und eben mit der Antwort keine Ehre eingelegt. Wo nämlich keine Frage iſt, kann man auch keine Antwort geben. Ob Hr. Teller der Einzige Herausgeber des Glaubensbekänntniſſes iſt, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Man hat mir die Sache anders erzählt, als es S. 395. geſchehen iſt: aber der Doktor wird ja doch von dem ſo nahen und noch lebenden Teller keine Unwahrheit auftiſchen.

Seite 398. berichtet der Doktor eine Unwahrheit: nämlich ſein Inſtitut ſey auf 11000 Gulden geſchätzt worden, nach einer Taxe, die er noch – alſo noch in Halle! – beſitze. Das ganze Inſtitut mit allem was dazu gehörte – dazu gehört aber doch das Schloß nicht, die Kleider, Uhren der Bewohner auch nicht – war keine 1100 Gulden werth, geſchweige denn 11000. Wenn das Ding ſo viel werth war, wenn nach Befriedigung der Kreditoren noch was übrig bleiben mußte, ſo konnte ja Hr. Bahrdt mit der ökonomiſchen Geſellſchaft überein kommen, wie die Sache ſollte gemacht werden, daß die Kreditoren bezahlt, und Hrn. Bahrdt der Reſt zurückgegeben würde. Wahrlich, wenn Bahrdt noch einen Kreuzer in der Pfalz, es ſey an wen es wolle, zu fordern hat, ſo melde er ſich, und beweiſe ſeine Forderung; ich kenne Leute die ihn befriedigen werden. Aber das kann er in Ewigkeit nicht; er ging aus der Pfalz, wie D. Harwood aus London.

Wenn Hr. Bahrdt ſich vor Arreſt nicht fürchtete, ſo konnte er am hellen Tage abfahren: niemand hielt ihn auf, niemand konnte ihm Schaden thun. Dann hatte er wahre Ehre davon. Er konnte hintreten und ſagen: „ich muß das Reich meiden, weil es mein Gewiſſen nicht zugiebt, daß ich gewiſſe Sätze, welche ich für wahr halte, widerrufe, und andre Sätze, die ich verlache, für meinen Glauben angebe. Nun gehe ich fort: ich bin niemanden nichts ſchuldig, habe niemanden beleidigt – alſo ſind wir, ich und die Pfälzer, geſchiedene Leute." – Aber das konnte er nicht, er hatte zu viele Schulden, und die vielen Schulden waren nicht alle auf honette Art gemacht worden. Daher ſkiſſirte er ſich, more transfugarum, bey Nacht und Nebel.

Man hat allerhand Erzählungen von der Flucht des Doktors gemacht, die ſich oft ſelbſt widerſprechen. Ich glaube, daß der Doktor die Wahrheit ſchreibt, bleibe alſo bey dem, was er ſagte, nur muß ich zur Aufklärung der Geſchäfte noch einiges zuſetzen.

Kaum war der Doktor fort, als Specht, Keßler von Alzey und noch einer, welche alle in Heidesheim beyſammen waren, Unrath merkten und vermutheten, er habe die Flucht ergriffen. Keßler ſetzte ſich zu Pferde und jagte nach. Als er nach Dienheim kam, ſo hörte er, daß Bahrdt daſelbſt eintreffen würde. Es war vorher beſtellt. Alſo ritte

Keßler nach Oppenheim zu dem würdigen Hrn. Regierungsrath Wueſt, einem Manne, der unter den pfälziſchen Oberamtsadminiſtratoren allen Vorzug verdient. Von dieſem forderte er geradehin, den Doktor Bahrdt zu arretiren, wenn er durch Oppenheim kommen würde. Allein der rechtſchaffene Mann ſchlug das Geſuch geradezu ab. „Wie kann ich, ſagte er, einen Mann aufhalten, den der Reichshofrath verfolgt, und aus dem Reiche treibt. — Er iſt uns aber ſchuldig; wir müſſen bezahlt ſeyn — Und wenn er ihnen ſchuldig iſt, ſo kann ich ihn doch nicht arretiren. Er wird ſich ja wohin ſetzen, dort wird ja auch Obrigkeit ſeyn, wo Sie ihn auf allen Fall können anklagen. — So ſprach der redliche Wueſt, und Keßler mußte abfahren. Aber der hielt ſich nicht lange auf, ſondern ſetzte ſich zu Gaul, und jakkerte (galoppirte) nach Alzey. Da reſidirte Signor Koch, jetzo von Koch, der große Mogul in jener Gegend genannt, ein ſteifer Egoiſt, der ſich allemal freut, wenn er jemand kränken kann. Dieſen Koch bat Keßler um einen Verhaftsbefehl auf den Doktor Bahrdt, wenn er in Dienheim ankommen würde. Dienheim muß man wiſſen, gehört zum Oberamt Alzey, und Koch gab alſobald ſchriftlichen Befehl, den Doktor Bahrdt in Dienheim zu arretiren, und wenn er nicht zahlen würde, nach Alzey auf das Schloß zu bringen. Das war ein Befehl, Kochs würdig.

Herr Bahrdt kam in Dienheim an, wo er 400 Gulden, welche ihm der Fürſt ſchenkte, in

Empfang nahm. Der Wirth, Herr Müller, Chauſſee-Inſpektor des Oberamts Alzey, ein ſeiner S. . . . ., den Hr. Bahrdt nach S. 404. als ſeinen Freund kannte, wunderte ſich, den Doktor ſo frühe bey ſich zu ſehen. Dieſer aber gab wichtige Geſchäfte vor, lies Frühſtück bringen, und machte ſich, nach ſeiner leichtſinnigen Gemüthsart, luſtig. Das dauerte lange. Wäre der Doktor gleich abgefahren, ſo hätte ihn das Kochſche Mandat nicht erreichen können. Aber ſo blieb er ſitzen, und verdarb die Zeit mit Trinken, Rauchen u. ſ. w. Er ſchreibt zwar Theil 4. S. 3. ſeine Frau und Kinder ſeien im Wagen ſitzen geblieben. Dieſes ſchickt ſich nicht recht zu meiner Erzählung: aber Herr Bahrdt nimmt es nicht ſo genau. – Nach einiger Zeit kam Keßler mit dem Befehl, daß einige Dienheimer Bauern Hrn. Bahrdt bewachen ſollten. Das geſchah. – Der Wirth Müller mochte von der Sache vorher nicht unterrichtet ſeyn, denn er lies es auf des Doktors Bitten ſogleich an den Pfarrer **Georgi** in Oppenheim melden, der dann alſobald kam, und Anſtalten zur Befreiung machte.

Georgi lief zurück nach Oppenheim, und erzählte den Vorfall einem Freunde, welcher ſich ſogleich zum Regierungsrath Wueſt begab, und da anfragte, was man wohl thun könnte, den flüchtigen Doktor von ſeinem Arreſt zu erlöſen. Herr Wueſt, der ſich ärgerte, daß ſeine eigne gute Meinung nicht, wie er wollte, in Erfüllung gegangen war, beſann ſich einen Augenblick, dann lies er den Amtsreuter holen, und inſtruirte ihn, Müllern zu ſagen, er könnte den D. Bahrdt abreiſen laſſen, er ſollte es nur ſo heimlich ankarten, als es möglich wäre, und ſich überhaupt nicht fürchten. Die Sache habe nichts zu bedeuten, es ſey eine Kleinigkeit, er der Herr Wueſt, würde ſchon in Alzey es ſo inkaminiren, daß der Herr von Koch keine weitere Nachfrage halten ſollte. Auf dieſes Verſprechen – der würdige Wueſt ſchrieb in dem Augenblick nach Alzey an Koch, und berichtete ihm, D. Bahrdt wäre fort – dann lies Müller den Doktor reiſen.

S. 8. meldet Hr. Bahrdt, er habe Müllern 100 Gulden für den Geheimenrath Koch geben müſſen. Hr. von Koch, den ich übrigens in keinem Fall entſchuldigen, noch den Verdacht der Beſtechung von ihm nehmen will, hat zuverläſſig keinen Pfennig erhalten. Aber Herr Müller, und der Amtsreuter von Oppenheim, zwey abgefeimte S....n, mögen wohl den Doktor um das Geld geprellt haben.

Der Pfarrer von Oppenheim, Georgi, jezo Pfarrer in Schornsheim, welche Pfarre er ſich geauft hat, ſaß auf dem Bock beym Poſtillon, und uhr ſo durch Oppenheim. Daher bekam er nacher den Beynamen, Kutſcher des D. Bahrdt.

Nun muß ich, ehe ich weiter gehe, Herrn Bahrdt widerlegen, welcher S. 46. – ich citire von nun an immer den vierten Theil – ein Brief von einem Freunde einrückt, worinnen dem Hofrath Rühl die Gefangennehmung Schuld gegeben wird.

Erſtlich ſcheint der ganze Brief erdichtet zu ſeyn, wenigſtens ſo, wie er hier ſteht, iſt er nicht aus der Pfalz gekommen. Denn als das Manuſkript der Biographie in der Druckerey bey Hrn. Franke in Halle war, ſo waren ſo viel Veränderungen in dieſem Briefe gemacht, daß man leicht ſehen konnte, daß er nicht abgeſchrieben war.

Für das andre iſt der Inhalt ungegründet. Rühl – welcher in dem Brief **ein Schurke in allem Betracht, ein Böſewicht, ein elender Bube, der erſte Schuft in Europa** genennt wird – Rühl ſoll die Gefangennehmung des Doktors veranſtaltet haben. Das kann nicht ſeyn. Rühl war froh, daß Bahrdt ging. Weßwegen hätte er ihn ſollen laſſen arretiren? Vielleicht um ihn, wie er ſagt, auszuplündern? – Das wird man nicht denken können, wenn man Hrn. Bahrdt glaubt, daß er nicht mehr als 8 Gulden von Heidesheim mitgenommen habe, wie er am Ende des dritten Theils meldet. Rühl wußte, das Bahrdt nichts hatte, daher bewog er den Grafen, ihm noch 400 Gulden zu ſchenken, damit er nur reiſen konnte. Rühl iſt unſchuldig an der Bahrdtiſchen Gefangennehmung. Wir wiſſen, wer ihn wollte ſetzen laſſen, Hr. Keßler und Freund Specht, die noch derbe Forderungen an den Doktor hatten; dieſe wollten ihn halten: denn ſie vermuthemukheten, er habe die Kaſſe des Philanthropins beſtohlen. Wäre Hr. Bahrdt arretirt worden, es würde ihm trübſelig ergangen ſeyn, denn Hr. von D. . . im Mannheim hätte alles dran gewagt, nicht aus Betrieb der katholiſchen Parthey, von welcher der Briefſteller S. 46. radotirt, ſondern aus andern hier nicht zu erklärenden Urſachen, dem Hrn. Doktor ein Quartier anzuweiſen. Das Maul hat dem Doktor ſchon ſo oft geſchadet, und würde ihm gewiß in der Pfalz ein längeres und weniger bequemes Loſement verſchaft haben, als er in Magdeburg gehabt hat. Nicht in einem Kloſter, ſondern – –! S. 50. ff. kommen bittere Klagen über Ungerechtigkeiten vor, die Rühl dem Doktor ſoll angethan haben: er beklagt ſich, daß man ihm von ſeinem Vermögen nichts herausgegeben habe u. ſ. w. – Aber konnte denn Hr. Bahrdt, der, wie jederman in der Pfalz weis, viele tauſend Gulden Schulden hinterlies, noch etwas zurückfordern, da ſein Vermögen nicht hinreichte, die Kreditoren zu kontendiren? – Ich will nichts weiter hierüber ſagen, als dieſes: ein Mann, der enorme Schulden hinterläſt, der bey Kontrahirung der Schulden dolo malo nicht ſelten zu Werke ging, deſſen Effekten verkauft wurden, und ſo wenig betrugen, daß man kaum den zehnten Theil der Schulden bezahlen konnte, ſo wenig, daß die, welche die Effekten verkauften, nicht einmal ſich ſelbſt von der erlößten Summe konnten bezahlt machen, dieſer Mann darf nicht über Ungerechtigkeit klagen, wenn man ihm nichts heraus giebt!

„S. 55. ſagt Hr. Bahrdt, daß er noch einen Brief beſitze, worinnen ihm ein Freund aus Dürkheim ſchrieb „man hat Ihre Polyglotte, Ihren Heſychius von Alberti, und andere Ihrer koſtbarſten Bücher in der Rühliſchen Bibliothek geſehen.“ – Aber ein andrer Freund hat mich verſichert, daß man die Polyglotte und den Heſychius von Alberti noch alle Tage auf Hrn. Bahrdts Weinberg ſehen könne. Geſetzt aber, Herr Rühl beſaß die Bücher, ſo muß er ſie von den Subhaſtatoren der Bahrdtiſchen Effekten gekauft haben: und iſt denn das ſo ſehr unrecht? Rühl dachte gewiß zu ſtolz, als daß er einen ſo niederträchtigen Streich hätte ſpielen, und Bahrdts Bücher ſich, ohne ſie zu bezahlen, zueignen ſollen.

Damals hätte es des Doktors Ehre erfordert, daß er ſich gegen gewiſſe in der Pfalz kurſirende Mährchen oder Erzählungen, ihn und ſeinen Karakter betreffend, rechtfertigte, und die Dinge, welche man ihm Schuld gab, widerlegte. Es wurden wirklich noch vor ſeinem Abſchiede ganz abſcheuliche Dinge von ihm erzählt, welche nicht nur unter der Würde eines Moraliſten und Philanthropiniſten, ſondern ſogar unter der Würde eines ehrlichen Bauers ſind. Dieſe Erzählungen konnte man aller Orten hören, und der Doktor hat ſie gewiß gewußt, niemals aber widerlegt. Er ſchrieb eine Apologie der Vernunft gegen den D. Seiler; warum ſchrieb er nicht vielmehr ſeine eigne Apologie, und vertheidigte ſich gegen Vorwürfe, welche kein ehrlicher Mann auf ſich darf ſitzen laſſen. Vielleicht fällt es einmal einem von denen ein, welche Herr Bahrdt ſo fleißig und ſo unverſchuldet gehudelt hat, ſeine Chronique ſcandaleuſe zu ſchreiben, und wie leicht ſollte es dieſem alsdann fallen, hundert und mehrere wirklich infamirende Anekdoten aus der Pfalz zu erhalten.

Ich habe den Doktor wirklich in meinen bisher geſchriebenen Briefen geſchont, habe nichts erzählt, was ich nicht geſehen hätte, oder was nicht notoriſch da bekannt wäre, wo es ſich zugetragen hat. Ich ſcheue keine Widerlegung, und noch weniger die Ausfälle, welche der Doktor ohne Zweifel auf meine Briefe, oder gar, wenn ich ihm bekannt werde, auf meine Perſon machen wird. Schimpft er mich – je nun, er hat ja große Männer in Menge an den Pranger geſtellt, gegen welche ich gar nicht in Betrachtung komme. Haben rechtſchaffene, verdiente Leute ſich müſſen vom D. Bahrdt hudeln laſſen, wie vielmehr werde ich es leiden können. Sollte er mich aber mit injuriöſen Pasquillen, oder mit gerichtlichen Klagen verfolgen wollen, ſo habe ich mich vorgenommen, die mir von ihm bekannten Anekdoten, worunter δεινα και φοβερα ſind, nach dem Alphabet zu rangiren, und dem Publikum bekannt zu machen. Und hiermit manum de tabula.

Der Herausgeber an die Leſer.

Soweit reichen die Briefe meines Pfälzerfreundes, über die Bahrdtiſche Biographie, welche ich dem Publikum unverändert mittheile, bis auf einen, worinnen mein Korreſpondent die Bahrdtiſche Eheſtandsgeſchichte beleuchtet hatte: denn dieſer Brief ſchien mir zu unvollſtändig zu ſeyn, und da ich wirklich beſſere Nachrichten von Halle aus erhielt, dieſen wichtigen Punkt betreffend, ſo ließ ich meines pfälziſchen Freundes Brief weg, worüber derſelbige nicht böſe werden wird. Von Halle aus erhielt ich folgende Nachrichten, welche eben ſo, wie die mir aus der Pfalz mitgetheilte, das Gepräge der Wahrheitsliebe und der Unpartheilichkeit führen.

Beleuchtung
des vierten Bandes
der
Bahrdtiſchen Lebensgeſchichte.

Wenn der Hr. Doktor Bahrdt in den erſten drei Bänden ſeiner Biographie nicht aufrichtiger zu Werke gegangen iſt, und nicht mit mehrerer Vollſtändigkeit ſeine Schickſale erzählt hat, als im vier-

ten,

ſen; ſo hat er das Publikum wirklich ſehr getäuſcht. Ich kenne ihn erſt ſeitdem er in Halle ſich aufhält, habe viel von ihm geſehen und gehört, was er da gemacht hat: nun ſuche ich das, was ich geſehen und gehört habe in ſeiner Biographie, und ſiehe da — finde es entweder gar nicht, ſo merkwürdig es ſonſt ſeyn mag, oder — finde was ganz anders, wenigſtens ſind manche Geſchichten ſo verſtellt, daß man ſie nicht mehr erkennen kann.

Ich lebe in Halle, und darf daher manches nicht berühren, was ich ſagen würde, wenn ich ſonſt wo lebte; nicht als ob ich mich vor Verfolgungen fürchtete — denn Hr. Bahrdt und alle ſeine erklärten und nicht erklärten Anhänger können mir nichts ſchaden — oder als wenn ich mich ſcheute die Wahrheit zu ſagen: ſondern blos aus dem ſimpeln Grunde, einige meiner Freunde nicht zu kompromittiren, und gewiſſe Hiſtorien nicht wieder rege zu machen, welche mit Recht als begraben und vergeſſen angeſehen werden. Vieles alſo übergehe ich bey der Beleuchtung des vierten Theils der Bahrdtiſchen Biographie: doch ſoll das was ich ſagen werde, hinlänglich zeugen, qua fide der Doktor in ſeinen Erzählungen zu Werke geht.

Herr Bahrdt kam den 28ſten May 1779 in Halle an. „In weniger als einer Stunde war es bis in die verborgenſten Winkel (Auch auf B . . . . . . W . . . . und zur F. . . . n?) gedrungen: der D. Bahrdt iſt angekommen!“ und allen, die es hörten, lief es kalt über den Leib, und machten † † †. Es war wahrhaftig als wen die Peſt eingetreten wäre." So ſpricht Hr. Bahrdt S. 18. aber ich verſichre meine Leſer, daß es keinem Hallenſer damals eingefallen iſt, ein Kreuz zu ſchlagen. Die Hallenſer kreuzigen ſonſt eben nicht überflüßig, ſie ſind der mancherley Auftritte gewohnt. 'S iſt ſo eine Schnurre vom Doktor!

Die ganze Beſchreibung S. 19. f. f. hat mir gar nicht gefallen: Herr Bahrdt ſpricht von Herr Eberhardt nicht ſo, wie ein ehrlicher Mann von einem ehrlichen Manne, der uns viel, recht viel Gutes gethan hat, ſprechen – muß. Ich laſſe mich hier über Hr. Eberhardt Denk- und Handlungsart gar nicht aus: er würde mir es auch wenig Dank wiſſen, wenn ich es thun wollte; er iſt wie Seneka ſpricht, ein Mann, qui juſte beneque factis, non gloriam ſuam, ſed animum ſuum intueri ſatagit.

Hr. Bahrdt hat, wie er ſelbſt hin und wieder geſteht, Geld genug empfangen, um nach ſeinem Stande leben zu können, und doch ſpricht er immer vom Hungerleiden. Iſt das nicht ſehr undankbar? – Er bekam doch, wie er ſelbſt S. 44. geſteht, jährlich 400 Thaler, welche er mit den Seinigen – er, ſeine Frau und drey kleine Kinder waren fünf Perſonen, wozu noch eine Magd kam – verzehren konnte, dabey aber ſehr kümmerlich leben mußte. Was hat ſich wohl der Doktor eingebildet,

det, als er nach Halle kam? – Etwa, daß man ſolche Anſtalten für ihn, zu ſeinem Empfange getroffen hätte, daß er Equipage halten, alle Tage Miernſteiner trinken, alle Monate einigemal nach Berlin reiſen, und da bey Madam Schuwlz oder Lindemann einſprechen, und ſich à la Rouſſeau divertiren könnte? – Mit 400 Thalern müſſen in Halle viele Familien leben, und klagen doch nicht. Aber ein Mann, der ſein Uebergewicht über andre Menſchen ſo ſehr als Hr. Bahrdt fühlt, muß freilich mit der gewöhnlichen Diät unzufrieden werden.

Auf den ſeligen D. Semler ſcheint Hr. Bahrdt recht erbittert zu ſeyn. Er proteſtirt zwar gegen allen Verdacht von Feindſeligkeit, aber wir finden in ſeinen Schriften ſo viel hämiſche und gaſſenmäßige Ausfälle auf den groſſen Mann, die den guten Doktor von dem Verdacht der Feindſchaft niemals frey machen werden. Im Ketzeralmanach hat er ſogar ein Stück aus dem abſcheulichen Sendſchreiben des Prof. Trapps an D. Semlern abdrucken laſſen, um nur den erbärmlichen Inhalt des Wiſches recht bekannt zu machen. Kurz, Bahrdt haßte Semlern von ganzem Herzen: aber er hatte vielleicht Gründe dazu? Wenn das alles ſo wahr wäre, was Hr. Bahrdt von ſeinem Verhältniſſe ſagt, worinnen er mit der theologiſchen Fakultät, und insbeſondere mit Hr. Semlern geſtanden hat, ſo möchte ſeine Feindſchaft noch können entſchuldiget werden. – Wir wollen zuſehen, wer bey der Fehde – denn dahin brach der Handel doch gewiſſermaßen aus – Schuld iſt, und wer hernach Urſache hatte, ſich zu beklagen.

Hr. Bahrdt ſchrieb von Heidesheim aus an Hrn. Semler, daß er ſich nach Halle flüchten würde; daß ihm der Reichshofrath aufgegeben, entweder zu revociren, oder wenn er das nicht wollte, die Gränzen des Reichs zu verlaſſen. Er gab dabey ſein Verlangen zu verſtehen – das erzählte mir Hr. Semler einſt ſelbſt im Garten, und Semlern iſt mehr fides zu haben, wenn er blos erzählt, als Bahrdten, wenn er ſeine Ausſagen mit 99 Eidſchwüren bekräftiget – nicht allein Kollegia zu leſen, ſondern auch durch Semlers Vorſprache eine Profeſſur zu erhalten. Da iſts denn nun ſchon nicht wahr, was er S. 57. meldet „er habe gerade eine Profeſſur für das impraktikabelſte gehalten. Vielleicht laſſen ſich dieſe Worte aber anders erklären. Semler wußte, in welcher Renommee Hr. Bahrdt in Deutſchland ſtand. Die Leipziger Geſchichte war ihm längſt bekannt, dazu waren noch andre Geſchichten gekommen, von Erfurt, Gießen, Marſchlinz, Heidesheim. Die kleinern und gröſſern, feinern und gröbern, öffentliche gedruckte Nachrichten von Hrn. Bahrdts Leben und Karakter waren in die Hände des D. Semlers gefallen, der nun freilich auf dergleichen Sachen neugierig geweſen iſt. Welche Vorſtellung mußte Semler ſich nun von dem Rufe machen, welchen Bahrdt bey dem gemeinen Publikum hatte? Docent wollte er in Halle werden, D. Bahrdt, welcher in ganz

Deutſchland nicht nur als ein Irrgläubiger, ſondern, was noch weit mehr iſt – an einem Lehrer nämlich gewiß – als ein Mann von ganz und gar verdorbenem moraliſchen Karakter bekannt war. Hr. Bahrdt wird doch wohl ſelbſt nicht leugnen, daß man ihn – ich will gerne zu geben, von Seiten ſeiner Feinde – als einen Wollüſtling, Spieler, Säufer und Zotenreißer, publik genug beſchrieben hat. Alſo ein ſo publik beſchriebner Mann flüchtet aus einem Lande, wo ihn freilich ein Reichshofrathskonkluſum drückt, wo ihn aber noch mehr ſein eignes Bild, eine Menge Schulden, und viel, viel mala fides verfolgt – in ein anderes, und ſucht in dieſem andern Lande auf einer berühmten Univerſität, als Docent angeſtellt zu werden.

Dieſe Gedanken formirte ſich Semler wirklich und wurde natürlich dadurch beunruhiget. Gerne wollte er, Hr. Bahrdt käme nicht nach Halle: denn ſeine eigne Ehre, und ich muß es ſagen, die Ehre der guten Sache, der freiern theologiſchen Denkungsart, welche damals noch, ſo zu ſagen im Aufkeimen war, mußte ſchlechterdings darunter leiden. Geſetzt nämlich, Bahrdt hätte ſeinen Wunſch, Docent zu werden, befriedigt geſehen, ſo hätte die ganze Welt geſprochen: ja da ſieht mans, D. Semler hat Bahrdten zur Profeſſur geholfen, weil er auch ſo ein Ketzer, ein Neologe iſt, wie er. Sonſt wollte Semler immer haben, man müſſe die Theologie von Formalien reinigen, müſſe frei raiſonniren, damit beſſere moraliſche Religion durch die vielen

Dogmen nicht verdrängt würde. Jetzt giebt er einem Manne Schutz, verhilft ihm zu einer Profeſſur, und dieſer Mann iſt nichts weniger als moraliſch. Es iſt alſo dem D. Semler blos um den Sturz der Kirchenreligion zu thun, nicht um moraliſche Aufklärung." – So hätte Jedermann, und vielleicht nicht mit Unrecht geſprochen, wenn Hr. Bahrdt wäre Profeſſor geworden, geſetzt auch D. Semler hätte ſich bey der ganzen Sache ganz leidend verhalten, denn das hätte man doch nicht geglaubt.

Der Schaden, der hieraus der Univerſität ſelbſt zufließen mußte, mußte allerdings ſehr beträchtlich ſeyn. – Ich will nicht folgern, aber man erinnere ſich nur, in welchem Rufe die halliſche Univerſität bey den Ausländern ſtund, als der G. Klotz darauf docirte. Ich ſage weiter nichts.

Als deßwegen Hr. Bahrdt nach Halle kam, ſo mußte Hr. Semler ihm ſeine Befremdung und ſeinen – wirklich gerechten Unwillen allerdings zu erkennen geben. Er hatte recht, ihm nach S. 22. B. 4. gerade heraus zu ſagen, daß es ſeine eigne (und der Univerſität) Ehre (und guter Name) erfordern, daß er gegen ihn ſchriebe. Daraus ergiebt ſich nun, warum Semler Bahrdten nicht beſuchte, worüber er S. 24. klagt; denn er durfte und konnte keinen Umgang mit einem Manne haben, dem er den Zugang zu einer Docentenſtelle, ſo viel an ihm war, ohne alle Feindſchaft, ohne

Brodneid, ohne Ketzermachereiſucht verſperren mußte. Es iſt falſch, daß der arme Bahrdt zu klein geworden war. S. 24. und daß er es nicht übers Herz bringen konnte, ihn mit einem momentlangen Beſuch zu ehren. Ich ſage, das iſt falſch: Semler verachtete gewiß keinen lebendigen Menſchen, auch den Schurken nicht, wenn er hoffen konnte, er könnte beſſer werden. Den D. Bahrdt ſchätzte er, daß weiß ich, und ehrte ſeine Kenntniſſe, die freilich gemehrt werden müſſen und beveſtiget, wie er ſich auszudrücken pflegte, noch mehr aber ſeinen Muth und ſein – Genie.

Ich will es nun gerne dem Doktor glauben, daß Hr. Semler, wie er S. 59. ſagt, die Haupturſache der Zerſtörung ſeiner Abſichten (Docent oder gar Profeſſor ordinarius in Halle zu werden) geweſen iſt. Er mußte es ja ſeyn, ohne jedoch Verfolger des Doktors zu werden. Man kann und muß oft ſich den Abſichten eines Menſchen opponiren, ohne geradezu der Verfolger deſſelben zu ſeyn. Das wird doch Hr. Bahrdt ſelbſt zugeben. Nun mußte Semler aus guten Gründen einen Schritt thun, welchen er ſich gewiß unter andern Umſtänden niemals würde erlaubt haben: oder vielmehr, er mußte mit der theologiſchen Fakultät nach ſeiner Pflicht communem cauſſam machen.

S. 59. berichtet Hr. Bahrdt, daß Hr. Knapp die Schritte der Fakultät mißbilligend anſah, und daß der ſel. Freilingshauſen, blos der nachgebende

Theil war, nämlich, bey der Gegenvorſtellung an den Miniſter. Herr Knapp war damals bloß Profeſſor extraordinarius, und hatte mit der Fakultät keine weitere Konnexion.

„**Weislich** heißt es 859. läßt auch Hr. Semler den erſten Bericht, der gegen mich gemacht wurde, nicht mit abdrucken, weil dieſer zu ſehr mit Dingen angefüllt war, welche die guten Männer von bloßen Hörenſagen hatten und nicht beweiſen konnten.“

Ey, das wäre, Herr Doktor? – Den erſten Bericht der Fakultät, worinnen gegen Herrn Bahrdts Anſtellung als Docent proteſtirt wurde bey Hr. v. Zedlitz, erklärt der zweite in der Vorrede zur Semleriſchen Biographie abgedruckte hinlänglich. Man weiß aus dieſem andern abgedruckten Stück hinlänglich, was von der Fakultät dem Doktor zur Laſt gelegt worden iſt. – **Die guten Männer hatten freylich das nur berichtet**, was ſie von Hörenſagen hatten. Aber ein Mann, der ein akademiſches Amt ſucht, muß ſich ſo aufführen, daß alles **Hörenſagen** ſeinen Namen nicht ſchwärzen und ſeine Sitten nicht verdächtig machen kann.

Hätte Hr. Bahrdt einen beſſern Namen gehabt (er ſagt: man habe doch in Halle Profeſſoren geduldet, S. 67. welche im Spiel, im Trunk, im Schuldenmachen, im Kareſſiren – – ſich den Vorwurf des Leichtſinns zugezogen haben, ohne daß das Beſte der Univerſität dabey gelitten hätte. Aber dieſe Profeſſoren waren einmal da, waren nicht ſo bekannt auswärts bey andern Leuten, wie Herr Bahrdt, hatten nicht ſo viel Einfluß auf die Univerſität und beſonders auf die Gemüther der jungen Studirenden, als zu vermuthen war, daß Herr Bahrdt ſich erwerben würde u. ſ. w.) Hätte alſo, ich muß nach der Digreſſion noch einmal von vorne anfangen, Hr. Bahrdt einen minder ſchlimmen Namen gehabt, ſo hätte ihm die Fakultät nicht ſchaden können: und wäre ſein Symbol noch nicht herausgeweſen, ſo würde ihn bey allem üblen Nachruhm nichts gehindert haben, von der damals wirklich guten wirkſamen Geſinnung des helldenkenden Zedlitz Gebrauch zu machen.

Aber ſo war ein Symbol von ihm da, in welchem er das Syſtem der lutheriſchen Kirche wunderbar mit theologiſchen Grillen und Privatmeinungen durchſpickt, und das elende Gemiſch – das wird er doch ſelbſt ſo nennen, wenn er quid diſtent aera lupinis weiß – als reines Lutherthum ausgiebt. – Dabey kommen noch andre Aeußerungen vor, daß viele tauſend ſo wie er, Hr. Bahrdt, dächten in der evangeliſchen Kirche wären, welche alle ſich Freyheit wünſchten, ihre Meynungen ſagen zu dürfen u. ſ. f.

Nach dieſem kann ich wohl alles übergehen, was man von S. 60. an findet.

S. 69. kommt es Hrn. Bahrdt merkwürdig vor, daß die halliſchen Profeſſoren – er nennt zwar nur

Herrn Semler – ihre Zuhörer von Beſuchung ſeiner gefährlichen Lehrſtunden (über Logik, Tacitus ꝛc.) abmanen wollen.

Allerdings müßte das mehr als ſpaniſch ſcheinen, wenn die theologiſche Fakultät die jungen Leute von Kollegiis über bloße Logik, Tacitus abmanen wollte. Aber man weiß ja, daß Hr. Bahrdt bey aller Gelegenheit, ſogar in Romanen, ſeine Meynungen über Theologie und Theologen, und Religionsmeinungen äußert. Dadurch werden dieſe Kollegia wirklich gefährlich, d. i. die jungen Leute lernen da ihrem Zweck gerade entgegen handeln, weßwegen ſie auf Univerſitäten geſchickt worden ſind. Da ſollen ſie zu chriſtlichen Lehrern und nicht zu **Freygeiſtern** und **Deiſten** vorbereitet werden.

Die Widerlegung des Bahrdtiſchen Glaubensbekenntniſſes, oder was es heißt, Beantwortung, iſt nichts anders, und ſollte nach der Abſicht des Verfaſſers nichts anders ſeyn, als eine Sammlung von Anmerkungen, welche der ſel. Semler damals bey den Bahrdtiſchen Sätzen für nothwendig hielt. Man leſe das Büchelchen ſelbſt und urtheile!

„Aber, heißt es S. 77. ich möchte doch den guten Semler fragen, was er denn von dem ſo anſtößigen Leben wiſſe, was ihn gegen mich zu agiren bewogen haben ſoll!“

Aus Hörenſagen kann das Leben eines Mannes, der im Publiko arbeiten will, und nur moraliſche Arbeiten, wie ein akademiſcher Docent, zunächſt verrichten kann, allerdings anſtößig genug machen. Hr. Bahrdt hat S. 79. eine ſehr üble Apologie ſeiner Unſträflichkeit und Heiligkeit angebracht. Man kann alles das, was er da fragt, nich thun, und doch ein ſehr anſtößiges Leben führen. Ich will nichts weiter hier ſagen.

S. 84. ſpricht er: Hr. Semler mache ihm den beſtimmten Vorwurf der Verſoffenheit. Semler hat Bahrdten nie Verſoffenheit vorgeworfen. Hier iſt die Stelle aus der Vorrede zur Semlerſchen Biographie S. 11. „dergleichen Ignoranz ſchenkte man wohl einem Manne, dem bey aller Einbildung auf pädagogiſche Herkulesarbeit, die Verſoffenheit in Mochels Urne öffentlich vorgehalten wird.“ – Wer hat denn nun die Verſoffenheit dem Doktor vorgeworfen? D. Semler! Nein der Verfaſſer von Mochels Urne, die Hr. Semler anführt. – Aber Semler wirft ſichtbar in der angeführten Stelle dem Doktor Windbeutelei vor, dieſe übergeht er weislich.

S. 82. ſoll Hr. Eberhardt in der theoretiſchen Philoſophie das Monopol gehabt haben! –

S. 96. lieſt man folgendes, wodurch Herr Bahrdt mit Gewalt theologiſche Kabalen wider ihn erzwingen will: „Man hatte geſehen, daß meine hebräiſche Grammatik beliebt und fleißig geſucht wurde. War es nun, daß man es dem lieben Gott verübelte, daß er mich noch immer nicht hätte verhungern laſſen, oder fürchtete man auch dieſe Vorleſungen für die Ehre der Univerſität oder die reine Lehre der Augſpurgiſchen Konfeſſion bedenklich; genug, man rieth einem M. Güthe (Güte) ſich dieſes Faches anzunehmen, und hebr. gramatikaliſche Vorleſungen zu halten, die vorher weder er noch ein anderer gehalten hatte – und ſo war auch dieſer Biſſen Brodt mir vereitelt."

Das iſt wirklich zu toll! – M. Güte dachte gar an Bahrdts Vorleſungen nicht, als er anfing, die hebräiſche Gramatik zu erklären. Er hatte ſich beſonders auf dergleichen gelegt, und ſich das Studium der orientaliſchen Sprachen zum Fache gemacht; er brauchte alſo auch keinen Rath der Feinde des Hrn. Bahrdt, um dieſe Vorleſungen anzufangen. Bahrdt will nur aller Orten gerne zeigen, daß man ihn unſchuldig verfolgt habe, und zerrt die Nachrichten zuſammen, wie er nur immer kann. Ueberhaupt aber mußten die Zuhörer bey Hr. Güte freilich mehr lernen als bey Hr. Bahrdt, und zwar aus dem ſo ganz einfachen Grunde, weil Hr. Bahrdt blutwenig hebräiſch verſteht. Grosthun können wir alle mit Kenntniſſen, aber – Man ſehe ſeinen **Malachias**. Was er ſonſt ſagt, daß vorher, ehe Hr. Bahrdt zu leſen anfing, niemand hätte über die hebr. Grammatik geleſen, iſt grundfalſch; Hr. Prof. Schulz z. B. hat immer dergleichen Vorleſungen gehalten.

S. 100. gedenkt Hr. Bahrdt ſeiner Inſtitiones Logicae und Metaphyſicae, welche nichts anders ſind, als ein Abdruck der Erneſtiſchen, wenn man das hübſche Latein wegnimmt, gar nicht genießbaren Erneſtiſchen Initia, mit einigen Veränderungen.

Leute, die die Sache recht wiſſen wollen, verſichern mich, daß Hr. Bahrdt den Tacitus nicht ganz ſelbſt überſetzt, ſondern dabey gute Philologen zu Gehülfen gehabt habe. Die Ueberſetzung läßt ſich gut leſen, aber man lieſt nicht allemal das, was Tacitus ſagen will: nicht nur, wie Hr. Bahrdt S. 103 ſagt, lauter Kleinigkeiten, ſondern wirklich ſind wichtige Dinge und den Sinn ganz entſtellende Fehler in dieſer Verſion. Hier iſt der Ort nicht, dergleichen anzuführen.

S. 103. gedenkt Hr Bahrdt ſeiner Prälektionen über den Juvenal. Dieſen habe ich ſelbſt beygewohnt. Sie waren Hr. Bahrdts ſehr würdig, größtentheils wenigſtens. Meine Leſer werden meiſtens wiſſen, daß Juvenalis voll unanſtändiger derber Ausdrücke ſteckt, welche dann Hr. Bahrdt meiſterhaft zu überſetzen wußte, und es manchesmal noch ärger machte, als Juvenalis ſelbſt. Dieſe Lektion war ſo eine Kontinuation des Collegii Zotologici. — Bey dem allen aber muß ich doch geſtehen, daß Hr. Bahrdt den Juvenal oft gar nicht verſtund, und ganz ſchiefe Erklärungen anbrachte. Die Ueberſetzung — man weiß nicht, ſells

Proſa oder Ligata ſeyn – iſt oft ſehr unrichtig, und giebt einen andern Sinn, als der Text.

Ich übergehe hier vieles: die ganze Hiſtorie der Bahrdtiſchen Aufklärung, welche wirklich dieſen Namen aus manchen Gründen nicht verdient (denn –) gehört gar nicht hierher, eben ſo wenig wie ſeine Schriften, deren er eine ganze Menge herausgegeben hat. Er hat auch alles drucken laſſen, es mochte gut ſeyn oder ſchlecht, ſogar hat er die elenden Gedichte eines Naturaliſten, welches meiſt Pasquillen und Ausfälle auf brave Männer ſind, drucken laſſen, und hat ſie Hrn. Ramler dedicirt. Was doch Ramler gedacht haben muß bey ſolchem Opfer?

Daß Hr. Bahrdt das Papier mit unnützem Zeug anfüllt, iſt ſchon ein alter Vorwurf, den man in den mancherley Recenſionen ſeiner Schriften oft genug antrifft: und S. 167. ff. findet ſich ein derber Beweis von der Wahrheit dieſes Vorwurfs. Er erzählt da auf eine recht verdrüßliche Art die Hiſtorie ſeiner Liſe, das iſt, ſeines Reitpferds, wie er es in Leipzig gekauft habe, wie die Juden predigten; wie das Pferd wild wurde; wie er hernach in Aſchersleben unter den Reutern Attaken mitmachte u. ſ. w. Ich kann es nicht begreifen, wie wenig Achtung Hr. Bahrdt für ſein Publikum haben muß, da er dergleichen Lappereien erzählt, und mehrere Blätter damit anfüllt. Aber er iſt von ſeinen Einfällen ſo eingenommen, daß er alles, was er ſchreibt, der

Aufmerkſamkeit des leſenden Publikums würdig hält. Vor einigen Jahren wollte er gar haben, daß der Magiſter Avenarius hinter ihm ſtehen, und alles was er vorbrächte, aufſchreiben ſollte. Das wollte er nachher drucken laſſen. Wenn es wirklich geſchehen wäre, ſo hätte die Leſewelt manche Zote und manche Hakſcherey zu leſen gekriegt, womit die familiären Geſpräche des Hrn. Bahrdts angefüllt ſind. Denn mit den Studenten und andern Leuten, die ihn auf ſeiner Schenke beſuchen, ſpricht er nichts als von dummen Pfaffen und Abſchaffung der poſitiven Religion, und dann beſchließt ein und die andre Zweydeutigkeit oder Zote den Diskurs. Ob auf dieſe Art der Hr. Doktor für die ſtudierende Jugend viel Nutzen ſtiftet? mögen diejenigen beurtheilen, welche aus Erfahrung wiſſen, wie ſtarken Einfluß ein Mann von Bahrdts Eigenſchaften auf die Gemüther junger Leute haben kann, die näher mit ihm umgehen. Er klagt hin und wieder, daß Väter ihre Söhne vor ihm gewarnt hätten; ſchreibt aber dieſe Warnungen bloß einer übertriebenen Orthodoxie zu, und macht ſich über die guten Leute nach ſeiner Art luſtig. Allein mich dünkt, die Väter und Freunde derer, welche in Halle ſtudieren, haben allerdings Urſache die jungen Leute vor näherm Umgange mit dem Doktor zu warnen, da er ein ſo ſehr übles moraliſches Beyſpiel giebt. – Es iſt doch wahrhaftig Schade, daß dieſer herrliche Kopf, der ſo viel Gutes hätte ſtiften können und ſollen, ſich ſelbſt ſo vergißt, und den Reſt von Achtung, die das Publikum noch für ihn haben könnte, einer niedrigen Leidenſchaft ſo vor den Augen der Welt aufopfert! –

Das eilfte Kapitel S. 131. erzählt den Streit mit der theologiſchen Fakultät wegen ſeines alten Hefts, das er unter dem Titel: ſyſtema theologiae *Lutheranae* orthodoxum, cum brevi notatione diſſenſionum recentiorum. Dieſer Krieg wurde von Seiten des Doktors mit einer Heftigkeit, und Grobheit geführt, welche einem Gelehrten ſchlechterdings unanſtändig iſt. Ich weiß nicht ob Hr. Gebauer viel Profit an dem Verlag des Werks gehabt hat, wenigſtens kauft es der nicht, der es kennt. Das ganze Syſtema (welches er mit größtem Unrecht orthodoxum nennt: denn dergleichen ſyſtema orthodoxum giebt es in keiner Religion, ſonſt müßte man ja auch ſagen können, die Werke des **Bellarminus** enthielten ein ſyſtema orthodoxum der katholiſchen Kirche) iſt eine Kompilation, oder vielmehr ein altes dogmatiſches Heft aus jenen Zeiten wo man noch lateiniſch docirte. Hr. Bahrdt ſagt zwar S. 132. daß er dieſes ſyſtema ehemals aus ſeines Vaters Heften zuſammengeſetzt, und mit den Syſtemen der damals berühmteſten Theologen in Uebereinſtimmung gebracht habe. Es wären die Hefte geweſen über die er ſelbſt zwei Jahre (wo denn? zu Erfurt? da hat er keine zwei Jahre Dogmatik geleſen. Oder in Gießen? da las er ja über ein ander Buch: mendacem oportet eſſe memorem) Theologie mit Polemik vermiſcht, docirt habe. – Aber die Fakultät bezeugte damals, daß das Heft ein altes, längſt geſchriebnes Ding ſey: und der Inhalt giebt es auch hinlänglich, da man manche Aeußerungen neuerer aber doch ſehr orthodoxer Theologen, darinn vermißt. Das Heft iſt wenigſtens älter als die theologiſchen Schriften Pfaffs, Schuberts, Reinbeks und andrer angeſehener neuerer Theologen. Man vermißt auch alle Beſtimmungen des Cruſius, der doch dem Doktor ſo ſehr bekannt ſeyn mußte. Die Noten zu dieſem Buch, woinnen die Abweichungen der Neueren, oder der Neologen ſollten angegeben werden, und die ſehr fruchtbar hätten werden müſſen, wenn ein NB. dieſer Sachen hiſtoriſch kundiger Mann ſie gemacht hätte, ſind höchſt mager, und ſatisfaciren auf keine Weiſe.

Ich enthalte mich alles Urtheils über den Streit ſelbſt. Die Fakultät hat ſich legitimirt, und zwar ſo, daß der Unpartheiiſche ſehen muß, daß die drauf gegebne Replik des Hrn. Bahrdt nichts in der Sache weiter aufklärt. – Herr Schulz kommt am ſchlimmſten bey der Enarration weg – er heiſt S. 132. ein großer Kenner orientaliſcher – Grammatikalien – d. h. Pronominum, Konjugationum, Nunnationen u. ſ. w. Er wird in der Appellation an das Publikum, als ein Mann beſchrieben, der als Gelehrter – gegen Herrn Bahrdt gerechnet, – ganz und gar nichts bedeute, und der ihm auch, ehe er, Hr. Bahrdt, nach Halle gekommen, auch dem Namen nach unbekannt geweſen ſey. Das iſt nun Kleinigkeit; Herr

Bahrdt kannte Schulzen recht gut, und hatte ihn auch ſchon ſelbſt in Erfurth in der Ausgabe ſeiner Hexapla, welche er aus Montfaucon hatte abdrucken laſſen, virum celeberrimum u. ſ. w. genannt. Er wollte nur läſtern, und da ſprach er ſo. — Das Syſtema Orthodoxum iſt vergeſſen, und ſchon erſchienen einzelne Bogen davon bey der Frau Heinecken, die in der Brüderſtraße Käſe verkauft.

Die Recenſenten haben mehrmals geſagt, Hr. Bahrdt prelle das Publikum mit ſeinen Schriften, und in der That iſt das auch von manchen Bahrdtiſchen Büchern wahr, womit die Käufer angeführt werden, indem ſie etwas ſich anſchaffen, das gar keinen Nutzen für ſie haben kann. Zur Probe mag das 1786. in Halle herausgekommene Lexikon über das neue Teſtament ſeyn, welches wirklich vom alten Poſor in vieler Hinſicht übertroffen wird. Die griechiſchen Vokabeln ſind mit deutſchen Buchſtaben neben dem griechiſchen Worte gedruckt, z. B. διακονέω Diakone'o. ἑρμηνεύω Hermeneuo u. ſ. w. damit, wie der Doktor ſagt, der gemeine Mann, der nicht einmal die griechiſchen Buchſtaben kennt, ſein neues Teſtament aus dem Griechiſchen könne verſtehen lernen (ohe!) Die Bedeutungen der Wörter ſind nicht allemal genau und vollſtändig angegeben, bey weitem nicht ſo vollſtändig als z. B. im Simonis, Schöttchen u. a. m. Dann kommen Erklärungen, aber auch da vermißt man gar manche; dieſe ſind größtentheils aus Hr. Tellers bekanntem und mit Recht geſchätzſchätzten Wörterbuch des neuen Teſtaments genommen. Es ſind auch viele Citaten aus den ſogenannten griechiſchen Profanſcribenten angeführt, aber ſeltener ſind die Anwendungen der Citaten auf die Stelle des neuen Teſtaments ſelbſt. Herr Bahrdt thut ſich ſowol im Ketzeralmanach als in der Biographie was rechts zu gut auf dieſe Citaten, und will der Welt weiß machen, er habe eine fürchterliche Beleſenheit in jenen Schriften des Alterthums. Aber ſachkundige Leſer laſſen ſich durch dergleichen Rodomontaden keinen Staub in die Augen werfen: die wiſſen, wie leicht es iſt, aus den obſervationibus Flavianis, aus Wetſteins neuem Teſtament und andern leicht zu habenden Büchern, eine große Menge Citaten bey jeder Stelle anzubringen. Das ganze Ding iſt eine Finanzoperation des Hrn. Doktors, wobey aber die Käufer übel wegkommen. Wer ein Lexikon zum neuen Teſtament braucht, mag immer den Schöttchen oder ſonſt eins ſich anſchaffen, und das Bahrdtiſche Buch liegen laſſen, denn mit Hülfe deſſelben lernt er ſein neues Teſtament doch nicht einmal grammatiſch verſtehen, und das iſt doch wohl der einzige Zweck, warum man ein Lexikon gebraucht. Für den gemeinen Mann iſt vollends das Buch gar nicht, der mag ſich, wenn er wirklich Aufklärung ſucht, immer das wohlfeilere und unendlich beſſere Wörterbuch des Hrn. Tellers anſchaffen. Mit dem Bahrdtiſchen wird er auf allen Fall geprellt.

Das zwölfte Kapitel iſt überſchrieben: **meine ſatyriſchen Launen.** Er fragt gar dreiſte S. 141. Wem habe ich mit meiner Satyre geſchadet? Habe ich irgend einen Mann von Werth um ſeine Ehre gebracht, und durch Aufhebung ſeines Vertrauens im Publikum, ſeine Nutzbarkeit zerſtört?" Der Doktor muß wunderbare Begriffe von Pasquille (libellus famoſus) haben. Es iſt gar nicht nöthig, daß man jemanden wirklich durch Pasquille um Ehre und Vertrauen des Publikums bringe; es iſt ſchon hinlänglich dieſe Ehre – mit Pasquillen – anzugreifen, um ein Pasquillant, ein muthwilliger Störer der allgemeinen Ruhe zu heißen, wenigſtens bey dem vernünftigen Publikum in Verachtung zu gerathen. – Und von dieſer Art ſind viele Schriften unſers **ſanften Doktors.** Um von der letzten anzufangen, muß ich ſagen, daß Hr. Bahrdt im Index ſeiner Schriften, welche in dem vierten Bande der Biographie angehängt iſt, ſich als Verfaſſer der Broſchüre, **Zimmermanns Auferſtehung** betittelt, ausgiebt, und dieſen äußerſt elenden, injuriöſen Wiſch wider einen großen verdienten Mann für die Geburt ſeines Gehirns erkennt. Die Broſchüre enthält eine Zote, welche der Pöbel nur leſen kann, wobey aber jeder Mann von feineren Gefühl Vomiburitionen ſpüren muß. – Die Gelegenheit dieſes Wiſches, war ein andrer Wiſch, Bahrdt mit der eiſernen Stirne, worinn alle mögliche Zoten und Schweinigeleien vorkommen, folglich gar keiner Widerlegung würdig war. Dieſes Ding, **Bahrdt mit der eiſernen Stirne,** hat etwas Laune und Witz: die Auferſtehung hingegen iſt voller Zoten und – hirnlos.

Der verſchriene Kirchen- und Ketzeralmanach ſoll nach S. 145. keine Ausfälle und Beſchimpfungen würdiger Männer enthalten. Herr Bahrdt hat andre Vorſtellungen von Würde, als andre Menſchen, und nach dieſen Vorſtellungen mag es wahr ſeyn, was er da ſchwatzte. Aber ſonſt betrachtet jederman den Almanach als eine Sammlung ſatyriſcher, ſpöttiſcher und zum Theil recht pöbelhafter Ausfälle auf manche würdige Männer, deren Verfaſſer gar nicht wuſte, wie man lebende, verdiente Männer, geſetzt auch ſie haben Fehler an ſich, behandlen muß, wenn man etwas von ihnen ſagen will. Beleidigende Ausdrücke kommen in Menge vor, z. B. Herr Eberhardt müſſe neben Kant chapeau bas ſtehen. Man leſe nur die Artikel: Bemer, Muthmann, Semler und ſehr viel andre. Der Styl des Almanachs iſt durchaus ſo laſciv, daß auch ein unbefangener Leſer, der nämlich kein Anhänger des Doktors iſt, zwar lachen, aber ſich dabey auch über die unbeſchreibliche Impertinenz eines Menſchen ärgern muß, der ſeiner eignen Thorheit und Spottwürdigkeit (S. 146.) bewußt, anderer Leute geringere Fehler auftiſcht, und ihnen andre andichtet, die ſie nicht haben. Ich habe eine große Sammlung Noten zu dem Ketzeralmanach werde ſie aber nicht eher bekannt machen, als bis wieder eine Auflage ſi diis placet, davon der auskommt. Laſcivienti ferula puero! Sich ſelbſt hat Hr. Bahrdt im Almanach ſo unverſchämt gelobt, daß ich verſichert bin, kein Marktſchreier kann ſich unverſchämter loben. Man ſehe die Artikel: Bahrdt und Baſedow. – Der Almanach hat einen andern im Gefolge, katholiſcher Narren- und Prediger-Almanach vier Stücke, das non plus ultra fades Gewäſches.

Der Profeſſor oder Konrektor Voigt in Quedlinburg S. 147. iſt eben ſo kein armſeliger Menſch, als ihn Bahrdt anſieht: er hat viele (alſo gewiß mehr als Hr. Bahrdt) hiſtoriſche Kenntniſſe, die ihm in der gelehrten Welt keinen üblen Namen machen.

Die Broſchüre über das theologiſche Studium iſt von den Recenſenten ſo herumgeholt, und die Unmöglichkeit aller Bahrdtiſchen Vorſchläge ſo ſchön erwieſen worden, daß ich nicht nöthig habe, ein Wort dabey zu verlieren. Ich kann mir gar nicht vorſtellen, wie Herr Bahrdt die Dreiſtigkeit haben, und einem ſo aufgeklärten Miniſter, als Hr. von Zedliz iſt, mit ſolch einem Wiſch kommen konnte! – Eins muß ich doch anführen. Er ſagt S. 149. ich hatte dem Miniſter vorgeſtellt, daß die Prüfungen der Kandidaten in den Konſiſtorien durch Fragen, die aus dem Stegreif beantwortet werden müſſen, zweckwidrig wären: und es wurde (auf dieſen Bahrdtiſchen Vorſchlag?) die beſſere Methode (vom Hrn. von Zedlitz?) eingeführt, nach welcher dem Kandidat einige Dutzend Fragen, die in verſchiedne Fache ſeiner Kenntniſſe einſchlagen, ſchriftlich vorgelegt werden, mit denen man ihn in ein leeres Zimmer einſchließt (!!) um ſie ihn hier ſchriftlich beantworten zu laſſen. Ohe iam ſatis eſt! – Wir wiſſen von dieſer beſſern Methode nichts, und die Kandidaten werden nach wie vor mündlich geprüft. Es muß alſo die neue Einrichtung dem Hrn. Doktor geträumt haben.

Der Mann aus dem Monde, oder Zamor, ſoll nach S. 151. die mit dem gröbſten **Fanatismus,** und finſtern **Katholiciſmus** verhunzte **deutſche Maurerey** zum Gegenſtand haben. Die deutſchen Herrn **Maurer** mögen ſich für dieſes feine ſuperfeine Kompliment ſelbſt bey Hrn. Bahrdt bedanken: ich bin kein Maurer, ſonſt würde ichs für den ganzen Orden thun. – Das Buch iſt im Grunde nichts als eine mißrathene Satire, weil es Perſonalien enthält, und ſteckt voll vom Lobe und vom Preiß des Verfaſſers, ad modum der Schriften des bekannten Charletans Joachim Becher, von welchem Adelungs **Geſchichte der Narrheit** mit mehreren nachzuſehen iſt.

Ich übergehe hier mehrere ſatiriſche Schriften des Doktors, auch ſage ich kein Wort von dem berüchtigten Drama. – – –

Eben ſo, und aus recht guten Gründen, übergehe ich den Brief aus Ungarn S. 272. vom Hr. von Pronay.

Wer iſt das, Herr Doktor? – (die Leſer mögen ein wenig zurückhalten) Hr. Doktor wer iſt der Herr von Pronay? Wann und wo hat der Ungriſche Magnate Sie, Herr Doktor Bahrdt erſucht, in – – – Ihr gebieteriſches Wort zu ſprechen? Ich fühle ſchon Ihre Grosſprecherey, und kann meine Leſer verſichern, daß auch nicht ein – einziges Wort von aller eingebildeten, niemals realiſirten Grosmaulerey wahr iſt. – Warlich, die Intoleranz des Mannes iſt unerträglicher, als ſpaniſche Inquiſition!!

Das funfzehnte Kapitel iſt außerordentlich ſchnurrig. Denn nun erwartet der Leſer doch gewiß Nachricht von Chriſtinen und Chriſtiniaden. Da will man nichts mehr von dem Zeug hören, wo Herr Bahrdt die Anſtalten Kaiſer Joſeph des Zweyten S. 172. ruiniren ſoll, ſondern was **von ſeinen Geſchichten.** Denn die großen Geſchichtchen, wie er ſie nennt, und wobey er oft mehr ſpricht, als Lex .... das gewaltige Lex .... worüber er ſo derb ſpottet, muß nun ruhig gelaſſen werden.

Er überſchreibt ſein funfzehntes Kapitel: **Glaube (Glauben) an meine Macht im Geiſterreiche.** Die ganze Sache iſt eine Schnurre, Hr. Bahrdts würdig. Er ſage doch den Mann wer es geweſen iſt. Vielleicht war es ein Kerl, welcher ſeine Unwiſſenheit brauchen, und ſich dadurch etwas verſchaffen wollte. Wir ſind dergleichen ſchon lange am Doktor gewohnt: ſo bald er uns die Leute nennt, wollen wir bekennen, daß wir ihn für weniger Windbeutel halten.

Im ſechzehnten Kapitel enarrirt der Herr Doktor ſeinen Streit mit dem Prorektor wegen ſeinen ſogenannten moraliſchen Vorleſungen oder Betſtunden. Ich kann und mag nicht urtheilen.

Iliacos intra muros peccatur, et extra.

Aber die Hauptſache des Doktors ſcheint doch wohl Hr. Bahrdts eignes Maul geweſen zu ſeyn, welches an verſchiednen Orten ſchon den Zweck ſeiner Vorleſungen bekannt gemacht hatte, der auf nichts weniger ging, als poſitive Religion unter den Hallenſern abzuſchaffen, und den Naturalismus einzuführen.

S. 236. finde ich folgendes. „Da das berühmte (muß wohl berüchtigte heißen) Büchlein, Karrikaturen betittelt, das Licht der Welt erblickt hatte, ſagte die ganze Welt, daß ich der Verfaſſer ſey – ſo wie man ſchon hundert Schriften dieſer Art auf meine Rechnung geſchrieben hatte.“

Hier kann man ſehen, für welchen Schriftſteller Hr. Bahrdt im Publikum gehalten wird nach ſeinem eignen Geſtändniß. Das Büchlein Karrikaturen betitelt iſt voll unanſtändiger Aeußerungen, Obſcönitäten und Poſſen; es iſt ſogar dem Teufel dedicirt, deſſen kauderwelſche unorthographi ſche Antwort auf die Zuſchrift, beygedruckt iſt. Hr. Bahrdt hat keine Ehre davon, daß man ihn gerade für den Verfaſſer dieſes Dinges angeſehen hat; doch ein Mann der R. . . . und Zimmermanns Auferſtehung und dergleichen Wiſche ſchreiben kann, konnte ja wohl auch die Karrikaturen machen.

So wurde er auch für einen Pasquillanten gehalten, und als ein ſolcher verklagt. Er ſpricht von dieſem ärgerlichen Vorfall S. 222. aber ſehr unvollſtändig. Doch geſteht er, daß er den Buchdrucker Doſt verrathen habe; Doſt war ſonſt ſein Freund, und hatte einige ſeiner Schriften verlegt. Er konnte alſo, wenns ſonſt wahr iſt, dem Doktor vertrauen, daß der Bergrath Müller in Halle ein Pasquil auf den Hrn. Profeſſor Gruner in Jena habe drucken laſſen. Herr Gruner war in dieſem Pasquil abſcheulich herunter gemacht, beſonders wurde er wegen ſeiner Frau nicht ſchlecht geſtriegelt. Ein ſo hitziger, vindikativer Mann, als Hr. Gruner, konnte zu einer ſolchen Schrift nicht ſtille ſchweigen, und fing an auf den ihm damals noch unbekannten Verfaſſer zu ſchimpfen: endlich wurde ihm geſagt, D. Bahrdt ſey der Schreiber des Libells; den er dann auch deßwegen behelligte. Dieſer aber ſchrieb ihm, Hr. Doſt habe ihm offenbaret, daß Hr. Müller Verfaſſer davon ſey. Es kamen nun Klagen gegen Müllern, Doſt ſollte zeugen, der leugnete aber und beſchwur, daß er Bahrten nichts geſagt habe. Bahrdt beſtätigte ſofort ſeine Ausſage auch eidlich. Das Ende vom ganzen Spektakel war, daß Hr. Gruner etwas ähnliches gegen Müllern ſchrieb, und daß das Publikum bey der Katzbalgerei ſich ſatt lachte.

Mußte aber Hr. Bahrdt Doſten verrathen? — ich nehme hier an, daß Doſt wirklich zu ihm geſagt habe, Hr. Bergrath Müller ſey der Verfaſſer des Wiſches. — Er wußte doch, daß Doſt in mauriſchen Verbindungen ſtund, und daß er folglich in große Verlegenheit durch dergleichen Klatſchereien konnte geſetzt werden. Da hätte er alſo ſollen ſchweigen. Aber, wird man ſagen, Hr. Gruner ſah ihn ja für den Autor des Libells an! — Gut genug, daß er es nicht war; wollte Hr. Gruner ſchimpfen, oder gar ihn verklagen, ſo konnte er ſich ja ſehr leicht vertheidigen, und das thut ja Hr. Bahrdt ſonſt ſo gerne, wenn er nur halbwege kann. Uebrigens iſt das Publikum von dem wahren Urſprung des Pasquills doch nicht belehret worden: denn Doſt beſchwur, er habe nichts geſagt, und ſo fiel dann alles auf Hrn. Bahrdt zurück. Die ganze Hiſtorie iſt ein Beweis von jener Verſchwiegenheit, deren der Doktor ſich ſelbſt ſo oft rühmt.

Ich komme jetzo auf einen Punkt, von welchem die ganze Biographie geſpickt iſt, nämlich auf die Eiferſucht der Frau Doktor Bahrdt und auf die Quaalen, welche ſie ihrem guten gefälligen Mann angethan hat. Hr. Bahrdt hat von Anfang des zweyten Bandes an, bis ans Ende des vierten beſtändig über ſeine intolerante eiferſüchtige Frau geklagt, und wenn das, was er erzählt, wahr wäre, ſo würde er zu klagen auch Urſache haben. Allein theils ſind die Urſachen erdichtet, theils aber erſt die Schuld ſo ſehr auf Hrn. Bahrdts Seite, daß es denen, die ihn und ſeine Haushaltung kennen, lächerlich vorkommen muß, wenn er ſeine Frau einer ungegründeten Eiferſucht anklagt.

Der Schwager des Hrn. Bahrdt, Hr. Magiſter Volland, Prediger zu Ammera bey Mühlhauſen, hat ſich ſeiner unglücklichen Schweſter angenommen, und in einem wohlgeſchriebenen Büchelchen: Beyträge zu Hrn. Doktor Bahrdts Lebensbeſchreibung Jena 1791. den Ungrund der Bahrdtiſchen Beſchuldigungen hinlänglich dargethan. Ich werde, da die Vollandiſche Schrift in den Händen meiner Leſer nicht ſeyn möchte, die Hauptſachen derſelben kurz ausziehen, und hernach meine beſondere Anmerkungen zufügen.

Hr. Bahrdt giebt ſich B. 2. S. 117. ff. alle Mühe, ſeine Frau als eine äußerſt intolerante, eiferſüchtige Frau vorzuſtellen. Aber das iſt ihm noch nicht genug, er beſchuldigt ſie noch ſehr vieler andrer Fehler: ſie ſoll nach S. 130. eine kindiſche Eitelkeit beſeſſen haben, ſoll hypochondriſch geweſen ſeyn, und über alles genärgelt haben u. ſ. w. darüber ſey er dann auch ſehr mißmuthig geworden, und habe angefangen weniger Liebe gegen ſeine Frau zu haben u. ſ. w. Allein in Erfurth – denn da ſoll ſchon dieſe böſe Eiferſucht ihren Anfang genommen haben und ausgebrochen ſeyn, war Frau D. Bahrdt nichts weniger, als eiferſüchtig. — Man denke ans bollmanniſche Haus, ſo wird man ſich gewiß nicht wundern, wenn Madam Bahrdt mit dem Betragen ihres Mannes und ſeiner Freunde unzufrieden war. Im Bollmanniſchen Hauſe waren nach S. 59. B. 2. Schaamhaftigkeit und Delikateſſe unbekannte Dinge, es wurde da ſtets die große Glocke geläutet (Zoten geriſſen) und oft eine Ehre darinnen geſucht, wenn einer den andern an Unverſchämtheit übertreffen konnte. Hr. Bahrdt führte ſeine junge Frau gleich in dieſes lüſterne Haus; man höre ihn ſelbſt S. 11. „Madame Bolmann kam uns mit hochaufgelegten, ganz nackenden (das heiſt, nicht einmal durch einen Buſenſtrich bedeckten) Brüſten, mit ein paar feurigen und funkelnden Augen ganz in Roſaſeide gekleidet mit Ellenhohen Schwungfedern theatraliſch ausſtaffirt, ſchon an der Hausthür entgegen; und ſie flog, indem Hr. Bolmann meine junge Frau umfaßte und küſſen wollte, in meine Arme, und drückte mich einige Minuten lang ſo feſt an ſich, daß es ſchien, als wenn ſie mich mit ihren Küſſen erſticken, und mein Geſicht in ihrem Buſen verbergen wollte.“

Kann man es nun wohl der Frau Bahrdt verdenken, wenn ſie ihren Misfallen, wenigſtens durch Mienen zu erkennen gab. Madam Bollmann ſahe dieſes wohl und ſagte zum Doktor: Bahrdtchen, du haſt gefreit wie ein Schafskopf. Was willſt du ums Himmelswillen mit dieſem hiſteriſchen Weibe machen?

Madam Bahrdt ſuchte ihren Mann von ſeiner cyniſchen Geſellſchaft zurück zu halten, aber das ging nun einmal nicht mehr an; er hatte ſich den Ton zu ſtark angewöhnt, als daß es ihm hätte leicht werden können, einen ſittſamen und ordentlichen Ton ſich anzugewöhnen. Er war in ſeinem Zirkel ein berühmter Profeſſor Zotologiä. Ein gewiſſer Hr. D . . . . welcher damals, als Hr. Bahrdt in Erfurt war, eben in dieſer Stadt konditionirte, berichtete mir, daß Hr. Bahrdt damals in Erfurt als oberſter Zotenreißer bekannt war, daß aller Anſtand aus ſeinen Reden verbannt geweſen, und daß er ſogar über ein lateiniſches geſchriebenes Buch, elementa zotologiae genannt, öffentliche Prälektionen im Vollmanniſchen Zirkel gehalten u. ſ. w. – Daß Frau D. Bahrdt mit ihrem Manne der Schweinigeleyen wegen ernſthaft geſprochen, und ihm die Leviten tüchtig geleſen habe, war ihre Schuldigkeit, und es war ſchlimm genug, daß der Doktor nicht mehr auf ſie hörte.

In Gießen läßt er ſeine Frau ihre Eiferſucht fortſetzen, da ſoll ſie ihn im Hauſe des Geheimen-Rath Wollenbeck eine erſchreckliche Strafpredigt gehalten haben, daß die ganze Geſellſchaft dadurch erſchüttert worden, als Hr. Bahrdt die jüngſte Tochter, ein ſchönes und feuriges Mädchen, bey der

Hand genommen, und lebhaft, doch anſtändig mit ihr geſprochen habe. Hr. Volland erklärt S. 74. dieſes Factum für eine Unwahrheit, eben ſo wie es eine Lüge iſt, daß Frau D. Bahrdt auf die Frau Kanzlerin – welche damals eine Mutter von 9 Kindern war! – wäre eiferſüchtig geweſen.

So war auch nach S. 90. Madame Bahrdt gar nicht eiferſüchtig auf Madame Baviere in Marſchlinz, wie der Doktor erzählt. Als Frau D. Bahrdt die Stelle vorleſen hörte, wo er von der Baviere ſpricht, konnte ſie ſich des Lachens nicht enthalten. Ja ſagte ſie: Madame Baviere fragte viel nach dem kleinen Curator, da ſie bey dem groſſen Miniſter ſo hoch angeſchrieben ſtund. –

In Heidesheim ſagt Hr. Volland S. 91. hätte Hr. Bahrdt nicht mehr ſo frech wie ſonſt geſprochen und ſeine Aufführung wäre beſcheiden und anſtändig geweſen. Die Leute in der Pfalz haben doch wirklich anders geurtheilt, und ihm allerley Unanſtändigkeiten vorgeworfen. In der Biographie findet man bittere Klagen über das eiferſüchtige Weib. Ihr Bruder aber verſichert, es ſey alles nicht wahr und Hr. Bahrdt habe ſich niemals über die Eiferſucht und ſonſtige Untugenden ſeiner Gattin beſchwert.

Erſt in Halle fand Madame Bahrdt Urſache im Ernſt zu zürnen, und mit dem Betragen ihres Mannes unzufrieden zu werden. Hr. Bahrdt hatte einen Weinberg gekauft, und den mit einem Schanke verſehen. Der Weinberg liegt ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt ab. Sein Haus in Halle verkaufte er an einen Officier. Auf dem Weinberge wurde gleich viel gebaut, und der Anfang mit Eröffnung eines Billard, Koffe-, Bier-, Schnapsſchank gemacht u. ſ. w. Madame Bahrdt ließ ihren Mann machen was er wollte: und ich zweifle ſehr daran, ob ſie alles gut hieß, was er unternahm. Er hatte vorher ſchon einige Zeit vor der Stadt in einem Garten gewohnt, aber da ward ans Bierſchenken nicht gedacht. Nun auf dem Weinberg fiel ihm der Gedanke ein, er könne ja eben ſo gut von der Wirthſchaft leben, als der Wirth auf der Maille, Pauli, und andre.

Seine Magd, Chriſtine, ſchickte ſich nach ſeiner Ausſage, ganz vorzüglich zu dieſem Geſchäfte und man muß ſich wirklich wundern, was den Doktor von dieſem Frauenzimmer ſo einnehmen konnte, da ſie weder Schönheit, noch vorzüglichen Verſtand beſitzt.

Anfänglich ſchien der Doktor wenig auf dies Geſchöpf zu merken, ja er bezeigte mehrmalen ſeinen Unwillen über ſie, beſonders als ihm der älteſte ſeiner Koſtgänger kurz vor dem Ankauf des Weinbergs meldete, daß ſie, Mamſell Chriſtine, einmal des Nachts vor ſein Bett gekommen, und ihn zur Unzucht hätte reizen wollen. — Allein die Scene änderte ſich bald; Chriſtine wollte aus dem Dienſte, der Doktor mehrte ihren Lohn. Madame

Bahrdt hatte S. 150. bemerkt, daß Chriſtine eine Kaffeekanne zerbrochen hatte, und gab ihr deswegen einen ſehr gemäßigten Verweis. Hr. Bahrdt hörte es, und wurde darüber ſo entrüſtet, als wenn ihm ſelbſt eine unverzeihliche Beleidigung wäre angethan worden. – Das geſchah auf dem Weinberge, wo ſie Hrn. Bahrdt mit einer Freundin beſucht hatte: als ſie wieder nach der Stadt gehen wollte, nahm ſie von ihrem Manne Abſchied, der ſie aber mit den mehr als bäuriſchen Worten zurückſtieß: Gehe, du nichtswürdige C - - - - e, und komm mir nicht mehr vor Augen.

An eben dem Tage erhielt Frau D. Bahrdt den gemeſſenen Befehl, das Haus in der Stadt zu verlaſſen, und das Kelterhaus auf dem Weinberg zu beziehen. Frau Bahrdt blieb aber doch in der Stadt und forderte die Abſchaffung der Magd, welche auch der Doktor auf Michaelis zu removiren zuſagte.

Bald merkte man, daß Chriſtine ſchwanger war: aber der Doktor wollte dieſes ſchlechterdings nicht glauben, oder nicht zugeben. Endlich aber kams denn doch heraus, und die ganze Stadt redete davon. Die Freunde des Hrn. Bahrdts vertheidigten ihn, ſo viel ſie konnten, aber das Publikum, welches ſelten in dergleichen Stücken irrt, beſtund darauf, Hr. Bahrdt ſey Vater. Chriſtine gab zwar vor, ein Perückenmacher ſey ſo künſtlich geweſen; aber der war fort, und ein Stu-

dent,

dem, der auch Theil an dieſem Stückchen haben ſollte, war nach ihrer Ausſage geſtorben. Gern hätte der Doktor der Chriſtine einen Mann gekauft, aber es wollte ſich keiner finden. Er that, ſagt Hr. Volland S. 159. in dieſer Abſicht einem Soldaten, den Vorſchlag, ihn auf Lebenszeit als einen Bearbeiter ſeines Weinbergs zu behalten, dieſer aber wollte ſich nicht dazu verſtehen. „Die unſchuldig verläumdete Perſon, führt Hr. Volland S. 160. fort, fing endlich an zu kreißen, und es war keine Zeit zu verlieren. Er ließ ſie auf ſeinem Wagen nach dem Kirſchberg bringen und gab vor, ſie wäre zu ihren Eltern verreiſet, die ein Teſtament machen wollten. Aber Chriſtinens Eltern waren blutarme Leute, die folglich kein Teſtament machen konnten. — des Abends um 9 Uhr begab ſich Hr. Bahrdt im ſchlimſten Wetter auf den Weinberg, wohnte der Niederkunft bey, und ſobald dieſe erfolgte, ſchlich er ſich in aller Stille wieder ins Haus. Dieſes geſchah in einer Nacht zwiſchen dem Sonnabend und Sonntage. Er hatte zugleich Anſtalt gemacht, daß das Kind am Sonntage auf dem Kirſchberge getauft, Johanne Caroline genannt, und einem Soldatenweibe in die Koſt gegeben wurde. Des Montags ließ er Chriſtinen wieder, ſo heimlich, als ihm möglich war, ins Haus und ins Bette bringen, und wollte ſeinen Hausgenoſſen einbilden, ſie ſey vom Poſtwagen gefallen, und habe ſich wehe gethan."

Indeſſen forderte Frau D. Bahrdt, daß Chriſtine ſollte fortgeſchafft werden, und wurde bey dieſem

ſem Geſuche von ihren und ihres Mannes Freunden hinlänglich unterſtützt. Aber bey dem Doktor wollte nichts anſchlagen. Die Magd hatte ſchon auf Michaelis fort geſollt; aber nun mußte ſie bis Oſtern bleiben, und kam auch da noch nicht weg. — Endlich brauchte er ſeiner Gläubiger wegen, die Verbürgung ſeiner Frau. Dieſe war dazu bereit ſub conditione, daß die Mamſell fortgeſchaft würde. Da ſchrieb er ihr den eleganten Zettel, den man bey Hr. Volland S. 169. leſen kann. Nur ein Pröbchen von des Doktors Sanftmuth: „Wiſſe alſo, daß mein Rathſchluß gefaßt iſt, nie unter einem Weibe zu erliegen. laß Vermögen und Kinder zu Grunde gehen. Ergieb dich ſelbſt dem Teufel! — — ich werde mit geſpicktem Beutel abziehen, wenns zu Ende gehen wird. — Willſt du ſchurkiſchen Leuten folgen, ohne die Vernunft zu hören, ſo ſind wir geſchiedene Leute.“ — Frau D. Bahrdt unterſchrieb die Bürgſchaft.

Madame Bahrdt begab ſich zu ihrem Bruder dem Hrn. Paſtor Volland in Ammern. Dieſer nahm ſich ihrer an, und ſchrieb an Hrn. Bahrdt, und forderte die Abſchaffung der Chriſtine. Aber er richtete nichts aus. Der Doktor antwortete, daß er ſchlechterdings ſeine Wirthſchaft nicht ändern würde. Noch einige Briefe wurden gewechſelt, aber vergebens. Madame Bahrdt konnte das nicht von ihrem Manne erhalten, daß er Chriſtinen abſchaffte. Endlich that er ihr den Vorſchlag, S. 211. entweder zurückzukehren, und in ſtiller Folgſamkeit (gegen Chriſtinen verſteht ſich) zu leben oder bey ihrem Bruder in Ammera zu bleiben, wo er ihr dann wöchentlich 2 Thaler zahlen wollte. In dieſem Briefe findet ſich folgendes noch, das merkwürdig iſt, auch in andrer Hinſicht: „Kennte ich dich nicht als ein Weib, das allen Mägden und Waſchweibern ſein Herz aufſchließt, ich hätte dir längſt das Geheimniß eröffnet, und den Mann genennet, für den ich mich aufgeopfert habe, das heißt, der das Kind gemacht hat, für deſſen Vater das Publikum mich hält.“ Ich weiß nicht, was man hiezu ſagen ſoll: ob man das Unverſchämtheit, oder Leichtſinn nennen darf. – Alſo mag ein Freund von Hrn. Bahrdt wohl das Kind gemacht haben? – Von dem berüchtigtem Pasquille, das Religionsedikt, kommt S. 4. eine ähnliche Stelle vor. Er ſagt dort: wenn er Freunde verrathen könnte, ſo ſäß er nicht im Gefängniß. O über die edle Freundſchaft!

Die älteſte Tochter hatte ſich bey der Abweſenheit der Mutter gegen dieſe einnehmen laſſen, und hatte mit Chriſtinen communem caussam gemacht, wie man ſpricht. Dieſe ſchrieb alſo, freilich auf Befehl ihres Vaters: der Hr. Doktor ſey aufs äuſſerſte erbittert, daß ſie noch immer die gegen ſeine Magd ausgeſprengten ſchändlichen Lügen glaubte, er verlange daher, ſie ſolle eine eidliche Verſicherung ausſtellen, daß ſie dieſes Menſch ohne Einſchränkung dulden wolle, denn davon hinge ſeine Ehre und ſein Leben ab u. ſ. w.

Bey dem allen, bey ſo ſehr unwürdigem Betragen des Doktors gegen ſeine Gattin, lies dieſe doch die Hoffnung nicht fahren, und reiſte nach Leipzig. Der Hr. Doktor hatte ihre Ankunft in Leipzig erfahren, und ſchickte ſeinen Wagen, ſie abzuholen. Bey ihrer Ankunft auf dem Weinberge fand ſie viele Freunde im Hauſe, in deren Gegenwart ſie von ihrem Manne mit einer kaltſinnigen Höflichkeit empfangen wurde. – Einige Tage hernach reiſte er mit der Chriſtine nach Leipzig, ging mit ihr in die Komödie und ſchlief bey ihr in einer Kammer.

Der Doktor verſprach, die Magd auf Weihnachten zu verabſchieden, aber er hielt nicht Wort. Indeſſen mußte die Fr. Doktorin alles von dem niederträchtigen Thiere dulden. Aber ſie wandte ſich an ihren Kurator, welcher dem Doktor einige nachdrückliche Vorſtellungen deshalb thun mußte. Darüber kam Hr. Bahrdt ſo in die Wuth, daß er ihr zuſchrie: verfluchte Canaille, was hindert mich, daß ich dich nicht gleich auf der Stelle umbringe! Gleich, ſagte er zur Tochter, hole mir ein Meſſer. – Seine Frau demüthigte ſich vor dem aufgebrachten Manne, bekam aber eine derbe Ohrfeige. – Noch mehr Auftritte dieſer Art fielen vor, welche man bey Hr. Volland der Länge nach leſen kann.

Indeſſen wurde Hr. Bahrdt gefänglich eingezogen. Ich will meinen Leſern ganz kurz ſagen, daß dieſer Arreſt ihm vorzüglich wegen einer Beſchuldigung, als hätte er das Drama auf das ſogenannte

genannte königl. Religionsedikt geſchrieben. Wer mehr von dieſen delikaten Sachen leſen will, mag Hrn. Bahrdts Gefängnißgeſchichte, Anrede an die Richter des Hrn. Doktor Bahrdts, und mehrere Piecen nachſehen, welche bey dieſer Gelegenheit herauskamen. Das Publikum hat von der ganzen Sache ſehr ungleich geurtheilt, aber darinn kamen die Urtheile gemeiniglich überein, daß das Ding eine elende Pasquille, ein Ding ohne Sinn und ohne Wiz ſey.

Frau D. Bahrdt war ſehr betroffen über die Gefangennehmung ihres Mannes, und ſollicitirte, wo ſie nur wußte und konnte, für ihn, und that was ihr möglich war, ſein Unglück zu erleichtern.

Seine Mutter in Leipzig hatte die Madame Bahrdt aufgemuntert, die Wirthſchaft in ihre Hände zu nehmen, und Chriſtinen mit ihrem Anhange fortzuſchaffen. Denn dieſe hatte noch dazu die Unverſchämtheit gehabt, ihr Kind und deſſen Wärterin, ohne ihrer Frau Wiſſen und Willen ins Haus zu bringen, und bey ſich zu behalten: Frau D. Bahrdt hätte ſollen das Rauche heraus wenden, und die Magd zum Teufel jagen; alle Obrigkeit würde ſie geſchützt haben: allein ſie that es nicht, und that es deswegen nicht: um ihren Hrn. Gemal, den Unwürdigen, nicht zu kränken.

Die Magd, welche wohl wußte, wie ſie mit dem Doktor ſtehe, fing nun an, ihn im Gefängniſſe zu beſuchen. Der Juſtizrath, Hr. Remitz, ſtörte zwar dieſe Beſuche, aber in Magdeburg wurden die Folgen davon ſichtbar.

Nach der Befreyung des Doktors ging der Streit wegen Chriſtinen wieder an. Er ſchlug ſeiner Frau gerade heraus vor, ihn zu verlaſſen, und zu ihrem Bruder zu ziehen. Die Freunde des Doktors, ſelbſt Hr. Bispink, (ſo muß dieſer Name geſchrieben werden, nicht Biſſing, wie Hr. Volland zum öftern ſchreibt *) ein rechtſchaffener vortreflicher Mann, fanden endlich für gut, daß die Frau Doktorin gewiſſe Bedingungen mit ihrem Manne einginge. Bahrdt verſicherte ihr 2000 Thaler auf ſeinem Weinberge und mußte ihr wöchentlich 2 Rthlr. 12 Gr. und zwar jedes Vierteljahr voraus geben. Nach dieſen Traktaten ſchied Madame Bahrdt von ihrem Manne, und begab ſich nach Ammera zu ihrem Bruder, dem Hrn. Paſtor Volland, welcher nach denen in der Schrift, die ich hier vor mir habe, geäußerten Grundſätzen, ein ſehr rechtſchaffener und ehrlicher Mann ſeyn muß.

Es iſt mir nicht wenig aufgefallen, daß Hr. Bispink ſich zu dem Geſchäfte, die Madame Bahrdt

von

---

*) Biſſing iſt ein Exjeſuit in Heidelberg, der größte Schaafskopf, und zugleich der intoleranteſte B....l auf Gottes Erdboden. Er iſt in Heidelberg bekannt genug, daß ſein Freſſen und Saufen ſogar zum Sprüchwort geworden iſt.

von ihrem Manne zu entfernen, gebrauchen ließ. und ihr ſelbſt den Vorſchlag gethan hat, der Chriſtine Platz zu machen, und ſich zu ihrem Hrn. Bruder, dem Magiſter Volland, nach Ammera zu begeben. Hr. Bispink iſt zwar des Doktors Freund, jedoch ſcheint dieſe Freundſchaft mehr aus merkantiliſchen Verhältniſſen, als aus moraliſcher Gleichheit der Denkungsart und Handlungsweiſe zu entſpringen. Dann iſt Hr. Bispink ein Mann von ſehr rechtſchaffenen Grundſätzen, und einer ganz unerſchütterlichen Anhänglichkeit an alles, was man ſonſt honeſtum und aequum nennt: er konnte folglich das Betragen des Doktors gegen ſeine Frau und den ſchmutzigen Umgang mit dem Weibsbilde nicht billigen, er mußte dergleichen unwürdige Dinge verabſcheuen – und doch ließ er ſich dazu brauchen, daß er die Madame Bahrdt beredete zu weichen, und Chriſtinen Platz zu machen.

Ich weiß dieſe Sache aus keinem andern Grunde zu erklären, als aus dieſem. Der redliche Mann fürchtete für Madam Bahrdt alles, er kannte das menſchliche Herz, wußte, wozu ein Mann, den Nebenliebe blendet, gegen ſeine Gattin fähig war, und wußte auch, was eine ſolche Perſon, gegen ſeine brave Frau unternehmen konnte. Um nun eine vielleicht ſchrecklichere Tragödie zu verhüten, rieth er lieber zur Trennung. Freylich muß er das Unwürdige ſeines vom Doktor erhaltenen Auftrags in ſeiner ganzen Häßlichkeit gefühlt haben; aber er rechnete wahrſcheinlich darauf, daß die Zeit dem guten Bahrdt die Augen öffnen würde, und hoffte alsdann eben ſo viel gutes und ehrenvolles zu ſtiften, als er jetzo Skandalöſes mußte ausführen helfen.

Eben dieſes gilt auch vom Hrn. Hoffiskal Laufer (nicht Läuffer, wie Hr. Volland S. 284. ſchreibt) und dem Hrn. Juſtizkommiſſarius Nehmin. Dieſe Männer ſahen wohl ein, daß, ſo lange Hr. Bahrdt noch ſo ſtark an ſeiner Mätreſſe, der Mamſell Chriſtine hinge, nichts Gutes und keine Ruhe für ſeine arme Frau zu hoffen ſey, und fanden eine Trennung nothwendig, welche jedoch nur eine Zeitlang dauern ſollte. Aber es ſcheint doch nicht, daß der Zeitpunkt, wo Madam Bahrdt wieder zu ihren Manne zurückkehren wird, nahe ſey: vielleicht wird dieſes nimmermehr geſchehen. Madame Bahrdt tröſtet ſich, wie ihr Hr. Bruder S. 287. verſichert, und bekümmert ſich um ihren Mann, der öffentlich mit einer Konkubine lebt, und folglich ihrer Liebe ganz unwürdig iſt, nicht weiter. Chriſtine vermehrt indeſſen die Bahrdtiſche Familie ſo gut, als man es von ihr nur immer erwarten kann!

Nach der Frau Doktorin Abzug regiert Mamſell Chriſtine auf dem Weinberg unumſchränkt, ja ſelbſt der Doktor muß ſich vor ihr fürchten. Vor einiger Zeit ließ er einige Velleitäten gegen eine andre Magd blicken, und dieſe wurde von Chriſtinen, ſobald ſie nur vom weitem ſo was merkte, alſobald geſchaßt. Das Geſinde hat Chriſtine recht in der

Furcht, keins wird ein Wort ſagen gegen ihren gebietenden Willen.

Vor wenigen Tagen hat ſie das dritte Kind auf dem Weinberge zur Welt gebracht, wobey eine ganz artige Gevatterſchaft angeſtellt wurde.

Meine Leſer würde ich beleidigen, wenn ich von dieſer ſehr unwürdigen Geſchichte noch mehr herſchreiben wollte. Hr. Bahrdt hat wirklich weniger Urſache zu klagen, als ſeine gute Gattin; welche, wie alle rechtſchaffene Leute urtheilen, eine recht brave biedere geduldige Frau iſt. Es iſt daher ſehr ungerecht, wenn er aller Orten in der Biographie auf die gute Frau loszieht, und ihr alle Fehler aufbürdet, welche eheliche Eintracht zu vergällen pflegen. Ich will doch eine Stelle abſchreiben, die den Leſer auf allerley Anmerkungen leiten kann. „Meine Kränklichkeit, „ſpricht Hr. Bahrdt B. 4. S. 161. „und entſcheidender noch gewiſſe phyſikaliſche Beſchaffenheiten meiner Gattin, die jetzt eintraten — machten mir dasjenige unmöglich, was ſonſt der Eheſtand mit ſich bringt, und wovon acht Kinder bereits ihren Urſprung genommen hatten, die von meinem Weibe waren geboren worden. Und nun war vollends der Klagen kein Ende mehr. Ueberall ertönte der alte Trauergeſang: mein Mann liebt mich nicht mehr. Und hätte ich nun noch lieben können: ſo würde ich gerade nun haben aufhören müſſen, da ich ſo gepeiniget ward.“ Was denken meine Leſer bey ſo einer ſaubern Stelle?

Die Pottiſche und Röperſche Geſchichte muß ich übergehen. Sie ſind beyde im Publikum bekannt worden, und hängen mit andern mehr delikaten Dingen zuſammen, worinn ich mich nicht miſchen kann. Ich bekenne auch, daß ich die Leute Hrn. Pott und den Röper nicht hinlänglich kenne. Röper reiſete nach Berlin, und dazu ſoll Hr. Pott, wie er ſich ſelbſt gegen den Herrn Profeſſor Jakob in Halle verſchnappt hat, das Reiſegeld hergegeben haben. Dieſes Anekdotum iſt falſch. — In wie ferne aber Hr. Bahrdt oder Hr. Pott gefehlt haben, und welcher der ehrlichſte von beyden ſey, mag das Publikum ſelbſt unterſuchen.

Herr Bahrdt gedenkt nicht ein einzigesmal des Magiſters Avenarius, worüber ich mich wundere. Er war Hrn. Bahrdts Amanuenſis, und hatte ſeine Würde auf einer Univerſität geholt, wo man dachte, wie in Padua, ſumimus pecuniam, et mittimus aſinum in patriam. Freylich denkt man auf vielen Akademien ſo. Nachdem er ſich lange herumgetrieben hatte, kam er nach Halle, wo er bey Hr. Bahrdten, der ihn ſchon in Erfurth gekannt und unter ſeinem Namen eine Schrift gegen die daſigen Theologen herausgegeben hatte, als Scribax unter kam. Es war ein poſſierlicher Menſch: Alle Abend ſaß er in einer Kneipe, wo er ſein Gläſel Schnapps trank, und in Seligkeit ſchwamm, wenn ihm die Jungfer Langin auf dem Saumarkt zuproſtete. Oft klagte er in ſolchen Kneipen über Hr. Bahrdt, und dann konnte man allerhand Anekdötchen von ihm herauslocken. Er trug ſo nicht wenig bey, zu manchem Stadtmährchen.

chen, welches zu des Doktors Nachtheil kurſirte. – Im übrigen war er ein trübſeliger Ignorant, über den der geweſene Magiſter, jetziger Soldat Laukhard *) ſich oft weidlich luſtig machte, wenn er mit ihm von den großen Ketzereien des Markolphus, welcher den Urſprung der Welt aus Tabaksdampf behauptet, und des Eulenſpiegels, von welchem eigentlich die Manichäer herkommen, räſonnirte, und ſich Hrn. Avenarius Meinung und Gutachten darüber ausbat.

Als der Doktor arretirt wurde, blieb Meiſter Avenarius auf dem Weinberg und ſchrieb, was man ihm angab; ging auch botiſch nach Erforderniß. Hernach nahm ihn Hr. Bahrdt mit nach Magdeburg, wo er für ihn ſchreiben mußte, aber der arme Teufel hatte das Unglück, dem Doktor zu isfallen, oder der Mamſell Chriſtine, und wurde nicht wieder mit nach Halle genommen. Er hält ſich noch in Magdeburg auf, wo er kleine Kinder informirt, und ein ſehr elendes trauriges Leben führt. Er klagt bitterlich über den Doktor, und giebt ihm ganz öffentlich ſchuld, daß er ihm ſeine ſaure Arbeit nicht bezahlt habe. Der arme Avenarius! – Lange war er im Fegefeuer, ſo lange er nämlich bey dem gebieteriſchen, ſtörrigen über alles nörgelnden Bahrdt war: aber da konnte er doch ſich ſatt eſſen; jetzo ſitzt er gar in der Hölle, muß manchmal Hunger leiden, und ſich obendrein in den Bier- und Schnapps-Kneipen – denn die beſucht er noch immer, wenn nur der Sechſer da iſt – von Philliſter und Gnoten zum Hänschen machen laſſen: – In dem jämmerlichen Dramo, Bahrdts Gefangennehmung betitelt, hat Hr. Avenarius auch ein Rolle.

*) auctor huius libelli!

Der Doktor will S. 213. den jungen Mann, welcher einige Jahre bey ihm zugebracht, und ſeine Kinder unterrichtet hatte nicht nennen, um ihm, wie er ſagt, keinen Schaden zu thun, wenn er jezt irgendwo ſein Glück zu machen, Hofnung haben ſollte. Aber wenn er des Menſchen ſchonen will, warum muß er denn wahre ſchlechte Streiche von ihm erzählen! z. B. S. 217. daß er ihm 150 Thaler Kollegiengelder (?) untergeſchlagen: daß er ſich eine ungeheure Anzahl Exemplare von den erſten Bänden des Kampiſchen Reviſionswerks verſchrieben, und die geſammleten Pränumerationsgelder mitgenommen hatte: daß er endlich den Hrn. Bahrdt noch um 2 Louisdor und einige Bücher betrog u. ſ. w. Das heiſt nicht ſchonen. Es mag wahr ſeyn, was Hr. Bahrdt zum Nachtheile des M. . . . ſagt, aber öffentlich in der Biographie hätte es nicht müſſen erzählt werden.

Dieſer M. . . der ſo lange bey Hr. Bahrdt zugebracht hatte, hatte ſich an des Doktors Hausmädchen, Julie gehängt, und ging hernach mit ihr fort. Hr. Bahrdt erzählt, dieſe Julie habe ihm in Leipzig bekennt, daß ſeine Frau ſeine Kaſſe geplündert, und ihm ſechs Louisdor entwendet habe. Das wird blos geſagt, um ſeine Frau anzuſchwärzen, und ihr einen Hieb zu verſetzen. Ich kann die Sache ſo geradehin nicht glauben, denn der Doktor iſt gegen ſeine Frau allemal partheiiſch, und kann keinen Zeugen abgeben. Daß aber Madam Bahrdt, wie S. 220. geſagt wird, die tugendhafte, und von ihr ſelbſt bis zur innigſten Vertraulichkeit geliebte Julie erſt einige Zeit nach ihrem Abzug beſchuldigt habe, daß ſie ihr über 50 Thaler werth an Wäſche und Kleidung entwendet hatte, iſt falſch. So niedrig hat Madam Bahrdt niemals handeln können. Der Herr Doktor läßt keine Gelegenheit vorbey gehen, die gute Frau zu proſtituiren: der Leſer ſoll aus dieſer Relation ſchließen, daß Madam Bahrdt vielleicht die Wäſche u. dgl. ſelbſt verkauft, das gelöſte Geld verthan, und hernach unſchuldiges Geſinde des Diebſtahls beſchuldiget habe. So ſoll der Leſer nach Hrn. Bahrdts Intention ſchließen: ſo ſucht er ſeiner guten Gattin allerley Vergehungen aufzubürden, damit die notoriſche Wahrheit, daß der Doktor ſie fortgejagt hat, um eine H... – denn ſonſt iſt Mamſell Chilzine doch nichts – zu behalten, und ungeſtört mit ihr zu leben – nicht ſo ſehr auffallen möge. Aber er bemüht ſich vergeblich; das Publikum denkt allemal, was es denken muß.

Sonſt lebt Hr. Bahrdt gegenwärtig ziemlich ruhig auf ſeinem Weinberge. Alle Tage iſt da ein Zuſammenfluß junger Leute, welche ſich luſtig machen, trinken, ſpielen und ſonſt thun. Dabey muß ich aber doch ſagen, daß man den Bahrdtiſchen Weinberg übel verſchrien hat, wenn man ſagte, er ſey ein Bordell. Das iſt er wirklich nicht, und ich muß hier öffentlich bekennen, daß man da gar keine Gelegenheit findet zu dergleichen Vergnügungen, wenn ſchon dann und wann ſich einige Nymphen aus Halle da ſehen laſſen, welche eben nicht im beſten Rufe ſtehen. –

Die Gäſte rühmen übrigens die Wirthſchaft, und geben Hrn. Bahrdt das Zeugniß, daß er ein recht guter Wirth ſey, daß er gutes Bier, guten Schnapps, guten Koffee habe, daß man für ſein Geld ganz artig bey ihm eſſe u. ſ. w. lauter Dinge, die wirklich an einem Billardeur zu loben ſind. Man rühmt noch die groſſe Freundlichkeit des Doktors gegen alle ſeine Gäſte, auch gegen die niedern Standes. – Vor einigen Wochen hat er ein Hanenſchlagen angeſtellt, welches einige Gnoten oder Handwerksburſche in Paſſendorf erfunden, und die Studenten auf Hr. Bahrdts Weinberg nachgemacht hatten.

Warum aber der Dokter ſeinen Doktortitel nicht ablegt, und ſich ſchlechthin Herr Bahrdt nennen läßt, begreiſe ich nicht. Er hat für poſitive Religion, folglich auch für Theologie keinen Reſpekt, beyde ſieht er für Geburten des Aberglaubens und der Prieſtertyranney an. Daß er ſich nun noch einen Doktor von dergleichen Dingen nennt, iſt wunderbar: er ſollte wirklich gegen die Titulatur proteſtiren, und ſich wenigſtens niemals Doktor nennen. Dieſe Würde ſchickt ſich auch gar nicht, für einen Gaſtwirth und Billardour. Er würde doch immer ein Gelehrter bleiben, geſetzt auch er verbäte ſich den Doktor Theologiä. – In Halle lebt bey dem Regiment ein gewiſſer Laukhard, welcher ehemals Magiſter der Philoſophie in Halle war, und auf der Univerſität über hiſtoriſche Gegenſtände Collegien las. Gewiſſe unangenehme Zufälle,*) wozu aber gewiß keine Bubenſtücke gehören, nöthigten den armen Mann, ſeinen Stand zu verändern und Soldat zu werden. Er iſt mit ſeinem Schickſal, das freylich durch geringere Unannehmlichkeiten nicht das beſte iſt, ziemlich zufrieden – aber den Magiſtertitel mag er nicht mehr hören, weil er glaubt, ein ſolches Beywort ſey ein gewiſſer Vorwurf gewiſſer Leichtſinnigkeiten, welche er hätte vermeiden können. Er wird ſein Leben beſchreiben, und in einigen Theilen herausgeben. Ich glaube, daß er dabey aufrichtig zu Werke gehen wird, und da er in manchen Verhältniſſen geweſen iſt, ſo kann ſeine Biographie wenigſtens für junge Leute nützlich genug werden.

---

*) aes alienum grande!

Es ſcheint faſt, daß Hr. Bahrdt ſein übriges Leben auf dem Weinberge zubringen, und ſich nicht ferner mehr in weitausſehende Projekte mengen werde. Wenn er das zu thun willens iſt, ſo mag er ſich doch hüten, ſeiner Feder nicht mehr ſo, wie bisher den Lauf zu laſſen, denn ſonſt möchte einmal mit ihm Jemand deutſch ſprechen, wie er mit dem Ritter Zimmermann gethan hat, der vielleicht was mehr zur Satisfaktion verlangt, als den D. Bahrdt mit der eiſernen Stirne.

Nächſtens wird Hr. Bahrdt einen Kommentar über ſeinen Katechismus der natürlichen Religion herausgeben: wovon man die Anzeige in ſeiner Billardſtube neben der Küchenthüre angeheftet, leſen kann.

Meine Leſer dürfen ja nicht glauben, daß ich nicht weit mehr hätte zum vierten Theile dieſer Biographie liefern können. Es iſt beynahe keine Seite, worüber man nicht einige, und ziemlich treffende Anmerkungen machen könnte: allein ich wollte gerade nur ſo viel ſagen, als zur Rechtfertigung einiger ſehr rechtſchaffner Männer und zum

Beweiſe nothwendig war, daß man dieſe Lebensbeſchreibung keinesweges als ein Buch anſehen darf, woraus gültige Zeugniſſe zu nehmen wären. Hat übrigens Hr. Bahrdt Luſt, dieſe Bogen zu widerlegen, ſo werde ich vielleicht noch mehr vollſtändige Sachen ſammlen, welche noch gar manches aufklären ſollten, das ihn angeht.

Im Februar dieſes Jahres (1791.) ſtarb Hrn. Bahrdts älteſte Tochter im achtzehnten Jahre, und wurde auf dem Weinberg begraben, welches viel Menſchen aus der Stadt hinauszugehen bewog.

Die Mamſell Bahrdt war bis kurz vor ihrer Beerdigung zu ſehen. Zu ihren Füßen lag ein von ihrem Vater geſchriebner Zettel, den Hr. Dreißig ohne die geringſte Erlaubniß von Herrn Bahrdt zu haben, drucken, und auf den Weinberge das Stück zu 6 Pfennige durch Jungens verkaufen ließ.

Nothwendig wußte Hr. Bahrdt dieſes gleich. Es wurde ein ſolcher Burſche mit ſeinen Blättern zu ihm gebracht, die er ihm dann konfiscirte. – Der Junge lief ſogleich zu Dreißig, und klagte ihm, daß ihm ſeine Waare wäre abgenommen worden; und dieſer hatte die Verwegenheit ſelbſt zu Hrn. Bahrdt ins Haus zu gehn, und ihn des Vorgangs wegen zur Rede zu ſetzen. Hr. Bahrdt hielt ihm ſeine Impertinenz derb, und das wie billig vor, las ihm den Text nach Noten, und nahm ihn beym Arm, um ihn zur Thür hinaus zu werfen. Dreißig aber widerſetzte ſich auf eine ſehr thätige Art, es kam zum Katzbalgen, und da kamen auf den Lärm die Markers nebſt Chriſtinen dazu, und ſo wurde Dreißig tüchtig und derb – von Chriſtinen

nen mit dem Pantoffel – ausgeprügelt, und aus dem Hauße geſchmiſſen. Dreißig wollte hierauf entfliehen, er wurde aber von einer großen Menge Studenten eingeholt und gezwungen, es den Doktor auf den Knien abzubitten, wobey letzterer ſehr viel Autorität blicken ließ! –

So endigte ſich die Tragödie eines Leichenbegängniſſes mit einer komiſchen Schnurre, ſo ganz à la – man weis wohl.

Selbſt die Bürger in Halle fühlen den Unterſchied zwiſchen Hrn. Bahrdts Lebensart und ſeiner hochgeprieſenen Theorie. Er hat im Gefängniß ein Buch geſchrieben: Sittenbuch für den Bürger, Halle 1789. Dieſe Schrift enthält eine ganz gute Moral, und viele Bürger haben ſie gekauft, und mit Vergnügen und Nutzen geleſen. Aber den Verfaſſer wollen die Leute nicht loben, da er andern predige, und ſelbſt verwerflich werde. Vielleicht wird der Kommentar über ſeinen Katechismus die Sache in ein beſſeres Licht ſetzen, und den Leuten die Decke Moſis abreißen. Denn der Katechismus enthält wirklich Grundſätze, nach denen es nicht nur erlaubt iſt, keine poſitive Religion zu haben, und die Religion der Chriſten als fanatiſches Zeug- und Poſſenwerk zu verlachen, ſondern auch manche bisher geſchätzte Tugenden, der Keuſchheit, der Treue im Eheſtand u. a. m. unter gewiſſen Umſtänden, wenn man z. B. ſeine Geſundheit und andre Umſtände dabey nicht vernachläßigt und verdirbt – für gleichgültige Dinge zu halten, und ihnen nach Gefallen entgegen zu handeln. – Wenn wird doch die liebe Zeit kommen, wo dieſe Aufklärung allgemein ſeyn wird? –

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hist. Univ.
Hist. Coll. Civ.

Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über den
Feldzug
des
Herzogs von Braunſchweig
gegen die
Neufranken
im Jahre 1792.

Tros Rutulusve fuat, nullo diſcrimine
habebo!

Zweite unveränderte Auflage.

Germanien, 1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Briefe

über den

eldzug des Herzogs v. Braunſchweig.

Erſtes Pack.

Die magiſchen Täuſchungen, womit man
er Andere und ſich betrog, laſſen ſich nur
inem Nebel ſpielen; und gewaltſame Mit-
— außer dem, daß ſie eben ſo unbillig als
aft ſind — beſchleunige in der That die
erliche Kataſtrophe, welcher man dadurch
euen will.“

Neue Götter Geſpräche von Wieland,
S. 368.

Vorbericht.

Der Verfaſſer dieſer Briefe war ein Augenzeuge der Begebenheiten bey der preußiſchen Armee, der gerade nicht mehr, und nicht weniger von den Vorfällen des Feldzugs des Herzogs von Braunſchweig, im Jahr 1792. aufſchrieb, als er ſelbſt geſehen und erfahren hatte.

Er hatte nichts weniger im Sinne, als eine ausführliche und zuſammenhängende Geſchichte dieſes unſeligen Feldzuges zuſammen zu tragen: aber ſeine Nachrichten ſollten als Bruchſtücke, doch ein nicht zu verachtender Beytrag zu dieſer Geſchichte ſelbſt ſeyn. Aus dieſer Rückſicht muß man ſich es erklären, warum Manches, was würklich mit und bey den Preußen und deren Alliirten vorgefallen iſt, ſich in dieſen Blättern nicht findet. Begebenheiten, bey denen unſer Verfaſſer nicht zugegen war, hat er entweder nur kurz berührt, oder gar übergangen.

Die Hauptabſicht dieſer Briefe iſt, einen Beweis aufzuſtellen: daß der erſte Plan des Herzogs von Braunſchweig, Frankreich durch einen Angriff auf Paris zu überwältigen, Ludwig XVI. auf ſeinem Throne zu befeſtigen und dadurch Ruhe und Conſiſtenz in dieſes Reich wieder einzuführen, geſcheitert iſt, und daß unſer König ſowohl, als ſein bevollmächtigter Heerführer, durch die falſchen Vorſpiegelungen der Emigrirten auf eine unerhörte und beynahe unglaubliche Art getäuſcht und hintergangen ſind. Und dieſen Beweiß denkt er geliefert zu haben.

Das Publikum wird daher, wie der Verfaſſer ſich im voraus ſchmeichelt, dieſe Briefe einer gütigen Aufnahme würdigen: und geſchieht dieſes, ſo ſoll — wenn anders der Verfaſſer am Leben bleibt — eine Fortſetzung geliefert werden.

Der freie, unbefangene Ton, welcher in dieſen Nachrichten herrſcht, wird Niemanden beleidigen! es iſt der Ton der Wahrheitsliebe und der Unpartheilichkeit. Der Verfaſſer ſteht freilich im preußiſchen Dienſte, aber er weiß doch recht gut, was er der Wahrheit und dem Publikum ſchuldig iſt.

Daß manche preußiſche Generale und Officiere, welche an Vorfällen, die beſchrieben ſind, Antheil gehabt haben, nicht genannt ſind, geſchah würklich aus Achtung gegen dieſe Männer, und nicht aus Unwiſſenheit, Uebereilung oder gar aus Menſchenfurcht.

Uibrigens muß auch die Schreibart des Verfaſſers entſchuldiget werden. Er ſchrieb in kleinen rauchrichten Stuben, unter ſtetem Getümmel der Soldaten: wo ſollte da der edle Stil herkommen? Der Verfaſſer war ſchon zufrieden, die Thatſachen ſchlichtweg aufgezeichnet zu haben.

So viel und nicht mehr, ſchien zum Vorberichte nöthig zu ſeyn.

Erſter Brief.

Sie verlangen von mir, mein Beſter, daß ich Ihnen die mannigfaltigen Erfahrungen mittheile, die ich im gegenwärtigen Feldzuge gemacht habe. Das iſt nun für ſich ſchon ein hübſch Stückchen Arbeit, welches nichts mehr erfordert, als einen Erzähler, der Kopf und Muße genug hat, eine recht intereſſante Unterhaltung aufzuſetzen. Aber wenn ich mich auch über die Art der Beſchreibung hinwegſetzen, und meinen Ton, meine Art vorzutragen, als hinlänglich ſchicklich anſehen wollte, ſo kommen mir doch andere Schwierigkeiten in den Weg, die ich nicht ſo leicht wegzuräumen vermag. Der Spektakel, welcher jetzt ſo viele große und kleine Akteurs und Zuſchauer beſchäftiget, und den man den franzöſiſchen Patriotenkrieg nennet, kann von ſo vielen verſchiedenen Seiten betrachtet werden, daß es dem Beſchreiber allerdings ſchwer fallen muß, einen ſolchen Geſichtspunkt zu treffen, der wenigſtens den meiſten Leſern behage.

Als ein gebohrner guter Deutſcher, und als Unterthan eines deutſchen Monarchen, ſollte ich wohl alles, was die Neufranken unternehmen, als ſchändliche Verbrechen aufſtellen, und nach Art manches gedungenen oder Beförderungsdürftigen Journal- und Zeitungs-Schreibers in unſerm lieben Deutſchland, bey jeder Gelegenheit auf die Fränkiſche Nation ſchimpfen. Denn würklich, man fängt ſchon an, das Schimpfen auf die Neufranfranken als ein weſentliches Stück des ächten deutſchen Patriotismus anzuſehen, und alles, was an und von Franzoſen iſt, mit den gehäſſigſten Farben abzumalen, nur um ſeine Liebe gegen das Vaterland und ſeine Ergebenheit gegen die Fürſten ſo im Schmauch zu erproben. Und dies gilt ſogar von ſogenannten vornehmen Herren! Neulich befand ich mich in einem Zimmer, wo viele von der Art beyſammen waren, und über die franzöſiſchen Angelegenheiten discurrirten. Ein junger artiger Mann bezeigte ſein Misfallen, als ein anderer, die Franzoſen immer Buben, Flegel, Racker u. ſ. w. ſchalt. Was geſchah? Ein älterer angeſehener Mann beſtrafte den erſtern mit den Worten: „das ſind heilloſe Leute, mein Herr, die da nicht wollen die Franzoſen geſcholten wiſſen. Nur flugs mitgeſchoſſen! — Und das ſollte Patriotismus ſeyn! Sonderbar, daß der größte Theil der Menſchen lieber Preußen, Oeſtreicher, Heſſen, Sachſen u. d. gl. ſeyn wollen, als — Menſchen!!

Andre hingegen, welche bey weitem nicht den kleinſten Theil unſers deutſchen Publikums ausmachen, betrachten Alles, was ſeit fünf Jahren in Frankreich vorgieng, als die wohlthätigſte Anſtalt der Vorſehung, Europa vom Joche der Sklaverey zu befreien, und den Völkern ihre angebohrne Freiheit wieder zu erringen. Sie führen daher eine Sprache, die der Sprache der franzöſiſchen Freiheitspatronen ſehr nahe kommt. Und wenn ſchon der Ton dieſer Herren ſeit dem Anfange des Krieges ſelbſt, etwas behutſamer und leiſer geworden iſt, ſo ſind doch ihre

Geſinnungen und Grundſätze in dieſer Rückſicht noch immer dieſelben, ja vielleicht um ſo viel reger, um wie weniger man ihnen freyen Ausdruck und Umlauf zuläßt. Nichts reitzt mehr, als ein Verboth.

Wie ſoll ich es nun machen, mein Lieber, um keinen von beyden Theilen zu beleidigen, um ſo mehr, da ich voraus ſehe, daß Sie meine Nachrichten durch den Druck bekannt machen werden? Ich bin wahrlich ein ehrlicher Deutſcher, und ein recht gutgeſinnter preußiſcher Unterthan: ich liebe mein Vaterland aufrichtig, und verehre unſern Friedrich Wilhelm, wie es ein Fürſt verdient, der an Gutmüthigkeit und militairiſcher Popularität unter den heutigen Regenten vielleicht wenige ſeines gleichen hat. Allein ich bin auch Menſch, und als Menſch bewundre und lobe ich auch recht aufrichtig vieles, was meine Brüder, die Neufranken, zu ihrer Entjochung und zur Begründung ihrer Freiheit und Rechte unternommen haben, und noch unternehmen: ja, ich laſſe ihnen ſogar die Gerechtigkeit wiederfahren, daß ſie während des Krieges da manches klug, vorſichtig, brav und großmüthig ausführten, wo es unſern eignen Leuten an Klugheit und Vorſicht zu mangeln ſchien. Die Folge meiner Nachrichten ſoll dieſes näher ausweiſen. Dies indeß ſoll mich nicht zum blinden Anbeter der franzöſiſchen Demokratie herabwürdigen: ich ſehe manche Anſtalten der Franken als abſcheulich, manche als abgeſchmackt, manche als kindiſch an, und weiß insbeſondere recht wohl, was ich von einem Theile ihres jetzigen Militairs zu denken und zu urtheilen habe. Freilich bin ich als Preuße, der gerade gegen die Franken zu Felde liegt, nicht unpartheiiſch: aber als Schriftſteller — will ich in meinen Nachrichten über ſie und uns durchaus unpartheiiſch ſeyn, und werde ohne alle Nebenabſichten, vieles an uns ſelbſt, tadeln und vieles im Gegentheil wieder am Feinde loben, das ich doch nicht ohne Widerwillen loben oder tadeln kann: das heißt, nicht ohne den Wunſch, daß die Sache ſich anders verhalten möchte. Ich werde daher, ſo lange ich die Feder in der Hand habe, thun als wäre ich weder Deutſcher noch preußiſcher Unterthan, und ſo kaltblütig bloß nach Sachen berichten, wie wenn ich nicht aus bitterer Erfahrung, ſondern aus uralten Büchern meine Nachrichten ſchöpfte. Doch wozu ein Weiteres! ich gehe vielmehr zur

Sache ſelbſt über. Der Verlauf meiner Berichte mag es ausweiſen, ob ich Wort gehalten habe. Reflexionen und Raiſonnements liefere ich vielleicht hintendrein. Erſt Thatſachen: dann Ueberſicht, Verbindung und Folgerung!

Der Reichenbacher Friede, den der König in Preußen 1790 mit dem Kaiſer ſchloß, war der Grund eines genauen Bündniſſes beyder Mächte, worüber alle Politiker in Europa ſtutzig wurden. Ein gewiſſer Schriftſteller ſagte, dieſer Friede ſey, wie der Friede Gottes, über alle Vernunft erhaben; und andere kritiſirende Politiker ſahen ihn als eine ergiebige Quelle vieler merkwürdiger, aber auch für das Haus Preußen ſehr nachtheiliger

Folgen an. Als im ſiebenjährigen Kriege der unkluge Ludwig. XV. ſich mit Oeſtreich verband, prophezeihte jeder, der nur einige Kenntniß von Staats-Angelegenheiten hatte, vieles Unglück für Frankreich, und man betrog ſich nicht. Wie vielmehr muß dieß von der öſtreichiſchen Allianz für ein Haus gelten, deſſen ganze Macht von der Verringerung ſeines Bundesgenoſſen abhängt? Hier iſt der Ort nicht, den Beweis einer Behauptung näher zu führen, deren Wahrheit ſo zu ſagen in die Augen fällt, beſonders, wenn man bedenkt, daß Sachſen in eben dieſes Bündniß zu Pilnitz mit aufgenommen iſt. Vor zweyhundert Jahren würde man hierbey gedacht haben, daß zwei erzkatholiſche Häuſer die Abſicht haben müßten, ein drittes Ketzeriſches zu bekehren, und unter der Maſke der Religion alle Leichtgläugläubigen — ... Doch, was kümmert uns hier Roſenkreuzerey, Papſt und Religion!

Eine der genannten Folgen dieſes Bündniſſes war der Feldzug der Preußen gegen die Neufranken. Vor einigen Jahren, als das gute Vernehmen zwiſchen dem Wiener und Berliner Hofe aufgehört hatte, und ein Krieg zwiſchen beiden Mächten auszubrechen begann, beſchuldigte man den König von Preußen, daß er abſichtlich, um dem Hauſe Oeſtreich wehe zu thun, die fränkiſchen Unruhen begünſtigte. Man wollte ſogar behaupten, daß ein großer Prinz, der mit dem Könige nahe verwandt war, die Ausgabe der franzöſiſchen Schrift: Vie privée de Marie Antoinette, befördert oder gar ſelbſt beſorgt habe. Ich will nicht anführen, daß der große Mirabeau mit verſchiedenen wichtigen Berlinern in vertrautem Briefwechſel geſtanden hat. Genug, der König von Preußen ſchien noch vor zwey Jahren ein Freund der fränkiſchen Revolution zu ſeyn.

Ob eine ſolche Freundſchaft für Preuſſen nützlich werden konnte, iſt eine Frage, an deren Auflöſung hier nicht viel gelegen iſt, die ich aber aus guten Gründen gerne bejahte. — Aber, wie geſagt, Preußen machte mit Oeſtreich Friede, und erklärte ſich bald hernach öffentlich als einen Gegner der neufränkiſchen Revolution. Man wußte bald in ganz Deutſchland die Geſinnungen des Berliner Hofes; und verſchiedene Fürſten, beſonders die beyden Herren Kurfürſten zu Mainz und Trier begünſtigten ſehr thätig die franzöſiſchen

Emigranten, welche theils aus Unwillen über die Konſtitution, theils um dem Gefängniſſe oder gar dem Laternenpfahl zu entgehen, ihr Vaterland verlaſſen hatten, und nun Schutz und Aufenthalt in Deutſchland ſuchten und fanden. Die beyden Königlichen Brüder, der Graf von Artois und der von Provence wohnten meiſtens in Coblenz, und der Prinz von Conde trieb ſich in Worms herum. Jenes iſt die Reſidenz des Kurfürſten von Trier, und dieſes hängt vom Mainzer Stuhl ab.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die Emigranten viel Geld in dieſe und andere deutſche Städte gebracht und da verzehrt haben; aber ſie haben auch viel Unheil geſtiftet, und eine ſeltene Sittenloſigkeit eingeführt, von der ich Gelegenheit haben werde, mehr zu ſagen.

Den Neufranken konnte es unmöglich gleichgültig ſeyn, daß eine Menge ihrer verzogenen Landsleute, welche in Frankreich wegen ihrer vorigen landesverderblichen Aufführung und nun wegen ihrer Flucht als Staatsverbrecher angeſehen werden mußten, bey den deutſchen Fürſten Schutz fanden, und von ihnen gleichſam unterſtützt wurden, um Truppen zu werben, und ſich in wehrhaften Stand zu ſetzen. Sie beſchwerten ſich deswegen zu verſchiedenen malen theils bey den beſchützenden Fürſten ſelbſt, theils bey andern Reichsſtänden; aber umſonſt.

Im Anfange des Jahres 1792 ſchien es, als wenn die Franzoſen in Deutſchland einbrechen wollten: einige deutſche Zeitungs und Journalſchreiber machten ſchon eine vollkommene Gewißheit daraus. Aber erſt nach und nach rückten einige Corps heraus; jedoch ohne Nachdruck und Subſiſtenz: denn es lag Verrätherey im Hinterhalt.

In den Niederlanden geriethen die kaiſerlichen Truppen zuerſt in Drang: die Franken fielen da ein, und, waren nicht ſelten glücklich. Sie ſuchten die Abneigung der dortigen Einwohner gegen das Haus Oeſtreich zu benutzen, und eine Inſurrection wieder anzufachen, die kaum getilgt war. Die Uneinigkeit der Franzoſen ſelbſt machte einen auswärtigen Krieg nothwendig. Die Klügern unter ihnen ſahen ein, daß erſt dann Ruhe und Einigkeit in ihrem Vaterlande wieder zu erwarten ſeyn würde, wenn ihre Uneinigkeit ſich auf einen ausländiſchen Feind concentrirte: und gerade ſchien der Kaiſer hierzu der ſchicklichſte Feind zu ſeyn. Er arbeitete ihnen auf allerhand Art und unter allerley Vorwänden entgegen, und war erſchöpft durch Wahlen, Krönungen und Türkenkrieg.

Man glaubte indeß in Frankreich nicht, daß Preußen ſich mit Oeſtreich gegen die Franzoſen verbinden würde: man ſchloß aus politiſchen Gründen, daß Preußen des guten Verſtändniſſes mit Oeſtreich ohnerachtet, doch niemals ein thätiger Freund einer Macht werden könnte, welche klein werden muß, wenn Preußen groß ſeyn ſoll. Aber die franzöſiſchen Politiker irrten ſich diesmal: der König von Preußen ließ würklich im

Sommer des Jahres 1792. marſchieren, und griff Frankreich erſt allein, hernach verbunden mit Oeſtreich und Heſſenkaſſel thätig genug an. Soviel zum Voraus!

Dieſen Feldzug will ich jetzt beſchreiben. Wohl mir, daß ich Preuße bin, und als Preuße ohne Furcht, beſtraft oder angefeindet zu werden, manches frey heraus ſagen und ſchreiben darf, was man in andern Dienſten kaum zu denken oder leiſe zu reden erlaubt! Was allgemein bekannt iſt, übergehe ich, oder berühre es nur kurz. Auch ſehe ich nicht auf das Hergebrachte bey Briefen: mir iſt es um Sachen zu thun; nicht um Form, und noch weniger um — Complimente.

Zweiter Brief.

Im Juni 1792. brachen einige preußiſche Regimenter auf, und zogen ſich nach Coblenz, wo ſie ſich vereinigten. Das Heer beſtund ohngefähr aus 50,000 Mann, und der regierende Herzog von Braunſchweig erhielt das Oberkommando. Zugleich wurde dieſem Prinzen das Kommando über die kaiſerlichen und heſſiſchen Truppen anvertraut, welche noch zu den Preußen ſtoßen ſollten. Der König ſelbſt mit ſeinen zwei älteſten Prinzen und einem Sohne des Prinzen Ferdinand von Preußen begleitete die Armee. Die Gegenwart des Königs flößte den Soldaten nicht wenig Muth ein, ſo wie die herablaſſende Güte dieſes Monarchen das Urtheil beſtätigte, das jederman von ihm längſt gefällt hatte.

Die Regimenter waren nicht aus einer oder einigen Provinzen Preußen gezogen, ſondern aus ſehr verſchiedenen, weit von einander entfernten Ländern. Es waren das Regiment Herzberg aus Glatz, das von Thadden aus *Halle in Sachſen*, das von Kenitz aus Königsberg in der Mark, das von Romberg aus Bielefeld, das von Braunſchweig aus Halberſtadt und ſo weiter. Das geſchah, um keine Provinz ganz zu entblößen u. dgl. — Dieſe Armee war nun freilich nicht ſehr zahlreich, indem ſie kaum den vierten Theil der preußiſchen Truppen ausmachte: allein da die kaiſerlichen und heſſiſchen Truppen dazu ſtoßen ſollten, ſo mußte es ſchon ein ſehr anſehnliches Heer werden.

Der König hatte bis Coblenz ſehr gut für die Verpflegung ſeiner Truppen geſorgt: er ließ alle Tage gutes Brod und Fleiſch unter ſie austheilen. Außer dieſem machten ſich die Einwohner der Städte und Dörfer, wodurch wir marſchierten, oder wo wir übernachteten oder ausruheten, dafür, daß wir ihrer Neugierde ein unterhaltendes Spiel lieferten, ein Vergnügen daraus, uns nach ihrem Vermögen gut zu bewirthen. Schon Plutarch ſagt an einem gewiſſen Orte, daß das gute und reichliche Eſſen und Trinken dem Soldaten Muth und frohen Sinn mache. Das hab ich an unſern Leuten ſehr oft wahr gefunden. Munter und froh war jeder bis nach Coblenz: Lachen und frohe Lieder hörte man überall: da wünſchten viele, daß — wie ſie ſich ausdrückten — das Leben tauſend

Jahre ſo währen möchte! Die guten Leute dachten nicht weiter. Für meine Perſon war ich auch zufrieden und froh, ob ich mir gleich ganz andere Vorſtellungen von den Dingen, die da kommen würden, machte, als die übrigen. Ich äuſſerte dann und wann meine Bedenklichkeiten und prophezeihte ſo allerley Böſes; aber man überſchrie mich, und machte ſich alles ſo leicht, wie wenn eine einzige Eskadron oder Compagnie Preußen hinlänglich ſeyn würde, die Neufranken wieder zur Räſon zu bringen. Mich verdroſſen dieſe unreifen Urtheile nicht, weil ſie von Leuten herkamen, die nicht im Stande waren, ein energievolles republikaniſches Kriegesheer von einem Roßbachiſchen Prinzen- und Maitreſſenvölkchen zu unterſcheiden, und die da meynten, wieder ſo etwas von einem Holländiſchen Käſe-Krämer-Kriege vorzufinden. Die Zeit lehrt aber alles.

Unſere Marſchroute übergehe ich: trockne Gerippe behagen niemanden — wenn gleich mancher Reiſebeſchreiber hieran nicht denkt — und meine Reiſekoſten habe ich vom König.

Wo wir hinkamen, fand ich manchen hellen Kopf und -- was noch mehr iſt -- manchen braven Mann: und alle dieſe prophezeihten, wie ich, und nahmen die neufränkiſche Demokratie in Schutz. Die Schickſale Anderer intereſſiren uns um ſo mehr, je mehr ſie mit unſern eigenen verknüpft ſind.

Ohnweit Hadamar trafen wir die ſogenannte Gensdarmerie francoiſe an, welche aus lauter Edelleuten beſtand: es waren eitel Emigranten mit Säbeln verſehen, wie weiland des groſſen Rolands Säbel Durindana genannt. Ich ſprach mit einigen, und hörte bloß Großſprechereien, die nur eben nicht hohe Begriffe von dieſer Gensdarmerie beibrachten. Der wahre Muth zeigt ſich weder in Schimpfworten, noch in Großthuerei.

Um mir und einigen Andern durch Bücherleſen die Zeit zu verkürzen, gieng ich in die Coblenzer Buchläden, durchblätterte ihre Katalogen, und wunderte mich nicht wenig, daß ich alle neue vernünftigere Schriften gänzlich vermißte. Da lagen theologiſche Scharteken, Gebetbücher, Katechismen und elende Romane in Menge; aber die Bücher unſrer guten Autoren waren nicht da: kaum war Wielands goldener Spiegel, oder die Geſchichte der Könige von Scheſchian da. Ich ſagte dem Buchhändler meine Meynung über ſeine Handelſchaft gerade heraus; aber er gab mir zur Antwort: die Bücher, die ich verlangte, wären ja verbotene Bücher, die er nicht führen dürfte: man viſitire jede Meſſe den Laden, und konfiſcire alle verdächtige Artikel: Ueberdies ſey die Leſerey in Köllen und der Gegend herum nicht weit her: es verlohne ſich daher die Mühe nicht, daß man auf die Einführung neuerer Bücher denke. Zudem ſey die Welt jetzo ſchon ſchlimm genug: man müſſe die Freigeiſterei nicht noch vermehren helfen u. ſ. w. Sie haben recht, mein Herr, verſetzte ich: wo Glaube herrſcht, da kann man der Vernunft entbehren, wie dieß große und kleine Herren ausweiſen — hier wie überall — und wo Wein, Liebe und Pfaffenthum zu Hauſe iſt, was kümmerts einem da um — Bücher! — Ich verließ den Buchladen ſehr mißmüthig. Nach Leſebibliotheken hab ich auch gefragt; aber keine ausfragen können, ausgenommen bei einer alten Frau, die den Kaiſer Oktavianus, die Magelona, den Eulenſpiegel und andre Raritäten dieſes Gelichters verleihte.

Ganz Koblenz war damals voll Franzoſen. Es war von Regimentswegen verboten, mit den Emigrirten zu ſprechen, allein dieſes Verbots ohnerachtet wagte ichs gleich in den erſten Tagen, Bekanntſchaft mit dieſen Flüchtlingen zu machen. Ich fand ſie ſo, wie ich ſie gedacht hatte, als — luſtige Brüder, die aus Haß gegen die neue Einrichtung der Dinge, bei der ſie ihre Rechnung nicht fanden, ihr Vaterland verlaſſen hatten, und ſich mit der Hoffnung tröſteten, bald zurück zu kehren, und dann unter dem Schatten der prinzlichen Flügel mit aller nur möglichen Inſolenz wieder zu dominiren. Ich lenkte das Geſpräch mehrmals auf Mirabeau, Lafayette und andre Revolutioniſten; hörte aber Beſchreibungen, wie ſie bei Rachſüchtigen Mode ſind. Von Mirabeau hörte ich, daß er wegen vieler Spitzbübereien habe ſollen gehenkt werden, er habe ſich aber mit der Flucht gerettet, (wie — ſie.) Lafayette war ihnen ein Poltron ohne Herz und ohne militairiſche Kenntniſſe: er ſollte ſich einſt duelliren, aber der Muth fehlte ihm: er ſtellte ſich daher nicht, und erhielt auf dem Hotel de Luxembourg zu Paris öffentlich Naſenſtüber. — Ich wußte recht gut, was ich von dergleichen Schilderungen denken ſollte: ſie machten mir eine ſehr niedrige Idee von der Männlichkeit der Emigrirten. Wer ſeinen Feind durch entehrende Erdichtungen herabzuwürdigen ſucht, verliehrt bey mir allen Glauben.

Sonſt waren die Franzoſen nach ihrer Landesart leichtſinnig und aufgeweckt: ſie ſangen und trallerten auf der Straße wie im Weinhauſe, und ließen ſichs wohl ſeyn. Mit dem Frauenzimmer giengen dieſe Herren ſo frei um, als man nur kann: zweydeutige Reden hörte man immer, die nicht ſelten in recht grobe Zoten ausarteten. Die Sittenloſigkeit, welche die franzöſiſchen Flüchtlinge in Worms und in der Pfalz eingeführt hatten, war auch unter ihrer Anführung in Koblenz eingeſchlichen: beſonders war das Frauenzimmer von ihnen in Grund und Boden verdorben. Dieſe heilloſen Leute bezahlten ihre menus plaiſirs mit ſchwerem Gelde: und da war es ihnen leicht, Eingang zu finden, wo ſie nur wollten. Ich habe mir ſagen laſſen, daß ſie für eine Nacht zwanzig Louisd'or bezahlt haben. Wer will da widerſtehen, zumal in einem Lande, wo alles auf kirchliche Seligkeit abzielt, und der Beichtſtuhl Schurken und Huren wieder ehrlich macht? — Man nannte mir in Koblenz viele Damen, deren Umgang mit den Franzoſen ſehr ruchtbar geworden war, und zeigte mit Fingern auf andre, die man ſogar auf der Gaſſe im vertrauten Umgange mit dieſen Fremden ertappt hatte. Die Vornehmern und Großen unter dieſen Emigrirten, die

Prinzen und andre hielten ſich ordentliche Mätreſſen, welche ganz öffentlich für das bekannt waren, was ſie in der That vorſtellten.

Die Lebensart dieſer franzöſiſchen Kreuzfahrer war nicht ſo beſchaffen, wie jene der Griechen und Römer, welche ſich dann und wann auch aus Aerger über die Regierung aus ihrem Vaterlande entfernten. Es ſchien, als ob die Franzoſen blos eine Luſtreiſe nach Deutſchland vorhätten: ſo üppig war ihr Betragen! Das Geld, das ſie häufig mitgebracht hatten, ſchien ihnen kein Ende nehmen zu können: ſie warfen es gleichſam weg, und bezahlten die Waaren übertheuer, und ſo hoch, als man es foderte. Ich habe mir erzählen laſſen, daß ſie für einen wälſchen Hahn fünf große Thaler gegeben, und das Pfund Butter mit zwey Gulden bezahlt haben. Sie machten demohnerachtet einen ſehr ſtarken Aufwand: ich bin mehrmals Zeuge geweſen von Küchenzetteln, welche ſich auf zwölf bis ſechzehn große Thaler beliefen. Die Herren, für welche dergleichen Zettel gemacht wurden, waren eben keine Prinzen, ſondern ſimple Edelleute und Markis, welche ſonſt in ihrem Vaterlande kaum in einem Jahre das zu verzehren hatten, was ſie in Koblenz und anderswo, in einem Monate ja in einer Woche verpraßten.

Woher die Franzoſen das viele Geld bekamen — iſt eine Frage, die ich nicht aufzulöſen vermag. Man hat darüber verſchiedentlich räſonnirt, da man gewiß wußte, daß ſehr viele ohne alles Geld aus ihrem Lande gelaufen waren. Einige behaupteten, ſie würden von den Prinzen unterſtützt; allein dieſes Vorgeben iſt deswegen ungegründet, weil die Herrn Prinzen, trotz aller heimlichen Unterſtützung von ihrem Bruder dem Könige in Frankreich, und von andern fremden Mächten, doch ſo viel verthaten, und für ihre eignen großen und kleinen Bedürfniſſe, ſo unbeſonnen viel verſchwendeten, daß es ihnen gar oft an Gelde mangelte. Vielmehr borgten die Prinzen ſelbſt gern von ihren reichen Mitrittern. Ein gewiſſer Monſieur Grouard aus Rouen, der beträchtliche Summen mitgebracht hatte, erzählte mir ſelbſt, daß er dem Prinzen Monſieur 10,000 ich ſage zehn tauſend Franken — zum Spiel — an einem Abend geborgt habe: er werde aber davon nichts wieder erhalhalten: die andern Prinzen machten es nicht anders: es wären Bettelprinzen!

Das Vorgeben daß der Kaiſer, der König in Preußen, und andere europäiſche Mächte für die Emigrirten Geld hergäben, um ihre Ausſchweifungen und Praſſereyen zu unterſtützen, iſt noch weniger gegründet. Ich bin wenigſtens überzeugt, daß der preußiſche Hof den lockern Vögeln keinen Kreuzer gereicht hat. Im Preußiſchen, beſonders in Berlin hat es zwar nicht an Leuten gefehlt, welche wiſſen wollten, daß der König, wer weiß, wie viele Millionen, den Emigrirten vorgeſtreckt und dadurch ſeine Schatzkammer geſchwächt habe: allein der König in Preußen iſt eben nicht ſo leichtſinnig, ſein Geld in einen löchrigen Beutel hinzuwerfen: und ihm war es ſehr wohl bekannt, wie löchrig der Beutel der

Emigrirten iſt! Der Kaiſer kann, wie wir wiſſen, ſein Geld auch nützlicher anbringen. Ich wüßte alſo nicht, woher diejenigen unter den Franzoſen, welchen das Geld ausgieng, wieder einiges erhalten hätten, als entweder heimlich aus Frankreich von ihren zurückgelaſſenen Verwandten, oder von ihren miteinverſtandenen Contrerevolutioniſten, oder von ſolchen ausgewanderten Landsleuten, welche reichlich damit verſehen waren.

Die dortigen Einwohner ſtießen ſich indeßen gewaltig an der üppigen Verſchwendung dieſer Franzmänner, ob ſie gleich Geld über Geld dadurch einzogen. In Koblenz, Neuwied, Limburg und ſonſt wo hat man mir mit Verachtung und Abſcheu erzählt, wie dieſe Sardanapalen ſich Fußbäder aus Wein gemacht, und mit den Broſamen von Wecken oder Semmeln, wovon ſie die Rinde abgeſchält hatten, geworfen haben, und was dergleichen mehr war.

In Koblenz hat die Patrouille das Recht, jeden, den ſie in einem zu freien Umgange mit einer Weibsperſon antrift, nach der Wache zu bringen. Das war nun, wie man leicht denken kann, zur Zeit der Franzoſen gar keine Seltenheit: die Patrouille brachte anfangs täglich, troz allem Widerſtande der Herren Süßlinge, troz alles Bittens und Geldbietens, manchen Coridon ein; als aber die Soldaten ſahen, daß dieſe Herren ſich bald zu ranzioniren wußten, wurden ſie klüger, und ließen einen jeden Galan gegen Erlegung einiger Livres, ungeſtört in ſeinem Vergnügen, ja ſie waren noch ſo kompläſant,

ſant, einem Neuangekommenen, der die Schliche noch nicht kannte, feile Waare von der Art zuzuweiſen.

Ob es gleich in Koblenz und andern Orten, wo die Emigrirten ſich aufhielten, an feilen Dirnen nicht fehlt, ſo heilig auch ſonſt dieſe Städte und Oerter ſeyn wollen, ſo kam doch noch viel ausländiſches Gewächs dazu: die Buhldirnen fanden ſich da gleichſam im Mittelpunkt von zwanzig und mehrerern Meilen zuſammen. Sie kamen meiſtens ſchlecht gekleidet dahin, warfen ſich aber bald, mittelſt ihres ſaubern und reſpektabeln Verdienſtes, ins Zeug, und paradirten wie große Damen auf den Straßen daher. Man erzählte in Koblenz viele erbauliche Anekdoten, die hieher gehören, die ich aber aus Achtung für den Wohlſtand übergehe, ob ſie gleich den großen Schaden, den die Herren Flüchtlinge den guten deutſchen Sitten zugefügt haben, deutlich beweiſen. Von Worms aus hat man dergleichen auch geſchrieben: unter andern ſoll dort eine Mutter und ſieben Töchter zu gleicher Zeit von den Franzoſen ſchwanger geweſen ſeyn.

Ich habe einigemal in den öffentlichen Häuſern zu Koblenz über die Emigrirten, und den Schaden, den ſie in Deutſchland ſtifteten, derb losgezogen; dabey aber großen Widerſpruch gefunden. Ein gewiſſer Koblenzer Herr, der ſich auf ſeine finanzioſen Kenntniße nicht wenig zu gute that, behauptete, daß die Franzoſen Nutzen ſchaften, und berief ſich auf das Beiſpiel der Provinzen, welche im vorigen Jahrhunderte die ausgewanderten Hugenotten aufgenommen hätten. Ich erwiderte, das ſey hier gar nicht der Fall: die Hugenotten wären ordentliche, brave Leute, arbeitſame und ſtille Bürger geweſen, die jetzigen Emigrirten aber — wären durchaus verdorbene Menſchen, ſtolz, tollkühn, ohne Achtung fürs Geſetz, ohne Sitten, ohne Kenntniſſe, ohne nützliche Künſte, ans wohllüſtige Leben und an Ausſchweifungen gewöhnt: welchen Vortheil ſich alſo wohl eine Provinz von ſolchen Leuten verſprechen könnte? Ich fügte hinzu: ob nicht jeder ehrliebende Mann, der Tugend und Rechtſchaffenheit liebt, und der ſie für die einzigen wahren Stützen der Länder, für den Grund des Wohlſtandes der Nationen anſieht, eine Menſchenhorde verabſcheuen müßte, die eben deswegen ſchon das Brandmark an ſich trüge, weil ſie ſich den guten Geſetzen ihres Vaterlandes widerſetzte, weil ſie ſich wie unſinnig ſträubte, Kleinigkeiten aufzuopfern, um das Wohl des Ganzen feſt zu gründen und zu fördern? — Ich fuhr in dieſem Tone fort, und fieng an, meine Behauptungen aus der ältern und neuern franzöſiſchen Geſchichte zu beſtätigen; allein mein Herr ward böſe, ſtand auf, und ließ mich ſitzen.

Der Bediente des Grafen von Vergennes, eben des, welcher ſonſt franzöſiſcher Geſandter in Koblenz geweſen war, ſich hernach zu den Emigrirten geſellt hatte, im Grunde aber ſehr gut für ſein Vaterland zu denken ſchien, ob er ſich gleich nicht deutlich erklärte, aus Furcht, wie leicht zu denken iſt: denn ich weiß, daß der Graf ſchon mehrere Verſuche bey der Nationalverſammlung gemacht hat, um wieder mit Ehren nach Frankreich zurückkehren zu können; die aber wahrſcheinlich, weil der Graf gewiſſe Vorzüge behalten wollte, die man ihm nicht laſſen konnte, bisher geſcheitert ſind —— Alſo der Bediente dieſes Grafen, der in eben dem Hauſe ſaß, und verſchiedenes von unſerm Geſpräche verſtanden hatte, näherte ſich mir höflich, redete mich auf ſeine Sprache an —— wir hatten vorher deutſch geſprochen, welches der Bediente einigermaßen verſtand — und ſagte: daß ich zwar im allgemeinen Recht hätte, doch aber zu weit gienge, wenn ich alle Emigrirten in eine Brühe werfen wollte. Viele derſelben wären die redlichſten Männer von der Welt, welche gewiß für die Freiheit ihres Vaterlandes ſo ſehr eingenommen wären, als es keiner von den Herren Jakobinern ſeyn könnte; aber ſie wären im Strome hingeriſſen, wären

verführt worden, man hätte ihnen Angſt gemacht, hätte ihnen gedroht, hätte ihnen im Gegentheil goldne Berge verſprochen, wenn ſie auf die Seite der Royaliſten oder der Prinzlichgeſinnten treten würden. Es würden, ſetzte er hinzu, gewiß viele von dieſen Leuten zurückkehren, ſobald ſie nur verſichert wären, daß ſie von dem, gegen den Adel aufgebrachten Pöbel in Frankreich nichts zu fürchten hätten. Außerdem ſey es ja noch nicht ausgemacht, ob alle Emigrirten auch wahre Royaliſten ſeyen: er hielte gewiß dafür, daß gar manche gutgeſinnte Patrioten darunter wären, die nur die Manövers der Royaliſten auskundſchafteten, und dann wieder zurückkehren würden, um ihren Landsleuten von den Anſtalten Nachricht zu geben, welche man von Seiten der Royaliſten und ihrer Anhänger gegen die Konſtitution und deren

Verfechter machte. — Die Folge hat bewieſen, daß dieſer Bediente in Rückſicht des letztern recht hatte, und weiter ſah, als mancher große Herr: die Wahrheit ſeiner erſten Behauptung habe ich ebenfalls ſelbſt erprobt gefunden.

Von Ludwig XVI. ſprachen ſelbſt dieſe Franzoſen gar nicht vortheilhaft, vielmehr gaben ſie ihm die vornehmſte Schuld an allen Unordnungen, welche zur Revolution Gelegenheit gegeben hatten. Ein Herr Grouard pflegte gewöhnlich zu ſagen, le Roi eſt bon, mais foible, und wenn ich denn ſagte, daß ein Roi foible auch ein très mauvais ſujet ein très mauvais Roi wäre, ſo zuckte er die Achſeln.

Ueber die Königin und die übrige königliche Familie waren die Urtheile der

Franzoſen ſehr getheilt. Wenige nur lobten die Königin von denen, die ich geſprochen habe: nur der Graf von Binaiſal, ein alter Wollüſtling, von dem mir ein Mr. Daurien viel Schnurren erzählt hat, gab dieſer Dame alle Elogen. Zwar ſahe ich wohl aus allen Urtheilen und Erzählungen über die Königin, daß ſie einen großen Geiſt beſitzen, und in dieſem Stücke eine unverkennbare Tochter der erhabenen Maria Thereſia ſeyn müßte; allein, was ich von ihren Unternehmungen hörte, was die Königin ſollte bewirkt haben — ſchien zu beweiſen, daß ſie alles das liebte, was brav Geld koſtet. Verſchwendung ſcheint ein Hauptzug in dem Karacter dieſer Dame zu ſeyn. Doch ſoll das Büchlein Vie privée de Marie Antoinette und die Mémoires de Madame de la Motte viele Erdichtungen und ſchiefe Nachrichten enthalten.

Aber wenn dieſe Herren auf die Freunde der Nationalfreiheit, auf die Jakobiner und andere Patrioten zu ſprechen kamen, dann konnten ſie gar nicht fertig werden mit Räſonniren und Schimpfen: von jedem, der ſeinen Namen bey der Revolution berühmt gemacht hat, wußten ſie etwas:, der eine dieß, der andere das! der hatte Banquerot gemacht, jener ſteckte tief in Schulden, und wurde von ſeinen Gläubigern verfolgt u. ſ. w. An allen hatten ſie einiges zu tadeln, und alle ſollten ſich nämlich nach dem Berichte dieſer Exfranzoſen, auf Unkoſten der Nation zu bereichern ſuchen. So räſonnirten dieſe ſaubern Herren über ihre — Feinde, um deren Credit überall zu untergraben, und ſie, ſoviel und gut ſie konnten, recht ſehr verhaßt zu machen. —

Und nun denke man an die Manifeſte und Memoirs dieſer Herren, — an ihre Klagen über den Verfall der Religion und der guten Sitten in ihrem Vaterlande — an ihre Ermahnungen zur Religioſität und Bußethun — und entſcheide dann ſelbſt: Ob ſolch geſetzloſes Hordenvolk das verdiente, was man jetzt ihrer wegen unternimmt?? — —

Dritter Brief.

Die Vorſtellungen, welche die Franzoſen von dem gegenwärtigen Zuſtande ihres Vaterlandes, von der jetzigen Staatsverfaſſung Frankreichs, und von der Miliz machten, waren größtentheils einſeitig und falſch; hatten aber, wie ich handgreiflich beweiſen werde, den ſchädlichſten, traurigſten Einfluß auf alle unſre Vorkehrungen.

Beinahe möcht ich die Feder wegſchmeiſſen, ſo ſehr ärgere ich mich über die Lügen der Exfranzoſen, die ſoviel Unglück über unſer Heer und Vaterland gebracht haben! Es iſt unmöglich, ein ehrlicher Deutſcher zu ſeyn, und hierbey kalt zu bleiben! — Ich erkläre aber, weil ich doch fortſchreiben will, die Exfranzoſen für Erzlügner, und die Zeitungsſchreiber in Bayreuth, Frankfurt, Hamburg und anderwärts für leichtgläubige Schmierer, die die Lügen der franzöſiſchen Flüchtlinge dem deutſchen Publikum für baare Wahrheit verkauft haben. Soll das Patriotismus ſeyn? Iſt das Achtung fürs Publikum? Iſt das Wahrheitsliebe? Dient das zur Vermittelung zur Ausſöhnung, zur Dämpfung der gegenſeitigen Verbitterung? —

In Frankreich — ſo hieß es nach dem Bericht der Emigrirten — gehe alles drunter und drüber: alles iſt in Unordnung: da iſt keine Obrigkeit mehr: jeder thut, was er will; und was gethan wird, iſt wohlgethan! — O über die Blinden und deren Führer! Der Nationalkonvent iſt eine Geſellſchaft unwiſſender, unerfahrner, ſuperkluger Burſche, die ſelbſt keine Einſicht haben, und ſich unaufhörlich zanken, und befehden. Sie ſchlagen ſich oft auf den Degen, und wer beſiegt wird, muß ſchweigen. Tag für Tag ſind neue Beyſitzer beym Konvent. — In den Provinzen reſpektirt man nichts von dem, was der Konvent beſchließt: da herrſcht die gröbſte Anarchie: Raub und Mord gehen alle Tage vor: Niemand iſt ſeines Vermögens oder ſeines Lebens ſicher! Beyher wurden die traurigen Vorfälle, welche ſich in Paris, Avignon und ſonſtwo zugetragen hatten, aber — wohlgemerkt! — größtentheils auf Anſtiften oder Verſchulden der Gegenempörer, aufgetiſcht, mit Lügen vermehrt, und alle der Revolution und der neuen Einrichtung zugeſchrieben.

Ich machte hierbey ſtarke Ausnahmen: ich berief mich auf die gräulichen Thaten, welche ſelbſt unter der Regierung der beyden letztern Könige von Frankreich vorgefallen wären, und bewies aus der Geſchichte der Freiſtaaten, beſonders aus der Engliſchen und Holländiſchen, daß dergleichen Scenen bey dergleichen Revolutionen unvermeidlich wären. Phyſiſche Revolutionen, wie Erdbeben und Gewitter, ſagte ich, kämen auch ohne Sturm und gewaltſame Erſchütterungen nicht zu Stande: bey politiſchen könnte es nicht anders ſeyn, zumal wenn die politiſchen Jupiters ſich ſelbſt ſo oft verdonnerten. Wenn die Thür, fügte ich hinzu, einmal zugemacht werden müßte — wie es im Sprichwort hieße — ſo würde dem natürlich der Finger gequetſcht, der ihn dazwiſchen ſteckt. Die Revolution mit der Pfafferei in Deutſchland zu Luthers Zeiten hätte auch Blut genug gekoſtet, und manches ſey vorgefallen, das den damaligen Reformatoren wahrlich wenig Ehre gemacht hätte: indeſſen wäre es einfältig, die Reformation darum zu tadeln und den Bauernkrieg, die Münſtriſche Widertäufertragödie und dergleichen mehr auf Unkoſten der Reformation ſelbſt, und nicht weit eher auf Rechnung einiger Theilnehmer an derſelben zu ſchreiben. Dieſe wäre, wie man in der Ontologie ſagt, cauſſa per accidens, geweſen. — Und wie viel Gut und Blut raffe nicht oft ein kapriziöſer Krieg weg, ohne daß die Nation des Kriegführers auch nur das Mindeſte dabey gewonnen, ja, leider oft Haabe und Alles dabey zugeſetzt hätte u. d. gl.

Meine Erinnerungen fanden wenig Gehör: denn ſowohl unſre Leute, als die Emigrirten überſchrien mich immer. Die letztern logen auch gar ſehr, vorzüglich was die Stärke ihres Anhangs, oder ihrer Armee betraf. Wollte man ihnen glauben, ſo mußte man ſich ein Heer von 18,000 Mann vorſtellen, das unter den Fahnen des Conde und des Artois ſich mit den Neufranken gerne den Hals brechen wollte. Die Folge hat gelehret, daß das alles meiſtens Lügen und Groß- ſprechereyen geweſen ſind.

Ueberhaupt gab es im eigentlichen Sinne des Wortes gewaltige Windbeutel unter den Emigrirten. Faſt alle waren Edelleute, wogegen ich freilich nichts habe, da ich weiß, wie zahlreich der Adel in Frankreich geweſen, und wie exemplariſch nachgiebig er gegen die neufränkiſche Abſchaffung altfränkiſcher Uſurpationen durch eine haſenfüßige Flucht geworden iſt! Allein alle dieſe Menſchen hatten ehedem vornehme Civil- Hof- und Kriegsſtellen bekleidet, faſt alle trugen das croix de St. Louis, faſt alle waren intime Freunde und Vertraute Ludwigs XVI. und ſeiner Gemalin. — Ich habe von andern Emigrirten gehört, daß manche das Ludwigskreuz anomaliſch trugen. Windbeuteleyen anderer

Art wären unter den Herren Franzoſen nichts neues — nämlich unter dieſem noblen Ausſchuß nicht.

Als wir ankamen, gab der Kurfürſt von Trier einen deutſch und franzöſiſch gedruckten Befehl, daß alle Franzoſen ſich fortpacken ſollten. Der Befehl war vom 9ten Jun. und enthielt derbe Ausdrücke. Demohnerachtet blieben die ſtolzen und herrſchſüchtigen Franzoſen zu Koblenz und in den umliegenden Oertern nach wie vor, und ließen ſich nicht ſtören. Eben der Franzoſen wegen, welche die beſten Wohnungen inne hatten, mußten unſre gemeinen Soldaten in Spelunken liegen.

Der Herzog von Braunſchweig drang auf die Ausführung des kurfürſtlichen Befehls, allein da fieng man erſt an, zu klauſuliren und Ausnahme zu machen. Es wäre doch barbariſch, hieß es, die Emigrirten, welche NB. dem Staate ſoviel nützten, ſo mir nichts dir nichts fortzuſchicken! Erſt müßten ſie doch wiſſen, wohin ſie ſich begeben könnten und ſollten u. ſ. w. So ſprach man NB. von Seiten des trieriſchen Miniſteriums auf Betrieb des Grafen von Vergennes und andrer, welche ſich wahrſcheinlich um die Koblenzer Herren verdient gemacht hatten.

Der Herzog von Braunſchweig fuhr indeſſen fort, auf den Abzug der Franzoſen zu dringen; richtete aber die Sache nicht ſo geſchwinde aus, als er erwartete: denn von Seiten der trieriſchen Regierung machte man weiter keine Anſtalten, dem Befehle ihres Herrn Kurfürſten Nachdruck zu verſchaffen.

Während der Zeit entdeckte man, daß unter den Emigrirten ſich auch viele Patrioten befänden. — Das hätte man freilich gleich anfangs denken können! Was war wohl natürlicher, als daß einige gut republikaniſch Geſinnte ſich unter die Emigranten miſchen, ihren Schritten nachſpühren und die Anſtalten der deutſchen Mächte gegen Neufrankreich beobachten würden, um hernach in ihr Land zurückgehen, und dann von allem Nachricht geben zu können? — Hieran dachte man aber nicht; und man durfte nur ſagen, man ſey ein Malkontente, ſo glaubte man dies ſchon aufs Wort, und erlaubte gern jedem, ſich unter den wahren Emigrirten aufzuhalten, und alle ihre Anſtalten ſo mit anzuſehen.

Daß dieſes ſehr böſe Folgen hatte, ja haben mußte, verſteht ſich von ſelbſt; und erſt, als es zu ſpät war, wurde den Emigrirten in Koblenz angeſagt, daß ſie ohne Paß von ihrem Marſchal oder vom Herzoge von Braunſchweig, oder vom preuſſiſchen General Courbiere nicht ferner geduldet, und in die Stadt gelaſſen werden ſollten. Auf allen Wachen machte man Anſtalt, dieſen Befehl zu befolgen. Aber was halfs? Wenige Päſſe waren ſo, wie ſie nach dem Herzoglichen Befehl ſeyn ſollten: meiſt warens kleine Zettel von franzöſiſchen Officieren geſchrieben, oder vielleicht gar von den Emigrirten ſelbſt geſchmiedet: wer kann alle Hände kennen? Warum gab man nicht gedruckte Päſſe, von franzöſiſcher und preußiſcher Seite zugleich unterſchrieben? — Jetzt zeigte man irgend ein Stück von Paß vor, und ſo hielten wir Niemanden von der Stadt ab, und auf dieſe Art war die Vorſicht unſers

Oberbefehlshabers wieder ohne Wirkung. Wie es hieß, wollte man der trieriſchen Regierung nicht vor den Kopf ſtoßen, und die Emigrirten nicht mit Gewalt wegjagen: Gefährlicher wurden dieſe indeß immer, und um ſich zu ſichern, erſann man ein neues Mittel.

Man ließ nämlich von Haus zu Haus die Namen der Franzoſen aufſchreiben, befragte ſie ſelbſt nach ihrem Range, Päſſen u. ſ. w. und bedeutete ihnen, daß ſie ſich abführen, oder neue Erlaubniß zum Längerbleiben haben müßten.

Noch aber zogen die Franzoſen nicht ab, noch betrugen ſie ſich, wie Herren, denen weder Trier noch jemand anders zu befehlen hätte. Endlich tratt der Zeitpunkt ein, wo man unſern König in Koblenz erwartete,

tete, und nun ſchritt der Herzog zu Mitteln, die den Emigrirten den Aufenthalt erſchwerten. Sie pakten alſo auf; doch immer nur nach und nach, und dieß zur Nachtzeit, weil ſie ſich ärgerten, und ſchämten, einen Ort ſchimpflich verlaſſen zu müſſen, wo ſie ſo zu ſagen, Geſetze gegeben hatten. Man denke nur an ihr tyranniſches Verfahren gegen den Verfaſſer der Sagen der Vorzeit! Die Emigrirten dünkten ſich Herr der Welt zu ſeyn! Dafür waren ſie auch meiſt Prinz, Marki, oder Baron; oder ein ſonſt hochwohlgebohrner Anhang von dieſem Ausſchuß der Menſchheit in Frankreich!

Auf die Preußen wurden ſie mächtig erbittert: es ſey doch, ſagten ſie, très indigne d'être chaſſé par les Pruſſiens! — Sie zogen ſich nach Bingen am Rhein und ſonſt wohin. Ihre Truppen lagen hin und wieder auf Dörfern zerſtreut, wo ſie ſich, ſo nach ihrer Art, in den Waffen übten. Bey dieſen Truppen herrſchte eine wahre Anarchie! Da war an gar keine ächte Diſciplin zu denken, und jeder war gleichſam ſein eigener Herr. Schade, daß ſie keinen Peter, den Eremiten, keinen Aloyſius Hoffmann, keinen Girtanner, keinen von Schirach mit ſich führten, oder daß man ihre politiſchen Ablaßkrämer, ihre vermummten Tetzel nicht kannte! Man hätte ſich ſonſt ein Verdienſt um ſie — ſey hienieden oder droben — erwerben können durch einen milden Beytrag zur Führung ihrer durchlauchtigen Donkiſchottiade! Es kömmt am Ende doch auf eins hinaus, ob uns Invaliden, Mönche, oder irrende Ritter durch öffentliche oder verſteckte Betteleyen um das Unſrige bringen!

gen! Das Himmelreich hat von jeher Gewalt gelitten, und die politiſchen Aderlaſſer wollen auch leben!

Vierter Brief.

Während der Zeit unſers Aufenthalts in Koblenz marſchierten viele preußiſche Truppen durch dieſe Stadt, welchen nach unſerm Abzuge ins Lager, die übrigen folgten. Es war eine ſchöne Schiffbrücke über den Rhein geſchlagen, um den Uebergang der Truppen und des Feldzugs zu erleichtern.

Man hatte auf Angeben der Emigrirten zwey vornehme Franzoſen auf die Hauptwache geſetzt als Verräther und Patrioten.

Das war der Graf von Vinaiſal und der Marquis de Ponthruiant. Ich habe beyde geſprochen den Tag vor dem Abmarſch ins Lager. Sie ſchienen beyde ſehr königlich geſinnt zu ſeyn, kamen auch bald los, wendeten ſich aber nachher, wie ich gehört habe, wieder zu den Demokraten. Das mußten ſie ſchon, wenn ſie vorher auch noch ſo gut königlich geſinnt geweſen wären: Sie waren ja einmal verdächtig!

Nach einem kurzen Aufenthalte in Koblenz rückte man von unſerer Seite ins Lager. Das Lager war wie ein Luſtlager geſchlagen, und hieng nicht zuſammen, nach Art der Feldläger: ſogar ſtunden die Bataillons einzeln in beſondern Lägern.

Man rühmt an den Franzoſen, daß ſie bey ihrem Lagerſchlagen äuſſerſt beſorgt ſind, daß es ja nicht an Proviant mangle. Das iſt ſehr rühmlich und für die Soldaten von dem größten Nutzen. Bey uns war auch nicht die mindeſte Anſtalt dieſer Art getroffen. Es war alſo nothwendig, daß wir ein Raub der Marketender wurden. Unter dieſen befand ſich ein Jude aus Neuwied, ein recht abgefeimter Bube, der es machte, wie beynahe alle, welche zur Armee handelten: ſie kauften wohlfeil ein, und verkauften alles himmeltheuer aus. Der Soldat, welcher den Proviant und andere Dinge haben mußte, war genöthiget, den Blutigeln hinzugeben, was ſie foderten. So kaufte z. B. der Jude in Coblenz das Pfund Speck für 24 leichte Kreuzer, und ſchnitt es wieder zu 60 und mehr Kreuzern aus. So wurden die armen Soldaten geprellt; und doch hieß dergleichen Prellerey ein erlaubter Profit! Der Jude iſt hernach, wie ich gehört habe, von den Franzoſen aufgehaſcht, und rein ausgeplündert worden. Was half ihm nun ſein Gewinn aus Härte und Betrug! Es iſt doch wahrlich eine ſchöne Sache um Leben und Lebenlaſſen!

Viele unſrer Leute, welche weiter nichts hatten, als ihre Löhnung, mußten ſchon in dieſem erſten Lager wahre Noth leiden. Es iſt gleichſam ſo hergebracht, daß der Soldat, der doch am wenigſten zu bezahlen hat, im Felde alles doppelt und dreifach bezahlen muß. So brachten uns auch hier die Leute von den benachbarten Dörfern allerhand Gemüſe; ließen ſich aber weit mehr dafür zahlen, als ſonſt in den Städten.

Vor zwey Jahren, als der Feldzug nach Schleſien ſeinen Anfang nahm, gab der König einen gedruckten Befehl, wie die Marketender und Andere es zu halten hätten, welche etwas bey der Armee im Lager verkaufen wollten. Das wäre freilich recht gut geweſen, wenn es nur wäre befolgt worden. Allein entweder hatte man jene Ordre ſchon vergeſſen, oder man hatte dieſe nur für den ſchleſiſchen, nicht aber auch für den franzöſiſchen Feldzug gegeben. Es war jedem überlaſſen, was er für ſeine Waare haben wollte: man kümmerte ſich gar nicht darum von Seiten der Regimenter.

Die Sache mit den Marketendern iſt bey einer Armee von unglaublicher Wichtigkeit, und fodert mit allem Recht eine vorzügliche Aufmerkſamkeit der Obern.

Denn wenn es an hinlänglicher Zufuhr durch Marketender fehlt, oder wenn man der Schinderey dieſer Leute freye Hand läßt, ſo iſt der Soldat genöthigt, ſich zu helfen, ſo gut er kann, durch Plündern oder Stehlen. Viele Herren Regenten haben ja, wie wir wiſſen, gar zu ſtarke Nebenausgaben, als daß ſie den armen Soldaten etwas zulegen könnten, um ihm die Verſuchung, oder vielmehr die Nothdringlichkeit zu Exceſſen von der Art zu erſparen. Leben will indeß der Soldat nicht minder, als ſein Herr Fürſt. Er hilft ſich alſo, ſo gut er kann, und erregt Verbitterung, ja oft Verrätherey.

Warum nun die erwähnte Aufmerkſamkeit bey uns auf dieſem Feldzuge gefehlt habe, kann ich nicht angeben. Unſere Anführer haben ſich ohne Zweifel eingebildet, die Neufranken würden bey der Annäherung der deutſchen Truppen zum Kreutze kriechen, ja ihnen hülfreiche Hand biethen: und der Krieg würde ein Ende haben, noch ehe er recht angefangen wäre. Und dann brauchte man freilich weder Marketender, noch Proviſion!

Daß dieſe irrige Vorausſetzung unſre Häupter eingenommen, und ſie zu mancher Verſäumniß und ſehr nachtheiligen Maaßregeln verleitet habe, werde ich hin und wieder unwiderſprechlich beweiſen.

Mit unſerm preußiſchen Gelde kamen wir auch ſehr übel an. Im Trieriſchen iſt leichtes Geld Mode. Der Gulden, welcher ſonſt 60 gute Kreuzer hat, hat in dieſem Lande 72. Unſre Löhnung wurde in allerley Gelde gereicht, meiſtens aber in

Böhmen, oder Schleſiſchen Silbergroſchen, deren 30 einen ſchweren Thaler ausmachen. Anfangs nahm man in Koblenz den Böhmen zu 3 Kreuzer: alſo hatte der gemeine Soldat am Löhnungstage dreißig Kreuzer oder kaum 6 gl., da er doch 8 gl. haben ſollte. Nach und nach galt zwar der Böhme 3½ Kr., und ſo hatte man dann doch ſtatt 8 gl. 7 gl. — Wurde die Löhnung in Sechſern oder ganzen Groſchen bezahlt, ſo bekam man 6 gl. und 2 leichte Kreuzer. Am ganzen Gelde, d. i. an den 8, 4 und 2 Groſchenſtücken, wie auch an den ganzen, halben und viertels Thalern verlohr man alleine nichts: das zwey Groſchenſtück galt 10 leichte Kreuzer, das Viergroſchenſtück 20 und der ganze Thaler 160 Kreuzer. Allein nur ſehr ſelten erhielten wir ganz Geld, indem die Herren Regimentsquartiermeiſter ſchon durch Einwechſeln beſorgt waren, daß ſie immer Böhmen, Sechſer und Groſchen zum Traktament geben konnten. Alle Kaufleute zu Koblenz, Trier, Limburg, Monthabauer und an andern Orten ſind meine Gewährsmänner bey dieſer an ſich gewiß ſehr wichtigen Sache. Ich werde in der Folge noch Gelegenheit haben, über dieſen Artikel mehr zu ſagen.

Das Wetter im Lager bey Koblenz war gleichſam eine Prognoſtik von dem Wetter, welches uns auf dem ganzen Feldzuge verfolgt hat. Es regnete hier beynahe täglich, und obs gleich im Jul. war, ſo war es doch oft ſo kalt, daß man nöthig hatte, ſich in die Friesdecken einzuwickeln, um ſich wider die Kälte zu ſichern.

Das Frauenzimmer aus Koblenz, durch die Exfranzoſen angekirrt, beſuchte auch unſer Lager. Es war etwas Skandalöſes, zuzuſehen, wie der ſanftere Theil des Menſchengeſchlechts durch die wilden Soldatentriebe erniedrigt wurde! —

Während dieſer Zeit erſchien auch das bekannte Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig an die Einwohner Frankreichs. Ich hätte hierbey gar ſehr viel anzumerken; will mich aber bey dieſer ſonderbaren Sache nur auf wenig Punkte einſchränken.

Es erhellet offenbar, daß der Herzog durch die Emigrirten hintergangen war. Dieſe hatten ganz falſche Nachrichten und Schilderungen von dem gegenwärtigen Zuſtande Frankreichs verbreitet, und dieſen Nachrichten und Schilderungen hatte der gute Fürſt geglaubt. Das iſt ein Satz, den ich beweiſen muß.

Das Manifeſt ſpricht, als wenn zwiſchen der Nation der Franzoſen und den Konſtitutioniſten ein himmelweiter Unterſchied wäre. Es heißt darinn: daß Einige den Thron und den Altar angegriffen hätten, — und dabey heißt es: man habe den Garden, Linientruppen u. ſ. w. eine proviſoriſche Sorge für die Aufrechthaltung der guten Ordnung aufgetragen, bis die Sachen beſſer eingerichtet ſeyn würden. — Es ſcheint alſo, als wenn der Herzog geglaubt habe, daß eben die Garden, Linientruppen, Elektoren und andere an der Revolution nicht ſelbſt Theil genommen, ſondern ſich blos leidend dabey verhalten hätten. Das war aber eben das falſche Vorgeben der Emigrirten: dieſe ſprachen noch immer von königlichen Soldaten, Beamten u. dgl.

Die Emigrirten hatten ferner fälſchlich vorgegeben, und aller Orten ausgeſprengt, daß, ſobald eine Armee nach Frankreich kommen würde, um dem König Ludwig XVI. beizuſtehen, beinahe die ganze franzöſiſche Armee zu ihr übergehen, und alle Städte und Provinzen ſich ohne Anſtand ergeben würden.

Daß der Herzog auch dieſem Vorgeben Glauben beygemeſſen habe, erhellet, dünkt mich, wieder ganz deutlich aus dem ganzen Manifeſte. Und eben dieſem Vorgeben hat unſre Armee ihr größtes Unglück zuzuſchreiben: Denn es verurſachte, daß wir wie blind nach Frankreich in die Nothſchule geführt wurden; und das Reſultat eben dieſes Schrittes war hernach der Einfall der Neufranken in Deutſchland. Die Folge meiner Erzählung wird dieſes hinlänglich darthun.

Der Herzog befürchtete gar nicht, daß ſich ihm eine Armee entgegen ſtellen würde. Er ſagt ja, daß er die Pariſer, wofern ſie etwas wider den König oder deſſen Familie vornehmen würden, exemplariſch beſtrafen wolle. Folglich dachten Seine Durchlaucht, daß der Weg von Koblenz nach Paris eben ſo gangbar für die preußiſche Armee ſeyn würde, als der von Halberſtadt nach Koblenz. Das waren lauter Folgen der Windbeuteleien der Emigrirten!!

Hieraus iſt nun ſonnenklar, daß die Emigrirten unſre ärgſten Feinde geweſen ſind. — Hieraus laſſen ſich auch alle Fehler erklären, die im Feldzuge von 1792 vorfielen. Eben das falſche Vorgeben der Emigrirten hat wohl auch gemacht, daß der Ton des Manifeſtes etwas gebieteriſcher und ſtärker ausgefallen iſt, als es ſonſt vielleicht geſchehen wäre — gegen eine der reſpektabelſten Nationen in Europa. Ja, wer unſern König und den Herzog näher kennt, wird der Meynung Einiger Sachverſtändigen beyſtimmen und mit dieſen dafür halten: daß die Materie und Form aller damaligen Manifeſte gegen Frankreich, alſo auch deren Ton urſprünglich im Kabinette zu Wien angegeben ſey, und daß der gutmüthigſte Mann, wie der feinſte Politiker, ſeine Gründe haben könne, in gewiſſen Fällen, aus gewiſſen Rückſichten, mehr Copie, als Original zu ſeyn. —

Der Herzog verſichert weiter, daß weder der Kaiſer noch der König in Preußen ſich bey dieſem Vorfall durch Eroberungen bereichern wollten. Das iſt etwas ſchwer zu verſtehen! Es wird aber wohl ſoviel heißen ſollen: daß der Kaiſer und der König von Preußen keine Provinzen von Frankreich trennen und für ſich behalten wollten. "Das verſteht ſich aber von ſelbſt: denn was geht ſie Frankreich an? Und laut ihrer öffentlichen Erklärung wollten ſie ja nur Ludwig XVI durch ihre vereinigte Macht wieder zu ſeinen vorigen Rechten zu verhelfen ſuchen! — Uebrigens wird die Folge beweiſen, daß dieſe Schonung Frankreichs, dieſe Nichtzergliederung und Nichttheilung unter Oeſtreich und Preußen, eine Sache war, deren Gegentheil wohl leicht ins Reich des Unmöglichen gehört. Frankreich iſt kein Bayern, Schweden oder Polen. —

Ferner ſagt der Herzog: die Neufranken hätten dem Kaiſer als Alliirten des

Königs von Preußen einen ungerechten Krieg angekündigt: und das ſey die Urſache, warum der König die Waffen gegen ſie ergriffe. — Hier habe ich zweierlei anzumerken: Das erſte betrift die Ungerechtigkeit des Krieges.

Ein ungerechter Krieg iſt ein Krieg ohne alle Urſache zur Gegenwehr. Kriege, wo man das Zuvorkommen ſpielt, ſind nach dem Sinne unſers Kriegsrechts gerechte Kriege. Der verſtorbene Kaiſer möchte aber wohl genug eingefädelt und gethan haben, die franzöſiſche Nation zu erbittern, oder ihr Feinde zuzuziehen. Privat-Hausintereſſe wurde auf eine vermäntelnde Art zu einem höhern erhoben: die Bereitwilligkeit der Franzoſen zum Erſatz für die vorgewandten Beeinträchtigungen im deutſchen Reiche wurde eludirt: die nachdrücklichſten Vorſtellungen gegen die Machinationen der Emigrirten fanden läſſiges Gehör: Vergehungen Einzelner wurden der ganzen Nation aufgebürdet, und Privat-Hof-Spiele begründeten endlich das, was jetzt ganz Europa in Krieg verwickeln wird. So ſprachen wenigſtens ſelbſt groſe Sachkundige in mehr als einem Lande. —

Und wenn man die Sache von dieſer Seite anſieht: war dann der Krieg, den die Franzoſen dem Kaiſer erklärten, ungerecht? War es ihnen zu verargen, daß ſie nothgedrungen das Zuvorkommen ſpielen wollten? Waren ſie — vorausgeſetzt, daß das Obige ſeine Richtigkeit habe — nicht lange genug geneckt, hingehalten, verachtet und bedrohet?

Ohne Zweifel ſahe dieſes der hellſehende Herzog ſelbſt; er nannte alſo den Krieg wohl nur in ſofern ungerecht, als er von einer Nation erklärt war, welche Er noch als Unterthanin eines ſouveränen Königes anſah, und ihr folglich das Recht nicht einräumte, einen Krieg zu erklären: und in dieſer Hinſicht allein könnte der Krieg von Seiten der Franzoſen ungerecht genannt werden. Dieß war aber nach der Sprache der Emigrirten gedacht! Sonſt weiß man ja, daß die franzöſiſche Nation ihre Souveränität über die ihres Königs hinausgeſetzt, und feyerlich anerkannt hat.

Jetzt zum zweyten Punkte! Unſer König iſt Alliirter des Kaiſers, und ſo iſt er verpflichtet, an dem Kriege gegen die Neufranken Theil zu nehmen. Freilich iſt ein Alliirter verpflichtet, im Fall der Mitalliirte ohne Recht angegriſſen wird, hülfreiche Hand zu leiſten. Allein ohne hier der preußiſchen Allianz mit Schweden und Polen in neuern Zeiten zu erwähnen, ſo hat die Allianz des Königs in Preußen mit Oeſtreich wohl erſt recht da angefangen, als man — wie man für gewiß wiſſen will — von preußiſcher Seite ſchon auch beſchloſſen hatte, die Neufranken mit zu bekriegen: folglich — — wer trübte hier das Waſſer zuerſt, der Wolf oder das Schaaf? Das übrige ergiebt ſich von ſelbſt.

Ob bey dieſer Allianz nicht noch andre geheime Zwecke obwalten, deren Realiſirung, mit Rußlands Convention, dereinſt in Schweden, Polen und Bayern ſtatt finden könnte, gehört nicht hieher: genug, daß unſere Allianz eigentlich vielmehr eine

Folge, als ein Grund von unſerm Kriege gegen die Neufranken geweſen iſt. Unwiderſprechlich iſt daher — doch die unpartheiiſche Mit- und Nachwelt mag weiter folgern und — richten!

Der Herzog biethet die Franzoſen, gleich Unterjochten, gebietheriſch auf, der preuſſiſchen und kaiſerlichen Armee freundſchaftlich zu begegnen, und ihnen in allen Stücken hülfreiche Hand zu leiſten — freilich wieder nach der Vorausſetzung, daß die Franzoſen und die Demokraten verſchiedene Dinge ſeyen.

Wir ſehen, daß dieſe Vorausſetzung zu manchem voreiligen Schritte Anlaß gegeben hat. Auch weiß man jetzt, daß dies auffallende Manifeſt gerade das beſchleuniget hat, was es in Rückſicht auf Ludwig und deſſen Familie und Rechte hintertreiben ſollte. Ja, es bewirkte unter den Franzoſen ſoviel Gutes und Böſes, daß man, pſychologiſch davon zu ſprechen, beynahe meynen ſollte, es hätte das Alles bezielt. Man geſtand jedoch endlich ſelbſt ein: man ſey von den Emigrirten hintergangen, und bewieß dadurch: daß man in einer Sache von der äußerſten Wichtigkeit das ſo wichtige audiatur et altera pars (man höre auch den Gegner!) überſehen oder verachtet habe, und — daß der Glaube nicht überall ſelig mache! —

Wenigſtens iſt und bleibt es immer eine Hauptfrage: Warum ließ man ſich, als öffentliche Perſon, nicht auch öffentlich, oder auf irgend eine andere angemeſſene Art über die wahre Lage und Geſinnung Frankreichs unterrichten, um darnach die Ausſagen der Emigrirten zu ſchätzen, und dann zu entſcheiden: ob es der Mühe werth ſey, das Alles vorzunehmen, was jetzt zum unabſehlichen Ruin ſo vieler Millionen im Gange iſt? Warum zog man nicht Männer zu Rathe, die mit der neuen Einrichtung der Dinge in Frankreich durch eigne Erfahrung bekannt waren? Warum glaubte man den Verſicherungen des Herrn von Archenholz nicht, der mehrern unſerer Hauptleute das alles vorherſagte, was jetzt leider eingetroffen iſt? Sollte man nicht billig auf den Gedanken gerathen: daß der Krieg gegen die Neufranken nur habe Mittel ſeyn ſollen, andere verſteckte, weit wichtigere Zwecke zu erreichen, als den, Ludwig zu retten ?? — — — Vieles, worüber ich noch Anmerkungen machen könnte, übergehe ich: ſoviel war aber gerade nöthig, um für die

Folge Licht zu geben, und manchen Vorfall genauer verſtehen zu machen.

Das Manifeſt des Herzogs iſt in Koblenz gedruckt und von da aus häufig nach Frankreich geſchickt worden.

Herr Dailly zu Paris hat darauf antworten wollen: allein die Nationalverſammlung unterſagte es ihm, wahrſcheinlich nach dem alten logiſchen Kanon: contra principia ignorantem non eſt diſputandum.

Nirgends hat man in Frankreich auf dieſes Manifeſt Rückſicht genommen: man ſoll es hin und wieder ſogar mishandelt haben. Auf der Nationalverſammlung las man es her, und zuckte die Achſeln.

Ohne Zweifel war aber auch das ein Fehler von Seiten der Neufranken. Sie hätten wenigſtens aus Großmuth erklären und zeigen ſollen, wo und in wie weit der Herzog durch einſeitige oder falſche Vorſtellungen der Emigrirten hintergangen wäre. Dieſes würde vielleicht manches Uebel verhütet, und manches Unglück von einigen franzöſiſchen Provinzen abgewandt haben. Vielleicht wäre auf eine Erklärung der Neufranken der ganze Einfall in Frankreich unterblieben. Aber ſo gehts! Wer zu tief herabgeſetzt wird, ſetzt wieder herab.

Alſo — die Neufranken erklärten ſich nicht, ließen nichts von ſich hören, und erwarteten die Zukunft, wie vor Zeiten die Engländer die unüberwindliche Flotte der Spanier. —

Das Heer war nun verſammelt, und zum Aufbruch bereit. Der König ſelbſt war angekommen, hatte unterwegs den Kurfürſten von Mainz geſprochen, und hielt bey ſeiner Ankunft in Koblenz die Revüe ſeiner Truppen. Jederman war in voller Erwartung, wohin der Zug gehen würde.

Fünfter Brief.

Der Zug gieng von Koblenz auf Trier. Ehe ich hier vorwärts gehe, muß ich eine Frage aufwerfen.

War es weiſe gehandelt, ohne die Grenzen des deutſchen Reichs gegen den Elſaß zu, beſetzt zu haben, die Neufranken in ihrem eigenen Lande anzugreifen?

Freilich hat die Folge dieſe Frage ſchon entſchieden; und — wenn die Herren vom Rathhauſe kommen, ſind ſie allemal klüger, als wenn ſie hinauf gehen! — wenns nämlich erlaubt iſt, etwas Großes durch ein Sprüchwort mit etwas Kleinem zu vergleichen!

Allein auch ſchon damals, als die Armee am Rheine ſtand, waren folgende Punkte wahr.

1) Frankreich hat ſehr ſtarke Feſtungen gegen Deutſchland zu.

2) Der Weg von der franzöſiſchen Grenze bis an den Rhein iſt kurz, und kann in wenig Tagen zurückgelegt werden.

3) Es waren damals anſehnliche franzöſiſche Truppen in den Grenzſtädten, welche auf den erſten Wink bereit waren, den Rhein zu beziehen.

4) Wenn der Feind Strasburg, Landau, Speier und Mainz gut beſetzen kann, ſo iſt beinahe keine Armee im Stande, ihm freie Hand jenſeits des Rheins zu verwehren.

5) Der Feind iſt alsdann im Stande, ſich aus der fruchtbaren Pfalz mit allem Proviant auf lange Zeit zu verſehen.

6) Der Kurfürſt von Mainz war zu ſchwach, den Einfall der Franzoſen abzuhalten, und dem von Pfalzbaiern ſchien es am Wollen zu fehlen.

Dieſe ſechs äuſſerſt merkwürdige Stücke waren ſchon damals wahr, und verdienten ſchon da die größte Aufmerkſamkeit, bevor die preußiſche Armee nach Trier aufbrach.

Man ſchien aber alles das nicht zu achten. Woher das? Wahrſcheinlich, weil man glaubte, nach der Schilderung der Emigrirten, daß die Neufranken zu ſchwach und zu uneinig wären, ſich zu widerſetzen, und daß ſie, bey Annäherung des Feindes, ſich von Stund an auf Traktate einlaſſen würden.

Es könnte auch ſeyn, daß man, wegen entfernterer geheimer Projecte für die Zukunft, das alles abſichtlich aus der Acht gelaſſen habe, um die Franzoſen zum Angriff auf das deutſche Reich zu verleiten, und dadurch ſich das Recht zu erwerben, die Reichsſtände zum Mitkriege aufzufodern, und Pfalzbayern zu nöthigen, entweder ſeine verhaßte Neutralität aufzugeben, oder ſich als Widerſpänſtigen behandeln zu laſſen. Die Zukunft muß entſcheiden, was von dieſem Wahrſcheinlichen oder Möglichen das Wirklich-Wahre geweſen iſt. Genug man ſchien von den Neufranken nichts Arges zu erwarten, noch weniger zu befürchten. Ein gewiſſer vornehmer Herr ſagte mehrmals: daß in dieſem Kriege kein Gewehr geladen, und kein Feind ſichtbar werden würde. Man verachtete die Franzoſen, uneingedenk jenes goldnen Spruchs des großen Fabius des Zögerers: daß man im Kriege nichts verachten müſſe! Aber ſogar unſre gemeinen Soldaten ſprachen Abends, wenn der Reträtſchuß fiel: „wenn das die Franzoſen ſo hören, muß es ihnen in den Haaren Angſt werden!„ Ich hatte ſchon bey Koblenz ſo meine Anmerkungen, welche ich einigen Officieren mittheilte, deren viele ſie damals als wahrſcheinlich aufnahmen, jezt aber durch den Erfolg beſtätigt wiſſen werden.

Sonnenklar iſt es denn wohl — um zurückzukommen — daß der Rhein, beſonders die wichtige Feſtung Mainz, mit hinlänglichen Truppen hätte beſezt werden ſollen, wenn ſchon auch nur, um das dortige Magazin zu decken, das wohl leicht eine Million gekoſtet hatte. — — Nun weiter im Texte!

Von Koblenz nach Trier ſind 24 ſtarke Stunden, welche wir in 6 Märſchen zurücklegten. Der Weg iſt zwar Chauſſee, allein die vielen Berge und Defileen, die man paßiren muß, machen ihn ſehr beſchwerlich, beſonders für Pferde, Wagen und Geſchüz.

Hier kommt man durch die Eifel, einen Strich Landes, den alle Durchreiſende verwünſchen. Die Trierer ſind überhaupt eine äuſſerſt grobe, eigennützige, abergläubiſche Nation, voll tiefer Verachtung und Abſcheu gegen alles, was Proteſtant heiſst. Sie nahmen eben darum ihrem Hn. Kurfürſten es auch ſehr übel, daſs er uns Ketzern den Zug durch ihr heiliges Biſsthum verſtattet hatte. Es iſt daher zugleich begreiflich, daſs man uns auf unſerm Durchmarſche hier nicht ſo gaſtfrey aufnahm und behandelte, als vorher in Preuſsen und Sachſen. Die guten Leute trugen uns überhaupt wenig Lebensmittel zu, und was ſie zutrugen, war ſchlecht und theuer.

Ich hatte hier Gelegenheit, die Geſinnung der Emigrirten, nach Erſcheinung des herzoglichen Manifeſtes, auszuforſchen. Faſt alle waren ſehr übel darauf zu ſprechen, und dieß — weil in demſelben auch pas un mot de la Nobleſſe vorkäme. Sie hatten gehoft, daß man ſie vor allen andern Dingen wieder in den vollen Beſitz ihrer Güter und ihres Anſehns ſetzen würde. Die Stadt Trarbach an der Moſel, eine Pfalzzweybrückiſche Stadt, war damals voll Emigrirten. Ich erkundigte mich auch nach der Denkungsart der Trierer über die Sache Frankreichs, und erfuhr, daß ſie, trotz ihres Pfaffismus — zum Beweiſe, daß Pfafferey nicht immer und überall ariſtokratiſch macht — meiſt patriotiſch geſinnt waren. Ich werde den Grund hiervon angeben, und mehr hierüber ſagen, wenn ich auf unſern Rückmarſch durch dieſes Land kommen werde.

Das Wetter war auf dieſem Marſch ſehr heiß, und viele unſerer Leute wurden marode, wie man ſagt; doch blieben wenige liegen, weil ſie damals noch meiſt bey vollen Kräften waren. Bey dem Rückzuge aus Frankreich waren die Leute ausgemärkelt, und blieben zu 30, 40 von einer Kompagnie zurück, und kamen oft erſt den andern Tag nach, wie die Folge dieſer Berichte zeigen wird.

In der Stadt Witlich, einem kleinen Orte, mit einem ſchönen Schloß, Ottenſtein, ſprach ich zwey Geiſtliche vom Lande über die franzöſiſchen Angelegenheiten. Die beyden Herren räſonnirten nicht übel, prophezeihten uns und den Oeſtreichern wenig Gutes, und ſchloſſen damit, daß die lange und unmenſchlich genug gequetſchten Franzoſen Recht hätten; nur hätten ſie ihre Hände von der Geiſtlichkeit und deren Gütern laſſen ſollen. — So ſpricht ein jeder nach dem Intereſſe ſeines Standes!

Nicht weit von Witlich iſt ein reiches Bernhardiner-Kloſter, welches von den Patrioten nach unſerm Abzuge derb mitgenommen worden iſt, ſo wie das Kloſter Arnsburg in der Wetterau.

In Trier trafen wir wieder viel Emigrirten an. Die Einwohner von Trier ſelbſt ſind, wie die übrigen Trierländer, grob und ungeſchliffen, dabey bigott und intolerant im höchſten Grade. Die Univerſität daſelbſt iſt in den traurigſten Umſtänden, und wird blos von Landeskindern beſucht.

Im Lager bey Trier ſtanden wir ohngefähr acht Tage. Hier war eine überaus große Hitze, welche ſogar des Nachts anhielt, und das Saufen des ſchmutzigen ungeſunden Waſſers aus der Moſel nothwendig machte. Man hätte zwar gutes Waſſer aus den Dörfern holen laſſen können; allein da die Moſel ganz nahe vorbeyfloß, ſo mußte alles Waſſer zum Trinken und Kochen aus dieſem Fluſſe geholt werden. Ohne Eckel konnte aber niemand dieſes Waſſer herunterbringen. Den ganzen Tag über waren die Pferde aus der ganzen Armee im Fluß, machten ihren Miſt hinein, welcher aller Orten auf dem Waſſer herumſchwamm. Zudem badeten ſich die Soldaten ohne Aufhören und wuſchen ihre ſchmutzigen Hemden darin. Wem konnte ſolches Waſſer wohl ſchmecken und behagen! Man mußte wirklich heilloſen Durſt haben, um ſich zu ſolchem Trunk zu entſchlieſſen: und doch wurde es häufig geſoffen: das machte die unerhörte Hitze, welche im Thale doppelt unerträglich war.

Im Moſelwaſſer und in der groſſen Hitze bey Trier liegt der erſte Grund der fürchterlichen Krankheit, welche unſre Armee bis in den Winter ſchröcklich geplagt, und manchen unter die Erde befördert hat, ich meyne den Durchfall, oder die Diarrhoe. Sie fieng ſchon hier an, und ward bald allgemein, ſo daß nur wenige davon verſchont blieben. Doch hiervon wird weiter unten mehr vorkommen.

Während unſers Aufenthalts hier im Lager, wurden allerhand Lügen und falſche Gerüchte ausgeſprengt. Die Ruſſen ſollten ſchon in Frankreich eingefallen, und auf dem Marſch nach Paris begriffen ſeyn: Der König von Sardinien hätte die Franzoſen, ich weiß nicht mehr wo, aufs Haupt geſchlagen: eben ſo wären ſie ſchon von den Kaiſerlichen in die Enge getrieben. In Paris hätten die Bürger die Nationalverſammlung geſprengt, den Jakobinerklub zerſtört, den König wieder auf den Thron geſetzt u. ſ. f. Mit dergleichen Lappereien vertrieben ſich Officiere und Soldaten die Langeweile.

Biſher hatten wir noch keinen öffentlichen Gottesdienſt gehabt, deßwegen mußten alle Feldprediger an einem Sonnabend gegen Abend eine Predigt halten. Die meiſten handelten von der Geduld, und der Ergebung in den Willen Gottes. — Daß doch die Leute ſo gern den Willen der Menſchen zum Willen Gottes machen!

Die trieriſchen Einwohner kamen ſelten in unſer Lager, um es zu beſehen, wie die Koblenzer gethan hatten, wahrſcheinlich, weil ſie den Preußen nicht gut waren. Dieſe waren auch nicht einmal Römiſchkatholiſch! —

Die Emigrirten, unterſtützt — wie es hieß — durch ruſſiſches und engliſches Geld, brachten nun auch ihren Haufen zuſammen, und rückten ins Lager gegen uns über. Ich habe nie gewiß erfahren können, wie ſtark die ſogenannte Armee der emigrirten Kreuzfahrer geweſen ſey. Sie war zuverläßig, alles eingerechnet, nicht über 12,000 Mann ſtark, ob man gleich ſchon 30, ja gar 50,000 daraus machen wollte. In dieſer Armee war gar keine Diſciplin, und Anarchie mehr als im verſchrieenen Frankreich.

Den 12. Auguſt zogen wir von Trier ab, und nach drey ſchweren Märſchen ſchlugen wir unſer Lager bey **Montfort**, ohnweit Lützelburg oder Luxemburg auf. Im Luxemburgiſchen waren die Lebensmittel etwas beſſer, als im Trierland, wo die emigrirten Franzmänner ſchrecklich damit gehauſet und dadurch alles ſehr vertheuert hatten.

Die Luxemburger Unterthanen ſchienen mit der Wiener Regierung nicht ſehr zufrieden zu ſeyn; und einige Gährung dürfte auch in dieſem Lande einen Volksaufſtand nach ſich ziehen. Ueberhaupt aber ſind die Luxemburger ein grobes, barſches, fatales Volk, welches alle Ausländer haſſet, und nicht einmal gerne ſieht, daß der Kaiſer eine ſtarke Beſatzung in die Feſtung Luxemburg legt. Das Land iſt übrigens fruchtbar und gut, und die Feſtung ſelbſt eine der wichtigſten in Europa. Die Stadt kann leicht für eine der ſchönſten und volkreichſten paßiren.

Hier wurde ein Italiener als Spion entdeckt, und fand ſein Ende nach Verdienſt, am Galgen: denn wenn je einer den Galgen verdient, ſo iſt es ein Spion. Man bedenke nur das Unheil, das ſo ein Bube ſtiften kann! Wenn aber gleich die Spionen nach allem Recht den Galgen verdienen, ſo bedienen ſich ihrer doch die größten Helden und belohnen ſie reichlich. — Und ſo macht man ſelbſt das Schändliche, das man überall mit Galgen beſtraft, zum Mittel ſeines Zwecks! Was iſt alſo Moral? Was iſt Politik? Und wie verbindet man beyde, theorĕtiſch und praktiſch? —

Man ſprach hier viel von den Kaiſerlichen, welche nun kommen und ſich mit uns vereinigen würden: aber ſie kamen nicht. Indeſſen ſtatt ihrer rückten die Heſſen heran, die braven tapfern Heſſen, welche auf Veranſtaltung ihres Landgrafen — der gern Kurfürſt werden möchte — auch an dieſem unglücklichen Feldzuge Theil nehmen mußten.

Im Hauptquartier wetteten ſogar die Generale, daß ganz Frankreich innerhalb drey oder vier Wochen beruhigt, und in ſeinen alten Zuſtand zurückgebracht ſeyn würde. Ich will ein Geſpräch zweier vornehmer Herren herſetzen, welches ich ſelbſt angehört habe.

A. Was wird aber zu thun ſeyn, wenn wir nun Paris beſetzt haben werden?

B. Vor allen Dingen muß der König ſeine abſolute Gewalt wieder bekommen. Sodann muß für den Adel geſorgt werden.

A. Das wird ſchwer halten! Die Güter ſind ſchon meiſtens in andern Händen!

B. Thut nichts! die Güter müſſen wieder heraus, und die jetzigen Inhaber müſſen alles wieder erſtatten, was ſie bisher gezogen haben.

A. Wie geht es aber mit den Häuptern der Patrioten?

B. Dieſe müſſen alle nach der Strenge behandelt werden. Da wird es ein Aufhängen geben, daß einem die Haut ſchaudern wird! Es muß aber ſchon einmal ſeyn: Exempel müſſen ſtatuirt werden, damit in Zukunft der Spektakel unterbleibe. Dann wird eine ſtarke Garniſon in Paris gelegt, ſo wie in die andern Hauptſtädte des Reichs. Der Hof geht nach Verſailles: die Kriegskoſten werden erſetzt: Elſaß und Lotharingen werden ans Reich abgetreten, u. dgl.

An ſolchen Geſprächen erbauten ſich Männer, welche ohne Einſicht und ohne Kenntniß der bisherigen Länder- und Völkergeſchichte, über Frankreichs Angelegenheiten entſcheidend ſprechen wollten. Man ſieht hieraus, wie klein und ohnmächtig man ſich durchgängig die franzöſiſche Nation gedacht habe: und wer hatte dieß veranlaßt?

Hier wurde auch der Befehl gegeben, daß die Weiber, welche ſich bey den Regimentern als Wäſcherinnen, Marketenderinnen u. dgl. befanden, forthin jedesmal von den Profoſen jedes Regiments geführt und begleitet werden ſollten. Der Befehl, daß die Weiber überhaupt einen Begleiter und Aufſeher haben ſollten, war weder überflüßig noch unnütz: denn dieſe Kreaturen, welche größtentheils der Auswurf ihres Geſchlechts ſind, — denn welches Weib von einiger Delikateſſe wird ſich wohl entſchließen, einer Armee zu folgen? — begiengen allerhand Exceſſe: ſie liefen in die Gärten und Dörfer, und nahmen, was ſie vorfanden. Aber daß ſie gerade von den Profoſen geführt werden ſollten, war ihnen doch zu deſpektirlich: ſie räſonnirten deßwegen gewaltig, und ſchimpften auf die Profoſe ohne Aufhören: wollten ihnen gar die Augen auskratzen, und ſtellten ſich ſo wüthend, daß es den armen Profoſen angſt und bange ward. Endlich geſchah in der Sache zum Beſten der Weiber eine Aenderung, und ein Unterofficier mußte ſie führen. Dieſe Einrichtung wurde anfangs genau befolgt, hernach aber ließ man die Weiber wieder gehen, wohin und wie ſie wollten, und beſtrafte die Exceſſe nicht mehr, welche ſie mit Rauben und Stehlen in Frankreich reichlich verübten. — Das war alſo eine unedlere Art von Poiſſarden aus Preußen!

Sechſter Brief.

So lang ich lebe, werde ich den 19ten Auguſt des Jahres 1792 nicht vergeſſen: denn das war der Tag, an dem wir in Frankreich eingewandert ſind, und der gleichſam prognoſticierte, wie es uns in dieſem Lande ergehen würde. Wir brachen am 18ten dieſes Monats mit dem Lager bey Montfort auf, wurden unterwegs bis auf die Haut naß, ravagirten hernach die Erbſenäcker, aßen uns an Erbſen ſatt, und ſetzten am folgenden Tag den Marſch nach der franzöſiſchen Grenze fort.

Früh Morgens beym Ausmarſch war es kalt, wie im November: der Wind gieng rauh, und der Himmel war trübe. Nachdem wir wirklich über die Gränze gekommen waren, wurde Halt gemacht, weil man erſt überlegen mußte, an welchem Orte das Lager aufgeſchlagen werden könnte. Die Reuterei hielt auch ſtille. Vor Müdigkeit legten wir uns zur Erde: kaum lagen wir, da fieng es an zu tröpfeln, und hernach regnete es ſtärker. Der Regen

gen war kalt, wie Eistropfen. Auch hier wurden wir von neuem bis auf die Haut naß, und waren vor Kälte beynahe erſtarrt, als wir weiter marſchieren mußten.

Der Boden in Lotharingen iſt eitel Leimen, und deshalb war der Weg ſo ſchlimm, daß wir kaum fort konnten, beſonders da die Kavallerie vor uns aufritt, und den Weg noch mehr verderbte. Wir waren auch nicht auf der Chauſſee geblieben, wo das Geſchütz und Feldzeug gefahren wurde: wir marſchierten querfeld ein. Das Querfeldeinmarſchieren iſt in dieſem Feldzuge überall bey uns ſehr gebräuchlich geweſen, muß auch oft ſeyn; aber nicht allemal. Endlich nach vielem Fluchen und Schimpfen auf das Franzoſenland kamen wir an den Ort, wo das Lager aufgeſchlaſchlagen werden ſollte. Wir waren alle durch naß, und zitterten am ganzen Leibe vor Kälte und Näſſe. Aller Muth war weg, und wenn ein Feind da geweſen wäre, wir hätten uns ergeben oder erliegen müſſen. Niemand von den Unſrigen wäre im Stande geweſen, eine Flinte zu laden, vielweniger, ſich mit Kraft und Muth zu vertheidigen.

Nun waren keine Zelter da: die Packpferde hatten wegen des ſchlimmen Weges nicht folgen können: wir mußten daher unter dem freien Himmel im kälteſten Regen ſo, wie wir waren, ſtehen bleiben, und wurden immer ſteifer und verklommner.

Endlich befahl man, daß Holz und Stroh aus den benachbarten Dörfern herbeygeſchaft werden ſollte. Man ſtellet ſich leicht vor, daß die Kommandierten nicht ſäumten, ſich durch Laufen und Arbeiten Bewegung, Wärme und Nahrung zu verſchaffen.

—

Das Futter für die Pferde wurde vom Felde genommen, wo der Waitzen und der Haber von den Knechten abgemäht, und auf Strohbänken klein geſchnitten wurde. Ein ganz großes Feld war innerhalb einiger Stunden leer.

Das erſte franzöſiſche Dorf, daß herhalten mußte, hieß Brehain la Ville, ein ſchöner wohlgebauter Ort. Die Einrichtung der Häuſer verrieth vielen Wohlſtand; aber binnen einer Stunde glich das ganze Dorf einer Einöde.

Die Soldaten von verſchiedenen Regimentern zeichneten ſich bey der Plünderung am thätigſten: Edle Chefs, die auch im Feinde den Menſchen zu reſpektiren wußten, drangen auf Mannszucht und Schonung.

Die Männer aus dem Dorfe hatten ſich weggeflüchtet: die Weiber waren geblieben, konnten aber nicht hindern, daß nicht alles, was für den Soldaten zu benutzen war, mitgenommen, und das Uebrige zerſchmiſſen und verdorben wurde. Das Herz that mir oft wehe, wenn ich ſchadenfrohe Knaben von Kriegern Steingut und ſchöne fayanceene Schüſſeln und Teller, die man weder mitſchleppen noch brauchen konnte, zerſchlagen ſah.

Die Dorfleute jammerten, und ſchrieen einmal übers andere: o mon Dieu!

o la Misère! und unſre Soldaten lachten ihnen hiebey ins Angeſicht, und radotierten von Patrioten. Es iſt etwas entſetzliches, wenn menſchliche Einrichtungen den Menſchen über die der Natur hinwegſetzen helfen! Die Grauſamſten und Habſüchtigſten, wie ich bemerkt habe, ſind bey ſolchen Vorfällen die, welche hülfsbedürftige Eltern, Frau oder Kinder hinterlaſſen haben, denn auch für dieſe ſoll bey ſolchen Gelegenheiten mitgeſorgt werden.

Die Officiere, welche mitgeritten waren, waren keineswegs im Stande, den plündernden Soldaten aufzuhalten: es wurde auch manches in Rückſicht des abſcheulich ſchlimmen Wetters überſehen.

Faſt in allen Häuſern fanden wir Patronen, Pulver und Bley nach der neuen

Einrichtung in Frankreich, vermöge welcher jeder Unterthan, jeder Bürger ſich mit Kriegsmunition verſehen muß.

Statt des Strohs, weil keins da war, nahm man das ungedroſchene Getraide, und trug es ins Lager: wir haben überhaupt in Frankreich auf Getraide, beſonders auf Waitzen gelegen, und eine ungeheure Menge davon verderbt und verſchleudert.

Die übrigen Dörfer, ſogar das, wo der König logierte, hatten eben das Schickſal, was Brehain la Ville gehabt hat.

In dieſer Gegend verſteht man noch etwas deutſch, ob es gleich nicht geſprochen wird.

Erſt gegen Abend ſchlugen wir die Zelter auf, hatten aber eine ſehr ſchlimme Nacht, weil wir über und über naß waren, und auf naſſem Stroh liegen mußten. Dabey waren die meiſten von Kopf bis zu Fuß voll Koth und Schlamm, beſonders die, welche Schaafe auf dem Rücken herbeygetragen hatten.

Den folgenden Tag lag das ganze Lager voll Schaafshäute und voll Eingeweide von Schaafen und Schweinen, wie auch voll Federn von geraubten Hünern und Gänſen.

Der Herzog von Braunſchweig erfuhr dieſe Plünderung bald, und den Augenblick ließ er ſcharfe Befehle ergehen, daß dergleichen nicht mehr geſtattet, ſondern ernſtlich und ſcharf beſtraft werden ſollte.

Dieſer Befehl wurde anfangs beobachtet, in der Folge aber mannigfaltig vernachläſſigt, wie ich deutlich beweiſen werde. Indeß wen wundert dieß! Der hungrige Bauch hat keine Ohren! —

Den folgenden Tag war ſchönes Wetter: wir brachen ſpät auf, die Avantgarde war aber ſchon frühe marſchiert, und ſchlugen unſer Lager ohnweit Longwy an einem Gehölze auf.

An dieſem Tage foderte der Herzog, der mit Geſchütz und einigen Bataillons vor Longwy gerückt war, die Uebergabe der Feſtung: man ſchlug ſie ab, und das Kanonenfeuer nahm ſeinen Anfang.

Als die geringe Garniſon von Longwy ſahe, daß es Ernſt wurde, entſchloſſen ſie ſich zur Uebergabe, damit das hübſch gebaute Städtchen nicht zerſchoſſen werden möchte. Sie kapitulierten alſo, und erhielten freien Abzug. Den Bürgern wurde alle Freiheit zugeſichert; und ſo beſetzten die Preußen die Feſtung Longwy in Lothringen.

Konnte ſich denn Longwy nicht länger halten? Allerdings! Aber hier iſt der Ort noch nicht, zu unterſuchen, warum es nicht geſchah: das ſoll einmal geſchehen, wenn ich von der Uebergabe der Feſtung Verdün reden werde.

Als Longwy ſo leicht übergangen war, prophezeihte man abermal ſtark, daß ganz Frankreich binnen drey Wochen ruhig ſeyn würde. Ja wohl, binnen drey Wochen! —

Die Emigrirten hatten behauptet, daß alles in Frankreich drunter und drüber gienge, daß Hunger und Mangel aller Orten einriſſen, daß der Feldbau und andere Gewerbe darnieder lägen u. ſ. w. Alles dieſes war, wie ich fand, falſch und erlogen. Ich habe den Ackerbau nie blühender gefunden, als eben 1792 in Lothringen, Clairmontois und Champagne. Die Gärten waren auch gut beſtellt, die Viehzucht, Schäfereien u. dgl. vortreflich: kurz, man erblickte ſichtbaren Wohlſtand aller Orten, wohin man kam. Auf den Dörfern hatten die Leute ihre beſten Sachen natürlicher Weiſe auf die Seite geſchaft, und ſich entfernt; doch fanden die feindlichen Soldaten noch immer genug, ihre Plünderungsſucht zu befriedigen.

Ich hatte oft Gelegenheit, mit Landleuten zu ſprechen, und ſie über den jetzigen Zuſtand auszufragen. Ich erhielt von allen, ohne Ausnahme, die befriedigende Antwort, daß ſeit der Revolution alles beſſer gienge, alle Dinge wohlfeiler wären, und für die Zukunft groſſe Hoffnungen und frohe Ausſichten da wären. Das Pfund Salz, zum Beyſpiel, koſtete zur Zeit der Verpachtung und der alten Domination 5, 6 bis 7 Sous: jetzt nur 2 Sous. Ich werde bald hievon nähern Bericht ertheilen, und manchen Widerſpruch, den man etwan auch aus unſerer Erfahrung hernehmen könnte, gründlich heben.

Die Lotharinger ſind bey weitem nicht ſo fein, als die übrigen Franzoſen; jedoch ſind die Dorfleute in Lotharingen weit feiner, als die Stadtleute im Trieriſchen, Mainziſchen, in der Pfalz und in andern deutſchen Provinzen.

Da die weiße Farbe die königliche und antipatriotiſche iſt, ſo hatten alle zurückgebliebenen Leute, zu denen wir kamen, die Vorſicht, weiße Kokarden anzuſtecken, und auf allen Dörfern, die wir paßirten, weiße Fahnen auszuhängen. Die weißen Kokarden und Fahnen ſind aber hernach bald wieder verſchwunden.

Bey Longwy ſtanden wir über acht Tage. Das Wetter war größtentheils abſcheulich: es regnete beynahe ohne Aufhören, und die Krankheit der Diarrhoe zeigte ſich hier faſt allgemein. Unſre Soldaten fiengen an, ihre Farbe zu verlieren, wurden matt, und mußten die ganze Zeit in den Zeltern liegen. Alle Munterkeit war aus der Armee verſchwunden, und täglich brachte man die Kranken haufenweiſe nach

Longwy ins Lazareth. Dazu kam noch die Seltenheit und Theurung aller Lebensmittel. Sogar der Branntewein, dieſes erſte Element des Soldaten, ohne welches eine Armee zu nichts wird, wenn der Mangel daran lange anhält, ward rar, und ſchlug von Tag zu Tag auf. Doch war noch immer Fleiſch — zwar elendes mageres — zu haben, woran man Brodſuppen kochte. Das Waſſer in dieſer Gegend iſt ungeſund, und befördert den Durchfall zum Erſtaunen.

Ich habe in ganz Frankreich keinen Geſang, kein luſtiges Wort, keinen Spaß von unſern Kriegern gehört! ein ſicherer unfehlbarer Beweis, wie es ihnen zu Muthe war.

Unſre Gezelte ſind von dünner Leinwand gemacht: das Regenwaſſer drang aller Orten durch, und wir lagen darunter beynahe

nahe wie unter freiem Himmel. An Putzen und Waſchen und ſonſtige Reinlichkeit war gar nicht zu denken; daher fand ſich auch ein gewiſſes Ungeziefer, dieſe große Plage der Soldaten im Felde, ein, und marterte ſie gewaltig: es half auch kein Widerſtand, und ſelbſt die, welche ſonſt noch ſo reinlich zu ſeyn pflegten, hatten doch Ungeziefer die Fülle.

Unſre Hauptleute erfanden hier ein Mittel, ſich Milch zum Kaffee zu verſchaffen, welche ſehr rar war. Sie ſchafften ſich nämlich Ziegen oder Geiſen an, welche auf dem Marſch an die Packpferde gebunden wurden, und ordentlich hinterher liefen. Man hatte ſie den Dorfleuten entriſſen und führte ſie in großer Anzahl bey der Armee. Dieſe Thiere fraßen Fourage wie die Pferde, und Graß, und wurden

den ſehr wohl gehalten. Viele davon ſind noch da.

Der Wald, um welchen das preußiſche Lager ſtund, gehörte einer Abtey. Er wurde innerhalb zehn Tagen ſo zuſammengehauen, daß er ſich in funfzig Jahren nicht wieder erholen wird. Die Felder wurden auch weit und breit verwüſtet. Vom Waitzen und anderm Getraide wurde beim Fouragiren gewöhnlich mehr geſchnittes, als man verbrauchen konnte. Doch gieng niemand in die Dörfer, und während unſers Aufenthalts bey Longwy iſt kein Dorf förmlich ausgeplündert worden, ob es gleich an kleinern Mauſereien nicht fehlte.

Die Landleute brachten uns von ihrem ſchönen Weißbrod ins Lager, das ſie aber ſehr theuer verkauften. Ein Brod dieſer Art von einigen Pfunden koſtete einen halben den Thaler. Dieß Weißbrod iſt anfangs lieblich zu eſſen, allein nach und nach wird man es überdrüßig. Ich habe bey Verdün hievon die Erfahrung gemacht.

Einigemal wurde aus dem Magazin, das die Patrioten in Longwy gehabt hatten, Proviant unter die Soldaten vertheilt, nämlich Branntewein, Wein, Rauchtaback, Speck, Bohnen, Erbſen, Salz u. dgl. Die Franzoſen verſehen ſich gar herrlich in ihren Feſtungen; und ihre erſte Sorge geht allemal und vorzüglich auf die Verproviantirung der Truppen. In Longwy war wenigſtens ſo viel Vorrath, daß eine Beſatzung von 1000 Mann ſich über ein Jahr hätte behaupten können. Sie waren auch ſehr gut mit Feldmunition verſehen geweſen. Dieſe Vorſorge iſt beym Militair, zumal im Kriege, durchaus nöthig: denn ſo lange der Soldat noch zu eſſen und zu trinken hat, hat er guten Muth, und iſt bey allen Strapazen zufrieden und thätig; fehlt aber der Mundvorrath oder bricht man ihm an den nöthigen Lebensmitteln ab, ſo wird er misvergnügt, und iſt leicht zu beſiegen.

Verſchiedene Regimenter hatten die Erlaubniß, Kartoffeln und Möhren oder gelbe Rüben vom Felde zu holen, und für ſich zu kochen. Aber das durften nicht alle Regimenter.

Die Kavalleriſten haben es zwar in dieſer Rückſicht ſonſt beſſer, als die Infanteriſten: denn ſie kommen aller Orten hin, ſtehen unter keiner ſo ſtrengen Aufſicht, und haben daher Gelegenheit, manches von Kochſpeiſen und andern Dingen Beute zu machen: allein im jetzigen Feldzuge haben ſie eben ſo ſehr über Hunger und Noth geklagt, als die Infanteriſten.

Zur Urſache unſers langen Stehens bey Longwy gab man an, daß man auf die Ankunft der kaiſerlichen Armee wartete; Andere faſelten ſogar vom nahen Frieden!

Unſere Herren Hauptleute hatten ſchon an der bisherigen kleinen Probe genug, und verwünſchten den Feldzug in Abgrund der Höllen. Ihre Bequemlichkeit fehlte: ſie mußten eben ſo das kalte naſſe Wetter empfinden, und im Koth herumpatſchen, wie die Soldaten. Der Hunger quälte ſie auch; und das rohe Kommißbrod war oft ihre einzige Speiſe. Freilich iſt das gar ein anderes Leben, als das in der Garniſon, oder auf einem Feldzug, wie vor zwey Jahren der Schleſiſche war!

Die Vorpoſten ſcharmuzirten einigemal, und einige Gefangene wurden eingebracht.

Siebenter Brief.

Von Longwy gieng der Marſch durch den abſcheulichſten Leimen übers Queerfeld gerade nach Verdün zu. Ich freute mich, dieſe alte berühmte Stadt zu ſehen, welche zur Zeit des Hugenotten-Krieges — wie man heilig verſichert — die Ehre gehabt hat, von der heil. Jungfrau Maria gegen die Kanonen der Ketzer ſichtbarlich in Schutz genommen zu werden. Daß doch gar ein heiliges Weib ſich mit Soldaterey abgegeben haben ſoll! Wer verargt es denn einer Anſelme, den Mädchen Fernigs und andern Franzöſinnen, in neuern Zeiten! Es giebt doch nichts neues unter der Sonne. —

König Heinrich der zweyte von Frankreich, riß Verdün nebſt Metz und Toul vom Reiche, da er ſich in ein Bündniß mit den Proteſtanten eingelaſſen hatte. Und was will man jetzt? — Rechtgläubig — irrgläubig: Religion, Altar und Prieſter — man denke doch, welch glänzenden Vorwand die liebe Politik von jeher aus der hierarchiſchen Kirchengrube entlehnet hat! Mein Reich, ſagte aber Chriſtus, iſt nicht von dieſer Welt; und die Departements vieler Chriſten haben ihren eignen Papſt, trotz Luther und Rouſſeau! —

Wir machten von Longwy nach Verdun nur zwey Märſche, welche aber ſo ſtark waren, daß viele, gar viele Soldaten liegen blieben, auch einige ſogar ſturben vor Hitze und Entkräftung.

Einige Meilen von Verdun liegt die bekannte Abtey Chatillon, welche nun von ihren Caſtraten ums Himmelreich — ge-

geleert, und weltlichen Beſitzern übergeben iſt. Ich ſprach mit einem Windmüller am Wege und erfuhr von ihm, daß die Gebäude der Abtey nebſt den dazu gehörigen Gärten von der Nation für 46,000 Livres verkauft wären, und daß der neue Beſitzer einige Gebäude davon niedergeriſſen, und die Materialien derſelben an die herumliegenden Landbewohner verkauft habe, die ſie denn benutzt hätten, Häuſer, Scheunen u. dgl. davon aufzuführen. Er ſelbſt habe vor Zeiten ſeine Mühle in Pacht gehabt; ſey aber jetzt Eigenthümer davon geworden, wie auch von einigen hübſchen Aeckern: und alles das habe er für 1600 Livres! Auf dieſe Art — ſagte ich — ſind die Güter doch zu wohlfeil verkauft worden! Warum zu wohlfeil? verſetzte der Windmüller. Die Mönche erhielten ſie vorzeiten noch wohlfeiler — auf einen

Zahlpfennig für die Ewigkeit, der in dieſem Leben nichts koſtet, auf ein — Gott wird es lohnen! Dieſe Münze hat aber heutzutage ihren Stempel verlohren, und unſere Nation bedarf einer, die reeler klingt. Wir haben Schulden, wir haben Krieg: es iſt daher nothwendig, daß die Nationalverſammlung die Pfaffengüter als ein koloriertes Fidecommiß der Nation, der ſie doch vorzeiten entriſſen ſind, nicht ganz wegſchenkt, oder wie es ſonſt ſeyn könnte, unter die Bauern vertheilt; ſondern ſich etwas weniges dafür bezahlen läßt. Auf dieſe Art iſt der Nation und den Nationalen geholfen. — Ich fand die Antwort des Windmüllers gegründet, und gieng vorwärts.

Auf allen Dörfern fanden wir neue Häuſer, neue Scheunen, welche theils ſchon fertig da ſtanden, theils noch gebaut wurden. Ich freute mich über dieſes ſichtbare Zeichen des in Frankreich wieder aufkeimenden Wohlſtandes, und ſprach deshalb mit einem Bauer ausführlicher. Es iſt auch einmal Zeit, ſagte dieſer, daß wir anfangen, unſre Gebäude zu verbeſſern. Zur Zeit der Alleinherrſchaft des Königs (du tems du deſpotisme royal) gab es immer ſo viel Erpreſſungen, daß es dem gemeinen Mann unmöglich wurde, an ſeinem Hauſe etwas zu verbeſſern, geſchweige gar etwas Neues bauen zu laſſen. Unſer Hof, Adel und Prieſterſtand verſchlang alles, und uns arme Landleute ſchindete man bis aufs Blut und den letzten Heller! Da mußte freilich alles zerfallen, und wir ſehen uns jetzt genöthigt entweder neu zu bauen, oder das Alte auszuflicken. Wohl uns, daß wir es nur können! — Ich machte einige Herren auf dieſen Beweis, daß die Emigrirten von dem neuen Zuſtande Frankreichs falſche Vorſpiegelungen gemacht hätten, aufmerkſam, und ſie geſtanden, daß ich Recht hätte.

Die Wälder, deren es in Lotharingen viele und ſehr anſehnliche giebt, ſind jetzt meiſt unter die Dörfer und Städte vertheilt, es wird aber ſtreng darauf gehalten, daß die Bauern die Waldungen nicht zerhauen und zu Grunde richten. Die neue Forſtordnung für Lotharingen iſt ein Meiſterſtück einer guten Land-Oekonomie; ſie enthält nichts von frohndienſtlichen Holztagen und andern herrſchaftlichen Bedrückungen, die in einigen Gegenden Deutſchlands den geplagten Landmann zu Grunde richten. Die Lotharingiſchen Bauern gehen im Jahre einmal 14 Tage nach einander ins Holz, wo ſie unter der Aufſicht eines erfahrnen Förſters ſo viel

Holz fällen, ſpalten und häufen, als für ihren Diſtrikt nöthig iſt. Dieſe Haufen werden endlich, wenn ſie ausgetrocknet ſind, unter die Bauern und Bürger vertheilt, und nachher darf niemand mehr Holz holen. Aus den Wäldern ſelbſt wird dann auch kein Holz weiter verkauft: wer einiges haben will, muß es bey einem ſuchen, der von ſeinem Antheil etwas entbehren kann. Für Anpflanzung und Reinigung des Holzes wird auch gemeinſchaftlich und unter Aufſicht geſorgt.

Schon vier Stunden von Verdün hörten wir ſtark kanoniren. Es war die Verdüner Beſatzung ſelbſt, welche herausſchoß, ſobald ſie die Armee der Emigrirten bemerkt hatte. Dieſe hatte ſich links der Stadt hingezogen. Es war kein anhaltendes und regelmäßiges Feuer, und hörte bald auf.

Wir ſchlugen unſer Lager eine halbe Stunde von Verdün auf, dieſſeits einer Anhöhe, ſo daß wir die Stadt ſelbſt nicht ſehen konnten.

Am folgenden Tag ließ der Herzog die Feſtung zur Uebergabe auffordern: aber dieſe wurde abgeſchlagen, und der Kommandant ließ ſagen: daß er eher umkommen, als die Stadt übergeben würde. Er hat auch Wort gehalten.

Verdün ; iſt, als Feſtung betrachtet, nicht weit her. Die Werker ſind altfränkiſch. Die Cidatelle liegt zwar hoch, doch kann man von einem nahen Weinberge Stadt und Cidatelle in Grund ſchieſſen, ohne daß die Beſatzung den Batterien der Belagerer viel ſchaden könnte. Das wiſſen die Franzoſen ſelbſt: denn man hat ſeit 200 Jahren wenig für die Verbeſſerung der Verdüner Feſtungswerker gethan. Man ſahe ein, daß es leicht wäre, ſie einzunehmen, wenn es dem Feinde gelänge, nur bis dahin erſt vorzudringen. Deßwegen legte man auch die beyden zwar kleinen, aber guten Forts an, Longwy und Thionville, welche Verdün an Feſtigkeit und Haltbarkeit weit übertreffen.

Der Herzog von Braunſchweig, nachdem er ſahe, daß er ohne Feuer Verdün nicht erobern würde, ließ Batterien aufwerfen, Geſchütz auffahren, und in der Nacht vom 30. September mit Beſchießen den Anfang machen. Einige Granaten fielen in die Stadt, und zündeten in einigen Häuſern. Der menſchenfreundliche Fürſt, welcher keinesweges eine Stadt, wie Verdün, zu Grunde richten wollte, ließ von Zeit zu Zeit mit dem Feuern einhalten, um den Belagerten Zeit zu laſſen, ihre Maaßregeln zur Uebergabe zu ergreifen.

ſen. Man ſchickte hin und her; bis endlich die Bürgerſchaft, oder vielmehr das Conſeil executiv den Kommandanten auffoderte, die Stadt zu übergeben.

Man muß bemerken, daß dieß Conſeil von der Nationalverſammlung dazu angeſetzet war, daß es die Verrätheren des Kommandanten in den Feſtungen verhindern ſollte. Da es aber größtentheils aus Municipalen beſteht, die in den Feſtungen ſelbſt angeſeſſen ſind, und folglich bey einer hartnäckigen Belagerung mehr zu verlieren haben, als der National-Kommandant; ſo ziehen ſie das Wohl ihrer Stadt dem Wohl ihrer Nation vor, und nöthigen die Kommandanten zur Uebergabe. So iſt es in Longwy gegangen, ſo auch in Verdün. Billig ſollte daher dieß Conſeil, wenigſtens mehr als zur Hälfte, aus National-Deputirten anderer Städte beſtehen,

ſtehen, oder alle Kommandanten müßten ein — Wimpfen ſeyn.

Alſo dieß Verdüner Conſeil executiv hatte den Kommandanten aufgefodert, die Stadt zu übergeben. Es hatte unverholen geäußert: ſie hätten keine Luſt, bey geſundem Leibe umzukommen, oder endlich gar zu verhungern, und wären durchaus nicht geſonnen, ihre Stadt nebſt Haabe und Gut durchs feindliche Feuer verwüſten zu laſſen.

Der Kommandant, ein Mann voll wahren Muths und des edelſten Patriotismus, verehrte den Poſten, den er bekleidete, und wollte ihn nicht anders, als mit dem Leben aufgeben. Es ſchien ihm zu ſchändlich, eine Stadt in den Händen der Feinde ſehen zu ſollen, welche ihm von der Nation zur Vertheidigung anvertraut war. Mit männlichem Unwillen ſoll er alſo über die

Feigheit der Einwohner gezürnt haben, noch mehr aber über die kriechende Ergebenheit des Verdüner Raths, und endlich nach langem Widerſtande in die Worte ausgebrochen ſeyn: „Nun gut, meine „Herren, ich habe geſchworen, mich nur „todt zu ergeben: überlebt Eure Schande „und eure Unehre, weil ihr es könnt! „Was mich betrift, ich bleibe meinem Eide „getreu, und hier iſt mein letztes Wort: „— ich ſterbe frei!„ und damit erſchoß er ſich durch ein Piſtol.

Es läßt ſich denken, daß dieſe große, ächtrepublikaniſche Handlung bei den feigen Memmen des Conſeils betäubendes Stutzen hervorbrachte: aber was halfs? Die Ueberleger waren kleine furchtſame Seelen, und fanden nach engbrüſtiger Berathſchlagung für gut, einem elenden Menſchen, Namens Nyont, die Kommandantenſtelle anzuvertrauen, und ſich — zu ergeben.

Man hat über dieſen Schritt des Kommandanten verſchiedentlich geurtheilt. Viele verdammten ihn als einen Feigherzigen. Dieſes Urtheil mißfiel mir äuſſerſt: ich ſehe nämlich bey einem Selbſtmorde von der Art nichts weniger, als Feigherzigkeit. Andre hingegen lobten den Mann, als einen zweyten Cato: und dieſen ſtimmte ich von ganzem Herzen bey. Ich habe mich hernach in Verdün nach dem Karakter dieſes Helden erkundigt, und lauter Gutes von ihm eingezogen. Er war einer der gröſten Verfechter der republikaniſchen Freiheit Frankreichs. Er hieß Beaurepaire.

Es hat mich gefreut, daß man ihn, wie ich höre, auf dem Nationaltheater zu Paris apotheoſirt hat. Auch ſoll man ihm zu Ehren auf dem dortigen Theater du Palais ein Schauſpiel aufführen unter der Benennung: Der Tod des Beaurepair's. So patriotiſch lohnen die Neufranken: und ſo was lockt weit mächtiger, als alle Ordensbänder und Kreuzer!

Die verrathene Garniſon hatte alſo kapitulirt: und man hatte ihr freien Abzug geſtattet. Sie zog denn ab, mit klingendem Spiel, und die Preußen rückten ein.

Oben auf der Citadelle iſt ein großer Platz, den man ſeit der Revolution den Freiheits-Platz (place de la Liberté) nannte. Auf dieſem Platz ſtand der Freiheitsbaum, eine große Stange, auf welcher eine blechne Freiheitsmütze, mit Freiheitsfarben bemalt, befeſtigt war. Die Preußen riſſen die Mütze herab, zerſchlugen ſie, und legten ſie auf ein dazu errichtetes Pflugrad. Es währt aber alles nur eine Zeitlang! Denn nach unſerm Abzuge wurde die Freyheitsmütze wieder errichtet.

Die Verdüner Poſamentirer hatten nach unſerm Einzuge Tag und Nacht an weiſſen Kokarden zu arbeiten: denn von nun an trug alles weiße Kokarden: Bürger, Bauer, vornehme Leute, Pfaffen, ſogar Kuttenpfaffen oder Mönche: alles trug weiße Kokarden. Dieſe ſind aber hernach bald wieder verſchwunden, und mit Nationalkokarden vertauſcht verden. Eben ſo wurde auch die weiße Fahne, welche auf einem der Domthürme wehete, wieder herabgeworfen, nachdem die Preußen aus haber Noth für gut fanden, ſich kleinlich zurück zu ziehen.

Ein Bataillon vom Regimente des Herzogs und eins vom von Schönfeld beſetzte te Verdün, wechſelten aber hernach mit andern ab.

Hier wurde ordentlich fouragirt für die Leute im Lager, indem die Soldaten die Kartoffeln, Bohnen und Möhren weit und breit zuſammen ſchleppten. Die Kartoffeln waren noch nicht völlig reif; die Burſche fraßen ſie aber übermäßig hinein, und der Durchfall ward jetzt allgemein. Viele mußten von hier aus dem Lager nach dem Lazarethe zu Longwy gebracht werden! Kaum waren halbe Kompagnien noch im Stande, Dienſte zu thun: die andern befanden ſich entweder im Lazareth, oder lagen doch ſo matt und krank in den Zeltern, daß ſie zum Dienſte unbrauchbar waren. Die Burſche ſuchten ſich zwar mit Pfeffer, Galgant und andern Mitteln zu helfen; aber das alles war doch unzulänglich. Sogar der

der Fronte floß der dünne nicht ſelten blutige Unflat ſo, daß es niemand ohne Ekel und Abſcheu ſehen konnte. Einer von den emigrirten Officieren ritt einmal vorbey, und beſchwerte ſich gar ſehr über dieſe Ausleerungen der Soldaten vor der Frote, das mache mal au Coeur, meynte er. — Das ſind militairiſche Accidenzien, erwiederte ihm ein preußiſcher Lieutenant, der ihn begleitete: wer ſo was nicht ſehen und riechen kann, muß bey der Mama bleiben! Der delikate Franzmann ſchwieg, und ritt weiter.

Verdün iſt eine mittelmäßig groſſe Stadt, mit ſchönen Gebäuden. Vorzüglich zeichnet ſich der Pallaſt des Biſchofs aus, welcher ein vortreffliches Gebäude iſt. Die Domkirche iſt eine der ſchönſten Kirchen, die ich je geſehen habe: auch iſt die Benediktinerkirche auf der Citadelle ein zwar altes aber anſehnliches Gebäude.

Die Bürger der Stadt ſind artige feine Leute, ſprechen ſehr gut franzöſiſch, weit beſſer als die in Longwy. Beſonders giebt es hier ſehr ſchöne Frauenzimmer, meiſt ſchwarz an Haar und Augen; aber an Haut weiß wie Schnee, und ſanftweich, wie Atlaß. Ziererey iſt nicht ihre Sache, aber auch fade Koketterie nicht. Ihr Betragen iſt offen, jedoch mit Beobachtung des Wohlſtandes. Ein erhitzter Romanenheld würde hier ſeine Rechnung bey den wenigſten finden. Auch Mädchen von der Volksklaſſe halten auf eine gewiſſe Art von Delikateſſe. Rohe Wüſtlinge mußten hier größtentheils Verzicht auf Eroberungen thun; und verfeinerte Wollüſtlinge mußten ſich hüten, ihren Trieb oder ihre Zuneigung in unanſtändigen Worten oder Geberden zu äußern.

Uebrigens lobe ich es an den Franzoſen, daß ſie ihren Weibern und Töchtern allen Umgang mit dem männlichen Geſchlecht geſtatten. Sie ſind in dieſem Stück gar nicht eiferſüchtig, und werden daher auch weniger, wie mich dünkt, überliſtet, als die Arguſſe, welche aller Orten den Hüter und Wächter ihrer Weiber und Töchter ſpielen wollen. Fort mit den Arguſſen! Sie machen aufmerkſam, und reizen zu dem, was ſie verhüten wollen.

Das Embraſſiren oder Küſſen iſt bey den Franzoſen ſehr Mode, und als Landesſitte eine Handlung, worauf keine Seele Rückſicht nimmt. Wer gern küßt, muß nach Frankreich gehen, und er wird ſich laben können.

Im Handel und Wandel ſehen die Franzoſen ſehr auf Ehre. Man mag das, was man kaufen will, kennen oder nicht, man erhält etwas Gutes. Sie machen ſogar ſelbſt auf das Beſſere merken, Ausnahmen giebt es aber auch hier, wie überall.

Aufgeweckter und heller ſind die Franzoſen im Durchſchnitt mehr, als die Deutſchen. Ihr Temperament und ihr ehemaliger Druck hat ſie raffiniren gelehrt. Sie ſind jetzt um ſo eifrigere Republikaner, je läſtiger ihnen vorhin die Monarchie geworden iſt.

Damit man ſehe, wie ein heller Franzoſe ſeine Freiheit mit Gründen vertheidige, ſo will ich eins meiner Geſpräche darüber mit einem Verdüner Klempner herſetzen. Er hieß Mr. Pierrot, und wohnt auf den petits elcaliers.

Ich. Sie geſtehen mir alſo ein, daß Obrigkeiten nöthig ſind, und daß der Staat ohne ſie nicht beſtehen kann!

Pierrot. Allerdings! aber nur keine Deſpoten d. i. keine ſolche, deren Willen auch Geſetz für die Untergebenen iſt. Die Obrigkeit iſt bloß Handhaberin der allgemeinen Geſetze, um ſie auf die beſondern Fälle anzuwenden.

Ich. Aber es ſteht ja der Obrigkeit zu, Geſetze zu geben!

Pierrot. Wo ſteht das geſchrieben? Die Obrigkeit darf keine Geſetze geben: das gehört für die Nation, oder vielmehr für den aufgeklärtern Theil derſelben, wozu freilich auch die Obrigkeit gehören muß. Geſetze ſind wie die Arzeney. Die Nation ſelbſt kennt ihre Wunden, ihren Druck, ihre Bedürfniſſe gewiß beſſer, als die Herren Könige mit allen ihren Miniſtern.

Dieſe Herren haben von Jugend auf größtentheils alle etwas anders zu thun, als ſich um die Kenntniß des menſchlichen und bürgerlichen Elends, und um die Mittel, es zu heben oder zu lindern, viel zu bekümmern. Wie ſollten ſie alſo im Stande ſeyn, angemeſſene Mittel dawider durch Geſetze anzugeben? Vorſchläge zu Geſetzen kann die Obrigkeit allenfalls machen, aber durchaus keine Geſetze ſelbſt.

Ich. Sie verwerfen alſo alle ſouveräne Gewalt?

Pierrot. Allerdings! Souveräne Gewalt ſtreitet mit der natürlichen Freiheit des Menſchen, iſt daher der Natur des Menſchen zuwider, und kann von einem aufgeklärten Volk nicht geduldet werden.

Ich. Sie behaupten viel!

Pierrot. Aber nicht zu viel! Kennen Sie den Eſſai ſur le Priviléges vom Abbé Syeyès?

Syèyès? oder das Buch des droits et devoirs des Citoyens par l'Abbé de Mably? oder den Essai de catéchisme national?

Ich. Nein!

Pierrot. Ich kann Ihnen damit dienen: und Sie werden finden, daß ich recht habe. Souveräne Gewalt iſt ein Staat im Staate, ſchränkt die allgemeine Selbſtthätigkeit und Freyheit ein, macht uns zu Maſchinen, befördert das Wohl einiger Einzelnen auf Koſten aller übrigen, und ſteht der Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts, oder deſſen größtmöglicher Vervollkommnung, von allen Seiten entgegen. — Leſen Sie die erwähnten Schriften, und ich bin gewiß, Sie ſind meiner Meynung.

Ich. Es ſagt aber die Bibel: „Jederman ſey unterthan der Obrigkeit die Gewalt über ihn hat!„ Nun denken Sie, welche Deſpoten die Kaiſer zu der damaligen Zeit waren: und dennoch will Paulus, daß man Ihnen unterthan ſeyn ſolle!

Pierrot. Mit der Bibel bleiben Sie immer weg! das Buch iſt nicht mehr für uns. Man hat es lange genug benutzt, um den Deſpotismus und alles, was die politiſche und religiöſe Schwärmerey begünſtiget, auf dieſe oder jene Art daraus zu erzwingen, oder zu bekräftigen. Ueberdieß weiß man, was Paulus bezielte. Man ſchalt damals die Chriſten, als Leute, welche der Obrigkeit nicht gehorchen wollten: und um dieſen Verdacht und deſſen Folgen abzulehnen, ſetzt Paulus in ein öffentliches Sendſchreiben an die Römer, daß jederman der Obrigkeit unterthan ſeyn ſollte. Wir wiſſen aber, daß nach der geheimern Anweiſung, die den Chriſten gegeben wurde, das Gegentheil ſtatt fand.

Paulus wollte nur, man ſolle ſich in die Zeit ſchicken. Zudem war Paulus ein Emanationiſt, der Alles, was iſt, von Gott herleitet.

Ich. Aber nach dem Naturrecht, nach dem Recht des Stärkern, iſt die ſouveräne Gewalt allerdings gegründet!

Pierrot. Das Recht des Stärkern, Freund, iſt das Recht der Tiger: und was iſt ſtärker, das Ganze oder ein Theil: die Nation oder deren Aufſeher? Doch laſſen Sie hören!

Ich. Wenn ein Volk bezwungen wird, ſo hat der Sieger Macht, alle die, welche zum Volke gehören, zu ermorden, oder ihnen nach ſeinem Gefallen Geſetze vorzuſchreiben. Denn nach dem Kriegsrecht – –

Pierrot. Ja, nach dem Kriegsrecht! Was iſt das für ein abſcheuliches Recht, das Kriegsrecht! Doch ich will es gelten laſſen! Und dann betrifft es doch bloß diejenigen, welche wirklich gegen den Sieger gekriegt haben; aber nicht wehrloſe Leute, nicht Weiber, und am wenigſten die Nachkommen. Wenn das Kriegsrecht weiter ausgedehnt wird, ſo bleibt es nicht mehr Recht: es wird offenbare Gewaltthätigkeit und Tyranney. Vielleicht konnte Heinrich II. hier in Verdün nach dem Kriegsrecht verfahren; darf das aber auch Ludwig XVI? Und doch zeigt die Geſchichte, daß die Verdüner unter Heinrich II. beſſer ſind behandelt worden, als unter Ludwig XVI.

Ich. Wenn aber ein Volk ſelbſt auf ſeine Freiheit Verzicht thut, und einem andern ſein Recht überträgt; ſo wird dieſer Souverän, und er kann nach Willkühr die Freiheit ſeiner Unterthanen einſchränken.

Pierrot. Nach Willkühr? Sie ſagen wohl mehr, als ſie ſagen wollen. Doch näher! Wenn ein Volk einem das Recht giebt, über ſich zu diſponiren, ſo muß genau beſtimmt werden, wie weit dieſe Diſpoſition gehen ſoll und kann — ohne höhern und unveräußerbaren Rechten der Menſchen und der Bürger Eintrag zu thun. Sonſt iſt keine Ceſſion des Rechts möglich; ja ſelbſt nach denen von den Deſpoten gegebenen geſchriebenen Geſetzen iſt eine Ceſſion ohne genaue Beſtimmung der Grenzen an ſich ſchon null und nichtig. Uebrigens zeigt die Geſchichte, daß ſolche Ceſſionen niemals förmlich geſchehen ſind, und daß die Deſpoten ihr Oberrecht bloß der Gewalt und andern unwürdigen Wegen zu danken gehabt haben, und noch haben.

Ich. Wen nennen Sie einen Deſpoten?

Pierrot. Jeden Regenten, der den natürlichen Geſetzen zuwider ſein Land und Volk mißhandelt, wie unſre letztern Ludwige gethan haben.

Ich. Ludwig XVI. iſt doch nicht ſowohl Schuld, als ſeine Diener, welche unter ſeiner Regierung, wegen der großen Schwäche ſeines Herzens und Kopfes, allerhand Bubereien verübt haben!

Pierrot. Deſto ſchlimmer, lieber Mann! Wenn ein ſchwacher Herr Regent iſt, ſo erzeugen ſich allerhand kleine Tyrannen unter ihm, die das Volk ausſaugen, wie die Blutigel. Wir habens unter zweyen Königen empfunden. Dank ſey es der Vorſehung, daß das Joch endlich einmal zertrümmert iſt.

Ich. Wie aber, wenn das Joch wieder von neuem dem Nacken der Franzoſen aufgelegt würde? —

Pierrot. Die Macht von ganz Europa miteinander vereinigt, bringt Frankenland (la terre des Francs) wohl nie wieder unter die alte Sklaverey, und Ihr König auch nicht. Es ſchmerzt mich, daß ein guter König, wie der Ihrige iſt, den unſeligen Verſuch mitmacht, aus unſerm nunmehr freien Volke wieder Sklaven zu machen. Es iſt eher möglich, daß Friedrich Wilhelm König der Franken werde, als daß er Ludwig XVI. wieder zu ſeinem Deſpotismus aufhelfe.

So ſprach ich oft mit meinem Mr. Pierrot, und ſahe mit Verwunderung, daß der franzöſiſche Bürger nicht bloß aus Leichtſinn, ſondern aus tief durchdachten Gründen ſeine Freiheit verfechtet. Pierrots von dieſer Art habe ich aber mehr als Tauſende gefunden.

„Was Kleinigkeiten vermögen, — ſagte er zu einer andern Zeit, als wir von den nähern und entferntern Urſachen der Revolution ſprachen — wiſſen wir. Oft hat ein Spottgedicht, ein ſchiefes Wort einer Hofdame, eines Miniſters — wichtige Folgen gehabt. Man denke an die Folgen des Benehmens der Herzogin von Marlborough gegen ihre Königin Anna, an — Mad. de Pompadour — an Voltaire und andere. Was Spottgedichte bey uns in Frankreich wirkten, zeigen die Mémoires du Comte de Maurepas *). Dort ſtehen ſie, ich kann ſie Ihnen mittheilen. Es iſt merkwürdig, was hier über ein ſogenanntes Regiment de la

---

*) Paris bey Buiſſon, 1792. IV. Bändchen Dritte Auflage.

Calotte im dritten Bändchen vorkömmt. Eine Geſellſchaft, deren Oberhaupt Herr Aimon, Porte-manteau de Louis XVI. war, ein alter Mann, deſſen Charakter und Einſicht Achtung einflößte, maßte ſich eine Art von cenſoriſchem Anſehn an, machte Epigrammen, Gedichte, witzige Einfälle aller Art über die Vorfälle des Tages, und ward am Ende durch den Einfluß, den die Chanſons immer in Paris und Verſailles gehabt haben, auch in politiſcher Rückſicht furchtbar. Maurepas ſelbſt war eins ihrer thätigſten Mitglieder. Dieſe Gedichte gefielen, ſie erregten allgemeine Aufmerkſamkeit auf die, die ſie betrafen, auf Hofleute und Staatsverwaltung. Man fand ſie wahr, ward ungehalten über dieſe wie jene, und tadelte beyde ohne Scheu. Hierdurch entſtand eine öffentliche Stimme des Volks. Die

Regierung verachtete ſie, ſtolz auf ihre Truppen, oder vielmehr es fehlte ihr an Einſicht und Mitteln, dieſe Stimme des Publikums zu leiten, ſie umzuſtimmen, und ihr einen minder ſchädlichen, minder aufbrauſenden Gang zu geben. Sie ſchwankte daher beſtändig zwiſchen übermüthiger Verachtung alles Widerſtandes und furchtſamer übertriebener Nachgiebigkeit gegen das Urtheil der Müßigen und Witzlinge. Dieſes hat für jene Zeit einen ſehr großen Einfluß auf die Vorbereitung der jetzigen Revolution gehabt. Die Pompadour machte dieſe cenſoriſche Stimme zwar etwas ſchüchterner; aber nur für eine Zeitlang. Sie erhob ſich endlich mächtiger, wie alles, was durch Widerſtand gewinnt. Das geſchah zu jener Zeit: in neuern Zeiten wirkte die Halsbandsgeſchichte. Als Talleyrand-

Perigord, ehemaliger Biſchof von Autun, hörte, daß die Königin ſie der Geſellſchaft Vaudreuil und Polignac mitgetheilt hatte, ſagte er gleich den andern Tag dem Champfort voraus: „Geben Sie acht, dieſe elende Geſchichte zieht den Umſturz des Reichs nach ſich.„ Die Prophezeihung iſt eingetroffen. Man ſprach laut über Schulden, Banquerout, Sitten des Hofes, der Königin, der Prinzen, und gieng von da über zu — der Verwaltung des Staats und der Staatseinkünfte. Was alles dieß nach ſich gezogen habe, wiſſen wir als Anfang weit wichtigerer Ereigniſſe für die Zukunft. So viel vermag ein Minimum! Die Großen achten dergleichen wenig, rechnen auf ſtehende Armeen, und ſtrafen lieber, als daß ſie ſich beſſern ſollten. Sie bleiben daher im alten Gleiſe. Dieß fällt auf, man tadelt ſie laut und allgemein, und man wird dieſes ſo lange treiben, als ſie jenes treiben: denn das eine iſt das Echo vom andern. Sündiget nicht, heißt es, dann predige ich nicht!„

Achter Brief.

Auf der Citadelle zu Verdün ſteht eine berühmte Benediktiner-Abtey. Sie hat vortrefliche Gebäude und Gärten, und, wie geſagt iſt, eine magnifike Kirche. Als die Revolution anfieng, wurde dieſe Abtey eingezogen, und die Mönche fortgejagt, weil ſie der Nation den Eid weigerten, und mit der ausgeſetzten Penſion nicht zufrieden ſeyn wollten. Der patriotiſche Pöbel hat bey dieſer Gelegenheit allerhand Exceſſe begangen, wie es bey ſolchen Vorfällen gemeiniglich geſchieht. In der Kirche wurden die ſchönen Bilder von Marmor zerſchmiſſen, die herrliche Orgel verdorben, und überall übel gewirthſchaftet. Die Zellen und Verrathskammern wurden ausgeleert, und was damals die Patrioten übrig ließen, nahmen hernach die Preuſſen. Das Kloſter ſieht jetzt aus, wie eine Spelunke. Unſer König erlaubte zwar den Mönchen zurück zu kehren, und den Beſitz ihrer Güter und ihres Kloſters wieder anzutreten: allein dieſe ausgeflogenen Vogel mußten wohl merken, daß die Preuſſen ſie auf die Dauer nicht würden ſchützen können, und daß dann das letztere ärger werden möchte, als das erſtere, und blieben, wo ſie waren.

Die übrigen Klöſter zu Verdün ſind gleichfalls leer. Ueberhaupt ſind dieſe Raupenneſter jetzt für ganz Frankreich zerſtöhrt.

Bey dem Anfange der Revolution weigerte ſich der damalige Biſchof zu Verdün, den Eid, den ihm die Nation vorlegte, zu ſchwören. Man erſuchte ihn zu verſchiedenen malen, ſich als einen Unterthan der Nation zu bekenen, und ihr ſeine Treue durch einen Eid zuzuſichern; er blieb aber, wie viele andre Biſchöfe, bey ſeinem alten Sauerteig, und ſchwur nicht. Die Nation erklärte daher den Biſchöflichen Sitz zu Verdün für vakant, und unterſagte dem Biſchof jede biſchöfliche Verrichtung. Der gute Herr beharrete aber, nach Prieſter-Art auf ſeinem Sinn: die herrliche Domkirche blieb alſo über ein Jahr verſchloſſen, bis endlich die Nation ſeines Zauderns müde, einen Bereitwilligern an ſeiner Stelle aufrief, den die Stiftsherren auch ohne alle Widerrede annahmen. Der neue Biſchof verlohr aber viel von den

Einkünften des Bisthums, und behielt nur ſo viel, als er nöthig hat, um ſtandesmäßig zu leben, nämlich 24,000 Livres, welches allemal für einen Pfaffen genug iſt, und mehr als Chriſtus, Peter oder Paul je gehabt haben.

Der Erzbiſchof zu Trier, von dem das Verdüner Bisthum in ſpiritualibus und eccleſiaſticis, wie die Katholiken ſagen, ſonſt abhieng, beſchwerte ſich über dieſe Procedur, und foderte Rechenſchaft; allein man erklärte ſchlichtweg: daß ein franzöſiſcher Biſchof keinesweges von einem deutſchen Erzbiſchofe abhienge: die Nation erkenne ohnehin, wie das Evangelium und die erſte Kirche, keine Erzbiſchöfe und vor allen keine ausländiſche. Doch zeigte man ſich endlich bereit, dieſe Pfaffenſache in der Güte beyzulegen, und die vorgegebenen Eingriffe in die Rechte Anderer zu erſetzen. Man begünſtigte aber die Emigrirten, zog in den Niederlanden Truppen zuſammen, achtete der Anfrage und der Proteſtation der Neufranken darüber nicht: und ſo kam es zur Gegenwehr.

Die franzöſiſchen Biſchöfe ſtehen allein unter der Nation und den vaterländiſchen Geſetzen: der Pabſt hat ihnen nichts mehr zu befehlen: auch giebt es keine Erzbiſchöfe, Kardinäle, Synoden u. dgl. mehr. Das Wort Eccleſia gallicana, Sanctio Pragmatica hat keine Bedeutung weiter, als eine hiſtoriſche. Kurz-die allerchriſtlichſte Nation iſt jetzt die allerphiloſophiſchte geworden, und iſt mit Rieſenſchritten dahin geſprungen, wohin Luther und Joſeph es noch nicht wagen durften. Aber alles kömmt mit der Zeit! Jetzt darf jeder glauben, was er will: und wenn er dafür hält, daß ihm zu ſeiner Seligkeit ein Pfaffe oder ein Glaubenstrompeter nöthig ſey, ſo darf er ſich ſo einen halten, und ſich von ihm ſo oft taufen, abſolviren, benachtmahlen und beölen laſſen, als es ſeine kirchliche Engbrüſtigkeit für gut findet. Er darf ſich auch Kirchen bauen oder miethen, um ſeine Komödie öffentlich zu ſpielen, und Andere Theil daran nehmen zu laſſen. Das alles iſt jetzt erlaubt in Frankreich; aber bis jetzt bauen die Hugenotten — nach dem Sprichwort: Je mehr Freiheit, deſto weniger Anhänglichkeit — noch keine Kirchen, es müßte denn zu Toulouſe ſeyn, wo man 22,000 Thaler dazu zuſammengeſchoſſen hat.

Die hellern Franzoſen ſind ſogenannte Freigeiſter, und gehen nicht mehr zur Meſſe. Roſenkränze, Skapuliere, Gotteslämmchen u. dgl. ſieht man gar nicht mehr. Die ſonſt an öffentlichen Straßen geſtandne Crucifixe, Bilder, Heiligenhäuschen und Fratzen ſind weggeſchmiſſen: und in dieſer Rückſicht merkt man gar nicht, daß man in einem katholiſchen Lande iſt.

Ich war bey einem Buchbinder, wo ich eine große Menge Gebetbücher ſahe. Der Buchbinder verſicherte mich aber, daß das jetzt ungangbare Waare ſey. Seit der Revolution ſuche und leſe man bloß philoſophiſche Schriften, vorzüglich die von Montesquieu, Voltaire, Raynal, Rouſſeau, nebſt den pieçes du tems. Von Voltaire's beſten Werken ſah ich hier eine neue ſchöne Pariſer Ausgabe. — Wie es wohl kommen mag, daß ein gedrucktes Volk gern betet, ein freies aber gleich die Gebetbücher wegſchmeißt, und nach philoſophiſchen Schriften greift! Doch Noth lehrt beten, und Schadloshaltung iſt überall willkommen! Wenn die Erde nicht will, ſo muß der Himmel, und umgekehrt. So kroch Carl V. in ein Kloſter, und Luther — zu ſeiner Käthe. In der beſten Puppenwelt geht es einmal nicht anders!

Man wird einſehen, daß man den Neufranken zu viel thut, wenn man ſie noch katholiſche Chriſten nennt, wenigſtens in dem Sinn des römiſchen Hofes: ſie haben ja einige Grundlehren des Pabſtthums ipſo facto zernichtet, z. B. die von der Kirche und deren Gütern, vom Pabſt und deſſen Anſehn, von den Biſchöffen und deren Rechten, von den Sakramenten und mehr dergleichen. Es iſt daher nach dem Syſtem der Bellarminiſten auch gewiß, daß die Neufranken Schismatiker, ja Ketzer ſind, daß ſie keine wahre Prieſter mehr haben, indem viele derſelben nicht von rechtmäßigen Biſchöffen geweiht ſind, daß folglich ihre Meſſen Abgötterey, ihre Sakramentenbehandlung gottesſchänderiſch, ſie alſo vom Erbtheil Gottes und der Kirche ausgeſchloſſen, und Summa Summarum — Kinder der Finſterniß und des ewigen Verderbens ſind. Und doch kümmern ſich die Herren Neufranken um alles das ſehr wenig, und fühlen ſich bey ihrem jetzigen Glauben ſo ſelig, als der Berliner Hermes bey ſeinem. So relativ wirkt der Glaube!

Bey dem allen aber bleibt in Frankreich die ſogenannte katholiſche Religion noch die herrſchende, ohne aber durch Symbole beſtimmt zu ſeyn: und folglich befinden in dieſer Rückſicht die Neufranken ſich weit beſſer, als wir Proteſtanten in Deutſchland, welche ſymboliſche Bücher, Augsburgiſche Confeßion u. dgl. haben.

Die Zeit muß es lehren, ob und welche kirchliche Lehrform man in Frankreich noch einführen werde. Ich halte dafür, daß die franzöſi[illegible] Revolution der heiligen chriſtlichen K[illegible]e, oder der Hierarchie — denn das iſt [illegible]ch im Grunde eins! — eben ſo das cultellum praeputii an die Kehle ſetzen wird, wie ſie es bereits der Monarchie daran geſetzt hat.

Den neuern franzöſiſchen Biſchöffen muß man es aber laſſen, daß ſie ſehr ehrwürdige, thätige Männer ſind, unermüdet in dem Beſtreben, den Nothleidenden beyzuſtehen, das Volk und die Jugend in den weſentlichen Stücken der menſchlichen und bürgerlichen Glückſeligkeit zu unterrichten, Aberglauben, Vorurtheile und Menſchenſchinderey zu beſtreiten, und dabey das im Wandel ſelbſt zu ſeyn, was ſie lehren, daß man es ſeyn ſoll. Himmel, welch ein Unterſchied zwiſchen der Lehr- und Lebensart dieſer und der vorigen Biſchöfe in Frankreich! — Abſichtlich habe ich mich nach den Sitten der Letztern zu Verdün, Chalons und anderwärts erkundiget; aber gar wenig Erbauliches erfahren. Sie lebten wie die großen Kinder der franzöſiſchen Welt, beobachteten den Buchſtaben des trientiſchen Katechismus, und für das Uebrige hatten ſie Vicarien und die Beichte. Sie waren größtentheils nichts weniger, als Muſter ihrer Heerde, und ihr aſotiſches Leben beſchimpfte ihren Stand.

Die konſtitutioniſtiſchen Biſchöffe hingegen ſind Männer von muſterhafter Rechtſchaffenheit, die ſich bemühen, ihrem Berufe auf alle Art Genüge zu leiſten. Ich habe einige Mandemens und Paſtorales oder Hirtenbriefe dieſer neuen Biſchöffe geleſen, welche mich ſehr ergötzt und erbauet haben. Das Mandement des Herrn Biſchofs von Verdün über den Unterricht der Kinder, iſt unvergleichlich. Er meynt, man müſſe den Religionsunterricht blos auf die Moral zurückführen, die Bibel als ein höchſt unverſtändliches Buch, in den Schulen nicht leſen, ſtatt der bibliſchen Geſchichten, die leicht mißverſtanden und ärgerlich gemißbraucht werden könnten, angemeſſnere aus der vaterländiſchen Geſchichte vortragen. Gute Künſte, Leſen, Schreiben, Rechnen, u. dgl. wären für die Jugend nöthiger, als die Lehren der Dogmatik. Man ſollte ſich hüten, die zehen Gebote zum Grunde der Moral zu legen. Es wäre überall ſchädlich, jüdiſche und einſeitige Religionsbegriffe der Jugend oder dem Volke beyzubringen. — Die Kinder ſollten fleißig vor dem Aberglauben gehütet, hingegen mit Vaterlandsliebe und Abſcheu gegen Deſpotismus erfüllt werden. Die Arbeitſamkeit ſey die Seele eines guten Staats: die Kinder müßten daher nicht täglich 6 oder 8 Stunden in der Schule am Buche ſitzen, ſondern mitunter fleißig in allerhand Arbeiten geübt werden, beſonders im Acker- und Gartenbau. Die Schullehrer müßten einſichtige und rechtſchaffene Männer ſeyn, und gut beſoldet werden u. ſ. w. Kurz alle Vorſchriften dieſes Mandements ſind vortreflich, und zeugen von den hellen Einſichten und den edlen Geſinnungen des Hn. Biſchofs. Es ärgert mich, daß katholiſche Biſchöffe beſſer denken und lehren, als manche proteſtantiſche Bonzen, wenn ſie gleich königliche Oberconſiſtorialräthe, und ſo orthodox ſind, als Hollaz es vielleicht nie geweſen ſeyn mag.

Ich muß hier den Artikel vom Geld-Tarif nachholen, der vom Grafen von Schulenburg für uns in Frankreich gemacht wurde. Wir hatten blos preußiſches Geld, und dieſes ſollte nach ſeiner Einrichtung forthin in Frankreich folgenden Werth haben:

der Friedrichsd'or – 22 Livres,
der ganze Thaler — 4 Livres,
der Groſchen – – 3 Sous 4 Déniers,
der Böhm – – 2 S. – 8 D. —
der Sechſer – – 1 S. – 10 D. —

dieſer Tarif wurde gedruckt deutſch und franzöſiſch, und aller Orten angeſchlagen.

Man ſieht, daß man das Livre gerade zu 6 Groſchen gerechnet hat: denn 4 Livres machen einen preußiſchen Thaler. Nun gebe man Acht! 24 Livres machen einen franzöſiſchen neuen Louisd'or: dieſer gilt aber in Leipzig und in Berlin gerade einen Thaler mehr, als die preußiſchen oder ſächſiſchen Louisd'or: alſo muß auch der franzöſiſche Louisd'or nach des Hn. Grafen Tarif 4 Livres mehr gelten, als der preußiſche; dieſer aber müßte dann 20, und nicht 22 Livres betragen: das iſt, dünkt mich, ſonnenklar.

Eben ſo muß man das andre Geld berechnen. Wenn die franzöſiſchen Louisd'or mit den preußiſchen gleiches Agio haben — wie dieſes in Berlin und an mehrern Orten der Fall iſt — ſo kann man das Agio weglaſſen, oder hinzuſetzen: und die Rechnung muß richtig bleiben, daß der Louisd'or nicht 22, ſondern nur 20 Livres gilt. Man hat nicht das gleiche Agio berechnet, und den franzöſiſchen Louisd'or gerade zu 6 Thalern, den preußiſchen aber zu 5 Rthlr. 12 Groſchen angeſetzt. Allein da alle Kaufleute klagen, daß man am franzöſiſchen

ſchen Golde verliere, wenn man es in Sachſen oder Preußen ausgiebt, ſo müßte man die Rechnung nach Reichsgulden anſtellen, wo dann die franzöſiſchen Louisd'or 11 Gulden 3 Batzen; die preußiſche aber nur 9 Gulden betragen würde.

Die Franzoſen lieſſen ſich dieſen Münzfuß zwar gefallen, nahmen auch unſer Geld; um aber nichts einzubüßen, erhöheten ſie, wie billig, den Werth ihrer Waaren.

Ich weiß auch, daß die Leute geglaubt haben, nach unſerm Abzuge würde das preußiſche Geld nicht mehr gelten, und ſahen es daher nicht einmal gern, wenn man damit bezahlen wollte. Allein in dieſer Rückſicht hätten ſie ſich beruhigen können: denn ich weiß, daß man ſogar in Chalons und anderswo, wo keine Preuſſen geweſen ſind, doch das preußiſche Geld gern genommen hat. Und ich bin verſichert, daß noch nach vielen Jahren unſre Münze in Frankreich kurſiren wird, ſo wie im Reiche die franzöſiſche.

Neunter Brief.

Um mich nach dem jetzigen Zuſtande der Gelehrſamkeit in Frankreich zu erkundigen, ſprach ich in Verdün zwey geiſtliche Herren, wovon der eine ein Abbee war. Ich erkundigte mich zuerſt nach dem neuern Schulweſen, das jetzt Sache der Nation geworden iſt, und hörte viel, was mich befriedigte. — Unſre Herren Philologen würden es übel nehmen, wenn ich den Franzoſen gründliche Litteratur zuſchreiben wollte. Franzoſen ſind keine Engländer, Holländer oder Deutſche. — Das Latein wird wenig getrieben. Lateiniſch reden und ſchreiben iſt ganz aus der Mode gekommen, ſagte der Herr Abbee. Seit der Revolution hat man die Pedanterey mit dem todten Sprachweſen abgeſchaft. Die Geiſtlichen werden das Latein bald auch entbehren können; denn das Brevier hat ſeinen Abſchied bekommen. Sie haben jetzt etwas reelleres zu thun. Die Revolution hat überhaupt alle alte Schul-Gelehrſamkeit verdrängt, wie vor 150 Jahren in England, wo auch auf einmal alles Lateinlehren ein Ende hatte, als Carl I. ſeinen Kopf verlohr. Ein Volk, das vom Geiſt des Aufſtandes beſeelt wird, hat unmöglich die ſclaviſche Geduld, die zu ernſthaften, ſchwerfälligen Grübeleyen und Wiſſenſchaften erfodert wird, und beſonders iſt das Sprachſtudium keine Sache für daſſelbe: Hiezu wird mehr Ruhe und Muße erfodert, als ein ſolches Volk darauf verwenden kann. Und was kümmert uns das längſt Vergangene, wenn das Gegenwärtige unſere ganze Aufmerkſamkeit hinreißt!

Die größten Männer der Nation ſind keine eigentlichen Gelehrte. Eben ſo war es vor Zeiten zu Rom, wo das, was eigentlich gelehrt hieß, nur als Nebenwerk angeſehen ward. Philoſophie im Syſtem, Mythologie — eins der ſchwerſten und weitläuftigſten Studien im Alterthum — Geſchichte, Aſtronomie, Phyſik im Sinne der Alten und andere Wiſſenſchaften von der Art galten eben nicht viel bey den Römern: höher achteten ſie die Gymnaſtik, die bürgerliche Beredſamkeit, die Kenntniß des Vaterlandes und der vaterländiſchen Geſetze, die Kriegskunſt, den Ackerbau,

bau, die Oekonomie, und was hierauf zunächſt Bezug hatte.

Jene maſcula Eloquentia, welche Cicero an den Gracchen rühmte, welche ehemals Wunder hervorbrachte, blüht jetzt auch in Frankreich wieder auf: eine Beredſamkeit, die nicht in den Schulen aus Büchern, ſondern im geſchäftigen Leben aus dringenden Angelegenheiten erlernt und geſchöpft wird. Wer bewundert nicht die vielen männlichen Reden, die von Mirabeau an, bis auf Roland in der Nationalverſammlung öffentlich gehalten ſind! Einige ſind des Demoſthenes und des Ciceros würdig. Dieſe chreſtomatiſch geſammelt, könnten den Philippiſchen Reden zur Seite erſcheinen. Wer dereinſt dem Zetergeſchrey der bluttürſtigen Buben Egalite', Marat's, Pethion's und Robertspierre's fluchen wird,

wird dem edeln Ausguſſe patriotiſcher Geſinnungen eines Rolands und ſeines Gleichen Trophäen errichten. —

Die franzöſiſche Sprache gewinnt jetzt auch an Zuwachs, und fängt an, ihren eignen Gang zu nehmen. Die Akademie hört auf, ihr Feſſeln anzulegen: jeder formt ſie nach ſeinem Genie; und, um die Aechtheit eines Ausdrucks zu erfahren, frägt man nicht mehr, ob ihn auch die Dames de bel air gebrauchen, und ob er zu Verſailles Mode iſt? Die Neufranken ſind Männer geworden, und ihre Sprache wird bald auch eine männliche ſeyn. — Das war der Hauptinhalt meiner Unterhaltung mit dem Herrn Abbee.

Ueber die Unkunde der meiſten Franzoſen in Dingen, die ſie und ihr Land betrafen, äußerte er ſich nicht uneben. — „Wer kannte — fragte er — vor der Revolution ſein Vaterland? Es lag der Regierung daran, daß wir es nicht kannten. Wir ſollten mit unſern Kräften und dem Reichthum der Natur und der Kunſt um uns herum unbekannt bleiben: wir ſollten nicht ſcharfe Rechnung über das alles, und deſſen Verwendung und Verbeſſerung fodern können. Kurz, wir und unſer Vaterland ſollten ein todtes Kapital für uns ſeyn und bleiben. Kein gemeinſchaftliches Intereſſe verband uns damals, keine gemeinſchaftliche Theilnahme an der öffentlichen Sache: was konnte uns bewegen, unſer Vaterland kennen zu lernen, und uns von deſſen Lage, Verhältniß, Producten und Betriebſamkeit zu unterrichten? Jetzt iſt das geändert: jetzt ſind wir Brüder: jetzt haben wir gleiche Stände, Rechte und Geſetze und das Vaterland gemeinſchaftlich: jetzt ſind wir als Bürger des

Staats alle Theilnehmer an der öffentlichen Sache und Regierung, und haben folglich das größte Intereſſe, uns um das Oertliche und Sachliche unſers Vaterlands zu bekümmern. Unnütz ſind aber auch nunmehr die alten Geographien von Frankreich. Dieſe reden von Generalitäten, Provinzen und Hauptſtädten — und wo giebt es hier Generalitäten, Provinzen und Hauptſtädte? Sie erzählen uns von Sitten und Bewohnern — und dieſe ſind jetzt nicht mehr dieſelben. Wir hören von öffentlichen Denkmälern — ſie exiſtiren nicht mehr oder ſie ſind zu einem andern Gebrauche verwendet: auch hat die Freiheit andere geſchaffen und ihnen den Character gegeben, welchen ſie allen ihren Werken giebt. — Leſen Sie, fügte er hinzu, die Voyages dans les Departements de la France, und Sie werden mir beyſtimmen.„ „So weit der Herr Abbee!

Um dieſe Zeit verbreitete ſich das Gerücht, der König von Frankreich wäre entwiſcht, und in Chalons angekommen: Dieſes Gerücht fand Eingang, ſogar im Hauptquartier, und man war leichtgläubig genug, den unglücklichen König alle Stunden im Lager zu erwarten. Ich widerſprach aller Orten; aber umſonſt: Ludwig mußte in Chalons ſeyn! In Verdün glaubten die Bürger das Ding nicht: denn dieſe waren beſſer von der wahren Lage ihres Königs unterrichtet, als wir.

Ein Patriot erſchoß an einem Abend einen preußiſchen Officier auf der Straße zu Verdün. Man forſchte dem Mörder nach, aber der wahre Thäter wurde nicht entdeckt. Man ergriff jedoch einen verdächtigen Menſchen, einen von der patriotiſchen Armee oder von den Nationalgarden, und verurtheilte ihn zum Gaſſenlaufen, ob er gleich nicht überführt war. Das Urtheil aber iſt nicht vollzogen worden — ſo viel mir bekannt iſt.

Der Poſtmeiſter, welcher den König Ludwig auf ſeiner Flucht arretirt hatte, wurde von den Unſrigen eingezogen und zu Verdün gefangen hingeſetzt. Er fand aber Gelegenheit, zu entwiſchen. Ein gleiches widerfuhr dem Präſidenten der Diſtrictsadminiſtration zu Varenne, dem Hn. George. Er war noch kurz vorher Mitglied der geſetzgebenden Verſammlung zu Paris geweſen. Dieſer Mann verrieth viel Größe des Herzens und Gegenwart des Geiſtes. Er war zum voraus gewarnt worden, ſich den Nachſtellungen der Preußen, noch mehr aber denen der Emigrirten zu entziehen; aber vergebens. Seinem

nem Poſten getreu, begiebt er ſich aufs Varehner Rathhaus, troz der Bitte ſeiner Frau und Mitbürger, für ſeine Sicherheit ſorgen zu wollen. Kaum iſt er da, ſo wird er auf Bouille's Befehl aufgehoben und einem preußiſchen Officier zur Begleitung nach Verdün übergeben. Es läßt ſich denken, daß der feurige Contrerevolutioniſt Bouille ſeinen Arreſtanten nicht ſanft behandelt habe. Nach ſeiner Anordnung würde der bejahrte Gefangne zwiſchen zwey Pferden haben nach Verdün wandern müſſen, wenn der preußiſche Officier nicht das Mitleid gehabt hätte, ihn einen Gewehrkarren beſteigen zu laſſen. Ich mag Bouille's Neckereien nicht alle anführen: genug er muß eine kleine rachſüchtige Seele haben.

Als George dem Herzog in Verdün vorgeführt wurde, redete ihn dieſer in Gegenwart einiger Emigrirten mit den Worten an: Ha, da ſeyd Ihr ja, Hr. George, nach welchen wir getrachtet haben!

George. Wozu das? Man hat mich auf meinem Poſten gefunden!

Herzog. Berüchtigter Jakobiner, Aushelfer des Pethion;

George. Ich kenne nur zwey Klaſſen von Bürgern, gute und ſchlechte, und bin ſtolz genug, mich zu den erſtern zu rechnen.

Herzog. Ihr habt den Volontairs Geld gegeben, nicht wahr?

George. Ja! und wäre ich reicher geweſen — ich hätte mehr gethan.

Herzog. Wißt Ihr wohl, daß Euch das übel bekommen wird?

George. Von den Feinden meines Vaterlandes erwarte ich keine Wohlthat: ich weiß, daß ſie auch die meinigen ſind, u. ſ. w.

Während dieſer Unterredung ſuchten die Emigrirten ihren Groll durch allerhand Neckereyen des entkräfteten Georges auszulaſſen, und hätten ihn gern mit ihren unvermerkt geſpornten Pferden übern Haufen geritten. Dies erregte bei einigen Preußen Zeichen des Unwillens. Indeß George wurde abgeführt, ſaß vier Wochen nicht zum beßten, und wurde endlich gegen einen Sekretair von unſerer Seite, der in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen war, wieder entlaſſen. Er nahm die Achtung und das Mitleid von vielen unſerer Hauptleute mit, die ihn nebſt mir mehr als einmal beſucht und bewundert hatten. Männer von ſeiner Art waren unter dem Ludwigs-Kreuze ſelten.

Außer ihm, war die Verdüner Cidatelle voll von Kriegs- und andern Gefangenen. Ich hatte ſo mein Vergnügen, in müßigen Stunden mich mit dieſen Leuten zu unterhalten. Alle Gefangene vom franzöſiſchen Militair rühmten ihren Dienſt, und lobten die Anſtalten, welche ihre Nation zur Behauptung ihrer Freyheit getroffen hätte. Sie bedauerten die Leichtgläubigkeit der Ausländer, die den fabelhaften Ausſagen ihrer emigrirten Feinde über Mangel an vaterländiſchen Truppen, Generalen, Artillerie, Subordination u. dgl. Gehör gegeben hätten, und wünſchten zur Schonung des Menſchenbluts von beyden Seiten, daß eine traurige Erfahrung ſie nicht vom Gegentheil überführen möchte. Man wüßte recht gut, daß nicht nur emigrirte Royaliſten, ſondern ſelbſt auswärtige Höfe Factionen in Frankreich zu unterhalten ſuchten; allein man müſſe nicht vergeſſen, daß die Volksklaſſe die Wohlthat des aufgehobenen deſpotiſchen

Drucks noch zu friſch und zu lebhaft fühle, um bey herannahender Gefahr nicht gern alles aufzubiethen, um den Factionen und jedem Feinde ihrer Freyheit Gut und Blut entgegen zu ſetzen. Der Franzoſe wäre freilich an ſich ſehr wankelbar, aber der einmal entfeſſelte Menſch in ihm wäre auch, wenn jetzt Noth ihn wiegele, des heroiſchſten Enthuſiasmus fähig: und in dieſem Zuſtande brauchte es nur einer Minute, um ihren Feinden noch fürchterlicher zu werden, als je. — Rußland, vermuthete man, lenke das ganze Unternehmen wider Frankreich, um Oeſtreich und Preußen an Mannſchaft und Schatz zu erſchöpfen, und dann ſich über beide Mächte hinauszuſchwingen. Es würde vielleicht ſogar von der einen Seite etwas fahren laſſen, um es hernach von einer andern mit doppeltem Erſatz zurückzunehmen.

men. — Man begienge im Auslande die Unbilligkeit, die Sache ihrer Nation mit der Sache einiger Frevler und Factioniſten unter derſelben zu verwechſeln. Ihre Hauptſache wäre die Sache der geſammten Menſchheit, und es wäre daher ſehr zu bedauren, daß man ſich durch die Kunſtgriffe derer wider ſie aufhetzen ließe, deren Intereſſe es erforderte, die Völker erſt zu blenden, um ſie hernach deſto zuchtmeiſterlicher zu geißeln. Manches Kind lachte auch über das Ruthenbinden für andere, und hätte hintendrein nicht ſelten das Unglück, ihre Schärfe ſelbſt zu empfinden. — Lächerlich wäre es immer, ihrer Nation, mit dem Miniſter-Sklaven, dem feilen Burke, etwas zur Laſt zu legen, was die größten Monarchen von jeher praktiſirt hätten, nämlich Landesverfaſſungen umzuändern, ſo bald dieſes mit größern Vortheilen für ſie verbunden war. Wer kennt nicht, war die Frage, die ſonderbaren Gründe, welche man von jeher hierzu vorgab! Politiſches Gleichgewicht, oder die Sicherheitsſtellung ihrer Grenzen war gewöhnlich ihr Hauptthema dazu. Wollen die Neufranken nicht jetzt das Nämliche? politiſches Gleichgewicht ihrer Stände, und dieß in ihrem eignen Gebiethe, nicht in der Türkey, nicht in Polen? O über den Burke und ſeinen Vor- und Nachtrab unter den Großen und deren Anhängern! Die Franzoſen thun etwas, wozu die Natur ihrer Sache ſie berechtiget, und man nennt ſie Rebellen: Die Machthaber der Völker thun etwas, wozu ſie das Uebergewicht der Waffen haben, und man nennt ſie Helden. O Völker, o Augen, o Menſchenverſtand! — Auf meine Frage, nach der Stärke ihrer Armee, war die Antwort:

die wiſſe man nicht: man könnte eigentlich nicht ſagen, wie viel Franzoſen überhaupt Waffen tragen könnten: jeder Bürger ſey dazu verpflichtet, wie in der Schweiz, u. ſ. w.

„ Die Magazine der franzöſiſchen Beſatzung zu Verdün waren vortreflich verſehen: Heu, Hafer, Stroh, Mehl, Zwieback, Oel, Speck, Erbſen, Reis, kurz alles, was zur Verſorgung einer ſtarken Garniſon gehört, war hier im Ueberfluß. Die Preußen öfneten dieſe Magazine, und nahmen heraus, was ſie brauchten. Daß es dabey oft ſehr anomaliſch zugieng, verſteht ſich von ſelbſt, eben ſo auch, daß vieles verſchüttet und verdorben wurde. Ich ſelbſt habe geſehen, daß man mehrere Ohmen Wein in den Sand laufen ließ. Einiges von Wein, Branntewein, Weineßig, Speck u. dgl. wurde unter die Armee ausgetheilt.

In dem Kloſter auf der Cidatelle fand ich eine Menge Bilder des heiligen Donatus mit einem Gebete an dieſen Heiligen wider das Gewitter. Die Bilder, hieß es vorzeiten, hätten ein wunderthätiges Gnadenbild des Heiligen angerührt, und beſäßen von daher die Kraft, Gewitter abzuhalten. Ich nahm alſo dieſe papiernen Blitzableiter mit in die Stadt; aber man lachte darüber, als über Fratzen. In Trier hätte man Geld dafür haben können!

Ich habe ſchon geſagt, daß es in Verdün ſehr hübſches Frauenzimmer giebt. Unter dieſem glänzte beſonders eine Kaufmannsfrau, die für eine vollkommene Schönheit gelten konnte. Um dieſes magnetiſche Geſchöpf ſchwärmten die jungen Officierchen herum, wie die Bienen um die Kirſchblüthe. Sie mußten aber bald abziehen, da gewiſſe Herren, mit ſehr hohen Titeln, anfiengen, die ſchöne Danae zu frequentiren. Wie weit dieſe Herren es in der äſthetiſchen Gleichheit der Stände bey ihr gebracht haben, kann ich nicht ſagen: ſie hatte aber ſehr viel preußiſches — Gold. Die Frau eines Poſamentirers willfahrte Herren von minderm Gewichte: eine ſchöne andre Kaufmannsfrau war in der Liebe ſogar republikaniſch. Das waren denn Ausnahmen vom Obigen!

Im Lager bey Verdün war der Mangel an Lebensmitteln bey weitem ſo groß nicht, als nachher in Frankreich. Der Preis derſelben war auch ſo halb und halb. Die Marketender, meiſt Juden, fanden Mittel, allerhand Mundvorrath aus den eroberten Magazinen für ein Spottgeld einzukaufen, und ihn hernach wieder mit ſtarkem Profit an die Soldaten anzubringen. Bis dahin war es alſo für uns noch erträglich, aber dieſe Tage waren auch die letzten erträglichen, die wir in Frankreich

reich für dießmal erlebt haben: denn nachdem wir von Verdün aufgebrochen ſind, hat uns unbeſchreibliches Elend und Unglück verfolgt, wie die Fortſetzung dieſer Nachrichten beweiſen wird.

Das Bündniß unſeres Königes mit Oeſtreich veranlaßte allerhand Kannengießereien, wovon ich eine ſehr politiſche anführen will. Es hieß: der Kaiſer könnte ſchon für ſich die Franzoſen zu Paaren treiben; alsdann aber würde er Provinzen von Frankreich abreißen und dadurch viel zu mächtig für uns werden. Um dieß zu verhindern, habe unſer König ſich mit ihm verbündet. Frankreich müßte auf jeden Fall Provinzen verlieren, um die Kriegskoſten zu erſetzen: von Elſaß und Lotharingen wäre das ſchon ausgemacht. Und wenn dieß nun geſchähe, ſo müßte Preußen jetzt auch bedacht werden. So räſonnirten Männer, welche tiefe Einſicht in die Politik haben wollten, und ſpotteten über die Grenz-Feſtungen von Frankreich. —

Dieß Spotten gieng aber bald in Furcht über, als man von den Folgen hörte, welche unſer Manifeſt erſt in Paris und hernach in ganz Frankreich gehabt hatte. Nun ſah man deutlich, daß die Neufranken und ihr Land das nicht waren, wofür man beide, nach der Schilderung der Emigrirten gehalten hatte. Gewiſſe zurechtweiſende Aufſätze im Moniteur trugen zur Vermehrung unſerer Furcht und zu etwas mehr Nachſinnen und Ueberlegen viel bey. Man ſoll ſie zu ſeiner Zeit kennen lernen. Ich übergehe die beiſſenden Bemerkungen der Pariſer über unſer Manifeſt, die von der Art waren, daß ſie von Mund zu Mund weiter giengen, und uns nicht viel Gutes erwarten ließen.

Zu gleicher Zeit erfuhren wir mit Gewißheit, daß La Fayette und ſein Anhang die franzöſiſche Armee, die ohnweit Chalons verſchanzt ſtehen ſollte, verlaſſen habe, und von den Oeſtreichern aufgehoben und als Gefangner in Verhaft gebracht ſey. Dieſer Vorfall gab wieder etwas Muth und Hofnung; aber nicht lange. Unſere gemeinen Soldaten fragten ſchon einander: wie weit wir noch bis Paris hätten? Sogar berathſchlagten viele von den Officieren, wie ſie ſich in Paris divertiren, und für ihre bisherigen Strapazen ſchadlos zu halten ſuchen wollten. Viele ſprachen wie entzückt von den Vergnügungen im Palais Royal! Unſere alten Krieger machten aber hierbey die Bemerkung, daß es unſern Leuten jetzt gienge, wie den Franzoſen im ſiebenjährigen Kriege: dieſe hätten auch bei jeder Gelegenheit gefragt: „Wie viel hat ſick nock nack Verleng? Wie viel hat ſick nock nack Magdebuhr?“ —

Bey einer beſondern Gelegenheit erfuhr ich von einem Franzoſen, daß die Patrioten in ſeinem Vaterlande unſern König le grand Roi des Ulans, den großen König der Ulanen betitelten. Il n'eſt pas ſon père, pflegten ſie auch zu ſagen: ſie meynten nämlich, er ſey Friedrichs des Zweyten Sohn. — Die Franzoſen ſind beynahe durchgängig ſchlechte Genealogiſten, wie ſie ſchlechte Geographen ſind. —

Ehe wir von Verdün aufbrachen, lagen von den meiſten Regimentern ſchon zwey bis dreyhundert Mann im Lazarethe. Mann rechne nun ſo durch die ganze Armee, und bedenke die ungeheure Menge der Kranken! — Dieſe traurige Saite muß ich leider noch oft berühren. Und doch wollten wir nach Paris! —

Ende des erſten Packs.

Hist. Pays.

P.

Hist. Univ.

~~Hist. Coll. [illegible]~~

Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über den
Feldzug
des
Herzogs von Braunſchweig
gegen die
Neufranken
im Jahre 1792.

Zweytes Pack.

Quidquid delirant Reges, plectuntur Achivi.

Zweite unveränderte Auflage.

Germanien, 1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Briefe

über den

Feldzug des Herzogs v. Braunſchweig.

Zweytes Pack.

„Die Vernunft und das freye Urtheil führt keine Kriege, braucht keine Waffen, und ſchlägt keine Wunden. — Staatsverfaſſungen ſind ſo wenig Gaben der Götter, als Wirkungen der böſen Geiſter. Sie ſind Reſultate menſchlichen Nachdenkens. Sie werden in dem Grade vollkommner, in welchem Menſchen fähiger werden, über ſie richtig zu denken. — Nicht Gebete, nicht Sühnopfer tilgen die Blutſchulden eines Landes; die Aufklärung tilgt ſie: denn dieſe verhindert die Wiederholung der alten Fehler. Alles, was in einer Staatsverfaſſung Reſultat des Nachdenkens, und Werk der Vernunft iſt, das, aber nur das, ſteht feſter, als eine eherne Mauer.

Es dauert mit der Vernunft ſelbſt gleich lange. Flinten zerſpringen und Bajonette verroſten: aber die Gründe, welche heute wahr ſind, bleiben nach tauſend Jahren auch noch wahr und ſind brauchbar für das menſchliche Geſchlecht: und ſie thun niemanden wehe, als den — Narren.“

Rettung der Ehre A. Frhrn. v. Knigge,
S. 39. u. ff.

Zehnter Brief.

Alſo glauben Sie, Freund, daß meine Briefe dazu dienen werden, Ihnen die Ueberſicht der Folgen der franzöſiſchen Revolution — oder was es im Grunde iſt — der franzöſiſchen National-Rettung, zu erleichtern? gewiß, Freund, dieſer ihr Glaube ſetzt etwas voraus, wovon meine bisherigen Briefe nur wenige einzelne Züge enthalten: wovon aber die folgenden nach und nach mehrere enthalten ſollen, je nachdem die Begebenheiten, die mir in Rückſicht auf dieſe politiſche Gährung aufſtießen, und die ich Ihnen getreu wieder erzählen werde, es mit ſich bringen. Erſt Thatſachen: dann Ueberſicht, Verbindung und Folgerung — dieß war es, was ich Ihnen in meinem erſten Briefe verſprach *).

Wirklich die franzöſiſche Revolution iſt in der Geſchichte der menſchlichen Begebenheiten eine ſo reichhaltige wichtige Erſcheinung, daß an deren gehöriger Betrachtung, Zergliederung und Auflöſung nicht nur dem Staatsmanne, ſondern auch jedem Phiſophen und Menſchenfreunde recht ſehr viel gelegen ſeyn muß. Um aber hiebey keine andere Reſultate herauszubringen, als ſolche, wovon der Grund durch Thatſachen gegeben iſt; ſo wird es zur richtigen Berechnung der ganzen Erſcheinung durchaus nöthig ſeyn, erſt eine zurei-

---

*) S. 14. des I. Packs.

zureichende Antwort auf gewiſſe Fragen aufzufinden, nämlich auf dieſe:

1) Wodurch ward die franzöſiſche Revolution vorbereitet — nahe und entfernt — von Seiten der Nation ſelbſt, und von Seiten ihrer Beherrſcher? Und ſeit wann und durch wen geſchah dieß vorzüglich? — Was wirkte von allem dieſem weſentlich, was zufällig? — was öffentlich, was verſteckt? —

2) Was beförderte ihren Ausbruch zunächſt? Und

3) als ſie ausbrach, wie war ſie da beſchaffen? Wer lenkte ihren Gang hauptſächlich?

4) Sah man hiebey mehr auf das Wohl Einzelner, als auf das Wohl Aller?

5) Was förderte oder hinderte ihre weitere Entwickelung, von innen und von außen? — Abſichtlich; zufällig — öffentlich; verſteckt? —

6) Was hatte beydes zum Erfolg für dieſes und jenes — für Inländer und Ausländer? ꝛc. ꝛc.

Sehen Sie, Beſter, auf alle dieſe Fragen, wie auch auf die Thatſachen, durch deren getreue und unpartheyiſche Darſtellung die Beantwortung derſelben herausgebracht werden muß, hat der eigentliche Beſchreiber dieſer groſſen und complicierten Völker-Begebenheit Rückſicht zu nehmen, wenn er ſeine Leſer in den Stand ſetzen will, den pragmatiſchen Gang ſeines Calculs hierüber, nachzurechnen, und den Gehalt, die Form und das Product deſſelben richtig zu finden.

Daß mein Bißchen Kopf, der Reſt meiner Zeit und die ganze jetzige Lage meines phyſiſchen und politiſchen Poſtens eine Unterſuchung von der Art mir nicht erlauben, wiſſen Sie, da Sie meine ſchweren und mannigfaltigen Dienſte mehr als zu gut kennen. Ich will und muß mich ſchon begnügen, wenn ich — nach Ihrer eignen letzten Vorſchrift — nur das ſo mitnehme, was nach meiner angegebenen fünften und ſechsten Frage, von unſerer *) und der Neufranken Seite die weitere Entwickelung dieſer Revolution theils gehindert, theils ſelbſt gefördert hat, und dann nur wie im Vorbeygehen, auf die Folgen hindeute, die durch dieſen Zuſammenſtoß eines

exal-

---

*) D. i. der gegen Frankreich verbündeten Mächte.

exaltierten Volkes unter ſich und mit den Mächten der halben Welt für Beyde entſtehen, und noch nach Jahrhunderten weiterhin entſtehen werden.

Ja, Freund, noch nach Jahrhunderten! Denn dieſe äußerſt wichtige Begebenheit intereſſiert alle Völker wegen der Behauptung oder Wiedererwerbung ihrer Rechte: ſie erregt und nährt dadurch politiſches Räſonnement vom Cabinette aus bis in die Dorfſchenken — vom Hauptquartier bis in die Marketender Buden: ſie legt und treibt Keime, die um ſo gewiſſer und mächtiger über kurz oder lang in die Höhe ſchießen werden, je unzufriedner Bürger, Bauer und Soldat — groß und klein mit der Führung dieſes koſtſpieligen Krieges, und mit der Hingabe von Gut und Blut dazu — werden muß.

Wenn man ſelbſt Augen- und Ohrenzeuge von dem iſt, was ſchon jetzt vorgeht, ſo kann man mit großer Wahrſcheinlichkeit auch das vorherſagen, was dereinſt weiter vorgehen wird. Ich wenigſtens prophezeihe für dieſen Fall — trotz aller Strenge und Wachſamkeit einiger Deſpoten — nicht viel Gutes, wenn ich gleich übrigens kein Freund von Propheten und Prophezeihungen bin.

Nach Zeitungsberichten läßt ſich hier nichts entſcheiden: denn wie partheyiſch und lügenhaft dieſe verfahren — vielleicht verfahren müſſen — merkt man an Ort und Stelle ihrer gegebenen Berichte am beſten.

Es wäre der Mühe werth, pſychologiſch und politiſch zu unterſuchen: ob es nicht mehr arge als gute Folgen nach ſich ziehe, daß Blätter, die unter öffentlicher Aufſicht herauskommen, die Begebenheiten wie eine wächſerne Naſe modeln und ſie nach einer gewiſſen politiſchen Convenienz bald ſo, bald anders darſtellen? Lieber, wie mich dünkt, gar geſchwiegen, als verfälſcht oder verhunzt! Täuſchen läßt ſich doch auch der Dumme nicht gern, zumal wenn er endlich von ſelbſt, oder durch hörenſagen, ja auch nur durch gegründete Vermuthung merkt, daß es auf eine von Oben herab qualificierte Art geſchieht. Einmal gelogen, immer gelogen, denkt er alsdann nach dem Sprüchwort, und wird mißtrauiſch gegen Zeitungsſchreiber und deren politiſche Sufflörs.

Bayle — wenn ich nicht irre — hat zwar einiges zum Vortheile der groſſen Herren darüber geſchrieben; aber ſo kurzſichtig als zu Bayles Zeiten der groſſe

Haufen auch noch war, iſt er es heut zu Tage nicht mehr. Gut nur, daß Unwahrheit und Täuſchung auf die Dauer ſich durch Inconſequenz ſelbſt brandmarken, ſo wie Geradheit am Ende überall am beſten durchkömmt, und das Gepräge einer reinen und conſiſtenten Denkungs- und Handlungsart mit ſich führt. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, das alles mehr als einmal zu zeigen. Hier ſey es genug, noch zu bemerken, daß wenn die deutſchen Zeitungsberichte über die jedesmalige Niederlage der Franzoſen — über das ſchlechte Einkommen ihrer Abgaben — über die Verweigerung der Rekruten — über ihre Uneinigkeit unter ſich im Ganzen u. d. gl. alle wahr wären, der Franzoſen-Krieg ſchon längſt ſein Ende würde erreicht haben; oder wir — Preußen, Heſſen, Sachſen, Oeſtreicher mit ſamt dem übrigen Reichs-Anhang — Generalpfuſcher in unſerm Kriegs-Handwerk ſeyn müßten.

Wie Sie ſchreiben, Freund, ſoll ich ſelbſt hie und da hinterm Berge halten, oder nicht offen und deutſch genug heraus ſeyn. Das wüßte ich nun eben nicht, zumal wenn ich mit Anſtand nicht nur vor Ihnen, ſondern auch vor dem Publikum erſcheinen will. Indeſſen bey Erzählungen von verfänglicher Art, ſagte mein ehemaliger Hofmeiſter Intelligenti pauca! Auch frägt Ihr Lieblingsdichter, **Ovidius**, irgendwo, durch bittere Erfahrung gewitzigt:

An neſcis, longas Regibus eſſe manus?

Zeit, Poſten und Beſcheidenheit fodern überdieß von mir, daß ich eine gewiſſe Oekonomie in meinen Berichten beobachte und manches bis zu ſeiner Zeit in Petto aufbewahre. Das

Quid dulci foveat nutricula maius alumno,
Quam, ſapere et fari, quae ſentiat! —

iſt leider, auch nur erſt ein praktiſcher Denkſpruch jener weniger Fürſten, die ſelbſt einſichtiger und klüger ſind, als mancher Herr Journalſchreiber, Rath und Secretär zu Wien, Regensburg und Hannover.

Dieß, denk ich, wird zum Präludium der Fortſetzung meiner Briefe an Sie genug ſeyn; und ſo ſchreite ich ohne weitere Complimente, die, wie Sie wiſſen, ich haſſe, zu fernern Mittheilung meiner Beobachtungen, Erfahrungen und Winke über den Tumult in Europa wegen der Nothwehrsanſtalten eines Volks, welchem die Luſt vergangen war, das Laſt- und Jochvieh ſeiner Großen und Pfaffen noch weiterhin zu ſeyn.

Alſo — von Verdün habe ich in meinem letztern Schreiben wohl einmal genug geſchrieben, und es iſt ſo dann Zeit, daß ich das beſchreibe, was wir, nach dem Aufbruch von dieſer Stadt an, erlebt und gelitten haben.

Gleich bey dem Abmarſch aus dem dortigen Lager war das Wetter abſcheulich: es regnete ohne Aufhören, und wir mußten auch dießmal wieder querfeldein marſchieren und bis über die Kniee im Koth, Waſſer und Moraſt herumkneten. Durch den anhaltenden Lehm wurden auch die Munitions- Proviant- und Bagagewagen aufgehalten, ſo, daß wir uns genöthigt ſahen, hin und wieder Halt zu machen, und zu warten, bis die Kanonen und Wagen vorwärts geſchleppt waren.

Der Regen war ſo kalt, wie ein Regen im Winter; und dieß machte auch die ſtärkſten Burſche beinahe erſtarren und muthloß und endlich laut murrend. Man hörte nichts, als Stöhnen, Klagen und Flüche. „Und was geben denn uns die Händel der Franzoſen an"! murmelte man hie und da durch die Reihen. „Sie thaten uns ja nichts zu leide? konnte man uns denn nicht bey heiler Haut zu Hauſe laſſen? — Es wird ſchon werden, ſagten andere: der Anfang läßt ſich ſchon gut dazu an! Man ſiehts ja, daß Gottes Finger hier mit im Werke iſt: und gegen Gott können alle Mächte der Erde nicht"! u. ſ. w. — Man befahl hie und da Ruhe, und machte nebenher aufmerkſam auf baldige beſſere Zeiten. „Ja wohl beſſere Zeiten"! murrten einige von den ältern Kriegern dumpf nach.

Einer unſerer Anführer ließ ſich in ein franzöſiſches Geſpräch mit mir ein, und philoſophierte von der Schärfung des moraliſchen Gefühls durch Widerwärtigkeit, und von den gefährlichen Folgen einer religiöſen Denkungsart in den Köpfen der gemeinen Burſche, bey widrigſcheinenden natürlichen Eräugniſſen. Am treffendſten ſchienen mir ſeine Bemerkungen über das zu ſeyn, was Friedrich, der Große wahrſcheinlich würde gethan haben, wenn die jetzigen Unruhen in ſeine Regierungszeit gefallen wären. —

Das Commißbrod hatte man frühe vor dem Ausmarſch ausgetheilt; Viele aber, die es vielleicht vor zu reger Hoffnung baldiger beſſerer Zeiten nicht mittragen wollten, oder wegen allzugroßer Mattigkeit nicht mittragen konnten, legten es hin:

und ſo ſah man im ganzen Lager Brodt genug im Kothe herum liegen, das bald darauf ſelbſt Staabsofficiere, wer weiß, um welchen Preiß, möchten gekauft haben. Der gemeine Soldat muß aber oft etwas wegwerfen, das ihm zu einer andern Zeit um keinen Preis feil ſeyn würde. Er kann unmöglich alles mitſchleppen, zumal bey anhaltenden ſtarken Märſchen, oder bey übler Witterung und Marſchſtraße, wie dieß hier der Fall war. Er hat ohnehin genug zu tragen an Gewehr, Patronentaſche, deren Innhalt, Säbel, Waſſerflaſche und Torniſter. Auf den Fall der Noth führen einige auch noch ein Geſangbuch u. d. gl. mit ſich*).

---

*) Um die Armee an kirchlichen Singſangsſtoff keine Noth leiden zu laſſen, ſoll ihr ein Bu-

Nachdem es zu regnen aufgehört hatte, wurde ein Stück von Lager aufgeſchlagen.

Um

---

cher-Antiquar aus Halle, Namens Doſt, oder Quoſt, mit Geſangbüchern und andern erbaulichen Zeitvertreiben nachgezogen ſeyn. Eine ſeltſamere Speculation mag wohl noch nie irgend ein Bücherverkäufer gehabt haben! Soldaten, die kaum einen Heller zum lieben Brodte übrig haben, ſollen einen Handelsmann, von ſo entbehrlicher Waare zur Kriegszeit, in hinreichende Nahrung ſetzen!! Eben dieſer Mann ſoll auch das bekannte Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig zu Coblenz haben verdeutſchen und drucken laſſen, und es nachher weit und breit verhandelt haben. Auch führte er wie man mir erzählt hat, einige Kriegslieder zum Verkaufe mit ſich herum, die aber ſehr ſchlecht gerathen waren; indeß als Pfennigs oder Dreyerſtücke ihre Abnehmer ſchon fanden. Bey Luxenburg ſoll er ſich einen Eſel gekauft

ſeine

Um einen Dienſt meines Poſtens ins Werk zu richten, war ich genöthigt, mich eine halbe Stunde von da in ein Dorf mit einem Commando abzuführen. Das Dorf lag ſchon in Champagne, und zwar

in

ſeine Sächelchen drauf gepackt haben, und in dieſer Geſellſchaft der Armee nachgezogen ſeyn. Nach unſerer Rückkehr aus Frankreich, ſoll er in Frankfurt viel Ungemach und an Krankheit ſehr gelitten haben, und endlich nach Halle zurück gekehret ſeyn, als ſein ſaurer Verdienſt verzehrt und ſeine Speculation hiemit geſcheitert war.

Wie ich höre, ſollen auch bey einigen Regimentern hochehrbare Soldatenweiber Leſebücher herumgetragen haben. Freilich eine Speculation von dieſer Art konnte poſitis ponendis zugleich doppelt benutzt werden — objectiv und ſubjectiv. Was alſo das liebe kleine Handgeld nicht thut!

in dem Diſtrict, welcher Le Clairmontois heißt. Auch hier hatte ich Gelegenheit, ſo nach meiner Art, Mancherley zu bemerken.

Das Ländchen Clairmontois war vor Zeiten die Apanage der Vorfahren König Heinrichs, des Großen, von Frankreich. Die Landſchaft iſt fruchtbar, hat aber Mangel an Holz. Es giebt hier einige Weinberge, und jede Kirche hat einen beſondern, deſſen Wuchs ſonſt zu Meßwein beſtimmt war. Jetzt weis man ihn zu etwas Beſſerm zu benutzen, als zum myſteriöſen Ausgurgeln nüchterner Prieſterkehlen.

Der Pfarrer des Dorfes ſollte ein eifriger Patriot ſeyn, hatte der Nation den Eid der Treue geſchworen, und war deßhalb, bey unſerer Annäherung flüchtig geworden.

Der Bauer, bey welchem ich einkehrte, war ein offener kreuzbraver Mann, und räſonnirte ſehr vernünftig. Bey ihm erkundigte ich mich auch hier nach der jetzigen Beſchaffenheit des Landes, und hatte das Vergnügen zu hören, daß ſeit der neuen Conſtitution alles weit beſſer gienge, als vorher. „Unſer Dorf, ſagte er, gehörte ſonſt einem Edelmann, der uns arme Landleute bis aufs Blut auspreßte. Es ſchaudert mich noch, wenn ich an all die grauſamen Mittel zurückdenke, deren ſich die Edelleute hier herum ſonſt bedienten, um ihr verpraſſendes Wohlleben auf unſere Koſten fortzuſetzen. Das iſt nun, Gott ſey Dank, vorüber und wir geben nur noch ſehr leidliche Abgaben, und erhalten alle Dinge weit wohlfeiler, als vorher. Unſer Wohlſtand hat ſich auch dadurch gehoben, daß die vielen Güter, die der Prinz von Conde ſonſt in unſerm Bezirke hatte, an uns Landleute abgegeben ſind, und wir ſie jetzt als unſer Eigenthum bebauen“.

Auf meine Frage: ob es auch reiche Leute unter ſeines Gleichen hier herum gäbe, war die Antwort: Nein, lieber Herr jetzt nicht; Bleibt es aber noch zwanzig Jahre wie es jetzt iſt, ſo werden wir alle wohlhabend ſeyn“. — Ich ſegnete halb wider meinen Willen, eine Conſtitution, die ſolche Geſtändniſſe herauslockt!

„Ah, mon Dieu! fuhr er wie entzückt und mit Thränen in den Augen fort, als ich mir eine Auskunft über ihren ehemaligen Druck von ihm ausbat", ah, mon Dieu! welch ein Unterschied zwiſchen unſerer ehemaligen Noth und unſerm jetzigen aufkeimenden Wohlſtand ſowohl hier als im ganzen übrigen Frankreich! Ich bin weit und breit im ſiebenjährigen Kriege herumgewandert, habe geſehen, wie es in manchem Lande zugeht, aber Gott weiß es, daß ich es nirgends ſo gut gefunden habe, als es jetzt bey uns zu werden anfängt! Ich habe noch vor kurzem meinen Sohn in Chantilly beſucht, Gott, welch ein Unterſchied zwiſchen dem Zuſtande, worin ich die dortigen Leute jetzt fand, und dem, worin ich ſie vor ſieben Jahren damals fand, als mein Sohn ſich dort eine Frau nahm! Das Land rings herum beſteht aus den ſchönſten Kornfeldern. Aber, du lieber Gott, wie elend ſahen dieſe vor ſieben Jahren aus; und wie ſchön ſehen ſie jetzt aus! Damals ſahen ſie aus wie eine Wüſteney, worin das viele übermüthige Wildpret ſein ungehindertes Spiel hatte, die aufgehenden Erdfrüchte abfraß, alle übrige nachgewachſene Saat nach und nach verheerte, dadurch Theurung verurſachte, und ſo dem armen Landmann die Verzweiflung wie mit Gewalt aufdrang".

„Konnten die armen Leute dieſe entſetzliche Verwüſtung endlich nicht länger mehr ertragen, und ſchoſſen ſie hie und da ins Wildpret drein, ſo war man überdieß ſo grauſam noch, daß man dieſe Unglücklichen für ihre Nothwehr auf die Galeeren ſchickte".

„Es iſt doch etwas entſetzliches, wenn die Landes- und Gutsherren mehr für das wilde Vieh ſorgen, als für ihre unglücklichen, verhungerten Unterthanen! Der dort angrenzende Wald begünſtigte die Brut und Zucht und den Aufenthalt des Wildes von allerhand Art: ſogar ſah man wilde Bären in Menge! Und dieſe und alle Thiere giengen ſo ſicher und ungeſtört einher, als wenn es zahmes Hausvieh geweſen wäre"!

„Aber das war noch nicht alles, was den dortigen Landmann zur Armuth und Verzweiflung brachte. Auch die königlichen Pächter und Einnehmer, die Landedelleute oder deren Verwalter, die Pfarrer und Bettelmönche trugen das ihrige auch dazu bey! ſie holten nämlich zur Erndtezeit den Zehnten oder ein Almoſen noch von dem, was wegen der Nähe der Wohnungen, oder wegen der Wachſamkeit der Hunde, oder der Aufſicht der Eigenthümer über das Getraide bey Tag und Nacht, die wilden Thiere übrig gelaſſen hatten“.

„Die Erndtezeit iſt ſonſt überall für den Landbauer ein Freudenfeſt, und das mit Recht, weil ſie die Quelle ſeines Auskommens und ſeiner häuslichen Glückſeligkeit iſt. Es thut mir noch wohl, wenn ich an ein Feſt von der Art zurückdenke, welchem ich einſt in der Schweiz beywohnte. Du lieber Gott, wie innig froh waren die biedern Söhne der Natur! Wie belebend hoben ſie Hände, Füße und Stimme! Wie brüderlich mittheilend ſchloß ſich hier alles aneinander! Es war, als wenn weiter nichts, als ein Herz und ein Kopf und ein Jubel über Jubel geweſen wäre! Aber von alle dem ſahe und hörte man ſonſt bey uns leider wenig oder gar nichts!“

„Und wie konnte ſo etwas uns Landleuten in Frankreich auch nur einfallen! Ueberall, wo wir hinſahen oder hindachten, hinterwärts oder vorwärts, ſahen wir nichts, als Mangel, Noth und Verzweiflung. Gewiß, wären wir Franzoſen nicht von Haus aus ſo gutmüthige und ſo leicht zu befriedigende Geſchöpfe, es wäre ſchon längſt dahin gekommen, wohin es jetzt endlich gekommen iſt. Ich glaube, Sie Herren Deutſche ließen ſich nicht die Hälfte von dem biethen, was man uns armen Franzoſen ſo lange Zeit hindurch ohne einiges Erbarmen gebothen hat, und dieß von allen nur möglichen Seiten“.

„Wahrlich unſer Elend übertraf alle Beſchreibung! Sie werden dieß von ſelbſt wohl ſchon einſehen, wenn Sie unſere Plage mit dem Wilde, den königlichen Pächtern, den Edelleuten oder deren Verwaltern, mit den Pfarrern und Bettelmönchen nur etwas überdenken. Es war durchaus nicht möglich, daß damals etwas aufkam. Wie konnte alſo der Landmann Luſt behalten, ſeine ſaure Mühe und Arbeit dem Raub- und Jagdvieh preiszugeben? Und da ſich all unſer Unglück zuletzt von der Regierung herſchrieb: wie konnte er Achtung, Liebe und Zutrauen gegen Herren hegen, die ihn, ſeine Frau und Kinder und deren Angſt und Schweiß und Blut den wilden Thieren und Menſchen aufopferten? Nein, nein, mein Herr, ich bin jetzt wieder zwar nur ein Bauer; aber ſagen Sie ſelbſt, habe ich unrecht, wenn ich ſolche Obrigkeiten nicht einmal des Namens eines Menſchen werth achte, vielweniger des eines Regenten? Schinder ſind ſie, und noch ärger als Schinder: denn dieſe ſchinden nur krepiertes Vieh, da hingegen jene — lebendige Menſchen ſchinden“.

„Und für wahr, ich kann mich nicht überreden, daß der Kaiſer und Ihr König, der doch ein herzensguter Herr ſeyn ſoll, von unſerer ehemaligen Noth recht unterrichtet ſeyn mögen: ſonſt könnten ſie wohl unmöglich mit ihren Truppen hieher haben kommen wollen, um uns wieder unter unſere alte ausmärkelnde Sklaverey zurück zu zwingen. Sie hätten ſonſt auch wohl in Ewigkeit in ihren Manifeſten nicht ſo hart geſprochen, wie man es hier und da in den Zeitungen ſo lieſt?

oder ſie müßten — etwas ſehr Arges erſt mit uns und dann mit der ganzen übrigen Welt im Sinne haben“.

„Gott mag das nun wiſſen! Mir wenigſtens ſteht mein Verſtand hierüber ganz und gar ſtille. Es iſt aber doch in der That wahr, was unſer Herr Paſtor neulich noch ſagte, daß es Schade ſey, daß nicht auch der geplagte Bürger und Landmann, König werden könnte: denn alsdann, meynte er, würden die armen Unterthanen es gut haben, weil unſer eins die Noth und den Druck dieſer Leute durch eigne Erfahrung von Jugend auf kennen lernte, und für Mitleid und erleichternde Aushülfe, zum Beßten ſeiner Mitmenſchen, empfänglicher wäre“.

„Indeß, was will man machen! Gewalt geht, leider, vor Recht! aber wer weis, weiß, wie lange noch! Ich fürchte, ich fürchte! — Doch, da kömmt ja unſer Mütterchen und bringt uns eine kleine Erfriſchung. Nun wohlan, ſo wollen wir die Könige laſſen, und hier für uns ſelbſt ſorgen. Wohl dem, der das noch kann! Nun, mein Herr, langen Sie gefälligſt zu!“ —

Ich langte zu: es war Waſſerſuppe, mit einem eingerührten Ey, und kleingeſchnittenem Speck, nebſt Brodkrumen und gelben Rüben. Hierauf folgte Brod und Butter. So frugal dieſe Mahlzeit an ſich war, ſo königlich nahm ich ſie ein durch das Gewürz des Hungers und der ſcharfſinnigen Bemerkungen meines philoſophiſch-politiſchen Bauers. Unter andern ließ er ſich während dem Eſſen verlauten, daß er bisher nur die Großen in Frankreich gehaſſet hätte; jetzt aber bald alle Großen in der Welt haſſen möchte, weil es ihm nach ſeinem ſchlichten Menſchenverſtande ſo ſchiene, als wenn ſie ſich mit offenbarer Gewaltthätigkeit der ungerechten und himmelſchreyenden Sache der Menſchenwürger in Frankreich annehmen wollten. Er befürchtete aber, ſetzte er hinzu, daß die Großen durch das Drückende, der ungeheuren Koſten ihrer Gegenanſtalten, endlich wohl noch die Völker dahin bringen könnten, auch conſpirirte Anſtalten wieder gegen ſie zu treffen, und daß auf dieſe Art der Thron Aller vielleicht wanken dürfte, indem ſie ſich beſtrebten, den Thron eines Einzigen zu befeſtigen. —

Bemerken Sie, Freund, daß ich hier blos den Hiſtoriker mache, und daß es mich ſowohl hier als anderwärts zuweit von meinem Vorhaben führen würde, wenn ich außer dem audita refero, mir noch die Mühe nehmen wollte, das Richtige oder Unrichtige, das Angemeſſene oder Uebertriebene, das Wahre oder Unwahre, das Gute oder Schlimme jedesmal in meinen Berichten über die Aeußerungen Anderer zu unterſcheiden, oder gar kritiſch zu beleuchten. Man weiß ja ohnehin, daß exaltierte Köpfe, zumal wenn ihre Exaltation durch vorhergegangenen, vieljährigen und allgemeinen Druck wie mit Gewalt bewirkt iſt, Alles und Jedes durch das Vergrößerungsglas ihrer ſchwärmeriſchen Phantaſie und ihres gepreßten Herzens betrachten, und dieſer pathologiſchen Seherey gemäß, wie vor Zeiten Jonas und Hieremias, ein fürchterlich-ſchwarzes Gemälde von der Zukunft entwerfen, und am Ende wohl gar noch über diejenigen, als Böſen[illegible]ter, zürnen, deren geſunde Augen, nach vielem Hin- und Herſchauen, das doch nicht ſehen, was jene Smelfungiſchen durchaus geſehen wiſſen wollen.

Aber zum guten Glücke iſt es hier, wie bey den anſteckenden Krankheiten, die nur da einreißen, wo ein gleichartiger Krankheitsſtoff die Verbreitung derſelben erleichtert und fördert. Wollen wir dieſemnach nun wiſſen, inwieweit mein philoſophiſch-politiſirender Bauer Recht habe oder nicht, ſo brauchen wir nur zu fragen: ob denn auch in andern Ländern eben der politiſche Krankheitsſtoff und dieß in dem Grade verſteckt liege, welcher ſchon ſeit langer Zeit im höchſten Grade in Frankreich graßiert und die Kräfte der dortigen Bewohner verſiechet, erſchöpft und bis zur ſtockenden Betäubung niedergedrückt hat? —

Wo dieß nun der Fall iſt, da könnte freilich — wenn ſonſt auch alles Uebrige mit dem Ausbruch der Kriſis der Staatskrankheit in Frankreich übereinſtimmt — eine ähnliche Kriſis ausbrechen, und ſo — mein Bauer für dieſe Länder, jedoch nur unter der angegebenen Bedingung, Recht haben.

Iſt aber dieß der Fall bey uns in Deutſchland? — vorzüglich bey uns in Preußen? Wahrlich, Beſter! ich bin, wie Sie wiſſen, ein warmer Volksfreund, und haſſe alle und jede Deſpotie; aber dem ohngeachtet würde ich nicht als ehrlicher Mann zu Werke gehen, wenn ich Anſtand nehmen wollte, dieſe Frage wenigſtens für Preußen, mit Nein zu beantworten. Sagen Sie ſelbſt, giebt es irgendwo ein Land, wo auf die Sicherung des Real- und Perſonal-Eigenthums mehr individuelle Rückſicht, ſelbſt nach den Geſetzen, genommen wird, als eben bey uns in Preußen? Kennen Sie ein Land, wo ſelbſt die Regierung es ſich eifriger angelegen ſeyn läßt, die Meynung des Publikums und die Winke ſachkundiger Schriftſteller zu reſpectieren, und dann nach Befinden der Sache, ſo wie die Staatsklugheit es zuläßt oder fodert, entweder öffentlich oder verſteckt die irrige Meynung des Publikums zu berichtigen, oder die begründet gefundene Beſchwerden nach den Winken der Schriftſteller entweder ganz und gar zu heben, oder nach Möglichkeit zu erleichtern? —

Es würde mich zu weit führen, wenn ich aus den Zeitungen und unſerer ältern und neuern Regierungsgeſchichte Thatſachen nennen wollte, die als unverwerfliche Belege meine Behauptung begründen könnten. Man darf nur den Gang überdenken, den das Juſtiz- Commerz- und Fabrikweſen, nebſt Regie, Acciſe, Cantonsverfaſſung und dem militairiſchen Etat ſeit funfzig Jahren in Preuſſen genommen hat, und man wird mir die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, bey mir hier keine erniedrigende Nebenabſicht voraus zu ſetzen, ſo ſehr ich mich übrigens auch beſcheide, daß ſelbſt auch in Preuſſen noch Manches angemeßner und Menſchenwürdiger ſeyn könnte, als es jetzt iſt. Indeß was Menſchen, bethront oder unbethront, unternehmen, geht nach vielfachem Straucheln und Herumtappen im Finſtern der Vollkommenheit nur ſchrittweiſe näher, oder wie man gemeinhin ſpricht: Rom iſt nicht in einem Tag gebaut! — Und dann ſind wir Menſchen wohl ſelbſt Schuld daran, daß die Politik uns noch als Mittel behandelt, wenn gleich Kant, nach den Foderungen der praktiſchen Vernunft, uns als Zweck unwiderleglich behandelt wiſſen will. Aber Kant, Freund, iſt abſtract, und Machiavelli und Hobbes concret: und das Studium der letztern wird durch das übertriebene Baſedowiſiren in den Schulen heut zu Tage gar ſehr begünſtigt! Doch, wozu hier eine Bemerkung von der Art!

Ja, Freund, ſo, wie ich ſeit dieſem Kriege mehr als einmal Gelegenheit gehabt habe, die Denkungs- und Geſinnungsart unſers Königs kennen zu lernen, muß ich bekennen, daß ſogar das

Religions- und Cenſur-Edict, nebſt dem Schema Examinis für die Candidaten der Theologie — Anordnungen, die wir, Beſter! ſonſt beyde, nebſt ſo vielen andern biedern und einſichtigen Patrioten und Menſchenfreunden im ſtillen beſeufzten — ihren Grund ſelbſt in der populären Gutmüthigkeit unſers gewiß wohlwollenden Friedrich Wilhelms gehabt haben, nachdem — Gott weiß, aus welcher Abſicht, oder auf welchem Wege! — gewiſſe, vielleicht auch ſelbſt durch ſich oder andere vorher irregeführte Köpfe ſich ſeines Zutrauens bemächtigt und nun dem gutmüthigen Fürſten vielleicht gar wohlmeinend gerathen haben, dieſe Einrichtungen zu autoriſieren, um ſich dadurch der Anhänglichkeit der gemeinen Prieſterſchaft und durch dieſe des groſſen Haufens zu verſichern, und ſo der Ruhe während ſeiner Regierung zu genießen, und nun wer weiß welche, Staatsabſichten ungeſtört zu erreichen zu ſuchen.

Sie ſehen aus meinen Vielleichts, daß ich hier ſelbſt nur vermuthungsweiſe mich äußere, was nämlich den Autoriſirungs-Grund der obigen geſetzlichen Einrichtungen für Preußen betrift; ob ich gleich gewiß dafür halte, daß unſer biederer und menſchenfreundlicher Friedrich Wilhelm hierbey die wohlwollenſte Abſicht gehabt hat, und daß er dieſe Verfügungen entweder öffentlich zurücknehmen, oder durch Nichtdaraufachten ihre geſetzliche Kraft ſchwinden laſſen würde, ſo bald er nur, wie es ſich für ſeine Perſon und die Sache ſelbſt ziemt, überzeugt wäre, daß der edlere Theil ſeiner Nation dieſe Verfügungen, nach ächten

Grundſätzen der Philoſophie und Politik, für mehr ſchädlich als nützlich, für mehr empörend als beruhigend und folglich für mehr gefährlich als ſichernd für ihn, ſeinen Thron und die Ruhe und das Vorankommen der Nation auf die Dauer ſelbſt — betrachte. Man muß nur den Charakter unſers Königs näher ſtudiert haben, um hierinn meiner Aeußerung beyzuſtimmen.

Alſo — haben wir Preußen nicht Urſache, uns vor der Ahndung meines Bauers zu fürchten; da kein politiſcher Krankheitsſtoff von Frankreichs Art bey uns ſich findet, und da ſelbſt das, was ſo Vielen in und außer Preußen ein Stein des Anſtoßes iſt, uns zum Beweiſe dienen kann, daß Friedrich Wilhelm wohl als Menſch irregeführt werden könne;

aber als König — nur nach ſeiner individuellen wohlwollenden Abſicht verfahre.

Und was die übrigen Staaten betrift, ſo denke ich, daß es immer für die Ruhe der Regenten und der Völker nicht nur gut, ſondern ſogar nothwendig ſey, eine politiſche Pathologie zu haben, ſo lange wir politiſche Krankheiten haben! und man nicht Willens iſt, die Kranken aufzuopfern, um ſich das Curiren der Krankheiten zu erleichtern oder zu erſparen — und daß folglich, wenn dieß letztere nicht iſt, wie ich es aus Achtung für den Fürſtenſtand annehmen will, es eben ſo nothwendig ſey, die Indicationen dieſer Krankheiten öffentlich aufzuſtellen, um die politiſchen Aerzte in Schulen, Kirchen und auf den Thronen eben ſowohl auf ihre eigene als auf die Krankheiten der Kinder und des Volks aufmerkſam zu machen, wie auch auf deren Urſachen, Beſchaffenheit Kriſen und Heilungsart. Wer dieß verbieten will, weis wahrlich nicht, wie die eigentliche Heilkunde bei den Griechen entſtanden iſt; oder Lazareth, Siechenhaus, Tod und Peſt müſſen ihm lieber ſeyn, als Geſundheit, Ruhe und Blüthe der Menſchen.

Welche ſind denn dieſe edeln Aerzte für ſich und ihr Volk, wenn es jene Fürſten nicht ſind, die die Preßfreyheit unbedingt oder aus nicht zureichenden, läppiſchen Gründen einſchränken und folglich von ihren und ihres Volks Krankheiten nichts wiſſen wollen? Dieß heißt doch den Staat und deſſen jedesmalige Verbeſſerung recht nach Roms Kirchenmaxime verkrüppeln. in ſeiner eigenen Sache, wider alle Geſetze der Vernunft und der Billigkeit, den höchſten Richter ſpielen, und Volks Wohl und Freyheit dem von Rom aus ſo hergebrachten Bequemlichkeits-Schlendrian der Höfe aufopfern! Aber — der in ſeiner Gährung gehinderte Moſt zerſprengt ſeinen Behälter: der nicht zur rechten Zeit fortgeſchafte Krankheitsſtoff greift um ſich und bricht endlich aus, ſo wie die nicht weislich gehobene Unzufriedenheit der Unterthanen ſich endlich ſelbſt Recht verſchaft, wenn es ihnen verwehrt blieb, ſich mit ihren Beſchwerden dem Throne zu nähern, oder wenn dieſer auf dergleichen nicht achtete, und ſeine Pflicht ſchon gethan zu haben meynte, wenn er, nur für ſich bekümmert, das Murren des Volks mit Verbiethen, Dräuen und Strafen zu hintertreiben ſuchte.

Wie lange ſollen aber denn noch ſo viele vortrefliche Männer den Höfen es vorpredigen: daß Preßfreyheit und Aufklärung die ſicherſten Stützen der Regenten und der Regierungen ſind? Oder iſt es bequemer und ſicherer, den militäriſchen Zuchtmeiſter mit ſteter Furcht und Gefahr zu ſpielen, denn ſich als den aushelfenden Vater des Volks in Ruhe und geliebt zu bewähren? Nun wohlan denn, ſo fahre man fort, die Staaten römiſch-päbſtlich zu behandeln; vergeſſe aber dabey nicht, daß energiſche Köpfe, mit ſamt ihrer Lehre zur Beförderung des Völkerwohls, zu lange ſklaviſch oder gar ſchimpflich behandelt, leicht auf den Gedanken fallen könnten: Wer nicht hören will, muß fühlen, — und daß rachſüchtige Köpfe von der Art nur vorauf treten dürfen, um die Fäuſte des druckfühlenden Pöbels zum Einhauen zu bereden. —

Verzeihung, Freund, für dieſe meine Digreſſion, von der Sie nur wiſſen müſſen, daß ſie als Schlüſſel und zugleich als Apologie für meine Berichte und Bemerkungen dienen ſoll, wofern nämlich dieſer oder jener hochweiſe Herr Belieben tragen möchte, ſie für gefährlich auszuſchreyen, ohne daran zu denken, daß man weit wohlfeiler wegkomme, wenn man durch Lehre, als durch Schaden klug wird. Und zu dieſer Art Lehre, für Große und Kleine, für Hohe und Niedrige, denke ich, wie bisher, ſo auch forthin mein Scherflein zu liefern, und dieß ohne Scheu und mit dem Vorſatz, beſtochenen oder einſeitigen Ariſtarchen, von welcher Art ſie ſeyn mögen, die über meine Freymüthigkeit zürnen werden, eben das zu antworten, was Lucian irgendwo dem zürnenden Jupiter antwortet, nämlich: Du zürneſt? — Alſo haſt Du gefehlt — haſt unrecht! — Jetzt wieder zu meinem Bauer!

Als er ſeine Bemerkungen über das vielleichtige Wanken der Throne geendigt hatte, unterhielt er mich mit Erzählungen von der Roßbacher Bataille, und mit einer Lobeserhebung über Friedrich den Großen. Jene, meynte er, wäre wohl noch Schuld daran, daß man ſich den jetzigen Krieg mit den Frankreichern ſo leicht vorgeſtellt, und darum ſo herriſch in den Manifeſten zu ihnen geſprochen, ſie aber eben dadurch weit mehr erbittert, als in Furcht geſetzt hätte. Auch hätte man nun gleich erfahren, was die verbündeten Mächte im Sinne führten, und hienach hätte ſeine Nation nun ihre Maaßregeln nehmen können. Ich würde, ſagte er, vielleicht ſchon bemerkt haben, daß in ſeinem Vaterlande bey Bürger und Bauer, bey Männern und Weibern nur Ein Plan und Ein Zweck obwalte, dieſer, dem Feinde auf alle mögliche Art ſeine Subſiſtenz zu erſchweren, und mit Gut und Blut ihre einmal errungene Freyheit zu behaupten.

Er hatte recht: denn wo wir hinkamen, fanden wir beynahe alles leer an Menſchen, außer Abgelebten; und an Lebensmitteln fehlte es beynahe überall. —

Friedrich der Große diente ihm zum Muſter eines guten Muthes und einer frohen Ausſicht in die Zukunft für ſeine Nation, indem auch dieſer zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges beynahe mit halb Europa zu kämpfen gehabt hätte, und dieß mit beſoldeten Miethlingen, die doch nie ſo entſchloſſen und abſichtlich ſtritten, als bedrohte eingebohrne Landeskinder: und doch hätte Friedrich der Große die Oberhand über alle ſeine Feinde behalten. ꝛc. ꝛc.

Die Tochter dieſes Mannes war ein hübſches, entſchloſſenes Mädchen, das an artiger Lebensart mancher vornehmen Berlinerinn wenig nachgab. Ihre Anrede bey meinem Eintritt in ihr Haus war geſchliffen genug. „Ihre Uniform, ſagte ſie, mein Herr, zeigt uns einen Feind;

aber Ihre Miene — einen Mann von Offenheit und Güte. Trügt mich mein Auge und meine Vermuthung nicht, ſo ſind Sie uns willkommen.“ — Auf meine Antwort: daß ich nur Feind gegen den Feind in Reihe und Glied wäre; und Menſch gegen Menſchen, rief der Alte gleich Anfangs: Bravo! Sie ſind mein Mann! Nur näher! — Und dieß mochte wohl den Grund von ſeiner Offenheit gegen mich enthalten. —

Iſt aber ein abgelebter Franzöſiſcher Bauer und ein Franzöſiſches Dorfmädchen ſchon ſo: alsdann denke man, wie die Franzöſiſchen Städter und Städterinnen wohl ſeyn mögen! — Und doch konnte man es für eine Kleinigkeit halten, ſo einer Nation zu trotzen und mit ihr, wie mit Kindern anzubinden?

Heraus! rief noch, während meiner Unterhaltung mit dieſen Braven, die Wache: und ſiehe da, es erſchien jemand vom recognoscirenden Gefolge mit der Vermahnung, auf unſerer Hut zu ſeyn, weil ein Franzöſiſches Commando einen Huſaren-Leutnant von uns mit ſammt ſeinen dreißig Mann vor ein wenig aufgehoben und als Gefangene weggeführt hätte. Der Leutnant hatte aber dieſen Ueberfall dadurch verſchuldet, daß er es verſäumt hatte, ſich über ein kleines Waſſer, die Aire genannt, hinüber zu ziehen.

Den folgenden Tag — ich weiß nicht mehr genau, welchen; es war aber zu Anfange des Septembers — ward rapportiert, daß die feindliche Armee, oder vielmehr ein ſtarkes Corps von derſelben ſich in der Nähe befände. Unſere Avantgarde hatte auch gleich früh mit dieſem Haufen zu ſchaffen gehabt; jedoch ohne Erfolg für uns und ihn. Wir marſchierten indeſſen von Morgens früh bis Abends ſpät nach Neune, doch ſo, daß wir oft hinlagen und Pauſe und — Gloſſen machten. Das Wetter war an dieſem Tage noch ſo halb und halb; aber der Koth gieng uns allemal über die Schuhe.

Des Abends ſahen wir das Lager der Franzoſen, indem wir demſelben in der Ferne vorbeymarſchierten. Das war das erſte Mal, daß wir den Feind förmlich in der Nähe hatten. Die Franken hatten bisher aus guten Gründen es vermieden, mit uns auf offnem Felde zuſammenzuſtoßen; ſie waren vielleicht noch nicht organiſiert oder einig oder geübt genug dazu: jetzt aber glaubten ſie, daß es Zeit wäre, dem fernern Vordringen der Preußen und Oeſtreicher Einhalt zu thun.

Unſere Pferde und Zelte waren wegen der ſchlechten Wege noch immer nicht angekommen, und wir waren deswegen genöthigt, uns unter freyem Himmel hinzulegen. Den ganzen Tag über hatten wir nicht ordentlich geruhet und nichts gegeſſen, als etwas trocken Brodt; wir waren alſo müde und erſchöpft, und ſtreckten uns zur Erde hin, ſo gut es angieng. Da lag man nun, ſchmiß ſich hin und her, fluchte; aber noch immer keine Ruhe! Ein eiskalter Wind hinderte daran. Das war eine erbärmliche Nacht! Endlich machten ſich die Vertrauten von einigen Regimentern auf, liefen in ein Dorf, L'Entree' genannt, trugen, obgleich das Hauptquartier da war, das Holz heraus, machten ſchrecklich große Feuer, ſtellten ſich mit ihren Cameraden herum und erquickten ſich gemeinſchaftlich durch Wärme, Licht und Kannegießerey.

Dergleichen Feuer wurden hernach noch ſehr oft gemacht; aber die weißen Weſten und Beinkleider wurden vom Rauch und der ſtarken Gluth ganz gelb und bräunlich: und dieſe ſchöne Farbe haben ſie den denjährigen ganzen Feldzug über behalten.

Endlich kamen die Zelte erſt nach Mitternacht an, und wurden im Finſtern, ſo gut es angieng, aufgeſchlagen: ſodann legte man ſich auf die bloße Erde hinein. Kaum war dieß geſchehen, ſo fieng es an zu regnen, als wenn der Himmel herabſtürzen wollte. Die Zelte waren alt, ließen alſo das Waſſer durch, welches auch von allen Seiten hinein und unter uns wegfloß, ſo daß es eben war, als kampirten wir ganz im Freyen. Kein Menſch konnte ſchlafen, ſo erſchöpft und müde man auch war. Ueberall ertönten Flüche, ſogar Läſterungen auf Gott und ſein Regenwetter. Gott ſollte und mußte auf uns Preußen und Oeſtreicher erbittert ſeyn: ſein Wille ſollte es durchaus nicht ſeyn, uns in Händel zu miſchen, die uns nichts angiengen. ꝛc. ꝛc.

Ich hatte ſo für mich meine Betrachtung über die Denkungsart und die Deutungen der Katechismus-Köpfe, und — über den thörigten Ehrgeiz derer, welche mit in den Krieg ziehen und ſich deſſen

Mühſeligkeiten ausſetzen, da ſie doch oft nur zur Vermehrung der Zahl dienen, und zu Hauſe, bey der Pflege ihrer Bequemlichkeit, in ganz heiler Haut weit mehr Gutes hätten ſtiften können, als im Felde unter den Soldaten. —

Herr Salzmann hätte unſer Lager ſehen ſollen: er würde Stoff genug gefunden haben, einen ganz artigen Anhang zu ſeinem Carl von Carlsberg über Soldaten-Elend zur Kriegszeit ohne viele Anſtrengung ſeiner Phantaſie, hinzu zu fügen.

Als wir früh aus den Zelten traten, waren wir durchaus naß, und fielen bis über die Schenkel in den durchgeſümpften Boden. Aerzte, welche dem Gange meines Berichte mit Rückſicht, auf ihre

Kunſt gefolgt ſind, werden wiſſen, welche Folgen hieraus über kurz oder lang für die Geſundheit der Soldaten entſtehen mußten, und dereinſt noch entſtehen werden. Jede Natur hat ihr beſtimmtes Maaß von Kräften; und es geht zum Böſen, was über dieſe zu hoch und zu lange hinaus ſteigt. Unſere Lazarethe haben es erfahren.

Um dem Erſtarren der Glieder vorzubeugen, wurde zum Holzholen commandiert. Bisher hatten die Burſche hiezu einen Wald benutzt; allein jetzt liefen ſie gerade in die Dörfer, trugen heraus, was ſie vorfanden: Bauholz, Thüren, Tiſche, Stühle, Bettgeſtelle, kurz, alles was ſie zur Feurung haben konnten, und verbrannten es unter Murren und Fluchen. In dem Dorfe L'Entree' ließen die Einwohner ihre Kirche abtragen, um eine neue aufzuführen. Außer dem alten Bauholze, lag das neue auch ſchon gezimmert da: ohne Unterſchied wurde dieſes wie jenes bis auf den letzten Spahn fortgeſchleppt und verbrannt. Die Kanzel, das geſchnitzte Holz zur neuen Orgel, nebſt einigen Heiligen-Statüen und Crucifixen dienten der dortigen Wache zum Erwärmen. Die Katholiken unter den Soldaten hielten doch dieſe Procedur mit den Heiligen Gottes und dem lieben Herrn am Kreuze für gottlos und kirchenräuberiſch. Als man mit der Zeit hörte, wie Cüſtine in Deutſchland verführe, hieß es: Da haben wirs! Gott läßt ſein Haus und ſeine Heiligen nicht ungerächt: die Franzoſen meſſen uns jetzt in Deutſchland mit dem Maaße wieder ein, womit wir ihnen in Frankreich ausgemeſſen haben.

Wie man in den Wald hinein ruft, ſo ſchallt es wieder heraus. Leben und Lebenlaſſen! Wird ſchon kommen: nur Geduld! — Ecce, iterum Crispinus!

Das Bataillon von Müffling hatte hier einen kleinen Rankontre mit Patrioten. Die Avantgarde ſcharmutzierte gleichfalls mit ihnen. Das ſtarke Schießen von beiden Seiten ließ ernſthafte Auftritte befürchten; doch nicht lange: denn gleich den Tag darauf erfuhren wir, daß die Frankreicher, deren Stärke man auf 32,000 Köpfe rechnete, ſich zurückgezogen und ihre Batterien verlaſſen hätten. Man trug im Lager herum: der Herzog habe ſich über dieſen Zurückzug gefreuet und ſich verlauten laſſen: „Daß er nun die Vögel zuſammen in einem Neſt fangen würde.“ Wie gegründet dieſe Aeußerung geweſen ſey, hat der Erfolg gar bald gelehrt. —

In dieſem Lager, welches wegen des anhaltenden ſtarken Regens und des tiefen, überaus zähen Koths von den Burſchen das Drecklager vorzugsweiſe genannt wurde, indem unſere bisherigen Lager beynahe alle wahre Cloaken geweſen waren, war bey einigen Regimentern auch nicht die mindeſte Anſtalt getroffen worden, dem Lebensbedürfniſſen durch Marketender abzuhelfen. Die armen Soldaten mußten alſo ihr kümmerlich Stückchen Brodt beynahe immer trocken herunterwürgen, und nur froh ſeyn, daß ſie es noch hatten.

Welcher Mangel hier an Marketendern geweſen ſey, lehrt ſchon folgende kleine Begebenheit. Der vom Regimente des Herzogs hatte ſich, vielleicht aus Hoffnung eines ergiebigern Gewinns, und weniger ſtrengen Aufſicht, zu einem andern Regimente hinbegeben; kaum war er hier, ſo erſchien auch ſchon ein Unterofficier mit einigen Mann, welche ihn zwangen, anzuſpannen und zum herzoglichen Regimente zurück zu fahren.

Was überdieß unſere Noth noch vermehrte, war, daß wir Brod erhielten, das aus franzöſiſchem Kommiſsmehl gebacken war. Es war geſchrotener Waizen, ohne Saft und Kraft, bald verſchlungen und bald verdaut. Wer nur gewöhnlichen Hunger hatte — und wer von uns hatte ihn nicht in ſehr hohem Grade! — der konnte ein derartiges Brod, das doch für drey Tage reichen ſollte, auf einen Tag hineinreiben; und hatte Abends doch noch Hunger.

Dieſes Brodt war eine von den Urſachen mit, daß Muth und Kräfte immer mehr abnahmen, und ſo mancher erkrankte. Einmal waren es die Leute nicht gewohnt, und dann mußten ſie es, ohne die mindeſte Beykoſt, trocken hineinpreſſen; mußten obendrein — wegen ſeiner Leichtigkeit — ſtark dabey hungern, und ſo wäre es denn wohl ein Wunder geweſen, wenn die armen Leute ihren Muth und ihre Kräfte hätten behalten und überhaupt zum Kriege tüchtig und geſund hätten bleiben ſollen.

Schon aus dieſem Lager wurden die Erkrankten haufenweiſe nach Verdün ins Lazareth abgeführt; und der Durchfall, mit der rothen Ruhr, wüthete ſo grauſam, daß kaum noch der achte Theil der Armee brauchbar blieb. Die ſonſt robuſten Krieger ſahen größtentheils aus, wie Schwindſüchtige, und ſchlichen ſo matt einher, wie ein ausgemärkelter Kranker, der nach einem überſtandenen hitzigen Fieber das erſte mal wieder ausgeht.

Ja, Freund, ſo erbärmlich elend ſah es hier mit den Unſrigen aus; nur nicht mit mir. Ich für meine Perſon blieb von aller Krankheit verſchont, ja ſogar heiter, trotz Regen, Hunger, Schlafloſigkeit und Erkältung durch die Strapazen meines Poſtens. Unwillen und Flüche ſind mir freylich auch oft entwiſcht; aber es brauchte nur ein klein wenig Beſinnung, und meine muntere Laune war gleich wieder da, und ich konnte ſogar lachen über die ſcharfſichtige Weisheit und Klugheit ſo mancher großer Herren, die vor lauter Bäumen den Wald nicht ſehen, zumal wenn ein Scheſchianiſcher Derwiſch ihr Brillenſchleifer geweſen iſt, oder ein geheimnißträumeriſcher Eblis ſie in der Religion und Politik trompetermäßig herumführt.

Man ſagt zwar: inter arma ſilent Leges, unter dem Waffengetöſe ſchweigen die Geſetze; und das habe ich leider mehr als einmal erlebt — und ſetzt hinzu: et Artes, auch die Künſte, außer jener, unter den Menſchen ſyſtematiſch Luſt zu machen, durch Schießen, Hauen und Stechen — um den Phiſiokraten ſo über die Achſel zu zeigen, daß ihre Lehre über die Bevölkerung Geſchwätz ſey, ſobald die Regimenter nur vollzählig ſind. Allein bey mir fand der angeführte Spruch ſeine Anwendung nicht, wenigſtens in Rückſicht auf die ſchönen Künſte nicht. Denn rathen Sie einmal, was ich von der Art mit mir herumführte! Nichts mehr und nichts weniger, als -- Virgils Gedichte, mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung des Desfontaine. Ich bin nicht im Stande, Ihnen zu beſchreiben, welch lebhaftes Vergnügen mir das Leſen dieſer Gedichte auf meiner militäriſchen Wanderung gemacht hat! Die Bukolika habe ich im Zelt wenigſtens dreißigmal ſtatariſch durchgeleſen, und weiß ſie jezt beinahe auswendig, nebſt dem vierten Buch der Aeneide. Unter ſolchen Umſtänden -- denke ich jezt -- müſſen Dichter geleſen werden, wenn ihr emphatiſcher Ausdruck eine entſprechende Empfänglichkeit für ihre Schönheiten vorfinden ſoll. Schon der ſchönzutreffende Bau eines Verſes war im Stande, mich ohne Rückſicht auf ſeinen Inhalt der Entzückung nahe zu bringen. Machte Ovid im Pontus es anders? Wie freue ich mich ſchon zum voraus auf das Vergnügen, das mir die göttliche Odyſſee auf dem künftigen Feldzuge gewähren ſoll! Gewiß, Homer iſt nicht für die verwelkende Stubenluft der Herren Philologen!

Einen Theil meiner Heiterkeit ſchreibe ich auch den vielen ſchönen Stellen aus den alten klaſſiſchen Schriftſtellern zu, welche ich vor Zeiten meinem Gedächtniſſe einprägte. Dergleichen Stellen ſind in der That das brauchbarſte Hausgeräthe in der Oekonomie der Nothphiloſophie; und junge Leute ſollten eben darum angehalten werden, die ſchönſten moraliſchen Stellen, Verſe, Anekdoten und Denkſprüche recht zu faſſen, und auswendig zu lernen. Es kommt allemal die Zeit, wo man einen ſehr einträglichen Gebrauch davon machen kann, ſowohl für ſich, als für Andere. Ich ſchreibe aus Erfahrung.

Eben ſo hatte ich meiner geringen Kenntniß der Geſchichte viele angenehme Stunden mitten im Regen, auf dem Marſch, im Zelte oder im Quartier zu verdanken. Ich ließ die Helden der alten und neuen Zeit in meinem Kopf die Revüe paſſiren, freute und ärgerte mich, ja, lachte oft, je nachdem mein Held einen braven, ſchändlichen oder Donkiſchottiſchen Streich ausgeführt hatte. Beſonders leitete mich das Ueberdenken der franzöſiſchen Revolution auf die Geſchichte jener edeln Nationen, die aus regem

Gefühl von, ſelbſt durch Deſpotismus eingeſchärfter, Achtung gegen Menſchen-Rechte, ihre Freyheit mit ihrem Blut großmüthig und unerſchrocken erkauften. Ich gerieth in Enthuſiasmus, wenn ich die Thaten- und Lehrreiche Geſchichte der Schweizer, Niederländer, Engländer und Nordamerikaner mit Rückſicht auf das unentſchiedene Kreißen unſerer Zeiten durchgieng. Brutus, der die Könige aus Rom vertrieb, Brutus, der Cäſarn mordete, Tell — Washington — Franklin und andere Männer dieſer Art lieferten mir den unterhaltendſten Stoff zu allerhand pſychologiſchen und politiſchen Bemerkungen. Die barbariſchen Nationen, die Mogolen, Seldjuken, Avaren und andere ſchienen mir mehr Ehrfurcht und Achtung zu verdienen, als manche Europäer, bloß ſchon darum, weil ſie nicht Sklaven ſeyn konnten, indem ſie dazu noch zuviel geraden Menſchen-Sinn hatten, und zuwenig, durch Luxus und elektriſche Hoffunken verdorben waren.

Dann betrachtete ich aber auch gute erträgliche Monarchen: einen Titus, Trajan, Aurelian, — Alfred, Guſtav Adolph, Heinrich den Vierten und Friedrich den Großen, und andere; die ſich und der Monarchſchaft Ehre, und der Menſchheit Vortheile geſchaft haben. Solche erſchienen meiner Phantaſie als Götter, denen man Tempel und Altäre bauen ſollte! — Mit Abſcheu und Verachtung blickte ich hinterdrein auf die Tyrannen herab, denen das Gut und Blut ihrer Unterthanen feil war, wenn entweder eine Mätreſſen-

oder Miniſter - Kaprize es zur Befriedigung der Launen oder der Langenweile ihrer Thronpuppe erheiſchte. Die Folgen davon ſchwebten mir nicht minder vor; und dabey dacht' ich dann ganz natürlich an jene Verſe des Juvenals, die jeder Fürſt in ſeinem Kabinet, mit goldenen Buchſtaben abgemahlt, vor ſich haben ſollte. Sie heißen:

> Ad generum Cereris ſine caede et
> ſanguine pauci
> Deſcendunt Reges et ſicca morte
> Tyranni,

Bey ſolcher Beſchäftigung, vergiengen meine Tage wie Stunden; ich war munter und froh, und lachte, wenn Andere ihr Schickſal verfluchten, oder ſich von ihrem Kummer niederſchlagen ließen.

Der feinere Pantheismus und Determinismus, nebſt den Lehren der **Stoa**, und dann das goldene Handbüchelchen für jeden Nothphiloſophen, unter dem Titel: **Antoinette, ein Mährchen aus der andern Welt.** *) haben mich ebenfalls ſehr oft kräftig unterſtützt. Eludant licet, ſchreibt **Curtius**, quibus caſu humanas res volvi, et voluntate regi aliqua ſeu Deorum ſeu hominum, vel ſine lege ferri agique perſuaſum eſt; nobis vero certum eſt, nexu cauſarum latentium et multo ante deſtinatarum ſuum quodlibet ordinem lege immutabili percurrere.

Doch, was plaudere ich da ſoviel von mir! Es iſt ja noch was weit Wichtigeres übrig!

---

*) Leipzig, bey Weidemann, 1776. 8. 12 Gr.

Alſo — aus dem beſchriebenen Sumpflager gieng der Marſch gerade auf Chalons los. Auch dießmal mußte die Infanterie und Cavallerie wieder querfeldein marſchieren und mit aller Gewalt ihre und ihrer Pferde Füße dem ſumpfigten Boden zu entkneten ſuchen. Die Dörfer, die uns hier herum aufſtießen, waren von der Avantgarde rein ausgeplündert. Es iſt wirklich für jeden, der noch etwas Menſchen- und Ordnungsgefühl beſitzt, ein ſcheußlicher Anblick um ein ausgeplündertes und zerſtörtes Dorf. Von den Einwohnern ließ ſich keiner ſehen: Thüren und Fenſter waren entweder ausgehoben oder zerſchlagen; und guckte man in ein Haus hinein, ſo ſah man nichts, als die Ueberbleibſel einer blindwüthenden Raubſucht. Die Betten waren zerſchnitten, die Federn lagen herum: was von Leinenzeug für den Soldaten unbrauchbar war, lag zerſezt auf dem Boden: irdenes, gläſernes und porzellanenes Geſchirr war zertrümmert. ꝛc. ꝛc.

Auf dem Wege trafen wir geſchlachtetes Vieh an, wovon bald die Hälfte, bald nur ein Viertheil abgeſchnitten war: das übrige lag da und verdarb. Es iſt überhaupt eine ſeltſame Sache um das Selbſtſchlachten der Soldaten. Das ertappte Thier wird entweder mit einem derben Schlägel vor der Stirn hingeſchlagen, oder man ſäget ihm mit dem Säbel den Hals ab. Stürzt es darauf hin, ſo zieht man die Haut eine Streckeweit ab, und ſchneidet ſo viel Fleiſch heraus, als man gerade nach den Umſtänden braucht: das Uebrige bleibt liegen. Dann kommt ein anderer, ſchneidet wieder nach Belieben,

ben, und das geht ſo fort, bis entweder das Fleiſch alle iſt, oder keiner mehr etwas haben will. —

Auf dieſe Art ſind viele hundert Kühe, Ochſen und Schweine von den Unſrigen in Frankreich, ums Leben gebracht worden: auf dieſe Art wurden aber auch die dortigen Gegenden ſo von Kühen entblößt, daß man nicht im Stande war, ein Nößel Milch zu bekommen, wenn man gleich einen Dukaten dafür hätte zahlen wollen. Wenn man nach Milch fragte, ſo war die Antwort immer: Monſieur, les vaches ſon mangeès; d'ou voulez vous, que nous tirions du lait? — Mein Herr, die Kühe ſind aufgezehrt; woher ſollen wir Milch nehmen? — Da fiel mir denn Guſtav Adolphs ſtarkes Wort ein, womit er ſagte: „Ich will den Baiern und

„und Oeſtreichern ſo viel Blut abzapfen, „als die Kühe Milch gegeben hätten, die „ſie im Reiche geſtohlen haben.“ — Wer weiß, was Cüſtine mag gedacht haben, als er nachher in Deutſchland eindrang! Es kömmt in der ganzen Welt, alſo auch in der militäriſchen, ſehr oft auf die beyden Sprüchwörter an: Was dem Einen Recht iſt, iſt dem Andern kein Unrecht; und — heute mir; Morgen dir; Die Natur wollte das ſo, um uns durch die Furcht vor Noth in der Zukunft von Andern, hübſch an Menſchlichkeit gegen dieſe in der Gegenwart zu erinnern! — Das Benehmen Anderer gegen uns iſt doch einmal größtentheils das Echo von unſerm Benehmen gegen ſie. Es wäre daher nicht übel, wenn bey Manifeſten, Invaſionen, Attaquen und dergleichen hierauf etwas mehr Rückſicht genommen würde. Die Natur meynte es wirklich von jeher recht ſehr gut mit uns: nur wir nicht mit ihr. —

Das Waſſer in Champagne iſt ſehr elend; wenigſtens hatten wir zum Trinken und Kochen lauter unreines, gypsartiges, oder was es ſonſt für Beſtandtheile haben mochte. Dieſer Umſtand hat die Krankheiten bey uns gewaltig vermehren helfen, oder ſie gewiß ſehr verſchlimmert. —

Nicht wahr, Freund! dieſer Brief iſt wohl einmal lang genug! Das kömmt davon, wenn man ſich über ſo kurze beſchwert!

Eilfter Brief.

Den 19ten September hatten wir nach einem wieder ſehr beſchwerlichen Marſch unſer Lager auf einem Gebürge aufgeſchlagen; waren aber kaum mit der Richtung der Zelter fertig, als ſchon Ordre kam, alles wieder abzubrechen; denn nach drey Uhr des Nachmittags würde vorwärts marſchiert werden. Da lag denn alles wie betäubt, und ſah mit furchtſamer Niedergeſchlagenheit einer Bataille entgegen. Der Feind hatte ſich auch wirklich einige Meilen von uns feſtgeſetzt.

Nach drey Uhr brachen wir auch wirklich auf, und marſchierten bis tief in die Nacht in einem fort. Die ſtarke Kälte nöthigte uns, auch hier wieder einige

Mann von jeder Compagnie nach Brennmaterialien in die Dörfer zu ſchicken. Da ſie zu wenig brachten, lief wer laufen konnte, ſelbſt dahin.

Es war Nacht, und daher gieng alles vor, was vorgehen konnte. Wachen waren nicht ausgeſtellt. Die Soldaten, welche in die Dörfer gelaufen waren, bemühten ſich, außer dem Holz, noch ſonſt allerley zu erhaſchen. Vielen glückte dieß, beſonders denen vom Regiment von Romberg. Dieß Regiment, wie ich bemerkt habe, führte einige große Liebhaber von Beutemachen bey ſich. Es waren Bauchphiloſophen — und der hungrige Bauch hat keine Ohren, zumal wenn nicht zum Voraus gehörig für ihn geſorgt iſt. Wer kann das aber überall, immer und für jeden! —

In einem der Dörfer ſtand auf einem Bauerhofe ein angezündeter Haufen Stroh in lichterloher Flamme. Man machte ſich Fackeln, zündete dieſe daran an, und ſuchte dabey Beute in den Scheunen, Ställen und Häuſern herum. Es hat mich gewundert, daß die Flamme das Dorf erſt den andern Morgen gegen Tagesanbruch ergriffen hat. Die Nacht über ſchleppte man aus dieſem und mehr andern Dörfern eine Menge Fäſſer, Thüren, Schränke, Stühle, Bettladen, Bretter, Tiſche, Kiſten, Wagen, Räder, Karren, kurz, alles, was zum Feuer diente, zuſammen, und verbrannte es. Noch früh beym Abmarſch gab es Feuerhaufen in ungeheurer Größe und Menge.

Eben ſo trug man alle Keſſel, Töpfe und anderes Kochgeſchirr aus den Dörfern ins Campement, und kochte darinn das Fleiſch von den Kühen, Schweinen und Schaafen, welche man den unglücklichen Dorfleuten entriſſen hatte. Ich kann für gewiß ſagen, daß mehr als 150 Stück Vieh von allerhand Art, dieſe Nacht über, ſind entführt und verzehrt worden. Die Officiere, ja ſelbſt die Generale, ſtanden und ſaßen mit an den Feuern herum, ſahen der Raub-Wirthſchaft zu, konnten ſie aber nicht hindern. Jede ſtrenge Maaßregel, hätte unſere Lage merklich verſchlimmern können. Unordnungen von der Art ſind im Kriege nothwendige Uebel, die ſich freylich wohl vorher; aber nicht mehr, wenn ſie einmal aus Noth da ſind, hindern laſſen. Dieß merke man ſich; nicht aber bloß für uns, ſondern auch für unſern Feind; und nach Grundſätzen des Vergeltungsrechts für dieſen wohl noch mehr.

So leicht es ſonſt war, unbemerkt zu entwiſchen und glücklich durchzukommen, da der Feind in der Nähe ſtand und von uns keine Poſten ausgeſtellt waren; ſo fiel dennoch keine Deſertion in dieſer Nacht vor. Ueberhaupt hörte man, den denjährigen Feldzug über, von Deſertionen wenig. In der Folge wird noch einiges darüber vorkommen; und dann ſollen auch die Urſachen erwähnt werden, warum dießmal von den Preußen ſo wenig heimlich entwichen, da doch im ſogenannten Kartoffelkriege ganze Schaaren von ihnen abgefahren ſind.

Bey Tagesanbruch ſchien das Wetter gut bleiben zu wollen, allein bald ward der heitere Himmel trübe, und es fieng an zu tröpfeln. Es dauerte ſehr lange, bis der große Zug recht in Marſch kam.

Jeden Augenblick ſtockte es, ſo daß wir um zwölf Uhr kaum eine halbe Stunde vorwärts gerückt waren. Die Urſache läßt ſich leicht errathen.

Unſer Vortrab war indeſſen dem Feinde näher gekommen, und man fieng an, ſich von beyden Seiten allmälig zu beſchießen. Die Franzoſen hatten ſich auf einer Anhöhe poſtiert, und zwar ſo vortheilhaft, daß ſie nicht nur ihre Batterieen decken konnten, ſondern daß es bloß einem eindringenden Feinde möglich blieb, ihre Infanterie anzugreifen. Eben darum hatten ſie ihr Lager auch ſtehen laſſen, wie wenn ſie ſchon gewiß darauf rechneten, daß die preußiſche Taktik für dießmal unwirkſam gegen ſie bleiben würde. Schon dieſe ihre Stellung hätte unſere Hauptanführer überzeugen können, daß es den Franzoſen wohl nicht an geſchickten Generalen und ſachverſtändigen Ingenieurs mangeln müßte, wie die Herren Emigrierten daher gefaſelt hatten. Aber die Belehrung vom Gegentheil, ſollte erſt noch eindringlicher gemacht werden.

Nach und noch kam unſere Armee gedrängt näher, und nachdem ſie ſich nach den Regeln unſerer Tactik entwickelt hatte, nahm der Gebrauch des gröbern Geſchützes ſeinen Anfang. Bergan zu ſchießen war unſer Loos; Bergab — das der Franzoſen. Sachverſtändige können hieraus den verſchiedenen Erfolg berechnen.

Die feindlichen Stückſchützen zeigten ganz meiſterlich, daß ſie noch ächte franzöſiſche Kanoniere waren. Vorzüglich ſchadeten ſie uns ſehr von einer Batterie aus, die ſie vor einer Windmühle errichtet hatten. Daß ſie auch noch im einzelnen abſichtlich zu treffen wußten, zeigt folgender Vorfall.

Ein Kanonier-Hauptmann von uns, den ſie vielleicht aus ſeiner Geſchäftigkeit für das erkannt hatten, was er war, wollte ſich zum Ausruhen etwas hinſetzen. Kaum war er im Begriff dazu, ſo riß ihm eine franzöſiſche Kugel den Bauch auf, und das Eingeweide weit mit ſich weg. Darauf ſtürzten die Artillerie-Pferde nieder, wie Schneepflocken, und die Verwundeten tummelten ſich mit ihren zerſchoſſenen Beinen herum, ja einige ſchleppten das Eingeweide nach. Auch Thiere in der Leidenswuth ſich herumquälen zu ſehen, iſt etwas erſchreckliches!

Die feindlichen Kugeln, ſo regelmäßig ſie auch geſchoſſen wurden, ſchadeten uns dennoch nicht viel. Es hatte den ganzen Tag geregnet, und ſo wurden ſie, ſo bald ſie die Erde berührten, matt; und ihre Zerſtöhrungskreis hatte ein Ende. Wäre die Witterung ihnen günſtiger geweſen, ſo würde die Verwüſtung unter unſern Leuten nachtheiliger geworden ſeyn.

Die Feinde hatten ſich, wie wir wiſſen, ſehr vortheilhaft poſtiert, ſo vortheilhaft, daß es ohne ſehr ſtarken Verluſt von unſerer Seite nicht möglich war, ihre Batterien zu erobern. Ueberdem hatten ſie mehr und beſſeres Geſchütz, als wir: — eine Folge von dem unbedingten Glauben an die Wahrheit der Ausſagen der Emigrierten! — und ſo war es klug, daß wir nicht weiter auf ſie vordrangen.

Wie es einem zu Muthe ſey, der das erſtemal Kanonenkugeln um ſeinen Kopf brauſen hört, läßt ſich ſo leicht nicht beſchreiben. Wer mir ſagt, er habe in dieſem Falle keine Furcht gefühlt, den halte ich für einen großſprecheriſchen Vorbeygänger der Wahrheit. Ich bin wahrlich keiner von den Furchtſamen; allein als ich hier die Mordinſtrumente todſchwanger die Luft durchrauſchen ſah, ward mirs, Gott weiß, wie! Hier iſt aber auch ein ſehr garſtiges Rhodus, wo ſichs nicht gut tanzen läßt! Doch, ich erholte mich bald, und faßte mich ſo männlichruhig, daß ich in kurzer Zeit im Stande war, die todtblaſſen Geſichter um mich her, an den Hauptleuten und den Untergeordneten, zu beobachten und über ſie und mich, wie denn auch über die Beſtimmung der Menſchen durch die Natur, und vorzüglich über die durch die Herren Könige, nachzudenken. —

Der größte Theil bückte ſich, ſo oft eine Kanonenkugel über ſie weg flog. Hierbey trat jemand einem andern auf die Füße, und wurde von dieſem mit den Worten angefahren: „In drey Teufels Namen, ſteh er doch ſtill!“ Gleich erſcholl von allen Seiten: „Herr Jeſus, wer wird hier noch fluchen!“ Einige warfen ſogar das Bißchen Fleiſch, das ſie in der vorigen Nacht aus den Dörfern geholt hatten, weg, und foderten nichts weniger ihre Cameraden auf, das nämliche zu thun, damit Gott nicht — wie ſie wohlmeynend äußerten — ſie wegen dieſes Raubes hier ſtrafen möchte. — Das iſt ſo Muſketier-Moral! Die guten Leute berechnen die Nähe eines poſitiven moraliſchen Erfolgs nach der Nähe des phyſiſchen Verſchuldungsgrunds; und — Noth lehrt ſie beten, wie rauben. — Das kömmt aber von der Moralität von außen! —.

Die Infanterie iſt bey ſolchen Vorfällen ſehr übel dran: ſie muß ſich zuſammenſchießen laſſen, ohne jedesmal frühzeitig genug Kräfte, Muth, Patronen oder Bajonet zu ihrem Vortheile gebrauchen zu können. Ihre Gewehre und kleinen Kanonen reichen nicht ſo weit, als eine feindliche Batterie. Ob die Kriegskunſt in dieſer Rückſicht nicht noch Verbeſſerungen zulaſſe, will ich hier nicht entſcheiden. Mich dünkt aber, die Infanterie könnte mit mehr Vortheil geſtellt und auch mit mehr Vortheil gegen die feindlichen Batterien angeführt werden, wenn nur die zweyte Diviſion jedesmal zehn Schritte hinter der erſten zurück bliebe. Die Linie bliebe dabey doch ganz: denn wie bald ſind zehen Schritte nachgeholt! und durch das Hin- und Herwanken beym Avanciren würde das Viſier des feindlichen Conſtabels ungewiß, welches, einzeln zu nehmen, kein geringer Vortheil ſeyn würde. Doch das iſt nur ſo meine Meynung, die ich mir aus einzelnen Fällen gebildet habe. Vielleicht geht es ihr, wie mehr andern abſtracten Begriffen und Meynungen, die gleich ihr Schwankendes verrathen, ſobald man ſie zur Ausübung bringen will.

7. So rüſtig und geſchickt die Artillerie der Franken auch ſchoß, ſo rüſtig und geſchickt antwortete auch die unſrige. Sie belangte die franzöſiſchen Batterien ſo artig,

tig, daß einige ihrer Pulverwagen Feuer fiengen, eine Batterie wich, und nach und nach das Schießen von Seiten des Feindes nachließ. Allein die Stellung der franzöſiſchen Armee war, wie geſagt iſt, zu vortheilhaft; und wie es um die Armee von uns ſtand, giebt das Vorherige. — Wir zogen uns ab. —

Während des hieſigen Vorfalls ritt unſer König mitten durch die Treffen, munterte ſie auf, und nahm Theil an der ganzen Gefahr. Mich freute das unendlich, und ich konnte mich nicht enthalten, meine Nachbarſchaft dieß laut bemerken zu machen. „Seht da Brüder, dort reitet der Alte ſelbſt! Seh't, wie wenig er ſich ſchont! Wir müßten keine braven Preußen ſeyn, wenn wir verzagt thun wollten, da ſelbſt unſer König ſich der

Gefahr preisgiebt!“ — Ich merkte aber bald, daß die meiſten das für Kleinigkeit hielten. „Eine eiſerne Kugel, erwiederten ſie, trifft einen gekrönten Herrn nicht: den kann nur eine ſilberne treffen; und die ſind rar.“ — Einige meynten, die Könige von Preußen beſäßen das Geheimniß, ſich gegen Schuß, Stich und Hieb hart zu machen. Eben darum zögen heutzutage auch ſie nur noch mit in den Krieg: die andern blieben fein hübſch zu Hauſe. —

Wer ſollte glauben, daß des Aberglaubens verwüſtende Klauen ſogar bis dahin reichten! — Sogar das ſonſt ſo unwiderſtehlichwirkende Beyſpiel eines Königs unwirkſam machten, und dadurch deſſen Intereſſe ſelbſt untergruben! O, es müſſen ſehr kurzſichtige oder ſehr ſchwarze

Seelen ſeyn, die die Fürſten zu bereden ſuchen: Finſterniß ſey beſſer, denn Licht — Aberglauben zuträglicher, denn Aufklärung! Wahrlich, wer es ehrlich und bieder mit den Fürſten und deren Staaten meynt, muß dergleichen Geſchöpfe entweder als Verirrte bemitleiden, oder als Verräther haſſen wie die Peſt, und dieß um ſo mehr, da ihre Machination nicht nur das Wohl der Staaten, ſondern ſelbſt auch das der Fürſten untergraben. Chriſtus, Friedrich der Große, wie von jeher alle gutmeynende Seelen und Fürſten enthoben das Licht den Scheffeln, ſtellten es hoch auf, ſorgten für deſſen helles Umherleuchten, und machten dadurch den Lichtſcheuen es unmöglich oder doch äußerſt ſchwer, Werke der Finſterniß zum Nachtheile Anderer auszuüben.

Meine Liebe und Achtung gegen Völker- und Fürſten-Wohl nöthiget mich, hier aus meinem excerpierten Vademecum eine Stelle anzuführen, die wegen ihrer Wichtigkeit gewiß es werth iſt, von Groß und Klein mehr als einmal recht mit Bedacht erwägt zu werden. Sie ſteht in den **Anekdoten und Charakterzügen, aus der wahren Geſchichte,***) einem Büchelchen, das nach meinem Bedünken ſich ganz gut zur erbaulichen Morgenlectüre mancher vornehmer Herren empfehlen läßt. Hätte **Bahrdt** in ſeinem ganzen Leben auch nur dieſe Stelle geſchrieben, ſo verdiente er, daß man ein Auge über manchen Ausbruch ſeines Feuer-

---

*) Für Liebhaber des Vademecums und ernſthafte Leſer. Ein Nachlaß von D. **Carl Friedrich Bahrdt**. Germanien, 793. 9 gr.

Feuer-Bluts zudrückte, und ſeinen Manen ein Dankopfer entrichtete. Die Stelle, welche ich meyne, heißt S. 101 u. ff. in dem angeführten Werkchen, wie folget:

„Mätreſſen, Pfaffen und Schwächlinge, deren Maginationen kein Licht „vertragen können, lieben, wie die „Nachteulen das Dunkle, und ſtreben „nach hohlen, morſchen Gebäuden „und Bäumen, um ſich vor dem Tageslichte verkriechen zu können, und „haſſen und verfolgen auf gut hildebrandiſch alles, was Miene macht, „vernünftiger und beſſer zu ſeyn, als „ſie. Aber — um Unglück und Unordnungen in gut polizierten Städten zu verhüten, läßt eine kluge „Obrigkeit Straßen und Gaſſen durch

„abſichtlich angezündete Laternen erleuchten; und jeder freuet ſich der Helle, und geht ſeinen Weg gerade und ſicher. Dunkelheit verleitet zu Anſtößen, Einbrüchen und andern Exceſſen, und begünſtiget ſie. Und dieß iſt es, warum alle böſe Menſchen die Laternen verwünſchen und verſchreyen. Der mächtige Tollkühne ſchlägt ſie folgends ein, wie vor Zeiten Mazarin und die Päbſte, oder er belegt ſie mit Schimpfnamen, wie A. Hofmann, Schirach und Zimmermann. Aber Laternen und Helle ſind eine gar zu gute Sache, ja, zur Sicherheit des Nachts unentbehrlich. Alle gute Menſchen ſind daher für die Laternen; und will man ſie ihnen mit Gewalt rauben — ſo hängt man eben dieſe Räuber zum

„Beweiſe, daß politiſche und re-
„ligiöſe Finſterniß zu nichts
„Gutem führen, endlich ſelbſt —
„an die Laternen.“ —

Um die Wichtigkeit und Fülle der Wahrheit in dieſer bildlichen Stelle mit mehr Nachdruck faſſen zu können, will ich auch die Anmerkung herſetzen, welche der Herausgeber dieſer Stelle hinzugefügt hat. Er ſagt: „Dr. Bahrdt hatte hier ſieben Zeilen Gedankenſtriche angebracht: dann Galgen, Rad, Staupbeſen, Feſſeln, Kanonen, Pfaffen, Brillen, Gängelbänder und einen Mann, der ausſah, wie der Goliath im Wandsbecker Bothen, und auf den Nacken an der Erde gefeſſelter Menſchen hin und her zu wanken ſchien, weil die Niedergetretenen ſich allmälig wieder regten. Die Aufſchrift war:

„Folge der ſogenannten Aufklärung: „nur gut, daß es endlich einmal bricht, „oder zurückſchnellt, wie es das unaufhaltbare Geſetz der Perfectibilität will, „das durch Widerſtand nur gewinnt.“ — Weiterhin ſtand die Sonne, die trotz Nebel und Wolken und Gewitter Sonne war und blieb, und nach vielem Regnen und Toben der Winde,“ nur noch fruchtbarer ſchien. Als Wirkung davon, war blühender Ackerbau, Commerz und allgemeiner Wohlſtand hieroglyphiſch angedeutet. Zur rechten Seite ſtanden Juden und Chriſten, Morgenländer und Abendländer, und noch einige andere, die ſich brüderlich die Hand reichten und einandeer zuſchwuren, forthin Menſchen und Kinder Eines Vaters zu ſeyn. Links ſchimmerte der Mond; und an einer verwitterten Felſenwand lehnten ſich im Schatten einer verdörrenden Eiche, allerhand alte Schriften auf einander, mit der Beyſchrift: Was Heil begründen ſollte, begründete Unheil! die Schriften ſchienen Talmud, Bibel, Zend-Aveſta, Koran, Corpus Juris, Manifeſte, Deductionen, Edicte und dergleichen zu ſeyn. Oben über ſchwebte ein gemiſchter Wolkenſtreif mit Schriftzügen, die mir eben ſo unerklärbar ſind, als dem Hyperphyſiker ſein Grillenkram.„ –– Er ruhe in Friede der theologiſche Alexander!

Die Franzoſen wollten uns unſern Abmarſch erſchweren, und fiengen an, rechts nach einem Vorwerk zu, eine neue Batterie aufzuführen. Allein unſere Kanonen legten ſich ins Spiel; und der Feind fand es für gut, unſern Abzug nicht weiterhin zu ſtören.

Unſer hieſiger Verluſt war nicht ſehr beträchtlich, etwan hundert Mann überhaupt ſind theils erſchoſſen, theils verwundet worden. Die Verwundeten ſind freylich wegen der ſchlimmen Witterung, wegen des Mangels an allen Dingen zur Pflege, und wegen der daher entſtehenden elenden Wartung meiſt alle geſtorben.

Wie groß der Verluſt des Feindes geweſen ſey, kann ich nicht beſtimmen. Bey uns wurde er allerdings ſehr beträchtlich angegeben; allein er kann nicht ſo beträchtlich geweſen ſeyn, weil unſere Kanonen die feindliche Infanterie nicht erreichen konnten: ihre Stellung war zu vortheilhaft dazu. Was von dem Feinde ſtürzte, ſtürzte an den Batterien.

Das Regiment von Romberg hatte auf unſerer Seite am ſtärkſten gelitten.

Es war natürlich, daß der frömmelnde Aberglaube dieß als eine ſichtbare Strafe Gottes für die Vergehungen in der vorigen Nacht ausgab. Was die geſpannte Bigotterie nicht alles zu deuten weiß!

Ich ſah noch am folgenden Tag einen Packknecht liegen, dem der Bauch aufgeſchoſſen war. Der Unglückliche hatte noch den Roſenkranz in der Hand, an dem er vielleicht ſeinen Todeskampf abgebethet hatte. Wer weiß, wie wichtig ihm dieß Minimum geweſen ſeyn mag! Wohl ihm, wenn ſeine Todesangſt nur auf irgend eine Art dadurch gemildert worden iſt! Der Ertrinkende greift ſogar nach einem Strohhalm. So wenig braucht es oft, um die Menſchen durch dieſe oder jene Maſchinerie zu bewegen, zu täuſchen oder zu beruhigen. Wohl uns, wenn zu dieſem Getriebe nur das gebraucht würde, was den Menſchen ächt adelte und der Würde der menſchlichen Vernunft nach der ſchärfſten Prüfung entſpräche. Alles andere iſt Flickwerk, und reizt das Geſpötte der Scharfſichtigern, und wird dadurch endlich mehr ſchädlich als nützlich. Hätten die Rabbinen und Theologen von jeher weniger gefaſelt, ſo würden die humoriſtiſchen Philoſophen auch weniger zur belachenden Kritik vorgefunden haben. Aber ohne Päbſte wäre vielleicht kein Pasquin entſtanden, ſo wie ohne Fürſten kein Machiavelli.

Der Unglückliche blieb einige Tage unbegraben liegen. So ſcheuslich überhaupt ein Anblick von dieſer Art iſt, ſo anziehend war er jedoch für mich. Ich philoſophierte dabey nicht wenig. Man bemerkte vielleicht meinen Tiefſinn darüber, und ein gewiſſer Junker, ein Pole, trat zu mir mit den Worten: „Iſt ja nur ein Packknecht!“ — Aber immer ein Menſch, erwiederte ich — „Nun gut, verſetzte er, ſo ſtarb er auf dem Bette der Ehre“ — verbo, tristitiam rei mitigante, wie Cicero ſagt, und wie dieß in der lieben Welt ſo oft der Fall iſt! Nicht immer quälen oder beruhigen uns die Dinge an ſich, ſondern oft deren Benennungen, oder die Art, wie man ſie ſich denkt. „Ich dächte, fuhr er fort, wir ſetzten uns, und vertrieben uns die Grillen mit Diogeneſiren. Ich wenigſtens bin heute recht dazu aufgelegt.“ — Vielleicht auch ich, war meine Antwort: und da lagen wir. Unſer Hauptmann folgte unſerm Beyſpiel.

„In einem unſerer Luſtſpiele — hub jetzt der Junker an — Henryk ſzoſty na Lowach, oder Heinrich der Sechſte auf der Jagd, erzählt ein ehrlicher Oberförſter, Namens Ferdinand Kohl, folgendes: — ich weiß die Stelle noch auswendig, weil ich vor unſerm Auszug ins Feld, die Rolle des Oberförſters auf unſerm Liebhaber-Theater in — — — geſpielt habe — alſo er erzählt folgendes: Zwanzig Jahr diente ich bey der Armee: in drey Feldzügen zeichnete ich mich auf eine ehrenvolle Art aus, wagte mein Leben mit dem Vorſatz, es entweder zu verlieren, oder mich empor zu arbeiten. Weit gefehlt! Weder das Eine noch das Andere ward mein Loos. In dem erſten Feldzuge riß der commandierende Hauptmann vor Schrecken aus: ich rief meinen Kameraden zu, wir warfen uns p'lotonsweiſe auf den Flügel der Feinde, brachten ihre Linien in Unordnung, die Reuterey hieb ein, und wir gewannen die Schlacht. Mein Hauptmann, der ſich verſteckt hatte, ward dafür Oberſter; und mich — machte man zum Corporal.“

„Im zweyten Treffen nahm ich eine Batterie weg, und ſo ſehr ich mit Wunden bedeckt war, wich ich keinen Fußbreit vom Wall, bis die Unſrigen den Feind in die Flucht getrieben hatten: und dafür ward ich Sergeant. — Endlich beym letzten Angriff beſtieg ich zuerſt die Mauer, der Feind ließ beſtürzt ſein Geſchütz im Stich: meine Cameraden, die mich auf der Mauer ſahen, griffen zu den Sturmleitern, und nahmen mit ſtürmender Hand die Feſtung ein, die den Ausgang des Krieges entſchied. Unſer General, der eine halbe Meile entfernt, durchs Perſpectiv auf uns ſah, bekam dafür den Titel des Lords, einen Orden und 40,000 Guineen jährlicher Einkünfte — und mir heftete man eine Medaille an. Ein halb Jahr darauf ward Friede, mein Regiment wurde abgedankt: und ich blieb mit meiner Medaille auf dem Pflaſter — ohne Brod!“ — Soweit der arme Ferdinand!“ —

„Wo es aber ſo zugeht, muß da nicht auch der beherzteſte Mann mit dem Dichter ſagen:

— — Die Ehre ruft! — —
Wie aber: wird ſie auch vom Tode dich erwecken?
O — — ſey kein Narr, folg nicht der Trügerinn:
Zu groß iſt hier der Preis; zu kärglich der Gewinn.

Die Täuſcherinn verſpricht dir ein Paradebette;
Und giebt ſtatt deſſen dir kaum Stroh im Lazarethe.
Sieh nur einmal umher, wie ſie die halbe Welt
Am Narrenſeile führt! Sieh, dort bezahlt der Held
Mit ſeiner Naſe, oft wohl gar mit Arm und Beinen
Das Recht, im Zeitungsblatt mit Ehren zu erſcheinen.
Der Narr! was hilfts ihm, wenn der Wundarzt ſchneid't und ſägt,
Daß ihm ein Band, was oft die feigſte Memme trägt,
Sein König überſchickt; daß Türken, Ruſſen, Brennen
Und Kappadocier ihn den Held der Helden nennen?
Der Narr! was hilfts ihm, wenn auf ſeinem hölzern'n Fuß
Mit Höllenſchmerz von Stuhl zu Stuhl er rutſchen muß,

Daß ſeine Majeſtät, von Wein und Buhlerinnen
Erheitert, ſeiner ſich und ſeines Beins entſinnen?
Und allergnädigſt gar nach ſeinem Tod geruhn,
Für ſeine Wittwe noch ein Uebriges zu thun,
Verſteht ſich auf den Fall, daß Opernſängerinnen
Ihr zu der Penſion den Rang nicht abgewinnen!
So narrt ſie Bettler! Sieh, ſo narrt ſie Könige!“ —

Hier konnte ſich unſer Hauptmann nicht länger halten; „Junker, rief er im Aufſpringen, Sie wollen Soldat ſeyn; und unterſtehen ſich, ſo zu deraiſoniren?„ — Nicht doch, erwiederte der Junker mit kaltem Blute: ich diogeneſirte nur! Und damit ſie mich recht verſtehen, Herr Hauptmann, ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich eben darum in preußiſche Dienſte getreten bin, um nicht dereinſt das Schickſal zu haben, was ſonſt in Polen, England und Frankreich auch auf den Tapferſten oft ſo wartete, wie wir vorhin es hörten. Wo ein König, wie der Unſrige, ſelbſt jede Gefahr mit ſeinem Heere theilt; wo nur perſönliches Verdienſt, wie bey uns; nicht Gunſt, Wein oder Buhlerinnen, wie bey ſo mancher andern Macht, den Weg zu Belohnungen oder höhern Ehrenſtellen bahnt, wer wollte da zagen, und feige oder minder ſeyn, als ſein König und die übrigen Anführer? Da bin ich mit Leib und Seel' Soldat!" — Er ſprach noch einiges über den Contraſt zwiſchen unſern und andern Dienſten, berief ſich auf das Beyſpiel Friedrichs des Groſſen, der im Felde Held, und dort, wie zu Hauſe Philoſoph zugleich geweſen wäre; und ſpielte die Rolle des Diogenes ſo Ariſtippiſch aus, daß unſer Hauptmann des Junkers Heroismus eben ſo ſehr ehrte, als ſeine Philoſophie am Ende ich liebte. —

Unſere Leute gaben dieſer Attaque den Namen Kanonade, und in Ermangelung eines wichtigern Auftritts, ſprechen ſie noch immer von der Kanonade. Es könnte aber leicht der Fall werden, daß wichtigere Auftritte ſie von etwas wichtigerm ſprechen lehrte. Die Zeit wird das ausweiſen.

Unſer König nahm nach dieſem Vorfall ſein Quartier auf einem Vorwerk; und die Armee kampierte unter freyem Himmel. Die Regimenter ſtanden ſehr zerſtreut auseinander, doch ſo, daß auf jedem Fall bald tête gemacht war, wenn der Feind einen Angriff vielleicht hätte wagen wollen.

Ueberhaupt aber wagen ſich die Franken nicht gern ins freye Feld, wenigſtens haben ſie bis jetzt ſich immer zurückgezogen, wenn wir mit Schlachtordnung auf ſie vorrückten. Ich werde bald unten beweiſen, daß dieſes Betragen eben nicht ihrer Furchtſamkeit, wohl aber einem Grundſatz zuzuſchreiben iſt, den ſie planmäßig zu befolgen ſcheinen. Sie zögern, wie vor Zeiten der kluge und kaltblütige Fabius; und durch Zögern wird der muthigſte Feind hingehalten, ſein angelegter Plan vereitelt, ſeine Subſiſtenz erſchwert, und er ſelbſt erſchöpft und muthlos. Freylich leidet der Ruhm der Generale dabey; aber — Sicherheit iſt die Blume des Lebens, ſagt Ugolino.

Unſere Huſaren hatten einige Wagen mit Holz ertappt, die für die Franzoſen beſtimmt waren, die Pferde ausgeſpannt, und die Wagen ſtehen laſſen. Gleich ſpannten ſich einige Soldaten davor und ſchleppten ſie zu ihren Bataillons, wo erſt das Holz, hernach die Wagen verbrannt wurden. Die Nacht war auch wirklich eine der ſchlimmſten: der Wind gieng unbeſchreiblich kalt; und mitunter fiel ein ſo kalter Regen, daß wir alle beynahe erſtarrten. Vorne wärmte uns das Feuer; und hinten oder ſeitwärts kältete uns der Wind und Regen. Es war ſchon die andere Nacht, daß wir nicht geſchlafen, und doch ſehr viel Strapatzen ertragen hatten. Daher legten ſich viele, ſo wie ſie waren, hin und ſchliefen auf dem naſſen Boden ein: und eben dieſes vermehrte die längſt eingeriſſene Dyſenterie gewaltig. Dieſe einzige böſe Nacht hat mehr Preußen hingerafft, als die Kanonen der Franzoſen.

Außer dieſem Uebel quälte uns hier wieder der Hunger. Das Commißbrod war ſchon lange alle: wir hatten ja ſonſt nichts zu eſſen! Und ſo war es kein Wunder, daß man ein kleines Brod, das ſtatt ſechs Pfund kaum vier Pfund hielt, in zwey Tagen, oder gar noch früher verzehrte, wenn es gleich auf drey Tage gerechnet war. Vielen kam der Ueberreſt ihres entwendeten Schweinfleiſches hier recht ſehr zu ſtatten. Man ſchnitt ſich einzelne Stückchen herab, hielt ſie mit dem Säbel ins Feuer, und verzehrte ſie hernach mit etwas Salz ohne den mindeſten Biſſen Brod. Sogar einige Herren Staabsofficiere ließen ihren hohen Gaumen zu dieſem halbverbrannten Schweinebraten in hungriger Ergebenheit herab, und erkannten, wenigſtens hier, die Gleichheit der Menſchen. So eine artige Sache iſt es um den Hunger! Durch ſeine Würze wird ein ſonſt ekelhaftes Eſſen zum köſtlichſten Gericht. Die Kunſt ſyſtematiſch zu hungern, ſollte wirklich in jedem Kochbuche das Hauptkapitel ſeyn.

An Waſſer fehlte es uns hier eben ſo ſehr. Die Furcht und Gefahr, vom Feinde überraſcht zu werden, ließ es auch nicht zu, uns Vorrath aus der Ferne holen zu laſſen. Es war ſo ſelten, daß man einen Flaſchendeckel voll mit vier Böhmen bezahlen mußte.

Aber all dieſer Mangel war unſern Leuten noch lange nicht ſo fürchterlich, als die

Ahndung, daß es den andern Morgen zu einer Schlacht kommen würde. Allein der andere Morgen erſchien, und die Franzoſen blieben ruhig. Sie hatten ſich vielmehr die Nacht hindurch, ihrer Gewohnheit gemäß, noch beſſer verſchanzt, und ihre Batterieen ſo vortheilhaft geſtellt, daß jeder Commandeur ganz ohne Kopf würde gehandelt haben, wenn er hätte einen Angriff auf ſie wagen wollen. Ich theilte einigen meiner Herren Collegen meine Gedanken darüber mit, und tröſtete die guten Herren nicht wenig. Jeder Sachverſtändige war meiner Meynung. Andere hingegen hielten dieſen Angriff dennoch für möglich, und zwar mit glücklichem Erfolg, wenn nur, wie ſie meynten, die Oeſtreicher früher zu uns geſtoßen wären. Sie ſtießen aber noch denſelben Abend zu uns — es war den zwanzigſten September — und doch unterblieb der Angriff. Er mußte unterbleiben: man wird bald ſehen, warum.

Die angekommenen Oeſtreicher waren ein Corps Infanterie. Dieſes Corps ſollte man ſchon frühmorgens erwartet haben; allein, der arge Weg hätte ſie gehindert, zur beſtimmten Zeit einzutreffen: ſo ſollen die Oeſtreicher geſagt haben; und wenn das ſo iſt, ſo war ihre Sage nicht ohne Grund. Nun fügte man hinzu: der Herzog hätte dieſe Verzögerung dennoch ſehr übel aufgenommen. Das Warum davon, ich geſtehe es, wäre mir ein Räthſel! Andere meynten, dieſes Corps Oeſtreicher hätte, von ihrer Seite, unſern Angriff an einem andern Orte vielleicht unterſtützen, oder unſere Retirade im Fall der Noth decken ſollen; ein Corps Franken hätte ſie aber genöthigt, ihren Poſten aufzugeben; und ſo wären ſie, wie von Ohngefähr, zu uns gerückt. Ich kann nicht ſagen, ob das nun ſo iſt; und wenn eins von beiden iſt, ſo wird man es ſchwerlich eingeſtehen; die Herren Anführer hätten auf jedem Fall wohl wenig Ehre davon.

Den ganzen folgenden Tag: den 21ſten, blieben wir unter freyem Himmel. Das erzböſe Wetter dauerte fort, und der Regen netzte uns ohne Aufhören. Wer noch Ueberbleibſel von erbeutetem Fleiſch hatte, der konnte ſich daran laben; und wer das nicht hatte, der mußte hungern.

Das Holz zum Feuer, welches unaufhörlich brennen mußte, holte man aus den Dörfern, und man richtete dieſe hinterdrein fürchterlich zu. Man plünderterte ſie nicht nur rein aus, ſondern ſteckte einige zuletzt noch gar in Brand. Ich habe ſelbſt einige brennen ſehen. Das iſt ſo das Auslaſſen der Wuth an lebloſe Gegenſtände, wenn man es bey bedrängenden Leiden an die Lebendigen nicht kann. Es kochte zu ſehr in dem Innern der Unſrigen, und viele glaubten auch aus Mißverſtändniß, den Zweck der ausgegebenen Manifeſte dadurch zu fördern. Eben dieß war auch der Grund, daß man mit dem Getraide ganz unbarmherzig verfuhr.

Die Einwohner der Dörfer waren auch hier flüchtig geworden, und hatten mitgenommen, was ſich mitnehmen ließ. Sie verkrochen ſich zur Sicherheit tief in ihre Waldungen hinein. Unterwegs wurden

den ſie oft von unſern Huſaren ertappt und rein ausgezogen. Hatten ſie Vieh bey ſich, ſo wurde ihnen auch das abgenommen. Der edle; tapfere und ächtdeutſche Generalleutnant von Kalkreut iſt hernach mehr als einmal ganz allein an die Waldungen herangeritten, um die Geflüchteten zur ungeſtöhrten Zurückkehr in ihre verlaſſenen Dörfer, auf ſein Wort, zu bereden; die Furcht hatte aber die erſchreckten Leute zu tief verſteckt.

Der Huſar hat im Felde unter allen Kriegern das einträglichſte Loos: er hat nämlich die meiſte Gelegenheit, Beute zu machen und auf Koſten Anderer, ſich zu bereichern, und eine Güte zu thun. Zwar iſt ſein Dienſt ſehr beſchwerlich: denn Tag und Nacht muß er bey der Hand ſeyn, oft mehrere Tage und Nächte unter freyem

Himmel zubringen: der Gefahr iſt er auch ſtark ausgeſetzt, und muß allemal vorne an ſeyn, vorzüglich beym Ausſpähen und Necken des Feindes und deſſen Poſten; aber das freyere und beſſere Leben, das er genießt, macht ihm auch Muth, und das Geld, welches er Beute macht, tröſtet ihn bey jedem Ungemach. Daher trifft man auch bey den Huſaren die meiſte Munterkeit an, und ſieht, daß viele luſtige Brüder, Kaufmannsdiener, Verwalter, Studenten und dergleichen, denen das thätige und geſittete Weſen des Bürgerſtandes zur Laſt fällt, zur Schadloshaltung Huſaren werden. Bey den Infanteriſten iſt dieß hingegen gemeinhin ganz anders. Dieſer hat äußerſt ſelten Gelegenheit, ohne Furcht vor Strafe ſich etwas zu machen, aber Hunger, Sorgen und Elend plagen ihn faſt unabläßig.

Heimtückiſches, launigtes Weſen verdrängt alſo alsdann alles, was von gutmüthiger Luſtigkeit ſo lange an ihm war, als es ihm wohl gieng. Daher denn auch zuweilen ſein unmenſchliches, rachſüchtiges Verfahren, ſeine Heimſucht und ſein Verſchwinden auf dieſe oder jene Art. Hier, hier Ihr Menſchenſtudierer, ſtudiert ſich erſt recht die moraliſche Pathologie! —

Zwölfter Brief.

Ehe ich zu dem merkwürdigſten Stoff meiner Berichte übergehe, ſehe ich mich genöthiget, hier die ſehr wichtige Frage aufzulöſen: Warum denn von nun an, von unſerer Seite, in dem dießjährigen

Feldzug, 1792, weiter nichts gegen die Neufranken vorgenommen worden iſt? Warum denn von der Kanonade an, wir nur auf Mittel und Wege dachten, uns mit Ehren und heiler Haut, ſo gut und glimpflich es gehen wollte, aus Frankreich zurückzuziehen, troß des gebieteriſchen Tons in den Manifeſten, des ungeheuren Koſtenaufwands, und troß des Elends, das hoch und niedrig, uns alle, bis jetzt mehr als der Feind ſelbſt geplagt hatte?

Ich habe ſchon oben *) bewieſen, daß die ausgewanderten Flüchtlinge aus Frankreich, unſere Anführer auf die nachtheiligſte Art getäuſcht haben, indem ſie ihnen hochbetheurend vorſpiegelten, daß

---

*) 1tes Pack, S. 72. u. ff.

die Franzoſen, Soldaten, Bürger und Bauern, aus Ueberdruß ihrer jetzigen Regierung und Lage, Haufenweiſe zu uns übergehen, uns mit allem Nöthigen unterſtützen, und auf dieſe und jede andere mögliche Art unſere Operationen erleichtern helfen würden. Sie hatten das alles in eine ſo bezaubernde franzöſiſche Hofſprache eingekleidet, daß ſie auch die ſonſt unbefangendſten Anführer allmälig beſingen und dahin verleiteten, daß dieſe ihnen glaubten, und nun im Vertrauen auf das vorgeſpiegelte Zuvorkommen oder Beytreten der Franzoſen ſehr vieles von ihrer Seite verſäumten, was ſonſt zur Ausführung ihres Vorhabens auf Frankreich, durchaus nöthig geweſen wäre. *) Glaubwürdig wurde

---

*) „Es bedarf nur einer Promenade!" ſoll Calonne geſagt haben, um zu zeigen, wie

wurde auch das Vorgeben der Emigrierten allerdings durch den wankelbaren National-Charakter der Franzoſen überhaupt, und durch ein einſeitiges Erwägen des ewig abwechſelnden Verhandelns über die Angelegenheiten der Nation in Paris; ja, es hatte beynahe den höchſten Grad von Wahrſcheinlichkeit, wenn man bedenkt, wozu der beeinträchtigte und herabgeſetzte Prieſter- und Adelsſtand von jeher fähig geweſen iſt, und nun hinzunimmt, daß eben dieſer Stand in Frankreich wie politiſch zernichtet und dadurch dahin aufgewiegelt war, mit dem erſten beſten gemeinſchaftliche Sache zu machen,

der

---

wie leicht es ſeyn würde, Frankreich durch fremde Truppen gleich wieder zur alten Verfaſſung zurück zu bringen. Gewiſſe Geſandten und Miniſter ſollen eben dieſer Meynung geweſen ſeyn. —

der ſich in die Angelegenheiten ihrer dem Scheine nach diſſolvierten Nation mit gewaffneter Hand miſchen würde. *)

Allein

---

*) Der Unpartheyiſche, hoffe ich, wird dieſes nach der Lage der Sachen eben ſo finden, wie ich: und darum den größten Theil unſeres Ungemachs wohl einer gutmüthigen Uebereilung der Urheber unſers Feldzuges: nicht aber einer deſpotiſchen Geringſchätzung des Guts und Bluts ihrer Unterthanen oder Untergebenen zuſchreiben. Wer anders hiebey verfahren würde, kennt wahrlich das väterliche Herz unſers Königs nicht, und überſieht zugleich, daß einem berühmten Heerführer nichts angelegener ſeyn kann, als ſeine und ſeiner Vorfahren errungene Lorbeer, nach Grundſätzen wahrer militäriſcher Ehre und Humanität, eher zu vermehren, als zu vermindern.

Ganz entſchuldigen läßt ſich vor der Hand freylich Manches nicht; aber auch

Köni-

Allein ſo glaubwürdig, ſo täuſchend, ſo überredend dieß alles vorgeſpiegelt war,

ſo

Könige und Heerführer ſind Menſchen, und Freund, Zufall vermag oft mehr, als die feinſte, verſteckteſte Politik: und was dieſe eigentlich bey dieſem Kriege geheim und zuletzt beabſichtige, wiſſen wohl nur erſt die Cabinetter; und ſo iſt es nöthig, unſer Urtheil über das Ganze der jetzigen Kriegstrubeln ſo lange hinauszuſchieben, bis die Zeit die geheime Maſchinerie der Höfe enthüllet und uns dadurch in den Stand ſetzt, das Ganze in deſſen Beſtandtheilen zu überſehen, und den Gang der Sache nach Abwägung von Mittel und Zweck, und Zweck und Mittel zu beurtheilen und darauf den Werth oder Unwerth dieſer ſo weitgreifenden Unternehmung zu entſcheiden.

Ich fand dieſe Erinnerung hier nöthig, um ſogar das Murren unter uns etwas zu-

recht

ſo wenig traf von alle dem irgend etwas ein, als wir in Frankreich vorrückten; ja, es zeigte ſich vielmehr von jedem das Gegentheil. Witterung, Boden und Menſchen ſchienen gemeinſchaftliche Sache wider uns gemacht zu haben. Es regnete beynahe in

recht zu weiſen, woran wohl leicht die Empfindung des mancherley Elends, mehr Schuld hat, als eine kaltblütige Beurtheilung unſrer ganzen Lage, und der Gründe und Urſachen, wodurch ſie beſtimmt ward. Elend ſelbſt aber oder deſſen Empfindung mindern zu helfen, iſt doch wohl eben ſo ſehr Pflicht, als alles nach Billigkeit nicht nur an den Niedern, ſondern auch an den Höhern zu betrachten. Wohl uns, wenn harte anhaltende Leiden dieß nicht ſo oft hinderten, oder die Kleinern hier und da oft mehr überzeugt würden, daß ſie nicht der Spielball für die Langeweile oder Habſucht einiger Großen ſeyn.

in einem fort, der Boden war unwandelbar, die Menſchen hatten ſich geflüchtet, Lebensmittel gab es wenig — kurz, alles erſchwerte unſere Operationen, und wir waren uns, dem Mangel und dem Zufall beynahe ganz überlaſſen.

Hier das Glück der Waffen zur Bewirkung eines entſcheidenden Vortheils für uns zu verſuchen, war äußerſt gefährlich. Die Armee der Franzoſen, die uns gegenüber ſtand, war zweckmäßig eingerichtet, ſo, daß es höchſt bedenklich war, ſich mit ihr einzulaſſen. Man weiß, daß die Franzoſen von jeher vorzüglich viel auf recht gutes Geſchütz halten, und ſelbſt nach dem Geſtändniß Friedrichs des Großen in Rückſicht auf Artillerie mit keinem Volk in Europa zu vergleichen ſind. Sie ſchoſſen auch bey der erwähnten Kanonade ſo regelmäßig aus Zwölfpfündern, daß es unſern Artilleriſten wohl nicht einfallen konnte, mit ihren Sechspfündern etwas entſcheidendes auf die Dauer gegen ſie auszurichten.

Zudem waren die Franken ſehr ſtark an Mannſchaft, wie ihr weitgedehntes Lager auswies, das ſie zum Beweiſe ihrer Furchtloſigkeit beym Angriff nicht einmal abgebrochen hatten. Ihre Truppen waren kein zuſammengelaufenes, undiſciplinirtes Geſindel, ſondern größtentheils wohlgeübte und regulirte Soldaten, lauter Franzoſen, die ihre Freyheit zu behaupten entſchloſſen waren. Es waren Linientruppen, von erfahrnen Generalen angeführt, welche ſchon im Preußiſchen, Korſiſchen, und Engliſchen Krieg gedient, und, wie man ſpricht, Pulver genug gerochen hatten.

Außer der bey La Lune ſtehenden franzöſiſchen Armee ſtand noch eine nicht weit davon, die jener leicht zu Hülfe kommen konnte. —

Und überhaupt was würden wir gewonnen haben, wenn wir auch die Franzoſen von den Anhöhen von Hanſe und La Lüne verjagt hätten und dann vorwärts gerückt wären? Wir fiengen ja ſchon an, an Allem Mangel zu leiden, und wir würden genöthigt geweſen ſeyn, um unſere Operationen weiter fortſetzen zu können, die Feſtung Troyes und Chalons anzugreifen, welches ohne Verluſt für uns wohl nicht abgelaufen wäre; und dann ſtand es doch noch dahin, ob wir etwas Entſcheidendes ausgerichtet hätten!

Ferner iſt das Glück im Kriege, wie das Glück in den meiſten Vorfällen ſehr wandelbar. Wie würde es aber unſerer Armee ergangen ſeyn, wenn es uns den Rücken gewendet hätte, und wir in Champagne bey La Lüne, Chalons oder ſonſt irgendwo aufs Haupt geſchlagen worden wären? Unſere Armee war klein, und wenn ſie nur einmal geſchlagen wurde, ſo war ſie verlohren. Alsdann konnten die Franzoſen mit uns machen, was ſie wollten, konnten uns den Rückzug verſperren; und wir waren fertig.

Ich habe zwar viel Vertrauen auf die Tapferkeit unſerer Truppen, ich weiß, daß ſie im freyen Felde beynahe unüberwindlich ſind; allein wer ſteht gegen Batterieen, wenn ſie gehörig errichtet und bedient ſind? Wer hier mit Glück agiren will, dem muß es an groben Geſchütz nicht fehlen, und hieran fehlte es uns merklich.

Hiezu kam noch das elende Wetter, welches den Marſch und die Zufuhr in dieſem äußerſt leimigten Lande ſehr erſchwerte. Man konnte mit den Pferden beynahe gar nicht mehr fort, und ſo konnte es uns an der Marne eben ſo gehen, wie vor Zeiten den Schweden bey Pultawa, wo ſie — ſo tapfer ſie auch waren — aus Mangel an Lebensmitteln und wegen der fatalen Witterung aufs Haupt geſchlagen wurden.

Aus dieſen Gründen iſt es klar, daß unſer König ſehr klug handelte, indem er beſchloß, die in Champgne ſtehende fränkiſche Armee nicht weiter anzugreifen;

ſen; da unſere Lage von allen Seiten es erforderte, uns ſo glimpflich als möglich zurückzuziehen.

Allein dieß war bey weitem nicht der einzige Grund, der ihn hiezu bewog. Ich habe ſchon einmal erwähnt *), daß gewiſſe zurechtweiſende Aufſätze im Moniteur univerſel zur Vermehrung unſerer Furcht und zu etwas mehr Nachſinnen und Ueberlegung viel beygetragen haben. Ich fügte dort hinzu, daß man ſie zu ſeiner Zeit kennen lernen ſollte. Zeit und Ort dazu finde ich nun hier am ſchicklichſten: denn gerade hier war es, wie man für gewiß behauptete, wo der Inhalt dieſer Aufſätze einige unſerer Befehlshaber dahin vermochte, die Sache der Neufran-

---

*) Im 1ſten Pack dieſer Briefe, S. 196.

franken aus einem günſtigern Geſichtspunkt anzuſehen, auf die Schwindeleyen der Emigrierten gar nicht mehr zu achten, und mit unſerm König gemeinſchaftlich zu ſorgen, daß wir nicht ein ſchimpfliches Opfer für den Stolz und die Rachſucht dieſer bornierten Schwindelköpfe werden möchten.

Der Inhalt dieſer Aufſätze war auch ſo beſcheiden und gründlich, daß nur gemeiner Musketierverſtand dazu gehörte, um ſie einer reifen Ueberlegung und Beachtung werth zu finden, vorzüglich in unſerer damaligen höchſtmißlichen Lage. Ich kann mir zwar leicht vorſtellen, daß dieß wichtige Actenſtück der franzöſiſchen Revolution nicht weniger Aufſehen erregt habe, als die Manifeſte, zu deren Zurechtweiſung es geſchrieben iſt, und daß eben darum die politiſchen Schriftſteller Deutſchlands es gewiß häufig werden verdeutſcht und mitgetheilt haben; allein da es viele Data für meine verſprochne Ueberſicht enthält, und da meine Briefe wohl leicht in Hände gerathen könnten, in die keine Zeitſchrift geräth; ſo hoffe ich, man werde es zur Vollſtändigkeit meiner Berichte nicht überflüßig finden, wenn ich daſſelbe hier noch einmal ganz herſetze. Es giebt ja überdieß gewiſſe Wahrheiten, die man für eine gewiſſe Claſſe von Menſchen nicht oft genug wiederholen, oder nicht weit genug verbreiten kann, wenn auch nur, um dieſe Claſſe von Menſchen zu beſchämen, indem ſie oft zu ſtarrſinnig iſt, ſich durch jene gewiſſe Wahrheiten belehren zu laſſen. Der geſunde Menſchenverſtand triumphiert dadurch am Ende über den verſchrobenen politiſchen, und ſieht durch Erfahrung ein, daß Ariſtides recht hatte, als er ſagte: „Der Altar macht keine Götter!“

Der Verfaſſer dieſer Aufſätze ſoll ein italiäniſcher Graf ſeyn, Namens Gorani, oder wie andere wollen, Greniaro. Daß er ein Mann von geſunder politiſcher Einſicht, und ein warmer Verehrer von Menſchenrechten ſey, zeigen theils ſeine Aufſätze, theils dieß, daß er ſich in Frankreich hat einbürgern laſſen. Doch wir wollen ihn jetzt ſelbſt hören, Er hat ſich der Briefform bedient, und ſeine Bemerkungen an den Herzog von Braunſchweig gerichtet. Der Briefe an dieſen haben wir zwey; und ihr Inhalt iſt folgender:

Monſeigneur!

Den 18ten Jun. dieſes Jahres (1792) habe ich an Sr. Majeſtät, den König von Preußen, einen Brief geſchrieben, worin ich mich über das Intereſſe dieſes Monarchen in Rückſicht auf Polen und Frankreich ausließ. Das Manifeſt, welches kürzlich im Namen Ew. Durchlaucht gegen die franzöſiſche Nation gerichtet iſt, beſtimmt mich, Ihnen Monſeigneur, eine Abſchrift von jenen Briefen mitzutheilen und dieſelbe mit einigen Bemerkungen zu begleiten, die mir der reinſte Eifer für Ihren Ruhm eingiebt.

Das Manifeſt ſcheint mir nicht von Ihnen zu ſeyn, gnädiger Herr! Es ſcheint mir weder der Politik, noch den Umſtänden, noch der Würde des aufgeklärteſten Fürſten von Deutſchland, ja von ganz Europa, zu entſprechen; und ich glaube faſt, daß es ſich von den an ſonderbaren Einfällen ſo fruchtbaren Köpfen der Thuillerien herſchreibt. Eine Acte, die alle Völker intereſſiert, die an eine Nation gerichtet iſt, der es gewiß nicht an Männern fehlt, die eben ſowohl ſchreiben, als denken und ſprechen können: eine ſolche Acte, ſage ich, erfodert durchaus einen Styl und einen Inhalt, der der Größe und Weisheit der gegen Frankreich verbündeten Mächte würdig ſind! eine ſolche Acte müßte te keine Beleidigungen, am allerwenigſten Drohungen enthalten: ein ſo großer Gegenſtand müßte mit einer Kunſt behandelt ſeyn, an der es wahrlich den Verfaßern jenes Manifeſtes zu fehlen ſcheint: endlich iſt auch dieſe Acte, die nur heimlich ſich zu zeigen wagt, ſo ſonderbar, daß ich ſie nicht widerlegen will. Ich ſetze ſie daher ganz bey Seite, und laſſe mich gegenwärtig nur auf die großen Feindſeligkeiten ein, die Ewr. Durchlaucht, wie man ſagt, gegen Frankreich dirigen ſollen.

Ich habe einen groſſen Theil meines Lebens im Militärſtande, auf Reiſen, und vornehmlich in den nordiſchen Staaten zugebracht; es iſt mir daher, da ich die Fürſten, Großen und Miniſter, die in dieſen Ländern die vorzüglichſten Rollen ſpielten, und noch ſpielen, perſönlich kannte, mir iſt es unbegreiflich, wie ſie ſich von den franzöſiſchen Prinzen und andern Emigrierten haben können verführen laſſen, deren Unwiſſenheit, Immoralität, Ausſchweifung jeder Art, und vorzüglich wegwerfender Stolz gegen jeden Ausländer allgemein bekannt ſind. Wie haben blödſinnige Menſchen den Verſtand ſo vieler Weiſen, ſelbſt den Ihrigen, gnädiger Fürſt, irre leiten können, da Sie den Auftrag übernommen haben, ihrer Sache an der Spitze der vereinigten Armeen Oeſtreichs und Preußens beyzuſtehen? Sind Sie denn alle von jenen Misvergnügten getäuſcht worden? Ohne Zweifel haben ſie Ihnen vorgeſtellt, daß Frankreich von Factionen zerriſſen ſey, und daß der Bürgerkrieg in allen Provinzen ausbrechen würde, ſobald nur fremde Truppen die Gränzen deſſelben angreifen würden; aber wenn ſie mit Wahrheit verſicherten, daß ſie an dem Hofe Ludwigs des 16ten, hier und da im ganzen Reiche, und vorzüglich in den Feſtungen, deren Commandanten und Offiziere nicht ſäumen würden, dieſelben den deutſchen Truppen zu überliefern, Kundſchafter hätten; ſo hätten ſie Ihnen auch wenigſtens ſagen ſollen, daß in allen dieſen Oertern Municipalitäten, und Magiſtrate des Volks wären, die eifrig für die neue Ordnung der Dinge eingenommen ſind, und Tag und Nacht auf jene Commandanten und Offiziere ein wachſames Auge haben, um alle ihre Anſchläge fruchtlos zu machen.

Die Emigrierten haben Sie getäuſcht, gnädiger Herr, wenn ſie Ihnen ſagten, daß Sie nur eine Handvoll Aufrührer zu beſiegen haben würden: dieſe Handvoll beſteht aus neunzehn zwanzigtheil der Nation, die heftig in ihre neue Gottheit verliebt iſt, welche die Franzoſen Freyheit nennen. Väter und Söhne, Mütter und Töchter, bringen dieſer Gottheit allerhand Opfer dar; jeder opfert ſein Vermögen und ſeinen Arm, zur Vertheidigung des Vaterlandes! jeder leidet für daſſelbe mit fröhlichem Gemüthe, Mühſeligkeit, Elend und Tod.

Die Revolution in England, die dem Prinzen von Oranien die brittiſche Krone aufſetzte, verurſachte ebenfalls viele Misvergnügte; ein Viertheil der Nation war für Jakob den Zweyten; während der Revolution in Nordamerika war auch ein Drittheil der Einwohner für die alte Verfaſſung, und doch war eine ſchwache Majorität hinreichend, die Revolutionen in dieſen beyden Staaten auszuführen: wie ſollte ſich nun die franzöſiſche Revolution nicht erhalten, bey einer Majorität, die beynahe Einmüthigkeit iſt? —

Monſeigneur! Ich bin weder ein Deutſcher noch ein Franzoſe, weder Demokrat noch Ariſtokrat, und ſehe daher, da ich zu keiner Parthey gehöre, die Gegenſtände ohne Leidenſchaft an. Mitten unter den Stürmen unterſuche ich alles ruhig, mit kalter, unverblendeter Vernunft. Ich liebe alle Menſchen, und habe eine wahre Hochachtung für die meiſten Fürſten des Nordens, weil ſie ſich viel beſſer als die des Südens betragen;

gen; aber eine beſondere Ehrfurcht hege ich für Ew. Durchlaucht, und ich wage es, vor Ihnen zu behaupten, daß die Unternehmung, womit Sie ſich belaſtet haben, alle menſchliche Kräfte überſteigt. Gnädiger Herr! Sie haben ſich als Feldherr den glänzendſten, als Fürſt aber den ehrenvollſten Ruf erworben, da Sie Ihre Unterthanen mit einer bewunderungswürdigen Weisheit regieren: wagen Sie es nicht, Ihre Lorbeeren zu beflecken, Ihren Ruhm zu verlieren, und aus dem Tempel der Unſterblichkeit einen Namen zu vertilgen, der, mit Ehren und Seegen überhäuft, ewig darin bleiben wird und bleiben muß, wenn Sie ihn nicht durch einen Krieg der Tiranne verdunkeln wollen; ein Krieg, der mir eben ſo ungerecht als unpolitiſch zu ſeyn ſcheint, indem er, wie der weiſe Regent von Schweden ſcharfſinnig bemerkt, zum wechſelſeitigen Zwecke hat, neue Schranken zwiſchen die Throne und die Völker zu ſetzen.

Das beſte Mittel für die fremden Fürſten, ihre Staaten vor dem franzöſiſchen Uebel, wie ſie es nennen, zu bewahren, iſt: daß ſie die Mißbräuche in ihren Regierungen fortſchaffen, ſich mit den Franzoſen nicht abgeben, und ſie ihre Streitigkeiten unter ſich ſelbſt ausmachen laſſen. Hingegen iſt das ſicherſte Mittel für dieſe Fürſten, auch in ihren Staaten Revolutionen zu bewürken, daß ſie ſich mit der Revolution von Frankreich befaſſen, und ihre Soldaten in die Schule ſchicken, wo ſie bald als Deſerteur oder Gefangene dieſelben Grundſätze annehmen, und nachher wieder mit ſich nach Hauſe bringen werden.

Sollte wirklich das Verlangen, die beleidigte Königswürde zu rächen, die Coalition der Mächte gegen die Franzoſen bewürkt haben? dazu iſt es aber zu ſpät: und wenn man allenfalls den Verſuch hätte machen wollen, ſo hätte man ihn gleich zu Anfange machen müſſen, wo der Plan dazu erſt entworfen wurde, ehe man noch den allgemeinen Willen wußte; ehe noch das Volk ſeine Rechte und ſeine Kräfte kannte und ehe es noch ſeine neue Gottheit anbethete.

Sie haben, Monſeigneur, verſchiedene Staaten von Europa beſucht; bey Ihrer Zuhauſekunft aus Frankreich, wo Sie mit Recht bewundert und geliebt wurden, und die Prinzen, Großen und Miniſter beobachtet hatten, ſagten Sie, daß der Hof zu Verſailles der Sitz aller Laſter und aller Ausſchweifungen ſey. Eben ſo ſagten Sie von den Staaten des Königs von Sardinien; daß Sie darinn die ſtärkſten Feſtungen und die ſchlechteſten, undiſciplinirteſten Truppen gefunden hätten;

ten: wie können Sie denn jetzt Achtung für die Perſonen haben, die Sie mit Recht verachteten, als Sie ſie in der Nähe ſahen?

Ich begreiſe nicht, wie Sie, gnädiger Herr, ſeitdem Sie in der Nachbarſchaft von Frankreich ſind, noch nicht bemerkt haben, daß man Sie hintergangen, wenn man Sie verſicherte, daß der Bürgerkrieg bey der Annäherung Ihrer Truppen gleich allgemein ausbrechen würde. Wie? Wiſſen Sie es noch nicht, daß die Franzoſen ſeit der Revolution nie einiger, muthiger und patriotiſcher geweſen ſind, als ſeit der Zeit, daß ſie Ihre Truppen gegen ſich haben anmarſchieren ſehn? Wie die Römer die Fluren, worauf ſich Hannibal lagerte, verauctionirten! ſo haben die Franzoſen diejenigen National-Güter am theuerſten gekauft, die in Gegenden liegen, welche ihre Legionen zuerſt betreten werden. Im Fall Sie das große Project, nach Paris zu kommen, realiſiren wollten: ſo verdient dieſer Gegenſtand alle ihre Aufmerkſamkeit. Bedenken Sie, Monſeigneur, daß die Nationalverſammlung, ſeit Ihrer Ankunft an den Gränzen, die ſtrengſten Decrete gegeben hat! daß die Einwohner von Paris, weit entfernt, ſich von den Grauſamkeiten ſchrecken zu laſſen, womit man ſie bedrohet, wenn ſie ihren König beleidigen, in ihren Ausſchüſſen ruhig über ſeine Abſetzung diſputiren; daß von den 48 Sectionen der Hauptſtadt bereits 47 ihren Wunſch für dieſe Abſetzung der Nationalverſammlung überreicht haben; und daß endlich dieſe verdoppelte Energie hinreichend anzeigt, daß Ihr Einzug in Frankreich, Monſeigneur, anſtatt die Franzoſen Ludewig dem 16ten zu Füßen zu werfen, nur die Thronentſetzung dieſes Prinzen beſchleunigen wird.

Hätte man Ihnen, gnädiger Herr, treu und redlich das franzöſiſche Volk geſchildert: ſo hätte man Ihnen auch geſagt, daß obgleich daſſelbe immerfort von Commiſſarien des Schloſſes der Thuillerien hintergangen wurde, und ſehr oft in Gefahr war, in das Netz zu fallen, das man ihm gelegt hatte, indem man es mehrmals zu einem unglücklichen Bürgerkrieg reizte, es dennoch nie mehr als eines einzigen Wortes der Obrigkeit bedurfte, um es in Schranken zu halten, und wieder in Ordnung zu bringen.

Das Pariſer Volk war aufgebracht, weil es einige Wochen durch Ludewig den 16ten des Spazierganges im Garten der Thuillerien beraubt war: Boshafte foderten es auf, die Thüren deſſelben mit Gewalt einzuſtoßen; es war ſchon im Begriffe es zu thun, und ein einziges Wort von der Obrigkeit hielt es im Zaum. Nachher hat man dem Volke, vermöge eines Decrets, den Genuß einer Terraſſe dieſes Gartens erlaubt, der an den Saal der National-Verſammlung ſtößt; nun wollte der König wieder den ganzen Garten frey geben; aber das Volk hat dieſe Begünſtigung ausgeſchlagen. Es hat die Terraſſe von dem übrigen Theile des Gartens durch ein bloßes Band getrennt, welches zur Scheidewand dient, die ein jeder achtet. Dieſe zuverläſſigen Umſtände zeugen von dem großen Charakter des franzöſiſchen Volks, und beweiſen Ihnen zugleich, Monſeigneur, daß dieſes Volk nicht zügellos iſt, und leicht einer geſetzmäßigen Gewalt Gehorſam leiſtet, die zu regieren verſteht.

Seit einigen Tagen geht das allgemeine Gerücht, daß Sie, Gn. Hr. Sich vorſetzen, Frankreich mitten in ſeiner Hauptſtadt Geſetze vorzuſchreiben. Ew. Durchl. glauben doch wohl nicht, daß man Paris mit einem kleinen Corps in Furcht jagen kann, ſo wie es Haddik mit Berlin machte, und eine große Armee — wie könnte dieſe fortkommen, da Sie noch nicht eine einzige Feſtung in Ihrer Gewalt, nicht ein einziges Magazin im Innern des Reichs haben? Wollte ſie etwa fouragiren, ſo wie wir es in dem ſiebenjährigen Kriege in Böhmen, Sachſen und der Lauſitz machten? Aber, Monſeigneur, die preußiſchen, öſterreichiſchen und Ihre eigne Fourageurs hatten von Seiten der deutſchen Bauern nichts zu befürchten, die von jeher an Unterdrückung gewöhnt waren, und immer bey der Stimme und unter dem Stocke des Soldaten zitterten; mit den Franzoſen hingegen wäre es ganz anders: Dieſe haben nie ſolche Bürden gekannt; und ſind auch wohl ſeit dem 14ten Jul. 1789 nicht dazu beſtimmt, dieſelben zu ertragen. Die Einwohner des platten Landes und der Städte wurden mit allerley Waffen bewaffnet, von ihren Municipalitäten angeführt, über Ihre Fourageurs herfallen, ſie tödten, oder ihnen die Deſertion erleichtern, zu welcher überhaupt die deutſchen Truppen, vornehmlich die preußiſchen, große Neigung haben. Wie ſehr würde ſich dazu noch dieſe Neigung vermehren, da ihnen ein ausdrückliches Decret Freyheit, Vermögen und Glückſeligkeit in Frankreich zuſichert! Dieſes Decret muß Ihre ganze Aufmerkſamkeit erregen.

Sie wären alſo gezwungen, Monſeigneur, mit Ihrer Artillerie eine Menge Wagen ſchleppen zu laſſen, die mit Proviant und Fourage beladen wären, und einen Raum von mehr als zwey Meilen einnehmen würden; dieſe äußerſt koſtbare, und auf dem Wege der Plünderung, dem Feuer und dem Schwerdte ausgeſetzte Zufuhr der Lebensmittel aber würde Ihre Armee gewiß um ein anſehnliches ſchwächen.

Doch geſetzt, daß Ew. Durchl. mit einer großen Armee bis nach Paris kommen, ſo iſt Ihr Zweck doch noch nicht erreicht. Sie würden darinn wenigſtens eine Million ſtarker und gut bewaffneter Menſchen finden; denn die Einwohner von 20 Meilen um Paris herum, die ſich durch die Conſumtion dieſer Stadt ernähren, wurden gewiß das größte Intereſſe fühlen, ihr zu Hülfe zu eilen, und Lebensmittel zu bringen, die Ihnen abgehen würden; Sie hätten an 200,000 Mann nicht genug, die Communication mit einer Stadt von dieſem Umfange abzuſchneiden: welche Gefahr würden Sie nun mitten unter einem Volke laufen, das von dem Fanatismus der Freyheit ganz berauſcht iſt? Könnte ſich nicht auch irgend ein Scävola darunter befinden? Gewiß, gnädiger Fürſt, dieſe Franzoſen würden weder denen, die Sie geſchlagen haben, noch Ihren zahmen und friedlichen Deutſchen gleichen. Geſetzt aber auch, daß Sie ſich die Pariſer unterwerfen; ſo iſt das doch noch nicht genug, um eine Gegenrevolution zu bewürken: denn indem Sie dieſen Feſſeln anlegten, würden die andern Departementer Ihnen welche bereiten; Ihr Rückzug könnte noch ſchwerer werden, als derjenige der 10,000 des Xenophon; und Sie ſelbſt könnten dabey leicht Ihre Ehre und Ihr Leben einbüßen.

Monſeigneur! die gegenwärtigen Umſtände bieten dem weiſeſten, aufgeklärteſten und geſetzteſten Fürſten von Europa ein großes und glanzendes Schickſal an: Wagen Sie es nicht, in Einem unglücklichen Augenblicke, nicht zu berechnende Vortheile zu verlieren. Glauben Sie einem Manne, der vermöge ſeines Alters, ſeiner Beobachtungen und Erfahrungen, das gegenwärtige wahre Intereſſe der europäiſchen Fürſten, und vorzüglich das Ihrige kennt, entſagen Sie einer Unternehmung, die ſich nur auf untreue Berichte, falſche Berechnungen blinder Leidenſchaften, und die abſcheuliche Hoffnung eines Bürgerkrieges gründen, der doch nicht ſtatt finden kann, weil es denen, die ihn wünſchen, unmöglich iſt, zu ihren Gunſten ein Volk, das die Freyheit anbetet, zu bewaffnen: und weil Prieſter, Edelleute, Advocaten u. ſ. w. nicht die Werkzeuge ſind, die im Stande wären, ein ſolches Vorhaben ins Werk zu ſetzen. Entſagen Sie, Monſeigneur, Unternehmungen, die denen eines Donquixotte ähnlich ſehen und Ihren Ruhm verdunkeln könnten.

Zum Beſchluß, gnädiger Herr, verachten Sie den Rath eines Mannes nicht, der nie Höfling irgend eines Menſchen geweſen iſt; der von Ihnen nichts für ſich ſelbſt fordert; der Sie liebt, weil er Sie perſönlich kennt; der es fürchtet, Sie auf einem unrechten Wege ſich verirren zu ſehen, und der es von ganzem Herzen wünſcht, daß Sie den Weg der Glückſeligkeit nehmen, den Sie mit Millionen Menſchen theilen konnten.

Ich kann und darf mich nicht deutlicher gegen einen Fürſten erklären, der ſo viele Einſichten hat, wie Ew. Durchl. und ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn die Wahrheiten, die in dieſem Briefe enthalten ſind, die Wolken zerſtreuen, welche den weiten Horizont Ihres glücklichen Genies verdunkeln.

Zweyter Brief.

Monſeigneur!

In meinem erſten Briefe ſagte ich Ihnen, daß die Emigrirten, dieſe niedrigſten Menſchen auf

Erden, Ew. Durchlaucht hintergangen hätten, wenn ſie Ihnen einredeten, daß Sie durch heftige Drohungen die Franzoſen und vornehmlich die Pariſer in Furcht jagen würden. Ich habe Ihnen bemerkt, gn. Hr. daß die Nationalverſammlung, obgleich zum Theil durch die Civilliſte beſtochen, dennoch die ſtrengſten Dekrete gegeben habe, und daß der Muth der franzöſiſchen Truppen immer mehr ſteige, ſeitdem die feindlichen Armeen ſich unſern Gränzen näherten, und Ihr Manifeſt in Frankreich bekannt wurde. Ich habe Ihnen vorhergeſagt, daß Ihre Drohungen nur die Köpfe der Franzoſen erhitzen, ihren Muth immer mehr anfeuern, und die Sicherheit Ludewig des 16ten in Gefahr ſetzen würde. Dieſe Prophezeihung iſt nun eingetroffen, und Sie werden ſelbſt urtheilen, wer von uns, die Emigrierten oder ich, die Sprache der Wahrheit vor Ihnen führten, und wer von uns Ihnen mehr Achtung und Intereſſe für Ihren Ruhm bewies.

Seitdem Ihre neuen Manifeſtzuſätze in Paris bekannt wurden, iſt die Gährung daſelbſt erſchrecklich geworden: das Volk ward wüthend gegen den Hof, und foderte mit großem Geſchrey die Abſetzung des Königs, den es als das Oberhaupt ſeiner Feinde betrachtet. Der Hof bemühte ſich freylich, die Gemüther zu beruhigen, daß er in der Nationalverſammlung Ihr Manifeſt für untergeſchoben erklären ließ; aber die öffentliche Meynung beſchuldigte Sie dennoch, Monſeigneur, dieſe Acte nebſt ihrem Supplimente unterſchrieben zu haben, und das Beruhigungsmittel des Hofes ward nur als ein neuer hinterliſtiger Betrug angeſehen, und vermehrte dadurch das allgemeine Mißtrauen und die allgemeine Unzufriedenheit. Als der Hof dieſes bemerkte, beſchloß er das Vorhaben auszuführen, welches ihm ſchon ſo oft ſeit drey Jahren fehlſchlug, nämlich den König entführen, die Pariſer ermorden, und die Stadt von allen vier Ecken in Brand ſtecken zu laſſen. Er rechnete für den glücklichen Erfolg dieſer Conſpiration auf 1800 entſchloſſene Garden, auf eine Menge Dolchritter und fanatiſche Prieſter, auf einige Bataillone ſo wie auf die meiſten Offiziere von der Nationalgarde, und auf 2000 gutgeübte und diſciplinirte Schweizer.

Den 10ten dieſes Monats (Auguſt, 1792.) hielt der König um ſieben Uhr des Morgens Revüe über ſeine im Garten der Thuillerien verſammlete Armee; er gieng durch alle Glieder, ließ Wein und Geld unter ſie vertheilen, und ermahnte ſeine Trabanten, das Volk zu ermorden, welches kommen würde, ihre Fortſchaffung aus Paris und die Abſetzung des Königs zu fodern. Die Trabanten antworteten durch ihr Geſchrey: Es lebe der König! Es lebe die Königin! zum Teufel die Nation! Das Volk, welches Zeuge von dieſer Revue und dieſen Verwünſchungen war, antwortete durch den Ausruf: Es lebe die Nation! Es lebe die Freyheit! Verderben über die Verräther! Darauf zog ſich der König verzagt in ſeinen Pallaſt zurück. Ein Theil der königlichen Armee blieb im Garten, und hatte Kanonen bey ſich, die mit Stücken Eiſen geladen, und theils gegen das Schloß, theils gegen die eliſäiſchen Felder gerichtet waren. Ein anderer Theil der Royaliſten verſchanzte ſich im Schloſſe, die Schweizer begaben ſich in die Höfe, wo ſie ihre Kanonen und ihre Caſernen hatten; und der König flüchtete ſich in den Saal der Nationalverſammlung, wo man ihm ohne Beyfallsbezeigungen und ohne Murren, eine Tribune zum Sitzen anwies.

Die Pariſer, 200,000 an der Zahl, kamen in Bataillone formirt, und aus Nationalgarden und Pikenmännern zuſammengeſetzt, auf dem Caruſſelplatze und den eliſäiſchen Feldern an. Die Schweizer ſtellten ſich als Freunde; redeten ſie an; umarmten ſie; lockten ſie nach dem Schloſſe, und die Patrioten glaubten dieſem freundlichen Zuvorkommen. Sogleich richtete nun eine Salve aus der ganzen königlichen Artillerie ein erſchreckliches Blutbad an; auf dieſe folgten zwey andere, ehe noch die Patrioten ſich ſammeln konnten; aber dieſe, wüthend über die ſchändliche Verrätherey, griffen ebenfalls an, und mehr als 100 Kanonen und 100,000 Flinten wurden gegen das Schloß, die Schweizer und die ganze Armee der Gegenrevolutioniſten abgefeuert. Die Schweizer wehrten ſich wie die Löwen; ſie feuerten länger als eine ganze Stunde immer fort aus den Fenſtern des Schloſſes, und aus Löchern, die ausdrücklich dazu in ihren Caſernen angebracht waren; aber außer den 150 Perſonen, die in den Gefängniſſen ſaßen, und in 24 Stunden von einem Kriegsgericht gerichtet werden ſollten, ſind alle, ſo wie alle Royaliſten, die im Schloſſe waren, ausgenommen viele Officiere, die ſich durch die Flucht retteten, umgebracht worden; endlich wurden auch alle Meublen des Schloſſes zerbrochen, und aus den Fenſtern geworfen.

Bemerken Sie noch, gnädiger Herr, daß die Armee der Pariſer keinen Anführer hatte, daß die meiſten ihrer Oberhäupter beſtochen waren, und daß ſie, um ihren geliebten Maire vor jedem Zufalle und jeder Verantwortung während dieſer neuen Revolution zu bewahren, die Vorſicht hatten, denſelben einen Tag zuvor, nebſt dem Procurator der Gemeine, von allen Functionen zu ſuſpendiren, daß ſie ihnen eine ſichere Wache in das Hotel des Maire's einlegten, und ſie, nachdem die Criſis vorüber war, wieder in ihre Functionen einſezten.

Dieſer Zug giebt dieſer Revolution einen beſondern Charakter von Groͤße, der auf Sie, gnädiger Herr, einen ſtarken Eindruck machen muß; und hier ſind noch einige beſondere Thatſachen, die eben ſo bewundernswürdig ſind.

Alles, was an Gold, Silber, Münze, und Aſſignaten im Schloſſe der Thuillerien gefunden ward, iſt theils in der Nationalverſammlung, und theils in die nächſten Büreaux der Sectionen, die ihre Empfangſcheine darüber ausſtellten, gebracht worden. Von wem glauben Sie nun, Monſeigneur, ſind dieſe Handlungen der Rechtſchaffenheit ausgeübt worden? gerade von der Claſſe von Menſchen, die von den Edelleuten die Canaille, und jezt Hoſenloſe genannt werden.

Die königliche Familie war zugegen, als einer der Arbeitsleute einen Beutel mit 200 Livres baaren Geldes auf das Büreau legte, er bat um die Gnade, daß man gleich das Geld nachzählte, damit der König ſelbſt ſeine Ehrlichkeit bezeugen könnte. Einer brachte ein ſilbernes Gefäß, ein

an=

anderer Arbeitsmann brachte ein Taſchenbuch, worin 1800 Livres in Aſſignaten waren; noch ein anderer brachte eine goldene Repetiruhr und 27 Stück Louisd'or, die er in der Taſche eines von ihm getödteten Schweizer-Offiziers gefunden hatte. Man müßte, Monſeigneur, einen Folianten anfüllen, wenn man alle Thatſachen dieſer Art, die mitten unter den Gräueln hervorglänzten, aufzuzeichnen wollte. In einem ſo großen Haufen mußten natürlich auch einige Diebe ſeyn; aber während der größten Unordnung wurde doch die Polizey und die Juſtiz von eben den [illegible] verwaltet, und zwar beſſer als ſie vielleicht je in den ruhigſten Zeiten, unter der vorigen Regierungsform, von den dazu beſtellten Machthabern der Regierung verwaltet wurden; mehr als 150 auf friſcher That im Schloſſe ertappte Diebe wurden auf der Stelle zum Theil niedergemacht, zum Theil auf die Reverberen aufgehängt, und das Geſtohlne wurde in die Verſammlung gebracht. Das Volk verfolgt noch jezt aufs eifrigſte die Räuber, die der Hof in die Hauptſtadt gezogen, indem er ihnen die Plünderung der Häuſer der Patrioten verſprochen haben ſoll. Man verſiegelt und unterſucht genau die Häuſer der alten Miniſter, der öffentlichen royaliſtiſchen Beamten, und anderer verdächtigen Leute.

Die Bildſäulen der alten Könige von Frankreich ſind zerbrochen; ſie ſollen in Kanonen umgeſchmolzen werden, um die franzöſiſche Freyheit zu vertheidigen, und die öffentlichen Plätze dieſer Nation ſollen künftig nur mit ihren Tugenden und Siegen geziert werden. Das ſind die Acten, gnädigſter Fürſt, die auf die ſpäte Nachwelt kommen werden.

Von Neugierde angetrieben, wollte ich ſelbſt Augenzeuge von dem ſeyn, was ich Ihnen, Monſeigneur, ſo eben erzählte: ich ſahe ein liebenswürdiges Mädchen, den Säbel in der Hand, auf einen Stein hinauf ſteigen, und hörte es mit folgenden Worten die Menge anreden: „Bürger! „die National-Verſammlung hat erklärt, daß „das Vaterland in Gefahr, und daß ſie ſelbſt „unvermögend ſey, es zu retten; ſein Wohl „hängt nur von Euerm Arme, von Euerm Muthe, „von Euerm Patriotismus ab; bewaffnet euch und „eilet in das Schloß der Thuillerien, da ſind die „Vornehmſten Eurer Feinde! — Rottet ſie aus, „dieſe Schlangenbrut, die ſeit drey Jahren Euch „nach dem Leben trachtet! Bedenket, daß Ihr „in acht Tagen ſelbſt vertilgt ſeyn werdet, wenn „Ihr nicht heute den Sieg davon traget. „Wählet zwiſchen Leben und Tod, wählet zwiſchen Freyheit und Sklaverey! Ehrt die National-

„tional-Verſammlung, ehret das Eigenthum, „richtet die Räuber, und kommet!“

Sogleich ſtürzten ſich Tauſende von Weibern in das Gedränge; einige waren mit Säbeln, andere mit Piken bewaffnet; ich ſelbſt habe geſehen, wie verſchiedene von ihnen Schweizer umbrachten, und andere ihre Männer, Kinder und Brüder dazu aufmunterten. Verſchiedene dieſer Weiber wurden getödtet, ohne daß dadurch die andern furchtſam wurden. Nachher hörte ich ſie ſchreyen: „Laßt ſie kommen, die Preußen und „Oeſterreicher: wir werden viele Menſchen verlieren; aber es ſoll gewiß auch keiner von ihnen „entkommen!“

Rechnen Sie nun auf ſolche Weiber, gnädiger Herr! Geſtern habe ich Ew. Durchl. mir zur Seite gewünſcht, damit Sie die Unerſchrockenheit der Pariſer, Marſeiller, Breſter und ihrer Heldinnen augenſcheinlich ſähen. Sie würden ſicher jetzt ſehr aufgebracht gegen diejenigen ſeyn, die Sie in Schutz genommen haben. Ueberdem müſſen dieſe Vorfälle Sie gar nicht wundern, gnädiger Fürſt, wenn Sie Sich nur erinnern, daß eben dieſe Pariſer, den Tag vor der Eroberung der Baſtille, unbewaffnet, die königliche wenigſtens 30,000 Mann ſtarke, und mit der fürchterlichſten Artillerie verſehene Armee unter Broglio, in die Flucht geſchlagen haben. Achten Sie, Monſeigneur, eine ſolche Nation; behandeln Sie ſie nicht wie eine Hand voll Räuber, und nehmen Sie Ihre Beſchimpfungen gegen dieſelbe zurück.

Die königliche Familie blieb in dem Saal der National-Verſammlung bis um 3 Uhr des Morgens, dann führte man ſie in ein benachbartes Zimmer des Saals, worin ſie auch noch iſt und bleiben ſoll, bis man das Hotel des Tempels für ihre Aufnahme zubereitet haben wird. Dieſe Familie war zugegen, als man ihr neue Beſchuldigungen auflegte, als man das Decret gab, ſie aller Mittel zu berauben, wodurch ſie ſchaden könnte, und als man alle Vorſichtsmaaßregeln ergriff um den Verrätherenen, die ſie in der Armee, den Feſtungen, und den adminiſtrirenden Corps bereitet hatte, zuvorzukommen und ihre Kräfte unwirkſam zu machen.

Dieſe Würkungen, durchlauchtigſter Fürſt, haben Ihr Manifeſt und deſſen Zuſätze hervorgebracht. Glauben Sie nun wohl, daß die Emigrirten und die königl. Familie Ihnen Dank dafür wiſſen? Die geſtrige Begebenheit hat die Anzahl der Royaliſten ſehr vermindert, und wenn es noch eini ge in **Paris** giebt, ſo werden ſie ſich gewiß nicht zu zeigen wagen; übrigens intereſſirt auch der König dieſe Leute nicht mehr, ſeitdem ihm die Civilliſte genommen iſt.

Ich wiederhole es, Monſeigneur, ich begreife nicht, wie man Sie hat bewegen können, eine ſo ſchlechte Sache zu vertheidigen, und die Schriften zu unterzeichnen, die vielen unpolitiſch und unſchicklich zu ſeyn ſcheinen. Noch iſt es Zeit: geſtehen Sie, gn. Hr. den Irrthum, zu dem man Sie verleitet hat, und nehmen Sie Ihre beſchimpfenden Drohungen zurück.

Man ſollte, wie mich dünkt, eine ſolche Sprache nicht gegen eine Nation führen, die aus 27 Millionen Menſchen beſteht, von denen über 6 Millionen bewaffnet ſind, gegen eine Nation, die voller Ehre, Energie, Einſichten und gerechten Stolzes iſt. Wenn man Ihre Drohungen hört, Monſeigneur, ſollte man glauben, daß Sie bereits 7 oder 8 Schlachten gewonnen, und 3 oder 4 Feſtungen in Frankreich erobert hätten. So ſprach wahrlich Alexander nicht nach ſeinem Siege bey Arbela; und nur mit Schonung gegen den Feind ſprachen die Römer in ihren kraftvollen Reden. Ein Held muß ſelbſt im Schooße des Sieges mit Würde ſprechen, und alles beſchimpfende und beleidigende Wortgepränge vermeiden. Es iſt immer eine Thorheit, eine Nation zu beleidigen, ehe man ſie überwunden hat, und Niederträchtigkeit, es nachher zu thun.

Monſeigneur! der Mann, der jetzt mit Ihnen ſpricht, iſt über 50 Jahr alt, ohne Leidenſchaft, ohne Partheylichkeit; hat den blutigen ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, und kennt die Kriegskunſt. Er kennt die Menſchen, hat geſehen, beobachtet, und verſteht das Fach, worüber er Sie eben unterhielt. — Ich verſichere Ew. Durchl. als eine Wahrheit, die für Ihren Ruhm von der äußerſten Wichtigkeit iſt, daß die Sache, welche Sie vertheidigen wollen, äußerſt ſchlecht ſey; daß Sie ſich ihrer nur aus Irrthum angenommen haben, und daß alle Ihre Speculationen ſich nur auf Lügen, Abſurditäten, Ungerechtigkeiten und falſche Ideen von dem Charakter der franzöſiſchen Nation, ihrer Männer, Weiber, junger Leute und Greiſe gründen, welche Alle Wunden und Tod verachten.

Zerſtreuen Sie, Monſeigneur, den Nebel von Ihren Augen, und den Augen der Regenten, denen Sie dienen. Der Schutzgeiſt der Völker leitet die Revolution, die man nun in Paris vollendet hat; der Schutzgeiſt der Gerechtigkeit will nicht, daß ganze Nationen von einer Handvoll Tyrannen ungeſtraft unterdrückt werden: er will die Laſter der Groſen beſtrafen, und durch ein groſes Beyſpiel diejenigen abſchrecken, die vielleicht in der Zukunft ihren Fußtapfen werden folgen wollen.

Ich beſchwöre Sie, gnädiger Fürſt, bey allem, was heilig iſt, daß Sie meinen Rath nicht verachten. Statt den Emigrierten zu helfen, werden Sie ſie nur aller Hülfsmittel berauben: ſtatt in Frankreich eine Gegenrevolution zu bewirken, könnten Sie eher in ganz Europa Revolutionen verurſachen: ſtatt der Königswürde zu dienen, konnten Sie ihr vielleicht den letzten Stoß verſetzen, und endlich könnten Sie, ſtatt Ruhm einzuärndten, mit dem Leben zugleich den großen Ruhm verlieren, den Sie Sich bereits erworben haben.

Dieſes ſind, Monſeigneur, die Gefahren, denen Sie Sich ausſetzen, wenn Sie übelm Rathe folgen. O, könnte ich ſo glücklich ſeyn, ſie von Ihnen abzuwenden! —

Soweit dieſe Briefe! Beyde ſind wichtig genug, um ihnen ihren Antheil an unſerm Rückmarſch aus Frankreich einzuzuräumen. Ich ſchätze die Einſicht und das Ehr- und Wahrheitsgefühl unſerer Heerführer noch zu hoch, als daß ich die Kühnheit haben könnte, dieſen Aufſätzen allen Einfluß auf unſer Benehmen ſeit ihrer Erſcheinung abzuſprechen; ja, ich halte feſt dafür, und dieß aus Achtung gegen die öffentliche Meynung über unſern König und deſſen Rathgeber, daß unſer Einmarſch in Frankreich vielleicht ganz unterblieben wäre, wenn die Neufranken, zur gehörigen Zeit, die erlaſſenen Manifeſte, wenigſtens für unſern Hof, ſo beleuchtet und zurechtgewieſen hätten, wie es hier mit Anſtand und Gründlichkeit geſchehen iſt *). Die fer-

---

*) 1tes Pack, S. 86. — Der König von Sardinien und Papſt Pius VI. wurden von dem Hrn. Grafen etwas ſchärfer behandelt. Seine

nere Entwickelung des jetzigen Krieges und unſer weiteres Benehmen bey demſelben muß es zeigen, ob ich hierinn irre oder nicht — vorausgeſetzt, daß nicht ein ganz anderer Zweck unſerm Kriegsentwurf zum Grunde liege, als ihn die Manifeſte angeben, oder wir nicht blos auf gut Glück ausgehen, und alles nehmen, wie es kömmt.

Der Hauptgrund aber, der unſern Rückmarſch aus Frankreich beſchleunigte, war gewiß wohl die Nachricht, die gerade zur Zeit der Kanonade bey uns eintraf, daß die im Elſaß ſtehenden Neu-

Briefe an beyde ſind für die Revolutions-Geſchichte merkwürdig; gehören aber nicht ſo nahe hieher, als die gelieferten. Eben darum übergehe ich ſie.

franken im Begriff wären, Deutſchland anzugreifen und uns dort Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Dieſe Nachricht brachte wenigſtens in das geheime Conſeil des Königs Schrecken und Beſtürzung; und nicht lange, ſo war der Entſchluß gefaßt, Frankreich zu verlaſſen, um unſern eignen Heerd daheim zu decken. —

Das war alſo abermals eine recht arge Folge von den Lügen der Emigrirten, die ſo ganz zuverſichtlich behaupteten, daß ihre patriotiſchgeſinnten Landsleute viel zu ſchwach und zu unbedeutend wären, um ſich die Luſt anwandeln zu laſſen, in Deutſchland einzufallen; ſie würden ſchon Gott danken, wenn man ihnen nur vergönnte, in ihrem Vaterlande mit heiler Haut zum Kreuze zurück zu kriechen. — Ja, wohl zu ſchwach! Wahrlich, mit reifer Ueberlegung nach allen Umſtänden Alles und Jedes genau prüfen, zumal bey Hals- und Ländersachen, iſt weit ökonomiſcher, als ſo unbefangen glauben, und endlich mit Schaden und Reue bekennen: man ſey — hintergangen!

Kurz, Cüſtine fiel wirklich mit Nachdruck in Deutſchland ein, haußte ſchrecklich darin herum; und nun wars klar, daß man — ſuppoſitis ſupponendis einen ſehr auffallenden Schnitzer begangen hatte, indem man die Gränzen Deutſchlands nicht hinlänglich deckte, und wie mir nichts, dir nichts, mit der ganzen Macht geradezu nach Frankreich eindrang.

Ob man das nicht voraus ſehen konnte? — Sehr leicht, wenn man den Emigrierten nur nicht zu viel getraut, und von daher ſeinen Feind nicht zu gering geachtet hätte. Dieſem ſtand der Paß bis an den Rhein offen; ſein Vaterland hatte die eiſerne Fauſt der Deutſchen ſchon empfunden! und nun ſollte er die ſchickliche Gelegenheit unbenutzt laſſen, das auf deutſchem Boden zu rächen, was die Deutſchen auf dem ſeinigen verübten? — Drang er ein, ſo war der Kriegsſchauplatz verändert, wir mußten zurück und der Krieg gieng auf unſere Koſten ſelbſt in unſerm Lande. Und dieſen wichtigen Vortheil ſollte er verſäumen? Er, der überall ſo ſchlaue und hurtige Franzoſe? Wahrlich; dieß ließe ſich ſo wenig erwarten, daß es vielmehr einen gegründeten Anſchein hat, eine von den kriegenden Parſcheyen habe es ihrer Politik angemeſſen gefunden, zwar dem Scheine nach auch gegen die Franzoſen zu ſprechen, zu ſchreiben und zu fechten; ihnen aber im Ernſte nie wehe zu thun, um den nachbarlichen Zuchtmeiſter einer andern Parthey nicht zu ſehr zu ſchwächen; darum denn auch den Krieg von dem franzöſiſchen Gebiethe zurück zu ſpielen zu ſuchen, um bey kleinartigen Felddebatten Zeit und Nachſicht für die Ausführung ganz anderer Abſichten zu gewinnen, und nach deren geſicherter Erreichung ſich allmälig glimpflich zurückzuziehen. Man leſe das erſte Pack S. 90. Zur Erreichung dieſer Abſichten konnte es auch nöthig ſeyn, die kleinern deutſchen Fürſten durch Antheil an einem Reichskrieg zu ſchwächen, und ſie ſo für die Zukunft ruhen und ſchweigen zu machen. Indeß, wer löſet uns hier die verſteckten Knoten der lieben Politik? Am ſicherſten die Zeit!

Zwar hatte der Kurfürſt von der Pfalz Völker genug, um Macht mit Macht aufzuhalten; allein eben dieſer Kurfürſt hatte längſt erklärt, daß er an den Neufränkiſchen Angelegenheiten nicht eher Antheil nehmen würde, bis man ihn von Seiten Frankreichs dazu zwänge. Auch hatte er ſein Mißfallen über den Aufenthalt der Emigrirten bey einigen deutſchen Ständen laut genug geäußert, um nicht darauf zu rechnen, daß er den Einfall der Franzoſen ins deutſche Reich hintertreiben würde. Der Kurfürſt von Mainz war hiezu vollends zu ſchwach; und ſo ließe ſich nichts anders erwarten, als gerade das, was geſchehen iſt, zumal in Gegenden, wo auch die Unterregierungen das

Volk zu Neuerungen und Verrätherey an den Feind geneigt machen, um das mit Gewalt zu erringen, wozu ſo mancher Fürſt in der Güte keine Laune hat. Auch von der Gegend kann man ſagen:

> Et ſuccus pecori, quoque lac ſubducitur Agnis. —

Ein gutes Stück Arbeit für den künftigen Feldzug war alſo durch den erſten ſchon bewirkt. Ehe wir dieſes angriffen, ſtanden wir noch einige Tage ſtill, und veränderten nur einmal die Stellung des Lagers, um den Feind von der Verrennung eines Paſſes abzuhalten, der für den Abzug eines Theils der Armee beſtimmt war. Die erſte Nacht hierauf, brachten wir wieder ohne Stroh auf der blanken Erde zu. Stroh und Holz wurde erſt den folgenden Tag, den 22ſten

September, geholt; Victualien nicht minder. Die Freybeuterey der Soldaten gieng aber jetzt ein wenig weit: um ihr Schranken zu ſetzen, erhielten die Dörfer, den 28ſten, ſtarke Salvegarden. Aber was halfs! die armen Dörfer glichen mit der Zeit doch Spelunken. Der Herzog hatte allerdings überall und ſtets ſehr ſtrenge Geſetze gegen das Plündern bekannt machen laſſen; aber wer hört im Kriege auf dergleichen für die Dauer, zumal wenn anhaltende Noth das Gegentheil gebiethet! Und dieſe litten wir: denn in drey Tagen fehlte es an Brode ganz und gar. Der Hunger nahm dadurch dergeſtalt überhand, daß ein gewiſſer großer Herr einen Louisd'or für ein Commißbrodt biethen ließ, und doch keins erhielt. Es war wirklich etwas trauriges, den Soldaten über Hunger laut klagen und beynahe heulen zu hören. Die deutſche Langmuth verdient hier Bewunderung.

Man erkundigte ſich nach der Urſache, warum die Brodwagen nicht ankamen? Die ſchlechte Witterung und die dadurch verderbten Wege dienten zur Antwort. Daß die Franzoſen unſere Zufuhren geſperrt oder wenigſtens erſchwert hatten, davon hörte man nichts; und doch war es wahr. Endlich ſchickte man Pferde anderswohin, um ohne Aufenthalt Brod herbey zu ſchaffen. Dieß gelang, und nun erhielt der Mann gerade nur ſoviel, als er auf einmal eſſen konnte, ohne doch ſatt zu werden. Dieſer Brodmangel hat gedauert bis hernach im Lager bey Luxemburg. Erwägt man ihn genau, ſo könnte meine vorige Aeußerung über die Politik einer gewiſſen Parthey vielleicht ungegründet ſeyn; oder man müßte ſagen: Zufälle der Witterung u. dgl. änderten wohl die Auſſenſeite, aber nicht den innern Gehalt eines Plans.

Die kaiſerlichen Truppen, welche auf unſerm rechten Flügel ſtanden, hatten eben ſo wenig Brodt als wir; nicht beſſer gieng es der Armee der Emigrirten, uns zur Linken. Leckerbiſſen würde Commißbrodt jetzt für die Zärtlinge geweſen ſeyn, wenn ſie es nur gehabt hätten. Am Rheine diente ihnen die feinſte Semmel zur muthwilligen Neckerey, und hier ſehnten ſie ſich nach den Krumen vom Commißbrodt. —

Oeſtreicher, Preußen und die Armee Royal, oder du Roy: welch ungleichartige Beſtandtheile! Sag, politiſcher Pſycholog, wo und wie hier die Einheit? Horaz hätte dieſe Gruppe zum Eingang ſeiner Epiſtel über die Dichtkunſt brauchen können! Bellum omnium contra omnes! Der Anblick der letztern mußte unſern Feind nur noch mehr verbittern, und die Ausführung unſerer Sache erſchweren. Feldherren ganz verſchiedener und ſeit dem ſiebenjährigen Kriege wohl leicht noch heimlich gegen einander kämpfender und eiferſüchtiger Mächte ſollten einmüthig auf Einen Zweck hin wirken? Der Oeſtreicher und der Preuße? Der bigotte, orthodoxe Katholik und der größtentheils hell und liberal denkende Proteſtant? — Kann man hier nicht eben das ſagen, was vor Zeiten Ovidius ſagte:

Jupi-

Iupiter in Trojam, pro Troja ſtabat Apollo,
Aequa Venus Teucris, Pallas iniqua fuit? —

Doch, er ſagt ja auch:

Omnia jam fiunt, fieri quae poſſe negabam! —

Die Armee Royal, dieſe unbändigen Kinder, machten ſich oft einen quaſimilitäriſchen Zeitvertreib mit ihren patriotiſchen Landsleuten, wobey ſie aber immer zu kurz reichten. Viele giengen ſogar zu ihnen über, ſo, daß der ohnehin geringe Haufen der Royaliſten merklich zuſammenſchmolz.

Die Witterung war die ganze Zeit über, die wir bey La Lüne campierten, immer die nämliche: es regnete ohne Aufhören,

hören, und war dabey ſo kalt, daß man in den Zelten beynahe erfror. Waſſer und Holz mußte faſt eine Stunde weit geholt werden: jenes war trübes Regen- und Bachwaſſer; dieſes grüne Weiden und Pappeln. Man denke ſich nun die liebliche Feuermacherey mit grünem Holz unter freyem Himmel mitten im Regen! Und doch mußte zu Zeiten Brodſuppe oder ſonſt etwas gekocht werden, um nur das Zuſammenſchrumpfen der Gedärme zu verhüten.

Zur Linderung unſers Brodmangels, ließ der König öfters Fleiſch austheilen, das dann gekocht, ſtatt des Brodtes verzehrt wurde. Rind- und Schweinefleiſch durcheinander war hier für Manchen etwas Delikates. Einige Kartoffeln dienten uns auch ſtatt des Brodtes.

Für 16 Böhmen Brandtewein auf einmal zu trinken, ohne das Mindeſte davon zu ſpühren, war hier ſogar denen eine Kleinigkeit, die ihn ſonſt nicht trinken: ſo theuer und ſchlecht war er. Und doch konnte man ihn kaum haben. Den Marketendern war es nicht möglich, wegen der Franzoſen durchzukommen. Die Kaiſerlichen waren in dieſer Rückſicht etwas beſſer verſorgt. Zu den Emigrierten kam vollends gar nichts. Both jemand etwas feil, gleich war er umringt; und glücklich war der, der im Gedränge ohne Schlägerey etwas erhaſchte. Das Viertelpfund Tabak, und dieß von der ſchlechtern Sorte, koſtete 10, 12, ja 16 Böhmen. Die Helden im Rauchen ſchmauchten zuletzt Heublumen, Stroh, Laub und dergleichen.

Vom Regiment **Romberg** hatten einige Burſche aus der Kirche des Dorfes, wo der König logirte, allerhand Geräthe, ſogar Meßgewande entwendet. Der Pfarrer klagte dieß dem Könige, und gleich wurde genaue Unterſuchung angeſtellt. Man fand das Geſtohlne, und die Diebe liefen Gaſſe. Strafen von dieſer Art waren ſelten; nicht ſo ihr Verſchulden.

Während unſers Aufenthalts in Frankreich kamen ſehr oft franzöſiſche Bauern zu uns ins Lager, um die Pferde zurück zu fodern, die ihnen die Huſaren genommen hatten. Man wieß ſie ins Hauptquartier, wo ihnen der Herzog erlaubte, ihre Pferde im Lager herum aufzuſuchen. Aber die neuen Beſitzer der Pferde wußtens ſchon zu machen, daß der furchtſame Bauer ſein Thier nicht mehr erkännte; oder durch Drohworte geſchreckt, ruhig zu Hauſe ſchlich. Ich wüßte kein Beyſpiel, daß irgend ein Bauer ſein Pferd zurück erhalten hätte, ſo viel deren durch die Huſaren auch da waren.

Ich mag mich auf die Frage nicht einlaſſen, ob Räubereyen im Kriege erlaubt ſind: Nach dem Naturrechte ſind ſie es freylich nicht; aber nach der hergebrachten Art der Völker, Krieg zu führen, ſcheint es eine eigene Art von Recht geworden zu ſeyn, dem Feinde und deſſen Lande ſo viel zu ſchaden, als es nach der Uebermacht angeht. Ueberdieß hat der Soldat ein eigenes Princip, nach welchem er ſich alles erlaubt. Bald beruft er ſich auf das Beyſpiel der Mächtigen, bey denen das Dürfen und wirklich Thun ſehr oft bloß vom Können abhängt: dann glaubt er, daß ſeine außerordentliche Strapazen, ſein Leben aufs Spiel ſetzen u. dgl. ihm ebenfalls eine außerordentliche Erholung erlauben: und ſo — greift er zu, wo er kann. Einige phyſiſch und moraliſch gröber Organiſirte, wollen auch nicht allein leiden: Andere ſollen ihr Theil an dem Elende des Kriegs nicht minder fühlen; und was der barbariſchen Musketier-Logik und Moral weiter iſt.

Das beſte Mittel, aller Meuterey und jedem Aufruhr unter den Soldaten zur Kriegszeit vorzubeugen, iſt, ſo viel als möglich für hinlänglichen Lebensunterhalt ſorgen, und dann ſtrenge auf Mannszucht halten, vorzüglich bey den leichten Truppen *).

Geſchiehet

---

*) Für dieſe enthält die Abhandlung des Hrn. Ewalds über den kleinen Krieg (Caſſel, bey

Geſchieht jenes nicht, ſo iſt dieſes unmöglich, wenn man anders keinen Aufſtand erre-

---

bey Cramer, 1785.) viel Vortrefliches. Der Eifer, womit Hr. **Ewald** den commandierenden Offizieren gütige Behandlung und menſchenfreundliches Betragen gegen wehrloſe feindliche Einwohner ſo dringend empfiehlt, macht ſeinem Charakter Ehre, und iſt zugleich ein Beweis von ſeiner auf Erfahrung gegründeten Einſicht. Der gröſte Unfug im Kriege geſchieht gewöhnlich durch die leichten Truppen, die ſo viel Gelegenheiten zu Ausſchweifungen haben und ſie ſo oft benutzen. Dieß aber vermehrt — ich wiederhole es — die Verbitterung des Feindes, verleitet zur Verrätherey und macht oft die beſten Projecte der Feldherren ſcheitern. Möchten manche Unterbefehlshaber dieſe Wahrheit reiflicher erwägen, vorzüglich die jüngern, und zu dieſem Ende **Ewalds** Abhandlung ihren Rathgeber ſeyn laſſen! — „Einerregen will. Aber welcher Feldherr kann alle Unglücksfälle durch ſchlechte Witterung, Verrätherey, feindliche Liſt u. dgl. vorausſehen, um ſeinem Heere von dieſer Seite allen Stoff zu Unzufriedenheit und Aufſtand zu erſparen! Unmöglich geht das

„Einrichtungen, ſagt **Hegewiſch** in der **allgemeinen Ueberſicht der deutſchen Kulturgeſchichte** — S. 16, wodurch die Kräfte und Fähigkeiten eines Volks mehr auf das Verwüſten und Verheeren der Erde, als auf ihren Anbau und Verſchönerung, mehr auf das Vernichten, als Nachahmen deſſen, was andere Völker gutes und ſchönes hervorgebracht haben, gerichtet ſind, machen eigentlich den Charakter barbariſcher Völker aus!“ — Was haben alſo militäriſche Befehlshaber zu verhüten, damit ihr Krieg den Namen dieſer Einrichtungen nicht verdiene?

das immer an: und in ſolchen Fällen iſt Nachſicht über Fehler wider die militäriſche Diſciplin nöthig. Das ſahen die großen Helden von jeher ein, als Alexander, Cäſar, Guſtav Adolph, Wallenſtein, Friedrich der Große und andere: daher überſahen ſie nicht ſelten Dinge, die in jeder andern Rückſicht barbariſch und abſcheulich geweſen wären; ja, ſie erlaubten oft Plünderungen, wenn auch nicht immer nach der Vorſchrift des Vergeltungsrechts, doch als ein nothwendiges Uebel, das ſie nach ihrer Lage nicht hindern konnten. Ihre Soldaten durften weder muthlos, noch mißvergnügt, noch gleichgültig gegen das Intereſſe ihrer Abſichten werden. — Das iſt freylich leider ſo ratio belli, wie ſo manches andere ratio ſtatus des Puffendorfs iſt! — Aber Puffendorf und Diogenes mit ſeiner Laterne!!

An Lügen und Mährchen fehlte es uns faſt nie, vorzüglich im Lager bey La Lüne nicht. Die vornehmſten betrafen die Lage der Neufranken, man gab vor, ſie ſeyen von allen Seiten eingeſchloſſen, — könnten weder vorwärts noch rückwärts — müßten ſich, bey Gott, in einigen Tagen alle ergeben! Und mit dieſer Mähre trugen ſich Männer, die nach der Erforderniß ihres Poſtens leicht hätten berechnen können, daß wir alle zuſammen, Preußen, Oeſtreicher und Royaliſten, ſo wie wir daſtanden, nicht Volk genug hatten, als wir hätten haben müſſen, um in jenen Gegenden alle die Päſſe zu beſetzen, die den Neufranken zum Zurückzuge offen ſtanden. Wir ſelbſt waren vielmehr diejenigen, welche eine Umzingelung befürchten mußten und auch wirklich befürchteten, und eben deswegen unſer Lager einmal änderten.

Die Scharfſichtigern unter uns, welche unſere Schwäche und Gefahr von ſo vielfacher Art einſahen, daß ſie uns, im Fall eines feindlichen Angriffs für verloren hielten, und eben darum nicht begreifen konnten; warum die Neufränkiſchen Anführer unſere Verlegenheit nicht benutzten, waren der Meynung, dieſe Herren wären durch unſere Friedrichsd'ors zum Einverſtändniß mit uns erkauft worden. Jene hingegen, welche aus lauter Vorliebe für Preußens Macht und Ehre nichts von alle dem anerkennen wollten, was centnerſchwer uns drückte, bramarbaſierten ganz entgegengeſetzt. Da half kein Remonſtrieren: der National-Convent ſollte und mußte Millionen hergegeben haben, um uns zur Unthätigkeit und endlich gar zum Zurückzuge zu beſtechen. — Nein! ſagten wieder andere, wir ſtehen nur ſtill, weil der Herzog nicht kann, wie er möchte: der König wolle die Leute zu ſehr geſchont wiſſen u. dgl.

Komiſch und widerſprechend waren dieſe Felddebatten freylich mehr als zuviel! und doch hat man ſie in Briefen, und nach dieſen auch treufleißig in den Zeitungen weiter herumgemödelt. Um denn nun eigentlich zu wiſſen, woran man in Rückſicht auf die damalige Lage unſerer Sachen ſey, ſo fand ich für gut, mich hier ausführlich über alles das auszulaſſen, was zur Berichtigung dieſer

Klatſchereyen dienen kann. Ich that das bisher oft, und werde ferthin es nicht minder thun, wenn ich gleich nicht jedesmal ſage: Warum?

Ich erinnere mich, in dem Anhange der Briefe zum Privatleben des Marſchalls von Richelieu geleſen zu haben, daß die Frau von Tencin ſagt: „Ein König, er möge übrigens ſeyn, wie er wolle, ſey für die Soldaten und das Volk eben das, was die Bundeslade für die Hebräer geweſen ſey.“ — Glaubte Frau von Tencin eben darum, daß die Gegenwart Ludwigs XV. den ſie doch als einen Freund der Andächteley, gar als einen Betbruder ſchildert, der gefühllos gegen alles, was Staatsangelegenheit heißt, ſich von ſeinen Lieblingen am Gängelbande leiten ließe — daß, ſage ich, auch ſchon die Gegenwart eines ſolchen Ludwigs bey der Armee, dazu dienen würde, den Krieg mit wenigerm Nachtheil zu führen: wieviel mehr muß dieß von einem Könige gelten, der in jeder Rückſicht das Muſter der Popularität, der Unerſchrockenheit und des Ausharrens bey allen Gefahren und Mühſeligkeiten iſt, wie bis jetzt Friedrich Wilhelm für uns es war? Ja, ſein Beyſpiel, ſeine herablaſſende Güte, ſeine Theilnahme an allem, was uns widriges zuſtieß, lehrte uns harren und dulden, und ließ das anhaltende bittere Gefühl unſerer Trübſeligkeit nie zum Aufſtand; bloß zum dumpfen Murren ausbrechen.

Und wie hätte es anders ſeyn können, da er ſich oft ſelbſt mit den gemeinen Soldaten unterhielt, die am Hauptquartiere

Waſſer holten, ihnen Muth einſprach, und als ihm einſt ein Soldat auf die Frage: Wie es gienge? antwortete: „Sehr Hundsföttiſch, Ihr' Majeſtät!" mit ſichtbarer Rührung ſagte: „Seyd zufrieden Kinder, ich kann es jetzt nicht ändern! bald aber ſollt ihrs beſſer haben!" — Für einen König von der Art leidet und ſtirbt jeder rechtliche Mann gern.

Seine Popularität gieng ſo weit, daß er jedermann vor ſich ließ, ſogar Leute, die er nicht kannte, und die vielleicht jeder andere für verdächtig gehalten hätte. Er muß alſo an die Mährchen der Ariſtokraten von Propagandiſten und herumſchleichenden Brutusbrüdern nicht geglaubt und darum auch nicht befürchtet haben, daß irgend ein patriotiſcher Schwindelkopf Abſicht auf ſeine Perſon haben möchte. Die Zeitungslegende von der Beſtechung des Zahnarztes L'Evequé durch den Maire Dietrich zu Straßburg, um unſern König zu vergiften, hatte auch wirklich zuviel abgeſchmacktes, als daß ein Mann von geradem Sinne nur etwas hätte darauf achten können.

So populär unſer König war, eben ſo unerſchrocken war er. Er ſcheute keine Gefahr, machte die härteſten Märſche mit, und achtete das ſchlimme Wetter eben ſo wenig, als der abgehärteſte Huſar. Kurz, er pflegte ſeiner Bequemlichkeit nicht im mindeſten. Ich kenne Subalterne von meinem Range, die weit delikater thaten, als er und der Kronprinz. Dieß hat aber die vortrefflichſte Wirkung bey der Armee gemacht. Der Soldat ſieht es überaus gern, wenn ſeine Befehlshaber Gefahr und Ungemach mit ihm theilen. Die Natur hat der Winke für die Gleichheit der Menſchen gar zu viel!

In der Nacht vom 29ſten zum 30ſten Sept. kam der Major von Hirſchfeld aus dem Hauptquartier ins Lager mit dem Befehl: daß auf den 30ſten früh abmarſchiert werden ſollte. Man fragte: ob es nach den Garniſonen gienge? Er antwortete, wie ich nicht anders weiß, ohne Zweifel! Hr. von Hirſchfeld wußte das Gegentheil gewiß recht gut, aber er mochte ſeine Gründe haben, die wahre Marſchroute zu verſchweigen. Indeß verbreitete ſich auf einmal durchs ganze Lager: wir marſchierten zurück und das nach Hauſe. Mir wollte das Ding von Nachhauſemarſchieren durchaus nicht in den Kopf, und ich widerſprach jedem, der darauf beſtand. Allein man ſetzte mir Nachrichten entgegen, die von luſtigen Köpfen erfunden waren. Man ſagte nämlich, der König ſey aufgebracht, daß der Kaiſer ihn nicht früher und beſſer unterſtützt hätte: deßwegen wolle er ſich aus der Schlinge ziehen. Andere gaben vor: der König von Frankreich habe ihn erſucht, das franzöſiſche Gebieth zu räumen, wenn er ihn dem Verdachte und deſſen gefährlichen Folgen in Paris entziehen wollte. Die Manifeſte hätten ihm ſelber ſchon gar zu ſehr geſchadet. — Anderwärts hieß es: **Dümourier** habe unſerm Könige aufgefangene Briefe der emigrierten Prinzen mitgetheilt, woraus ihre Ränke und Geringſchätzung ſelbſt gegen ihn und den Herzog erhellten. — Genug, wir ſollten und mußten zu Hauſe. Die wahre Haupturſache unſeres Rückmarſches erriethen wenige, ich meyne, unſere vielen Kranken, unſere erſchwerte Subſiſtenz in Frankreich, und die Gefahr, die uns hier und in den Ländern unſers Königs am Rheine und in Weſtphalen drohte. So ſehr ſicher war man größtentheils in Abſicht der fränkiſchen Incurſionen!

Wer war bey dem Reſultate dieſer Nachrichten froher, als unſere Leute! Offiziere und Musketiers riefen einander im Taumel der Freude zu: Es geht nach Hauſe! Bruder Herz, es geht nach Hauſe! So abgemattet, elend und krank die meiſten waren, ſo erquickend war Ihnen die Sage, daß es nach Hauſe gienge, und daß nun alles Elend und aller Jammer ein Ende haben würde. Mir gieng es bey der Sache nicht zum beſten: ich widerſprach laut und äußerte, daß Preußens alter Ruhm und militäriſche Superiorität dahin ſeyn würde, wenn das geſchähe, was man ſpräche, und freylich gern glaubte, weil man es wünſchte. Um endlich des Gezänkes los zu werden, zog ich mich zurück, und trug in mein Tagebuch ein, was ich den Nachmittag im Gezelte des Herrn Oberſten von * * * theils gehört, theils zum Abſchreiben geborgt erhalten hatte. Es war dieſes:

Nachdem vieles über den jetzigen Krieg debattirt war, ſagte ein ſehr heller und geſetzter öſtreichiſcher Capitain: „Meine Herren, nehmen die Franzoſen ſich nur etwas klug, ſo könnte der jetzige Krieg leicht ein Krieg werden, wie ihn der Staatsminiſter von Bartenſtein in ſeinem Natur- und Völkerrecht, das er zum Unterricht Joſephs II. entwarf, beſchreibt, nämlich — ein Hazardſpiel, wo man um Majeſtäten ſpielt!“

Beym Geſpräche über die politiſchen Ausſchweifungen in Paris, meynte er: gewaltſame Reform eines großen Reichs ließe ſich ohne eine Anarchie während des Uebergangs zu einer neuen Ordnung nicht denken. Anarchie ſey nicht Geſetzloſigkeit überhaupt. Ein Staat in Anarchie, enthalte eine Geſellſchaft, die bloß die Rechte der Natur anerkenne, und keine der Oberherrſchaft. Keine Republik könne ohne Anarchie ihre Form erhalten, wenn dieſe vorher in Deſpotismus beſtanden hätte. Alle Geſetze deſſelben würden aufgelößt: denn ſie ſtimmten nicht mit der Freyheit. Ehe nun der Staat ſeine Ausbildung oder eine feſte Form erhielte, befände er ſich im Zuſtande des bloßen Naturgeſetzes, wo der Wille eines jeden von ſeiner Klugheit und Macht abhienge. Klugheit und Macht rieben ſich alsdann eine Zeitlang; und im Entſtehen des neuen Syſtems fielen einige Opfer, als hinweggeräumte Hinderniſſe, die es wirklich oder ſcheinbar waren. Die Bildung des Staats, ein Saamenkorn, das in der Anarchie gedeihte, und aus dieſem fruchtbaren Boden hervorſpröſſe, ſtiege in ſeinem Wachsthum nur allmälig herauf. Die Maſſen und Formen der Mächte und der Einſichten näherten ſich nur allmälig: denn der Verſtand fodere Ueberzeugung, und die Freyheit Zeit, nicht Uebereilung."

„Haben die Könige von Frankreich, ſetzte er hinzu, die beyden letzten Jahrhunderte hindurch nicht oft in einem einzigen Tage mehr Thorheiten, Bedrückungen und Grauſamkeiten begangen, als die Franzoſen die ganze Zeit der Revolution hindurch? Was können wir denn von Sterblichen verlangen, wenn Götter ſelbſt nicht weiſer waren!“

„Viele von unſerm öſtreichiſchen Heere, fuhr er fort, ſind gegen die Franzoſen erbittert aus Vorurtheil für die katholiſche Religion und für die Königinn von Frankreich, als Tochter der Maria Thereſia. War aber dieſe groß: warum ihre Tochter nicht auch? Hat denn Maria Thereſia je ſo gelebt, als Maria Antonetta? Hat jene denn, wie dieſe, Millionen zerſplittert, und dieß auf Koſten einer ohnehin durch ihre Großen ſchon verſchuldeten Nation? Oder ſoll das beſchränkte, üppige Leben einer einzigen Perſon uns mehr rühren, als die

Noth und der Druck mehrerer Millionen von Familien? Aber ſo blind und gefühllos ſind die Menſchen: die Größe ihrer Götzen betäubt ſie, und vor Betäubung vergeſſen ſie ihre eigene Noth, Stärke, Rechte und Würde!" —

„Religion! Ja, dieſe zarte Tochter unſerer veredelten Einſicht über den großen Gang der Natur, wie und wo findet man die — im Kirchenſyſtem der Katholiken? Jene iſt das reinſte, erhebendſte Gefühl, das ich kenne; dieſes ein erniedrigendes, vernunftwidriges Geſpinne von pfaffiſcher Deſpotie und mönchiſchem Unſinn! Es iſt um ſo ſchrecklicher, je düſterer es alles in und um uns her darſtellt. Dadurch erzeugt es Trübſinn, Tücke, Kampf und Widerſpruch mit ſich und der Natur, kurz, es verſchraubt den Menſchen, um eine

Karikatur von Chriſten aus ihm zu erzwingen. Und dieß thut jede Religion mehr oder minder, je nachdem ſie mehr oder minder vom ſchlichten Pfade der Natur abweicht, und zu einer übertriebenen Moralität durch übernatürliche Ingredienzen motiviren will *). Folgt man die-

---

*) Was auf unſere Moralität wirken ſoll, muß auf unſere Einſicht zuerſt wirken, folglich begreiflich ſeyn. Das Unbegreifliche, das Uebernatürliche, das Geheimnißvolle iſt dieß nicht; es kann alſo auf unſere Moralität nicht wirken: es überladet nur, bringt die Seelenkräfte und deren richtigen Gebrauch in Disharmonie mit ſich und der Natur; iſt folglich ſchädlich und der Heiligkeit und Güte Gottes entgegen. Schon Cicero erkannte dieß und fragte: Qualis autem iſta mens eſt Deorum, ſi neque ea nobis ſignificant in ſomnis, quae ipſi per nos intelligamus; neque

dieſem Gewebe ängſtlich, ſo iſt der Schwärmer oder der Narr da, unbrauchbar für ſich und ſeine Nächſten, ja oft für beyde ſchädlich."

So ſprach der unbefangene, erfahrne Mann, und berief ſich zur Beſtätigung auf Pſychologie und Geſchichte. Nach der letztern, meynte er, ſorgten die Regenten ſehr zweckwidrig für ſich und ihre

Ruhe,

> neque ea, quorum interpretes habere poſſimus? Similes enim ſunt Dii, ſi ea nobis objiciunt, quorum neque ſcientiam, neque explanatorem habeamus, tamquam ſi Poeni aut Hiſpani in ſenatu noſtro loquerentur ſine interprete. Iam vero quo pertinent obſcuritates et aenigmata ſomniorum? intelligi enim a nobis Dii velle debebant ea, quae noſtra cauſa nos monerent.
>
> Cic. de Divin. L. II. C. 64.

Ruhe, wenn ſie ihr Heil in der gemeinen Religion ſuchen wollten: denn die Geſchichte zeige, daß gerade die beſtimmteſte gemeine Religion, die Katholiſche, die meiſten Volksaufſtände und Königsmorde erregt habe: denn hiezu gehöre eine Fertigkeit im Schwärmen, und dieſe werde von keiner Religion mehr begünſtigt, als von der katholiſchen, und jeder übernatürlich zugeſchnittenen. Selbſtſtändige Regenten, wie Friedrich der Große und Joſeph II. hätten eben darum Toleranz und Preßfreyheit eingeführt, um durch deren geraden und queeren Einfluß die gemeine Religioß *) von ihren verzerr-

---

*) Inſignis nota plebejae vilitatis eſt — heißt es bey Semmlern — ſentire cum cunctis. Quis ferat autem iſtam barbariem, iſtam foedam ſervitutem, ut imperitiori.

zerrten und verzerrenden Auswüchſen immer mehr und mehr zu reinigen. Ein Volk, das im religiöſen Kappzaum gienge, ſtände auf den Schrauben der Prieſterſchaft, und wäre auf den erſten Wink bereit, Länder und Throne im Namen Gottes zu verwüſten, wenn nur ein Mann, wie Moſes, Peter der Eremit oder Luther — ein Wort im Namen des Allerhöchſten oder zu des Volks Vortheil fallen ließe ꝛc. ꝛc.

„Eben

---

tioribus obſequi debeant peritiores! De ant. Chriſt. Statu. T. I. pag. 363. — Cicero meynte: man müſſe das Göttliche zu den Menſchen, nicht das Menſchliche zu den Göttern hinübertragen: das Richtigere, das Edlere dem Entgegengeſetzten vorziehen. — Und Auguſtin ſagt: Summa Religionis eſt — imitari eum, quem colis. —

„Eben dieß, fügte er hinzu, hat gemacht, meine Herren, daß ich, aus Achtung für Preußens Staats-Verwalter, Ihr Religions- und Cenſur-Edict, nebſt dem Schema Examinis, aus einem ganz eigenen Geſichtspunkt betrachte und würdige. Es iſt nämlich weltkundig, daß die politiſche Menſchenmaſchinerie nirgends pſychologiſcher eingerichtet iſt, als ſeit einem halben Jahrhundert in Preußen. Friedrich der Große bediente ſich der Toleranz und Preßfreyheit, um die Köpfe ſeiner Unterthanen durch öffentlich geförderten Forſchgeiſt zu einer reinigenden Gährung, und nach dieſer — zu einer benutzbarern Folgſamkeit zu beſtimmen. Wie glücklich dieß gewirkt habe, zeigt Preußens Blüthe unwiderſprechlich. Dieß Mittel verlor aber durch die Länge der Zeit, wie jedes Alltägliche, ſeinen Reiz;

es war alſo nöthig, es durch ein anderes eben ſo wirkſames glimpflich zu erſetzen. Pſychologiſch genommen, war das Entgegengeſetzte das Wirkſamſte: denn hiedurch ward der Forſchgeiſt wegen der Stöhrung ſeines Beſitzſtandes ſtutzig, dadurch neuangefeuert, und die Köpfe eilten, aus Liebe zur Schadloshaltung, und zur Behauptung ihrer natürlichen Rechte zu ihrem Ziele weiterhin fort, blos nur auf einem andern Wege, nach dem bekannten Ovidiſchen Verſe:

Nitimur in vetitum ſemper, cupimusque
negata."

„Sehen Sie, meine Herren, ſo weiſe, wichtig und ruhmwürdig erſcheint mir Ihr Religions- und Cenſur-Edict, und dieß aus Achtung für die tiefe Menſchenkenntniß Ihrer Staats-Verwalter.

Schriftſteller, die nur an der Schaale klauben, überſahen dieß, und ſchimpften oder ſeufzten.“

„Das Schema Examinis ſehe ich von einer ähnlichen Seite an. Unter Friedrich dem Großen wurden bey den Lehrämtern in Schulen und Kirchen beynahe lauter aufgeklärte Männer angeſtellt. Die minder fähigen, deren viele es vielleicht ohne ihr Verſchulden waren, blieben dadurch ohne Amt und Brodt. Um alſo auch dieſe Verwahrloßten endlich einmal zu verſorgen, war es dem gutmüthigen Erbarmen angemeſſen, für eine gewiſſe Zeit ein Schibolet einzuführen, deſſen Ausſprache jedem rechtſchaffenen Manne um ſo ſchwerer werden mußte, je heller er dachte. Meynen Sie das nicht auch, meine Herren? Der aufgeklärte brave Mann kommt übrigens zehnmal eher ſchon durch ſich fort, als ſein Antipode durch andere.“

Nachdem er mit dem einnehmendſten Enthuſiasmus über den höchſt wahrſcheinlichen Durchbruch der Aufklärung geſprochen hatte, bath er um Erlaubniß, die Folgen derſelben aus dem Roman: die ſchwarzen Brüder *) herzuleſen. „Vielleicht, fieng er an, was wir jetzt Traum oder Schwärmerey nennen, daß das einſt Wahrheit iſt! Dann herrſchen gute Fürſten über gute Unterthanen, beyde durcheinander glücklich. Fürſten haſchen dann nicht mehr nach dem Flitterglanz kriegeriſcher Ehre: Städte, friedſame Dörfer, lachende Saaten ohne die dringendſte Noth zu verheeren nennt man Schand-

---

*) I. B. S. 19. Berlin, bey Kunze.

Schandthat: wer leichtſinnig Länder und Familien unglücklich macht, Tauſende hinmorden läßt, um einen Titel oder vergeßne oder angemaaßte Anſprüche auf einen Strich Erde geltend zu machen, der heißt ein Mordbrenner. Den Landmann ſehe ich freudig hinter ſeinem Pflug hergehen, ohne daß Aberglaube über den Nacken deſſelben die tyranniſche Geißel ſchwingt. Denk- und Druckfreyheit herrſchen, nur von den Schranken geſunder Vernunft begränzt. Der Edelmann ſucht nicht mehr durch die Thaten der Ahnen zu glänzen, ſondern durch ſich; er glaubt nicht mehr gebohren zu ſeyn, in dieſem und jenem Leben die bürgerliche Canaille zu ſcheeren *).

---

*) Der Sohn eines M * * * ſchen von Adel gab ſeinem Diener einſt aus adlicher Laune eine Ohrfeige. Dieſer klagts der gnädigen Frau

Niedrigdenkende Pfaffen ſchleichen nicht mehr im Dunkeln umher, ſich um Beichtkinder und Seelen zu betrügen: das Volk wird von der Kanzel und Bühne Moral hören. — Leibeigenſchaft iſt des Staates Fluch: jeder Menſch iſt reich, denn ſein iſt der Gottheit Geſchenk, Freyheit, geblieben.

Frau; und die andächtige Dame tröſtet den Geohrfeigten damit, daß wir dereinſt im Himmelreich alle einander gleich ſeyn würden. Der Diener wars zufrieden, und als der Junker zum zweytenmal eine erſchütternde Ohrfeige ſpendete, brachte ers ſogleich an Mann: „Junker, das ſoll ſo lange nicht währen: im Himmel ſind wir einander alle gleich!“ Was, ſchrie der Knabe, indem er zum Papa lief, „im Himmel wären wir uns alle gleich?“ — „Nein, mein Sohn, antwortete derſelbe pochend, das leidet die Ritterſchaft nicht!“ —

geblieben. — Unbärtige Junker, welche noch oft der Ruthe bedürfen, können nicht mehr den Stoicismus der ſklaviſchen Soldaten mit der Fuchtel ermeſſen: denn Soldatenſtand iſt nicht mehr Sklaven- ſondern Ehrenſtand.“

Voltaire ſchreibt: fiel hier der Leutenant von * * ein: Il y a des erreurs, qu'il faut refuter ſérieuſement — des abſurdités, dont il faut rire — et de menſonges, qu'il faut repouſſer avec force.

„Nicht wahr, Herr Leutnant, fragte der öſtreichiſche Capitain, Sie rechnen den Junkerſtolz zu den lächerlichen Abſurditäten? Iſt auch bey meiner Ehre nichts lächerlicher, als Adelsſtolz ohne Selbſtverdienſt! Jens Baggeſen hat eine vortreffliche Fabel zur Beſchämung aller derer, die weiter kein Verdienſt haben, als von adlichen Eltern gebohren zu ſeyn und doch thun, als wären ſie Pallas und Herkules! „Die Götter hatten, erzählt er *), ein Geſchöpf, Namens Kuaſer, hervorgebracht, das unter andern Gaben vor allen Weiſen des Alterthums auch die voraus hatte, daß er mehr beantworten konnte, als tauſend Narren zu fragen im Stande waren. Ein Paar Zwerge wurden darüber eiferſüchtig; und als daher die Götter ſich nach ihrem Lieblinge erkundigten, vernahmen ſie von den Zwergen; Kuaſer ſey in Ermanglung eines Weſens, das geſchickt genug war, ihn ſo viel zu fragen, als er beantworten konnte, vor groſſer Weisheit geſtorben. Die Götter nahmen das auf guten Glauben an; und Odin beſchloß, künftig bey der Schöpfung

---

*) Komiſche Erzählungen von Jens Baggeſen. Kopenhagen, 1785.

pfung der Menſchen, damit keiner derſelben ein ähnliches Schickſal haben möchte, dem Verſtande Ziel und Maaß zu ſetzen, auch die Kenntniſſe und Wiſſenſchaft für unnöthig zu erklären, ſo daß ſolche gar nicht erforderlich ſeyn ſollten, um auf der Welt gute Tage zu haben, daß man ſiebnerley Art von Rath werden könnte, daß Excellenz und Ihr Gnaden zu werden, nur eine Kleinigkeit ſeyn ſollte, kurz, daß man werden könnte, was man wollte, wenn man nur genau ſo viel Seele hätte, als erfodert würde, den Körper zu beleben, und nur gelernt hätte, ſeinen Namen, wo nicht mit eigner, doch mit der Hand eines Secretärs zu ſchreiben, beſonders wenn man ſich zu einem von denen machen ließe, die eine gewiſſe Art Bänder tragen: denn alsdann wäre auch das überflüßig. Zum Kriege, zum Richteramt und zum Rath ſollte man kaum Seele, geſchweige denn Gehirn, nöthig haben. Von dieſer Idee fiel Odin auf eine andere, und erſchuf flugs den Adelsſtand.“ — ꝛc. ꝛc.

Hart geſagt! ſagte unſer Oberſt; indeß eine Fabel! — Freylich eine Fabel, erwiederte der Capitän, die allerdings ihre Ausnahmen hat; aber in der wirklichen Welt, leider, oft zutrift. —

Dreyzehnter Brief.

Die Krankheiten hatten nun ſo zugenommen, und waren ſo wüthend geworden, daß beynahe der ſechſte Theil der Armee in den Lazarethen herum lag. Manche Compagnie hatte 30, 40 bis 50 Kranke.

Das machte durch die ganze Armee ſchrecklich viel!

Weil ich doch einmal von den Kranken und den Lazarethen viel zu ſchreiben habe, ſo will ich das, was ſich überhaupt und nach meiner eigenen Erfahrung davon ſagen läßt, hier ohne weitere Unterbrechung herſetzen.

Wenn ein Soldat krank wird, ſo meldet ihn der Compagnie-Chirurgus oder Feldſcheerer bey dem Regiments-Chirurgus als zum Dienſt unfähig; und alsdann wird der ſo Gemeldete ins Lazareth gebracht.

Die Compagnie-Chirurgen ſind leider oft ſehr elende Stümper, die die erſten Elemente der Heilkunde kaum dem Namen nach inne haben. Hr. Thede ſelbſt ſagt dieſes ſehr deutſch nach ſeiner Art in der

Vorrede zu ſeiner Anweiſung für Feldwundärzte; und unſere Herren Regiments-Chirurgen ſind von dieſer traurigen Wahrheit nur zu ſehr überzeugt. Es kann auch wahrlich nicht anders ſeyn. Geſchickte Wundärzte finden ihr Brodt überall, und danken für eine Anſtellung im Felde. Wenn alſo ein Krieg ausbricht, ſo iſt man genöthigt zu nehmen, was vorkömmt. — Jungen, die kaum zur Ader laſſen, oder den Bart ſcheeren können, oder ſonſt nicht viel taugen. Die Penſionairs reichen ſelten zu, und ihre chirurgiſche Kenntniß iſt oft, wie ihre Erfahrung, noch einer anſehnlichen Bereicherung fähig. Ausnahmen giebt es freylich auch hier, wenn ſchon nicht reichlich.

Wie ſollten nun dergleichen unwiſſende, ungeübte Menſchenkinder eine vorgegebne, erdichtete Krankheit von einer wirklichen unterſcheiden, oder eine wirkliche nach allen Erforderniſſen beurtheilen können? Sie glauben daher dem Burſchen auf ſein Wort, melden ihn auf ſein Wort, und auf ſein Wort wird er auch zum Lazareth gebracht.

Der größte Theil unſrer Soldaten ſind freylich Leute, die ſichs zur Schande rechnen würden, ohne Noth zu marodiren und das freye Feld mit dem dumpfen Lazareth zu vertauſchen; allein es giebt auch feige oder träge darunter, die ihrer Sicherheit und Bequemlichkeit fröhnen wollen, und daher mit der erſten beßten Gelegenheit fürlieb nehmen, ſich ins Lazareth zu lügen. So kenne ich einen, der wegen vorgegebener Gicht dahin kam, in einigen Tagen aber wieder ganz geſund herumlief, und die ganze Zeit, die er in

Longwy zubrachte, gar nicht nüchtern ward. Ein anderer machte in Longwy den Trödler, benutzte die Magazine, verkaufte Schuhe, Strümpfe und alles, was die verſtorbenen Kranken zurück ließen, und eroberte auf dieſe Art mehr als dreyßig Thaler. Noch einer gab den Krampf in den Gliedern vor, kam ins Lazareth, und machte gleich darauf einen Offizierbedienten, der jetzt troß dem beßten Calefactor hin und her laufen konnte. Und auf dieſe Art waren ſehr viele ganz Geſunde in den Lazarethen.

Unſer erſtes Lazareth war für dieſen Feldzug in Coblenz: dieſes hatte gute Aufſicht, Verpflegung und Reinlichkeit; aber allen nachherigen hat es daran gefehlt. Auch war ein Hauptlazareth in Trier, Longwy, Verdün, Grand-Pree, Uſingen, Weſel und Gießen — ohne die Nebenlazarethe, welche hie und da, wie zu Dun, Monthabauer, Frankfurth am Mayn, Höchſt, und anderwärts angelegt waren.

Bey jedem Lazarethe befindet ſich ein oder mehrere Offiziere, ein Oberchirurgus, mehrere Unterchirurgi und Unteroffiziere, auch Krankenwärter, Waſchweiber u. dgl.

Das Lazareth, welches ich hier beſchreiben will, gerade ſo, wie ich es gefunden habe, war das zu Longwy. Zum voraus muß ich aber jeden delikaten Leſer bitten, die Folge dieſes Briefes zu überſchlagen. Eben dieß gilt von allen weichgeſchaffenen Seelen, denen ſchon übel wird, wenn ſie nur von mancher Art menſchlichen Elends ſprechen hören: denn von überhoher Geburt ſind meine Leſer wohl nicht alle!

Alſo vom Lazareth zu Longwy! Es war im Hauſe des vorherigen franzöſiſchen Commandanten angelegt. Hierinn befand ſich jemand, an den ich etwas auszurichten hatte. Gleich am Eingange fragte ich, wo man ſich melden müßte, um jemanden aufzuſuchen? Hier wird nicht gemeldet, antwortete der Thürhüter; hier geht herein und heraus, wer da will! — Schon dieſer Mangel an Ordnung und Aufſicht brachte mir keine vortheilhafte Idee von der ganzen Einrichtung bey.

Ich trat nun hinein; aber gleich beym Eintritt mußte ich mich auch ſchon in Acht nehmen, daß ich nicht bis über die Spornen in Menſchen-Ausleerungen hineintrat. Die Gänge, Treppen, Abtritte, kurz, alles war eins, und der Geſtank unerträglich. Jedermann entleerte ſich, wo er nur konnte.

Oben auf dem Gange lagen zwey, beynahe ganz nackte Leichen mitten im Menſchenkoth: ſchrecklich grauſend war mir dieſer Anblick!

Ich ließ einen Unteroffizier fragen: wo der und der zu finden wäre? Die Antwort war: ja, da müßte er viel zu thun haben, wenn er die Namen aller Kranken wiſſen ſollte: der Herr möchte ſelbſt zuſehen!!

Ich trat alſo in eine Stube, fand ſie übermäßig hitzig und einen recht mephitiſchen Geſtank darin. Da lagen an die zwanzig Kranke, meiſt alle an der Diſenterie. Wer noch gehen konnte, entleerte ſich vor der Thür; den übrigen entgieng alles, wie es kam, in den Strohſack. Hieraus erwuchſen Maden, und die armen Leute wurden hie und da ihr Raub. Die Krankenwärter waren Theils zu wenig, theils zu weich, um alles rein zu halten. Ganz faule Strohſäcke wurden jedoch fortgeſchmiſſen, und durch neue erſetzt, wenn der Kranke noch lebte; wenn er aber ſtarb, wie dieß meiſt geſchah, ſo wurde der Sack mit dem Verſtorbenen weggeſchleppt, bis letzterer, ſo wie er war, zur Grube gebracht wurde. Sogar ein Hauptmann lag zu Longwy im Stalle mitten im Schweinekoth, bis ſich ein Freund ſeiner annahm und ihn begraben ließ.

Als ich den, welchen ich ſuchte, in der erſten Stube nicht fand, gieng ich weiter, und ſah in der nächſten, die ich betrat, einen Luxemburger, der Brandtewein an die Kranken ausſchenkte. Dieſer und der

Chirurgus hatten zu ihrem Kram einen Tiſch in Gemeinſchaft. Der letztere ſah dem Brandtweinſchenken ruhig zu, und als ich mein Befremden darüber äußerte, ſagte er ganz trocken: Wer nicht hören will, mag fühlen! Man hat ſogar zugegeben, daß gekochtes Schweinfleiſch an die Kranken verkauft wurde.

Ich durchlief mehrere Stuben, ohne den zu finden, den ich ſuchte: aber es ſtießen mir deſto mehr Beweiſe von der ſchlechten Aufſicht und dem allgemeinen Elende auf, das auf dieſem Lazarethe zu ſehen war.

Die Koſt der Kranken iſt um nichts beſſer: Grützſuppe, ſchlechte, dünne Fleiſchbrühe, dürres, mageres Fleiſch, grobe, halbgargekochte Graupen u. dgl. ſind die gewöhnlichen Speiſen; und wer ſich nicht zudrängen kann, bekommt davon

von nicht einmal etwas mit. Man hat mich hoch und theuer verſichert, daß viele Kranke, die vor Mattigkeit ſich zum Eſſenholen nicht ſelbſt ſtellen konnten, und keinen mitleidigen Cameraden hatten, der ſich ihrer erbarmte, wirklich Hungers geſtorben ſind.

Die mediciniſche Pflege iſt ebenfalls ſehr elend. Die Arzeney wird der Krankheit ſelten angemeſſen, und noch ſeltener regelmäßig gereicht. Es iſt zwar im Ganzen Medicin genug da; aber nicht jeder, der ihrer bedarf, bekommt gerade die, die für ihn ſich ſchickt oder beſtimmt iſt. Viele Oberchirurgi unterſuchen nicht einmal jeden Kranken im beſondern: ſie ſtellen ſich an die Stubenthüre, gaffen die Geſichter nach einander an, radotiren von guter Diät, und ſind froh, daß ſie bald wieder wegkommen.

Da an dieſen Lazarethen keine Wache ſteht, ſo kann jeder Kranke, der noch auf den Beinen iſt, hingehen, wohin er will. So kenne ich einen, der als Lazarethkranker in Coblenz täglich die Kneipen beſuchte, und einſt auf einmal zwey Heeringe verzehrte, und fünf Schoppen Wein dazu. Das mag doch Diät und Aufſicht ſeyn! Ein Unterofficier hatte die rothe Ruhr, war aber beynahe wieder hergeſtellt: nun kochte er ſich Klump mit ſaurer Brühe, aß ſich recht ſatt daran, aß noch einen Heering obendrein, ſoff drey Maaß Bier dazu, und nach drey Stunden war er todt! Ein Dritter brach in die Apotheke, entwendete vier Flaſchen Rheinwein, übernahm ſich, und ſtarb in der Beſoffenheit. Beyſpiele von der Art weiß ich faſt aus jedem Lazarethe. Iſt das Aufſicht, iſt das Diät?

An Inſecten von verſchiedener Art hat man in den Lazarethen mehr als zu viel. Es wird zwar für die Kranken gewaſchen; aber da das Ungeziefer einmal im Zeuge iſt, ſo iſt gar kein Widerſtand möglich: die Bettſäcke, Decken und alles wimmelt. Wer hieran zweifelt, gehe hinein, und in einer Viertelſtunde wird er dieſe Wahrheit an ſich beſtätigt finden.

Das Begräbniß der Verſtorbenen iſt, wie vorhin ihre Pflege, elend und zum Theil abſcheulich. Man macht eine tiefe Grube, wirft ſo viel Todte hinein, als ſie faßt, dann deckt man ſie obenhin zu und bald darauf ragt dieſer oder jener Theil heraus. Bey Trier haben die Hunde die Leiche eines Preußen zerriſſen und zerfreſſen, die beynahe gar nicht mit Erde bedeckt war. Wie kann die Luft herum dabey rein und geſund bleiben?

Wenn einer ſtirbt, ſo nehmen ſeine Nebenleute, was er noch hat. Kommt jemand ins Lazareth, ſo wird zwar ein Verzeichniß ſeiner Sachen aufgeſetzt; allein wenn nach ſeinem Tode das eine oder andere fehlt, ſo liegt auch nicht viel daran! Wo nichts iſt, ſpricht man auch hier, hat der Kaiſer ſein Recht verloren. Oft haben ſogar die Seitengewehre und Flinten gefehlt. Wo ſoll man bey ſolchem Trubel die Sachen herſuchen!

Außerdem wird noch ſtark in den Lazarethen geſtohlen. Wie viel Kranken-Decken ſind nicht in Longwy, und wo ſonſt Lazarethe waren, vertrödelt worden! Ich kenne ſelbſt einen, der in Gießen eine ganz neue Friesdecke von ſeinem Krankenlager mitnahm, und ſich eine große Ueberhoſe daraus verfertigte. Er behauptete, daß dergleichen gewiß über funfzig Stück, allein in Gießen, von den Kranken wären geſtohlen und verkauft worden. Kupfer- und anderes Eiſengeſchirr ſoll eben ſo verhandelt worden ſeyn. — Das ſind lauter Folgen von der ſchönen Aufſicht, die zum Nachtheil des Königs über die Lazarethe geführt wird!

Daß die Halbkranken oder Geneſenden darauf aus ſind, ſich ein Paar Groſchen durch allerhand Kunſtgriffe zu machen, iſt leicht zu begreifen. Von ihrem Solde bekommen ſie während ihrer Krankheit keinen Heller: die Koſt iſt, wie wir wiſſen, ſchlecht und knapp; und wen nur halbweg nach Satteſſen lüſtert, der muß hungern. Was bleibt den armen Leuten übrig, als ſich der erwähnten Kunſtgriffe zu bedienen!

Für diejenigen, welche nicht in Lazarethen liegen; und doch krank ſind, im Lager oder in den Cantonirungsquartieren, wird noch weit weniger geſorgt. Der meiſt unwiſſende Feldſcheerer iſt dieſer Leute Archiater, ihre Behandlung und Diät iſt, wie ſie ſeyn kann, über alle Beſchreibung elend und ihrer Krankheit höchſt zuwider. So hatten die meiſten dieſer Kranken den Durchfall im höchſten Grade, und doch verbot man ihnen nicht, abgekochte Kartoffeln zu eſſen, und elendes, trübes Waſſer in Uebermaaß dazu zu trinken. Die ganze Armee war beynahe krank: ſehr wenige befanden ſich ganz wohl; aber bey welchem Regimente haben die Herren Chirurgi es wohl dahin gebracht, daß an gutem trinkbaren Waſſer nie Mangel geweſen wäre, geſetzt auch, daß man es noch ſo weit her hätte holen ſollen? An Medicin ſelbſt hat es hie und da auch gefehlt.

Ich kenne einen gewiſſen Chirurgus, den unwiſſendſten, elendeſten Pfuſcher und den gleichgültigſten Bequemling, den man ſich denken kann. Es iſt ein junges Bürſchchen, das erſt der Lehre entſchlüpft iſt, und auch nicht im mindeſten mit Kranken umzugehen weiß. Dabey hält er ſo wenig auf Reinlichkeit, daß er meiſt ausſieht, wie ein verſauter Küchenjunge. Ein Hemde ſechs Wochen zu tragen, iſt ſo ſeine Mode, und daher die vielen Punkturen von gewiſſen Inſekten. Ein ſolcher Menſch iſt nun da, für die Geſundheit einer Compagnie zu ſorgen! Wer ſich bey ihm meldete, mußte wohl zehnmal laufen, ehe er einmal Mittel oder Rath erhielt. Der ſaubere Herr war ein großer Freund von brav Eſſen und Trinken. Wer ihm damit diente, ward zur Noth ſo halb und halb von ihm wieder bedient, und bekam Eſſenzen und Tropfen: jeder andere mußte mit Digeſtivpulvern fürlieb nehmen. Der guten Eſſenzen bediente er ſich auch ſelbſt ſtatt des Schnapſes, und wenn dergleichen gefodert wurde, ſo gab er vor, der Regimentschirurgus habe ihm keine gegeben, oder ſie ſeyen längſt alle, u. dgl. Der Hr. Regimentschirurgus muß aber endlich das Unweſen dieſes Burſchen erfahren und gerügt haben: denn bald nach unſerm Rückzug aus Frankreich befahl er allemal in Gegenwart der Kranken, die er ſeit der Zeit auch fleißiger beſuchte und ordentlicher behandelte, welche Arzney und wieviel jeder täglich haben ſollte. Dieſem Aeskulapier ſind noch mehrere bey der Armee ähnlich.

Niemand iſt mehr zu bedauren, als ein Soldat, der verwundet wird. Ich kam den Tag nach der Kanonade auf das

Vorwerk, wohin die Verwundeten gebracht waren. Viele lagen noch unverbunden, und die Verbundenen waren nicht nach den Regeln der Kunſt verbunden. Ich bin Augenzeuge geweſen, daß ein ganzer Klub von achtzehn Feldſcheerern kein ordentliches Kopfverband machen konnte. Die meiſten Verwundeten ſterben daher nicht ſowohl an ihren Wunden, als wegen der allzugroßen Unwiſſenheit der Chirurgen, und wegen der allzuſchlechten Wartung.

Das alles wiſſen mehrere, als ich, theils aus eigner Erfahrung, theils aus der allgemeinen Klage der meiſten geheilten Kranken und Verwundeten. Muß aber dieß den Muth unſrer Krieger nicht lähmen; nicht ſie antreiben, ſich auf alle mögliche Art zu ſchonen und vor Gefahren und Aufopferungen zu hüten? Und muß dieſer ökonomiſche Geiſt den ächt militäriſchen nicht endlich ganz verdrängen? Gehörig eingerichtetes Rekruten- Kranken- und Invaliden-Weſen belebt den Muth der gemeinen Soldaten im Kriege am thätigſten. Für alles dieſes haben wir Verfügungen, die unſerm König und deſſen Kriegscollegium Ehre machen, Verfügungen, die überall Achtung gegen Recht und Menſchlichkeit äuſſern. Aber kommt man ihnen nach? Giebt es nicht zu viele, deren Intereſſe ſie verleitet, von den väterlichſten Verordnungen zum Nachtheile Anderer Ausnahmen zu machen, und zwar ſolche, die dem Ganzen nach und nach mehr ſchaden, als mancher Egoiſt denkt? —

Kurz, die väterlichſten Verfügungen ſind in der genannten Rückſicht da, der König und deſſen oberſte Befehlshaber haben

ben zur Kriegszeit zu viel Wichtiges von anderer Art zu beſorgen, als daß ſie auf jede Ausführung ihrer Hauptverfügungen beſondere Rückſicht nehmen könnten: an wem liegt alſo die Schuld zunächſt, und wie hebt man ſie am zweckmäßigſten?

Die Auflöſung dieſer Fragen würde mich hier zu weit wegführen, und daher ſey es genug, dieſe Fragen hier bloß gethan zu haben. Mißlich finde ich es indeß freylich immer, wenn gewiſſe Herren, von Brod- oder Titelſucht angetrieben, eine Anſtalt öffentlich rühmen, als wäre ſie, wer weiß wie vortreflich, da ſie genau und öfter als einmal und mehr als an einem Orte unterſucht, nichts weniger iſt, als das. Dadurch wird die Aufmerkſamkeit der höhern Vorgeſetzten eingeſchläfert; und die ſchlaue Selbſtſucht der Untergeordneten fiſcht im Trüben. Dergleichen heißt Andere loben, und ſich ſelbſt brandmarken: eine Wahrheit, die ein gewiſſer Doctor Müller in Gießen — oder was und wo er iſt — noch nicht recht gefaßt zu haben ſcheint.

Da es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß unſer Feldzug noch über 1792 hinausreichen wird, ſo würde es höchſt wohlthätig und vortheilhaft für das Einzelne und Ganze ſeyn, wenn man eine beſſere Einrichtung in den Feldläzarethen träfe, und bey der Wahl und Anſtellung der Feldſcheerer ſtrenger und vorſichtiger zu Werke gienge. Vielleicht fallen dieſe Briefe einem Mann in die Hand, welcher zur genauern Befolgung des väterlichen Willens unſers Königs in dieſer Rückſicht, viel bewirken könnte: wie wollte ich mich freuen, wenn meine Nachrichten dazu beytrügen! Welchen Dank, welche Verehrung würde der Menſchenfreund verdienen, der hiezu thätig mitwirkte! Der Muth der Armee würde dadurch offenbar gewinnen; und dieſer Gewinn iſt jederzeit ein halber Sieg. Die ſtrengſte militäriſche Maſchinerie iſt nicht im Stande, einzelne ſelbſtſtändige Räder durch bloß paſſive Mittel zum verhältnißmäßigen Eingriff ins Ganze mit voller Kraft, zu beſtimmen, wenn eben dieſe Räder ſich übrigens vernachläßigt oder gering geachtet fühlen. Achtung für einzelne in jeder Situation iſt die Seele der von innen ſelbſt activ zuſammenſchmelzenden einzelnen Kräfte in eine Totalkraft, die um ſo mächtiger wirkt, jemehr der lenkende Wille Anderer von außen ihr eigener wird von innen. — Aber — „wenn du willſt, daß die Lampe brenne, — ſagte zu Perikles ſein ehemaliger Lehrer — ſo mußt du Oehl hinzugießen: Und ſie brennt!“ Sonderbar, daß eben dieſer Erinnerung ein Mann bedurfte, der zu ſaſagen pflegte: „Wenn es bey ihm ſtände, ſo würden die Athener unſterblich ſeyn. . . Abgehauene Bäume fänden ſich in kurzem wieder; aber der Verluſt eines Menſchen ſey unerſetzlich.“ —

So menſchenfreundlich dachte Perikles, und ſeine Truppen folgten ihm gern. Allein denken und handeln iſt bey Jedem nicht immer eins. Xerxes beſtieg zu Abydus den Gipfel eines hohen Gebäudes auf einem Hügel, und überſah von da aus ſeine Kriegsmacht. Da er ringsherum alles von Menſchen und Schiffen in Bewegung ſah, ſchien er anfangs über dieſen Anblick ſich zu freuen. Es folgten aber bald Thränen. Artaban fragte: warum zuerſt ſo froh, und jetzt auf einmal ſo betrübt? Xerxes antwortete: „Wenn er dem Wechſel menſchlicher Dinge nachdächte, ſo könnte er ſich der Thränen nicht enthalten: denn von dieſen vielen Menſchen *) würde in hundert Jahren kein einziger mehr übrig ſeyn." — Und doch führte eben dieſer weiche Xerxes, was Artaban und Demarat auch mißrathen mochten, alle dieſe Menſchen bald darauf zur Schlachtbank: denn ſie fielen oder wurden zerſtreut durch eine weit kleinere Macht der Griechen, die — wie die Neufranken — für ihre Freyheit fechten. — Hatte die Welt an einem Xerxes nicht genug? Aber — ita eſt vita hominum, ſagt Terenz, quaſi quum ludas teſſeris! —

Als

---

*) Nach Herodot, Plutarch und Iſokrates ſollen es 5,283,220 Mann geweſen ſeyn.

Als wir uns aus Frankreich zurückzogen, mußten wir viele Kranke in Verdün und Longwy zurücklaſſen. Es fehlte uns an Wagen, ſie mit uns heraus zu führen. Die franzöſiſchen Befehlshaber haben ſich an dieſen Leuten ſehr brav bewieſen. Sie haben es ihnen an Ärzney und Pflege nicht fehlen, und ſie hernach im Luxemburgiſchen an uns wieder übergeben laſſen. Man ſetzt aber hinzu: Einige von den Nationalgarden hätten ſie unterwegs rein ausgeplündert, hätten ihnen Gewehre und Torniſter genommen, ja, einige ſogar getödtet. Alſo Nationalgarden unterwegs; nicht Linientruppen in Verdün und Longwy unter den Augen ihrer Obern! Alſo iſt die franzöſiſche Nation und ihre Befehlshaber an dieſer Grauſamkeit unſchuldig; und die Nationaltruppen waren vielleicht Bauern aus den Dörfern, die noch lange von uns zu ſagen wiſſen werden. Kurz, das Grobzeug unter den Garden der Franzoſen macht es, wie das Grobezeug unter allen kriegführenden Mächten: es nimmt, was es kann, wenn ſcharfe Aufſicht ihm nicht ſtets auf die Finger klopft.

Aber ſonderbar iſt es, daß man den Nationalgarden nicht ſo viel Gerechtigkeit wiederfahren läßt, als den Linientruppen: woran liegt das? Wie ich merke, am Mangel der Uniform. Man ſcheint ſich ordentlich zu ſchämen, ſich mit Leuten in gemeiner Bauer- und Bürgertracht herumzutummeln *): und doch ſind es wohl eben
dieſe

---

*) Bernhard von Galen, dieſer vor Zeiten ſo kriegeriſche Biſchof zu Münſter, gab ſeinen Soldaten, den Bauern, ſchwarzangelau-

dieſe verachteten Leute, in deren Bruſt ächt-republikaniſcher Patriotismus brennt, und

die

laufene Flinten, um ihnen das Poliren zu erſparen, und durchs Poliren das Verdünnen der Läufe, und folglich auch die größere Gefahr des Zerſpringens zu verhüten. Als man ihm vorſtellte: das paradire aber nicht, mache nicht Aufſehen, nicht Furcht aus der Ferne durch Schimmer! — verſetzte er: Laßt das nur gut ſeyn, meine Freunde: ein ſchwarzer Hund beißt ſo ſcharf, als ein weißer! — Seine Soldaten trugen nur leinene Kittel; und was er mit ihnen ausgerichtet habe, lehrt die Geſchichte. Indeß ſie hatten den Pumpernickel vollauf, waren Landeskinder, ihren dürftigen Eltern nicht gewaltſam entriſſen — nicht geraubt aus fremden Landen, auch nicht durch teufliſche Werber-Künſte wider ihren Willen zum Soldatenſtand gezwungen ꝛc.

die uns zum Zurückzuge mit vermochten, um uns Zeit zu laſſen, in dem lieben Deutſchland Betrachtungen über den Unterſchied zwiſchen Alt- und Neufrankreich anzuſtellen, und den Winter hindurch die Menſchen und die Millionen zu berechnen, die es uns wohl noch koſten möchte, das im künftigen Jahre wieder auszuwetzen, was uns in dieſem Jahre ein wenig tief eingeſchartet iſt. Die Folge wird es lehren.

Ende des zweyten Packs.

Hist. Can...

~~Hist. Mon.~~

Hist. Coll. docs...

Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über den
Feldzug
des
Herzogs von Braunſchweig
gegen die
Neufranken
im Jahre 1792. und 1793.

Drittes Pack.

Et muſcis ſua bilis ineſt!

Germanien, 1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Briefe

über den

Feldzug des Herzogs v. Braunſchweig.

Drittes Pack.

„Blutet die Wunde nicht, wenn man uns ſticht? Lachen wir nicht, wenn man uns kützelt? — Und ſollen wir uns nicht rächen, wenn ihr uns beleidiget? Sind wir euch in jenen Stucken gleich: ſo wollen wir es auch in dieſem ſeyn, wollen ausüben, was ihr uns lehrt; und es müßte wunderbar zugehen, wenn wir euren Unterricht nicht durch unſre Handlungen übertreffen ſollten.“

Shakeſpeare.

Vierzehnter Brief.

Ich glaube es wohl, lieber Freund, daß meine Nachrichten über die neuern Kriegsbegebenheiten Ihre Erwartung lange geſpannt halten, und Sie daher vielleicht oft recht böſe auf mich ſeyn mögen, oder vielmehr auf die Verrichtungen meines Poſtens, die, wenn ſie pünktlich geſchehen ſollen — und das erfodert doch Pflicht und Ehre — mir ſehr wenig Zeit zum Ausruhen, und, wie man es nennt, zum Zumirkommen übrig laſſen. Aber ſeit unſerm Zurückſchleppen aus der Champagne, ſeit der Wiedereroberung von Frankfurt und — Mainz, ſeit unſrer Schlappe bey Bitſch, ſeit der Durchbrechung der Neufränkiſchen Linien durch uns, und ſeit der beynahigen Vereitelung aller unſerer zweijährigen Operationen durch das letzte Vordrängen der Neufranken — bin ich ſelten aus meiner Uniform gekommen, und war ſchon froh, wenn ich meine Bemerkungen nur ſkitzenweiſe meiner Rapportstaſche anvertrauen konnte: an ein ausführliches Aneinanderreihen war gar nicht zu denken.

So gutmüthig indeß Sie, und ſo beſcheiden Ihre Foderungen an Ihre Freunde — nach deren Lage — ſind, habe ich nun wohl nicht noch nöthig, es weiter zu entſchuldigen, daß ich meine Berichte erſt jezt fortſetze, da eine Art von Winterquartier mir einige Muße dazu übrig läßt, obgleich auch nur ſehr karg. Sie werden dieß ſchon von ſelbſt berechnen können, wenn Sie nur die elektriſche Thätigkeit und das unruhige, blitzſchnelle und donnerſchwangere Raffiniren unſeres vor Wuth und Rache glühenden Feindes zu Rathe ziehen, der noch obendrein von ſo mancher andern Seite uns immer überlegen iſt und bleibt; und Sie dann die Güte haben, das mit in Anſchlag zu bringen, was mein Poſten bey dergleichen Aſpecten mir zur Pflicht macht. Zu dem kommt noch, daß ich jezt alles ſelbſt ſchreiben muß, indem ich den Bedienten nicht mehr habe, dem ich ſonſt meine Schreibereyen dictiren konnte.

Dafür aber, daß meine Berichte langſam fortſchreiten, ſollen ſie durchaus ächt ſeyn, und in dieſer Rückſicht all die flüchtigen Zeitungsklatſchereyen an Werth und eben darum auch an Dauer übertreffen. Dieß hoffe,

hoffe ich, werden Sie und alle diejenigen, welche Materialien für das Ganze unſers unſeligen Krieges ſammeln, ſchon aus dem Inhalte ſelbſt abnehmen.

Was Sie von der Begründung, Unterhaltung und Verbreitung einer öffentlichen — günſtigen oder ungünſtigen — Meynung ſchreiben, hat meinen ganzen Beyfall. Es iſt traurig — verzeihen Sie, daß ich noch einmal darauf zurückkomme! — daß die privilegirten Verbreiter der Begebenheiten des Tages genöthigt ſind, ihre Berichte nach der politiſchen Convenienz ihres Zeniths zu zuſchneiden, und daher bald erſchlichen, bald verſtümmelt ihre Neuigkeiten auszukramen. Dieß geht ſoweit, daß ich mich oft nicht einmal ſelbſt in die novelliſtiſchen Darſtellungen von Begebenheiten finden kann, denen ich doch ſelbſt beywohnte.

Es iſt freylich ein alter Brauch, daß — gemeine Menſchen, auch beſſere, ſobald ſie unter der gezückten Zuchtruthe winziger Deſpoten mit heiler Haut wegzuſchleichen ſuchen müſſen, dem Feinde alles Böſe nachſagen und prophezeihen; deſſen Gutes aber entweder mit Stillſchweigen vorbeygehen, oder nach Art aller — Nebenbuhler verkleinern; aber das iſt doch wirklich unbegreiflich, wie Zeitungsſchreiber in berühmten und an Neuigkeitskrämern und Trödlern gar reichen Städten ſich von dieſer Seite ſoweit verſteigen können, daß man wirklich in Verſuchung gerathen muß, die Geſundheit ihrer Augen — troz der Einwirkung aller politiſchen Popanze — zu bezweifeln, oder anzunehmen: ihre Beurtheilungskraft wohne in ihrem eignen Gehirne nur zur Miethe.

Zum Beyſpiele will ich aus tauſend Verſteigungen von der Art vor der Hand nur eine neuere anführen, die meine Bemerkung augenſcheinlich bewähren ſoll.

So hieß es neulich in der Leipziger Zeitung: „Held Herzog Ferdinand von „Braunſchweig hat die Franzoſen total „geſchlagen: 5000 blieben auf der Stelle, „und 4000 wurden gefangen genommen.“ — Dieß ſollte ohne Zweifel eine Neuigkeit ex abrupto ſeyn — zur Erholung vielleicht wegen der vorhergegangenen, aber ſehr colorierten, Berichte über das unwiderſtehliche Vordrängen der Neufranken bis zum Entſatze von Landau! —

Daß alle Berichte über dieſes von ſo vielen Seiten merkwürdige Vordrängen, in allen Zeitungen, ſoweit das Heilige Römiſche Reich ſie liefert, ſehr unvollſtändig geweſen ſind, ſollen Sie zu ſeiner Zeit aus der Fortſetzung meiner Berichte ſehen, und dieß, wie ich hoffe, unwiderſprechlich. Für jezt frage ich bloß: ob wohl irgend ein Zeitungsſchreiber die dumpf murrende Verſtimmung, und die gar ſehr qualificierte Muthloſigkeit der Oeſtreicher, — die die Neufranken zur gelegenen Zeit zu benützen wußten, auch nur mit einem Worte berührt habe? Oder: ob wohl jemand es gewagt habe, das Publikum auf den gleichzeitigen Verluſt der Magazine . . . . aufmerkſam zu machen, der in einer beynahe ausgehungerten Gegend für die ausgemärkelten Soldaten, Bürger und Bauern, noch mehr aber für die Schatzkammern der Kriegführenden, verbündeten Mächte von gröſſerer Wichtigkeit iſt, als man jezt es denkt? — — Die Urſache von dieſem Vertuſchen greift auf jener Seite freylich bis über die Donau; und auf dieſer — noch weiter, als daß man es nicht angemeßner finden ſollte, das eine ſowohl, als das andere, gar nicht zu berühren.

Dawider hätte ich nun wohl nichts, wenn es nur nicht zugleich es hinderte, den Fürſten und deren Völkern die Augen über einen Krieg zu öffnen, bey dem ſie am Ende wohl Alles aufopfern oder verlieren; aber immer wenig oder nichts gewinnen werden, als vielleicht einen Frieden, deſſen man wohl nur mit einem „Mit Erlaubniß zu melden" wird erwähnen können, und der in jedem Falle nur auf Koſten der Truppen und der Schatzkammern, folglich auf Koſten unſchuldiger Nationen zu Stande kommen wird — vorausgeſetzt, daß die neufränkiſche Politik und Lage die Fortſetzung des Krieges nicht nothwendig finden ſollte, zur Hebung alles Uebergewichts der Reichen in ihrer Republik, zur Vereinfachung der Nationalſitten nach Verbannung des Luxus und was zum Luxus gehört, und zur Abhärtung ihrer Bürger durch militäriſche Strapatzen.

Ob der Spruch: „Wenn wir Frieden haben, haben wir kein Brod" in Neugallien je als beſtimmendes Kriegsprincip gelten werde, daran zweifele ich aus mehr als einem Grunde. *)

Und

---

*) Quando habemus pacem, non habemus panem, heißt es von den Schweden in dem Kurzen Entwurf der rechtmäßigen Waffen des Churf. von Brandenburg im J. 1678, S. 58. — König Chriſtian von Dänemark warf 1644 in ſeinem Gegenmanifeſt den Schweden öffentlich vor: daß ſie bloß au-

dendo

Und all die erwähnten Uebel, dächte ich, wären für jeden ehrlichen Mann, der es reindeutſch mit den Fürſten und deren Völkern meynt, Grund genug, auch reindeutſch über Begebenheiten von der Art zu berichten und zu ſprechen. Dadurch kömmt der ſtatus cauſae ins reine, und wird um ſo eher ſeiner Beendigung genähert. Auch würden wir alle jenen Arzt einen Pfuſcher oder Schurken nennen, der eine bedenkliche Entzündung ſolange ignoriren, oder vertuſchen, oder täuſchend veräſonniren wollte, bis der ein-

---

dendo et bella ex bellis ſerendo groß zu werden gedächten. Londorp T. V. p. 847. — Einige neuere Politiker vermuthen von den Neugalliern ein gleiches, wie wenn kein himmelweiter Unterſchied zwiſchen Frankreichs und Schwedens Ergiebigkeit ſtatt fände!

eingerißne Kaltebrand ihn endlich überführend nöthigte, entweder das entzündete Glied abzunehmen, oder den ganzen Kranken dem Tode eigenſinnig zu überlaſſen.

Thun aber unſere Zeitungsſchreiber und die meiſten politiſchen Quackſalber etwas anders? Sie geben ſich die Miene, oder beſtreben ſich auch wohl ernſtlich, unumſtößliche Grundſätze oder unläugbare Begebenheiten durch uſurpirte Kunſtgriffe zu widerlegen oder zu verſtecken, und ſehen die ſchrecklichen Folgen nicht ein, die ihre deſpotiſche Logik unvermeidlich macht: eine Logik, die die Völker um ſo aufmerkſamer machen wird, je ſophiſtiſcher ſie ſich beſtrebt, ihre Machthaber über Alles hinaus zu künſteln, oder — einzuſchläfern; aber in einen Schlaf, woraus ein politiſcher Alp ſie dereinſt ſchrecklich wecken könnte. Wahrlich auf dieſem Wege kann die Welt an allen Enden in Brand gerathen, ehe die argwöhniſch-lauernden Völker, vorzüglich die Neufranken, ſich zu dem bequemen werden, was Burke, Pitt, Arthur Young, Rehberg, Zimmermann, DeLüc; Schirach, Girtanner und wie die übrigen politiſchen Blaſebälge weiter heißen, in Vulkans Hof hinein hauchen, ſäuſeln und brauſen.

Doch um auf das von Leipzig aus ausposaunte Total-Schlagen des Helden, Herzogs von Braunſchweig, zurück zu kommen, iſt es wohl klar, daß 5000 und 4000 erſt 9000 ausmachen: bekanntlich aber iſt die jetzige Neufränkiſche Rhein-Armee, die Landauer Beſatzung nicht einmal mitgerechnet, wohl noch ein wenig zu ſtark, um auch nach Abzug von 9000 Mann, ſie als total geſchlagen anzugeben. Der Leipziger Herr Zeitungsſchreiber muß alſo ſehr ſtark genikt haben, als er dieſe merklich verrechnete Plapperey ſo unbedingt dahin ſchrieb, und vielleicht nicht einmal daran dachte, ob er wohl nicht gar ein Mährchen ſchrieb. Die Zeit ſoll ihn belehren. —

Was Sie von dem größten Theil der neuern politiſchen Schriftſteller ſagen, iſt leider ſehr wahr; nur finde ich es zu hart, wenn Sie glauben, **Risbeck** habe in jener Stelle recht, worin er ſagt: „Ueberhaupt „iſt **Wieland** einer der größten Sophiſten „unſers Jahrhunderts, der auf alles eine „Apologie oder Satyre fertig hat, und das „hergiebt, was man ihm bezahlt.“ *) Eine

---

*) Briefe eines reiſenden Franzoſen im Deutſchland an ſeinen Bruder in Paris. II. B. S. 55.

Aeußerung von der Art finde ich auf Nikbeks Seite ſehr indiskret; und auf Ihrer — werden Sie ſelbſt ſie ein wenig zu voreilig finden, wenn Sie auch bloß nur an den Schach Lolo oder an die Geſchichte der Könige von Scheſchian denken wollen.

Der Verfaſſer dieſer Werke iſt es vorzüglich, der uns Deutſchen das genauere Beobachten des Ganges der Politik und der Politiker gleichſam angezaubert hat; und noch immer iſt er für uns — nach ſeiner Art — das, was Macchiavelli für Italien, und Montesquieu, Raynal, Voltaire und Rouſſeau — nach ihrer Art — für Frankreich waren. Er hat das Verdienſt, unſere Fürſten auf ihre Pflichten, und deren Untergebne auf ihre Rechte aufmerkſam gemacht zu haben: ein

Verdienſt, das nur der verkennen kann, der es nicht weiß, daß das Wohl und die Ruhe der Völker und der Fürſten — für die Dauer — nur einzig und allein von der gegenſeitigen, ungekränkten, heiligen Beachtung jener Verhältniſſe abhängt, die aus den hergebrachten Correllaten dieſer Begriffe und Dinge jezt noch entſpringen.

Trophäen alſo, Freund, und noch mehr als dieſe, hätte Wieland längſt verdient, wenn wir ſchwerfällige Deutſche nicht gleichſam mit Vorwürfen und wie bey den Haaren herbeygezogen ſeyn wollten, wenn auch von weiter keiner Belohnung die Rede iſt, als von einer Bildſäule nach dem Abſterben für — Leibnitz, Wolff, Leſſing, Sulzer und Mendelsſohn.

Daß der große Wieland im vorigjährigen Merkur (1793) Einiges geliefert habe, was Sie wegwünſchen, glaube ich, da ſelbſt anſehnliche, einſichtige Männer bey der Armee eben dieß mehrmals gewünſcht haben. Aber wer kennt nicht die illudirenden Spiele der Wielandiſchen Muße! Wer kann von einem Lehrer der Nation, der zugleich das Haupt einer anſehnlichen Familie iſt, mit Billigkeit fodern, gegen den Strohm an zu ſchwimmen und ſein Lieblingsvehikel für manche Wahrheit zur Contrebande für ſich und andere werden zu laſſen, vorzüglich zu einer Zeit, wo ein paniſches Schrecken ſo manche Ausgeburt der Despotie und des politiſchen Unſinns entſtehen läßt! Ja, wer weiß, ob Wieland nicht manches Gangbare problematiſch anregt, damit man das Ungereimte oder das Lächerliche deſſelben auf dieſem oder jenem Wege der Rüge und Gegenrüge auffallender bemerke! —

Kurz, Freund, Sie ſelbſt werden einſehen, daß Wieland die Menſchen zu gut kenne, als daß er im Ernſte an eine franzöſiſch-deutſche Aufrührer-Propaganda glauben könne. Der aktive Franzoſe von der Art würde den lieben Deutſchen, zumal unter den niederern Volksklaſſen, für ſeine Plane zu ſtumpf und zu gefühllos finden, und ihn, um nicht alles zu riſkiren, gern bey heiler Haut mechaniſch fortvegetiren laſſen. Wieland iſt überdem kein Aloyſius Hoffmann; und ſo wie dieſer wegen ſeiner verunglimpfenden Inſinuationen über die geheimen Prager Verbindungen durch die Erklärung der drei Prager Freymaurer-Logen an das Publikum beſchämt und zurechtgewieſen iſt, *) ſo iſt auch jenes zehnte Stück des vorigjährigen Merkurs, mit dem Sie hauptſächlich unzufrieden zu ſeyn bekennen, im zwölften Stück des Schleswigiſchen Journals N. 5. durch die Bemerkungen und Fragen eines Mannes, der an keine Propaganda, als an die in Rom, glaubt,

uns

---

*) S. 14. ſagen die edeln, freymüthigen Prager Freymaurer: „daß man den Trieb des Mißmuthes einflöße, wenn man zur Unzeit im Tone des Argwohns ſpreche; — und daß das Geſchlecht der Angeber immer ein ſehr trügliches Geſchlecht zu ſeyn pflege.“ — S. 15. bemerken dieſe Männer weiter; „Nur geheime Winke gehen mit geheimer Bosheit in faſt gleichem Range.“ Endlich fodern ſie den Hn. Hofmann auf, „daß er mit gerader Freymüthigkeit vor der Regierung oder vor dem Publikum, wie er es

„als

ins Reine gebracht worden. — Nebenher muß ich Ihnen ſagen, daß Sie in eben dieſem Stücke N. 3. etwas finden werden, das Ihrem litterariſchen Gaumen behagen wird: es betrift die **Mündigkeit Europa's**. Superintendent **Ewald** hat in der Beantwortung der Frage: „Was ſoll der Adel jezt „thun?" etwas ähnliches. Sie leſen es gewiß mit vielem Vergnügen.

Auf

„als Patriot für das gemeine Beſte am zuträglichſten achte, — die geheimen Verbindungen und gefahrvollen Complotte anzeige, von denen er Privatnotiz zu haben ſich ſtelle." — Aber die Berge kreißten, und ihr Product war ein lächerliches Mäuschen! — Unſere Nachkommen, denk' ich, werden über unſere politiſche Geſpenſterſeherey eben ſo die Achſeln zucken, wie wir über die pſychologiſche unſerer Vorfahren. Indeß nil admirari räth **Wieland** öfterer, als Horaz. —

Auf alles übrige, was Sie an Wielanden tadeln, ließe ſich vielleicht eben das anwenden, was er ſelbſt auf den Herrn von Voltaire angewendet hat. „Ich „beſorge, — ſchreibt er von dieſem *) — „ein großer Dichter iſt immer ein gefährlicher Geſchichtſchreiber. Wenn er auch „ehrlich genug iſt, die Wahrheit ſagen zu „wollen, ſo müßte er zu gleicher Zeit eine „ganz außerordentliche Gewalt über ſich „ſelbſt haben, wenn er immer Meiſter von „ſeiner Einbildungskraft, oder von der „Wärme ſeines Herzens bleiben, und von „der Gewohnheit, die Gegenſtände zu „verſchönern, oder zu verhäßlichern, ſie „nach Belieben zuſammenzuſetzen und Schatten und Licht ſo zu vertheilen, wie ſie den „beſten

---

*) Teutſcher Merkur, 1773. Nov. S. 159.

„beſten Effekt machen — einer Gewohnheit, die dem Dichter endlich zur andern Natur wird — nie verführt werden „ſollte, die Sachen, auch wider ſeine ausdrückliche Abſicht, anders vorzuſtellen, als „ſie wirklich in der Natur ſind, oder zu „ſeyn ſcheinen."

S. 170. fügt er hinzu: „Ich empfinde „die Zauberey der voltaireſchen Schreibart „ſo ſtark, als irgend jemand, und laſſe „mich durch den Schimmer ſeiner Einfälle „und die Blendwerke ſeines Vortrags ſo „gerne hintergehen, als ein anderer — vorausbedungen, daß es mir erlaubt ſeyn „muß, zu merken, daß ich hintergangen „werde. Aber ich kann gleichwohl nichts „dazu, wenn ich nach ſolchen Beyſpielen, „wie weit ein Mann, der einmal im Beſitz „iſt, zu reden und zu ſchreiben, was er will,

„die Sachen treiben kann — überlaut lachen muß, wenn eben dieſer Mann, mit dem Ernſte eines Weiſen, der zum Unterricht des menſchlichen Geſchlechts ſchreibt, etwas behauptet, — das man von ihm nie erwartet hätte."

Dieß, Freund, und mehr nichts iſt mein Glaubensbekenntniß über **Wielands** politiſche Ideen-Spiele oder — Träume. Ueberhaupt wiſſen Sie, daß ſchlaue und jovialiſche Köpfe ihre guten Gründe haben können, zur Zeit eines allgemeinen politiſchen Paroxismus, ſich zu den Schwachen im Reiche der Finſterniß herabzulaſſen, und — um wenigſtens nicht als Sonderling bemerkt oder geneckt zu werden — auch da Hexen, Kobolde und Geſpenſter mit zu behaupten, wo bloß der blaſſe Mond — von fernen Linden — nur bewegliche Schatten hinwirft, aus denen die getäuſchte Phantaſie das ausbildet, was Furcht und Vorurtheile, nach dem Geſetze der Aehnlichkeit, zunächſt der geängſtigten Seele vorführen.

Es könnte auch ſeyn, daß man hier und da Einiges unternähme, was höchſt nur durch die ſogenannten kolorirten Titel den Schein Rechtens erhalten könnte: und dieſe auszuhecken, war von jeher die Sache jener Herren, die reichlich genug beſoldet wurden, um das durch Deductionen, Manifeſte u. dgl. zu beſchönigen, was eine andere Art von Herren nicht auf dem Wege Rechtens, nein, auf dem der Uſurpation oder der überwiegenden Stärke gar häßlich verübten.

Titel von dieſer Art waren vorzeiten — für gewiſſe Fälle — Ketzer oder Majeſtätsſchänder. Ketzer waren damals alle, welche weiter ſahen und deswegen laut wurden, als es das Intereſſe der herrſchenden Kirchenparthey zuließ *); und Majeſtätsſchänder nannte man alle die, deren ehrliche Freymüthigkeit den Machthabern des Staats im Wege ſtand. **) Die Stra-

fen

---

*) Quidquid non placet, quidquid non intelligunt, haereſis eſt. Graece ſcire, haereſis eſt, expolite loqui, haereſis eſt, quidquid ipſi non faciunt, haereſis eſt. — So ſchrieb Erasmus von Rotterdam an den Mainzer Erzbiſchof Albrecht. L. II. p. m. 423.

**) Wer aber ſchändete die reelle Majeſtät der Völker mehr, als die ſogenannte Majeſtät mancher Fürſten? — fragt der Anmerker in dem „Hiſtoriſchen Verſuch über den Urſprung und Fortgang der Rechte und der Uſurpationen der Churfürſten, Kaiſer und Reichsvicarien.“

ſen für beyde waren ſchrecklich genug, um es ſehr leicht einzuſehen, warum ſo manche arge Barbarey ganz öffentlich ohne eine laute Rüge der hellern Zeitgenoſſen ablief.

Dieſe Titel ſind aber für unſere Zeiten wohl ſchon zu abgenutzt; und an ihrer Stelle findet man jene eines Propagandiſten oder Jakobiners neumodiſcher, obgleich mir einer meiner Freunde, bey unſern Truppen in Polen, geſchrieben hat, daß ſelbſt der dortige Adel, nach der Bekanntmachung unſeres Manifeſtes über die Beſitznehmung von Südpreußen, ſehr neugierig herumforſchte: Was denn die Jakobiner für ein Ding wären? — Genug, Freund, Sie ſehen hier neuerdings, wieviel es auf Benennungen ankömmt, und wozu ſie dienen. Vergeſſen Sie hierbey nur auch nicht die ehemalimaligen Tempelherren *) in Frankreich, und die neuern Illuminaten in Baiern!

Thun denn Benennungen von dieſer Art ſo manch hübſchen Vorſchub — zum Scheine Rechtens, auch bey dem ſtreitigſten Verfahren: wer könnte ſo eigenſinnig ſeyn, es gewiſſen betitelten Herren übel zu nehmen, wenn ſie ihr Scherflein zu dieſer Titelfabrik beytragen, und wäre es auch nur, um

---

*) Außer Nicolai's Verſuch über die Beſchuldigungen, welche den Tempelherren gemacht worden, gedenkt ihrer auch Mercier im II. B. ſeiner Gemälde der Könige von Frankreich S. 321. u. ff. — Wer dieſe Gemälde aufmerkſam geleſen hat, findet es gewiß befremdend, daß die Franzöſiſche Nation nicht eher wider ihre Könige aufgeſtanden iſt.

allen Titelbedürftigen, neumodigen Kreuzfahrern eine undurchſichtige, verſchliffene Brille anzuſchwatzen, oder — eine Kappe mit Schellen.

Funfzehnter Brief.

Wenn ich Ihnen heute einen Commentar über Trenks Macedoniſchen Helden, den er, wie Sie Sich erinnern werden, mit Cartouchen verglichen hat, nach Belegen liefern wollte, wie ſie haufenweiſe in der ältern und neuern Geſchichte vorkommen: ſo hätte ich eine hübſche Gelegenheit, mich Ihnen als einen gelehrten Geſchichtkundigen vorzuführen; lief aber zugleich auch Gefahr, von allen denen als Pedant ausgeſchrieen zu werden, die es von Kindesbeinen an bequemer fanden, ſich ihr Bißchen Wiſſens ohne viel Kopfbrechen oder Herumwühlen in den Denkmählern der ſchwachen und immer und ewig auf- und abſchwankenden Deukalioner kurz ab, und bloß zur Nothdurft oder zur Parade anzuſchaffen. Aber auch nur Pedant zu ſcheinen, ſchickt ſich für meine Uniform ſo wenig, daß ich Ihnen den erwähnten Commentar nicht liefern werde, wenigſtens heute nicht, ſondern gerades weges das nur noch beantworten, was Sie mir ausdrücklich dazu vorlegten. Hierauf ſoll der Faden meiner Feldzugsberichte ununterbrochen fortlaufen.

Sie befragen mich aber über Dinge, die ich jezt noch nicht beantworten kann, ohne der Ordnung und Folge meiner Berichte und der Bemerkungen über dieſelben zum Theil vorzugreifen. Indeß um Ihre Neugierde doch durch Etwas zu befriedigen, und in einer Vorausſetzung, die mich wohl nicht trügen wird, in dieſer: daß die Zeit noch manchen Aufſchluß über manches Vergangene und Gegenwärtige herbeyführen werde, woran wir jetzt vielleicht nicht einmal denken, und welches dann als Nachtrag bey meinen Berichten darüber, ſehr wird dienen oder das erſetzen können, was ich jetzt zum voraus von daher bemerke, — werde ich die wichtigſten Ihrer Fragen nach der Reihe beantworten; aber hier und da nur ſummariſch und immer mehr aus Gefälligkeit gegen Sie, als aus Achtloſigkeit gegen die Ordnung. Die ausführlichere Antwort, nebſt einer auf Ihre übrigen Fragen, ſoll dereinſt an Ort und Stelle geliefert werden.

Alſo zuerſt wollen Sie wiſſen: was ich nach dem jetzigen Augenſcheine der Dinge von der zukünftigen Lage Frankreichs urtheile? — Dieß, Freund, iſt eine delikate Frage, zu deren Auflöſung ich Ihnen — um mit Ehren und kurz davon wegzukommen — ein Citat liefern will, das, als analogiſches Datum, zum Theil die Stelle meiner Antwort vertreten mag.

„Als Amerika — ſo heißt es in Joſephs von Wurmbrand politiſchem Glaubensbekenntniß, S. 17. — die heilige, unleugbare Befugniß des Menſchen, unbeſtimmte oder zu ſeinem Nachtheil gebrochene Contrakte wieder aufzuheben, ſich fremden Schutz zu verbitten, wenn man ſich ſelbſt ſchützen kann, und die Früchte ſeines eignen Fleißes nach ſeiner eignen Weiſe zu genießen, gegen das uneigentlich ſo genannte Mutterland gelten machen wollte: da eiferten nicht nur Moraliſten und

Rechtsgelehrte wider die Undankbarkeit der Colonien, ſondern die Staatspropheten ſahen auch voraus, daß dieſe, von eigennützigen Böſewichtern und Aufrührern irregeleitete, nicht von Einem Geiſte beſeelte, unter ſich ſelber durch Uneinigkeit getrennte Leute, ohne disciplinirte Armee, ohne Geſetze, ohne Bundesgenoſſen, ohne Geld, ohne Credit, wenig ausrichten und bald zum Gehorſame würden zurückgeführt werden.“

„Den Journal- und Bücherſchreibern der damaligen Zeit, beſonders dem empfindſamen Herrn Fähndrich Anburey, deſſen Beſchreibung von Nord-America der Herr Geheimerath Forſter überſetzt hat, ſchauderte die Haut, bey Schilderung der Abſcheulichkeiten, durch welche die verblendeten Amerikaner ſich alles Mitleids unwerth machten und ihr armes Land für Jahrhunderte in eine Wüſteney verwandelten. Er und mit ihm nicht nur mancher andrer Fähndrich, ſondern auch mancher General und Mann von Gewichte, beſchrieb die Heere dieſer Vagabonden als Räuber-Rotten, die kaum verdienten, von regulirten Truppen zu Paaren getrieben zu werden.“

„Wer hätte auch glauben ſollen, daß Leute ohne Schuhe und Strümpfe, die zuweilen bloß davon liefen, wo man glücklicher nach dem Takte hätte retiriren ſollen, die nicht wußten, was doployren und durchziehen und dergleichen hieß, und deren Anführer gemeine Kerl, ohne Geburt und Stand waren, daß dieſe unſre bunten Männerchen, mit Gold und Silber geziert, die unter Anführung von Lords, Grafen und Edelleuten, alles nach dem Tempo zu thun verſtanden, ſchlagen, gefangen nehmen und zum Lande herausjagen würden?"

„Die Zeitungen und Privatbriefe waren voll von Zwiſt und Spaltung, die unter den Mitgliedern des Congreſſes herrſchen ſollten, von Trennung und Unterwerfung einzelner Provinzen unter Britanniens Skepter, von allgemeiner Anarchie, Mord und Raube. Und wie ſieht es jetzt mit dieſen Rebellen aus, nachdem kaum der ſechſte Theil eines Menſchenalters ſeit jener Zeit verfloſſen iſt? Keine Spuhr mehr von Mangel, Unordnung und Gährung! In voller Würde, reſpektirt und gefürchtet von allen Völkern des Erdbodens, ſteht der neu errichtete Staat da, nachdem er ſeine Freyheit muthig errungen und ſich einen ehrenvollen Frieden verſchaft hat." —

„Ein wunderſames, politiſches Phänomen! Menſchen, unter verſchiednen Himmelsſtrichen gebohren, nun in eine Nation zuſammengeſchmolzen! Provinzen, deren jede ſich beſondere Geſetze gemacht hat, zu einem groſſen Staatskörper vereinigt, ohne gemeinſchaftliches einzelnes Oberhaupt, ohne Adel, ohne herrſchende Religion, im höchſten Wohlſtande und Flor, den nur Freyheit, Frieden, gute Polizey, Handel, Wiſſenſchaften und Künſte gewähren können, von Tage zu Tage zunehmen, in brüderlichem Bündniſſe mit ihren ehemaligen Vormündern, ein Muſter, dem andere Völker nachſtreben!“

„Wie gern würde mancher Fürſt, der damals von den Amerikaniſchen Rebellen mit der tiefſten Verachtung ſprach, jetzt mit großer Herablaſſung und Dankbarkeit von der Amerikaniſchen Nation eine kleine Statthalterſchaft für einen ſeiner Prinzen annehmen, wenn dieß Volk es nur zu erkennen wüßte, wozu ein Fürſtenſohn taugt! Wie gern verfertigte jetzt ein Schriftſteller, der damals ſeine Federn gegen den Congreß wezte, eine Lobrede auf die vereinigten Provinzen, wenn ihm das ein Jahrgeld eintragen würde!“ —

Dieß Herr Joſeph von Wurmbrand, verkappt, und, wie Sie finden werden, ſehr wahr! — Es könnte aber ſeyn, daß Sie, wie mehrere, einen grellen Unterſchied zwiſchen dem Nordamerikaniſchen und Neufränkiſchen Freyheitskampf vorzufinden glaubten; und hierin wäre ich denn ganz Ihrer Meynung. Nordamerika hat nie einen ſo ausmärkelnden und anhaltenden Grad von deſpotiſchem Druck empfunden, als Frankreich; und ſo war es natürlich, daß

Frankreichs Gegendruck weit mächtiger und ſtürmiſcher aufbrauſen und forttoben mußte, als der von Nord-Amerika, zumal, da man hier — nach Kopf und Herz — weit weniger empfänglich für Druck und Gegendruck war, als dort. Auch waren die Nordamerikaner — von innen und auſſen — nicht wie die Neufranken, mit ſo vielen, mächtigen und verſchmitzten Aufwieglern und Verräthern umgeben und verwickelt. Um dieſe alſo mit exemplariſchem Nachdruck aus dem Wege zu räumen, herrſcht dort jetzt Herkules auf eine Zeitlang mit Schrecken, tilgt die Ungeheuer mit Macht und bahnt auf dieſe Art den Weg zum ungeſtöhrten Auftritt des Lykurgus. Auch in Sparta war vorzeiten die Freyheit unbegränzt, wie die Sklaverey: *) auch dort ging

---

*) Plutarchus in Lycurg. T. I. pag. 57.

ging die Alles bezwingende Macht vor dem Alles ordnenden Geſetze her: *) Und ſo geſchieht unter der Sonne nichts Neues! —

Freylich wünſche ich, wie gewiß jeder, der auch nur Halbmenſch ſeyn möchte, zur Ehre der Menſchheit und der Moralität, daß die Neufranken mehr Achtung gegen dieſe wie jene bezeigt hätten! nimmt man aber den Menſchen, wie er einmal iſt, vorzüglich den in Frankreich: ſo zeigt die Geſchichte und die Pſychologie, daß der nicht zunächſt mitintereſſirte, kaltblütige, philoſophiſche oder politiſche Zuſchauer in der ſichern Ferne, von jeher durchgängig theoretiſch ganz anders und abſtract richtiger calculire, als der Entgegengeſetzte im Enthuſias-

---

*) Pauſanias L. III. C. 14. pag. 242. — Lucian. de Gymnaſ. T. II. pag. 919.

mus practiſch durchführt. Unſere Compendien zeigen ja ganz richtig, wie die Erfahrung, daß der Zuſtand des Empfindens den Zuſtand des Denkens hindere oder hebe, und dieß minder oder mehr, je nachdem die Empfindung ſtärker, oder der Empfindende reizbarer oder gereizter iſt.

Welche Empfindung könnte aber lebhafter, ſtärker und inniger ſeyn, als die in Menſchen, deren innere und äußere Lage ſie anhaltend auffodert, entweder auf ſich und alles Ihrige Verzicht zu thun, oder beydes bis auf Leben und Tod zu vertheidigen, und dieß um ſo mehr, je weniger irgend ein Einſichtiger, von ſo ſehr gereizten und ſo leicht reizbaren Menſchen, als dieſe die Neufranken nun einmal ſind, es je erwarten wird und kann, daß ſie ſich und das Ihrige der beliebigen Entſcheidung unberufener Schwerdt-Richter oder dem Erfolge eines glücklichen oder unglücklichen Ohngefährs läſſig überlaſſen werden!

Hiebey lange unterſuchen wollen: Ob das einmal wüthende Aufbrauſen recht- oder unrechtmäßig ſey, iſt zu ſpät; aber nicht: wie man es am angemeſſenſten und mit dem geringſten gegenſeitigen Verluſt von Perſonen und Sachen dämpfe. „Nichts kömmt mir alberner vor — ſchreibt in Rückſicht auf das Erſtere wieder Joſeph von Wurmbrand *) — als wenn man ſich in moraliſchen und politiſchen Gemeinſprüchen über die Befugniſſe und Nichtbefugniſſe einer ganzen Nation, ihre Regierungsform zu ändern, ergießt: wenn man darüber raiſonnirt, was ein Volk, wenn es ſich empört,

---

*) In dem ſchon angeführten Glaubensbekenntniß S. 24.

pört, hätte thun sollen, und wie es hätte beſſer und gelinder handeln können, und ob zuviel oder zuwenig Blut dabey vergoſſen worden?“

„Freylich wenn von einem Plane die Rede iſt, den ein einzelner Menſch entwirft, — dann läßt ſich vielleicht entſcheiden, in wie fern er dazu Befugniß und Veranlaſſung hatte; — wenn aber ein ganzes Volk durch eine lange Reihe von würkenden Urſachen dahin gebracht iſt, ſeine bisherige Regierungsform, die nicht taugte, die nicht in die jetzigen Zeiten, nicht zu dem gegenwärtigen Grade der Cultur paßte, in welcher ſich der größte Theil der Bürger unglücklich fühlte, — mit Gewalt über den Haufen zu werfen; wenn ſie Alle hierzu durch einen Geiſt belebt werden, den ihre elende, verzweifelte Lage in ihnen erweckt hat; wenn dieß alſo nicht nach einem beſtimmt angeordneten Plane, ſondern durch einen Windſtoß geſchieht, der auf einmal das Feuer, das lange unter der Aſche geglimmt hatte, in helle Flammen auflodern macht, — wer kann da Ordnung fordern! Wer kann da beſtimmen, ob zuviel oder zuwenig geſchieht! Schreibe dem Meere vor, wie weit es fortſtröhmen ſoll, wenn es den Damm durchbricht, den Ratten, Mäuſe und Maulwürfe Jahrhunderte lang untergraben haben!“

„Und wenn bey ſolchen gewaltſamen Umwälzungen Scenen vorfallen, bey deren Anblick die Menſchheit zurückſchaudert, wer trägt dann die Schuld ihrer Gräuel? Ganz gewiß mehr die, gegen welche man ſich empört, oder vielleicht deren Väter, als die Empörer ſelbſt — auf die, die entweder das Volk durch deſpotiſche Mißhandlungen aufs

Aeußerſte gebracht, oder durch Beyſpiel und Beförderung des ſchändlichſten Luxus und aller Wollüſte wahren Seelen-Adel und Einfalt der Sitten in allen Klaſſen der Bürger zerſtöhrt, oder wenigſtens ſorglos in ihrem Berufe, von boshaften, gleißneriſchen, raubſüchtigen Schranzen umgeben, die Unterthanen der Verführung, der Plünderung und dem Drucke preisgegeben, das Volk gegen jede Herrſchaft, gegen jeden Zwang erbittert, alle Herzen von ſich abgelenkt haben — auf dieſen ruhet die Sünde!"

„Die Menſchen im Ganzen lieben Ruhe und Frieden, ſetzen nicht leicht den mäßigen aber ſichern Genuß des Gegenwärtigen aufs Spiel bey der Ausſicht eines mühſam zu erkämpfenden ungewiſſen Künftigen; allein wenn der Deſpotismus es dahin gebracht hat, daß die Staatsverfaſſung einem Kriege Aller gegen Alle ähnlich ſieht; wenn jeder Mächtige nimmt, wo er ungeſtraft nehmen darf, kein Großer Geſetze anerkennt, ſobald er ſich Strafloſigkeit erſchleichen, ertrotzen oder erwürgen kann; wenn kein Eigenthum des Bürgers oder Bauers weiter reſpectirt wird, wenn kein Arbeiter ſicher iſt, den Erwerb ſeines Fleißes vor den Klauen königlicher, prinzlicher, adlicher oder geiſtlicher Raubthiere bewahren zu können: wenn man endlich doch Leben und Freyheit wagt, man ſpiele das große Spiel mit oder nicht — wer wird es dann auch dem Sanftmüthigſten zum Verbrechen machen, daß er, ſtatt ſich geduldig ſchinden zu laſſen, mit drein ſchlägt, mit zugreift, da, wo ſoviel zu gewinnen, und keine andere Gefahr zu laufen iſt, als die ihm nicht weniger täglich in ſeiner friedlichen Hütte drohte, als er ſich auch nicht regte?“

„Ueberhaupt iſt es ganz verlohrne Mühe, zu raiſonniren über die Befugniſſe eines Volks, ſeine Regierungsverfaſſung umzuändern. In den großen Plan der Welterhaltung durch Umwechſelung der Materie und Form nach dem Geſetze des phyſiſchen und moraliſchen gegenſeitigen Einwirkens, gehören dieſe Umkehrungen; ſie ſind unvermeidlich, ſie werden herbeygeführt durch die Ebben und Fluthen der Cultur: die Menſchen ſind nur die Werkzeuge in der Hand der alles ordnenden Vorſehung. Iſt der Zeitpunkt da, ſtimmen alle Umſtände dazu ein: ſo ſind alle Wirkungen einzelner Leute, alle Anſtalten der Regenten, alle Predigten und Declamationen dagegen vergeblich. *)

Das

---

*) Zur nähern Einſicht dieſer Wahrheit dienen Pagano's politiſche Verſuche über den bürgerlichen Lauf der Nationen, oder über den

Das Recht des Stärkern iſt in der ganzen Natur herrſchend. Worauf ſonſt als auf dieſes Recht gründen die Deſpoten ihre Gewalt? Womit ſonſt, als mit dieſem Rechte des Stärkern machen ſie uns, an der Spitze von hundert tauſend Mann, die Gründe, worauf ihre Deductionen geſtützt ſind, anſchaulich? Iſt dieß Recht aber nicht auf ihrer Seite: ſo haben auch ihre Gründe wenig Gewicht, und ſie müſſen dem nachgeben, der mit mehr Nachdruck den Beweis ſeiner Rechtmäßigkeit führt.“ —

Das Recht des Stärkern, in ſeiner eigentlichen Bedeutung, iſt aber urſprünglich

auf

---

den Urſprung, Fortgang und Verfall der burgerlichen Geſellſchaften, und Gulliani's politiſcher Verſuch uber die unvermeidlichen Veränderungen der burgerlichen Geſellſchaften. Aus dem Italiän.

auf Seiten der Nationen: denn dieſe ſind es, die die Maſſe von Kräften bilden, die ſie einem Einzigen oder Mehrerern übertragen, um ſie zu ihrem Beſten geſetzlich zu verwalten. Verwalten dieſe ſie nun offenbar und anhaltend ſyſtematiſch zum Nachtheil ihrer Committenten, oder ſuchen ſie durch die Benutzung der committirten Kraftmaſſe Privatzwecke für ſich zu erreichen, die dem allgemeinen Zwecke von National-Verbindung oder der ungehinderten höhern Cultur ihrer Kräfte, bei den geſicherten Rechten ihrer Perſon und ihres Eigenthums, im Wege ſtehen, oder führen ſie Geſetze ein, die dem Sittengeſetze vernünftiger Weſen widerſprechen; — welcher einſichtige und Rechtliebende Regent könnte dann despotiſch genug ſeyn, einer ſo behandelten Nation es zu verargen, wenn ſie einſtimmig ihre committirte Kraftmaſſe zurückfoderte, und de-

rem

ten Verwaltung nun ſelbſt, als mündig genug, übernähme und ſo einrichtete, daß ſie in der Zukunft vor ähnlichem Mißbrauch ihrer eignen Energie und Rechte ſicher bliebe! Doch hiervon zu einer andern Zeit! *)

Dieß, denke ich, wird hinreichen, Ihre Frage über die Rechtmäßigkeit der Neufränkiſchen Revolution wo nicht ſyſtematiſch aufzulöſen, doch fragmentariſch zu beleuchten:

---

*) Wer Zeit, Luſt und Kopf genug hat, um über dieſe Frage etwas recht Bündiges und Schönes zu prüfen, der leſe den Beytrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution. 2 Theile, 1793. Wem dieſer Beytrag die Augen nicht öffnet, dem ſteht freylich weiter nicht zu helfen, und iſt ein insanabile caput. Für Rehberg enthält er wohl leicht etwas zu viel. —

denn für einen Kopf von Ihrer Art ſind die gegebnen Winke ſchon genug, um ſo mehr, da es Ihnen wohl nicht ganz Ernſt ſeyn wird, daran zu zweifeln, und Sie zu ehrlich denken, als daß Sie je ein niederträchtiger Geburtshelfer des Deſpotismus oder der unumſchränkten Miniſter-Regierung werden könnten. —

Sechzehnter Brief.

So menſchenfreundlich und friedfertig Sie denken, zumal an der ſchönen Seite Ihrer ſanften und vom allgemeinen Wohlwollen belebten Louiſe, wundert es mich nicht, daß Sie: die Neufränkiſchen Gräuelſcenen mit der urſprünglichen Gutmüthigkeit der menſchlichen Natur unvereinbar finden. Sie ſcheinen aber die anarchiſche Stimmung eines excentriſch-exaltirten und in Sturm und Drang handelnden Volkes hierbei nicht miterwogen zu haben. Eine Thurm-Uhr entſpricht nur ſolange ihrem Zwecke, als die verhältnißmäßige Wirkſamkeit aller ihrer Theile gemeinſchaftlich auf die Erreichung dieſes Zweckes einfließt; folgt aber unaufhaltſam der einzigen Schwere ihres Gewichts, ſobald nur eine von den Hauptkräften des Widerſtandes oder der Eintheilung nachläßt, und ſie dadurch zum Ablaufen hingeriſſen wird, und dieß um ſo raſcher, je abgenutzter ihr Räderwerk und je ſchwerer ihr Gewicht iſt. Sie mitten in dieſem Laufe aufhalten wollen, könnte leicht die Hand oder den Arm koſten.

Auf was alles — dieß Gleichniß hindeute, will ich der Entwickelung ihres Scharfſinns überlaſſen, und mich gleich zu dem wenden, was Ihnen an dem Ablaufen des politiſchen Uhrwerks in Frankreich ſo unbegreiflich vorkömmt. Ich werde aber — und Sie ſollen zu ſeiner Zeit ſehen, warum? — noch einmal den Joſeph von Wurmbrand für mich ſprechen laſſen.

„Alle Gewaltthätigkeiten — ſchreibt dieſer S. 69. — die in Frankreich vorgegangen ſind, alle Ermordungen, alle Plünderungen, Mordbrennereyen, Ausſchweifungen, überhaupt alle geſetzloſe Handlungen ſind, in Vergleichung mit den Unordnungen und Gräueln, womit von jeher ähnliche, ja, viel geringere Vorfälle bezeichnet waren, für nichts zu rechnen. — Ein Krieg, den irgend ein ehrgeiziger Deſpot zu Befriedigung ſeiner kleinen Leidenſchaften führt, — koſtet tauſendmal mehr Blut und unſchuldiges Blut, und zu welchem Zwecke? Ob

Gibraltar den Engländern oder Spaniern gehört, das iſt gewiß für die Welt, und vielleicht für das wahre Glück der beyden ſtreitenden Nationen ſelbſt, ein ziemlich unbedeutender Umſtand; und dennoch hat der Kampf um dieſen Felſen in einigen Stunden mehr Menſchen, die gar nicht dabey intereſſirt waren, das Leben geraubt, als ein jahrlanger Kampf um Freyheit und Geſetze in Frankreich. Alle Gewaltthätigkeiten, über die man ſo unbändig ſchreyet, übertreffen wenigſtens nicht die Gräuel, die man im Jahr 1790, mitten im Frieden, bey dem Matroſen-Preſſen in England, im Namen der Regierung verübte. In den Zeiten der Ligue und während der unglücklichen Religions- oder vielmehr Pfafferey-Kriege — denn es giebt keine Religions-Kriege! — war Frankreich ein Schauplatz viel größerer Unordnungen: — und über dieß alles empört ſich das Gefühl der vorgeblichen Menſchenfreunde nicht! Daß ein Landesvater Tauſende ſeiner Kinder (daß es Gott erbarme!) d. h. ſeiner Unterthanen ſtückweiſe verhandle, um ſie irgendwo, fern von ihrem Vaterlande, todtſchießen zu laſſen, wenn damit Geld zu verdienen iſt, wovon nachher Buhlerinnen und Müßiggänger unterhalten werden, — das erlauben ihm die Menſchenfreunde; aber wenn bey ſo einer allgemeinen Gährung der unbändige Pöbel unter zehn Schelmen auch vielleicht, in der blinden Wuth, ein paar ehrliche Leute, gegen welche man Verdacht hat, umbringt: ſo wird davon ein Lärm gemacht, als wenn kein Menſch in Frankreich ſeines Lebens ſicher wäre!“ —

„Und thut denn mancher Herr Beherrſcher außer Frankreich nicht oft das Nämliche?

liche? nicht oft noch etwas Aergeres? Einige von ihnen üben Rechte aus, die ſich gar nicht aus dem Naturrechte erklären laſſen; die vielmehr mit dieſem im Widerſpruche ſtehen, die Niemand ihnen übertragen konnte, die Niemand ihnen übertragen hat, die ihnen nicht angebohren und nicht auf ſie vererbt ſeyn können. — Andere von ihnen ſehen das Land ihrer Unterthanen als ihr Erbſtück, als ihr Eigenthum an: ſie vertauſchen und verkaufen Provinzen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob die Unterthanen Luſt haben, ſich einem andern Herrn zu unterwerfen oder nicht? Sie fodern Abgaben und treiben ſie ein, ohne Rechenſchaft abzulegen, ob dieſe Gelder zu Beſtreitung der Staatsbedürfniſſe verwendet werden: ſie beſtreiten aus dem öffentlichen Schatze ihren unnützen Aufwand und die Unkoſten zu eiteln Vergnügungen und Flitterſtaate: ſie beſtrafen Beleidigungen ihrer eignen Perſon, wie öffentliche Verbrechen: ſie ſetzen die übrigen Staatsbedienten nach Willkühr an und ab: — ſie glauben ſich über die Geſetze erhaben, beſtrafen Verbrechen, die ſie täglich ſelbſt begehen; und an der Seite einer, vor den Augen des Volks unterhaltenen, geehrten, im Glanze des Reichthums und der Hoheit lebenden Maitreſſe, unterſchreiben ſie Verdammungsurtheile gegen Hurer und Ehebrecher.“

„Zu Befriedigung ihrer Privatrache, oder wo bloß ihr Familien-Intereſſe im Spiele iſt, führen ſie blutige Kriege, die Hunderttauſende das Leben koſten. — Sie privilegiren gewiſſe Stände auf Unkoſten der übrigen Bürger, und beſtimmen über die öffentliche Ehre, als wenn dieſe von ihrer Schätzung abhinge, ein Werk ihrer Schöpfung wäre. Rang, Gewicht und Anſehn ſind nicht der Preis des größern Verdienſtes, der größern Nützlichkeit, ſondern der Gunſt eines Einzigen. Gefällt dem Fürſten ein Schmeichler, ein müſſiggehender Hofſchranze vorzüglich wohl: ſo giebt er ihm den Rang eines Feldherrn und überſchüttet ihn mit Reichthümern, die hundert arbeitſame Familien aus dem Elende retten würden. So ſind denn die unnützeſten Bürger die vornehmſten und und reichſten; und die, welche mit ihrer Hände-Arbeit den Staat aufrecht erhalten, ſind verachtet und dürftig."

„Wo etwa noch Repräſentanten des Volks, dem Anſcheine nach, das Recht haben, zu Abgaben und neuen Einrichtungen ihre Einwilligung zu geben oder zu verweigern, da werden dieſe Repräſentanten nicht frey gewählt aus denen, welche am mehrſten bey ſolchen Verhandlungen intereſſirt ſind, ſondern aus ſolchen, von welchen man weiß, daß ſie entweder aus Furcht oder aus Eigennutz ſo reden werden, wie es der Regent gern ſieht, und die um ſo williger ſind, ihm alles zu geben, was er fodert, da ſie das Privilegium haben, keine der Laſten mit zu tragen, ſondern ſie allein auf jene Claſſen zu wälzen, welche keine Stimme haben. Derjenige Stand, welcher gerade am mehrſten leiſten und zahlen muß, darf am wenigſten beſtimmen, auf welche Weiſe er leiſten und zahlen will. Friedensſchlüſſe, die ganzen Nationen neue Verbindlichkeiten auflegen, werden, ohne Rückſprache, von einzelnen Perſonen beſchworen und — gebrochen. Ueber dieß alles ſeine Meynung freymüthig, wenn auch noch ſo beſcheiden, zu ſagen, ſo wichtig auch dieſe Gegenſtände der ganzen Menſchheit ſind und ſo unbezweifelt

des

das Recht jedes Mitbürgers iſt, ſich darum zu bekümmern, wie mit ihm und dem Seinigen gewirthſchaftet wird, — das gilt für ein Staatsverbrechen.“ —

„Eben ſo ſtreiten mit Vernunft und Billigkeit unſere gottesdienſtlichen Einrichtungen und kirchliche Verfaßungen. Der Staat maßt ſich das Recht an, zu entſcheiden, wie man von Gott und göttlichen Dingen denken und reden, und nach welcher Form man dem höchſten Weſen ſeine Verehrung bezeugen ſolle. Dieſe von der weltlichen Regierung dem Schöpfer aller Dinge vorgeſchriebene Weiſe, wie er ſich anbeten laſſen ſoll, nennt man dann die herrſchende Religion; und gute Bürger, die nach einer andern Art, ihrer Ueberzeugung gemäß, die heiligſte ihrer Pflichten, die keinem Zwange unterworfen ſeyn kann, erfüllen wollen, können froh ſeyn, wenn ſie geduldet werden.“ —

„Die Geiſtlichen machen einen beſondern Stand aus, und miſchen ſich in Geſchäfte, welche allein die weltliche Regierung angehen, dirigiren den Unterricht der Jugend, und laſſen den Menſchen den vierten Theil ſeines Lebens, den er anwenden ſollte, ſich zum guten Bürger zu bilden, mit dem ſehr unnützen Studium der dogmatiſchen Lehrſätze verſchwenden, und ihn, wenn er vierzehn Jahre alt iſt, angeloben, was er ſein ganzes Leben hindurch glauben will, gleich als wenn ein Menſch vorauswiſſen könne, was er in der nächſtfolgenden Stunde glauben werde, und als wenn man nicht Jedem überlaſſen müßte, da, wo es nur auf individuelle Ueberzeugung und Glückſeligkeit ankömmt, ſich ein Syſtem zu wählen,

len, das ihm Ruhe und Zufriedenheit gewährt! —

„In katholiſchen Reichen übt die Geiſtlichkeit eine Gewalt aus, die zuweilen ſogar der weltlichen Regierung furchtbar iſt und die ihr niemand übertragen hat, verſchwelgt im Müßiggange das Fett des Landes, verurtheilt ihre Mitglieder, den Trieben der Beſtimmung und den Pflichten zu entſagen, wozu die Natur alle Geſchöpfe auffordert, und entzieht dem Staate thätige Bürger, um ſie in die Klöſter einzuſperren. — Die Philoſophie darf über alles grübeln, nur nicht über das, was den Menſchen am wichtigſten iſt.“ —

„Doch, warum ſollte ich die Züge häufen, um die Inconſequenzen unſerer Verfaſſungen zu ſchildern? — Genug, ſo ſieht es mit unſern Europäiſchen Staatsverfaſſungen aus — leugne das, wer da kann, und vertheidige das, wer da darf! Nicht, daß wir keine edle, große, die heiligen Menſchenrechte reſpectirende Könige und Fürſten hätten; aber wir reden hier nicht von einzelnen Menſchen, die ſich des Mißbrauchs enthalten, den ſie von ihrer Gewalt machen könnten, und die ſoviel möglich den Fehlern auszuweichen, die Gebrechen zu heilen ſuchen, die in der Conſtitution liegen; ſondern von den Verfaſſungen ſelbſt reden wir, die von der Art ſind, daß keine beſtimmten Geſetze jenen möglichen Mißbrauch einſchränken. Sie ſind alſo gegen die Ordnung der Natur, ſie ſtreiten mit dem erſten Zwecke jeder geſellſchaftlichen Vereinigung, indem ſie, ſtatt die allgemeinen Menſchenrechte, vorzüglich das Sittengeſetz, und die perſönliche Würde, Sicherheit und Glückſeligkeit

ſeligkeit Aller durch gegenſeitige Unterſtützung zu befördern und gegen Beeinträchtigungen zu ſichern, vielmehr ganz darauf eingerichtet zu ſeyn ſcheinen, daß eine kleinere Anzahl der Bürger, auf Unkoſten der größern Anzahl, ihre Leidenſchaften befriedigen, ſich Vortheile verſchaffen und Vorrechte anmaßen könne, die ihnen nach der Ordnung der Natur nicht zukommen."

„In den Zeiten der Barbarey nun, wo unter hundert Menſchen kaum einer fähig iſt, über ſeine Verhältniſſe nachzudenken; wo dicke Nebel die Augen des großen Haufens umhüllen, und alle Reſſorts, aus welchen das Maſchinenwerk des Deſpotismus beſteht, ihre volle Kraft haben, da läßt ſich eine ſolche Gewalt über die Menge erlangen. — Allein ſobald der große Haufen die Augen öffnet, und anfängt, ſich ſelbſt zuerkennen und zu fühlen: dann iſt die Zeit der Täuſchung vorbey, und das künſtliche Regiment hat ein Ende. Thörigt wäre es, verlangen zu wollen, daß in einem Zeitalter, wo Cultur und Wiſſenſchaften in allen Ständen zugenommen haben, die alten Gängelbänder, an welchen man unwiſſende und dumme Menſchen leitet, nämlich Vorurtheil, Autorität, Täuſchung und blinder Glauben, noch immer den Haufen der Starken im Zaume halten ſollten. Und doch verlangen Einige, dieſe Albernheit durchzuſetzen, und indeß das Volk täglich klüger, täglich abgeneigter wird, ſich im Blinden führen zu laſſen, werden die Anſprüche Einiger Herrſcher auf blinden Gehorſam täglich größer. — Das Kind behandelte man mit Glimpf; und den Mann will man mit der Ruthe züchtigen. Iſt es möglich, iſt es denkbar, daß dieß dauern könne?" —

Siebzehnter Brief.

Nicht wahr, Freund, das war ein federleichter Brief, der vorige Brief — beynahe ganz Citat! — So iſt es, Lieber; aber nun hören Sie: warum?

Unter allen Schriften, die wenigſtens mir in Rückſicht auf die Franzöſiſche Revolution zu Geſichte gekommen ſind, kenne ich keine, die ſich der Sache der geſammten Menſchheit ſo gründlich, deutlich und warm annähme, als das *Glaubensbekenntniß Joſephs von Wurmbrand.* Dieſe Schrift intereſſirt Fürſten, Völker und Gelehrte gleich ſtark. Und doch ſcheint ſie nicht jene Aufmerkſamkeit erregt zu haben, die ſie ſo ſehr verdient. Sie kann eben darum das auch nicht bewirken, zu deſſen Bewirkung ſie doch wohl geſchrieben iſt.

Um alſo aus der Ferne ihr gleichſam nachzuhelfen, dadurch daß Sie Freund, und die Mitleſer meiner Briefe an Sie, dieſes vortreffliche Werkchen einer genauern Durchſicht und unpartheyiſchen Prüfung würdigen, und dann die daraus geſchöpften Ideen — entweder zur allgemeinen Bewährung, oder zur beſondern Berichtigung — mit in mehrere Circulation bringen helfen mögen, fand ich es für gut, Ihnen einen Vorgeſchmack daran beyzubringen, und dieß durch die ausgehobnen merkwürdigen Stellen.

Der Grund, warum ich ſo verfahre, iſt, weil ich durch Nachdenken, wie durch Erfahrung immer mehr überzeugt werde, daß der jetzige Völker-Tumult hauptſächlich von Meynungen abhängt, und daß daher das beſte Mittel, jenen beizulegen, ſey — dieſe zu berichtigen. Wer kann das, ohne die eine Parthey ſowohl als die andere gehört und Gründe und Gegengründe geprüft zu haben! Soll dieſes geſchehen: ſo müſſen die Verhandlungen von beyden Seiten offen daliegen, und es muß einem jeden Sachverſtändigen erlaubt ſeyn, ſeine Meynung oder Urtheil unbefangen und freymüthig darüber vorzulegen. Iſt das der Fall nicht: ſo kann auch keine allgemeine oder öffentliche Meynung aus den unterſuchten Privat-Meynungen entſtehen; folglich von dieſer Seite auch kein Heilmittel wider die entgegengeſetzte; und der von daher entſtandene oder noch entſtehende Völkertumult wird, wie ſein Beylegungs-Mittel, immer das ſeyn und bleiben, was wir in der Logik eine petitio principii,

cipii, oder einen Cirkel im Beweis nennen; und eben darum kann ſein Toben und Weiter-um-ſich-greifen auf eine Zeitlang vielleicht wohl palliativ; aber nie radical oder für immer gehoben und fernerhin verhütet werden.

Um dieſes recht einzuſehen, erwäge man den Conflict der Köpfe, der Beutel und der Fäuſte, oder den Conflict der intellectuellen, politiſchen und phyſiſchen Kräfte. Daß der Stärkere auch in dieſem Conflict ſiege, daran iſt kein Zweifel. Wer aber iſt dieſer heutzutage? Der Neufranke, oder deſſen Feind? Die Regenten oder deren Völker? Die Geſetzforſchende und prüfende Gewalt von Seiten der Vernunft durch ihre Sprecher, die Gelehrten, oder die ausübende Gewalt von Seiten der Regenten und ihres Militairs? Oder der Beſtand des öffentlichen Schatzes und des Privat-Vermögens der Kaufleute, Geldwechsler und Wucherer? Oder das eine mit dem andern ſo oder anders verbunden? —

Daß die Stärke der vorletztern Kraft an ſich nur ein Mittel ſey, die Stärke der Fäuſte zu beleben oder zu unterhalten, bedarf keines Beweiſes. Wie aber, wenn Fäuſte gegen Fäuſte ſich ſtrecken? Oder — die beſoldeten Fäuſte auf die Seite der beſoldenden übergehen? Oder wenn, um dieſes durch Allianz zu verhindern, die Kräfte der öffentlichen und Privat-Beutel erſchöpft werden und endlich nicht mehr zureichen? Oder wenn unter den exequirenden Fäuſten des Militairs ſich ſoviel Theilnehmer an dem Glück und Unglück der expoſtulirenden Fäuſte aus dem Volke befänden, daß dieſes dadurch über jene und deren Oberhaupt das Uebergewicht erhielte? — Was in allen dieſen Fällen der Erfolg zu ſeyn pflege, lehrt, außer ältern Erfahrungen, die jetzige in Neugallien, und zwar gerade ſo, wie Montesquieu, Raynal und ganz neuerlich Mackintoſh ihn angaben.

Um Sie, Freund, und die Mitleſer meiner Briefe an Sie, davon näher zu überzeugen, und um ſelbſt, durch Aufſtellung wichtiger Wahrheiten, die die ganze Aufmerkſamkeit militäriſch-geſinnter Fürſten verdienen, zur einleitenden Begründung einer vernünftigen, öffentlichen Meynung, auch von dieſer Seite, etwas beyzutragen, will ich einige Stellen aus des Letztern Vertheidigung der franzöſiſchen Revolution und ihrer Bewunderer in England gegen die Anſchuldigungen des Hn. Burke, *) zur Prüfung vorlegen.

„Die Deſpoten — ſagt er S. 37., nämlich Makintoſh, — können ihre Armeen nicht verſtärken, ohne zugleich eine größere Anzahl Menſchen anzuwerben, deren Intereſſe es erfordert, dieſe Armeen zu vertilgen. Soll alſo das Volk durch ſie in den Feſſeln der Sklaverey feſtgehalten werden: ſo müßten ſie endlich das Volk ſelbſt werden, und dann gute Nacht Deſpotismus! — Eine gekünſtelte Kriegszucht mag allerdings den Soldaten in Deutſchland auf eine Zeitlang zu ſehr erniedrigen und ihn dem Schlacht-Viehe gleich ſtellen, als daß er eines edeln moraliſchen Eindrucks fähig wäre;

---

*) Aus dem Engliſchen. Hamburg, bey Hoffmann, 1793.

wäre; aber mit der Zeit werden künſtliche temporelle und lokale Einrichtungen dennoch zu ſchwach, um der Energie natürlicher Urſachen zu widerſtehen. Die Conſtitution des Menſchen überlebt die vorübergehenden Moden des Deſpotismus; und die Geſchichte des nächſten Jahrhunderts wird wahrſcheinlich zeigen, auf welche gebrechliche und ſchwankende Grundſäule die militäriſchen Deſpotien Europens ſich ſtützen. — Schon Montesquieu fürchtete, daß die Sucht, die Armeen immer mehr zu vergrößern, am Ende Europa in ein unermeßliches Lager; alle unſere Handwerker und Landbauer aber in wilde Krieger umwandeln und ſo das Zeitalter Attilas und Dſchingis-Khans wieder herbeyführen würde. Aber Frankreich hat bewieſen, daß dieſes Uebel ſein

Heilungsmittel und ſeine Gränzen in ſich ſelbſt hat.“ —

„Soll die Armee — fährt er S. 39. fort — aus einer Bande bettelnder Schurken zu einem Korps ehrwürdiger Soldaten erhoben werden: ſo muß auch ihr Sold erhöht werden. Die unausbleibliche Wirkung hievon muß ſeyn, daß die Verſtärkung der Armeen in Norden begränzt werden wird. Den Einfluß davon hat man bereits in den Niederlanden gefühlt, welche das Schickſal dem Kaiſer Leopold wiedergegeben zu haben ſcheint, um den deutſchen Soldaten eine Schule der Empörung darzubiethen. Die Oeſtreichiſchen Truppen haben daſelbſt über ihre verhältnißmäßige Dürftigkeit gemurrt und ihre Forderungen wegen einer Solderhöhung, nach Frankreichs Beyſpiel, durchgeſezt. Eben dieſes Beyſpiel muß auch auf die übrigen europäiſchen Armeen wirken. *) Die dürftigen Deſpoten Deutſchlands und des Nordens werden endlich in der Erſchöpfung

---

*) Vorzüglich jezt in der Nähe oder im Angeſicht der Neufränkiſchen, bey der das ſogenannte Stockſchmalz wegfällt, nebſt der zitterndkriechenden Subordination: wo General und Musketier im brüderlichen Bunde der Freyheit und Gleichheit zutraulich einherwandeln: wo keiner, als Sklav gezwungen, ſein Leben auf fünf Tage für einige Kreuzer oder Groſchen feil trägt: wo die Kriegesübungen liberal gelehrt und gelernt werden: wo nur Ein Geiſt Alle ſelbſtſtändig beſeelt und leitet: wo jeder auf Dank und unmittelbare Schadloshaltung ſeiner Nation rechnet, ſobald er im Kampf fürs Vaterland zum fernern Brod-Erwerb untüchtig wird: wo jeder ſich und das Seine vertheidigt; nicht Fürſten-Grillen, Uſurpationen, Länderraub oder Menſchenſchinderey: wo Mißbrauch

pfung ihrer Schatzkammer die Gränze ihrer militäriſchen Raſerey finden.“ —

Sehr

brauch der Waffen-Gewalt nur nach dem Vergeltungsrecht oder dem Vorſpiele Anderer eintritt: wo ſelbſt der Feind genöthigt iſt, ſeines Gegners Entſchloſſenheit und Tapferkeit zu bewundern: — kurz, dieſe Exempel-Schule wird mächtig auf das Soldaten-Weſen des übrigen Europa's wirken, und vielleicht zum größten Nachtheil der Regenten. Die Selbſtliebe treibt nämlich auch den gemeinſten Soldaten an, ſich mit ſeines Gleichen unter andern Truppen, ſelbſt feindlichen, zu meſſen, und ſich um ſo unglücklicher zu fühlen, je glücklicher oder beſſer behandelt er jene ſich denkt, oder wirklich findet. Dieß erregt Unzufriedenheit, Murren, Läſſigkeit, ja, lautes Auffordern zur beſſern Behandlung, beſonders wenn anhaltende ſchlechte Witterung und Mangel an

Klei-

Sehr ſcharf, Freund, aber nicht auch wahr? — Die ſtehenden und vermehrten Armeen ſind alſo das Mittel nicht, einen herrſchenden Völkertumult auf die Dauer zu bezwingen, oder gütlich beizulegen, vorzüglich den jetzigen in Neugallien nicht. Ein zweyjähriger koſtſpieliger Verſuch hat uns dieß außerdem handgreiflich genug gelehrt — ſo handgreiflich, daß die einſichtigern Feldherren, der Ungelehrigkeit Anderer überdrüſſig, nach und nach einen Kampfplatz vielleicht verlaſſen werden, auf dem wohl ſchwerlich je ein Lorbeer für ſie grünen möchte.

Und wer giebt denn den Monarchen auch die Verſicherung, daß Einige von den Anführern

---

Kleidung und Lebensmitteln hinzukommt. Die Erfahrung hat uns dieß ſchon mehr als einmal gelehrt; und doch macht man dieſer gefährlichen Schule kein Ende! —

führern ihrer Truppen nicht heimlich mehr für die Sache der Neufranken und der Unterthanen anderer gedrückter Länder ſtimmen und arbeiten, als für die der Weltbeherrſcher! Politiſch-Unzufriedne giebt es überall, und dieſe haſſen alles, was mit dictatoriſcher Eminenz über ſie hervorragt. —

Die engliſchen Flotten führten wohl leicht auch manchen geheimen Feind von dem Calonneſirten Pitt und den übrigen beſtochnen Ueberhelfern der Alleingewalt ihres Königs. Viele ſahen es vielleicht mehr als zu gut ein, daß jeder Sieg über die Neufranken eine tiefere Grube für ihre Conſtitution und einheimiſche Freyheit ſeyn würde. Sie ließen alſo die ſchwindelnde große Welt in England laufen, wie ſie lief; und ungünſtige Winde u. dgl. waren der Vorwand ihrer verfehlten Fahrt.

In Holland achtete man die Sache der Neufranken ebenfalls höher, als die des Hauſes Oranien, wie dieß ſelbſt die Berichte aus dem Haag bezeugen. So ſollen die Holländiſchen Patrioten (nach der 154ten Numer der neuen Hamburger-Zeitung von 1793) zur Zeit, als die Nachrichten eingiengen, daß die Holländer der Uebermacht der Franzoſen hätten weichen müſſen, ſich an einigen Orten ſehr unhöflich betragen haben. In einem Dorfe bei Breda, Namens Ter-Heyde, ſoll man ſoweit gegangeh ſeyn, daß man einen Freyeitsbaum errichtete. Man ſchob ſogar die Schuld von der Niederlage der Holländiſchen Armee am 13ten September auf die Rechnung der Patrioten, ja, man ſah es als ein Wunder an, daß die beyden Prinzen von Oranien, in dem Treffen mit dem Leben davon gekommen wären. (N. 158. d. H. Zeitung.) Eben da hieß es in der 174ten N.: „Kaum wird man es in fremden Ländern glaublich finden, aber es iſt wahr, daß die Holländiſchen Patrioten bey allen Gräueln, welche die Franzoſen ausüben, dennoch für dieſelben ſind *); daß ſie ſich freuen, wenn ſelbige einen Sieg über die Alliirten erfechten, daß die Holländiſchen Patrioten durch Geld und allerley

Hand-

---

*) Woraus denn wohl folgt, daß dieſe Gräuel eben ſo gräulich nicht ſind, als ſie in den Zeitungen geſchildert werden, oder daß ſie vorzüglich diejenigen betreffen, welche ſie vielleicht längſt verdient haben. — Man überſehe es indeß nicht, daß alle dieſe Berichte vom Haag aus ertheilt ſind, und daß das Haus Oranien noch immer darauf ausgehe, einen Schin-Titel vorzuwenden, um Hollands Freyheit ſtäts mehr zu beſchränken, und dieß — von Rechtswegen!

Handlungs-Speculationen die Franzoſen noch immer begünſtigen." —

Was für Schlingen uns die Anhänglichkeit des größten Theils der Pfälzer an der Sache der Neufranken mehr als einmal gelegt habe, iſt allgemein bekannt. Das Nähere davon ſoll der Verfolg meiner Berichte liefern.

Und das alles, dächte ich, wäre wichtig genug, um die verbündeten Mächte einleuchtend zu überführen: daß es äußerſt gefährlich für ſie ſey, bey der jetzigen Stimmung der Völker, ihre Sache wider die Neufranken der Entſcheidung der Waffen zu überlaſſen. Neu-Frankreich hat überall ſoviel Geheim-Verbündete, als jedes Land Deſpotiſch-Gedrückte hat. Und welches Land hat die nicht!

Daß man in einigen Gegenden anfange, außer der ſtehenden Miliz auch den Bürger und Bauer zu bewaffnen, entſcheidet für die Sache der Fürſten nichts, und iſt in vieler Rückſicht äußerſt mißlich. Dieß wird den Krieg der Neufranken, den ſie bisher, nach ihrer Troz-Sprache, nur gegen die Tyrannen und deren nächſte Stützen, den Adel und die Geiſtlichkeit, geführt wiſſen wollten, in einen Krieg gegen die bewaffneten Nationen ſelbſt verwandeln. Werden aber dieſe zahlreich, gewandt, treu und geübt genug ſeyn, der vordringenden, unüberſehbaren Menſchenfluth aus Neugallien Einhalt zu thun? Werden die meiſten derſelben — nach verſchwundener Neuheit dieſes Auftritts — Intereſſe genug finden, die Sache ihrer Fürſten ernſthaft zu ihrer eignen zu machen? Steht nicht zu befürchten, daß bey herannahendem Verluſte auf ihrer

Seite, um nur ſich und das Ihrige glimpflich zu retten, ſie gemeinſchaftliche Sache mit den Neufranken machen und von ihrem Anführer oder Fürſten weichen werden? — *)

Aber auch von dem allen abgeſehen, bekennen die Fürſten, durch dieſe Bewaffnung, ihre

---

*) Oder werden die Heydelberger Pfefferküchler Kuchen und Liqueurs genug haben, um, nach ihrer neulichen Hochſprache, den deutſchen Patriotismus dadurch anhaltend anzufeuern? National-charakteriſtiſch war ihr Ton dafür ſehr; aber auch läppiſch genug und in der Nähe des Feindes gefährlich. — Das kaufmanniſch-ſpeculirende und eben ſo wieder beſpeculirte Frankfurt ſcheint in dieſer Rückſicht auch noch etwas Klugheits-Waare brauchen zu können. Es heißt doch immer: Wecke den Hund nicht, der da ſchläft, und necke den nicht, der auf dich ſchon lauert.

ihre Abhängigkeit von ihren Unterthanen nicht in einem für ſie gar zu mißlichen Zeitpunkt? Machen ſie die Nationen mit ihrer Stärke und Macht nicht vielleicht bekannter, als es für die Alleingewalt gut iſt? Müſſen Ackerbau, Gewerbe, Commerz, Künſte und die übrigen Nahrungsquellen darunter nicht mehr leiden, als es das Intereſſe der Völker und der Fürſten zuläßt? —

Und wenn endlich der ökonomiſche deutſche Bürger und Bauer dieß handgreiflich fühlt und wohl noch obendrein am Ende außerordentliche Abgaben zum bloßen Beßten ſeines Fürſten und deſſen Schadloshaltung vorausſieht: wozu wird er ſich entſchließen? Wird er die Waffen je wieder gutwillig zurückgeben? Wird man ſie ihm mit Gewalt nehmen dürfen oder können, zumal zu einer Zeit, wo allgemeines Mißtrauen gegen die komplimentöſe Hofſprache eingeriſſen iſt? Wird er das jezt nicht bewaffnet ertrotzen, wozu ihm ſonſt keine gütliche Ausſicht offen bleibt? —

Genug, der wahre Menſchenfreund und Patriot wird eben ſowohl zum Vortheil der Fürſten als der Völker recht-ſehnlich wünſchen, daß die Sache Beyder unter ſich und die der erſtern mit den Neufranken eine ganz andere Entſcheidung gewinne, als die durch die Waffen. Welche aber denn nun? — dieß iſt eine ſchwere Frage!

Hätten alle Regenten, nebſt ihren Miniſtern und Rathgebern, Einſicht und guten Willen genug, um das gemeine Wohl ihrem beſondern vorzuziehen, und unverjährbare, unveräußerliche Menſchenrechte höher zu achten, als Uſurpationen und hergebrachtes Herrſcherweſen: ſo könnte man ihnen nur kurzweg rathen, zu ihrer und ihrer Völker Beruhigung das fein hübſch und bald zu befolgen, was Joſeph von Wurmbrand im achten Abſchnitt ſeines Glaubensbekenntniſſes als das angemeſſenſte Mittel, allen gewaltſamen Revolutionen vorzubeugen, ſo gründlich und ſo bieder entwickelt und angerathen hat.

Aber — wenn ſchlaue Köpfe aus der verkehrten Regierungsart ſo mancher Fürſten, und der dabey doch noch beſtehenden Ordnung der Dinge, einen Beweis für das Daſeyn eines Gottes, als des Obervormundes aller unmündigen Welt- und Menſchen-Verpfuſcher gefolgert haben: indem ſonſt, ohne deſſen weiſe, gütige und unveränderliche Aufſicht über Alles, die Welt durch die politiſchen Donquiſchottiaden der meiſten Fürſten längſt zertrümmert und öde geworden ſeyn müßte; — wenn ſelbſt auch noch heutzutage viele Machthaber in den erſten Elementen der moraliſchen Menſchenkenntniß ſo weit zurück ſind, daß ſie ſich einſchwatzen laſſen, Aufklärung ſey ſchädlich, und müſſe durch Beſchränkung der Preßfreyheit und jeder andern Art von freyem Umtrieb der Gedanken gehemmt oder unterdrückt werden, ſo unmöglich dieß im Ganzen auch iſt, und ſo ſehr es auch dem eignen Intereſſe der Fürſten widerſpricht; — wenn die politiſchen Hof-Aſtronomen *) ſich ſo wenig

---

*) Wie jener Aſtronom, der durchaus darauf beſtand, Mäuſe im Monde bemerkt zu haben, dadurch alles allarmirte, nun jeder durchs Teleſkop gaffte, und auch von Mäuſen im Monde papageyte, bis endlich ein altes,

wenig auf die richtige Beobachtungskunſt verſtehen, daß ſie die jetzige Revolution in Frankreich der Aufklärung zuſchreiben, da ſie unleugbar der verkehrten Haushaltung und der übertriebenen Verſchwendung des Franzöſiſchen Hofes urſprünglich zur Laſt fällt, wie dieß der Urſprung derſelben ausweißt, nebſt dem, was ſelbſt der Ariſtokrat, **Mallet Du Pan** [*]) ſelbſt Ma-

louet

---

altes, ehrliches Mütterchen gewahr ward, daß die Mäuſe im Teleskop und folglich nicht im Monde wären. An den Höfen alſo, meine Herren, **und nicht an den Gelehrten** liegt es, wenn — —.

[*]) Betrachtungen über die Franzöſ. Revolution und die Urſachen, die ihre Fortdauer verlängern. Aus dem Franzöſ. Leipzig bey Dyk.

louet *) und deren Commentator Hr. M. Dyk

---

*) Briefe über die Revolution. A. d. Franzöſ. überſezt von Mauvillon. Eben da. 1793. — Auch Cambon ſagt in ſeinem Bericht über die öffentliche Schuld: „In Verlegenheit, die Verbindungen, welche die Regierung bey den Anleihen eingegangen war, zu erfüllen, rief ſie die allgemeinen Stände zuſammen, um dieſes zu beſorgen. Die Taſchenbücher waren voll königlicher Effecten; und da die Eigenthümer dieſer Effecten ihre Capitalien zu verlieren befürchteten: — ſo war, von der Zeit an, der Palais-Royal der Verſammlungsort der Patrioten, und von dieſem Heerde gieng das Feuer aus, welches am 14ten Jul., und am 5ten und 6ten October die Gemüther in Flammen ſezte.“ — Alſo Banquiers, und nicht Gelehrte; alſo Taſchenbücher voll königlicher Effecten, und nicht aufklärende Schriften! —

M. Dyk, ſo dokumentirt-richtig darüber bemerkt haben; und nicht einſehen, daß Licht nur das bemerken machen kann, was ſchon da iſt, und nicht erſt das Bemerkte hervorbringt; — wenn ferner ſchwachköpfige Theologen und politiſch-bramarbaſirende Sekretäre die Gutmüthigkeit manches Regenten oder Miniſters bis dahin zu beſchleichen gewußt haben, daß man ihnen die uſurpatoriſche Muſterung und Taxe der Köpfe und deren Producte und Stimmung wie monopoliſch überließ, und auf dieſe Art — ſtümperhafte Lehrlinge über ſo manchen ehrwürdigen und allgemein-geachteten Meiſter in der Kunſt hinaus zu heben vermeynte — durch die inquiſitoriſche Zuchtruthe, die man ihnen in die Hand gab, die aber ſelbſt dieſe Pigmäen ewig geißeln und beſchimpfen wird; — wenn der unbändige Herrſcherſtolz an manchem Hofe noch ſo weit getrieben wird; daß man da über Kleinigkeiten zu den Waffen greift, ganze Nationen in Aufruhr bringt, hundert Tauſende von Menſchen zur Schlachtbank hinführt, und Milliarden aus der Schatzkammer aufs ungewiſſe hinſchmeißt — da, wo über eben dieſe Kleinigkeiten eine Schadloshaltung und Auseinanderſetzung in der Güte zum voraus angetragen war, und dieß in Rückſicht auf Verträge, die gerade von der quäſtionirenden Parthey mehr als einmal verletzt wurden; — wenn mancher Hof ſo ſchlafmützige Agenten im Auslande unterhält, daß dieſe wohl die Hof-Plaiſirs und jede andere Weiberklatſcherey, aber nicht den jedesmaligen wahren Hauptgegenſtand ihres Poſtens, nicht das Ringen der Beherrſchten gegen ihre Beherrſcher, nicht die daraus entſpringenden Verhältniſſe für das Wohl und Weh des Inn- und Auslandes, ja, nicht einmal die öffentliche National-Stimmung kennen lernen, und nun ihren Hof nicht gehörig von allem dem unterrichten, ihn nicht warnen, ihn endlich gegen dieſe Nation auftreten und wie im Blinden ſolange ſelbſt herumtappen laſſen, bis er, durch eigne bittre Erfahrung belehrt, endlich einſieht: er ſey hintergangen, und finde alles ganz anders, als man es vorgeſpiegelt habe; — wenn eben dieſe Vorſpiegelungen Manifeſte hervorbringen, die darin provocirte Nation unverſöhnlich verbittern, ihr keinen rühmlichen und ihrer Nationalſtimmung angemeßnen Rettungsweg offen laſſen, und folglich den vermögenden edlern Theil der Nation ſelbſt nöthigen, um nur ſich und das Seinige auf den einzig noch möglichen Weg zu retten, ſich mit dem großen Fauſt-Haufen, und ſollte er nicht einmal Hoſen tragen, enge zu verbinden, ſo, daß durch dieſe Coaliſirung der Beutel, Fäuſte und Köpfe die bekriegte Nation nun wie ein unbezwingbarer, ungeheurer Coloß daſteht, den man nicht anders, als mit der Furcht, von ſeinen Trümmern ſelbſt erſchlagen zu werden, angreifen darf; — wenn Höfe ſich verbünden und eine buntſchäckigte, ſich im Innern ſelbſt bekriegende Kriegsmacht zuſammentreiben, ohne auf eine aufrichtige Gleichartigkeit des Denkens und Wollens in Rückſicht auf Anlagen und Ausführungen je mit Sicherheit rechnen zu können; — wenn eben dieſes Bündniß mit Abgaben und Beyträgen verknüpft iſt, deren Laſt die kleinern Mitverbündeten endlich den größern unterwirft und dadurch — für andere Fälle — die Stimmenfreyheit eines ganzen Corps beſchränkt; — wenn der Eine oder der Andere dieſer Verbündeten den Uebrigen zu ſchlau oder zu mächtig iſt, um, wenn man ihn als Verbündeten beybehalten will, es zu verweigern, daß er, wie unvermerkt, erobert oder acquirirt, und, wenn er damit fertig iſt, einem jeden Trotz bieten kann, der ihn zwingen wollte, dem Bündniß ferner anzuhängen; — wenn man Truppen in ferne feindliche Gegenden, nach vorangegangnen erbärmlichen Wortſchüſſen, abführt, ohne für ihre Subſiſtenz zum voraus hinreichend geſorgt zu haben, dadurch die Geſundheit und den Muth der Heere unterbricht und am Ende durch Noth und Elend gedrungen wird, aus den feindlichen Landen theils zur Verwunderung, theils zum Geſpötte der ſehr auffallend aufmerkſamgemachten Welt ſich beſchämt zurück zu ſchleppen und handgreiflich zu erkennen, daß der ſo ſehr verachtete Feind mächtiger klüger und großmüthiger war, als man es erwartete, oder verdiente; —

wenn während dieſer unbegreiflichen Expedition Feindſeligkeiten verübt werden, die die angegriffne Nation nur noch mehr verbitterten, und zur unverſöhnlichen Rachſucht für weit und breit verleiteten; — wenn anſehnliche Geſchäftsträger anderer, nicht mitverbündeter Höfe, oder jemand von der Oppoſitionsparthey in England, die verbündeten Mächte eben des politiſchen Unfugs im Angeſichte der ganzen Welt beſchuldigt, um deſſen willen ſie den Krieg angefangen zu haben vorwenden; — wenn endlich alles dieſes zur lauten Völker-Debatte geworden iſt, und ungünſtiges, allgemeines Räſonniren und Mißbilligen unterhält; und dennoch Einige der Mächtigen Miene machen, als wenn ſie das Alles nicht achteten auch die Menſchen und den Schatz nicht, den dieſer unabſehbare Wirrwarr zum offenbaren Ruin der meiſten Fürſten und Völker wegrafft: welcher Einſichtige, Unpartheyiſche, ſelbſt unter den Fürſten, und Miniſtern, wird es dann nicht bezweifeln: ob dieſe ganze Verfahrungsart wohl je ein entſcheidendes günſtiges Vorurtheil für die Einſicht, Klugheit und das allgemeine Wohlwollen der meiſten Völkerbeherrſcher erzeugen könne, und ob folglich ihr jetziger militäriſcher Proceß auf allgemeinen Beyfall und willige Unterſtützung oder Beyträge für die Dauer werde rechnen können, ohne deren fortdauernden Beſtand er doch nie einen Ehren- und Nutzenvollen oder Erſatz-enthaltenden Ausgang gewinnen kann; und endlich: ob es bey der jetzigen ſuſpiciöſen Stimmung der Völker im Süden, wie im Norden, wohl wahrſcheinlich, ja, moraliſch-möglich ſey, daß die zweydeutige und daher in lauten Anſpruch genommene Verfahrungsart der

Mächtigen eine beruhigende, öffentliche Meynung hervorbringe, die nicht nur den ſo ſehr qualificierten Tumult mit den Neufranken, ſondern auch die merklich glimmende Unzufriedenheit der meiſten lauernden Völker ſo beylege, daß weder die eine, noch die andere Parthey zuviel zu verlieren oder aufzuopfern meyne, und ſich alſo in den Willen und die Verhandlungen der bewaffneten Ober-Advokaten gern und mit Beruhigung füge?

Achtzehnter Brief.

Ob die Wenns in meinem vorigen Briefe ohne Ausnahme wahr ſeyen, darauf, Freund, kommt es, unter unſern jetzigen regen Zeit-Umſtänden, nicht ſo ſehr an, als ob ſie auch nur wahr zu ſeyn ſcheinen, oder als wahr im Durchſchnitt angenommen und zu Vermehrung der ſchon herrſchenden Abneigung gegen die unterdrückende Klaſſe der Großen in Debatten benuzt werden.

Daß dieß Leztere häufig und beynahe durchgängig der Fall ſey, ſieht und hört man täglich ſowohl in öffentlichen Schriften, als bey den zur ernſthaften Mode gewordenen Verhandlungen über den dunkeln und ſchwankenden Gang der heutigen Politik, und über die Furcht-erregende oder wenigſtens ſehr in Verdacht gezogene, verſteckte Abſicht derer, die dieſen Gang lenken und beſtimmen.

Die Sache ſelbſt liegt auch allen Menſchen, die unter einer ſcharfen Herrſcher-Ruthe entweder wirklich ſtehen, oder zu ſteben auch nur wähnen: zu nahe, als daß man nach dem Geſetze der Selbſtliebe und Eigenliebe, welches dem großen Haufen doch beynahe einzig und allein zur Richtſchnur ſeiner Handlungen dient, vernünftiger Weiſe etwas anders erwarten könnte. Denn auch die niedern Volksklaſſen ſehen ahnungsweiſe ein, indem ſie hier und da es ſchon laut äußern, daß wenn die Sache der Fürſten über die des Neu-Galliens und anderer vor Unzufriedenheit mit ihrer Regierung regen Gegenden ſiege, es ihnen ergehen werde, wie einem zum Verhöre Eingeſperrten, der über ſeine Bemühung, ſich zu befreyen, ertappt und nun eben darum nicht nur enger eingeſperrt, ſondern auch in unauflösliche Feſſeln geſchlagen und ohne Erbarmen härter und willkührlicher behandelt wird. Und gerade dieſe Ahnung iſt es, die die Abneigung und das Mißtrauen der Völker gegen die Waffen und die Sache der Fürſten immer mehr und mehr ſchärfet, und die Unterthanen im Innern inniger gegen die Unternehmungen ihrer Beherrſcher empöret.

Dieſe Bemerkung iſt eine ſo offenbare Thatſache, daß jeder Menſchenkenner es ganz räthſelhaft finden muß, warum ſie gerade nur den Herren Regenten, Miniſtern und deren ſchriftſtelleriſchen Advokaten noch immer wie zu entwiſchen ſcheint, indem ſie beynahe nichts vornehmen, oder empfehlen, was als Klugheits-Mittel dienen könnte, die Abneigung und das Mißtrauen der Völker beruhigend zu vermindern, beyde nach und nach angemeſſen zu heben und dann allgemeines Zutrauen und thätige Zuneigung ſich ehrlich und offen zu erwerben. Ja, Einige dieſer Herren ſehen nach ihrer vernebelten politiſchen Sehkunſt nicht einmal ein, daß beym Kampfe zweyer feindſeligen Partheyen diejenige am Ende ſiege, auf deren Seite die größte Maſſe von phyſiſchen und moraliſchen Kräften, oder die größte Menſchenzahl, die meiſten Talente, Kenntniſſe und Tugenden ſich finden. *)

Andere glauben, ihre ſchädlichen und auf Gewaltthätigkeit gegründeten Vorrechte noch immer bloß mit einer langen Verjährung vertheidigen zu können — wie wenn ein vieljähriger, ſtäts glücklich oder überwiegend-mächtig entwiſchender Räuber ſich nicht mit gleicher Befugniß auf eben dieſen Beſitz-Titel berufen könnte!

„Ich

---

*) Meiners Geſchichte der Ungleichheit der Stände, S. 133.

„Ich glaube — ſagt Meiners *) — daß es gerade itzt Zeit iſt, zu reden, nicht um Empörungen zu erregen, ſondern um ſie zurückzuhalten. Die Maſſe von Licht, welche ſich über ganz Europa verbreitet hat, iſt zu groß, als daß es in der Gewalt aller Fürſten wäre, dieſes Licht wieder auszulöſchen, die Köpfe und die Herzen von ſo viel Millionen umzuſchmelzen, und den Völkern und Ständen, welche bisher Unrecht litten, die Einſicht und das Gefühl dieſes Unrechts zu rauben.

— Es iſt Pflicht aller Freunde der Menſchen und der menſchlichen Glückſeligkeit, den Fürſten und höhern Ständen ſo laut als möglich zuzurufen, daß die einzige Art, gegrün-

---

*) Im angeführten Buche, S. 632.

gründete Klagen und die Folgen derſelben zu heben, dieſe ſey, die Urſache wegzuräumen: daß Wahrheit und Freymüthigkeit niemals, ſondern ganz allein ſchreckliche Mißbräuche und die Hartnäckigkeit, ſie nicht abſchaffen zu wollen, die Urſachen von Revolutionen waren, und daß nur boshafte und unverſtändige Menſchen ihnen rathen können, durch Preßzwang und Inquiſitionen alle, auch die gerechteſten Klagen und Foderungen zu unterdrücken, indem dadurch das Feuer, welches man löſchen will, nicht gelöſcht, ſondern nur eine Zeitlang bedeckt wird, und immer tiefer und tiefer einfrißt, bis es zuletzt in unauslöſchliche verzehrende Flammen ausbricht."

„Sich einzubilden — ſchreibt **Wieland** *) — daß die eine und die andere Art von Aufklärung ohne ſehr bedeutende Einflüſſe in unſern ſittlichen und politiſchen Zuſtand bleiben werde, wäre Thorheit; aber eine noch größere wäre es, ſich einzubilden, daß man durch despotiſche Maaßregeln ihren Fortgang hemmen, oder ihren unausbleiblichen Folgen zuvorkommen könne. Die Macht kümmert ſich zwar wenig, ob etwas, das ſie ihrem Intereſſe zuträglich glaubt, erlaubt ſey oder nicht; aber jeder gewaltſame Verſuch, den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes, unter dem Vorwande des Mißbrauchs, der von der Freyheit der Vernunft gemacht werde, Einhalt zu thun, würde itzt nicht nur moraliſch, ſondern ſelbſt phyſiſch unmöglich ſeyn. Das Reich der Täuſchung iſt zu Ende, und die Vernunft allein kann nunmehr die Uebel heilen, die der Mißbrauch der Vernunft verurſachen kann.“

---

*) Im erſten Stück des Merkurs für 1793, S. 9.

„Wenn Unterſuchungen und Vorſchläge über eine angemeßnere Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung einmal veranlaßt ſind, werden ſie — wie es in Eberhards Vorleſungen *) heißt — immer und mit immer neuem Ungeſtüm wiederkommen; und aller Zwang, der ſie in dem Innern zu verſchließen nöthigt, wird ſie nur noch durch die Erbitterung verſtärken, womit ſie auf dem einen oder dem andern Wege ſich zu verbreiten ſtreben werden.“ — Dieſer Meynung iſt auch Hr. Brandis, indem

---

*) Ueber Staatsverfaſſungen — S. 12.

indem er ſagt: „Zu argwöhniſche Schritte, die leicht mit drückenden Maaßregeln verbunden zu ſeyn pflegen, dürften nur Erbitterungen, ſogar Unruhen erzeugen.“

„Der Dienſteifer iſt verflucht — ſind des altdeutſchen, ehrlichen Moſers *) Worte — , der mit den mißdeuteten Worten der Schrift bemäntelt werden will: Thun wir zuviel, ſo thun wirs dem Herrn! — Welch eine erniedrigende Sache iſt es nicht, kein anderes Maaß von Recht und Gerechtigkeit zu haben, als den Vortheil ſeines Fürſten! —

Das iſt ein ſchlechter Kerl, der ſeinen knechtiſchen Gehorſam gegen unge-

---

*) Ueber die Folgen der Franzöſ. Revolution — S. 155.

ungerechte Befehle oder eigene heilloſe Anſchläge mit dem Machtſpruch rechtfertigen will: Deß Brod ich eſſe, deß Lied ich ſinge! Dieſe Art Augendiener iſt es aber, die theils aus Unverſtand und verkehrten Begriffen von Macht und Recht ihres Herrn dem Volke die Augen aufreißen, daß es endlich grübelt, ſucht und findet, woran es vorhin nicht dachte: dieſe Leute ſind es, die einen Funken, der ſich ſelbſt erſticken würde, zur Flamme blaſen und ein Feuer anzünden, wovon ſie nicht ſelten das Opfer werden."

So ſprechen Männer, deren meiſte vielleicht einzeln mehr Einſicht haben, als manche Fürſten mit allen ihren Staatsräthen und Staatsſekretären; Männer, die den

Menſchen in dem Bürger kennen, die da reiflich erwägen, was gefühlter oder anerkannter Druck endlich wirkt, zumal wenn er anhält und von den Mächtigen trotzig oder achtlos behandelt wird; die den Urſprung, den Gang und die Folgen des Uſurpationsweſens — nach Geſchichte und Philoſophie, — genau überſchauen; die die ächten Rechte der Großen eben ſo hoch achten, als die ächten Rechte der Kleinen; die den Fürſten den Weg gütlicher Unterhandlungen und Einlenkungen anrathen, um ihnen und ihren nächſten Dienern die unabſehbaren, heilloſen Folgen einer gewaltthätigen und geſetzloſen Selbſtrettung des Volks zu erſpahren; Männer, deren Anſehen weit und breit mehr gilt und wirkt, als das Orientaliſirende Weſen aller Fürſten und ihrer Creaturen: — und doch — was hat die patriotiſch-edle Freymüthigkeit, was der einzig und allein angemeßne und Menſchen- und Fürſtenwürdige Rath aller dieſer Männeer bis jetzt gefruchtet?

Aber bey wie vielen Fürſten hätte er auch nur fruchten können? Wie viele unter ihnen haben Kopf und Herz genug dazu? Giebt es nicht der Hof-Planeten mehr als zu viele, die allen Wiederſchein wirklich verlieren würden, oder ängſtlich zu verlieren wähnen, wenn ſie auch nur das Geringſte verſäumten, um das Feuer und den Glanz ihrer politiſchen Sonne zu unterhalten? Fodert es nicht das Intereſſe faſt aller dieſer abhängig-ſchimmernden Lichter, den Dunſtkreis ihres Hof-Sonnen-Syſtems nicht vom Nebel der Uſurpations-Sümpfe zu reinigen, oder reinigen zu laſſen? —

„Und ſelbſt — wieviele Fürſten giebt es — fragt Moſer *) — die jemals ihre eigenen Landesgeſetze und Rechte, die Verträge mit ihren Landſtänden geſehen oder nur zu ſehen verlangt haben? Die nur einen deutlichen, hellen, überzeugenden Begriff davon haben, daß ihr Wollen und Nichtwollen gewiſſen Regeln und Geſetzen unterworfen ſey? Wer ſollte ihnen auch dieſe Ueberzeugung beygebracht haben? Die ſie umgebenden Eingebohrnen konnten es, wenn ſie wollten, wenn nicht Eigennutz und Trachten nach Fürſtengunſt ſie zu Heuchlern und Schmeichlern machte — und es nicht faſt überall ſo ginge, wie bey Joſeph dem Zweyten, dem zween Hofräthe die beſchwohrne Wahlkapitulation erklären ſollten,

---

*) Im III. B. ſeines patriotiſchen Archivs, S. 156.

ten, und ihm bey jedem Paragraphen verdemonſtrirten, daß und warum er ſie nicht halten könne und dürfe."

Giebt es nicht auch ſo genannte Erleuchtete von der dunklern Brüder-Klaſſe, die durch ihre frömmelnde Maſchinerie oft das beſte Vater-Herz einiger Fürſten berücken, und, durch Colluſion anderer Höfe, Männer von anerkannter tiefer und richtiger Einſicht in den Gang der Politik, außer Wirkſamkeit zu ſetzen wiſſen, um ſich zum Beherrſcher ihres Herrſchers glimpflich zu erheben oder wichtige Staats-Abſichten in den Cabinettern zu erreichen, denen jene Männer, als allgemein-ſchädlichen, wohl leicht auf immer widerſprochen hätten?

Oder glaubt man vielleicht, daß es im Heiligen Römiſchen Reiche keine Deſpoten und Deſpotieen gebe und daß es eben darum der Winke und des Raths eines Wielands, Moſers, Eberhards und Meiners, oder der Befolgung derſelben nicht bedürfe? Alſo an Hofhaltung und Wildbahnen, an Frohnen, Steuer- und Juſtitzweſen, am Adel und deſſen Feudal-Rechten, an Exemtionen von Staatslaſten, an der Erwerbung des Rechts, nicht weiter zu appelliren, an der Soldaterey u. dgl. gäbe es im jetzigen deutſchen Reiche nichts zu verbeſſern? —

O Ihr Große und Kleine, die Ihr das glaubet, und eben dadurch zu erkennen gebet, daß Ihr den lockeren Zuſtand unſrer jetzigen Reichsverfaſſung und Reichsverwaltung, und die dadurch höchſtnöthig gewordene Verbeſſerung der einen wie der andern nicht gehörig kennet, leſet doch nur einmal die „Freymüthige Gedanken über die allerwichtigſte Angelegenheit Deutſchlands *): und ich habe das Zutrauen zu dieſem Buche und zu Eurem Kopfe, daß Euer Glaube ſchwinden, und Ihr eines Beſſern reichlich werdet belehrt werden. Pragmatiſcher, gründlicher, beſcheidener und biederer ſchrieb für unſer jetziges Zeitbedürfniß wohl keiner von allen ſchriftſtelleriſchen Patrioten Deutſchlands. Möchten ſeine Gedanken, wie ſie dieß durchaus verdienen, ſolange das Handbuch für alle deutſche Fürſten und deren Räthe, wie für alle Verehrer einer angemeßnen vaterländiſchen Verfaſſung ſeyn und bleiben, bis es, ſeinen Vorſchlägen gemäß, auf eine gütliche

---

*) Seinen und andern guten Fürſten deſſelben ehrerbietig zur Prüfung und Beherzigung vorgelegt von einem Freunde ſeines Vaterlands. Germanien, 1794.

liche und ruhmvolle Art beſſer mit uns geworden ſeyn mag. *)

---

*) Und wie ſehr man dieß hier und da bedürfe, zeigt unter andern folgende Anekdote. Graf Preiſing, Landpfleger von Straubingen, bauete ſich daſelbſt einen engliſchen Garten — ſoll auch manche Felder der Bauern mit eingebauet haben — und foderte noch überdas Frohne. Die Bauern fühlten ſich aber, ſchlugen den Beammten des Grafen todt, und der Graf ſelbſt mußte flüchten. — Abſcheulich ſind die Scenen des Aufruhrs; aber weit abſcheulicher iſt der Tyrann, der ſie erwecket. — Dieß geſchah im Jahre 1792, wie es geſchrieben ſteht in den Bemerkungen über Menſchen und Sitten, auf einer Reiſe durch Franken, Schwaben, Bayern und Oeſterreich, im J. 1792, S. 319. — S. 134 ſagt der Verfaſſer: „So weit wäre alſo für die innere Ruhe Deutſchlands geſorgt, daß jeder Edel-

Ueberdenkt man aber den Gegenſtand eben dieſer Gedanken, und das Benehmen

ſo

mann — In Sachſen, Schleſien, Heſſenland und in der Pfalz giebt es deren auch! — ſich unter ſeinen Bauern für einen Sultan hält, und hauſet wie er mag, und damit oft die Landespolizey und gute Ordnung eines ganzen Kreiſes unter die Füße tritt. — Was die Sicherheit Deutſchlands von außen angeht — fügt er hinzu — da laſſen wir die neueſten Beyſpiele reden. Wird es Deutſchland nicht bald eben ſo gehen, wie Polen? Und wie wäre das anders möglich, wo ſo viele kleine Staaten mit loſen Banden zuſammengehängt ſind, wo keine rechte Einigung, keine koncentrirte Kraft iſt!" — Den Wiener Adel lernt man S. 138 u. 193 u. ff. kennen; aber auch hier nicht zur Erbauung. Es iſt indeß überall wahr: Wer ſich erſt moraliſch ablebt, ſtirbt bald politiſch! —

ſo manches unſerer Fürſten bey demſelben: alsdann, weiß ich, ergiebt ſich das alles noch einleuchtender, was ich am Ende meines vorigen Briefes über unſere Mächtigen in Rückſicht auf die Hervorbringung einer beruhigenden öffentlichen Meynung geäußert habe. Ja eben ſie ſind es, die, nach der Denkungsart der einen ſtreitenden Hauptparthey, gerade als das größte Hinderniß einer friedlichen Unterhandlung betrachtet werden.

Soll indeß der Land und Leute verwüſtende Wirrwarr dennoch in der Güte ein friedliches Ende gewinnen, zumal, da der Verſuch, dieß mit bewaffeneter Fauſt zu bewirken, durchaus dazu nicht hinreicht, vielmehr das Gegentheil bewirkt: ſo iſt es klar, daß die erwähnte öffentliche Meynung nicht von oben herab zu erwarten iſt.

Von woher alſo? Von unten herauf? Vom Volke? Ehe dieſes bis dahin gelangte, müßte Druck und Noth ein noch ſchärferer Lehrer für daſſelbe werden, als er bisher es war; aber in dieſer Schule könnte es eher zum Sankülottismus übergehen, als weiterhin für gut finden, zu den riskanten Experimenten der Einſicht und Klugheit ſeiner Machthaber ſich und das Seine fernerhin leidend und geduldig hinzuhalten. Und dieß möchte auf die Dauer anders werden, zumal, da alle Europäiſche Nationen itzt überzeugt ſind, daß ſelbſt die Könige der mächtigſten Völker ſehr ſchwache Menſchen ſind, ſobald ſie ſich der Liebe und des Zutrauens ihrer Unterthanen unwürdig oder verluſtig machen; und daß der Adel der größten Reiche nur einen kleinen Haufen von ſchwachen Menſchen ausmache, der in kurzer Zeit und faſt ohne Schwerdtſchlag überwunden und zu Grunde gerichtet werden kann. *)

Alſo — nur von den vorbereitenden Unterſuchungen, Belehrungen und Meynungs-Vehikeln, oder den Schriften der Gelehrten ſteht die genannte öffentliche Meynung am ſchnellſten und ſicherſten zu erwarten. Hievon bin ich ſo ſehr überzeugt, daß ich von jedem andern Verſuche, dieſe Meynung und deren Product dauerhaft und unerſchütterlich zu begründen — ſo ſcharf-

ſichtig

---

*) Meiners im 8ten Abſchn. ſeiner Geſchichte der Ungleichheit der Stände. — Der Staat folglich, der nicht den Bürger und Bauer, ſondern den Adel, als ſeine erſte und feſteſte Stütze betrachtet, ſteht ſchwankend, und denkt irrig und deſpotiſch. Auch Polen hatte vielen und reichen Adel; und doch —

ſ

ſichtig und argwöhniſch man nämlich jetzt überall lauert und dreinſieht — am Ende weit mehr Uebles befürchte, als Gutes erwarte.

Und eben darum halte ich alle die, welche der Begründung dieſer Meynung durch die ſophiſtiſirenden Kunſtgriffe ihrer mitdeſpotiſirenden Feder entgegen arbeiten, für Leute, die den wahren und dauerhaften Vortheil der Regenten nicht kennen, und ſodann deren Anſehen und Macht um ſo tiefer untergraben, je höher ſie beyde, nach den hergebrachten Grundſätzen des allgemein beleuchteten und allgemein verabſcheuten Despotismus, fortzuführen trachten.

Worauf aber die Gelehrten, von deren vorbereitenden Unterſuchungen ich mir ſoviel verſpreche, in Rückſicht auf die Regenten und deren Völker, wie auch auf die Prätenſionen der einen wie der andern, und endlich auf Fug und Unfug, auf Recht und Unrecht für beyde, ſamt den Deductionen und Deliberationen ihrer beyderſeitigen Advokaten zu ſehen haben — davon liegen Winke und Keime in dem Vorhergehenden für Scharfſichtige genug; und für Andere handele ich davon vielleicht in der Folge, wenn es nähmlich nicht überflüßig iſt. Eben dieſe Bewandniß hat es mit dem Innhalt der öfters erwähnten öffentlichen Meynung für die, für welche er ſich vielleicht nicht ſchon aus der Natur der Sache ergiebt.

Ob indeß die Regenten Luſt haben werden, ſich dereinſt den geprüften und von den Einſichtigern allgemein gutgeheißnen Reſultaten aus den Unterſuchungen der Gelehrten anzumeſſen, iſt eine Frage, die ich — wenn nur erſt dieſe ganze Streitſache gehörig auseinandergeſetzt ſeyn wird — lieber bejahen, als verneinen möchte. Jetzt iſt noch alles in der Gährung, im Trüben; und da überbraußt oder verſieht man ſich leicht. Setzt ſich die Gährung, hellt ſich das Trübe auf: nun, dann handelt nur der Blödſinnige wider das erkannte Beſſere; und blödſinnig wird doch kein Fürſt ſeyn wollen.

Neunzehnter Brief.

„Wenn ich in fremden Landen einen Menſchen auftreten ſehe — heißt es in Ildebalds Reiſe *) — der zu unbehülflich iſt

---

*) Nach dem Lande der Freyheit, in den Jahren 1780 — 1790. S. 85.

iſt für einen Franzoſen, zu cerimoniös für einen Engländer, zu treuherzig für einen Italiäner, zu biegſam für einen Spanier, zu ängſtlich für einen Holländer; einen Menſchen, der mit ſchiefen Bücklingen ſich an Fremde drängt, mit unbeſchreiblicher Reſignation ihren Launen huldigt und ernſthaft oder ſcherzend ſich als den allerunterthänigſten Diener aller derer zeigt, die ſeiner Meynung nach vornehmer ſind, als er; wenn ich ſo einen ſehe: ſo ſagt mir mein Herz: das iſt mein Landsmann! Und dann fühle ich mich als wahrer Deutſcher, wenn ich wünſche, daß jeder Fremde ſolch einem meiner Landsleute mit einem Fußtritt für ſeine Unterthänigkeit danke.“ *

Und wenn ich ſo einen ſehe: ſo ſagt mir mein Herz: das iſt ein hofierender Schriftſteller! Denn, wahrlich, kann man den großen Haufen unſerer von Ammtswegen auftretender Feder-Männer je kenntlicher charakteriſiren? Haben die meiſten derſelben dieſe Art Deutſchheit nicht im hohen Grade? Sind Viele von ihnen in ihren Schriften über die jetzigen Zeit-Angelegenheiten nicht ſo niederträchtig-kriechend, hart und ſchmeichelnd, daß ſelbſt einſichtige und billige Fürnen ſie mit ſammt ihrer, mehr aufwiegelnden, als beſänftigenden Schreiberey verachten müſſen? Denn wer wider die allgemeine Meynung und den daher allgemein entſtehenden Willen ſtreitet, ſchwimmt gegen den Strohm: und das thut kein Kluger.

Wer kennt aber dieſe Herren und deren verfehlte ſchiefe Abſicht nicht! Während ſie ſich bemühen, den geheim glimmenden Brand entweder den Augen der Höfe zu entrücken, oder dieſe zum gewaltſamen Löſchen deſſelben zu bereden, zünden ſie ihn bey den Völkern nur noch bedenklicher an; denn ſie vermehren, wie ſchon bemerkt iſt, die öffentliche Verbitterung, und erregen auf die laut compromittirte Sache der Fürſten, wie auf die von ihren ſchriftſtelleriſchen Advokaten inſinuirte Verhärtung derſelben eine geſchärftere und Mißtrauenvollere Aufmerkſamkeit. Gut nur, daß ſie hierbey, wie Arthur Young, von einer Inkonſequenz in die andere ſtürzen, und am Ende nichts bewirken, weil ſie auf zu Vieles, ja, jetzt Politiſch-Unmögliches dringen. Da ſoll der Fürſt, durch das Benehmen der Franzoſen gegen Ludwig den Sechszehnten, gewitzigt, keine Beſchwerde der Unterthanen anhören, ſeine Gewalt nicht in Ueberredung, ſeine Machtſprüche nicht in die ſanfte Stimme der Menſchheit und des Gefühls verwandeln; da ſollen kürzere Zügel in den Rachen gelegt werden; *) da ſoll der duldende Geiſt der alten franzöſiſchen Regierung eins der vornehmſten Werkzeuge ſeiner Zerſtöhrung geweſen ſeyn (S. 293) da möchte er — Arthur Young — wenn er ſpaniſcher Staatsminiſter wäre, ſeinem Herrn rathen, die Inquiſition nicht abzuſchaffen; da ſollen wir es den Jakobinern zu danken haben, daß ſolche Geſinnungen nothwendig geworden ſind (S. 294.). —

Hätte aber Herr Arthur Young, wie M. Dyk in einer Note zu der 20ten S. der Vorrede zu Malouets Briefen über die Revolution äußert, die Akten des franzöſiſchen Tumults geleſen und geprüft: ſo würde er nie ſo Pittiſch-Bur-

---

*) Die franzöſiſche Revolution — von Arthur Young, S. 129.

Burkiſch, nie ſo hiſtoriſch- und politiſch-widerſinnig geſchrieben haben. Es würde ihm unumgänglich auch die Frage eingefallen ſeyn: Woher aber denn wohl die Jakobiner und ihre Gewalt? — Unwiderleglich durch den erſchöpfenden und erſchöpften Deſpotismus des Franzöſiſchen Hofes, und durch den dadurch zur Selbſtrettung aufgewiegelten Willen des größten Theils der Nation. Er würde eingeſehen haben, daß nicht das Intereſſe der Fürſten und der Völker, ſondern ſein Privat-Intereſſe ihn ſo barbariſch zu ſophiſtiſiren gelehrt habe. Er ſagt ja ſelbſt S. 253: die Begebenheiten des Kriegs von 1756 und die des Amerikaniſchen, denen England, nebſt jenem von 1744, beynahe ſeine ganze National-Schuld zu danken haben ſoll, und die ſelbſt nach politiſchen Grundſätzen übel ausgeſonnen geweſen wären, hätten keinen tiefen Eindruck auf ſein

Herz gemacht. „Ich war dabey — heißt es S. 265 — für meine Perſon nicht im mindeſten beſorgt; aber bey dem gegenwärtigen Kriege iſt mir nichts gleichgültig.“

Da hat man den ökonomiſchen Philoſophen! Drey übel ausgeſonnene und vermeldliche Kriege, die ſoviel unſchuldige Menſchen hinraften, und denen England beynahe ſeine ganze National-Schuld zu danken haben ſoll, machten keinen tiefen Eindruck auf ſein Herz — bloß, weil der Herr Oekonom dabey für ſeine Perſon nicht im mindeſten beſorgt war! Aber bey dem gegenwärtigen Kriege iſt ihm nichts gleichgültig — ohne Zweifel, weil Er, Pitt und Burke es äußerſt widerrechtlich finden, daß die Neugallier alle Anſtalten treffen, einem Regenten und deſſen Miniſterium es unmöglich zu machen, fernerhin für ſich ganz allein und mit Ausſchluß des National-Willens Kriege nach politiſchen Grundſätzen übel auszuſinnen, und dadurch Schulden zu bewirken, die den Wohlſtand der Nation drückend zurückhalten, oder ausmärkelnd erſchöpfen.

Weg mit Schriftſtellern von dieſer bebrandmarkten Art! Ihre Sugeſtionen gießen nur Oel ins Feuer: und ſolche Helfershelfer ſchaden in vielen Gegenden um ſo mehr, je mehrern Antheil dieſe an dem lichterlohen Brande in Neugallien nehmen. Schon an ſich feſſelt alles Außerordentliche, Weitgreifende, und Koloſſaliſch-Große: wievielmehr, wenn es Vortheile für weit und breit mit ſich zu führen ſcheint! Da weidet ſich die erhitzte Phantaſie an der Größe des Ganzen; überſieht oder verkleinert die dabey vorfallenden Grauſamkeiten und Gefahren, und fühlt endlich wohl gar den Verähnlichungs- oder Nachahmungs-Trieb in ſich rege werden.

Unter mehreren hiſtoriſchen Beyſpielen von dieſer Art will ich nur das anführen, was ich als eine Bemerkung in der Vorrede des Hn. Van der Vynckt zu ſeiner Geſchichte der vereinigten Niederlande *) vorfinde. Nach dieſer ſollen vor-

---

*) Von ihrem Urſprunge im J. 1560 an, bis zum Weſtphäliſchen Frieden. Aus der höchſt ſeltnen franzöſ. Druckſchrift überſetzt. — Van der Vynckt war zu ſeiner Zeit Mitglied des Staatsrath von Flandern. Er vollendete dieſe äußerſt merkwürdige Geſchichte in der franzöſ. Sprache unter dem Titel: Troubles des Pays - bas, 1765. Graf von Cobenzl, damals Miniſter der Maria

vorzeiten die vorangegangnen Unruhen in Deutſchland, Frankreich und England, denen es an Grauſamkeiten und Gefahren wahrlich nicht mangelte, dennoch in der Folge auf die Niederländiſchen Unruhen ſo großen Einfluß gehabt und in dieſe ſo enge eingegriffen haben, daß ſie zu weſentlichen Theilen jener fürchterlichen Revolution geworden ſind, welche in derſelben

Maria Thereſia in den Niederlanden, ließ nur ſechs Exemplare davon abdrucken. Die Nachrichten darin ſind aus gleichzeitigen Denkſchriften und aus Archivs-Urkunden genommen. Faſt auf allen Seiten kommen ausgeſuchte Anekdoten vor. „Wir wünſchen und hoffen, ſagte ſchon Schlözer in den Götting. Anzeigen 1773, S. 1298. daß dieſes ſeltne Buch durch eine deutſche Ueberſetzung, zur Erweiterung der Europäiſchen

Zeitperiode und aus denſelben Urſachen zwey Drittheile Europens mit ihrem Gifthauch anſteckten. Zwar — fügt Van der Wynckt hinzu — kann das erſte Entſtehen der Unruhen in den benachbarten Reichen andere Urſachen gehabt haben, und das Feuer ihrer erſten Funken ungleichartig geweſen ſeyn; er theilte ſich

aber

---

päiſchen Geſchichte, in allgemeinen Umlauf gebracht werde." Dieſer Wunſch iſt nun von der einen Seite erfüllt. Dank dafür den Herren Verlegern! Schlözer ſah ein Original-Exemplar, das Cobenzl 1768 dem Hn. Schöpflin geſchenkt hatte, auf der Straßburger Univerſitäts-Bibliothek. Möchte Schlözers Wunſch nun auch auf der andern Seite erfüllt werden! Ein merkwürdiger Zuchtſpiegel iſt dieſe Geſchichte, gewiß, und dieß von mehr, als einer Seite, zumal heutzutage.

aber mit und brachte den großen Brand in Ausbruch.

Alſo — was kann in der Folge auch aus einigen Gegenden des deutſchen Reichs noch werden, wenn der franzöſiſche Feuerbrand, durch das leidige Mitwirken der hoſirenden Schriftſteller, ihnen immer in der Nähe lichterloh brennend vorgehalten wird? Iſt der Druck dieſer Gegenden auch in- und extenſiv geringer, als der des alten Frankreichs: hört darum Druck an ſich auf, Druck zu ſeyn? Und wo einmal Druck gefühlt wird: können da nicht, wie ehemals in den Niederlanden, *andere, ungleichartige* Urſachen Funken des nahen Feuers mittheilen, und einen großen Brand in Ausbruch bringen, zumal, wenn die erhebende Größe eines nahen Beyſpiels die

Empfänglichkeit der Gemüther zunderhaft dazu modificirt?

Oder fühlt ſich der Landmann in vielen Gegenden des deutſchen Reichs anders, als es M. J. Schmidt in ſeiner Geſchichte des Selbſtgefühls S. 151. angiebt? *) „Nur Er — ſind ſeine Worte — ſieht ſich als einen Unglückſeligen, als das Opfer der trägen Wolluſt Anderer an; nur Er ſieht ſich zur Arbeit verdammt, Winden und Wetter preisgegeben, und noch in die verächtliche Klaſſe der Menſchen heruntergeſezt, auf welche der nicht viel beſſere Bewohner der Städte, ja, ſogar der oft hungrige Soldat mit erbarmender Mine herabſieht: Er, deſſen Stand verehrungswürdig,

---

*) Frankfurt und Leipzig bey Stahel, 1772.

würdig, deſſen Beſchäftigung die angenehmſte ſeyn ſollte!“ *)

„Wie oft aber geſchieht es, — fährt der ſcharfe und große Geſchichtkundige fort — daß anſtatt des Vergnügens nagende Hausſorgen ihn bis an den Pflug begleiten; daß dieſe ſogleich mit in die Furche eintreten, die er nur erſt aufgeriſſen; daß er noch dabey beſorgen muß, er werde kaum das Nö-

thige

---

*) Und deſſen Beſchäftigung der Urquell des Reichthums und der Wohlfarth der Staaten iſt; und Er folglich deſſen erſte und weſentlichſte Stütze. Indeß dieß lautet ja phyſiokratiſch; und das will Hr. Rehberg nicht; — Ludwig, der Vierzehnte, hatte in der That recht, als er ſich beklagte: daß es ihm an nichts mangele, als an Leuten, die ihm die Wahrheit ſagten.

ebige von denen Früchten, welche er durch ſeinen Fleiß errungen, für ſich und die Seinigen behalten dürfen! Wenn ihm noch dabey, wenn er, von der Arbeit ermüdet, einen ſchüchternen Blick auf ſeine Hütte wirft, von daher anſtatt des Troſtes eine kummervolle Familie entgegen eilt, um zu verlangen, was er nicht geben kann: — wie erbarmenswürdig iſt ein ſolcher Zuſtand!“

„Sollte es aber nicht möglich ſeyn — fragt der Biedermann weiter — ihm ſeinen Stand wenigſtens dadurch zu erleichtern, daß man ihn mit der ſchönen, ihn umgebenden, Natur bekannter machte; daß man ihm beyzeiten Luſt zum Beobachten einflößte; daß man ihm ſeinen Verſtand mehr ſuchte anzubauen, und zum Selbſtdenken, wenigſtens in ſeiner Sphäre, aufgelegter zu machen? Würde man ihn nicht eben dadurch auch brauchbarer und dem Staat und ſich nützlicher machen?“ *)

„Allein nicht doch! denken die Deſpoten und andere ihres Gleichen — iſt Hn. Schmidts Antwort. Eine gänzliche Unwiſſenheit ſchickt ſich viel beſſer für den Ackersmann, als ein aufgeklärter Verſtand. Der Löwe, wenn man ihm die Augen bedeckt, macht, nach der Anmerkung des ältern

---

*) Alles gut; aber der — hungrige Bauch hat keine Ohren! Und lenkt dieſer die Aufmerkſamkeit des Kopfs erſt anderswohin, oder prediget er gar gewaltſame Selbſtrettung: dann freilich bedarf es der ausländiſchen, ſogenannten, Propagandiſten und Jakobiner nicht. Erſt alſo für den Bauch phyſiokratiſch geſorgt; dann moraliſch und politiſch weiter!

tern Plinius, die einfältigſte Figur, und läßt mit ſich umgehen, wie man will. Noch beſſer, wenn man ihm gleich anfangs die Augen ausſticht, daß er niemals ſeine Kräfte kennen lernt: alsdann iſt man außer aller Gefahr. — Aus einem ähnlichen Grunde ſagte ohne Zweifel jener Ruſſiſche Edelmann, daß es ihm ungelegen wäre, wenn ſeine Bauern mehr wüßten, als — heiliger Sergius, bitte für uns! — Und wieviele Deſpoten denken nicht eben das außer Rußland!" *)

Und

---

*) Wer 1772 ſchon ſo ſchrieb, wie mag der 1794 denken! Einige Regenten glauben es wohl kaum, wieviele ſelbſt von denen, die ihr Hofbrodt reichlich eſſen, ſie mit ſamt ihrer Regierung verabſcheuen. Und auf ſolche Stutzen rechnen ſie dennoch mit!

Und wieviele Schriftſteller rathen nicht eben dieſe Maaßregel an! Wieviele Höflinge ſuchen ſie nicht ſtrenge zu befolgen! Die druckvolle Lage des in manchen Gegenden oft ärger, als ſein Laſtvieh, behandelten Landmanns bleibt alſo ohne die längſt erſehnte Linderung. Druck aber, ich wiederhole es, erzeugt Gegendruck, und dieß um ſo lebhafter, ſtärker und allgemeiner, je lebhafter, ſtärker und allgemeiner jener gefühlt wird. Hieraus entſteht rege Verabſcheuung des Drucks und der Bedrücker, gegenſeitige Mittheilung der kränkenden Gefühle, aufwiegelnde Klagen über die Hartherzigkeit und die Ungerechtigkeit der Despoten, Unzufriedenheit mit der Regierung; Geringſchätzung oder Verachtung der Handhaber derſelben, allgemeine Meynung von der Rechtmäßigkeit einer gewaltſamen Selbſtrettung, Berathſchlagung über die Mittel dazu, Beleuchtung derſelben von allen Seiten, mehr theilnehmende Verbindung der Unzufriednen, bis ſie merken, daß die Summe und die Richtung ihrer Kräfte die Summe und die Richtung der Zwangskräfte ihres Hauptbedrückers überſteige. Nun entſtehen laute Forderungen; und wenn dieſe nicht glimpflich befriedigt werden, gewaltſame Zugriffe, entweder um einzelne Staatseinrichtungen umzuändern, oder ihn ſelbſt ganz.

Bey dieſem Gang der Dinge, der aber nicht immer nach der Schnur; der öfters durch eine Kleinigkeit, durch einen ohngefähren mächtigen Zuſammenſtoß von Umſtänden plötzlich beſtimmt wird, erregt die allgemeine Empfindung des Drucks erſt den lauten Wunſch, ſich geſetzmäßig davon befreyt zu ſehen. Achtet die Regierung dieſen nicht: ſo erfolgt Abſcheu, Verachtung, Drang nach innerer Rüſtung, Räſonnement, Licht und die öffentliche Meynung: die Regierung verfahre deſpotiſch, überſchreite die Gränzen ihrer Macht, und es ſey daher nicht weiter Pflicht, ihr zu gehorchen; ja das allgemeine Wohl erlaube oder vielmehr es erfodere das Gegentheil; und man ſey daher befugt, ſich ihr gewaltſam zu widerſetzen, ſobald nur Wahrſcheinlichkeit da iſt, man werde auf jeden Fall mehr gewinnen als verlieren.

Dieſer Zuſtand wird um ſo eher eintreten, je ſtärker und anhaltender der Druck iſt, oder je civiliſirter und heller die bedrückte Nation ſchon denkt, ſo wie gerade dieſe um ſo ſchwerer und langſamer dieſen Schritt thun wird, je pflichtmäßiger und gemeinnütziger die Regierung verfährt.

Kurz, alle Völkertumulte entſpinnen ſich aus den Fehlern einer anhaltend überſpannten und mit wahrer oder ſcheinbarer Geringſchätzung der lautgewordenen Beſchwerden einer Nation verbundenen Regierung. Dieß lehrt die ältere und neuere Geſchichte unwiderſprechlich.

Gemeinſchädlich, aufwiegelnd, ja, verrätheriſch handeln alſo jene, — wenn gleich, wie ich gern vorausſetze, aus Irrthum — welche den Regenten ohne Unterſchied zurathen, auf die Beſchwerden der Volksklaſſen nicht zu achten, und der ungünſtigen öffentlichen Volksmeynung Trotz zu biethen, ohne das Gewicht und die Folgen dieſer Meynung, zumal, wenn ſie ſich von Oben herab verachtet ſieht, reiflich zu prüfen, ſo ein warnendes Beyſpiel auch Frankreich in dieſer Rückſicht aufſtellt. Denn was gab den erſten Volks-Repräſentanten, was der National-Verſammlung, dem jetzigen National-Convent und vorzüglich den Jakobinern das ſo entſcheidende Uebergewicht bey allen Vorſchlägen und Unternehmungen, auch bey den gräßlichſten? Die öffentliche Meynung! Dieſer, und nicht der Revolutions-Armee des Convents, die nur aus 6000 Mann beſteht, gehorchen alle benachbarten Departements. So ein unbezwinglich-ſtarkes Ungeheuer iſt die öffentliche Meynung jetzt in Frankreich, das iſt, der durch den allgemeinen Druck dort allgemein erregte, und durch allgemeines Räſonnement allgemein geläuterte und modivirte Wille der Nation oder des größten Theils derſelben. Wehe jedem, der ſich dieſem koloſſaliſchen Rieſen neckend entgegenſtellt! Er wird um ſo grauſamer zermalmet, je mächtiger oder liſtiger er ihm ſeinen Spielraum zu verengen trachtet.

Die Wirkungen dieſes Willens ſind überdieß um ſo grauſamer und unabänderlicher, je ſyſtematiſcher er die moraliſchen und politiſchen Maaßſtäbe zur allgemeinen Beurtheilung der Handlungen in ſeiner tumultuariſchen Atmoſphäre umformt. Bald heißt es: Noth leidet kein Geſetz; dann: ein heiliger Zweck heiliget ſelbſt die ſonſt unheiligſten Mittel, u. dgl. Was daher Ausländer, beym minder intereſſirten Zuſtand des Denkens, Gewaltthätigkeit, Raub, Mord und Tyranney nennen, das nennt er, in ſeinem höchſt intereſſirten Zuſtand des Empfindens, Mittel zur Selbſtrettung, gerechte Nothwehr, längſt verdiente Strafe, Vindicirung ſeiner durch Uſurpation entriſſener, aber unveräußerlicher Rechte, Aufopferung zum Beßten des Ganzen, u. ſ. w. Und eben darum hilft uns all unſer Räſonniren und Deräſonniren über die Auftritte in Frankreich zu deren Beendigung jetzt eben ſo wenig, als wenig eben dieß den Engländern zur Zeit der Revolution in Nordamerika half.

Sachkundige Pſychologen und Politiker ſehen dieß gewiß ein; und doch ſchimpft der größte Theil mit, weil es zum Zeitton und zum Beweiſe des Ariſtokratismus hier und da erfodert wird. Selbſt Einige, die ſonſt eifrige Demokraten ſind, nehmen hier und da die Maske eines Ariſtokraten an, um ſich und ihre Penſion gegen die Auflaurer der Mächtigen zu ſichern. So weiß ich, daß irgendwo ein Erzdemokrat ein erzariſtokratiſches Buch öffentlich in Schutz nahm, bloß um die auf ihn erregte Aufmerkſamkeit einiger Mächtigen durch dieſe litterariſche Gaukeley von ſich abzulenken.

Was muß dieß bewirken? Es muß den auf Raiſonnement gegründeten Willen der Demokraten durch dieſen Contraſt gegen den auf uſurpirende Uebermacht ſich ſtützenden Willen der Ariſtokraten immer aufmerkſamer, verbitterter, unnachgiebiger und endlich tumultuariſcher machen. Ich denke, dieß bringt die Natur der in Anſpruch genommenen Sache und das Verhältniß der Anſpruchmacher mit; und bin eben darum der Meynung, daß der gemäßigte Demokratismus das natürlichſte Mittel ſey den gemäßigten Ariſtokratismus zu retten. Wer Vögel fangen will, ſagt ein alltägliches Sprichwort, muß nicht mit Knitteln dreinwerfen; und was nicht brechen ſoll, ſagt ein anderes, muß ſich biegen.

Möchten daher diejenigen, welche es auf ſich nehmen, den Vermittler zwiſchen den Regenten und deren Unterthanen durch Vorſchriften zu machen, es der Mühe werth finden, den Menſchen im Menſchen und im Bürger zu ſtudiren, um einzuſehen, daß er ſich weit eher moraliſch als phyſiſch, weit williger durch Gründe der Vernunft und ihr angemeßne Geſetze, als durch Machtſprüche, hergebrachte Uſurpationen und die Zuchtruthe eines militäriſchen Regiments leiten und beſtimmen laſſe! Möchten ſie einſehen, daß für unvollkommne Menſchen das unvollkommne Schnitzwerk oft noch weit unvollkommnerer Geſetzgeber nicht ſo innig-dauerhaft verbinde, als das unveränderliche Geſetz der Natur, als die ſich ewiggleichen Imperative der Vernunft, und die aus beyden hergeleiteten, näherbeſtimmenden Geſetze zur Erreichung des Zwecks für die geſellſchaftliche Verbindung unter Menſchen und Bürgern! Möchten Sie erkennen, daß ihr Beſtreben, das ſo hergebrachte Verfahren der Völkerbeherrſcher, aller richtigern Grund-Einſicht des größern und tiefblickendern Haufens zum Trotz, als eingeführt-gerecht zu vertheidigen, ja, ihre Götzen bis zur blutigen Verfechtung ihrer, auch uſurpatoriſch-übererbten, Gewohnheits-Rechte aufzufodern, — das Band der Gerechtigkeit und des Friedens zwiſchen den Fürſten und den Völkern mehr zerrütte als befeſtige! Möchte es ihnen einleuchten, daß das Unternehmen, die jetzt zu ſehr verhaßte Scheidewand zwiſchen den Beherrſchten und Beherrſchern höher aufzuführen, oder ſie auch nur in ihrem altgothiſchen Beſitzſtand durch militäriſche Stützen aufrecht zu erhalten, ohne einmal daran zu denken, ob der Grund dieſer Scheidewand für den ökonomiſchen Spähgeiſt der heutzutage zu wachſamen, und zu ſehr dabey intereſſirten und zu enge durch ſie eingeſchränkten Völker nicht zu locker oder zu morſch ſey, — nur hohnlächelnde Verachtung bewirke und den Fürſten die kindliche und mit ruhiger Ergebung in ihre Verordnungen verpaarte Anhänglichkeit entziehe! Möchten ſie mit Sokrates nur jene bürgerlichen Geſetze für haltbar und für Menſchen-Würde und Bürger-Wohl angemeſſen finden und ſie als ſolche den Regenten preiſen, welche mit den Geſetzen der phyſiſchen und moraliſchen Natur des Menſchen am nächſten übereinſtimmen!

Wie ſchön und richtig trift in dieſer Rückſicht die Bemerkung des N. Voigt ein, wenn er *) ſchreibt: „Sowohl die phyſiſche als moraliſche Welt hat ihre unwandelbaren Geſetze, welche die Gottheit von Ewigkeit her in ſie gelegt hat. Und mich dünkt, unſere Erdengötter und Apoſtel der Gottheit können nichts heilſamers thun, als wenn ſie dieſe Geſetze Gottes ſtudiren und ſodann in Gang bringen. Alle Syſteme, Gebäude und Anſtalten, welche nicht auf dieſe ewigen Geſetze gegründet ſind, müſſen nothwendig zerfallen.“

„Der Mann oder der Regent — fügt er S. 34. hinzu — muß ein ſehr eingebildeter Geck ſeyn, welcher glaubt, ſeine kleine Afterweisheit ſey die Vormünderinn und Leh-

---

*) In der Vorrede zum I. Th. ſeines Meiſterwerks über die Europäiſche Republik.

Lehrerinn aller europäiſchen Köpfe und Handlungen. Nur die Gottheit allein vermag alle Bedürfniſſe, Verhältniſſe und Eigenheiten einzelner Familien und Länder zu überſehen und darnach Geſetze zu geben. Aber — eben der geſammte oder einzelne Wille der Familien, Länder und Gemeinheiten iſt der Wille und das Geſetz der ſich durch dieſelben offenbarenden Gottheit. Und unſere Erdengötter können daher auch nichts klügers, als wenn ſie die nicht zu verkennenden Stimmen einzelner Familien, Stämme, Länder u. ſ. w. ſammeln und darnach Geſetze geben und Staaten bilden. Auch kennt jede Familie, jedes Land — ſeine eignen Bedürfniſſe und Verhältniſſe gewiß beſſer, als jeder noch ſo weiſe und durchſchauende einzelne Kopf. Unſere Gemeinheitsgeſetze ſollten alſo billig den einzelnen Familiengeſetzen; die Landesgeſetze den Gemeinmeinheitsgeſetzen; die Staatsgeſetze den Landesgeſetzen, die Völkergeſetze endlich den Staatsgeſetzen nur zu Hülfe kommen. — Europa iſt eine feſte aufſtrebende Pyramide: die oberſten Steine müſſen auf der ſchweren Maſſe der einzelnen Familien und Gemeinheiten; nicht umgekehrt die ſchwere Maſſe auf den kleinen wankenden Steinchen eines einzigen Deſpoten beruhen."

Wer kann dieſer ſehr wahren und wichten Bemerkung widerſprechen? Wie viele Länder giebt es aber, auſſer Preußen, deren Geſetzbuch nach dieſem Zuſchnitt geformt iſt? Nur Friedrich, der Einzige, verſtand die Kunſt, den geſammten und vernünftig vorauszuſetzenden Willen aller ſeiner Unterthanen, als Menſchen, wie auch ihren beſondern, als Bürger, nach ihren verſchiedenen Provinz-Bedürfniſſen,

niſſen, Geſetzen, Rechten und Gewohnheiten zu würdigen, und ihn — ſoviel die verhältnißmäßige Einrichtung des ganzen Preußiſchen Staats an ſich und in Beziehung auf andere Staaten es zuließ — durch angemeßne Geſetze allmälig und wie im Stillen zu autoriſiren, und durch dieſe nach und nach glimpflich beförderte Revolution von Oben herab, jeder dereinſtigen von Unten herauf, auf immer vorzubeugen. Hierdurch kamen Friedrichs Geſetze der öffentlichen Stimmung ſeiner Unterthanen näher; ſein Wille griff in ihren nach Klugheit und Staats-Oekonomie glimpflich ein; und dadurch ward ſein Regierungsband feſter und inniger. Noch jetzt iſt ſeine durch ihn erhöhte Nation ſtolz auf ihn und ſeinen Nachfolger; ſie giebt willig alles hin, weil ſie weiß, daß es über kurz oder lang wieder zu ihrem Beſten verwendet wird.

Was aber im Preußiſchen geſchehen iſt und noch geſchieht, kann überall geſchehen, wenn nur überall, wie dort, die Fürſten mehr Erzieher und Väter, als Herren und Zuchtmeiſter ihrer Unterthanen ſeyn wollten. Kurz, in dieſer Rückſicht gilt von den Völkern im Großen, was von den Kindern im Kleinen gilt: — Wie man ſie zieht, ſo hat man ſie! Frankreich und Preußen dienen zum kontraſtirenden Beyſpiel. —

Hierauf alſo, meine Herren Ariſtokraten und Demokraten, den Blick unverwandt geheftet und fein hübſch Hand in Hand die goldne Mittelſtraße gewandelt, wie es ſich für Brüder ziemt! — Verachtung aber allen denen, die vielleicht bey ihrem Rathgeben an Höfen die verſteckte Maxime als politiſche Teufel befolgen: — Wenn man mit Kurzſichtigen zu thun hat, deren Looß es ſo will, daß eher Schade als Lehre ſie witzige, und dennoch durch ſie etwas gut werden ſoll: ſo muß man ſuchen, es erſt recht arg zu machen!

Zwanzigſter Brief.

Daß es meinem Steckenpferde, das iſt, wie Sie wiſſen, meiner Leſebegier: hier an einem geräumigen und Ausſichtsreichen Tummelplatz nicht fehle, dafür bürgen Ihnen meine buntſchäckigten Citate. Dieſen Tummelplatz öffnet mir für jetzt die Dienſtfertigkeit einiger Ammtmänner und Prediger in der Pfalz, und die Buchläden zu Frankfurt und Maynz.

Ob ich aber beym Herumtummeln mit meiner arundine longa die gehörige Diät halte, zumal nach meiner langen Abſtinenz; wie hier die Katholiken einige ihrer Faſttage nennen, dieß weiß ich vielleicht weniger, als der Patient, der nach einem überſtandenen Fieber, oder der Seefahrer, der nach einer langen brodtloſen Fahrt über eine reichlich beſezte Tafel herfällt, und je mehr er iſſet, deſto mehr noch eſſen zu müſſen wähnet. Alsdann ſind die Augen gewöhnlich unerſättlich, wenn gleich nicht der Magen; ja, man hat den gutmüthigen, wenn gleich egoiſtiſchen, Glauben: es werde Alles, was nun uns gut ſchmäcket, auch Andern eben ſo ſchmäcken.

Hat man obendrein Gefährten der Krankheit oder der Fahrt, und iſt man biederſinnig, wie dieß die Noth uns meiſtentheils werden lehrt: ſo füllt man ſeine Säckel wohl noch auch mit für ſie. Das Gefühl unſers eignen Bedürfniſſes wird alsdann der Maaßſtab unſerer Sorge für uns und Andere: — und iſt das Bedürfniß und der Geſchmack auf beyden Seiten auch verſchieden: wer könnte den Willen tadeln, beyde wohlmeynend zu befriedigen!

Alſo — wenn auch Sie, Freund, und manche Mitleſer in unſerm lieben Vaterland ein der Sache und der Art nach ganz anderes Bedürfniß fühlen, als ich, und daher von meinem Vorrath wenig, oder — was noch beſſer wäre — gar nichts benutzen können: ſo müſſen Sie wiſſen, daß nicht überall — Preußen iſt, nicht überall ein Muſter der wohlwollendſten Humanität, ein Friedrich Wilhelm, herrſcht, zumal in jenen Gegenden nicht, die ich jezt beynahe über ein Jahr ſtudiere. Und für dieſe Gegenden möchte ich um ſo eher ſorgen, je näher ich deren Bedürfniß kenne. Können andere Gegenden, wie dieß wohl leicht der Fall ſeyn möchte, meinen aufgetiſchten Vorrath auch benutzen, deſto beſſer!

Iſt indeß mein geſammelter und wahrlich in der gemeinnützigſten, beßten Abſicht aufgetiſchter Vorrath hier und da ungeordnet, nicht ſymmetriſch, nicht präcis, überladen, wider die Etikette und gar nicht nach Hofmanier: je nun, ich bin Soldat, deſſen enggebundne Lebensart unter dem Degen ſich durch das ungebundne Herumflankiren mit der Feder zu erholen und ſchadlos zu halten ſuchen muß. Hat doch Jeder ſeine Weiſe! Und im Gedränge eine ganz andere, als bey ungeſtöhrter Ruhe!

Fragen Sie mich, Freund: was ich denn eigentlich mit meinem aufgetiſchten

Vorrath wolle? ſo antworte ich kurzweg: — durch aufgeregtes Denken das aufgeregte Empfinden ſchwächen, und dadurch die abgekühlten Gemüther allmälig mehr für Geſinnungen des Friedens und der Gerechtigkeit empfänglich machen.

Es thut in der Seele wehe, wenn man unſchuldige Menſchen, groß und klein, Soldaten, Bürger und Bauern, alle Kriegsmühſeligkeiten bis zur Gefahr des Lebens anhaltend erdulden ſieht, ja, ſie ſelbſt ſo miterduldet, und dennoch bemerkt, daß eben diejenigen, welche dieſem Elende mittelbar oder unmittelbar abhelfen könnten, größtentheils gerade diejenigen ſind, welche auf dieſe oder jene Art es nur noch vermehren, indem ſie abſichtlich oder nicht abſichtlich diejenigen immer mehr verbittern oder verbittern helfen, die öffentlich oder heimlich, gerecht oder ungerecht Urſache zu haben glauben, ihre gekränkten Rechte mit allem Nachdruck zu vindiciren. Ein Verfahren von der Art kann nur noch mehr entzweyen, muß den gegenſeitigen Haß vergrößern; und ſo lange man ſich haſſet iſt an keine friedfertige Ausſöhnung zu denken.

Daß aber ein Verfahren von der Art ſtatt finde, lehrt die Geſchichte der Tage. — Wer hat nun hieran die meiſte Schuld? Die Fürſten oder jene Räthe, nach deren mündlichen oder ſchriftlichen Berathung die öffentlichen Angelegenheiten eingeleitet, geführt und entſchieden werden? Ohne Zweifel wohl die leztern: denn dieſe haben beynahe überall die Präſumption wider ſich, daß ihr mehreres oder minderes Privat-Intereſſe ſie hindere, unbefangen an dem öffentlichen Intereſſe, ſo innig dieſes auch mit jenem ihrer Fürſten zuſammenhängt, als Männer von heller, richtiger Einſicht, mit unerſchrockner Freymüthigkeit, nach der jedesmaligen wahren Lage der Sachen, warmen und edeln Antheil zu nehmen und durch das beförderte Intereſſe der Völker zugleich auch und am ſicherſten das ihrer Fürſten mitzubefördern. Geſchieht dieſes nicht; wanken die Stützen ſelbſt, auf welche manche gutmüthige Fürſten ſich lehnen; ſind ihre Führer blind, blödſichtig oder des rechten Weges ſelbſt nicht recht kundig: wie kann es größtentheils anders gehen, als es geht!

Von ſo vielen auffallenden Begebenheiten der erwähnten Verfahrungsart will ich bloß das Benehmen gegen die Neufranken in öffentlichen Schriften, vorzüglich in den Zeitungen, mit Ihrer Erlaubniß, Freund, noch einmal berühren: denn gerade hierin, wie ich immer mehr bemerke, liegt eine Schlange, die am Ende eben denen am meiſten ſchadet, welche einen Todesſtich für Andere von ihr erwarten.

Wer nur Zeitungen lieſt, weiß, wie ſeit dem jetzigen Kriege faſt in allen öffentlichen Blättern das Benehmen der Neufranken gegen Innland und Ausland, ohne Unterſchied, mit den gehäſſigſten und ſchwärzeſten Farben geſchildert wird. Hält man aber dieſe deutſchen Berichte gegen die national-franzöſiſchen, gegen eigne Erfahrung und gegen den geſunden Menſchenverſtand, oder zieht man nur Parallelen nach Anweiſung der ältern und neuern Geſchichte: ſo verſchwindet der oft erkünſtelte Schatten, und man bemitleidet die Neufranken mehr, als

daß

aß man anfange oder fortfahre, ſie ohne Unterſchied zu haſſen.

Dieſes wird jedem einleuchten, der die erwähnten Berichte über das Benehmen der Neufranken gegen ihr Innland erſt, und dann gegen das Ausland pſychologiſch-politiſch unterſuchet.

Daß die Neufranken in ihrem Vaterlande entſetzlich verfahren, daran zweifelt wohl keiner in Deutſchland; aber keiner in Deutſchland hat an den Urſachen, an den Gegenſtänden und an dem Zwecke dieſes Verfahrens ein ſo politiſch-inniges Intereſſe, als der größte Theil der Zuſchauer oder Theilnehmer in Frankreich. Die Maaßſtäbe zur Beurtheilung dieſer Begebenheiten ſind alſo himmelweit verſchieden, und trügen — relativ genommen — hier wie da.

Hievon aber abgeſehen, wer könnte glauben, daß irgend ein Dorf, Stadt oder Land eine Rotte Böſewichter unter ſich dulden würde, die es ſich anmaaßte, Mitglieder von ihnen, blos nach Verdacht, ohne hinlänglich unterſuchte und öffentlich anerkannte relative Schuld, erſt gefänglich einzuziehen, und dann einzeln oder hundert- ja, tauſendweiſe hinzumorden? Würde nicht jeder Einzelne eben das Morgen oder Uebermorgen für ſich befürchten, was er heute ſo willkührlich tyranniſch an Andern ausführen ſähe, und eben darum mit allen übrigen, die nicht zu dieſer Rotte gehören, dieſer Rotte entgegenarbeiten, und ſie zur ſtrengſten Rechenſchaft und Beſtrafung ziehen wollen? *)

Da

---

*) „Wenn man — heißt es im zweyten Stück des dießjährigen Merkurs, S. 131. — ei-

ner

Da das nun nicht geſchieht: ſo iſt wohl unwiderſprechlich, daß Alles, was die jetzt herrſchende Faction in Frankreich unternimmt, den Willen der Nation für ſich hat. Da alſo dieſer ſie gleichfalls dazu autoriſirt: wie ſollten ſie ihr Syſtem der Nothwähre

für

---

ne Handvoll Sankülotten, wie Robespierre und ſeine Mitverſchwornen, eine groſe Nation ſo unnatürlich tyranniſiren ſieht; ſo muß wahrlich der bey weitem gröſte Theil dieſer Nation einen Beweggrund haben, es zu dulden, der noch mächtiger iſt, als alle jene Gefühle, Leidenſchaften, Vorurtheile und Gewohnheiten, denen durch dieſe tyranniſche Regierung Gewalt angethan wird. — Die Einwendung: die Majorität der Nation habe ſich durch die Furcht vor der Guillotine ſchrecken laſſen, fällt weg, wenn man bedenkt, daß keine Guillotine mehr iſt, ſobald die Majorität ſie nicht mehr will."

für das im Innlande halten können, wofür wir es im Auslande halten? — für ein Mord- und Raubſyſtem? Hierbey geht es ihnen und uns, wie den Engländern und Nord-Amerikanern mit ihrem Urtheile über den Major Andre: jene errichteten ihm ein Mauſoleum im Weſtmünſter; und dieſe knüpften ihn an den Galgen.

Ob der erwähnte Wille der Neufranken und ihr Beweggrund dazu, den Rechten der Menſchheit und den Vorſchriften der Sittenlehre entſpreche, wäre eine Frage, die ins Abſurde; ja, ſelbſt ins Unmoraliſche fiele: was kehrt ſich aber hieran die Politik eines Herrſcher-Clubs, der einmal im Beſitz des National-Willens iſt! Macht es mancher Thron-Herr anders? — Einige unſrer Fürſten ſind Kaufleute geworden, — ſchreibt der Verfaſſer des Büchleins über den Dienſthandel deutſcher Fürſten — und unſchuldige Unterthanen wanderten als verkauftes Schlachtvieh über die Gränzen. — „Und daß Intrigenmacher auf Leben und Tod mit einander kämpfen, daß Ehrſüchtige einander Ehrenſtellen, Gewalt und Reichthümer ſtreitig machen; daß Gewalt an die Stelle des Rechts tritt; daß die Nothwendigkeit großen Verbrechen zum Vorwande oder zur Entſchuldigung dienen muß — über ſolche Dinge ſich zu verwundern iſt — wie es in dem erſten diesjährigen Merkursſtücke S. 91. heißt — nur Kindern erlaubt. In dieſem Falle iſt, was gegenwärtig geſchieht, nichts weiter, als was ehemals auch geſchah.“ — Ferner: „Wenn der überwiegende Theil einer mächtigen und kriegeriſchen Nation, die ſich in einem Zuſtand von Revolution und allgemeinem Kampf auf Tod und Leben mit innerlichen und auswärtigen Feinden befindet, einmal zur Extremität gebracht iſt: ſo muß man, ſo lange ſie noch Widerſtand findet, und bis ſie ihren Zweck erreicht hat, keine Mäßigung, kein Verſchonen, keinen Reſpekt vor Freyheit, Eigenthum, Leben einzelner Menſchen, keine Gerechtigkeit, Religion noch Menſchlichkeit von ihr erwarten. Die eiſerne Nothwendigkeit rechtfertigt Handlungen in ihren Augen, welche ſie ſelbſt unter andern Umſtänden für die ſtrafbarſten Verbrechen erkennen würde.“ *)

Aber Unmenſchen — werden Sie ſagen — müſſen es doch immer ſeyn, die das Rauben und ewige Hinmetzeln, auch der größten Böſewichter, ſo anhaltend und ſo kalt-

---

*) N. d. Merkur, 1794. S. 154.

kaltblütig ertragen können! — Freilich, Freund; indeß was thut Irrthum und Gewohnheit nicht, zumal wenn ſie von Scheingründen geleitet und unterſtützet werden! Man denke an die Heldenthaten der Iſraeliten: und an das anfängliche Entſetzen der Römer, beym Anblicke ihrer Thiergefechte. — Auch ſind Menſchen Menſchen, es erſchlage ſie ein wüthender Republikaner oder ein taktiſch-manövrirender Monarchiſt! Und was geſchieht denn hier? —

Nach des großen Friedrichs Berechnung raffte bloß der ſiebenjährige Krieg eine Million Menſchen unmittelbar hin; ohne die, welche mittelbar dabey umkamen oder arm oder zu Krüpeln wurden. Er ſelbſt blickt in ſeinen Schriften mit Unwillen, Wehmuth und Reue darauf zurück; ja, er bemerkt, daß wenn den großen Herren die Luſt zu ſpielen ankomme, die Menſchen nun einmal die Zahlpfennige dazu ſeyn müſſen. Und was giebt er uns für einen Troſt? Dieſen: daß die Nachfolger durch die Erfahrung ihrer Vorgänger nicht klüger werden! —

So ſchwer hält es denn unter den Menſchen, auch durch Schaden klug zu werden — in Monarchieen wie in Republiken, in Deutſchland wie in Frankreich. Was will man denn mehr? — Die Neufranken wollen obendrein nur nothgedrungen und ad interim metzeln, um das ſyſtematiſche Metzeln bei einer Bartholomäus-Nacht, oder bey Roßbach u. dgl. auf immer zu verbannen, oder nicht weiter durch die Laune eines Einzigen wüthen zu laſſen.

Geſchähe ferner alles das in Frankreich, was einige Blätter darin geſchehen laſſen:

ſo könnte es unmöglich das noch leiſten, was es hartnäckig und ſyſtematiſch leiſtet. Eine Centralkraft muß noch immer da ſeyn; und dieſe dankt ihre Energie dem Willen der Nation, denn wohl nur dieſer, ſo wie er von der jetzt herrſchenden Parthey gelenkt und benutzt wird, iſt es, was mitten unter den Greueln der wildeſten Anarchie, nach Auflöſung aller Bande der Geſetze, der alten Gewohnheiten, Vorurtheile und Sitten, ja der Religion ſelbſt, das Ganze dennoch dergeſtalt zuſammenhält, daß nun die allgemeine Erwartung Europens ſich zum zweyten Mahle getäuſcht findet; daß ſowohl der Muth der herrſchenden Parthey, als der Glaube des Volks an ſie jetzt höher ſteht als jemahls; daß von allem, was man zu erwarten die größte Wahrſcheinlichkeit vor ſich ſah, nichts erfolgt, und hingegen gerade das erfolgt iſt, was von den weltklugen Köpfen, die bey ihren politiſchen Rechnungen alles, nur nicht das menſchliche Herz in Anſchlag bringen, nicht Einer ſich als möglich vorgeſtellt zu haben ſcheint." *)

Soviel über das Benehmen der Neufranken gegen ihr Innland! Wie benehmen ſie ſich aber gegen das Ausland? Natürlich wie Feinde, nach der Maxime des Motto's zu dieſem Pack; aber als ſehr konſequente Feinde: denn der Hauptgegenſtand ihrer eiſernen Wuth ſind überall alle die, deren Geburt oder Stand — nach ihrer Meynung — es mit ſich bringt, über die Menſchen zu deſpotiſiren und ſie durch Hülfe des Aberglaubens in den Feſſeln des Drucks feſt-

---

*) S. 132. des letztangeführten Merkurſtücks.

feſtzuhalten. Wen ſie zu dieſen nicht rechnen können, wie den gemeinen Bürger und Bauer, der wird nach ihrem Kriegsreglement, und ſelbſt ſchon nach der herrſchenden Geſinnung der Nationalen beynahe durchgängig verſchont. Dieß iſt gewöhnlich die Regel: ſchreckliche Ausnahmen davon fallen freilich auch vor; aber wie ſelbſt bey uns und bey jedem noch ſo ſehr diſciplinirten Heere.

Und eben dieß iſt es, warum der gemeine Mann, wenn er offenherzig ſprechen darf, im Durchſchnitt lieber die Franzoſen, als uns oder irgend einen von den übrigen Verbündeten bey ſich haben mag. Der anhaltende vielfache Druck hat ihn eben die haſſen gelehrt, gegen welche der erbitterte Gallier ohne Schonung verfährt; dieſer iſt ihm alſo als ſein Retter oder Rächer willkomkommen; wir aber, wie die übrigen Mitverbündeten, erſcheinen ihm unter der Geſtalt von Zuchtmeiſtern. Wer die Geſinnung der meiſten Einwohner in dem Bezirk des jetzigen Kriegstheaters glimpflich erforſcht hat, wird wiſſen, daß ich nichts bemäntele oder erdichte.

So alſo benehmen ſich die Neufranken gegen den gemeinen Mann in den feindlichen Gegenden. Wie nun gegen den Feind ſelbſt? Tapfer immer, ja, zuweilen tollkühn, ſolange ſie ihn feindlich gegen ſich geſtellt antreffen. Hört dieß Verhältniß auf: ſo ſind ſie gegen die Gefangnen von uns human, helfen und theilen mit, ſoviel ſie können; *) aber nicht ſo gegen die Oeſt-

rei-

---

*) Viri fortis eſt, qui de victoria contendant, eos hoſtes putare; qui victi ſunt; eos homi-

homireicher. Die Folge ſoll Beyſpiele davon aufſtellen.

Stimmen unſere Zeitungsberichte damit überein? Beynahe niemals! Nur eins zur Erläuterung! Was bey verſchiedenen Anfällen der Neufranken Patriotismus, Tapferkeit, oder gereizte Rachſucht war, gaben die Herren Zeitungsſchreiber für eine Folge von Belladonna aus; ließen dieſe zu Paris in Bier abkochen und dieß Bier von dorther den Streitern zufahren... Wo war hier das genus in falſo? Denn einmal würde Belladonna das Gegentheil bewürken, würde niederſchlagen, betäuben, erſchlaffen; und nun die ungeheure Menge von Bier, [illegible] und [illegible]

homines judicare, ut poſſit bellum fortitudo minuere; pacem humanitas augere — ſagt Cicero Rhetor. ad Her. L. IV.

um die ganze Rheinarmee damit zu bewuthen! Dann die Transportkoſten! — Diß beyden letzten Schwierigkeiten müſſen endlich den guten Herren aufgefallen ſeyn; und da fanden ſie für gut, — um das Mährchen von dem Schein des Unmöglichen, wenigſtens Höchſtunwahrſcheinlichen zu befreyen — das phyſiſche Wuth-Compoſitum umzuändern, und hielten die Belladonna zwar noch immer bey; aber mit Opium in Brandtwein. Dieſer war in kleinern Portionen nun hinreichend: und ſo fiel das Enorme der Transportkoſten des Biers weg; nur nicht das Abſurde, das Zweckwidrige der Belladonna und des Opiums. — Wahrlich, man ſollte beynahe glauben, mancher Herr Zeitungsſchreiber — der doch immer geſcheuter und überlegender ſeyn ſollte, als ſeine erſten Mährchen-Referenten — brauche von dieſer vermeynten Wuth-Apotheke nicht wenig. Männern von der Art ſollte man täglich mit Heydenreich zurufen:

Ehre die Menſchheit, ob auch alle Menſchen
Ihrer Würde vergäßen, und ob nirgends
Menſchen Menſchen wären in ſchönen Thaten,
Ehre die Menſchheit! *)

Wie nun die Herren Novelliſten mit den Berichten über die Neufranken, wer weiß wie, verfahren, ſo verfahren auch Männer mit ihnen, von denen man es wahrlich nicht erwarten ſollte. Wem muß es nicht auffallen, wenn man den neuen franzöſiſchen National-Kalender, den doch Käſtner und

---

*) Heydenreichs Gedichte S. 7.

und andere competente Richter in Schutz nahmen, in dem erſten dießjährigen Stück des Journals des Luxus und der Moden den neuheydniſchen Kalender genannt ſieht? Neumodiſch iſt das freilich nach unſerm Zeittone ſehr; aber die Herren Herausgeber ſind doch Männer, die es unter ihrer Würde finden ſollten, in einen verſtimmten Zeitton miteinzuſtimmen!

Ob das Inſtitut der Allgemeinen Literatur-Zeitung nicht auch mehr auf ökonomiſche Zwecke für ſich, als auf gemeinnützige unpartheyiſche Prüfung allgemein intereſſirender literäriſcher Verhandlungen geſehen habe, als es die Entſcheidung des Schriftwerths der jetzt in Frankreich gedruckten Debatten über Menſchen-Rechte, bürgerliche Geſellſchaft u. dgl. dem Herrn Rehberg wie monopoliſch überließ — mag dieß Inſtitut ſelbſt erwägen. —

Kurz, wir wollen Vögel fangen, und werfen auf deutſch mit Knütteln auf ſie ein! Wie die kluge Mit- und Nachwelt dieß benennen müſſe, begreift ſich von ſelbſt. Eben ſo iſt es mit der Wirkung, die das Alles auf die Neufranken haben muß. Ja, man will hier und da ſchon bemerken, daß das oft widerſinnige Verfahren mit den Berichten über die Neufranken wohl leicht die verſteckte Abſicht einiger Bößartigen haben möchte, dieſe nun ſchon an ſich geharniſchte Nation nur noch mehr gegen uns aufzubringen, ſie dadurch zum unwiderſtehlichen Vordringen gleichſam aufzufordern, und dann — —. Andere nennen es einen verkalkulirten Kunſtgriff, durch rhetoriſch geſchilderte Folgen das recht gehäſſig darzuſtellen, was man durch Gründe zu widerlegen politiſch zu ſchwer finde. Doch dieß gehört zur Republik der Meynungen!

Genug jeder Patriot, wie jeder Menſchenkenner und Menſchenfreund, ſo ſehr er die Gräuelthaten der Neufranken in und außer ihrem Vaterlande auch verabſcheuet, wird dennoch, wenn er die oftmalige eigene Gewalt der Kleinigkeiten kennt, und weiß, daß nur die zuvorkommende Güte des Auguſtus den Racheſchnaubenden Cinna von ſeinem Mord-Plan gegen ihn zurückbrachte, mit mir wünſchen: daß man in öffentlichen Schriften endlich einmal alles vermeide, was nur zur Vermehrung der öffentlichen Verbitterung nahe oder entfernt dient, um auf dieſem Wege zur ruhigen und kaltblütigen Ueberlegung zu kommen: was nach den politiſchen Aſpekten einer zweijährigen bittern Erfahrung zulezt wohl zu unſerm und aller jezt kriegführenden Völker Heile führe, und wie dies am wohlfeilſten, ſchnellſten und ſicherſten wirklich zu machen ſey — ſowohl zum Beßten der Völker als der Fürſten.

Daß ein bloß defenſiver Krieg hiehin mitgehöre, zumal, da er von Verbündeten geführt wird, die auch im ſiebenjährigen Kriege gegen den Einzigen Friedrich nichts vermochten, will ich bald in einer Schrift zeigen unter dem Titel: Launen, Bemerkungen und Geſpräche über den Gehalt und Fortſchritt des Krieges der Verbündeten gegen die Neufranken. In dieſem Werkchen ſollen zugleich einige Berichtigungen über Begebenheiten und Meynungen vorkommen, die durch den Erfolg der Zeit mehr Licht und Richtung erhalten ſchon haben oder noch werden. Auch wird man Data von berühmten Kriegsmännern und Politikern antreffen, um ſelbſt einzuſehen, daß meine Aeußerungen nicht aus der Luft gegriffen, ſondern immer einer vorangegangnen bewährten Erfahrung genau entſprechend waren. Kurz, ich werde hier eine Art von Rechenſchaft über meine Berichte und Meynungen ablegen, und hoffe dadurch Manchen mit mir wieder auszuſöhnen, der mich vielleicht jezt für einen politiſchen Kätzer oder wohl gar für einen Freund der Neufränkiſchen Demagogie gehalten hat. Sie Freund, wiſſen das längſt beſſer; und für die Mitleſer meiner Briefe an Sie mag es vor der Hand als eine Art von Apologie für meine Aeußerungen gelten, wenn ich mit dem Verfaſſer von Ildebalds Reiſe nach eigner Ueberzeugung ſage: — „Die beſte Sache hat ihre ſchlimme

Seite, ſo wie die ſchlimmſte ihre gute hat; und ſo — iſt das freyeſte Land nicht ohne Sclaverey und Sclaven, ſo wie die deſpotiſchſte Verfaſſung nicht ohne Freiheit und freye Männer iſt.“ — Es kommt nämlich, in Rückſicht auf wahre Freyheit, mehr auf unſer Inneres, als auf unſer Aeußeres, mehr auf uns ſelbſt, als auf Andere an. Ein Epictet bleibt auch in Feſſeln frey. Kurz, die politiſche Freyheit Aller ohne die moraliſche Freyheit der Einzelnen oder des größten Haufens derſelben, iſt ein — Unding. Aber auch ein Unding iſt es, Epictete da zu erwarten, wo die politiſche Verfaſſung es erſchwert, ein Epictet zu werden. Und gerade darüber ſchwiert es weit und breit! —

Ein und zwanzigſter Brief.

Wenn die Anlage meines Vorraths meiner Abſicht entſpricht, und ich zugleich die meiſten Ihrer vorgelegten Fragen wie aus der Queere glücklich befriedigte: ſo habe ich, Freund, was ich wollte. Außerdem muß ich Ihnen ſagen, folgte ich bey der gegenwärtigen Arbeit den Winken eines Mannes, deſſen bloſſer Name für ſeine Einſicht, wie für ſeine Humanität ſchon Bürge genug iſt. In den verſprochnen Launen ſollen Geſpräche vorkommen, die in Rückſicht auf ihn charakteriſtiſch für Sie ſeyn werden. Näher darf ich ihn hier nicht andeuten.

Aber auch nun iſt es die höchſte Zeit, zur Fortſetzung meiner Feldzugs-Berichte überzugehen, und dieß ohne alle fernere weitläufige Digreſſionen, die ich jezt nach Fug und Schicklichkeit in dem erwähnten Nebenwerkchen anbringen kann und werde. Hiedurch, hoffe ich, ſoll es mir gelingen, nicht nur Ihre Neugier ſchneller zu befriedigen, ſondern auch dem Fortſchritt unſers Feldzugs mit meinen Berichten ſo nahe als möglich zu rücken. Hierauf Wort und Hand; und ſo zur Sache!

Wie es mit uns in der Champagne geſtanden habe, erinnern Sie Sich aus meinem Zwölften Briefe. Das Misverhältniß unſrer Lage gegen die der Neufranken war zu groß, um uns anders zu retten, als durch einen Zurückzug. Himmel, Erde und Menſchen waren uns überall entgegen. Immer Regen, nie trockne Ruheſtätte, kein Holz zum Erwärmen, ſelten Brodt, weit und breit Feinde auch ſelbſt unter Bürgern und Bauern: vor uns Flüſſe und eine Kette von Gebürgen, auf welchen Dümouriez mit einer auserleſenen Kavallerie, fürchterlichem Geſchütz und einer unabſehbaren, gut verproviantirten Infanterie uns die Spitze both: nun Kellermann, Arthur Dillon, Labaroliere, Stengel, Bournonville und Galbaud mit ihren Truppen weit und breit auf uns lauernd: dann feindliche Feſtungen zur Seite und hinter uns: ferner, anhaltende und immer gräßlicher einreißende Krankheiten, ohne alle Pflege: geſunkener Muth, keine Ausſicht zur Hülfe — — dieß, Freund, dieß war die erbärmliche Lage, in welcher uns weiter nichts tröſtete, als der rührende Anblick, daß auch unſer gute, unſchuldige König, die Prinzen, der Herzog und die übrigen Befehlshaber eben dieß harte Looß erfuhren.

Und ſchon dieß war genug, unſern väterlichgeſinnten König zur Beſchleunigung des Zurückmarſches zu beſtimmen. Was ihn ferner dazu beſtimmte, ja — alles genau überlegt — beſtimmen mußte, hoffe ich, wiſſen Sie zur Genüge.

Der Zurückmarſch ward alſo zur feſtgeſezten Zeit angetreten. Wie beſchwerlich er geweſen ſey, lehrt ſchon der Umſtand, daß wir von La Lüne bis Luxemburg ganze drey Wochen uns ſchleppten. Friedrich, der Zweyte, hat im ſiebenjährigen Kriege oft retiriren müſſen; allein ſein Volk hat auf allen ſeinen Retiraden nie ſoviel gelitten, als wir auf dieſer kleinen Strecke. Im ganzen waren wir kaum 28 Stunden von Luxemburg entfernt; und doch brauchten wir drey Wochen, ehe wir es erreichten.

Die erſten Tage waren hübſch, und die gute Witterung ſchien Dauer zu verſprechen. Dieß war freilich ein längſt erſehnter Troſt; aber was half er, da uns noch immer der Brodtmangel plagte! Um den Hunger zu ſtillen, wurden Waizenähren ausgekornt und gegeſſen. Fleiſch haben wir indeß oft gehabt; aber Fleiſch von der allerelendeſten Gattung: es gab nicht einmal eine gute Brühe; und auch gekocht, ließ es ſich kaum eſſen: an gahr oder weich werden, war ſelten zu denken. Es war das Fleiſch von den magern franzöſiſchen Kühen und Ochſen, die man weit und breit zuſammentrieb, zu gewaltſamen Schritten anpeitſchte, und dadurch beym ſchlechten Futter endlich ſo abmärkelte, daß viele hinfielen und krepirten.

Die Aufſicht über dieſes Vieh führten gemeine Soldaten; und dieſe waren klug genug, nung, ſich ihre Mühe dadurch zu erſetzen, daß ſie von dem Geſchlachteten die beßten Stücke verkauften, und hintendrein vorgaben: — das Vieh ſey haufenweiſe krepirt oder entwiſcht. Bey Fällen von dieſer Art wurde keine ſehr große Unterſuchung angeſtellt. Auch wußte man die Einrichtung ſo zu treffen, daß die gemeinen Soldaten bloß das Fleiſch von den magern und zähen Ochſen und Kühen erhielten; die Herren Officiere aber von den fettern und weichern Schafen, Schweinen und Kälbern.

Oft waren wir von Frühmorgens bis in die ſpäte Nacht auf dem Marſche, und legten doch kaum zwey Stunden zurück. Dieß war vorzüglich der Fall, als wir durch die Stadt Grand-Pré marſchirten. Vor dieſer lagen wir, wie im einſaugenden Koth, wenigſtens acht Stunden, indem das Geſchütz,

ſchütz, wegen des tiefen, unwandelbaren Moraſtes nicht durchkonnte. Die ſchönſten Obſtbäume wurden niedergehauen und in den Weg geworfen, um nur der Grundloſigkeit abzuhelfen. Die Balken, welche man die Moraſt-Brücken nennt, waren nicht hinreichend, unſerm Geſchütz den Weg zu bahnen.

Wenn es den Neufranken Ernſt geweſen wäre, uns bis Grand-Pré zu verfolgen: wir hätten uns ohne Widerſtand ergeben müſſen. — Unſere jämmerliche Lage war ihnen wohl leicht bekannt, noch bekannter der bodenloſe Erdſtrich, den wir zu paſſiren hatten: und doch ließen ſie uns in ungeſtöhrter Ruhe allmählig weiter zurückſchleichen! —

Auf dieſem Zurückmarſche ſind viele Soldaten vor Entkräftung liegen geblieben und am Wege verſtorben. Ich habe nachher in Vielbel bei Frankfurt einen Neufranken geſprochen, der viele todte Preußen zwiſchen La Lüne und Verdün unbegraben am Wege liegen bemerkt hatte. Man hat alle die, welche auf dieſe Art zurückgeblieben waren, unter den Deſerteurs angegeben: wie wollte man ſie auch anders in der Liſte aufführen, ohne Schaudern zu erregen!

Noch häufiger war der Umſturz der Pferde, ich habe Tag für Tag oft 60, 80, ja 100 Stück herumliegen ſehen, die entweder ſchon verreckt oder unbrauchbar geworden waren. Die noch lebenden krepirten endlich vor Hunger. Vielen wurden die Beine zerfahren, und ſie verſchieden unter gräßlichen Zuckungen. Von Coblenz an bis nach den Höhen von Hanſe iſt die Marſchroute der Preußen mit todten Pferden wie beſäet geweſen. Die Cavallerie verlohr ihrer ſo viele, daß ganze Haufen Reuter zu Fuße, wie Elendsritter, wandern mußten. Den Stückpferden gieng es nicht beſſer: eben darum ſah man ſich mehr als einmal genöthigt, die Ladung mancher Pulverwagen wegzuwerfen, und zuweilen ſelbſt dieſe zu verbrennen. Die dadurch erledigten Pferde ſpannte man vor die Kanonen, um nur dieſe mit fortzuſchleppen. Man ſoll ſogar einige derſelben in den Moraſt verſenkt haben.

Die Dörfer unterweges wurden nun ganz und gar nicht mehr verſchont: wer etwas erhaſchen konnte, nahm es weg, und dieß ohne alle Furcht vor der Strafe. Die Plünderung ſchien jezt wie ganz erlaubt zu ſeyn. Einige Dörfer wurden ſogar angeſteckt

ſteckt, und — wie man ſagte — von den Oeſtreichern, — ob mit Recht oder Unrecht habe ich nicht erfahren können. Die Einwohner waren größtentheils geflüchtet, und dieß zum Schutz zu den Neufranken bey Chalons.

Einige leichte Corps der leztern ließen ſich endlich in der Ferne ſehen, vielleicht um uns wohlmeynend anzudeuten, gerade dahin zurück zu kehren, von woher wir gekommen waren, und ſo wenigſtens den übrigen Theil der Provinz nicht durch Plünderung oder Brand zu ruiniren.

Ohnweit Dün, einer auf einer Anhöhe gelegenen kleinen Stadt, ſtanden wir einige Tage ſtill. Das Wetter war dieſe Tage über wieder, wie zuvor: Wind und Regen haußten ſchrecklich, und wir verſanken ſelbſt unter den Zelten beynahe wieder im Koth. Indeſſen fingen doch hier die Lebensmittel allmälig wieder an, gangbar und gut zu werden. Auch trafen einige Marketender mit allerhand Lebensmitteln aus fernen Gegenden bey uns ein. Sogar gab es hier Quedlingburger Wurſt und Brandtewein. Es war zum Erſtaunen, wie einige Burſche ihre Mutterpfennige dafür wie verſchwenderiſch hingaben.

Wie leicht es manchem Wagehalſe werde, ſich bey einer verlaſſenen Armee mit Wenigem und in kurzer Zeit zu bereichern, zeigt folgendes Geſchichtchen. Ein Jude aus Berlin hatte für 500 Rthlr. Tabak zur Armee fahren laſſen, und kaum währte es einige Tage, ſo war ſein Vorrath alle, und ſein gelößtes Geld — 1500 Rthlr. Auf ſeiner Zurückreiſe fand er obendrein eine

Brieftaſche mit eben ſoviel Aſſignaten; ward aber bald darauf von Neufränkiſchen Chaſſeurs ertappt und geplündert. —

Während unſers Stillſtands bey Dün hatte ich das Glück, mich mit meinem biedern und hellen Monſieur Pierrot *) wieder auf die angenehmſte und freymüthigſte Art über ſein Vaterland und uns zu unterhalten. Worüber er mir Winke und Aufſchluß gegeben habe, ſoll in den verſprochnen Launen — gezeigt werden.

Nach einigen Ruhetagen bey Dün ſetzten wir unſern Zurückmarſch an Verdün vorbey fort, und raſteten auch hier wieder einige

---

*) Eben der Verdüner Klempner, der ſchon im erſten Pack dieſer Briefe S. 146. vorkommt.

einige Tage aus. Die vielen Raſttage waren durchaus nöthig, um den Soldaten und Pferden eine Erholung zu gönnen, und von beyden durch erſchöpfende Anſtrengung nicht noch mehr zu verliehren, als wir ſchon täglich verlohren.

Ein Hauptelend war der Mangel an Schuhen, der die ganze Armee lange drückte. Die Chefs der Compagnien hatten, wie die Chefs der Regimenter und der Armeen, auf die Vorſpiegelung der Emigrirten, den feſten Glauben, daß unſer Feldzug nicht lange währen würde; und eben dieſe unſelige Täuſchung hatte ſie alle verleitet, ſich mit Schuhen wie mit allem übrigen Geräthe, nicht hinlänglich zu verſorgen. Da nun die anhaltendſchlechte Witterung während unſers Aufenthaltes in Frankreich einfiel, und der gemeine Mann wegen des erweichten leimigten und zähen Bodens in den vermürbten Schuhen keinen gleichen und feſten Tritt halten konnte: ſo war die Abnutzung und der einreißende Mangel an Schuhen unvermeidlich.

Wir hatten zwar Schuſter bey uns, die ohne Aufhören flicken und verſohlen mußten; allein was heute gemacht war, war gleich auf dem erſten Marſch wieder vertreten, und nach einigen Tagen gar nicht mehr zu gebrauchen. Daher endlich der ſeltſame Anblick, zu ſehen, wie Soldaten mit Torniſter, Patronentaſche und Gewehr — barfuß einherwankten.

Einige Hauptleute verſuchten es, dieſer einreißenden Fuß-Sitte auf allerhand Art zu ſteuren; allein gewiſſe oft beiſſende Erwiderungen der Burſche, wie die augenſcheinliche Unmöglichkeit, lehrte ſie, nachzugeben. Und auf dieſe ſchuheloſe Art riſſen ſich die erſchöpften armen Leute ihre Füße jämmerlich auf, indem ſie beym ewigen Herumkneten im zähen Kothe bald auf ſpitzige Steine, bald auf Dornen, oder anderes hingeworfenes zerbrochenes Geräthe eintraten. — Auch dieſe Fuß-Scrupeln unſerer Burſche hatten wir den Ehr- und Gewiſſenloſen Häuptern der Emigrirten zu danken! —

Selbſt unſer König und der Herzog von Braunſchweig haben dieſem Elende mit ſichtbarer Rührung zugeſehen; konnten aber, ſo ſehr ſie es auch verſuchen ließen, am Ende dennoch nicht weiter helfen. Ich werde Gelegenheit haben, hievon unten noch einiges zu berühren. Kurz, auch dieſer fatale Umſtand hinderte die Beſchleunigung unſres

Zurückmarſches, und machte, daß mancher brave Burſch bloß an ſeinen böſen Füßen in dem Lazarethe endlich darauf ging.

Aus der Gegend von Verdün zogen wir auf Longwy zu. Hier erfuhren wir, daß ein Haufen vordringender Neufranken uns nachſetze; -- ob zum Scheine oder aus Ernſt, dieß bezweifelten Einige, — und wir hatten alle Mühe, einer Einſchließung vorzubeugen. Einige wollten auch dieß als ein Scheinwerk betrachten; aber gewiß wohl irrig: denn als nach einigen Marſchtagen unſere Ingenieurs die Lagerſtätte für uns kaum abgeſtochen hatten, und nun der Lärmen einbrach, daß die Neufranken Miene machten, von der rechten Seite auf uns einzudringen: wurde plötzlich befohlen, die Lagerſtätte zu verlaſſen und gleich mehr linkwärts abzumarſchiren.

Dieß geſchah, und erſt ſpät in der Nacht erreichten wir ein Gehölz, wo wir Halt machten und uns, ſo gut es anging, in wahrhaften Stand zu ſetzen ſuchten. Dem plötzlichen und beſchleunigten Abmarſch hatten wir indeß es zu danken, daß es hier der ganzen Armee an Zeltern fehlte, ſo daß ſelbſt der König, der Herzog von Braunſchweig und die ganze übrige Generalität, gleich uns, unter freyem Himmel campiren mußten. Unſer Feldgepäcke war weit hinter uns geblieben. Die Neufranken wagten aber keinen Angriff; und wir, um auf dieſen gefaßt zu ſeyn, getrauten uns nicht, auch den folgenden Tag unſern Poſten zu verlaſſen. Die Armee wurde obendrein jezt ſo geſtellt, daß der Feind bey jedem Anfall vielleicht viel hätte wagen müſſen.

Ich werde dieſes Campement in meinem Leben nicht vergeſſen! Wir ſtanden drey ganze Tage und Nächte ununterbrochen unter freyem Himmel: es regnete beynahe ohne Aufhören, und all unſer Geräthe ward naß und verdarb. Etwas recht komiſches war es hier, daß man uns während dieſes Aufenthalts einigemal Fleiſch reichen ließ, und wir keine Feldkeſſel bey uns hatten, es zu kochen! — Das Fleiſch wurde daher kurzweg mit den Säbeln geſpießt, ins Feuer gehalten, gebraten und ſo — vor lauter Hunger, als eine Delikateſſe gierig verſchlungen. Darüber erkrankten nun freilich Viele und ſtarben hernach an den Folgen der Unverdaulichkeit im Lazarethe.

Der Wald, worin wir ſtanden, wurde ganz verſchwenderiſch zugerichtet. Weit und breit herum brannten große Feuer; und ich habe es ſelbſt bemerkt, daß bey einzelnen Compagnien zwey bis drey ſtarke Eichen in einer Nacht verbrannt wurden. Man iſt bey ſolchen Gelegenheiten überhaupt nicht ſparſam, vielweniger wenn Näſſe und Kälte die Leute nöthiget, große Feuer zu unterhalten, wie hier.

Die ganze Zeit über, die wir in dieſem Walde zubrachten, wurde das ſchwere Geſchütz, nebſt dem übrigen Feldgeräthe, an uns vorbey abgeführt. Der Zug ging Tag und Nacht; aber wegen des unbeſchreiblich ſchlechten Weges äußerſt langſam. Es wurde auch hier vieles von dem Feldgeräthe weggeſchmiſſen, um ſich nur das Fortkommen im Ganzen zu erleichtern. Es war ein niederſchlagender Anblick, Räder und Vieh im Kothe tief verſenkt zu ſehen, ohne daß ſie weder rückwärts, noch vorwärts kommen konnten. Auch hier lagen Pferde wieder wie geſäet am Wege, matt und kraftlos, und mußten meiſt vor Hunger ſterben.

Endlich marſchirten auch wir, ebenfalls tief durch den Koth und Leim, und ſchlugen unſer Lager wieder ohnweit **Longuion** auf. Dieſer Flecken ſtand gerade während unſers Vorbeymarſches in lichterloher Flamme. Auch dieſen Brand ſchrieb man neuerdings den Oeſtreichern zu. Ich indeß will ihn den guten Leuten nicht geradehin Schuld geben: denn es iſt doch allemal ein ſehr barbariſcher, unmenſchlicher Streich, einträgliche Fabriken-Gebäude, ſelbſt in feindlichen Landen, anzuzünden und dadurch den Erwerb für arme, oft unſchuldige Angeſeßne auf lange Zeit zu zernichten. *) Dergleichen

---

*) **Longuion** hatte vortrefliche Stahlfabriken, Eiſenſchmelzen und Hämmer, und ſoll jähr-

gleichen verbittert, überdieß unendlich und legt den Grund zum Vergeltungsrecht. Das Benehmen der Neufranken in Deutſchland iſt daher wohl noch immer — ich wiederhole es — eine Folge von unſerm Benehmen in Frankreich. Das Motto zu dieſem Pack iſt in dieſer Rückſicht eine ſehr reichhaltige Wahrheit. Kurz, es iſt — wie Leſſing ſagt — eine äußerſt verkehrte Diät, jemanden erſt die Krätze beyzubringen, und ſich dann zu ärgern, wenn er durch Schaben und Kratzen ſeinen juckenden Schmerz zu erleichtern ſucht!! —

Ein General von den Unſrigen ſoll den menſchenfreundlichen, edeln Vorſchlag gethan haben, Halt zu machen, um das Feuer

---

jährlich an 1200000 Livres durch ſie gewonnen haben.

Feuer löſchen zu helfen; allein die Beſorgniß, wir möchten alsdann das Lager nicht vor Mitternacht erreichen können, hinderte die Ausführung deſſelben.

Bey Lengwy dicht an der Stadt ſtanden wir einige Tage feſt, und ven hieraus rückten wir endlich ins Luxemburgiſche, nachdem wir zum voraus für gut finden mußten, die beyden Feſtungen Löngwy und Verdün den Neufranken wieder einzuräumen. Die vorhergegangnen Unterhandlungen darüber, die von Seiten des expoſtulirenden Feindes ſchon Kennzeichen einer Superiorität über uns verriethen, ſollen in den erwähnten Launen — geliefert werden. Genug, Preußens altes dictatoriſches Anſehen ſank hier nicht wenig herab: ja, wir mußten es geduldig zuhören, daß die jubelnden Neufranken in unſerm Angeſicht unter Abfeurung der Kanonen die erwähnten Feſtungen wieder in Beſitz nahmen. Doch waren ſie human genug, uns noch zu erlauben, daß wir verſchiedene Lebensmittel aus dem Magazin zu Longwy für die Heſſen, Oeſtreicher und uns holen durften. Es blieb aber auch noch genug für ſie zurück. Endlich gings, wie geſagt iſt, ins Luxemburgiſche. — Und ſo waren wir denn auch in Frankreich geweſen. —

Zwei und zwanzigſter Brief.

Nun was denken Sie, mein Lieber, wenn Sie, nach einem Rückblick auf die bekannten Manifeſte, unſere Groß- und Kleinthaten überlegen, die wir in Frankreich verrichtet

tet haben, und dabey unterſuchen, welche Folgen für uns aus dieſen Thaten nothwendig entſtehen mußten?

Wir haben Verdün und Longwy beynahe ohne Verluſt erobert; haben aber beide Plätze, von der höchſten Noth gedrungen, und nicht im Stande, ſie weiter zu behaupten, an die Neufranken wieder abgetreten. Wozu haben uns alſo dieſe Feſtungen genützt? — Dazu, daß ſie uns verleiteten, weiter zu gehen, und dieß ohne Sorge für hinlängliche Subſiſtenz für Menſchen und Vieh, und dadurch, wie durch das hinzukommende ſchlechte Wetter und Terrain unſern Verluſt, unſern weſentlichen Verluſt, immer zu vergrößern.

Unſer Verluſt in dieſem unglücklichen Feldzuge war wirklich ſehr beträchtlich: ich rechne, daß wenigſtens **Sechstauſend** Mann geſtorben ſind, wovon bey beſſerer Pflege und beſſerem Wetter kaum fünfhundert geſtorben wären. Und was mit dem Leben davon kam, deſſen Geſundheit, Muth oder Ehrgefühl, war auf dieſe oder jene Art untergraben.

Die Pferde, welche krepirt ſind, kann niemand zählen. Man bedenke, wie viel Stück man aus den Garniſonen mitnahm, wieviel man hernach noch dazu kaufte, und wieviele endlich den franzöſiſchen Bauern genommen wurden. Und von allen dieſen Pferden, ſind kaum ſo viele übrig geblieben, als man zur Fortſchaffung des Geſchützes und des allernöthigſten Geräthes brauchte. Die Cavallerie mußte aus Mangel an Pferden haufenweiſe zu Fuße gehen. Und diejenigen Pferde, welche wir noch mit nach

Deutſchland gebracht haben, waren meiſtens erſchöpft und zu einer neuen Campagne nicht mehr tüchtig.

Das Feldgeräthe war in Grund und Boden verdorben. Die Pulverwagen, die Lavetten der Kanonen und die Pontons waren ruinirt, zerbrochen und unbrauchbar. Das Gezelte ſchmiß man weg, weil es vermürbet war. Die Flaſchen, Keſſel, Hacken, Spaten, Aexte, Beile u. dgl. waren ebenfalls zerbrochen, bingeſchmiſſen oder verlohren. Die Kleidung der Soldaten war abgeriſſen, und ſtatt der gewöhnlichen Preußiſchen Reinlichkeit herrſchte Ungeziefer, Schmutz und Lumpenweſen. —

Alles das beweiſet mehr als zuviel, wie unglücklich dieſer Feldzug für uns abgelaufen iſt! welchen enormen Verluſt unſer zutztes Pack.

müthige König eben darum gelitten hat, weil er in aller ſeiner populären Einfalt den ſchlangenartigen Vorſpiegelungen der Emigrirten, und vielleicht auch der verſteckten oder ſchwankenden Politik einiger nicht unbefangner Höfe ganz unbefangen traute. Muß man denn nicht über die ſchwindlichten, ſchurkiſchen Emigrirten zürnen, indem ſie an allen dieſen Unfällen die Hauptſchuld geweſen ſind? Oder ſollte Polen, Oberſchleſien, Berg und Jülich, Hamburg und Bremen — Doch davon zu einer andern Zeit!

Was unſern Hauptverluſt noch vermehrte, war der Gewinn der Neufranken durch denſelben: denn der Verluſt des einen ſtreitenden Theils iſt immer ſchon Gewinn für den andern. Beyher lernten ihre Neulinge unſre Macht und unſre Art, Krieg zu führen, durch Erfahrung kennen. Auch mußte unſer kümmerliche Zurückzug ſie alle mit nicht gemeinem Muth beſeelen, beſonders da wir gleich anfangs, als verſtimmtes Echo der Emigrirten, in einem ſehr hohen Tone geſprochen und hernach wenig oder vielmehr nichts gethan haben, was dieſem Tone entſprach. Wegen der Schlacht bei Roßbach zittert jezt gewiß kein Neufranke mehr vor uns Preußen.

Aber das iſt nicht der Vortheil allein, den ſie erhalten haben: ſie haben obendrein die kleine Armee der Maynzer gefangen genommen, den Kriegsſchauplatz in Deutſchlands Gegenden eröfnet, Maynz erobert, Magazine erbeutet, Frankfurt gebrandſchazt, und mehrere deutſche Fürſten und Abteyen in Contribution geſetzt. Darauf ſetzten ſie ſich am Rhein und in Königſtein bey Frankfurt feſt; und alle unſere Verſuche, ſie da wegzutreiben, waren — wie die Folge zeigen wird — eine lange Zeit fruchtlos und äußerſt koſtſpielig. Was geſchah nicht ferner in den Niederlanden, in Lüttich und anderwärts! — Nun die Verbreitung ihres Republikanismus und die Feſſelung der Gemüther an ſich durch Schonung des Bürgers und Bauers! Hat nicht auch unſer Einfall, wie überhaupt unſere Einmiſchung in Frankreichs Angelegenheiten, die Lage der königlichen Familie zu Paris ohne Rettung verſchlimmert, und den Entſchluß, eine republikaniſche Verfaſſung für Frankreich einzuführen, beſchleunigt? ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Dieſe Vorſtellung iſt mir zu empfindlich, als daß ich ſie hier weiter verfolgen möchte. Ein Wink zur Ueberſicht von Begebenheiten, als Grund und Folge, als Urſache und Wirkung, war hier aber nothwendig.

Möchte er nur fruchten, nur belehren, nur klüger und vorſichtiger machen!! Doch was hilft wünſchen! Lieber will ich in meiner Erzählung fortfahren, die, wenn ſie auch weiter nichts, doch gewiß den Beweis liefert, daß meine Vorſtellung vollkommen gegründet iſt. Man leſe und prüfe weiter!

Von Longwy, wie oben erzählt iſt, rückten wir ins Luxemburgiſche. Die Einwohner der hieſigen Gegenden ſind äußerſt maſſiv, unempfindlich, den Ketzern feind, und voll Groll gegen die Preußen. Die Wahrheit dieſer Behauptung haben wir in dieſem Lande ſehr handgreiflich erfahren.

Der Boden hier iſt zwar nicht ſo leimig, als der Franzöſiſche dort, wo wir unſre Elendswanderung vollbracht haben; doch waren die Wege auch hier wegen des unaufhörlichen Regens ſehr ſchlimm und unwandelbar. Daher lagen auch hier die Pferde eben ſo zahlreich an der Straße herum, wie in Frankreich.

Als wir das zweyte Mal unſer Lager in dieſem Lande aufſchlugen, war der Himmel heiter, und ſchien gutes Wetter zu verſprechen. Wir bekamen daher kein Stroh zur Unterlage in den Zeltern: denn zum Ankaufen war es zu theuer; und den orthodoxen Luxemburger rührte das Elend an uns Ketzern gar nicht. Auch hier war die Stimme der Natur von der Stimme der Kirche übertäubt. Die Soldaten waren alſo genöthigt, ſo matt und krank die meiſten auch waren, troz aller wahrſcheinlichen Furcht vor Verbreitung oder Vermehrung der Krankheit, vorzüglich des Durchfalls, dennoch gegen Abend mit dem Lager auf der bloßen Erde fürlieb zu nehmen.

In dieſer Lage traf ſie nun gegen eilf Uhr des Nachts ein ſo heftiger Herbſtregen, daß das Waſſer bald durch alle Zelter durchfloß. Man bemerkte dieß nicht eher, bis es den Schlafenden in die Beinkleider eindrang, und die armen Leute vor Erkältung wach wurden. Gott, was war das eine Nacht! Gemeine und Offiziere ſaßen und lagen wie im Sumpfe, waren bis auf die Haut durchnäßt, und ſahen früh aus, wie ein gewelztes Pfützenſchwein. Die Zeltdecken waren wie verſchlammt, das Waſſer war in die Torniſter und Patronentaſchen eingedrungen und hatte alles wie vermodert. Früh Morgens ſchmiſſen daher die meiſten Burſche ihre Patronen weg, indem ſie unbrauchbar geworden waren.

Unſer Lager ſtand nahe an einem Dorfe, deſſen Paſtor ſelbſt Birnen und Kartoffeln verkaufte; aber ſehr ökonomiſch. Er erkundigte ſich gemeinlich nach der Religion deſſen, der etwas von ihm kaufen wollte. Gab er ſich für einen Katholicken aus: ſo erhielt er mehr, als der Lutheraner oder Reformirte, nebſt der gutmeynenden Warnung, ſich ja zu hüten, daß ihn das Gift der Ketzerey nicht verderbe. Sein Handel ſchien blos das Vehikel für dieſe Warnung zu ſeyn. So erfinderiſch und herablaſſend iſt der römiſch-apoſtoliſche Eifer!

Wir blieben bis gegen Mittag in dieſem Lager; dann brachen wir auf, und marſchirten nach Luxemburg, wo ein neues Lager geſchlagen wurde. Hier war es eigentlich das erſtemal, wo wir für Geld und gute Worte wieder vollauf bekommen konnten.

ten. Seit dieſem Lager hat uns auch der Brodmangel nicht mehr gedrückt. Die Luxemburger Höcker brachten uns hinlänglich Brandtewein, Speck, Käſe und andere Lebensmittel; und wir konnten uns wieder recht nach Wohlgefallen ſättigen. Freilich mußte man Geld haben!

Das Wetter war auch hier das gewöhnliche: denn es regnete noch immer fort, und machte die Wege ungangbar. Auch wird man es ſehr natürlich finden, daß der Durchfall in der ganzen Armee aufs grauſamſte graſſirte. Die Körper waren beynahe alle zu ſchlaff, um den Folgen der anhaltend einwirkenden Kälte und Näſſe zu widerſtehen.

Die Haufen der Emigrirten zogen ſich von hier aus nach den Niederlanden, wo ſie täglich ſchwächer wurden; und die Oeſtreicher lagerten ſich auch bey Luxemburg.

Wir waren alle voller Erwartung, was von nun an weiter erfolgen würde. Viele ſchmeichelten ſich mit der Hoffnung, durch Weſtphalen in ihre Heimat zurückzukehren. Dieſe Hoffnung verſchwand aber auf das dumpfe Gerücht, daß die Neufranken unter Dümouriezs Anführung ſich den Niederlanden fürchterlich näherten. Nun wollten uns alle Kanngießer gleich dorthin beſtimmt wiſſen. Keine Seele errieth die wahre Abſicht unſers hieſigen Stillſtands: denn keine Seele dachte an einen Einfall der Neufranken durchs Elſaß in Deutſchland.

Endlich am 28. October brachen wir auch von hier auf, ſchmiſſen unſre Zeltſtangen, viele Zelter, nebſt anderm Feldgeräthe weg, und marſchirten durch Luxemburg auf Dörfer, und kantonnirten hier.

Wo wir hinkamen, ſtießen wir auf grobes, ungehobeltes Volk, das uns kaum eines Anblicks würdigte. Schon der Name Preuße ſchien den meiſten verhaßt zu ſeyn, noch mehr der Name eines Ketzers. Sonderbar, daß die politiſche Nomenklatur ſo viel ſchädliche Gewalt hat, und man ſie hier und da dennoch von neuem einzuſchärfen ſucht!

Die Armee konnte jezt nicht mehr geſchloſſen marſchiren, und die Regimenter waren genöthigt, verſchiedene Wege einzuſchlagen. Was den Marſch hier vorzüglich erſchwerte, war die äußerſt fatale Chauſſee. Dieſe ruinirte die Füße der meiſten Soldaten ſo ſehr, daß ſie kaum noch im Stande blieben, weiter darauf fortzuhinken. Unſer Marſch ging auf Trier; aber wegen des übeln Schuhwerks und der geſchundenen oder aufgeriſsnen Füße mußten ganze Haufen, zuweilen über vierzig bis funfzig Mann von einer Compagnie, zurückbleiben. Einen Trupp ſolcher Invaliden traf der König ſelbſt an, und fragte: „Was macht ihr, Kinder?“

Ein Soldat: Wir können nicht mehr fort, Ew. Majeſtät! Sehen Sie, das Blut läuft uns zu den Füßen heraus!

Der König: Ich ſehs wohl, Kinder! Gott weiß es, es geht mir nahe; macht aber doch, daß ihr fortkommt: es wird ja bald Nacht!

Soldat: Wir haben nur zu ſchwer zu tragen!

Der König: So werft eure Gewehre und Taſchen weg, Kinder! Schmeißt das Seitengewehr auch weg: es ſoll euch Niemand was ſagen. (Mit einem Seufzer:) Gott, ändre das Elend!“

So gutgeſinnt, ſo wohlwollend, ſo populär iſt **Friedrich Wilhelm**! Er iſt wahrlich nicht Schuld an dem vielen Unglück und Elend auf dem Feldzug nach Frankreich: Mögen die es verantworten, die den gutmüthigſten, väterlichſten Fürſten zu dieſem ſchrecklichen Kriege bewogen haben! —

Einige von den Zurückgebliebenen erreichten erſt am folgenden Tage, ja wohl erſt am dritten Abende ihre Regimenter. Die Hauptleute durften in der Humanität ihrem Könige nicht nachſtehen. Man war daher nur froh, die Leute wieder beyſammen zu haben.

Ich unterſuche von jeher gern die Geſinnungen der Unterthanen aller Klaſſen gegen ihren Landesherrn. Was ich im Trieriſchen in dieſer Rückſicht entdeckte, war rege Verbitterung gegen die Emigrirten und alle die, welche ſich dieſes Abſchaums der Menſchheit wider alles wahre Intereſſe des geſammten deutſchen Reiches anfänglich angenommen hätten. Den nähern Hergang und Beſtand dieſer meiner Unterſuchung erſpahre ich bis zur Herausgabe der Launen. — Hier nur noch eine Anekdote zur Charakteriſirung der Häupter der Emigrirten!

Noch nach dem 10ten Auguſt des Jahres 1792, wo das Aufhören der Geſchäfte der Civilliſte die Beutel der Emigrirten außer aller Communikation mit der Staatskaſſe in Frankreich geſezt hatte, hielt Graf von Artois noch immer über zweyhundert Pferde, und den ganzen Gefolg ſeines ehemaligen Hofſtaats. Wohlgerüche, Damen zum Zeitvertreib, ein recht ſibaritiſch ausgeſuchter Tiſch, wie alle übrigen Hofplaiſirs und Cerimonien behielten ihren alten Gang. Nichts kümmerte den guten Herrn, als daß der federleichte Marſch nach Paris noch immer nicht vollbracht ſey. Um ſich gegen den Aerger darüber ſchadlos zu halten, reißten Monſeigneur nach Spaa zur biſchöflichen Pharo-Bank. Eines Tages wagte er mit lächelnder Miene ein va Bank mit 50000 Dukaten. Die Karte fiel, und Monſeigneur hatten verloren. Noch einmal ſo viel! und wieder verloren. „ a ne s'amuſe pas ici„ war das einzige, was der Herr Graf herzlich herauslachte, und hüpfte auf ſein allons Meſſieurs weiter. — Was mag nicht geſchehen ſeyn, als Monſeigneur und Conſorten die Staatskaſſe ihrer Nation noch ungehindert benutzen konnten! —

Und was Wunder denn, wenn jeder, der das Weſen ſolcher Emigrirten tagtäglich vor Augen hatte, dieſe verabſcheute, wie alle, die ſich einer ſo verdorbenen und unter der Würde der Menſchheit herabgeſunkenen Raçe von Menſchen annahmen, und dadurch einen Krieg bewirkten, der für die Regenten und Völker gleich verderblich iſt!

Dieß vorausgeſetzt, befremdete es mich nicht, daß auch wir im Trieriſchen eben nie ſehr willkommen waren. Ueberall fanden wir ſchlechte Quartiere, ja, man weigerte ſich ſogar, uns kochen zu laſſen. An Eſſengeben dachte vollends niemand. Kurz, alle Quartiere zwiſchen Trier und Coblenz waren elend, und es hielt durchaus ſchwer, Lebensmittel ſogar für Geld zu erhalten. Alles ſah uns ſcheel an, und ſagte es laut, daß wir mit Schuld wären, daß nun die Franzoſen ihre Rache verdoppeln, bey ihnen eindringen, und ſie rein ausplündern würden.

Hiezu kam, daß die guten Leute, vorzüglich in der Moſelgegend, erſt durch die Emigrirten, dann durch die Durchzüge der Verbündeten, ſchon ſo erſchöpft waren, daß ſie genug zu thun hatten, um nur ihr Auskommen für ſich zu finden. Alle Lebensmittel für Menſchen und Vieh waren äußerſt ſelten, ſo daß ein ſtarkes Truppenkorps, ohne Zufuhr aus fernen Gegenden, dort ſchwerlich beſtehen konnte. Dieß, wie auch der Verluſt an unſerer kleinen Münze, erſchwerten uns unſer Auskommen recht merklich. Gut nur, daß dieſer kümmerliche Aufenthalt nicht lange dauerte.

Wie es uns ging, ging es auch den Oeſtreichern, wenn gleich etwas beſſer, bloß — weil ſie Katholiken waren. Abſtliche von Seiten des Betragens der Menſchen gegen einander, die nur eine verſchiedene kirchliche Benennung zum Grunde haben, ſind ein Schandfleck der Menſchheit, und doch — hilft ſo mancher Große dieſen Schandfleck ärgerlich vermehren!

Die Oeſtreicher paſſirten uns vorbey, um an der Moſel den Einfall der Neufranken zu verhindern. Sie hatten bisher wenig geleiſtet; und auch hier leiſteten ſie wieder nichts: denn der Vortheil war auf Seiten des Feindes.

Ich habe ſehr oft Gelegenheit gehabt, die Geſinnungen der Oeſtreicher ſowohl bey Gemeinen als bey Offiziren gegen uns auszuforſchen; aber ſelten fand ich ſie ſo, wie der große Haufen ſie von Verbündeten erwartet. Vielen that der ſiebenjährige Krieg noch immer wehe, Andern misfiel unſer Proteſtantismus, und die Dritten ſahen hoch über uns hinaus, weil ſie — einem Kaiſer dienten; wir aber — nur einem Könige, oder gar nur einem Kurfürſten von Brandenburg. Wieder Andere hielten keine Truppen für brav und tapfer, die noch nicht den Türken die Spitze gebothen hätten.

Ueber Kindereyen von der Art ſtritt man oft bis zur Verbitterung und Zank; und ſo, kleinlich dieß auch war, ſo zeigte es doch zur Genüge, daß der Oeſtreicher und Preuße nie innige Herzensbrüder werden können.

Gewiß iſt es, daß die Oeſtreicher die Neufranken haſſen; aber noch weit ärger ſcheinen ſie uns zu haſſen. Ob nun ein Bündniß mit ſo geſinnten Leuten viel Vortheil ſchaffen könne — iſt die Frage, zumal, da Offiziere und Gemeine ſich in dieſer Rückſicht eben nicht ſehr unterſcheiden. Ein kaiſerlicher General oder Offizier möchte wohl ſchwerlich je ernſthaft dazu mitwirken, daß ſein preußiſcher College durch ſeine Unterſtützung Ehre und Vortheil vor ihm zum voraus erwürbe. Die mit uns verbündeten Engländer machten es im ſiebenjährigen Kriege nach eben dem Leiſten.

Die Natur der Sache leidet es wohl auch nicht füglich anders. Die Menſchen ſind doch einmal durch Nationalſtolz, ſogenannte Religion, Nationalvorurtheile und die verſchiedene Richtung ihres geſellſchaftlichen Intereſſes, noch mehr aber durch die tauſendfarbige Politik ihrer Beherrſcher in ſo complicirte, ungleichartige Factionen getheilt, daß der Ruin der einen Parthey die Erhöhung der andern begründe, und folglich das Privatintereſſe der einen Faction mit dem gemeinſamen der meiſten übrigen faſt immer collidire. Und was helfen hier Bündniſſe zwiſchen politiſchen Antipoden? Oder was für einen Ausgang gewinnen ſie am Ende? Man frage die Geſchichte; und die Antwort ergiebt ſich. — Kurz, äſopiſch geſprochen, leiden die Schaafe unter dem Bündniſſe ihrer Auflaurer immer; und zulezt geht von dieſen der Stärkere oder der Schlauere mit der Hauptbeute triumphirend davon. Selbſt Friedrich, der

Große, lehrt dieß an mehr als einer Stelle. —

Drei und zwanzigſter Brief.

Die Folgen von unſerm ſchlechten Schuhwerk zeigten ſich erſt recht deutlich auf unſrer Marſchroute zwiſchen Coblenz und Trier. Die meiſten Soldaten hatten durchaus verdorbene Füße, und mußten auf Wagen bis Binningen ins Badiſche, und von da auf dem Moſel und Rhein bis Neuwied transportirt werden. Von Neuwied ging es auf Faller, wo, wie es hieß, einige Regimenter kantonniren ſollten. Keiner war froher, als die armen Burſche; aber nicht lange: denn ein Zufall ſezte ſie ſchnell wieder in Bewegung.

Einige Bataillons von den Regimentern Bork und Künitz waren bis Limburg vorgerückt und hielten dort Raſttag. Sie waren ſo ſicher, daß ſie ihre Gewehre auseinander nahmen, ihre ſchwarze Wäſche wuſchen, und an nichts weniger dachten, als an die Herannäherung des Feindes. Ein Bauer, der den Vortrab der Neufranken im Buſche geſehen zu haben vorgab, ward ausgelacht, und es fehlte wenig, ſo wäre er derb geprügelt werden: er kam wirklich in Arreſt. Die Vorpoſten und Patrouillen waren auch nachläſſig, ließen ſich abſchneiden; und ehe man es in der Stadt erfuhr, ſtanden die Franzoſen ſchon vor den Thoren.

Nun raffte jeder ſich und das Seine ſchleunig und in der größten Verwirrung auf, eilte zur Compagnie, die Bataillons formirten ſich, und ſo gings dem Feinde entgegen. Dieſer empfing ſie mit Kanonen und Kartetſchen, und ſtreckte manchen braven Preußen zur Erde. Die Preußen, beſonders die vom Regiment Künitz, welches eins der tapferſten in der Armee iſt, thaten Wunder. Da ſie ihre Kanonen nicht gebrauchen konnten, wehrten ſie ſich mit ihren Flinten ſo herzhaft, daß die Franzoſen anfingen, in Unordnung zu gerathen, ja endlich gar ein wenig zu weichen.

Unſre braunen Huſaren, ob ihrer gleich ſehr wenige da waren, thaten auch ſehr brav. Der Verluſt der Franzoſen ſoll wirklich beträchtlicher geweſen ſeyn, als der Unſrigen, wie mich einige Bürger aus Limburg nachher ſelbſt verſichert haben, die doch, wie ich aus ihren Geſprächen abnahm, gut neufränkiſch geſinnt waren.

„Preußmann, ſagten ſie, ſteht ſik wie Oks, mak ſik ferm, wie Stok.“

Da indeß die Franzoſen mit weit überlegner Mannſchaft von neuem vorrückten, und unſere Leute es für unmöglich hielten, ihnen länger zu widerſtehen, zogen ſie ſich in guter Ordnung zurück, erlegten noch manchen franzöſiſchen Jäger, und vertheilten ſich auf einige Dörfer jenſeits Limburg über die Lahne.

Hierauf nahmen die Neufranken Beſitz von Limburg, tranken auf das Wohl der Bürger, theilten Kokarden aus und errichteten den Baum der Freyheit; foderten aber auch zugleich eine anſehnliche Summe Geldes zur Schadloshaltung für das — wie ſie, der Sage nach, vorgaben — was die Alliirten in der Champagne verwüſtet hätten.

ten. Den Limburgern fiel dieſe Foderung neben dem Baum der Freyheit freylich nicht wenig auf; allein Noth bricht auch Eiſen. Nachdem die Summe zuſammengebracht und überliefert war, führten die Herren Gallier ihr Geſchütz auf, als wollten ſie, wer weiß wie lange, in Limburg verweilen; nahmen aber ſchon in der folgenden Nacht Abſchied, und kehrten in der Stille dorthin zurück, woher ſie gekommen waren.

Unſere Generale waren nunmehr ganz auf ihrer Hut, und indem ſie befürchteten, die Neufranken möchten noch zahlreicher und verſtohlner vordringen, ließen ſie alles aufbrechen, und vorwärts rücken. Auch wurde bey Montabauer, vier Stunden von Coblenz, viel Geſchütz aufgeführt, und mit ſtarke Commandos beſetzt. Allein, da der ſchlaue Feind nichts von ſich merken ließ, erhielten die zuſammengezogenen Truppen einige Tage darauf Befehl, ſich auf die herumliegenden Dörfer zu vertheilen, und genoſſen hier vierzehn Tage der Ruhe.

Dieſe Muße kam unſern Leuten zu ihrer Reinigung und Erholung ſehr zu ſtatten. Ich ging wieder in den Dörfern herum, die Geſinnung der Bauern gegen ihren Landesherrn, gegen uns und die Neufranken glimpflich auszuforſchen; und fand hier alles weit ärger, als in den Städten, — nicht, weil der Landmann hier herum heller oder zügelloſer dächte, als der Städter; ſondern weil jener mehr bedrückt wird, als dieſer. So wahr iſt es nämlich, daß Bedrückung, und nicht Aufklärung, die Mutter von Volks-Unzufriedenheit und Empörung iſt. Ich fand ſogar Bauern, die in aller Einfalt recht herzlich wünſchten, daß Gott die

Waffen der Franzoſen ſegnen möchte, u. ſ. w. —

Um Licht über das Folgende zu verbreiten, iſt es nöthig, hier einen Blick auf die Abſichten und Unternehmungen der Neufranken ſeit der Zeit zu werfen, da die Oeſtreicher Thionville belagerten.

Schon bey unſerm Einmarſch in Frankreich, hatte die franzöſiſche Nation erſt unter Luckner, dann unter der Anführung eines gewiſſen Generals, Cüſtine, der ſich Citoyen Général des armées de la Republique Francaiſe nannte, ein ſtarkes Corps an den Gränzen von Elſaß. Mit dieſem Corps ſtand man wie auf der Lauer, um bey ſchicklicher Gelegenheit in Deutſchland einzudringen. Dieſe Gelegenheit fand Cüſtine, als der General, Graf von Erbach,

bach, Befehl erhielt, mit ſeinen zehntauſend Mann von der Elſaſſer-Gränze aufzubrechen, um die Belagerung von Thionville zu unterſtützen. Erbach gehorchte, und Cüſtine war zu wachſam, um dieſe indirecte Aufforderung, mit ſeinen Truppen in die Rheingegenden einzudringen, unbenuzt vorbey zu laſſen. Er drang alſo vor, hob die Maynzer, die ihn zurückhalten ſollten, auf, beſezte Speyer, und drang eiligſt ohne Widerſtand bis an die Thore von Maynz.

Unbegreiflich iſt es mir noch immer, wie man den General von Erbach mit ſeinen Truppen nach Thionville habe beordern und dadurch Deutſchlands Gränzen unbeſezt laſſen können. Eben dieſer große Kriegsſchnizer machte es dem Kurfürſten von Pfalzbayern beynahe ganz unmöglich, ſeine Neutralität aufzugeben, ſo lange es ihm nämlich ſich Ernſt war, ſeine Länder und Unterthanen dem vordringenden Feinde nicht auch preiszugeben. Dieß wird jedem Sachverſtändigen jezt einleuchten; und darum irrte ich, wie ich nun einſehe, als ich im erſten Pack dieſer Briefe S. 89. das bemerkte, was N. 6. den Satz beſchließt: denn Wollen und Können iſt zweyerley; und dies machte es wohl auch, daß ich damals nur von Scheinen ſchrieb. Mehrere Schnitzer dieſer und anderer Art werde ich gehörigen Orts ſelbſt rügen und nach Befinden der Umſtände und Folgen ehrlich verbeſſern.

Cüſtine war alſo ohne allen Widerſtand von Bedeutung bis vor die erſte und wichtigſte Reichsfeſtung, Maynz, vorgedrungen. Daß ſie nicht mit hinlänglichen Truppen beſezt war, und folglich auſſer dem Vertheidigungszuſtand ſich befand, wiſſen wir nach einer Unterſuchung im erſten Pack S. 92. Cüſtine foderte demnach den Commendanten Gymnich und den General Hatzfeld auf, ihm die Thore zu öffnen.

Man ſagt, er habe ſich hiebey des Kunſtgriffs bedient, ſich und ſeine Leute für Prinzlich-Geſinnte auszugeben; aber wozu ein Mittel von dieſer Art, da er ein weit durchdringenders in ſeiner Mannſchaft und Kanonen mit ſich führte! Die Beſatzung ſah dieß letztere auch ein, und öffnete nach einigem Scheinwiderſtand die Thore dem Heere der Neufranken, das noch immer artig genug war, die ſchwache Oeſtreichiſche Beſatzung in allen Ehren aus der Stadt zu entlaſſen.

Kaum war Cüſtine im Beſitz dieſer wichtigen Feſtung, ſo fing er an, die ganze

Maynzer Regierungsform umzuändern, und dieß nach neufranzöſiſcher Art. Freyheit und Gleichheit ward auch hier das allgemeine Loſungswort, ſo wie der Freyheitsbaum das Idol aller ſchwindelnden Enthuſiaſten. Ueberhaupt amüſirte ſich Cüſtine, wie ſeine leichtſinnigen Anbeter und Schwärmer, überall gleich und gern mit Pflanzung des Freyheitsbaumes, mit dem rothen und ſchwarzen Buche, mit Geſängen, Mädchen und Wein, und vorzüglich mit entſetzlichem Prahlen, anſtatt daß er mit ſeinen wirklich ſehr disciplinirten und auserleſenen Truppen das politiſche Syſtem der franzöſiſchen Nation durch weiteres Vordringen mit den Waffen in der Hand leicht hätte befördern können. Genug, Cüſtine's militäriſchen Fehlern und vielfachen Schwächen hat Deutſchland es vorzüglich zu danken, daß es das noch iſt, was es iſt.

Um den Volkshaufen in Maynz mehr zu feſſeln, unterhielt und verſchonte er ihn auf alle nur erſinnliche Art. Seine Leute quartierte er bloß in die verlaßnen zahlreichen Wohnungen der geflüchteten Adelichen ein. Sein meiſt populäres Benehmen, nebſt der exemplariſchen Mannszucht, die er hielt, erwarb ihm nach und nach die Anhänglichkeit der meiſten Maynzer. Sie wurden bald alle erklärte Gönner der neufränkiſchen Conſtitution, und ſchwuren den Franken ewige Brüderſchaft.

Cüſtine hatte ſeinen Leuten aufs ſchärfſte anbefohlen, die Maynzer Bürger nicht im geringſten zu beunruhigen, keines Eigenthum zu kränken und alles baar zu bezahlen; und ſeine Soldaten gehorchten aufs pünktlichſte. Handel und Wandel ſtöhrten ſie in keinem Fall. Auch verſtanden ſie die Kunſt meiſterhaft, die Abneigung der meiſten Maynzer gegen ihre bisherige Regierung und vorzüglich gegen das dortige Heer der Adlichen zu ihrem Vortheil recht ökonomiſch zu benutzen. Der imposante, herriſche Ton der Neufranken ward daher bald der Ton der anſehnlichſten Maynzer; und man konnte die Artigkeit der neuen Gäſte beynahe durchgängig nicht hoch genug rühmen. In der öfters erwähnten Schrift ſollen Belege geliefert werden.

Um aber ſeine neue Eroberung und Einrichtung von und in Maynz gehörig behaupten und vertheidigen zu können, überhaupt, um einen haltbaren, feſten Platz für ſich und ſeine Truppen in der Rheingegend zu haben, ließ Cüſtine das jenſeits der Rheinbrücke gelegene Städtchen Caſtel, oder Caſſel, wie Einige es nennen,

nen, welches gleichſam eine Vorſtadt von Maynz iſt, mit hinlänglicher Mannſchaft beſetzen, und mit Schanzen und Batterien befeſtigen, zwar in kurzer Zeit, aber nach der berühmten franzöſiſchen Befeſtigungskunſt meiſterhaft.

Nachdem er auf dieſe Art ſein Hauptquartier in Maynz aufgerichtet und von der ausgebeſſerten und verſtärkten ganzen übrigen Feſtung Beſitz genommen hatte, rückte er vor Frankfurt am Mayn, und foderte eingelaſſen zu werden.

Die Frankfurter waren nicht im Stande, dieſer Foderung lange und ernſthaft zu widerſtehen: ſie hatten wenige und ſchlechte Soldaten, überhaupt Reichsſtädtiſche Soldaten; und da ihre Stadt weder von einer Citadelle noch von Feſtungswerkern gedeckt wird: ſo konnte ſie, ohne großen Aufwand von Menſchen und Munition, erobert oder zu Grunde geſchoſſen werden.

Was blieb bey dieſer Lage der Sachen dem Frankfurter Magiſtrat zur Wahl übrig? Aus zweyen Uebeln, der Klugheit gemäß, das erträglichſte zu wählen, folglich den Weg einer gütlichen Unterhandlung mit Cüſtinen einzuſchlagen, und ihm dann die Thore zu öffnen.

Dieß geſchah; und Cüſtine ſchrie beym Einzuge — weil er verſprochen hatte, keinen Bürger im mindeſten zu beſchädigen — ſeinen Soldate laut zu: Ecoutez Francs, libres Citoyens, je vous ordonne, de reſpecter tout ce, qui eſt aux habitans de cette ville, qui ſont nos amis, libres et indépendens, comme nous! —.

Dieſes Cüſtiniſche Proclamat war glänzend und feyerlich genug, um die Frankfurter Bürgerſchaft zu der Erwartung zu berechtigen, daß die friedfertig eingenommenen Gäſte ſich als ihre Freunde betragen, und ihnen zur Vermehrung ihres kaufmänniſchen höchſten Gutes manchen benutzbaren Weg eröffnen würden. Der größte Theil dieſer Handelsſtadt, den der Genius ihres Gewerbes freylich ein wenig ſehr egoiſtiſch beſeelet, freute ſich daher daß über den Aufenthalt von Menſchen in ihren Ringmauern, deren Jovialität das ängſtlich auscalculirte Knauſern mit dem Gelde auf die liberaleſte Art hintanſezt. Man bewirthete ſie alſo auf das zuvorkommendſte, und Cüſtinen erwies man beynahe königliche Ehre.

Aber ſchon am andern Morgen ſah man mit Erſtaunen, daß, troz aller Fertigkeit im kaufmänniſchen Rechnen und Berechnen, man doch dießmal in ſeiner politiſch-militäriſchen Berechnung ein ganz anderes Facit erfuhr, als man ſo für ſich im Kopf auscalculirt hatte. Cüſtine erſchien nämlich gleich den Tag nach ſeinem Einzuge ſchon früh auf dem Rathhauſe, wohin er den Magiſtrat berufen hatte, und foderte unter dem Scheine, die Bürger ſchonen zu wollen, und ſie dadurch für ſich und ſeine Soldaten mehr zu gewinnen, bloß von dieſem — von dem Magiſtrate, — nichts weniger als zwey Millionen Rheiniſcher Gulden, und dieß in ſehr kurz beſtimmter Zeit; oder ſich von ihm und ſeinen Truppen eine feindliche Behandlung gefallen zu laſſen.

Der Hauptgrund ſeiner Foderung war, daß der Frankfurter Magiſtrat die Emigrirten mitaufgenommen und ſie auf allerhand

Art, vorzüglich durch Geld-Commerz, unterſtüzt hätte. Dieß habe ſeine Nation aufgebracht, und daher fodere er, um ihr Genugthuung zu verſchaffen, die erwähnte Summe in ihrem Namen.

Dieſe Summe, ſo gefodert, war in jeder, auch außer[illegible]ſtädtiſchen Rückſicht, allerdings eine Erſcheinung, die wohl auch einen Kato ſtuzig hätte machen können, wievielmehr die Geſtrengen, Edlen und Hochweiſen Herren des Raths der H. R. Reichs Wahl- und Handelsſtadt Frankfurt am Mayn! An vorgewandter fernerer Beſchönigung dieſer enormen Forderung fehlte es dem Bürger-General Cüſtine nicht — ſo wenig, als es ſo manchen andern Herren in ähnlichen Fällen an dergleichen zu fehlen pflegt: und gerade darum beſtand er deſto unerbittlicher auf die gefoderte Summe, Man ſchlug zwar verſchiedene Mittel und Wege ein, ihn zur Herabſtimmung ſeiner Foderung zu bewegen; allein Cüſtine war und blieb unbeweglich. — Alſo wurde in kurzer Zeit die eine Million in lauter franzöſiſchen Thalern zuſammengebracht und in ſiebzehn Fäſſern nach Maynz herübergeſchaft, die andere — empfieng er in Wechſeln.

So billig war indeß Cüſtine doch, daß er dem Frankfurter Magiſtrat es nicht wehrte, bey dem National-Convent zu Paris wegen dieſer Contribution mit einer Gegenvorſtellung durch Deputirte einzukommen, und daß er ſich bereit zeigte, die erhaltene Summe den Augenblick zurück zu liefern, ſobald der erwähnte Convent es verfügte. Er handle bloß im Namen desſelben, und durchaus nicht für ſich.

Ich weiß zwar, daß man den Cüſtine in Frankfurt zu ſehr haſſet, als daß man es von ſich erhalten könnte, ihm auch nur dieſe billige Geſinnung einzuräumen. Man möchte da lieber jeden glauben machen, daß man ohne ſein Darumwiſſen die Deputirten nach Paris geſandt habe; aber ich weiß auch ſelbſt aus dem Munde eines dieſer Deputirten, daß ſich die Sache gerade ſo verhält, wie ich ſie berichtete. Ueberhaupt darf man die Wahrheit der hieher gehörigen Vorfälle weder in den Gaſthöfen oder Kaufmanns-Gewölben zu Frankfurt am Mayn, noch in der Reichs-Ober-Poſt-Ammts-Zeitung ſuchen und erwarten.

Genug, die Frankfurter ſchickten eine Ambaſſade nach Paris, ſechs angeſehne, reiche Bürger, worunter der Herr von Günderrode, ein einſichtsvoller, geiſtreicher

reicher und ſehr braver, rechtſchaffner Mann, der vorzüglichſte war. Was dieſe Ambaſſade für den Zweck ihrer Sendung bewirken würde, konnte man leicht vorausſehen: — ſie bewirkte nichts. Der Convent war gegen die Emigrirten zu ſehr erbittert, als daß er ein geneigtes Ohr für die Bitte einer Stadtobrigkeit hätte haben können, die wenigſtens in den Schein einer Begünſtigung des Hauptfeindes von Neufrankreich und deſſen Conſtitution verfallen war.

Cüſtine verſtand die Kunſt, den Krieg auf Feindes Boden und Koſten fortzuſetzen, zu gut, als daß Frankfurts klingende Züchtigung ihn in dieſer Rückſicht genüget hätte. Er brach alſo mit einem Haufen der Seinigen auf nach Homburg, wo eine Nebenſproſſe von Heſſen ihren Sitz hat. Von hier aus begab er ſich nach Uſingen und

Weilburg, und ſetzte die dortigen Fürſten alle in Contribution. Zu Weilburg ſollen ſeine Leute beſonders häßlich gehaußt und ſogar dem Fürſten die Ringe vom Finger geriſſen haben. Die Patrioten befanden ſich bey dieſen Expeditionen gegen die Fürſten Excellenzenmäßig, und lebten, wie mancher große Herr, auf Koſten Anderer königlich; indeß die Unſrigen damals großentheils entweder hungerten, oder mit eitel Brodt und Kartoffeln ſich kümmerlich durchſchleppten.

In der Bernhardiner-Abbtey Arnsburg bey Gießen verfuhren ſie ſo recht nach ihrer Art, um nichts ſchonender, als vorher in der Abbtey Chatillon. Den reichen Pfaffereyen ſind ſie überhaupt eben ſo gram, als den Fürſten und dem geſammten Adel. Sie betrachten und behandeln ſie als die nächſten Stützen des Deſpotismus, und als die Blut-Ygel der Menſchheit, ohne erſt lange zu unterſuchen, ob denn dieß in Deutſchland im Durchſchnitt gerade ſo ſey, wie es im alten Frankreich war.

In der Abbtey Erbach im Rheingau verfuhren ſie noch erbaulicher: vorzüglich mußte hier der gute Rheingauer Wein, den die Herren dieſes Kloſters ganz im Geiſt der mönchiſchen Bauchphiloſophie reichlicher geſammelt hatten, als die guten Schriften zur Bildung des Herzens und Kopfes, bacchanaliſch herhalten. Faſt keiner von Cüſtinens Soldaten war ſeiner vor Berauſchung noch mächtig; und ihn ſelbſt machte ſein übertrieben begeiſtertes Haupt wanken.

Die Bauern auf dem Lande und die Bürger in den Städten wurden aber von Cüſtine und ſeinen Leuten nicht im geringſten geneckt oder beläſtiget. Nous n'en voulons qu'aux Deſpotes et au Clergè riche, ſagten ſie, pour les Sujets, nous leur rendrons la libertè. Sie gingen daher mit dem Bürger und Bauer vertraut, ja, wie Brüder um, ſchonten ſie und das Ihrige mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, und bezahlten alles gleich baar, was ſie irgendwo von einem derſelben verlangten.

Eben darum habe ich auch durchgängig die Mannszucht und die Leutſeligkeit an Cüſtinen und ſeinen Leuten rühmen gehört, im Uſingiſchen, Weilburgiſchen und Homburgiſchen, von Bürger und Bauer. Ja, man dankte ihnen ganz beſonders dafür, daß ſie ihren Fürſten, Adlichen und

Mönchen endlich einmal auch Gelegenheit gegeben hätten, an ſich und dem ihrigen zu fühlen, wie wehe es thue, wenn man gewaltſam gedrückt wird. Kurz, der größte Haufen in allen den genannten Gegenden dachte und räſonnirte ziemlich in neufränkiſcher Manier, und dieß wiederum wegen des Druckes, worunter dieſe Leute ſich längſt und arg befinden wollten.

Das Cüſtiniſche Steckenpferd mit dem Hinpflanzen des Freyheitsbaums und dem Anſtecken der franzöſiſchen National-Kokarde (le ſigne de la Libertè) fing indeß damals und dort allmälig an zu hinken. Einmal war nämlich dieſe politiſche Peti-Mäterey für den ernſten Geiſt der Deutſchen nicht anziehend und bey dem Beſtand ihrer alten Grundverfaſſung nicht bedeutend und haltbar genug, um etwas heute hinzupflanzen

zen oder anzuſtecken, was vielleicht nicht über drey Wochen beſtehen und nach dem Zurückzuge dieſer Popanzen-Krämer eine derbe anderweitige Züchtigung nach ſich ziehen möchte. Dann war es auch überall ſchon bekannt, daß die Verbündeten auf dem Rückmarſch begriffen wären, um das Neufränkiſche Unweſen in der Rhein- und Moſel-Gegend mit Gewalt zu hintertreiben.

Eben dieß machte es wohl auch hauptſächlich, daß Cüſtinens Bemühungen, das hierländiſche, vorzüglich das Frankfurter Volk mit dieſen Volksſpielereyen zu unterhalten und ganz auf ſeine Seite zu ziehen, vergeblich waren, und daß es ihm noch weniger gelang, die Bürger in Frankfurt gegen ihren Magiſtrat aufzuwiegeln. So wenigſtens meynte dieß ſelbſt ein angeſehner, einſichtiger Patricier in Frankfurt, der mich obendrein für gewiß verſicherte, daß die Frankfurter Bürger, nach Art der meiſten Reichsſtädter, ihren Magiſtrat ſonſt haßten, und ihm herzlich gern den Gehorſam aufgekündigt, oder auch wohl ſelbſt, wie in Caen, einen Freyheitsbaum errichtet hätten, wenn ſie — troz der Annäherung der Verbündeten — nur auf haltbaren Schutz der Neufranken zuverläſſig hätten rechnen können, und dadurch zugleich der Züchtigung wegen eines Verſtoßes gegen die Reichsgeſetze mit heiler Haut entgehen.

Alles nachherige entgegengeſezte Verſichern über die Zufriedenheit der Frankfurter Bürger mit ihrem Magiſtrat und der Verfaſſung ihres Stadtregiments rechnete eben dieſer Mann zu den politiſchen Kunſtgriffen ihres Magiſtrats — ob und in wiefern mit Recht oder Unrecht, mag und kann ich hier nicht unterſuchen, alſo auch nicht entſcheiden. Genug, Cüſtinens Kunſtgriffe mit ſeiner Volks-Popanzerey blieben hier ohne ſichtbare Wirkung für ihn und das neue Volks-Syſtem ſeiner Nation; und man war klug und vorſichtig genug, es während ſeiner Gegenwart oder Nähe bloß dabey bewenden zu laſſen, daß man fleißig von der künftigen Glückſeligkeit radotirte, die ihnen Cüſtinens Befreyung von dem Deſpotismus bald verſchaffen würde.

Auch die zuverläſſige Nachricht über unſere Annäherung, nebſt dem zu ſchwachen Beſtand der Cüſtiniſchen Mannſchaft in Frankfurt, ließ den Magiſtrat dieſer Stadt es ferner wagen, Cüſtinen durchaus nicht zu willfahren, als er ihr Zeughaus geöffnet wiſſen wollte. Cüſtine machte hierauf zwar

Miene, ſeine Foderung mit Gewalt durchzuſetzen; allein es unterblieb, als ein Aufſtand hierüber ausbrach.

Nach Friedberg ſind die Cüſtinianer auch gezogen. Aber auch hier kränkten ſie keinen Privatmann. — Als ſie ſich Gießen näherten, wurden ſie inne, daß der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt ſich daſelbſt mit einigen tauſend Soldaten befand. Ihr Zweck war aber nicht, ſich vor Feſtungen lange hinzulegen und ſie zu beſchießen; auch fehlte es ihnen an ſchwerem Geſchütz und Munition: ſie zogen alſo in guter Ruhe zurück.

Auch auf dieſem Zuge haben ſie die Landleute wie ein Heiligthum, geſchont — zum Beweiſe, daß Cüſtine's Truppen gewiß ſehr diſciplinirt waren, die es gelernt hatten, ihren Anführer, das Geſetz und ihres Gleichen, ſelbſt in Feindes Landen, zu reſpektiren. Horden von zuſammengelaufenem oder zuſammengerafftem Lumpengeſindel hören, fühlen und folgen nicht ſo moraliſch leiſe, fein und feſt, zumal wenn der herrſchende Grundſatz von Freyheit und Gleichheit den Gebrauch phyſiſcher Zwangsmittel hebt oder erſchwert. Ueberhaupt Frankreichs neue Soldaterey iſt reichhaltig an Winken für Regenten, Befehlshaber und Moraliſten. Wir werden dereinſt ſehen — wie!

Daß die Patrioten bey dieſer Streiferey Hanau nicht heimgeſucht haben, davon — denk' ich — war die Urſache, daß Cüſtine nicht Volk genug mit ſich führte, um den Ländern des Landgrafen von Heſſen-Caſſel jenes harte Schickſal in aller Strenge

wider-

widerfahren zu laſſen, das er, voll Grimm und Rachſucht gegen den Landgrafen, für deſſen Länder beſtimmt hatte. Er hatte nämlich ſich feſt vorgenommen, ſobald er verſtärkt ſeyn würde — und dieß ſollte durch **Kellermann** geſchehen, der ſchon von Verdün aus befehligt war, ſich mit der Rheinarmee zu verbinden, den Rückzug der Deutſchen zu erſchweren und ſodann Coblenz und St. Goar wegzunehmen — in Heſſenland einzudringen, und alles, was Landgräflich hieße, zu verwüſten.

Daß Cüſtine hiezu fähig geweſen wäre, ſteht leicht zu glauben: er bewies ja in öffentlichen Zetteln, wofür er den Landgraf von Heſſen-Caſſel hielt; — und die Herren Zeitungsſchreiber verbreiteten das alles treufleißig weiter! Ein guter Ruf iſt doch der edelſte Schatz, ſelbſt für Fürſten!

— Cüſtine's Plan, die ältern und neuern Sünden des Landgrafen abzuſtraſen, griff wirklich ſchrecklich weit, vorausgeſezt, daß alles das wahr iſt, was ein Neufränkiſcher Deſerteur mir nachher darüber erzählt hat. Cüſtine muß alsdann, auch vor ſeinen Leuten, von ſeinen künftigen Thaten und Planen unvorſichtig viel radotirt haben!

In Nauheim bey Friedberg plünderten ſeine Leute, unter Houchards Anführung, die dortige vortrefliche Saline, als Eigenthum des Landgrafen von Heſſen-Caſſel. Ein Haufen Heſſen, vom Regiment Kospoth, widerſtand zwar anfänglich tapfer; er wurde aber endlich von der neufränkiſchen Kavallerie umzingelt und gefangen genommen. Ihre Anzahl belief ſich auf hundert und zwanzig Mann. Dieſe

Braven ließ der praleriſche Cüſtine unter einer Bedeckung von Reutern in Frankfurt wie im Triumph herumführen, und dann nach Maynz in die Gefangenſchaft bringen. Dem Ilbenſtädter Kloſter ſtatteten ſie bey dieſer Excurſion zugleich einen Beſuch ab, und nahmen Geißeln von dort aus mit.

Von dem erbeuteten Salze wurde eine ungeheure Menge nach Maynz und anderwärtshin zur Conſumption der Truppen abgeführt, und eine faſt eben ſo große Menge an die Landleute verkauft, und dieß um die Hälfte des bisherigen Preiſes — das Malter zu 4 Gulden, oder zu 2 Rthlr. 8 gl. Man fand dieſen Preis indeß doch noch zu hoch, indem — wie die guten Leute gloſſirten — Cüſtinen es gar nichts gekoſtet hätte. — Das dortige Gehölze hätten die Neufranken gewiß auch noch angeſteckt und verbrannt, wenn ſie nur noch länger in dieſer Gegend hätten verweilen können. — Wie es Cüſtine mit dem Nauheimer Salzvorrath gemacht hat, ſo hat er es auch mit dem Holzvorrath in Maynz gemacht. —

Vier und zwanzigſter Brief.

Cüſtine war, wie mehrere recht wackere Männer, ſelbſt Adliche, mir ihn nach ihrer eignen Beobachtung geſchildert haben, ein Mann von ſehr martialiſchem Anſehn, voll Geiſt, Feuer und Queckſilber; ſchnell in allen ſeinen Handlungen, unerſchrocken und tapfer. Beym erſten Anblick ſoll ſeine Miene etwas zurückgeſchreckt haben; an ſich aber ſoll er ſehr leutſelig und herablaſſend geweſen ſeyn. Im Eſſen war er mäßig;

nur nicht immer im Trinken. Sein Versprechen hielt er nach Möglichkeit, und hatte die Liebe aller ſeiner Soldaten.

Dieſes Zeugniß geben ihm ſogar ſeine Feinde. Sein größter Fehler war, wie ſchon erwähnt iſt, ſeine Großſprecherey und die bramarbaſirende Herrechnung deſſen, was er noch alles thun wollte. Daß er in der Taktik nicht überall gleich ſtark zu Hauſe geweſen ſey, oder daß es ihm wenigſtens an Wachſamkeit und dem ſchnellen jedesmaligen Ueberblick eines Heerführers gefehlt habe, wird bald einleuchten.

Eine ſeiner Hauptſorgen ging grundſätzlich immer und überall dahin, daß die untere Volksklaſſe nie und nirgend Urſache haben möchte, ſich über ihn und ſeine Leute mit Grund zu beſchweren. Und ſeine Leute, meiſt ausgeſuchte Regimenter von den Linientruppen, deren Disciplin, Ehrgefühl, Folgſamkeit und Dienſtpünktlichkeit die National-Guarden ziemlich nachahmten, hegten hierin eben die Geſinnung, die ihr Anführer hegte. Ihr eignes Intereſſe, wie die neuern Staatsgrundſätze ihrer Nation foderten dieß auch wirklich, wenn man gleich ſonſt es unumgänglich finden möchte, Cüſtinen und ſeinen Leuten alle wahre politiſche Delikateſſe in Rückſicht auf Achtung für die Rechte Anderer ohne Unterſchied des Standes und der Perſonen abzuſprechen.

Selbſt ein Höfling von den mißhandelten Rheinfürſten, der Cüſtinen ſehr oft geſprochen hatte, und die Kunſt wohl auch verſtand, den Menſchen die Grundſätze und die Maximen ihrer Handlungen abzumerken, verſicherte: Cüſtine ſey ein warmer Volksfreund;

freund; aber auch ein Erzfeind aller Ariſtokraten. Als Beleg hiezu, erzählte er: Cüſtine habe auf ſeine — des Höflings — Bitte, wenigſtens dem Gebäude ſeines Fürſten zu ſchonen, geantwortet: „Mein Freund, das Gebäude Ihres Herrn, ſo wie wir es hier ſehen, trägt gerade alles das an ſich, wodurch es zu einem Ungeheuer der Baukunſt geworden iſt: und Ungeheure können wir Franzoſen nicht mehr leiden, vorzüglich da nicht, wo man Freund von unſern Erzfeinden, den Emigrirten, geweſen iſt.“

„Betrachten Sie das Gebäude ihres Herrn von unten bis oben, von vorne, von hinten und an beyden Seiten; und Sie entdecken weder Symmetrie noch Eumetrie daran und darin. Iſt nicht alles disproportionirt, überladen, buntſchäckigt, unbequem, altgothiſch und neuitaliäniſch zugleich, kurz, ein wahrer architekturiſcher Galimathias?" —

„Und ſehen Sie, Freund: was das Gebäude Ihres Fürſten iſt, das iſt auch bildlich die Verfaſſung ſeines Landes. Verſtehen Sie mich recht! Wie es ſcheint, iſt die Grundlage und der Hauptbeſtand an dem Gebäude ihres Herrn noch gut und feſt; nur iſt die Abtheilung der Zimmer, Fenſter und Thüren, wie alle Verzierungen von innen und außen, wider die Regeln einer einfachen, edeln und überall proportionirten Baukunſt. Dieß macht einen widrigen Eindruck; und das Ueberladene, wie das Unendlich-Zerſtückelte ſchadet endlich der Grundfeſte und der Größe fürs Ganze."

„Merken Sie, was ich damit will? Als einſichtiger, ehrlicher Mann müſſen Sie ſelbſt finden, daß die politiſchen Abtheilungen Einrichtungen und Dekorationen in dem Regierungs-Gebäude ihres Herrn alle die Fehler an ſich haben, die jeder Bauverſtändige an deſſen Wohngebäude finden wird. Das Volk, das arme Volk, dieſe Grundfeſte und Hauptbeſtand in jedem politiſchen Gebäude, iſt auch hier überladen, ſeufzt unter der drückenden Laſt und verliehrt nach und nach ſeine Größe, Dauer und Stärke vor allen den vielen Zerſtückelungen und Verzierungen, die die Regierungskunſt damit vorgenommen hat. Da ſoll der arme Landmann und Bürger die politiſchen Dekorationen des Staates, die Laſten des Fürſten, des Adels, der Prieſterſchaft und der nahen und fernen Diener derſelben herbeyſchaffen, tragen und unterhalten: Kann das auf die Dauer gut thun? Muß nicht das eine das andere überwältigen und endlich alles zuſammenſtürzen? Hat man nicht Beiſpiel und Warnung genug an den Ruinen jetzt in Frankreich? — Kurz, Herr, das überladene Volk ſteht überall unter meinem und meiner Leute Schutz: und ſo will es unſre Conſtitution; aber von Fürſten und fürſtlichen Gebäuden wollen wir nichts mehr wiſſen.“ *)

Wie

---

*) Eben dieſen Gedanken führt Hr. Storch im II. B. ſeines Gemähldes von St. Petersburg S. 6. folgender Geſtalt aus: „Die erwerbende Klaſſe iſt der weſentlichſte und unentbehrlichſte Stand des Menſchengeſchlechts: alles Uebrige ſind die Verzierungen, die mit der Zeit aus dem Schooß derſelben hervorgegangen ſind. Staatsverfaſſungen, Geſetze und Armeen ſind das Werk der Nothdurft: Künſte und Wiſſenſchaften das Werk der Kultur und des Luxus; aber beydes ſetzt Exiſtenz voraus, und die-

ſe

Wie herablaſſend und gutmüthig er und ſeine Leute ſeyn konnten, weiß ich aus dem Briefe eines von uns entlaſſenen, unbrauchbaren Feldwundarztes. Dieſer wird von den franzöſiſchen Chaſſeurs auf ſeiner Rückreiſe ins Vaterland aufgehoben und ins Hauptquartier zu Cüſtinen geführt. Cüſtine erkundigt ſich nach der Lage der Verbün-

deten

ſe giebt der erwerbende Stand. Wir arbeiten, um zu leben, und leben, um zu genießen: in dieſen Worten liegt das Syſtem aller menſchlichen Verhältniſſe und das Ziel alles menſchlichen Beſtrebens. Die Befriedigung des bloßen Bedürfniſſes iſt die erſte Stufe der Ausbildung des Menſchen: ſobald er dieſe errungen hat, entwickelt ſich ſein Sinn für Genuß. Ein mehr oder minder veredeltes Bedürfniß wird zur Bequemlichkeit, und bey dem nimmer zu erſättigendem Triebe zur Verbeſſerung ſeines Zuſtan-

des

deren in der Champagne; bedauert vorzüglich die Preußen, ſpricht mit vieler Achtung

tung

des vertauſcht er auch die Bequemlichkeit bald gegen den Luxus. Dieſe drey Perioden ſind es, durch welche alle Nationen ihren einförmigen Gang zur Ausbildung gewandert ſind: bey der lezten ſcheint die Natur der Perfektibilität des Menſchen die Gränze geſteckt zu haben; denn von hieraus gehen ſie alle den nämlichen Kreislauf zu ihrer urſprünglichen Barbarey zurück; und die Geſchichte ſtellt kein einziges Beyſpiel auf, welches als Ausnahme von dieſer Regel gelten konnte.“ — Ein Commentar von Wieland über dieſes Hauptprinzip aller Politik wäre eine ſehr wünſchenswerthe Sache für alle Regenten, Miniſter und Räthe. Reichhaltig an wichtigen Regierungslehren iſt es ſchon auf den erſten Anblick; und nun auf Frankreich angewandt, — iſt es ein Zuchtſpiegel ohne Gleichen.

tung von ihren Anführern, und als einmal der Wundarzt ihn mit „Ihr Gnaden“ anredet, ergreift er ſeine Hand, nennt ihn Bruder, und zeigt mit der andern Hand in die Höhe und bemerkt: „Nur der dort über uns iſt ein Gnädiger: ich bin Ihres Gleichen! Kann ich Ihnen dienen, ſo iſt das meine Pflicht!“ — Als hierauf der erſt vor Cüſtine's martialiſchem Stutzer erſchrockne, ſetzt aber wieder muthfaſſende Wundarzt ſich einen Reiſepaß von ihm ausbittet, läßt er ihm denſelben gleich ausfertigen, beſchenkt ihn mit Reiſegeld, und entläßt ihn im Frieden.

Kaum iſt der abgeriſſene, magere Fremdling aus dem Hauptquartier, als die Cüſtiniſchen Soldaten ihn zu ſich ins Zelt nehmen, ihn mit Eſſen und Trinken erquicken, nun obendrein mit allerhand beſchenken, eine

Strecke begleiten, ihm während der Zeit ſeinen Bündel tragen und endlich mit der herzlichſten Rührung von ihm, wie ein Bruder von dem andern, Abſchied nehmen. — Thränen entquollen mir, ſchreibt der brave, dankbare Preuße; und Gott weiß, was für Gedanken über Krieg und manche Könige in mir entſtanden ſind! —

Da es den Neufranken mit der Puppe ihrer Freyheit anfänglich beynahe eben ſo ging, wie es einer Gebärerinn mit der Frucht ihrer Entbindung geht, die ſie jedem gern vorzeigt, gern viel davon ſchwazt, ſie jedem in die Arme zu geben ſucht, und ſich deſto inniger darüber freuet, jemehr man ſie lobt, bewundert, küſſet und an ſich drückt: ſo war es den noch taumelnden, wonnetrunknen Leuten wahrlich zu verzeihen, daß ſie die Frucht ihrer politiſchen Entbindung auch überall anprieſen, und überall wie aufzudringen ſuchten — nach Art aller gutmüthigen Seelen, denen ein Gut um deſto ſchätzbarer wird, je mehrere es beglückt, wie ſie. Daher die übertriebnen Deklamationen über Deſpotismus und Freyheit; daher die bald ernſthaften bald lächerlichen Auffoderungen an andere Völker, ihrem Beiſpiele zu folgen u. dgl.

Was die Nation im Mutterlande that, das thaten die Nationalen auch im Auslande: ſie machten Jagd auf politiſche Proſelyten. Cüſtine bediente ſich hiezu in der Rheingegend der ſchriftſtelleriſchen Mitglieder des errichteten neufränkiſchen Clubs in Maynz, und vorzüglich der Hn. Böhmer und Stamm. Dieſer war ein Straßburger und ein Mann ohne männliche Conſiſtenz; jener vorher Profeſſor an der lateiniſchen Schule zu Worms, und Sohn des berühmten gleichnamigen Profeſſors der Rechte zu Göttingen.

Beyde handelten inkonſequent mehr als zuviel, wie, leider, ſo mancher andere ſonſt brave, aber zu feurige Kopf in Maynz, Worms und dort herum. Sie verdeutſchten Cüſtine's und der übrigen neufränkiſchen Anführer Befehle, Aufrufe, Verfügungen, wie überhaupt alles, was gedruckt oder geſchrieben von den Neufranken der dortigen Gegend an die Deutſchen gelangen oder auf ſie wirken ſollte. Sie verſtärkten Manches nach ihrer Art, wie dieß Cüſtine ſelbſt in einem Schreiben an den National-Convent vorzüglich an Böhmern gerühmt hat.

Ob ſie hierbey ehrlich oder auch nur klug verfahren ſind — ob ſie und einige Maynzer nicht vielleicht Cüſtine's Benehmen gegen dieſe Gegenden, vorzüglich gegen Frankfurt und Heſſenland geleitet haben — dieß zu entſcheiden iſt nicht meine Sache. Genug, ſie handelten äußerſt verfänglich, indem ſie oft in den beſtimmteſten, gehäſſigſten Ausdrücken beſtimmte Perſonen als Schuldige bemerkten, oder unbeſtimmte, ungewiſſe Begebenheiten beſtimmt und gewiß angaben, und dadurch als Den[illegible]tianten oder Inſinuanten vielleicht Manches bewirkten, was zum Ruine Vieler beytrug.

Um die impertinente Manier ihrer Arbeiten kennen zu lernen, mag Cüſtine's Aufruf an die Heſſen-Caſſelſchen Soldaten hier als Beleg ſeinen Platz finden. Es heißt darin:

„Der Landgraf von Heſſen-Caſſel verſammelt in der Nähe ſeiner Reſidenz zahlreiche Schaaren ſtreitbarer Männer.

Denkt er nicht, daß der jüngſte Tag für alle ungerechte Fürſten, und der Tag der Erlöſung für die von ihnen verblendeten Völker erſchienen iſt?

Er lagert diejenigen um ſich her, durch

welche er hofft, ſeinen wankenden Thron zu befeſtigen, dieſen reinſten Theil des Volkes, deſſen Blut er verkaufte, um ſeine Schatzkammer zu füllen. Schon dieſer einzige Umſtand wird über das Schickſal dieſes Tyrannen entſcheiden.

Ungeheuer, über das ſich ſchon längſt der Fluch der deutſchen Nation, die Thränen der Wittwen, die du brodtlos, und das Jammergeſchrey der Waiſen, die du elend gemacht haſt, gleich ſchwarzen Gewitterwolken, zuſammen thürmten! Deine gemißbrauchten Soldaten werden dich der gerechten Rache der Franken überantworten. Die Flucht wird dich nicht derſelben entziehen. Wie wäre es auch nur möglich, daß ein Volk in der Welt einem Tiger, wie du biſt, Zuflucht gewähren könnte?

Und Ihr, Soldaten der Heſſen, die Ihr nicht Feinde waret des fränkiſchen Volkes:

die Nation bietet ein glückliches Schickſal Euch an, täglich 15 Kreutzer, wenn Ihr dienen wollt; 45 Gulden Penſion, wenn Ihr keine Dienſte nehmen wollt, das Bürgerrecht, brüderliche Liebe und — Freyheit!

Ich als General der fränkiſchen Republick mache Euch dieſes bekannt,

Adam Philipp Cüſtine. ꝛc."

Wie dieſer Aufruf, ſo waren auch beynahe alle übrigen Hirngeburten dieſer Herren beſchaffen. Da wurden die Völker ausdrücklich aufgefodert, das Joch ihrer deſpotiſchen Fürſten abzuwerfen, mit den Neufranken ſich zu verbinden und dadurch ferner unabhängig und frey für ſich zu beſtehen. — Man ließ die Blätter dieſer Art in Maynz abdrucken, ſchlug ſie öffentlich an, rückte ſie in das Maynzer Bürger-Blatt, theilte ſie weit und breit aus, las ſie öffentlich vor, beglossirte, widerlegte und vertheidigte ſie: —

— und ſie würden ſehr wahrſcheinlich gewirkt haben, wenn Cüſtine nun und dann konſequenter gehandelt hätte, wenn ſeine Freyheits-Apoſtel religiöſer und glänzender erſchienen, und vorzüglich — wenn die Preußen und Heſſen nicht in der Nähe geweſen wären: Aber ſo ſcheuten ſich die Leute — wegen der Dinge, die da jetzt wohl leicht kommen könnten — die hochtrabenden und impoſanten Vorſpiegelungen des Signor Cüſtine und ſeiner Helfershelfer zu befolgen.

Auch die übrigen feindlichen Soldaten wurden von Cüſtine, wie die Heſſen-Caſſelſchen, aufgefodert, unter den nämlichen Bedingungen zu ihm herüber zu treten. Obendrein ſollten ſie keine Stockſchläge, keine anderartige grobe Behandlung von ihren Vorgeſetzten u. dgl. zu befürchten haben: bey ihm ſey alles frey, und was der Lockſpeiſe

ſpeiſe mehr war. Dieſe Auffoderung wirkte aber bey unſern Leuten wenig: ſie verſtanden kein franzöſiſch, und fürchteten, da man die Franzoſen noch immer für ſo leicht überwindlich hielt, nachher gefangen genommen und dann als Verräther am Leben beſtraft zu werden.

Eben ſo hielten es viele für erniedrigend, unter Truppen zu dienen, die nicht alle militäriſch-einförmig genug gekleidet waren. Die National-Guarden nämlich, die Cüſtine's Linientruppen verſtärkten, trugen allerhand Farben; und ſo ſah man Weißröcke mit grünen, rothen, weißen und ſchwarzen Aufſchlägen: ferner Grünröcke und Rothröcke zu Fuße und zu Pferde: dann Jäger, oder ſogenannte Chaſſeurs: — und alle dieſe Haufen waren nicht ordentlich in Regimenter, ſondern in Diviſionen vertheilt, die dadurch ſehr bunte Bataillons ausmachten.

Fürs flache Feld ſchicken ſich dergleichen zuſammengeſtoppelte Soldaten-Haufen wenig oder gar nicht; aber für Feſtungen ſind ſie brauchbarer als reguläre Regimenter. Hier iſt der Ort nicht, dieſen in der Kriegskunſt ſehr wichtigen Satz auszuführen.

Ich habe oben von unſern Leuten geſagt, daß ſie abgeriſſen, mit ſchiefgetretnen Schuhen, ja gar barfuß aus der Champagne zurückgekommen ſind; die franzöſiſchen Patrioten oder National-Guarden kamen nicht feiner in Deutſchland an. Vielen gings, wie ehedem den Schweden im dreißigjährigen Krieg, oder den Soldaten des Fürſt-Biſchofs, Bernhard von Galen:*) ſie hatten keine Montur und gingen in Bauerkitteln einher. Sonſt waren die Gewehre, Patrontaſchen und

---

*) Zweytes Pack dieſer Briefe, S. 238, in der Anmerkung.

Torniſter der National-Guarden ſehr gut, ja, beſſer, brauchbarer und weit bequemer, als die der Unſrigen.

Nach Art ihres Anführers Cuſtine, ſprachen Einige dieſer Menſchenkinder ebenfalls ſehr hoch: da wollte ein Einziger vier Preußen vor die Klinge nehmen; ein Anderer wollte nach Berlin — Saluer la Reine de prusse, und was des albernen Geſchwätzes mehr war. Indeß wir hatten auch nach Paris gewollt! Hatten gar auf Anſchlag dort Manches im voraus proviſoriſch eingerichtet!

Man hat die National-Guarden der Inſubordination beſchuldiget; aber falſch: Ueberhaupt weiß der Neufranke von jener Subordination nichts mehr, die durch den Korporalſtock erzeugt und unterhalten wird: ſeine Subordination iſt gerade ſo, wie ſie bey einem freyen Volk allein ſtatt finden kann. Niemand zittert weiter vor dem Officier: keiner von dieſen fluchet wie ein Troßbube; aber jedermann folgt den militäriſchen Vorſchriften ſchon von ſelbſt. Wie würden ſonſt dieſe Leute alle die Strapatzen ſo anhaltend und einmüthig erduldet haben, die ſie noch immer erdulden! Alle aber ſind überzeugt, daß ſie ihre Freyheit ihrem Gehorſam gegen ihre Geſetze und deren Ausführer zu verdanken haben: und in dieſer Ueberzeugung gehorchen ſie dieſen wie jenen gern. — Oder haben wir unſere Leichtgläubigkeit gegen die Emigrirten in dieſem und ſo manchem andern Stück nicht ſchon bitter genug in der Champagne abgebüßt?

Daß unter republikaniſchen Soldaten manches ſtatt haben kann, ja, muß, was unter monarchiſchen Anarchie wäre, giebt die Vergleichung der Verfaſſung von beyden. In einer Republik darf und muß manches vorgehen, was in einem monarchiſch regierten Staat Meuterey und Verbrechen ſeyn würde.

Der Raum dieſer Blätter verſtattet es nicht, die Wahrheit dieſer Behauptung politiſch-hiſtoriſch darzuthun.

Es fehlt den Neufranken — wie man noch immer ferner herumklatſcht — an geſchickten Ingenieurs, Anführern und Offizieren: der Kern davon ſoll ausgewandert ſeyn. — Nicht doch, meine Herren! nur die Titulatur-Herren dieſer Art ſind ausgewandert; nicht die Stellvertreter derſelben oder die wirklichen ſelbſt. Und was von den wirklichen ausgewandert iſt, iſt reichlich erſezt. Lehrt dieß nicht ihr hartnäckiger Widerſtand nebſt der Behauptung oder Wiedereroberung ſo manches wichtigen Poſtens? Und warum richteten denn die fürchterlichſten und geübteſten Mächte Europens bis jezt nichts Entſcheidendes gegen ſie aus? Freylich der liebe Patriotismus nebſt Gut und Blut! Aber warum überlegte man das nicht früher? — Auf die übrigen

Klatſchereyen ſteht die Antwort im zweyten Pack dieſer Briefe S. 13. Recidive müſſen recidiviſch behandelt werden.

In Rückſicht auf Kirchen-Religion ſind die franzöſiſchen Soldaten jetzt wahre Franken. Die Bekehrungsſüchtigen Katholiken in den Rheingegenden frohlockten ſchon, als die erſten Franzoſen dort ankamen, und meynten: Nun müßte alles katholiſch werden! Aber wie erſtaunten die guten Leute, als die Franzoſen nicht zur Meſſe gingen, als ſie über Pfaffen und Pfafferey, über die lieben Heiligen Gottes, und vorzüglich über die gebenedeyte Jungfrau Maria laut ſpotteten — dem heiligen Johann von Nepomuck auf den Geländern der Brücken den Kopf herunterſchlugen — der Mutter Gottes in der Kirche zu Hochheim eine rothe Mütze mit der Freyheits-Kokarde aufſezten und ſich gar nicht mehr ſegneten! Nun hieß es: Ey, du lieber

Gott, was mögen doch die Leute für einen Glauben haben! -- Und das Reſultat dieſes Gefrages war: daß ſie halt an den lieben Herr-Gott wohl nicht mehr dächten; daß ſie ſich an ihren Chriſtine -- Cüſtine — hielten, und daß der ſo ihr Herr-Gott ſeyn müßte. Einige ſtanden ſogar in dem Wahn: Cüſtine könne, hexen — habe einen Bund mit dem Satan, und was dergleichen Mönchsgrillen mehr ſind. Und gerade dieſe Meinung des großen Haufens über das kirchlich-irreligiöſe Benehmen der Neufranken war es, was den Gang ihres politiſchen Proſelytismus in einigen Gegenden vorzüglich hemmte.

So denn ſtanden die Sachen der Neufranken am Rhein! Während aber Cüſtine, Kellermann, Houchard, van Helden, und Neuwinger immer weiter vorzudringen oder ſich in der beſezten Rheingegend zu behaupten und zu befeſtigen ſuchten, drangen Dumouriez, Bournonville und Valenze in die Niederlande ein, bahnten ſich durch ihre fürchterliche Artillerie unaufhaltſam überall den Weg, hoben die Oeſtreicher auf oder trieben ſie vor ſich hin, beſetzten die Feſtungen, erbeuteten Magazine und Munition voll auf, verbreiteten ſich von da nach Lüttich und Holland: — und eben dieß Glück der Neufränkiſchen Waffen — wer hätte es zur Zeit der Herausgabe der Manifeſte erwartet? Wer nur beym Anmarſch nach Paris für möglich gehalten? Und doch —

Aber eben dieſe Hauptfolge unſrer leichtgläubigen Uebereilung — war es, was den Heerführern der Verbündeten Furcht und Achtung vor dem ſonſt verachteten Feinde einflößte, und jeden Recht- Frieden- und Völkerglück-liebenden Mann mit banger Ahnung vor den Eroberungs- und Herrſchſüchtigen

Planen Cüſtine's und Dümouriez's erfüllte. Es war daher die höchſte Zeit, daß die endlich einmal belehrten Verbündeten alle Kräfte und Kunſt aufbothen, dem fernern Vordringen des Alexandriſirenden Feindes vorzubeugen und ſolange um fremde Händel, Länder und Völker ſich nicht zu bekümmern, als es in ihren eignen Ländern noch etwas aufzuräumen gäbe; was ſchon mehr erfoderte, als mancher große Herr beſizt und kann.

Was nun hierzu wir Preußen beytrugen — erfährt man in der Folge. Wohl uns allen, daß Cüſtine ein Freund von Schäferſtündchen, und Dümouriez ein verächtlicher Egoiſt und Verräther war. —

Ende des dritten Packs.

Hist. Europ.

Briefe.

~~Hist. Univ.~~
~~Hist. holl. Litt.~~

Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über den
Feldzug
des
Herzogs von Braunſchweig
gegen die
Neufranken
im Jahre 1792. und 1793.

Viertes Pack.

Sero ſapiunt Phryges!

Upſala,
bey Guſtav Erichſon. 1795.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Briefe
über den
Feldzug des Herzogs v. Braunſchweig.

Viertes Pack.

„Eine Staatsverfaſſung retten zu wollen, wo es keine Sicherheit mehr für das Eigenthum, die Ehre und die Freyheit des Staatsbürgers gab, — wo Millionen Menſchen hungrig zu Bette gingen, auf Stroh ſchliefen, und ſich in Lumpen kleiden mußten, um die Sinne entnervter Wollüſtlinge zu kitzeln — wo für den königlichen Jagdhund beſſer geſorgt wurde, als für den Soldaten, der Blut und Leben fürs Vaterland wagt — wo man den Menſchen das Brodt nahm, um es den Kaninchen vorzuwerfen — wo der Fleiß eines ganzen Jahres von tauſend und mehr Familien oft auf einigen Karten ſtand — — eine ſolche Staatsverfaſſung retten zu wollen, das kann wohl die gemeinſchaftliche Sache orientaliſcher Deſpoten ſeyn, die ihre Unterthanen wie eine Heerde Vieh behandeln; aber nicht die Sache europäiſcher Könige, welche mit Friedrich dem Einzigen ihre Völker nicht um des Regenten, ſondern den Regenten um des Volks willen geſchaffen glauben, und ſich's für eine Ehre halten, an der Spitze vernünftiger Menſchen zu ſtehen.“

Der Kreuzzug gegen die Franken,
S. 12.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Wenn in dieſem und den folgenden Briefen mehr Geſchichte, als Räſonnement, Winke und Digreſſionen vorkommen: ſo erinnern Sie Sich, Freund, der Schrift unter dem Titel: Launen, Bemerkungen und Geſpräche, — deren ich auf der 181ten Seite des dritten Packs erwähnt habe. Hiedurch hoffe ich — ſagte ich in demſelben Pack, S. 185, — ſoll es mir gelingen, nicht nur Ihre Neugier ſchneller zu befriedigen, ſondern auch dem Fortſchritt unſers Feldzugs mit meinen Berichten ſo nahe als möglich zu rücken. Und ſo ſchreite ich ohne alle Umwege, die bey Einleitungen oft unvermeidlich ſind, jetzt gerade zur Fortſetzung.

Wie es, nach unſerer Zurückkunft aus der Champagne, mit den Neugalliern und uns ausſah, glaube ich, iſt am Ende des dritten Packs zur Genüge beſchrieben. Unſere Hauptſache war es jezt, die Folgen der Fehler wieder gut zu machen, die durch unſer übereiltes und höchſt unvorſichtiges Eindringen in Frankreich, ohne für unſere jedesmalige Subſiſtenz und für die Sicherheit unſerer eignen Gränzen hinlänglich geſorgt zu haben, entſtanden waren, ja, entſtehen mußten. Der ſchlaue Feind benuzte, wie wir wiſſen, unſere Schwäche, nährte ſich auf unſere Koſten in den Ländern der Verbündeten, und machte Miene, in den eroberten Gegenden ſich entweder zu halten, oder weiter vorzudringen.

Um alſo auf alle Fälle jedem feindlichen Verſuch oder Angriff, aus dieſer oder jener Rückſicht, militäriſch begegnen zu können, erhielt unſre Armee friſche Munition, welche auf der Feſtung, Ehrenbreitſtein, zu Stande gebracht war. Die alten Patronen, wie ſchon erwähnt iſt, waren theils verdorben, theils weggeſchmiſſen: und eben darum hätten unſre meiſten Soldaten, wenn die Noth es erfodert hätte, mit ihrem Feuerrohr wenig ausrichten können. Es iſt aber kein traurigers Kämpfen, als wenn dem Soldaten die Mittel abgehen, ſich gehörig zu vertheidigen. Dadurch verliert er den Muth und wird ein Opfer für die Uebermacht oder die Laune des Feindes, wofern ihm die Flucht ſchändlich oder unmöglich geworden iſt.

Um dem Feinde uns ſchnell zu nähern, machten wir ziemlich ſtarke Märſche bis vor

Homburg. Da unſre Avantgarde, die bekanntlich der Fürſt von Hohenlohe kommandirte, ihn bald bemerkte, mußten wir vor Homburg auf den Wieſen die Nacht unter freyem Himmel zubringen.

Dieſes Campement war wegen der damaligen gelinden Witterung bey weitem nicht ſo hart, als die in Frankreich: große Feuer wurden indeß die Nacht über auch hier unterhalten, wozu man das Holz und was nur an hölzernem Geräthe da war, aus einem benachbarten franzöſiſchen *) oder wälſchen Dorfe herbeyſchafte.

Wir hätten nicht nöthig gehabt, hier die Nacht über in Ordnung ſtehen zu bleiben:

---

*) Wo nämlich Nachkommen der ehemals ausgewanderten Franzoſen wohnen, die zwar noch die National-Sprache ſprechen; aber äußerſt verdorben.

ben: denn als wir am folgenden Morgen gegen den Feind anrücken ſollten, war dieſer nicht mehr da, und hatte ſich auf Frankfurt zurückgezogen. Wir bezogen alſo die Kantonnirungsquartiere.

Auch auf dieſem Marſch war Bürger und Bauer den Neufranken gut: überall, wo ich nachforſchte, hörte ich ſie rühmen. Sie plündern nur die Gutsherren und reiche Pfaffen; von uns armen Unterthanen fodern ſie nichts umſonſt: ſie bezahlen alles bar und haben viel Geld. — Das mußte ich immer hören. Selbſt zu Homburg dachte alles gut franzöſiſch. Das Betragen der Neufranken gegen Bürger und Bauer hatte ihnen die Liebe des gemeinen Mannes zugezogen. Man tadle mir daher nichts an der Neufränkiſchen Diſciplin!

General **Cüſtine** bewohnte, vor unſerer Ankunft nach Homburg, dort einige Zimmer im fürſtlichen Schloß; hat aber, wie ich gehört habe, niemals an der fürſtlichen Tafel geſpeiſet. Als Anführer des Heeres eines nun freyen Volkes, konnte und wollte er ſich nicht zu dem gewöhnlichen ſteifen Hof-Cerimoniel herablaſſen. Selbſt die franzöſiſche Sprache, die ſonſt ſo complimentenreich war, iſt jezt in dieſer Rückſicht merklich ärmer geworden. Votre Majeſtè, Votre Grandeur, Votre Excellence, Votre Alteſſe, Votre Eminence: je me proſterne à vos pieds, und andere Floskeln von dieſer Art ſind jezt in Frankreich für die franzöſiſche Sprache, was cupirem, aquai, aulai, impetraſſero, itiner überall für die lateiniſche Sprache ſind — außer Cours.

Cüſtine ſprach zwar auch deutſch; aber ſein Deutſch war eben ſo ſtark, als ſein Franzöſiſch: das bekennt **Böhmer** in einem ſeiner Blätter ſelbſt. Wie ſollte er daher mit deutſchen Fürſten umgehen! Cüſtine mochte obendrein auch fühlen, daß er nach den neuen Grundſätzen ſeiner Nation weit mehr war, als der Landgraf von Heſſen-Homburg. Dieſe Behauptung wird denen nicht ſpäniſch vorkommen, welche die republikaniſchen Grundſätze kennen. Hat nicht Cato einem Könige — dem Pharnaces von Pontus — ſeine Tochter verſagt, blos, weil eine Römerin mehr wäre, als eine Königin? —

Als wir uns dieſen Gegenden näherten, befand ſich Cüſtine in Mainz. Auch ſeine Leute verließen auf unſern Anzug Homburg, riſſen und brannten die Brücke zu Bommes über die Nied ab, und bezogen die Dorfſchaften um Frankfurt am Main.

Die ganze Strecke von Mainz bis Vilbel war mit Franzoſen beſezt; aber die Beſatzungen waren ſchwach, wechſelten immer ab, und waren nichts weniger willens, als den Anfall der Preußen abzuhalten. Sachkundige und glaubwürdige Männer haben dies oft aus den Aeußerungen der franzöſiſchen Anführer vernommen; und gehört: daß Mainz ihr Vereinigungspunkt ſeyn würde, ſobald die Preußen auf ſie vordrängen. Dieß muß man bemerken, damit man das, was ich im folgenden Briefe erzählen werde, angemeßner verſtehen, und das Verdienſt der Heſſen und Preußen um Frankfurt am Main, wie den Hergang ihrer Thaten, gehörig wägen könne.

Ich werde zwar allen denen nicht gefallen, welche es rühmlicher finden oder es ſo von Haus aus gewohnt ſind, die Unternehmungen der Preußen durchs Vergrößerungsglas anzuſehen; aber ich habe gute Augen, kenne weder Vergrößerungs- noch Verkleinerungsglas, und ſchreibe die Wahrheit, ob ich nach Art der politiſchen Schrift-Biſſta[illegible]en und der beſtochnen oder knappgehaltnen Zeitungsſchreiber mich ſehr darum zu bekümmern, ob das, was ich beſchreibe, eine große oder eine kleine Idee von unſern Thaten hervorbringe. Die Zeit ſichtet am Ende Alles, und die Nachwelt läßt ſich nicht beſtechen.

Ehe ich unſere fernern Operationen vornehme, muß ich noch bemerken, daß die angeſeßnen Leute in und um Homburg uns ſehr ungern ſahen, und daß die ganze Armee bey Bürger und Bauer ſchlechtes Quartier gefunden hat.

Um die Urſache von dieſer Abneigung gegen uns und der Zuneigung gegen die Neufranken — welche leztere ich auch bey allen unpartheyiſchen Hohen und Niedrigen unter Heſſen, Preußen und Oeſtreichern mehr als einmal unwiderſprechlich bemerkt habe — außer den hier und da ſchon angegebnen, näher zu beſtimmen, iſt es nöthig, hier zwey Adreſſen der Neufränkiſchen Soldaten herzuſetzen.

Die erſte ſchlich nach der Kanonade *) in der Champagne heimlich bey uns herum, und war während des Waffenſtillſtandes, den beyde Armeen wegen der fatalen Witterung nach der Kanonade eingingen, von den franzöſiſchen Soldaten unſern Vorpoſten mitgetheilt, nebſt allerhand andern

---

*) Zweites Pack, S. 111.

dern Zetteln, deutſch und franzöſiſch, die Einige um ſo gerner weiter laufen ließen, da alle eine Art von Achtung und Vorliebe gegen die Franzoſen empfanden, als man erfuhr, daß ſie aus ihrem Hauptquartier gerade zu der Zeit, da der äußerſte Mangel uns drückte, da nicht einmal Holz da war, um für die Suite des Königs einen Kaffee zu kochen, durch einen Trompeter allerhand Erfriſchungen an Obſt und andern Speiſen für unſern König geſchickt hatten. — Der Inhalt einer dieſer Zettel war folgender:

An die
Oeſtreichiſchen und Preußiſchen Soldaten.

Kameraden!

Eure Officiere hintergehen Euch immer, erzählen Euch nichts als Unwahrheiten von dem Kriege, welchen wir gegen den Kaiſer und den König von Preußen führen. Vernehmet alſo die wahre Urſache deſſelben!

Es ſind jezt drey Jahre verfloſſen, ſeitdem die Franken, müde ihres Elends und der unaufhörlichen Drangſale, welche der Adel und die Hofſchranzen ſie fühlen ließen, und entſchloſſen, ſich zu rächen, die Waffen ergriffen und feierlich erklärt haben, daß ſie keinen Adelſtand mehr dulden wollen, und daß ſie, weil alle Menſchen Brüder und Kinder der nämlichen Mutter ſind, Alle gleich ſeyn und die Freyheit haben wollen, ſich nach ihrem Gutdünken zu regieren. Sie haben ihre Regierungsverfaſſung verändert und ihrem König die Macht benommen, ihnen Böſes zuzufügen. Zu gleicher Zeit hat man in allen Cantons des franzöſiſchen Reichs Männer ernannt, deren Beſtimmung iſt, ihnen gute Geſetze zu geben. Dieſe

Bürger haben ſich verſammelt und erklärt, daß die Franzoſen frey ſind, daß ſie alle gleich ſind, daß ein jeder nach ſeinem Verdienſt und ſeinen Talenten zu allen Aemtern und Ehrenſtellen ſowohl in der Armee als in der Kirche und den Gerichtshöfen gelangen könne: ſie haben die Felder von aller Knechtſchaft freygeſprochen, ſie haben alle Auflagen, welche die Armuth drücken, aufgehoben; ſie haben die Kriegszucht angenehm gemacht, den Sold der Soldaten erhöht und den Kriegsdienſt mit Vergnügen und Ehre verbunden: ſie haben, mit einem Worte, ſoviel Gutes geſtiftet, als ihnen möglich war.

Alle Franzoſen, nur die Edelleute ausgenommen, waren mit dieſen Veränderungen zufrieden. Dieſe Edelleute ſind aus dem Reiche gegangen und haben ſich bisher in den benachbarten Ländern aufgehalten: ſie haben alles gethan, was ſie konnten, um die ausländiſchen Fürſten zu Feinden der Franzoſen und ihres Vaterlands zu machen. Der König von Frankreich, welcher den Adel liebt und unzufrieden iſt, einen Theil ſeiner Macht verloren zu haben, keine Taxen mehr auflegen und die Soldaten nicht mehr ſchlagen laſſen zu können, hat gleich alles Mögliche gethan, die übrigen Könige zu vermögen, uns den Krieg anzukündigen.

Der Kaiſer und der König von Preußen haben die Waffen gegen uns ergriffen, und wollen uns ſchlagen, um den Adel wieder herzuſtellen und den König wieder in den Stand zu ſetzen, alles zu thun, was er will. Sie ſind beſorgt, daß ihre Völker es eben ſo, wie die Franzoſen, machen und, gleich ihnen, Freyheit und Gleichheit verlangen möchten. Sie ſollen uns aber nicht hindern, andere Nationen an unſerm Glück Theil nehmen zu laſſen. Wir ſind Niemanden feind.

Die Franzoſen ſind Brüder aller derer, welche frey ſeyn wollen, wie ſie. Es hängt von Euch ab, uns nachzuahmen: und das iſt es, wozu wir Euch einladen.

Unſere Nationalverſammlung, die aus rechtſchaffnen Männern beſteht, welche wir ernannt haben, unſere Geſetze einzurichten, will, daß alle öſterreichiſche und preußiſche Soldaten, welche ihren Dienſt verlaſſen und nach Frankreich kommen, ſo lange ſie leben, einen Gehalt von 100 Livres genießen, welcher ſich bis auf 500 Livres vermehren kann. So, wie einige derſelben ſterben, ſollen die übrigen dabey gewinnen;

und im Fall einer verheurathet iſt, ſoll die Wittwe nach ſeinem Tod den Gehalt fortbehalten.

Sehet, Kameraden, wie wir die Soldaten behandeln, welche zu uns kommen, um unſere Freyheit vertheidigen zu helfen und ſich derſelben mit uns zu erfreuen! Kommt alſo hin nach Frankreich, ins Land der Gleichheit und der Freude! Verlaßt die Edelleute und die Könige, für welche Ihr, wie eine Heerde Schaafe, zur Schlachtbank geht, und kommt zu uns, Euren Brüdern, ein Glück zu ſuchen, welches der Menſchen würdig iſt. Wir ſchwören es Euch, daß wir Euch hernach helfen wollen, Eure Weiber, Eure Kinder, Eure Brüder, Eure Schweſtern aus der Sklaverey zu erretten, und Ihr ſollt mit uns den Ruhm theilen, allen Völkern von Europa die Freyheit zu ſchenken."

Die zweyte Adreſſe kurſirte in der Rheingegend und dies vor unſrer Zurückkunft aus Frankreich. Ihr Inhalt war ausführlicher, gründlicher und lockender, als der der Vorhergehenden. Hier iſt ſie!

Adreſſe
der franzöſiſchen Soldaten
an die
deutſchen Soldaten.

Tapfere Soldaten, Brüder und Kameraden! Ehe wir Krieg gegen einander führen, wollen wir doch zuerſt ſehen, warum wir einander bekriegen wollen, und was wir über einander zu klagen haben?

Wir Franzoſen haben gar nichts über Euch oder die deutſche Nation zu klagen, und wir glauben, daß Ihr, deutſches Volk und deutſche Soldaten, auch nichts über uns zu klagen haben werdet.

Aber folgendes ſind die Urſachen, warum man Krieg mit uns anfangen will: ſehet einmal ſelbſt, ob ſie gerecht ſind!

Vorzeiten waren alle unſere Officiere adelich: ſie allein gelangten zu allen obern Stellen in der Armee, und gelangten ſchnell dazu, wenn ſie gleich oft nicht geſchickter waren, als wir. Und wenn ein Feldwebel etwan von ohngefähr Leutnant wurde, ſo ſahen ihn die andern Officiere immer ſcheel an und nannten ihn nur verachtungsweiſe — Glücksofficier: gewöhnlich ſtieg er auch nicht höher. Damit er das St. Ludwigskreuz nicht bekommen möchte, rechnete man ihm zwey Jahre, die er als Soldat gedient hatte, nur für ein Jahr an, um ihm die Erreichung der Jahre zu erſchweren, welche er als Officier gedient haben mußte, um Ludwigsritter zu werden. So mußte er oft über funfzig Jahre gedient haben, da von einem Oberſten nur achtzehn Jahre erfodert wurden, der gemeiniglich obendrein nur vier Monate des Jahrs bey ſeinem Reglement zu ſeyn brauchte.

Jetzt aber nach unſrer neuen Landesverfaſſung oder Conſtitution, thut die adliche Geburt nichts mehr dazu: die guten Sitten, gute Dienſte, Geſchicklichkeit und eine gute Aufführung allein ſind hinlänglich, um zu allen Officierſtellen zu gelangen, und ſelbſt um General zu werden.

Unſere ſehr hochtrabende Officiere gaben uns Stockſchläge und wir durften nichts dagegen einwenden. Für die kleinſten Fehler bekamen wir Prügel mit dem Degen: das alles hat nun aufgehört, und man behandelt uns als Menſchen, und nicht mehr als Pferde.

Alle hohe, obrigkeitliche, geiſtliche und andere Aemter waren blos für den Adel. Unſere Verwandten waren alſo davon ausgeſchloſſen.

Während wir unter den Regimentern geplagt, geſchlagen und verachtet wurden, mußten unſre Angehörigen auf dem Lande ihren adlichen Herrſchaften allerley Abgaben bezahlen, die man Lehnsrechte nannte. Sie mußten ihren Herrſchaften das Heu mähen, und ſie zur Frohne hin und her fahren.

An einigen Orten mußte man ſogar das Waſſer in den Graben um ihre Schlöſſer herumſchlagen, damit das Quacken der Fröſche den Herrn Edelmann nicht am Schlafe hinderte, der oft nicht einmal leſen konnte, und zu nichts zu gebrauchen war. Man mußte leiden, daß die Tauben der Edelleute unſere Felder verwüſteten wie es ihnen beliebte; und dieſe Herren hatten allein das Recht, Tauben zu halten. Sie hatten allein das Recht, Wildpret zu jagen und zu eſſen; und wir mußtens leiden, daß dieſes Wildpret unſre Felder, unſre Gärten um des Vergnügens der Adlichen willen abweidete. Tödtete ein Bauer ein Rebhühnchen oder Kaninchen, ſo ſchmiedete man ihn auf die Galeere. Man mußte ſich alle Hausviſitationen und Plackereyen von den Tabaksgarden, Salzgarden, den Beamten, die man Keller-Ratzen nannte, und von andern ſolchen Leuten gefallen laſſen. Einen Theil unſerer Erndte mußten wir unſern Herrſchaften und Prieſtern geben: wir mußten am Straßenbau arbeiten, Briefe tragen, Wagen und Pferde zur Frohne liefern, u. ſ. w. Und ohngeachtet die Adlichen ſo begünſtigt, und Bürger und Bauer ſo gedrückt waren, ſo mußten die Bürger und Bauern doch allein die Auflagen bezahlen; und der Adel und die hohe Geiſtlichkeit war davon frey. Und Verachtung, Verſchmähung waren noch obendrein die Belohnung, die wir von ihnen für alle dieſe Opfer erhielten.

Unſere neue Conſtitution hat dieſem allem ein Ende gemacht: ſie macht alle Menſchen unter einander gleich: unſere ehemaligen Herzoge, Marquis u. ſ. w. dürfen keine Wappen mehr führen und andere Menſchen, die alle ihres Gleichen ſind, nicht mehr erniedrigen, indem ſie dieſelben ihre Livree tragen machen: ſie allein ſind nicht weiter zu Aemtern berechtiget, und müſſen ihren Antheil an den Auflagen jezt mitbezahlen.

Das wollen ſie nun nicht, und darum haben ſie den Kaiſer, Euern Oberherrn gebeten, ihnen mit ſeiner ganzen Macht zu Hülfe zu kommen und ſie wieder in ihre vorgeblichen Rechte einzuſetzen. Aber, tapfere Deutſche, worin beſteht die ganze Macht Eures Kaiſers? In ſeinen Truppen. Und was ſind dieſe Truppen? Es ſind, wie wir, gute brave Bürger, welche ſich der Unterſtützung des öffentlichen Glücks gewidmet haben. Aber ſie ſind nicht dazu gemacht, daß ſie Strapatzen ausſtehen, ihr Blut vergießen, und daß ihre Verwandte, die auch

Bürger ſind, ihr Vermögen dazu hergeben, damit der Kaiſer ſeinen Wunſch erfüllen und den Eigennutz der Adlichen, die Frankreich unterdrückt haben, unterſtützen könne.

Dieſe Adlichen eignen ſich allein das Verdienſt bey den Siegen zu, die doch von den Soldaten erfochten werden: ſie allein tragen dafür Ehre und Belohnung davon. So mögen ſie denn auch allein für die Sache ſtreiten, die ihnen ſo angelegen iſt! Denn Ihr ſehet, brave Soldaten, wenn Ihr für ſie fechtet, ſo ſchadet Ihr Euch ſelbſt und unterſtützet das Lehnsrecht, welches auch Euren eignen Verwandten ſo nachtheilig iſt, bey denen die Adlichen Eures Landes es auch ewig zu erhalten wünſchen, indem ſie die Verachtung, mit der ſie Euch beehren, verewigen.

Alſo denn, brave deutſche Soldaten, ehe Ihr ins Feld zieht, ſo laßt es Euch doch ſagen: warum man will, daß Ihr uns bekriegen ſollt? Handelt nicht wie zum Würgen beſtimmte Maſchienen in den Händen der Deſpoten, ſondern als Menſchen, die Verſtand haben, und einſehen, was billig iſt!

Der Vorwand, den man gegen Frankreich gebraucht, iſt die Klage, daß einige deutſche Fürſten elende Lehnsrechte im Elſaß und in Lotharingen verloren haben, welche aber die franzöſiſche Nation zu bezahlen ſich erbothen hat, weil ſie nicht will, daß das Volk noch länger durch dergleichen Plackereyen geplagt werde; und da ſie überall in ganz Frankreich abgeſchafft ſind, ſo ſollen dieſe Provinzen nicht ſchlimmer daran ſeyn, als andere.

Dieß iſt alſo bloß ein Vorwand, der wahrlich nicht werth iſt, daß ein einziger Mann dafür ſterbe, und an welchem der deutſchen Nation und Armee gar nichts gelegen ſeyn kann. Aber die wahre Urſache des Kriegs iſt der Wunſch, dem franzöſiſchen Adel ſeine alten tyranniſchen Rechte wieder zu verſchaffen, damit der deutſche Adel die ſeinigen auch behalte.

Alſo, tapfere Deutſche, ſeht ſelbſt mit den Augen der Vernunft zu: ob Ihr großmüthig Eure Ruhe, Eure Kräfte, Euer Blut dahin geben, und das Blut Eurer Brüder und Freunde, der Franzoſen, die Bürger ſind, wie Ihr, vergießen mögt für eine Sache, an der Euch gar nichts liegen, die Eure Nation nicht glücklich machen kann, und die ſelbſt Eurem eignen Vortheile und dem Vortheile Eurer Verwandten zuwider iſt, weil es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß, wenn Ihr die Waffen nicht gegen uns ergreift, unſere neue Verfaſſung auch in Eurem Lande Wurzel faſſen wird.

Wiſſet auch, brave Deutſche, daß die franzöſiſche Nation ſich anheiſchig gemacht hat, keine Länder mehr zu erobern; daß ſie alſo, wenn Krieg geführt wird, und ſie in Euer Land kommt, auch keinen Zollbreit davon nehmen wird: daß man alle Achtung für die Güter der Bürger haben wird, und daß ſie ſo wenig Schaden als möglich verurſachen will, weil bloß Eure Fürſten und der franzöſiſche Adel ſich als unſere Feinde erklären.

Behandelt alſo unſere Nation auf die nämliche Art, und unterſtützet nicht das ungerechte Vorhaben, welches man haben könnte, eine unſrer Provinzen hinweg zu nehmen."

Daß die erſte dieſer Adreſſen ihren Hauptzweck nicht erreichte, indem wenig Deſertionen in der Champagne vorfielen, davon habe ich die Urſache zum Theil angegeben, *) und werde ſie in der Folge weiter angeben; daß aber die zweite Adreſſe weit mächtiger, als die erſte, viele Soldaten — hohe und niedrige — und beynahe alle Bürger und Bauern an dem Schickſale der Neufranken warm theilnehmen und ſich für ſie intereſſiren machte, — hat uns der Erfolg beynahe überall gelehrt, wenn es uns der Inhalt derſelben nicht ſchon, wie man ſagt, a priori bewieſe.

Wor-

---

*) Im dritten Pack, S. 280.

Worüber die Franzoſen hier klagen, darüber klagt auch ſo mancher Andere ſowohl im Militär- als im Civilſtande, von Gegend zu Gegend: und wen kann es nun befremden, daß man den Neufranken meiſt durchgängig, ja, hier und da laut, die Vollendung ihrer Rettung wünſcht, um endlich hiedurch ſelbſt dereinſt mitgerettet zu werden?

Die zweyte Adreſſe iſt gleichſam eine biedere, vertrauenvolle Appellation der Neufranken an den geſunden Menſchenverſtand der Deutſchen: und doch glauben eben diejenigen, über welche hier bitter geklagt wird, die Wirkſamkeit dieſer Appellation bey eben denen unwirkſam machen zu können, welche meiſt gerade das fühlen, wovon der Franzoſe ſich mit aller Kraft und Macht zu befreyen ſtrebt!

Daß doch die Hofmenſchen die Stadt- und Landmenſchen ſo wenig kennen, um auf dieſe ſelbſt wider dieſe ſoviel zu rechnen! — Daß ſie, wie geblendet, glauben, durch ihre zulaut compromittirten und jezt allgemein gehäſſigen Kunſtgriffe des Anſehens und der Macht die weit mächtigern Regungen der allgemeinen Menſchen-Natur erſticken zu können. Iſt es denn möglich, zu erwarten, daß Mitgefangene dem Beſtreben anderer Gefangnen, ihre Bande zu zerreißen und dadurch endlich ihre Freyheit gemeinſchaftlich zu erringen, ſelbſt Hinderniſſe in den Weg legen, und nicht vielmehr allen Vorſchub thun werden, ſoviel er ſich in ihrer Lage nur immer thun läßt, um die Freyheit eben derer befördern zu helfen, von deren entfeſſelten Händen ſie auch dereinſt ihre eigne erwarten? — Wer hier mit ja antworten kann, kennt die Menſchen nicht — ſieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Aber was helfen pſychologiſche Deductionen da, wo eine allgemeine Verwirrung das Schwerdt gezogen hält, und wahrſcheinlich zum Wüten in die eignen Eingeweide derer, welche durchaus nicht eher hören zu wollen ſcheinen, bis es zu ſpät ſeyn wird, durchs Fühlen ſich zu retten! Ueberall dringen die Neufranken über kurz oder lang durch; aber wird man gewitzigt? Sucht man nicht eben das hinter ſich, was einem gerade vor den Füßen liegt?

Bald giebt man die ſelbſt durch ihre Feinde concentrirte Einigkeit, die Uebermacht, oder die Wuth der Neufranken als die Urſache ihrer weit und breit erfochtenen Siege an: bald aber, und ſeit kurzem am häufigſten

ſten — Verrätherey: und doch iſt man ſelbſt noch immer zu uneinig, zu ſchwach, zu erſchöpft und zu kurzſichtig, dieſe Urſachen zu entkräften, oder durch entgegen geſezte überwiegende unwirkſam zu machen! —

Was den Vorwand von Verrätherey betrifft, ſo ſoll dieſer freilich das Verdienſt der Tapferkeit an den Neufranken ſchmälern; aber leider beweißt er zugleich — geſezt, ſie finde wirklich ſtatt — wie ſehr man überall der Sache der Neufranken anhänge, um ihnen jeden Vortheil über ihre Feinde in den Niederlanden, in Italien, Spanien und anderwärts in die Hände zu ſpielen; und — daß dieß dennoch ihre Gegner nicht endlich witzige, indem ſie, wie blind, fortfahren, ein Spiel mitzuſpielen, wobey ihnen die Liſt Anderer entweder die Steine verrückt, oder meiſtentheils lauter Nieten zuſchiebt. Wer das begreifen kann, begreift weniger, als alle Cabinets-Räthe in Hannover, England, Spanien und anderwärts! — Genug, wir wiſſen jezt, warum man den Verbündeten faſt nirgends recht geneigt iſt, den Neufranken aber meiſt überall im vollſten Maaße.

Dieſen Sprung, Freund, mußte ich thun, um einige meiner Behauptungen und Winke zu decken, und Ihnen zugleich ein für allemal einen Schlüſſel ân die Hand zu geben über ſo Manches, das Tauſenden nicht zu Kopfe will, weil ſie weit etwas anderes erwarteten, als die Geſchichte des Tages ſie lehrt. — Jezt zurückgeſprungen, und dann das weitere im nächſten Briefe!

Sechs und zwanzigſter Brief.

Die Völker des Landgrafen von Heſſencaſſel waren in Frankreich nicht weiter vorgedrungen, als bis Verdün, hatten ſich hernach nebſt uns zurückgezogen und bey Homburg mit uns vereinigt.

Die Heſſen ſind zwar recht anſehnliche Soldaten; aber im Kriege ſcheinen ſie nicht viel Glück zu haben. Im ſiebenjährigen Kriege haben ſie ſich tapfer gehalten; und ſind doch derbe geklopft worden. In Nordamerika ging es ihnen nicht beſſer. Wer die Geſchichte dieſes Jahrhunderts nur blos in Rückſicht auf Wahrheit freymüthig ſchreiben darf, wird das alles ins Licht ſetzen.

Außer dieſen Heſſiſchen Truppen waren auch noch die Darmſtädter Soldaten zu uns gerückt. Ich kann von dieſen gar nichts ſagen, da ſie bisher noch nirgends geweſen ſind, wo ſie Proben ihrer Bravour hätten liefern können. Zudem iſt die Anzahl der Darmſtädter zu unbeträchtlich; ſie haben keine Cavalerie und Artillerie, und kommen alſo nicht in Betrachtung. Daß ſie Kanonen genug haben, weiß ich; aber zu einer Artillerie gehört mehr als Kanonen und Kugeln.

General Cüſtine hatte bisher das Heſſen-Darmſtädtiſche Land ſehr geſchont. Als er daher hörte, daß der Landgraf nun auch ſeine Leute gegen ihn mitmarſchiren ließe, ſoll er, nach einigen Bemerkungen über die Fineſſe kleiner winziger Herren, endlich lachend geſagt haben: Même le Prince de

Darmſtadt s'eſt déclaré ennemi de la Republique: elle ne ſubſistera pas! Das Betragen des Landgrafen nützte uns freilich wenig, könnte aber ſeinem Ländchen dereinſt deſto mehr ſchaden. Die beleidigten Neufranken haben ein ſtarkes Gedächtniß.

Unſern Truppen war der Weg über Bommes abgeſchnitten, weil dort, wie geſagt iſt, die Brücke über die Nied abgebrannt war. Sie waren daher gezwungen, ihren Weg über Vilbel zu nehmen, paſſirten hier das Waſſer, und näherten ſich der Stadt Frankfurt am Main.

Frankfurt iſt keine Feſtung, hat aber Wall und Graben, und iſt für den erſten Anlauf allemal befeſtigt genug. Die franzöſiſche Beſatzung, die bey unſerer Ankunft darin lag, ſtand unter dem General van Helden, und betrug nicht 12,000 Mann, wie einige Zeitungen fälſchlich berichtet haben, ſondern höchſt 1800. Dieſe hatten Frankfurt ſeit dem 22ten October, 1792, inne.

Den 28ten November, gegen Mittag, nahmen die Vortruppen der einen Colonne unter den Befehlen unſers General-Leutnants, Grafen von Kalkreuth, Bergen in Beſitz, und gleich darauf beſetzten unſre Vorpoſten die Friedberger Warte. Die Ebenſchen Huſaren ſtreiften ſchon des Nachmittags bis vor die Stadt. Gegen Abend um 4 Uhr ſchickte General Kalkreuth einen Staabsofficier mit einem Trompeter dahin, um die Beſatzung aufzufodern.

General van Helden weigerte ſich, dieſe Auffoderung anzunehmen, mit dem Bedeuten: daß er nichts thun und nichts unterlaſſen dürfe, was ſeiner erhaltenen Ordre zuwider wäre, oder ſeine Ehre im mindeſten kompromittire.

Um Gefahr und Schrecken von der Stadt abzuwenden, ließ der Magiſtrat ihn dringend bitten, von einer gewaltſamen Vertheidigung abzuſtehen und nicht mehr darauf zu dringen, ihm das Zeughaus zu öffnen und ihr Pulver auszuliefern: ja, um ſich noch mehr zu ſichern, ſchickte der Magiſtrat noch des Nachts Abgeordnete an den General von Kalkreuth, welche in eben der Nacht zurückkehrten, und gleich darauf des Morgens um 2 Uhr dem General van Helden berichteten: „Daß der General, Graf von Kalkreuth, vor der Hand nichts gegen die franzöſiſche Beſatzung unternehmen, vielmehr derſelben gern freyen Abzug mit ihrer geſammten Equipage zugeſtehen wolle, wenn der franzöſiſche General mit ſeinen Truppen nur bis den folgenden Mittag die Stadt verließe, indem bis dahin der König mit dem Corps d'Armee in der Gegend eintreffen würde, und das weitere hernach nicht mehr von ihm, ſondern lediglich von der Dispoſition des Königs abhinge. Indeſſen habe er, um den Abzug der franzöſiſchen Garniſon weniger zu geniren, bereits ſeine Vorpoſten eingezogen, und er könne es geſchehen laſſen, daß der General van Helden dieſes erführe, damit er ſeine Maaßregeln danach nehmen könne.“

Van Helden dankte für dieſe Nachricht, ohne irgend etwas von Geſchütz, Puloer und Vertheidigung weiter zu äußern. Aber um 8 Uhr des andern Morgens ließ ſchon ein Detachement Linientruppen die Thüren des Zeughauſes aufſprengen; zog aber unverrichteter Dinge wieder ab, da das Volk im Begriff war, Gewalt mit Gewalt abzuhalten.

Den nämlichen Nachmittag um 4 Uhr erſchien Cüſtine auf dem Audienzzimmer des Römers, und verſicherte die Burgemeiſter: Frankfurt ſolle auf jeden Fall vor aller Gefahr geſichert bleiben, indem die Garniſon, ohne den mindeſten Schaden zu thun, abziehen würde. — Beym Abſchiede dankte er für die getroffenen Anſtalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe bey der Gährung am Zeughauſe. — Die Bürgemeiſter eilten, dieſe Cüſtiniſche Verſicherung der geſammten Bürgerſchaft von Haus zu

Haus durch gedruckte Zettel mitzutheilen, ſie gegen alle Beſorgniſſe zu beruhigen, und von neuem zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen.

Die französiſche Garniſon machte auch ſeit der Zeit weiter keine Bewegung, als daß ſie marſchfertig hin und herzog, und die Wälle beſezt hielt. Die Preußen und Heſſen waren indeſſen in aller Stille näher vorgerückt, und den 2ten December trafen ſie alle Anſtalt, die Beſatzung mit Gewalt aufzuheben. Sie griffen das Allerheiligen- und das Neue-Thor zugleich an, und ein Bataillon Heſſen mit Huſaren hielt die Sachſenhäuſer Seite beſezt, um der Garniſon den Abzug abzuſchneiden.

Um 9 Uhr des Morgens fing man von außen an, die Stadt mit Kanonen und aus

Mörſern anzugreifen. Aengſtlich eilte alles aus den Kirchen — es war den erſten Advents-Sonntag — zu Hauſe, und nur hier und da ſah man einzelne Volkshaufen auf den Straßen. Es waren meiſtens Handwerksburſche in Truppen zu 70 bis 80. Dieſe waren kühn genug, den franzöſiſchen Soldaten, am Allerheiligen- und Neuen-Thore, das Gewähr mit Gewalt zu entreißen und einige, die ſich ihnen widerſezten, zu mishandeln.

Als endlich van Helden die beyden Feldſtücke, die vor ſeinem Quartiere ſtanden, nach dem Neuen-Thore abſchickte, führten die Handwerksburſche ſie gewaltſam zurück, ſchnitten die Zugſtränge ab und zerſchlugen die Räder an den Lafetten. Van Helden kam bald ſelbſt hinzu, kehrte aber in ſein Hauptquartier zurück, um der Mißhandlung der Handwerksburſche auszuweichen.

Hier drangen Bürger und Abgeordnete des Magiſtrats zu ihm, äußerten ihr Befremden über ſeine Verzögerung in ſehr lebhaften Ausdrücken, und bathen ihn aufs dringendſte, das Bombardement und die dadurch zunehmende Gefahr größerer Verheerungen von ihnen abzuwenden. Van Helden war dieß für ſich ſchon willens und hatte eben darum ſeinen Trompeter ſchon abgeſchickt, verlangte indeß noch einen, um ihn ans andere Thor abzuordnen. Man ſchaffte den Stadttrompeter herbey, und gleich fertigte der General ihn ab.

Der franzöſiſche Trompeter war ans Neue-Thor abgeſchickt, konnte aber wegen des heftigen und unaufhörlichen Kanonirens nicht hinauskommen: die Heſſen waren auch ſchon zuviel vorgedrungen. Einige Waghälſe von Handwerksburſchen ſchlichen darauf durch das innere Thorgewölbe, machten ſich troz dem heftigen Feuer, welches auf dieſes Thor gerichtet war, an die Zugbrücke, ließen dieſelbe nieder, und winkten den Heſſen, hereinzukommen. Dieſe waren ſchon bis an die äußern Gattern vorgerückt, wo ſie durch das Musketenfeuer der Franzoſen von den Wällen gewaltig litten, und drangen nun mit ſtürmiſcher Gewalt in die Stadt.

Der Erfolg von der Abſendung des Stadttrompeters war für van Helden nicht glücklicher. Selbſt der wachthabende franzöſiſche Officier am Allerheiligen-Thor hielt ihn zurück, weil der Trompeter keine Ordonanz bey ſich hatte, und er zum Herauslaſſen deſſelben nicht beordert war. Während des Streits hierüber drängten ſich auch hier die Handwerksburſche hinzu, ergriffen den Officier, entwaffneten deſſen Leute, ſchlugen den Eingang zum zweyten Thorgewölbe auf, warfen die Zugbrücke nieder: und ſo war der Aus- und Eingang auch an dieſem Thore wieder geöffnet.

Die Heſſen benuzten dieſe Vorarbeit der Handwerksburſche, drangen hinein, und das Feuern aus den Kanonen und Mörſern, das eine Stunde gedauert hatte, hörte zur Freude und Beruhigung aller Angeſeſſnen auf. Jezt rückten auch die heſſiſche I[illegible]terie, und nach derſelben die Huſaren und leichte Kavalerie von beyden Seiten in die Stadt, und ſuchten die zurückgebliebenen Franzoſen auf den Wällen, Straßen und in den Häuſern aufzutreiben.

Es gereicht manchem Frankfurter Bürger und Heſſiſchem Officier zur Ehre, daß ſie alle Mittel aufbothen, den gemeinen Soldaten, die beym erſten Eindringen keinen Pardon ertheilten, Schonung und Menſchlichkeit gegen die zurückgebliebnen Franzoſen einzuflößen. Hiedurch wurden Viele derſelben am Leben erhalten, die ſonſt als Opfer der erſten Hitze und Rache gefallen wären. Einige von ihnen wollten aber lieber ſterben, als den angebothenen Pardon benutzen.

Die Zahl der gefangnen Franzoſen wurde von Verſchiednen verſchieden angegeben; groß war ſie gewiß nicht. Die Grenadiercompagnie vom 82ten Regiment und die leichte Reuterey war während dem Angriff der Deutſchen ruhig abgezogen. Mehrere, an der Zahl über 200, ergriffen die Flucht aus Sachſenhauſen durch den Wald. Andere hatten ſich aus dem Gallenthor gerettet. Die Zahl ihrer Verwundeten belief ſich auf 154, und die der Todtgebliebenen auf 41.

Die Heſſen hatten durch das Muskatenfeuer der Franzoſen 200 Mann eingebüßt. Sie ſtanden während dieſem Feuer unerſchütterlich ſtill an den Thoren, und wurden von dem Feinde, den die Bruſtwehre vor den Kugeln der Deutſchen ſicherte, erſchoſſen. Unter den Gebliebenen war Major von Donop, Hauptmann von Wolf, Hauptmann Declair und Hauptmann von Münchhauſen. Der Prinz von Heſſen-Philippsthal erhielt hier eine ſchwere Wunde, an der er bald hernach ſtarb.

Eine Viertelſtunde nach dem Einzüge der Heſſen folgten auch Preußen unter der Begleitung des Königs und des Herzogs von Braunſchweig. Der König nahm ſein Hauptquartier in dem rothen Hauſe auf der Zeil. Die eingerückten Fußvölker blieben eine Zeitlang auf dem Wall unter dem Gewehre.

Die geflüchteten, zurückgetriebenen und andere Neufranken hatten in den Dörfern Halt gemacht, ohne ſie aber im Ernſte behaupten zu wollen. Sie wichen überall, wo ſie von uns angegriffen wurden. Ihre Mannſchaft war zum Widerſtehen allemal zu ſchwach; und wenn ſie auch ſtärker geweſen wären, ſo hätten ſie dennoch den gröbſten Fehler begangen, wenn ſie ſtehen geblieben wären: es fehlte ihnen an Geſchütz.

Um ihren Zurückzug leicht und ſicher zu machen, war Cüſtine mit einem Corps von Höchſt herauf bis an die Galgenwart und Bokkenheim vorgerückt. Von hier aus kam einer ſeiner Officiere in Begleitung eines Trompeters nach Frankfurt mit Depeſchen an den König. Er ward vorgeführt, und kurz darauf ritt der König mit der Generalität zu der übrigen Armee, welche aus der Gegend von Bonames und Eſchersheim dem General Cüſtine entgegenrückte.

Bey Bokkenheim wurde dieſer mit einigem Verluſt zurückgedrängt. Bey Rödelheim erfuhr er das Nämliche. Endlich zog er ſich zurück über das Waſſer und faßte Fuß auf einer Anhöhe. Hier hinderten uns ſeine Kanonen und Jäger, weiter nachzuſetzen. Wir hätten dieß ohnehin aufgeben müſſen, weil es uns an Cavalerie hier mangelte.

Unſer König, welcher uns überall begleitete, und in deſſen Nähe General von Eben verwundet wurde, ſah dieß ein, und kehrte nach Frankfurt zurück, wo er des Abends um 5 Uhr eintraf. Hierauf wurden die Heſſiſchen Garden und zwey von unſern Regimentern förmlich in Frankfurt einquartiert.

Hier, Freund, haben ſie die Einnahme von Frankfurt, theils nach meiner eignen Erfahrung, theils nach der Erzählung eines Frankfurter Patriziers, und endlich nach einem öffentlichen Dokumente: *) eine

---

*) Es heißt: Authentiſche Nachricht vom Uebergang der Reichsſtadt Frankfurt aus

eine Einnahme, welche in allen deutſchen Zeitungen mit hohem Poſaunenton herausgeſtrichen iſt. Sie war eigentlich in drey Stunden vollbracht. Veni, vidi, vici ſchrieen daher die Frankfurter Witzlinge bey unſerm Einzuge. Ich ſah Sachkundige Generale über dieſe armſelige Anſpielung ſchmunzeln. Sie ſollen ſehen, Freund, warum!

Erſtlich war es gar nicht in Cüſtines Plan, Frankfurt zu behaupten. Man weiß, daß die Franzoſen, wo ſie feſt ſtehen und ſich und ihren Poſten vertheidigen wollen, allemal große Schanzen aufwerfen und ſich

---

aus den franzöſiſchen Händen an die deutſche vereinigte Königl. Preußiſche und Hochfürſtl. Heſſiſche Kriegsvölker, am 2ten December, 1792.

ſich gleichſam eingraben. In dieſem Falle verdrießt ſie keine Mühe und Arbeit. Man betrachte nur die Schanzen, welche ſie zu Kaſſel bey Mainz aufgeworfen, und wodurch ſie dieſen kleinen Ort faſt unbezwinglich gemacht haben. Zu Frankfurt, wo ſie recht gute Schanzen oder Batterieen hätten errichten können, iſt alles das unterblieben.

Zweytens Cüſtine's Hauptplan ging auf die Behauptung von Mainz. Wollte er dieſen gehörig ausführen, ſo konnte er ſeine Truppen nicht ſchwächen, folglich Frankfurt nicht auch behaupten oder ſich in ein entſcheidendes Treffen mit den Heſſen und Preußen einlaſſen: und doch läßt die vorhin erwähnte authentiſche Nachricht — den Cüſtine dieß letztere gegen die Burgemeiſter zu Frankfurt äußern! — Tollkühn war Cüſtine eben nicht; und was er gethan haben könnte, wenn mehrere Truppen ihm zu Befehle geſtanden wären, iſt eine andere Frage.

Drittens haben die Preußen und Heſſen Frankfurt eigentlich nicht erobert, ſondern die wenigen darin ſtehenden Neufranken haben aus Furcht von der Rebellion der Bürger und wegen Mangel an Volk und Geſchütz den Ort noch zu rechter Zeit verlaſſen. Van Helden würde vielleicht früher abgezogen ſeyn; wenn die Heſſen ihn nicht wider ſeine Erwartung zu früh und in aller Stille beſchlichen hätten. Alsdann hätte er Cüſtine's und ſein Wort erfüllt, Frankfurt keinem Bombardement auszuſetzen. — Daß van Helden auf keine Unterſtützung zur ernſtlichen Behauptung Frankfurts oder zum Treffenliefern gewartet habe, nicht einmal nach der Lage der Dinge habe warten können, zeigt die vorhergehende Bemerkung.

Viertens, wenn ſchon das bloße Musketenfeuer der Neufranken den Heſſen ſo ſehr ſchadete, was würde geſchehen ſeyn, wenn die beyden Feldſtücke ungehindert hinzugekommen wären? Wer aber hinderte dieß? Wer öffnete die Thore? Was gab den Handwerksburſchen den Muth dazu — wer den Plan? — So unſchuldig die Frankfurter Bürgerſchaft an alle dem ſeyn mag, ja, ſoviel Recht ſie auch zu dieſem Rettungsmittel haben mochte: ſo rufe ich doch Wehe über ſie, troz aller Heſſiſchen Soldaten und Bauern, bey einem neuen Bis-dahin-Dringen der Neufranken. — Genug, ohne die Beywirkung der Frankfurter Handwerksburſche, *) vorzüglich der

---

*) Was die Handwerksburſche heutzutage hier und da unternehmen, lehrt die Er-

der Fleiſcherknechte und Zimmerleute, hätten wir vielleicht von van Helden keinen Mann ertappt, und wären gewiß weit ſpäter und mit weit größerm Verluſt zum Wiederbeſitz dieſer Stadt gelanget.

Nun,

Erfahrung weit mehr, als man für gut findet, es in den Zeitungen bekannt zu machen. Frankreichs Beyſpiel wirkt freilich auf junge, elaſtiſche Gemüther ſehr, vorzüglich auf unkultivirte; und ſo möchte ich fragen: ob die Aufklärung auch hier im Spiele ſey? Vielleicht ſo, wie neuerlich bey den Bauern in Piemont, die ſich auf gutmüthiges Anerbiethen der Regierung Waffen geben ließen, um die Neufranken damit abzuhalten oder anzugreifen, hernach aber zu dieſen übergingen und ſo die Regierung für ihre Nicht-Aufklärung derbe züchtigten. Da ſieht man das beſtätigt, was im dritten Pack dieſer Briefe S. 83 geſagt iſt. Aber — ſero ſapiunt Phryges! —

Nun, Freund, muß doch ein großer Theil von der großen Idee ſchwinden, welche die Zeitungen von der Eroberung — ſo undeutſch nannte man dieſe Beſatznehmung — Frankfurts erregt haben. Dieſe Lüge hat aber nicht ſoviel geſchadet, als die Lüge mancher Frankfurter Prahler und Mährchenträger. Da wollte oder ſollte der eine dieſe, der andere jene Bravour an der Neufränkiſchen Beſatzung verrichtet haben. Und gerade dieſe Lügen und Mährchen enthielten wohl den Hauptſtoff zu der Frankfurter Adventsfeyer *) und zu Cüſti-

ne's

---

*) „Ein Gegenſtück zur Bartholomäusnacht und zu den ſicilianiſchen Veſpern." Unter dieſer Aufſchrift hatte Hr. Stamm einen Aufſatz über Frankfurts Einnahme in das 187te Stück der Mainzer National-Zeitung

1792

ne's Bericht an den National-Convent zu Paris über das Benehmen der Frankfurter-Bürger gegen die Beſatzung während der Attaque der Heſſen.

Nach

1792 eingerückt. Der Inhalt und Ton war — a la Stamm. Am Ende hieß es: „Frankfurter! dieſen Tag werdet ihr, troz euren feilen Zeitungen, nicht aus den Jahrbüchern eurer Geſchichte auslöſchen. — Der Franke iſt verabſcheuungswerth, der euch anſehen kann, ohne euch zu würgen. Euch und euren Namen zu vertilgen, ſey der Schwur, den jeder freye Mann auf dem Vaterlandsaltare ablegen wird.“ — So menſchenfreundlich ſchrieb Hr. Stamm! Indeß man lerne hieraus, was für Folgen Prahlen und Klatſchen haben kann.

Nach dieſem Bericht ſollten beynahe 10,000 Menſchen in Frankfurt mit Meſſern *) bewaffnet geweſen und zu Meuchelmördern an 300 ſeiner Waffenbrüder geworden ſeyn: man ſollte 150 Zimmerleute aus Hanau berufen und ihnen aufgetragen haben, die Thore mit Gewalt aufzuſprengen: General van Helden ſollte ſich Mangel an Treue und Wachſamkeit haben zu Schulden kommen laſſen, u. ſ. w.

Frankfurt ſah ſich genöthigt, dieſen gehäſſigen Beſchuldigungen auf alle Art zu widerſprechen. Für uns Deutſche war das nun wohl nicht ſehr nöthig; und für die Neufranken möchte es ſchwerlich durch-

---

*) Die Veranlaſſung zu dieſer exaggerirten Meſſergeſchichte werden vielleicht einige Fleiſcherknechte geweſen ſeyn.

aus beruhigend geſchehen ſeyn. Doch ich enthalte mich aller fernern Anmerkungen, ſo ſehr ſich einige hier auch noch gleichſam aufdringen. Bald ein Mehreres!

Sieben und zwanzigſter Brief.

Regelmäßiger hat ſich wohl ſelten ein Volk zurückgezogen, als die Neufranken am erſten Advent 1792. Einige Tage vorher hatten ſie Scharmützel mit unſrer Avantgarde, die ihnen nicht in der Richtung auf Frankfurt anzog: ſie vermutheten daher wohl leicht, daß wir einen andern Weg nehmen würden, als den wir wirklich nahmen. Eben darum möchte ich beynahe ſagen, daß die Franzoſen in Frankfurt überfallen wären.

ren. Dem ohngeachtet zogen ſie ſich dieſen Tag in der beßten Ordnung bis nach Höchſt und Nied zurück, blieben da ſtehen, und richteten nun ihre Kanonen ſo zweckmäßig, daß es, wie geſagt iſt, den Preußen verging, ſie bis dahin zu verfolgen. Zeit dazu war ſonſt noch genug übrig.

Der Zeitungsſchreiber hatte daher ſehr unrecht, der vorgab: die Franzoſen wären über Hals und Kopf nach Mainz gelaufen. Nein, mein Herr, ſie zogen erſt den folgenden Tag gegen Abend in Mainz und Kaſſel ein, und dieß in der größten Ruhe und Ordnung. Einige warfen ſich in die Feſtung Königſtein, welche einige Stunden von Frankfurt gelegen iſt. Ich muß noch erinnern, daß ſie auf ihrem Zurückzuge die Brücke über die Nied bey Höchſt zerſtöhrt haben.

Cüſtine konnte, aus Mangel an Mannſchaft, von dem Strich Landes zwiſchen Frankfurt und Mainz wenig oder vielmehr gar keinen Vortheil ziehen: er konnte alſo leicht zugeben, daß die Preußen und Heſſen dieſen Strich beſetzten.

Was aber für Cüſtine nicht benutzbar war, nämlich in Rückſicht auf ſeine damalige Lage, das war es für uns deſto mehr, ebenfalls in Rückſicht auf unſere Lage. Nachdem er alſo Mainz und Caſſel bezogen hatte, beſetzten wir und die Heſſen die von ihm geräumten Gegenden, und hatten dadurch am linken Ufer des Rheinſtroms bis Hochheim alles inne, außer der kleinen Feſtung Königſtein. Hiedurch waren die Fortſchritte der Neufranken wenigſtens dieſesmal und für die daſigen Gegenden gehemmt.

Königſtein iſt von der Natur ſchon befeſtiget, nämlich das Schloß; denn es liegt auf einem hohen Felſen, an deſſen Fuße ein Städchen gleiches Namens befindlich iſt, das ſich aber leicht in einen Schutthaufen verwandeln läßt. Dieſen Ort hatten die Neufranken bald nach der Einnahme von Mainz beſetzt und einige Kanonen mit Munition und Proviant dahin geführt. Die darin liegende Mannſchaft betrug, nebſt der von Frankfurt dazu gekommenen, in allem nur 280 Mann.

Der Prinz von Hohenlohe glaubte mit dieſem Rackerneſt — wie man Königſtein wegen der darin liegenden Franken benannte — in wenig Stunden fertig werden zu können. Er fieng daher gleich nach der Einnahme von Frankfurt an, dieſen Ort mit Kanonen zu beſchießen. Die Franzoſen be-

begaben ſich fluchs auf das Schloß, und ließen das Städtchen ohne alle Beſatzung. Die Preußen beſetzten alſo in der Eile dieſen verlaßnen Ort, verließen ihn aber wieder eben ſo geſchwinde wegen der dahin fliegenden franzöſiſchen Kugeln und Kartätſchen.

Nun wurde das arme Städtchen angegriffen; und Prinz von Hohenlohr, deſſen Kugeln an den Felſen des Schloſſes abprallten und deſſen Grenaden daſelbſt ohne Wirkung zurückfielen, ſchoß auf die Häuſer des Städtchens, wo der Erfolg des Schießens freilich viel ſichtbarer wüthete. Der Ort fieng bald an zu brennen, und gar viele Gebäude wurden ein Raub der Flammen. Die Einwohner ſahen ſich endlich genöthigt, abzuziehen; und was ſie nicht fortbringen konnten, wurde hernach geplündert oder verdorben. Die Beſatzung des

Schloſſes, die gewiß verſichert war, daß die feindlichen Kanonen und Bomben ihr nicht ſchaden würden, ſchoß nur ſehr ſelten wieder, und ſchonte auf dieſe Art ihre Munition nach Klugheit.

Nach einigen Tagen, obgleich man die Uebergabe von Königſtein ſchon oft auspoſaunt hatte, ſah der Prinz allmählig ein, daß er mit ſeinen Sechspfündern noch lange das Schloß beſchießen könnte, ohne der franzöſiſchen Beſatzung zu ſchaden oder ſie zur Uebergabe zu nöthigen, und — gab das Beſchießen wohlbedächtig auf. „Ich wußte wohl — ſoll er geſagt haben — daß ich hier mit Gewalt nichts ausrichten würde; aber ich dachte, der Schreck, der die Franzoſen bei Frankfurt befallen hat, ſollte mich auch hier ſecundiren.“ — Wenn dieſes iſt, dann weiß man, warum Se. Durchlaucht das

Städtchen angegriffen haben, obgleich Schreckſchüſſe eben ſogut, in die freye Luft geflogen wären. —

Die Truppen wurden hierauf ſo verlegt, daß man die Communication zwiſchen Mainz und Königſtein aufhob und die Beſatzung in der Feſtung einſchloß. Dieſe war zwar gut verproviantirt; es war aber doch vorherzuſehen, daß ſie ſich, ohne Unterſtützung von ihren Brüdern in Mainz, nicht lange halten würde. Dieß traf auch endlich ein: denn am 8ten März, 1793, zogen die Neufranken freywillig herunter. Vielleicht ſage ich unten mehr davon.

Der Prinz von Hohenlohe hatte aber, wenn wir die Sache genau unterſuchen, ſich gar nicht gut für die Ehre der Preußiſchen Waffen genommen; denn von nun an hieß es, ſogar in Frankfurt: „Ja, da ſieht mans: die Preußen werden ſchon ihre Naſe von Feſtungen weglaſſen, wo die Franzoſen mit gehörigem Geſchütz und Munition verſehen ſind. Bey Königſtein haben ſie gar hübſch lange zuſehen und endlich abmarſchiren müſſen." — Reden von der Art ſchaden ſehr viel; denn ſie ſchwächen das Zutrauen zu den Waffen der Macht, die ſo bekrittiſirt wird, mehr als man denkt, vorzüglich bei dem unkundigen gemeinen Haufen.

Cüſtine hatte eine ſehr zahlreiche Beſatzung in Mainz und Caſſel. Lezterer Ort liegt dieſſeits des Rheins und war ſonſt ganz offen, bis ihn der anhaltende Fleiß und die Kunſt der Neufranken ſo befeſtiget hat, daß er jezt beynahe unüberwindlich iſt. Er hat die fürchterlichſten Schanzen und Batterieen, ſo daß ein geſchickter Feldherr es jezt auf ſich nehmen kann, eine auch noch ſo zahlreiche Armee auf eine geraume Zeit abzuhalten. Jeder Sachverſtändige muß bekennen, daß die Schanzen zu Caſſel Meiſterſtücke der Feſtungs-Baukunſt ſind.

Zu Coſtheim, welches im Winkel zwiſchen dem Rhein und dem Main liegt, hatten die Neufranken ebenfalls vortheilhafte Werker aufgeführt. Hieraus erhellet, daß es nicht wenig Mühe gekoſtet haben muß, ſie über den Rhein zurückzutreiben. Um dieß allmälig und zur rechten Zeit mit Erfolg auszuführen, wurde anfangs, da der Winter bevorſtand, die Mannſchaft der Ruhe bedurfte und es uns am groben Geſchütze mangelte, kein Verſuch auf Caſſel ſelbſt gemacht, ſondern man begnügte ſich, vor der Hand bei Wickert Schanzen und Batterieen von unſerer Seite aufzuwerfen, um der Invaſion der Mainzer-Beſatzung nicht ſo ganz bloß zu ſtehen.

Die Neufranken waren indeß in ihren Arbeiten unermüdet: ſogar im ſchlimmſten Wetter und bei der größten Kälte arbeiteten ſie ununterbrochen fort, bis endlich die Feſtungswerker zu Caſſel ganz zu ihrer Vollkommenheit gediehen waren.

Sie hätten dieſe mühſame Arbeit um Caſſel nicht unternommen, wenn ſie nicht gefürchtet hätten: der Rhein möchte den Winter über zufrieren, und die Feinde alsdann den Mittelpunkt ihres Plans — die Feſtung Mainz — angreifen oder überrumpeln. Der Rheinfluß friert aber nur bey ſehr ſtrengen Wintern zu; dieß war daher bey dem gelinden Anfang des Winters 1793. nicht zu befürchten: oder wäre er auch zugefroren, ſo würde er doch nicht lange ſtarkes Eis getragen haben, und ſo uns nicht wie zur Brücke haben dienen können.

Um indeß auf jeden Fall uns nicht gleichſam Fronte machen zu müſſen, ſo lange es noch möglich war, unſern Anfall mit Kugeln aus befeſtigter Stellung abzuhalten: ſo war es der Vorſicht und Klugheit Cüſtine's allerdings angemeſſen, Caſſel ſo einzurichten, daß die Preußen, auch wenn der Rhein bis zur hinreichenden Dicke und Feſtigkeit zugefroren wäre, dennoch nichts gegen Mainz möchten vornehmen und ausführen können. Eben darum ließ auch Cüſtine erſt im Februar, da vom Zufrieren des Rheins nichts mehr zu befürchten, und Caſſel in dieſer Rückſicht weniger zu benutzen war, das Geſchütz von da nach Mainz abführen.

Die Preußen bemühten ſich gleich anfangs durch allerhand Maneuvres und Kunſtgriffe die Communication zwiſchen den Neufranken in Mainz und Caſſel abzuſchneiden; allein vergebens: die Wachſamkeit der Caſſeler Beſatzung vereitelte alle unſere Unternehmungen, und eben darum ſtellten wir ſie mit der Zeit gänzlich ein.

Daß wir den 6ten Jänner, 1793., zwölf Stück kleine Kanonen erbeuteten und 160 Gefangene von den Neufranken zu Hochheim machten, hatten wir der Unvorſichtigkeit oder viel wahrſcheinlicher — welches auch ein Deſerteur beſtätigte — der Treuloſigkeit eines Neufränkiſchen Majors zu danken. Dieſer gute Mann lag troz ſeiner Schildwache, troz unſeres Schießens aus kleinem und großem Gewähr um ſeinen Aufenthalt herum — ganz unbekümmert im Bette, und hob ſich mit der größten Unbefangenheit als unſer Gefangener aus den Federn. Auch ehrte und behandelte man dieſen Herrn Major nachher gar zu ausgezeichnet!

Und doch hat man in allen Zeitungen, beſonders in der Neuwieder dieſen Vorfall gewaltig hoch ausgeſtrichen und ihn als ein Meiſterſtück des Fürſten von Hohenlohe geſchildert. Wenn wir aber recht zuſehen, ſo finden wir, daß General Cüſtine 160 Mann und zwölf Kanonen verlohren hat, und — weiter nichts. Es war ein Coup ohne Folgen, folglich kein eigentlicher coup de guerre. Wie? wenn 160 Mann geſtorben und die zwölf Kanonen im Kothe ſtecken geblieben wären? — Die Preußen kamen nun zwar nach Hochheim; allein das geſchah ohne Nachtheil der Neufranken, welchen dadurch weder Zufuhr noch Ausgang verſperrt wurde.

Acht und zwanzigſter Brief.

Ehe ich die nähern Anſtalten zur Belagerung von Mainz erzählen kann, iſt es nöthig, erſt einen Blick auf uns ſelbſt zu werfen, und dann auf Mainz und die Neufranken. Dieß lehrt uns den Ton oder die Stimmung der Gemüther kennen, wie auch die Lage der Dinge, und erklärt oder macht Manches begreiflich, was ſonſt, zumal in der Ferne, unbegreifbar oder gar unmöglich ſcheinen könnte.

Das Preußiſche Heer war, wie wir wiſſen, durch anhaltende elende Witterung, ſchlechte Wege, durch Hunger und Krankheiten, in der Champagne und auf dem Zurückmarſche äuſſerſt geſchwächt und entkräftet. Dieſe Entkräftung war um dieſe Zeit noch lange nicht gehoben. Wie war dieß auch möglich, da es beynahe an allen Mitteln dazu fehlte? Man leſe weiter und urtheile ſelbſt!

Alle unſre Truppen, Preußen und Heſſen, nur die Frankfurter Beſatzung ausgenommen, hatten dieſen Winter über ſo ſchlechtes Quartier, daß vielleicht noch nie irgend eine Armee je ſchlechteres gehabt hat, und dieß in jeder Rückſicht. Dieſes Uebel entſtand aus dem unverhältnißmäßigen, übertriebenen Zuſammenhäufen der Truppen, wozu unſere Generalität durch die Nähe der Neufranken beſtimmt ward.

Es war nämlich zu befürchten, daß dieſe aus Caſſel oder Mainz uns überrumpeln, vorwärtsdrängen und dann die Dörfer ganz und gar ausplündern und zerſtöhren möchten, wenigſtens um uns für die Zukunft unſere Subſiſtenz oder Wiederannäherung zu erſchweren. Für Frankfurt war alsdann auf jeden Fall alles Arge zu beſorgen.

Um alſo dieſer Gefahr vorzubeugen, mußten alle beſorgliche Päſſe in der dortigen Gegend häufig beſetzt und ſorgfältig bewacht werden. Dieß geſchah nun mit der äußerſten Unbequemlichkeit aller unſrer Truppen bis auf die in Frankfurt. Ganze Regimenter — Infanterie, Cavalerie und Huſaren — wurden in Ein Dorf — um es recht zu ſagen — zuſammengepanzt, ſo daß in einem Hauſe, ja in einer kleinen Stube oft zwanzig bis dreißig Mann kümmerlich nebeneinander liegen mußten.

Unter andern Uebeln, die hieraus entſtanden, war das der Unreinlichkeit keins der geringſten. Die Anſammlung und Plage gewiſſer Inſekten hatte in Frankreich ſchon angefangen; und da das anhaltende, äuſſerſt ſchlimme Wetter alles Reinigen und Ausſuchen hinderte, ſo mußten dieſe unerträglichen Gäſte nothwendig ſtark zunehmen. Dadurch ward das meiſte Geräthe der Soldaten voll Ungeziefer, ſo daß es äußerlich bis zum Eckel herumkroch. Hier nun war unter dieſen Umſtänden an ein Vertilgen noch weniger oder vielmehr gar nicht zu denken. Tag und Nacht mußten die armen Leute auf den erſten Trommelſchlag zum Aufbrechen bereit ſeyn und folglich meiſtentheils in vollem Anzuge des Abends ſich hinlegen.

War vielleicht auch einer, [illegible] gern die Mühe übernommen hätte, ſich von dieſer beſchwerlichen Plage loszumachen, ſo war kein ſchicklicher Ort dafür da, oder es gab Tauſende, die lieber gebiſſen und ausgeſaugt ſeyn wollten, als etwas Unmögliches übernehmen. Man ſieht leicht ein, daß dieſer überlebendige Zuſtand keine gute Folgen auf das Ausſehn und die Geſundheit der Soldaten haben konnte.

Der Straßburger Franzöſiſche Zeitungsſchreiber mutzte dieſe unſere allgemeine Plage zu unſerer Herabwürdigung nicht wenig auf, behauptete aber offenbar zuviel, als er ſchrieb: dieſe Völker — er meynte uns und die Heſſen — wären an dem Ungeziefer gewohnt, wie alle Völker des Nordens, welche Jahraus Jahrein voller L——— wären. Einmal hat das kältere Klima im

Norden das phyſiſche Gefühl ſeiner Bewohner noch nicht ſo abgeſtumpft, daß ſie gegen dieſe Plage gleichgültig ſeyn könnten: und dann iſt das Sittengefühl hier auch ſchon fein und noch rege genug, jede Inkonvenienz von dieſer Art mit der größten Behutſamkeit zu verhüten oder von ſich zu entfernen. Ausnahmen in dieſer Rückſicht giebt es freilich in Paris wie in Straßburg.

Aber auch nur Ausnahme war dieſer unſer Zuſtand in der Champagne und bey Mainz, wie dieß jeder bezeugen wird, der die muſterhafte Reinlichkeit der Preußen in den Garniſonen kennen gelernt hat. Iſt es doch der Beſatzung in Mainz, während der Belagerung, mit der erwähnten ekelhaften Plage nicht beſſer gegangen, als uns in der Champagne und hier! Indeß genug davon, und nur Verzeihung für einen Bericht, der eine unſrer ärgſten Plagen in dem Gemälde unſers Elends während dieſem Kriege betrifft.

Das zweyte Uebel, das uns drückte, war der Mangel an Kleidung. Alles, was zu dieſer gehörte, war auf unſrer Wanderung in Frankreich verdorben und zerriſſen. Es war ein wahres Spektakel, wie die guten Krieger ausſahen! Auf die lange Dauer ſind die Kleidungsſtücke der Preußen ohnehin nicht gemacht: das Tuch iſt äußerſt dünn und ſchlecht, und alles ſo knapp und geſpannt, daß es beym vielen Manövriren oder anhaltenden andern Strapatzen nothwendig bald reißen muß.

Zwar iſt es nicht der Wille des Königs, daß die Röcke, Weſten, Beinkleider und Kamaſchen ſo überaus enge ſeyn ſollen: *) Er

---

*) Was knapp anläge und preßte — ſoll Friedrich

Er hat vielmehr ſchon 1788 die Einrichtung getroffen, daß man alle Röcke ſoweit machen ſollte, daß die Soldaten ſie zuknöpfen könnten. Allein die Herren, welche allemal an den Befehlen des Monarchen tant ſoit peu, rabattiren, ließen zwar Klappen auf die Röcke machen; aber das Zuknöpfen fiel noch immer weg.

Der König kam einmal zu einer Schildwache, und als er ſah, daß der Ausſtehen-

---

drich der Große gemeynt haben — wecke, nach dem Geſetze der Gegenwirkung, das Kraftgefühl, und gewecktes Kraftgefühl errege Kraftſpannung. Daher auch das knappe Zopfbinden. Allein das Alltägliche verliert durch Gewohnheit und ſtockt, ſo gut übrigens die Finanzen bey dieſer pſychologiſch auskalkulirten preußiſchen Knäppe ſtehen mögen. —

de erbärmlich fror, ſagte er: „Mein Sohn, knöpfe dich zu!“ — Der Soldat erwiederte: „Ew. Majeſtät, das geht nicht: der Rock iſt zu enge.“ — „Iſt denn der Deinige allein ſo enge?“ fuhr der Monarch fort. — „Nein, antwortete der Soldat, ſie ſind alle ſo.“ — Der König, voll gerechten Unwillens über die ſchlechte Befolgung ſeiner Befehle, ſah einen Staabsofficier von dem Regiment, wozu der Soldat gehörte, und beſchwerte ſich in ſehr ernſthaften Ausdrücken über die zugroße Knappheit der Soldaten-Röcke wider ſeinen ausdrücklichen Willen. — Von der Zeit an ſind zwar die Röcke etwas weiter, haben aber doch noch lange die Form nicht, die ſie nach des Königs Abſicht haben ſollten. Was dieß und dergleichen betrifft, meynt es der gütige Monarch überall recht väterlich.

Alſo unſere Röcke waren jämmerlich, nebſt allen andern Mondirungsſtücken, zerriſſen und zerfezt: die weißen Weſten und Hoſen waren, wie ſchon anderwärts erinnert iſt, vom Regenwaſſer und Rauch ganz gelb, und ſelbſt die Hemde fingen an den meiſten zu fehlen. Ein preußiſcher Kanonier hatte ein Liedchen über das große Elend, das wir in jeder Rückſicht erlitten hatten, verfertiget, welches auch hernach gedruckt herumlief. Da hieß es unter andern:

Nun konnte man uns ſehn,
Wie die Zigeuner gehn:
Halbbarfuß und zerriſſen,
Den Kuhfuß weggeſchmiſſen, *)
Die Wagen meiſt verbrannt:
So zogen wir durchs Land. —

---

*) Kuhfuß hieß in der damaligen Soldatenſprache das Gewähr.

Sehr erbaulich! Um indeß dem Dinge einige Geſtalt wieder zu verſchaffen, befahl man, daß die Burſche ihre Aufſchläge wenden ſollten, obgleich die meiſten das Wenden nicht mehr zuließen. Das hieß denn ſoviel: man ſollte ſich neue machen laſſen. Die Meiſten thaten es und darbten ſich lieber drey bis vier Groſchen ab, als daß ſie mit Verweiſen oder Stockprügeln fürlieb genommen hätten. So hielten es auch Viele mit den Beinkleidern und Weſten.

Ueberhaupt muß man geſtehen, daß das aktive Gefühl für militäriſche Reinlichkeit und Wohlſtand ſchon aus Ehrbegierde bey dem größten Theil der preußiſchen Armee gewiß in eben dem Grade herrſchend iſt; wie vielleicht bloß aus Petimäterey bey den franzöſiſchen Linientruppen, ſo ſpartaniſch-männlich dieſe auch jezt zu werden anfangen. Wo aber nichts iſt, da hat der Kaiſer allerdings ſein Recht verlohren!

Um unſern Mangel weiter abzuhelfen, bekamen die ſogenannten Dienſtthuer auch Hemde: nicht ſo die Beurlaubten, wie wenn es im Felde auch Beurlaubte gäbe! — Doch wurde endlich befohlen, daß auch dieſe ihre Hemde haben ſollten: aber wann? — Wenn überhaupt den Gemeinen eins und das andere fehlt, ſo muß man dieß ja nicht auf die Rechnung unſers Monarchen ſchreiben: dieſer iſt daran unſchuldig. Das ſahen viele von uns aus Erfahrung ein: bey Andern hieß es, wenn von dergleichen die Rede vorkam: ja, es wäre viel von Gottes Wort zu ſprechen! Noch andere, wie wir bald ſehen werden, ſprachen weit derber und lauter.

Die Löhnung der Gemeinen wurde auch hier wieder den ganzen Winter hindurch in Böhmen oder Schleſiſchen Silbergroſchen gereicht. Außer dem, was ſchon im erſten Pack S. 70. über dieſe Art zu löhnen geſagt iſt, muß man wiſſen, daß zehn Böhmen zwar acht Groſchen in Schleſien ausmachen; allein im Reiche galten ſie nur 30 Kreuzer, folglich höchſtens 7 Gr. 6 Pf.: und ſo büßte der gemeine Soldat jeden Monat 12 Kr. oder 3 Gl. ein. Wahrlich keine Kleinigkeit, zumal unter ſolchen Umſtänden im Felde!

Der König liefert zwar nicht immer Böhmen zur Belöhnung; aber die Herren Regimentsquartiermeiſter ſorgten wieder hier, wie bey Coblenz, durch Einwechſeln dafür, daß es niemals an Böhmen fehlte. Ob das der Wille unſers Königs, überhaupt ob es recht iſt, überlaſſe ich der Entſcheidung Anderer. Bey den Heſſen wenigſtens mußte man es nicht für recht halten: denn dieſen gab man, wenn Böhmen gegeben wurden, 10 Stück und 2 Kr. ſtatt ihrer 8 Gl., wodurch denn der Soldat allemal ſeine Löhnung erhielt, wie ſichs gebührte.

Fleiſchportionen bekamen die Regimenter ſelten, und ſehr unregelmäßig. Wenn das Vieh zur Kriegeszeit wohlfeil iſt, ſo erhält der Soldat das Fleiſch in natura; ſonſt an Geld. So koſtete vor drey Jahren im Schleſiſchen Feldzuge das Pfund Rindfleiſch 6, 8 oder höchſt 10 Pfennige, und, ſiehe da, man gab kein Geld, ſondern Fleiſch, wenn ſchon von der elendeſten Gattung. Hier jezt mußte man das Vieh, folglich auch das Fleiſch, ſehr theuer bezahlen, das Pfund zu 30, ja 33 bis 36 Pfennige: da hütete man ſich ſehr das Fleiſch in natura zu geben.

Die Urſache dieſer ökonomiſchen Alternative iſt leicht einzuſehen: der König bezahlt für das Pfund Fleiſch 18 Pfennige: und daher der Wechſel, wiewohl nicht zum Beſten des hungrigen Bauchs der Soldaten.

Daß es obendrein an Lebensmitteln uns hier gar ſehr gemangelt habe, bedarf keiner Erwähnung. Auf den Dörfern, wo wir lagen, um Frankfurt herum und am Main hinab, zu Singlingen, Wickert, Ried Griesheim, Rödelheim, Praunheim, Delkenheim, Maſſenheim, Breckenheim, Wollau, Flörsheim, Höchſt u. ſ. w. war vorher von den Neufranken beynahe alles weggekauft und verzehrt, oder nach Mainz geſchafft: und ſo war es natürlich, daß es uns an Lebensmitteln hier ſehr mangeln mußte. Gutwillig ſchenkten die Leute nichts; konntens auch nicht mehr: ſie waren durch das baare Bezahlen der Neufranken verwöhnt, und durch deren langen Aufenthalt und Conſumption meiſt ſelbſt bis auf ihre eigne Nothdurft zurückgeſezt.

Baares Geld, wie die Neufranken, hatten von uns die wenigſten; und für Zufuhr aus der Ferne ſorgte man auch nicht gehörig, vielleicht, weil man nicht konnte. Es war alſo beynahe Mangel an Allem; und wer Geld hatte, fiel den ſchröpfenden Marketendern und Krämern in die Hände. Klagte man, ſo hieß es: „Ihr habt euer Traktament: ſeht, wie ihr durchkommt!“ — In dieſem Stücke muß jeder die Neufranken loben, welche, wie ehemals die Römer, immer für Lebensmittel ſorgen, und auf dieſer Seite wenigſtens ſich beſtreben, daß der Muth ihrer Soldaten nicht ſinke.

Nun nehme man die große Theurung aller Lebensmittel hinzu und bedenke, wie oft der Soldat den Winter über mit trocknem Brod fürlieb nehmen oder gar hungern mußte. Man mochte fragen, wen man wollte, wie es ginge? ſo bekam man zur Antwort: Schofel, hunzföttiſch u. dgl. wie ich bald weiter berichten werde. Es war nur gut, daß die Kartoffeln im Ueberfluß gerathen waren: was hätten die armen Leute ſonſt eſſen wollen?

Um ihrem Mangel auf alle mögliche Art abzuhelfen, ließen ſich Viele von Hauſe zuſchicken, was ihre oft ſelbſt dürftigen Eltern, Weiber oder Geſchwiſter nur aufbringen konnten. Ich habe Briefe von Eltern an ihre Kinder und von Weibern an ihre Männer geleſen, worin ſie auf die jämmerlichſte Art über ihre eigne Noth klagten und manches über Große-Herren und Krieg einmiſchten und rügten; was mich über die Einſicht dieſer Leute in Staunen verſezt hat. Wahrlich Noth iſt ein raffinirenderer Propagandiſt, als alle Jakobiner! — Dieſe alſo verfolgen, ohne jene zu heben, heißt die Arbeit halb verrichten. — Wenn auch der Soldat mit ſeinem Leben dem Monarchen im Kriege dienen muß, ſo iſt es wahrlich hart, daß dennoch zu Hauſe ſein Weib die Abgaben entrichten und obendrein den Mann im Felde zum Theil ernähren ſoll.

Ich muß hier abermals eine Verordnung der Neufranken loben, welche verbiethet, Geld an die Soldaten im Felde nachzuſchicken. Solche Schickerey entkräftet den ökonomiſchen Zuſtand der Bürger und Bauern ſehr, indem die Anverwandten ſchicken, ſo lange ſie können, und gern alles verſetzen oder verkaufen, um nur ihren Kindern, Männern oder Brüdern auszuhelfen. Wenn man aber auch im Preußiſchen für gut finden wollte, das Nachſchicken zu verbiethen, ſo müßte man ebenfalls auf alle Art erſt dafür ſorgen, daß der Soldat nicht mit dem bittern Hunger im Feld zu kämpfen hätte. Dieſer Zuſtand verleitet ohnehin zu Bedrückungen und Exceſſen, und ſchwächt das Anſehen der geſetzgebenden und beſtrafenden Gewalt. Ueberdieß hilft der beßte Willen der Soldaten nichts, wenn ſie nicht können, wenn es ihnen an Kräften mangelt.

Was die Empfindung von allen dieſen Bedrückungen erſchwerte, war die Vergleichung, welche unſere Leute zwiſchen ſich und den Neufranken anſtellten. „Dieſe haben — ſo räſonnirten ſie — wie die Deſerteurs und alle Bürger und Bauern ausſagten, bey denen ſie im Quartier gelegen ſind, alle zwey Tage ihr Fleiſch, bekommen Schnapps, 15 Kreuzer Löhnung und geſundes nahrhaftes Brod, und dieß ohne Stockprügel und Schimpferey: — Wir hingegen haben alle fünf Tage acht Groſchen, an welchen wir wegen der Böhmen noch zwey Kreuzer verlieren müſſen. Für unſer Fleiſchgeld können wir uns gerade den ganzen Monat hindurch zwey Pfund anſchaffen: und obendrein giebt man uns das Fleiſchgeld nicht einmal an den Tagen, wo es uns zukommt. Schlechtes Brodt haben wir auch: es mifft, ſtickt, ſteckt voll Hacheln und Spreu, iſt nicht ausgebacken oder verbrannt. Auf der Streu müſſen wir den ganzen Winter herumrutſchen, und zerreißen alle unſere Kleidung, und doch giebt man uns die Hemde nicht, die uns zukommen! —

So und noch viel ärger räſonnirten die mißvergnügten Soldaten, vorzüglich die ältern, die noch unter Friedrich dem Großen gedienet hatten, öffentlich, und ließen ſich gar nicht bange ſeyn, daß man ſie beſtrafen möchte. Selbſt die Vorgeſezten hörten dieß oft, zuckten aber nur die Achſeln und tröſteten den ſo klagenden, gedrängten gemeinen Mann, ſo gut ſie konnten. Schärfere Maaßregeln würden die Deſertion vermehrt haben, die hier allmälig einzureißen anfing.

Auch ſahen viele unſerer Leute recht gut ein, daß ſie im jetzigen Kriege nicht fürs Vaterland — wofür der Ausländer ohnehin kein Intereſſe hat — ſondern für ein Privatintereſſe — zu Felde ſtanden. Der Preuße iſt muthig und tapfer, aber er will inen beſtimmten, allgemein gültig anerkannten Gegenſtand haben, für den er ſein Blut aufopfern ſoll. In den Kriegen des verſtorbenen Königs wußte der Soldat für wen er ſtritt: er ſah ein, daß des Königs Intereſſe auf dem Spiele ſtand, und daß mit dieſem Intereſſe das Glück des Landes genau verbunden war. Daher ſtritten die Preußen, zumal unter Friedrichs Anführung, meiſtens wie Helden.*)

Dieß würden unſere Leute vielleicht noch thun; aber — in einem Kriege, der von anderer Natur wäre, als der wider die Neufranken. Jezt mag man ihnen vordemonſtriren, was und wie man will, ſie bleiben

---

*) Nicht immer: denn ſelbſt Friedrich klagt in ſeinen Werken mehr als einmal, daß ſeine Leute gefochten hätten, wie die Memmen. Was ſchiebt man aber oft nicht gern auf Andere!

Bayerische Staatsbibliothek München

ben dabey: unſer König wäre von den Franzoſen nicht angegriffen; er hätte alſo auch nicht nöthig gehabt, ſich vom Kaiſer bereden zu laſſen, nebſt ihm einen Krieg wider ſie anzufangen. Oeſtreich ſey von jeher unſer ärgſter Feind geweſen: es ſey ihm nicht viel zu trauen: es würde gewiß wieder etwas Arges mit uns im Schilde führen, und dergleichen.

So ſprachen die Gemeinen. Andere Hohe, die von den geheimen Abſichten der Kabinette wiſſen wollten, betrachteten den Krieg gegen die Neufranken als ein Mittel, welches Oeſtreich und Preußen ergriffen hätten, erſt Polen und dann das deutſche Reich zu zerſtückeln. Polen, meynten ſie, ſey ſchwach, habe wenig Feſtungen und Munition, ſey obendrein unter ſich zerfallen. Polens König ſey entnervt, furchtſam, feil und mit Rußland und Preußen im geheimen einverſtanden. Mit Polens Zerſtückelung habe es alſo keine Schwierigkeit. Wäre man damit zu Stande, ſo gings ans deutſche Reich. Dieß ſey durch die Lobſprüche über die Vortrefflichkeit ſeiner Verfaſſung eingeſchlummert, und merke nicht, daß kein Mächtiger ſich an ſie kehre. Seine kleinern Beſtandtheile ſeyen ohnehin zu ſchwach, dieß an den größern zu ahnden. Dieſe Schwäche nehme durch den Krieg gegen die Neufranken offenbar zu: denn das Reichs-Contingent — fuhren ſie fort — erſchöpft die kleinen Fürſten, macht ſie zu Schuldnern der Größern, hindert oder unterdrückt ihre Stimmen — und wer wird oder kann am Ende den Mächtigern ſich widerſetzen? Konnte man die Schwächern, die neutral bleiben wollten, vorher ſchon nöthigen, ſich dem Machtwort der Mächtigern zu unterwerfen:

ſen: was wird geſchehen, wenn ſie durch dieſen Krieg vollends erſchöpft ſind? Oeſtreich, von Preußen unterſtüzt, hat einmal ſeine Abſicht erreicht: beyde werden weiter gehen. — Man wird freilich die endliche Abſicht, auch Deutſchland zu zerſtückeln, geheim halten, bis man ſieht, was es giebt, und man kann: man wird ihr, ſobald ſie ruchbar werden wird, vielleicht gar öffentlich widerſprechen; aber wie bey mancher andern Theilung, wo man gerade am lauteſten widerſprach, als man ſie am eifrigſten betrieb. Das gehört zu den Opiaten der Höfe.

Nicht doch! erwiederten noch Andere: unſer König würde ſich um Deutſchlands kleine Fürſten, und Reichsſtädte forthin wenig bekümmern können, ſobald er ein Stück von Polen an ſich riſſe. In dem Falle hätte er an Polen eine Ruthe, die ihn und ſeine Nachfolger ſtark genug züchtigen würde, um an die Züchtigung und Unterjochung Anderer nicht zu denken. Die Kaiſerin von Rußland wäre alsdann ſeine Nachbarin: eine Nachbarin, die ſchon allein alle ſeine Aufmerkſamkeit und Kräfte beſchäftigen könnte und würde: denn wozu Katharina, oder vielmehr ihr Miniſterium fähig iſt — heimlich und öffentlich — weiß die Welt mit Erſtaunen. Vielleicht mag dieſe, nach einem noch geheimern Plan, Preußen durch Polen erſt einſchläfern helfen ſollen, dann es überwältigen und endlich alles dahin bringen, daß Rußland und Oeſtreich ſich in Europa theilen. Preußen zwang die beyden genannten Mächte zum Frieden mit den Türken; und dergleichen vergeſſen die Höfe ſelten. u. ſ. w. Es mag nun ſeyn, was es will: der Krieg gegen die Neufranken iſt nur Mittel, nicht Zweck, und wir ſind die Opfer, die man der Herrſch- und Eroberungsſucht darbringt.

Was doch manche Leute nicht alles wiſſen wollen, vermuthen oder träumen! *) Genug, man ſieht, daß Groß und Klein von

---

*) Die Meynungen ändern ſich, wie die Phänomene der Tage. Den 23ten Februar 1793 hörte ich in Frankfurt, was vorhin über Polen und Deutſchland erzählt iſt. Die Herren, die darüber ſprachen, konnten ſchon zu der Zeit das wiſſen, was erſt ſpäterhin über Polen erfolgte. Ob nun auch das Uebrige erfolgen werde — wer kann das entſcheiden? Mich genügt es, als Geſchichtsſchreiber das getreu anzuführen, was meinen Gegenſtand betrifft. Ueber Meinungen entſcheiden Gründe oder der Erfolg, wie ſie die Vernunft oder die Zeit an die Hand giebt.

von dem jetzigen Kriege eine Meynung hatte, die eben nicht dazu diente, ſie zu Heldenthaten aufzufordern. Wie das bey uns war, war es auch bey den Heſſen: denn auch dieſe hatten ihre Rügen, und beklagten ſich laut, daß man ſie in dieſem Kriege neuerdings für nichts hinopfere. In Amerika hätten ſie nichts ausgerichtet, und gegen die Franzoſen würden ſie auch nichts ausrichten.

Sonderbar war es, daß gerade die Soldaten vom Lande, oder jene, deren Eltern und Geſchwiſter Bauern ſind, den wärmſten Antheil an Frankreichs Lage äußerten. Aber eben dieſe ſind es, welche die Bedrükkungen der Volksklaſſe durch den Adel, Frohnen u. dgl. meiſt aus eigner Erfahrung kennen, und eben darum mit der Volksklaſſe in Frankreich am lebhafteſten ſympathiſirten.

Bey dieſen hieß es: die armen Leute mußten ſchon rebelliren: ſie waren zu ſehr geplackt, ſie wurden ja gehalten wie die Hunde! Ihre Adreſſe weiſt es ja aus! Und dafür, daß ich mich in einem weg ſo ſollte rackern laſſen, lieber alles dran gewagt, oder todt! — Am Ende fügte man hinzu: Und ihr ſollt ſehen, Kameraden, wir richten gegen dieſe deſperaten Leute nichts aus. Sie ſtreiten für Gut und Blut, und da ſtreitet man ganz anders, als für 8 Groſchen Löhnung.

Dieß ſagt mehr, als mancher denkt: denn ſobald der Soldat glaubt, er werde gegen den Feind nichts ausrichten ſo richtet er auch nichts aus. Das iſt eine längſt erprobte Wahrheit. Dieſer Glaube lähmt nämlich ſeine Kräfte ſchon vor dem Angriff, und richtet ſeine Aufmerkſamkeit und Erwartung auf das entgegengeſezte von dem, wofür er da iſt. Daher kömmt wohl auch die außerordentliche Gleichgültigkeit des größten Theils unſeres Heers bey Schaden und Gewinn. Man ſieht es augenſcheinlich und dieß von Tag zu Tag auffallender, daß es ſie nicht bekümmert wenn ſie hören, daß auch die Preußen hier und da geſchlagen oder zurückgetrieben ſind, ſo wie es ſie auch nicht erfreuet, wenn man ihnen wer weiß von welchen Vortheilen vorſchwazt.

Ja, allmälig fängt man auch ſchon an zu fragen: Und was gewinnen wir für uns, wenn wir für unſern König auch ganz Frankreich gewinnen? Unſere Löhnung würde dadurch um keinen Heller verbeſſert werden. Ei, wäre es bey uns, wie bey den Franzoſen, dann wäre es etwas ganz anders! was da der General gewinnt, gewinnt auch der Muſketier: und ſo ſtreitet hier jeder für ſich ſelbſt; wir aber, wie die übrigen, ſtreiten immer nur für Andere, und da müßte man ein Narr ſein, wenn man ſeiner Haut nicht ſchonen wollte. — Fatal genug!

Neun und zwanzigſter Brief.

Im Kriege ſind drey Stücke durchaus nöthig, wenn etwas mit Vortheil ausgerichtet werden ſoll: — Gute Anführung, Muth des Soldaten und Glück. Fehlt eins von dieſen Stücken, ſo kämpft auch ein Friedrich der Große vergebens. Es wäre noch auszumachen, welches von den beyden erſten Stücken das vorzüglichſte ſey? Vielleicht iſt der Muth der Soldaten nothwendiger, als die beßte Anführung.

Wie kann aber Muth bey einem Kriege ſtatt finden, an deſſen glücklichen Ausgang der Soldat ſchon zweifelt, ehe er den Kampf beginnt? deſſen Gerechtigkeit er nicht einſieht? Bey dem er ſeinen Feind bemitleidet, ihm ſogar Rettung, alſo auch den Sieg wünſcht? Von dem er ſich und den Seinigen, im Fall der Feind unterliegt, mehr Nachtheil als Vortheil verſpricht? Bey dem ihn Mangel und Noth meiſt überall verfolgen und aufwiegeln? Wo er ſeine vorgefaßte Meynung über die Unbezwingbarkeit des Feindes in den meiſten Angriffen beſtätigt ſieht? Kurz, wo er Alles wider ſich hat: ſogar ſich ſelbſt? Mit ungleichern Waffen iſt wohl ſchwerlich je ein Krieg geführt worden!

Obendrein läßt es ſich bemerken, wie der Geiſt der Freyheit auch unter unſern

Truppen allmälig weiter um ſich greift. Ich habe außer den davon angeführten Proben mehr als einmal Geſpräche ganzer Haufen gehört, welche dieſen Geiſt noch handgreiflicher verriethen: und was muß dieß nach ſich ziehen? Man frage die Geſchichte!

Herzog von Alba führte die ſpaniſchen Regimenter in den Niederlanden an, um durch ihre Hülfe den Aufſtand der dortigen Einwohner mit Gewalt zu unterdrükken. Anfangs gehorchte man dem Herzog willig und ging voll Muth und Kraft auf die Geuſen los, aber nicht lange. Man lernte die Angegriffnen nach und nach von einer beſſern Seite kennen, als von welcher die Politik in Spanien ſie darzuſtellen für gut gefunden hatte. Welche man vorhin für Rebellen hielt, hielt man jezt für deſpotiſch Behandelte. Selbſt die ſpaniſchen

ſchen Soldaten äußerten dieſe Meinung laut, ſo daß Alba einige zur Verantwortung ziehen und einſperren ließ.

Dieß verfehlte ganz ſeine Abſicht: die Spanier, hierüber aufgebracht, foderten die Loslaſſung ihrer Kameraden. Als Alba zögerte, riſſen ſie die Gefängniſſe auf und ſezten die Eingeſperrten eigenmächtig in Freiheit. Um größern Uebeln vorzubeugen, gab der ſtolze und grauſame Herzog hier zwar nach, verließ aber die Niederlande bald darauf, und rieth, ſobald er in Spanien ankam, ſeinem Könige, Philipp dem Zweyten, die Truppen in den Niederlanden durch andere ablöſen zu laſſen, oder zu erwarten, daß die Bändiger der Rebellen ſelbſt zu Rebellen würden. Die Truppen wurden abgelößt, aber die Sucht nach Freiheit war bei ihnen ſotief eingewurzelt, daß ſie ſogar in Spanien Allerley verſuchten,

ten, um auch da die Grundſätze und das Streben der Geuſen in Gang zu bringen. Etwas mehr Klugheit und Mäßigung; und Spanien hätte vielleicht längſt ſein freyes Haupt über ſeine Nachbarn emporgehoben. So aber verfuhren die Propagandiſten ein wenig raſch, vorlaut und ungeſtüm, dergeſtalt, daß die Regierung endlich für gut fand, die Regimenter zu reduciren und die unruhigen nach Amerika zu ſchicken.

Könnte die Freyheitsſucht nicht endlich auch der herrſchende Ton unſerer Truppen werden? Oder ſind es vielleicht Grillen, was über das Regewerden des Verähnlichungs- und Nachahmungstriebs in der Nähe von Begebenheiten, wie die Neufränkiſchen ſind, in dieſen Briefen geſchichtlich bemerkt iſt? *) Ich denke es nicht, zumal

da

---

*) Drittes Pak, S. 130 — 134.

da die tägliche Erfahrung meine Bemerkun- und Winke beynahe immer beſtätiget. Anfänglich ſchimpften und ſchmähten unſere Leute auf die neufränkiſchen Patrioten laut und derbe mit: ſprachen von Rebellen, Spitzbuben, Roßbacher-Haſen u. dgl. Aber bey Mainz hörte man einen weit ſanftern Ton! Wir kennen ihn nach dem Vorherligen.

Ich habe die Urſache ſchon *) angegeben, warum wir in der Champagne durch die Deſertion nicht ſonderlich litten. Unſere Leute waren dort mit dem Lande eben ſo unbekannt, als mit deſſen Sprache. Ueberdieß hoffte damals jeder auf Frieden, vorzüglich während dem Waffenſtillſtand nach der Kanonade. Dieß ging ſoweit, daß ſeit dem

---

*) Drittes Pack, S. 280.

dem 26ten September beynahe keiner mehr zweifelte, daß es zu Hauſe gehen würde. Da war denn jeder froh und blieb. Hätte man die Noth vorhergeſehen, die ſchon allein den künftigen Winter uns traf, wahrlich ganze Haufen würden in der Champagne zu den Neufranken übergangen oder ſonſt wohin geflohen ſeyn.

Daß dieſe Aeußerung wahr ſey, erfuhren wir am Mainſtrohm: denn hier deſertirten, außer den Infanteriſten, ſogar viele von den Huſaren, Dragonern, Jägern und andere, auf deren Treue man ſonſt mit Sicherheit rechnen konnte. Das machte aber die vorhinbeſchriebene Strapaze und die äußerſt elende Lebensart, welche ſich hier noch immer nicht beſſerte.

Die neufränkiſchen Soldaten betrugen ſich indeß zu dieſer Zeit und in dieſer Gegend nicht viel beſſer als die unſrigen. In der Champagne blieben ſie ihren Fahnen getreu; hier aber verließen ſie dieſelben häufig. Man ſieht leicht ein, warum. Vor dem 10ten Auguſt, 1792, hatten die Anhänger des Königs und des Königthums bey der neufränkiſchen Armee noch die Hoffnung, daß ihre Parthey die Oberhand erhalten würde, und hielten der reindemokratiſchen Parthey ziemlich das Gleichgewicht. Nachher verlor ſich beydes, und die Königlich-Geſinnten wurden von ihren demokratiſchen Kameraden verachtet und mißhandelt. Dieß ging — wie man geſagt hat — bis zum Erſchlagen.

Um alſo aller Neckerey und Gefahr zu entgehen, nahmen viele von den Königlich-Geſinnten ihre Zuflucht zu uns. Wir aber nahmen keinen von ihnen in Dienſt: es konnten Demokraten darunter ſeyn, welche die Abſicht hätten haben können, unſere Stellungen und Stärke auszuſpähen und dann zu den Neufranken zurückzukehren. Auch die Königlich-Geſinnten fürchtete man wegen ihrer neufränkiſchen Grundſätze über König und Königthum, und ließ ſie ihr Heil weiter ſuchen. Ein Corps lauter geprüfter Franzoſen möchte übrigens kein übles Freykorps geworden ſeyn.

Jezt, Freund, hoffe ich, hat es keine Schwierigkeit, die Antwort auf die Frage aufzufinden: Woher es kommt, daß die Preußen in dem jetzigen Kriege das nicht mehr ſind und leiſten, was ſie im ſiebenjährigen Kriege ſo tapfer und rühmlich waren und leiſteten? — Die Zeiten ändern ſich, wie das gemeine Sprüchwort ſagt, die Menſchen aber zuvor: und was eine Verbindung von Umſtänden vermag, lehrt die tägliche Erfahrung. Ueber beydes, ſofern es uns jezt betrifft, glaube ich, enthalten meine Nachrichten Aufſchluß und Licht genug. Die Folge ſoll noch mehr darüber verbreiten und dadurch meine Angaben unwiderſprechlich beſtätigen.

Daß ich Begebenheiten zergliedere, ſie auf Vergangenheit und Zukunft beziehe, von Wirkungen auf Urſachen und umgekehrt ſchließe — überhaupt philoſophiſch-pragmatiſch verfahre, wie dieß vorzüglich in der erſten Hälfte des dritten Packs geſchehen iſt, dieß wird nur der tadeln können, der bloß wiſſen will: was geſchieht, nicht aber — wodurch, wie und warum. Dieſe Art Menſchen wollen eine Peripherie beurtheilen und meſſen, ohne auf den Mittelpunkt Rückſicht zu nehmen.

Ich ſtelle meinen Gegenſtand in dem Lichte auf, worin ich ihn finde. Finden Andere ihn anders, gut, jeder hat ſeine Weiſe: es kömmt auf den Standpunkt, auf die Augen, die Art zu ſehen, Uebung und den feſten unbeſtechbaren Willen an, jedes gerade ſo zu ſchildern, wie man es findet. *) Schminke hält nicht, und Schmeicheln oder Vertuſchen macht den Gegenſtand an ſich nicht beſſer. Habe ich unrecht, ſo wider-

ſpre-

---

*) Es giebt wenig Menſchen, die ein geſcheides Geſicht machen können, wenn ſie in die Sonne ſehen; ſagt Lichtenberg in der erſten Lieferung ſeiner ausführlichen Erklärung der Hogartiſchen Kupferſtiche, S. 238. — Für Sonne gebe ich meine Nachrichten nun freilich nicht aus; wohl aber für Wahrheit, obgleich ich das Sprüchwort kenne, nach welchem es heißt: Wer die Wahrheit ſagt, kann nicht herbergen.

ſpreche, wer da will und kann: unſere Sache liegt der ganzen Welt vor Augen. Aber der Erfolg, die Wirkungen weit und breit ſind auf meiner Seite: warum nicht auch die Urſachen und Gründe, wie ich ſie angebe? Ein Deus ex machina, oder Hexen, Geiſter und Teufelsliſt wirken und entſcheiden im Kriege nichts, wenn ſchon in der Sprache einiger hyperphyſiſchen Schwächlinge vieles.

Und was iſt der Erfolg vom Vertuſchen? Verkennung ſeines wahren Zuſtandes, ſeiner Kräfte, wiederhohlte vergebliche Anſtrengung und endlich — Erſchöpfung. Aber auch der Schwindſüchtige ſchmeichelt ſich zuviel, verkennt ſich und rechnet auf ſeine Beſſerung um ſomehr, je näher er dem Tode entgegen rückt. Schon mit geſchwollnen Füßen im Winter, rechnet er auf Geneſung im Frühjahr. — Die Anwendung mache jeder nach Belieben weiter.

Patrioten, Menſchen- und Regenten-Freunde ſind die wahrlich nicht, die unſere Krankheit entweder ſelbſt verkennen, oder bey Andern — aus Wohlſtand — verkannt wiſſen wollen. Dadurch verſäumen wir die angemeßne Diät, leben und hauſen in den Tag hinein, und machen am Ende Bankerot, mit Ehre, Vermögen und Geſundheit. Irre ich, ſo ſoll keinem dieſer Irrthum lieber ſeyn, als gerade mir: denn keinem kann das Wohl meines Vaterlands, meines Königs und aller übrigen Völker und Regenten wärmer am Herzen liegen, als wieder mir. Dieß ſey mein Prologus galeatus ſowohl für hier, als für das Vorhergehende und die Folge.

Dreißigſter Brief.

In den Gegenden bey Frankfurt marſchirten immer kaiſerliche Soldaten, welche nach den Niederlanden beſtimmt waren. Auch kamen mehrere preußiſche Regimenter allmälig bey uns an, wie ich weiter unten berichten werde. Unter dieſen war auch die königliche Garde aus Potsdam. Sie erhielt ihr Quartier in Frankfurt, und es mußten — ſo ſauer man auch dazu ſah — die ſchon einquartirten Völker Platz machen. Ueberhaupt hat die Garde in Rückſicht auf Quartier vor allen andern Regimentern viele Vorzüge.

Der König war, wie oben erwähnt iſt, im ſogenannten rothen Hauſe logirt. Wer die Denkwürdigkeiten **Friedrichs des Großen** geleſen und da oder im ſiebenjährigen Kriege den Beſtand ſeiner Hauptquartiere bemerkt hat, und dann das Hauptquartier unſers jetzigen Königs irgendwo ſah, wird einen merklichen Unterſchied zwiſchen beyden gefunden haben. **Friedrich der Zweyte** führte im Felde einen ſehr beſchränkten Hofſtaat: Seine Küche wurde oft mit allem Küchengeräthe von Einem Pferde gezogen: Seine Wäſche füllte nur Einen Koffer, und ſeine ganze Feldequipage ließ ſich in Einen Mantelſack ſtopfen. So war Friedrich im ſiebenjährigen Kriege! Aber je weniger Equipage er mit ſich herumführte, deſto mehr eroberte er bey Roßbach und anderwärts. Die Feldequipage unſers jetzigen Königs hat der Frankfurter Zeitungsſchreiber ausführlich beſchrieben. Sie war königlich.

Der Herr Wirth im Rothen-Hauſe hat ſich, wie alle Wirthe in und um Frankfurt während unſerm dortigen Aufenthalt recht gut befunden. Für ſolche Herren iſt der Krieg eine ganz erwünſchte Sache. Die Herren Schauſpieler hatten ebenfalls ſehr ſtarken Verdienſt: nicht minder die — Nymphen. Dieſe, die ſonſt nicht öffentlich, wie man mir ſagte, in Frankfurt geduldet werden, konnten ſeit unſerer Ankunft frey und frank ihre Reize benutzen laſſen und verkaufen, monarchiſch oder republikaniſch — an einen allein oder an jeden, der Luſt und Geld hatte. Es gab daher Nymphen von allerhand Art, vornehme und geringe.

Unter dieſen leztern waren ſehr viele Ausländerinnen, beſonders aus dem Darmſtädtiſchen, wo das ſchöne Geſchlecht auſſerordentlich freygebig ſeyn ſoll. Im ganzen genomnommen habe ich das Frauenzimmer am Rhein, troz einer gewiſſen erkünſtelten Sprödigkeit, die man an einigen bemerkt, doch in hohem Grade verliebt, zur Ausſchweifung geneigt und ſehr verführbar gefunden. Das mag, beſonders in den Weingegenden, der Wein bewirken, dem auch die Mädchen gar ſehr ergeben ſind. Wie wüſte die Herren Neufranken, Preußen und Andere dieſe wie jene Schwäche benuzt haben, werde ich zu ſeiner Zeit auch noch melden: ich habe mich ſehr genau danach erkundiget. Dergleichen beſtimmt den Grad der öffentlichen Achtung für gute Lebensart und Sitten.

Seit unſerm erſten Ausmarſch von Koblenz hatten wir wenig veneriſch Inficirte mehr: auf dem ganzen Zuge nach Frankreich und wieder zurück war beynahe alle Gelegenheit abgeſchnitten, ſich eine Krankheit von der Art zuzuziehen. Und wenn ja unſre großen Herren, und nach deren Beyſpiel auch die kleinen, in Verdün oder ſonſtwo gefällige Frauenzimmer ergatterten, ſo waren dieſe rein, und die Herren Weichlinge blieben ohne ein zerſtöhrendes Zeugniß ihrer Schwäche. Aber in Frankfurt, wo ſich ſo allerhand korruptes Weiberzeug wieder miteinfand, riſſen auch leider die fatalen Liebeskrankheiten wieder ein, und zerſtöhrten die Geſundheit vieler Krieger.

Für die Herren Offiziere und andere, welche Geld hatten, waren die Plaiſirs in Frankfurt ſehr willkommen. Der Zufluß dahin, auch von den Dörfern, war lebhaft, doch zugleich koſtſpielig. Wer z. B. einen Ball beſuchen wollte, mußte wenigſtens einige Louisd'ors zu viel haben. Von den elenden Tänzen, welche Bälle hießen und in

Höchſt, Rödelheim und anderwärts vorfielen, will ich nichts erwähnen. Die Göttinnen auf ſolchen Bällen hatten von dem griechiſchen Schönheits-Koſtüme auch nicht einen Zug, außer einer einzigen zu Höchſt im Schwan.

Was man indeß auf den Dörfern nicht fand, fand man zu Frankfurt — wie unſre Süßlinge ſo meynten — bis zum Entzücken. Da gab es Geſichter, welche wirklich einem Raphael zum ſchönen Geſichtsmuſter hätten ſitzen können. Aber dieſe Dingerchen koſteten ungeheures Geld, und waren darum nicht für die ſogenannten armen Teufel.

Die Herren Frankfurter befanden ſich bey all dieſem Trubel recht wohl, und behandelten uns dennoch ziemlich merkantiliſch.

Ihr Verdienſt an uns läßt ſich berechnen, wenn man weiß, daß alles, was wir in und um Frankfurt brauchten, größtentheils von daher geſchafft wurde. Anfänglich waren die Lebensmittel und Waaren in leidlichem Preiſe, plötzlich aber ſchlugen ſie beynahe um die Hälfte auf.

Wenn der dortige Magiſtrat ſo gut gegen uns geſinnt war, wie er das Anſehn haben wollte, ſo hätte er nach dem goldnen Sprüchlein: „Leben und Leben-laſſen", wie in Friedenszeiten, auch damals, eine Waaren-Taxe zu unſerm Beßten verordnen müſſen: denn für einen Magiſtrat, zumal einen Frankfurter, iſt es doch zu niedrig, mit gewinnſüchtigen Marketendern zu denken: Es [illegible] ..g: plündre, wer da kann! Was Cüſtine über die Stadt Frankfurt an den National-Convent zu Paris be-

berichtet hatte, ſollte, wie man es deutete, den Convent und die Nation anfeuren, eine Armee über Oppenheim nach Frankfurt rücken, und dieſe Stadt in einen Schutthaufen verwandeln zu laſſen. Um dieß Unglück von ſich abzuwenden, ließ der Magiſtrat eine Apologie deutſch und franzöſiſch abdrucken und ſie öffentlich anſchlagen.

Das Blatt ſchien einigen Hohen von unſern Leuten zu ſehr ſich herabzulaſſen und eine wahre Supplik um Schonung an den Convent zu enthalten, und dieß an einem Orte, wo unſer König ſein Hauptquartier hatte. Man machte alſo den Frankfurtern über das Unſchickliche dieſer Vertheidigungsart Vorwürfe, und fragte: ob ſie nicht dächten, daß die Preußen und Heſſen ſie hinlänglich wider alle Rache der Neufranken ſchützen könnten?

Man mußte aber nicht bedenken, daß, wenn eine neue Pariſer Armee über Oppenheim vorrückte, und Cüſtine aus Mainz und Caſſel ausfiel, wir nicht nur unſere Poſten gegen Mainz und das Gebirge zu aufgeben, ſondern auch entweder die Flucht ergreifen oder ein Opfer des doppelten Feuers der Neufranken werden, oder uns ganz und gar ergeben mußten.

Ohne ſich indeß hierauf einzulaſſen, gaben die Frankfurter zu ihrer Entſchuldigung vor: daß ſie für das Leben ihrer Mitbürger, die ſie als Deputirte wegen der Contribution nach Paris geſchickt hätten, beſorgt geweſen wären, und nun, um deren Freyheit und Leben vor der Rachſucht der Pariſer zu ſchützen, geglaubt hätten, den rechten Weg einzuſchlagen, wenn ſie die erwähnte Vertheidigungsſchrift öffentlich herausgäben.

Dieſe Fürſorge war ſehr zu loben, aber wohl nicht ſehr nöthig. Cüſtine hatte ja in eben dem Berichte die Deputirten ihrer Stadt der Menſchenliebe des Convents und der Nation empfohlen und hinzugefügt: „Ihre Freyheit und Sicherheit würden ſeine ſüßeſte Belohnung ſeyn.“ *)

Und wie ſicher die Herren Deputirte auf die Gerechtigkeit und die Großmuth der Pariſer rechneten, troz aller ungünſtigen Berichte, zeigt ihr Entſchluß, Paris nicht zu verlaſſen, obgleich einer ihrer Mitbürger ſchon den 2ten December mit Extrapoſt dahin ge-

fah-

---

*) Seine eignen Worte waren: J'oſe recommander à l'humanité de la C. N. et du peuple Français les Deputés de Francfort: leur liberté, leur ſureté ſeront ma plus douce récompenſe.

fahren war, ſie dazu zu bereden, um Cüſtines und des Convents Rachſucht zuvorzukommen. *)

Dieſe Zuverſicht hat auch den erwarteten Erfolg erreicht: denn der Convent verglich Bericht mit Gegenbericht, achtete auf Cüſtines Fürbitte, und entließ endlich die Herren Deputirte in Frieden und Freyheit.

Einer dieſer Herren ließ doch hernach einen Bericht über die Hinrichtung Ludwig des Sechszehnten abdrucken, verſchwieg aber die Hauptpunkte, die dieſem unglücklichen Fürſten bey ſeiner Nation zur Laſt fielen. Ob dieß ganz ehrlich, dankbar und

---

*) Wozu dieß, wenn man ſeine Unſchuld hinlänglich oder ganz und gar beweiſen konnte? —

und recht war — ſtehe dahin! Dieſer Bericht ſollte ohne Zweifel die Deutſchen gegen die Neufranken unverſöhnlich erbittern helfen. Aber ich weiß nicht: alle Berichte, Nachrichten und Liedchen von Ludwigs Hinrichtung machten beynahe nirgends einen tiefen, anhaltenden Eindruck, und bey den Soldaten beynahe gar keinen. Ich werde hievon bald mehr ſchreiben.

Die Herren Frankfurter befanden ſich damals übrigens in einer nicht zu behaglichen Lage. Von Frankreich ließ ſich überhaupt viel befürchten, und von uns im Grunde wenig hoffen. Unſer Zurückzug aus der Champagne, nebſt der erſchöpften und nicht zahlreichen Mannſchaft konnte zu ihrer Beruhigung eben nicht ſehr dienen. Nimmt man hinzu, daß dieſe Stadt eine Handelsſtadt iſt, ſo läßt es ſich entſchuldigen, daß viele ihrer Einwohner uns weit wegwünſchten troz des groſen Verdienſtes, das ſie an uns hatten. Sogar die Einſichtigern unter ihnen betrachteten überhaupt den Krieg mit den Neufranken als den Ruin von Deutſchland. „Euer König, ſagten ſie, kann nach den eingegangnen geheimen Conventionen, wenn er auch will, nicht einmal Frieden mit der Neufränkiſchen Nation für ſich abſchlieſen: thut er das, ſo fällt Rußland in Schleſien zur Entſchädigung des Kaiſers, welcher offenbar verloren iſt, wenn Preuſen abtritt.“

„Indem alſo der Krieg fortgeſezt werden muß, fuhren ſie fort, ſo werden die Neufranken noch mehr Einfälle auf Deutſchland wagen, und wo dieſe gelingen, das, was ſie vorfinden, als Feinde verwüſten. Um dieß zu hindern, muß eine ungeheure

Macht auf die Beine gehalten werden: das erſchöpft und vermehrt Kummer und Noth. Und woher am Ende Schadloshaltung? — Was der Ackerbau, das Fabrikweſen und der Handel ſchon jezt darunter leiden, erfahren wir täglich: mehr als Tauſende der arbeitenden Klaſſe befinden ſich außer Brodt, werden mißvergnügt und verwünſchen Soldaten, Krieg und Fürſten. Wehe uns, wenn dieß Mißvergnügen nach und nach überhand nehmen und unter Frankreichs Beyſtand Gelegenheit finden ſollte, ſich ſelbſt Erlöſung zu verſchaffen!“ —

So ſprachen die Einſichtigern in Frankfurt. Viele der minder Einſichtigen unterhielten ſich mit Anmerkungen über unſer Militär, Offiziere und Kleidung. Das ſcandalöſe Ding: Le grand Roy des Ulans fand man auch, wohin man nur kam.

Man ſang es in den Laden, Werkſtätten und Schenken. Das la foire darin wußten ſogar die Mädchen ſo herauszutrillern, daß einem die Ohren davon gellten.

Um dieß Unweſen auf einer andern Seite wieder gut zu machen, that der Magiſtrat manches, das den guten Willen der Bürger und ihre Ergebenheit gegen unſern König beweiſen ſollte. So gratulirten die Herren Bürger unſerm Könige den 1ten Jänner des Nachts um 12 Uhr zum Neujahr auf der Straße. Auch ließen ſie es am Vivatsrufen und alle dem nicht mangeln, was ihnen nichts koſtete. Die guten Leute nahmen ſich nach ihrer Lage!

Der Ton der dortigen Herren Zeitungsſchreiber änderte ſich auch, ſobald wir nur da waren. So lange van Helden Frankfurt

furt inne hatte, bekümmerten ſich dieſe Herren wenig um die Wahrheit, und ſchrieben wie ſie vermuthen konnten, daß es den Neufranken gefiele. Dieſe Ehre hatten hernach wir. Die Herren Zeitungsſchreiber wiſſen doch recht ökonomiſch zu leben, und machen klüglich den Hof denen, die zunächſt über ſie zu befehlen haben. Was iſt alſo Wahrheit in den Zeitungen?

Die Lazarethe — mir ſchaudert allemal die Haut, wenn ich dieſe Elendsgruben, dieſe Sammelplätze alles Unflaths, und aller Menſchenſchinderey nennen muß; Plätze, wo der unwiſſende und gefühlloſe Feldſcheer ſchinden und morden kann, wie er will oder wie es ſeine Dummheit mit ſich bringt; wo es beynahe keine Aufſicht giebt, und wo es ſehr oft hergeht, als wären die Kranken und Verwundeten ſchon aus der Zahl der Le-

Lebendigen ausgeſtrichen. Wahrlich, es wäre manchmal beſſer, man ließe dieſe Elenden ganz ohne Hülfe liegen, als daß man ſie in ein Lazareth bringt, wo der Tod nach vielen Kunſtmartern dennoch ihr Loos wird. Doch ich habe dieſe Spelunken ſchon hinlänglich beleuchtet. *) Alſo die Lazarethe in Frankfurt, Uſingen, Gießen, Höchſt und anderwärts lagen den Winter über alle voll kranker Preußen, und täglich ſah man Geſtorbne in großer Anzahl begraben oder vielmehr wie das Vieh hinwerfen und einſcharren.

Um ſich zu überzeugen, wie unglaublich viel wir an Mannſchaft verloren haben, ſeitdem wir aus den Garniſonen weg ſind, will ich die Liſte der Verſtorbnen bloß von Ei-

---

*) Im zweyten Pack von S. 213 bis S. 236.

Einem Regimente herſetzen, das noch unter allen eben nicht die meiſten verloren hat. Die Liſte iſt vom 1ten März 1793.

Die Grenadiers verloren

in der	1ſten	Compagnie	29	Mann,
—	2ten	— —	34	—
—	3ten	— —	37	—
—	4ten	— —	31	—
		Zuſammen alſo	131	Mann.

Das erſte Bataillon verlor

in der	1ten	Compagnie	27	Mann,
—	2ten	— —	29	—
—	3ten	— —	30	—
—	4ten	— —	27	—
		Zuſammen alſo	113	Mann.

Das zweyte Bataillon verlor

in der 1ten	Compagnie	35	Mann,
— 2ten	— —	29	—
— 3ten	— —	29	—
— 4ten	— —	32	—

Zuſammen alſo 125 Mann.

Ueberhaupt hat alſo dieß einzige Regiment 369 Todte gehabt, und dieß in einer Zeit von ohngefähr zehn Monathen. Wie viele ſind auch noch ſeit dieſer Zeit geſtorben! Von den Entlaufenen will ich nicht einmal etwas hinzuſetzen. Rechnet man nun das eine in das andere, ſo kann man nicht anders, als erſtaunen über die ungeheure Summe, welche bey unſrer Armee allein aus den Verſtorbnen herauskommt, ohne die Entlaufenen und Invaliden.

Und von allen dieſen iſt — Man kann es nicht oft genug wiederholen, um gewiſſe Leute für die Zukunft deſto exemplariſcher und eindringender zu witzigen — keiner im Treffen, keiner an tödtlicher Verwundung, ſondern größtentheils alle an den Folgen der elenden Witterung, des Hungers und der übrigen in Frankreich ausgeſtandenen Strapatzen verſchieden. — O über alle die unſchuldigen Opfer, welche der Leichtgläubigkeit, der Uebereilung und der verſteckten, gleißenden Politik gefallen ſind! Ihr hattet recht, Zeitungsſchreiber, daß ihr dieſe unſere Saite nie laut berührtet: denn auch ein Alexander wäre — nach Lichtenbergs Meynung *) — wie jeder andere Straßenräuber vergeſſen, wenn es keinem Schriftſtel-

---

*) S. 243 in der ſchon angeführten Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche.

ſteller gefallen hätte, ihm ein Teſtimonium über ſeine Käſebier-Hiſtorien zu ertheilen. Ein ärgerer Straßenräuber, als der Tod, findet ſich aber nirgends, weder in Frankreich, noch in Polen.

Ein und dreißigſter Brief.

Soweit der Ueberblick über uns und unſere Lage vor der Belagerung von Mainz: jezt zum Ueberblick über Mainz und die Neufranken!

Mainz hat von Natur eine ſehr vortheilhafte Lage zum Handel; denn es liegt an zwey beſchiffbaren Flüſſen — dem Rhein und dem Main. An Handlungs-Materialien fehlt es dieſer Stadt auch nicht, wegen der herumliegenden fruchtbaren Gegend: und doch iſt der Mainzer Handel noch immer ſehr unbeträchtlich. Frankfurt hat die Vortheile der Natur weit weniger, und übertrifft dennoch Mainz an Betriebſamkeit und Wohlſtand.

Um dieß zu begreifen, muß man wiſſen, daß in Mainz zu allen Zeiten Pfafferey, Jeſuiterey und Intoleranz zu Hauſe waren. Die Proteſtanten wurden gedrückt und verfolgt, man verſagte ihnen eine freye Religionsübung, und litt in dieſer erzorthodoxen Stadt nicht einmal proteſtantiſche Handwerksburſche. Der Adel und das Domkapitel ſahen ihren Vortheil bey dieſer Hildebranderey und unterſtützten ſie aus allen Kräften.

Der menſchenfreundliche und aufgeklärte Erzbiſchof, Emerich Joſeph von Breitenbach, war der erſte, der dieſem Unweſen begegnen wollte. Er ſorgte für die Verbeſſerung der Schulen, und berief einſichtige Gelehrte an ſeine Univerſität. Man kennt noch die braven Männer, Molitor und Iſenbiehl, und erinnert ſich des Schickſals beyder, beſonders des letztern. Ich weiß nicht, ob die recht haben, welche den jähen Tod des redlichen Emerichs der Jeſuiten-Kabale zuſchreiben: ſoviel iſt gewiß, daß ſie auf allerhand Art bemüht war, ihn der Volksklaſſe verhaßt zu machen. Der Kurfürſt liebte, wie bekannt iſt, den Rheingauer Wein: und dieß gab Stoff zu ſehr ſchimpflichen Anekdoten.

Nach Emerichs Tode ging alles wieder im alten Gleiſe: man ſprach zwar noch von Verbeſſerungen, ließ es aber bey Veränderungen, die nicht allemal gute Folgen hatten. Das Commerz, die Hauptſache, blieb nach wie vor.

Der Hofſtaat des jetzigen Kurfürſten koſtete ſehr viel: viel Geld verging zu den Penſionen, welche dieſer Herr reichlich austheilt. Dieß zog Vermehrung der Auflagen nach ſich. Die Mainzer murrten darüber, ſie beklagten ſich aber vergebens.

Der Mainzer Adel iſt ſehr zahlreich. Er beſitzt viele Güter, iſt aber ſelten reich. Obendrein ſind die meiſten Familien ſtark verſchuldet. Dieſer Adel hängt, wie jeder Stiftsadel, durch Verwandtſchaft, Wahl-Hoffnung und anderes gleichartiges Intereſſe zuſammen: Wer einen beleidiget, hat gleich alle wider ſich. Aus dem Adel werden

den die Domherren gewählt; und dieſe haben, wie man weiß, den größten Einfluß auf die Regierung und das Commerz.

Auf dieſe Art war es jedem Mainzer-Edelmann leicht, zu necken, wen und wie er wollte. Klagte jemand, ſo wuſch die eine Hand die andere: und der Bürgerliche hatte Unrecht. Die Adlichen, welche Geld brauchten, borgten bey den begüterten Bürgern und zahlten ſchlecht. Die Handwerksleute hatten immer Arbeit für den Adel; aber bezahlt wurden ſie ſelten. Das ſind Thatſachen, welche in und um Mainz jedermann bekannt ſind. Was iſt aber ein Haufen privilegirter Müßiggänger im Staate, welche immer auf Unkoſten Anderer ſchwelgen, und dem fleißigen Bürger den Ertrag ſeines Fleißes vorenthalten, anders, als wahre Schwächung des Staates ſelbſt?

Unter dieſen Umſtänden waren den Mainzern die neufränkiſchen Ideen recht, vorzüglich die über die Abſchaffung des Adels. Alſo auch hier lag der Grund von der erfolgten Umkehrung der Dinge urſprünglich an den Großen. *) Die Mainzer Bürger ſpra-

---

*) Viele der Großen glauben dieß nicht und wähnen, es liege an den Kleinen. Sie treffen daher Vorkehrungen, die das Uebel nur ärger machen und eine wahre Satyre auf ihren Kopf ſind. Sie werden dadurch lächerlich und verächtlich: und was gilt dann ihr Anſehn? Um ihre Regierung zu unterſtützen, wählen ſie Mittel, die dieſelbe gerade untergraben. Es iſt doch immer fatal, wenn die Vorſteher der Völker ihre Kurzſichtigkeit durch widerſinnige Verfügungen öffentlich documentiren und es thatſächlich wahr machen, daß ſie dem eigentlichen Zweck jeder Menſchenregierung ſchnurſtracks entgegen-

ſprachen daher öffentlich für die Neuerung in Frankreich, und wurden erbittert über die Begünſtigung der Emigrirten in ihrem Bezirk. Um dieß zu unterdrücken, zog man

genrennen. — Ein Dalberg ſind freilich von den Großen wenige, aber eben darum ſollten ſie das um ſo mehr benutzen, was ſie ſeiner Einſicht, Wahl und Patriotiſmus zu danken haben, ich meyne die Vorſchläge in der Schrift: Ueber die Erhaltung öffentlicher Ruhe in Deutſchland und andern Staaten. (Erfurt bey Keyſer, 1794.) Hier findet man eine reichhaltige Staats-Apotheke, die gewiß die angemeſſenſten Rezepte enthält, um die graſſirenden Regierungskrankheiten mit Erfolg zu heilen. Hienach praktiſirt ihr politiſchen Pfuſcher und Quackſalber, und ihr ſollt ſehen, es wird beſſer werden! —

einige Lautſprecher zur Verantwortung. Dieß erbitterte noch mehr.

Was die hohe Drohſprache der Manifeſte noch zurückhielt, brach endlich aus, als alle Zeitungen und Briefe den verfehlten Erfolg derſelben beſtätigten. Dieß hielten die Mainzer für den Zeitpunkt, auch ſich von der Tyranney des Adels loszureißen. Selbſt einige Edelleute, vielleicht Feinde der höhern Regierung, ſollen unter der Hand mit den Bürgern einſtimmig geweſen ſeyn. Geheime Unterhandlungen mit den Neufranken auf der Grenze ließen ſich auch pflegen: und ſo iſt das Räthſel gelöſet, warum Cüſtine bloß unter einem Scheinwiderſtand die Feſtung Mainz bezog und dort als Befreyer verehrt wurde, wie ehedem Saladin in Paläſtina.

Nun änderte ſich in Mainz alles. Der Kurfürſt, die Regierung und der Adel waren entwichen. Hiedurch entſtand eine Art von Anarchie. Cüſtine, ein Mann von einnehmender männlicher Beredſamkeit, überzeugte die Mainzer bald von der Vortrefflichkeit des Regierungsſyſtems der Neufranken, und man machte Anſtalten, dieß auch für Mainz und deſſen Bezirk einzuführen. Was Nepos von Miltiades ſagt, galt auch hier von Cüſtine: erat inter illos auctoritate regia, quamvis carebat nomine — er hatte königliches Anſehn, wenn gleich nicht den Namen.

Um die Gemüther entweder vorzubereiten oder noch mehr zu feſſeln, ließ Cüſtine allerhand kleine Schriften unter das Volk austheilen, deren einige nicht wenig wirkten, z. B. der Bürgerfreund. Die ſätze der Freyheit und Gleichheit waren hier auf eine Art erklärt, daß ſelbſt unbefangene, denkende Männer ſtuzten, und das neufränkiſche Syſtem für Mainz begünſtigten.

Nach dieſem Syſtem ſollte Mainz als der Mittelpunkt oder die Mutter der deutſchen rheiniſchen Freyheit betrachtet werden, oder beydes vielmehr ſeyn. Es wurde daher hier ein großer Volksrath errichtet, bey dem ſich alle andere Municipalitäten oder kleinere Einrichtungen in Städten und Dörfern Raths erholen könnten. Daß alles dieß ſehr durchdacht war, liegt am Tage.

Alle Städte und Dörfer am Rhein waren auf dieſe Art mit dem Mainzer Klub verbunden. Dadurch wurde nicht nur die Einheit dieſes Syſtems erhalten, ſondern die Neufranken, welche Mainz inne hatten, und alſo den Mainzer Klub dirigirten, behielten immer den ſtärkſten Einfluß auf alle Ländereyen und deren Einrichtung und Regierung zwiſchen dem Rhein und der Moſel.

Um die Einwohner der dortigen Gegenden noch mehr für dieß Syſtem zu gewinnen, verſprach Cüſtine im Namen des National-Convents zu Paris: nicht eher Frieden mit Oeſtreich und Preußen einzugehen, bis beyde Mächte Mainz und die davon abhängenden Städte und Dörfer als eine unabhängige freye Provinz anerkannt und erklärt hätten.

Auch reiſete er in der Rheingegend herum, und als er bey der Erforſchung der Gemüther fand, daß der größte Theil der Rheinländer für die neue Einrichtung der Dinge geſtimmt war, machte er Anſtalt, in jeder Stadt, wie in jedem Dorfe eine Municipalität zu errichten. Es kamen Commiſſarien von Mainz, in deren Hände die Leute ſchwören mußten. Die Formel des Eides hieß: „Ich ſchwöre, den Grundſätzen der Freyheit und Gleichheit treu zu ſeyn.„

Das war zwar alles, allein es begriff gar viel. Es enthielt im Sinn der Neufranken Befreyung von aller willkührlichen Regentſchaft nach Geburtsrecht u. dgl. Wer alſo den Schwur ablegte, verſprach eben durch ihn, ſeine bisherige Obrigkeit, Fürſten, Grafen, Biſchof, Edelmann und deren Räthe und Verordnungen nicht mehr zu achten, nicht mehr Abgaben an ſie zu entrichten, ihnen nicht mehr zu frohnen und was der Verbindlichkeit dieſer Art mehr iſt. Gleichheit -- gab jedem gleiches Recht, gleichen Anſpruch an den Laſten und Vortheitheilen der Geſellſchaft, hob alſo Geburtsrecht, Adel, Familien-Privilegien u. ſ. w. auf.

Dieß Schwören ging vorzüglich im Jänner 1793 vor ſich, fand aber beynahe überall ſehr heftigen und anhaltenden Widerſpruch — nicht aus Abneigung vor Freyheit und Gleichheit, auch nicht aus Scheu vor dem Eide, ſondern aus Mißtrauen auf Cüſtines Wort und die Conſiſtenz dieſer Dinge. Die Preußen und Heſſen waren im Begriff, dieß Weſen zu hemmen, es mochte koſten was es wollte: gelang dieß über kurz oder lang, ſo ſtand Mancher auf dem Sprung. Alſo die Furcht vor einem Todesſprung oder etwas dem ähnelnden hielt von dem Schwören ab, und lehrte widerſetzen.

In Mainz widerſezte ſich vorzüglich die Kaufmannſchaft und die Geiſtlichkeit: beyde hatten dereinſt das meiſte zu verlieren. Aber was halfs? Ein großer Theil der Bürger ſchwor dennoch, und die Wahl der Municipalbeamten ging vor ſich. Die Beſtandtheile des Mainzer-Clubs waren Georg Forſter, die beyden Profeſſoren Hoffmann und Metternich, der Vicar Rompel, Kaufmann Caracciola, Herr Lutze, Meuth, Prof. Böhmer, Hr. Stamm und noch eine große Menge anderer.

Denen, welche widerſprachen, wurde eine gewiſſe Zeit zur Ueberlegung eingeräumt: widerſprachen ſie noch nach deren Verlauf, ſo mußten ſie auswandern, und dieß mehr auf Betrieb der Mainzer Clubiſten, als der Neufranken. Die Clubiſten quälten die

Leute bis aufs Blut, ſchalten ſie Pfaffenknechte, Sklaven, ariſtokratiſche Hunde, Vaterlandsverräther u. dgl. Dieß war im höchſten Grade unmenſchlich! Es hieß die Freyheit auf Koſten der Freyheit tyranniſiren. Sie zogen ſogar die Güter der Ausgewanderten ein, mißhandelten deren Weiber und Kinder, bis endlich die Neufranken ſelbſt Einhalt thaten. Daher die Wuth der ausgewanderten Mainzer gegen die Clubiſten nach der Uebergabe ihrer Stadt.

Auf den Dörfern, wo ſie als Commiſſarien den Eid aufnahmen, machten dieſe Herren es nicht beſſer. Ueberall Zwang, Mißhandlung und Plünderung. Die Mainzer Clubiſten waren alſo diejenigen, welche durch ihr tyranniſches Betragen das Gefühl der Menſchen empörten, und der Verbreitung des neufränkiſchen Syſtems in den angränzenden Gegenden mehr ſchadeten, als das Syſtem und die Neufranken ſelbſt.

Zwey und dreißigſter Brief.

Hofrath Ruehl, welcher ehedem dem Fürſten von Leiningen-Hartenburg oder Dachsburg lange gedient hatte, begab ſich, des Privatlebens müde, von Straßburg nach Paris, nahm Antheil an den öffentlichen Geſchäften der Nation und rächte ſich hier an dem Herzog von Zweybrücken auf eine höchſt grauſame Art.

Dieſer Mann, deſſen Charakter man zum Theil aus dem dritten Bande der Bahrdtiſchen Biographie kennen wird, iſt ein Mann von vielen Kenntniſſen, von ausgeſuchter Beleſenheit und von unglaublichem Fleiße. Dabey beſitzt er einen Ehrgeiz, dem er alles, ja ſich ſelbſt aufopfert. Daher iſt er unverſöhnlich nach der geringſten Beleidigung, und würde, wie Butler, der Verfaſſer des Hudibras, von ſich ſelbſt ſagt, noch am jüngſten Tage mit all ſeiner Rachſucht auferſtehen.

Und dieſer Ruehl war — ich erfuhr nie recht, wie — vom Herzog zu Zweybrücken gekränkt worden. Um ſich zu rächen, brachte er es durch wiederhohlte Anklagen bey dem National-Convent dahin, daß einige neufränkiſche Truppen in der Rheingegend Befehl erhielten, den Herzog und ſeine Familie aufzuheben, und deſſen Schloß auf dem Karlsberg zu zerſtöhren.

Die Truppen gehorchten, ehe ſie aber die Wohnung des Herzogs erreichten, entſchlüpfte dieſer, noch zu rechter Zeit gewarnt, des Nachts mit ſeiner Familie nach Rohrbach ohnweit Heidelberg. Dieß kränkte den abgeſchickten Haufen, und aufgebracht über ſeine verfehlte Abſicht, zerſtöhrte er das Schloß, und behandelte nachher die Zweybrücker, wider die bisherige Gewohnheit der Neufranken, beynahe ohne Unterſchied hart und feindlich. Hierüber ſtuzten alle Nachbarn, und verwünſchten Cüſtine mit ſeinem Syſtem nach dem Brocken.

Dieſe Abneigung gewann an Stärke und Verbreitung durch die Warnungen der Bigoten und Prediger, denen die kirchliche Irreligioſität der meiſten Neufranken reichhaltigen Stoff dazu darboth. Sonderbar war es, daß eben dieſe Irreligioſität von intoleranten Proteſtanten und Katholiken benuzt wurde, den Religions-Haß gegenſeitig mehr anzufachen. Die Neufranken, hieß es bey dieſen in Kirchen und Häuſern, ſind gekommen, den Proteſtantismus uns mit Gewalt aufzudringen; und bey jenen — den Katholicismus. Dieß öffnete die Rüſtkammer der polemiſchen Armatur und verbitterte von neuem den ohnehin ſchon längſt gegenſeitig argwöhniſchen gemeinen Haufen gegeneinander, noch mehr aber gegen die Neufranken.

Daß dieſes der Fortpflanzung des Freyheits- und Gleichheits-Syſtems ſchadete, liegt in der Sache. Die Lebensart der meiſten von dieſen freyen und gleichen Herren trug ebenfalls viel dazu bey. Ich habe im erſten Pack dieſer Briefe die Sitten ihrer

Emigrirten getadelt, kann aber auch die der meiſten Patrioten hier nicht loben: dazu waren ſie zu unmäßig im Genuß des Weins und der ſinnlichen Liebe. Selbſt ihr Heerführer war, wie man ihn allgemein beſchuldigte, ein ungenügſamer Freund vom ſtärkſten Rheinwein und ſchleppte ſich in Mainz mit der Frau eines angeſehnen Mannes als ſeiner erklärten Mätreſſe.

Wie der Herr General es trieb, ſo trieben es die meiſten ſeiner Untergebnen. Das Frauenzimmer in den Rheingegenden kennen wir zwar als eben nicht ſehr ſpröde, beſonders in den vornehmern Cirkeln: allein an die rohe Lebensart der meiſten neufränkiſchen Extravaganten ſtießen ſich beynahe alle: Und auch hiedurch gerieth ſelbſt das, weswegen ſie da waren, in Verachtung.

Ferner zeigten ſie überall eine herabſezende Art von Superiorität, und ſpöttelten über die Sitten und die Sprache der Deutſchen: Und dieß darf man nur thun, um ſich bey einem Volke verhaßt zu machen.

Endlich hatte das alte Frankreich, vorzüglich zu Ende des vorigen Jahrhunderts, den Rheinländern zu arg mitgeſpielt, als daß der angeerbte Haß den neuen Gäſten hier und da nicht hätte hinderlich fallen ſollen.

Was aber die allgemeine Annahme des Cüſtineſchen Syſtems mit der Zeit am kräftigſten zurückhielt, war die Annäherung der deutſchen Kriegsvölker. Die Neufranken waren von Frankfurt zurückgedrängt und bey Hochheim überrumpelt worden: und hieraus folgerte man das Aehnliche für ſie.

in Mainz, Speier und anderwärts. Jeder konſequente Kopf hielt alſo ſeit dieſer Zeit an ſich; und ſo ſehr auch Tauſende dem neufränkiſchen Syſtem gewogen waren, ſo gefährlich hielten ſie es doch jezt, ſich für daſſelbe zu erklären, oder ihm ferner thätig anzuhängen.

Der gemeinſamen Wirkung aller dieſer Umſtände hat Deutſchland es demnach zu danken, daß ihm eine ſeiner ſchönſten Provinzen bis jezt noch nicht abgefallen oder entriſſen iſt. Hätten aber die Neufranken und Mainzer Clubiſten die Rheinländer anfänglich glimpflicher, ſchonender und konſequenter behandelt, und wären ſie ſelbſt Muſter des ächten Freyheits- und Gleichheits-Syſtems geweſen: ohne Zweifel wären die Rheinländer troz aller einzelnen Hinderniſſe ihnen endlich nach und nach alle beygetreten. Hätten ſie nun obendrein National-Truppen gebildet, oder wären ſie von Frankreich aus thätiger ununterſtützt werden: was hätten die Deutſchen Kriegsvölker gegen ſie vermocht?

Daß meine Aeußerung mehr ſey, als bloße Vermuthung, verſicherten mich die anſehnlichſten Männer am Rhein und in der Pfalz, und Männer, die an der neufränkiſchen Proſelyterey gar keinen Antheil genommen hatten. Ich forſchte den Gründen ihrer Verſicherung nach und fand ſie wahr. Die deutſchen Unterthanen am Rhein haben ſchon ſehr lange, oft und laut über die Bedrückungen und Laſten geklagt, womit ſie von ihren Obrigkeiten belegt wurden. Man denke an die vielen Proceſſe, welche dieſe Leute ſeit einem Jahrhundert mit ihren Herrſchaften geführt haben! Beynahe alle Städte und Dörfer haben ihre Herren zu Wetzlar verklagt; und in Wetzlar wird nach dem verſtockten Gang der daſigen Juſtiz wenig ausgemacht. — Die Religionsbeſchwerden nehmen kein Ende, ſo traurig es auch iſt, ſich in unſern Zeiten noch wegen Buchſtaben und Prieſtergrillen zu verfolgen.

Die Proteſtanten machen zwar den beträchtlichſten Theil der Einwohner hier zu Lande aus; allein die Obrigkeit iſt katholiſch, und ſo werden die armen Ketzer aufs unverantwortlichſte geneckt und gedrückt. Man ſehe nur die Nova acta Hiſtoriae eccleſiaſticae durch, und man wird erſtaunen. Das Corpus Evangelicorum iſt wie für nichts: die Heiligkeit der Verträge beugt ſich vor der herrſchenden Parthey, und ſo gehts auf ſich Hildebrandiſch auch hier.

In der Pfalz überſteigt dieſe päpſtelnde Religionsmaſchinerei allen Glauben: im Biſtum Worms und Mainz nicht minder: ebenfalls in der Ritterſchaft, im Gräflichen hin und wieder: kurz, die dortigen Unterthanen haben die gerechteſte Urſache, ſich eine andere Regierungs-Verfaſſung und Verwaltung zu wünſchen.

Warum ſie dieſelbe jezt nicht ergriffen, wiſſen wir aus dem vorigen. Wäre es geſchehen, ſo ward die dortige Gegend ein neues Departement von Frankreich: das Intereſſe von da und hier verſchwiſterte ſich gegenſeitig: Mainz ward, wie ehedem Rom, die Gentium Dea am Rhein: die neufränkiſche Demokratie im Großen war die Ernährerin einer deutſchen Demokratie im Kleinen; und, ohne die Neufranken hier zu beſiegen, war es nicht möglich, die fernern

Folgen der Revolution von Deutſchlands Gränzen wegzubannen.

Leicht war dieß ſchon ohnehin nicht. Außer Mainz beſaßen die Neufranken noch mehr Städte herauf: bey Trier ſtanden ſie zahlreich; ſo auch am Moſelſtrohm. Hiedurch konnten ſie die Communikation der Oeſtreicher und Preußen hemmen. Die Päſſe nach Speier waren mit Schanzen gedeckt: Mainz hatte die Zufuhr nach der Pfalz nach dem Elſaß und nach allen jenſeits dem Rhein gelegenen Ländern offen: an Fortdrängen oder Aushungern war alſo ſobald nicht zu denken, noch weniger an Ueberrumpeln oder ſich Ergeben durch Verrätherey.

Cüſtine konnte auf die Tapferkeit und Treue ſeiner Truppen rechnen. Er beſoldete ſeine Leute gut und ordentlich: jeder erhielt täglich 15 Kreuzer, alſo 9 Kreuzer mehr als der Preuße. Dabey bekamen ſie Fleiſch und andern Proviant ſehr regelmäßig. Noch kurz vor Mainzens Belagerung hatte er alle Mondirungsſtücke ſeiner Armee verbeſſern und neue an die Stelle der zerrißnen und unbrauchbaren ſchaffen laſſen. Nun noch die Erbitterung über die Manifeſte! — —

Doch ich würde zuweit gerathen, wenn ich mich hier über alles Einzelne verbreiten wollte, was es erſchwerte, die Neufranken aus ihren gefaßten Poſten zu verdrängen und dadurch die Folgen und die fernere Anſteckung ihrer Revolution in Deutſchland zu verhüten. Ueberhaupt muß ich manche Begebenheiten, Aktenſtücke, Winke u. dgl. bis zur Herausgabe der verſprochnen Launen, Bemerkungen und Geſpräche — liegen laſſen, und vor der Hand jeden auf dieſe verweiſen, dem meine Darſtellung hier und da nicht Licht oder Haltung genug zu haben ſcheint. Ich habe jezt bloß das aufgeſtellt, was zur Einſicht und Beurtheilung ſo mancher ſonderbaren Begebenheit durchaus dient und ohne welches vieles in der Folge unbegreifbar bleiben würde.

Drey und dreißigſter Brief.

So war alſo die Lage der Dinge bey uns und den Neufranken am Rhein den Winter hindurch 1792 — 1793. Jezt muß ich das erzählen, was zwiſchen uns und ihnen bis zu unſerm Ausbruch im Frühling vorfiel.

Das erſte, was der Herzog von Braunſchweig unternehmen ließ — ſagte ich oben — war, gute Schanzen und Blockhäuſer in der Gegend von Caſſel zu errichten. Dieß war nothwendig, den Feind auf den erſten Fall abzuhalten.

Von Hochheim ſtanden wir anfangs bis auf eine Stunde, und dieß wieder aus Furcht vor einem Ueberfall der Neufranken. Dieſe waren freilich in Hochheim nicht einquartiert, ſondern ſchickten nur ſtarke Piquets dahin; indeſſen wäre es doch unvorſichtig geweſen, ohne nähere Erkundigung des Terrains näher an den Feind vorzurücken. Auch konnte man den Einwohnern in Hochheim nicht ganz trauen.

Endlich erfuhren wir durch Spione, daß die Neufranken ihre Piquets täglich verſtärkſtärkten, und Anſtalt träfen, auch bey Hochheim Schanzen aufzuwerfen. Es war alſo hohe Zeit, ihnen zuvorzukommen und ſie von da zu verdrängen. Dieß geſchah, wie wir wiſſen, früh Morgens den 6ten Jänner. Uns koſtete dieſer Angriff 3 Todte und 7 Verwundete. Der Verluſt des Feindes an Todten und Verwundeten war gleichfalls ſehr unbeträchtlich, deſto mehr aber büßte er ein an Gefangnen. Die guten Leute ſahen ſich überrumpelt, und gleich nach dem erſten Abfeuern unſrer Kanonen verkrochen ſie ſich vor paniſchem Schrecken hie und dahin, beſonders in die Kirche, woraus man ſie denn führte, wie Rekruten aus einem Ordonanzhaus.

Hochheim war für uns wirklich ein Platz von groſſer Wichtigkeit: von da aus konnten wir den Feind genau beobachten, konnten jeden Ueberfall durch gute Beobachtung verhindern, und der Feind war nicht weiter im Stande, das Geringſte von unſern Anſtalten zu bemerken. Außerdem konnte jezt alle Communication der Bauren und anderer Leute mit der Beſazung in Caſſel und Mainz verhütet werden, folglich auch Auskundſchaftung und Verrätherey. Es wurde daher Hochheim nicht nur beſezt, ſondern man errichtete hier obendrein Blockhäuſer und warf Schanzen auf, um jeden Ausfall aus Caſſel zu vereiteln.

Der Dienſt unſerer Leute wurde hiedurch freilich erſchwert: denn da ſie immer nach Hochheim und in die herumliegenden Blockhäuſer Commandos geben mußten, ſo blieb ihnen nicht viel Zeit zum Ausruhen übrig. Die wenigen Ausfälle, welche die Neufranken auf der Seite bey Hochheim wagten, wurden jedesmal zurückgetrieben; aber deſto eifriger beſchäftigten ſie ſich mit der Beſchießung des Schloſſes Bibrich und einer nicht weit davon entfernten Mühle. In Bibrich nämlich hatten unſre Leute ein Piket, welches die Neufranken wiſſen mochten. Sie ſchoſſen alſo von einer Rhein-Inſel, wo ſie Blockhäuſer angelegt hatten, ſehr ſtark auf dieſes ſchöne Schloß und andere daran ſtoßende Gebäude, wie auch nach einer Mühle in der Nähe, waren aber niemals geſchickt oder glücklich genug, einen Brand anzuzünden.

Der Prinz von Hohenlohe, welcher in Wallau, ohnweit Bibrich ſein Hauptquartier hatte, antwortete den Neufranken oft mit Kanonen, hatte aber auch wegen ihrer guten und feſten Verſchanzungen das Glück nicht, ihnen eine Beſchädigung zuzufügen.

Die Vorpoſten und Vedetten benahmen ſich oft feindlich gegeneinander, beſonders wenn braune Huſaren dabey waren; oft aber behandelten ſie ſich wie Brüder: ſprachen und gingen vertraut miteinander um, tranken ihren Schnapps gemeinſchaftlich und rauchten in guter Ruhe ihr Pfeifchen beyſammen. Dieſes wurde zwar von Zeit zu Zeit ſcharf verboten, es unterblieb aber nicht, weil man es nicht jedesmal bemerken konnte, und es für rathſamer hielt, etwas nicht zu beſtrafen, das eben darum weit ärgere Folgen hätte haben können. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß die Neufranken ſich gern mit unſern Leuten einließen, wovon man weiterhin Beyſpiele finden wird; aber von den Oeſtreichern und Heſſen wollten ſie nichts wiſſen. „Preuß, ſagten ſie, iſt toujours brav Mann; abber Kaiſerlik und Heß tauk ſick nix.“

Jenſeits des Mains befanden ſich anfänglich von unſrer Seite keine Völker: denn man vermuthete nicht, daß die Neufranken dahin kommen würden. Allein nachdem man merkte, daß ſie ſich des Rheins bedienten, um allerhand Geräthe und Lebensmittel aus ihrem Magazin zu Worms nach Mainz hinzuſchaffen, ſo erhielten die Darmſtädter den Auftrag, den Rheinfluß zu beobachten, und hatten das Glück, einige feindliche Schiffe mit Schuhen, Leder u. dgl. zu erwiſchen.

Dieß brachte die Neufranken auf, um ſich zu rächen und den Darmſtädtern wieder Abbruch zu thun, beſchoſſen ſie Ginsheim, ein Dorf am Rhein, und würden daſſelbe vielleicht ganz zerſtöhrt haben, wenn nicht zur rechten Zeit die Darmſtädter und beſonders unſre Truppen, herbeygeeilt und ſie an ihrem Vorhaben gehindert hätten. Die Rhein-Inſeln blieben indeß noch immer in ihrer Gewalt, und ſie ſezten von da aus ihr Kanoniren zwar fort, ſchadeten uns aber wenig.

Bey **Manheim** hatten die Neufranken ſchon im vorherigen Herbſt fürchterliche Schanzen aufgeworfen, allein ohne alles weitere, um über dieſen wichtigen Ort Herr zu werden. Die Möglichkeit dazu läßt ſich wohl nicht beſtreiten, und ich ſehe nicht ein, warum ſie dieſelbe nicht benutzten. Genug, die Schanzen blieben leer: bis die Pfälzer es für gut fanden, ſie abzuführen.

Die Neutralität des Kurfürſten von der Pfalz konnte ſie gewiß nicht abhalten, Manheim zu beſetzen; denn ein Fürſt mag immer neutral ſeyn, ſo kann doch dieß, nach dem

Herkommen unſers Kriegsrechts, die zuerſtkommende kriegende Parthey nicht abhalten, in ſeinem Lande alles zu benutzen, was er zum Nachtheil des Feindes benutzen kann, folglich auch nicht, die feſten Oerter, Päße u. dgl. in ſeinem Gebiete zu beſetzen, alle Zufuhr zum Feinde zu hindern und die Einwohner zum Schanzenmachen und andern Kriegsarbeiten zu zwingen. So wenigſtens hält es die ältere und neuere Praxis des Kriegsrechts.

Die Neufranken hatten auch in der That bewieſen, daß ſie dieſe Praxis zu benutzen wußten: denn ſie hatten Creuznach, Stromberg, Oppenheim und andere Oerter in der Pfalz beſezt, alle Uebergänge über den Rhein geſperrt und die Pfälzer gezwungen, für ſie zu ſchanzen u. ſ. w. Warum ſie alſo nicht auch Manheim in Beſitz genommen haben, bleibt mir ein Räthſel.

Vor unſerer Zurückkunft aus der Champagne hatten ſie gewiß Truppen genug dazu. Oder ſollte es wahr ſein, daß der National-Convent aus einer gewiſſen politiſchen Delikateſſe dem Cüſtine ausdrücklich befohlen hätte, Mannheim aus beſonderer Achtung gegen den Kurfürſten von der Pfalz zu ſchonen?

Inzwiſchen lieſen aus den Ländern am Niederrhein, von Achen und Maſtrich, aus den Gränzen an Weſtphalen und den Gegenden an der Schelde allerley ungünſtige Nachrichten über das gewaltſame Vordringen der Neufranken ein, und ſchlugen den Muth unſrer Truppen von neuem nicht wenig nieder. Eben ſo ging es mit der Nachricht über den Einfall der Convents-Krieger in Italien. Das Murren darüber hätte beunruhigende Folgen haben können, wenn nicht zugleich die beruhigende Nachricht mit eingelaufen wäre, daß von unſrer und der Oeſtreicher Seite Vorkehrungen getroffen würden, um den Neufranken das weitere Vordringen nachdrücklicher zu erſchweren, ja, ſie ganz wieder bis auf ihr Gebieth zurückzudrängen.

Unſer König ſah nämlich ein, wie der Kaiſer, daß ſie weit mehr Völker herbeyſchaffen und gebrauchen müßten, wenn ſie im nächſten Feldzuge mit mehrerem Glücke gegen Neugallien kriegen wollten. Sie ließen daher mehrere Regimenter aus ihren Ländern an den Rhein vorrücken, welche auch noch im Winter größtentheils eintrafen. Die Oeſtreicher nebſt einem Corps von uns bezogen hierauf die Niederlande, und dieß unter dem Oberbefehl des Prinzen von Coburg auf der öſtreichiſchen Sei-

Welke, und des Herzogs Friedrich von Braunſchweig auf unſerer. Dieſer edle, liebenswürdige Fürſt ſah ſich aber bald genöthigt, nach Berlin zurückzukehren, indem ſein ſchwächlicher Körper es ihm verſagte, auch hier ſeinen großen und ſtarken Geiſt zum Beßten ſeines Königs und Deutſchlands patriotiſch anzuwenden.

Noch mehr beruhigten ſich unſere Leute, als ſie vernahmen, daß auch Holland, England, Spanien und Savoyen ſich gegen Neufrankreich rüſteten. Nun, meynten ſie, müßte der Krieg bald entſchieden werden, und ſie würden alsdann ihre Garniſonen wieder ruhig beziehen können. Hierüber entſtanden freilich oft ernſthafte Debatten, indem die einſichtigern und erfahrnern Krieger den Mutterſöhnchen widerſprachen und ihnen das Beyſpiel des alten Fritzen vorhielten, der auch im ſiebenjährigen Kriege mit den Potentaten der halben Welt zu kämpfen gehabt hätte, und doch ſie alle bezwungen, aber erſt — nach ſieben Jahren. —

Debatten von der Art waren immer der Stoff zu meinen Winken und Bemerkungen, vorzüglich im dritten Pack. Sie verrathen den Ton der Gemüther und den Geiſt der Denkungsart unter den Truppen, den man freilich nicht gehörig lenken und benutzen kann, bevor man ihn nicht glimpflich nach den Regeln der Logik und Pſychologie aufgefunden hat. Militäriſch-Vorgeſetzte können das ohne zuviele Herablaſſung nicht; aber Feldprediger könnten es ganz ſchicklich, und dieß nur bey Privatunterredungen mit verſammelten Haufen auf den Wachen, in dem Gezelte, bey Marketendern u. ſ. w.

Freilich fehlt es manchem Hn. Feldprediger an dem Geſchicke dazu, und das Scheviâ examinis gewiſſer Neulinge möchte wohl auch von der Art nicht ſeyn, ihnen daſſelbe zu verſchaffen. Auch findet mancher Hr. Befehlshaber es compendiöſer, ſeine Leute bloß phyſiſch zu behandeln; aber daher kömmt es denn, daß es bey mißlichen Lagen im Innern wüthender kochet, und nicht ſelten gefährlich aufbraußt. Beyſpiele ſollen dieß zu ſeiner Zeit beſtätigen.

Vier und dreißigſter Brief.

Wie es mit unſrer ganzen Geräthſchaft, Wägen, Zeltern, Schuhen — mit uns ſelbſt und unſrer Kleidung — mit den Pferden und deren Geſchirr — nach dem Feldzuge in der Champagne geſtanden habe, zeigten die vorhergehenden Berichte ausführlich. Die Gutmüthigkeit unſers Königs und ſeine väterliche Fürſorge fand hier ein weites Feld, ſich in ſeiner ganzen Größe auszubreiten, wenn gleich auf Koſten mehrerer Millionen. Ehe der Winter verging, waren die vortrefflichſten Anſtalten getroffen, alles verdorbne oder verlohrne Geräthe, nebſt allem, was zu unſrer Bekleidung und Bewaffnung gehörte, herbeyzuſchaffen, und unter die Regimenter zu vertheilen. Ganze Koppeln Pferde für Reuter, Huſaren und Geſchütze, nebſt Fuhren mit Mondirungsſtücken, Satteln u. dgl. kamen unaufhörlich an, und wurden gleich an die Behörde abgegeben.

Man kann ſich leicht vorſtellen, welche ungeheure Summen hiezu erforderlich waren! Gewiß, Friedrich, der Große hat zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges auf An-

Anſchaffung und Ergänzung des Feldgeräthes in allen ſieben Jahren wohl nicht ſoviel verwendet, als unſer jetzige König auf eben das in einem einzigen Jahre und dieß bey einer weit kleinern Armee. Und daraus ergiebt ſich, außer anderm, augenſcheinlich, wie ſehr großen Schaden der jetzige Krieg dem Schatze der mitkriegenden Fürſten zufügt! Wohl unſerm König, daß die weiſe Staats-Oekonomie ſeines Vorgängers ihn in den Stand ſetzte, alles gehörig wieder herbeyzuſchaffen und in kurzer Zeit die ganze Armee wieder in mobilen Zuſtand zu verſetzen!

Was bey uns geſchah, geſchah zu gleicher Zeit auch bey den Heſſen: bey den Oeſtreichern aber erſt ſpäterhin. Und nun hätte man ſehen ſollen, wie der größte Theil der Leute mit der erneuten Mondirung auch gleichſam ihren Muth erneuten! Da war größtentheils alles vergeſſen und vergeben! Da hätte man ſie getroſt bis ans Ende der Welt führen können! Wahrlich, der größte Theil der Soldaten iſt wie die Kinder: eine gegenwärtige angenehme Kleinigkeit macht ſie alles vergangne und zukünftige Unangenehme überſehen. Schade, daß dieſer ihr kindiſcher Zuſtand, wie jeder, der von Empfindung abhängt, nur gar zu bald beym erſten Mangel oder Druck in den entgegengeſetzten übergeht und den lauten Jubel in ein dumpfes Murren verwandelt. Männer, die nach Grundſätzen der Erfahrung dachten, blieben ſtill und ſchmunzelten mit einem Achſelzucken über das Benehmen dieſer Kinder in Mannsgeſtalt.

An Mannſchaft fehlte es uns nicht minder: vor allen Dingen mußte alſo für Rekrutirung geſorgt werden. Der Abgang bey den Regimentern war zu groß, als daß man für ihren Erſatz nicht aufs ernſtlichſte hätte ſorgen ſollen. Was ſollte man mit Regimentern ausführen, welche kaum zur Hälfte vollſtändig waren!

Seit dem Tode Friedrichs des Zweyten iſt bey unſerm Militär die Einrichtung gemacht worden, daß jedes Regiment und jedes Füſelier-Bataillon ſein Dèpot hat. Bey dieſem Depot werden zur Kriegszeit die Rekruten geübt, und immer die alten oder ſchwachen Soldaten, welche nicht mehr ordentlich dienen können, gewiſſer Maßen verſorgt: auch werden alte, ausgediente oder ſchlottrige Offiziere und Unteroffiziere dahin verſezt. Daß ſie außerdem manchen verdienſtvollen und durch vieljährige Erfahrung gewitzigten und abgekühlten Mann enthalten, lehrt die Erfahrung.

Dieſe Einrichtung iſt an ſich recht gut, wenn nur die Abſicht unſers Monarchen jederzeit und überall dabey erreicht würde. Dieß ſoll aber nicht immer und nur hier und da der Fall ſeyn. Die Hauptleute beklagen ſich ſehr laut, daß die bey den Depots geübten Rekruten gewiſſe Manieren annehmen, welche ihnen durchaus nicht behagen. Auch gewöhnen ſie ſich bey dem Exerciren im Kleinen eine Exerzierart an, die ihnen hernach beym Exerciren im Großen bittre Erinnerungen zuzieht.

Dieß geht ganz natürlich zu. Die Aufſeher über das Exerciren bey den Depots ſind entweder zu alt, oder zu nachläſſig, um jede Uebereinſtimmung im Kleinen geſchwind und genau zu bemerken: Fallen alſo Fehler im Kleinen vor, ſo werden ſie nicht entdeckt, und der Fehlende wird keines Beſſern belehrt,

lehrt. Dieß iſt oft der Fall von Seiten der Hauptleute.

Die Unteroffiziere, die den Neulingen das Exerciren zuerſt beybringen, ſind meiſt alt, dürftig oder plauderhaft. Das Alter hindert ſie am genauen Vormachen: die Dürftigkeit verleitet ſie, Geſchenke von Bauerkindern anzunehmen, und macht ſie gegen dieſe bey Fehlern nachſichtig: das plauderhafte Weſen läßt ſie oft lächerlich werden, erregt zuviel Vertraulichkeit und bringt ſie um ihr Anſehn.

Dann ſind die bey den Regimentern ankommende Rekruten meiſt an Kräften durch den Marſch erſchöpft, an dem Exerciren im Großen nicht gewöhnt, und aus Furcht vor den neuen Hauptleuten, und dem Argus-Auge der vielen Achthaber zu ſehr geſpannt, als daß ein erfahrner Menſchenkenner und Freund ſeiner Untergebnen anfänglich nicht Nachſicht mit kleinen taktiſchen Abweichungen haben ſollte. Zuviel Strenge würde dieß Uebel ärger machen.

Dieſe Depots ſind nun gleichſam die Pflanzſchulen unſerer Regimenter zur Kriegszeit, und mußten daher dießmal ihre ganze Rekrutirung hergeben. Um dieſe vollſtändig und ohne Unordnung heraufzubekommen, wollte man anfänglich von jedem Regimente einen Offizier mit einem Commando Soldaten an das Depot abzuſchicken; allein man änderte dieß nachher ab, und die Rekruten mußten ſich unter Anführung einiger Ober- und Unteroffiziere ſelbſt transportiren.

Der Erfolg hat erwieſen, daß man beſſer gethan hätte, wenn man bey dem erſten

Vorhaben geblieben wäre: denn jezt haußten die Rekruten nach Belieben, und ihre Anführer mußten ſich gefallen laſſen, ſich nach ihren Launen und Einfällen huldreichſt zu fügen. Unterweges machten ſie ſich ſelbſt Quartier, ſchoſſen nach der Scheibe, beſoffen ſich, inſultirten den Offizieren, wollten nicht fort, und mußten gefahren werden, deſertirten Haufenweiſe, wie z. B. 40 bey einem Transport von 200 Mann, u. ſ. w. — Bey einem Commando wäre dieſer Unfug gewiß unterblieben.

Die ſo angekommenen Rekruten erſetzten indeſſen den Abgang bey den Regimentern noch lange nicht ganz; und ſollte der Krieg noch einige Jahre nur zur Hälfte unter den bisherigen Umſtänden von Kranken, Verſtorbnen, Entlaufenen, Erſchoßnen und Gefangnen fortdauern, ſo wird das Depotsweſen am Ende gar nicht mehr zureichen, und man wird vielleicht zu unſanftern Mitteln ſchreiten müſſen, um die Lücken in den Regimentern nur einiger Maßen wieder auszufüllen.

Freilich lautet dieſes etwas anders, als man es vielleicht bis jezt nach den Zeitungsberichten geglaubt hat: aber was ſollen Zeitungsberichte gegen eine tägliche Erfahrung! Wie, wenn ich die Herren Zeitungsſchreiber verſichere, daß während und nach der Belagerung von Mainz von einer einzigen Compagnie vierzig und mehrere entlaufen ſind? und doch iſt dieß eine Wahrheit, die jeder, der den Feldzug aufmerkſam mitgemacht hat, bezeugen kann.

Die Urſachen dieſer vermehrten Deſertion waren während und nach der angegebnen

Zeit die vermehrten Gefahren und Dienſte, denen die ungewöhnten und furchtſamen Leute durch die Deſertion entlaufen wollten. Man ſah Kameraden bleſſirt oder erſchoſſen neben ſich hinſinken: fürchtete als Verwundeter das Lazareth, ſcheute die Laufgraben, Schanzen und dergleichen: und ſo war es abzuſehen, daß jeder ging, wer nur konnte, zumal wenn er bey uns nichts weiter zu erwarten hatte. Auch hier erfuhren wir von neuem, daß wir im Kriege an Ausländern das wieder verlieren, was wir zur Friedenszeit an ihnen gewinnen.

Es giebt noch mehr geringere, aber nicht weniger wirkſame Urſachen unſeres vermehrten Verluſts durch Deſertion, von denen ich an einem andern Orte ſprechen will. Genug, unſer Verluſt auch an Mannſchaft war ſeit dieſem Kriege entſetzlich, und dieß ohne mörderiſche Schlachten. — In Gegenden, wo die verſchiedenen Transporte unſerer Rekruten durchmarſchiren, oder wo man dieſe aushebt, hat man einen Beweis für die Wahrheit meiner Ausſage an ihrer Menge. Wozu ſo viele Rekruten, wenn uns an Mannſchaft nicht mehr abgeht, als die Zeitungen berichten, zumal bey einer nicht ſehr zahlreichen Armee? — Und wozu die ewigen Transporte angeworbner Ueberläufer von andern Mächten? *) — Mögen die Herren Zeitungsſchreiber an dergleichen nicht den-

---

*) Als Ausländer ſind dieſe mehrentheils eine Pflanzſchule von neuen Ueberläufern bey uns, zumal im Felde. Um ſie oder vielmehr jene Truppen unkenntlich zu machen, denen ſie entliefen, zieht man ihnen zwar während des Transports jetzt einen weißen Leinenkittel mit rothen Aufſchlägen an; allein ändert dieß ihre Natur?

denken, oder vielmehr meynen, das Publikum werde ihren Berichten mehr trauen, als ſeinen eigenen Augen? Es iſt doch eine mißliche Sache um das Täuſchen oder Vertuſchen-wollen: die Zeit giebt am Ende alles, und dann wird Lüge Lüge, und Wahrheit Wahrheit! —

Fünf und dreißigſter Brief.

Auf die vorhinbeſchriebne Art befanden wir uns alſo mobil oder marſchfertig. Wir verließen daher am 21ten März unſer Winterquartier und zogen uns nach Caub, am Rhein, wo wir bey Bacharach über den Fluß gingen. Ein Theil der Armee bezog aber ein Lager dießeits des Rheins, und bey dieſem befanden ſich alle Heſſen. Man hatte zwar verſucht, den Rhein bey Manheim zu paſſiren? allein eine feindliche Batterie machte dieß unmöglich.

Bey St. Goar war eine Brücke geſchlagen, und dieß machte die Neufranken merken, daß wir dort über den Rhein gehen würden: aber auch hier vereitelten ſie unſre Abſicht und Mühe.

Auf dem Marſch bis nach Caub ſtieß mir nichts ſonderliches auf, außer dem großen Elend der Landleute im Heſſiſchen. Dieß Elend entſteht hauptſächlich aus der ſchlechten Beſchaffenheit ihres Bodens, der kaum Hafer hervorbringt. Gut nur, daß die armen Leute mit Holz reichlich verſehen ſind. Aber wozu Feuer: wenn der Einwohner Mangel an dem leidet, was durch daſſelbe erſt genießbar werden muß? Es iſt dieß ſo ſchlimm, als wo der umgekehrte Fall eintrifft.

Caub iſt eine alte ſchlecht gebaute Stadt, und ihre Einwohner ſind, wie ſie, ruſtig und ungeſchliffen. Die meiſten nähren ſich vom Schieferbrechen, die man in dieſer Gegend, wie überhaupt jenſeit des Rheins, Leyen nennt. Caub iſt Pfälziſch und liegt im Fürſtenthum Simmern. Gegen Caub über, auf einer Inſel im Rhein, ſteht ein Wachtthurm, die Pfalz genannt, welcher der Stadt und dem daſigen Rheinzoll zum Schutze dient. Bey Caub wächſt eine vortreffliche Brühe.

Bacharach iſt eine pfälziſche Oberamtsſtadt, alt und unſcheinbar, am Fuße eines entſetzlich hohen Berges. Aber der vortreffliche Wein, der in dortiger Gegend reichlich wächſt, macht dieſen Ort den Weintrinkern merkwürdig: beſonders zieht man hier ſehr guten rothen Wein. Der Boden herum beſteht meiſt aus Schieferbergen, und dieſe, von der Sonne erhitzt, erwärmen die Atmoſphäre, wodurch denn der Weinwuchs ausnehmend geräth. Daß ich vor dieſer Stadt, unter ſolchen Umſtänden, ein Kapuziner-Kloſter antraf, war mir nicht befremdend. Die Herren haben in dergleichen geiſtreichen Dingen einen extrafeinen Geſchmack.

Gleich neben der Stadt, auf dem Berge, ſtand ehemals das Schloß Stalecke, welches ein Wohnſitz der alten Pfalzgrafen war. Von hier aus hat man 1754 eine Landſtraße über das Gebirge nach dem Hundsrück angelegt. Mitten in dem Rhein, bey dieſer Stadt, bricht eine öhligte Quelle hervor, welche dem Fluß in einer gewiſſen Entfernung einen beſondern, angenehmen Geruch und eine beſondere Farbe mittheilt. Dieß im Vorbeygehen!

Die Neufranken hätten uns gar leicht einen Querſtrich durch unſre Plane machen können, wenn ſie aufmerkſamer auf unſere Bewegung geweſen wären. Belli vigilantia ſumma, ſagt Cäſar irgendwo bey Lucanz aber eine Vigilanz von der Art war Cüſtine's und ſeiner Leute Sache nicht, wenigſtens hier nicht. Wie leicht hätte es ihnen ſonſt ſeyn müſſen, den ganzen Rhein von Manheim aus bis St. Goar zu beobachten, zumal, da ſie aus unſrer Bewegung jenſeits des Rheins vermuthen konnten, daß wir drauf ausgingen, dieſen Fluß zu paſſiren!

Waren ſie gehörig aufmerkſam, ſo hätte ich den ſehen mögen, der eine Brücke über den Rhein hätte ſchlagen wollen! Aber ihr Unſtern wollte einmal, daß ſie läſſig waren, und ſo unſre Schanze gar nicht bemerkten. Das Schickſal regiert zwar in der ganzen Welt, vorzüglich wenn gewiſſe Herren bey Tage die Schlafmütze tragen und träumen, oder trübe Augen haben und ſich verſehen; aber nirgends regiert es ſichtbarer, als im Kriege. Da hilft Muth, Tapferkeit und Klugheit zuweilen weniger, als eine Kleinigkeit, die zwar ein Ohngefähr zu ſeyn ſcheinet, aber wirklich der Punkt iſt, aus welchem die liebe Göttin, Glück, eine neue Linie wichtiger Begebenheiten herauszieht.

Eben dieſer Uebergang über den Rhein konnte das größte Unglück und Verderben über unſre Armee entſtehen machen. Denn — waren die Neufranken auf unſre Bewegung aufmerkſam, merkten ſie folglich unſern Uebergang, und poſtirten ſich nun jenſeits des Berges, und ſchnitten endlich die übergangnen dießeitigen Völker von den folgenden jenſeitigen ab: was würde aus uns geworden ſeyn! Aber, wie geſagt, nirgends regiert das Schickſal ſichtbarer, als im Kriege.

Erſt nachdem die meiſten unſrer Truppen den Rhein ſchon im Rücken hatten und nach Creuznach und Bingen vorrückten, erfuhren die ſorgloſen Franzmänner, daß wir über den Rhein und in ihrer Nähe waren. Plötzlich überfiel ſie ein paniſcher Schrecken, und dieſem Schrecken hatten wir damals unſer ſchnelles und unerwartetes Weitervorrücken hauptſächlich zu danken.

Wahrlich, den Feind überraſchen, heißt den Sieg ſchon halb in Händen haben. Um es aber zu können, iſt es nöthig, ſich jener ſchlechter Menſchen zu bedienen, die man Spionen nennt. Dieß iſt nach der Moral der Jeſuiten, nach welcher der Zweck das Mittel heiliget, wie es die Praxis dieſer Herren in Wien, Berlin, Dillingen und Hannover lehret. — Ein Kenner der Geſchichte könnte ſich ebenfalls ſehr verdient machen, wenn er aus den Unternehmungen großer Helden das auszöge, was von Ueberfällen und ſchnellen gut ausgeführten Händeln darin vorkömmt. Dieß wäre ein belehrender Spiegel für alle Anführer, ſowohl um ähnliche gute Fälle nachzunutzen, als ähnliche ſchlimme zu vermeiden. Friedrich der Große las daher ſogern den Julius Cäſar, Polybius und andere Alte ihres Gleichen.

Die Neufranken hatten zu Creuznach eine vortreffliche Schanze, und ſich hier wie bey Stromberg und Bingen poſtirt. Allein der Schrecken hatte ſie einmal betäubt, und ſo verließen ſie nach und nach alle dieſe Oerter, ſo vortheilhaft ſie auch für ſie waren, und räumten endlich das Feld, ohne ſich gehörig zu vertheidigen.

Man würde aber ungerecht ſeyn, wenn man ſie beſchuldigen wollte, daß ſie ſich gar nicht vertheidigt, gar keinen Muth gezeigt hätten. Ohnweit Creuznach zeigte ſich General Neuwinger perſönlich tapfer, und brachte durch ſein Beyſpiel und ſeine Aufmunterung ſeine in Unordnung gerathenen Leute einige Male wieder zum ſtehen, bis er endlich ſelbſt, von ſchweren Wunden ermattet, liegen blieb und dem Sieger in die Hände fiel.

Dieſer würdige, tapfere Mann iſt ein gebohrner Deutſcher. Gleich nach ſeiner Gefangennehmung brachte man ihn nach **Stromberg**, um ihn dort verbinden zu laſſen: aber unmuthsvoll ſchlug er die angebothne Hülfe aus, um, wie er ſagte, die Schande derer nicht zu überleben, welche er kommandirt hätte. Es koſtete Zuredens genug, ehe er ſich zum Verbande bequemen ließ. Seine Wunden waren Säbelhiebe, und ſehr gefährlich: troz dem aber beugte die Kunſt und die Pflege der königlichen Wundärzte dem Brande ſehr geſchickt vor; und **Neuwinger** konnte bald darauf nach Magdeburg gebracht werden.

Cüſtine hat ſich gegen dieſen braven Mann, den ſelbſt anſehnliche Preußen nicht ohne ein ehrenvolles Beywort nennen, ſehr undankbar bezeigt und ihn dem National-

Convent als einen ſorgloſen feigen Mann geſchildert, durch deſſen Fehler die Schanze bey Creuznach in die Hände des Feindes gerathen wäre. Allein die unterrichtete Welt mag es entſcheiden, wer zaghafter und achtloſer war — Cüſtine oder Neuwinger?

Während dem Scharmützel bey Stromberg büßte einer von unſern Haufen einen Leutnant, Namens Grevin, ein: er wehrte ſich bis auf den letzten Mann, und erlag nur der Uebermacht, aber wie ein Held. Auch bey Bingen ergriffen die neufränkiſchen Haufen die Flucht, und ließen uns den Paß über den Nohfluß offen, ſo leicht ſie ihn ſonſt hätten decken können.

Obriſt Szekuli und ſein Corps haben bei dieſen Vorfällen das Meiſte geleiſtet.

Ich werde anderwärts Gelegenheit haben, von dieſem unternehmenden Mann und deſſen gewagten Thaten das Merkwürdigſte anzubringen.

Von Creuznach flüchteten die Neufranken auf Alzey zu, wurden aber bey Wendelsheim abermals von den nacheilenden Huſaren eingehohlt und mit Verluſt weiter gejagt.

Schon gleich nach der Eroberung der Creuznacher Schanzen ſchritten unſre Leute hin und wieder zur Einziehung und Züchtigung der Clubiſten: dieß geſchah beſonders in Wöllſtein und an einigen andern Orten. Der geweſene Maire zu Wendelsheim, Namens Brandenburger, wird die Erinnerung der braunen Huſaren ſobald nicht vergeſſen. Einige von ihnen retteten ſich durch die Flucht nach Speyer und Landau. Andere entſchlichen nach Mainz, indem ſie dieſen Ort für unüberwindlich hielten. Wer klug war, blieb und vertheidigte ſich, ſogut er konnte.

Daß unſere Huſaren und Dragoner in den Häuſern der neufränkiſchen Anhänger Allerhand verübt haben, das die Geſetze der Gerechtigkeit beleidigte; kann man nicht läugnen: aber dieſes haben weder unſer König befohlen, noch gutdenkende Offiziere gebilligt, und mehrere plündernde Huſaren ſind, wie ſichs gebührte, exemplariſch beſtraft worden.

Dieß war nothwendig, um die übertriebene Exekution wie die rachſüchtige Anklage ſogar unſchuldiger Menſchen einzuſchränken. Wer ſich an ſeinem Feinde rächen wollte, gab ihn als Klubiſten an; und raubſüchtige Krieger fielen via facti auf ſie ein. Auf dieſe Art wurde mancher Unſchuldige eingezogen, geneckt oder beraubt. Aber nicht lange, ſo ging alles ſeinen gewieſenen ordentlichen Weg. Unſre Hauptleute nahmen ſich der Verhafteten an, hörten ſie und entließen alle, deren Unſchuld ſie erkannten.

So zeigte ſelbſt der Herzog von Braunſchweig ſeine menſchenfreundliche Geſinnung, indem er den Pfarrer Leopold zu Ungſtein ſogleich ſeines Arreſtes entließ, als dieſer die Beweiſe ſeiner Unſchuld vorlegte. Eben dieß widerfuhr allen denen, welche ſich aus Noth in die Zeit geſchickt hatten. Viele von dieſen fragten ſogar laut: warum man es den Neufranken nicht zur rechten Zeit gewähret hätte, bey ihnen einzudringen und ſie zur Klubiſterey zu nöthigen? Jezt wäre hiedurch bey ihnen alles in Brand gerathen: und doch wollte man es beſtrafen, daß man ſich und das Seine zu retten geſucht hätte, ſo gut es nach den Umſtänden gegangen wäre! Die Leute hatten recht.

Bey Alzheim am Altrhein wurden die Neufranken wieder hart mitgenommen: ſie hatten daſelbſt unſer Hauptquartier überfallen wollen; allein ihr Vorhaben wurde noch zu rechter Zeit entdeckt und vereitelt. Sie verlohren hier viel Leute an Todten, noch mehr aber an Gefangnen.

Was durch die Flucht entkam, hier wie anderwärts, lief theils in die Gegenden von Landau und Speyer, theils nach Mainz, und ſo wurden unſre Leute in einer einzigen Woche Meiſter des ganzen Rheinſtrohms von Manheim bis nach St. Goar, das einzige Mainz ausgenommen.

Alles dieſes trug ſich in der Karwoche zu und belebte unſre Völker mit einem Muth, den man bis jezt noch nicht bemerkt hatte. Es iſt unglaublich, wie ermunternd raſche Fortſchritte von der erzählten Art auf die Gemüther der Soldaten wirken. Durch ſie neubelebt erhoben ſie ihr längſtgeſenktes Haupt, wie die ausdörrende Blume ſogar von etwas Thau. So heilt oder lindert liebe Mutter Natur meiſt durch Kleinigkeiten, und dieß im umgekehrten Verhältniß nach der Größe und Dauer der Wunden.

Den erſten Oſtertag bezog unſer König ſein Hauptquartier zu Gundersblum, einem ſehr großen ſchönen Flecken ohnweit Oppenheim nach Worms zu. Hier befindet

det ſich die Reſidenz des Grafen **Wilhelm von Leiningen.** — Es iſt für die Truppen eben nicht ſehr vortheilhaft, wenn ſich ein großer Hofſtaat bey der Armee aufhält: das Hauptquartier nimmt alsdann die beſten Quartiere ein, beſchränkt die Uebrigen, und vertheuert die Lebensmittel gar ſehr. Dieß erregt Unwillen, Gloſſen, Abneigung und dergleichen mehr. Wenn ich den **Curtius** bey der Hand hätte, ſo könnte ich eine ſehr paſſende Stelle hierüber abſchreiben. Irre ich nicht, ſo ſteht ſie im dritten Buche de Rebus geſtis Alexandri Magni. Die Alten ſahen zuweilen weiter, als wir.

Unſere Truppen kantonnirten in Oppenheim und dort herum. Als wir hinkamen, ſchrieen uns die Leute entgegen: „Gott ſey Dank, daß Ihr da ſeyd! Ach die verfluchten Franzoſen, die Racker, die Spitzbuben, die Hunde! Wie gut iſt es, daß endlich einmal die Deutſchen da ſind! —

Ich achtete auf dieſe Exklamationen nicht viel, denn der Ton und die Miene der meiſten dieſer Schreyer war mir gleich verdächtig. Ich legte mich alſo auf Kundſchaft und fand in den Geſinnungen der meiſten Leute das Gegentheil. Die Behandlung der Neufrankianer in Wöllſtein und andern Ortſchaften hatte die Leute geſchreckt, und vor Furcht hingen ſie alſo den Mantel nach dem Winde.

Einige gingen mit der Sprache ſogar rein heraus und erklärten das neufränkiſche Syſtem für unverbeſſerlich. Daß wir dieſen nicht willkommen waren, ergiebt ſich von ſelbſt. Ihr Druck ſollte gar mancherley und hier und da unerträglich ſeyn. Es be-

befremdet mich daher nicht, daß die troſtbedürftigen Leute beynahe überall die kleinen patriotiſchen Schriften der Mainzer Clubiſten noch immer verſchloſſen aufbewahrten. Unter dieſen fand ich ein ſehr merkwürdiges Blatt unter der Aufſchrift: „Wie gut es doch die Leute zwiſchen dem Rhein und der Moſel haben könnten!“

Der Inhalt läßt ſich errathen, und war wenigſtens auffallend genug, um vorauszuſehen, daß man ſich überall beſtreben würde, ihn wie alle ähnliche durch ſcharfe Verbothe zu unterdrücken. *) Dieß Beſtreben war freilich konſequent, denn ſogar der natürlich Verwachſene verbirgt gern ſeinen

Aus-

---

*) In den Launen — wird man finden, warum.

Auswuchs: allein iſt dadurch ſein Buckel gehoben?

Man wird mich verſtehen. Nimmt man das Benehmen der meiſten Regierungen bey dergleichen Erſcheinungen, ſo gleichen ſie einem Arzte, der ſeinen Patienten ihre Krankheiten läßt, und weiter nichts thut, als daß er ihnen verbiethet, über ihr Uebelbefinden laut zu klagen. Der kluge Arzt hebt die Krankheit, zumal wenn er ſie ſelbſt bewirkt hat, und der Patient dankt ihm und klagt nicht weiter.

Worüber man in ſo mancher deutſcher Gegend heimlich und öffentlich klaget, darüber ſind die Mainzer Klubiſten laut geworden, freilich etwas derbe, indeß immer hörbar genug, um es in jedem Kabinette einer ernſthaften Prüfung zu würdigen und dann nach Befinden der Krankheit es fein hübſch zu machen, wie der gerühmte kluge Arzt. Alles andere iſt Pfuſcherey und macht die Krankheit ärger. Das Aergſte indeß bey allen unſern Staatskriſen und Paroxismen iſt, daß leider Wenige ſich auf das politiſche Puls-Fühlen gehörig verſtehen, und noch Wenigere auf das Heilen nach den bemerkten Indikationen und Symptomen. Und daher denn das Liegenbleiben der Welt im Argen! —

Daß alle Lebensmittel hier zu Lande ſehr koſtbar ſeyn mußten, geben die Umſtände. Man überrechne die vorjährige Verſchwendung der Emigrirten, darauf die Conſumption durch uns, nun die durch die Neufranken und uns zugleich: und das Reſultat liegt vor Augen. Zudem hatten die Neufranken die Leute verwöhnt und ihnen Alles ſehr hoch bezahlt: die Verkäufer erwarteten jezt eben dieß von uns, und dadurch kam es, daß unſre meiſten Leute bey ihrem geringen Sold nicht ſelten Hunger und Noth leiden mußten.

Freilich hätte es beſſer um uns ſtehen können, wenn wir das reichhaltige Magazin der Neufranken ohnweit Worms erobert hätten: allein ſie zündeten es an, als wir uns der Stadt Worms näherten, um ihre Beſatzung herauszutreiben. Dieß geſchah und beynahe ohne Widerſtand. Nachdem wir die Stadt beſezt hatten, ging es auch hier ans Einziehen der Municipal-Beamten oder Klubiſten. Ihre Anzahl war groß, denn ganz Worms war gut neufränkiſch.

Die Neufranken hatten aber Deutſchlands Gränzen noch immer nicht ganz geräumt: ſie faßten von neuem Fuß in der Pfalz bey **Germersheim**, und bey **Lautern**; auch hin und wieder im Zweybrückiſchen, und hauſirten hier, wie wir auf unſerm Marſch nach Paris. Um indeß die weitern Einfälle und das arge Weſen dieſer Herren zu verhindern, rückte ein ſtarkes Corps Preußen und Oeſtreicher unter **Wurmſer** und dem Prinzen von **Hohenlohe** in die Gegend um Speyer auf den **Carlsberg** *) und hinan nach **Lautern**. Dieß hatte zu der Zeit die gehoffte Wirkung;

und

---

*) Dieſer Berg hieß vorzeiten der **Matzenberg**. Er iſt ein Gebürge ohnweit Grünſtadt, in dem Gebiete des Grafen, **Carls** von **Leiningen**. Dieſer änderte den Namen

men

und ſo rückten wir übrigen den 14ten April aus, um die Belagerung der Stadt Mainz anzufangen.

Sechs und dreißigſter Brief.

Mainz iſt, wie wir wiſſen, eine der wichtigern Feſtungen in Europa. Sie liegt — um ſie näher kennen zu lernen — am weſtlichen Ufer des Rheins in einer der ſchönſten Gegenden Deutſchlands. Sie hat die vortrefflichſten Werker innerhalb und auſ-

---

men Matzenberg nach ſeinem in den Namen Carlsberg um. Ich bemerke dieß, damit man dieſen Berg nicht mit dem Carlsberg bey Zweybrücken verwechſele.

außerhalb. Innerhalb, in der Feſtung ſelbſt, iſt ſie mit unüberſteiglichen Graben und Wällen verſehen: außerhalb hat ſie mehrere ſehr vortheilhafte Schanzen. Der Hauptſtein, die Albani-Schanze, der Stahlberg und andere ſind von großer Wichtigkeit.

So war ſie vor der Dahinkunft der Neufranken. Dieſe befeſtigten ſie, nach der obigen Beſchreibung, noch mehr und dieß in einem ſo hohen Grade der Kunſt, daß alle Sachverſtändige unter den Oeſtreichern, Sachſen, Heſſen und uns einhellig bekannten, daß weder ſie noch wir je im Stande ſeyn würden, ſolche Schanzen in ſo kurzer Zeit ſo vortheilhaft und ſo kunſtmäßig anzulegen. Das bekannten ſogar die, welche an den Neufranken ſonſt nichts rühmliches finden wollten.

Außerdem war Mainz, bey der Beſitznehmung durch Cüſtine, für ſich ſchon ziemlich ſtark mit grobem Geſchütze und mit Munition verſehen, und die Neufranken ſollen noch 180 Kanonen, 14 Bombenkeſſel, 22 kleine Mortiers nebſt allem, was zu ihrer Bedienung gehört, dahin geſchaft haben. Man bedenke, mit welch wichtigem Orte die guten Alliirten zu ſchaffen hatten!

Mainz war innerhalb einigen Tagen rund umzingelt von Heſſen, Preußen, Oeſtreichern und Sachſen. Die Oeſtreicher ſtanden jenſeits des Fluſſes auf dem rechten Flügel und hatten den wichtigſten Poſten zu behaupten. Nachher ſtießen zu den genannten Völkern noch einige Bataillons Pfälzer und Darmſtädter.

Daraus, daß die Oeſtreicher hier und nachher anderwärts die wichtigſten Poſten zu behaupten gehabt haben, hat man hier und da folgern wollen: daß Preußen in dieſem Kriege heimlich darauf ausgehe, die öſtreichiſche Macht zu ſchwächen und ſich dadurch gegen ſie für die Zukunft zu ſichern. —

Allein Ehre, dem Ehre gebührt: und wo läßt ſich dieſe heroiſcher ärndten, als auf den gefährlichſten Poſten! Dann hat Oeſtreich bey dieſem Kriege weit mehr Stand- und Haus- Intereſſe, als Preußen: und Oeſtreich denkt zu billig, als daß es ſich weigern ſollte, eben darum auch mehr Antheil an den Gefahren dabey zu nehmen. Ueberdieß hängt die Vertheilung der Stellungen von der gemeinſchaftlichen Berathſchlagung aller Anführer im Kriegsrathe ab: was alſo dieſer oder jener zum Ausführen oder Behaupten übernimmt, das iſt ſein Wille; und da heißt es: volenti fit injuria.

Endlich iſt die Benennung: gefährlicher Poſten — im Kriege ſehr relativ. Er kann durch das Benehmen dieſer oder jener ſtreitenden Parthey gerade da entſtehen, wo vorhin von ihm nichts zu ahnden war. Und dieß iſt in dem gegenwärtigen Kriege, in Rückſicht auf die Oeſtreicher, größtentheils der Fall.

Die guten Leute brennen vor Wuth, ſich an den Neufranken wegen der Hinrichtung der Maria Antonetta und ihrer verworfnen National-Religion zu rächen: ſie ſind alſo meiſt unaufhaltbar bey ihren Anfällen und grauſam in der Behandlung der Gefangnen vom Feind. Dieß bringt dieſen gegenſeitig auf, und beſtimmt ihn, ſeine Hauptmacht und Wuth vor allen andern gegen ihn kämpfenden Haufen vorzüglich auf die Oeſtreicher zu richten.

Daß alſo unter mehrern von uns hier und da gemeinſchaftlich genommenen Poſten ihr Poſten der gefährlichſte war oder vielmehr endlich ward, hing nicht von unſrer Diſpoſition a priori, ſondern von Nebenumſtänden oder von ihrem eignen Benehmen a poſteriori ab. Dieß werden billigdenkende Oeſtreicher ſelbſt einſehen, und darum auf unſern Monarchen und deſſen Heerführer nicht etwas ſchieben, was urſprünglich durch ſie ſelbſt beſtimmt wird. Fände ich die Sache anders, ſo würde mein Patriotismus mich nicht hindern, ſie auch anders zu geben. Ich ſehe auf Wahrheit, und nicht auf Perſonen.

Aber — wenn ſelbſt Oeſtreicher gewiß ſelbſt nicht anders können, als meiner Erklärung für den obigen Punkt beyſtimmen, ſo werden ſie wohl auch, wie ich, einſehen, daß die Gefahr ihrer Poſten mit der Verlängerung des Krieges ſich immer ſelbſt verlängere und vermehre, und daß folglich nichts angemeßner zu ihrem Heile diene, als dieſen Krieg ja bald zu endigen, und dieß eher, als ihr ausgeleerter Schatz unter jeder Bedingung ſie dazu nöthige, oder andere Mächte es für ſich zuträglicher finden, ſie — zu verlaſſen.

Der Umkreis der Belagerung ſtand anfangs eine ſtarke Stunde von Maynz: wir waren alſo damals im Lager vor allen Kanonen der Mainzer Beſatzung ſicher.

Der General, Graf von Kalkreuth, führte das Oberkommando über die ganze Belagerung. Er nebſt einigen andern Generalen und Offizieren nahm ſein Quartier in Marienborn.

Hätten die Neufranken — ich wiederhole es — ihren Vortheil jedesmal gekannt und gehörig benuzt: ſie wären vielleicht noch in Mainz, oder gewiß wäre manches für ſie glücklicher abgelaufen. So hätten ſie dießmal das Hauptquartier in Marienborn leicht überfallen und die Herren Generale gefangen nehmen können, wenn ſie nur gleich anfangs gekommen und behutſam zu Werke geſchlichen wären. Auch hätten ſie das Glück haben können, uns in den erſten Tagen durch raſche Ausfälle vielen Abbruch zu thun. Wir wenigſtens würden an ihrer Stelle Verſuche von der Art gewiß nicht verſäumt haben.

Denn die erſten Tage nach unſerm Ausrücken ins Feld waren wir ſehr unbeſorgt: Niemand dachte daran, daß der Feind einen Ausfall auf uns wagen würde. Man

ſchätzſchäzte ſeinen Muth nach den Proben bey der Creuznacher Schanze, Worms und da ſo weiter. Unſere Vorpoſten waren daher nur ſchwach; Reduten waren überhaupt noch nicht da, und kaum ſtellte man bey der Nacht ein kleines Piket nach Martenborn zu aus, um im Fall der Noth das Hauptquartier zu decken.

Ich habe oft ſo bey mir überdacht, welches Unglück entſtehen könnte, wenn die Cüſtinianer einmal einen Hauptausfall wagen möchten. Aber man ſchloß wahrſcheinlich nach der Analogie und hielt es hiedurch für ſicher, daß ſie jezt keinen Ausfall wagen würden, weil ſie ihn den Winter über auch nicht gewagt hätten. — Wahrlich, die Cüſtinianer ſahen ihren Vortheil allemal zu ſpät ein: das haben ſie mehr als einmal bewieſen.

Und dann befiel die guten Leute gar bald ein heftiger Schreck, wenn ihnen etwas Ungewöhnliches oder Unerwartetes zuſtieß; und von dieſem Schreck kamen ſie erſt langſam zurück. Wer ſie daher überraſchte, raſch angriff, und ihnen keine Zeit zum Beſinnen ließ, hatte gewonnen Spiel. Man ſah es bey Creuznach und anderwärts.

Die Franzoſen überhaupt ſind feiner organiſirt, reizbarer, elaſtiſcher: — dem größten Theil ihrer jetzigen Truppen, den National-Garden, waren Kriegs-Angriffe etwas Ungewöhnliches, noch mehr unerwartete Ueberfälle: daher ihr Schrecken — ihr Fliehen. Dieß und die Achtloſigkeit ihrer Heerführer war der Grund, warum ſie anfänglich gegen uns am Rhein nicht ſtanden.

Jezt ſind die Leute an dergleichen nach und nach gewöhnt worden; ihre Anführer ſind wachſamer, ehrlicher, patriotiſcher: und nun wirkt das Phyſiſche ihrer National-Conſtitution, geſchärft durch das Intereſſe ihrer politiſchen, ganz anders. Doch hievon zu ſeiner Zeit ausführlicher.

General Cüſtine hatte für gut befunden, ſich von Mainz zu entfernen, und das Kommando dem General D'oyre zu übergeben. Cüſtine, hieß es, würde eine neue Armee herunterführen, um Mainz zu entſetzen. Wie ihm dieß gelungen ſey, wird die Folge lehren. Auch General Wimpfen ſollte Mainz und Neufrankreich verlaſſen und ſich mit unſerm König lange heimlich unterhalten haben. Die Neufranken wären in der Wahl ihrer Generale eben nicht ſehr glücklich: So trug ſich die liebe

Fama;

Kama; und Wimpfen, der Tapfere in Thionville, kommandirte nachher in der Vendee. —

D'oyre iſt nach der gemeinen Ausſage und Erfahrung ein Mann von vieler perſönlicher Tapferkeit, ein großer Kenner der Kriegswiſſenſchaft, der Geſchichte, der Mathematik und Ingenieurkunſt, ſogar ein geübter Maler und Tonkünſtler. Seine Sitten ſind fein und geſchliffen, und ſein ganzes Betragen wie ſeine Beredſamkeit einnehmend. Er iſt äußerſt geſchäftig, ſieht daher alles mit eignen Augen, trauet aber eben darum Andern nicht viel. Dieß behagte Einigen der Mainzer Klubiſten nicht, und dem Conventes-Deputirten, Hn. Merlin, am wenigſten.

Der Convent hatte dieſen Merlin, einen Großſchreyer und unbiegſamen, eigenſinnigen Kopf, der ſonſt Parlaments-Advokat geweſen war, und alle Kniffe und Rabuliſtereyen der Hure, Jurisprudenz *) theo-

---

*) Leges, quae in Schola ſunt virgines, in foro fiunt Meretrices, ſagt ein altes Sprichwort; und Lichtenberg ſagt in der obigen Beurtheilung S. 14: „Um recht zu thun in der Welt, braucht man nur ſehr wenig zu wiſſen; allein um mit Sicherheit unrecht thun zu können, muß man die Rechte ſtudieren.“ — Sonderbar ſcheint es Vielen, daß gerade die Advokaten und Aerzte die eifrigſten Demokraten ſind: allein beide ſind mit den Krankheiten der menſchlichen Geſellſchaft am bekannteſten, finden den Urſprung derſelben größtentheils im barbariſchen Ariſtokratismus oder in der verfehlten Polizey: daher ihr reges ſympathetiſches Gefühl mit der Unrecht- oder Nothleidenden Claſſe u. ſ. w. — Dann iſt der Hauptgegenſtand des Studiums der Aerzte — Natur — Wahrheit in der Sinnen-

theoretiſch und praktiſch inne hatte, nach Mainz geſandt, um daſelbſt das Intereſſe der Nation zu beſorgen, und Beſtechungen

---

nenwelt: nicht Menſchen-Meynungen, nicht Schein — nicht Flickwerk der Ideen. u. ſ. w. — Die Materie und Form dieſes Studiums wird ihnen nach und nach geläufig, endlich der Hauptton ihrer Seele, mit dem dann die politiſchen Diſſonanzen nicht mehr harmoniren. Ihre Subſumptionen nähern ſich mehr der Natur, und nur jene Kunſt iſt ihnen recht, die dieſer am nächſten entſpricht. Dieß finden ſie in den wenigſten Verwaltungen des Staats: und daher ihr Demokratismus. — Alſo zurück, ihr Herren Ariſtokraten, aus dem unhaltbaren Wirrwarr eurer uſurpirenden Kunſt zu einem haltbaren ſimplificirten Gang der Natur nach der Vernunft: denn opinionum commenta delet dies: naturae judicia confirmat, ſagt Cicero. —

und Verrätherey zu hintertreiben. Merlin hat denn ſeine Geſchäftigkeit in Mainz ſo recht bewieſen: denn nichts war ihm recht, und wenn man ihn ſein Weſen ungeſtöhrt hätte treiben laſſen, ſo wäre die ganze Einrichtung der Mainzer Klubiſterey zerfallen und eine neue Merliniſche an ihre Stelle getreten. Aber die Municipalität widerſezte ſich mächtig: da ſollte D'oyre ſeine Foderungen mit Gewalt unterſtützen; allein dieſer widerſezte ſich auch, und Merlin konnte nur noch Reden im Klub halten, ſchimpfen und ſchmähen.

Mainz war vortrefflich mit Lebensmitteln verſehen: es war ein wahrer Ueberfluß von Getraide und Wein darin, und die Garniſon hätte eine Belagerung von neun Monathen überſtehen können: und das war wirklich viel. Nach der Einnahme von

Mainz haben wir uns ſelbſt über den noch übrigen Vorrath von Lebensmitteln gewundert.

Die Zeitungen ratodirten damals zwar viel von Mangel, Theurung, Pferdefleiſch und dergleichen mehr: allein es war nicht wahr, und das nachherige Bemerken des Gegentheils war wohl der Grund von der Ausſage Vieler, daß man die Belagerung von Mainz mehr heimlich als öffentlich betrieben habe. Doch davon unten.

Die Franzoſen ſorgten von jeher gut und reichlich für die Verproviantirung ihrer Truppen? dieß erfoderte ihr National-Charakter. Cüſtine hatte es an dieſer Sorge gewiß auch nicht fehlen laſſen: das bezeugt die ganze Gegend. Und was man ihm vor ſeiner Hinrichtung in dieſer Rückſicht vorwarf, war wohl ein Kunſtgriff von Merlin, um Cüſtinen etwas aufzubürden, vor deſſen Laſt ihm graute.

Daß die National-Guarden hin und wieder ohne Schuhe und Strümpfe, ohne Wäſche und Säbel erſchienen, lag nicht an ihm, ſondern an den Garden ſelbſt. Seine Leute mußten alles baar bezahlen, und da viele mehr Weindurſt als Geld hatten, ſo verkauften ſie das Erwähnte, und zahlten und zechten. Dergleichen läßt ſich bey republikaniſchen Soldaten nicht auf einmal noch weniger mit Gewalt bezwingen und verhüten, zumal im Kriege auf Feindes Boden nicht.

Ich habe aus einem Bulletin *) geſehen, daß man einem Haufen kürzlich ange-

ge-

---

*) Bulletin oder Anſchlage-Zettel iſt ein großer nur auf der einen Seite vollgedruckter Bogen,

gen,

geworbner Garden, hatte Seitengewähre ſchaffen ſollen: da es aber ſchwer hielt, ſie

ſtuchs

gen, worauf alles in der Kürze vorkömmt, was im National-Convent ausführlich verhandelt wird. Alle Briefe der Generale von Wichtigkeit, alle Berichte aus den Provinzen, auch die weniger vortheilhaften, ſtehen offen darauf, damit Jederman von den öffentlichen Angelegenheiten und Vorfällen Nachricht habe und über ſie urtheilen könne. Dieſe Publicität erregt ein allgemeines Intereſſe für das Wohl des Staates, und erzeugt einen Gemeingeiſt, der mehr ausrichtet, als alle noch ſo feine geheime Staatsfineſſen. Staatsgeheimniſſe und Intriguen können hiebey freilich nicht ſtatt finden; aber wie die Neufranken über dieſe Kloakengänge der Politik denken, haben ſie öffentlich und treffend genug geäuſſert, um kein Wort weiter darüber zu verlieren.

ſuchs zu haben, ſo gab man Mann für Mann 10 Livres, um für das Abgehende ſelbſt zu ſorgen. Allein die Soldaten verſoffen die 10 Livres, und erſchienen hernach allerdings ohne Säbel.

Geld hatte Cüſtine eben nicht ſehr viel in Mainz zurückgelaſſen, jedoch verſprochen, nächſtens hinlänglich dafür zu ſorgen. Mainz wurde aber bald eingeſchloſſen, und ſo konnte kein Geld mehr hinein. Um alſo deſſen Mangel abzuhelfen, ſahen ſich die Belagerten genöthigt, Aſſignaten oder Papiergeld auch hier in Umlauf zu bringen.

Das Einſchließen der Stadt Mainz ging den Sonnabend vor Oſtern vor ſich. Es iſt überhaupt ein trauriger Anblick, eine Stadt im Belagerungszuſtand zu ſehen. Ich hatte kurz vor unſerm Hinmarſch in

Frankreich Mainz beſucht und bemerkt, wie munter und lebhaft alles um dieſe große, volkreiche Stadt lebte und webte: wie ſtark der Eingang und Ausgang war; wie alles da herum von Karoſſen, Wägen und Spazierenden wimmelte. Wegen der vielen Kirchen und Klöſter klangen die Glocken den ganzen Tag: — nun aber war alles drum herum ſchaurig und öde: kein Menſch hatte das Herz, ſich den Mauern auch nur auf 2000 Schritte zu nähern: man hörte keine Glocken läuten, kaum ſchlug noch die Uhr auf der Domkirche, und auch dieſe ward ſtill, als der Domthurm ausbrannte. Dann und wann zeigte bloß ein Kanonenſchuß von den Wällen, daß noch Menſchen dahinter waren. Wie geſagt, es iſt ein trauriger Anblick, eine Stadt im Belagerungszuſtand zu ſehen! —

Nachdem Mainz eingeſchloſſen war, ließ General **Kalkreuth** zum Aufwerfen der Schanzen voranſchreiten. Da, wo die Heſſen ſtanden, waren deren längſt vorher mehrere, aber nur Schanzen zur Retirade und zum Aufhalten des Feindes bey einem Ausfall. Um die Schanzenarbeit zu fördern, wurden außer den beorderten Soldaten auch noch die Bauern aus der ganzen Gegend aufgebothen. Die Bauern leiſteten das meiſte; die Soldaten ſehr wenig.

Ueberhaupt arbeitet der Soldat nicht gern, wenn nicht jemand dabey iſt, der ihn mit Gewalt dazu antreibt: und auch dann leiſtet er wenig. Wenn aber Kartätſchen und Kugeln bey der Arbeit herumfliegen, dann arbeitet auch der größte Faullenzer raſch, um der Gefahr ſchnell entlaufen zu können; aber die Arbeit hat auch die Spuhren ſeiner Eile. Der Bauer aber arbeitet ſo ſeinen Schlag fort: und darum kann man bey Arbeiten von der Art mit zehn Bauern mehr ausrichten, als mit hundert Soldaten.

Die armen Bauern ſind ſchon ſehr zu bedauren, wenn nur eine Armee in ihrer Nähe ſteht, aber noch mehr, wenn eine Belagerung dort vorgeht. Dann müſſen die geplagten Leute tagtäglich nicht allein ihr Vieh zur Zuſammenſchaffung der Portionen und Rationen hergeben, ſondern ſelbſt ihre Arme dranſtrecken, um Schanzen zu machen, Laufgräben aufzuwerfen, u. ſ. w.

Ich dächte, es wäre der Billigkeit durchaus gemäß, den ohnehin dann mehr als zu ſehr bedrängten Leuten für ihre Arbeit und Dienſte ein angemeßnes Tagelohn zu reichen.

Die meiſten ſind doch arme Tagelöhner, die von ihrer Hände-Arbeit kümmerlich leben müſſen: oder fände man dieß anders, und glaubte nach der hergebrachten Kriegspraxis ſolche Arbeiten und Dienſte unentgeldlich von ihnen fodern zu können, ſo ſollte man ſie wenigſtens mit Arbeiten an Oertern verſchonen, wo ſie ums Leben kommen oder doch an ihren Gliedern verſtümmelt werden können. Zum Todtſchießen und Todtſchießſen-laſſen iſt allein der Soldat da, und nicht der Bauer: dieſer führt keinen Krieg, und iſt im Kriege durch den Krieg ohnehin ſchon beſtraft genug. Muß man denn den armen Mann, vielleicht die einzige Stütze einer zahlreichen dürftigen Familie, noch in Todesgefahr hineinführen?

Einige Male trug es ſich bey Mainz zu, daß Bauern auf der Arbeit verwundet und getödtet wurden: der Feind ſchoß auf ſie, um ſie an der Arbeit zu hindern oder davon abzuſchrecken. Nachdem dieſes unter den Leuten bekannt ward, befiel ſie ein gräßlicher Schreck, und wer es konnte, gab lieber einem Andern zum Arbeiten an ſeiner Stelle 4 bis 8 Gulden hin, als daß er nur eine Nacht ſo in Gefahr ſchweben ſollte. Andere verwünſchten uns in den Abgrund der Hölle; und wer weiß, zu wie vielen Verräthereyen ein Zwang und ein Unglück von der Art nicht wohl ſchon verleitet habe! —

Der Krieg iſt ſehr beſchwerlich für die Soldaten, ſehr koſtbar für die Fürſten, ſehr drückend für die Länder, aber für das Land, wo er geführt wird, iſt er die größte Plage, ärger als Hagel, Ungewitter und Ketzerey ſamt allen Uebeln, vor welchen man in den Litaneyen betet. Und doch fängt ihn

Mancher unbeſonnen an, oder läßt ſich gutmüthig hineinziehen, ohne am Ende zu wiſſen, wie er ihn mit Ehren beende, oder ſich herausziehe.

Unſere Schanzen waren bald fertig, wir aber waren bey Mainz eher angekommen, als es anging, das ſchwere Belagerungs-Geſchütz und die erfoderliche Munition dahin zu ſchaffen. Unſere Schanzen ſtanden alſo anfänglich größtentheils leer von Kanonen, und einige ſind gar niemals damit verſehen worden.

Dieß bemerkten die Neufranken von den Wällen, und ſchrieen unſern Vorpoſten in der Ferne zu: „O du dumm Preuß, viel Schanz und wenig Kanon!" — Selbſt unſre Leute wurden verdrüßlich über das lange Außenbleiben des Geſchützes, und parodirten viel bitteres über eine Hochzeit ohne die Braut.

Ende.

Endlich kam ſchweres Geſchütz von Bamberg, Würzburg, Frankfurt am Main und einigen andern Orten an, und gleich darauf nahm die förmliche Belagerung ihren Anfang.

Den meiſten unſrer Leute kam es ſonderbar vor, auf den Kanonen der geiſtlichen Fürſten Bilder der Heiligen anzutreffen. So ſtand z. B. auf einer Bamberger Vierzehnpfündigen der heilige Heinrich als Schutzpatron von Bamberg. Andere Stücke hießen eben der Bilder wegen — die Apoſteln. Die gemeinen Soldaten witzelten nach ihrer Art hierüber oft launicht. Einige fragten: ob dieſe Heiligen vielleicht Artilleriſten geweſen wären? Andere rühmten ihre Toleranz, und dankten ihnen, daß ſie ſich in aller Folgſamkeit zu den Händen der Ketzer hätten führen laſſen, um durch ſie den lieben Heiligen in Mainz die Viſite zu machen, und die überweiſen Kinder des weiland allerchriſtlichſten Königs ein wenig zurechtzuweiſen. Noch andere riefen: Vortreffliche Ingenieurs! Hat doch auch St. Paul in einem ſeiner Briefe die ganze Armatur ſeiner Zeit hergenannt und auf das Geiſtliche applicirt! — Das beſte Geſchütz kam jedoch aus dem Preußiſchen.

In Flörsheim am Main, und hernach in Rüſſelsheim an eben dem Fluß, wurde das Laboratorium angelegt, wo man eine ungeheure Menge Bomben und Grenaden füllte, und das übrige nöthige Mord- und Brandzeug zu Stande brachte. Wenn man das Magazin und Laboratorium anſah, ſo hätte man glauben ſollen, es wäre auf die Eroberung aller Feſtungen in Europa angeſehen geweſen, und doch war das Alles nur für Mainz.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hist. [illegible].

Briefe.

~~Hist. Univ.~~

Hist. coll. f. 18.

Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über den
Feldzug
des
Herzogs von Braunſchweig
gegen die
Neufranken
im Jahre 1793.

Vierten Pack's zweyte Abtheilung.

Dum deliberatur Romae, perit Saguntum.

Upſala,
bey Guſtav Erichſon. 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sieben und dreißigſter Brief.

Es iſt eine Hauptregel in der Kriegskunſt, daß der Kommendant einer belagerten Feſtung häufige Ausfälle, beſonders bei nächtlicher Zeit, unternehmen muß. Solche nächtliche Ausfälle und Attaken auf den Feind haben ſehr vielen Nutzen. Einmal ſtöhrt man den Belagerer in ſeinen Arbeiten, und dann macht man ihn — wenn anders die Ausfälle nicht zuweilen ſehr ernſthaft ſind, was ſie niemals ſein dürfen, außer wenn man ſeinen Vortheil vorher reiflich überrechnet und wie gewiß hat — endlich ſicher, daß er bey allem Schießen und bey dem häufigen Geknacker des kleinen Gewährs nicht viel mehr auf dergleichen achtet, ſeine Poſitur nur obenhin nimmt und ſodann ſeinem Gegner es erleichtert, hier und da ein Vorhaben von Wichtigkeit gegen ihn auszuführen.

Die Beſatzung in Mainz fing allmählig an, ſich nach dieſer Regel zu richten. Ihre erſten Verſuche wagten ſie aber bloß am Tage und zwar nur jenſeits des Rheins. Zwiſchen Mainz und dem Dorfe Mombach hatten ſie einige Infanterie zur Reſerve hingelegt, und ließen ſie von ihren Chaſſeurs bedecken. Die Chaſſeurs flankirten oft bis gegen unſre Vorpoſten hinan. Dieſe beſtanden anfänglich nur aus ſächſiſchen Huſaren vom Regiment Gersdorf: hernach kamen noch kaiſerliche Huſaren von Wurmſer hinzu. Die Attaken von beiden Seiten waren nur kleine Scharmützel, die aber doch dann und wann einigen gegenſeitigen Verluſt zur Folge hatten.

Aber ſchon bey dieſen geringfügigen Vorfällen bewieſen die ſächſiſchen Huſaren augenſcheinlich, daß ihnen an der Gewandtheit der Wurmſeriſchen noch mancherley fehle. Ich will ihnen die Ehre der Tapferkeit zwar nicht abſprechen, aber ſie werden wohl ſelbſt die Beſcheidenheit haben und es nicht in Abrede ſtellen wollen, daß ſie den Wurmſeriſchen Huſaren, wie auch unſern, beſonders den Braunen, noch immer weit nachſtehen.

Ich habe ſelbſt mehr als einmal geſehen, daß ihrer ſechs, acht, auch wohl zwölfe einem einzigen Chaſſeur nachjagten, da hingegen ein einziger von Wurmſer oder von unſern Braunen mehr als viere von den feindlichen verfolgte. Soviel Muth hatten dieſe, und ſo wenig jene. Das ſogenannte Mannfaſſen iſt vollends noch weniger ihre

Sache. Die Chaſſeurs entgingen ihnen beynahe immer, und mit dieſen die Hofnung der Beute.

Außerdem zeigten ſie im ſchnellen Aufſitzen, in dieſer Haupttugend eines Huſars, wenig Fertigkeit. Es währte wohl eine halbe Stunde, bis eine kleine Compagnie endlich ins Reiten kam. Die ſchönen Herren müſſen ſich in der That noch fleißig in Mancherley üben, und dann kann mit der Zeit noch was braves aus ihnen werden. Ich hoffe, das Beyſpiel der Wurmſeriſchen und unſrer braunen Huſaren ſoll ihre Ehrbegierde und ihren Vervollkommungstrieb eben ſo ſehr anfachen, als es ſie ihren Abſtand und ihre Mängel mehr denn einmal gelehrt hat. Hieran können ſich auch Einige von unſern eignen Huſaren ſpiegeln.

Der armen Sünder giebt es überall viele, freilich dort mehr, hier weniger!

Das Gerügte bewog endlich unſern General Kalkreuth, ſich vorzüglich der Wurmſeriſchen Huſaren zu bedienen, und ihnen das Feld- rein- halten anzuvertrauen. Was das auch Leute ſind! Wie geübt, wie gewandt, wie unerſchrocken, wie muthvoll! Der Ungar ſcheint überhaupt ſo recht zum Huſaren gemacht zu ſeyn: er übertrifft — wie wir gern ſelbſt bekennen — ſogar jeden der Unſrigen.

Außer den ſächſiſchen Huſaren hatten wir auch das Dragoner-Regiment des Prinzen, Carls von Sachſen zu Hülfe. Auch dieſe haben hier keine großen Dinge ausgeführt. Sie vermieden ſogar jede Gefahr, worin der Feind ihr Pferd hätte erſchieſſen können. Ich ſage dieſes den Leuten nicht bloß ſo nach, ſondern berufe mich auf meine Herren Collegen, welche alle wiſſen, daß dieſe Dragoner die ihnen vorgeworfne Gefahr- und Feuer-Scheue damit entſchuldigten, daß man ihnen bey ſchwerer Strafe verbothen habe, ſich ein Pferd todtſchießen zu laſſen.

Wahrlich ein ſehr komiſches Verboth für einen Soldaten, der gegen den Feind im Felde ſteht, ſo komiſch, daß ich eben darum glauben möchte, die guten Leute hätten aus Furcht vor der Strafe das Angegebne nur ſo vorgewandt und erdichtet, und daß es folglich ungerecht ſeyn würde, einem ganzen Regiment etwas aufzubürden, was dann nur Einzelnen zur Laſt fiele. — Unſre Weimarſchen Reiter haben indeſſen hernach das eigentlich geleiſtet, was den Sächſiſchen vorher angewieſen war.

Dem ohngeachtet ginge der immer zuweit, der die Sachſen für minder brav halten wollte deßwegen, weil ſie nicht ſo geübt ſind, als die Oeſtreicher, Heſſen und Preuſſen. Dieſe haben ja ihr Handwerk lange genug ſchon getrieben, und müßten ſich daher im Innern ihrer Seele ſchämen, wenn ſie nicht längſt etwas recht Tüchtiges gelernt hätten. Hingegen die Sachſen genoſſen ſeit langer Zeit der Ruhe, und hatten keine Gelegenheit, ſich für die Kriegskunſt im Felde ernſtlich zu üben. Dieſer Feldzug kann ihnen indeß dazu dienen, und ſo müſſen wir unſer Urtheil über ſie aufſchieben, bis andere Thatſachen uns zeigen, wer ſie eigentlich ſind und was ſie können.

Ueberdieß iſt der Soldat unter der Aufſicht eines fremden Anführers ſelten das ganz, was er unter der unmittelbaren Aufſicht ſeines eignen iſt. Und ſollte das Andenken der Sachſen an die harten Züchtigungen durch Friedrich den Großen im ſiebenjährigen Kriege ſchon ſo erloſchen ſeyn, daß es einen warm patriotiſch denkenden und fühlenden unter ihnen nicht noch verleite, den Preußen eher Abbruch als Vorſchub zu thun? Der gemeine Haufen der Soldaten iſt zu ſehr Natur, als daß man die Präſumtionen von ihm überall nach der Kunſt und der Etikette ihrer Anführer meſſen und beſtimmen könne. Einiges, was noch weiter hieher gehört, und den konſequent-räſonnirenden Leſer auf manche Aufſchlüſſe und Bemerkungen führen wird, ſteht im dritten Pack. dieſer Briefe hin und wieder.

Nachdem die Oeſtreicher eine Batterie nach der Gegend von Weißenau errichtet hatten, fingen ſie an, von da aus eine feindliche Schanze mit Kugeln anzugreifen, jedoch ohne dem Feinde ſelbſt merklich zu ſchaden. Das einzige, was ſie bewirkten, war, daß das ſchöne, große Dorf zum Theil in Brand gerieth, und die Kirche ganz und gar. Dieß aber ſchreckte den Feind nicht ab, Weißenau noch immer beſezt zu halten. Die Einwohner unterſtüzten ihn dabey ſehr, und bewieſen ihre anhängigen Geſinnungen gegen ihn dadurch, daß ſie auf die Oeſtreicher einſchoſſen, als dieſe nach der Einnahme der dortigen neufränkiſchen Schanze ihn von da vertrieben.

In das Dorf Hechtsheim oder Hexheim wurde ein Kommando von Schützen gelegt, weil man da einen Einfall des Feindes beſorgte: nachher mußte dieß Kommando nach Bretzenheim unter Marienborn, nach Mainz zu, hinrücken, indem man dort ſeiner Hülfe weit mehr bedurfte.

Bretzenheims Lage war für uns und die Neufranken gleich vortheilhaft: man konnte von da aus alle Bewegungen genau wahrnehmen, und daher bemühten wir uns beyde, Bretzenheim zu beſetzen. Unſere Schützen hatten aber größtentheils den Vorrang, ohne ihn jedoch immer zu behaupten, zumal wenn die Neufranken zu überlegen vorrückten und das Dorf beſchoſſen. Hier merkte ich erſt recht, wie ſchwer es hält, ein Dorf gehörig zu beſetzen.

Der Prinz Louis von Preußen logirte auf dem Chauſſee-Hauſe ohnweit Marienborn. Es giebt wohl ſchwerlich einen

nen jungen Fürſten in Europa, der dieſem Helden vorzuziehen, und kaum einer, der mit ihm zu vergleichen wäre. Er ſcheuet die Gefahr ſo wenig, daß man glauben ſollte, er kenne ſie gar nicht. Jeder unſerer Krieger vom erfahrenſten General bis zum gemeinen Musketier haben oft den Muth bewundert, womit der junge Held an den Feind ging. Jeder fürchtete für ihn, er aber fürchtete ſich niemals. Ich will nur eine Probe von ſeiner unerſchrocknen Herzhaftigkeit anführen.

Ueber dem Dorf **Zahlbach**, auf dem ſogenannten Stahlberg, hatten die Neufranken einige Schanzen, aus welchen ſie Bretzenheim und die daſige Gegend beſchoſſen und uns bey der Belagerung oft ſtöhrten und ſchadeten. Um dieſem Uebel abzuhelfen, entſchloß ſich der Prinz, die feindlichen Schanzen auf dem erwähnten Berg abzuführen. Da man durch Kundſchafter wußte, daß der Feind bey Nacht ſeine Kanonen herauszog, ſo wählte er die Nacht, um ſeine Abſicht deſto ſicherer zu erreichen.

Er führte alſo von verſchiedenen Regimentern Arbeiter mit Hacken und Spaten unter einer kleinen Bedeckung von Kavalerie und Infanterie dahin, und überfiel in der Nacht von dem 7ten auf den 8ten Mai den Feind an den Schanzen. Dieſer überraſcht und ohngefähr 80 Mann ſtark, ergriff die Flucht, aber mit Verluſt einiger Todten. Hierauf ſchritten die Unſrigen zum Zuwerfen der Schanzen.

Die Entflohenen hatten den Ihrigen dieſen Ueberfall kaum berichtet, als auch ſchon ihr Geſchütz auf dem **Hauptſtein** mit Paßkugeln, Kartätſchen und Grenaden auf unſere Arbeiter einwarf. So oft nun eins von dieſen Mord-Inſtrumenten anflog, ſo warnte der Prinz ſeine Leute, und die Arbeiter ſtreckten ſich zur Erde, während die Bedeckung ſich bloß bückte: Und nur Prinz **Louis** blieb aufrecht.

Wäre dieſer junge Held der ſtrengſte Fataliſt, und hätte er ſich die Grundſätze jener Philoſophie, die eine unabänderliche Beſtimmung aller Dinge zum Weſen der Kette dieſer Dinge annimmt, ſo zugeeignet, daß er ſich durch ſie über alle ſeine Gefühle hinausgeſetzt und nur ſie zum Grunde ſeines Handelns gemacht hätte: wahrlich, er hätte nicht feſter und unerſchrockner da ſtehen können! — Und Beyſpiele von der Art wirken unwiderſtehlich — unwiderſtehlicher, als alle Verdienſt-Münzen, Predigten und Korporalsſtöcke.

Die Schanzen wurden endlich glücklich zugeſchmiſſen, drey an der Zahl: doch ſind, troz aller Vorſicht und Warnung des Prinzen, Einige dabey verwundet worden — ich glaube, neun Mann — aber todt blieb keiner, und die Verwundeten waren auch bald wieder hergeſtellt.

Dieſes Unternehmen, wobey viel Gefahr war, ſogar Gefahr, aufgehoben zu werden, wenn nämlich die Neufranken mehr Achtung oder früher Nachricht davon gehabt hätten, ſezt den Heldenmuth unſers Louis außer Zweifel. Aber der Erfolg entſprach ſeiner Abſicht nicht lange: denn ſchon am folgenden Tage warfen die Neufranken die Schanzen wieder auf und ſchoſſen von denſelben nach wie vor — bis ſie endlich gegen das Ende der Belagerung von den Unſrigen unbrauchbar gemacht wurden.

Den Tag nach dieſer Unternehmung ließ unſer König auf der andern Seite des Rheins die neufränkiſche Schanze auf der Rheinſpitze ſcharf angreifen. Die Infanterie mußte zweymal auf ſie eindringen, allein vergebens: ſie wurde nicht erobert, und Viele von den Unſrigen büßten ihr Leben dabey ein. Eben dieß Schickſal erlitten Viele von dem Feinde.

Ich ſchreibe: Viele, denn die eigentliche Zahl habe ich nie erfahren können. Es gehört zur Kriegspolitik, daß man ſelten recht gewiß herausbringt, wie viel Verwundete oder Erſchoſſene irgend eine Affäre gekoſtet hat: auch nicht, wie viele von der

Armee überhaupt deſertirt oder bey ihr und in den Lazarethen krank ſind, u. dgl. Eine genaue Nachricht über alles das könnte mancherley Böſes nach ſich ziehen: des Feindes Muth würde ſie oft verſtärken und den unſrigen nicht ſelten ſchwächen: ſie würde die Angehörigen der Kranken, Deſertirten, Verwundeten oder Erſchoſſenen betrüben: würde nachtheilige Gerüchte, Abſcheu gegen jeden Krieg, Abneigung gegen die Fürſten und den Soldatenſtand — erwecken, ohne die Sache an ſich zu verbeſſern.

Daher erfahren ſelbſt die, welche Aktionen beywohnten, ſelten recht, wieviele blieben oder verwundet wurden: kaum erfährt man dieſes von einzelnen Compagnien oder Bataillons ganz genau. Ich habe nach alle dem in mehrern Kriegen, troz aller gefliſſentlichen Späherey ſehr oft vergeblich geforſcht.

Freilich erfährt der Chef der Brigade aus den einzelnen Berichten die Totalſumme aller Gebliebenen, Verwundeten, Kranken und Entlaufenen: allein dieſer ſchickt ſie höhern Orts ein, ſchweigt, und ſo bleibt die zuverläſſige Totalſumme in Dunkelheit und dieß meiſt auf immer.

Die Zeitungsſchreiber wiſſen zwar Alles genau — noch genauer in ihrer Ferne, als wir in der Nähe. Warum iſt man aber ſo kurzſichtig, ihnen zu glauben? Auf dieſe Art führet der eine Blinde den andern: und wie es dabey zugeht, lehrt die Bibel.

Auch will es die uralte Praxis, daß man den Verluſt, welchen man ſelbſt erlittem hat, ſehr geringe angebe, oder allen und jeden gar leugne — ſobald es nur geht, ohne die Wahrſcheinlichkeit gar zu auffallend zu beleidigen. Nach eben dieſem Leiſten erhöht man den Verluſt des Feindes meiſt übertrieben.

Die Vortheile, welche wir über den Feind davon tragen, werden natürlich der bloßen Geſchicklichkeit unſrer Kriegsoberſten und der Tapferkeit unſrer Soldaten zugeſchrieben: erhält der Feind einen — ja, da waren wir zu ſchwach, zu ſchlecht poſtirt, von Spionen verrathen u. dgl. Aber an Muth hat es uns nie gefehlt, auch nie an Vorſicht. — Oder — der Feind war zu ſehr überlegen, beynahe noch einmal ſo ſtark als wir, hatte mehr Geſchütz, beſſeres Terrain u. ſ. w. —

Alles nach uralter Praxis! Man leſe nur die Nachrichten der Griechen von den Schlachten in ihren Kriegen mit den Perſern. Selbſt **Cäſar** machte es in ſeinen Tagebüchern nicht anders. **Livius** verſtand dieſe Kunſt meiſterhaft; und ſehr ſelten iſt ein hiſtoriſcher Schriftſteller ſo ehrlich als **Thucydides**, ſelbſt die Evangeliſten nicht. —

Die Nachrichten von den Niederlagen oder dem ſchlechten Zuſtande des Feindes rühren ſehr oft oder faſt immer von den Deſerteurs her: aber die Deſerteurs ſprechen, wie man es gerne hört. Der Feind hört vom Feinde nichts lieber, als alles Schlechte: und danach richten ſich die Leute. **Origenes** klagt in einer ſeiner Schriften, daß die von den Chriſten zu den Heiden abgefallene Chriſten durch ihre üble Nachreden der chriſtlichen Religion am meiſten geſchadet hätten: was damals die Apoſtaten der Religion thaten, thun noch jezt die Apoſtaten des Krieges.

Nun vollends die Apoſtaten aus Neufrankreich! Die hohe Sorge, die Berichte aus der Quelle von daher uns zu entführen, vorzuenthalten u. dgl.! — Dazu die Bemühungen ſo manches Hohen und Niedrigen, Neufrankreich zu einer Wüſteney von Räubern und Mördern, und die ganze Nation zu Holunken und Lumpenhunden zu machen — wenn gleich dieſer oder jener Hohe vielleicht ſchon über dem Gedanken brütet, ſich mit dieſer Nation — ſo Gott will — dereinſt zu verbünden, und dann keine Nation braver und ehrlicher zu finden, als dieſe! —

Ich will damit nur ſagen, daß man ja nicht Alles glaube, was da ſo geſchrieben ſteht oder gedruckt von dieſem und jenem, hier und da und dort: der böſe Geiſt unſrer finſtern Zeiten und Rathesſtuben iſt ſelten der Geiſt des Lichs und der Wahrheit. Man ſtellet alles einſeitig dar, behandelt den Feind auffallend partheyiſch, macht ihn verächtlich, dichtet ihm allerhand Böſes an, verſchweigt oder verſtellt ſein Gutes; und um nicht über Lügen, Verläumdung und hämiſche oder dumme Abſicht ertappt zu werden, unterdrückt man alles, was ſeine wahre Lage ſchildert, z. B. in Rückſicht auf die Neufranken den Moniteur und ähnliches.

Die Zeitungen ſind das Vehikel dieſer politiſchen Maſchinerie: ſie ſind die Pfote, mit der man Kaſtanien aus der Glut langen will. An lächerlichen Katzenſprüngen fehlt es hiebey nicht. Die buntſchäckigen Dingerchen wandern nun nach Paris: es lieſt ſie ein Leuchſenring, ein Rühl: und ſo ſind unſere Zeitungen in des Leztern Händen ein Dolch, den er dem National-Convent wider uns in die Hand ſpielt.

Kann das gutes Blut ſetzen? Kann das die Neufranken gegen uns geneigt machen? Kann es zur Ausſöhnung einleiten? — O, wir klugen Deutſchen! Mit unſern phyſiſchen Waffen richten wir wenig oder nichts gegen ſie aus: und die pſychologiſch-politiſchen, mit denen wir ſie am wohlfeilſten und glücklichſten bekriegen könnten, vergiſſen wir zu unſerm eignen Verderben. —

Und dieß, lieben Leſer, iſt der Grund, warum ich auf die Zeitungen und die Zeitungsſchreiber ſo oft und ernſtlich zurückkomme. Merkwürdig ſind mir immer die Worte eines anſehnlichen Mannes unter unſern Truppen *). „Unſere Zeitungsſchreiber“, ſagte dieſer an einer vor-

neh-

---

*) Die Veranlaſſung dazu gab ein Neuwiediſches Zeitungsblatt. Wirklich, ich kenne beynahe kein unverſchämteres und gröberes, als dieſes. Der ſonderbare, blöde Kopf, der es ſchreibt, hat ſo wenig Kenntniß von Europa's gegenwärtiger Lage, und ſo wenig Einſicht in die neufränkiſchen Händel, als mancher Schulrektor in die griechiſchen und römiſchen Alterthümer: und doch räſonnirt er darüber, wie wenn er dereinſt beym Friedenskongreß präſidiren wollte. Der Leipziger Zeitungsſchreiber verfällt oft in eben den Fehler. Es iſt zuweilen, als wenn die Leute allen Reſpect für ſich unds Publikum verloren hätten; ſo unbeſonnen und unver-

ſchämt

nehmen Tafel in Frankfurt. „ſind die Banditen für uns in Paris; ſie ſuchen diejenigen gegen uns und unſere Sache geneigt zu halten, mit denen wir keinen Krieg führen d. i. uns ſelbſt; und mit welchen wir ihn führen, die verbittern ſie mehr und mehr. Sie ſind daher die Scharfrichter, die ihren eignen Richter hinrichten.“ —

Acht und dreißigſter Brief.

Die Neufranken hatten unter andern auch die ſogenannte Bleyaue oder Bleyinſel

ge-

ſchämt ſchreiben ſie in den Tag hinein. Eine Sammlung von ihren Floskeln, Aufſchneidereyen und Schnitzern wäre der beſte Pranger, an den man dieſe Herren zur Warnung für ihres Gleichen ſtellen könnte.

gegen Sinsheim über mit Mannſchaft beſetzt: allein die Oeſtreicher trieben ſie von dannen, und nun ließe ſich, ohne daß der Feind es verhindern konnte, eine Schiffbrücke über den Rhein anlegen. Man nahm dazu nicht, wie ſonſt gewöhnlich iſt, blecherne Pontons, ſondern ordentliche Schifferkähne, die man von allen Seiten zuſammenbrachte. Unſere Pontons waren meiſt alle bey Oppenheim zur dortigen Brücke verbraucht worden.

Um einen Einfall der Neufranken ins Darmſtädtiſche, den man befürchtete, abzuwenden, wurden auf der Main-Spitze zwey Schanzen aufgeworfen: die eine beſetzten die Sachſen, die andere wir. Das geſchah ohngefähr drey Wochen nach unſerer Ankunft vor Mainz. Bey dem Aufwerfen dieſer Schanzen wurden wieder einige

nige Bauern verwundet, und einer mit Verluſt ſeiner Naſe.

Gegenüber jenſeits des Mains ſtanden uns zwey feindliche Schanzen entgegen: die eine faſt unten am Ausfluß des Mains in den Rhein auf der Spitze, die andere am Dorfe Koſtheim. Aus dieſen konnte der Feind die unſrigen nach Belieben hernehmen, und that es oft derbe.

Einſt hatte ſich der kommandirende Offizier von unſerer Schanze auf der Spitze des Mains entfernt. Während ſeiner Abweſenheit ſchlichen ſich die Neufranken herüber, und vernagelten flugs die Kanonen in der Schanze der Sachſen. Plötzlich drangen ſie in die unſrige, jagten unſere Beſatzung heraus, und feuerten mit unſerm eignen Geſchütz hinter ſie ein.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der Offizier an dieſem Unfall ſchuld war. Hätte er die Schanze nicht verlaſſen, und genaue Aufſicht mit führen helfen, ſo hätte er wenigſtens den heranſchleichenden Feind über den Main bemerken und vor der Schanze abhalten können. So aber merkten unſre Leute die Neufranken nicht eher, als ſie ſchon die Schanze erſtiegen hatten: und nun überfiel auch ſie ein paniſches Schrecken, und ſie — liefen.

Hätten die Neufranken dieß gehörig benutzt, ſich ſchleunig verſtärkt und unſere beſtürzten Leute weiter verfolgt, ſo wären ſie Meiſter von jener ganzen Seite des Rheins geworden: und dann war von da her der Feſtung nicht weiter beyzukommen. Allein das gute Geſchicke war dießmal auf unſrer Seite: und ſie zogen ſich zurück.

Dieß aber witzigte uns, und um ähnliche Vorfälle hier zu verhüten, ließ Kalkreuth den Poſten auf der Mainſpitze verſtärken, und übergab das Kommando dem Hn. von Rüchel, damals noch Oberſten, jetzt General bey der Königlichen Suite, und dem Hn. Major von Hagen vom Thaddenſchen Regiment.

Den 21ten Mai wagten die Neufranken in der Nacht und dann auch am Tage einige ſtarke Ausfälle auf jener Seite des Rheins: allein durch die Tapferkeit unſrer Truppen wurden ſie glücklich zurückgejagt, obgleich der Verluſt auf unſrer Seite zuweilen ſehr beträchtlich war. Aehnliche Ausfälle gab es mehrere, wiewohl minder beträchtliche, jedoch nie ohne Verluſt auf beyden Seiten. Der Feind hatte aber dabey den Vortheil, daß er uns in Thätigkeit ſetzte, dadurch abmattete und manchen von unſern angelegten Planen aufhielt oder vereitelte.

Einen Ausfall wagten die Neufranken auf das Hauptquartier zu Marienborn, welcher von großen Folgen hätte ſeyn können, wenn nicht ihre eigne, allzugroße Uebereilung allen Vortheil für ſie zernichtet hätte. Dieſer Ausfall geſchah in der Nacht zu Anfange des Juns: den eigentlichen Tag hab ich vergeſſen. Unſer Feldgeſchrey war den Tag Bernhard. Die Neufranken erfuhren dieß, *) und ſchlichen mit deſſen

Hül-

---

*) Nichts war damals leichter, als unſer Feldgeſchrey zu erfahren. Man durfte ſich nur bey einer Schildwache von ferne wie von ohngefähr hinſtellen und zuhören, was auf ihr Zurufen eine Ronde oder Patrouille zur Antwort gab. Seit dieſem Ueberfall bey

Ma-

Hülfe durch unſre Vorpoſten. Dieſe hielten den Haufen für Oeſtreicher, und der Haufe machte ſie wie man ſagte, und wie ein ſolcher Fall es mit ſich bringt, auf der Stelle nieder.

Darauf näherten ſie ſich dem Schauſſee-Hauſe: allein ſtatt da mit Gewalt einzubrechen und den Prinz Louis aufzuheben, welcher damals unbeſorgt im Bette lag, begnügten ſie ſich, bloß derb an die Thüre zu ſtoßen, und lieſen gleich darauf nach der Batterie in der Nähe, wo ſie einige Mann tödteten und die Kanonen vernageln wollten. Und gerade dieß ihr Vorhaben war die Haupturſache, warum ihr Plan auf Marien-

Marienborn haben aber die Ronden und Patronillen nicht mehr ſo laut antworten dürfen.

rienborn ſcheiterte. Unſere Leute waren nämlich hier auf ihrer Hut, feuerten die Kanonen unter ſie ab und nöthigten ſie dadurch, ſich hier zurückzuziehen.

Ein anderer Haufen war ins Dorf gedrungen, fand es ſchlecht beſezt und ſchlecht bewacht, und lief in der Finſterniß herum, die Wohnungen der Generale aufzufinden. Dabey wurde nun immer ſehr ſcharf mit Flinten geſchoſſen. Zum guten Glück waren die Generale Kalkreuth und Mannſtein ſchon früher zu Pferde, als noch die Neufranken ihr Quartier erreicht hatten. Endlich kamen auch die ſächſiſchen Huſaren, beſonders aber die Reiter vom Regiment Weimar, nebſt einigen Bataillons Infanterie, in Bewegung. Dieſe trieben den Feind bald ab, und ſo war dieſe groſe Gefahr gehoben.

Die Attake hatte einige Stunden gedauert, und ſo heftig und anhaltend von beyden Seiten gefeuert wurde, ſo büßten doch Wenige ihr Leben dabey ein. Die, welche unſern Verluſt auf 200 Mann ſchätzten, irrten eben ſo ſehr, als die, welche ihn nur zu 30 oder 40 Mann angaben. Unter den gebliebenen war ein Major vom Regiment Weimar: auch waren mehrere Offiziere dieſes Regiments verwundet. Das ganze Regiment hatte von unſern eignen Kugeln und Kartätſchen nicht wenig gelitten. Ueberdieß hatte ein Mädchen von 16 und eine Frau von 70 Jahren ihr Leben dabey eingebüßt. Es iſt überhaupt eine mißliche Sache um das Schießen zur Nachtzeit: man ſieht nicht, zumal beym Kanoniren, ob man den Feind oder den Freund trifft.

Am andern Morgen fand man auch eine Menge erſchoßner Neufranken zerſtreut herumliegen. Einige von dieſen hatten allerhand Brieffſchaften in der Taſche. Unter andern fand ich einen Brief, der nach Dijon beſtimmt war. Hierin hieß es: Cüſtine habe eine Maske gemacht, habe ſich geſtellt, als wolle er Mainz den Preußen in die Hände ſpielen. Die Preußen wären auch — wie der Briefſteller ausdrücklich ſchrieb — dumm genug geweſen, vorzurücken: aber auf einmal wären ſie beynahe alle von Cüſtine's verſteckten Kanonen erſchoſſen worden. —

Hätte dieſer Brief ſeine Beſtimmung erreicht, ſo wäre dieſes Hiſtörchen erſt in Dijon und nachher durch Hülfe der Zeitungen vielleicht in ganz Frankreich verbreitet werden: und war doch bloß ein — Mährchen! Und ſo entſtehen die Relationen in den Zeitungen ſehr oft — hier wie anderswo.

Was aber die erſten Urheber von ihrem Erdichten oder Uebertreiben haben mögen! Doch, die meiſten Menſchen ſind wie die Kinder: ſie wollen amüſirt ſeyn mit etwas Neuem, Buntem, Wunderbarem, Großem u. dgl. Die Wahrheit iſt ihnen zu ſimpel, zu nackt, oft ſchmerzlich u. ſ. w. — Daher das Schattenſpiel in den Zeitungen, Büchern und Köpfen.

Der Führer, welcher dem Feinde den Weg gezeigt und vorher alles ausgekundſchaftet hatte, war der Mainzer Klubiſt Lutze, ehemals Gerichtsſchreiber zu Oberolm. Er hatte ſich während dem Scharmützel von den Neufranken verirrt, und ihren Zurückzug in Mainz verfehlt. Gleich den andern Tag ward er herumſtreifend erhaſcht, inquirirt, entdeckt und aufgehangen. Um ſich unkennbar zu machen, hatte er einen

nen zerlumpten Rock angelegt, mit jenem Zubehör von Inſekten, das gemeinlich darin zu Hauſe iſt. Er ging ſtandhaft mit unverzuckter Miene dem Tode entgegen: ſehr oft ſah er nach Mainz hin mit einem äuſerſt bedeutenden Blick. Wie ich hernach erfuhr, hinterließ er eine Frau mit fünf Kindern. Dieſe haben das Erzſtift räumen ſollen. Da hieß es denn — wie man ſo meynte — mit Recht: ich will ſtrafen die Sünden der Väter an den Kindern! —

Nach dieſem Ueberfall lernte man wohlweislich, etwas ſchärfer aufmerken, und traf alle Anſtalten, der Wiederholung eines Beſuchs vorzubeugen, deſſen gefährliche Folgen man jetzt vollends einſah. Was würde aus uns geworden ſeyn, wenn Prinz Louis in die Hände des Feindes gerathen wäre? Dann war auf einmal unſre Belagerung zu

Ende, oder der Prinz müßte gedacht und gehandelt haben, wie der Philotas von Leſſing. Die Beſorgniſſe waren in der That zu groß, um nicht auf jedes Vorkehrungsmittel mit allem Ernſt bedacht zu ſeyn.

Das erſte, was man that, war, daß man Nacht für Nacht einige Bataillons ausrücken, alle Soldaten aber des Nachts in ihrer Kleidung bleiben ließ, um auf das erſte Zeichen zum Ausrücken bereit zu ſeyn. Welche Plage dieß für unſere Leute geweſen iſt, kann man denken. Tag und Nacht keine Ruhe!

Dann wurde eine Tranſchee von dem Chauſſeehauſe an bis zu einer Schanze auf dem Berge nach Oberolm hingeführt, um Marienborn und das Chauſſeehaus vor jedem

dem feindlichen Anfall zuverläſsiger zu ſichern. Aber der Feind fand unter dieſen Umſtänden für gut, uns mit der Wiederholung ſeines Beſuchs zu verſchonen.

Nicht ſo ſchonend bezeigte er ſich gegen unſre Schanze über Bretzenheim: er füllte ſie einmal des Nachts zu, und zündete zugleich die Bretzenheimer Kirche an, ſo daß ſie völlig abbrannte, ohne jedoch andere Häuſer mit zu verletzen. Dieß diente zur Probe, wie ſein aufmerkſam unſre Schützen in dieſem Dorfe auf den Feind geweſen waren.

Bey einem andern Ausfall auf das öſtreichiſche Lager machten ſie ebenfalls die Heilige-Kreuz-Kirche lichterloh in Flammen aufgehen. Die Leute dort herum konnten es nicht begreifen, wie die Neufranken eine Kirche hätten zu Grunde richten können, worin ein Gnadenbild befindlich war, das ſchon ſo viele ſichtbare Wunder gewirkt hätte. Aber das Bild war dießmal paſſiv und rettete weder ſich noch die Kirche.

Während der ganzen Belagerung wurde aber keinem Dorfe übler mitgeſpielt, als dem ſehr bebauten Dorfe **Koſtheim.** Die Neufranken hatten hier vortrefliche Schanzen, die ſie mit reichlicher Mannſchaft beſezt hielten, und dadurch im Stande waren, jeden unſrer Verſuche auf **Caſſel** gleich hinlänglich zu vereiteln. Dieſer ihr Aufenthalt war uns ein Dorn im Auge, und ſo wurde aus allen unſern Schanzen unaufhörlich dahin geſchoſſen. Was Wunder, daß die dortige Kirche mit den meiſten Gebäuden abbrannte, und die übrigen ſo durchlöchert und zerſchoſſen wurden, daß das Dorf nicht mehr bewohnbar blieb!

Die Bauern aus dieſen Gegenden hatten ſich nach den nächſtliegenden Ortſchaften geflüchtet, aber mit welcher Zerrüttung ihrer ökonomiſchen Umſtände — läßt ſich denken. Die in Zahlbach waren indeß meiſtens geblieben, weil ſie unter dem Schuße der neufränkiſchen Kanonen damals noch ſicher waren: allein am Ende kam Zahlbach in unſre Hände, und nun gings auch hier ans Aufſuchen der Klubiſten.

Man muß wiſſen, daß von allen Dorfſchaften um Mainz keine den Neufranken, und ihrer neuen politiſchen Einrichtung mehr anhingen, als Weißenau und Zahlbach. Der Müller des letztern Ortes, Namens Krüger, ſpielte im Mainzer Klub eine anſehnliche Rolle. Sein Weinkeller wurde dafür aber auch recht gezüchtiget.

Die Mainzer Beſatzung hörte auf unſer wiederhohltes Anfragen und Auffordern zur Uebergabe wenig oder vielmehr gar nicht: ihre Antwort war immer abſchläglich, und der Grund dazu war ihre Hoffnung auf Rettung durch Cüſtine. Cüſtine hatte ihnen dieſe feierlich verſprochen; er war aber nicht im Stande, ſein Verſprechen damals auszuführen. Seine Armee in und um Landau war noch zu ſchwach, um mit Gewalt durchzubrechen und dann Mainz zu entſetzen. Vielleicht wußte dieß die Mainzer Beſatzung nicht, und fuhr fort, auf die Behauptung ihres Poſtens zu beſtehen.

Daß ſie dieſe noch weit hinaus im Sinne hatte, zeigt der Umſtand, daß man einen

Verſuch machte, Pferdefleiſch einzupöckeln, nicht weil man dieſer Aushülfe ſchon damals bedurfte, ſondern aus Vorſorge, um auch weit hinaus dereinſt nicht zu darben. Und gerade dieſer bloße Verſuch, der freilich mißlang, weil das Pferdefleiſch kein Salz annahm und in Fäulniß überging, war die Veranlaſſung zu der allgemein verbreiteten Sage: daß die Mainzer Beſatzung aus Mangel an Lebensmitteln ſogar ſchon Pferdefleiſch zum Lebensunterhalt benutzte.

Ich habe mich nach dem Urſprung und dem Gehalt dieſes Geredes ſehr genau erkundiget, und weiter nichts herausgebracht, als was wir jetzt wiſſen. Die Neufranken in Mainz ſind die ganze Belagerung über weit beſſer genährt worden, als wir im Freyen, ſo viel und reichlich man uns auch von allen Seiten zufuhr. Wer kein

Geld zum Einkaufen übrig hat, dem dient jeder Vorrath um ſo mehr zum Aerger, je dringender er ſeiner bedarf. Es war den Herren in Mainz ſogar ſo unbekümmert wohl, daß ſie troz der Belagerung nicht einmal ihre Vergnügungen ausſezten: ihre Bälle gingen vor wie nach in dem Hauſe des Weihbiſchofs ihren Gang. So profan dachten ſie gar damals!

Zu den weiter verbreiteten Erdichtungen über den damaligen Zuſtand der Mainzer gehört auch die Sage von Holzmangel, übergroßem Unflat und Todtenbegraben in der Stadt u. dgl. Nichts von alle dem! Die Stadtobrigkeit hatte die ganze Zeit hindurch ſo ſehr für Reinlichkeit geſorgt, daß wir nach der Uebergabe uns wunderten, von den verſchrieenen Sümpfen, Kloaken und verpeſtenden Ausdünſtungen gar nichts vorzufinden.

So hat man auch die Todten nicht in die Keller oder auf die Straßen, ſondern weit von der Stadt nach Mombach zu eingeſcharrt, oder, wenn dieſes nicht anging, in den Rhein geworfen. Unſre eignen Leute haben bey Bingen und anderwärts viel todte Neufranken aus dem Fluſſe hervorgezogen und begraben, um allen Eckel bey dem Waſſertrinken zu entfernen.

Was endlich den Holzmangel anbelangt, ſo litten die Belagerten ihn ſo wenig, daß noch nach der Uebergabe der Stadt große Holzhaufen vorräthig dalagen. Daher iſt die Sage: daß die Neufranken in Mainz während der Belagerung die Sparren aus den vornehmen Häuſern und die Stühle und Bänke aus den Kirchen genommen und verbrannt hätten, mehr nicht, als ein Geſchwätz.

So zuverläſſig ſind die Berichte von der Art in den Zeitungen! Fragt man, woher ſie denn wohl entſtanden, ſo weiß ich nach aller Unterſuchung nichts paſſender zu antworten, als — um das in Mainz ſelbſt zu finden, was man außer Mainz noch nicht antraf, ich meyne den Grund von der verfrühten Uebergabe dieſer beynahe unüberwindlichen Feſtung.

Neun und dreißigſter Brief.

Diesſeits des Rheins, gerade gegen Weißenau über, liegen zwey kleine Inſeln, ſein, welche von keiner Parthey bis ohngefähr acht Tage nach Pfingſten, beſezt wurden. Um dieſe Zeit gaben unſre Leute eine kleine Wache dahin, welche aber bald wieder weichen mußte, da die neufränkiſche Schanze bey Weißenau ſie unausſtehlich beläſtigte. Von dieſer Zeit an beſezten die Neufranken die erwähnten Inſeln. Die Urſache, warum ſie hieher ein ſtarkes Kommando ſchickten, war ohne Zweifel, zu verhindern, daß wir eine gewiſſe Feuer-Maſchine nicht den Rhein hinab bringen könnten.

Von dieſer Maſchine, die ich ſelbſt nur von außen geſehn habe, kann ich nur dieſes zur Nachricht mittheilen. Sie war ein viereckiges, einem großen Kaſten ähnliches, auf drey Kähnen ruhendes Werkzeug, aus ſtarken Balken und Bohlen gebaut. In den Seiten waren mehrere Schieß-Scharten angebracht, und inwendig ſoll alles voll Munition geweſen ſeyn.

Dieſe Maſchine war beſtimmt, die Schiffbrücke von Mainz nach Kaſſel damit zu zünden und abzubrennen. Zu dieſem Behufe ſollten auch die Matroſen beordert ſeyn, die aus Holland bey uns eintrafen. Ein Darmſtädtiſcher Offizier wurde als der Erfinder dieſer Maſchine angegeben. Man mußte aber bey genauerer Unterſuchung doch endlich gefunden haben, daß von dieſer Erfindung nicht viel zu erwarten wäre, denn bald nach ihrer Aufrichtung, ſo groſſe Summen man auch auf ſie verwendet hatte, trug man ſie wieder ab.

Außer dieſer Feuermaſchine hatte man noch zwey andere Zündungswerkzeuge in

Form ſchwimmender Batterien erbauet: allein die Zeit lehrte, daß ſie mehr ſchädlich als nützlich waren.

Die Neufranken beſetzten alſo die beyden kleinen Inſeln, um die Hinabſchaffung der Feuermaſchine und der erwähnten, ſogenannten ſchwimmenden Batterien zu verhindern. Außer dieſer Abſicht erhielten ſie noch den Vortheil, daß wir keine Schanze auf den Inſeln gegen Mainz aufführen konnten: und ſo war ihnen die Beſetzung dieſer Inſeln allemal ſehr vortheilhaft.

Ob wir Preußen das nicht hintertreiben, nicht ſelbſt die Vortheile dieſer Inſeln gegen Mainz benutzen konnten? — Allerdings: aber — man hatte nicht gedacht, daß die Neufranken ſo klug ſeyn würden — antwortete mir ein ſehr erfahrner Ingegenieur, den ich darüber befragte. — Es iſt doch eine recht mißliche Sache um das Nicht-gedacht-haben! Seneka ſchreibt viel davon.

Die klügern Neufranken ſchickten ſehr ſtarke Pikets nach beyde Inſeln, verſahen beyde mit guten Gräben, und ſicherten ſich gegen unſre Kugeln und Kartätſchen durch hohe Dämme. Alles das war in kurzer Zeit aufgeworfen und fertig. Der Franzoſe hat im Eingraben mit den alten Römern vieles gemein; und die alten Römer waren zu ihrer Zeit die größten Meiſter im Verſchanzen: in kurzer Zeit waren ſie tief in die Erde, und dadurch meiſt ſicher.

Die Beſatzung der Neufranken auf dieſen Inſeln wurde für uns immer bedenklicher: es kamen Schiffe von Mainz und

Kaſſel dahin an, ohne daß wir es hindern konnten. Es war daher ſehr wahrſcheinlich, daß man einen Ueberfall mit uns im Sinne hatte. Um uns gegen dieſen auf jeden Fall zu ſichern, wurde nun auch von uns ein Ort längs der kleinen Inſel ſtark beſezt und mit Gräben und einem Damm verſehen.

Dieſer Ort, als die Thon-Grube für die Ziegelſcheune in der Nähe, heißt die Leimengrube: und da hier von den Unſrigen manch braver Mann blieb und die Beſatzung beynahe immer in Lebensgefahr ſchwebte, ſo tauften unſre Leute den Ort um und nannten ihn Mördergrube, Mordloch, Knochenkammer u. ſ. w.

Wirklich durfte man hier es kaum wagen, ſich gerade aufzurichten oder ſeinen

Kopf ſehen zu laſſen, oder er war von den Neufranken durchgeſchoſſen. Auf dieſe Art ſind hier viele der Unſrigen geblieben: ich zweifle aber ſehr, ob wir von der Leimengrube aus — ſo fleißig wir auch ſchoſſen — einen einzigen auf der feindlichen Inſel getödtet haben: die Sicherungsanſtalten waren dagegen da zu günſtig.

Man ſieht, daß beyde Poſten nahe genug ſeyn mußten, um ſich einander verſtehen zu können. Das öftere Erſchießen der Kameraden erbitterte unſere Leute, und ſo ſuchten ſie ihren Muth durch Schimpferey an den Neufranken abzukühlen. Bey dieſer Gelegenheit ſchalt eines Tages einer von den Unſrigen ſie Salzdiebe und Königsmörder. Dieß mußte ein Deutſcher auf der feindlichen Inſel verſtanden haben, vielleicht ein Elſaſſer oder Lotharinger, und rief zurück: „Gut, Bruder Preuße, ihr mauſet auch, wo ihr nur könnt: und was den Königsmord betrift, ſo nahmen wir unſerm König gerade das, was er auf eine gewiſſe Art nie hatte, den Kopf. Hat Ers verſtanden?“ — Nach einer kleinen Pauſe rief ein Anderer hintendrein: „Noch eins, Bruder Preuße! Glaubt Er, daß Leute von der Art heutzutage ſelten ſind? Seh' Er ſich doch nur ein bißchen nach dem Laufe der Dinge um!“ —

Dieß und noch einiges weit deutlich Bitterers gab unſern Leuten Stoff zum Kommentiren, und ſie benutzten ihn nach ihrer Art noch lange und vielfach. Zuweilen machten die Leute gegenſeitig auf einige Zeit Kartel, zumal wenn auf der feindlichen Seite Deutſche die Wache hatten. Dann erſtiegen ſie beyderſeitig den Damm, koſeten freundſchaftlich von dieſem und jenem, vorzüglich über die Großen, beſuchten ſich einander, theilten brüderlich, was ſie hatten u. ſ. w.

Die Neufranken ließen ſich endlich zu ſolchen Kartellen ſehr bereitwillig finden; aber die Unſrigen noch mehr. So weiß ich, daß einmal ein gemeiner Soldat von uns, Namens Steinbrecher, mit der feindlichen Parthey auf einen halben Tag Waffenſtillſtand gemacht hat, der von beyden Seiten ehrlich gehalten wurde. Kamen nachher andere auf den Poſten, zumal von dem Feinde ſolche, die kein Deutſch verſtanden, ſo ging das Platzen und Erſchießen wieder vor ſich. Schade nur, daß von unſerm vielen tauſend Schüſſen aus Flinten und Kanonen kaum zehne mit Erfolg gefallen ſind. Trafen wir aber keine Neufranken, ſo trafen wir doch Weidenbäume die Menge. —

Vierzigſter Brief.

Unſer ſchweres Geſchütz, nebſt der Munition an Pulver, Kugeln, Grenaden und Bomben kam endlich nach und nach an: und nun wurde es auch Zeit, die Stadt näher und mächtiger anzugreifen. Die Oeſtreicher rückten demnach zuerſt vor, und beſchoſſen die Stadt fürchterlich, aber ohne merkliche Wirkung.

Sachverſtändige wiſſen, daß man tauſend Kanonenkugeln in eine Stadt werfen kann, ohne etwas von Belang damit auszurichten. Das war auch hier der Fall.

Weit wirkſamer ſind Bomben und vorzüglich Grenaden: denn dieſe fallen von oben herab, zerplatzen, erſchlagen und tödten um ſich her. Am wirkſamſten ſind die Brand- oder Feuerkugeln, welche zünden, wo ſie hinfallen, wenn ſie anders brennbare Materie vorfinden.

Eine ſolche Kugel hat in Mainz die Liebfrauenkirche, den Dom, die Kaſerne und andere öffentliche und privat Gebäude angezündet und verbrannt. Es iſt ein ſchrecklich anziehender Anblick, unter dem erſchütterndtöſenden Donner der Kanonen eine große Feuersbrunſt von weitem anzuſehen, beſonders des Nachts. Ueberhaupt iſt der Krieg die reichhaltigſte Schule für das Studium der empyriſchen Pſychologie. — Daß unſer gutmüthige König kein Freund von unnöthigem Zerſtören iſt, ſo wurden wenig Feuerkugeln in Mainz hineingeworfen.

Bey der unternommenen Anlegung einer Breſchſchanze, unter einer ungeheuren Bedeckung und einer zahlreichen Menge Arbeiter, befiel unſre Leute auf einmal ein ſolcher Schreck, daß ſie alle flüchtig wurden, ſelbſt auf einander Feuer gaben, endlich die Gewähre, Patrontaſchen, Arbeitszeug und alles andere Geräthe wegwarfen, und nun in der finſtern Nacht ſo durcheinander herumliefen, daß ein kleiner feindlicher Haufen genug geweſen wäre, eine ſchröckliche Niederlage darunter anzurichten. Woher eigentlich dieſer Schreck zuerſt entſtanden ſey, wußte keiner. Mich zittert jedesmal, wenn ich alle die Gefahren überdenke, worin wir ſchon in dieſem Kriege geweſen ſind!

Und doch giebt man ſich an anſehnlichen Orten Mühe, die Menſchen in einen Zuſtand zurückzuführen, der dieſe Gefahren weit öfterer erregen muß — ich meyne den Zuſtand der Nichtausbildung und vorurtheilhafter ſchüchterner Kurzſichtigkeit. Hätte der Berliner Hermes einmal, wie ich, Gelegenheit gehabt, einen jungen Burſchen bey Mainz auf dem Ausreißen vom Poſten anzutreffen, weil er den Teufel leibhaftig auf ſich zuſpringen geſehn zu haben vorgab, ſo würde er bemerkt haben, welch ſchädliche Folgen im Großen ſeine Lehre vom Teufel ſogar im Kriege herbeyziehe.

Wolf lehrte vorzeiten die Vorherbeſtimmung; und ſo richtig ſein Beweis dafür war, mußte er dennoch auswandern, weil man glaubte, ſeine Lehre verleite zu Deſertionen. Hermes lehrt etwas, das der Vorſehung, Güte und Wahrhaftigkeit Gottes geradezu widerſpricht, das obendrein auf die erzählte Art eine ganze Armee, ja den König ſelbſt und deſſen Prinzen und Heerführer der größten Gefahr ausſezt: und — iſt königlicher Oberkonſiſtorialrath.

Gegen das Ende des Juns und fernerhin war unſer König ſelbſt oft bey Mainz gegenwärtig, beſah ſelbſt die Oerter, machte ſelbſt verſchiedene Anordnungen, und ſcheute ſich nicht, ſich ſelbſt manchen Gefahren auszuſetzen. Wie viel Monarchen giebt es, die hiezu Einſicht, Muth und Entſchloſſenheit genug haben? Geht aber ein Vater voran; ſo folgen ſeine Kinder gern alle.

Nach und nach, obgleich etwas langſam, wurden gute Tranſcheen gegen Mainz, nach der Citadelle zu, eröffnet, die Stadt näher be-

beſchoſſen, und verſchiedene feindliche Batterien ſchärfer angegriffen. Dießmal war es, als die Oeſtreicher die Schanze bei Weißenau eroberten, welche uns über dem Rhein immer viel zu ſchaffen gemacht hatte. Dieſe Eroberung war für uns ſehr wichtig.

Einmal waren nun die Neufranken auf den Inſeln nicht mehr ſicher und gedeckt, und ſahen ſich genöthigt, ſie zu verlaſſen. Unſere Leute griffen zwar an eben dem Tage, da die Neufranken die Inſeln verließen; dieſelben an; als ſie aber dahin kamen, waren beyde ſchon leer und geräumt. Es war daher falſch, was die Zeitungen damals meldeten, daß die Preußen den Feind von den Inſeln verjagt hätten.

Freilich hatten die Unſrigen ſich ernſtlich vorgenommen, auch gerüſtet, die Inſeln mit Sturm einzunehmen, und deßwegen ein Schiff mit Geſchütz oben von der Inſel bey Ginsheim herabgefahren. Dieſes Schiff führte außer dem Geſchütz etwan 70 Mann unter dem Kommando des Majors Keiſerling vom Füſelier-Bataillon Legat aus Magdeburg. Aber was geſchah? Durch einen unglücklichen Zufall riß das Tau, woran das Schiff befeſtigt war, und dieſes ſchwamm, ohne daß jemand helfen konnte, gerade auf Mainz zu. Da wurde es vom Feinde angehalten, und die Mannſchaft gefangen genommen.

Die Neufranken behandelten unſre Leute großmüthig, bewirtheten ſie aufs beſte, und nahmen ihnen weiter nichts, als die Gewehre und die Munition. Schon den andern Tag ſchickten ſie die ganze Mannſchaft an uns zurück.

Dieſes großmüthige Verfahren zog den Neufranken ſehr günſtige Urtheile auch bey denen unter uns zu, die ſonſt noch immer eben nicht zum Beßten von ihnen dachten. Die Zurückgeſchickten wurden ihre Lobredner und Vertheidiger, und dieß machte, daß man beynahe faſt gar nicht mehr auf ſie ſchimpfte.

Großmuth iſt überhaupt eine edle Sache: denn ſie gewinnt ſogar die Herzen der bitterſten Feinde und macht ſie uns günſtig. Sie hat den Vortheil, daß ſie die Wirkſamkeit der menſchlichen Natur ungehindert wieder herſtellt, indem ſie uns durch Empfindung über das hinausſezt, was die bürgerliche Kunſt uns zu ihrem Nachtheil in den Kopf geſezt hat. Bey ihr gilt bloß der Menſch; ſelten der Bürger. Tauſend Beyſpiele haben es in dieſem Kriege gelehrt: zur

Beſtätigung vor der Hand nur noch dieß einzige.

Eben während unſrer Belagerung von Mainz wurde durch die Nachläſſigkeit unſrer Vorpoſten der ſächſiſche Artillerie-Leutnant **Raabe** bey einem nächtlichen Ueberfall gefangen. Die Neufranken überraſchten ihn ſo außerordentlich ſchnell, daß es ihm unmöglich ward, eine ſchon halb gewendete Kanone auf ſie noch abzuprotzen: und dieß war ſein Glück, denn nun ſchützten ihn ſelbſt die neufränkiſchen Offiziere vor der erſten Wuth ihrer Untergebnen. Das aber konnten ſie freilich nicht hindern, daß ihm alles, was er an ſich hatte, genommen wurde. Er verlor alſo Uhr, Börſe, Uniform, ſogar auch den Hut, an deſſen Stelle man ihm eine neufränkiſche Muſketier-Mütze aufſetzte.

Raabe wurde nach Mainz geführt, und von dem Kommendanten, beſonders von Merlin, ſehr höflich empfangen und zur Tafel gezogen, wo zum Verdruß des Bayreuther Zeitungsſchreibers alles in Ueberfluß ſervirt war. Der Kommendant kaufte von den Beutemachern die Kleidungsſtücke des Leutnants zurück, ließ ſie ihm zukommen, und überzeugte ihn dann von der guten Behandlung ſeiner mitgefangnen Sachſen. Er öffnete eine Thüre; und ſiehe da, die Gefangnen waren bey einer vollen Tafel froh und guter Dinge. Das Betragen der Neufranken gegen ſie alle war überhaupt ſehr artig, gefällig und delikat, und die Gefangenſchaft ſo erträglich als immer möglich. Der ſchönſte Zug krönte es an dem Tage, da Raabe als Ausgewechſelter zu ſeiner Armee zurückging.

Vor ſeinem Abſchiede zog ihn ein neufränkiſcher Offizier auf die Seite: „Herr Leutenant, ſprach er, ich weiß, wie ſchwer es dem Offizier im Felde wird, ſich Equipage anzuſchaffen. Ich habe zum Glück gerade Geld übrig: wollen Sie mir die Freude machen, 50 Stück Louisd'ors von mir anzunehmen, die Sie mir nach Ihrer eignen Bequemlichkeit wiedergeben können? Mein Anerbiethen geſchieht aus dem beſten Herzen, und ich weiß, daß Sie in einem ähnlichen Falle das Nämliche für mich thun würden."

Raabe dankte, und als er das Anerbiethen höflichſt von ſich ablehnte, ſagte der Edle mit einer Thräne im Auge: „ich hätte Ihnen ſogern einen Dienſt geleiſtet; aber freilich Sie können ihn nicht annehmen: wenigſtens — hier gab er Raaben ſeine Addreſſe — wenigſtens verſprechen Sie mir, daß wenn wider meinen Wunſch Sie in irgend einer Verlegenheit keinen Rath finden ſollten, Sie mir das Vergnügen gönnen wollen, Ihnen einen kleinen Dienſt leiſten zu dürfen.“

Raabe verſprachs mit Hand und Mund, und nun ſchied er mit Höflichkeiten überhäuft von der — Garniſon in Mainz. Tauſend ähnliche Beyſpiele wird man dereinſt von allen denen hören können, welche in neufränkiſcher Gefangenſchaft geweſen ſind. Dann, hoffe ich, wird man das meiſte an und von den Neufranken ein wenig anders finden, als man bisher es geglaubt hat. —

Außer dem erſten, nach den Inſeln beſtimmten Schiffe, verunglückte auch das andere, oder die zweyte ſogenannte ſchwimmende Batterie oder Kanonen-Chaluppe. Dieſe kam nur bis an die obere Inſel, und wurde hier von den Neufranken, bevor ſie die Inſel verließen, zerſchoſſen, ſo daß wir nur mit genauer Noth und einigem Verluſt die Kanonen retten konnten. Dieſe ſchwimmende Batterie hatte große Summen gekoſtet, und nüzte uns am Ende — nichts.

Eben ſo war es mit dem vielen überflüßigen und doch ſehr koſtſpieligen Verſchießen der Munition. Man ſchoß größtentheils des Nachts ſtärker, als des Tages, und gerade des Nachts kann man am wenigſten ſehen, wohin man ſchießt, zumal mit Kanonen. Viele tauſend Kugeln, Bomben und Grenaden ſind mehr als zu gewiß vergeblich geſchoſſen und geworfen worden. Wie viele ſtürzten in den Rhein und Main!

Aber es knallte und krachte und hielt den Feind munter, oder hinderte ihn an neuen Arbeiten und Unternehmungen.

Anfänglich machte die Mainzer Beſatzung es wie wir: ſie ſchoß ſogar mit Kanonen nach einzelnen Reitern: aber nach und nach wurde ſie ökonomiſcher. Hieraus folgerte man, daß es ihr an Pulver mangeln müßte, allein ohne Grund: denn nach der Uebergabe haben wir noch eine anſehnliche Menge Pulver, Kugeln u. dgl. vorgefunden. Sie ſahen, daß ihr meiſtes Schießen vergeblich war, und nur darum ſtellten ſie das überflüßige ein.

Koſtheim nahmen wir erſt zu Anfange des Juls ein, aber nicht die Schanzen in deſſen Nähe. Auch bemächtigten wir uns einigemal der Albani-Schanze, die wir aber wegen der beunruhigenden neufränkiſchen Kugeln immer wieder verlaſſen mußten. Bey einem ſpätern Angriffe einer andern Schanze gab Prinz Louis wieder eine Probe von ſeinem Heroismus und ſeiner Humanität. Er ſah einen öſtreichiſchen Soldaten bey der Stürmung einer Schanze verwundet an der Erde liegen, ſprang troz dem feindlichen Feuer hinzu, und trug ihn in Sicherheit. Es war am 14ten Jul. 1793.

Die geduldigen Heſſen vertheidigten ihren Poſten dieſſeits des Rheins ſehr brav, und verlohren außer vielen andern von den übrigen den General Munier, Kommendanten von Kaſſel. Er ſtarb am kalten Brande ſeines Kniees, das ihm zerſchoſſen war.

Die Darmſtädter hatten jenſeits des Rheins den linken Flügel. Die Neufranken ſchienen dieſen Haufen nicht recht zu achten, und nahmen ihnen einmal die Kanonen wie im Spiele.

Die Pfälzer oder Baiern, wie man ſie gewöhnlich bey uns nannte, waren unter uns Preußen vertheilt, und thaten, was man ihnen befahl. Das Todtſchießenlaſſen hielten ſie aber für eine erzdumme Sache, und um dieſer, ihrer Klugheit gemäß, zu entgehen, deſertirten ſie fleißig.

Dieß iſt während dieſem Kriege das gewöhnliche Fieber aller kleiner Reichstruppen, die wohl an Kirchenparaden, aber nicht an Uebungen des Heroismus gewöhnt ſind. Ich kenne einzelne Compagnieen, von denen ihrer 14 bis 20 auf einmal entlaufen ſind. Eben darum iſt dieſer Krieg eine geſegnete Aerndte für die Herren Werber, die den Lebensſüchtigen Kindern einen ſichern Himmel hinter den Mauern ſehr haltbarer Garniſonen verſprechen.

Bey den Pfälzern verdirbt die Verkaufslichkeit der Stellen, und die Erlaubniß, ſie wieder an den Meiſtbiethenden zu verhandeln, alles, was eigentlich Soldat heißt. Was hilft da Verdienſt und Erfahrung, und woher ſoll dieſe entſtehen, wenn man mit Geld ſich ſo hoch heben kann, als man will, und dieß auf eine beliebige Zeit? Bey den Oeſtreichern war das vorzeiten auch ſo; aber die Erfahrung hat ſie gewitzigt.

Die Verkaufſlichkeit der Aemter iſt überall ſchädlich; aber nirgends ſchädlicher, als bey dem Militair. Ob die [illegible]

[illegible]

wiſſer Aemter eben ſo ſchädlich ſey, muß die Zeit und Erfahrung in Neufrankreich ausweiſen. Das arme Land macht für die Polemik der lieben Politik wahrlich ſehr theure und ſchauderhafte Verſuche! Was uns Menſchen das Bißchen Evidenz über die Halt- und Brauchbarkeit unſrer Gehirn- oder Fauſt-Produkte oft hoch und blutig zu ſtehen kommt! —

Um den Muth unſrer Krieger auf eine edlere und menſchenwürdigere Art, als durch den Korporalſtock, anzufeuern, errichtete unſer König während der Belagerung von Mainz eine Art von Orden für das Verdienſt der gemeinen Soldaten und Unteroffiziere. Er iſt für die erſtern eine ſilberne, und für die leztern eine goldne Denkmünze, mit dem Namen unſers Königs auf der rechten Seite, ſe, und mit den Worten: Verdienſt um den Staat auf der linken.

Dieſe Denkmünze ſoll nach der Abſicht unſers Königs nur denen zu Theil werden, welche ſich durch etwas Vorzügliches im Kriege auszeichnen. Sie iſt zugleich ein Sicherheitspfand für eine beſſere Verſorgung in der Zukunft. Im Sterbefalle wird ſie den Erben durch ſoviel Geld erſezt, als ſie dem Gewichte nach werth iſt, und nach den Umſtänden durch noch mehr. Sie wird im Knopfloche getragen, wie jeder andere Orden. — Bey den Oeſtreichern iſt eben dieß Ermunterungsmittel eingeführt, und zieht eine Erhöhung des Soldes nach ſich.

Die Erfahrung hat bis jezt noch nicht erwieſen, daß dieß Mittel unſre militäriſche Triebkraft in eben dem Grade erhöhe, in welchem außern andern das Bewußtſeyn, für ihre eigne Sache zu ſtreiten, ſie bey den Neufranken zum Erſtaunen erhöhet. So lange wir dieſem nichts ähnliches erfinden oder haben, bleiben wir in der Schaale des militäriſchen Gleichgewichts, auch bey vorausgeſezter gleicher Zahl der beyderſeitigen Streiter am Ende immer unten. Die Zeit wird es weiterhin lehren.

Und muß unſer Mittel nicht in eben dem Grade an Wirkſamkeit verlieren, in welchem es an Gemeinwerden zunimmt? Das Alltägliche gilt alltäglich, iſt ein Sprichwort, deſſen Wahrheit wir an den Ludwigs-Kreuzträgern unter den Emigrirten in Coblenz erfuhren: ſie dienten uns, wie jedem einſichtigen Bürger, zum Gelächter und Geſpötte. Wie ſchwer hielt es, unter Friedrich dem Zweyten den Orden pour le mérite zu erwerben! Wer ihn trug, hatte ihn gewiß mehr als einmal verdient; und da er ſelten war, behielt er Gewicht und Bedeutung. Und jezt? — Doch es kömmt noch Gelegenheit, dieſen Punkt ausführlicher zu berühren. Ich bedaure nur, daß die beßte Abſicht unſers gutmüthigen Königs ſo ſelten ganz recht erreicht wird!

Ein und vierzigſter Brief.

In Mainz war man während der Belagerung nichts weniger als einig. General D'Oyré hatte zwar, als Kommendant der Stadt, die höchſte militäriſche Gewalt; allein Merlin, der Deputirte des National-Convents, ſchrieb ihm und der Mainzer Municipalität nicht ſelten gebieteriſch Ge-

Geſetze vor. Ich bin verſichert, daß noch heute Mainz ſchwerlich in preußiſcher Gewalt wäre, hätten die Neufranken keinen Bevollmächtigten dahin geſchickt oder wenigſtens einen beſcheidnern und kältern, als Merlin. Welcher General wird ſich von einem herrſchſüchtigen Parlaments-Advokaten Geſetze vorſchreiben und necken laſſen!

Was dieß in Mainz zur Folge hatte, wird es ſehr wahrſcheinlich auch in Frankreich haben, ſobald die ganze Nation nur wieder bloß auf ſich koncentrirt wird. Ein allgemeiner Friede mit Frankreich von außen wird höchſt wahrſcheinlich der Grund eines Krieges von innen werden. Und ſo lange die Verbündeten dieß Mittel nicht ergreifen, werden ſie ihren eignen Untergang fördern, und dem neufränkiſchen Syſtem durch eben das Vorſchub thun, wodurch ſie ihm Abbruch zu thun trachten.

Außer der Uneinigkeit unter den Häuptern gab es auch eine unter den Untergebenen. Die Linientruppen verlangten ſchon lange einen Vorzug vor den Nationalgarden, und ſahen auf dieſe mit einer Art von Superiorität herab, und dieß wider das Geſetz der in Neufrankreich allgemein eingeführten Gleichheit. Darüber entſtanden öftere Debatten, und gegenſeitige Verbitterung, ja ein Krieg Aller gegen Alle. Dieß Unweſen machte D'Oyré's Lage mißlich, zumal zur Zeit einer Belagerung. Drang er mit Strenge auf die Handhabung des Geſetzes der allgemeinen Gleichheit, ſo ward das Murren anfänglich ärger: und ſo läßt es ſich begreifen, daß er ſich nach der Befreyung von dieſer Lage ſehnen mußte.

So ſchwer hält es, Menſchen, die einmal an gewiſſen Vorzügen gewöhnt waren, überall und immer, auch unter Beyſtand eines Geſetzes, zu dem Entgegengeſetzten zu bringen! Vorher war das nicht ſo arg und bemerkbar, denn da erſetzte der Gewinn des Einen den Verluſt des Andern. Sie alle, Linientruppen und Garden, hatten als republikaniſche Soldaten, republikaniſche Freyheit, und da hielt das Eine das Andere ſchadlos. Jezt aber, als Mainz belagert war, ward Vieles beſchränkt und der Dienſt merklich ſchwerer. Dieß erregte dann und wann allgemeines Murren, und hier und da beſonderes Dringen auf Vorrang und Schonung.

Allein wenn Mann und Frau ſich zanken, und ein Dritter ſich als Vermittler oder gar als Feind aufwirft, ſo vergeſſen

Mann und Frau ihren Zank, und gehen dieſem Dritten gemeinſchaftlich zu Leibe. So ward es endlich, ſo lächerlich und klein meine Vergleichung immerhin ſeyn mag, auch hier. D'Oyré und Merlin ſtellten ihre gemeinſchaftliche Gefahr dringend vor, ſchilderten lebhaft die Schande und die Sclaverey, die ihrer, laut der Manifeſte, wartete, alsdann, wenn ſie ſich als feige Memmen finden und behandeln ließen — und, ſiehe da, was Strenge vorher nicht bewirkte, bewirkte dieß: aller Zank um Vorrang u. dgl. war wie vergeſſen, Ehrbegierde und Patriotismus erwachten, man ging wie Hand in Hand jeder Gefahr und Arbeit muthig entgegen und vertheidigte ſeinen Poſten, wie es ſich für Männer ſchickt, die für die Begründung ihrer Freyheit fochten: kurz, je größer die Gefahr ward, deſto größer ward auch nach und nach ihr Muth.

Dieß ſahen wir hier und in der Folge noch mehr, und zwar nach dem Geſetz von Wirkung und Gegenwirkung bey doppelt elaſtiſch geſpannten Weſen — phyſiſch und politiſch.

Um dieſen Ton feſter zu ſtimmen und Republikaner republikaniſcher zu behandeln, wurden zur Behauptung der gefährlichſten Poſten, z. B. nach Keſtheim, in die Albani Schanze u. ſ. w. nur Freywillige von D'Oyré aufgefodert, und es fanden ſich zu ſeinem Erſtaunen dreymal mehr, als er verlangte. Das häufige Hinſtürzen ihrer Brüder machte ſie nunmehr ſo wenig irre, daß es vielmehr ihren Muth bis zur Wuth ſtählte und erhob.

So wurden alſo die anfangs weichen, ungleich diſciplinirten und ſelbſtſüchtigen

Neufranken nach und nach Männer, wie keiner ſie vorhin erwartet hatte: ja, ich bin verſichert, daß eben dieſe Truppen, über deren ungebildetes, flüchtiges Weſen man anfänglich ſo höhniſch und bitter witzelte, noch endlich Soldaten ſeyn werden, mit denen man der ganzen Welt trotzen könnte — tapferer, als alle Heſſen, Oeſtreicher und Preußen.

Bewieſen haben ſie dieß in der Folge wohl ſchon oft genug, wie es die Fortſetzung meiner Briefe an Ort und Stelle zeigen wird; und anders war das auch nicht zu erwarten. Sie bilden ſich im Schooße der Freyheit aus, und werden ſtark und feſt, wie jedes Gewächſe, das unter nahrhaften Umſtänden in freyer Luft aufwächſt, und nicht in Treibhäuſern zwar ſchlank, aber kümmerlich gezogen wird. Anfänglich fangten vorzeiten die Truppen der Niederländer auch nicht viel: aber nach und nach bildeten ſie ſich ſo tapfer, daß die Spanier vor ihnen allemal zitterten und flohen.

D'Oyré konnte alſo mit der Zeit auf ſeine Truppen feſt rechnen; und da wir dieß bey verſchiednen Angriffen merkten, ſtand es nicht zu erwarten, daß er Mainz ſobald übergeben würde: ja, ſelbſt noch am Tage der Capitulation war es jedem Sachkundigen unglaublich.

D'Oyré hatte Volk, Proviant und Munition genug, um ſich noch lange zu vertheidigen. Dann waren die Feſtungswerker von Mainz noch alle im beßten Stande, und Kaſſel war noch gar nicht angegriffen. D'Oyre's Soldaten waren endlich alle willig, jede Gefahr und Arbeit zu übernehmen:

men; und doch übergab D'Oyré am 22ten Jul. 1793 die Feſtung Mainz den Preußen!

Man kann unmöglich hinlänglich einſehen, was D'Oyré für Gründe gehabt hat, Mainz unter den angeführten günſtigen Umſtänden dennoch ſobald wider alles Erwarten zu übergeben; man muß ſich alſo mit Errathen durchhelfen. Nimmt man demnach an, D'Oyré ſey ein ehrlicher, für ſein Vaterland gut geſinnter Mann geweſen, ſo könnte er folgende Gründe gehabt haben.

1.) Es kömmt keine Hülfe. Wir ſtekken ſchon über ein Vierteljahr in Mainz, und wer weiß, wie lange noch weiter! Cüſtine hält uns hin: er verſprach, uns ſchon im Mai zu Hülfe zu kommen, und er läßt uns bis jezt noch immer auf ſich warten.

2.) Der König von Preußen iſt ein gutmüthiger, deutſcher Mann, mit dem ſich handeln läßt: kommen wir ſeinen Wünſchen nur etwas entgegen, ſo können wir auf einen honorabeln Akkord und Abzug rechnen; zaudern wir länger, und bringen wir ihn durch unſre Widerſezlichkeit aufs äußerſte, ſo haben wir auf jeden Fall ſehr harte Bedingungen zu erwarten.

3.) Wir leiden alle Tage viel Verluſt, und am Ende müſſen wir die Stadt doch noch aufgeben. Auf Unterſtützung oder Entſatz hoffen wir, wie es ſcheint, vergebens: warum ſollten wir denn noch zaudern, und ſo viele brave Leute hinopfern! —

Dieſe oder andere ähnliche Gründe muß D'Oyré bey der zu frühen Uebergabe von Mainz gehabt haben, wenn er ein ehrlicher Mann war: war er aber minder ehrlich, meynte er es mit der Republik nicht gut, oder ſtand er gar Beſtechungen offen, ſo hatte er gewiß, außer den angeführten, noch andere Gründe, die ſich ſchwer und leicht errathen laſſen. Wer kann allemal einſehen, was einen Mann von D'Oyré's Art zu wichtigen Schritten verleitet!

D'Oyré war überdieß zu Mainz in einer mißlichen und verdrüßlichen Lage: täglich verlohr er Volk, täglich wurde ſein Vorrath vermindert, vorzüglich der an Salz, Mehl und Arzney für die Lazarethe; und da er alles in allem ſeyn mußte, ſo waren ſeine Sorgen und Anſtrengungen unaufhörlich. Außerdem mußte er von Merlin und deſſen Zugeordneten, dann von den Herren Klubiſten viel Unangenehmes hören und leiden: wie leicht konnte ihn daher ein minder wichtiges Accidens zu dem wichtigen Schritt der Uebergabe beſtimmen, auch außer dem Fall der höchſten Noth?

Auch ging ein Gerücht, man habe ein Stück vom Moniteur in Lüttich oder zu Frankfurt am Main abdrucken laſſen, und es durch unſre Vorpoſten den neufränkiſchen wie von ohngefähr mitgetheilt. In dieſem Stücke ſey unter der Rubrik Paris dichteriſch gemeldet worden: die Nation habe den Convent aufgehoben, den Artois zum Könige ad interim proklamirt, die Geiſtlichkeit und den Adel wieder in ihre alten Rechte eingeſetzt, und ſo weiter: und von alle dem wiſſe die arme Mainzer Beſatzung bis jezt noch nichts, und habe daher noch immer das Unglück, ſich für ein Unding,

ding, für die Behauptung einer nicht mehr exiſtirenden Einrichtung der Dinge, ängſtigen und todtſchießen zu laſſen. —

Dieſe Sage, näher beleuchtet, trug aber das Gepräge der Erdichtung über eine Erdichtung zu auffallend, als daß ſich hievon die mindeſte zuträgliche Wirkung bey der Mainzer Beſatzung erwarten ließe. Kinder waren dieſe Leute gewiß nicht, und als Männer mußten ſie einſehen, daß den Belagerunden, im Falle das Angegebne ſich wirklich ſo verhielte, alles daran liegen mußte, es ihnen, als den Belagerten, je eher je lieber diplomatiſch und von Paris aus authoriſirt zukommen zu laſſen, um die Belagerung und deren nachtheilige Folgen für ſie wie für ſich deſto eher aufzuheben.

Dieſes Mährchen und deſſen Inhalt hat alſo, wie ſo Viele behaupteten, den D'Oyré zu der unerwarteten und zu frühen Uebergabe der Stadt Mainz auch nicht beſtimmen können. — Noch andere wollten dieß von Merlins Buſenfreundin bewirkt wiſſen, und ſprachen von einer augenſcheinlich überführenden numismatiſchen Deduction, u. ſ. w. — Geſchwätz und weiter wohl nichts!

Aber man ſieht hieraus, wie unerwartet und durch Noth noch unbegründet Mainzens Uebergabe jedem vorkam. Wozu ſonſt das öffentliche Aufſuchen des zureichenden Grundes davon in Nebendingen?

Genug, D'Oyré ließ im Hauptquartier zu Marienborn melden, daß er bereit ſey, die Feſtung Mainz ſogleich zu übergeben, ſobald er auf die Erfüllung gewiſſer Bedingungen rechnen könnte. Nichts war willkommner als dieſer Antrag, und man überließ es ihm, ſeine Bedingungen aufzuſetzen, um ſie gegenſeitig zu überlegen. Die Bedingungen, welche D'Oyré aufſetzte, waren dieſe:

1) Die franzöſiſche Armee übergiebt dem Könige von Preußen die Stadt Mainz und Caſſel nebſt allen dazu gehörigen Feſtungswerkern und Poſten in dem Zuſtande, worin ſie zur Zeit ſind, mit allem vorhandenen Geſchütz und allem Kriegs- und Mundvorrath.

2) Die Mainzer Beſatzung zieht mit allen militäriſchen Ehrenbezeugungen aus, und behält ihre Waffen, ihr Gepäcke und alles, was den Offizieren, Gemeinen und andern zur Garniſon gehörigen Perſonen eigenthümlich zugehört.

3) Der Garniſon wird geſtattet, ihre Regimentsſtücke nebſt den dazu gehörigen Pulverwagen mit ſich zu führen.

4) Dieſer Artikel enthielt weſentlich nur das, was im zweyten Gliede des zweyten Artikels ſchon enthalten war.

5) Die Garniſon bleibt noch 48 Stunden nach Unterzeichnung dieſer Kapitulation in der Stadt, und ſollte dieſe Zeit für die lezten Abtheilungen der ausmarſchirenden Truppen nicht zureichen, ſo werden ihr noch 24 Stunden länger bewilligt.

6) Es ſoll dem Kommendanten der Garniſon freyſtehen, einen oder mehrere Kommiſſarien nach Frankreich zu ſchicken, um die nöthigen Gelder zur Bezahlung ihrer Schulden herbeyzuſchaffen. Dieſe Kommiſſarien erhalten zu ihrer Reiſe Päſſe vom

Könige von Preußen; und bis zur Abtragung der erwähnten Schulden oder bis zur Feſtſetzung der dahin gehörigen Verfügungen, erbiethet ſich die Garniſon, Geißeln in Mainz zurückzulaſſen, für welche ſie ſich vom Könige völlige perſönliche Sicherheit ausbedingt.

7) Bey dem Ausmarſch aus Mainz und aus allen dazu gehörigen Poſten wird die Franzöſiſche Armee in drey Colonnen und in gehörigen Zwiſchenräumen von Zeit zu Zeit nach Frankreich zurückmarſchiren: jede dieſer Colonnen erhält zu ihrer Sicherheit bis an die Franzöſiſche Gränze eine Bedeckung von preußiſchen Truppen; und dem General D'Oyré wird geſtattet, Staabsoffiziere und Kriegskommiſſarien vorauszuſchicken, um für Proviant, und andere Bedürfniſſe auf dem Marſch zu ſorgen.

8) Sollte das Fuhrweſen der Garniſon nicht zureichen, ihr Feldgeräthe und andere vorhin erwähnte Bedürfniſſe fortzuſchaffen, ſo ſollen ihr die noch fehlenden Pferde und Wagen gegen Bezahlung geliefert werden.

9) Da die Kranken, vorzüglich die Verwundeten, nicht ohne Lebensgefahr zu Lande fortgeſchaft werden können, ſo ſollen ſie auf Koſten der Franzöſiſchen Nation zu Waſſer über Thionville nach Metz geſchafft werden: auch ſoll für den Unterhalt und andere Bedürfniſſe dieſer achtungswürdigen Schlachtopfer des Krieges beſondere Sorgfalt verwendet werden.

10) Keinem der jezt außerhalb Mainz befindlichen Einwohner dieſer Stadt ſoll erlaubt werden, eher nach Mainz zurückzukommen, als bis die franzöſiſche Beſatzung die Stadt gänzlich geräumt hat.

11) Gleich nach der Unterzeichnung dieſer Kapitulation kann die belagernde Armee durch ihre Truppen folgende Poſten in Beſitz nehmen laſſen, nämlich das Fort Carl, das Fort Wälſch, das Fort Eliſabeth, das Fort St. Philipp, das doppelte Zangenwerk, das Fort Linſenberg, das Fort Hauptſtein, das Fort Mars, die St. Petersinſel, und die beyden Thore von Caſſel nach Frankfurt und nach Wißbaden: auch können ſie gemeinſchaftlich mit den franzöſiſchen Truppen das Neuethor und das auf dem rechten Ufer des Rheins liegende Stück der Rheinbrücke beſetzen.

12) Der Oberſte **Douy**, Director des Arſenals, der Oberſtleutnant **Laribbaiſiere**, Unterdirector, und der Oberſtleutnant **Varine**, Chef des Ingenieurcorps, werden den Chefs der preußiſchen

Artillerie und Ingenieurkorps ſo bald als möglich die Waffen, die noch vorräthige Munition, die Plane und alles, was auf ihren Dienſt Beziehung hat, überliefern.

13) Auch ſoll zur Uebergabe der Magazine und aller darin vorhandenen Effekten ein Kriegskommiſſarius ernannt werden.

14) Die Deſerteurs von den combinirten Armeen ſollen getreulich zurückgeliefert werden.

Dieſe Bedingungen nahm General Graf von Kalkreuth, im Namen unſers Königs alle an, und machte nur bey der zweyten die Gegenbedingung: daß die Mainzer Garniſon ſich anheiſchig machen ſollte, in den nächſten zwölf Monathen gegen die vereinigeinigten Mächte nicht zu dienen.*) Ferner ſollte es unſerm Könige frey ſtehen, die verdeckten Wagen, die die Garniſon mit ſich führen würde, nach Gutdünken viſitiren zu laſſen. **) Außer dieſem wurde nur noch die dritte Bedingung nicht bewilliget.

Ich enthalte mich aller Anmerkungen über die gelinden Bedingungen von Seiten des Generals D'Oyré, und über die großmüthige Einwilligung in dieſelben von unſrer Seite. D'Oyré konnte nach ſeiner damaligen Lage auf vortheilhaftere beſtehen, ſehen, und wir hätten wenig oder gar keine eingeben dürfen — nach dem Tone der ausgegebenen Manifeſte. Aber ſo unverhoft entſteht vieles, und ſobald ändert ſich auch manches, wenn wir gleich nicht jedesmal wiſſen, wie und wodurch! Genug, die Kapitulation kam unter den erwähnten Bedingungen gar bald zu Stande.

---

*) Warum nur dieſe kurze Friſt? Warum nicht lieber, nicht dieſen ganzen Krieg hindurch? Sollte vielleicht ſelbſt Kalkreuth die Neufranken zu ſchwach geachtet haben, ihn über ein Jahr hinaus fortzuſetzen?

**) Wohl hauptſächlich wegen der Klubiſten.

Anfänglich wollte kein Menſch glauben, daß Mainz damals ſchon in unſre Gewalt kommen würde: es wurde beynahe überall dagegen gewettet und widerſprochen; als aber dennoch die Sache gewiß und beſtätiget ward, entſtanden bey Offizieren und Soldaten Gefühle, die ſich laut genug äußerten.

Die meiſten freuten ſich unbeſchreiblich: denn die meiſten fürchteten ſich bisher ſtark vor den Kugeln und Strapatzen. Andere hofften nun auch auf Frieden, und ſprachen vom Zurückmarſch nach der Garniſon; ſogar Offiziere. Einige konnten ſich nicht hoch genug wundern, daß man der Mainzer Beſatzung freyen Abzug bewilligt hätte: das lautete ja ganz anders, als in den Manifeſten! Kurz, die Aeußerungen der Verwunderung und der Freude waren ſo verſchieden als die Einſicht und das Intereſſe eines jeden, und dieß bey den Heſſen, Oeſtreichern, Preußen und den übrigen.

Es gab überall nur wenige, welche den wahren Geſichtspunkt dieſer Unterhandlung trafen, und einſahen, daß unſer König ſehr froh ſeyn mußte, zu dem Beſitz der Feſtung Mainz auf dieſe Art zu gelangen: denn ſo lange er dieſe Stadt belagerte, konnte ſeine ganze Armee am Rhein gar nichts Bedeutendes weiter vornehmen. Erſt mußte Mainz in unſerer Gewalt ſeyn, ehe ſich an Landau — ernſtlich denken ließ.

Man hatte zwar durch die Zeitungen ausgeſprengt: Mainz und Landau würden zugleich belagert werden; ja einmal hieß es gar, der lezte Ort ſey auch wirklich ſchon belagert: allein wer dergleichen ſchrieb oder glaubte, mußte gar nicht wiſſen, was zu einer Belagerung gehört. Woher hätte man nur das Geſchütz und die Munition nehmen ſollen, geſezt auch, daß man Truppen genug dazu gehabt hätte?

Die neufränkiſche Rheinarmee mehrte und verſtärkte ſich überdieß alle Tage. Ohnweit Edinghofen im Gebürge waren unſre Leute übel empfangen worden: bey Lautern und Zweybrücken konnten ſie dem eindringenden Feinde kaum hinlänglich widerſtehen: es kamen immer Nachrichten an, daß die Neufranken ſich bemühten, durchzubrechen; und gelang ihnen dieſes, ſo waren nicht nur alle Ländereyen bis an den Rhein wieder ihre, ſondern Mainz war entſezt, wir mußten über den Rhein zurück, und alle bisherige ſaure und theure Mühe, ſie von Deutſchlands Gränzen wegzudrängen, war vergeblich. —

Alles das wußte man im Hauptquartier ſehr gut und beſſer, als ich es beſchreiben kann. Es war daher nichts der Klugheit angemeßner, als daß man auf jede glimpfliche Art zum Beſitz der Feſtung Mainz zu gelangen ſuchte. Hartnäckigkeit wäre nirgends übler angebracht geweſen als hier.

Zwey und vierzigſter Brief.

D'Oyré, als Brigademajor und Commandant en Chef von Mainz, hatte die neufränkiſche Nation zu ſeinem Souverain; was alſo durch ihn für ſie verbindlich werden ſollte, das mußte ſie entweder ein für allemal, oder jedesmal ſtillſchweigend oder ausdrücklich gutheißen. Zur Vorausſetzung ihres ſtillſchweigenden Gutheißens bey einem beſondern wichtigen Vorfall konnte ihn nur ein Fall der äußerſten Noth berechtigen, wo, wie die Juriſten ſagen, periculum in mora, oder Gefahr beym Zögern ſtatt fand.

Dieß war D'Oyré's Fall in Mainz noch nicht; es war alſo ſeine Pflicht, bevor er die Kapitulation abſchloß oder Mainz ſelbſt übergab, um das ausdrückliche Gutheißen ſeiner Nation anzuſuchen. Dieß konnte ihn vor jeder Verantwortung immer und überall ſichern, und was dieſem zufolge nachher geſchah, dafür mußte ſeine Nation ſelbſt haften.

Merlin war ihm zwar als Bevollmächtigter ſeiner Nation von deren Convention zu Paris zugeordnet; ob aber für alle und jede Fälle, oder wie wieder die Juriſten ſagen, ad univerſitatem cauſarum, und folglich auch für den Fall der Uebergabe einer Feſtung, bevor noch Sturm auf ſie gelaufen war, ſcheint mir nicht der Fall geweſen zu ſeyn, oder man müßte ſagen, D'Oyré habe den Merlin in dieſer Rückſicht für nicht authoriſirt genug gehalten, und troz deſſen Einwilligung dennoch eine

Verantwortung für Mainzens Uebergabe befürchtet.

Dem ſey, wie ihm wolle, D'Oyré wollte, bevor er Mainz übergab, einen Kurier nach Paris abfertigen, um den Willen des Convents und fernere Verhaltungsbefehle von da zu erfahren, allein man gab dieß von unſrer Seite nicht zu; und was dieß nach ſich zog, werden wir dereinſt ſehen und prüfen.

Die meiſten von D'Oyré's Leuten ſchienen wider die Uebergabe nichts von Bedeutung zu haben, zumal da ihnen ein freyer Abzug einbedungen war. Sie kamen haufenweiſe zu den Unſrigen, machten Brüderſchaft mit ihnen, waren offen und zutraulich, verſicherten aber immerzu wie in Spaß, daß ſie uns noch manchen harten Tag machen und dereinſt uns vielleicht ſelbſt in Mainz wieder beſuchen würden. —

Andere dieſer Leute fanden es infam und wider die Ehre der franzöſiſchen Waffen, eine haltbare Feſtung ſo hinzugeben, ohne daß der Feind die Hauptfeſtungswerker, die Citadelle u. dgl. beſtürmt hätte. Dieß wäre nur die Sache ſchurkiſcher Kommandanten, die ihre Leute und ihren Platz verrathen oder verkauft hätten. Sie riefen daher wehe über D'Oyré, wenn er nach Paris kommen würde; aber — ſagten die Einſichtigern — er wird den Schutz der preußiſchen Waffen zu benutzen wiſſen und ſich ſehr hüten, vor den Schranken des Convents je zu erſcheinen.

Daß D'Oyré einen Kurier nach Paris habe ſchicken wollen, betrachteten einige ſeiner Offiziere als ein Gaukelmittel, ſeine Ehre zum Theil zu retten; daß man dieß aber dem ohnerachtet nicht bewilligt habe, fanden ſie ſehr paradox, ſo paradox, wie wenn man dem Bedienten des Generals von Kalkreuth es wehren wollte, ſeines Herrn Einwilligung zu einem Contracte einzuholen, den er zu deſſen Nachtheil oder Schande mit deſſen Feinden eingegangen wäre, und dann dennoch fodern, daß der Herr General etwas als Mann von Ehre halte, was ihm höchſt nachtheilig und worüber ohne alle ſeine Einwilligung kontrahirt wäre!

Dieß wäre jezt — fügten ſie hinzu — gerade ihr Fall mit einigen Punkten in D'Oyré's Kapitulation ohne die Einwilligung der Repräſentanten ihrer Nation zu Paris. Erfolgte dieſe nicht noch hintendrein,

drein, ſo würde Preußen zu billig ſeyn, es nicht als die höchſte Delikateſſe anzuſehen, wenn ihre Nation alle Punkte der Kapitulation dennoch pünktlich gehalten wiſſen wollte. Sonſt befände ihr Vaterland ſich jezt in Gefahr, und nun könne eine Kapitulation von D'Oyré's Art ſie nicht hindern, ein nachtheiliges, nicht gehörig authoriſirtes Partikularverſprechen da nicht zu halten, wo allgemeine abſolute Pflichten das Gegentheil erfoderten.

Auch wären ſie der Meinung, daß ein Offizier, der gegen ein ſolches Verſprechen dennoch den Krieg weiter mitführte, ſeine Ehre ſo wenig verletze, daß es ihm vielmehr zum höchſten Ruhme gereichen müßte, das Intereſſe der äußerlichen Achtung den Pflichten gegen das Vaterland aufzuopfern. Uebrigens habe Preußen von Mainzens

Einnahme allerdings großen Vortheil; ob aber auch viel Ehre — dieß möchten wir ſelbſt entſcheiden. u. ſ. w.

Was halfen aber alle dieſe Debatten und uns ins Geſicht geäußerte kühne Behauptungen! Mainz wurde den 22ten Jul. 1793 an uns dennoch wirklich übergeben, und dieß nach Vorſchrift der Kapitulation in jedem Punkte. Gleich nach dem Einzuge beſetzten alſo wir und die Neufranken die Poſten gemeinſchaftlich, bis die Garniſon nach Verlauf der zugeſtandenen Zeit in drey Colonnen abzog.

Unſre Ingenieurs unterſuchten gleich auch die Feſtungswerker, und verſicherten, daß wir Mainz noch lange hätten vergebens beſchießen können: *) ein Sturm wäre vollends

---

*) Dieß giebt auch ſchon die Menge der noch uner-

lends unmöglich geweſen. Sie waren zugleich erſtaunt über die Menge von Korn, Wein und andern Victualien, wie auch von Pulver und Kugeln, die ſie noch vorräthig gefunden hatten. Es war ihnen unbegreiflich, was den D'Oyré möchte bewogen haben, die Feſtung unter ſolchen Umſtänden ſchon zu übergeben, und dieß unter Bedingungen, die er nach ſeiner Lage weit vortheilhafter für ſich hätte fodern können. u. ſ. w.

In der That, die Urtheile über Mainzens Uebergabe, wie die Neufranken und unſre Sachverſtändigen ſie fällten, und wie ſelbſt Mainz den Stoff zu ihrer Entſcheidung hergab, waren auf der einen Seite ſo an-

---

uneroberten Forts, wie ſie der 11te Artikel der Kapitulation herzählt.

augenſcheinlich und auf der andern ſo verwickelt, daß ich troz aller aufgewandten Mühe noch immer nicht recht im Stande bin, hier etwas weiter zu leiſten, als die Urtheile darüber gerade ſo anzuführen, wie ich ſie — vernahm, und dieß ohne ſie ausführlicher zu entſcheiden. Dazu ſind meine Leſer jezt in den Stand geſezt; aber freilich hier nur ſoweit als ich: und wem dann in dieſer Rückſicht meine Darſtellung verwickelt oder fragmentariſch vorkömmt, weiß, woran er iſt: die Schuld lag an der Sache; wohl nicht an mir.

Aber — audiatur et altera pars, oder man höre auch den Belangten, iſt bey ſtreitigen Rechtsfällen eine goldene Regel, die gewiß jeder rechtſchaffene Mann, auch gegen ſeinen Feind, heilig befolgen wird. Um alſo dem D'Oyré auch in dieſer Rückſicht

Recht wiederfahren zu laſſen, und — nach Befinden der Sache — das Fragmentariſche der vorhergehenden Erzählung ſelbſt verbeſſern oder ausfüllen zu können, wird es nöthig ſeyn, die Gründe anzuhören, die er ſelbſt von der Vertheidigung und Uebergabe der Stadt und Feſtung Mainz ausführlich angegeben hat. Dieß wird meinen Bericht ausfüllen und ihn und die Beurtheilung der Leſer vor der einſeitigen Partheylichkeit ſichern. Hier iſt alſo D Oyrè's Bericht

Ueber die Vertheidigung und Uebergabe der Stadt und Feſtung Mainz.

Nachdem die Armee — der Neufranken — unter dem General Cüſtine genöthigt war, über die Nahe zurückzugehen, und ſich allmählig auf Alzey und Worms zurückzuziehen, ſo ließ ſich wenig mehr zweifeln, daß Mainz nicht ſogleich ſeinen eignen Kräften würde überlaſſen werden.

Die zur Vertheidigung der Feſtung und der damit zuſammenhängenden Poſten beſtimmte Beſatzung war, mit Einſchluß der Artillerie und ihrer Gehülfen, und des Trupps Reiterey ohngefähr 16000 Mann ſtark.

Sowohl von dem Generalſtab und der Reiterey, als von der Artillerie und den verſchiedenen Verwaltungskorps, mochten noch 1400 Pferde da ſeyn.

Der Mehlvorrath mußte, durch Hülfe des täglichen Mahlens, um ihn nicht ausgehen zu laſſen, für die Bedürfniſſe einer langen Belagerung zureichen.

Der Vorrath an Getraide reichte noch weiter.

Was den Vorrath des Pferdefutters betraf, ſo konnte man nicht eben ſo beruhigt ſeyn: doch, ließ ſich durch Einſchränkung der Rationen hoffen, daß die Hülfsquellen, die man ſich nach und nach in der Stadt und den benachbarten Dörfern verſchaffen konnte, ihn zum Unterhalte von 14 bis 1500 Pferden auf fünf Monate verlängern würden.

Die Pulvermagazine enthielten auf 900,000 Pfund Pulver; und wenn man es haushälteriſch verbrauchte, ſo mußte dieſer Vorrath zu einer langwierigen Vertheidigung reichen.

Erſt während dem April hatte die Feſtung ihr friſches und ungeſalzenes Fleiſch, ihre **Arzneyen** für die Verwundeten, und **andere** in einem belagerten Platze unentbehrlichen Artikel zu erwarten.

Die **Kriegskaſſe** war auf höhern Befehl zu Landau angehalten worden: an **Gelde** waren nur noch 14 bis 15000 Livres, die noch über die Hälfte in Papiergeld beſtanden, vorräthig, und konnten nur zum Abſchließen alter Käufe und Verträge zur Verfallzeit dienen.

Am 29ten März, des Abends, erhielt der Commandant von Mainz von General **Cüſtine** Befehl, den nächſten Morgen eine Brigade Grenadiere, das vierzehnte Regiment Reiterey, einen Theil der reitenden Artillerie, die Armee- Feld- und Proviant-Fuhrwerke u. ſ. w. über Oppenheim defiliren zu laſſen.

Dieß geſchah am 30ten Vormittags.

Da die zu Oppenheim gelagerten Truppen auf ihrem Marſche nach Worms des Abends angegriffen wurden, ſo mußten ſie ſich zurückziehen, um das Gepäcke u. dgl. das nach Mainz zurückwich, nicht im Stiche zu laſſen; und die Colonne rückte in der Nacht vom 30ten auf den 31ten in Mainz wieder ein.

Von dieſem Zeitpunkte an, war die Feſtung auch auf dem linken Ufer des Rheins blokirt, wie ſie es ſeit den erſten Tagen des Decembers auf dem rechten geweſen war.

Die Beſatzung war damals 22 bis 23,000 Mann von jeder Art Truppen ſtark, und mit einer überflüßigen Menge Verzehrer von jedem Alter und Geſchlechte, und mit ohngefähr 3000 Pferden beläſtigt.

Die erſte Sorge des Oberfeldherrn war, einen Kriegsrath zu errichten, von welchem die Commiſſarien des National-Convents, die dem Schickſale der Oppenheimer Colonne gefolgt waren, und die Commiſſarien der vollziehenden Macht Mitglieder zu ſeyn verlangten.

Der Kriegsrath richtete ſeine Aufmerkſamkeit

1) auf die Lebensbedürfniſſe,
2) auf die Kriegskaſſe, und
3) auf die Munition.

Dieſer leztere Artikel gab beruhigende Reſultate, dadurch, daß man verordnete, die gehörige Haushaltung in Verbrauche des Pulvers und der Kugeln zu beobachten, deren Vorrath der Anzahl und der Beſchaffenheit der Feuerſchlünde nicht angemeſſen war.

Der Zuſtand der Kriegskaſſe erfoderte, daß man ihrer Dürftigkeit durch die in belagerten Feſtungen gewöhnlichen Mittel ſobald als möglich abhälfe.

Der verordnende Kriegskommiſſär erhielt die Vollmacht, Anleihen zu eröffnen, die durch Brandſchatzung u. dgl. erlangten Silbergeſchirre u. ſ. w. verkaufen oder vermünzen zu laſſen, und die Baarſchaften der Kaſſe auf alle mögliche Art zu ſchonen.

Der Getraidevorrath ließ wegen des erſten und vorzüglichſten Bedürfniſſes keine Beſorgniß übrig; allein in Erwartung eines ausführlichen Berichts über den Mehlvorrath, ſchränkte der Kriegsrath die Portion von 28 Unzen auf 24 ein.

Er beſchloß auch, daß man die Fourage-Rationen, nach Maaßgabe der Dürftigkeit der Hülfsquellen, einſchränken, die Rationen der Pferde der Privat-Offiziere, der Aerzte und Wundärzte, der Vorſteher und Beamten der Verwaltungen u. ſ. w. abſchaffen ſollte.

Man befahl, die Pferde von der Art zu verkaufen, um ſie unter die Beſatzung auszutheilen: eben dieß beſchloß man auch über diejenigen Pferde der Reuterey und der verſchiedenen Arten Fuhrweſens, die entbehrt oder abgeſchafft werden konnten.

Eben ſo befahl man, die verräthigen Ochſen zu ſchlachten und einzuſalzen.

Was die Kriegslage der Feſtung, und deſſen, was dazu gehört, betrift, ſo waren zu Anfange der Blokkade der Hauptwall der Feſtung Mainz und das verſchanzte Lager durchaus noch nicht im gehörigen Vertheidigungsſtande.

Die ſämmtlichen Mittel zu Arbeiten und Bewegungen des Geſchützes hatte man einzig und allein aufs Bauen und Bewaffnen der Feſtungswerker, auf die Wiederherſtellung der Werker der Marsſchanze, auf Verſchanzung der St. Petersaue, und auf Errichtung der Batterieen auf dem linken Ufer des Rheins von Bingen bis Manheim gegenüber verwendet.

In dieſem Zeitpunkte war der bedeckte Weg des Corps der Feſtung nicht mit Palliſaden verſehen, und die ſehr mangelhafte Verpalliſadirung des verſchanzten Lagers mußte ausgebeſſert werden.

Die Bewaffnung der Schanzen war erſt gegen das Ende des Märzmonats befohlen worden.

Die Ausrüſtung des in der Feſtung vorgefundenen fremden Geſchützes, und die

Ungleichheit in den Stücken von dem nämlichen Caliber verſtatteten nicht, dieſe Arbeit, welche durch die hohe Lage des verſchanzten Lagers ohnehin ſchon langwierig und mühſam gemacht wurde, mit der nöthigen Geſchwindigkeit zu betreiben. Ungeachtet der Beſtrebungen einer ſehr emſigen Arbeit während dem Winter, waren die Feſtungswerker von Caſſel noch nicht vollendet: man konnte ihnen alſo die Hülfe an Arbeitern und beſonders an Werkzeugen unmöglich entziehen.

Dieſer wichtige Artikel war ſehr vernachläſſigt worden, troz der wiederhohlten Befehle des Feldherrn, die er auf die Vorſtellungen der Vorſteher der Artillerie und der Ingenieurs gegeben hatte.

Da die Stadt in dieſer Rückſicht keine Hülfsquelle gewährte, ſo mußte man Schmieden,

den, Kalköfen und Werkſtätten aller Art anlegen, und die Arbeitsleute dazu aus der Beſatzung bilden.

Die Minirer-Compagnie war einzig und allein zu Caſſel beſchäftiget worden: zum Gebrauche der eben ſo übel angelegten als verwickelten Mittel zur unterirrdiſchen Gegenwähr war keine Anſtalt gemacht; und da es ungewiß war, auf welche Seite der Feind ſeine Angriffe richten würde, mußte man dieſe Mittel vertheilen.

Es iſt daher wahrſcheinlich, daß der Feind, wenn er unſre Lage gewußt und die erſten Augenblicke zum Berennen der Feſtung und zur Eröffnung der Laufgräben benuzt hätte, Vortheile würde erhalten haben, die denen, welche die Stärke einer Feſtung nur nach der Menge und Weitläuftigkeit ihrer Werker abmeſſen, unbegreiflich würden geweſen ſeyn.

Der Abzug der zur Verſtärkung des Lagers bey Oppenheim beſtimmten Truppen hatte den Oberfeldherrn bewogen, den Poſten von Weißenau einzuziehen.

Seine erſte Sorge war nun, dieſes Dorf wieder zu beſetzen, das der Feind ſowohl zur Errichtung von Batterieen wider die Rheinbrücke und die Schiffmühlen, als zur Beunruhigung der linken Seite der St. Carlsſchanze und ſogar des Corps der Feſtung durch combinirte Angriffe zu Lande und zu Waſſer hätte benutzen können.

Die Erfahrung lehrt, daß große Gebrechen den Vortheilen der an Ströhmen gelegenen Feſtungen das Gegengewicht halten. Beſonders iſt dieß der Fall bey Mainz, deſſen Zugang zu

Waſſer ſchwerlich oder vielleicht gar nicht geſperrt werden kann.

Die Stärke der Beſatzung entſprach keinesweges ihrer Anzahl an Truppen.

Drey Viertheile derſelben beſtanden aus National-Freywilligen, die größtentheils neuangekommene Leute und während dem Winter ungeübt geblieben waren. Die Bataillone der Linientruppen waren meiſt Rekruten und beynahe eben ſo roh.

Denen zu Bingen und zu Gundersblum zurückgetriebenen Truppen mußte man erſt wieder Muth einflößen.

Unter der Artillerie waren keine hundert Kanoniere, die in den Artillerieſchulen gebildet waren.

Die einzelnen Detaſchements und die den Bataillonen und Schwadronen einſtweilen einverleibten Depots brauchten Zeit, um ſich in einander zu paſſen.

Als der Oberfeldherr für das Poſtiren der Truppen geſorgt hatte, beſchäftigte er ſich mit den Mitteln, die Beſatzung zum Kriege zu üben, und ihr einen Vorrath an Fleiſch, woran es ihr bald fehlen mußte, zu verſchaffen.

Die benachbarten Dörfer hatten nur ſchwache Hülfsmittel hierzu gewährt.

Die Ueberlegenheit des Feindes an Reiterey verſtattete nicht, uns auf der linken Seite des Rheins auszubreiten; und die Einſchließung von Caſſel war durch Werke verſtärkt, die eine von Natur günſtige Lage beſchüzten.

Das durch die feindlichen Linien gedeckte Land iſt volkreich und fruchtbar: das Gelinlingen eines Ausfalls auf dem rechten Ufer hätte alſo der Feſtung Fourage und Vieh, Hauptartikel, mit denen ſie ſehr ſchlecht verſehen war, verſchafft; man hätte vielleicht auch den Feind abſchneiden und wenigſtens auf einige Zeit aus ſeiner Stellung verdrängen können. Der von den Feldherren beſchloßne Plan mißlang aber durch die Unordnung, die unter den Truppen, ohnerachtet des Beſtrebens ihrer Anführer, ſie wieder in Ordnung zu bringen, einriß.

Dieſer Ausfall, deſſen Gelingen auf die Belagerung von Mainz gewürkt haben würde, geſchah in der Nacht vom 10ten auf den 11ten April.

Am 12ten d. M. wurde der Oberfeldherr durch einen Adjutanten des Königs von Preußen eingeladen, ſich an einen der

Vorpoſten des feindlichen Heeres zu verfügen, um ſich dort mit dem Hauptmann Boos vom 96ten Regimente zu unterreden, welcher vom General Cüſtine den Auftrag hatte, ihn mündlich zu ſprechen.

Der Kriegsrath entſchied, daß der Feldherr dieſe Einladung annehmen ſollte; und der abgeordnete Comiſſär Reubell verlangte dieſer Unterredung beyzuwohnen, worin blos von der Uebergabe der Stadt Mainz die Rede war, und worüber der Kriegsrath einmüthig entſchied, daß ſie keiner Berathſchlagung bedürfe.

Da dieſe Unterredung allgemeine Aeußerungen von Seiten des Bürgers Reubell veranlaßt hatte, ſo wurde er eingeladen, ſich den nächſten Tag nach Oppenheim zu verfügen, wo eine zweyte Unterredung eben ſo fruchtlos ablief als die erſte.

Am 14ten ſchloß der Feind die Feſtung auf dem linken Ufer des Rheins ein. Seine erſte Sorge war, uns durch unmittelbare, von ſeinen Batterien am rechten Ufer des Strohms unterſtüzte Angriffe aus Weißenau zu verdrängen.

Der Oberfeldherr, welcher wußte, wie wichtig dieſer Poſten war, um die Angriffe von der Feſtung zu entfernen und die Belagerer zu hindern, ſie an die Escarpen anzulehnen, hätte ſich gern durch eine ſtarke von Zwiſchenwerken unterſtüzte Redoute vor das Dorf hinaus poſtirt.

Allein ihre Verfertigung erfoderte Mittel, die durch die Arbeiten bey Caſſel entzogen wurden.

Der dort commandirende General Meusnier hatte ſchon früh den Anſchlag ge-

gefaßt, das Ufer des Mains zu beſetzen und ſich Koſtheims zu bemächtigen.

Umſonſt mißbilligte der Oberfeldherr dieſe Ausdehnung, die ihn an den wichtigſten Seiten ſchwächte.

Der Feind wurde aus Koſtheim verdrängt, und mit der Zeit beſezte man die Auen an der Mündung des Mains.

Man mußte ſich alſo darauf einſchränken, daß man hinter der Karthauſe eine Fleſche aufwarf, um die Feldwache von Weißenau zu ſchützen und ihre Communikation mit der Carlsſchanze durch ein Zwiſchenwerk zu ſichern.

Dieſe Veranſtaltung ſicherte uns lange den Beſitz von Weißenau. Eben ſo beſezte man mit Feldſchanzen die Anhöhe am Hohlwege bey Zahlbach, der dem Feinde den doppelpelten Vortheil gewährt hätte, ihm ein bedecktes Depot für ſeine Laufgräben, und eine ſtarke Stütze für ihre linke Seite zu verſchaffen. In der Ungewißheit, welche Angriffsfronten der Feind wählen würde, war es höchſt nöthig, ſich auf der Seite des Umkreiſes, zwiſchen dem Raimundi- und Münſter-Thore, in Vertheidigungsſtand zu ſetzen.

Man beſſerte die Fangdämme des Waſſers in den Gräben und Vorgräben aus und warf neue auf.

Man verfertigte auch die nöthigen Schleuſen und Dämme, um das Gartenfeld unter Waſſer zu ſetzen.

Durch dieſe niedriggelegnen Fronten konnte man nicht eher eindringen, als nachdem man ſich der Franzziskus-Schanze bemeiſtert hätte.

Das ſicherſte Mittel, den Fortſchritt der Angriffe zu verzögern oder ihnen vorzubeugen, war, daß man durch ein ſtarkes Werk das Ende des Bergrückens beſezte, der bis gegen das Mombacher Wäldchen hinläuft.

Dieſe Verfügung, wozu die Geſtalt des Bodens rieth, hätte verſchiedene Vortheile, ſelbſt unter der Vorausſetzung einer bloßen Blokkade, vereiniget, und man hätte ihr leicht eine Communikation mit dem bedeckten Wege der Schanze verſchaffen können, wenn es nicht an Leuten zum Bauen und an Mannſchaft zur Vertheidigung gefehlt hätte.

Sobald die Franzoſen Mainz beſezt hatten, hatte man eine alte Redoute an der Spitze der St. Petersaue wieder hergeſtellt und daſelbſt ſowohl zu ihrer eignen Vertheidigung, als um die linke Seite von Caſſel zu beſtreichen, nach und nach Batterieen errichtet.

Die Wichtigkeit dieſer Aue, zur Erhaltung der Schiffmühlen und der Schiffbrücke, war der Beweggrund, daß man ſie durch verſchiedene Verſchanzungen durchſchnitte, und auch die St. Johannis-Aue beſetzte, die dem Feinde die Einnahme derſelben hätte erleichtern können. Außer dieſen Erweiterungen der Werker mußte man auf die Banquetten und Böſchungen auf dem ganzen Umkreiſe der Feſtung und des verſchanzten Lagers Schlagbäume, Tambours, Brücken, Steige u. dgl. verfertigen; und da der Zuſtand der Caſſe nicht zuließ, die Arbeiter zu bezahlen, ſo mußten die Arbeiten ſehr langſam von ſtatten gehen.

Indeſſen that die Caſſeler Beſatzung unter Begünſtigung ihrer Außenwerker häuſige Ausfälle: ſie behauptete Koſtheim, trieb wiederhohlte Angriffe nachdrücklich zurück, und rückte ſogar vor jenes Dorf hinaus durch Werker vor, die bis auf einen Flintenſchuß weit von den feindlichen Batterien getrieben wurden.

Dieſe Unternehmungen dienten, die Truppen im Kriege zu üben, und ihnen Muth und Zuverſicht einzuflößen.

Am linken Ufer ſcharmuzirten die Feldpoſten zu Weißenau oft, und ein Corps Freywilliger, mit Fußvölkern und Jägern zu Pferde untermiſcht, that tägliche Ausfälle auf die feindlichen Vorpoſten.

Schon ſeit den erſten Tagen des Monats May hatte der Oberfeldherr einen ſtarken Ausfall auf die rechte oder linke Seite der feindlichen Linien vorgeſchlagen.

Unüberlegt wäre es geweſen, eine ſolche Unternehmung bey Tage, unter dem Feuer der Batterieen, und gegen eine große Uebermacht an Reiterey, zu wagen; und die Erfahrung von Mosbach war noch in zu friſchem Andenken, um ein Vertrauen auf nächtliche Unternehmungen einzuflößen.

Auch war zu befürchten, daß ihr Mißlingen auf die Stärke der Beſatzung wirken dürfte, die ohnehin ſchon zur Beſchützung einer ſo ungeheuren Ausdehnung nicht hinreichte.

Ein ſtarker Ausfall auf dem linken Ufer konnte weiter nichts bewirken, als daß er die Eröffnung der Laufgräben verzögerte: und der Anſchlag, Mainz zu belagern, war deſto zweifelhafter, da der Feind, dem unſre Lage in Anſehung der Lebensmittel, allem Vermuthen nach, nicht unbekannt ſeyn konnte, hoffen mußte, daß er durch die Verlängerung der Blokade ſeine Abſicht mit wenigern Koſten und Verluſte würde erreichen können. Die Unternehmungen auf dem rechten Ufer des Rheins boten intereſſantere Folgen dar.

Es fehlte der Beſatzung an Fleiſch; und in dieſem Zeitpunkte, zu Anfange des Mais, wurden die Heu- und Strohvorräthe nur noch auf zwey Monate, und die an gemiſchtem Hafer nur noch auf einen Monat berechnet.

Durch eine ſparſame Haushaltung konnte dieſe Hülfsquelle verlängert werden; aber unumgänglich nothwendig war es, die ſämmtlichen, noch dienſtfähigen Reiterpferde, und den größten Theil der Zugpferde zu erhalten, die man wegen der Transporte aller Arten unmöglich entbehren konnte.

Ausfälle in eine fruchtbare Gegend wären alſo höchſt nützlich geweſen; man hätte ſie aber mit Macht unternehmen müſſen: und ihr Mißlingen würde dann verderbliche Folgen für die Erhaltung und ſogar für die Sicherheit von Mainz nach ſich gezogen haben.

Dieſe in den ſchriftlich verfaßten Meinungen der Generale Du Bayet und Schaal ausführlich vorgelegten Gründe bewogen den Kriegsrath, die Ausfälle auf keine zu weite Entfernung von unſern Linien auszudehnen.

Indeſſen flößte das Glück der belagerten Freywilligen in verſchiedenen Scharmützeln, und die Kenntniſſe, die ſie von der Lage der Gegend erlangt hatten, die Hoffnung ein, das Hauptquartier zu Marienborn aufzuheben, oder wenigſtens in dieſem

Theile der feindlichen Linie eine große Verwirrung anzurichten.

In der Nacht vom 30ten auf den 31ten Mai ließ man alſo dieſes Dorf durch eine Colonne angreifen, die von zwey Reſerven unterſtüzt wurde. Dieſe kühne Unternehmung gelang nicht ſo gut, als es ihr Anfang verſprach, weil einige Truppen ſich ſchlechterdings weigerten, eine der Hauptbatterieen wegzunehmen.

Dieſer neue Verſuch machte, daß man nächtlichen Ausfällen in der Ferne entſagte.

Der Feind brachte ſeine Batterie und Communikation vollends zu Stande, und errichtete täglich neue, die unſere Schanzen und Lager beunruhigten und der Eliſabethsſchanze ſehr zuſezten.

Allein noch nichts verrieth den Anſchlag einer förmlichen Belagerung.

In der Nacht vom 16ten auf den 17ten Jun. eröffnete er eine Parallele mit bloßem Eingraben, im Grunde unten an der Marienborner Chauſſee, ohngefähr 400 Klaftern weit von der Palliſade des verſchanzten Lagers.

Gegen Anbruch des Tages rückte man dahin vor, und warf mit Schanzkörben eine Fleſche auf dem Rücken der Bruſtwähr, unter dem ſehr nahen Feuer einer feindlichen Batterie auf.

In der nämlichen Nacht hatten wir in der Gegend von Weißenau eine Batterie vernagelt; und unſere dortige Unternehmung wäre ganz gelungen, wenn alle zum Angriffe be-

beſtimmte Colonnen ihre Schuldigkeit gethan hätten.

Schon am 18ten Jun. bey Anbruch des Tages fing der Feind an, die Stadt zu bombardiren, und am nämlichen Tage warf er Brandhaubitzen hinein.

> Erſt von dieſer Zeit an, rechnet man das Bombardement, ohngeachtet ſchon verſchiedene Häuſer vorher durch die von den Batterieen auf dem rechten Ufer des Rheins geworfene Bomben und Haubitzen beſchädigt waren.

Da der Brand unſere Magazine zu ergreifen drohete, ſo eilte man, ſie in eine Gegend zu ſchaffen, wo ſie noch am ſicherſten ſeyn möchten: nachdem aber die Haubitzen auch die entfernteſten Gegenden bald erreichten, ſo mußte man die Mehl- und Ge-

Getraide-Vorräthe in Keller und unter das Gewölbe eines der Stadtthore ſchaffen, deſſen Communikation man noch am beßten entbehren konnte.

Die Fourage wurde auf dem Schloßplatze und im bedeckten Vorwege des Gartenfeldes aufgeſchobert: und doch rettete dieſe Vorſicht dieſen leztern Vorrath nicht.

In den erſten Tagen des Bombardements war die Fleſche hinter der Karthaus, worin wir uns troz der Annäherung der feindlichen Batterieen behauptet hatten, nach einem ſchwachen Widerſtande, und ohne daß es möglich geweſen wäre, ſie von unſern Leuten wiederum angreifen zu laſſen, weggenommen.

Und nun konnte der Feind mit ſeinen Angriffen in jener Gegend näher heranrücken,

rücken, und Batterieen wider die Schiffbrücke und die Schiffmühlen errichten.

Sein Angriff auf die Flesche bey Zahlbach war nicht eben ſo glücklich für ihn abgelaufen.

Nachdem er in dieſes Werk, das von der Feldwache verlaſſen wurde, eingerückt war, drang eine Colonne von 7 bis 800 Mann bis in den bedeckten Weg der Philippsſchanze ein, woraus ſie aber mit einem beträchtlichen Verluſte zurückgetrieben wurde.

Die Sturmleitern, welche der Feind zurückgelaſſen hatte, verriethen ſein Vorhaben, das verſchanzte Lager und wohl gar eine der Schanzen zu beſtürmen. So unwahrſcheinlich auch das Gelingen einer ſolchen Unternehmung war, ſo war es doch rathſam, ſich dagegen in Verfaſſung zu ſetzen.

Man ertheilte daher Verhaltungsbefehle; und der Oberfeldherr entſchloß ſich, nicht mehr, als 2 bis 300 Mann zur Sicherung des Strohmufers, am Eingange des Rheins in die Stadt, zu behalten, um die Feldlager-Poſten zu verſtärken und ihnen des Nachts eine Reſerve von 7 bis 800 Mann zu verſchaffen.

Der Feind hatte ſich nach einem ſehr ſchwachen Widerſtande Koſtheims bemächtigt; und da das Steigen des Rheins uns ſchon einige Zeit vorher genöthigt hatte, die Auen an der Mündung des Mains zu verlaſſen, ſo hatte er am gegenüber liegenden Ufer Batterieen gegen die Brücke und die Mühlen errichtet.

Wiewohl es ihm noch nicht gelungen war, ſie in Brand zu ſtecken, ſo war es ihm doch gelungen, verſchiedene Mühlen zu be-

beſchädigen und die Benutzung der übrigen zu erſchweren.

Nach dem Berichte des Proviantverwalters war am 13ten Jul. nur noch zum Auskommen auf zwölf Tage Mehl in den Magazinen vorräthig.

Das tägliche Mahlen hätte unſere Hülfsquellen höchſtens noch auf 20 bis 25 Tage verlängern können; allein auf dieſen höchſten Ertrag konnte man unmöglich rechnen.

Die Handmühlen verſchafften nur die Hälfte des Mehls, das man während der Blokade von ihnen erhalten hatte. Die daran arbeitenden Soldaten waren von Strapatzen entkräftet, und wurden ohne Aufhören von Kugeln und Haubitzen geſtöhrt.

Die mit dem Brande bedrohten Rheinmühmühlen wurden Tag und Nacht von den Kugeln beunruhigt und oft getroffen.

Die Müller entlieſen: die Ausbeſſerungen wurden durch die Weigerungen der Arbeitsleute, ſich einer doppelten Gefahr auszuſetzen, erſchwert: verſchiedenen Mühlen fehlte es an brauchbaren Mahlſteinen; und dieſem Mangel konnte man nicht abhelfen.

Geſetzt alſo, man hätte die Mühlen vor dem Abbrennen retten können, ſo mußte man doch die muthmaßliche Verlängerung unſrer Hülfsmittel auf die Hälfte herabſetzen und ſie nur noch bis auf die erſten Tage des Auguſtmonats rechnen.

Man konnte ſie nicht durch eine Verminderung der Brodportionen, noch durch eine Erſetzung durch gröberes Mahlen oder wenigeres Ausziehen der Kleien verlängern.

Der Soldat ertrug die Strapatzen ohne Murren; da er aber nichts mehr hatte als Brodt, ſo wäre es mißlich geweſen, ihm auch an der Größe oder Güte des Brodtes noch abkargen zu wollen.

Der Bericht über die Fourage war noch weniger beruhigend.

Der General-Verwalter hatte ſeine Beſorgniſſe über dieſen Punkt ſchon ſeit dem Anfange der Blokade einberichtet; und dem zufolge waren die Einſchränkungen verordnet worden.

Er hatte dem urſprünglichen Mangel an dieſer Art Vorrath von Zeit zu Zeit durch Ankäufe abgeholfen, und zu wiederhohlten Malen hatte man Pferde geſchlachtet.

Die grünen Fouragirungen hatten wenig eingebracht: man hatte ſie unter dem

Feuer der Feinde und des Nachts unternehmen müſſen: ſie hatten alſo nur ſchwache Austheilungen zugelaſſen.

Das mehrmalige Umführen der Magazine, wozu man durch die Furcht vor Feuersbrünſten genöthigt war, hatte ebenfalls unvermeidliche Abgänge verurſacht.

Da in der Nacht vom 16ten Jul. die Entzündung des Laboratoriums der Feuerwerker den Brand bis auf die im Raimundi-Lager, als dem muthmaßlich ſicherſten Orte, errichtete Fourage-Scheuer verbreitet hatte, ſo dauerte der Vorrath nur noch bis auf den 25ten; und nun erneuerte man den Vorſchlag, die Pferde abzuſchlachten.

Allein dieſe, in einer kleinen, auf der Ebne gelegnen Feſtung ausführbare Maaßregeln

regeln konnten in Mainz unmöglich ſtatt finden.

Im möglichen Falle neuer Verſuche, das verſchanzte Lager zu ſtürmen, konnte man den Feind nicht anders, als mit Beyhülfe der Reiterey daraus verdrängen.

Der Befehlshaber des Lagers foderte eine Reſerve von 200 Pferden.

Die Feldpoſten bey Caſſel und im Gartenfelde, und die Patrouillen, die in einer großen, uns ſehr wenig ergebnen, und den bey Feuersbrünſten gewöhnlichen Unordnungen überlaßnen Stadt, unentbehrlich nothwendig waren, erfoderten wenigſtens 150 Pferde.

Die täglichen Einbußen, die Deſertion und das Abſchaffen hatten die Anzahl der Reiterpferde nach und nach vermindert, und es blieben nicht mehr genug zum Ablöſen dieſer verſchiednen Dienſte übrig.

Die Zugpferde waren unaufhörlich mit dem Transporte der Kranken und Verwundeten, der Munitionen, der Kanonen und ihres oft unbrauchbar gemachten Zubehörs, des Holzes, der Palliſaden und der mit Feuersgefahr bedrohten Magazine beſchäftiget.

Die Sorgen des Kriegsraths wurden auch auf die Hoſpitäler gerichtet.

Nach dem Berichte des verordnenden General-Kriegskommiſſärs waren für die wirkliche Anzahl von 6 bis 700 Verwundeten nur noch auf zehn Tage Arzneymittel vorhanden.

Die Stadtapotheken waren mit mediciniſchen Arzneymitteln zwar reichlich verſehen; aber an chirurgiſchen ganz erſchöpft: und die übermäßige Hize machte einen ungewöhnlich ſtarken Verbrauch nothwendig.

Die Anzahl der Verwundeten nahm immer zu. Die Erſparniſſe, wozu man bey dieſer Art Vorräthe gezwungen war, erregten die Klagen des Soldaten, und flößten ihm die Furcht ein, hülflos gelaſſen zu werden.

Zu den lezten Ausfällen war er ungern ausgezogen.

Seine Anführer und die Befehlshaber des Lagers hörten ihn um ſich her wiederholen: „Wehren wollen wir uns, wenn man uns angreift; aber vordringen wollen wir nicht mehr.“

Der durch den Brand im Feuerwerker-Laboratorio entſtandene Schaden konnte wenigſtens zum Theil wieder erſezt werden.

Allein bey der jetzigen Nähe des Feindes war die in dieſem Zweige des Artillerie-Dienſtes nothwendig gewordene Sparſamkeit, der Vertheidigung ſehr nachtheilig.

Seit dem 10ten Jul. hatte der Oberfeldherr dem Kriegsrathe einen Bericht über den Vertheidigungszuſtand der Feſtung, und über die Maaßregeln vorgelegt, die er zur Verlängerung des Widerſtands des verſchanzten Lagers genommen hatte, deſſen Beſitz dem Feinde die Mittel würde erleichtert haben, das Corps der Feſtung auf der Seite des Neuthors zu beſtürmen.

Dieſer der Ueberlegung des Kriegsraths unterworfene Bericht fand darin keinen Widerſpruch.

In der Sitzung am 17ten meldete der General, daß der Befehl, die Fleſche vor der Welſchenſchanze, deren ſich der Feind während der vorhergehenden Nacht bemächtigt hatte, anzugreifen, durch die Zögerung des Detaſchements, das die Angriffs-Colonne ausmachen ſollte, nicht vollzogen wäre. Auf den Antrag, dieſes Werk die folgende Nacht anzugreifen, waren die Ober-Ingenieurs der Meynung, daß man, da der Feind ſo nahe und überlegen wäre, die Vortheile dieſes Unternehmens, deſſen Gelingen ohnehin ſehr zweifelhaft wäre, durch die unvermeidliche Einbuße an Mannſchaft zu theuer erkaufen würde.

Der Kriegsrath beſchloß daher, daß man ſich von allen Seiten des verſchanzten Lagers aus, auf die Vertheidigung einſchränken ſolle.

Am 18ten ſchlugen die Chefs der Ingenieurs vor, die Linien, welche die Schanzen mit einander verbinden, zu verlaſſen.

Der Feldherr unterſtüzte dieſe Meynung mit Gründen, worauf der Kriegsrath ſie verwarf.

Bald darauf ſchlugen die nämlichen Offiziere dem Feldherrn vor, das verſchanzte Lager zu verlaſſen, die St. Philipps- und Karls-Schanzen, oder wenigſtens die leztere zu räumen, die ins Kreuz und in die Queere von Bomben und Kugeln durchwühlt, und deren Pulver-Magazin oft in Gefahr geweſen war. Da aber die Folgen einer ſolchen Maaßregel, ſelbſt für die Sicherheit des Corps der Feſtung, ſehr gefährlich ſeyn konnten, ſo wollte man ſie dem Kriegsrathe nicht vorlegen.

Die Kanoniere waren unaufhörlich mit Ausbeſſerung der Batterieen beſchäftiget; und erſt nach einer emſigen, harten und gefährlichen Arbeit erlangten ſie wieder die Mittel, einige Stunden zu feuern.

Die Strapatzen der Beſatzung, die ſchon lange kein Fleiſch mehr genoſſen hatte und durch die ſeit dem Anfange des Brandbombardements ununterbrochen fortdauernde Feldwachendienſte noch mehr entkräftet wurde: der herannahende gänzliche Mangel an Fourage, die Beraubung des Hülfsmittels des Mahlens, womit man täglich bedroht war, die Berichte der Aerzte und Wundärzte über den Zuſtand der Kranken und Verwundeten, deren Anzahl ſich täglich mehrte, die Muthloſigkeit der Beſatzung und die Unmöglichkeit, ihr den Dienſt zu erleichtern, ließen durchgehends die herannahende Uebergabe der Feſtung ahnden.

Zu dieſen Betrachtungen kam noch die Erwägung des Schickſals der Commiſſarien des National-Convents und der vollziehenden Macht, und derjenigen von den Einwohnern der Stadt und des Landes, die ſich öffentlich zu unſern politiſchen Grundſätzen bekannt hatten.

Die Würde der Erſtern und die Sicherheit der Leztern konnte durch eine zu lange Zögerung in Gefahr geſezt werden.

Die Beſtandtheile der Feſtung erfoderten ebenfalls Achtung.

Mehr als zwey Drittheile derſelben waren National-Freywillige, die zur Beſchützung ßung der Gränzen angenommen und verpflichtet waren, und welche größtentheils ſchon ſeit der Zeit, daß man die Winterquartiere gewöhnlich bezieht, ſich für Dienſtfrey und berechtigt gehalten hatten, heimzukehren.

Eine um einige Tage verlängerte Gegenwehr ſetzte ſie der Gefahr aus, zu Kriegsgefangenen gemacht zu werden, und verbannte ſie, vielleicht auf lange Zeit, aus ihrem Vaterlande, welchem ſie nützlich ſeyn konnten.

Da der Feldherr dieſe Betrachtungen in verſchiednen Unterredungen mit den Commiſſarien des National-Conventes erwogen hatte, ſo wurde mit dieſer Commiſſarien Einſtimmung beſchloſſen, daß er ſich in eine Unterhandlung mit dem feindlichen Feldherrn einlaſſen ſollte.

Gegen das Ende des Juns hatte der Commandant von Mainz Gelegenheit gehabt, an den Feldherrn des verbündeten Heeres zum Beßten der Weiber, der Greiſe, u. ſ. w. zu ſchreiben, die um die Erlaubniß anhielten, den Gräueln des Brandes und der Verwüſtung zu entfliehn, womit ihr Eigenthum bedroht wurde.

Man hatte ihm geantwortet: das Schickſal dieſer Einwohner ſtehe in ſeiner Hand: die Beſatzung habe keinen Entſatz zu hoffen, und eine längere Gegenwehr würde fürs Vaterland durchaus fruchtlos ſeyn.

Am 18ten Jul verlangte der Oberfeldherr für den abgeordneten Commiſſär Reubell die Erlaubniß, entweder nach Paris oder nach dem Hauptquartier eines ihrer Heere zu gehen, um von da offizielle Weiſungen zu holen, wie über die Mainzer Beſatzung eine Verfügung zu treffen ſey.

Als ein Paß dazu abgeſchlagen wurde, ſo erhielt der Feldherr am 19ten die Vollmacht, zu melden, daß er geneigt ſey, ſich auf anſtändige Bedingniſſe in Unterhandlung einzulaſſen.

Da der feindliche Feldherr verlangte, daß man ihm Vorſchläge zuſenden möchte, ſo wurden die Capitulations-Artikel, mit Einſtimmung der Commiſſarien des National-Convents, aufgeſetzt. Da ein Hauptartikel verworfen und bey zwey andern bemerkt war, daß ſie einer Modifikation bedürften, ſo beſchloß der Kriegsrath am 20ten, daß der Oberfeldherr an den König von Preußen und an den Feldherrn des belagernden Heeres ſchreiben ſollte; erſtens zum Beſten derer von den Einwohnern, die einen freyen Abzug nach Frankreich verlangten; zweytens um ein Sicherheits-Geleite für den abgeordneten Commiſſär Reubell und den Director des Arſenals, Oberſten Douay, zu verlangen, welchen der Kriegsrath die Abfaſſung der Artikel auftrug.

Auf die Antwort des preußiſchen Feldherrn: daß er nur mit dem Feldherrn oder den Offizieren von deſſen Beſatzung unterhandeln könnte, beſchloß der Kriegsrath, daß der Oberfeldherr ſich nebſt dem Chef der Artillerie-Brigade, Douay, ins Hauptquartier zu Marienborn verfügen ſollte. Im Ganzen genommen, fiel es nicht ſehr ſchwer, die Capitulation zu Stande zu bringen; allein über das Gewehr, das man die Beſatzung nöthigen wollte, nach ihrem Auszuge aus der Feſtung an einem beſtimmten Platze zu ſtrecken, wie auch über die Pferde der Reiterey erhob ſich ein ſehr lebhafter Streit.

Der Feldherr widerſezte ſich dieſen Bedingniſſen mit dem gehörigen Eifer; und da der König von Preußen zu wiederholten Malen auf ſeiner Weigerung beſtand, ſo brach der Feldherr die Conferenz ab und meldete ſeinen Vorſatz, nach Mainz zurückzukehren, um dort mit ſeiner Beſatzung über einen Punkt zu berathſchlagen, der ihre Ehre ſo ſehr intereſſirte.

Man ſchlug ihm hierauf vor, dem König dieſen Vorſatz zu berichten; und da dieſer Schritt die Bewilligung der beſtrittenen Punkte bewirkt hatte, ſo wurden die Artikel ins Reine gebracht und am nämlichen Tage noch dem Kriegsrathe vorgelegt, der ſie, bis auf einige Umänderung in den Ausdrücken, auch einhellig guthieß.

Am 22ten wurde dem General Schaal aufgetragen, die ganz ins Reine gebrachte Capitulation nach Marienborn zu überbringen, und ſie gegen die vom General Kalkreuth unterzeichnete Ausfertigung auszuwechſeln.

Am 23ten hatte der Oberfeldherr einen Wechſel-Agenten nach Frankfurt geſchickt, um dort auf die Gewährleiſtung des Kriegsraths die nöthigen Summen aufzunehmen, erſtens, um die wirklichen Bedürfniſſe der Beſatzung, zweytens die Koſten ihres Abzugs, drittens die Verpflegungskoſten der Hoſpitäler, und viertens die Einlöſung des Belagerungs-Papiergeldes zu beſtreiten.

Da dieſe Unterhandlung fehlgeſchlagen war, ſo ſah er ſich genöthigt, vom König von Preußen ein Darlehen zur Beſtreitung der dringendſten Bedürfniſſe zu verlangen.

Als der König ihm eine Summe von 20,000 preußiſchen Thalern, auf eine Handſchrift von ihm und dem verordnenden General-Kriegskommiſſär, wie auch von dem Zahlmeiſter der Armee hatte vorſtrecken laſſen, ſchickte er einen Kriegskommiſſär nach Landau, um die Summe, für welche er ſich verbürgt hatte, und nach Straßburg, um die zur Einlöſung des Belagerungs-Papiergeldes nöthige Summe herbeyzuſchaffen.

Da die Landauer Caſſe und die Caſſe des Rheiniſchen Heeres das durch die Aufforderung der Commiſſäre des National-Convents unterſtützte Verlangen des Feldherrn nicht erfüllt haben, ſo haben der Oberfeldherr und der verordnende General-Kriegskommiſſär ſich genöthigt gefunden, bis zur Ankunft der zur Erfüllung ihres Worts und zur Rettung der Nationalnal-Ehre nöthigen Summen, ihre Abreiſe nach Frankreich aufzuſchieben.

Actum zu Mainz den 29ten Jul 1793, im zweyten Jahre der franzöſiſchen Republik.

Der Brigaden-General
D'Oyré.

Drey und vierzigſter Brief.

War die Lage der Mainzer Beſatzung unter D'Oyré, während ihrer Belagerung, endlich wirklich ſo, wie er ſie beſchreibt, ſo handelte D'Oyré freilich immer klug und ökonomiſch, daß er die Feſtung Mainz gerade zur rechten Zeit übergab und es nicht bis zum Aeuſſerſten, oder zum Sturmlaufen, kommen ließ: dieß hätte ihn und ſeine Beſatzung aller der Vortheile und Ehre beraubt, die ihnen damals die Capitulation erworben hat.

Allein, woran lag es, daß er mit ſeiner Beſatzung in dieſe Lage gerieth? Lag das an **Cüſtinen**, an ihm oder an der Beſatzung ſelbſt? Wir müſſen dieſes näher prüfen.

Nach dem eignen Geſtändniß des Herrn **D'Oyré** ſoll es der Beſatzung vorzüglich an Mehl, Arzney, Munition und Fourage, und wegen des Mangels an einigen von dieſen Artikeln den Soldaten endlich an Kräften und Muth gefehlt haben. Nun frägt es ſich: Ließe ſich für alles das, und was daraus entſtand, nicht hinlänglich zur rechten Zeit ſorgen? — Allerdings, und zwar vor der Blokade ungehindert und reichlich, und während derſelben für Mehl und Fourage noch immer zur Genüge.

Eine Belagerung war vorherzuſehen: was während derſelben in jeder Feſtung unumgänglich nothwendig iſt, mußte D'Oyré ſo gut wiſſen, als was ihm in der Feſtung Mainz bey ſeiner damaligen Lage, nach Gegenwart und Zukunft, in Beziehung auf alle Erforderniſſe berechnet, relativ nothwendig war, oder nach vorherzuſehenden Umſtänden es werden konnte. Für dieſes alles zur rechten Zeit hinlänglich zu ſorgen, war ſeine unnachläßliche Pflicht.

Hat er dieſer Pflicht entſprochen? Man zweifelt! Für Getraide hatte Cüſtine ſo hinlänglich geſorgt, daß D'Oyré ſelbſt bekennt: „der Getraide-Vorrath habe keine Beſorgniß übrig gelaſſen.“ Ja, Korn und

Wein war ſogar nach der Uebergabe noch reichlich vorhanden. Warum ließ alſo D'Oyré das Korn nicht zur rechten Zeit, nicht ſchon vor oder noch während der Blokade, hinlänglich mahlen, um dem Mangel an Mehl zur Zeit der Belagerung auf alle wirkliche und mögliche Fälle vorzubeugen? Wo Korn lag, konnte auch Mehl liegen; aber was aus Mehl zunächſt gemacht wird, läßt ſich aus bloßem Korn nicht machen. *)

---

*) Ein Verdienſt war es für die Mainzer Municipalität, daß ſie, um dem Brodtmangel bey der Bürgerſchaft vorzubeugen, für 37,000 Rhein. Gulden Korn und Mehl aufkaufte, und die allgemeine Adminiſtration auffoderte, die Neufränkiſchen Commiſſärs dahin zu vermögen, daß ſie den Gebrauch der Rheinmühlen auf zwölf Stunden der Beſatzung und eben ſo lange der Bürgerſchaft einräumten.

An Mühlen fehlte es der Beſatzung vorher auch auf keinen Fall: ſie hatte eilf Schiffsmühlen an der linken Seite der Rheinbrücke, und auſſer dieſen noch einige in der Stadt. Da man es verſäumt hatte, dieſe zur rechten Zeit zu benutzen: was mußte nun zur Zeit der Belagerung geſchehen, um ſie ungehindert und nur zur Nothdurft benutzen zu können! Wie viel Zeit, Menſchen, Arbeit und Munition koſtete es, den Be-

lagerern

ten. Dies geſchah, und dadurch ward der Mangel des erſten Lebensbedürfniſſes auch bey der ärmern Volksklaſſe glücklich verhütet. Alle billige Mainzer wußten dieſe Fürſorge der damaligen Municipalität, auch nach der Einnahme ihrer Stadt, in dieſer Rückſicht, nicht genug zu rühmen. Die Bürgerſchaft hatte alſo der Beſazung von Seiten des Korns wenig oder gar keinen Abbruch gethan.

lagerern das Beſchädigen oder Zugrunderichten der Mühlen unmöglich zu machen oder zu erſchweren!

Um ſie zu erhalten und zu benutzen, mußten nämlich die Petersaue, Weißenau, die Inſeln und andere Plätze mit Schanzen, Geſchütz, Munition und Mannſchaft — immer ſtark verſehen und behauptet, folglich die Beſatzung geſchwächt, überflüßig ausgedehnt, geplagt und hingeopfert, und die Munition, die man, wie ſo viel Anderes, füglich zu vortheilhaftern Zwecken hätte verwenden können, zerſplittert werden. —

Daß die Beſatzung dieß einſehen und fühlen, nach und nach murren und endlich vielleicht gar ſich weigern mußte, D'Oyré's Befehle weiterhin auszuführen, liegt in der Reihe dieſer Dinge. Der Paſſiv-

oder Stock-Soldat übernimmt nicht einmal gern etwas, von dem er einſieht, daß man es hätte vermeiden können: der Aktiv-Soldat, oder der Republikaniſche folglich noch weniger. —

Was von der Herbeyſchaffung des Mehles gilt, gilt auch von der Herbeyſchaffung des Pferdefutters. Ehe Mainz enger eingeſchloſſen wurde, hatten die Felder rings herum noch Getraide zum Pferdefutter genug: warum ſammelte man zu der Zeit nicht zur Genüge? Oder wollte man es lieber uns überlaſſen? — Für Wundarzney, Kaſſenbeſtand, wie für alles Uebrige, deſſen Mangel den D'Oyré beſtimmt haben ſoll, Mainz ſchon den 22ten Jul zu übergeben, hätte auf gleiche Art zur rechten Zeit hinlänglich geſorgt werden können, wie dies alles ſelbſt Neufranken behaupteten.

Daß von alle dem nichts geſchehen iſt, war ein Hauptverſehen. Was man dem armen Cüſtine in dieſer Rückſicht aufgebürdet hat, lehrt das Tagebuch des peinlichen Revolutions-Gerichts zu Paris.

Da aber aufbürden leichter iſt, als beweiſen, ſo werden unpartheiiſche, kalte Leſer in Cüſtine's Proceß, nach dieſem Tagebuch, freilich Manches finden, was ihn, als den Erbrecher offner Thüren, wie ſeine Ankläger in Paris ihn nannten, zwar gewaltig drükt, und von mancher Seite ſtraffällig darſtellt; aber an Mainzens vorgegebner nachheriger Noth hatte er wohl leicht weit weniger Schuld, als das Intereſſe ſeiner Gegner foderte, ſie ihm mit aller Macht zuzuſchieben. Cüſtine hatte allerdings als Feldherr ſehr oft und viel gefehlt,

fehlt, vorzüglich in Rückſicht auf Van Helden und deſſen Beſatzung in Frankfurt, wie dies Van Helden nachher ſelbſt ausführlich gezeigt hat *); auch hatte er, ganz wider Dümouriez's Plan, die Contribution in Frankfurt um jeden Preis zu theuer erkauft, und dagegen es verſäumt, die, nach der damaligen Lage der Dinge für die Neufranken ſo äußerſt wichtige Feſtung Coblenz, die ohnehin zu der Zeit ohne hinlängliche Beſatzung war, in Beſitz zu nehmen, und für den Unterhalt der Truppen ſo zu ſorgen, daß, wie Dümouriez dies angiebt, damals die Belgiſche Armee ihre Winterquartiere längs dem Rhein von Cleve bis

---

*) Was von dieſer Seite meinen Berichten mehr Licht und Vollſtändigkeit geben kann, wird man bald in den verſprochenen Nachträgen finden. Der eine Tag belehrt doch immer den andern!

bis Kölln herauf, die **Ardenniſche** von Kölln bis Andernach, die **Moſel-Armee** von Andernach bis Mainz über Koblenz, und die vom **Elſaß** von Mainz bis Landau über Speier hätte beziehen, dadurch Luxemburg aushungern, vom feindlichen Lande zehren, und bey früher Eröffnung des Feldzugs über den Rhein gehen und in den Mittelpunkt Deutſchlands dringen können *). Allein das alles berechtiget uns noch nicht, **Cüſtine's** Gegenausſagen geringer zu achten, als die Ausſagen ſeiner Gegner.

Da

---

*) Wo man — ſezt **Dümouriez** im I. Theil ſeiner Denkwürdigkeiten S. 162. hinzu — mit offenen Armen würde aufgenommen worden ſeyn. — **Dümouriez** denkt von uns Deutſchen hier wohl offenbar zu gut oder zu ſchlecht, oder von ſich zu ſchmeichelhaft, um uns weit anders zu finden, als Cüſtine einen groſſen Theil Rheinländer fand.

Da dieſe wie jene, allerhand wichtige Winke über den Gang eben der Geſchichte enthalten, über die weit und breit ganz entgegengeſezt geſchrieben und geſprochen iſt, ſo kann es für die, welche die Acten des Pariſer Revolutionsgerichts nicht kennen, ſein Gutes haben, Einiges von beyden Seiten anzuführen, und wenns auch zu weiter nichts diente, als zur Aufhellung einiger dunkler Punkte in den Begebenheiten dieſer Periode, und zur einſeitigen Angabe des Grundes, warum die Neufranken zu Anfange dieſes Krieges das nicht leiſteten, was ſie nachher bis zum Erſtaunen leiſteten.

Alſo ward **Cüſtine** beſchuldigt: er habe, wider Marſchall **Luckners** Befehl, die engen Päſſe bey Brondrut unbeſezt gelaſſen, und dadurch dem Feinde ſeinen Rückzug aus der Champagne nicht abgeſchnitten: ſtatt deſſen habe er ſich lieber eigenmächtig dahin begeben, wo kein Feind war — nach Speier, Mainz und Frankfurt. — Obgleich er wußte, daß die Stadt Mainz, die er verließ, ohne für hinlängliche Lebensmittel und Munition geſorgt zu haben, über kurz oder lang dem Feinde wieder in die Hände fallen würde, ſo habe er doch dem Convent berichtet: Mainz ſey unüberwindlich und werde das Grab der Preußen und Oeſtreicher werden. — Nach dem erſtern Wiſſen hätte er Mainz ſeines Geſchützes berauben ſollen, habe aber lieber Strasburg davon entblößt und das Geſchütz dieſer Feſtung, aller Gegenvorſtellungen ungeachtet, nach Mainz bringen laſſen. — Durch ſeinen Bericht an den Convent, daß Mainz ſich halten würde, und die Moſel-Armee vor dem 12ten Auguſt ihr nicht zu Hülfe eilen dürfe, habe er auf der einen Seite die Gemüther über das Schickſal dieſer Stadt eingeſchläfert, und auf der andern die Thätigkeit der Moſel-Armee gelähmt. Durch dieſen ſträflichen Kunſtgriff habe er die Mainzer Garniſon genöthigt, zu kapituliren, und dadurch die Republik in den Verluſt einer eben ſo koſtbaren als ungeheuren Artillerie verſezt. —

Auf die Ankunft eines Trompeters, der Briefe von Cüſtine abzugeben haben wollte, wurde ich — ſagte Reubel, Volksrepräſentant bey der Rhein-Armee — als Begleiter des Generals (D'Oyré) zur verlangten Zuſammenkunft ernannt. Als wir ankamen, fanden wir den Boze, Hauptmann beym 83ten Regiment, begleitet von verſchiedenen Preußiſchen und Heſſiſchen Offizieren. Boze wolte uns ſchlimme Nachrichten zu hinterbringen haben. Cüſtinens Armee, gab er vor, ſey ſehr geſchwächt, Paris ſey in dem abſcheulichſten Aufruhr, der National-Convent ſey auseinander gegangen; der Dauphin ſey zum

Könige ausgerufen, und Dumouriez marſchierte mit ſeiner Armee auf Paris, um die Ordnung herzuſtellen. Da wir, fuhr Reubel fort, wenig geneigt waren, Bozes Nachrichten zu trauen, ſo nahm ein Preußiſcher Offizier das Wort und verſicherte, daß ſich alles ſo verhalte, und um uns zu überzeugen, zog er ein Stück vom Moniteur aus der Taſche, das in Frankfurt gedruckt war. Wir thaten nicht, als ob wir auf dies hörten, und gaben uns blos mit Boze ab, der uns nun meldete, er habe uns verſchiedene Briefe von General Cüſtine einzuhändigen, und er wäre beynahe willens geweſen, uns in der Stadt aufzuſuchen. Wir machten dem Boze Vorwürfe, daß er ſo niederträchtig geweſen wäre, ein Geſchäft von der Art zu übernehmen. Hierauf gab einer von den Offizieren dem Boze ein Zeichen, und wir ſchieden. Unterwegs zeigte uns D'Oyré ein Billet, das ihm Boze beym Ab-

Abſchiede gegeben hatte. Es war mit Cüſtines Namen unterzeichnet, und rieth dem D'Oyré, wegen der Uebergabe der Stadt zu unterhandeln. Dieſer überlieferte es uns, und wir zeigten es dem Kriegsrath zu Mainz, der nach deſſen Vorleſung zur Tagesordnung überging.

Carl Rehord beſchuldigte Cüſtine, daß er einen gewiſſen Baron von Revol bey ſich gehabt habe, der bey der ganzen Armee als Spion des Königs von Preußen bekannt geweſen wäre.—Simon legte es ihm zur Laſt, daß er das Commando in Mainz einem kränklichen Manne, dem D'Oyré anvertrauet habe, der nicht mehr zu Pferde habe ſitzen können und folglich außer Stande geweſen ſey, alles mit eigenen Augen zu unterſuchen.—

Lavaux wollte in dem Betragen des Cüſtine beſtändig einerley Gang mit dem Betragen des Verräthers Dümourie'zs bemerkt haben. Als dieſer, ſagte er, in Belgien vorrückte, rückte Cüſtine in Deutſchland vor: der Eine lieferte den Feinden unſere Magazine in die Hände; der Andere gab, nachdem er die Armee der Republick in der Pfalz ſpatzieren geführt hatte, den größten Theil der Artillerie von Landau und Strasburg preis: Dümouriez hat unſere Brüder zu Jemappe, Maſtricht und Neerwinden ermorden laſſen; Cüſtine ließ ſie in Frankfurt umbringen, und feiger Weiſe zu Mainz in Stich: Dümouriez hat den Oeſterreichern die Volksrepräſentanten bey der Nord-Armee ausgeliefert; und es lag nicht an Cüſtine, wenn die Preußen durch den Befehl, welchen er den 30ten May gab,*) ſich nicht der Repräſentanten bey der Rhein-Armee auch bemächtigten. Endlich kann man mit Grund behaupten, daß Cüſtines Eroberungen in der Pfalz, der Republik eben ſoviel gekoſtet haben, als die Operationen des Dümouriez's in Belgien. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

---

*) Nach D'Oyrés obigen Bericht den 29ten März.

Um zu wiſſen, ob und wiefern die Schuld dieſer und anderer Vorwürfe den Cüſtine wirklich treffe, iſt es nöthig, deſſen Hauptantworten nicht zu überſehen.

Ich bin — gab er zu ſeiner Entſchuldigung an — der erſte Getäuſchte geweſen: ich glaubte, daß ſich Mainz bis Ende Auguſts halten könnte, und meine Abſicht war, wenn ich bey der Rhein-Armee geblieben wäre, den 15ten Juls dahin aufzubrechen. Man ſieht, ich wäre alsdann noch zur rechten Zeit gekommen. — Es war nicht meine Schuld, wenn ich die Rekruten, die ich ſeit dem November verlangt hatte, erſt im März erhielt und ich ſie folglich, da ſie erſt exercirt werden mußten, nicht gleich gegen den Feind führen konnte. — Auch fehlte es mir an hinlänglicher Kavalerie. — Ueberdieß wurde der Marſch auf Mainz durch die feindlichen Armeen gehemmt, die gegen Landau anrückten, und auf deren Bewegungen man nothwendig Acht haben mußte. *)

Was die Verproviantirung von Mainz betrifft, fuhr Cüſtine fort, ſo habe ich kein Auge darauf haben können, und das aus einem ſehr einfachen Grunde, weil ich ſchon den 19ten Februar von Mainz abgegangen war, um die Rheinufer und die ver-

ſchie-

---

*) Freylich nach dem principiis obſta: ſero medicina paratur. Warum ließ aber Cüſtine es bis dahin kommen? — Brondrut oder Koblenz hätten ihm dieſe Mühe erſpahren können.

ſchiedenen Forts zu beſichtigen. Auf meiner Rückreiſe ging ich nach Strasburg, um die Verwaltungs-Corps, die, wie ich wußte, gegen die Beybehaltung von Mainz waren, von der Wichtigkeit dieſes Poſtens zu überzeugen. Dann war es Sache der Volksrepräſentanten, über die Verproviantirung die Aufſicht zu haben: denn ich war General, und nicht Repräſentant.— Auch hätten die Convents-Commiſſarien nicht zur unrechten Zeit knickern ſollen. Aber dieſe Herren fanden die Forderung der Lieferant-Juden zu hoch.— Und was konnte ich dafür, wenn nach Hausmanns Ausſage, Bournonville's böſer Wille es verhinderte, daß Mainz nicht ſchon vor der Blokade das erhielt, was es bedurfte!— Allein dem allen ohngeachtet hatte Mainz 18,000 Säcke Mehl, und 22,000 Säcke Getraide, und 14 Mühlen.—

Auch weiß jeder, daß die Generale die nöthigen Gelder zur Verproviantirung der Städte nicht in ihrer Gewalt haben. Ich ſchrieb an den Miniſter Pache, daß er für Mainz in dieſer Rückſicht ſorgen möchte.

Er that es auch, aber eben jezt dankte man ihn ab. Bournonville folgte ihm. Es iſt allgemein bekannt, daß er im Vollziehungsrathe nicht der Meynung war, Mainz zu behalten: unterdeſſen ſezte er doch einige Zeit die Verproviantirung dieſer Stadt fort; aber bald nachher hörte er damit auf. Wenn alſo Mainz in der lezten Zeit nicht ſo verproviantirt war, als man befugt war zu glauben, ſo kann man die Urſache davon dem Miniſter Bournonville, der unaufhörlich meinen Entwürfen zum Feldzuge Hinderniſſe in den Weg gelegt hat, mit Recht zuſchreiben. Er war es, der damals mir verſicherte: er habe dieſe Stadt auf mein wiederholtes Verlangen mit der nöthigen Subſiſtenz verſehen, um eine lange Belagerung auszuhalten. —

Boze's Billet an General D'oyré erklärte Cüſtine für einen Streich, den die Preußen geſpielt hätten. Auch Hebert, der Brigade-General, und die beyden gerichtlichen Unterſucher der Aechtheit der Handſchriften, Harger und Blin, erklärten Cüſtine's Unterſchrift für unächt und nachgemacht. — Der Miniſter Le Brün, fügte Cüſtine hinzu, habe ihm zwar aufgetragen, die Meynung der coaliſirten Mächte zu ſondiren und ſich zu erkundigen: ob man auf einen Waffenſtillſtand rechnen dürfte, wenn man ihnen Mainz zurückgäbe: dem aber ohngeachtet hätte er den Boze nicht bevollmächtigt, ſich dieſerhalb nach Mainz zu begeben. u. ſ. w.

Genug, um einzuſehen, daß Cüſtine an dem Mangel in Mainz, und an der, dem Vorgeben nach, dadurch beſtimmten frühen Uebergabe durchaus nicht Schuld war. Da nun auch der Augenſchein, nach der Uebergabe, das Gegentheil von dem erwähnten Vorgeben lehrte: ſo frägt es ſich, warum D'Oyré ſo viel von Mangel ſpricht, und warum die Volksrepräſentanten und Convents-Commiſſarien die Schuld davon ſo gefliſſentlich auf Cüſtine wälzen? Merlin gieng gar endlich in ſeiner unverſchämten Lügenhaftigkeit ſoweit, daß er, nach einem Berichte in dem Moniteur, den Convent zu überreden ſuchte: wie wenn die Noth ſie gezwungen hätte, zur Stillung ihres Hungers, endlich zu Leder, Ratten und Mäuſen ihre Zuflucht zu nehmen! Wer ſo unverſchämt der Wahrheit höhnen kann, kann auch mehr! Und warum widerſprach ihm keiner von ſeinen

Herren Collegen! Warum wurde D'Oyré und ſeine militäriſchen Mitgeiſeln über Jahr und Tag in Erfurt gelaſſen, und nicht eher, als nach Robespierre's Hinrichtung, erlöſt? Fanden ſie es vielleicht ihrer Convenienz angemeſſner, eine ſchon an ſich verfängliche Sache durch die Mehrheit vernehmbarer Stimmen nicht noch verfänglicher zu machen?*) Kurz, Merlin von Thionville und ſeine Herren Collegen verſtanden die Kunſt, auch den Argus ihrer Na-

---

*) Merlins und Reubels impoſantem Bericht über ihre Noth in Mainz, wie über die 80,000 Mann ſtarke Belagerung, von denen ſie 30,000 erlegt hätten, widerſprach erſt fünf Tage nachher der Deputirte Montaut, und erklärte ihre abentheuerliche Erzählung geradezu für — Lügen. Allein Merlin wußte die Sache zu lenken, kam glück-

tion ſo hinterliſtig zu täuſchen, daß Cüſtines Kopf den ihren retten mußte.

Hiedurch hatten ſie ſich in Frankreich geſichert, wenigſtens von Seiten der Gewaltausübenden Parthey. Um ſich nun auch bey den übrigen und zum Theil auch im Auslande etwas zu decken, ſuchten ſie den Cüſtine obendrein lächerlich und verächtlich darzuſtellen, dadurch, daß ſie das Gerücht verbreiteten, wie wenn er als feige Memme,

glücklich durch, und blieb bey Anſehn und Vermögen. Corvus corvum non rodit, oder eine Hand wäſcht die andere. In Sieyes und Robespierre's Plan paßte Merlin zu gut, und allen ſtand der Royalismus der erſten Feldherren im Wege. Und ſo ward Cüſtine ein Opfer des Robespierreſchen Schreckenſyſtems, zur Warnung für Collegen. —

me, und unter der alten katholiſchen Pfaffen-Grimaſſe das Blutgerüſte beſtiegen habe. Allein ſelbſt Augenzeugen haben das Gegentheil verſichert; und dazu war auch Cüſtine's Sprache, ſelbſt im peinlichen Verhör, zu männlich, ja, gar trotzend. Mich wundert, daß dieſer lezte Umſtand die deutſchen Referenten über Cüſtine's Ende nicht vorſichtiger bey ihren Berichten darüber gemacht hat. Wollen wir denn immer das ſervum imitatorum pecus ſeyn? *) Bey mir heißt es: der Wahrheit die Stirn; dem Feinde die Bruſt! Aber mein Feind bleibt dennoch

---

*) Eben dies gilt von Wiederholung der Nachrichten über Cüſtine's Begebenheiten in Nordamerika. Ein Van Helden gilt hier doch immer mehr, als ein bornirter Offizier der Heſſen. Männer von Ehre ſollten ſich ſchämen, es den Buben gleich zu thun, die frey-

noch immer — Menſch, und ſo hat er, nach Terenzens wohlbekanntem Sittenſpruch, Anſpruch auf — Humanität.

Was ich zuvor an **Merlins** verſchmitzter Achtloſigkeit gegen die militäriſchen Geiſſeln in Erfurt rügte, eben dieß gilt von ſeiner Achtloſigkeit gegen die bürgerlichen Geiſſeln auch in Erfurt. Dieſe waren die ſogenannten **Clubiſten**, die man, wie wir bald ſehen werden, als Gegengeiſſeln für die zurückbehielt, welche aus den Rheinländern als Geißeln von den Neufranken nach Frankreich abgeführt waren. Der größte Theil

die-

---

freylich am liebſten da hinüberhüpfen, wo der Zaun am niedrigſten iſt. Auch ſind es nicht die beſten Vögel, die nach Aaſen geizen und fliegen. Sit venia verbo! Einem jeden das Seine!

dieſer Leute hatte aus irgend einer Art von politiſchem Enthuſiasmus oder Fanatismus der neufränkiſchen Conſtitution geſchworen, und ſich dadurch — wenn der Convent ehrlich und konſequent handeln wollte — ein Recht an dem Schutz der neufränkiſchen Nation erworben. Es war alſo Pflicht der Repräſentanten dieſer Nation, das Auswechſelungs-Geſchäft der gegenſeitigen Geißeln je eher je lieber zu betreiben, um die unglücklichen Opfer ihres aufgedrungenen oder verblendenden Syſtems, von der hartneckenden Willkühr ihrer Feinde zu befreyen, und ihnen den ſo feyerlich zugeſicherten Schutz ihrer Nation und deren Geſetze zu verſchaffen. Allein wer bekümmerte ſich von Frankreich aus um dieſe Opfer deutſcher Leichtgläubigkeit an das impoſante Weſen eines Eroberers, wie Cüſtine! Erſt auch nach Jahr und Tag befreyte ſie der kurz vorher erſt ſelbſt befreyte D'Oyré, durch Vermittelung des neufränkiſchen Agenten Barthelemy in Baſel, und unſers General-Lieutnants, Grafen von Kalkreuth.

Woher nun auch dieſe Achtloſigkeit? Daher, daß Merlin und Conſorten die bürgerlichen Geißeln eben ſo ſehr fürchten mußten, als die militäriſchen. Metternich hatte nämlich ſchon in Mainz an Merlin die Motion gemacht über 500,000 Rhein. Gulden Kirchenſilber, die dem ökonomiſchen Merlin gar nicht behagen wollte. Metternich behielt ſich alſo vor, dieſen geheimen Wirbel-Schlund dereinſt in Paris vor dem National-Convent näher zu ſondiren. Dann hatten dieſe Herren es für gut gefunden, alle gehäſſigen Verrichtungen, die die Mainzer-Bürgerſchaft äußerſt aufbringen mußten, als Requiſitionen, Exportationen u. d. gl.

mit aller Gewalt theils den Clubiſten, theils dem Comité de Surveillance aufzudringen. Das Schickſal dieſer Leute war ohnehin ſchon dadurch mißlich, daß die meiſten Offiziere damals noch Royaliſten waren, und abſichtlich das wieder ariſtokratiſch zu verderben ſuchten, was die Klubiſten und ihr Anhang demokratiſch gut zu machen ſich beſtrebten. Sie mußten ihnen endlich gar ihr ſogenanntes Comité de Sureté einräumen, und dies, um nur Cartouchen darin zu verfertigen. Ja, ihre Inſolenz gieng ſoweit, daß ſie zu dieſem Behufe die Bibliotheken mit Gewalt plündern wollten; und Metternich zog ſich ihren Haß nicht wenig zu, als er ſich dem Ausführen dieſes Vorhabens widerſezte, und ſtatt der weit beſſer brauchbaren Bücher ihnen einen ungeheuren Stoß alter unbrauchbarer Hexen-Akten aus dem Stifte herbeyſchaffen ließ. Es ſoll oft ein unterhaltendes Schauſpiel geweſen ſeyn, den deutſchen Starrſinn der Clubiſten und Comitiſten mit der franzöſiſchen Inſolenz ihrer Ariſtokraten kämpfen zu ſehen. Und eben dies ſoll auch gemacht haben, daß viele Mainzer nach und nach aufhörten den Club oder das Comité zu beſuchen, ihren Namen im rothen Buche tilgten, und nun das Layen-Syſtem der Neufranken eben ſo ſehr verwünſchten, als vorhin das Syſtem ihrer Pfaffen. —

Dies, hoffe ich, wird genug ſeyn, um den Mann und die eigentliche Urſache aufzufinden, durch deren gährenden Einfluß es in und mit Mainz endlich dahin kam, wohin es damals zum Erſtaunen der Sachkundigen ſonſt noch lange nicht hätte kommen können oder ſollen. Und geſezt, daß außerdem irgend eine Art von Kriegesliſt uns zu dem äuſſerſt wichtigen Beſitz von Mainz verholfen hätte, ſo gäbe dies den Oeſtreichern kein Recht, uns wie ſie es hie und da verſuchten — das Geſchicke abzuſprechen, Feſtungen vom erſten Range in der möglichſt kürzeſten Zeit und mit dem wenigſten Aufwand von Menſchen und Munition zu bezwingen. Die Politik iſt ja einmal dahin geartet, daß ſie ſich beym Auflöſen eines Gordiſchen Knotens um das Wie davon eben ſo wenig bekümmern darf, als vor Zeiten der Held von Macedonien. — Und Sereſſaner ſind wir Preuſſen nicht!

Vier und vierzigſter Brief.

Selbſt Hauptleute von D' Oyrés Anhang waren auf Merlin durchaus nicht gut zu ſprechen. Ob der Ausbruch ſeines Republikanismus gegen dieſe, Schuld daran war — ſo ſehr auch einſichtige Clubiſten dies bezweifelten — ließe ſich nicht entſcheiden. Sie hielten ihn für einen erzverſchmizten Ränkemacher, der mit der ſchlaueſten Gewandtheit jede Geſtalt annähme, je nachdem ſein Intereſſe es foderte, unbekümmert, ob ein Pitt oder ein Robespierre ihn dies wittern ließe. Gewiß, meynten ſie, hätte er bey ſeiner parlamentiſchen Zungen-Fertigkeit mehr Anlage zu einem Catilina, als zu einem Cicero. Wieder Andere betrachteten dies Urtheil als ein Product des Ariſtokratismus, der es für erniedrigend halten ſollte, einem Bürgerlichen in Rückſicht der Aufſicht untergeordnet worden zu ſeyn.

Auch ihm und ſeinem Anhange wollte man es zuſchreiben, daß die Häuſer der Adlichen während der Belagerung am meiſten gelitten hätten. Da ſollte man die hineinſchlagenden Bomben abſichtlich nicht gelöſcht oder gar Pulver in die Keller zum Aufſprengen der Gebäude geſchüttet oder Pechkränze in die Wohnungen der Vornehmen heimlich hinein praktiſirt und angezündet haben. Hierin thut man aber den Leuten wohl leicht zuviel. Man weiß, daß die hervorragenden Gebäude, bey einem Bombardement, die Scheibe für die Richtung der Kanonen und anderer zerſtörenden größern Zündungswerkzeuge ſind — alſo Kirchen und die Palläſte der Reichen und Adlichen. Auch ſucht man dieſe vor allen andern Gebäuden zuerſt zu beſchädigen oder zu zerſtöhren, weil ſie gemeiniglich zur Sicherung oder Aufbewahrung der Lebens- und Kriegsbedürfniſſe benuzt werden. Auch da iſt alſo das ſtolzirende Hervorragen der Grund des Ruins.

Soviel Böſes man dem Merlin zuſchrieb oder zutraute, ſo konnte man den Ruhm der Tapferkeit, die zuweilen bis zur verzweifelnden Tollkühnheit angewachſen ſeyn ſoll, ihm nicht abſprechen, ſelbſt von Seiten ſeiner Feinde nicht. Wo die größte Gefahr war, war er gewöhnlich voran, entweder als Repräſentant der Nation, oder als anführender Befehlshaber. So ſehr man ihn im Durchſchnitt haßte, ſo willig gehorchte ihm dennoch der größte Haufen, ſobald er im Namen der Nation auftrat oder anführte. Dieß Wort, ſo wie das Wort **Freyheit** und **Republik** war ſchon damals das Idol aller Gemeinen. Um dieſen ihre Gleichheit mit ihm thatſächlich zu beweiſen, verrichtete er die gemeinſten Dienſte mit, und vertrat oft die Stelle eines Kanoniers eben ſo willig als geſchickt. Zu den wichtigſten oder gefährlichſten Unternehmungen hatte er lauter herzhafte Leute aus den Chaſſeurs oder Jägern, die er immer ſelbſt anführte: ſie hießen Legion de Merlin. Wir werden dieſe Jäger zu ſeiner Zeit näher kennen lernen. Geſchicktere und muthigere Soldaten kann man nicht finden.

Wenn man die Folgen einer beſchränkten Herrſchbegier und die Kunſtgriffe des altfranzöſiſchen Ariſtokratismus nicht kennte, ſo müßte **Merlin** der verſchmizteſte und räthſelhafteſte Mann ſeyn. Ohne dies weiter auszuführen, giebt dies ſchon das erzählte. Aber wie es dem Merlin ging, ſo ging es auch dem D'Oyré. Sowohl Mainzer Bürger, als neufränkiſche Soldaten betrachteten ſeinen Bericht über die Vertheidigung und Uebergabe der Stadt und Feſtung Mainz, als einen Kunſtgriff, ſeine Nation und das Publikum über die Führung ſeines Poſtens und das Entehrende ſeiner Capitulation ſyſtematiſch zu berücken. Laut war die Behauptung: daß er es abſichtlich verſäumt habe, ſo leicht es ihm auch geweſen wäre, uns das Anlegen unſerer Batterien in der Nähe von Mainz unmöglich zu machen; daß er geheime Unterhändler der Preußen in Mainz gekannt und geduldet habe; daß er ſelbſt Nonnen zur verrätheriſchen Anzeige ſeiner Vorraths-Niederlagen an die Belagerer geſchickt habe, und daß daher die Anzündung des Laboratoriums und der Verluſt des Fourage-Magazins ein

Werk ſeiner Veranſtaltung geweſen ſey.*) Selbſt Feinde des neufränkiſchen Syſtems unter den Mainzern hielten ihn nach ſeiner Royaliſtiſchen Geſinnung für nicht viel beſſer, als La Fayette und Dümouriez. Sogar unſern gemeinen Soldaten war es unbegreiflich, daß man ihn von unſerer Seite mit gar zu ausgezeichneter

---

*) Die Feinde — ſagte Reubell bey Cüſtine's Verhör — hatten Emiſſarien in der Stadt, und wußten genau, was darin vorging. Sie ſchoſſen daher beſtändig auf unſern Vorrath; und verlegte man ihn, ſo ward bald darauf wieder dahin geſchoſſen. — Iſt aber Reubell ein Zeuge ohne alle Ausnahme? Und warum ſchob er das auf Cüſtine? — Warum waren die Herren nicht einiger, nicht wachſamer? Vigilantibus jura!

Achtung behandelte, und daß unſer König ihm obendrein, wie es hieß, 20,000 Rthlr. aus ſeiner Kriegskaſſe vorſchoß, um ihm das Schuldentilgen und den Transport ſeiner Truppen zu erleichtern. Als man endlich gar ſah, daß Er, ſein Sohn, ſein General-Adjutant La Zorcené, der Staabskapitain Berú, der Chirurgien-Major Dúpont nebſt andern Hauptleuten, funfzehn an der Zahl, als Geiſeln zurückblieben: da war vollends nichts gewiſſer, als Er und ſie ſeyen Erzverräther. Und doch war wohl nichts ungewiſſer, und doch las ich noch erſt vor kurzem einen Bericht von Erfurt, worin jemand von der dortigen Regierung dieſe Männer als herzensgute, ſehr gebildete Leute und voll glühenden Patriotismus ſchilderte.

Daß ſie dem Erzwüthrich Robespierre, ſo ein nothwendiges Uebel er zur

Conſolidirung und Exaltirung ſeiner Nation auch war, gefliſſentlich zu entgehen ſuchten, lehrte ſie ganz natürlich das gewaltſame Schickſal anderer unglücklicher Collegen. Ueberhaupt aber mag wohl noch nie irgend eine Feſtung unter ſo widerſprechenden Gerüchten und Behauptungen übergeben worden ſeyn, als Mainz. Ich habe die Hauptſächlichſten davon angeführt, ohne mich in Entſcheidung einzulaſſen, und begnüge mich mit der Erinnerung, daß wir auch hier wieder ſehen, wie wahr das Sprichwort ſagt: Soviel Köpfe, ſoviel Sinne!

Wegen des erwähnten Erfolgs vom Hervorragen der Gebäude, während einer Belagerung, waren von den Domthürmen und den herumliegenden Höfen der höhern Domherren nur noch erbärmliche Ruinen übrig. Nicht anders fand ich das Dominikaner

Kloſter, eben jenes, worin Berthold Schwarz, ein Dominikanermönch, gerade das erfunden hat, durch deſſen verwüſtende Kraft es jezt zum Schutthaufen zerſtöhrt war. Zu den übrigen größern Gebäuden, welche ein ähnliches Schickſal erlitten hatten, gehören vorzüglich das Komödienhaus, das Geſellſchaftsgebäude der Adlichen, der Dalbergiſche Hof, die Kirche und das Kloſter Jakobsberg, die Albans= Jeſuiten = und Liebfrauen=Kirche, ferner die Kirche und das Kloſter der Franziskaner nebſt einigen 60 bis 80 andern, bald gröſſern, bald kleinern Häuſern, welche theils eingeäſchert, theils ſtark beſchädigt, theils bloß hier und da durchlöchert waren.

Die Zerſtöhrung der Stadt Mainz war alſo nicht ſo fürchterlich groß, als die Zeitungen ſie angaben, und wir nach der Menge und der Beſchaffenheit der hineingeworfnen Feuerkugeln und Bomben, und der oft majeſtätiſch himmelan lechſenden Flammen wirklich ſelbſt erwartet hatten. Aber Mainz iſt größtentheils maſſiv gebauet, und die Löſchungs- und Rettungs-Anſtalten waren nach und nach durch das gemeinſchaftliche Beſtreben der Bürgerſchaft und der Beſatzung ſo vortreflich eingerichtet, daß die Zündungswerkzeuge, vorzüglich des Tages, wenig mehr ſchreckten und gleich unwirkſam gemacht wurden. Selbſt Frauenzimmer zeigten ſich hiebey am thätigſten: die Männer, deren Intereſſe oder Grundſätze es nicht zulieſſen, an der Einführung des neufränkiſchen Syſtems Theil zu nehmen, waren nämlich vorher entweder ſelbſt ausgewandert, oder gewaltſamer Weiſe verwieſen.

Mit welcher Vorſicht man die Rettungsanſtalten betrieben habe, erhellet daraus, daß während der ganzen Belagerung nicht über 20 Perſonen aus der Bürgerſchaft getödtet oder verwundet ſind. Als Seltſamkeit führte man folgende zwey Fälle an. Gerade als die erſte Haubitze auf den Domplatz herabſtürzte, war die Generalität der Beſatzung hier beyſammen. Wie gewöhnlich ſtreckten ſich alle zur Erde, außer dem General De Blou, welcher dies Rettungsmittel ſoldatiſch verachtete: und nur dieſer fand hier ſeinen Tod. Der andere Fall beſtätiget die Lehre einiger neuern Aerzte über den Einfluß der erhöhten oder verminderten Reizbarkeit bey Fiebern. Ein Mädchen kränkelte ſchon über ein Vierteljahr an einem ſchleichenden Fieber. Alle gebrauchten Mittel waren vergebens. Auf einmal hört ſie, in der Nachbarſchaft ſey Brand, erſchrickt heftig und geneſt plözlich und dauerhaft.

Um Mainz herum hatte die Verwüſtung weit ſchrecklicher gewüthet. Was die Neufranken von den Obſt- und andern Bäumen aus den Alleen, Gärten und Weinbergen zur Befeſtigung von Kaſſel nicht gefällt hatten, war wenig und kaum der Stelle werth. Die Kornfelder und Weinberge waren weit und breit öde oder durch Lagerſtätten, Batterien, Laufgräben und Schanzen verwüſtet. Die berühmte Favorite, dieſer Lieblingsaufenthalt des Kurfürſten von Mainz, iſt ein Haufen Trümmer. Weiſſenau, die Karthaus, Koſtheim, und die Kapelle auf der Albans-Schanze — alles Gegenſtand des rührendſten, traurigſten

Anblicks! Und nun die herumirrenden Kinder, Greiſe, Verarmte und Abgebrannte! — Wie ſie mit ihrer Kummermiene ſo eindringend, auch ohne Worte, um Brodt oder eine ſonſtige Unterſtützung anſprachen! — Wie Männer und Weiber, noch vor kurzem wohlhabend, jezt verarmt, mit edler Schamhaftigkeit wie aus der Ferne mit flehendem Blick umherſchlichen! — Und das Alles urſprünglich verſchuldet durch das dereinſtige Verſehen einiger Großen! —

Ich weiß nicht, wie einengend und kümmerlichwehe mir beym Anblick dieſer Zerſtöhrung durch Menſchen zu Muthe war! Iſt es möglich, dacht' ich, daß irgend ein Machthaber das Werk ſeiner Gewalt ernſtlich betrachte — ſchaue das ſtumme Händeringen erblaßter, herumſchleichender

der Unglücklichen, und doch nicht empfinde den regſten Abſcheu vor dem Krieg und deſſen Folgen? Gewiß der tief bey mir eindringende Anblick dieſer Gräuel- und Trauerſcenen macht mich dieß zur Ehre der Menſchheit glauben, aber auch zugleich bedauren, daß ſelbſt der mächtigſte, wenn gleich wohlwollendſte Machthaber eine höhere Macht über ſich hat, der er in vielen Fällen nicht widerſtehen kann — die Macht der Umſtände und der politiſchen Vorurtheile. Rührte ihn ſonſt der erwähnte Anblick nicht bis dahin: dann verdiente er nicht, Fürſt zu ſeyn, noch weniger — Menſch. Ich wenigſtens konnte während der Belagerung ohne entmannende Furcht unter dem häufigſten Kugelregen hin und her reiten und gehen, gar beym öftern Bomben-Zerplatzen in meiner Nähe, an einer kleinen Anhöhe liegend, ru-

hig

big fortſchreiben oder zeichnen: aber beym Anblick der Verwüſtung in und um Mainz, ergriff mich ein niederſchlagendes Schaudern, und dieß — als das wehmüthige Jammern einiger alter Krüppel durch Aug und Ohr mein Herz erſchütterte — bis zu Thränen. Was ich als Soldat nicht achten konnte, nicht achten mußte, ſo lange es blos mich betraf, das ließ mich Mann bleiben: aber ſobald ich das ſah, was Andere betraf, was Währloſe und Unſchuldige betraf, da ward ich — Weib. Ich mag die Gedanken hier nicht anführen, die dort durch meine Empfindungen rege wurden. Dank nur der lieben Mutter Natur, die unter der rauhen Soldatenklaſſe auch manch weiches Menſchenherz ernährt: in den Augen Vieler zitterten Thränen der Rührung und des Mitleids:

leids: Einige reichten gar eine milde Gabe. *)

Wenn

---

*) Daß die Oeſtreichiſchen Freykorps, vorzüglich die ſogenannten Rothmäntel, Türken oder Sereſſaner, nebſt dem Freykorps von Michalowich, in Rückſicht der Menſchlichkeit hinter allen übrigen Truppen weit zurück ſind, bewieſen die erſtern zu Weiſſenau. Was hier der Feind nicht zerſtöhrt oder fortgeſchleppt hatte, riſſen dieſe Unmenſchen mit Gewalt an ſich, wenn ſie gleich mit da waren, um als Freunde und Bundesgenoſſen die Unglücklichen retten zu helfen. Wenn die Reihe an ihre Grauſamkeiten im Elſaß kommen wird, dann wird man ſehen, daß Pitt und Conſorten ſehr unrecht thun, wenn ſie immer von Räubern und Kopfabſchneidern in Frankreich ſprechen und ſich dabey gebährden, als wenn es gar keine weiter gebe.

Wem an einer anſchaulichen Vorſtellung von dem Schauplatz dieſer Belagerung — gelegen iſt, dem dient vorzüglich der Plan der Belagerung von Mainz, nebſt den vorhergegangnen Poſitionen bey Wickert und Hochhaym im J. 1793, Sr. Königl. M. v. Preußen gewidmet von J. C. Humbert, K. Preuß. Ingenieurlieutenant, aufgenommen von den Ingenieurlieutenants Jacknick und Humbert, 1793, und geſtochen von Jäck in Berlin 1794, auf Imperialfolio 2 Fuß 9 Zoll lang, und 1 Fuß 10 Zoll hoch. Berlin in Commiſſion bey der Karten- und Kunſthandlung Schropp u. Comp. (2 Rthlr. 12 Gl.)

Dieſes meiſterhafte Blatt enthält a) die Feſtungswerker von Mainz, nebſt der umliegenden Gegend eine Meile weit, von neuem nenem ausgemeſſen, und nach einem verjüngten Maasſtab, die deutſche Meile zu 18 Zoll Rheinländiſch gerechnet, dargeſtellt: b) die Stellung unſrer, ich meyne der preuſſiſchen Truppen auf der rechten Rheinſeite im Winter von 1792 — 1793: c) die Einſchlieſſungslager der Oeſtreicher, Preußen, Sachſen, Heſſen und Darmſtädter, wobey die Bataillons und Esquadrons mit eignen Farben unterſchieden und benannt ſind: d) alle Poſten, Pikets und Quartiere der Generale, alle Contravallationslinien und Schanzen, nebſt den Communikationsbrücken, fliegenden Fähren, ſchwimmenden Batterien, Niederlagen und Zeuggärten: e) die Laufgraben, wie ſie in jeder Nacht vom 18ten Jun — 23ten Jul entſtanden ſind, mit verſchiedenen Farben gezeichnet und in der Nachweiſung erklärt: f) das Geſchütz auf den 29

Batterien, nach Zahl und Gattung angegeben: g) endlich die einzelnen Feſtungswerker der Stadt, ſowohl die alten als die neuen, von den Neufranken errichtet, nebſt deren Verſchanzungen, Brücken und Fähren, mit Buchſtaben bemerkt, worüber die Nachweiſung Auskunft giebt. — Kurz, dieſer Plan ſtellt das Mainzer Terrain, die Feſtungs- und Schanzwerker ſo regelmäßig und deutlich dar, daß er alles, was die Belagerung von Mainz betroffen hat, auf das getreueſte nachweiſet und dadurch einer genau getroffenen bildlichen Darſtellung der Hauptgegenſtände und Unternehmungen dieſer Belagerung vollkommen entſpricht.

Hier nur noch ein kleiner moraliſcher Wink! Als ich in Mainz herumging und die verwüſteten Plätze mit ſtummen Trübſinn betrachtete, hörte ich an verſchiedenen Stellen, wie einzelne Haufen ſich ohne allen Anſchein von Theilnahme, ja mit einer Art von Schadenfreude über die Zerſtörung der Gebäude der Großen in Mainz unterhielten. „Gott weiß ſchon,“ hörte ich bey einer gewiſſen Brandſtätte eine Gruppe murmeln, „wenn es Zeit iſt, und wer es verdient hat. Die guten Herren da wollten auch immer den Himmel auf Erden haben, und drückten und betrügten und ſauten ſich mit den Dirnen herum, daß es Sünde und Schande war. Nun wird ſich ihr Stolz und Kitzel wohl etwas legen. Die lieben Herren konnten die guten Tage auch nicht mehr tragen. Jezt werden ſie Jeſum Chriſtum ſchon erkennen lernen, und vielleicht auch uns. Kömmt Zeit, kömmt Rath!“ u. ſ. w. —

Ein tugendhaftes, menſchenwürdiges Benehmen für ſich und Andere — dachte ich beym Weggehen — iſt doch der balſamiſchſte Troſtquell im Unglück: denn ein Leiden, ohne Mitleid und Theilnahme Anderer, iſt der Leiden größtes; und wer rechnet hierauf am ſicherſten! Selbſt ein Ludwig der Sechzehnte ſtand unter dieſer Regel. So reichhaltig iſt die Natur an Winken für unſere Moralität ſelbſt auf dem höchſten Gipfel der bürgerlichen Kunſt! O Claudius, in ſolchen Fällen fühlt man erſt recht den Werth und die Wahrheit der Worte, mit denen Du ſo gutmüthig, ſo eindringend ſchriebeſt:

Recht thun, und edel ſeyn und gut
Iſt mehr als Geld und Ehr':

Da hat man immer guten Muth
Und Freude um ſich her,
Und man iſt ſtolz und mit ſich eins,
Scheut kein Geſchöpf und fürchtet keins.

Gut ſeyn, gut ſeyn iſt viel gethan,
Erobern iſt nur wenig:
Der König ſey der Beßre Mann,
Sonſt ſey der Beßre — König!

„Aber, Vetter, ſagt Claudius weiter, die Wahrheit iſt ein Rieſe, der am Wege liegt und ſchläft: die vorübergehen, ſehen ſeine Rieſengeſtalt wohl, aber ihn können ſie nicht ſehen, und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an die Naſe ihrer

Vernunft. Wenn er den Schleyer wegthut, wirſt du ſein Antlitz ſehen. Bis dahin muß unſer Troſt ſeyn, daß er unter dem Schleyer iſt; und gehe du ehrerbietig — vorüber, und klügle nicht, lieber Vetter!“ —

Fünf und vierzigſter Brief.

Nach Verlauf der in der Kapitulation ausbedungenen Ruhezeit zogen die Neufranken mit Gewähr, Waſſen und ihrem übrigen Geräthe ab, ſogar mit einigen Pulverwagen und Regimentsſtücken. Dies leztere hatte unſer König ihnen erlaubt aus Achtung gegen D'Oyré.

Einen frohern Menſchen-Haufen, als die abziehenden neufränkiſchen Kolonnen, ſah ich in meinem Leben ſelten. Sie zogen wie im Jubel eines Triumphs, den Kopf lächelnd aufrecht, grüßten die Zuſchauer freundlich, ſchüttelten Vielen, vorzüglich von uns, brüderlich die Hand, ſangen ihren Marſeiller Marſch, ſchäkerten und lachten, daß es von Haufen zu Haufen wiederhallte, neckten ſich einander wegen der Mädchen am Arm, und ſchritten raſch vorwärts, wie wenn die ganze Welt ſie nicht mehr kümmerte, oder erſt recht ihr Eigenthum werden ſollte.

Genügſamere Menſchen, als die Franzoſen, deren frohe Laune vom murrenden Hinbrüten der Deutſchen wenig oder gar nichts weiß, die durch die geringſte günſtige Kleinigkeit eine miterheiternde Heiterkeit auch in oder nach der ärgſten Noth gleich wieder um ſich her verbreitet, findet man in der Welt nicht weiter. Und gerade ſolche Menſchen ſind zur geduldigen Ertragung der Kriegsſtrapatzen die tüchtigſten. Da wird im Felde, ſogar bey Mangel, von den meiſten gepfiffen, getanzt, gerappirt, geſungen und alles lebhaft getrieben, was den

Kummer zerſtreut und vergeſſen macht. Eine Feldmaus an der Degenſpitze gebraten, oder der Schenkel eines Maifroſches iſt ſchon hinreichend, ihren Hunger als ein Leckerbiſſen zu ſtillen. Aber ſelten laſſen ihre Anführer es bis dahin kommen: und alles dies ſetzt ſie in den Stand, ihre Truppen zu den kühnſten und härteſten Unternehmungen anzuführen. Nicht ſo günſtig iſt der National-Charakter der deutſchen Truppen: bey dieſen heißt es mit vorzüglicher Wahrheit: der hungrige Bauch hat keine Ohren. Die Oeſtreicher vor allen andern haben dies, wie wir dereinſt ſehen werden, im Elſaß und anderwärts mehr als einmal bewieſen. Und ſo kämpfen wir auch von dieſer Seite mit ungleichen Waffen gegen die Neufranken. Doch was hilft mein Hinweiſen auf alles das! Viele der Heerführer haben auf ſich politiſch auch hungrige Bäuche, und darum denn auch keine Ohren.

Die Neufranken zogen ſich alle nach dem Elſaß. Die meiſten betrugen ſich unterwegs recht artig: andere aber ließen ſich von ihrer Jovialität zuweilen zu Ungebührlichkeiten hinreißen, fielen in die Dörfer, und foderten dieß und jenes ohne Geld. Dieß hat zwiſchen Ihnen und unſrer Escorte hier und da Händel nach ſich gezogen. Ihre Kranken und Verwundeten, mit denen es ging, wurden auf dem nämlichen Wege nachgefahren; einige ſollen zu Schiffe gefolgt ſeyn; viele aber blieben noch zurück.

Mit einem von dieſen, Namens Düvalet, verlebte ich einen frohen Nachmittag: und vor kurzem durch einen eignen Zufall wieder einige Stunden. Unſere

Unterhaltung war damals wie jezt pſychologiſch-politiſch. Robespierre war ihm, nach unſrer letzten Unterredung, ein Mann des Schreckens und des Abſcheus, aber immer der Mann, dem Frankreich ſeinen Schwung und ſeine Rettung zu danken hätte. Ohne ihn und ſeinen Leiter Sieyes würden ſie alle ein Opfer der verwickeltſten Ränkemacherey geworden ſeyn. Schärfe wäre einmal unvermeidlich geweſen: denn wenn troz dieſer und der Geſetze dennoch die Verrätherey nicht unterblieben wäre, was wäre geſchehen, wenn ſie gar nicht ſtatt gefunden hätte! Gerade der hohe Grad derſelben hätte ihre Nothwendigkeit bewieſen. Um verſchont zu bleiben, hätte man nur müſſen ein guter Bürger ſeyn', und der neueingeführten Ordnung der Dinge nach den Geſetzen Folge leiſten. Robespierre hätte mit einem tauſendköpfigen Ungeheuer mehr als herkuliſche Arbeit gehabt. Die Feinde von innen hätten die Feinde von außen geweckt, und umgekehrt: und da wäre die politiſche Diagonallinie ſchwer. Hätte der größte Theil der Pariſer und der übrigen Departements die Nothwendigkeit des Schreckensſyſtems nicht eingeſehn, ſo würde es nie herrſchend geworden ſeyn: denn zur Willkühr eines einzigen Despoten trüge eine freye Nation ihre Köpfe nicht; und was heute jenem geſchah, konnte morgen dieſem geſchehen. Das Intereſſe Aller würde ſich alſo wider daſſelbe und deſſen Urheber vereint und erhoben haben. Das geſchah aber lange Zeit nicht, weil man von der Nothwendigkeit deſſelben für eine gewiſſe Zeit überzeugt war. Bey Schlafmützen, was aber ſeine Landsleute nicht wären, wären freilich Extreme überflüßig. Die Zeit würde indeß auch hier wieder einlenken. —

Frankreichs Hauptkrankheit wäre durch den Thron, deſſen nächſten Anhang, Stützen und Gefolge epidemiſch geworden: die Mittel dagegen hätte man alſo auch gerade auf dieſe richten müſſen. Daher der Sturz des Throns, des Adels, der Geiſtlichkeit, der Wucherer, des Luxus und der Handelsſtädte. Der gewaltſam erregte Sturm hätte abſichtlich erſt alles Schwankende und Verdorbene ſtürzen müſſen; aber die Folgen der Flut würden auch ſchon wieder lehren, ſich nach der Ebbe umzuſehen. Ohne dies wäre an keine Radikalkur zu denken; und noch weniger an eine Republik, wenn die nicht vorherginge. —

Für die Stärke der künftigen Generation ſorge die jeztige durch den Krieg. Dieſer raffe alle Schwächlinge hin, und was übrig bliebe, wäre dauerhaft und gehärtet. Ueberhaupt

haupt wäre das allgemeine Aufgebot das beſte Mittel, die National-Energie zu läutern und zu ſtärken. Wir Deutſche würden das alles dereinſt ſchon einſehen und dann eben ſo ſehr loben, als wir jetzt es tadelten, weil wir jezt die Folgen davon fühlten und uns in den Kappzaum der Zeit ſchicken müßten. —

Als ich in meiner erſten Unterredung mit ihm die Urſachen der Revolution näher berühren wollte, ſagte er: „Hier, mein Herr, iſt ein Aufſatz von einem Parlamentsrath aus Grenoble, der Sie nicht ganz unbefriedigt laſſen wird. Mein Hauswirth hat ihn in Koblenz abgeſchrieben. Er ſteht Ihnen zu Dienſte.“

Der Aufſatz war franzöſiſch und enthielt zu deutſch folgendes:

„Das Unglück, welches mein armes Vaterland jezt drückt, hatte der Veranlaſſungen längſt zu viele. Schon ſeit langer Zeit beweinten wahre Patrioten den augenſcheinlichen Verfall des Staates, und bemerkten mit Furcht und Zittern den zu ſeiner Rettung immer mehr emporſtrebenden Geiſt des Aufruhrs. Es iſt denn gekommen, wie es hat kommen müſſen: denn der Urſachen, die dazu beytrugen, waren gar zu viele. Eine der vorzüglichſten war die unbeſchreiblich ausſchweifende Lebensart der Groſſen, und der unerträgliche Stolz, mit welchem ſie auf alle die herabſahen, welche weniger waren, als ſie. Sie verſchwendeten unermeſſliche Summen, bald um ihre Lüſte zu befriedigen, bald um das zu heben, was hieraus entſteht. Ein Beyſpiel mag dies erläutern.“

„Als man den La Motte verhaften wollte wegen der berüchtigten Halsbandgeſchichte, woran ſeine Gemahlin Theil gehabt hatte, entfloh er nach London, und ſchrieb ein Buch unter dem Titel: Hiſtoire ſecrète de la Cour de Verſailles. Eine Abſchrift davon ſchickte er einer vornehmen Perſon bey Hofe, mit der Verſicherung, er werde es drucken laſſen. Dies erſchreckte nicht Wenige: denn mehr als eine waren eben nicht zum rühmlichſten darin geſchildert. Man fand daher für gut, die Madame Polignac, die Vorzeiten mit La Motte in ſehr genauer Verbindung geſtanden war, nach London abzuſchicken, um mit dem Schriftſteller zu unterhandeln. Sie kam daſelbſt an, und, nach einiger Unterhandlung überließ er ihr das Buch für 500,000 Livres, und unter der Bedingung, daß ihm außerdem noch eine jährliche Leibrente zugeſichert werden ſollte. Die Polignac war hoch erfreut, um einen ſo geringen Preis die Ehre des Verſailler Hofes gerettet zu haben. Als ſie im Begriff war, von London abzureiſen, gab ihr der damalige Franzöſiſche Geſandte zu St. James ein Päckchen, mit der Bitte, es dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zuzuſtellen, weil es Papiere von der äußerſten Wichtigkeit enthalte. Sie kam in Paris an, und übergab das Päckchen, ohne etwas Arges zu ahnen. Allein wer beſchreibt das Erſtaunen der Madame Polignac und ihrer Vertrauten, als ſie hörten, daß die Hiſtoire ſecrète — ſchon gedruckt bei Hofe herumgehe, und daß eben ihr Päckchen zwölf Exemplare enthalten hätte.

Der Verfaſſer des Figaro, Herr Beaumarchais, hatte auch ein Exemplar erhalten;

ten; und dieſer, durch La Motte's Glück kühn gemacht, drohte, die Histoire in ſeiner Druckerey zu Caen nachzudrucken. Um auch dies zu hintertreiben, mußte wieder viel Geld zerſplittert werden. Das alles geſchah zu einer Zeit, wo die Franzöſiſchen Finanzen ſchon äuſſerſt erſchöpft waren. Und ſo ging es von jeher bey uns zu! Ich könnte tauſend ähnliche Geſchichten erzählen, worunter viele weit abſcheulicher ſind." — .

Dies Hofleben und dieſe Verſchwendung waren aber nicht die Früchte eines flüchtigen Augenblicks, oder blos der neuern Zeit: nein, ſie waren eine Folge der durch Politik durchaus geſchwächten Moralität. Man hat dies lezte den Jeſuiten zu ihren vielen Sünden mit angerechnet: aber man that den Leuten in gewiſſer Rückſicht zuviel. Ehe ſie waren, war Macchiavell, und vor dieſem ſchon das, was er ſyſtematiſch-ſein nach der Geſchichte geißelte. Was die von Medicis thaten, thaten unſere Ludwige auch. Sie befolgten eine Politik, die nicht durch allgemeine Vernunft und Gerechtigkeit allgemeine Achtung verdienen konnte, ſondern eine, welche durch Ungerechtigkeit und Verſchmiztheit, nach dem Geſetz des Liſtigern und Stärkern, einen Krieg Aller gegen Alle nach ſich zog, das Zutrauen zwiſchen Völkern, wie zwiſchen Regenten und Unterthanen ſchwächte, und ſo jeden lehrte, mehr für ſich zu ſorgen, als fürs Ganze. Hiedurch ward ein gewiſſer moraliſcher oder vielmehr politiſcher Egoismus bey Hofe herrſchend und durch den Hof bey der Nation: denn wie der Hirt, ſo ſeine Heerde. Die Jeſuiten, als ſie aufkamen, bemerkten dieſen Zuſtand, und als ſchlaue Köpfe, die ſich in die Zeit und die Menſchen zu ſchicken wußten, maßen ſie, um Eingang zu finden, ihre Moral der vorgefundenen Politik an. Sie machten nur die Kiſſen, worauf die Politik ohne Gewiſſensbiſſe königlich überliſten, wüthen, morden, rauben und dennoch chriſtlichſanft ruhen, ja, gar als heilige von hinnen ſcheiden konnte. Ihre Lehre über den Probabilismus *), nebſt dem Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige, waren das Propfmeſſer, durch deſſen Hülfe ſie das abgefeimteſte Syſtem der Menſchen- und Dinge-Behandlung auf den Stamm der poſitiven Religion propf-

---

*) Probabel war nach La Croix und Buſenbaum das, was auch nur einen einzigen Autor für ſich hatte; und was das hatte war erlaubt. Autoren hatten die Jeſuiten immer genug zu pro und contra. Die Moralität war alſo bald geſtempelt. Die Dominikaner widerſezten ſich dieſer Lehre, hie-

ſſen

propften und dadurch heiligten. Dies Syſtem fröhnte der Politik und den Leidenſchaften der Großen zu ſehr, als daß es nicht hätte Hofſyſtem aller katholiſchen Höfe werden ſollen. Es ward es, und die Jeſuiten beherrſchten von nun an die Geiſter- und Körperwelt, im Kabinet wie im Beichtſtuhl. Den Erfolg davon lehrt die Geſchichte. Man herrſchte mit heiliger Beruhigung jetzt unumſchränkt, ſo weit Liſt und Kraft es zuließ, ohne Rückſicht auf Recht, Vernunft, Achtung, Haltbarkeit und Verträge. Der Liſtigſte war der Beſte; und

Chri-

ſten daher Rigoriſten, endlich Janſeniſten, und waren nie Beichtväter bey den Königen in Frankreich, ſeit der Exiſtenz der Jeſuiten. Ihr Gewiſſens-Polſter war nicht ſo bequem, und diente in den Kram der Maitreſſen und des Beichtſtuhls noch weniger.

Chriſtus, Sakramente, Gnade und Beichtväter waren die Mittel, die gröbſten Vergehungen zu tilgen, und den Länder- und Völker-Räuber, Verräther und Schinder zum Heiligen umzuſtempeln. Die Moralität und der Werth der Menſchen lag jetzt mehr außer ihnen als in ihnen. Eine Bartholomäusnacht ward ein verdienſtliches Werk durch den Mund und die Hand des abſolvirenden Beichtvaters.“

„Allein was den Königen zu Gute kam, kam denen Unterthanen es nicht minder. „Sündige keck, beichte reumüthig und du wirſt ſelig,“ ward der Grundſatz aller jeſuitiſch-katholiſcher Chriſten. Die Politik verſtieß ſyſtematiſch gegen die Grundſätze der allgemeinen Moral: und wie konnte man erwarten, daß die Moral der Unterthanen die Politik der Beherrſcher noch achten ſollte!

Friede umarmt nur Gerechtigkeit; und mit dem Maaße, womit Andere uns meſſen, meſſen wir ihnen wieder: reſpektiren ſie unſere und Anderer Rechte nicht, ſo reſpektiren wir ihre wieder nicht. — Und ſeht, ſo kam es, daß eine ganze Nation mit kaltem Blute das endlich ihrem Thron bis auf die Hefen mit jeſuitiſchſyſtematiſcher Grauſamkeit vergalt, was dieſer nach ſeiner Politik, durch Jeſuiten eingeſchlummert, auf die unverantwortlichſte Art längſt an ihr verſchuldet hatte. Seht dies Fürſten, ſeht dies Völker, ſehts und zittert; aber ſeht ja zugleich, woher das alles kam! Die Politik verderbte die Moral, die Moral die Religion, der Fürſt den Prieſter, der Prieſter ihn und das Volk; und das Volk endlich, der politiſchen und religiöſen Neckerey müde, und durch das Betragen beyder gewitzigt und geweckt, ſtürzt, um ſich zu retten — Beyde.“

„Seht, ſoviel vermag verkehrte Politik! Sie durch Prieſter, Aberglauben, Furcht und Baſtillen retten wollen, verräth eine noch verkehrtere. Nur ächte innere Moralität, durch reife Einſicht geſtüzt, und ohne alle Quakſalberey der Prieſter vom Beherrſcher wie vom Beherrſchten überall geachtet, und auf alles, was in ihr Gebiet einſchlägt, ehrlich angewandt, nebſt heiliger Beachtung der Rechte Anderer, es mag ſie die Vernunft oder der von ihr beſtimmte Zweck des Staates angeben, ſichert die Ruhe und das Glück der Völker und der Fürſten.“ *)

„Eine

---

*) Was unſer Parlamentsrath bemerkt, entſpricht der Geſchichte und der geſunden Philoſophie gleich genau. Hr. Hofrath Bieſter wird auch den Wink nicht verkennen, der hier vorkömmt zur Beantwortung der Frage: Sind die itzigen Jeſuiten von den ältern verſchie-

„Eine andere nicht minder wichtige und durch die vorhin beſchriebene Politik des Hofes bewirkte Urſache der Revolution waren die Privilegien und Monopolien. Man erkaufte das Recht, ſogar dieſe oder jene Handthierung ausſchließlich zu treiben,

---

ſchieden? (Berlin. Mon. October, 1794.) — Ich habe in dieſem Kriege beynahe durchgängig bemerkt, daß die Kantiſche Philoſophie unter den Katholiken mehr Anhänger und Verehrer hat, als unter den Proteſtanten. Woher dies? Einmal, wie mich dünkt, wegen der Aehnlichkeit der Form, worin Kant philoſophirt, mit der, worin ſonſt die Scholaſtiker philoſophirten, und woran die ſtudirenden Katholiken bey ihrem Denken gewöhnt ſind: vorzüglich aber wegen der Materie. Jeder etwas ernſthaft denkende Katholik, der ſein jeſuitiſches Kirchen- und Moral-Syſtem kennt, muß finden, um Geld; und ein ſolch erkauftes Recht ward eine Art von Ehrentitel. So errichtete man Stellen eines Perükenmachers, eines Kohlenmeſſers, eines Schweinebeſchauers und ähnliche. Und da dieſe Gewerbe ausſchließlich getrieben wurden, ſo nannte man ſie Privilegien. Reiche Leute kauften

ſie

---

daß **Kants** Syſtem das einzige iſt, wodurch er ſich wider ſeine Zweifel und ſeine Kirchenſeuche kräftig verwahren kann. **Kant** iſt der gerade Antipode von den Jeſuiten, und eben darum verbiethet man ſeine Schriften und die Vorleſungen darüber in katholiſchen Gegenden da am eifrigſten, wo das jeſuitiſche Unkraut am meiſten um ſich gegriffen hat. Gut nur, daß es in der Gewalt dieſer Deſpoten nicht ſteht, die Vernunft ſelbſt zu verbiethen. Ein Verboth dieſer Art würde wenigſtens bey vielen von ihnen ſehr überflüßig ſeyn.

ſie ſpekulationsweiſe in Vorrath, und verhandelten ſie gelegentlich mit Vortheil. Mancher Pächter dieſer Art hatte an dreißig Perükemacherſtellen in ſeiner Brieftaſche, die man ihm aus allen Provinzen theuer abkaufen mußte. Nebſt dem nun, daß dieſe niederträchtigen Spekulationen den Charakter einer Nation, bey der alles, ſogar Ehre und Adel, um Geld zu haben war, verderbten, waren dieſe willkührlich errichteten Stellen nichts anders, als neue mittelbare Auflagen. Der Käufer einer ſolchen Stelle war genöthigt, ſich am Publikum ſchadlos zu halten. Sie ſchadeten auch der Induſtrie, dadurch, daß man, um ein ſolches Gewerbe zu treiben, eben nicht Geſchicke, ſondern nur Geld haben oder borgen durfte. Sie waren endlich eine faſt unerträgliche Vermehrung der Laſten des Staats: denn der Staat mußte die Beſoldungen oder Zinſen von jeder verkauften Stelle obendrein bezahlen. Die Anzahl derſelben war aber ungeheuer groß. Ein Mann, der beym Anfange der Revolution den Auftrag hatte, ſie zu zählen, der es aber bald überdrüßig wurde, ſchätzte ſie über Dreymalhunderttauſend. Ein Anderer berechnete, daß in Zeit von zweyhundert Jahren, bloß um die Zinſen dieſer Stellen zu beſtreiten, das Volk mit mehr, als hundert Millionen neuer Auflagen beſchwert war. Was Wunder, wenn das Volk anfing, ein Joch abzuſchütteln, das mit jedem Tage ſchwerer, ja, endlich unerträglich ward!"

„Nimmt man hiezu die verkehrte Einrichtung mit den Abgaben, und die Menge derer, die vor der Revolution davon befreyt waren, ſo wird man geſtehen müſſen, daß es weit mehr Erſtaunen verdiene, daß das franzöſiſche Volk ſeine Feſſeln ſo lange trug, als daß es jetzt anfing, ſie zu zerbrechen. Der geringſte Landmann gab, eins ins andere gerechnet, vor der Revolution jährlich wenigſtens 80 Livres. Ich will dies Quantum nur annehmen, um die Sache deutlicher machen zu können. Bis jetzt ſind dieſe Abgaben zwar noch nicht ganz gehoben, aber dadurch weit erträglicher, daß es keine Eximirten mehr giebt, folglich die Laſt unter Mehrere vertheilt und hiedurch unendlich leichter geworden iſt. Das war Vorzeiten ganz anders: alle Abgaben waren damals an Pächter verpachtet. Dieſe mußten ihr ſtipulirtes Quantum bey Verluſt der Pacht halten und zur beſtimmten Zeit in die königlichen Kaſſen einliefern. Nun aber waren verſchiedene Stände, als der geiſtliche Stand, der Adel, die Bedienten des Königs und der Prinzen, die Mitglieder des

Parlaments, und alle, welche königliche Bedienungen bekleideten, von allen Abgaben frey. Was dadurch am Quantum abging, mußten die übrigen Nichteximirten erſetzen. Vorzüglich waren die Klöſter verſchmitzt genug, dieſes zu benutzen. Wenn ein Bauer Geld brauchte, ſo borgte ihm jedes Kloſter gern. Nun fragte man in 10, 12 auch 20 Jahren weder nach dem Kapital, noch nach den Zinſen; aber endlich machte das Kloſter Rechnung, und das Gut war ſein. Gleich wars von allen Abgaben frey: der vormalige Eigenthümer wurde zwar als Pächter auf demſelben gelaſſen; aber die Steuern fielen den übrigen Einwohnern des Dorfes zu. Und ſo kam es, daß oft neun Bauern die Laſten von vierzig tragen mußten. So zum Beyſpiel lebten in einem Dorfe bey Grenoble vierzig Gutsbeſitzer, deren jeder von ſeinem Gute 80 Livres abtrug. Dies machte 3200

Livres. Eine benachbarte Abbtey brachte nach und nach 31 Häuser nebſt den dazu gehörigen Gütern an ſich. Dieſe waren nun frey, und jeder von den übrigen 9 Eigenthümern mußte ſtatt 80 Livres 355 Livres und 11 und ein Neuntel Sols bezahlen. Es iſt aus dem allen leicht erklärbar, woher es kam, daß in Frankreich die Menſchen bei allem Reichthum der Natur wie die Bettler kümmerlich leben mußten.“

„Noch muß ich auf einen Mann aufmerkſam machen, der den Ausbruch der Revolution merklich befördern half. Es war — Orleans. Er hoffte, König, oder Protector von Frankreich zu werden. Der Mann wirkte, trotz ſeiner Dummheit, viel. Sein Reichthum diente ihm und dem Mirabeau, ſich Anhang zu verſchaffen. Ueberhaupt war er das Inſtrument, worauf Mirabeau ſpielte. Orleans war Großmeiſter aller Freymaurerlogen in Frankreich. Als ſolcher glaubte er, den gebildeten Theil der Nation auf ſeiner Seite zu haben, und wirklich fehlte es ihm nicht an Anhängern; allein er war zu kurzſichtig, dieſe Vortheile zu benutzen. Auch gab es unter dieſer ehrwürdigen Geſellſchaft ſehr rechtliche Männer, welche alle Kräfte aufbothen, den Einfluß des Orleans zu hindern und ſeine Abſicht zu vereiteln. Sie ſezten ſchon im J. 1792 ihre Arbeiten bis zu wieder hergeſtellter Ruhe aus, und die Logen waren geſchloſſen."

„Auch Mesmer und Caglioſtro waren die unbedeutenden Männer nicht, wofür man ſie hielt. Als Mesmer auftrat, eilte die ganze galante Welt zu ihm, um ſich manipuliren zu laſſen: indeß war auch bey ihm die Zuſammenkunft der beſten Köpfe. Mirabeau, Condorcet, Briſſot, La Fajette und andere ſuchten hier den Geiſt ihrer Nation kennen zu lernen. Aber noch mehr bey Caglioſtro. Dieſer war der eigentliche Herzen- und Nieren-Prüfer der Franzoſen. Wer ſeinen Gaukeleyen Beyfall gab, der gehörte nach einem ſehr richtigen Schluſſe zu dem Kraft- und ſeelenloſen Menſchenhaufen: wer das nicht that, von dem hieß es: der iſt für uns — den können wir brauchen — das iſt ein denkender Kopf! — Es war Zeit, ihn abtreten zu laſſen. Die berüchtigte Halsbandgeſchichte — wer weiß, wie und wozu ſie angezettelt war! — brachte ihn in die Baſtille; aber den Hof und vorzüglich die Königin, in allgemeine Verachtung. Dieß war gleichſam der lezte Schlag. Als daher Caglioſtro die Baſtille verließ, und viel

Volks ſich um ihn her verſammelt hatte, ſagte er: Pariſer, ich gehe jezt nach London: in zwey Jahren komme ich zurück, und dann iſt keine Baſtille mehr!" —

So weit dieſer Aufſaz. Angehängt waren Sinngedichte auf Ludwig XIV. und XV. Sie hießen:

1.

Sezt Gott uns ſolche Brut zu Königen auf Erden:
So kann der Teufel auch noch ſein Geſalbter werden.

2.

Der Räuber, wenn er kann, nimmt Küh und Pferde.
Der Fürſt nimmt, wenn er will, den Hirten ſammt der Heerde.

3.

Wie ſelten ſehen wir, daß neben Dionyſen
Am Königstiſch ein Plato ſizt!

Dann folgendes:

Trinkt Brüder, trinkt,
Bis das wir ſinken;
Doch bittet Gott, daß Könige nicht trinken:
Denn wenn ſie nüchtern ſchon die halbe Welt verheeren,
Was würden ſie erſt thun, wenn ſie berauſchet wären!

Vernunft, Zeit, Neuerer und Spötter
Verjagen endlich ſelbſt die Götter

Von dem Olymp. Kein Mars, Merkur, noch Jupiter,
Noch Juno, noch Minerva gelten mehr.

„Wenn die Könige ſich gewöhnen, kein anderes Geſetz als ihren unumſchränkten Willen anzuerkennen, ſo vermögen ſie alles: aber je mehr ſie alles vermögen, deſtomehr untergraben ſie den Grund ihrer Macht: ſie haben kein Volk mehr, und dann lehren ſie durch ihr Beyſpiel die große Wahrheit, daß die Menſchen es endlich überdrüſſig werden, ihre Sklaven zu ſeyn.“

Fenelon.

„Ich halte es für unmöglich, daß die großen Monarchien Europens noch lange dauern ſollten. Alles, was Menſchen aufbauen, können Menſchen wieder einreiſſen. Nur der Stempel, den die Natur aufdrückt, iſt unverlöſchbar: die Natur aber macht weder Fürſten, noch Reiche, noch große Herren. Glücklich iſt der, der alsdann den Zuſtand, den er verlaſſen muß, zu verlaſſen und dem Schickſal zum Trotz Menſch zu bleiben weiß."

Rouſſeau im Emil.

Dieſen Anhang hatte, wie mich Duvalets Hauswirth nachher verſicherte, ſchon vor Cüſtine's Ankunft nach Mainz, eine Weingeſellſchaft hinzugeſchrieben, und zwar eine ſolche, deren keiner nachher förmlichen Antheil an Mainzens Umſtaltung genommen hat. Ich denke, dies wird den Denkton in Mainz — der hier wie überall um ſo freyer werden mußte, je ängſtlicher man ihn beſchränken wollte — und meine Bemerkungen über die Unzufriedenheit der meiſten Maynzer, jener nämlich, die eben nicht vom Hofe und deſſen Anhang ihr Brodt haben, hell genug beſtätigen. Und darum theile ich ihn als einen politiſchen Thermometer über das damalige Mainz hier mit. Jezt zurück zu den abmarſchirenden Neufranken!

Nicht wenige von dieſen Kindern der leichtſinnigen Freude führten Mainzerinnen mit ſich, mit denen ſie theils verehlicht, theils nur ſo behängt waren. Die Mainzer Schönen ſollen überhaupt ſehr gefällig gegen ſie geweſen ſeyn. Aber was für ein himmelweiter Unterſchied iſt auch zwiſchen dem ſchäkernden Gaukelweſen eines Adonis aus Frankreich, und eines grinſenden Werthers aus Deutſchland! Sogar Gardiſten ohne Strümpfe, mit zerrißnem Rock und

Hut, fanden Eingang bey manch artigem Geſichtchen. Die alten Matronen ſahen ihr blaues Wunder, und meynten, die Leute müßten wahr und wahrhaftig zaubern können: ihnen wäre in ihrem Leben ſo etwas nie vorgekommen u. dgl.

Nicht doch meine Damen! In einer erzbiſchöflichen Stadt, zumal wo Herr Bacchus, Aloyſius oder Antonius von Padua den Kuppler machen helfen, wird die Delikateſſe der Schönen durch die Abſolution nach der Ohrenbeichte eben ſo leicht gelockert, als durch die geſchärfte Lüſternheit der vielen Abſolvirenden. Dann ſagt der alte ſchlaue Mädchenkenner Ovid:

Laeſa pudicitia eſt? — Deperit. illa ſemel.

das heißt: wenn die Delikateſſe, die Schamhaftigkeit einmal verlezt iſt, iſt ſie auf immer verlezt. Wenn nun ein Mädchen, durch Religions- oder vielmehr durch Kirchenzwang, ſich öfters die Gewalt anthun muß, einem Beichtvater, der oft noch lüſterner und gebrechlicher iſt als ſie, ihre Geſchlechtsgebrechlichkeit, ſammt deren Vor- und Nachbothen, unverholen nach Art und Zahl *) zu entdecken: wie kann man erwarten, daß ſie ihre Lüſternheit einem reitzenden Liebhaber verhehle? — Was demnach die katholiſchen Schönen heilen ſollte, verderbt ſie noch mehr. Und daher die tägliche

Erfah-

---

*) Das heißt: ob ſie mit Gedanken, Worten oder Werken in puncto puncti zu ſchaffen gehabt habe mit einem Verheiratheten oder Ledigen, mit einem Verwandten, und von welchem Grade, oder nicht, mit einem Weltgeiſtlichen oder Ordensgeiſtlichen, Prieſter oder Nichtprieſter — Biſchof, Domherr, Diakonus, Subdiakonus — und wie oft? —

Erfahrung in Mainz und der übrigen katholiſchen Rheingegend, wie in jeder Prieſter- und Mädchenreichen Stadt, daß die bigotteſten die ausſchweifendſten ſind.

Mir ſind ſehr auffallende Geſchichtchen von der Art bekannt; aber fürchten Sie nicht, meine Herren und Damen! Meine Feder ſoll Ihre Namen der Welt nicht bekannt machen: nur möchte ich Sie bitten, Sich nach etwas mehr Achtung gegen die Oekonomie und die Moral der Natur umzuſehen und ſie heiliger auszuüben, da ſie die kirchliche ſelbſt mehr verderbend als ausbeſſernd finden werden. Hier wünſchte ich, ein Campe, Oeſt, Rochow oder Salzmann zu ſeyn, um für katholiſche Eltern, Erzieher, Jünglinge und Mädchen in dieſer Rückſicht etwas recht Eindringendes ſagen zu können.

Eindringender aber, als der Verfaſſer der Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich *), ſchreibt hierüber wohl keiner, weil keiner den religiöſen Zuſammenhang dieſer Dinge mit dem gerade durch ſie geweckten Spiele der Phantaſie und der Natur richtiger trift, als er. Höret ihn, katholiſche Beichtväter und Mädchen, und urtheilet ſelbſt!

„Eine Heilige hier zu Lande — ſchreibt er im 4ten Th. S. 176. — wird durch eine Reliquie tauſendmal reichlicher für die momentane Aufopferung ihrer ruhigen Unſchuld abgefunden, als bey uns (Proteſtanten) durch ein Rittergut oder eine Grafſchaf." — Gilt dies von einer Reliquie: wie viel mehr von der Ohrenbeichte und dem Fabrikanten oder Handhaber beyder!

---

*) Leipzig, bey Göſchen. Fünf Theile 1794.

Und was hiezu die heiligen Gegenſtände der Sinne und des Glaubens in der Kirche beytragen, lehrt folgende Anrede in eben dem Theile S. 279. u. ff.

„O ihr Päpſte, Pröpſte und Mönche, die ihr eine Legion von Lotterbuben, nicht zur Bewahrung, ſondern zur Verführung der Tugend, auf Altäre geſtellt — durch heilloſe Künſte das zarte Gefühl des Gewiſſens verhärtet — manche ſchwache Seele durch Freypäſſe zum Laſter ſicher gemacht — an jede Lampe, die eure heiligen Concordien, Magdalenen und Madonnen erleuchtet, einen Troſt für Verbrecher gehängt — durch ihren werthloſen, erdichteten Nachlaß die Armuth um ihr Brodt betrogen — durch eure geweihten Todtenbeine Verſtand und Unſchuld erhitzt und geſchändet — und an

Roſenkränzen, unter dem Zeichen des heiligen Kreutzes, manches ehrliche Mutterkind in das Lazareth verlockt habt*) — könnte ich doch, o ihr Verworfenſten des Menſchengeſchlechts, alle eure Niſchen und Capellen — alle eure dem Verbrechen geheiligten Schutzörter zerſtöhren, wie ich jetzt die giftſchwangern Blätter (aus den laxen Jeſuiten-Caſuiſten) vernichtet habe, die meiner Leidenſchaft fröhnten!“

„Ihr

---

*) Nach dem Abzuge der Emigrirten aus Coblenz wurden, unter verſprochner Verſchweigung ihrer Namen, alle infizirten Mädchen aufgefodert, ſich zur unentgeldlichen Heilung zu melden: und nach der Verſicherung eines glaubwürdigen Arztes fanden ſich in dieſer erzkatholiſchen Stadt ihrer über — Siebenhundert. Und wie viele blieben wohl in Incognito! Daß

die

„Ihr könnt wohl glauben, fährt er im 5ten Theil S. 450. fort, ich habe nicht das geringſte Intereſſe bey der Sache — und eben ſo wenig habe ich etwas wider die heilige Magdalene — aber das Aufſehn, das ſie überall macht — die Kirchen, die ihr geweiht ſind — das Lob, das ihre Wiederkehr von allen Kanzeln erhält, und die Ehre, die man ihren Thränen erweiſt — haben, ſeit ihrem Evangelio — glaubet mir — mehr ſchöne und gute Mädchen um ihre Unſchuld gebracht, als alle Domherren zuſammen; und das iſt doch, Gott weiß, viel geſagt! Denn, wie das menſchliche

Herz

---

die meiſten von Ihnen, wie ſelbſt die Herren Prinzen, die Kirchen fleißig beſuchten, wiſſen wir; Gott behüte uns aber vor ihrer Erbauung, nach Hofmanier, wie vor einer Oberaufſicht von der Art!

Herz iſt: um eine reuige Sünderin zu werden, gleich der heilig belobten Magdalena, denken die meiſten, muß ich ja doch erſt meine Jugend nützen wie ſie!“ —

Hist. Europ.

Brief.

~~Hist. [illegible]~~

~~Hist. bell. [illegible]~~

Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über den
Feldzug
des
Herzogs von Braunſchweig
gegen die
Neufranken.

Fünftes Packt.

Qui tenait dans la défiance
tant de rivaux, tant d'ennemis?
Qui donc a rompu l'equilibre?
Un peuple a dit: „Je ſuis libre;“
et tous les trônes ſont amis.
La Harpe.

Germanien, 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neue Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über die
Feldzüge
gegen die
Neufranken.

Erſtes Packt.

> Ligue impuiſſante et mercenaire
> Une depouille imaginaire
> trompa les voeux de Votre orgueil;
> et de ce char de la vengeance,
> qui devoit rouler ſur la France
> vous deſcendez dans le cercueil!
>
> La Harpe.

Altona,
bey der Verlagsgeſellſchaft. 1796.

Neue Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über die
Feldzüge
gegen die
Neufranken.

Erſtes Packt.

Erſter Brief.

Sie verlangen von mir, mein theuerſter Freund, die Mittheilung meiner Beobachtungen über den Feldzug gegen die Neufranken, ſo weit ich ſolchen mitgemacht habe. Sie wollen meine Briefe, wie Sie ſagen, herausgeben, und dadurch die bisher herausgekommenen Briefe eines preußiſchen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunſchweig gegen die Neufranken in mancher Hinſicht ergänzen. Sie wollen meine verſchiedenen Ausflüchte und Entſchuldigungen nicht gelten laſſen, und bemühen ſich, meine

Weigerungen zu entkräften und zu widerlegen.

Wohlan denn! ich ergebe mich endlich Ihren Vorſtellungen, jedoch einzig und allein unter dem Beding, daß Sie die Autorſünden, welche ich begehen möchte, verantworten. Ich bin Soldat, und habe nie Zeit gehabt, Schriftſtellerkünſte zu ſtudieren. Ich habe einen Vorgänger, deſſen politiſche Raiſonnements den Beyfall des Publikums bereits in vollem Maaſe erlangt haben, und mache keinen Anſpruch darauf, ein eben ſo ſcharfſinniger Denker zu ſeyn. Meine ungeübte Schreibart ſticht vielleicht gegen die ſeinige zu ſehr ab. Inzwiſchen werde ich thun, was ich kann, und ſo können dann vielleicht auch meine Beobachtungen, wenn ſie auch einem künftigen Archenholz dieſes Kriegs nicht brauchbare Materialien liefern, dennoch dazu beitragen, einem Theil des Publikums, das ſich nicht gerne mit Zeitungsnachrichten begnügt, und noch weniger Zeit hat, die großen Militairberichte aus ihrem Sanſkritt zu überſetzen, richtigere Begriffe von den Vorfällen unſrer thatenreichen Zeit beyzubringen. In magnis et voluiſſe ſat eſt.

Erwarten Sie alſo von mir nicht etwa geheime Aufſchlüſſe à la Schirach, oder Zergliederung der verborgenſten Triebfedern unſrer jetzigen Criſis. Ich habe nicht in die Cabinette Catharinens, Friedrich Wilhelms, oder des Wohlfarthsausſchuſſes geblickt, und kann und mag Ihnen nicht meine eigne Kannegießereyen für unbezahlbare Wahrheiten verkaufen. Eben ſo wenig werde ich mich darauf einlaſſen, die taktiſchen Operationen unſrer großen Feldherrn zu beurtheilen und zu ſichten. Es giebt jetzt eine Menge Propheten nach dem Erfolg, welche mit angenommener Weisheit uns immer am Ende jeder Ereigniß die wichtige Entdeckung machen, daß — die Sachen ſo kommen mußten, wie ſie jetzt gekommen ſind, und daß ſie alles voraus geſehen haben. — Auch werde ich weder Ariſtokratie noch Demokratie predigen, denn meine Stimme iſt zu ſchwach, um mit großer Würkung zu erſchallen, und ich bilde mir auch gar nicht ein, mehr zu ſehn, als jeder andre auch ſehen kann, der geſunde Augen hat, und durch keine gelbe Brille ſchaut. Ich bin zwar nicht kalter politiſcher Indifferentiſt, aber ich fühle mich einmal zu ſchwach, in die Räder des Weltgebäudes einzugreifen, und denke daher lieber mit unſerm guten Jacobi:

Mag des Aufruhrs Frevel wüthen
Bis zur letzten Gräuelthat.
Wandelt nicht im Kranz von Blüthen
Gottes Segen um die Saat?
Kann des Aufruhrs Feldgeſchrey
Gegen uns den Weſt empören,
Das Geräuſch der Büſche ſtören,
Noch den Waldgeſang im May?

Nachdem ich Ihnen den Geſichtspunkt angegeben habe, brauche ich es wohl nicht mehr zu entſchuldigen, wenn ich in meinen Briefen hauptſächlich auf die Denkungsart der Menſchen und auf gewiſſe karakteriſtiſche, aber ſich in dem Strudel der Dinge verlierende kleine Züge Rückſicht nehme, welche es wohl verdienen, aufgehaſcht, und der Nachwelt überliefert zu werden. Die jetzige Stimmung iſt mit großen Ereigniſſen ſchwanger, und in ſolchen Criſen muß man den Menſchen oft mehr ſtudieren, als die Operationen der Cabinette, und die taktiſchen Bewegungen der Feldherren. Doch zur Sache.

Sie wiſſen, daß die franzöſiſche Nordarmee im Jenner 1793. bereits in die preuſſiſchen Beſitzungen am linken Ufer des Rheins kleine Ausfälle wagte, plünderte, und dort Brandſchatzungen einforderte. In Weſtphalen war alles von Truppen entblößt, denn die aus den Regimentern von Kunizky, und von Köthen beſtehende Garniſon von Weſel konnte natürlicher Weiſe nichts weiter thun, als die Veſtung Weſel ſchützen, welcher der Feind einen Beſuch auf ſeine Manier bereits hatte ankündigen laſſen. Der Regierung zu Cleve wurde es nachgerade nicht wohl bey der Sache zu Muthe, und ſie bat alſo in Berlin dringend um Schutz und

Sicherſtellung für die kleviſchen, geldriſchen und mörſchen Lande.

Dieſe wiederholten Bitten erzeugten denn im December ſchon eine Ordre an die Infanterieregimenter von Knobelsdorf und von Kalkſtein, und an die Küraſſierregimenter: Leibkarabinier und Leibregiment. Gerade am Weihnachtsfeſte wurde unter Knobelsdorfs Anführung dieſer beſchwerliche Wintermarſch wirklich angetreten.

Daß es um einen ſolchen Marſch, zu einer ſolchen Zeit, eben keine angenehme Sache iſt, das können Sie mir ohne weitere Betheurungen glauben. Dennoch gieng noch alles erträglich, ſo lang die trockne Kälte dauerte, aber nun kam ein ſogenannter warmer Winter, und mit ihm — Krankheiten und ſcheußliche Wege.

Den Purſchen, zumal bey der Cavallerie, brachten manche Umſtände den Einmarſch in Champagne ins Gedächtniß, und es konnte nicht fehlen, daß mancher Fluch erſcholl, wenn z. B. die Cavallerie über einer Meile vier, fünf und mehrere Stunden zubringen mußte. Da hieß es denn: „Es wird uns auch nicht beſſer gehen, als unſern Cameraden in Champagne“ und: „Wenn nur der T** alle die holte, die am Kriege ſchuld ſind“ und dergleichen mehr. Andere von den gemeinen Soldaten dachten billiger. „Es iſt doch ein großer Unterſchied, ſagten dieſe, zwiſchen jenem Ritterzug und unſerm Marſch. Damals bekümmerten wir uns um ungelegte Eyer, jetzt, ſey auch der Krieg noch ſo unklug angefangen, jetzt ſind unſre Mitbürger bedrängt, und da iſt es Schuldigkeit, zu helfen.“ Das waren denn wahre Troſtſprüche in der Noth, und der Soldat ertrug es willig, daß er um der grund- und bodenloſen Wege willen Umwege von zehn und mehrern Meilen, hauptſächlich in Weſtphalen machen mußte.

Daß die Fürſtenthümer Cleve und Geldern auf dieſe Art lange ihrer Angſt ausgeſetzt blieben, iſt natürlich, und wirklich hatten die Franzoſen nicht wenig gethan, um die Sehnſucht nach uns zu begründen. Sie waren, von Rüremonde aus, ſchon weit vorgedrungen, und hatten in der reichen, nur eine halbe Meile von Weſel entfernten Abtey Kempen, ſiebenzigtauſend Gulden Contribution eingefordert. Man wußte ſich daher gegen den räuberiſchen Feind nicht anders zu helfen, als dadurch, daß man ſchon im Januar einen großen Lerm von unſrer Ankunft machte, und Quartiere für uns bereiten ließ. Dies half. Wo Rauch iſt, muß auch Feuer ſeyn, dachten die Neufranken, und flüchteten, nach einigen kleinen Ritterzügen, hinter ihre feſte Verſchanzungen bey Rüremonde.

Inzwiſchen waren darum die etlich und zwanzig preuſſiſche Dörfer am linken Ufer der Maas nicht im geringſten beſſer daran. Der Feind fuhr fort, darin zu verfahren, wie Feinde zu verfahren pflegen d. h. ſie rein auszuſaugen, und es den Bewohnern zu überlaſſen, wie ſie ſich wieder helfen könnten. Unſer geliebter Befehlshaber, Herzog Friedrich von Braunſchweig-Oels, mußte dieſem Unfug leider! ruhig zuſehen, denn was vermochte er mit ſeiner Handvoll Leute ohne alles Geſchütz gegen einen überlegenen, mit gut bedienter Artillerie verſehnen Feind? Es gerieth unſerm Anführer zum Ruhme, daß er nicht vergeblich Menſchen aufopferte.

Inzwiſchen wird jederman, der es weiß, daß nicht immer die glänzendſten Thaten auch die größten ſind, der Kunſt Gerechtigkeit widerfahren laſſen, mit welcher der Herzog durch die feinſte Taktik mit einer geringen Truppenanzahl den ſo oft verſuchten Uebergang des Feindes über die Maas immer ſo ſtandhaft zu vereiteln wußte.

Hätten wir freilich die ganze Lage der franzöſiſchen Armee und ihres Anführers Dumouriez gewußt; wären unſre Alliirten in Anſehung mancher Verſtändniſſe weniger geheimnisvoll geweſen; ſo — doch was hilft es, hintennach Betrachtungen über das anzuſtellen, was man hätte thun können oder thun ſollen!

Am 11. Februar, oder vielmehr in der Nacht vom 10ten zum 11ten begann indeß das Vorſpiel zu den wichtigen Auftritten der Folge. Unſer Anführer, der die Kriegserklärung der fränkiſchen Republick gegen die vereinigten Niederlande erfahren hatte, fand für nöthig, eilig die holländiſche, bekanntermaßen am rechten Ufer der Maas gelegne Veſtung, Venloo, beſetzen zu laſſen. Dieſe Unternehmung geſchah eben noch zu rechter Zeit. Eine Stunde ſpäter hätte ſie müſſen unausgeführt bleiben. Denn der Feind machte ſich im nemlichen Augenblick Meiſter von der zu Venloo gehörigen Zitadelle S. Michel.

Freilich machte der Feind große Augen, als er uns im Beſitze der Stadt erblickte. Wir dominirten ihn ganz und gar, und er ſah nur zu wohl ein, das es uns blos einen ernſthaften Angriff koſten würde, ihn aus ſeinem Standpunkt zu werfen. Daß dieß nun nicht gleich geſchah, und auch nicht gleich geſchehen konnte, daran war der Mangel an Artillerie ſchuld. Dieſen Zeitraum benutzten die Neufranken beſtens, um ſich den Rückzug nach Rüremonde zu decken, zu welchem Ende ſie eine Menge Verſchanzungen längſt der Maas mit der Schnelligkeit und dem Eifer aufwarfen, welche ſie in dieſem Kriege bey jeder Gelegenheit an den Tag zu legen pflegte.

Inzwiſchen half ihnen beides nichts, und es nahte ſich die Epoche, welche dem teutſchen Waffenglück am günſtigſten war, und wo Paris vor der Ankunft fremder Truppen zitterte. Doch die Begebenheiten dieſer merkwürdigen Tage fordern eine weitläuftigere Erzählung, und dieſe will ich auf meinen zweiten Brief verſparen. Leben Sie recht wohl.

Zweyter Brief.

Am 3ten März begannen mit Tages Anbruch viel wichtigere Auftritte. Vier unſrer Colonnen griffen die feindlichen Verſchanzungen vor Rüremonde lebhaft an, und fanden wider alles Erwarten wenig Widerſtand. Drey feſte Poſten wurden vom Feinde gleich verlaſſen, und allein bey Schwalm hielt der Feind mit ſeiner furchtbaren Artillerie Stand. Das war nun allerdings eben nicht die leichteſte Arbeit, ihn daraus zu vertreiben. Der Boden war ſo ſumpfigt, daß man von der Seite unmöglich anzukommen hoffen konnte, und es blieb alſo nichts übrig, als ein entſchloſſener Sturm.

Dieſer erfolgte auch. Der Major von Nierenheim, vom Regimente Kunizky, zog den Degen, und ſezte ſich mit ſeinen Leuten gegen die Batterie in Marſch. Die Preuſſen verleugneten ihre gewohnte Tapferkeit bey dieſem Angriff keineswegs, denn warlich! das feindliche Kartätſchenfeuer wüthete, wie Hagel aus der Hölle, und kaum konnten ſich die Glieder der Angreifenden ſchlieſſen; ſo waren ſie auch ſchon wieder zerriſſen. Inzwiſchen was vermögen Standhaftigkeit und Muth nicht! Wenig Schritte waren die Preuſſen noch von der Batterie entfernt, als ein Kartätſchenſchuß den braven Nierenheim tod hinſtreckte, und ein zweyter noch vier Offiziere verwundete. Aber dieß war auch die lezte Anſtrengung des Feindes, denn nun dachte er auch an nichts mehr, als an ſeine Rettung, und verließ Schwalm und Rüremonde eiligſt.

Dieſe Affaire hat jedoch dem Regimente Kunizky nicht 4. Verwundete (wie unſre Zeitungen angaben) ſondern einige 80. Mann gekoſtet.

Der nämliche Morgen war auch beſtimmt, die Neufranken aus der von ihnen, wie ich neulich ſchon erwähnte, beſezten Zitadelle St. Michel bey Venloo zu vertreiben. Während Schwalm angegriffen wurde, donnerten auch die Feuerſchlünde der Wälle von Venloo gegen die Zitadelle, und die Franzoſen erwiederten dieſen guten Morgen nicht minder kräftig durch ein fürchterliches Bombardement auf die Stadt.

Nachdem das Schieſſen bis Mittag gewährt hatte, waren die Preuſſen endlich Meiſter, und die Gegend von den Neufranken geſäubert.

Prinz Coburg war an dieſen Tagen des Blutvergieſſens nichts weniger als müßig geweſen. Er ſchlug die große Schlacht bey Aldenhoven unweit Aachen am 1ſten März, verjagte am 2ten und 3ten den Feind aus Aachen und dem feſten Lager bey Maſtricht, gewann am 4ten die eben ſo blutige Schlacht bey Tongern, und befreyte Lüttich von den Neufranken.

Wie es dem Helden Coburg möglich war, in ſo wenigen Tagen ſo außerordentlich viel zu würken, darüber findet man einige, wo nicht befriedigende, doch erklärende Aufſchlüſſe in Dümouriez Lebensbeſchreibung.

Das Volk in Aachen, das nichtswürdigſte, das ich kennen lernte, aus Bettlern, Tagdieben und Dummlingen zuſammengeſezt, hatte beym Einzug der Franzoſen laut gejubelt, und die Oeſterreicher geplündert.

Jezt, beym Einzug der leztern, ließ es ſeine Wuth an den wehrloſen und verwundeten Franzoſen aus, und behandelte ſie mit einer zweckloſen Unmenſchlichkeit, wozu ein Theil der Kayſerlichen Truppen, beſonders die Scharfſchützen, das Beyſpiel gegeben hatten. Die Lütticher hingegen ſchienen in Hinſicht der Denkungsart mit den Neufranken näher verwandt zu ſeyn, und empfiengen ihre ſogenannten Vetter eben nicht am freundſchaftlichſten. Die armen Leute! Sie werden es ſicher entgelten müſſen.

Uebrigens muß man unpartheiiſch bekennen, daß die Franken bey ihrem Rückzuge ſich überall durch Edelmuth auszeichneten. Keine Spur von Verwüſtung begleitete ihn, alles wurde aufs ſorgfältigſte geſchont, und wo ſie ihre Vorräthe nicht mit ſich fortſchleppen konnten, da vertheilten ſie ſolche unter die Armen. Manche verſpäteten ſich ſogar bey dieſem wohlthätigen Geſchäfte ſo lange, daß ſie ihren grauſamen Siegern in die Hände fielen.

Inzwiſchen war, ſelbſt während Coburgs glücklichſter Periode, Dümouriez nicht ganz müßig geweſen. Er hatte am 2ten März ſich der Veſtung Breda mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit zu verſichern gewußt. Freylich hatte dieſe Veſtung an dem Grafen von Byland ohngefähr einen ſolchen Commandanten, wie Mainz am General Gymnich. Bald waren auch Gertruidenberg und Klundert in Dümouriez Händen, und er bereitet ſich ins Herz von Holland einzudringen. Herzog Friedrich aber machte ihm einen gewaltigen Strich durch die Rechnung, denn er gieng mit ſeinem Corps bey Grave über die Maas, und poſtirte ſich zwiſchen

Oſterwyck und Breda, um alle fernere Operationen des Feindes zu verhindern. Der bisherige Commendant unſers Corps hat uns leider! gleich darauf verlaſſen, und wir ſind unter dem Commando des Herrn Generallieutenants von Knobelsdorf der Coburgiſchen Armee zugeſellt worden.

Ob dieſe Vereinigung, und ob überhaupt jede Vereinigung der Preuſſen und Oeſterreicher gute Früchte bringen möchte, ſteht dahin. — Ich glaube es nicht. Alle große Coalitionen haben noch nie eine glückliche Würkung hervorgebracht, und ich zweifle noch immer ſehr daran, ob die jezige eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen wird. Nationalhaß und Nationalzuneigung laſſen ſich nicht in den Cabinetten entwerfen, oder von den Generalen kommandiren, und wie dann, wenn ſelbſt Cabinette und

Generale untereinander nur dem Scheine nach ganz einig ſind?—

Ich muß doch hier auch etwas von den Fortſchritten Coburgs nachholen, wenigſtens ſo viel, als zum Verſtändniß des nachfolgenden nöthig iſt.

Der Prinz von Coburg war nemlich den 16. März mit ſeiner Armee aus dem Quartiere von St. Tron auf, und hatte die Abſicht, ein Lager bey Hougarde zu beziehen. Der Feind, der von dieſen Bewegungen Nachricht erhalten hatte, marſchirte den Kayſerlichen entgegen, um ſie, ſeiner Gewohnheit nach raſch anzugreifen. Schon um 5. Uhr des Morgens waren die Avantgarden im vollen Gefecht, und die Neufranken jagten ein Bataillon aus Tirlemont. Den Colonnen ſelbſt gelang es aber noch glücklich, ſich auf den Rideaux rechts und links zwiſchen den beyden Gettebächen in Schlachtordnung zu ſtellen. Nun begann um 5. Uhr Nachmittags eine Kanonade, welche bis 9. Uhr in die Nacht währte. Die Kavallerie der Kayſerlichen und die Infanterie kamen ebenfalls zu einigen Gefechten.

Am 17. veränderte Prinz Coburg ſeine gezwungene Stellung in eine vortheilhaftere, und der Feind griff den rechten Flügel der Kayſerlichen, doch ohne Erfolg, an.

Am 19. kam es zu ernſtlichern Auftritten. Die Franzoſen griffen das Clairfaitſche Corps mit Heftigkeit an. General Clairfait gewann aber die Flanke des Feindes und ſchlug ihn mit Verluſt zurück. Allein die Neufranken ſind nicht ſo leicht abzuſchrecken. Kaum hatten ſie ſich formirt, als ſie einen falſchen Angriff auf die beyden Flügel des

Prinzen von Coburg verſuchten, indeß ihre Abſicht aufs Centrum gerichtet war. Dieſe wurde nun zwar nicht erreicht, indeſſen bemächtigten ſich die Feinde nach einem ſehr hartnäckigen Gefechte eines Dorfs vor Landen, und begannen eine heftige Kanonade auf die Kayſerlichen. General Alvinzi ſtellte ſich an die Spitze der Grenadierbataillons, und griff die Feinde mit unglaublicher Tapferkeit mit dem Bajonett an. Es gelang ihm, ſie völlig zu ſchlagen, und 16. Kanonen zu erbeuten. Das Küraſſierregiment von Zeſchwitz nahm während dem Treffen eine Batterie von 13. und das Dragonerregiment von Coburg eine andre von 5. Kanonen. Die Franzoſen ſollen an dieſem Tage 8000 (nach Dümouriez Angabe nur 4000) Mann verloren haben. Aber auch die Kayſerlichen verloren an 2000. Mann, und hatten allein 80. todte und verwundete Offiziere. Demohngeachtet zogen ſich die Franzoſen erſt am 20. hinter Löwen zurück, und ſezten ſich bey Warre und Homui. Die Kayſerlichen nahmen wieder Beſitz von Tirlemont.

Von jezt an waren die Waffen des Prinzen Coburg immer ſiegreich, und er vertrieb, wie bekannt, die Franzoſen aus den öſterreichiſchen Niederlanden völlig.

Am 25. März verließ ein Theil des nunmehro Knobelsdorfiſchen Corps preuſſiſcher Truppen die bisherige Stellung gegen Breda, und marſchirte in das öſterreichiſche Brabant gegen Antwerpen zu. Man hatte den großen Plan, das franzöſiſche in dieſen Gegenden ſtehende Heer von der großen Hauptarmee der Feinde abzuſchneiden. Alle Elemente ſchienen ſich auch wirklich gegen die Neufranken verſchworen zu haben. Klundert und Gertruidenberg wurden ihnen durch Sturm wieder entriſſen, tauſende von Franzoſen fanden in den von den Holländern veranſtalteten Ueberſchwemmungen den Tod, und auch die Veſtung Breda ergab ſich den 31. In Antwerpen erhielten 7000. Franzoſen freyen Abzug mit Kriegsehre.

In dieſen Zeitraum und zwar auf den 22. fällt die berühmte erſte Conferenz des Generals Dümouriez mit dem Oberſten Mack. Hier wurden folgende Punkte ausgemacht, nemlich:

1) Die Kayſerlichen ſollten keinen großen Angriff mehr machen, und der General Dumouriez ſeiner Seits keine Schlacht mehr zu liefern ſuchen.

2) Die Franzoſen ſollten ſich, ohne beunruhigt zu werden, nach Brüſſel zurückziehen können.

3) Zu Brüſſel wolle man denn über die weitern Punkte überein kommen.

Ob dieß würklich alle Punkte der Convention ſind, und ob der Herr General Dümouriez nicht ſchon hier den Faden ſeiner nachmaligen ſchändlichen Verräthereyen anknüpfte; dieß iſt und bleibt freylich ein Problem, welches uns der Herr General am beſten löſen könnten, wenn dieſelben anders Luſt dazu hätten.

Wenn aber manche politiſche Kannengieſſer in dem Wahne ſtehn, daß Dümouriez ſchon vor der Schlacht von Neerwinden in Unterhandlung mit den Kayſerlichen geſtanden habe, und daß die Schlacht von den Neufranken vermöge einer getroffenen Verabredung verlohren worden ſey; ſo ſcheint mir dies weiter nichts als eine politiſche Kannengieſſerey im eigentlichen Verſtande.

Durch ein ſehr ſonderbares Verſehen muß dieſe Convention nicht allen Kayſerlichen Generalen bekannt geworden ſeyn, denn Clairfait griff den General la Marche gleich des andern Tages an. Dieſer General verlor, wie Dümouriez ſagt, den Kopf, und zog ſich unvorſichtig genug zurück.

Am 27. war die zweyte Zuſammenkunft des Generals Dümouriez mit dem Oberſten Mack zu Ath, und hier gab es jener Verräther ſchon wohlfeiler. Er entwarf hier ſchon den Plan, mit Hülfe Kayſerlicher Truppen nach Paris zu marſchiren, die konſtitutionelle Monarchie wieder herzuſtellen, und zur Garantie den Oeſterreichern die Veſtung Condé einzuräumen. Man bemerke wohl, daß dieſe Verhandlungen ſchon vor der Ankunft der Deputirten bey der fränkiſchen Armee vorgiengen.

Der weitere Verfolg der Betrügereyen dieſes Exgenerals iſt bekannt. Er hatte die Abſicht, ſich der Veſtungen Lille, Valenciennes und Condé zu bemächtigen, die aber durch die Treue der braven fränkiſchen Armee misglückte. Er lieferte die Deputirten, die ihn arretiren wollten, den Kayſerlichen aus, und krönte ſeinen Verrath am 4. durch einen förmlichen Uebergang zu den Feinden.

In der Nacht vom 4. auf den 5. wurde mit dem Oberſten Mack die unter dem Namen des Prinzen von Coburg erſchienene Proklamation verfertigt, vermöge deren dieſer Prinz erklärte, daß die Abſicht ſeines Herrn, des Kayſers, gar nicht dahingienge, Eroberungen zu machen, ſondern blos, Frankreich die innere Ruhe wiederzugeben.

Dümouriez hatte die wirklich faſt unglaubliche Frechheit, am 5. April mit Tages Anbruch wieder, zur franzöſiſchen Armee zu kommen, und hofte ſeine Niederträchtigkeit dadurch zu krönen, daß er den Oeſterreichern die fränkiſche Artillerie in die Hände ſpielte. Allein die braven Truppen vereitelten abermals ſeine ſtrafwürdigen Abſichten, und er rettete ſich mit beynahe 1500. Verräthern, die lieber ihm, als ihrem Vaterlande treu ſeyn wollten, nach Tournay.

Nächſtens mehr.

Dritter Brief.

Die größere Hälfte meines vorigen Briefes unterhielt Sie von Gefechten und Schlachten. Mein jeziger wird noch blutigere Auftritte ſchildern. Ehe ich aber zu dieſem Geſchäfte ſchreite; ſo erlauben Sie mir, Ihnen noch einige Bemerkungen mitzutheilen, die ſich bey Gelegenheit des Generals Dümouriez mir aufdrängen.

Dieſer Exgeneral möchte ſich in dem Roman, den er ſeine Lebensgeſchichte nennt, gern das Anſehen eines konſtitutionellen Monarchiſten geben, der nach einem zuſammenhängenden Plan immer konſequent auf einen Zweck hingearbeitet hätte. Man braucht aber warlich! nur ſeine eignen Geſtändniſſe von ſeinen Sophismen, in denen er Meiſter iſt, zu reinigen, um gewahr zu werden, wie wenig Dümouriez bey allen ſeinen unläugbaren Talenten je den Namen eines redlichen Mannes verdiente. Sein Ich war ſein Götze, und um dieſen Götzen zu fötiren, ſchmeichelte er anfangs immer, nach der Weiſe aller Höflinge, dem Stärkern. Er liebte die Revolution nie um der Freyheit, ſondern um der Rolle willen, die er zu ſpielen gedachte, und würde dieſer Rolle hunderttauſende von ſeinen Landsleuten, und den ganzen Nationalconvent eben ſo bereitwillig geſchlachtet haben, als Ludwig XVI. und die Heere der Coalition. Als kluger Mann hätte er wiſſen müſſen, daß Coburgs Heere es nie redlich mit der Freyheit meynen konnten, und als ehrlicher Mann hätte er wohl ſich retten, aber nie den Feinden die Armeen und die Veſtungen ſeines Vaterlandes, die ihm anvertraut waren, in die Hände ſpielen können.

Jezt möchte der Exgeneral in ſeinem Coup d'oeil ſur l'avenir de la France gern ſich bey ſeinen Landsleuten wieder einſchmeicheln, und wird der Herold der konſtitutionellen Monarchie. Es iſt aber zu hoffen, daß die Republikaner ihm zurufen werden: Bleib' uns mit deinen Süſſigkeiten vom Leibe!

Es bedarf nicht mehr, als einer einzigen Anekdote, um den Charakter des Exgenerals ganz zu ſchildern. Er beſaß die Liſte der niederländiſchen Patrioten, und gleich nach ſeinem verrätheriſchen Uebergang drohte er den Patrioten, ſie auszuliefern, wenn er nicht eine anſehnliche Summe Geldes dafür erhalte. Die Geängſteten bezahlten Dümouriez, und erhielten die Originalliſte dafür. Inzwiſchen hatte der General eine vidimirte Abſchrift nehmen laſſen, und verkaufte dieſe abermals — an den Prinzen von Coburg.

So wie man aber von jeher den Verräther haßte, wenn man auch die Vortheile des Verraths einſah; ſo hat auch der Exgeneral das Schickſal gehabt, von allen Partheyen gleich verachtet zu werden.

Die zweyte Bemerkung, die ſich mir aufdringt, betrift den Widerruf der Coburgiſchen Proklamation vom 5ten April durch eine zweyte vom 9ten, worinnen der Prinz nicht undeutlich erklärt, es ſey die Abſicht ſeines Monarchen allerdings, Eroberungen zu machen.

Es gehört zu den Eigenheiten dieſes Kriegs, daß man dabey, ſelbſt nach den Manifeſten der koaliſirten Höfe zu verſchiedenen Zeiten auch ſo verſchiedene Abſichten hegte. Ein Mauvais Plaiſant, Herr Montgaillard, giebt nicht undeutlich zu verſtehen, er glaube, man habe nie einen beſtimmten eigentlichen Zweck bey dieſem Kriege gehabt. Bald wollte man Paris verbrennen, bald den König retten, bald die Jacobiner ſtürzen, bald Frankreich theilen, bald ſich in die innere Verfaſſung gar nicht miſchen, bald das abſolute, bald das konſtitutionelle Königthum wieder herſtellen. Inzwiſchen laſſen ſich alle dieſe Zwecke gut vereinigen. Man wollte mehr, wenn man glücklich war, und weniger, wenn man verlor. Inzwiſchen bleibt es ewig richtig, daß man nie Frankreichs Wohl, ſondern im Anfang eine Theilung beabſichtete, bis man endlich froh ſeyn mußte, ſich ſelbſt ganz aus der Affaire zu ziehen.

Nun zu der Erzählung der kriegeriſchen Auftritte nach Dümouriez Abgang von der Armee der Neufranken, die auch bey dem preußiſchen Corps nun weit blutiger wurden.

Dieß Corps, welches nunmehr ganz als ein Theil der Coburgiſchen Armee zu betrachten iſt, rückte nemlich am 12. April theils auf den Höhen von Maulde ins Lager, theils bewegte es ſich nach Lille zu, um dem Feind eine Operation auf dieſe Veſtung vorzuſpiegeln.

Um eine ſolche Campagne im April iſt es warlich! eben nichts reizendes. Die Geſundheit der Soldaten leidet dadurch oft mehr, als durch einen Wintermarſch. So gieng es auch uns. Denken Sie ſich einmal im April unter ein Zelt, durch welches der ſchneidende Wind pfeift, und es oft ganz und gar zuſammen wirft, die Füſſe in einem naſſen leimigten Boden, hin und wieder einen Nachtfroſt! — — Warlich! da ſehnt man ſich in den Sorgenſtuhl am warmen Ofen zurück, und kümmert ſich wenig um alle monarchiſche und republikaniſche Regierungsformen in der ganzen Welt.

Der 13te April war, ohne daß eine Schlacht vorgefallen wäre, vielleicht einer der blutigſten Tage im ganzen Kriege. Das Theater des groſſen Trauerſpiels war in den Waldungen zwiſchen S. Amand, Conde' und Valenciennes. Der Prinz von Coburg hatte beſchloſſen, die darinnen verſteckt liegende Feinde, unter welchen ſich eine groſe Anzahl Tirailleurs befand,

fand, herauszujagen, um bald deſto ungeſtörter ſeine Abſichten auf Valenciennes ausführen zu können.

Warlich! keine leichte Arbeit. Den ganzen langen Tag, von früh Morgens um vier Uhr an bis ſpät des Abends metzelte man ſich wechſelſeitig im Gehölze. Der Wald hat viele ausgehauene Alleen. Oft war an der einen Seite eine öſterreichiſche und an der andern eine franzöſiſche Batterie. Die Canonen derſelben donnerten fortwährend auf einander, die feindlichen Tirailleurs holten indeß unſre Leute nach einander mit dem kleinen Gewehr weg, und die Jägerkorps wurden handgemein.

Der Feind ſetzte der Tapferkeit der Oeſterreicher eine ungemein hartnäckige Gegenwehr entgegen. Jeder Schritt mußte im eigentlichen Verſtande mit Blut erkauft werden. Oft umrangen die Franken ganze Parthien von uns, unter andern fiel ein kaiſerliches Jägerkorps in ihre Hände, das ſich zu weit gewagt hatte. Hier und da fochten ſogar einzelne Männer mit einander auf Tod und Leben. Kurz es war ein wahrer Mordtag, an deſſen Ende die Kaiſerlichen einige Fuß Landes gewonnen hatten.

Die übrigen Tage des Aprils zeichneten ſich durch keinen beſonders merkwürdigen Vorfall aus. Man erinnert ſich an das merkwürdige Wort eines Feldherrn der Vorzeit: Noch eine ſolche Schlacht gewonnen, und ich bin verlohren. Hier hatte man vielleicht in Anſehung der Coburgiſchen Armee, wenn ſich der Prinz weiter gewagt hätte, das nemliche auszurufen Gelegenheit gehabt, denn warlich! die Brabantiſchen Siege hatten der öſterreichiſchen Armee nicht wenig gekoſtet. Es war daher eine lobenswerthe Vorſicht des Prinzen; daß er auch den bey Tourcoing geſtandnen Theil der preuſſiſchen Armee am 23ſten April um St. Amand ein Lager ſchlagen ließ. Würklich war in dieſer Gegend ein ſchwacher Punkt, und die Neufranken hatten hinlänglich gezeigt, daß ſie die ſchwachen Punkte zu entdecken und zu rechter Zeit anzugreifen wiſſen.

Am 28ſten April kam der Herzog von York mit dem erſten Haufen der ausgeſchifften engliſchen Truppen bey Dornick an. Auch trafen die hannöverſchen Truppen ein, und nun fehlten nur noch die Holländer unter dem Prinzen von Oranien, um die Truppenkette bis Oſtende vollzählig zu machen.

Einer der fürchterlichſten Tage des ganzen Kriegs brach jezt an. Der erſte Tag des ſchönen

nen Maymonats ſollte durch eine mörderiſche Schlacht eingeweiht werden, wobey Blut wie Waſſer floß. General Dampierre, ein Mann von ungemeiner Bravheit und vielen militairiſchen Talenten, hatte ſichs feſt vorgeſetzt, um jeden Preis die Gemeinſchaft zwiſchen den Veſtungen Conde' und Valenciennes wieder herzuſtellen. Wie eine Wolke zeigte ſich in der Nacht zum erſten May ein fränkiſches Heer von ſechzigtauſend Mann, in zwey Colonnen getheilt, deren eine auf der Straße nach Mons, die andere gegen Saint Amand anrückte.

Kaum dämmerte es, als die Neufranken ſchon wüthend auf die ganze Reihe der kaiſerlichen Vorpoſten ſtürzte, und ſie faſt im Augenblicke zu Boden ſchmetterte. Schnell begann der Angriff auf Coburgs linkem Flügel, aber ein Kartätſchenhagel, der ganze

Glieder niederriß, trieb die Neufanken zurück. Hingegen erſchütterten ſie bey Saint Sauve das kaiſerliche Zentrum, welches ſich, durch die unbeſchreibliche Wuth des Feindes außer Faſſung gebracht, in einiger Unordnung zurückzog. Die feindliche Reuterey wüthete ſchrecklich unter den Tyroler Scharfſchützen, und dieß Corps würde ohne Rettung verloren geweſen ſeyn, wenn ihm nicht noch Cavallerie zu Hülfe gekommen wäre.

Nun erſchienen von Seiten der Neufranken eine Menge Canonen, unter deren ſchrecklichem Gebrüll der Feind ſeinen Sieg zu krönen trachtete. Indeſſen hatte Prinz Coburg mit bewundernswürdiger Entſchloſſenheit bey Onnaing die zerriſſenen Oeſterreichiſchen Haufen wieder in Schlachtordnung geſammelt.

Mit klingendem Spiel, unter Anſtimmung des Marſeiller Marſches fiel der Feind wüthend die kaum wieder geordneten Phalangen an, und fochte mit beyſpielloſer Erbitterung. Aber zwey blitzſchleudernde Redouten empfiengen ihn, und durch ein geſchicktes Manoeuvre kam ihm die kaiſerliche Cavallerie in die Flanke. Er mußte alſo auch hier ſeinen Verſuch aufgeben, und froh ſeyn, ſich wieder auf Valenciennes zurückziehen zu können.

Noch blutiger, wo möglich, war das Gefecht der feindlichen linken Colonne, welche Dampierre ſelbſt mit hoher Hingebung am gefährlichſten Orte anführte. Clairfait wurde auch hier zurückgedrängt, aber hinter ihm ſtand zur Sicherheit des Rückens eine Reihe Feuerſchlünde auf hohen Schanzen bey der Abtey Vicogne. Zehnmal rückte der

Feind an, und zehnmal wurde er zurückgeſchmettert. Endlich wich er.

So ſchloß ſich gegen Mittag die Schlacht, aber nur auf einige Stunden, denn beide Partheyen ſchienen nur Kräfte zum neuen Morden ſammeln zu wollen. Der zweyte Akt begann um drey Uhr, und der Feind griff mit einer unbeſchreiblichen Tapferkeit den rechten kaiſerlichen Flügel an. Der Wald bey Vicogne wurde aufs neue das Theater des gräßlichſten Blutbads. Die Zweige der Bäume fielen von Kugeln zerſchmettert auf die Häupter der Streitenden, ringsum brannten Dörfer, ein Gewitter blizte, den Gräueln gleichſam zürnend, über den Streitern, das Winſeln der Verwundeten, der Donner der Wolken, und das Krachen der Feuerſchlünde ſchmolzen in eine gräßliche Harmonie!

In dieſem ſchrecklichen Feuer, das aus der Hölle entlehnt zu ſeyn ſchien, ſtand, wie ein Fels in Orkanen, der brave kaiſerliche General **Wenkheim** mit ſeinem Truppenkorps. Gelang es dem Feind, ihn zu ſprengen; ſo hätte er den Grafen Clairfait überflügelt, und das preuſſiſche Corps bey St. Amand gänzlich von den Oeſterreichern getrennt. Unbeſchreiblich iſt es, mit welchem Muthe beide Theile hier fochten. Kaum war eine Reihe Neufranken vernichtet, ſo rückte eben ſo muthig eine zweyte, und dann eine dritte an. Es war endlich nicht mehr ein Gefecht der Corps, ſondern ein Duell jedes Einzelnen mit dem Einzelnen. Knirſchend zog der Krieger ſein von Blute rauchendes Bajonett aus den Eingeweiden ſeines Gegners, und ſchon war ein neuer Gegner zu bekämpfen.

Nicht beſiegt, aber vom Morden ermattet, waren endlich die Oeſterreicher auf dem Punkt, verdrängt zu werden. Ihre Arme ſanken, ſie wichen, und wüthender und immer wüthender verfolgte der Feind ſeinen Vortheil. Neuer Widerſtand und neue Angriffe. La mort, ou la victoire! tönnte es fürchterlich durch die fränkiſchen Reihen, die Schanzen der Oeſterreicher wurden erſtiegen, obgleich Leichen jeden Schritt bezeichneten, und noch waren nur die letzten zu verlaſſen übrig. Schon forderte ein Siegesmarſch die Franken auf, über ihre gefallenen Brüder hinwegzuſchreiten, und den Sieg zu krönen; da wandte ſich der Todesengel, und die Oeſterreicher wurden gerettet — von den Preuſſen.

Denn mit unbeſchreiblicher Kaltblütigkeit rückten einige preuſſiſche Bataillons Infanfanterie, und unter dieſen beſonders das Regiment Kalkſtein auf die feindlichen Batterien an. Nicht wüthend, wie die Feinde, aber im ſchulgerechten Takt marſchirten ſie an, ſchloſſen ihre Reihen, ohnerachtet der Lücken, welche das feindliche Kartätſchenfeuer darein machte, warfen den Feind aus einer genommenen Schanze nach der andern, und ſo mußte endlich der Feind, nachdem er mehrmals ſeine Angriffe vergebens erneuert hatte, auch hier zurückweichen.

Der letzte Akt dieſes mörderiſchen Tags endete ſich bey der Stadt Saint Amand, welche der Feind in der äußerſten Verzweiflung mit Haubitzen angriff. Auch hier war es vergebens. Er mußte ſich bey anbrechender Nacht auf die Höhen bey Valenciennes zurückziehen, und Gefechte der Scharfſchützen und Tirailleurs im Gehölze ſchloſſen endlich das allgemeine Gemetzel.

Dieſer Tag hat den Verbündeten über zweytauſend, und den Franken über ſechstauſend Tode gekoſtet. Dritrehalb tauſend Franzoſen blieben allein auf dem Schlachtfelde liegen.

Als eine Beſonderheit dieſer Schlacht iſt anzumerken, daß ein Meyerhof unweit S. Amand dreymal von den Oeſterreichern und zweymal von den Neufranken erobert wurde. Der Wald von Vicogne, hauptſächlich das Bois de Rême gab ein Bild der Zerſtörung ab. In einem einzigen mäßig dicken Stamme zählte ich ſechzehn Muſketenkugeln, und die Wipfel der Bäume fielen zerſchmettert auf die Todten herab, die hier haufenweiſe lagen. Und was iſt durch dieſe Schlacht auf unſrer Seite gewonnen? Nichts, als daß der Feind nicht durchdrang, und ſtehn bleiben mußte, wo er Tags vorher ſtand.

Erlauben Sie mir, hier einen Ruhepunkt zu machen, und einige Bemerkungen bey Gelegenheit dieſer blutigen Tage auf mein nächſtes Schreiben zu ſparen.

Vierter Brief.

Die teutſchen Zeitungen, mein theuerſter Freund! ſcheinen ſichs einmal zum Geſetz gemacht zu haben, den Franken durchaus alle Tapferkeit abſprechen zu wollen. Bald laſſen ſie unſre Feinde wie die Haaſen davon laufen, bald, wenn das Laufen doch zu unwahrſcheinlich iſt, hilft man ſich damit, daß man ganze Tonnen Opium oder Bier, worunter Belladonna iſt, zu den Armeen fahren läßt.

Dieſe Kunſtgriffe ſollen nun die Leſer blenden. Wer irgend einige, auch nur gemeine, mediziniſche Kenntniſſe hat, der weiß, daß es eine Unmöglichkeit iſt, Tapferkeit bey ganzen Armeen durch Opium und Belladonna zu erzeugen. Erſtlich müßte bey jedem einzelnen Mann auch ein Arzt ſeyn, der ihm die gerade für ſeine Natur taugliche Doſis Opium berechnete, zweytens müßte man gerade den Punkt anzugeben wiſſen, wann dieſes oder jenes Corps ins Gefecht käme, denn ſonſt möchte ſich, gerade im Augenblick des Angriffs, Erſchlaffung ſtatt der gewünſchten Stärkung einſtellen, drittens — doch wozu eine Albernheit zergliedern, die beym erſten Nachdenken ſich ſelbſt widerlegt!

Aber daß auch manche, ſonſt beſſere, Schriftſteller, von Partheygeiſt und niedrer Schmeicheley beſeelt, in den nemlichen Ton einſtimmen, das nimmt mich allerdings Wunder. Bedächten doch dieſe Herren, daß ſie unſern verbündeten Heeren durch ihre

Erdichtungen eben kein allzuartiges Compliment machen! Geben Sie Achtung, wie lieblich ſie ihren Ton umſtimmen werden, wenn einmal der Friede mit der fränkiſchen Republik zu Stande kommt! Dann würden die Herausgeber des Revolutions-Allmanachs und der fliegenden Blätter um eine goldne Doſe gar gern den Convent panegyriſiren, denn, wer ſich einer Parthey feil bietet, der iſt ſicher auch von der andern zu erkaufen, wenn es der Mühe lohnte.

Ich denke, wer ſich die Mühe geben will, über die Natur des jezigen, in ſeiner Art einzigen Kriegs, nachzudenken, wird die Urſachen des Muthes, mit welchem die Neufranken kämpfen, in ganz andern Gründen, als im Opium und in der Belladonna zu entdecken Gelegenheit genug haben.

Aber wahr iſt es, daß die Franken mit einer Erbitterung und einem Enthuſiasmus fechten, der über alle Beſchreibung geht. Man ſcheint auch gefliſſentlich, aus Gründen, über welche ich mich ein Urtheil zu fällen nicht getraue, den wechſelſeitigen Nationalhaß von Seiten der kombinirten Mächte, nähren und anfachen zu wollen.

Am meiſten ſcheint dieſer Haß von Seiten der Neufranken auf die Oeſterreicher zu fallen. Selten wird hier Pardon gegeben. Woher dieß kommen mag, darüber will ich Ihnen in Parentheſi eine kleine Anekdote vom Oberrhein mittheilen.

Bekanntlich ſtehen unter dem Corps des Generals Wurmſer die ſogenannten Rothmäntel oder Sereſſaner, halbe Wilde, welche eben ihrer Armee nicht viel Ehre machen.

Das Wurmſeriſche Freykorps führte alſo die menſchliche und der Humanität unſers Jahrhunderts ſehr entſprechende Sitte ein, den gefangenen wehrloſen Neufranken, zur Strafe dafür, daß ſie ihren Herd gegen fremde Räuber zu vertheidigen gewagt hatten, den Kopf, oft unter tauſend Qualen, abzuſchneiden. Wurmſer belohnte jeden Sereſſaner, der eine ſolche Trophäe ins Lager brachte, mit einem Dukaten. Endlich entwiſchte ein franzöſiſcher Gefangner der allgemeinen Maſſakre, und erzählte ſeinen Mitbürgern dieſe Barbarey. Aufgebracht hierüber, nagelten dieſe den erſten dieſer Unmenſchen, der ſie gefangen bekamen, an einen Baum, und ſo hieng er drey Tage lang Angeſichts der Kayſerlichen Vorpoſten, bis endlich ein wohlthätiger Kayſerlicher Kanoſchuß ihn erlöſte. Wurmſer ſchickte einen Offizier an die Neufranken, um ſich über dieſe Barbarey zu beſchweren. Hier iſt die Antwort:

„Nie wird die edle Nation der Franken „vergeſſen, daß Grosmuth die ſchönſte „Zierde der Ueberwinder iſt. Wenn aber „die Anführer der Vandalen, welche den „Stand ſchänden, zu dem ſie ſich beken„nen, die unmenſchlichſten Barbareyen „befehlen und zulaſſen; ſo fällt das Grau„ſame der nöthigen Repreſſalien auf „Generale zurück, welche Menſchenrecht „und Billigkeit ſo wenig zu würdigen „wiſſen.“

Der Mann hatte Recht. Wen ich auf Tigerart behandle, von dem kann ich keine Schonung fordern.

Allein nicht nur Männer fechten gegen uns, ſondern auch Knaben und — Amazonen.

Auf allen Schlachtfeldern haben wir noch weibliche Heldinnen gefunden, welche gewöhnlich an der Seite ihrer Geliebten, mit unerſchrocknem Muthe dem Tod für Freyheit und Vaterland entgegen gehen.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen will ich in der Geſchichte unſrer kriegeriſchen Operationen weiter fortfahren.

Die Preuſſen bezogen von nun an das berühmte feſte Lager bey Maulde ohnweit Condé. Dieß Lager iſt ſchon von Natur außerordentlich feſt, und die Kunſt iſt derſelben noch zu Hülfe gekommen. Eine undurchdringliche ſumpfige, mit Graben und Hecken verſehene Gegend auf der einen, und die Schelde und Skarpe auf der andern Seite ſchützen uns vors erſte wenigſtens vor einer ſchnellen Ueberrumpelung. Dennoch haben unſre Vorpoſten Gelegenheit, ſich in der äußerſten Wachſamkeit zu üben, denn ſtündlich beunruhigt ſie der Feind.

Dieſer Krieg hat noch eine außerordentliche Schwierigkeit dadurch, daß es ſchwer und beinahe unmöglich iſt, gute Spionen zu erhalten, da hingegen der Feind auf die Ergebenheit jedes Einwohners rechnen kann.

Am 5. May gab man unſrer Seits eine dreymalige Salve, um wegen der Schlacht am 1. Viktoria zu ſchieſſen. Der Feind ſchien uns aber den Sieg nicht eingeſtehen zu wollen, denn auch er ſchoß ſeinerſeits eben ſo laut Viktoria. Mir fiel dabey die treffliche Anrede **Clauſens** an alle Eroberer ein:

Habt ihr gemordet, ſchweigt von eurer Schande,
gewürgt — bergt das Geſicht;

Singt kein Tedeum! bleibt in eurem Lande,
und wartet eurer Pflicht.

Ein leiſes Lächeln, daß ihr eurer Kinder
auch eins nur glücklich wißt,
gefällt dem Herrn, wenn toller Ueberwinder,
Gejauchz' ihm Scheuſal iſt.

Inzwiſchen hatten dießmal wenigſtens die Franken mit ihrer Parodie auf unſer Viktoriaſchieſſen nicht ganz Unrecht, denn wenn auch ihr Angriff nicht gelang; ſo hatten wir dadurch weiter nichts gewonnen, als die Ausſicht, uns noch einmal ſchlagen zu müſſen, Dampierre hat uns dieß bald ad hominem bewieſen.

Inzwiſchen beginnt die Veſte Condé durch das blockirende kayſerliche Belagerungs rungscorps unter dem Prinzen von **Würtemberg** von Tag zu Tage mehr geängſtet zu werden. Der Hunger, dieſer ſchreckliche Feind, meldet ſich, und ohne dieſen möchte es auch ſchwer genug fallen, Meiſter dieſes zwar kleinen, aber unbeſchreiblich gut befeſtigten Platzes zu werden, zumal die Ueberſchwemmungen der geſperrten Schelde ſie von allen Seiten unzugänglich machen.

Daß die Gefahr zunimmt, zeigen die Nothſchüſſe, die gar oft aus der Veſtung fallen. Auch ein Luftballon voller Briefe wurde ins Freye ausgeſchickt, um Entſatz zu verlangen, allein das Unglück führte ihn dem Prinzen von Coburg in die Hände.

Mit den kleinen Neckereyen, die der Feind gegen uns unternahm, will ich ſie nicht aufhalten. Ich ſchreite lieber gleich zur Beſchreibung des 7. Mays, eines wieder ziemlich blutigen Tages.

Mit ihrem gewöhnlichen Muthe rückten nemlich an dieſem Tage die neufränkiſchen Armeen gegen den Prinzen Coburg bey Famars und gegen die Preuſſen bey St. Amand an. Es gelang ihnen auch, die kayſerlichen Poſten beym Dorfe Saultain zurückzudrängen, allein da Prinz Coburg ſogleich eine anſehnliche Unterſtützung detaſchirte, ſo gelang es endlich, jedoch nicht ohne großen Verluſt, den Kayſerlichen, die Feinde abzuſchlagen. Gegen Mittag erfolgte ein neuer Angriff, und eben ſo raſch, als das vorigemal, waren die kayſerlichen Poſten zurückgeworfen. Zum Unglück aber wagten ſich die franzöſiſchen Jäger zu weit vor, und ein Kayſerliches Cavalleriecorps bekam ſie in die Mitte. Dieß gelang hauptſächlich durch einen Irrthum der Franzoſen, welche die kayſerliche Reuterey für die ihrige anſahen. Nun warfen ſie freylich ihre Gewehre weg, und baten um Pardon, aber die Oeſterreicher verſagten ihn, und hieben alle nieder. Daß dieſe Härte kein gutes Blut ſetzen kann, iſt begreiflich.

Der Angriff des Feindes auf die Preuſſen beſtand hauptſächlich in einer ſchrecklichen Kanonade, welche von früh Morgens 5. Uhr bis gegen die Nacht währte. Auch hier mußte ſich aber der Feind unverrichteter Sachen zurückziehen.

Die Franzoſen haben an dieſem Tage wieder gegen drey- und die Oeſterreicher gegen zweytauſend Mann verloren. Unter dieſen haben hauptſächlich die walloniſchen Regimenter viel gelitten, und das Regiment von Würtemberg iſt faſt gänzlich aufgerieben.

Aber auch der feindliche kommandirende General Dampierre, fiel an dieſem heißen Tage. Eine Kanonenkugel nahm ihm den Fuß weg. Hohes Patriotiſmus voll rief er: „Drauf, drauf, Freunde und Brüder! An mir iſt nichts gelegen. Es lebe die Republik!“ und verſchied bald darauf an ſeinen Wunden. Seine Truppen haben ihn, bey Verluſt ſeines Kopfs aufgefordert, binnen drey Tagen Condé zu entſetzen. Er that alles, aber es gelang nicht.

Inzwiſchen haben ihm ſeine Krieger auf der Höhe bey Famars ein Denkmal errichtet. Eine Pyramide, deren eine Seite nach Paris, die andre nach Valenciennes und die dritte nach Mons gerichtet iſt. Sie enthält folgende ſehr paſſende Inſchriften. Gegen Mons, (als Anſpielung auf Dümouriez:) Er verabſcheuete Verräther, und liebte ſein Vaterland. Gegen Paris: Soldaten der Freiheit! Republikaniſche Franken! er war euch ein ſchönes Beyſpiel der Tapferkeit und Brudertreue. Gegen Valenciennes: Seine Tugenden bringen ihm Unſterblichkeit.

Und dieſe wird ihm werden, denn er ſtarb nicht auf den Wink eines Deſpoten, ſondern für Freiheit und Menſchenglück. Wenn dieß ſchreckliche Jahrhundert längſt verfloſſen iſt, werden Greiſe noch ihre Kinder an dieſe Stelle führen, und ihnen ſagen: „Hier blutete einſt ein edler Mann für euer Glück. Dieſe Säule errichtete ihm kein Deſpot, ſondern ſeine Waffenbrüder.“

Am 9. May hatten die Preuſſen wieder einen ſehr ſauren Tag. Zwiſchen Saint Amand und Vicogne begann eine heftige Kanonade, und der Feind errichtete einige Batterien und Redouten längſt der Fronte des Clairfaitſchen und Knobelsdorfiſchen Corps. Dieß war äuſſerſt bedenklich für die Verbündeten, weil der Feind gar leicht durchbrechen und Condé entſetzen konnte. Es wurde alſo in einem allgemeinen Kriegsrathe beſchloſſen, den Feind Tags darauf anzugreifen, und ihn aus ſeinen Verſchanzungen um jeden Preis zu vertreiben, ein Unternehmen, welches von dreyhundert Kayſerlichen, und eben ſo vielen preuſſiſchen Freywilligen unter der Anführung des preuſſiſchen Majors von Rohr mit aufgepflanztem Bajonett glücklich ausgeführt wurde, und wobey an zweyhundert Neufranken gefangen wurden.

Mein nächſter Brief wird wieder abſcheuliche Mordſzenen zu ſchildern haben. Man iſt froh, wenn man irgend einen

Ruhepunkt findet, um von der Beſchreibung dieſer Gräuel ausruhen zu können. Alſo für heute gute Nacht, denn wenn ich noch weiter fortſchriebe, ſo möchten mir im Traume alle die Schreckgeſtalten des Todes mit zerſpaltenen Schädeln, herausgeriſſenen Eingeweiden ꝛc. vor Augen ſchweben, und mir, ſo wenig ich auch an ihrem Unglücke Schuld bin, ſo unruhige und ſchreckliche Träume verurſachen, als ich allen Urhebern dieſes Mordkrieges von ganzem Herzen wünſche. Leben Sie wohl! —

Fünfter Brief.

Der Eroberung von Valenciennes, welche die Hauptabſicht des Prinzen von Coburg war, ſtand noch immer, wie ein unbezwinglicher Coloß das feſte Lager bey Famars entgegen. Ehe dieß überwältigt war, war an keine weitern Fortſchritte zu denken.

Dieſe Rieſenarbeit ſollte alſo am 23ſten May würklich ausgeführt werden, und zwar waren folgende Rollen dabey ausgetheilt:

Die Kaiſerlichen, Engländer und Hannoveraner ſollten das erſte Lager und die Berge vor Anſain, die Holländer Mouchain und Orchies, und die Preuſſen die Verſchanzungen

zungen im Walde bey St. Amand, und die verſchanzte Abtey Hasnon angreifen.

Das Tagewerk der Holländer war das leichteſte. Sie rückten ohne Schwierigkeit vor, und eroberten Orchies.

Die Preuſſen begannen ihre blutige Arbeit ſchon Nachts um zwey Uhr. Es war warlich kein leichtes Geſchäft, bey dem fürchterlichſten Kanonenfeuer der Feinde, auf einem von Natur faſt unzugänglichen Boden gegen eine Abtey anzumarſchiren, die durch Sumpf und einen gemauerten Waſſergraben zu einem kleinen Fort gemacht iſt. Zum Ueberfluſſe hatten die Feinde ſich noch durch Verhaue geſchützt, welche mit Mühe bey jedem Schritt erſt aus dem Wege geräumt werden mußten. Mancher brave Preuſſe mußte bey dieſer Arbeit ſein Leben hergeben.

Der Feind vertheidigte ſich hier mit ſeiner gewöhnlichen Hartnäckigkeit. Umſonſt beſchoß man ihn den ganzen Tag fleißig, erſt gegen Abend verringerte ſich ſein Feuer, und man forderte ihn zur Uebergabe auf.

Würklich ſchien ſich auch der feindliche Officier auf dieſen Vorſchlag einlaſſen zu wollen, allein die Folge zeigte, daß bloß eine Kriegsliſt hinter dieſer vermeinten Bereitwilligkeit verborgen war. Das tapfere Häuflein der Neufranken hatte alle ſeine Munition verſchoſſen, und erhielt während der Unterhandlungen friſche Munition aus Valenciennes. Nun erneuerte ſich der Streit mit größerer Heftigkeit, aber umſonſt, denn beym Einbruch der Nacht waren die Preuſſen noch keinen Schritt weiter gekommen.

Eben ſo wenig gelang es dem Grafen Clairſait, den Berg Anſain zu erobern. Glücklicher war Prinz Coburg, welcher den Hauptangriff des Lagers von Famars von vorne übernommen hatte. Vor dieſem Lager war jedoch noch ein zweytes, das Lager von Villerspool, welches jenes deckte. Drey ſtarke Redouten vertheidigten es. Vor der dritten fielen mehrere tauſend Oeſterreicher, und erſt ſpät Abends war die dritte, und mit ihr das Lager bey Villerspool in den Händen der Kaiſerlichen.

Der Herzog von York, vereinigt mit einem Corps Kaiſerlicher Truppen unter Latour, war an dieſem heiſſen Tage am glücklichſten. Er kam dem Lager bey Famars in den Rücken und eroberte bey Mareche eine mit neun Sechzehnpfündern beſetzte Batterie.

Vielleicht wäre dieſe furchtbare Verſchanzung nie in die Hände des Herzogs gekommen, wenn nicht ein, an und für ſich, ſehr unglücklicher Irrthum diesmal etwas Gutes bewürkt hätte. Das Kartätſchenfeuer der Franken war nemlich ſo über alle Beſchreibung mörderiſch, daß die Engländer und Hannoveraner, da ſie nichts, als Leichen ihrer Waffenbrüder vor ſich ſahen, endlich wichen, und ſchon bereit waren, alle Hoffnung auf Sieg aufzugeben. Nun kamen die kaiſerlichen Huſaren von Barko zu ihrer Unterſtützung herbey, hielten aber zum Unglück die Engländer für Neufranken, und hieben alſo geradezu darauf ein. Man denke ſich auf einen Augenblick in die Lage der zwiſchen Kartätſchen und Säbel geklemmten Engländer, und man wird begreiflich finden, daß ſie von Verzweiflung getrieben, auf die Redoute losſtürmten, ſie eroberten, und alles darin niedermachten. Leider! aber hieben ſie auch einige tauſend franzöſiſche Bauern zuſammen, die der Feind an einer Verſchanzungslinie zwiſchen Marlis (der Vorſtadt von Valenciennes) und le Quesnoy zu arbeiten gezwungen hatte. Das wären alſo einmal wieder einige tauſend Unſchuldige, die der Würgengel des Kriegs ſchlachtete.

Die Blutarbeit dieſes Tags fieng früh um halb drey Uhr an, und endete erſt des Nachts um halb zehn Uhr. Wie viel Menſchenblut in dieſer Zeit wohl vergoſſen worden ſeyn mag! Warlich! mehr als Ludwig XI. und vielleicht alle Bourbons je verdient haben.

Und was war gewonnen? die Ausſicht zu einem zweyten eben ſo blutigen Schlachttag, der auch am 24ſten beginnen ſollte, denn noch war nur die Hälfte des Lagers bey Famars in der Gewalt der Verbündeten und Anſain und Hasnon noch unerobert.

Inzwiſchen brauchte es diesmal des neuen Schreckenstages nicht. Der Feind war durch ſeinen fürchterlichen Widerſtand bis auf 10000 Mann geſchmolzen, verließ das halbe Lager, und warf ſich in die Veſtung Valenciennes, die auch noch manchen Kopf koſten mögte.

Die Holländer haben dennoch auch am 23ſten May eine kleine mißliche Affaire gehabt, die Ihnen zugleich von der Zuneigung der franzöſiſchen Bauern und Bürger, gegen die Coaliſirten, welche nach deutſchen Zeitungen überall als Retter empfangen werden ſollen, einen kleinen Begriff geben kann. Die Holländer rückten nemlich unter dem Obriſten **Zeilenhard** mit 400 Mann zur Beſatzung in die franzöſiſche Stadt Tourcoing ein. Die Bürger empfingen ſie, dem Anſchein nach, ziemlich artig, und ſchienen gute Miene zu böſem Spiel machen zu wollen. Ja ſie reichten den Fremdlingen Wein, in welchem ſich dieſe tüchtig bezechten, und in ihren Quartieren aufs Ohr legten.

Kaum waren ein paar Stunden verfloſſen, als einige tauſend Mann der Beſatzung aus Lille gegen die Stadt anrückte. Zu gleicher Zeit wimmelte die Stadt ſelbſt von Franken, welche ſich in Kellern und andern Schlupfwinkeln bis dahin verborgen gehalten hatten. Die Holländer, aus dem Taumel aufgeſchreckt, eilten auf den Lermplatz, wurden aber auf dem Marſche dahin aus allen Fenſtern mit einem Steinregen, und von den Weibern mit ſiedendem Waſſer angegriffen. Dieß machte die Verrathenen wüthend, ſie mordeten alles, was ihnen in den Weg kam, zogen ſich auf den Markt, ſchloſſen Bataillon quarre', und ſchoſſen aus ihren Feldſtücken mit Kartätſchen auf die Angreifenden.

Nun kam auch die Beſatzung von Lille dazu, ſprengte nach einigem Widerſtande die holländiſchen Thorwachen, und die Holländer wurden mit Kartätſchenſalven begrüßt. Der tapfre Obriſt von Zeilenhard hatte Muth genug, im Vertrauen auf Hülfe von auſſen dreymal abſchlägliche Antwort zu geben, und ſich endlich ins Rathhaus zu ziehen, von wo aus er ſich verzweifelt wehrte. Doch umſonſt. Alles, was nicht fiel, mußte ſich ergeben. Der Hauptmann von Bulka war jedoch glücklich genug, ſich mit einigen 30 Mann den Weg zum Thore durch alle vom Feinde beſetzten Straßen zu bahnen. Auch hier war aber noch nicht alles überwunden, denn ein Bataillon franzöſiſcher Jäger forderte die kleine Schaar hier abermals auf, ſich zu ergeben. Heldenmüthig verwarf dieſe den angebotenen Pardon, griff troz ihrer kleinen Anzahl den überlegenen Feind an, und wirklich glückte es dem Hauptmann nebſt vier Gemeinen, ſich durchzuſchlagen, und nach Kortryk zu kommen. Auch ein 74jähriger Unteroffizier rettete ſich mit 24 Mann, doch alle mit Wunden bedeckt, aus der Feinde Händen.

Dieſe kleine Geſchichte mag Ihnen ein Beleg zu der Wahrheit ſeyn, daß die kombinirten Truppen in dieſem Kriege nicht blos die fränkiſchen Soldaten, ſondern jeden Einwohner der Republik, jedes Weib und jedes

Kind als einen Feind anzuſehen haben. Eben ſo ſchoſſen auch die Einwohner zu S. Amand an dieſem blutigen Tage auf die Preuſſen. Schlieſſen Sie daraus auf den wilden Freiheitsenthuſiasmus der Leute, die eine ſolche Hinterliſt wagen, welche ihnen, im Fall ſie mislingt, gewiß keine Roſen tragen kann.

So ſchoſſen einmal Weiber und Männer eines franzöſiſchen Dorfes bey le Quesnoy auf ein kaiſerliches Freycorps. Die Folge davon war, daß die wüthenden Oeſterreicher denen ſchon an und für ſich ſtarrer bigotter Haß gegen die Franken eigen iſt, das Dorf in Brand ſteckten, und Jung und Alt, ſogar Säuglinge an der Mutter Bruſt ohne alle billige Schonung und Ueberlegung erwürgten.

Die Holländer, welche gewiß eben ſo viel, wo nicht noch mehr Recht hatten, auf die Einwohner von Tourcoing aufgebracht zu ſeyn, betrugen ſich ungleich menſchlicher als ſie am 29ſten May wieder Herren des Städtchens wurden. Sie begnügten ſich, ohne die Unſchuldigen mit dem Schuldigen zu ſtrafen, damit, daß ſie auf die Auslieferung der Rädelsführer drangen, welche denn nach Maſtricht abgeführt wurden, wo ich ihre Belohnung freilich nicht mit ihnen theilen möchte.

In jedem andern Kriege, als der gegenwärtige iſt, bekümmert ſich der Bauer nicht viel um die Fortſchritte des Freundes oder des Feindes, als in ſofern er weiß, daß er von beiden eben nicht viel mehr, als Plünderung und Raub zu gewarten hat. Was kümmert es auch den Bauer, ob die Anſprüche des Fürſten Diokletian oder des Prinzen Nero auf dieſes oder jenes Land gegründet

det ſeyn mögen, oder nicht. Er kann nie dabey gewinnen, denn Diokletian plagt ihn ſo gut, als Nero. Eine ganz andere Sache iſt aber der gegenwärtige Krieg für den fränkiſchen Landmann. Siegen die Coaliſirten, ſo ſieht er das ganze Heer ſeiner kaum verjagten Blutigel wieder als Herren über ſich, Klöſter, nichtsnützige Edelleute und Jäger theilen ſich wieder in ſeinen ſauern Schweiß. Alle die vielen Aufopferungen, welche jeder Privatmann der Revolution bringen mußte, würden dann fruchtlos geweſen ſeyn. Es gehört aber wirklich eine ziemlich anmaßende Denkungsart dazu, um von einer Nation zu verlangen, daß ſie ſich das, kaum mit ſo groſſer Anſtrengung abgeſchüttelte Joch wieder von neuem auflegen laſſen, und die Trabanten, welche es mit Gewalt der Waffen wieder bringen, als rettende Schutzengel betrachten ſolle.

Dieſe Hinſichten entſchuldigen in meinen Augen die franzöſiſchen Bauern, welche, der gewöhnlichen Sitte zuwider, in dieſem Kriege alle offene und hinterliſtige Mittel anwenden, um die Leute zurückzutreiben, welche ſie als Feinde ihrer Ruhe und Glückſeligkeit, als Trabanten und Söldlinge der Verräther, welche Frankreich ausſpie, betrachten müſſen. Der Convent und die Jakobiner ſuchen natürlich durch alle Mittel, welche in ihrer Gewalt ſind, dieſe Stimmung zu nähren und zu ſchärfen, und darüber dürfen wohl wir Deutſche am wenigſten klagen, da wir unſerer Seits auch die niedrigſten und gehäſſigſten Mittel nicht verachten, um unſerm gemeinen Mann den richtigen Geſichtspunkt der gegenwärtigen politiſchen Criſe zu verſchieben. Nach dieſer Abſchweifung eile ich zur weitern Beſchreibung der Kriegsſzenen.

Es ſtand nemlich nunmehr dem Prinzen Coburg nichts mehr im Wege, die Stadt und Veſtung Valenciennes zu belagern. Aber auch franzöſiſcher Seits zeigte man ſich feſt entſchloſſen, ſich hartnäckig genug zu wehren. Schon am 27ſten May loderte die Vorſtadt Marlis in Flammen auf, und wurde der Erde gleich gemacht.

Die Bürgerſchaft ſchickte eine rührende Botſchaft an den Prinzen von Coburg, und bat ihn, der Stadt zu ſchonen. Die Antwort war, wie man ſie erwarten konnte, nemlich das Schickſal der Einwohner hange ganz von dem Commandanten ab. Dieß hieß nun, in reines Deutſch überſetzt, ſoviel, als: Ich werde euch ſchonen, wenn euer Commandant ein Schurke ſeyn will.

Das war aber General Ferrand keinesweges. Er ließ auf allen Fall der Bürgerſchaft die Gewehre nehmen, und erklärte, daß man ihn mit Fürbitten verſchonen ſolle, auf welche er nicht achten könne.

Der Herzog von York, der ſichs einmal vorgenommen zu haben ſchien, in dieſem Krieg Lorbeern zu erwerben, bis ihm Houchard bey Dünkirchen eine kleine Lection gab, wollte mit ſeinen Engländern gleich Sturm laufen. Mit viertauſend Mann, meynten die Herren, würde ein Sturm glücken, und was iſt denn das Leben von viertauſend Menſchen, und das Elend von vielleicht halb ſo viel Wittwen und Wayſen, wenn es darauf ankommt, einem Königsſohn einen guten Namen zu erwerben? Prinz von Coburg dachte nicht ſo. Er glaubte, es ſey beſſer, einige Wochen zu belagern, und Menſchen zu ſchonen.

Die kaiſerlichen, heſſiſchen und hannöveriſchen Truppen greiffen alſo das Werk an, und wir Preuſſen liegen bey Ciſoing, um die Veſtung Lille in Reſpekt zu erhalten.

Um die Arbeiten der Belagerer zu Stande zu bringen, trieb man einige tauſend Bauern aus dem kaiſerlichen Flandern herbey, und führte ſie unter dem ſchrecklichſten feindlichen Vertheidigungsfeuer zur Schlachtbank. Was wohl dieſe Unſchuldigen für Intereſſe dabey haben mögen, ob Frankreich eine Republik, oder eine Monarchie bleibt. Gewaltſam von ihrem Heerde hinweggeriſſen, müſſen ſie bluten. Ob ein paar hundert Familien ihre Verſorger verlieren, das kümmert ja Niemanden etwas. „Was Menſchen!" rufen die Höflinge ihren Herren, mit dem Großinquiſitor in Schillers Don Carlos zu! „Was Menſchen! Menſchen ſind für Sie nur Zahlen!“ Und, weil die Neufranken ihren Herrſchern und Prieſtern nicht mehr bloße Zahlen abgeben wollen; ſo nennt man ſie Rebellen, Atheiſten, Anarchiſten u. ſ. w.

Ich rede hier, und überhaupt, wenn ich von den Neufranken rede, nie von den Blutmenſchen, Robespierre, Hebert, Marat ꝛc. Eben ſo wenig von Pache und ſeinem Geſindel. Es iſt mir mehr, als zu wahrſcheinlich, daß dieſe Ungeheuer nichts anderes, als geheime Alliirte der Engländer und Oeſterreicher ſind, daß des Tyrannen Pitts, des ſcheußlichſten aller Böſewichter, Plan dahin geht, die Franken durch Gräuel im Innern zum Königthum und der alten Deſpotie zurück zu bringen. Mit Robespierrens und Pachens Hülfe bekämpft Pitt die wahren Republikaner, die Glieder der Gironde, und unter dieſe miſcht er wieder auf der andern Seite geheime Royaliſten. So hat der argliſtige Böſewicht ſeine gräßlichen Entwürfe der Zerſtörung berechnet.

Die Schelde, welche durch ihre Ueberſchwemmung jede Annäherung an die Veſtung Valenciennes hindert, iſt ein mächtiger Feind der Belagerer. Daher wurde, mit Hülfe jener zuſammengejagten Landleute, ein großer Damm errichtet.

Nächſtens wird nun über die unglückliche Stadt der Donner losbrechen, wenn nicht Cüſtine einen kleinen Strich durch die Rechnung macht.

Leben Sie wohl!

Sechster Brief.

Die Gerüſte ſind fertig, die Feuerſchlünde bereit, und das Trauerſpiel fängt an.

In der Nacht vom 19. Jun. begannen zweyhundert und drey und ſechzig Kanonen und drey und zwanzig Mörſer ihr Feuer auf Valenciennes. Die Erde bebte von dem entſetzlichen Donner, und der Engel des Todes ſchwebte über der unglücklichen Stadt.

Ich kann mich hier nicht darauf einlaſſen, Ihnen ein förmliches Tagebuch der Belagerung, oder eine Geſchichte der verſchiedenen blutigen Ausfälle, deren ſchon am 20. einer erfolgte, zu liefern. Um ſich einen anſchaulichen Begriff von der Verwüſtung dieſer gräuelvollen Tage zu machen, können ſie einen ſchönen Kupferſtich nachſehen, der in England erſchien, und im Lager vor Valenciennes gezeichnet wurde. Sie finden darauf auch alle Portraits der Feldherren, welche die Verwüſter anführten, und ſich einen Namen in der Geſchichte dadurch erwarben. Ob im Protokoll des Himmels nicht auch die Thränen der zerſchmetterten Greiſe und Säuglinge bey den Heldenthaten dieſer Tage aufgezeichnet ſind, iſt freylich eine andre Frage.

Hier will ich Ihnen blos einige allgemeine Bemerkungen mittheilen.

Was die Belagerung von Valenciennes gekoſtet haben möge, kann man aus dem Umſtande berechnen, daß jede Bombe, bis ſie aus dem Mörſer flog, auf 25. Gulden

Rheiniſch zu ſtehen kam. Bedenken Sie nun, daß an einem einzigen Tage einige tauſend Schüſſe in die Stadt fielen, und nehmen Sie noch die Unterhaltungskoſten der Armeen dazu; ſo mögen Sie ſich einen kleinen Begriff davon machen können.

Die Franken wehren ſich, wie nur freye Männer ſich immer wehren können. Ihr Verluſt an Menſchen iſt fürchterlich. Unglaublich aber iſt es, welche Menge von Verſtändniſſen in der Stadt exiſtiren. Alle alte Weiber und Jungfern, alle Devoten und Betſchweſtern, ſelbſt viele vom Militair ſind Verräther ihres Vaterlandes, und und Prinz Coburg erhält aus Valenciennes bald auf dieſe, bald auf jene Art die geheimſten Nachrichten.

Kaum werden die Magazine von einem Orte an den andern verlegt; ſo hat es auch ſchon die Belagerungsarmee erfahren, und das Feuer wendet ſich.

Zwiſchen den öſterreichiſchen, engliſchen und franzöſiſchen Truppen herrſcht eine Erbitterung, die unmöglich weiter gehen kann. Alles beſtrebt ſich, ſie noch zu ſchärfen. Die beyderſeitigen Soldaten rufen ſich aus den Laufgräben einander alle mögliche Schimpfworte zu. Bald hallt es von drüben: Despotenknechte, Königsſklaven, bald von hier aus: Königsmörder ꝛc.

Am 29. ſchickte die Garniſon einen Luftball aus, der eine Aufforderung an alle Einwohner des Norddepartements enthielt, die Belagerer von dem Erdboden der Freyheit zu vertilgen, eine Aufforderung, die aber ohne Wirkung blieb.

Und Cüſtine? werden Sie fragen. Dieſer verſchanzt ſich im Cäſarlager, und ſieht Valenciennes und Condé ruhig fallen. Ein einzigesmal ſchien er über Quatre Clachnes vordringen zu wollen, ließ ſich aber von einem kleinen Häufchen preuſſiſcher Scharfſchützen wieder in ſeine Schanze zurückjagen.

Erlauben Sie mir, Ihnen bey dieſer Gelegenheit etwas über dieſen Bürgergeneral mitzutheilen.

Man hat es den Franzoſen ſehr verdacht, daß ſie den Eroberer von Maynz unter die Guillotine legten. Inzwiſchen iſt ſo viel gewiß, daß er entweder ein Verräther, oder, wenn er dieß würklich nicht geweſen ſeyn ſollte, doch wenigſtens einer der gröſten Schwächlinge und Dummköpfe war, die jemals in einer Uniform ſteckten.

Als er Maynz durch einen — Coup de main erobert hatte, ſollte er natürlich Coblenz wegnehmen. Alle die Länder, welche nachmals den Franken ſo viel Blut gekoſtet haben, ſtanden ihm damals offen, da eine paniſche Furcht ſich der Deutſchen bemächtigt hatte, und man ſein zuſammengeraftes Häufchen für eine groſe Armee hielt.

Inzwiſchen kann es ſeyn, daß er hier getäuſcht war, ſo wie ſich überhaupt die Republik durch preuſſiſche Verſprechungen, ein Synonim puniſcher Treue, täuſchen lieſſe. Es iſt jezt endlich der ganzen Welt bekannt genug, daß Preuſſen, um mit heiler Haut aus der Champagne zu kommen, alles verſprach, mit dem feſten Vorſatz, nichts zu halten. Die guten Neufranken waren noch zu neu in der Diplomatie, in welcher verrätheriſche Treuloſigkeit — Feinheit heiſt.

Alſo ſey Cüſtinen auch dieſer Punkt vergeben. Er gieng nach Frankfurt, ward durch einige unüberlegte Rodomontaden ein Geſpött des Sachſenhäuſer Pöbels, und brandſchatzte.

Nun bin ich zwar der Meynung, daß die kleine Forderung von Frankfurt eben nicht übermäßig war, und bey weitem das Geſchrey nicht verdiente, das man darüber erhob. Man denke doch nur an die Behandlung Leipzigs im 7jährigen Krieg von Freunden, die es blos in Depôt genommen hatten. Allein jezt war die Brandſchatzung Cüſtines wenigſtens unzeitig.

In Frankfurt opferte Cüſtine den braven General van Helden und ſeine überaus tapfre, bis auf den lezten Mann fechtende Mannſchaft auf die nichtswürdigſte Art auf, gab van Helden den unvernünftigen Befehl, ſich (ohne Kanonen) bis auf den lezten Mann zu wehren, und ſchwelgte indeß in Maynz mit ſeiner Maitreſſe.

Während der Bälle, welche unſer König nach der Wiedereinnahme Frankfurts gab, hätte Cüſtine Zeit genug gehabt, ſich zwiſchen Frankfurt und Maynz noch lange genug zu vertheidigen. Aber er floh lieber feiger Weiſe, ließ Maynz im Stiche, und den ganzen rheiniſch-deutſchen Nationalconvent einſperren.

Als Freyheitsprediger ſpielte übrigens Cüſtine eine noch erbärmlichere Rolle, als ein General. Er ſchriee und kreiſchte, warb an, und ſpielte wieder zur Unzeit den Deſpoten. Die Offiziere ſeiner Armee waren größtentheils heilloſe Ariſtokraten.

Während der Schnurrbartsheld in prahleriſchen Proklamationen die ganze Welt zu bezwingen verſprach, und allen, die nicht gleich dem neufränkiſchen Syſtem huldigten, Tod und Verderben drohte, ließ ſein Adjutant Müller bey den Weibern der Clubbiſten umher, und bat ſie um Gotteswillen, ihren Männern die Annahme der neuen Stellen zu widerrathen. „Cuſtine, ſagte er, meynt es nicht ernſtlich, Maynz wird bald wieder in deutſchen Händen ſeyn," u. ſ. w.

Als ihm Hofmann in Maynz einige derbe Wahrheiten ſagte, trat er, gleich einem orientaliſchen Deſpoten in den Clubb, und war vermeſſen genug, zu ſagen: „Ich könnte den geſtrigen Redner hängen laſſen, wenn ich wollte."

Nun ſah er muthlos der Belagerung und der Wegnahme von Condé und Valenciennes zu, amüſirte ſich mit ſeinen Frauenzimmern, und wagte, aller Aufforderungen ohngeachtet, nicht einmal einen Verſuch zum Entſaz der bedrängten Veſtungen. Daß er dieſen nicht wagen würde, ſchienen auch die Belagerer wohl zu wiſſen.

Endlich gieng er, als ein Dummkopf, in die Falle nach Paris, und krönte ſeine Laufbahn damit, daß er, als ein Betbruder, mit dem Roſenkranz in der Hand ſtarb.

Dieß iſt die Lebensgeſchichte eines Mannes, gegen welchen die deutſchen Zeitungsſchreiber und Revolutions-Allmanachs-Fabrikanten Paſquille ſchrieben, ſo lange er lebte, und deſſen Vertheidiger ſie wurden, als ihn die Nation hinrichten ließ, um einen neuen Vorwand zu Schmähungen gegen die Neufranken zu haben.

Sey Cüſtine Verräther oder Schwächling geweſen, immer hat die Nation durch ihn die Veſtungen Maynz, Condé und Valenciennes verloren, und der Nationalhaß der Deutſchen gegen die Franken iſt durch das unkluge Benehmen dieſes Generals angefacht worden. Urſachen genug, ihm in der gegenwärtigen Lage der Dinge den Kopf abzuſchlagen.[*]

Strenge

---

[*] Neuere Nachrichten haben bewieſen, daß dieß, dem Anſchein nach, richtige Urtheil über Cüſtine wenigſtens eine große Modifikation leidet. Daß Cüſtine Coblenz nicht wegnahm, erklärt ſich aus den, nachher bekannt gewordenen, geheimen Unterhandlungen mit Preuſſen. Daß Cüſtine zu Paris fiel, geſchah nicht um ſeiner, übrigens nicht zu entſchuldigenden, Fehler willen, ſondern deswegen, weil er nicht vom Berge war,

und

Strenge gegen Generale, welche ſich beſtechen laſſen, oder ihre Pflicht aus Feigheit nicht erfüllen, war in Frankreich nothwendig, und wird in jeder Republik ſtatt finden, wo nicht Gunſt des Regenten Mutterſöhnchen zu Offizieren macht, und aus Rückſichten gegen Hofdamen Kommandantenſtellen vergeben, oder wie in Holland, an Windelkinder verkauft werden. Nur in Deutſchland belohnt man Befehlshaber einer Veſtung, welche ſie bey der erſten Aufforderung übergeben, mit beſſern Plätzen, wo ſie ihre Anhänglichkeit an den Staat durch Schmähungen und Mishandlungen gegen Anders-

---

und eine Schrift verfaßt hatte, worinn er Pache augenſcheinlich als einen geheimen Agenten Oeſterreichs entlarvte.

Anm. des Herausgebers.

Andersdenkende zu bewähren vermeynen. Nicht als ob ich die Hinrichtung Houchards und mancher andrer unſchuldig Geopferten gut heißen wollte, aber noch einmal — Strenge war in Frankreich nothwendiger, als in jedem andern Staate.

Dieß in Parentheſi. Nun noch ein Wort von unſerm Befinden während der Belagerung von Valenciennes.

Wir liegen nemlich noch immer mit ziemlicher Langeweile bey Ciſonig, hatten einen abſcheulich regnigten und rauhen Junius und dann wieder einen auffallend heißen Julius auszuhalten. Erſt wurde der Lehmboden erweicht, und wir ſtanden von frühe bis ſpät Abends in der naßkalten Feuchtigkeit, dann dörrte uns wieder einmal die Sonne nach Herzensluſt. Die erbärmliche Nahrung, hauptſächlich die halbreifen Erdäpfel, die kalten Nächte auf heiſſe Nächte, und dergleichen Umſtände mehr, trugen dazu bey, Ruhr und gefährliche Fieber bey uns zu erzeugen, und die Lazarethe füllten ſich allmählig mit einer Menge Kranker.

Endlich ſchlug die lange vergebens gehofte Erlöſungsſtunde. Doch dazu gehört ein eigner Brief, und dieſen ſollen ſie auch nächſtens erhalten. Inzwiſchen denken Sie oft an

Ihren

Freund.

Siebender Brief.

Condé, beſter Freund! hat ſich endlich am 13. Jul. übergeben, und zwar an den Prinzen von Würtemberg, nachdem die koaliſirten Truppen ſeit dem 12. April die Veſtung belagert haben. Dieſe Nachricht werden Sie ohne Zweifel ſchon aus den Zeitungen wiſſen, vielleicht iſt es Ihnen aber nicht unangenehm, die nähern Details von mir, mit derjenigen partheyloſen Aufrichtigkeit zu erfahren, derer ich mich immer in meinen Briefen an Sie befleißigen werde.

Wiſſen Sie alſo, mein Lieber! daß es baare Rodomontaden ſind, wenn unſre Zeitungen bey dieſer Gelegenheit von unſrer

Tapferkeit, unſrer Kunſt, oder der Freude der Franzoſen, ſo menſchlichen Ueberwindern in die Hände zu fallen, zu erzählen ſich angelegen ſeyn laſſen. Weder unſre Tapferkeit, noch unſre Kanonen haben die Veſtung Conde' bezwungen, ſondern ein fürchterlicherer Feind — der Hunger.

Sünde und Schande iſt es, wie die Herren Pache und Bouchotte, deren Lohn dafür hoffentlich am Ende die Guillotine ſeyn wird, die tapfern Franken im Felde behandeln. Wenn man unpartheyiſch ſeyn will; ſo kann man nicht anders ſagen, als daß die franzöſiſchen Soldaten in dieſem ganzen Kriege einen Heldenmuth, eine Tapferkeit, und eine Standhaftigkeit bewieſen haben, wie man ſie ſeit den Zeiten der Spartaner nicht wieder zu erblicken Gelegenheit hatte.

Und die Böſewichter ſchwelgen indeſſen in ihren geraubten Palläſten, und laſſen die Vertheidiger des Vaterlandes darben, während ſie ihre eigne Niederträchtigkeit durch hochtönende Verordnungen gleichſam paßquilliren.

Drey Monate, heiſt es, ſoll ſich jede Feſtung halten. Wer ſich den Feinden eher übergiebt, ſey geächtet, und als ein Feiger gebrandmarkt. Und dennoch läßt man es den Veſtungen an Vorräthen fehlen, um auch 3 Monate aushalten zu können. Dieß predigten zu Condé die eingefallenen bleichen Geſichter der Einwohner und der Garniſon. Dieſe, welche aus 4000 Mann beſtand, war bis auf 1500 dienſtfähige Leute zuſammengeſchmolzen; ohneracht von den Belagerern kein Schuß geſchehen war. An 14000 Kranke lagen in den Siechhäuſern, aller Labung, und ſelbſt aller Arzneyen beraubt.

Und dennoch — Freund! ſollten Sie es wohl glauben! — dennoch übergab ſich die Garniſon nur ungern. Ihren Ausmarſch werde ich nie vergeſſen. Unmuth, bittrer Haß gegen das Schickſal ſtand in ihren Minen geſchrieben, und viele küßten ihr Gewehr, ehe ſie es niederlegten, mit einer Heftigkeit und Inbrunſt, als ſchieden ſie von einer zärtlichen Geliebte.

Männer, die ſo gefochten hatten, und, ſelbſt überwunden, ſelbſt ausgehungert, noch ihre heiße Vaterlandsliebe ſo deutlich an den Tag legten, tauſend Leonidaſſe, hätten Achtung verdient. Grosmüthig und edel wäre es geweſen, auch am Feinde Tugend und Heldenmuth zu ſchätzen, aber wie benehmen ſich die Sieger!

O Freund! im Namen meines Vaterlandes ſchäme ich mich, mit bitterm Unmuth ſage ich es, wir benahmen uns, wie Dautſe, das heißt, wie das Volk, das troz ſeinem Fleiß, troz ſeiner tiefen Gelehrſamkeit, ſich unter das Vieh herabwürdigt, um eines Großen Speichel zu lecken, ſobald dieſer winkt.

Es iſt Wahrheit, Freund! und man muß es ſagen, weil es Wahrheit iſt, Grosmuth und Edelmuth, hoher Sinn und Freyheit liegen nicht in unſerm Charakter, wohl aber kleinlichte Schmeichelen, und niedrige Rachſucht. Ich ſchäme mich meiner in meine Seele, ſo oft ich die kalte gedankenloſe Willigkeit, mit der wir Deutſche uns auch in dieſen Krieg treiben ließen, mit den Namen: deutſcher Muth, deutſcher Patriotismus ſtempeln höre.

Pfuy! der elenden Prahlerey! Die Wahrheit iſt, daß der Deutſche noch in jedem Lande die erbärmlichſte Rolle ſpielte, und überall verächtlich geworden iſt. Der Franzoſe nennt ihn lourd allemand, der Engländer, german dogg, der Ruſſe Iwan Iwanowitſch, der Italiener hat eine lächerliche Maske, die il Tedeſco heißt. Warum? weil in allen dieſen Ländern der Deutſche ſich zu jedem Geſchäft brauchen läßt, wozu auch der unehrlichſte Eingebohrne zu viel Ehre hat. Alle Völker haben noch etwas für die Freyheit gethan, nur wir nicht. Im Gegentheil wo es auf Unterdrückung ausgieng, waren deutſche Lohnknechte die Werkzeuge. Der erſte, welcher dem Admiral Coligey die Todeswunde, über das graue Haupt verſetzte, war ein Landsmann von uns, und wo es darauf abgeſehen war, Sklavenfeſſeln anzulegen, in Amerika, in

Lüttich, in Holland, in Polen, in Frankreich, da kämpften deutſche von den Tyrannen erkaufte Lohnknechte.

Auch bey Condé, benahmen wir uns gegen die, nicht von uns, ſondern von Mangel bezwungene Feinde, mit gewöhnlichem Uebermuth. Unſre Helden, wahrlich keine Szipionen, ließen aus raffinirter Brutalität, zum Empfang der Garniſonſ gerade die zwey mit Dümouriez zu den Coaliſirten übergelaufenen verrätheriſchen Regimenter aufmarſchiren. Dieſen, nicht den Franken, ſondern uns erniedrigende Hohn vermochten die tapfern neuen Spartaner nicht zu ertragen, ihr Unmuth brach in Verzweiflung aus.

General **Chancelle**, der Commandant hielt eine Rede an die Beſatzung, worinnen er, ganz auf die franzöſiſche feine Art, uns manche Wahrheit ſagte, welche beherzigt zu werden verdiente. „Es giebt Fälle,“ ſprach er unter andern, „wobey die Ueberwundenen mehr Ruhm erndten, als die Sieger, und Verrath kann nie dadurch geadelt werden, daß der Verräther ſich Glück und Wohlſtand erkrochen hat.“ Sapienti ſat! —

Inzwiſchen konnte doch ein Kanonier ſeinen Unwillen nicht ganz unterdrücken, laut brach ſein Unwille aus, und er ſagte uns, was ihm Verzweiflung immer eingab. Die Halters gaben ihm 50 Stockprügel zur Widerlegung. Das war halt gut öſtreichiſch und kayſerlich, aber wahrhaftig nicht edel gehandelt. „Verbrennen, heißt nicht antworten,“ ſagte der ehrliche Hans Jakob, und Prügeln wohl eben ſo wenig. Aber ſo ſind die Argumenta ad hominem der großen Herrn beſchaffen. Scheiterhaufen, Schaffotte, und Prügel! darwider kann freylich ſelbſt ein Kant kein haltbares philoſophiſches Argument aufbringen.

Die gemeinen Soldaten dachten edler, als ihre Treiber. Sie labten beym Einmarſch die Hungrigen mit ihrem armſeligen Brode. Wahrlich! der Menſch iſt von Natur gut, ſo lange ihn Deſpoten und Pfaffen nicht verſumſeyt haben.

Am 27. Jul. übergab ſich denn endlich auch Valenciennes, und ich ritt dahin, um am 1. Aug. die Beſatzung ausziehen zu ſehen.

Hat ſich Condé gut vertheidigt, ſo kann man wahrlich Valenciennes auch nichts vorwerfen. 20 Bataillons und 3 Eskadrons waren auf 4500 Mann zuſammengeſchmolzen, 24000 Bomben, 16000 Kanonenkugeln und 14000 Granaten waren in die Stadt geflogen, die ganze Stadt war ein Schutthaufen, eine fürchterliche Seuche wüthete, der Gemeinderath drang auf Uebergabe, und ſo fiel denn endlich auch dieſe wichtige Veſtung.

Das größte Unglück aber für die fränkiſche Republik, welches die Uebergabe der Veſtung beſchleunigte, ereignete ſich in der Nacht vom 25. Jul. Die geſchickten franzöſiſchen Mineurs, hatten nemlich eine Mine gelegt, welche bis zur 3ten Parallele reichte, und uns demnächſtens ein artiges Compliment gemacht haben würde. Dieſe Mine ward verrathen, ſo wie wir überhaupt eine Menge nichtswürdiger Menſchen in der Stadt, ſelbſt unter den Truppen erkauft hatten, von denen wir alles, was der Commandant Ferrand auch noch ſo geheim halten wollte, erfuhren. Wir ſprengten alſo in der erwähnten Nacht Globes de compresſions mit ſo vielem Glück, daß die Mine unwirkſam gemacht wurde, und da dieſer lezte Verſuch der Belagerten mißlungen war, baten ſie am 27. Jul. um einen Waffenſtillſtand, der auf 24 Stunden geſchloſſen wurde, und ſich mit der Capitulation endigte.

Nun zur Beſchreibung des Ausmarſches. Der Prinz von Coburg und der Herzog von York ließen 18000 Mann auf der Kunſtſtraße aufmarſchiren, welche vom Cambrayer Thore zu Valenciennes gegen das Lager bey Famars ſich hinzieht.

Um den Franken gleichſam ein Bild unſers glücklichen Zuſtandes gegen ihren elenden vor Augen zu ſtellen, waren dieſe

18000 Mann von den auserleſenſten Truppen gewählt, und ausgeputzt, als ſollt es zum Tanze gehn. Dagegen ſtachen freylich die franzöſiſchen, abgematteten und ausgemergelten Truppen ſehr ab, aber zu ſchämen brauchten ſie ſich wahrlich! auch nicht.

Zuerſt kamen aus der Veſtung die Brabantiſchen Ausgewanderten, denen ebenfalls freyer Abzug bedungen worden war. Dann die Nationalcommiſſairs und der bisherige Commandant, General Ferrand. Der Ueberreſt der Garniſon mit Regimentsſtücken und Bagage, ein Zug, durch Wagen mit Kranken und Frauenzimmern unterbrochen. Endlich 200 Cavalleriſten.

Wenn ich ſagen ſollte, dieſe Leute hätten ſo ſchön ausgeſehen, als eine preuſſiſche

Wachtparade; ſo müßte ich lügen. Sie trugen alle Merkmale ihrer langen Noth an ſich, waren zerriſſen, ausgehungert, krank. Noch mehr, es waren wirklich Kinder und Greiſe unter der tapfern Garniſon, von denen man kaum hätte glauben ſollen, daß ſie das Gewehr zu ſchleppen, und vielweniger, daß ſie es zu regieren vermöchten. Inzwiſchen hat die Erfahrung uns nur zu ſehr das Gegentheil gelehrt, und wie mancher 15jährige Knabe machte in dieſem Kriege unſern alten bärtigen Grenadieren gar viel zu ſchaffen.

Der Greis, Ferrand, ſchien in dieſem Augenblicke mir ehrwürdiger, als ich noch leicht jemand geſehen habe. Tiefer Ernſt und nagender Kummer miſchte ſich in ſeinen Geſichtszügen mit dem Charakter einer ſtillen, Achtung einflößenden, Größe.

In ſeiner Mine war das Horaziſche

nil conſcire ſibi nulla palleſcere culpa

unverkennbar ausgedrückt.

Der gewöhnliche Uebermuth der Deutſchen gegen Beſiegte zeigte ſich auch hier. Man empfieng die Ausziehenden ſpöttiſch, mit der Muſik des bekannten: ça ira! Elender Witz! armſeliger, zu bald vielleicht wieder niedergeſchlagener Hochmuth! *)

Ba=

---

*) Wie ſehr ſticht dagegen das Benehmen der Neufranken gegen die Garniſon von Luxenburg ab! Der Burger einer freyen edlen Nation ehrt Tapferkeit und Muth auch an ſeinen Feinden, und hält es für ſchimpflich, des Ueberwundenen zu ſpotten. Der feige Deſpotenſklave hingegen übt ſeine niedrige Rache gern an dem wehrloſen Gegner. Das edle Betragen der Polen gegen den Räuber Szekuly, wird ihnen immer ſo viel Ehre bringen, als dieſem Elenden ſein Betragen Schande macht. A. d. H.

Valenciennes iſt übrigens ein vollkommener Schutthaufen. Eingeſtürzte Gebäude, Leichenhaufen, Bombentrümmer — dieß alles liegt in grauenvoller Miſchung durcheinander. Zwiſchen den Steinen wanken abgezehrte, händeringende Menſchen, die den Leichnam der Ihrigen winſelnd ſuchen, um ihn halbverbrannt wenigſtens einer ungeſtörten Verweſung zu übergeben, und von den Wenigerelenden, einen Biſſen Brod zu erbetteln.

Die Maske der Coaliſirten iſt übrigens hier abgeworfen worden. Valenciennes wurde weder im Namen Ludwigs des XVII. der Puppe, die man aufgeputzt hat, um die dummen groſſen Kinder zu blenden, noch des Grafen von Provence, ſondern im Namen des Kayſers in Beſitz genommen.

So ſieht man denn endlich recht eigentlich, was den Anfängern dieſes Mordkrieges eigentlich im Sinne lag. In den Manifeſten wird Ordnung und Ruhe, Wiederherſtellung der Monarchie und der Religion zur Schau ausgeſtellt, indeß man nichts im Sinne hat, als eine Theilung Frankreichs. Inzwiſchen hat ſchon mancher die Haut des Bären verkauft, ohne dieſen noch erlegt zu haben, und wer weiß, ob diesmal nicht der nemliche Fall eintritt. —

Auch beym Einzug in Longwy und Verdun jubelte man laut, ſtellte Erleuchtungen und Freudenfeſte an, und wie bald waren dieſe Feſtungen wieder verlohren. Auch bey den neuen Eroberungen könnte ein gleicher Fall eintreten, und der übermüthige Sieger, der ſeinen Feind durch unmenſchliche und ausgeſuchte Kränkungen herabzuwürdigen ſucht, wird dann, wenn er ſelbſt um Gnade betteln muß, nur deſto mehr belacht. Wozu am Ende überhaupt die Exaltationen des Nationalhaſſes und der Rache führen ſolle, welche man ſich jetzt von Seiten der Regierungen beynahe überall erlaubt, iſt nicht abzuſehen. Wenn das Feuer ohnehin überall hoch auflodert, ſo iſt es doch wahrlich! ſonderbar, noch Feuerbrände dazu zu legen.

Nächſtens mehr von unſern kriegeriſchen Operationen.

Ihr

M.

Achter Brief.

Nun, mein theuerſter Freund! beginnen gleich nach der Uebergabe von Valenciennes die groſſen, in allen Zeitungen ausppoſaunten unfehlbaren Plane des Oberſten Mack. Ich weiß aber nicht, ob mich eine Ahnung trügen ſollte, die mir immer laut zuruft, daß aus allen dieſen großen angekündigten Entwürfen nicht viel herauskommen möchte. Ich liebe die Eyer nicht, die mit ſo groſſem Geſchrey gelegt werden. Die Franzoſen beobachten hier eine Methode, die mir beſſer gefällt. Man erfährt ihre Abſichten nicht eher, bis ſie ausgeführt ſind.

Ein Stück dieſer Mackiſchen Plane war wahrſcheinlich der große Marſch des Prinzen

Coburg gegen das Cäſarslager bey Bouchain, und des Herzogs von York Verſuch auf Cambray. Beide kamen, ſahen, und — kehrten um, vermuthlich, weil die wachſamen Neufranken die Verſtändniſſe entdeckt haben mochten, auf welche man gerechnet hatte. Gebe Gott, daß ſie auch alle Verſtändniſſe entdecken mögen, welche ganz im Innern, ſelbſt im Schooſe des Convents zu entdecken ſeyn könnten!

Dieſe kleine Promenade war indeſſen nur das Vorſpiel zu der berühmten Belagerung von Dünkirchen. Der Herzog von York griff am 16ten ſchon das Werk mit Freuden an. Die Holländer eroberten unterdeſſen am 18ten das Dorf Lincelles bey Lille, und zechten daſelbſt nach Herzensluſt. Die Franken vergällten ihnen aber dieß Zechen, denn ſie drangen plötzlich ins Dorf, nahmen acht Kanonen und viele Gefangene, wurden aber durch den Herzog von York, wiewohl nicht ohne großen Menſchenaufwand, wieder verjagt.

Was aus der Belagerung Dünkirchens geworden iſt, hat die Zeit gelehrt. Wir Preuſſen mußten uns indeß von den vereinigten Truppen in den Niederlanden trennen, und uns mit einer Anweiſung auf neue erſt zu erobernde Lorbeern in den Gegenden des Oberrheins abſpeiſen laſſen.

Unſer Marſch gieng beinahe zehn Tage lang durch die Ardennen. Warlich! kein reitzender Marſch. In dieſem Gebirge wohnen nur einzelne Menſchen, und faſt das einzige Erzeugniß des Bodens ſind Erdäpfel, die man hier, ſo wie überhaupt in Franken und Schwaben Grundbeeren (corrupte

Krumbirn) heißt. Das Bier iſt Haberbier und das Brod Haberbrod, an welches ſich ein ausländiſcher Gaumen nicht leicht zu gewöhnen vermag. Wir mußten daher durch dieſe unwirthliche Gegenden alle unſre Lebensmittel mit uns ſchleppen, und ſtarben dennoch faſt Hungers.

Bey Luxenburg hatten wir ein wirklich ſchreckliches und ominöſes Lager. Auf eben demſelben Platze ſtanden bey dem Rückzug aus Champagne unſre unglücklichen Landsleute. Noch ragten Menſchen- und Pferdeknochen aus der Oberfläche der Erde hervor, und bey dem geringſten Nachgraben ſtießen wir auf halb verweſte Leichname unſrer Waffenbrüder. Dieſer Anblick konnte warlich! nicht tröſtend für uns ſeyn, auch begannen die Purſche ſchon zu murmeln: dieß ſey ein Vorbild unſeres künftigen Schickſals — eine

Ahnung, welche durch die ſchaudererregenden Erzählungen der Einwohner dieſer Gegenden von jenem Rückmarſche noch mehr aufgeregt wurde.

Luxenburg, dieß Gibraltar des feſten Landes, wie man dieſe Veſtung nicht mit Unrecht nennt, iſt würklich ein kaum zu bezwingendes Felſenneſt. Die Natur hat allein ſchon unendlich viel gethan, und die Kunſt iſt ihr noch zu Hülfe gekommen. — Voll dieſer Ueberzeugung, und bey der Unwahrſcheinlichkeit, daß dieſe Veſtung im gegenwärtigen Kriege einer Belagerung ausgeſetzt werden möchte, hat man die daſelbſt befindlichen Magazine zu Gunſten der koaliſirten Armeen ziemlich ausgeleert.

Die ſchlimmſten Beſchwerlichkeiten unſers Marſches traten in der Gegend des

Hundsrücks ein, welche man den Hochwald nennt, ein wahres teutſches Sibirien. Der Winter tritt hier immer früher ein und hört ſpäter auf, als in den übrigen Gegenden.

Die Kriegsoperationen des Herzogs von Braunſchweig in dieſen Gegenden, die unternommene aber nicht ausgeführte Belagerung von Landau, die Affaire bey Pirmaſens ꝛc. wird Ihnen unſer Freund näher beſchrieben haben *). Hier nur eine kurze Ueberſicht der wichtigſten Affairen bey Weiſſenburg.

Es war nemlich dem General Wurmſer troz ſeiner vielfältigen, zum Theil mit au-

ßeror-

---

*) Dieß bezieht ſich auf die ältern Briefe eines preußiſchen Augenzeugen, in deren 3tem Pack dieſe wichtige Periode des jezigen Kriegs beſchrieben ſeyn wird.

ßerordentlichem Blutvergießen verknüpft geweſenen Verſuche immer nicht gelungen, ſeine Abſichten auf die Weiſſenburger Linien auszuführen, aus dem ganz natürlichen Grunde, weil man dieſe Verſuche immer unglücklich ausgedacht hatte. Der Herzog von Braunſchweig ſah gar wohl ein, daß der Schlüſſel zu dieſen faſt unüberwindlichen Linien weder bey Lauterburg, noch bey der Bienenwaldmühle, weder bey Dörrenbach, noch bey Bodenthal, ſondern bey St. Ingbert liege, und hier fand man ihn auch am Ende. Des Herzogs von Braunſchweig vortrefliche Manoeuvres brachten den gegen ihn fürchterlich verſchanzten Feind über die Saar, er griff am Ende des Septembers den Feind in allen ſeinen furchtbaren Lagern an, und war ſchon am 27ſten September Herr von den feindlichen Neſtern bey Schweigen, Wirzbach, Hornbach, Blieskaſtel und dem faſt unüberwindlichen St. Ingbert. Nun muß ich Ihnen doch auch eine etwas detaillirte Beſchreibung von der Einnahme der Linien ſelbſt durch die kaiſerlichen Truppen geben, welche ohne die preuſſiſchen Manoeuvres nie erfolgt ſeyn würde.

Den 12ten Oktober wurde nemlich die Diſpoſition gegeben, daß der Feind am andern Morgen früh um 5 Uhr in ſeinen verſchiednen Poſten zu gleicher Zeit mit dem Bajonette angegriffen werden ſolle. Schießen und ſogar Laden war bey Todesſtrafe verboten.

Der Prinz von Waldeck hatte in der Nacht bey Selz den Rhein paſſirt, um die Feinde am linken Ufer des Fluſſes zu vertreiben, und Lauterburg im Rücken anzugreifen. Wären nun die Linien forcirt; ſo ſollte er ſich mit dem General Gelaſchitz vereinigen, um, wo möglich, der Garniſon von Luxenburg den Weg nach dem Geisberge hinter Weiſſenburg abzuſchneiden. Den äußerſten linken Flügel der Kaiſerlichen kommandirte General Gelaſchitz; dieſer ſollte einen falſchen Angriff auf Lauterburg machen, und in der Folge mit dem Prinzen von Waldeck gemeinſchaftlich zu Werke gehen. An dieſes Corps ſchloß ſich General Hotze; dieſer ſollte die feindlichen Verhaue im Bienenwalde wegſchaffen, den Feind dahinter vertreiben, die Verſchanzungen bey der Bienenwaldmühle überwältigen, ſich rechts gegen St. Remi wenden, die dortigen Verſchanzungen ſtürmen, und ſo über die Linien gehen. Das Tagewerk des Generals Meſeroſch war die Wegnahme der beiden feindlichen Redouten bey Steinfelden und Niederotterbach. General von **Kospoth** ſollte die zwiſchen Steinfelden und dem Haſtelhof aufgeworfenen Linien angreifen, und endlich das Condeiſche Corps von Bergzabern und Otterbach, an das Gebirge und die doſigen Waldungen angreifen. Sobald alles dieſes geſchehen war, ſollten alle die verſchiednen Corps ſich vereinigen, eine Linie bilden, und links gegen Weiſſenburg vorrücken.

In einer halben Stunde war die Redoute bey Niederotterbach genommen, aber minder glücklich war das Regiment Pellegrini bey Steinfelden. Wurmſer ertheilte Befehl zu einem neuen Angriff. Dieſer gelang endlich, aber das Regiment hatte dabey einen Verluſt von 600 Todten und Bleſſirten, eroberte aber neun Kanonen und eine Haubitze.

Der General Hotze war ſeinerſeits glücklich genug, die ihm aufgetragenen Unternehmungen in vollem Maaße auszuführen, jedoch nicht ohne großen Widerſtand von Seiten der Feinde.

Auch das Condéſche Corps hielt ſich diesmal brav genug. Der Feind mußte 31 Kanonen und alle Zelte und Bagage zurücklaſſen, und ſich theils nach Weiſſenburg, theils hinter den großen Geisberg zurückziehen.

Nachmittags gegen zwey Uhr wurde nach einer fürchterlichen Canonade Weiſſenburg aufgefordert, worauf aber abſchlägliche Antwort erfolgte. Man beſchoß die Stadt, und ſteckte ſie dadurch in Brand. Erſt Abends um ſieben Uhr zog ſich die Garniſon nach dem Geisberge, und wurde, doch ohne Frucht, von der kaiſerlichen Cavallerie verfolgt,

folgt, welche durch ein heftiges Canonenfeuer vielen Schaden litt. Die Thore wurden eingeſchoſſen, und die Wallachen ſtürmten hinein, mordeten, plünderten und ſtahlen, bis General Wurmſer endlich einige Ordnung machte.

Die Kaiſerlichen haben bey dieſer Affaire etwa 900 Mann, die Franken ein paar tauſend verloren.

Der General Wurmſer feierte dieſen Tag nach löblicher Gewohnheit zu Weiſſenburg durch Grauſamkeiten gegen die dortigen Jakobiner, welchen man in dem Stockhauſe zeigte, daß auch wir Deutſche eben ſo grauſam zu ſeyn wüßten, als immer die Franzoſen.

Aus einer unbegreiflichen Zaghaftigkeit verließen die Franken nun auch die Stellung bey Hagenau, welche noch immer ſehr gut zu vertheidigen geweſen wäre.

Noch muß ich Ihnen ein ſchönes Wort des General Pichegru mittheilen, als er die Einnahme der Weiſſenburger Linien erfuhr. „Schlimm, fürwahr,“ ſagte er, „ſehr ſchlimm. Inzwiſchen ſcheinen ſich die Feinde nicht darauf zu verſtehen, ihre errungenen Vortheile zu benutzen. Darum, nur angegriffen, wieder angegriffen, und immer angegriffen, und es wird gehen.“

In meinem nächſten Briefe etwas von den Folgen, welche die Einnahme der Weiſſenburger Linien hatte und — nicht hatte.

Inzwiſchen leben ſie wohl!

Neunter Brief.

Die erſte Folge von der Einnahme der Weiſſenburger Linien war die Uebergabe von Fortlibre, welches, da der Krieg gegen alles, was da frey heißt, geführt, ſogleich wieder in Fortlouis umgetauft wurde, und die Aengſtigung von Landau. Der Kronprinz befehligte die Belagerungsanſtalten, und ſchonte der unglücklichen Stadt warlich! nicht. Unterdeſſen verſuchte man alle Mittel, um ſie durch Verrätherey in die Hände zu bekommen, aber umſonſt.

Der Herzog von Braunſchweig hatte indeß im Lager bey Bitſchweiler Gelegenheit bekommen, Verſtändniſſe in der Bergfeſtung Bitſch zu erhalten. Dieſe blutige, und ohnerachtet ſie mislang, für die Preuſſen ruhmvolle Affaire verdient eine ausführlichere Erzählung um ſo mehr, da die teutſchen Zeitungen, wie es ſchien, gefliſſentlich Stillſchweigen darüber beobachteten.

Saarlouis, Bitſch, la petite Pierre und Lichtenberg waren immer noch feſte Punkte, welche man erſt ſprengen mußte, um auf Landaus Fall mit Gewißheit rechnen zu können. Blieben ſie in den Händen der Neufranken; ſo waren ſie im Grunde nichts als eben ſo viel Päſſe, durch welche der Feind vordringen konnte, um Landau zu entſetzen. Jeden dieſer Päſſe mußte man decken, jedem etwas in den Weg legen, und alſo durch dieſe Zerſtückelung der Hauptmacht die einzelnen Corps ſchwächen. Die Linie der Truppen war 40 Stunden lang, und nur ohngefähr durch 75000 bis 80000 Mann gedeckt.

Noch bedenklicher wurde die Lage der Armeen, wenn die Truppen in die Cantonnirungen rückten. Die Anſtalten des Feindes ließen einen kräftigen Angriff befürchten, um ſo mehr, da der Feind die Kaiſerlichen in den Niederlanden überall geſchlagen hatte, und alſo ſeine ganze Macht gegen den Rhein brauchen konnte. Man mußte alſo darauf denken, ſich der feſten Punkte zu bemächtigen, welche ihm den Zugang ſicherten.

Einer dieſer feſten Plätze war Bitſch, eine Bergfeſtung im Vogeſiſchen Gebürge, zwiſchen Strasburg und Saarlouis, auf einem hohen, länglichten, einzelnen, ſchroffen Felſen, von welchem aus acht Hauptſtraßen beſtrichen und vertheidigt werden können.

Dieſe kleine Veſte hat ſehr gute Werke. Der Hauptwall hat nur zwey eigentliche, und einen vom bedeckten Wege ausgehenden unterirrdiſchen Zugang, der bey dem Commandantenhauſe herauskommt.

Auf der Veſtung waren ungefähr 1200. Mann Beſatzung. Das untenliegende Städtchen war von der Veſtung aus mit 60. Mann beſetzt.

Ein Offizier der Garniſon war zu den Preuſſen übergegangen, auch waren von den in preuſſiſchen Dienſten befindlichen Emigriten mehrere Offiziere vorher in dem Platze geweſen, und kannten die Umſtände deſſelben alle genau.

Auf dieſe Verhältniſſe gründete ſich der Plan, welchen hauptſächlich der Prinz von Hohenlohe entworfen haben ſoll.

In aller möglichen Stille wurde am 16. Abends ein Detaſchement von 1600. Mann ausgehoben, und bekam Befehl, ſich bey Musweiler zu verſammeln. Alles gieng ſo geheim zu, daß man die Beſtimmung dieſes Corps bey der Armee nicht wußte, und nur aus den mitgenommenen Aexten, Beilen, Brecheiſen und dergleichen Geräthſchaften eine Abſicht auf Bitſch ahndete.

Der Herzog von Braunſchweig hatte die Offiziere ſelbſt ausgeſucht, und auch die Gemeinen wurden von den Compagniechefs dazu auserleſen. Jeder mußte ein weiſſes Tuch um den Arm binden, um ſich in der Finſterniß erkennen zu können, vielleicht auch, als ein abgeredetes Zeichen mit den Verräthern in der Veſtung.

Gegen 7. Uhr des Abends ſetzte ſich die kleine auserwählte Schaar in Marſch, und verſammelte ſich bey Nusweiler. Es war eine ziemlich kalte Herbſtnacht, wenige Wolken ſchwebten am Himmel, und dann und wann ließ ſich der Mond auf einige Augenblicke ſehen. Man nahm Abſchied von den Cameraden, und begann raſch das ſchwere Werk.

Oberſt Graf von Wartensleben und der Obriſtlieutenant von Hirſchfeld führten die Männer dieſer Nacht an. Das ganze Detaſchement marſchirte in zwey Colonnen, und war in zehn Attaken abgetheilt, davon neune auf die Veſtung, und eine auf die Stadt abgeſehen war.

Der Oberſt von Wartensleben ſollte das Ganze dirigiren, und der Obriſtlieutenant von Hirſchfeld mit 300. Mann vom Regimente Braunſchweig den Hauptangriff auf das nach der Landauer Straße zu liegende Werk ausführen. Dieſe ſollten durch den gewölbten Gang beym Commandanten-Hauſe herausbrechen, und ſich nach Sprengung der Thore des Commandanten und des Platzes bemächtigen.

Ich muß Ihnen doch zu beſſerem Verſtändniß die Diſpoſition ſelbſt abſchreiben. Sie lautete folgendergeſtalt:

„Sämmtliche Commandirte laſſen ihre Torniſter, Patrontaſchen und Säbel im Lager. Die Säbelkuppeln werden ohne Säbel über den Rock geſchnallt. 30 Patronen werden in die Rocktaſche geſteckt, wovon 20. eingewickelt werden. Die Unteroffiziere laſſen ihre Kurzgewehre nebſt Torniſter ebenfalls im Lager, und nehmen dagegen ein Schützengewehr und 20. Schützenpatronen.

Dieſe Abtheilung geht im Graben von dem kleinen Kopf die Treppen hinauf, wo man oben im Schloſſe bey des Commandanten Wohnung herauskommt; 30. Mann ausgeſuchte Leute werden beſtimmt, in des Commandanten Wohnung einzudringen, und ſich ſeiner Perſon todt oder lebendig zu bemeiſtern."

„Von dieſer Abtheilung erſteigen zuerſt 24. Bewafnete die Leitern, wovon 12. Mann 12. Schritte links, die andern eben ſo weit rechts laufen, und die Flanken der Abtheilung decken. Auf dieſe 24 Bewaffnete folgen die Arbeiter, nemlich 4. Mann mit Hebeiſen, 2. mit großen Hämmern und Brecheiſen, und 2. mit Aexten, Beilen und ſtählernen Keilen, die ſie in der Taſche mittragen; auf die Arbeiter folgt der Reſt der Abtheilung."

„Die erſten 40. Mann greifen die zur Rechten ſtehende Wache bey ihren Debouchee im Schloſſe an; unterdeſſen ſprengen die Arbeiter die Thüre des Gewölbes, welche in den kleinen Kopf führt; ſie verfolgen das Gewölbe linker Hand, und kommen beym Hauſe des Commandanten heraus.“

„Die Führer ſind der Capitain du Tellin und ein Mann aus der Gegend.“

„Die Wagen zur Fortbringung der Bleſſirten ſtehen bey dem Roſcharshofe.“

Soweit die Diſpoſition, nun auch ein paar Worte von der Ausführung.

Die Colonnen waren glücklich genug, die Veſtung zu umgeben, und den Angriff auf der Strasburger Seite unternehmen zu können, von welcher die Garniſon am wenigſten irgend eine Attake vermuthete.

Eben war Mitternacht vorbey, als die Tête der Colonnen am Fuße des Glacis angekommen war. Die erſte Schildwache an den in der Mitte des Berges befindlichen Palliſaden pfiff ſich ein republikaniſches ça ira, um munter zu bleiben. Auſſerdem ſchallte kein Laut durch die Stille der Nacht, als dann und wann der wechſelſeitige Zuruf der fränkiſchen Poſten.

Feyerlich und ſtille erſtieg die Colonne den Berg. Niemand in der Veſtung ließ ſich einen Ueberfall träumen. Die Schildwache an den Palliſaden ſchien zwar etwas zu erblicken, und rief: qui vit? allein auf die Antwort: Republique françaiſe war ſie ruhig, bis die Spitze der Avantgarde ihr, ſo zu ſagen, auf der Naſe war. Nun warf die Schildwache ihr Gewehr weg, lief davon, zwey andre Poſten wurden von den

Preuſſen ſchnell niedergemacht, die Palliſaden überſtiegen, und ſo waren denn die Angreifer glücklich im bedeckten Weg.

Aber hier änderte ſich die Szene gar ſchnell. Zwey Poſten gaben Feuer, man hörte den Lärm des Angriffes auf die Stadt, und im nächſten Augenblick war die fränkiſche Garniſon aufgeweckt. Ueberall erſcholl es: aux armes! L'ennemi! Ici, citoyens! Allons Camerades! Die Lärmtrommel, das Schieſſen der Poſten, und der Ruf der Ermunterten donnerten in einer gräulichen Miſchung durcheinander.

Der Angriff auf die Stadt war indeß glücklich ausgeführt, und die dortige Garniſon zu Gefangenen gemacht worden. Da einmal die Franken in Allarm gebracht waren; ſo begannen nun die Preuſſen muthig die Erſteigung der Wälle, und im Anfange gelang es ihnen ziemlich. Aber plötzlich ſtürzten von oben Balken, Steine, Kugeln, Handgranaten und gehacktes Eiſen auf die Stürmenden herab, und ſchmetterten ſie troz ihrer würklich nicht genug zu lobenden Beharrlichkeit und Tapferkeit zurück.

Ein wildes Geſchrey tönte von allen Seiten, und es ſollte auch von dieſer Seite tönen, um die Aufmerkſamkeit der Belagerten von dem obengedachten Hauptangriffe im gewölbten Gange abzulenken. Allein das Schreyen theilte ſich mit, und das Krachen des erſten aufgeſprengten Thors machte die Neufranken aufmerkſam. Im Augenblick begann alſo durch die Oefnungen des Gewölbes ein mörderiſches Feuer. Die Preuſſen ließen ſich dennoch nicht abhalten. Unter fortwährendem Blutvergießen ſprengten ſie zwey Thore, und bis zum dritten war der Weg bereits frey.

Um das Schreckliche, über alle Beſchreibung Schreckliche der Lage, in welcher ſich die Preuſſen befanden, zu fühlen, müſſen Sie folgende Umſtände beherzigen:

Der gewölbte Gang war ſo enge, daß gerade drey Mann nebeneinander ſtehen konnten; natürlich waren dieſe augenblicklich getödtet oder verwundet, und in eben dem Augenblick ſtanden auch drey andre wieder an ihrer Stelle, um das nemliche Schickſal zu erfahren. Die Verwundeten konnten ſich faſt unmöglich durch die dichten Reihen hinter ihnen drängen. Die Arbeiter, um das Thor zu ſprengen, wurden erſchoſſen, ehe ſie noch beginnen konnten, indem ein andrer das ihnen entfallene Handwerkszeug vom Boden aufnehmen wollte, ſtürzte auch dieſer wieder hin, und ſo gieng es weiter. Die mitgebrachten Beile und Brecheiſen, wenn es ja einmal gelang, ſie anzuſetzen, waren zu ſchwach und brachen; Steine, Balken, Kugeln regneten auf die Angreifenden.

Demohngeachtet lieſſen die Preuſſen nicht nach; jeder ſuchte auf ſeine eigne Art zum Zweck zu gelangen, und alles war umſonſt. Mancher glaubte, vielleicht einen andern Schlupfwinkel zum Eindrängen zu finden — mancher rannte, troz der augenſcheinlichen Todesgefahr, wüthend mit der Flintenkolbe gegen das verſchloſſene Thor. Ein anderer bildete ſich ein, man würde in die Veſtung dringen können, wenn etwa die Garniſon ſelbſt das Thor öfnete, um die Preuſſen gänzlich aufzureiben, und verſuchte, die Franken durch Spott und Hohn zu Ausfällen

len zu reizen. Alles war umſonſt; es drohte Tag zu werden, und nach vier ſchrecklichen Stunden zog man ſich unverrichteter Dinge zurück.

Aber nicht alle, die da ausgegangen waren, giengen auch wieder heim, und mancher lag todt oder verwundet auf dem Kampfplatz, mancher hatte ſich in den Gewölben der Veſte verirrt. Auch der Rückzug war nicht wohlfeil, ein fürchterliches Feuer mit kleinem Gewehr begleitete die Preuſſen den Berg hinab, und die Canonen donnerten noch auf die Chauſſee hin.

1600 Mann waren ausgezogen, aber viele davon waren das Opfer dieſes Wagſtücks geworden, welches den Preuſſen 24 Offiziere, 21 Unteroffiziere, und 518 Gemeine koſtete. Am allermeiſten hatte das

Regiment Braunſchweig gelitten. 300 Mann deſſelben hatten der Affaire beygewohnt, und davon waren 8 Offiziere, 8 Unteroffiziere und 189 Gemeine gefallen. Selbſt die beyden Anführer der Unternehmung, Oberſt Graf von Wartensleben und Obriſtlieutenant von Hirſchfeld waren verwundet worden.

Man müßte übrigens ſehr ungerecht ſeyn, wenn man den Preuſſen abſprechen wollte, daß ſie bey dieſer Gelegenheit einen wahrhaft ſtandhaften und über alle Verläumdung erhabenen Muth gezeigt haben.

Nächſtens von dem blutigen Treffen bey Lautern.

Vergeſſen Sie nicht

Ihren

* * *.

Zehnter Brief.

Das Ende des Septembers, der ganze Oktober und die erſten Wochen des Novembers waren warlich! ein trauriger Zeitpunkt für die Preuſſen. Luft, Wind und Regen ſchienen ſich mit dem Feinde verſchworen zu haben, um uns unſre Lage ſo verdrüßlich, als möglich, zu machen. Dazu kam noch ein fürchterlicher Gegner — der Hunger. Die Gegenden an der Saar waren rein ausgeleert, die Wege wurden mit jeder Stunde grundloſer, und es war keine Möglichkeit, uns auf denſelben ferner Lebensmittel zuführen zu können. In der Nacht vom 16. zum 17. November mußten wir daher unſre Stellung längſt der Saar ändern, und uns hinter die Lauter zurückziehen, wo wir weniger ausgedehnt ſind, das preuſſiſche Belagerungs-Corps vor Landau kräftiger decken, und, was die Hauptſache iſt, das Centrum aller Kriegsoperationen, den Magen befriedigen können.

Die Feinde hatten gar nicht Luſt, uns ſo wohlfeilen Kaufs heimziehen zu laſſen. Alle Tage neckten ſie unſern Rückzug, und am 17. 19. und 20. November gab es bey Blieskaſtel und Biſſingen, bey Homburg und Zweybrücken blutige Köpfe genug. Dennoch vermochte der Feind troz ſeiner Ueberlegenheit an Mannſchaft und ſeiner wirklich furchtbaren Artillerie nichts über das Corps des General Grafen von Kalkreuth.

Endlich langten wir glücklich hinter der Lauter an, und bezogen eine auſſerordentlich gut verſchanzte Stellung. Der Feind kam mit funfzig- bis ſechzigtauſend Mann, und erhielt uns am 27ſten beſtändig unter dem Gewehr. Der Herzog von Braunſchweig, der einen Hauptangriff voraus ſah, ſchickte die Bagage zurück, und traf alle Anſtalten, um des Feindes Abſichten kräftig zu vereiteln.

Am 28. trieb der Feind den Poſten unter dem Oberſt Szekuly bis auf die Hoheneckerhöhe zurück, und es kam zu einer lebhaften Canonade, welche bis in die ſpäte Nacht dauerte, wo ſich der Feind endlich in den nahen Wald zurückzog.

Sobald am 29. der Tag anbrach, marſchirte der Feind gerade auf Mohrlautern zu. Ein Kanonenfeuer begann, als ſollte Himmel und Erde einſtürzen, und endlich ſtürmten die Franken haufenweiſe auf unſre Batterien, die vortheilhaft genug angelegt waren, um jedes Unternehmen zu vereiteln. Inzwiſchen zogen ſich die Stürmenden nicht eher zurück, bis ſie ihren verwegenen Angriff mit einer Menge Todten bezahlt hatten. Auch der rechte Flügel der Preuſſen wurde an dieſem Tage von einer Colonne franzöſiſcher Infanterie angegriffen. Die preuſſiſchen Carabiniers wieſen ſie aber nachdrucksvoll zurück.

Die Nacht war nur ein Ruhepunkt für die beyderſeitigen kampfbegierigen Krieger. Denn ſchon am Morgen des 30. Novembers gieng das Blutvergieſſen wieder von neuem an. Eben die fürchterliche Kanonade, wie Tags vorher, eröfnete das Schauſpiel, und bald ereigneten ſich noch blutigere Szenen.

Denn dießmal griff der Herzog ſelbſt zuerſt muthvoll an. Die Sachſen hielten ſich bey dieſer Gelegenheit auſſerordentlich brav, litten aber auch auſſerordentlich. Ihre Dragoner kamen mit den feindlichen zuſammen, und Blut floß von beyden Seiten, wie Waſſer. Endlich, nachdem der Sieg lange Zeit zweifelhaft geweſen war, ſtieg der Franken Schaale, und die preuſſiſche fiel. Die linke Flanke des Feindes ward angegriffen, und er dachte auf Zurückzug. Die preuſſiſchen Carabiniers ſtürzten in dieſem kritiſchen Augenblicke, wie ein Gewitter, in den Keſſel bey Mohrlautern hinab, und nöthigten den überraſchten Feind, ein Bataillon quarré zu formiren, um ihren Angriff nur einigermaſſen abzuhalten. Die Preuſſen riſſen einige ihnen im Wege ſtehende Zäune nieder, und kamen endlich zum Einhauen. Die Flucht der Nationalen geſchah nun ſo unordentlich, daß die meiſten ihren Tod in der Lauter fanden.

Dennoch war der Feind noch nicht ruhig, ſondern begann einen fürchterlichen Angriff auf das Corps des Herzogs von Weimar bey der Galgenſchanze. Auch hier fanden zwar die Franken den muthigſten Widerſtand, würden aber vielleicht doch durchgedrungen haben, wenn nicht das Regiment Heinrich durch einen ungemein brav ausgeführten Angriff ſo glücklich geweſen wäre, die Angreifenden nochmals in den Wald zurückzujagen.

Die Nacht brach nun herein, und die Preuſſen mußten abermals in der gewiſſen Erwartung leben, am andern Tage das Treffen erneuert zu ſehen. Denn noch war durch dieſe blutige Treffen nichts gewonnen worden, als daß jeder Theil ſeinen vorigen Platz behauptet hatte. Allein das Heer der Franken war doch zu ſehr geſchwächt worden, um einen neuen Verſuch zu beginnen, und zog ſich in größter Eile zurück.

Was dieſe drey blutigen Tage den Feinden gekoſtet haben, beläuft ſich nach ihrer eignen Angabe an 6000 Mann. Das Feld war, wie mit Leichen beſäet, und obgleich alle Landleute der umliegenden Gegenden mehrere Tage lang von Morgens bis auf den Abend ſich mit der Begrabung der Todten beſchäftigten; obgleich dieſe Arbeit ſo oberflächlich betrieben wurde, daß gewiß mancher Ohnmächtige lebend in die Grube kam, und hier und da ein Bein oder ein Arm über die Erde herausragte, ſo vergiengen doch mehrere Tage über dieſer traurigen Arbeit.

Ich kann nicht umhin, hier ein paar Worte über ein Raiſonnement zu ſagen, das man, ſo abgeſchmackt es auch iſt, dennoch öfter hört, und allgemeiner glaubt, als man es dem Verſtande unſrer deutſchen Landsleute zutrauen ſollte.

„Ja, ſagen ſo manche politiſche Kannen„gieſſer, man ſieht es izt ganz augenſchein„lich, daß es dem König von Preuſſen nie „rechter Ernſt mit dem Kriege gegen Frank„reich war. Seit dem Rückzug aus Cham„pagne und den Unterhandlungen mit Dü„mourier war der ganze preuſſiſche Krieg „weiter nichts, als eine bloſſe Spiegelfech„terey.“

Wie ſonderbar doch zuweilen gewiſſe Leute eben dann radotiren, wenn ſie etwas recht kluges zu ſagen glauben. Ich dächte, bey der mindeſten kaltblütigen Ueberlegung muß man einſehn, daß es den Preuſſen recht ſehr Ernſt war, kräftig gegen Frankreich zu agiren. Ich will mich nicht einmal auf das bekannte Manifeſt und auf die in Champagne beinahe gänzlich aufgeriebene preuſſiſche Armee berufen, nein! es ſoll nur das Treffen bey Lautern, als ein Probſtück aus einer neuern Periode für mich ſprechen.

Nicht, als ob ich die ſchönen Fabeln von Preuſſens Aufopferung fürs Deutſche Reich für mehr hielte, als für das, was ſie würklich ſind, für Cabinetsfloſkeln. Ich bin überzeugt, daß das liebe langſame, zur Vertheidigung und zum Angriff gleich lahme deutſche Reich in dem ganzen Kriege nicht viel anders betrachtet wurde, als ein elender Pharao-Spieler, den man mitnimmt, weil er doch auch ſeine paar Groſchen in die Bank wirft, und allenfalls das Zimmer zum Spiel verzieht. — Aber wahr iſt es doch auch auf der andern Seite, daß Preuſſen bey alle den Treffen und Mezeleyen, die in dieſem Kriege vorgefallen ſind, ſo thätig mitgewürkt hat, als irgend eine andere Macht; daß die wenigen Vortheile, welche den koaliſirten Truppen dann und wann einmal zu Theil wurden, hauptſächlich durch preuſſiſche Truppen erkämpft waren; und daß Frankreich zwar nie bezwungen, aber doch kräftiger bekämpft worden ſeyn würde, wenn nicht eine gewiſſe kleinlichte Eiferſucht ſich Mühe gegeben hätte, alle dieſe einzelne Triumphe fruchtlos zu machen. — Man wollte lieber nicht ſiegen, als Preuſſiſchen Waffen den Sieg verdanken.

Daß Preuſſen ſich am Ende dafür wenigſtens einigermaßen rächen, und auf irgend eine Art bezahlt machen wird, glaube ich, vorausſehen zu können, [illegible] ſollte die Bezahlung — in Polen geholt werden. Die kleinen Deutſchen Souverains, deren Eitelkeit es ſo ſehr ſchmeichelte, ſich mit groſſen Monarchen zu koaliſiren, und, zur Erhaltung ihrer Majeſtätsrechte über ein paar Acker Land, welche ſie ihre Staaten zu nennen belieben, einige zuſammengerafte Soldaten zur allgemeinen Schlachtbank zu ſenden, werden freilich am Ende gewaltig ſchiefe Geſichter ſchneiden, wenn ſie einſehen, daß ſie nicht viel mehr, als die Bauern im Schachbrett geweſen ſind. Allein — wem nicht zu rathen ſteht, dem ſteht auch nicht zu helfen, und die kleinen Nabobs haben noch obendrein den Vortheil, daß ſie ihre Sottiſen blos mit ihrer Unterthanen Blute bezahlen dürfen.

Am Ende wird eine von den Mächten nach der andern vom Schauplaz abtreten, und nach kräftigen Betheurungen ihrer Aufopferung fürs allgemeine Beſte und für die Erhaltung der Religion und Ordnung verſichern, daß die Pflichten gegen ihre Unterthanen nicht mehr erlauben, dem Kreuzzuge ferner beizuwohnen. Das heilige Grab bleibt dann unerobert, und das wäre wohl das kleinſte Unglück; aber wer wird die Wunden heilen, welche dieſer Krieg ſo vielen Ländern geſchlagen hat, wer die Hütten wieder aufbauen, die verbrannt, die Saatfelder wieder herſtellen, die zertreten worden ſind? Niemand, und ſo bleibt es denn ewig wahr, was die Alten in dem noch immer nicht genug beherzigten Satz ausdrückten:

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi d. h. in reines Deutſch überſezt: Wenn die großen Herren Luſt haben, uns ferner zu treten, ſo ſchlachten ſie ein paarmalhunderttauſend ihrer Unterthanen, dehnen ſich dann, wenn der Schlag mißlingt, auf dem Sopha, oder kriechen zur Maitreſſe, und ſagen, wie ein bankroutirter Spieler, der mit fremdem Gelde eine Bank gemacht hat: „Von anderer Haut läßt ſichs gut Riemen ſchneiden.“

Nächſtens mehr.

Eilfter Brief.

Die Schlacht bey Lautern iſt, nebſt allen dadurch erlangten Vortheilen vergebens geweſen. Die Feinde ſind Meiſter beinahe vom ganzen linken Rheinufer.

Wie dieß alles zugegangen iſt, wird erſt die Nachwelt richtig beſchreiben und erklären können. Oeſterreichiſche und Preuſſiſche Berichte widerſprechen ſich ſo gänzlich, und jeder Theil ſchiebt die Schuld dieſes Unglücks ſo vollkommen auf den andern, daß ich, da ich nicht Kenner genug in der Kriegskunſt bin, um mein eignes Urtheil zu fällen, Ihnen hier weiter nichts als einen Auszug aus dem preuſſ. Berichte liefern kann, den ich mit einigen Anmerkungen begleiten will.

Es war nemlich, da der Feind große Verſtärkungen erhalten hatte, und Landau auf dem Punkte ſtand, zu fallen, leicht vorauszuſehen, daß die Neufranken Anſtalten treffen würden, den Verbündeten einen Strich durch die Rechnung zu machen. Würklich wurde der Graf Wurmſer mit ſeinem Corps immer beunruhiget. Der Herzog von Braunſchweig hielt alſo für rathſam, die in dem Anweiler Thal poſtirte Truppen zu verſtärken und begab ſich ſelbſt den 13. Dezember nach Bergzabern.

Der Feind bemächtigte ſich der Poſten von Tambrück und des Waldes zu Marienthal, beſezte am 14. die Anhöhe bey Mechthel und den Wehneberg bey Lembach, griff am 15.

die Poſten bey Lembach, Wördt und Reichshofen mit einer unbeſchreiblichen Wuth an, und wurde nur durch 9. Preuſſiſche Infanterie-Pelotons noch in ſeinen ſiegreichen Fortſchritten aufgehalten.

Am 16. Dezember erneuerte der Feind ſeine Angriffe, aber fruchtlos. Hiebey iſt zu bemerken nöthig, daß der Herzog von Braunſchweig ſchon am 12. Oktober und nachher mehrmals darauf gedrungen hat, daß der Graf von Wurmſer die Stellung hinter der Motter verlaßen, und eine ſicherere hinter der Suur nehmen ſolle, allein umſonſt. Wahrſcheinlich glaubte der Graf, dieſe zweite Stellung bleibe ihm noch immer übrig, allein der Erfolg hat bewieſen, wie ſehr er ſich irrte.

Am 22. Dezember Morgens zwiſchen 9. und 10. Uhr marſchierte der Feind in 2. Colonnen gegen Froſchweiler an, eröfnete um 11. Uhr Mittags den Angriff durch eine heftige Canonade, attakirte das im Froſchweiler Walde befindliche Bataillon von Thun, drang ins Dorf ſelbſt, griff im links gelegenen Wald das dort geſtandene Bataillon Szekler und die 3. Compagnien vom Servier Freykorps mit unbeſchreiblicher Wuth an, und ſchmiß endlich alle dieſe Truppen in der größten Unordnung zurück, wobey faſt alle abgeſchnitten worden wären. Der Poſten bey Desberg wurde ebenfalls von den Kaiſerlichen verlaſſen, und ſich hinter die Suur gezogen.

Der General von Hoze fand für gut, den wichtigen Poſten von Liebfrauenberg, der allein die Armee vor der Gefahr ſchützte, tournirt zu werden, in der Nacht über Hals und Kopf zu verlaſſen.

Der Herzog von Braunſchweig, der ſich unmöglich vorſtellen konnte, daß man einen ſo wichtigen Poſten, ohne weitere Urſachen nicht behaupten würde, fertigte noch in der Nacht den Hauptmann Kampz an den General der Kavallerie, Grafen von Wurmſer, ab, um ihm den gegebenen Rath nochmals ſchriftlich zu wiederholen. Er forderte den Grafen von Wurmſer auf, die Stellung bey Hagenau zu verlaſſen, ſeinen rechten Flügel an den Liebfrauenberg, und den linken an den Rheinſtrom zu ſtützen; den Feind, wofern es nur immer möglich wäre, den 23. Dezember anzugreifen, und ihn aus Wördt, welches er beſezt hatte, zu vertreiben. — Allein der wichtige Poſten war einmal verlaſſen, und alſo die Ausführung dieſes Vorhabens unmöglich. Auch die Preuſſen mußten alſo den Poſten bey Lembach aufgeben, ſich auf die Scherhöle und den 23. Dezbr.

von

von Bobenthal nach Weiler rechts der Scherhöle zu ziehen.

Den 24. Dezbr. beſezte die Kaiſerliche Armee die Anhöhen von Weiſſenburg, lehnte ihren rechten Flügel an den Geisberg, und zog den linken gegen Lauterburg.

Am 25. Dezember Morgens waren ſchon beinahe alle Oeſterreichiſche Generale entſchloſſen, die Stellung bey Weiſſenburg zu verlaſſen, mit der Armee über den Rhein zu gehn, und alſo, was die natürliche Folge davon ſeyn muſte, die Aufhebung der Blokade von Landau zu bewürken.

Als dieſer Entſchluſs dem Herzoge von Braunſchweig durch den General Funk bekannt gemacht wurde, erklärte der Herzog: „Bey gegenwärtigen Umſtänden ſey an kei-

„nen Rückzug zu denken, vielmehr müſſe
„man den Feind angreifen und ſchlagen.
„Der Herzog ſehe ſich in die Nothwendigkeit
„geſezt, zu erklären, daß er zu einem
„Schritt, welcher beyde Armeen auf immer
„vor der ganzen Welt entehre, niemals ſeine
„Einwilligung geben werde.

„Ein Rückzug dieſer Art, ohne im geringſten
„etwas gegen den Feind zu unternehmen,
„ſey nicht zu entſchuldigen, da
„ſelbſt im unglücklichſten Falle eine verlorne
„Schlacht nicht traurigere Folgen haben könne,
„als dieſer Rückzug.“ Warum nun dieſer
Angriff dennoch nicht ſtatt hatte, darüber
ruht noch eine große Dunkelheit.

In der Königl. Preuſſ. offiziellen Relation heißt es:

„Unglücklicher Weiſe unterblieb dieſer „Angriff, und die Truppen, welche zu dem „Ende bereits vorgerückt waren, mußten ſich „wieder zurückziehn.“

Im Tagzettel der Wurmſeriſchen Armee hingegen wird die Urſache der Unterlaſſung mit folgenden Worten angegeben:

„Den 26. mit Tages Anbruch, kamen Se. „Durchlaucht, der Herr Herzog von Braun„ſchweig zu mir (dem Grafen Wurmſer) und „äuſſerten ſich, daß Sie im Anweiler „Thal vom Feind angegriffen ſeyen, da„her die gemeinſchaftlich beſchloſ„ſene Attake nicht mehr ſtatt haben „könne.“

Mögen ſich nun beyde Theile vereinigen, ich liefere Ihnen blos die Geſchichtserzählung.

Der Herzog warnte nemlich den Grafen Wurmſer, ſich mit dem Feind ganz und gar nicht einzulaſſen, da man doch die ernſtliche Abſicht einmal nicht habe, ihm eine Bataille zu liefern, und der Graf Wurmſer ertheilte auch würklich den ſchon in Colonnen ausgerückten Truppen den Befehl, ſich ruhig zu verhalten. Allein es geſchah dennoch nicht.

Die wichtige Affaire am 26. Ihnen unpartheiiſch zu ſchildern, iſt — ich geſtehe es gerne — eine Arbeit, die mir bange macht. Als Augenzeuge kann ich Sie mit nichts weiter, als einer Beſchreibung der gräßlichen Mezelen auf den Anhöhen bey Weiſſenburg unterhalten; damit würde Ihnen aber wenig gedient ſeyn, da Sie lieber die Urſachen dieſes ſchrecklichen Rückzugs wiſſen möchten.

Hier aber treſſe ich auf eine ſolche Menge Widerſprüche, daß ich nicht weiß, wie ich mich herauswickeln ſoll. Jeder Theil ſchiebt die Fehler dieſes Tags auf den andern Verbündeten, und am Ende — haben beyde Recht.

Die verſchiedenen Relationen haben bekanntlich ſogar einen Zweykampf zwiſchen dem General Hotze und dem Hauptmann von Kampz veranlaßt. Unglücklicher Weiſe haben aber Zweykämpfe das Eigne, daß dadurch vielleicht die perſönliche Herzhaftigkeit der Kämpfer, aber keineswegs ein Saz bewieſen wird, der den Anlaß zum Streite gegeben hat.

Ich kann mir alſo nicht anders helfen, als daß ich gleich hintereinander die verſchiedenen Berichte beyder Partheyen, ſo weit ſie den wichtigen 26. Dezbr. betreffen, abdrukken laſſe, und mich dabey aller Anmerkungen enthalte. Blos zum Voraus will ich, um hernach ganz ſchweigen zu können, mir einige Erinnerungen erlauben.

1.) Werden Sie ſich nicht an der geringen Anzahl der im Wurmſeriſchen Bericht angegebnen Todten und Verwundeten ſtoſſen. Sie wiſſen ſchon, wie richtig dergleichen Angaben immer zu ſeyn pflegen, und können die Rekrutirung mit den Todtenliſten vergleichen.

2) Läßt ſich aus dieſen Widerſprüchen auf die Einigkeit ſchlieſſen, welche zwiſchen Preuſſen und Oeſterreichern geherrſcht hat. Beyde Theile führen eine Sache, beyde Theile wollen einerley Zweck, dennoch nimmt der eine Theil eine Stellung, von

welcher der andere behauptet, daß ſie äuſſerſt fehlerhaft iſt, und durchaus nicht behauptet werden könne; dennoch wiſſen beyde Theile am Morgen, da eine entſcheidende Schlacht geliefert werden ſoll, noch nicht, ob ſie angreifen wollen, oder nicht?

3) Nach dem Oeſterreichiſchen Bericht geſchah dieſer Rückzug in der größten Ordnung, nach dem Preuſſiſchen war er eine übereilte Flucht, wobey blos die Beſezzung einer Anhöhe den Oeſterreichiſchen linken Flügel von der Gefahr rettete, gänzlich abgeſchnitten zu werden.

4) Aller Bitten des Herzogs von Braunſchweig ohngeachtet, ſich nur einige Tage über dem Rhein zu halten, eilte der Graf von Wurmſer doch, ſo ſehr er konnte, und dadurch wurde die ganze Preuſſiſche Armee der

größten Gefahr ausgeſezt, und das Belagerungsgeſchüz bey Landau fiel in die Hände des ſiegenden Feindes.

5) Vier Wochen vor dieſer Niederlage wurde in dem Moniteur bemerkt:

> Daß der Graf von Wurmſer ein elender Held ſey, der nichts als mit ſeinem nichtswürdigen Geſindel rauben und plündern könne! daß ſeine Unkunde der erſten Regeln der Kriegskunſt ſich durch die Stellung ergebe, welche er izt genommen habe, und daß ihm die fränkiſchen Armeen in kurzem das Geleite bis nach Mannheim, wo nicht gar bis Mainz geben würden.

6) Demohngeachtet ſind die fränkiſchen Armeen nichts als ein Haufen Geſindels,

und ihre Generale ſind nur durch die Memoiren des Vauban und Türenne im Stande, den ſiegenden Coaliſirten Widerſtand zu thun, welche eheſtens in Paris der Hyder den Kopf zertreten werden. (S. die Bemerkungen eines Preuſſiſchen Offiziers über den Feldzug von 1793. und die berühmten fliegenden Blätter.)

Nachdem ich dieſe kleine Nutzanwendung vorausgeſchickt habe, ſchreite ich in meinem nächſten Brief zum bloßen Abdruck der offiziellen Varianten, und werde es Ihnen überlaſſen, weitere Folgerungen daraus zu ziehen, oder nicht zu ziehen. Bis dahin leben Sie wohl!

Zwölfter Brief.

Ich halte Wort, theuerſter Freund, und liefere Ihnen die Affaire vom 26. nach den beyderſeitigen Rapports, um ſie dann ſelbſt in den Stand zu ſetzen, zu urtheilen, welcher am meiſten ſich der hiſtoriſchen Wahrheit nähern möge. Alſo zur Sache.

Preuſſiſcher Rapport.

„Ohne Zeitverluſt machte man die nöthigen Vorkehrungen, um den Feind zum zweitenmal kräftig zu empfangen, im Fall er würklich die Abſicht hätte, auf dieſer Seite eine ernſthafte Unternehmung zu wagen.

Man hatte beſchloſſen den Feind mit der Kaiſerlichen Armee bey Weiſſenburg anzugreiſen, und mit den Preuſſen in Verbindung, dieſen Angriff zu bewürken; unglücklicher Weiſe unterblieb dieſer Angriff und die Truppen, welche zu dem Ende bereits vorgerückt waren, mußten ſich ſogar wieder zurückziehen; doch blieben 7. Bataillons Oeſterreicher und 8. Diviſionen Kavallerie in einer kleinen Entfernung dem Feind im Geſicht in einer ſchiefen Stellung ſtehen, der linke Flügel gegen Schlichtſtall und der rechte gegen den Geisberg zu; der Feind machte auf dieſe Truppen ein lebhaftes Kanonenfeuer, welches ſie nöthigte, ſich auf den Geisberg zu ziehen.

Der Feind zog ſich hierauf von den von ihm bereits beſezten Anhöhen wieder herunter, zwang die Kayſerlichen Truppen ihre Stellung

lung zu verlaßen, und einer weit überlegenern Macht, nemlich einem Angriff von 18. bis 20. Bataillons, einigen Kavallerie-Regimentern, nebſt einer furchtbaren Artillerie zu weichen.

Nachdem des Herrn Herzogs Durchlaucht den Feind von den Anhöhen verjagt hatten, nahm er mit 8. Bataillons von Oeſterreichs Reſerve-Corps eine ſolche Stellung, wodurch der Feind, vermittelſt einer wohlbedienten Artillerie, zurückgehalten und verhindert wurde, die Armee auf ihrem Rückzuge bis nach Weiſſenburg zu verfolgen.

Note des Herrn Hauptmann von Kampz.

Sr. Herzogl. Durchlaucht wiederholten Warnungen ohngeachtet, ſich mit dem Feind, da man doch die ernſtliche Abſicht nicht habe, ihm eine Bataille zu liefern, nicht einzulaſſen, fand lezteres dennoch Statt.

Unglücklicher Weiſe, wurde der tapfre Oberſt von Götze, in einem Angriff, wodurch er den Feind von einer vortheilhaften Anhöhe auf der Scheerhöhle trieb, ſchwer verwundet. Dieſer Vorfall nöthigte den Herzog, um bey Behauptung eines ſo wichtigen Poſtens ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn und ſeine deshalb nöthigen Befehle ertheilen zu können, ſich in Perſon an dieſen wichtigen Poſten zu begeben.

Einer der dickſten Nebel verhinderte ſchlechterdings, das was auf dem linken Flügel der Oeſterreicher vorgieng, wahrzunehmen oder zu hören.

Da man aber dennoch bemerkte, daß das Feuer immer mehr hin gegen Weiſſenburg ſich nähere; ſo eilten Se. Herzogl. Durchlaucht in vollem Galopp dahin, und fanden bey Ihrer Ankunft der Oeſterreicher linken Flügel in völliger Unordnung.

Die feindliche Artillerie beſezte bereits die Anhöhe, wodurch man die Communikation mit Weiſſenburg zu unterhalten ſuchen mußte, und die franzöſiſche Kavallerie war eben im Begriff, zwiſchen dieſer Stadt und Oeſterreichs Armee Poſto zu faſſen, welches ſogar ihren Rückzug gänzlich unmöglich gemacht hatte. In einem ſo entſcheidenden Augenblick ſammelte der Herzog, mit dem Degen in der Hand, ſogleich einige Oeſterreichl. Bataillons, und führte ſie gerade auf den Feind an; dieſe vertrieben denſelben auch glücklich von den Anhöhen; nach einer ſo tapfern Aktion formirte Se. Herzogl. Durchlaucht des Kaiſerlichen rechten Flügels Truppen, ſtellten unter ihnen die gröſte Ordnung wieder her, und retteten dadurch beſagte Armee von einer gänzlichen Niederlage.

Der Oeſterreichiſche General Graf von Wartensleben unterſtüzte währender Zeit Se. Herzogl. Durchlaucht mit gröſter Lebhaftigkeit, und trug wirklich vieles zum glücklichen Ausgang dieſer mislichen Sache bey.

Der Herzog ließ, durch Offiziers, welche Se. Durchlaucht begleiteten, namentlich die Herren von Kampz und von Fritſch, einige Truppen Oeſterreichiſcher und Preuſſiſcher Cavallerie dahin ſtellen; dieſes geſchickte Manoeuvre verhinderte des Feindes weitere Vorſchritte, er begnügte ſich, auf die Truppen, welche ſich von 6. bis 8. in gröſter Eile errichteten Batterien zurückzogen, zu kanoniren."

Wurmſeriſcher Tagzettel.

„Den 26. mit Tages Anbruch kamen Se. Durchlaucht, der Herr Herzog von Braunſchweig zu mir, und äuſſerten ſich, daß Sie im Anweiler Thal vom Feinde angegriffen ſeyen, daher die gemeinſchaftlich beſchloſſene Attake nicht mehr Statt haben könne. Hierauf faßte ich nun den Entſchluß, der ſchon vorher geäuſſerten Meynung der Kaiſerlich-Königlichen Generalität gemäß, mit dem Corps d'Armee über den Rhein zu gehen, weil die rauheſte Jahrszeit, der Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen, an Lebensmitteln, Holz ꝛc., die durch ſtete Näſſe zu Grund gegangne Monturſtücke und hauptſächlich Abnahme phyſiſcher Kräfte der ſeit dem 18. November beinahe täglich die [illegible] tigſten Attaken aushaltenden Truppen, die bey ihrem beſten Willen das nicht mehr vermochten, wozu ſie doch ihr Wunſch und Muth ſtets aneiferte, mir die Unmöglichkeit vorausſehen machten, den fortdauernden Attaken eines ſo überlegnen Feindes, ohne gänzlich zu beſorgende Zugrundrichtung des Corps d'Armee, auf welches dieſe Attaken beinahe ſtets allein gerichtet waren, länger Widerſtand leiſten zu können. Ich ertheilte daher ſogleich den ſchon einige Stunden vor Tag ausgerückten und in Colonnen geſtandnen Truppen den Befehl, ſich ſtill und ruhig zu verhalten, und ſich mit dem Feind in nichts einzulaſſen. — Da aber dieſer Befehl bey General-Majors Auffeß Colonne anlangte, war dieſelbe ſchon en Ordre de Bataille aufmarſchiert, und vom Feind bemerkt, daher die Feindſeligkeiten nicht mehr zu verhüten waren.

Der Feind rückte auch ſchon mit einer auſſerordentlichen Macht, und gewiß über 100 Kanonen und Haubitzen auf mich los. Ich leiſtete ihm allen nur möglichen Widerſtand und hielt das ſtärkſte kreuzende Kartätſchen- und Granatenfeuer bis gegen 2. Uhr Nachmittags mit den Truppen aus; ich attakirte ihn etlichemal mit der Kavallerie, aber unſre Kräfte reichten nicht hin, dieſe an Mannſchaft und Geſchüz ſo vielfach überlegne Macht zu werfen; wir mußten uns alſo zurückziehn. Ein Theil des in Aktion geſtandnen Corps zog ſich bey Altſtedt, wo General-Major Baron Kospoth vorzüglich meines linken Flügels Retraite deckte, und der andre durch Weiſſenburg über die Lauter, wo die 15. Königlich Preuſſiſche Eſkadrons, welche zur obbeſagten Attake mit beſtimmt waren, auf der Anhöhe aufmarſchirt ſtunden. Hier ward aufmarſchirt, und mit anbrechender Nacht der Marſch nach Freckenfeld fortgeſezt. Auf dem Geisberg blieb unterdeſſen mit dem General Funk ſo viel Infanterie und Cavallerie, bis die Nacht eingebrochen war, ſtehen, als die Umſtände erlaubten, um des Feindes weiteres Vordringen zu verhindern. Se. Durchlaucht, der Herzog von Braunſchweig geruhten ſich ſelbſt an einiger Kaiſerl. Königl. Bataillons Spize zu ſtellen, und trugen alles bey, um den Feind in ſeinem Vordringen abzuhalten."

In der Folge dieſes Berichts wird noch eingeſtanden, daß das groſſe Magazin, welches nicht fortgeſchaft werden können, habe in den Rhein geworfen werden müſſen. Der Verluſt an Mannſchaft iſt auf 109. Todte, 381. Verwundete, und 367. Vermißte und Gefangene beſtimmt.

Eben ſo ſonderbar ſtechen auch die Berichte wegen des Kaiſerlichen Uebergangs über den Rhein, der am 30. Dezbr. bey Philippsburg erfolgte, von einander ab.

Der Herr Hauptmann von Kampz macht zu dem offiziellen Rapport folgende Note:

„Der ſehr feſten Poſition bey „Germersheim und der vielfältigen „Vorſtellungen und Bitten des Herzogs, wenigſtens einen oder zwey „Tage ſich jenſeits des Rheinſtroms „zu halten, indem ſonſt die Preuſſiſchen „Truppen gänzlich von dieſem Fluß „abgeſchnitten zu werden und ihre auf „dem linken Ufer errichtete beträchtliche „Magazine zu verlieren Gefahr lieſen, „ungeachtet, waren alle dieſe inſtändige „Vorſtellungen vergeblich. Der

„Uebergang über den Rhein erfolg„te." .

Dieſe Note wird in der dießfalls geführten Correſpondenz zwiſchen dem gedachten Hn. Hauptmann und dem General von Hoze noch folgendergeſtalt erläutert:

„Daß des Herzogs von Braun-
„ſchweig Durchlauchten, von Kirrwei-
„ler aus, den wegen ſeiner groſſen
„Eigenſchaften ſo ſehr verehrten Herrn
„General von Rüchell zu Sr. Exzel-
„lenz dem Herrn Grafen von Wurmſer
„ſchickten, mit der Bitte: Derſelbe
„möchte doch geruhen, nur mit der
„Hälfte der Kaiſerlich-Königlichen Ar-
„mee, dieſſeits Rheins, unter den Ka-
„nonen von Mannheim ſtehen zu blei-
„ben, Se. Durchlaucht verpflichteten

„ſich, in dieſem Fall, bey Ihrer Ehre, nicht allein die Kaiſerlich-Königliche Armee mit Geld, Brod und Fourage zu verſehen; ſondern auch, mit der Königlich-Preußiſchen Armee, die Poſition hinter der Speyerbach, die von Kaiſerslautern und Lautereck zu behaupten: daß dieſe Bitte wegen dem übeln Zuſtand der Armee aber abgeſchlagen worden ſey.“

In dem Wurmſeriſchen Rapport wird dieſer Geſandtſchaft des Herzogs mit keinem Worte erwähnt, ſondern blos erzählt, daß der Feind immer dringender und dringender geworden ſey, die Retraite zu beunruhigen ſich alle Mühe gegeben habe, aber durch die Tapferkeit der Kayſerlichen Truppen, und ein von den Kayſerlichen in Brand geſtecktes Dorf glücklich abgehalten worden ſey.

Mag nun jeder diese verſchiedenen Berichte nach Gutdünken vereinigen! Ich nehme es nicht über mich, tantas componere lites. Nur noch etwas über die Folgen dieſes Rückzugs. Sie beſtehen darinn:

1) Daß jenſeits des Rheins den Deutſchen kein einziger feſter Punkt übrig bleibt. Denn Fortlouis iſt bereits gefallen. Die Oeſterreicher zerſchmetterten aber vorher nicht nur die Veſtungswerke, ſondern verbrannten auch die Stadt, wobey ein alter Greis den Feuertod ſterben mußte.

2) Daß die Tauſende, welche in dem dreytägigen Treffen bey Lautern fielen, umſonſt geblutet haben.

3) Daß die, durch die äuſerſt undisziplinirten Wurmſer und Szekuliſchen Truppen

ſchon völlig ausgeſogenen Lande jenſeits des Rheins nun von Feinde gänzlich zu Grunde gerichtet werden.

4) Daß die geflüchteten Pfälzer Familien einem namenloſen Elende Preis gegeben ſind, welches ihnen auf keinen Fall wieder gemindert wird, und wenn auch Frankreichs leer gewordener Thron mit Bourbors beſezt werden ſollte.

5) Daß das ohnedem ſchon längſt geſtörte Einverſtändniß zwiſchen den Alliirten ſchwerlich wieder zu einer gedeihlichen Harmonie hergeſtellt werden möchte.

6) Daß endlich dieſer Kreuzzug die nehmlichen Folgen haben wird, als die Kreuzzüge der vergangenen Jahrhunderte gegen die Ungläubigen, und daß ſeine Urheber

(wer ſie auch ſeyn mögen) vom Fluch ihrer Zeitgenoſſen und der Nachwelt gedrückt, in die Gruft ſinken, und vielleicht noch manchen gekrönten Wicht mit ſich hinab ziehen werden, der aus elender Eitelkeit oder niedriger Ruhmſucht Lorbeern in einem Lande pflücken wollte, deſſen Verfaſſung ihn nichts angieng.

7) Daß Preuſſen vorzüglich Urſache hätte, ſich von einem Bunde zu trennen, wobey nur Schande, und auf jeden Fall keine Ehre zu erwerben iſt.

Adieu! Nächſtens mehr!

Der Ihrige.

Dreizehnter Brief.

Indem ich in meinem lezten Brief gleichſam als Nuzanwendung Ihnen etwas über die wahrſcheinlichen Folgen des berühmten Rückzugs der Wurmſeriſchen Armee beyfügte, habe ich die wichtigſte und gewißeſte vergeßen — den gänzlichen Abgang des Herzogs von Braunſchweig von der Armee.

Ja, mein Freund! der Herzog hat einen Entſchluß ergriffen, der ihm in den Augen jedes Unbefangenen Ehre macht. Sey alles, wie es ſey! Es iſt edel, begangene Fehler zu verbeßern.

Auch der gröſte Feldherr kann in dieſem Kriege ſchwerlich Ruhm erndten. Der Krieg iſt ſo unglücklich, als er ungerecht iſt.

Freilich werden ſich immer Männer finden, die jeden abgelegten Commandoſtab gern aufnehmen, und vielleicht glaubt jeder der Nabobs, die man in Deutſchland unter verſchiedenen Namen kennt, die Stelle des Herzogs würdiger zu vertreten. — Inzwiſchen hat der König nicht Luſt, ihre Anerbietungen anzunehmen, und an des Herzogs Stelle tritt Möllendorf, ein groſſer Held, und was noch weit mehr iſt — ein edler Menſch.

Ich theile Ihnen hier inzwiſchen zwey Briefe mit, welche bey der Armee in Umlauf ſind, ohne übrigens ihre Aechtheit verbürgen zu wollen.

1) Brief des Herzogs von Braunſchweig an den König von Preuſſen.

Oppenheim, den 6. Jan. 1794.

Die Urſachen Sire! die mich meinen Abruf von der Armee fordern laßen, gründen ſich auf die unglückliche Erfahrung, die ich gemacht habe: daß in zwey aufeinander gefolgten Feldzügen, Mangel eines übereinſtimmenden Planes, und Cabale, die genommenen Maasregeln vernichtet haben, und die übereingekommenen Operationen der verbündeten Mächte geſcheitert ſind.

Niedergebeugt von dem Unglücke, mich durch die Fehler Anderer in die ärgerliche Lage mit verwickelt zu ſehen, in der ich mich befinde, fühle ich lebhaft, daß die Welt die Feldherren nur nach dem Erfolg. beurtheilt, ohne die Urſachen zu erwägen, Die Aufhebung der Einſchließung von Landau wird Epoche in der Geſchichte dieſes unglücklichen Krieges machen, und ich habe den Schmerz, dabey mitbegriffen zu ſeyn.

Die Kritik wird auf mich fallen, und der Unſchuldige wird mit dem Schuldigen leiden müßen! Aller Widerwärtigkeiten ohngeachtet, würde ich dennoch nicht dahin gekommen ſeyn, meinen Wunſch, eine Laufbahn zu verlaßen, welche die vornehmſte Beſchäftigung meiner Tage war, zu Ew. Maj. Füſſen zu legen; aber, wenn man ſo alle Mühe, alle Arbeit, alle ſeine Anſtrengungen verloren ſieht; wenn die Früchte eines Feldzuges wieder dahin, und keine Hofnung da iſt, daß in einem dritten ſich vortheilhaftere Reſultate ergeben werden — was bleibt da denn Ew. Majeſtät und dem Intereſſe

Ihrer Sache zugethanſten und eifrigſten Manne übrig zu thun, als — neue Fehler zu vermeiden? dieſelben Urſachen, welche die Mächte bisher getheilt haben, theilen ſie noch.

Die Bewegungen der Armeen werden darunter leiden, wie ſie bisher darunter gelitten haben! Ihr Marſch wird dadurch verlängert, und verlegen werden; und der Aufſchub der Ergänzung der Preuſſiſchen Armee, politiſch nothwendig, wird vielleicht der Grund einer Folge von Unglück für den nächſten Feldzug, deren Wichtigkeit nicht zu berechnen iſt.

Es iſt nicht der Krieg, der mir läſtig würde; nicht er, den ich zu vermeiden ſuche; aber es iſt die Unehre, die ich in einer Lage fürchte, wo die Fehler anderer Generale alle auf mich fallen, und zurückfallen, und wo ich nie nach meinen Grundſätzen und nach meinen Abſichten handeln kann. Ew. Majeſtät werden Sich vielleicht erinnern, was ich die Ehre gehabt habe, Denſelben an dem Tage Dero Abreiſe von Eſchweiler vorzuſtellen! — Ich habe meine verwickelte Lage, meine Mühe, meine Unglücksfälle erſchöpft; ich habe alle meine Kräfte angewendet, um den nachtheiligen Folgen auszuweichen. Ach! der Erfolg hat, unglücklich genug, ihre Unzulänglichkeit erwieſen! Es iſt alſo nur die feſte Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, das Gute zu würken, die mich zu dem Schritte bringt, Ew. Majeſtät zu bitten, mir ſobald als möglich, einen Nachfolger zu ernennen.

Dieſer mich ſo betrübende Schritt iſt die Floge der traurigen Betrachtungen über mein

Schickſal. Die Klugheit erfordert es, mich zurückzuziehen, die Ehre räth es mir.

Wenn eine groſſe Nation, wie die franzöſiſche, durch das Schrecken der Verbrechen, und des Enthuſiasmus, von Einem Willen geleitet wird; ſo ſollte auch ein gleicher Wille und dieſelben Grundſätze (??) die Schritte der koaliſirten Mächte lenken.

Aber wenn, ſtatt deſſen, jede Armee einzeln für ſich handelt, ohne beſtimmten feſtgeſezten Plan, ohne Einheit, ohne Zweck und ohne Einverſtändniß; ſo können die Reſultate nicht anders ſeyn, als wir ſie bey Dünkirchen, bey der Aufhebung der Blokade von Maubeuge, bey der Einnahme von Lyon, bey der Zerſtörung Toulons, und bey der Aufhebung der Blokade von Landau geſehen haben. —

Wolle der Himmel beſonders Ew. Majeſtät und Ihre Armeen vor größerm Unglück bewahren! Aber alles iſt zu fürchten, wenn das Zutrauen, die Harmonie, die Einheit der Empfindungen, der Grundſätze und Handlungen, nicht an die Stelle der entgegengeſezten Gefühle treten, die ſeit zwey Jahren die Quelle alles Unglücks ſind.

Meine Wünſche begleiten Ew. Majeſtät unaufhörlich, und Ihr Ruhm iſt mein Glück.

2) Der Herzog von Braunſchweig an den Prinzen Louis, Sohn des Prinzen Ferdinand.

Ew. Hoheit flößen mir die lebhafteſte Erkenntlichkeit ein, da Sie Theil an meinem Abgange von der Königl. Armee zu nehmen ge-

geruhen. Nur ſo verdrießliche und ſeltene Umſtände, in welche ich mich verwickelt fand, konnten mich zu einem mich ſo ſehr rührenden Schritte bewegen. Es war mir auſſerordentlich ſchmeichelhaft, einigemal Gelegenheit gehabt zu haben, mich Ew. Königl. Hoheit zu nähern, und in Denenſelben die Talente zu bewundern, die Sie zu dem Range der großen Männer dieſes Jahrhunderts erheben.

Europa hat deren in einem Kampfe nöthig, wo beinahe 400000. bewaſnete Krieger, und 80. Linienſchiffe, unterſtüzt von einem innerlichen Kriege, dem Bündniße der Laſter die Frankreich tyranniſiren, kein Ziel haben ſezen können. Ich ſchätze mich glücklich, daß Ew. Königl. Hoheit meinen Eifer zur Bewürkung des Guten zu bemerken geruht haben. Welch ein Unglück, daß innere

nere und äuſſere Uneinigkeiten öfters die Bewegungen der Armee zu Zeiten gelähmt haben, wo die gröſte Thätigkeit nöthig war! Wenn man nach der Wiedereroberung von Mainz über Houchard hergefallen wäre, ihn gedrängt und geſchlagen hätte; ſo würde man den Marſch der Verſtärkungen der Nord-Armee, und folglich die Schlappe bey Maubeuge verhindert haben. — Das ſchlecht verproviantirte und gegen Bomben damals gar nicht geſchützte Saarlouis wäre wahrſcheinlich in vierzehn Tagen gefallen, und Elſaß wäre durch die Saar tournirt geweſen. Die Einnahme der Lauterburger Linien wäre von wichtigern Folgen, und die Rhein-Armee von der Moſel-Armee getrennt geweſen. Hätte man nun zu Bolkenheim Poſto faſſen können; ſo war Pfalzburg bedroht, und Landau hätte ſich wahrſcheinlich ergeben müſſen. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen meinen Kummer bekannt mache. Ich fühle, wie vergeblich Klagen ſind; doch erleichtern ſie auf einen Augenblick. Erlauben Sie mir nur noch hinzuzuſetzen: daß, wenn Ew. Königl. Hoheit etwas über meinen Königl. Schwager vermögen, Sie ihn beſchwören, allen ſeinen Credit anzuwenden, die Abtheilungen und Unterabtheilungen der Armee in verſchiedene Detaſchements zu verhindern; denn, wenn man überall ſchwach iſt, ſo kann man nur vertheidigungsweiſe agiren: ein Fehler, den man mit unſern entgegenſtehenden Feinden vermeiden muß. Ich verlaſſe eine Armee, die mir den höchſten Grad von Hochachtung, Bewunderung und Ehrfurcht eingeflößt hat.

Dieß war alſo die Abdankung eines Mannes; der troz dem, was Mr. Peltier und einige andere Emigrirte ſagen mögen, ſich in dieſem Kriege neue Lorbeeren erworben hat, ob es ihm gleich nicht gelang, ihn ſo zu endigen, wie den Kampf gegen die Holländiſchen Patrioten. Schade! daß man dieß anfangs im Sinne zu haben ſchien, wie das bekannte Manifeſt beweißt. Es läßt ſich aber nicht denken, daß der Herzog von Braunſchweig je ſeine Einwilligung im Ernſte zu dieſem Machwerk Calonnes gegeben habe, welches unſerm Jahrhundert ewige Schande machen wird, und deſſen bloſſe Unterſchreibung die Nachwelt mit dem übrigen Benehmen des Herzogs nicht zu vereinigen wiſſen wird.

Still und ohne Geräuſch kehrte der Herzog in die Arme ſeiner ihn liebenden Kinder zurück.

Dächten doch alle Fürſten ſo groß, ſich bey Zeiten von einem Schauplatze zu entfernen,

nen, wo als **Held** wenig, und als Menſch gar kein Ruhm zu erwerben iſt. Darum möchte ich allen mit **Klauſen** zurufen:

Habt ihr geplündert — ſchweigt von eurer Schande,
gewürgt; — bergt das Geſicht!
Singt kein Tedeum! bleibt in eurem Lande,
und wartet eurer Pflicht.

Ein leiſes Lächeln, daß ihr eurer Kinder
auch eins nur glücklich wißt,
gefällt dem Herrn, wenn toller Ueberwinder
Gejauchz' ihm Scheuſal iſt.

Mit der Entfernung des Herzogs von der preuſſ. Armee beginnt eine neue Periode dieſes Krieges, deren Beſchreibung ich Ihnen wahrſcheinlich gründlicher und vollſtändiger liefern kann, als die vorhergehenden. Inzwiſchen will ich alſo eine kleine Pauſe machen, und nur noch einige kleine Bemerkungen über den Einfluß dieſes Kriegs in moraliſcher Hinſicht zum Gegenſtande meines nächſten Briefes wählen.

Vier-

Vierzehnter Brief.

Jeder Krieg hat ſchlimme, jeder hat gute Folgen. Lächerlich iſt es freilich, wenn man, um der leztern willen, Eroberer und Krieger rechtfertigen will, wie hin und wieder würklich einige niedrigdenkende Schmeichler verſucht haben. Aber der oben aufgeſtellte Saz bleibt deshalb doch wahr.

Dieſer Krieg hat Eigenheiten, wodurch er ſich vor allen andern auszeichnet. Nie wurden alle menſchliche Kräfte ſo ſehr in Bewegung geſezt, als diesmal; nie war ein Krieg ſo allgemein wichtig fürs ganze Menſchengeſchlecht, als dieſer.

Denn es iſt ein Krieg über Meinungen, über Grundſätze, der Krieg der Philoſophie mit dem Fanatiſm, und der Gewalt. Die groſſe, ſonſt nur in Lehrbüchern der Politik aufgeworfne Frage über die Vorzüglichkeit dieſer oder jener Staatsverfaſſungen wird hier beantwortet, und leider! mit dem Schwerdte beantwortet.

Begriffe, die bisher nie in den Kreis menſchlicher Unterſuchung kamen, hochſtens in den verſchloſſenen Mauern der Cabinetter debattirt wurden, ſind jezt allgemein verbreitet, und faſt in jeder Bierſchenke ſpricht man jezt über Mängel der Regierungen, worüber ſich ſonſt nur Gelehrte in dicken lateiniſchen Bänden äuſſerten.

Ob dieß alles am Ende gute Wirkungen hervorbringen werde? daran kann wohl

Nie=

Niemand zweifeln, der noch an eine Vorſehung glaubt. Daß aber die jezige Criſe vorſ erſte auch ſehr ſchlimme Würkungen erzeugen müſſe, iſt mir mehr als wahrſcheinlich.

Ohne hier etwa eine Abhandlung liefern zu wollen, glaube ich, daß einige Bemerkungen Ihnen vielleicht nicht ganz unangenehm ſeyn möchten.

Ein Hauptſchade nemlich, den die gegenwärtige politiſche Cataſtrophe der Menſchheit zufügt, iſt die Unterhaltung und Nährung eines ſchrecklichen Parthеygeiſtes von jeder Seite.

Hundertmal ſchon haben ſich die Menſchen um ihrer verſchiednen Meynungen willen zu tauſenden gemordet, und nie hat die

Wahrheit dadurch gewonnen, ſo lange der Kampf mit Erbitterung fortdauerte. Erſt dann, wenn die Schwärmerey beyder Theile ermattet, bleibt Raum für ruhigere Prüfung übrig.

Wenn der gemeine Mann ſieht, daß Szekulys Horden, die unter dem Namen Schwefelbande am ganzen Rheinſtrom bekannt ſind, daß die Sereſſaner ſich jede Gräuelthat, jedes Verbrechen gegen alle die Menſchen erlauben, welche man mit dem Namen Patrioten bezeichnet; wenn alle dieſe Gräuel von den Kanzeln, in den Manifeſten, in Volksſchriften gebilligt, geprieſen, und andere dazu aufgemuntert werden, — welche Würkung kann dieſes anders hervorbringen, als eine unmenſchliche Unterhaltung des Partheygeiſtes?

Man gehe nach Mainz, und ſehe, wie ſich das Volk in Patrioten und Ariſtokraten, in Clubbiſten und treue Unterthanen gleichſam faktionenweiſe theilt — man ſehe, wie unter dem Vorwand der Clubbiſterey mancher alte Familienhaß, manche perſönliche Feindſchaft befriedigt wird — man ſehe, wie nicht mehr Rechtſchaffenheit, nicht mehr Erfüllung der Pflicht, ſondern blos politiſches Schiboleth in Betrachtung kommt, und urtheile, welche Folgen dieſes für die Bravheit im Allgemeinen haben muß.

Der zweyte Hauptſchade iſt, daß die Völker die Immoralität ihrer Führer zu ſehr in der größten Blöſſe gewahr werden.

Sagen Sie ſelbſt, welche Würkung es thun kann, wenn der gemeine Mann bey den Perſonen, die er bisher als Götter verehrte, bey denjenigen, welche er ſich zum Muſter wählt, nichts anders, als Egoiſm, Wortbrüchigkeit, Treuloſigkeit, Eigennuz gewahr wird? wenn der gemeine Mann entdeckt, daß die Religion bisher nichts anders war, als ein Mittel, den Pöbel in der Dummheit zu erhalten, und nach den Abſichten einiger Ehrgeizigen zu lenken? wenn er in ſeinen Regierungen endlich nichts, als Feinde erblickt?

Dort führen einige Böſewichter, welche immer das Wohl des Volks, Schuz gegen Tyranney, Menſchenrechte ꝛc. im Munde haben, ein Volk ins Elend, und betrügen es, indem ſie unter dem Schuz jener heiligen Worte ſich mit Tyrannen des Auslandes gegen die wahren Republikaner verbinden; hier ſpricht man vom Schutz gegen Anarchie, Wiederherſtellung der Ordnung, Erhaltung der heiligen Religion, und verſteht unter Ordnung heilloſe Deſpotie, unter Religion nichtswürdige Betrügerey.

Wenn ſich nun endlich der gemeine Mann den Satz merkt: Recht thut derjenige, welcher der Stärkſte iſt; wenn der Räuber, der Wortbrüchige die Maximen im Privatleben anwendet, die er bey der Theilung Polens im Großen ſich abſtrahirt hat, welches Elend muß daraus entſtehen? Und doch kann man ihm nichts vorwerfen, als, daß er — nicht hunderttauſend Mann hat.

Noch mehr! Plözlich werden jezt, ſelbſt von aufgeklärten Regierungen, die Pfaffen und die Pfaffenreligion, welche man vorher zu ſtürzen ſelbſt bemüht war, wieder hervorgerufen. Beſſer wäre es warlich! man hätte nie hell gemacht, wenn man wieder dunkel machen will. Dieß glückt nicht. Ideen, die einmal im Umlauf ſind, können nicht wieder vernichtet werden.

Aber wohl ſchließt der gemeine Mann folgendermaßen:

Man will uns wieder dumm machen, um uns fernerhin im Joch zu erhalten.

Dazu wählt man Religion.

Alſo iſt die Religion weiter nichts, als ein Kappzaum, den uns die großen Herren anlegen, um uns nach Willkühr zu gängeln. Wir, die wir nicht mehr nach Willkühr gegängelt ſeyn wollen

len, müßten alſo dieſen Kappzaum abwerfen.

So verwechſelt endlich das Volk die wahre Moralreligion mit den dogmatiſchen Fabeln, und wirft jene eben ſo wohl weg, als dieſe. Kann man dieß dem gemeinen Mann verdenken, da man ſorgfältig ihn zu verhindern geſucht hat, den Unterſchied zwiſchen beyden zu bemerken? Hätte man ihm bey Zeiten geſagt, wie verſchieden, wie unabhängig beyde von einander ſind; ſo würde dieß Uebel verhindert ſeyn.

Aber abſichtlich vermiſcht man immer Irreligion mit natürlicher Religion, mit Vernunftglaube, da doch beyde ſich unendlich unähnlich ſind. Der Naturaliſt iſt gewiß guter Bürger, aber der Mann, der keine Religion hat, taugt in keinem

Staate etwas. Der Irreligion wähnt man dadurch zu ſteuern, wenn man den Aberglauben auf den Thron hebt, und man bedenkt nicht, daß *Irreligion* und *Aberglaube* Hand in Hand gehen können, während dieſer mit der *Vernunftreligion* nicht beſtehen kann.

Andere verwirren die jezige Streitfrage dadurch, daß ſie behaupten: der Streit über die *beſte Verfaſſung* ſey ein Wortſtreit. Jede Verfaſſung ſey gut, wenn nur *Moralität* bey einem Volke herrſche.

Sonderbarer Zirkel! Eben dieß iſt ja der Streit. Bey welcher Verfaſſung ſollte man fragen, gedeiht die Moralität eines Volks am beſten?

Wenn eine Verfaſſung allen Sinn für *häusliches Glück* tödtet, wenn ſie den

Müſſiggang belohnet, und der Arbeitſamkeit keinen Lohn gewährt, wenn ſie zur Tugend macht, was dem Herrſcher gefällt, und zum Laſter, was ihm und ſeinen ſtrafbaren Leidenſchaften widerſpricht; wenn man ohne Betrug, ohne Kriechen in ihr zu Grund gehn muß; — Können ſich da wohl Catone und Szipione erzeugen? Eben ſo wenig, als ein Richelien in der Schweiz, oder ein Louvois in Nordamerika. Und erzeugen ſie ſich; ſo haben ſie keinen Würkungskreis.

In einem verdorbenen Staate gehört große Seelenkraft dazu, um der einzige Tugendhafte ſeyn zu wollen. Der Menſch, der nicht eine ſeltne Ausnahme von der Regel macht, denkt: Wenn alle thäten, was ſie thun ſollten, ſo würdeſt auch du es gerne thun; ſo lange aber alle andere handeln, wie ſie wollen; ſo willſt auch du thun, was du willſt. In einer Geſellſchaft von Laſterhaften iſt der redliche Mann der einzige Lächerliche; ſelbſt wenn ſeine Geſellſchafter den Vorzug des Biedermanns wider Willen fühlen; ſo erlaubt die Eigenliebe nicht, ihn anzuerkennen.

Daß vernünftige Verfaſſungen, daß ſelbſt eine gereinigte Religion zum Wohl des Staates viel beyträgt, lehrt uns die unwiderſprechliche Erfahrung, daß proteſtantiſche Staaten im ganzen glücklicher und reicher ſind, als katholiſche, und daß in vermiſchten die proteſtantiſchen Einwohner an Induſtrie und Wohlhabenheit die katholiſchen übertreffen. Einzelne verdorbene Proteſtanten und einzelne induſtrieuſe Catholicken beweiſen eben ſo wenig gegen dieſe Erfahrung, als ein tugendhafter Mann in dem ehemaligen Frankreich für die Güte des Regierungsſyſtems Ludwigs XIV. Alſo hängt die Moralität eines Volks mit der Güte ſeiner Verfaſſung genau zuſammen.

Aber eben ſo wenig wird eine plötzliche Revolution je glückliche und ſchnelle Würkungen auf die Moralität eines verdorbenen Volks äußern. Wer durch Umwälzungen ein Volk zur Tugend führen will, muß ein ſchlechter Politiker und ein noch ſchlechterer Menſchenkenner ſeyn. Die Kunſt die Moralität zu verbeßern, begreift zugleich die Kunſt in ſich, alle gewaltſame Revolutionen zu verhindern.

Dieß geſchieht durch Abſtellung der Mängel, durch Fortſchreitung mit dem Geiſte der Zeit, und durch Aufklärung d. h. durch Belehrung des Volkes über ſeine Rechte und Pflichten, durch Erzeugung und Beförderung der Empfänglichkeit für häusliches und ſtilles Glück.

Wenn ein Regent dieſen Weg einſchlägt, ſo wird er ſich nicht fürchten dürfen, Ludwigs Schickſal zu erfahren. Aber Pfafferey, Verfolgung freidenkender Männer, Kreuzzüge und Vandalen-Maniſeſte gegen ein Volk, das den Druck ſeiner Sultanen nicht länger dulden will, ſind gerade die Mittel, die Feder zu zerſprengen. Umſonſt bekämpft man die öffentliche Meynung, umſonſt verſucht man, eine Nation durch Religions- und Cenſur-Edikte für Unmündig oder toll zu erklären — die Strafe folgt gewiß nach.

Leider! verfolgt man aber auch in Deutſchland diejenigen, welche ſolche Wahrheiten kühn vortragen *) und läßt ſich lieber mit dem Gedanken einſchläfern, daß die großen Begebenheiten Frankreichs von einigen Wenigen

---

*) In Frankreich verbrannte man ehedem alle Bücher, die den Schaden Joſephs aufdeckten. Man ſehe zum Beyſpiel ein Werk durch, deſſen Verfaſſer ich nicht kenne, welches aber unter dem Titel: Geſchichte der menſchlichen Ausartung und Verſchlimmerung durchs geſellſchaftliche Leben, herausgegeben vom Vf. des Hierokles, Altona 95. überſezt erſchienen iſt, und man wird über die heilſamen Wahrheiten erſtaunen, die der ehemaligen franzöſiſchen Regierung darinn geſagt wurden. Aber was thaten ſie für Würkung? Man ließ das Buch durch Henkershände verbrennen, und verfolgte den Verfaſſer. Gleichwohl wäre Ludwig XVI. nie auf dem Schaffott geſtorben, wenn man ähnliche Schriften von Seiten der Regierung beherzigt hätte.

nigen hervorgebracht ſind, welche die ganze Schaubühne regieren, wie ein Puppendirektor eine Marionettenbude, und bald dieſen, bald jenen Helden am Faden ziehen. Dieſe Hypotheſe iſt freilich ein ſanftes Ruhekiſſen für träge Regenten, aber der Schlaf darauf kann gar leicht geſtört werden.

Wir wollen hoffen, mein Freund! daß endlich die Wahrheit durch die Wolken dringe, und Niemand mehr Briefe über einen Feldzug ſchreiben könne, der dem gegenwärtigen an Abſicht und Würkung ähnlich ſeyn möchte.

Ende des erſten Packs.

Seit der Michaelmeſſe 1794. ſind bey der Verlagsgeſellſchaft in Altona folgende Verlags- und Commiſſions-Artikel erſchienen:

Hans von Boyſen, Haupt und geheimer Oberer des preußiſchen Bundes, 2 Theile 1 thlr. 12 gl.

Briefe eines preuß. Augenzeugen uber den Feldzug des Herzogs von Braunſchweig gegen die Neufranken 4tes Packt 1. und 2te Abtheilung : : : : 1 thl. 8 gl.

Briefe uber den Frieden. : : 8 gl.

Die grauen Bruder, oder der Bund der Schrecklichen. : : : : 18 gl.

Bucholz Taſchenbuch fur Aerzte und Apotheker zum Gebrauch beym Verordnen und Prufen der Arzneymittel. : : 9 gl.

Die Flucht aus den Vogeſen. Szenen der Barbarey aus dem jetzigen Freyheitskriege. 1 thl.

Geſchichte der menſchlichen Ausartung und Verſchlimmerung durchs geſellſchaftliche Leben. Allen Konigen und Prieſtern zum Beſten herausgegeben vom Verfaſſer des Hierokles. 1 thl.

Die Geweihten des furchtbaren Bundes. Geiſtergeſchichte des 13ten Jahrhunderts, 2te verbeſſerte Auflage. : : : 16 gl.

Gotthards vollſtandiger Unterricht in der Bienenzucht. : : : : 12 gl.

Der Harfner. Ritterſchauſpiel vom Grafen von Bruhl. : : : 9 gl.

Herzogs Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Cultur der deutſchen Nation. : 1 thl. 18 gl.

Kleinigkeiten aus den Papieren Peter Roberts, Geiſterſehers und Erobern der ſchwarzen Bruder. : : : : : 18 gl.

Leben und Thaten des jungern Herrn von Munchhauſen, wohlweiſen Burgermeiſters in Schilda. Als zweyter Theil der empfindſamen Reiſe nach Schilda. : : : 8 gl.

Lieder, der Freyheit gewidmet, Beytrag zur Unterhaltung für Gebildetere. : 6 gl.

Robespierrens neueſtes Manifeſt der Frankenrepublik an alle Völker Europens, 2te ganz umgearbeitete Auflage. - : 4 gl.

Algernon Sidney über Regierungsformen, zu einem politiſchen Leſebuche eingerichtet von L. H. Jacob, Profeſſor in Halle. 1 thl. 8 gl.

Lorenz Sterne Reden an Eſel, nebſt vielen erklärenden Anmerkungen des Ueberſezers. 1 thl.

Unterſuchung über die Rechtmäſigkeit der Theilung Polens, 2te verbeſſerte Auflage. 8 gl.

Abentheuerliche Wanderungen durch die preuſiſchen Staaten mit Hinſicht auf die neueſten politiſchen und religiöſen Angelegenheiten. 20 gl. Auch unter dem Titel: Die Peripatetiker, oder Wanderungen zweyer Aufklärer, 2ter Theil.

Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutſchlands, von Anſelmus Rabioſus dem Jüngern. : : : 18 gl.

Zollikofers Predigten über den Werth der bürgerlichen und Religionsfreyheit. : 6 gl.

Das neue graue Ungeheuer. Herausgegeben von einem Freunde der Menſchheit. 1. und 2tes Heft. : : : . 22 gl.

Ganz neu iſt erſchienen:

Ferrand, Opfer des lezten Kampfs der Blutmenſchen gegen die Gironde. Ein Beytrag zur Geſchichte der Empörungen gegen die National-Convention von Louvet. Aus dem Franzöſiſchen überſezt von G. F. Rebmann. 3 gl.

Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über den
Feldzug
des
Herzogs von Braunſchweig
gegen die
Neufranken.

Sechſtes Pack.

> Exterminez grand Dieu! de la terre ou nous ſommes,
> Quiconque avec plaiſir repond le ſang des hommes.

Germanien, 1793.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neue Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über
# die Feldzüge
gegen die
Neufranken
in den Jahren 1794 und 1795.

Zweites Pack.

> Exterminez grand Dieu! de la terre ou nous ſommes
> Quiconque avec plaiſir repond le ſang des hommes.

Germanien, 1798.

Neue Briefe
eines
Preußiſchen Augenzeugen
über die
Feldzüge gegen die Neufranken.

Ihr verlaßt euch auf die würkliche Einrichtung der Geſellſchaft, ohne zu bedenken, daß dieſe Ordnung unvermeidlichen Revolutionen unterworfen iſt. Der Große wird erniedrigt, der Reiche arm, der Monarch ein Unterthan. Wir nähren uns der Criſis und dem Jahrhundert der Revolutionen — ich halte es für unmöglich, daß die großen Monarchien Europens noch lange dauern ſollten. Alles, was Menſchen aufbauen, können Menſchen wieder einſtürzen; nur der Stempel, den die Natur aufdrückt, iſt unerlöſchbar. Die Natur aber macht weder Fürſten, noch Reiche, noch große Herren — glücklich iſt der, der alsdann den Zuſtand, den er verlaſſen muß, zu verbeſſern, und dem Schickſal zum Troz, Menſch zu bleiben weiß!

Rouſſeau.

Funfzehnter Brief.

Nach denen für die Oeſterreicher und Pfälzer am 22ten und 26ten Dec. 1793. bei Rebenſtein und Fiſchweiler, ſo unglücklich abgelaufenen Actionen, und dem ſchleunigen Rückzuge der Alliirten Armeen über den Rhein, iſt der ganze Elſas geräumt, und Landau entſezt. Dieſe wichtige Feſtung, der Schlüſſel von Elſas, hat ſich vier Monate gehalten; durch 25000 Bomben wurde ſie geängſtet — die Garniſon beſtand aus 6000 Mann Infanterie und 600 Mann Cavallerie, und der brave Commendant General Laubaden machte mit unermüdeter Anſtrengung die klügſten Vertheidigungsanſtalten, darinn er von der Bürgerſchaft unterſtüzt wurde. Viele katholiſche Einwohner wünſchten die kaiſerliche Beſiznehmung, aber die Proteſtanten ſtrengten alle ihre Kräfte an, ſolche zu vereiteln. So eilte z. B. ein Becker, deſſen Haus durch eine Bombe in Brand geſezt worden, nach dem brennenden Arſenal, indem er ſagte. „Mein Haus iſt ~~nur~~ Privateigenthum, ich ſelbſt aber gehöre ganz der Republik," — ſelbſt die Weiber waren beſchäftigt, das Straſſenpflaſter aufzureiſſen, die Häuſer mit naſſen Materialien zu decken, und das Feuer zu löſchen, indeſſen hatte die Hungersnoth ſchon ſo zugenommen, daß man ſeit drei Wochen, Pferde, Katzen und Mäuſe aß; das Brod beſtand aus Kleien und Ha-

Hafer — das Pfund Zucker galt an 80, und eine Gans an 100 Livres.

Der ſchleunige Abzug der Alliirten war für die armen Bewohner der Rheingegenden ein großes Unglück; die Einwohner von Hagenau und Weiſſenburg kamen mit ihren beſten Haabſeligkeiten in der Nacht vor Fortlouis an, und da ſie der Commendant um dieſe Zeit nicht hereinlaſſen wollte, ſo mußten ſie bis am Morgen unter freiem Himmel zu bringen, und wurden von den leichten Truppen der Neufranken rein ausgeplündert, weil die Kanonen des Forts nicht auf ſie ſpielen konnten, ohne zugleich viele der Unglücklichen zu tödten.

Alle bei Lautern ſo blutig erfochtenen Vortheile des diesjährigen Feldzuges ſind nun auf einmahl für die Alliirten vereitelt — die Republikaner dringen mit Macht vor, haben Homburg und Zweibrücken beſezt, bedrohen Mannheim, und fodern allenthalben groſſe Contributionen ein. Das Glück erklärt ſich am Schlus dieſes Jahres einmahl für die Republikaner — auch in Toulon ſind ſie am 19ten Dec. widerum ſiegreich eingerückt. Nach der für die Engländer ſo unglücklichen Aktion vom 18ten, da ſie 2500 Tode und 500 Gefangne einbüßten, und alle Forts verlohren, räumten ſie die Stadt, zündeten die Magazine und Schifswerfte an, gingen als Mordbrenner zu Schiffe, und überließen ihre Freunde in der Stadt, der Wuth der Republikaner, und dem Schickſal aller Verräther — die Hofnung Pitts, eine Inverſion in das Herz von Frankreich zu bewirken, ſcheiderte an der Muth und der Beharrlichkeit der Republiblikaniſchen Armee, die nach dreitägigem unermüdeten Kämpfen und Siegen, den Brittiſchen Stolz demüthigte, und die Republik rettete.

Mit was für unerwarteten Begebenheiten ſchließt ſich das Jahr 1793, das zerſtöhrender und menſchenwürgender war, als ein Zeitraum des berühmten Siebenjährigen Krieges. Nicht blos ein Krieg um Länder und Städte, ſondern auch ein Krieg um Meinungen und Grundſätze, wie es ehemals die Religionskriege waren, wurde mit der größten Anſtrengung, mit raſtloſer Thätigkeit, mit großen Koſtenaufwand, und mit einer Erbitterung und Wuth, welche die menſchliche Natur entehrte, von denen gegen Frankreich verbündeten Mächten geführet — um die neue Republik zu vernichten, den Thron des Despotismus, auf den Ruinen der Baſtille noch dauerhafter und feſter zu gründen — und dann mit dem Blute ſo vieler braven Krieger, und der Erſchöpfung ihrer Finanzen, einige Provinzen von Frankreich loszureißen — um nach der Logik der Politik ihre Länder damit zu arrondiren. Die neue Republik! vom Faktionsgeiſt erſchüttert, von heimlichen Feinden unterminirt, mit einem furchtbaren Bürgerkriege von der Vendee bedroht, bot alle Kräfte der Menſchheit auf, erſchöpfte alle Schätze des fruchtbaren Landes, benuzte den Enthuſiasmus des Volks, ja nahm ſelbſt zu dem Syſtem des Schreckens ſeine Zuflucht, die menſchlichen Leidenſchaften in Spannung zu erhalten — um die Plane der Rojaliſten zu vereiteln, den Bürgerkrieg abzuwenden, und den furchtbaren und ſieggewohnten

Herren des halben Europa Widerſtand zu leiſten, indeſſen ſah es um ihre Exiſtenz ſehr mißlich aus, und große Politiker ſtellten ihr das Prognoſticon der Auflöſung, und die Wiederherſtellung der monarchiſchen Verfaſſung.

Oeſterreichs und Preuſſens mächtige Heere, von den größten Feldherrn angeführt, vom Glück begünſtigt, hatten die furchtbaren Linien bei **Weiſſenburg** durchbrochen, drangen in das franzöſiſche Gebiet ein, und belagerten **Landau**. Die große vereinigte Armee in den Niederlanden zog anſehnliche Verſtärkungen an ſich, und ſuchte eine wichtige Diverſion zu machen — die Engländer hatten **Toulon** im Beſitz, beherrſchten mit ihren Flotten das Mittelländiſche Meer, vernichteten Frankreichs Handlung, und ſchnitten ihm alle Zufuhr ab, ab. Die Rojaliſten in der Vendee, machten ſich durch ihre Stärke und thieriſche Wuth furchtbar, verbreiteten alle Greuel des bürgerlichen Krieges, verführten durch Aberglauben das Landvolk, und reizten ſie zur fanatiſchen Wuth gegen die Republikaner, die ſie als Feinde der Gottheit ſchilderten: der Chef Moira ſtand zu ihrer Unterſtützung mit einer Armee von Engländern, Heſſen und Emigrirten bereit — die Spanier ſtanden mit einer großen Macht auf franzöſiſchem Gebiet. — Auf einmahl endete ſich im December, dieſe für die neue Republik ſo gefährliche Lage — ihre Heere beſiegten unter dem General Hoche, den General Wurmſer, drängten die Oeſterreichiſche Armee über den Rhein zurück, und nöthigten den Herzog von Braunſchweig zum Zurückzuge aus dem

Elſas

Elſaß — Toulon wurde wiederum erobert, und dem Engliſchen Commercio durch Kaperſchiffe großer Schaden gethan — die Royaliſten erlitten Niederlagen, und anſehnliche Verſtärkungen ſetzten die Armee gegen die Spanier in den Stand, ihre weitern Fortſchritte zu hindern.

Die Hofnung zur Beendigung dieſes auch für uns ſo koſtſpieligen und menſchenwürgenden Krieges, verſchwindet alſo gänzlich — ein neues Jahr eröfnet uns traurige Scenen für die Menſchheit — und unſere braven Krieger müſſen fern von ihrem Vaterlande, getrennt von dem Ihrigen, ein Leben vertrauern, das für ſie täglich mit neuem Ungemach und Elend bezeichnet iſt.

Da mir alſo das Glück verſagt iſt, mich mit Ihnen mündlich zu unterhalten, ſo werde ich Ihnen ſchriftlich von Zeit zu Zeit, den Verfolg der merkwürdigſten Begebenheiten auf dieſem Kriegesſchauplaz mittheilen, in ſo fern unſere Armee dabei mitwürkt, oder die Plane und Schlachten der Alliirten in den Niederlanden, ihre Operationen lenket.

Der Herzog von Braunſchweig, der die Retirade der Oeſt. Armee, durch ein vortrefliches Manöver bei Trimbach deckte, zog die Corps des Prinzen von Hohenlohe, der Generale Courbiere und Köhler an ſich, und formirte eine furchtbare Chaine, die ſich von Coblenz über Worms bis nach Maynz erſtreckte — vom 30ſten Dec. bis dem 4ten Jan. wurde der Rückzug der verſchiedenen Corps, nach einer ſolchen Diſpoſition des Herzogs, zwiſchen Oppenheim und Alzei bewerkſtelligt, daß die vordringenden Franzoſen es nicht wagten, den mit größter Ordnung vollzogenen Marſch ernſtlich zu beunruhigen — bei einem Angriff, den ſie auf unſre Poſition bei Alzei und Kreuznach unternahmen; wurden ſie zurück geſchlagen, und ihnen an 100 Gefangene abgenommen. Seit den 5ten bezog unſere Armee die Cantonirungs Quartiere, in einer ununterbrochenen Linie von Oppenheim bis Bingen — Der Herzog nahm das Hauptquartier zu Maynz, um ſeinen Nachfolger das Commando zu übergeben. Dieſer iſt der Feldmarſchall von Möllendorf, ein eben ſo kluger Feldherr als Menſchenfreund, der die Freundſchaft des großen Friedrichs genoß, und dem unſer jetziger König, Beweiſe von Zutrauen und Achtung gegeben hat, dem er ſich durch ſeine Verdienſte um dem Staat ſo würdig gemacht hat. Er hatte ſich während ſeines Commandos in Pohlen allgemeine Liebe bei Hohen und Niedern erworben, ſo daß ihm eine vornehme pohlniſche Dame bei ſeinem Abſchiede das Compliment machte. „Als wir Sie fürchteten, kamen Sie zu uns, und nun wir Sie lieben, verlaſſen Sie uns." Er beſitzt die Liebe der ganzen Armee, die er ſich bei den Offiziren durch Größe des Geiſtes und Adel des Herzens, und bei den Gemeinen durch leutſeelige Herablaſſung und väterliche Fürſorge erworben hat. — Er hat ſich aber auch durch ſeine ſtrenge Ordnung und Gerechtigkeit, als Gouverneur von Berlin, die Liebe aller guten Bürger erworben, und wird von allen wahren Patrioten verehrt. So ſehr wir alſo mit einem ſolchen Befehlshaber zufrieden ſeyn können, um ſo beſorgter müſſen wir für ſeinen Kriegsruhm ſeyn, der bei dieſem Commando ſo ſehr auf dem Spiele ſteht, und dem ſeine Vorgänger zum Theil eingebüßt haben, indeſſen ein Möllendorf, verbindet mit der Unerſchrockenheit eines Decius, die Klugheit und Vorſichtigkeit eines Fabius, iſt in einem ehrenvollen Alter von 69 Jahren noch thätig und unverdroſſen, und wird ſo wenig das Blut unſerer braven Krieger ohne Noth vergieſſen, als den Ruhm unſerer Armee aufopfern.

Die Neufranken haben indeſſen Worms und Speier beſezt, verſchanzen ſich ſtark in der Gegend von Germersheim, und treiben in der ganzen Gegend große Brandſchatzungen ein. **Fortluis** iſt von der Kayſerlichen Garniſon bei ihrem Abzuge in die Luft geſprengt, da ſie es nicht behaupten konnte; und die ſchönen Werke eines **Vouban**, die ſo viele Millionen gekoſtet haben, ſind zerſtört.

Eine Probe des jetzigen franz. Geſchäftsſtiels hat man durch die Gefangennehmung eines Offiziers vom Generalſtabe bekommen, welcher einen ſchriftlichen Befehl vom General **Hoche** aus **Worms** an den **Diviſions**-**General Moreau** bei **Creuznach** überbringen ſollte — es heißt darin z. B. „tu bruleras autant que tu pourras — tu dirigeras ta marche," „du mußt ſo viel verbremen, als du kannſt — du wirſt deinen Marſch dahin richten."

Da der **Sansculotismus** jetzt zu **Paris** beim Convent zur herrſchenden Mode geworden iſt, ſo herrſcht auch dieſer Ton bei den Armeen - ein Beweis davon iſt folgendes Schreiben: der zu Engle Fontaine in Flandern kommandirende Kaiſ. General ſchrieb an den zu Marolles kommandirenden Franz. General Montaigu. Das ewige Schießen iſt ſehr inconſequent, und dient zu nichts; der Gegenſtand Ihrer Kugeln, ſind nur unglückliche franzöſiſche Bauern; heute wurde eine Frau und ein Kind davon getroffen: ich überlaſſe es Ihnen, zu beurtheilen, ob dergleichen Gegenſtände einen Schuß verdienen. Wollten Sie aber dieſes Spiel ſo forttreiben, ſo werde ich darauf zu antworten wiſſen, und ich verſichere Sie, daß meine Artilleriſten beſſer wählen werden, als die Ihrigen. Montaigu antwortete - „Das Schreiben, welches Du an den Commandanten von Landrecy geſchrieben haſt, iſt mir übergeben worden. Ich ſah ungern daraus, daß alle Kugeln, die ich Dir geſchickt hatte, nur unglückliche Franzoſen treffen, welche Du — zum Dienſt gebrauchſt. Es wäre mir viel angenehmer geweſen, wenn ſie den lezten der Deinigen vertilgt hätten; ich hätte mit Vergnügen dem National Convent angekündiget, daß die Erde der Freiheit von den Feinden gereinigt ſey. Du willſt gegen uns einen blutigen Krieg führen; bereite Dich vor, dich zu vertheidigen; wir haben geſchworen, Dich zu vertilgen oder zu ſterben; dies ſind die Geſinnungen wahrer Sansculottes.“ Solche Aeuſſerungen zeigen von der jetzigen Stimmung einer Nation, die mit ihrem Sklavenſinn auch die Galanterie, darin ſie unſre Lehrmeiſter war, abgelegt hat. — Doch nach einem Cuſtine und Montaigu muß man nicht alle Republikaniſche Generale beurtheilen — ein Jourdan, Bournoville und Lefevre ſind von gefälligen Sitten, und haben die Grazie des Umgangs — da aber bei den jetzigen herrſchenden Dictatoren der Sansculottismus in der Sprache und in den Sitten, den ächten Republikaner anzeigen ſoll, ſo müſſen die Klugen ſich in die Zeit ſchicken, und mit den Wölfen heulen — um nicht von ihnen zerriſſen zu werden. Sobald das Syſtem der Regierung ſich ändert, ſo ändert ſich auch die Denk- und Handlungsart der Menſchen — dieſes gilt bei jeder Regierungsform. In einem monarchiſchen Staat freilich gilt das Qualis rex talis grex! in ſeinem ganzen Umfange; iſt der König ein Krieger, ſo ſpielen, Alt und Jung das Soldatenſpiel; iſt er bigott, ein Freund der Pfaffen — ſo heucheln alle ſeine Religion und hofiren den Prieſtern — iſt er hingegen ein Philoſoph, der Pfaffentrug verachtet, und alle Sonutiſe zernichtet, ſo ſuchen die Klugen nicht blos Philoſophen zu ſcheinen, ſondern es in der That zu ſeyn — die Thoren aber ſuchen alles Ehrwürdige wegzuſpotten und wegzulachen. So verhielt es ſich auch mit den Sitten, liebt der Fürſt die Tugend, ſo wird ſein Beiſpiel wenigſtens Achtung für ſie einflößen — iſt er hingegen ein Epicuräer, und Wollüſtling, ſo iſt ſein Beiſpiel ein anſteckendes Gift für ſeine Unterthanen. — Da ſo viele Menſchen einmohl nicht allein gehen wollen, ſondern müſſen am Gängelbande geleitet werden, ſo giebt es auch in Freiſtaaten immer Tonſchaaren,

ren, die den Ton angeben, und die Menge nach Willkühr lenken und leiten — dieſes lehrt uns ja jezt Frankreich!

Was hilft alſo bei der Unvollkommenheit der menſchlichen Natur, aller Streit über die beſte Regierungsform: es iſt auf dieſer Erde nur nothwendig, ſich in ſeine Privatbegriffe einzuhüllen, und nur, wie durchs Fenſter auf den Wirrwar der Menge, auf das Toſen und Fluten der Menſchenkinder zu ſehen — dann darf man über keine Regierungsart beängſtigt ſeyn, weil ſelbſt der Despotismus unſern wenigen Bedürfniſſen Spielraum gönnen muß, und weil man allenthalben unter der Oberherrſchaft einer höhern Kraft ſteht. Alſo liebſter Freund, wir leben beide in Monarchiſchen Staaten, und können bei dieſem Grundſaz glücklicher ſeyn, als der Sansculot zu Paris, und der Esq. in London — die beide von Freiheit ſchwatzen, und oft Sclaven ihrer Weiber ſind.

Sechzehnter Brief.

Der Prinz von Hohenlohe hat am 23ſten Jan. die Franzoſen widerum aus Worms gejagt, und ihnen 400 Gefangene abgenommen. Der Feldmarſchall von Möllendorf traf den 31ſten ein; der Herzog übergab ihm das Commando, und trat die Rückreiſe nach Braunſchweig an — in dem Parolebefehl, den er vor ſeiner Abreiſe der Armee bekannt machen ließ, hieß es. „Da Se. Königl. Preuß. Majeſtät geruhet haben, meine Abrufung von der Armee zu genehmigen, und das Commando derſelben dem Generalfeldmarſchal von Möllendorf Excellenz zu übergeben, ſo wird dies der Armee bekannt gemacht. Ich entledige mich meiner Pflicht, der Armee für ihre erwieſene Freundſchaft und Folgſamkeit zu danken, wünſche, daß ſie fernerhin, wie bisher, ihre Tapferkeit zeigen, und dereinſt mit Seegen und Glück in ihr Vaterland zurückkehren möge. — Quod Deus bene vertat! iſt unſer Wunſch! denn nach ſo viel ausgeſtandnen Mühſeeligkeiten und ohne Zweck, ausgeſtandnen Gefahren, ſehnt man ſich nach Ruhe — die Republikaner gönnen uns ſolche, aber Krankheiten und Theurung der Lebensmittel erſchöpfen unſere Kräfte — indeſſen unſer Chef ſorgt als Vater für uns, und der Miniſter Graf von Schulenburg Kähnert, ein wahrer Patriot und gefühlvoller Menſchenfreund, wird für die Verproviantirung der Armee Sorge tragen. Die Stadt Frankfurt hat für die aus einer patriotiſchen Contribution geſammelten 27000 Thaler Lebensmittel aufgekauft, und deren Vertheilung dem Feldmarſchal überlaſſen.

Da die Neufranken ſich an 40000 bei Saarlouis und Thionville zuſammen ziehen, und eine Colonne von 8000 Mann ſich bei Saarbrück hat ſehen laſſen ſo hat der Feldmarſchall den General Major von Köhler mit 10 Schwadronen und 4 Bataillonen über den Hundsrück nach Kirchberg und Simmern abgeſchickt, um die zwiſchen dem Rhein und der Moſel gelegenen Gegenden zu decken — dagegen hat unſer linker Flügel jetzt vollkommen Ruhe — 15 Schwadronen ſind über den Rhein gegangen, wo ſie ihre Winterquartiere längſt dem linken Ufer des Mains beziehen.

Bei Mannheim haben die neuen Franzoſen ſo übel als die alten unter Ludwig XIV. eiſernem Zepter gewirthſchaftet, der General Leval meldete dem Convent, daß er das Land auf 40 Stunden im Umfange ganz verwüſtet, und über 1000 Wagen mit Getreide, Eiſen und Betten weggeführt habe.

In den Niederlanden werden bald wichtige Auftritte vorgehen — die Truppen der Alliirten belaufen ſich über 100000 Mann, und ihre Heerführer, der Prinz Coburg, Graf Clarfait, Herzog von York und Erbprinz von Oranien ziehen noch mehrere Verſtärkungen aus den Oeſt. Erbländern, Hannover und Holland an ſich. Der ſo geprieſene Oberſt Mak ſchmiedet die Bolzen, die ſollen verſchoſſen werden. Die Republikaner verſtärken dagegen ihre Nord Armee von der Moſel Armee und der Vendee, ſo daß ſie auf 150000 Mann heranwachſen ſoll — der General Pichegru hat das Obercommando erhalten, und alle Waffenſchmiede und Laboratoria zur Zerſtörung lebendiger und lebloſer Weſen in dem Franz. Flandern und der Picardie ſind Tag und Nacht beſchäftigt. Da es zur Fabrikation der großen Maſſe von Pulver, welche die Republik zu Waſſer und zu Lande, in Oſt und Süden, Norden und Weſten gebraucht, am Salpeter fehlet, ſo hat der Convent alle Bürger zur Aufſuchung deſſelben aufgefordert, und Belohnungen dafür angeſetzt. Merkwürdig in Rückſicht des Tons und der kraftvollen Energie, die den Republikaniſchen Geiſt beſeelt, iſt die Adreſſe, wodurch der Präſident des Pariſer Departements; die Bürger zur Aufſuchung alles Salpeters aufgefordert hat.

„Zu den Waffen! zu den Waffen! die Freiheit iſt in Gefahr; Feinde von auſſen, Rebellen im Innern! das iſt der Ruf, den von allen Seiten die glühenden Freunde der Freiheit erheben. Zu den Waffen Mitbürger! zu den Waffen! und gleich ertönen die Eiſenhämmer, die Werkſtäten überall! unter der Freiheit lebt alles auf, alles vergröſſert ſich — der Meſſerſchmidt macht Säbel, der Uhrmacher Kriegswerkzeuge? die Flinten kommen zu tauſenden hervor, der Boden der Freiheit bedeckt ſich mit Metallen; die Erde verwandelt ſich in Eiſen, das Eiſen in Stahl, der Stahl in Säbel und Lanzen; alles Erz wird Kanone, und die Glocken müde, den Bliz vergebens zu vertreiben, treiben die Feinde davon.

Ihr Freien! deren kochender Muth dem zu langſamen Gange einer kalten Taktik, den Angriff auf den Mann, auf den Leib, das blanke Gewehr vorzieht, gewiß, daß ein Sansculotte wie immer ſeinen Gegner überwältigt; ſeyd ihr mit eurem Blute ſo verſchwenderiſch, ſo ſind wir damit geizig, wir, die wir diejenigen unverwundbar machen möchten, die uns zum Schilde dienen, Es muß, es muß, die Geſetze, die wir ankündigen, verordnen es, jeder Muth, jede Kraft ſich entwickeln, es müſſen auch alle Mittel hervorgeſucht und vereint werden. Ja, Eiſen iſt zu wenig, auch Feuer braucht es; die Natur ſchließt ſich in Salpeter ein; er iſt die Seele der Flinten und Kanonen; ohne ihn ſind dieſe Maſchinen

nur

drohend: durch ihn werden ſie verheerend. Die Natur, deren Reich ihr wieder herſtellt, bietet euch alles das Feuer an, das ſie in ihrem wohlthätigen Schoos verbirgt, um eine Freiheit zu gründen und zu behaupten, helft ihr gebähren, belebt die Maſchinen, electriſiret ſelbſt den Blitz. Bürger, im Namen des aufgeſtandenen Menſchengeſchlechts, deſſen Glück im Salpeter verborgen liegt, beſchwören wir euch, einen Patriotiſmus zu zeigen, und bis aufs lezte Stäubchen dieſe koſtbare Materie zu ſammeln, euch nicht auf die Thätigkeit der Salpeterſammler zu verlaſſen, die nur die reichſte Erde und Materie durchſuchen, ſondern ſelbſt den Wunſch des Geſetzes zu erfüllen, das ihr leſet, das ihr beherziget; an Unterricht, an Rath und Aufſicht wird man es euch nicht fehlen

len laſſen. Unterricht und Rath werdet ihr in der Inſtruction finden, die der öffentliche Wohlfarts-Ausſchus bekannt gemacht hat, und die die General-Pulver-Regiſſeurs der Republik euch in ihrer Canzlei im Zeughauſe geben werden. Der Eifer der Sectionen wird ohne Zweifel das Werk fördern, wir fordern ſie auf, dafür zu ſorgen, daß, ohne den Bürgern das Verdienſt freiwilliger Opfer zu benehmen, kein Keller der Durchſuchung der Sachverſtändigen entgehe. Bürger! die Feinde ſagen: „der Krieg hört mit dem lezten Thaler auf,“ aber ihr werdet ſagen, „das Heil des Menſchengeſchlechts iſt vielleicht in dem lezten Pfund Salpeter, das an meiner Wohnung verborgen liegt. Wie glücklich bin ich, damit der Freiheit ein Opfer zu bringen, und es auf der Stelle zu thun. Auf Bürger! zu den Waffen! zu den Waffen! vor allem aber, Salpeter! Pulver!

Der freie Menſch
L. P. Dufourny, Präſident des Departements von Paris. —

Auf ſolche Art ſtrengen alſo die Republikaner alle ihre Kräfte an, ihren mächtigen Feinden Wiederſtand zu thun, und durch die allgemeine Meinung geſtählt, ſizt der Convent über alle innern und äußern Feinde, und vereitelt die Plane der Rojaliſten und Emigranten, durch das furchtbare Syſtem des Schreckens, wogegen ſich freilich die menſchliche Natur empört.

Siebzehnter Brief.

Die Preußiſchen Geſandten des Oberrheiniſchen und Fränkiſchen Kreiſes von Hochſtetter und von Soden haben wegen der von den Kreiſen zu übernehmenden Approviſionirung unſrer Armee, dem Kreisconvent ein Promemoria übergeben, darin geäußert wird, daß wenn ſolche nicht übernommen würde, der König genöthiget ſey, den größten Theil ſeiner Truppen zurück zu ziehen.

Merkwürdig iſt folgende Note', die der Geh. Rath von Hochſtetter dem Oberrheiniſchen Creisconvent unterm 31ten Febr. übergeben hat. „Se. K. Maj. v. Preußen haben nicht anders als mit äuſſerſtem Miſsfallen vernehmen müſſen, daſs Ihnen hie und da die Abſicht beigemeſſen wird, die Sekulariſirung einiger Hochſtifter und deren Einziehung zu befördern, oder ſich gewiſſe Reichsſtädte zuzueignen und zu unterwerfen, um ſich gegen den ungeheuren Koſtenaufwand zu entſchädigen, den der nunmehro zwei Jahre lang zum Schutze und zur Vertheidigung des Reichs mit Frankreich, von Ihren und Ihren höchſten Bundesgenoſſen geführte Krieg verurſacht hat. Allerhöchſtdieſelben könnten nun zwar, ſich Ihrer reinſten Abſichten bewuſst, dergleichen Gerüchte mit Stillſchweigen übergehn, und ſich für überzeugt halten, daſs ſolche bei gutgeſinnten Reichsſtänden keinen Eingang finden werden; allein zum Ueberfluſs und zur Beſchämung derjenigen Uebelgeſinnten, welche vielleicht gefliſſentlich, blos um Mißtrauen zu verbreiten, dergleichen Nachrichten erdichten, iſt Endesunterſchriebener befehligt, hiermit ganz beſtimmt zu erklären: daß S. K. M. Abſicht keinesweges ſey, durch den allein zur Vertheidigung des Reichs und zur Sicherſtellung ſeiner Verfaſſung eingegangenen Krieg mit Frankreich, Eroberungen für ſich zu machen; daß, wenn ſich von Frankreich Entſchädigungen erſtreiten laſſen, dieſelben dem Reiche mit zu gute kommen würden; daß Allerhöchſtdieſelben aber noch weit weniger jemals dem Gedanken Platz gegeben haben, Ihre Entſchädigung auf Koſten des Reichs zu nehmen, deſſen Verfaſſung Ihnen von jeher heilig geweſen iſt, und zu deren Erhaltung Sie ſchon ſo viele allgemein bekannte Opfer gebracht haben, daß endlich S. K. M. v. P. dieſe Geſinnung auch für die Zukunft nicht verläugnen, und dem Deutſchen Reiche ſein Gebiet und ſeine Verfaſſung, den einzelnen Ständen, geiſtlichen und weltlichen, ihre Beſitzungen und Rechte, und überhaupt die unverrückte Aufrechthaltung des deutſchen Staatskörpers zu ſichern und zu garantiren eben ſo willig als bereit ſind, wenn anders das Deutſche Reich, und im gegenwärtigen dringenden Falle, die der Gefahr am nächſten ausgeſetzten ſechs Reichskreiſe, in Gemäßheit ihrer konſtitutionellen nähern Verbindung, patriotiſch dazu die Hand bieten wollen.“ —

Da die Verproviantirung unſrer Armee wegen der Theuerung aller Lebensbedürfniſſe ſo koſtſpielig iſt, ſo erklärte der Pr. Geſandte zu Regensburg, Graf v. Görtz, der Reichsverſammlung, daß der nöthige Unterhalt der Armee von den Reichskreiſen, und zwar täglich in 41960

Rationen, und 82154 Portionen müſſe geliefert werden, und zwar von den nächſten ſechs Kreiſen in natura, und von den übrigen an Gelde. — Dieſe täglichen Lieferungen würden monatlich zwei Millionen Thaler ausmachen.

Da dieſer Antrag bei der Reichsverſammlung große Schwierigkeiten fand, ſo ertheilte der König den Befehl, daß die Armee bis auf 20000 Mann vom Oberrhein abmarſchieren ſollte, und machte ſolches dem Prinzen v. Coburg im folgenden Schreiben unterm 11. März bekannt: „Ich eile, Ihnen zu melden, daß ich durch den bisherigen Gang der Staatsunterhandlungen bewogen worden, meinem Feldmarſchalle Möllendorf den Auftrag zu geben, nach Zurücklaſſung eines Corps von 20000 Mann, unter den Befehlen des Generallieutenants von Kalkreuth, mit dem übrigen Theile meiner bei **Maynz** ſtehenden Armee von da abzumarſchieren, und vorläufig nach **Cöln** zu gehen. Ich erſuche Sie deshalb, die Güte zu haben, ſolche Maaßregeln zu treffen, daß der Abmarſch des anſehnlichſten Theils meiner Truppen dem Feinde nicht zum Vortheil gereiche; daß vielmehr die Feſtung Maynz und das Reich überhaupt gegen die feindlichen Einfälle gedeckt werden. Da noch einige Einrichtungen zu treffen ſind, um den abmarſchierenden Truppen auf ihrem Wege nach Cöln die nöthigen Lebensmittel zu verſchaffen, ſo wird ihr Abmarſch ſo früh nicht ſtatt haben, und überdies werden die Truppen nicht auf einmal, ſondern Diviſionsweiſe abmarſchiren; Sie werden alſo Zeit genug haben, die nöthigen Einrichtungen zu machen. Indeſſen hoffe ich, daß Sie die Güte haben werden, ſolche Maaßregeln zu treffen, daß, wenn der Feldmarſchall Möllendorf ſeine Zubereitungen wird zu Stande gebracht, und Ihnen, zufolge der erhaltenen Ordre, Nachrichten von dem Tage des Abmarſches wird gegeben haben, die Ausführung dieſes Entſchluſſes keine Schwierigkeiten finden werde."

Unterm 13ten März erſchien zugleich eine Declaration an das deutſche Reich, darin die Gründe angezeigt wurden, die den König zu dem Entſchluß brachte, ſeine Truppen bis auf 20000 Mann zurück zu ziehen. In dieſer merkwürdigen Declaration heißt es unter andern.

„Als die Franz. Nation, im unglücklichen Taumel ihres Freiheits-Wahns, nicht nur unter ſich alle Bande der bürgerlichen Ordnung löſete, ſondern auch die Ruhe und Sorgfalt andrer Völker durch Uebertragung ihrer anarchiſchen Greuel zu zerſtören gedachte, und ſchon mit Gewaltthat und Feindſeligkeit benachbarte Lande Se. Kaiſ. Maj. und des deutſchen Reichs überfiel; da vereinigte des Königs Maj. ihre gerechten Waffen mit denen Ihro hohen Kaiſerlichen Bundsgenoſſen, in der Folge auch mit den Waffen des geſamten Reichs und der andern verbündeten Mächte, um den zerſtörenden Unternehmungen einer wüthenden Nation Grenzen zu ſetzen, und Frieden, Ruhe und Wohlfart in den eben ſo unſchuldig als gefährlich bedroheten Ländern, ſicher zu ſtellen. Dieſer Entzweck war der treue Begleiter der Waffen des Königs bis zu dieſem Augenblick; er ward immer dringender, je mehr in der That die Franken verwilderten, und je näher und furchtbarer die grauenvolle Gefahr ihrer alles zerrütteten Regierungen dem Herzen von Deutſchland kam. Die Anſtrengungen Se. Maj., um dieſem mächtigen Strome des Unglücks, an den deutſchen Gränzen einen Damm zu ſetzen, waren zwar der Gefahr angemeſſen, überſtiegen aber bald ihre eigenen Mittel. Es galt keinen Krieg mit einem geſitteten Volk und ordentlich diſciplinirten Kriegesheeren, ſondern einen Krieg mit raſenden, nie zu mindernden Volksſchwärmen, die eine zahlreiche, überall zum Krieg gerüſtete, und alles zu Kriegs-Reſourcen machende Nation im Rückhalt hatten, die nicht um bloße Eroberung kämpfen, ſondern um den gänzlichen Umſturz der bürgerlichen Verfaſſung in Deutſchland, durch Feuer und Schwerd und das Gift ihrer Lehre.

Dieſen faſt unbezwingbaren Feind ſetzte der König ſeiner Seits ein Heer von 70000 Mann der auserleſenſten Truppen entgegen. Hiemit hatten S. M. nun ſchon bis in den dritten Feldzug den Krieg unter den hinderlichſten Erſchwerungen aller Art, in weiter Entlegenheit von den franzöſiſchen Gränzen, auf fremdem ausgezehrtem Boden, in übertriebner Theurung aller Bedürfniſſe, mit faſt unerſchwinglichen Koſten geführet. Mit der äußerſten Anſtrengung haben Höchſtdieſelben gewiß alle Aufopferungen, die nur die Preußiſchen Staatskräfte zuließen, gethan, und ſelbſt Ihre geheiligte Perſon, und die Prinzen Ihres Hauſes, den gefahrvollen Ereigniſſen ausgeſetzt, um Deutſchlands Ruhe und Sicherheit zu erkaufen.

Für dieſen Entzweck iſt des Preußiſchen Bluts ſo viel vergoſſen, und ſind den bürgerlichen Staaten ſo unermeßliche Geldſummen entzogen worden ꝛc.

Nach Ausführung der Unterhandlungen wegen beſtimmten Subſidien und der Natural-Verpflegung der Armee, heißt es ferner: —

„Ward die Verpflegung bewilligt, ſo gewährte die Zukunft eine beruhigende Ausſicht bei der feierlich erklärten, und ſo vielfach erprobten Bereitwilligkeit des Königs, zur Vertheidigung des Reichs, zur Schützung und Handhabung ſeiner Verfaſſung, auch fernerhin mit äußerſten Kräften beizutragen. Jeder unbefangene Beobachter konnte aber gleich die Folgen berechnen, wenn man jene Verpflegung verſagen, und dadurch die Preuß. Truppen zum Rückzuge in ihre eignen Staaten nöthigen wollte. Die Beſorgnis drang ſich gewiß von ſelbſt auf.“ Der übermüthige raſende Feind möchte unaufhaltſam in Deutſchland hereinſtürmen, und mit ſeinen raub und mordſüchtigen Horden, die keine Schranken, keine Zügel mehr kennen, den Boden deutſcher Cultur und Ordnung weiter überſchwemmen und verheeren, die Verfaſſung mehrerer deutſcher Staaten in anarchiſche Greuel verkehren, Fürſten und Stände vernichten, die Kirche zertrümmern, und in dem deutſchen Unterthanen die glückliche Liebe zur Tugend und Ordnung, durch den wuchernden Keim der Geſetzloſigkeit, und der gefühlloſeſten Immoralität verdrängen."

„Alle dieſe und ähnliche Betrachtungen, ſo einfach und einleuchtend ſie auch ſind, und ſo ſehr ſie auch ſämtlich den Reichsmitſtänden zu Gemüthe geführt werden, haben dennoch nicht vermocht, dem Verpflegungsantrag einen gewieriſgen Eingang zu ſichern. Dieſer Antrag war überdies mit derjenigen Einrichtung genau verbunden, welche S. K. M. mit den verbündeten Mächten zu treſſen gedachten, den aber S. K. K. Maj. beizutreten, nicht für gut fanden: auch mehrere der übrigen hohen Mitſtände haben ſich nicht bereitwillig finden laſſen; es hat vielmehr jener Antrag eine Aufnahme gefunden, welche man nach ſo reinen Verdienſten S. M. um die Rettung und Wohlfart des Reichs und der faſt unerſchwinglichen Aufopferungen, welche höchſt Ihro Großmuth dieſer gebracht, in Wahrheit nicht hätte erwarten ſollen, und wovon man nicht ohne Bedauern einige Merkmahle hier anzuführen ſich verpflichtet hält. So hat man die vom Herrn Churfürſten von Maynz geſchehene Zuſammenberufung der ſechs Creiſe, als eine Unregelmäſſigkeit vorzuſtellen ſich bemüht, da doch dieſelbe in den Reichsgeſetzen und dem Herkommen gegründet und ganz verfaſſungsmäßig war. Man hat die dem Verpflegungsantrage gerade zuwider ſtreitende Maaßregel einer allgemeinen Volksberufung recht angelegentlich in Anwendung zu bringen geſucht, obgleich ſie offenbar eben ſo unwürkſam, als ſelbſt gefahrvoll und zweckwidrig war — unwürkſam gegen einen Feind, der in der größten Maſſe mit raſender Wuth, verſuchter Kriegskunſt und zahlreichem Geſchütz hereindringt — gefahrvoll, wenn man den gemeinen Mann aus ſeiner häuslichen Ordnung bringen und unter Waffen ſetzen will, zumal gegen einen Feind, der ſo leicht ſein gefährlichſter Verführer werden kann — zweckwidrig überhaupt, da ſie außerdem mit den Operationen und der Verpflegung der diſciplinirten Armeen ganz unvereinbarlich iſt. Man hat die von S. K. M. aus der innigſten Ueberzeugung geſchehene Abrathung dieſes bedenklichen Vertheidigungsmittels unter Vorſpiegelung falſcher Bewegurſachen auf das gehäſſigſte vorgebildet, man hat ſelbſt, nur um dem Reich, den Verpflegungsantrag zuwider zu machen, dem König die abſchreckendſten Vergröſſerungs- Unterdrückungs- und Seculariſations- Abſichten angedichtet, deren mindeſte Widerlegung aber S. K. M. unter dem Gefühl ihrer lautern, patriotiſchen Geſinnungen, und unter der Würde Ihrer um das Reich erworbenen, unſterblichen Verdienſte verachtet würden.

Da nun nach allen dieſem die Hoffnung verſchwunden iſt, daß vom Reich die Verpflegung der Königl. Truppen, nach dem geſchehenen Antrag bewilligt und geleiſtet werde, ſo entſagen S. K. M. derſelben, und allen dahin abzielenden

den Berathungen des Reichs und der Creiſe;. Höchſtdieſelben haben dagegen, Ihren einigen Erklärungen zufolge, die Entſchließung gefaßt, dem deutſchen Reich Ihren Schutz nicht aufzudringen, ſondern Dero Kriegsheer, das Tractatenmäßige Hülfskorps von 20000 Mann ausgenommen, den Weg nach den Staaten zurück gehen zu laſſen ꝛc." — —

Was ſagen Sie zu dieſer Erklärung? iſt ſie nicht ein Meiſterſtück eines politiſchen Hippias? finden Sie darin Widerſprüche und Verſtoße gegen Ihre Philoſophie, ſo erwägen Sie, daß die Politik ihren beſondern Katechismus der Moral hat — ich habe mit einem Aufklärer — denn ſo heißen ja jetzt die Vernunftmänner — eine Unterredung über dieſe politiſche Diatribe gehabt, die ich Ihnen doch mittheilen muß, da ſie vielleicht, um mich ganz ſinnlich auszudrücken, Waſſer auf Ihre Mühle iſt.

Ich. Ich finde dieſe Erklärung ganz dem Preußiſchen Staats-Intereſſe gemäß. —

A. Da hätte man ſolches durch dieſen unternommenen ſchädlichen und ungerechten Krieg gegen die Neufranken nicht erſt aus den Augen ſetzen ſollen.

Ich. Sind die Neufranken nicht die Urheber deſſelben?

A. Wer reizte ſie zuerſt, die Waffen zu ergreifen, und wer protegirte und begünſtigte die treuloſen Emigranten? waren es nicht deutſche Reichsfürſten! wer ſchmiedete Cabalen und Intriguen gegen die Neufranken? waren es nicht die Höfe zu Coblenz, und — — wer läſterte und ſchändete im Staate, Schriften und durch beſoldete Schmierer den franzöſiſchen Namen, und ließ die Handlungen der Pariſer der franz. Nation entgelten? waren es nicht deutſche Fürſten? wer waren die Urheber des Pilnizer Vertrages, der doch den Krieg gegen Frankreich, die Zerſtückelung ſeiner Provinzen, und die Herſtellung des Despotismus beabſichtete.

Ich. Das Intreſſe der Höfe zu Wien und zu Berlin machte dieſen Vertrag nothwendig.

A. Warum! was gieng ſie Frankreichs Staatsumwälzung an? das Intereſſe der Verwandtſchaft beſtimmte vielleicht den Oeſt. Hof! was geht aber dieſes Privatintereſſe dem Allgemeinen des Oeſt. Staats an, und was beſtimmte denn den Pr. Hof, ſich mit einer Macht, die mit ihm rivalirt, und ſeinen Wachsthum mit ſcheelen Augen anſieht, gegen Frankreich zu verbinden, deſſen Freundſchaft für Preußen eben ſo nothwendig als nützlich iſt — um dem Hofe zu Wien und Petersburg die Spitze zu bieten.

Ich. Man wollte die Ruhe und Wohlfahrt des deutſchen Reichs dadurch ſicher ſtellen, die durch den Freiheitstaumel der benachbarten Franzoſen in Gefahr war.

A. Der deutſchen Reichsverfaſſung drohte ſo wenig Gefahr, als den deutſchen Fürſten, die Väter ihrer Unterthanen waren. Die franzöſiſche Revolution konnte wahrlich nicht den Preuſiſchen Staat erſchüttern, und die Bande der bürgerlichen Ordnung auflöſen. Denn die Baſis des Pr. Staats iſt ja doch wohl Gerechtigkeit und Wohlfahrt der Unterthanen, und die Franzöſiſche Revolution zerſtörte ja ihre Staatsverfaſſung, die den Orientaliſchen Despotismus ausübte: die Bande der bürgerlichen Ordnung ließen ſich durch die Greuel der Anarchie in Frankreich nicht in deutſchen Ländern auseinander ſprengen und auflöſen — wenn ſie nicht ihrer Natur nach einer Auflöſung bedurften. Dieſes war alſo blos ein nichtiger Vorwand zum Kriege, dadurch die coaliſirten Mächte ihre wahre Abſicht zu verbergen ſuchten.

Ich. Wenn dieſe Abſicht nun dahin gerichtet war, einen unglücklichen König zu retten, und die Ruhe in Frankreich wieder herzuſtellen, verdiente ſie nicht Beifall?

A. Ich mag nicht in die Triebfedern eindringen, die den Pilnizer Vertrag organiſirt haben — aber ich frage nochmals, was gieng Preußen die große Fehde zwiſchen der franz. Nation und dem Hauſe Bourbon an? — und war es recht, ſich in ein Spiel zu miſchen, das eine ſo mächtige Nation um ihre Freiheit und Selbſtſtändigkeit, auf der großen Weltbühne ſpielte. Konnte dieſe Einmiſchung durch die Waffen für den König vortheilhaft ſeyn, der Schach und matt war, und verlor er dadurch nicht Kron und Leben: das hätte man zwar ſehen können, daß 24 Millionen Menſchen ſich nicht Geſetze vorſchreiben laſſen — wie ſie ſollten regiert werden; das hätte man ja aus der Geſchichte voriger Zeiten lerren können, daß ein zur Freiheit herangereiftes Volk alles vermag, und daß es die größten Heere ſo zerſtücken kann, wie die Griechen die mächtigen Heere eines Xerxes.

Ich. Der Erfolg unſrer Handlungen iſt nicht immer der Erwartung gemäß, und ſo ſcheiterten die Pläne der coaliſirten Mächte an dem trügeriſchen Glück.

A. Sie ſcheiterten an der Energie und Kraft einer Nation, die man zum furchtbaren Kampf um Freiheit und Sklaverei gereizt hatte. Aber wozu denn jetzt noch die eben ſo unanſtändige als ohnmächtige Sprache in den Staatsgeſchäften und gegen eine Nation, die Bewunderung verdient — wozu die anarchiſchen Greuel einer Faction, die dadurch zu ihrer Beſtrafung heranreift, und ihren Richter in der Nation finden wird, die ſie dadurch beleidigt, ihr entgelten zu laſſen, und ungerechter Weiſe beizumeſſen? da ſie ſo große Beweiſe von Edelmuth, Geiſtesgröße und Verſtandesreife gezeigt hat — wozu die Republikaniſchen Armeen zu raub- und mordſüchtigen Horden ſtempeln? da ſie ſowohl Beweiſe ihres Muths und ihrer Tapferkeit, als ihrer Großmuth und Billigkeit an den Tag gelegt haben.

Ich. Aber es iſt doch gegründet, daß die Republikaniſchen hier in den deutſchen Gegenden zum Theil übel gewirthſchaftet, und gleich Arabiſchen Horden geſengt und gebrennt haben.

A. Glauben Sie die Lügen der Zeitungsſchreiber nicht, die ſolche abſichtlich erfinden und verbreiten, um den deutſchen Nationalhaß zu reizen — und ihr Sündengeld durch Lüge und Trug zu verdienen. Haben einige franzöſiſche Corps ſich Handlungen wider die Geſetze der Menſchheit zu Schulden kommen laſſen, ſo frage ich an, ob dieſe Geſetze allemal im Kriege, und bei einem ſolchen Kriege um Meinungen und Grundſätze, zu beobachten ſind? Haben denn Oeſterreichs und Rußlands Armeen ſolche ſtets beobachtet? was erlaubten ſich im ſiebenjährigen Kriege nicht die Ruſſen? wie haben ſie in Sachſen gewirthſchaftet? davon die Ruinen noch Zeuge ſind — hat Cuſtine wider die Rechte der

Menſchheit gefrevelt wenn ſeine Handlungen nicht durch die Raiſon de guerre nicht zu entſchuldigen ſind! ſo frage ich, wie handelte der Oeſt. Feldherr Tilly gegen Magdeburg? wie grauſam mordete und brennte Trenk mit ſeinen Horden? ja wie frevelten die Seresſaner, Rothmäntel und Szekuli wider die Rechte der Völker. Können dieſe Grauſamkeiten dadurch entſchuldigt werden? daß Monarchiſten ſolche ausübten — haben dieſe nur einen Freibrief zu Ungerechtigkeiten? — und iſt die ſo geprieſene Preuß. Bravour zu Hochheim, da man Republikaner ſo kalt würgte, ein Zweig in den Kranz ihres Ruhms?

Ich. Ich billige ſolches nicht — billige die Handlungen unſrer Armee bei ihrem Einmarſch in Frankreich nicht — indeſſen, um davon abzubrechen, und den

Zweck der Pr. Declaration nicht aus dem Geſicht zu verlieren, ſo hat unſer König das Seinige redlich gethan, und unſre brave Armee hat das deutſche Reich gerettet — wäre es daher nicht Pflicht? daß es die Verpflegung ſeiner Retter übernähme.

A. Wenn aber viele Reichsſtände kein Intereſſe bei dieſem Kriege hatten, warum ſollten ſie darunter leiden? ja wenn viele durch den Krieg in ihren Lande ſchon ſo erſchöpft ſind, daß ſie nichts mehr beitragen können — ja wenn es überhaupt für ganz Deutſchland die höchſte Zeit wäre, einen Krieg geendigt zu ſehen, der ſeiner ietzigen Verfaſſung den Umſturz drohet. — Freilich iſt des Preußiſchen Bluts ſo viel vergoſſen — ohne Noth vergoſſen, denn dem Staat drohte keine Gefahr — freilich ſind unermeßliche Geldſummen dem

Pr. Schatz und den ohnehin nicht reichen Unterthanen entzogen worden —, das iſt freilich eine traurige Wahrheit! Denn deshalb hat der große Friedrich den Schatz nicht geſammelt, daß er für das Intereſſe des Oeſt. Hofes' — und aus böſer Laune ſich in die innern Angelegenheiten eines fremden Volks zu miſchen, ſollte verſchleudert werden — — aber daher iſt es jetzt um ſo mehr Pflicht, mit einer Nation Friede zu machen, deren Freundſchaft dem Pr. Staat zu ſeiner Erhaltung ſo nothwendig iſt.

Ich. Unſer Monarch kann doch eingegangene Verpflichtungen nicht aufheben, und ohne Beitritt ſeiner Alliirten einen Separatfrieden mit einer Nation ſchließen, die dadurch einen ſo großen Zuwachs an Kräften und Ausdehnung ihrer Eroberungen erhalten würde. Wegen

gen der aufgewendeten Koſten wird unſer Staat, in Pohlen ſeine Entſchädigung finden — denn die gänzliche Theilung dieſes Reichs unter den drei Höfen von Berlin, Wien und Petersburg iſt entſchieden — und kam vielleicht ſchon beim Pilnizer Vertrage zur Sprache — und weil Oeſterreich ſeine Entſchädigung durch das Franz. Flandern, den Elſaß und Lothringen erhalten ſoll — ſo wird er nur eine kleine Portion in Pohlen erhalten.

A. Eine feine Politik, ſeine Beſitzungen durch Theilung eines Reichs zu erweitern, dazu man kein Recht hat — den Thron des Despotismus in Frankreich wieder aufrichten zu wollen — und einen andern Staat zu vertilgen — einen König wiederum in ſeine uſurpirten Rechte der despotiſchen Gewalt einſetzen zu wollen, und einem andern Kron und

Reich zu nehmen! So handeln unſre Fürſten wider die Geſetze der Natur und Moral, und doch verlangen ſie von ihren Unterthanen die Erfüllung derſelben; ſie handeln ungerecht gegen die Menſchheit, und fordern, daß wir gerecht gegen ſie handeln ſollen. Sind ſie denn aus andern Stoff gebildet als wir? haben ſie andere Rechte und Pflichten als wir? da der Tod alle Schranken des Unterſchieds zwiſchen Königen und Bettlern einſtürzt, und auch das Decret der Gleichheit bei dem Hinſcheiden der Fürſten geltend zu machen weiß.

Ich. Die Politik der Höfe läßt ſich nicht nach den Grundſätzen der Philoſophie beurtheilen.

A. Schlimm genug, daß ſie dieſen Richter unſrer Handlungen ſcheuen muß, und alſo ſchon deshalb verwerflich iſt — aber wenn die Staatspolitik ſich nicht mit den ewigen Geſetzen unſrer Natur und Vernunft vereinigen läßt, ſo können auch unſere Herrſcher nicht fordern, daß dieſe Geſetze für uns verbindlich ſeyn ſollen — verletzen ſie ſelbſt durch eine treuloſe Politik die Rechte der Völker, ſo löſen ſie dadurch die Bande der Treue und des Gehorſams auf, die ohne Aufrechthaltung dieſer Rechte nicht beſtehen können — ſpielen ſie mit Pflichten und Eiden, ſo haben auch die Völker keine gegen ſie, und ſind ihrer oft nur erzwungenen Eide quitt — denn *Könige haben Pflichten und Völker Rechte!* und deshalb verdient die Franz. Revolution den Dank und Beifall der Menſchheit, weil ſie erſtere gelehrt, und letztere aus dem Nichts hervorgezogen hat, darin der geiſt- und weltliche Despotispotiſmus ſie ſeit Jahrhunderten verſenkt hatte. — —

Ich. Wenn der Traum eines ewigen Friedens in Erfüllung gehen wird — dann wird die Staatspolitik auf die erſten einfachen Grundſätze der Natur zurückgeleitet werden, aber ſo lange es Kriege und ſtehende Heere giebt, wird der Machiavellismus an den Höfen herrſchen; ſo lange die Chimäre des Politiſchen Gleichgewichts an den Europäiſchen Höfen herrſchend iſt, wird die Staatskunſt die Grenzen des Rechts und der Billigkeit überſchreiten — und die Politik gleich der Spinne — auf das argloſe Inſekt lauern, das ihr Gewebe berührt.

A. Aber alle Regierungen ſollten aus dem Zeichen dieſer Zeit die heilſame Lehre ziehen, durch die ſanfte Revolution der Aufklärung, ihre ſchädlichen

lichen Siſteme der Staatsverfaſſung zu verbeſſern. Unſre Vernunft fordert und befiehlt eine Verbeſſerung der bisher ſo thörichten als verderblichen Religions- und Regierungsgrundſätze — ſie ruft den Regenten und Prieſtern zu, jene willkühnliche, ſchädliche Politik abzuſchaffen, welche die Tirannei des Thrones, durch die des Alters unterſtützt — ſie fordert von ihnen jene Rechte zurück, die ihr ſo lange freventlich entzogen worden. Wollen die Regenten und Prieſter dieſe laute Stimme nicht hören, widerſtreben ſie dem Geiſt der Zeit, wollen ſie durch die **Logik des Despotismus** die natürliche Logik der menſchlichen Freiheit unterdrücken, ſo führen ſie ſelbſt eine gewaltſame Revolution herbei, ſo werfen ſie ſelbſt einen Feuerbrand in die Pulvertonne der Zerſtörung — ſo wird durch die *Kraft der Vernunft*, jeder geiſt-

und weltliche Despotismus, der ſich jezt unter der Maske der Religion und des Patriotismus, in einen Engel des Lichts verſtellt, entlarvt werden, und kein Sturz ſeine Anhänger unter den Trümmern begraben! denn

Getroſt mein Freund! noch ſteht die Erde feſt,
Und mit der Zeit nur reifen groſſe Thaten —
Es kommt gewiß der Tag, wo die Natur ein Feſt
Der Freiheit fei'rt — wo ſie unterdrückte Staaten
Aus ihrer Aſche reißt — den Sklaven hoffen läßt —
Wo die Despoten ſelbſt, ſich morden und verrathen,
Und Menſchen Kraft, die jezt am Thron gefeſſelt liegt,

Die ſtarken Eiſen bricht — Tirannengier beſiegt.

Achtzehnter Brief.

Da ich in meinem vorigen Schreiben Ihnen mit Declarationen unſers Hofes unterhalten habe, die als Documente des Syſtems des Pr. Cabinets bei dieſem Kriege anzuſehen ſind, ſo will ich die Operationen bei unſerer Armee nachholen. Da das fliegende Corps des Oberſten von Szekuli viel gelitten hatte, die Cavallerie halb geſchmolzen, und der Chef deſſelben nach Pohlen vom Könige berufen wurde, um ſeine Bravour gegen die Pohlniſchen Inſurgenten zu zeigen — ſo hat der Feldmarſchall das Corps eingehen laſſen.

Nach der Uebereinkunft, welche der Feldmarſchall mit dem commandirenden General der Franz. Moſelarmee Jourdan getroffen hat, wurden die beiderſeitigen Kriegsgefangenen zu Cuſel ausgewechſelt: in Pr. Gefangenſchaft befanden ſich zuſammen 160 Officiere und 7000 Gemeine, dagegen waren nur 40 Officiere und 721 Gemeine in Franz. Kriegsgefangenſchaft.

Zu Cöln iſt die erſte Abtheilung des Pr. Corps von 7 Bataillon und 6 Eskadrons unter dem Generallieut. v. Kleiſt am 6ten April angekommen — aber unſer Miniſter von Hochſteeten hat dem Oberrheiniſchen Creis-Directorio die Erklärung gethan, daß die Armee des Feldmarſchalls ihren Rückmarſch nicht fortſetze — daß der eingeſtellte Rückzug aber nur eventuel ſey, und vollzogen werden würde, wenn die geforderten Subſidien von Seiten der Reichsſtände nicht bewilligt würden.

Am 5ten April überfielen unſre leichten Truppen die Neufranken bei **Dürkheim**, die das geplünderte Gut in Sicherheit bringen wollten, nahmen ihnen ſolches ab, und machten an 40 Gefangene.

Das Corps des Generalmajor von **Köhler**, das nach den Hundsrücken detaſchirt war, fand daſelbſt keine Franzoſen mehr, da ſie ſich nach der Saar zurückgezogen, und die Expedition auf Trier aufgegeben hatten.

Anſtatt der zum Unterhalt unſrer Armee von den Reichsſtänden geforderten Subſidien, iſt auf einmal ein Subſidien-Traktat zwiſchen unſerm, dem Londner Hofe und der Republik Hollend zu **Haag** geſchloſſen worden — Kraft deſſelben wird unſer König zu den 62000 Mann, die wirklich am Rhein ſtehen, vom erſten April an, Monatlich eine Subſidie von 50000 Pf. Sterl. und 100000 Monatlich für Brod und Fourage, überdies 300090 Pf. Sterl. für Marſch- und Equipirungs-Koſten, und 109000 Pf. Sterl. für die Retourkoſten bekommen, welches zuſammen 1 Million 700000 Pf. für die Monate ausmacht.

Unſre Armee am Rhein wird nunmehr in zwei verſchiedenen Corps agiren, das eine aus 49 Bat. und 60 Eskadrons unter dem Feldmarſchall, und das andre von 21 Bat. und 30 Esk. unter dem General von Kalkreuth; erſterer nahm am 18ten Mai das Hauptquartier zu Alzei, letzterer zu Obermoſchel, bei Meißenheim.

Da die Franzoſen bei Lautern ſich verſtärkt hatten, und der Feldmarſchall nicht eher in das Zweibrückiſche eindringen konnte, ſo kam es am 23ſten Mai zu der wichtigen Affaire bei Lautern, davon ich Ihnen die Relation aus dem Hauptquartier zu Winnweiler im Auszuge mittheile. Unſere Abſicht war, das feindliche Corps des General Ambert bei Kaiſerslautern zu delogiren, dadurch die Communication der Rhein- und Moſelarmee zu erſchweren, ſolche zum Rückzuge zu bewegen, und ſie vom fernern Detaſchiren zur Nordarmee abzuhalten. Zu dieſem Ende machten vom rechten Flügel der G. M. v. Schmettau eine Demonſtration gegen Saarlouis, der G. L. v. Bittingshof aber gegen Homburg — der G. L. Graf von Kalkreuth hingegen führte ſelbſt eine Colonne zum Angriff des feindlichen linken Flügels, in der Poſition bei Kaiſerslautern. Auf unſerm linken Flügel, rückte der K. K. Feldzeugmeiſter

ſter Fürſt von Hohenlohe, der Abends vorher mit 12 Bat. und 22 Eskadr. bei Mannheim über den Rhein gegangen war, und der G. L. Erbprinz von Hohenlohe gegen Speier und Neuſtadt vor, und hielten den Feind von dieſer Seite en Echec, während daß der Hauptangriff in der Mitte geſchah. Der Feind hatte die große Wichtigkeit dieſes Hauptpoſtens wohl gefühlt, denſelben durch 12000 Mann beſezt, und nicht nur drei hintereinander gelegene Poſitionen hinter die parallel laufenden Defilees der Otterbach, Hagelsbach und der Lauter, durch Redouten und Verſchanzungen aller Art zu vertheidigen, ſondern auch ſelbſt die Möglichkeit eines Angriffs durch Durchgraben aller Zugänge und Wege, Durchſtechen der Dämme, Ruiniren der Brücken, Verhaue und alle nur erſinnliche Mittel zu verhindern geſucht.

Die erſte Poſition hinter der Otterbach wurde in der Fronte durch 15 Eſc. Kavallerie unter der Anführung des G. L. Prinz Louis von Würtenberg bedrohet, um des Feindes Aufmerkſamkeit dahin zu ziehen, während die Colonne unter dem Befehl des Generals der Infanterie von Knobelsdorf, bei welcher ſich der General Feld Marſchall von Möllendorf in eigner Perſon befand, wo die feindliche rechte Flanke den Hauptangriff machte, und den Feind nöthigte, ſich hinter dem Defilee der Hagelsbach in ſeine zweite Poſition auf dem Kaiſersberg zurück zu ziehen — hier wurde ihm aber keine Zeit ſich zu ſetzen gelaſſen, indem der G. M. v. Rüchel mit ſeiner Colonne in der von Hochſpeier nach Kaiſerslautern führenden Chauſſee, und der G. L. v. Romberg mit einer andern Colonne bereits vorgedrungen waren, und ſich auf ſeine beiden Flanken warfen, ſo daß der Feind ſich ſogleich in die dritte Poſition, Kaiſerslautern und die Lauter vor ſich habend, zurückziehen mußte. Hier hatte er das Hauptwerk der Galgenredoute und das gleich wichtige Werk auf dem Lämpchensberge und mehrere Verſchanzungen angelegt; hinter dieſen hielt er Stand, und behauptete ſich eine Zeitlang, beſonders durch ſein Artillerie-Feuer, gegen die Angriffe auf ſeine Fronte und Flanke. Man kann dem Feinde nicht abſprechen, daß derſelbe nicht alle mögliche und zum Theil recht ſinnreiche Veranſtaltungen zur Defenſion ſeines Poſtens getroffen, auch viel Contenance bewieſen; allein die Manöver des G. M. v. Rüchel und des Ob. von Blücher, welcher Frankenſtein beſetzt, nöthigten den Feind, auch die Poſition bei Lautern zu verlaſſen, welches er dann mit vieler Contenance that, ſo daß man ihn mit dem Bajonett delogiren mußte. Dem Feinde blieben nur noch zwei Wege, als nach Tripſtadt und Pirmaſens, zum Zurückzuge übrig; am erſten hatte er ſich einen Resplipoſten, mit Geſchütz verſehen, etablirt, wurde aber von dem G. L. v. Kleiſt daſelbſt angegriffen und geſchlagen, ſo daß er unſern braven Truppen dieſen wichtigen Poſten nebſt einigen Kanonen überlaſſen mußte, und von dem Ebenſchen Huſarenregiment mit der größten Bravour verfolgt wurde. Der G. L. von Kalkreuth griff mit ſeiner Colonne den fliehenden Feind auf der Straße von Pirmaſens an, machte viele Gefangene, und erbeutete Geſchütz und Bagage. Der feindliche Verluſt beſteht in 1800 Mann an Todten, und an 2000 Gefangenen. — Der unſrige an Todten in 4 Officier und 80 Unteroff. und Gemeinen, und an Verwundeten in 11 Officiern und 290 Unterofficiern und Gemeinen — erbeutet haben wir über 20 Kanonen, 10 Fahnen, 60 Proviant- und Bagagewagen, an 300 Pferde, und das Lazareth.

Die Früchte dieſes Sieges waren, daß wir alle Verſchanzungen bei Pirmaſens zerſtörten; die Neufranken ſich über die Blies zurückzogen, und wir Homburg und Zweibrücken beſetzten.

Die Kaiſerlichen Truppen, die unter dem Fürſten von Hohenlohe gleichfalls über den Rhein gegangen, und gegen Schifferſtadt vorgedrungen waren, haben ſich, da der linke Flügel auf maskirte Batterien ſtieß, zurückziehen müſſen, und an 500 Mann verloren: dagegen wurde den 28ſten Mai ein franz.

Corps von 10000 von dem Erbprinzen von Hohenlohe bei **Kirweiler** mit einem Verluſt von 400 Todten und 400 Gefangenen geſchlagen — unſer Oberſter von **Blücher**, vom Golziſchen Huſarenregiment, hatte an dieſem Siege den größten Antheil.

So ſchnell unſre militairiſchen Operationen in der Pfalz und gegen die Saar waren, — da **Zweibrücken**, **Homburg** und **Neuſtadt** von den Franzoſen geräumt ſind, ſo legt die Verpflegung unſrer Armee, und die Feſtung **Landau**, in deren Bezirk ſich eine franz. Armee von 40000 Mann befindet, unſern weitern Vordringen große Hinderniſſe in den Weg. Man ſpricht ſogar von einer andern Beſtimmung unſrer Armee nach der Moſel oder den Niederlanden, welches in den militairiſchen Conferenzen zu **Maſtricht** ſoll entſchieden werden —

ſonderbar wär es, wiederum ſo nahe vor Landau, und abermals weggerückt — da hieß es dann wohl: „bis hierher ſollt ihr, und nicht weiter!"

In der Erwartung der Schickſale, die uns treffen ſollen, will ich Ihnen, da dieſer Brief ſo ganz militairiſchen Inhalts iſt, die großen Schlachten der Alliirten, die ſie ſeit dem Monat Mai, bis im Juli in Belgien geſchlagen haben, blos als Skizze hinzeichnen. Die Stärke der alliirten Armeen in den Niederlanden wurde im Mai alſo angegeben: Der Prinz von Coburg bei Valenciennes mit 30000 Mann, General von Clairfait, bei Dornik mit 25000, Fürſt von Hohenlohe bei Maubege mit 25000, General La Tour bei Namur mit 15000 und den Holländern, General Beaulieu im Luxenburgſchen mit 15000, die Engländer, Hannoveraner und Heſſen 53000 Mann.

Am 29ſten Mai wurde der Feldzug von der franzöſiſchen Armee eröffnet; ſie griff mit 36000 Mann ſtark den beveſtigten Poſten von Cateru-Cambreſis an, gewann anfangs einige Vortheile, wurde aber von den Oeſterreichern mit einem Verluſt von 1000 Mann und 4 Kanonen zurück geſchlagen. Am 6ſten April kam der Kaiſer zu Brüſſel an, und begab ſich am 14ten nach Conde und Quesnoy, um ſämtliche Poſitionen der fürchterlichſten Macht in Augenſchein zu nehmen. Am 17ten wurden alle Poſitionen der Neufranken, die der General Pichegru kommandirte, zwiſchen Bruchein und Landrecy von der vereinigten Oeſt. und Engl. Armee von 60000 Mann angegriffen, und nach hartnäckiger Vertheidigung ſie daraus vertrieben.

trieben. — Die Schlacht dauerte achtzehn Stunden, es wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung gefochten, und der Verluſt von Menſchen war beträchtlich — die Alliirten erbeuteten 30 Kanonen, nahmen das Fort Crevecoeur bei Cambrey weg, und belagerten die Feſtung Landrecy. Während die Beſatzung einen Ausfall machte, unternahm Pichegru am 26ſten April mit 4 Colonnen, jede von 25000 Mann ſtark, gegen die Alliirten von der Oiſe bis an die Schelde, einen Hauptangriff, wurde aber total geſchlagen. Dieſe Schlacht bei Cateru-Cambreſis war ſehr blutig. die Engliſche Kavallerie, die ſich ſehr hervorthat, hatte beträchtlichen Verluſt — von den Franzoſen wurde der Verluſt auf 10000 Mann an Todten und Verwundeten angegeben: die Alliirten erbeuteten an 60 Kanonen, und machten

1000

2000 Gefangene, darunter der General Chappuy ſich befand. Die Frucht dieſes Sieges war die Einnahme der Feſtung Landrecy, die am 30ſten durch Capitulation übergieng, und die 7000 Mann ſtarke Garniſon ſich zu Kriegsgefangenen ergab.

In Flandern machten hingegen die Franzoſen große Fortſchritte; ein Corps nahm Furnes ein, ein anderes drang bis Doxmünde vor; ein drittes Corps von 20000 Mann rückte gegen Ypern — ein viertes anſehnliches Corps griff das verſchanzte Lager von Moucron an, wo der hannöverſche General Walmoden commandirte, ſchlug ihn zurück, gieng über die Lys, und zog am 26ſten in Cortrik ein.

Im Luxenburgiſchen ſchlug juſt der General Jourdan den Oeſt. General Beaulieu bei Arlon; da dieſer aber

Verſtärkungen an ſich gezogen hatte, ſo wurde er wieder zurück gedrängt.

Am 10ten Mai kam es zwiſchen den Franzoſen und dem Corps des Herzogs von York zu einem hartnäckigen Gefecht bei Ciſoing; darinnen die erſten mit einem Verluſt von 1800 Mann an Todten und Gefangenen und 15 Kanonen geſchlagen wurden. Am 12ten aber griff Pichegru den Grafen Clairfeit bei Cortrik an, ſchlug ſeinen linken Flügel, und behauptete das Schlachtfeld. Die Schlacht war eine der blutigſten, die bisher vorgefallen war. — Die Republikaner thaten Wunder der Tapferkeit, zweimal zurückgeſchlagen, griffen ſie mit dem Geſchrei: Sieg oder Tod! zum drittenmal an, und ihre Infanterie warf mit aufgepflanztem Bajonet die Oeſt. Cavallerie — die Oeſterreicher verloren den General Wenkheim und 4000 Mann an Todten und Verwundeten. Die Franz. Ardennen und Nordarmee unter dem General Charbonnier gieng am 11ten in drei Colonnen über die Sambre, durchbrach den Cordon der Alliirten, und rückte gegen Charleroi und Biche vor.

Bei der Ankunft des Kaiſers in Flandern hatte die alliirte Armee den Plan, die Franz. Armee unter General Pichegru zu umzingeln, und von allen Seiten anzugreifen; ſie ſetzte ſich am 17ten in 5 Colonnen dazu in Marſch — die erſte unter dem G. L. von der Buſche, ward zurückgetrieben, die zweite und dritte unter dem General Otto und Herzoge von York, bemächtigten ſich nach einem hitzigen Gefecht, dabei die Heſſen ſehr litten, verſchiedener Poſten — die vierte unterm General Kinsky, hatte ihren Endzweck erreicht, aber die fünfte unter dem Erzherzog Karl, konnte ſich mit der Armee des General Clairfeit nicht vereinigen — da Pichegru ſich von Ryſſel abgeſchnitten ſah, ſo ließ er durch die Truppen aus dem Madelaine-Lager die Armee des Herzogs von York den 18ten von hinten angreifen, und er griff ihn zu gleicher Zeit von vorne an: die Schlacht war ſehr blutig, endigte ſich mit großem Verluſt der Engländer, die an 2000 Mann an Gefangenen und an 60 Kanonen einbüßten.

Am 22ſten griff Pichegru in drei Colonnen mit 100000 Mann die Alliirten bei Pecy und Pont a Chien längſt der Schelde an: die Schlacht dauerte von 6 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends — von beiden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit gefochten, und alle Berichte geſtehen, daß in dem ganzen Kriege bisher kein Treffen ſo hartnäckig, kein Angriff ſo erbittert, kein Widerſtand gegen Uebermacht ſo unerſchütterlich und tapfer geweſen, als an dieſem Tage. Die älteſten Officiere bekannten, weder im Türken- noch im ſiebenjährigen Kriege ein ſolches Kartätſchen- und Musketenfeuer geſehen zu haben, dadurch die Franzoſen ihre Angriffe erneuerten, die ſich nach einem Verluſt von 3 bis 4000 Mann in großer Ordnung zurückzogen.

In der officiellen Bekanntmachung, die der Kaiſer aus dem Hauptquartier zu Dornik am 23ſten erließ, hieß es unter andern: „Die geſtrige Schlacht, die vorgeſtrige an der Sambre, und alle die vielfachen und blutigen Gefechte, welche ſeit einiger Zeit ſo ſchnell aufeinander folgen, gereichen der Geſchicklichkeit der Generale, der Faſſung und der Tapferkeit der Truppen zum unſterblichen Ruhme. Se. M. erkennen dies mit Zufriedenheit, und Allerhöchſtdieſelben ſind von großer Ergebenheit und ſo großem Eifer durchdrungen. S. M. ſchätzen ſich glücklich, ſolche Alliirte, und eine ſo gute Armee zu haben — allein um deſto lebhafter empfinden S. M. den Schmerz, ſo viele brave Leute als unglückliche und reſpectable Opfer der Ueberlegenheit der Zahl, der Erbitterung des Feindes, der Liebe für ihren Souverain, und der Kriegskunſt und Tapferkeit umkommen zu ſehen. Der Vortheil von geſtern und vorgeſtern, iſt durch die Reſultate genugſam erwieſen. S. Maj. erkennen, daß Sie dieſelben der bewundernswürdigen Standhaftigkeit der Truppen zu verdanken haben — aber dieſer Sieg, durch ſo viel Blut erkauft, koſtet Ihrem Herzen nur zu theuer. S. M. tief gerührt, über ſo viel Unheil und Elend, können ſich nicht von dieſer Empfindung loßreißen, ſich nicht entſchließen, jene Begebenheit durch

den

den gewöhnlichen Weg, deſſen man ſich zur Ankündigung glücklicher Nachrichten bedient, der Hauptſtadt und dem Reſte ihrer Monarchie zu wiſſen zu thun. Mitten unter dem Siegsgeſchrei hören Sie das Klaggeſchrei der Verwundeten — der Feind hat an dem geſtrigen blutigen Tage wenigſtens 6000 Mann verloren, allein die combinirte Armee wird auch wohl nicht weniger als 2000 Soldaten eingebüßt haben. Nach einem ſolchen Tage, wo 2000 tapfere Streiter um ihr Leben gekommen ſind, kann der folgende Tag für einen gefühlvollen Monarchen nicht ganz ein Tag des Triumpfs ſeyn."

In der Schlacht an der Sambre am 23ſten hatte der Feldzeugmeiſter Graf Kauniz den linken Flügel der Franz. Armee ſo geſchlagen, daß nach dem Oeſt. Bericht 3000 Mann auf dem Platz gebliblieben, und an 40 Kanonen erbeutet ſind.

An der Sambre fielen noch verſchiedene blutige Actionen, größtentheils zum Vortheil der Alliirten vor — ſo wurde am 3ten Juni die Franz. Armee bei Fleurus an der Sambre durch 5 Colonnen der Alliirten, in Gegenwart des Kaiſers, mit einem Verluſt von 1800 Todten und 1210 Gefangenen, (nach dem Oeſt. Bericht) geſchlagen und Charleroi entſetzt. — Am 12ten giengen die Franzoſen in drei Colonnen zum viertenmal über die Sambre, und bombardirten Charleroi — am 16ten kam es zwiſchen der alliirten Armee unter der Anführung des Erbprinzen von Oranien und der Generale Alwinzy, Beaulieu und Wartensleben, und der Franz. unter dem General Jourdan zu einer blutigen Schlacht bei Charleroi, darin letzterer

rer mit einem Verluſt von 5000 M. und 20 Kanonen geſchlagen wurde. Die Alliirten verloren an 3000 Mann, und ihre vierte Colonne wurde durch den Franz. linken Flügel bei Marimont zum Rückzuge genöthigt. Am 18ten giengen die unerſchrockenen Rebublikaner zum fünftenmal über die Sambre, ſchlugen bei Chapelle-Herlemont den General de la Tour, und bombardirten Charleroi. Am 17ten ergab ſich die Stadt Ypern durch Capitulation, und die Beſatzung von 5000 Oeſt., Engl. und Emigrirten unter Commando des Oeſt. Generals von Salis zu Kriegsgefangenen. — Clairfeit wurde bei Thielt zurück geworfen.

Am 25ſten ergab ſich die Feſtung Charleroi durch Kapitulation, und die 4000 Mann ſtarke Beſatzung zu Kriegsgefangenen. Da die Alliirten dieſe Uebergabe nicht wußten, ſo griffen ſie, unter dem Commando des Prinzen von Coburg, am 26ſten den General Pichegru an, wurden aber geſchlagen — und dieſes war die berühmte Schlacht bei Fleurus, darin der Franz. Befehlshaber ſeine tactiſche Geſchicklichkeit zeigte — eine Schlacht, die alle vorigen Siege der Alliirten vereitelte, und den Verluſt der Niederlande nach ſich zog. Um die Poſition der Alliirten zu beobachten, hatten die Franzoſen am 25ſten einen Luftball bei Goſſelies aufſteigen laſſen. Die Richtung deſſelben wurde durch ein daran beveſtigtes Seil über den feindlichen Stellungen fixirt — in dem Ballon befanden ſich zwei Perſonen, deren eine durch ein Fernrohr die Beobachtungen machte, und ſelbige der andern mittheilte, um ſie zu Papier zu bringen.

Am 29ſten griff Jourdan das Lager von Betignes an, eroberte es, und zog am 30ſten in Mons ein.

Die Stadt Brügge ergab ſich auf folgende Art den Franzoſen. „Bürgermeiſter und Rath der Stadt Brügge erklären hiermit, im Namen der Einwohner, daß ſie die Stadt, ihre Fortificationen und Territorium den Armeen und der Souverainität der Franz. Republik ohne Bedingung übergeben. Indeſſen ſind die Franz. Großmuth und Rechtſchaffenheit zu ſehr bekannt *), als daß der Magiſtrat

---

*) Davon wollen die gegen Frankreich coaliſirten Mächte bekanntlich nichts wiſſen, ſondern in ihren Staatsſchriften heißt die Franzöſiſche Großmuth gefühlloſe Immoralität, ihre Gerechtigkeit, Auflöſung aller geſetzlichen Ordnung, — und ſie ſind mord- und raubſüchtige Horden.

ſtrat von Brügge ſich nicht ſchmeicheln ſollte, von der hohen und mächtigen Beſchirmung der Republik die folgenden Punkte bewilligt zu erhalten: 1) Perſönliche Sicherheit für die Einwohner, und Sicherheit für ihre Beſitzungen. 2) Völlige Freiheit der Ausübung des Gottesdienſtes, zu dem ſich jeder hält. 3) Daß keiner der Einwohner wegen ſeiner politiſchen Meinungen, welche er vor der gegenwärtigen Unterwerfung geäußert, beunruhigt oder verletzt werde. 4) Daß diejenigen Einwohner, welche die Stadt verlaſſen haben, ruhig nach ſelbiger wieder zurückkehren können, ohne als Emigrirte angeſehen, oder ſonſt beunruhigt zu werden." Der Franz. General von Damme hatte dieſe Punkte bewilligt.

In einer von den Convents-Commiſſarien, Richard und Chodieu an die Belgier erlaſſenen Proclamation hieß es: „Wir wiſſen wohl, daß der Schrecken allenthalben vor uns hergeht; aber die republikaniſchen Franzoſen antworten nur durch ihr Betragen darauf. Es ſind die beſtimmteſten Befehle gegeben, Perſonen und Eigenthum zu reſpektiren. Wenn gebieteriſche Umſtände die Republik zwingen, Gegenſtände in Requiſition zu ſetzen, die ihr nützlich ſeyn können, ſo wird ſie das Privatintereſſe mit dem der Republik vereinigen. Alle Einwohner, was auch ihre Meinungen und Vorurtheile ſeyn mögen, ſollen in uns Freunde finden, ſo lange ſie der in Frankreich angenommenen Regierungsform nicht zu ſchaden ſuchen."

Nach der Einnahme von Mons, räumten die Alliirten das Lager von Maulde, und die Rebublikaner nahmen Dornik, Orchiers, St. Amand und Manchiennes im Beſitz.

Da Clairfeit ſich gleichfalls in Flandern zurückzog, ſo rückten ſie am 4ten in Gent einige Tage darauf in Brügge und Oſtende ein.

Nachdem die Republikaner am 6ſten bei Genappe die Alliirten mit einem Verluſt von 4000 Mann zum Rückzuge genöthigt, und ihre Poſition von 4 Uhr des Morgens bis 6 Uhr Abends geworfen hatten, ſo nahmen ſie darauf Brüſſel in Beſitz.

Das Schickſal der Niederlande iſt alſo entſchieden, und ſolche, ohnerachtet aller Anſtrengungen der Alliirten, verloren.

Wie unbeſtändig iſt das Kriegsglück! Anfangs begünſtigte es die Alliirten, die eine furchtbare Macht zuſammen gezogen hatten, die von berühmten Feldherren angeführt war, die nach den ſo geprieſenen Plänen des General Mack ihre

Operationen einrichteten. — Der Kaiſer belebte ſolche durch ſeine Gegenwart — man ſchlug blutige Treffen — und gewann nichts, denn ſelbſt die Tapferkeit verſuchter und ſieggewohnter Schaaren, ſcheiterte an dem ausharrenden Muth der Republikaner, die zwar beſiegt aber nicht überwältigt, neue furchtbare Kämpfe begonnen. Nach der Schlacht bei Dornik verließ der Kaiſer die Niederlande — plötzlich änderte ſich das Kriegsglück, und die Alliirten verloren alle Früchte ihrer ſo theuer erkauften Siege — ich ſage ſo theuer erkauften Siege bei Charleroi und Dornik; denn der in den Berichten der Alliirten angegebene geringe Verluſt iſt unrichtig, und grenzt an das Unwahrſcheinliche, da die Republikaner mit der größten Tapferkeit fochten, und oft dreimal ihre Angriffe erneuerten. In andern Kriegen entſcheiden gewonnene Schlachten den ganzen Feldzug und das Schickſal ganzer Länder, aber durch dieſe Schlachten wurde nichts für den Beſitz der Niederlande entſchieden — da die Republikaner täglich ihre Angriffe erneuerten, und ohnerachtet ihres Verluſts an der Sambre, fünfmal dieſen Fluß paſſirten.

Der Todesſchein der alliirten Armeen ſeit der Eroberung von Landrecy, den Barrere dem Convent zu Paris vorlegte, welcher von den Angaben in den ſpeciellen Berichten der Alliirten ſehr ab, und obgleich ſolche eben ſo wenig authentiſch iſt, ſo kann man doch ſicher annehmen, daß Schlachten, die von des Morgens bis Abends geſchlagen werden, für beide Theile blutig ſeyn müſſen.

In dieſem Barrereſchen Bericht heißt es: „Den 21ſten Mai blieben in der Schlacht von Bone Eſperence 1500

Feinde; den 24ſten bei der Abtei Lobbe 1500 — den 26ſten bei Montigni 1000. Vom 26ſten Mai bis den 3ten Juni zur Aufhebung der erſten Blokade von Charleroi blieben 2000 Oeſt. den 16ten in der Schlacht daſelbſt 6000 — den 18ten Juni bei Chapelle Harlesmont 200 — den 25ſten zu Freſigne 800. Den 26ſten bei der berühmten Schlacht von Fleurus, deren Namen immer die Erinnerung an den weiſen Marſch der Moſelarmee aufwecken wird, die durch die Wüſten der Ardennen, und die Felſen an der Maaß gekommen iſt, um das Beiſpiel der Kriegszucht zu geben, und zu Charleroi mit der Nord- und Ardennen-Armee zu ſiegen, hat ſich der Verluſt der Alliirten auf 15000 belaufen. Die Deſerteurs belaufen ſich ſeit zwei Monaten auf 600, und die Beſatzung von Charleroi, die ſich auf

Diſcretion ergeben hat, beträgt an 3000 Mann. . Auf der Seite des Meers hat der Feind 6000 in den Schlachten verloren, und 7000 Mann, welche die Beſatzung von Ypern ausmachte, als Totalſumme 44600 Mann." — .

So viel iſt gewiß, daß man den republikaniſchen Truppen ſo wenig Tapferkeit und Beharrlichkeit, als ihren Generalen Klugheit bei ihren Operationen und perſönlichen Heldenmuth abſprechen kann. — Das erſte wurde durch die Revolution — durch den Enthuſiasmus für die Freiheit, durch wahre Vaterlandsliebe und das Siſtem der Gleichheit, da der gemeine Soldat ſich durch ſeine Verdienſte zum General emporſchwingen konnte, bewirkt. — Das zweite durch das Genie der Nation ſelbſt, durch das Studium in den Kriegswiſſenſchaften,

ten, durch die militairiſche Disciplin und Organiſation der Armee. Da nach der Aufhebung des Adels in Frankreich jedem Soldaten der Weg eröffnet wurde, ſich durch Talente auszuzeichnen, und ſich zum General empor zu ſchwingen, ſo hörte jene ſclaviſche Ehrfurcht für den adelichen Officier, und jede tiranniſche und ſtolze Behandlung deſſelben auf, die man bei den deutſchen Truppen findet, und dadurch der militairiſche Stand ſo ſehr an ſeiner perſönlichen Achtung verloren hat – und es zeigten ſich die edeln Wirkungen der wahren Gleichheit der Menſchen, die niemals Unordnung und Zerrüttung in der bürgerlichen Geſellſchaft anrichtet, ſondern vielmehr jedem Menſchen den Weg eröffnet, durch ſeine Talente ſich Ruhm und Ehre zu erwerben. Wo aber Aemter und Würden im Staat nur nach

Adelsbriefen, und Penſionen nur nach Verwandtſchaften vergeben werden, vergräbt das eigennützige Geſchöpf, der Menſch! ſeine Goldſtücke, um für die übrigen mit alltäglicher Kupfermünze zu wuchern. Da noch unbärtige Knaben Officierſtellen und Ludwigs-Kreuze erhielten, weil ſie von hochadelicher Geburt waren, und ihre Unwürdigkeit mit den Lappen ihrer Ahnen ausſchmückten — da eine Pompadour ihre Buhler zu Generals erhub — da wurden die franzöſiſchen Krieger verdorben, da trat an die Stelle der alten Tapferkeit und ſpartaniſchen Härte, Muthloſigkeit und epikuriſche Weichlichkeit —, da konnte Friedrich der Groſſe mit einer Wachparade 60000 Mann bei Roobach ſchlagen — da wurde die ganze Nation ungerechter Weiſe durch dieſe Flucht gebrandmarkt, obgleich ſolche durch unwiſſende Officier und beſtochene Verräther verurſacht wurde. Durch die Revolution hat ſich die Geſtalt der Dinge plötzlich geändert; der alte Heldenmuth der Franken iſt erwacht; Spartaniſche Härte iſt an die Stelle der Siberitiſchen Weichlichkeit und Traziſcher Muth an die Stelle Cretenſiſcher Feigheit getreten. Kein rechtſchaffener Krieger wird den Neufranken Heldentugenden abſprechen können — da ſie ſolche ſelbſt erprobt haben! und es ſind blos einige deutſche Scribler, die bei der herzſtärkenden Flaſche über Rosbachs Helden witzeln, und ihre jetzigen Siege der Belladonna und dem Brandwein zuſchreiben — weil ſie an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht haben, daß nur der Spiritus ihren Muth erwecken kann; aber wie würden dieſe mächtigen Federhelden zittern, wenn es Kugeln regnete und Batterien zu ſtürmen wären.

waren. Eben ſo ungerecht iſt der Spott über die Gleichheit zwiſchen den franz. Officiern und Soldaten; dieſe ſoll alle Kriegsdiſciplin entkräften, Schuſter und Schneider an die Spitze der Cohorten ſtellen. Dieſes iſt nun durch die Erfahrung hinlänglich widerlegt; blos durch die Subordination bei der franz. Armee, durch die Befolgung der Befehle ihrer Anführer, ſelbſt bei Vorfällen, wo der Tod ſein Panier des Schreckens aufſtellte, durch den edeln Wetteifer der Officiere und Gemeinen, ſich hervorzuthun, konnten ſie ſolche Thaten verrichten, ſo große Pläne ausführen, ſo kühne Entwürfe ihrer Generale bei einer ſo rauhen Jahreszeit, trotz Froſt und Hitze — Felſen und Flüſſen, Gebürgen und Sümpfen, zur Ausführung bringen. Ihre Anführer, die blos dem perſönlichen Verdienſt, dem ſelbſt erworbenen Talent, ihren milituiriſchen Würden zu danken hatten, konnten eben deßhalb ſolche kühne Pläne bilden, und durch theoretiſche und praktiſche Taktik über verſuchte Helden und anerkannte Sieger die Oberhand gewinnen — und da ſie zum Theil aus dem Bürgerſtande entſproſſen, von der Pike an gedient, und die Mühſeligkeiten des gemeinen Soldaten ſelbſt erfahren hatten — ſo ſchätzten ſie ſolchen, ſorgten für ihn als Mitbruder. Auf ſolche Art laſſen ſich alſo die großen und kühnen Thaten der Neufranken erklären, ohne ſolche auf eine lächerliche und aberwitzige Art, auf die Rechnung der Belladonna und des Brandweins zu ſchieben! Einige Beiſpiele der Tapferkeit, des Edelmuths und der Disciplin Franz. Krieger werden meine Bemerkungen beſtätigen. „In dem Gefecht bei Ypern im Juni 1794. wurde ein Soldat mit Namen Encogne, von den Feinden umringt, und mit dem Tode bedroht, wenn er ſich nicht ergeben wollte. Er ſpringt auf einen Oeſt. Fähnrich los, reißt ihm die Fahne weg, und kehrt damit zu den Seinigen zurück. Da der Generaladjudant vom linken Flügel der Nord-Armee 38 Fahnen dem Convent überreichte, die zu Ypern genommen waren, ſo überreichte Encogne ſelbſt die ſeinige, erhielt vom Präſidenten den Bruderkuß, die Ehre der Sizung und eine Milit. Würde."

„Bei der Seeſchlacht zwiſchen der Franz. und Engliſchen Flotte, im Monat Juni 1794, fochten die erſten mit großem Muth und Entſchloſſenheit. Da das Franz. Linienſchiff le Vainqeur im Begriff zu ſinken war, ſo rief die ganze Mannſchaft, Vive la Republique! Vive la liberté! — und das Schiff ſank."

„Da der brittiſche General O'Hara bei der Belagerung von Toulon, von der Rep. Armee gefangen und ſehr edelmüthig behandelt wurde, ſo ſandte er 60 Louisdor an die Soldaten, die ihn gefangen genommen hatten: „Behalte Dein Geld, ſchrieben ſie ihm zurück, wir danken Dir für Deinen Edelmuth; allein das nämliche Gefühl verbietet uns die Annahme Deines Geſchenks.“

„In der Stadt Tour wurde im Jahr 1794 ein Aufruhr erregt, der die Proclamation des Kriegsgeſetzes nöthig machte. Kazin, Reuter unter dem Regiment Rojal-Rouſſillon, war bei dem Detaſchement, das wider die Aufrührer aufgeführt wurde, und bekam von einem derſelben einen gewaltigen Schlag. Kazin fiel auf ihn her, ſtürzte ihn zu Boden, und ſagte mit aufgehobenem Säbel zu ihm: „Dein Leben iſt in meiner Gewalt; geh, ich verzeihe Dir.“ Die Municipalität ließ ihn zu ſich kommen, und ſagte zu ihm: „Der großmüthige Zug, den man uns von Ihnen erzählt hat, durchdringt uns mit Achtung für Ihre Perſon, und die Municipalität hat Sie rufen laſſen, um Ihnen ihren ganzen Beifall und vollkommenſte Zufriedenheit zu bezeugen. — „Meine Herren, antwortete der Soldat, die Natur hat mir ein Herz geſchenkt; dieſes iſt mein ganzes Verdienſt; mein Mitbruder konnte mir wohl zu meinen Füßen Thränen ablocken, aber keine Rache erwecken; Blut werde ich nie vergießen, ausgenommen das Blut derer, die Feinde des Vaterlandes ſind.“

„Die Regimenter von Vepin und Rojal Marine wollten ihre Zwiſte durch einen Kampf entſcheiden; ſchon ſtanden ſie gegen über, als der Maire der Stadt ſich zeigte, und ſie zum Frieden ermahnte — da alle ſeine Vorſtellungen ſie nicht beſänftigen konnten, ſo warf er ſich mit dem Ausruf in die Mitte — „Soldaten ſchießt auf mich, damit ich nur nicht Zeuge von dem Blutbad meiner Freunde und Brüder ſeyn muß.“ Dieſe Worte machten auf die Soldaten einen ſolchen Eindruck, daß ſie die Gewehre wegwarfen, ſich dem Maire zu Füſſen warfen, und ſich brüderlich verſöhnten.

„Da im October 1789 die Pariſer nach Verſailles zogen, um die Gardes du Corps, welche die Nationalcocarde mit Füßen getreten und die Patrioten beleidigt hatten, zu beſtrafen, und viele von dieſen niedergemacht wurden, ſo ſah Lafayette einen Haufen derſelben in Gefahr, von der Wuth des Volks umgebracht zu werden, er rief einer vormarſchierenden Bürgercompagnie zu, die Unglücklichen in Schutz zu nehmen, und forderte einen Eid von ihr, die Gardiſten nicht zu beleidigen — ſie that ſolches, und die rührenden Worte eines alten Gardiſten im Silberhaar: „Wir ſind in euren Händen, ihr könnt uns ermorden, ihr werdet unſer Leben nur um wenige Augenblicke verkürzen, aber wir werden nicht entehrt ſterben;" machte auf die Bürger-Miliz einen ſolchen Eindruck, daß ſie den Greis und alle Gardes du Corps umarmten, beſchützten und unter Thränen ausriefen: „Nein, ſo tapfere Leute, wie ihr ſeyd, wollen wir nicht umbringen."

Neunzehnter Brief.

Da das Gerücht geht, daß unſre Armee im Engliſchen Sold getreten ſey, und der zu Lautern angekommen Lord Cronwallis den Auftrag gehabt haben ſoll, zu bewürken, daß wir nach den Niederlanden marſchieren ſollen — was bei der ganzen Armee Beſtürzung und Unruhe verurſacht hat, ſo hat der Feldmarſchall, um allen Irrungen, Mißverſtändniſſen und den Folgen, die daraus entſtehen könnten, vorzukommen, den Ungrund jener Sagen bei der Parole mit dem Bedeuten öffentlich bekannt gemacht: „daß die Königl. Armee von den alliirten Seemächten allerdings Subſidien, wie ſolches auch ſchon im ſiebenjährigen Kriege der Fall geweſen, aber keinen Sold beziehe."

Am 3ten Juli machten die Neufranken einen heftigen Angriff auf die ganze Linie der deutſchen Truppen, von Neuſtadt bis an den Rhein, und nöthigten ſie anfangs, ſich bis Schweigenheim zurück zu ziehen — da ſie aber Verſtärkungen an ſich zogen, ſo griffen ſie die Franzoſen wiederum an, und trieben ſie in ihre Verſchanzungen vor Germersheim zurück. — Da das Gefecht ſehr hitzig war, und zum Theil mit dem Bajonet geführt wurde, ſo hatte die Oeſterreichiſche Armee auch einen Verluſt von 500 Mann an Todten und Verwundeten.

Der Angriff der Franzoſen war auf das Corps des Erbprinzen von Hohenlohe gerichtet, der ſie aber mit einem Verluſt von 500 Todten und 200 Gefangenen zurück ſchlug: Der Prinz Ludwig, (Sohn des Johanniter Heermeiſter Prinzen Ferdinand) zeichnete ſich bei dieſer Affaire ſehr aus. Er vertrieb die Franken von den Anhöhen von Fiſchlingen, und verlor durch eine Kanonenkugel ein Pferd unterm Leibe. Der G. L. von Kalkreuth zeigte bei dieſem zwölfſtündigem Gefecht ſeine Thätigkeit und Kriegserfahrenheit, daß er der feindlichen Colonne Widerſtand leiſtete, und Trier nebſt den Magazinen deckte.

Obgleich der Angriff der Neufranken auf die deutſchen Poſitionen bei Edighofen und vor Speyer am 12ten abgeſchlagen wurde, ſo erneuerten ſie am 13ten ſolchen vorzüglich gegen die Gebürgspoſten und das Corps des Erbprinzen von Hohenlohe — ſie liefen auf die bei Edesheim von uns errichteten Batterien und Retranſchements ſiebenmal Sturm, brachten uns um 9 Uhr Abends nach einem 19 ſtündigen blutigen Gefecht zum Weichen, und eroberten die beiden Gebürgsposten, Schänzel und Johanniskreuz. In dem über dieſe Affaire aus dem Hauptquartier von Kaiſerslautern vom 15ten abgeſtatteten Bericht, heißt es unter andern:

„Am 13ten griff der Feind mit ſeiner ganzen Stärke die Poſition im Gebürge an; durch Pertection einer großen Menge von Defileen, die man bei der ohnehin ſchon ausgedehnten Stellung in dem gebürg- und waldigten Terrain unmöglich alle beſetzen konnte, durch Schlüfte und auf Wegen, welche man nie für practicable gehalten, kurz unter der mühſeligſten Anſtrengung, die nur durch den Geiſt dieſer Nation erzeugt, und durch Trunkenheit und Raſerei wirklich realiſirt werden kann, gelang es mehrern Tauſenden feindlicher Tirailleurs, im dicken Holze ſich nach und nach in den Gründen bis an die Verhaue von den Poſten des G. L. von Kleiſt bei Sond und Johanniskreuz heran zu ſchleichen. Dieſer General war durch ſeine Patrouillen bereits von dem Anrücken einiger feindlichen Colonnen benachrichtigt, hatte einige Verſuche auf ſeine Vorpoſten zurückgewieſen, und erwartete in ſeiner Hauptpoſition das weitere Unternehmen des Feindes. Plötzlich ſahe er ſich mit einem male auf allen Seiten durch mehrere Bataillons, die als feindliche Tirailleurs einzeln, und zum Theil auf allen Vieren unter dem Verhaue herangeklettert waren, umringt; ſie ſchoſſen gleich anfänglich die Pferde von einigen Kanonen todt, verwundeten die Officiers, und drangen mit einer grenzenloſen Wuth in die Truppen ein. Es waren Regimenter, die ſich ſeit ihrer Exiſtenz in alten Kriegen unſterblichen Ruhm erworben — Knobelsdorf und Kleiſt, und ihre Anführer Männer vom ſeltenen Verdienſt und Größe. Tapferkeit und Disciplin mußten aber hier der blinden Wuth und trunkenen Raſerei einer überlegenen Menge einen Augenblick weichen, nachdem viele dieſer braven Truppen gefallen, und verſchiedene ihrer Officiers verwundet und todtgeſchoſſen waren; und da der Feind auch die Vorſicht gebraucht hatte, die Corps des G. L. v. Courbiere rechts, und des Erbprinzen von Hohenlohe links ſehr ernſtlich zu beſchäftigen, ſo daß der G. L. von Kleiſt von keiner Seite unterſtützt werden konnte; ſo zogen ſich die Truppen bis zum Antonienhof in der größten Ordnung und immerwährendem Gefecht und Feuer der Infanterie, ſo daß der Feind dadurch vom weitern Vordringen abgehalten wurde, zurück, mußten aber einige Kanonen, von denen die Pferde todtgeſchoſſen waren, ſtehen laſſen.

Der G. L. von **Kleiſt** rückte wieder mit friſchen Truppen dem Feinde entgegen, warf ihn mit vielem Verluſt zurück, und behauptete ſich vollkommen in ſeiner bisherigen Stellung. Der G. L. von **Courbiere** ſeiner Seits hatte ebenfalls mehrere feindliche Angriffe durch ein fürchterliches Cartätſchenfeuer und die Bravour ſeiner Truppen ſtandhaft und rühmlichſt abgeſchlagen — wobei auch zugleich die Königlichen Garden ihren alten erworbenen Ruhm abermals aufs neue beſtätigten. Der feindliche Verluſt war unendlich groß, weil unſre Truppen rühmlichſt Widerſtand gethan, der Feind aber ſich mit der unſinnigſten

Raſerei den fürchterlichſten Cartätſchenfeuer entgegen geſtürzt hatte; der unſrige iſt zwar viel geringer, wir bedauren aber den Verluſt einiger ſehr verdienſtvollen Officiers. Der G v. Kleiſt, der mit ſeinen Truppen gewiß alles geleiſtet hat, was einſichtsvolle Diſpoſition und menſchliche Kräfte leiſten konnten — Erfahrung ſpricht für ihn — erhielt ſelbſt eine Contuſion durch eine Kugel, welche ihm die Uhr in der Taſche zerſchmetterte; der G. M. v. Kunizki wurde durch den Leib durch und durch geſchoſſen, einige brave Officiere und an 200 Gemeine wurden todtgeſchoſſen und verwundet. —

„Gegen Abend griff der Feind den rechten Flügel des Erbprinzen von Hohenlohe, das Schänzel mit gleicher Heftigkeit an, und nöthigte ihn, nachdem die Generale von Pfau, von Voß und des Prinzen Louis F. H., welche mit

Regiment von Romberg zur Unterſtüzung heran gerückt waren, Wunder gethan, und tapfern Widerſtand geleiſtet hatten, einige errungene Vortheile zu verlaſſen, und ſich zurückzuziehen — der feindliche Verluſt war groß; von uns ſoll der G. M. v. Pfau beim Schänzel erſchoſſen, und einige Officiers und Gemeine getödtet und verwundet ſeyn. Aus mehreren bewegenden wichtigen Urſachen beſchloſſen der G. F. Marſchall die ſämtliche Gebürgspoſten zu verlaſſen ꝛc."

In dem Bericht des Franz. Generals Moreau, Commandanten der Moſel-Armee heißt es: Am 12ten haben wir den Poſten Tripſtadt angegriffen; die Preußen waren daſelbſt ſehr zahlreich und hatten viele Artillerie — wir hatten gar keine, da wir ſie durch die Gebürgsgegenden nicht fortbringen konnten, die wir paſſiren mußten, um den Feind anzugreifen; drei Stunden lang mußten die Republikaner ein ſchreckliches Artilleriefeuer aushalten, endlich aber wurde der Feind mit großem Verluſt an Mannſchaft vertrieben. Fünfmal hat die Preuß. Cavallerie unſre Infanterie angegriffen, und fünfmal iſt ſie zurückgeſchlagen worden — zuletzt fiel die Infanterie mit dem Bajonet ein, und warf alles nieder; 6 Siebenpfünder und 3 Haubitzen ſind in unſre Hände gefallen: wir haben ohngefähr 300 Todte gehabt ꝛc. — Dieſe widerſprechende Nachrichten kann ich Ihnen nach der Anzeige eines Augenzeugen berichtigen.

Die Republikaner griffen mit der äuſſerſten Bravour am 12ten alle deutſche Poſitionen von Neuſtadt bis an den Rhein an; um die Gebürgspoſten von Johanniskreuz und Schänzel, die von uns mit 8 Bataillons und einer guten

Artillerie beſetzt waren, zu occupiren, waren die Franz. Tireilleurs unter den Verhauen heran geklettert, hatten ſich in Bataillons formirte, griffen mit Entſchloſſenheit und Kühnheit unſre Retrenſchements an, achteten unſer Cartätſchenfeuer nicht, hieben die Artilleriſten bei den Kanonen nieder, und erſtiegen mit dem Bajonet unſre Verſchanzungen. Ihre Angriffe geſchahen mit Ueberlegung und Einſicht, das man bei trunkenen Leuten nicht vorausſetzen kann, die ohne Plan handeln — wurden mit Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart ausgeführt — die man bei beſoffenen Kriegern wahrlich nicht erwarten kann — — hätten es unſre braven Soldaten blos mit verſoffenen Kriegern zu thun gehabt (dafür man ganz unüberlegter Weiſe die tapfern Republikaner ausgiebt) ſo würde der Widerſtand ihnen leicht geworden ſeyn — aber ſo gereicht es ihnen mehr zur Ehre, daß ſie tapfern Kriegern widerſtehen mußten, die im Anfange dieſes Jahrs Siege auf den Alpen erfochten hatten, und ſie thaten dieſes auf eine Art, wie es ſich von Preußen erwarten läßt — aber ſie mußten diesmal weichen — und der Verluſt an Todten und Verwundeten beſteht in 1000 M., darunter 39 Officiere, und 11 allein vom Regiment von Romberg ſind, das ſehr gelitten hat: die Republikaner können auch an 1000 verloren haben, da ſie ein ſtarkes Artilleriefeuer auszuſtehen hatten.

Da die Republikaner am 15ten ihre Angriffe erneuerten, dabei wir einigen Verluſt hatten, auch das Corps des Herzogs Albert Sachſen Teſchen zurückſchlugen, dabei die Oeſt. an 700 M. einbüßten, ſo gieng die Kaiſ. und Reichsarmee über den Rhein; der Erbprinz von

Hohenlohe zog gegen Guntersblum, der Feldmarſchall verließ Lautern, und nahm ſeinen Marſch über Winnweiler gegen Maynz. Die Neufranken rückten am 16ten in Lautern ein, und eine Armee von Thionville, 50000 Mann ſtark, griff das Oeſt. Corps des General Blankenſtein am 8ten Auguſt an, nöthigte es, die Pellinger Verſchanzungen zu verlaſſen, da ſie dann Trier in Beſitz nahmen. Der General Kalkreuth war zum Succurs des General Blankenſtein im Anmarſch, ſprengte auch am 7ten die Franz. Colonne, die aus dem Bliesthal in das Thal von Mekknik dringen wollte, konnte aber, da am 8ten die Neufranken bei Pellingen durchdrangen, nicht weiter wegen ihrer Uebermacht vorrücken.

Auf die Vorwürfe, die dem General Kalkreuth gemacht wurden, daß er

Trier hätte retten können — man wolle aber nichts thun; als das Reich aufopfern, nur in der Abſicht, dem Hauſe Oeſterreich zu ſchaden — um nicht einer unter des andern Commando zu ſtehen, opferte man Städte, ganze Gegenden auf ꝛc. erſchien in den Zeitungen ſeine Erklärung, darin er die wahre Beſchaffenheit dieſer Sache enthüllte, daß nach der, zwiſchen den drei die Armeen kommandirenden Feldmarſchällen, am 26ſten Juli zu Schwezingen getroffenen Uebereinkunft, unſere Armee blos obliege, den Hundsrück und das Terrein zwiſchen dem rechten Ufer der Moſel und den Rhein zu decken. Was die liebloſe Beſchuldigung anbetraf, daß Preuß. Seits der Krieg nur geführt würde, um dem Hauſe Oeſterreich zu ſchaden, ſo könnte ein ſolcher Gedanke nur in einem verrückten Gehirn aufſteigen, er ſey ſo verachtungswürdig, daß er der weltbekannten, erhabenen Denkungsart S. M. zu nahe treten würde, wenn man ihm zu beantworten nur ein Wort verlöre — und wenn hiernächſt von Reichswegen geſagt wird, man opfre Städte und Gegenden auf, ſo könnte er darauf weiter nichts antworten, als Undank ſey der Welt Lohn!"

So ungerecht und lieblos ſolche Beſchuldigungen waren, ſo hat die Erfahrung in dieſem ganzen Kriege gezeigt, daß die Vereinigung unſrer und der Oeſt. Truppen, nie die erzielten Vortheile in den Kriegs-Operationen bewürckt hat. Wer kennt nicht die Würkungen des Nationalhaſſes? und wie konnte man erwarten, daß ſolcher zwiſchen zwei Armeen aufhören ſollte, die Sieben Jahre mit ſolcher Erbitterung gegen einander gefochten hatten — welche ſchon durch das Band der Religion von einander getrennt waren. Der Nationalhaß iſt ein ungerechtes Vorurtheil, aber ſo lange eine Machiavelliſche Politik daſſelbe abſichtlich begünſtigt, ſo wird er auch zwiſchen Preuſſen und Oeſterreichern ſtatt finden, und nur die Franz. Republik kann es vernichten, wenn blos auf die Wohlfart des Menſchengeſchlechts ſich ihre Politik gründet.

Der Religionshaß iſt ein ſchädliches, ſinnloſes Vorurtheil, aber ſo lange es Prieſter giebt, die aus ſchnödem Ehr- und Geldgeitz ſolchen predigen und durch Lehre und Schrift ausbreiten, ſo lange werden Chatoliken und Proteſtanten ſich haſſen und im Herzen erfeinden. Aber die Proteſtanten vereinigten ſich mit den Römiſchkatholiſchen in dieſem Kriege zu dem Zweck — die allein ſeligmachende Religion in Frankreich

reich wieder einzuführen, die eine ſchändliche Rotte zu zernichten dachte! wahrlich ein feiner politiſcher Kunſtgriff, die Vernunft einzuſchläfern, die Menſchen durch dieſes Blendwerk zu locken, und die Beveſtigung der Despotie zur Angelegenheit der Religion zu machen.

Ende des ſechſten Packs.

Inhalt.

Inhalt.

Seite.

Funfzehnter Brief. Entſatz von Landau. Einnahme von Toulon. Ueberſicht des Jahres 1793. Charakteriſtik des Feldmarſchalls Möllendorf. Beiſpiel des Franz. Geſchäftsſtiels und des Sanſculotismus bei der Armee. 1

Sechzehnter Brief. Möllendorfs Antritt des Commando am Rhein. Poſitionen der alliirten Armeen am Rhein und in den Niederlanden. Adreſſe des Präſidenten des Pariſer Departements an die Bürger zur Aufſuchung des Salpeters. 20

Siebzehnter Brief. Verbalnote des Pr. Geſandten Hochſtetter an den Oberrheiniſchen Creißconvent. Pr. Anträge wegen Verpflegung der Armee. Schreiben des Königs von Preuſſen an den Kaiſerl. Feldmarſchall Prinzen von Coburg wegen des Abmarſches der Armee vom Rhein. Pr. Declaration an das deutſche Reich und Bemerkungen darüber. 53

Achtzehnter Brief. Operationen der Pr. Armee am Rhein. Pr. Subſidien-Traktat mit England. Schlacht bei Lau-

tern

Seite.

lern am 23ſten Mai. Affaire bei Kirweiler. Schlachten in den Niederlanden vom Mai bis Juli. Berichte der Alliirten und der Volksrepräſentanten und Deputirten an den Convent. Beſitznahme der Niederlande durch die Neufranken. Organiſation des Franz. Militairs — Triebfedern ſeiner großen Thaten. Beiſpiele der Tapferkeit, des Edelmuths und der Diſciplin der Franz. Krieger. 64

Neunzehnter Brief. Affaire bei Neuſtadt und Edesheim. Verluſt der Preußen bei Eroberung der Gebürgspoſten durch die Franzoſen — ihre Einnahme von Trier. Erklärung des Pr. Generals von Kalkreuth über den Verluſt dieſer Stadt. 1[illegible]

Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über den
Feldzug
des
Herzogs von Braunſchweig
gegen die
Neufranken.

Siebentes und letztes Pack.

Exterminez grand Dieu! de la terre ou nous ſommes,
Quiconque avec plaiſir repond le ſang des hommes.

Germanien, 1798.

Neue Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über
# die Feldzüge
gegen die
Neufranken
in den Jahren 1794 und 1795.

Drittes Pack.

Exterminez grand Dieu! de la terre ou nous ſommes
Quiconque avec plaiſir repond le ſang des hommes.

Germanien, 1798.

Zwanzigſter Brief.

Der Erbprinz von Hohenlohe hat ein franzöſiſches Corps unter dem General Meunier am 20. September bei Kaiſerslautern geſchlagen, 2500 zu Gefangenen gemacht und 5 Kanonen erobert — nach dem officiellen Bericht aus dem Hauptquartier des Feldmarſchalls, ſind über 2000 Franzoſen geblieben, und an 3000, worunter ſich an 100 Officiere befanden, gefangen worden. Nach dieſem Siege ſtand unſre Armee im Begriff, ihre Operationen gegen Trier anzufangen, allein die Niederlage des Oeſtr. Generals Latour am 18ten an der Ourte machte ſolche rückgängig, ſo daß ſich die Corps der Generale Köhler und Kalkreuth zurückzogen — und die Franzoſen ſich wieder zu Lautern ſetzten.

Da der Verluſt der Niederlande, die Niederlagen der Oeſtr. an der Maas und Ruhr, und die Operationen der Neufranken gegen Holland und Weſtphalen, die unſrigen am Rhein vereitelten und die Unterſtützung der weſtphäliſchen Lande nothwendig machte, ſo will ich die wichtigſten Kriegsbegebenheiten in den Niederlanden Ihnen als Skize hinzeichnen.

Nach der durch die Neufranken am 10ten July geſchehenen Beſitznahme von Brüſſel, vereinigten ſich ihre Nord- Sambre- und Maasarmeen, ſchlugen am 15ten die Alirten bei Löwen, bemächtigten ſich des Eiſenberges (Montagne de fer) paſſirten die Dyle, wodurch die Communication mit den Engländern und Holländern abgeſchnitten wurde, bemeiſterten ſich des Canals von Mecheln, und nöthigten den Prinzen Coburg über die Maas zu gehen und die Niederlande zu räumen. Bei dem Uebergange, über den Canal von Mecheln, zeigten die Republikaner ihren Muth, denn da das Aufſchlagen der Brücke den Uebergang aufhielt, ſo ſprangen die Freiwilligen ins Waſſer, ſchwammen ans andere Ufer, fochten, ſiegten, und drangen in Mecheln ein, wo ſie groſſe Magazine erbeuteten. Die Stadt und Feſtung Namur gieng den 18ten July über, und Landrecy wurde am 15ten eingenommen und die Beſatzung von 2000 Mann zu Kriegsgefangenen gemacht. — Nieuport ergab ſich mit einer Garniſon

ſon von 1000 Mann. Der Feldmarſchall Prinz Koburg erließ aus dem Hauptquartier zu Fouron-le-Comte folgenden Aufruf, welcher die Lage der Alliirten ſchilderte — aber auch ein abermaliger Beweis iſt, wie ſehr man eine Nation verkannte — die blos für ihre Freiheit und Selbſtſtändigkeit, die man ihr ja nicht zugeſtehen wollte — kämpfte! doch die Politik mußte einmal dieſe Sprache führen um ihre Fehltritte zu entſchuldigen. —

Deutſche Brüder und Freunde!

Unſere tapfere Kriegesheere haben jene fruchtbaren Gegenden verlaſſen, wo ſie in drei mörderiſchen Feldzügen den härteſten Kampf geſtritten, um euch euer Eigenthum, die Ruhe eures Lebens, die Sicherheit eurer Felder, die Erhaltung eurer Religion, das Glück eurer Kinder, den Reichthum eurer blühenden Provinzen vom Untergange und von der Vernichtung zu retten, wo ſie den Ruhm ihrer Waffen mit der edlen Aufopferung ihres Bluts und ihres Vermögens, mit der Hintanſetzung aller jener theuren Bande, die entfernte Nationen, gleich euch, an ihre vaterländiſche Heimath feſſeln, und mit der freiwilligen Entſagung auf einheimiſche Glückſeligkeit durch drei blutige Jahre erkämpften.

Die unerſchöpflichen Mittel eines raſenden Volks, dem das Leben und die Glückſeligkeit der Menſchen, dem Religion, Pflicht und die Bande der Geſellſchaft ein Spiel geworden; ſeine ungeheuren Schaaren, die von ihren Tyrannen zur Schlachtbank geführt werden, und den irrigen Wahn einer eingebildeten Freiheit, mit Ströhmen ihres Bluts erkaufen, die Unthätigkeit eines verblendeten Volks, welches die nahe Gefahr und die väterliche Stimme ſeines gütigen Fürſten verkannte; die namenloſen Ränke mancher herrſchſüchtigen Vertreter deſſelben, in welchen es nun zu ſpät die Urheber ſeines gränzenloſen Elendes erkennt und verabſcheut, haben unſre Heere bis an eure Gränzen zu weichen gezwungen. Hier ſtehen ſie nun geſchwächt, aber nicht beſiegt, ermüdet vom ungleichen Kampf, aber nicht durch Kleinmuth und Verzweiflung erniedrigt, als Vormauer der deutſchen Freiheit, zur Schutzwehre eurer Religion, eurer Geſetze und eurer Familien. Die Maas iſt die Scheidewand zwiſchen Verderben und Schonung, Umſturz und Erhaltung, Elend und Glückſeligkeit. Auf Euch Ihr deutſchen Brüder und Freunde! wird es ankommen, daß ihr euren Rettern die Möglichkeit verſchaft, für eure Vertheidigung zu leben und zu ſterben. Ich ſelbſt, deutſcher Fürſt, gleichviel beſorgt für das Heil meines Vaterlandes, als für die Erhaltung meiner Krieger, fordre Euch auf: Beſorgt uns Lebensmittel, führet uns Vorräthe aus euren Scheunen; denkt, daß ihr bei der mühſamen Farth eure künftige Erndte einführet; theilt eure Erſpahrungen mit uns; verwendet die Schätze der Kirchen zu deren Erhaltung; gebt eure ſilberne Gefäße dem Kaiſer, damit er eure Vertheidiger beſolde. Ihr erhaltet ſeine gültigen Schuldbriefe dafür, und genieſet die Zinſen eurer geleiſteten Hülfe. Erſetzet die entzogenen Quellen Belgiens, die nun für unſere Feinde fließen. Pflegt und wartet noch ferner mit liebreicher Sorgfalt unſere Verwundete und Kranke!

Stehet auf! Ihr bidern Bewohner der ſchönen Gegenden am Rheine und der Moſel! bewaffnet euch, ihr ſtreitbaren Männer! beſetzet eure Flüſſe und Päſſe; begleitet unſre Transporte; bewachet unſre Magazine! ſtehet auf zu Tauſenden, und kämpfet mit uns für euren Altar, für euren Heerd, für euren Kaiſer, für eure Freiheit. Wir werden Euch nie über die Flüſſe eures Landes führen; wir wollen eure Provinzen nicht entvölkern; aber ihr ſollt unſern Rücken ſichern, und an euren Gränzen wachen.

Gewiß, ihr Deutſche, wir haben uns an euch nicht geirrt; wir haben unſer Vertrauen auf deutſchen Sinn und deutſches Blut geſetzt. Drei Jahre hat unſer Kaiſer die läſtige Bürde getragen, und entfernte Völker haben für eure Vertheidigung geſtritten. Ihr werdet es einſehen, daß jetzt auch an euch die Reihe iſt, nach den Waffen zu greifen.

Dann verſprechen wir Euch, Ich als Anführer eines treuen, verſuchten und tapfern Heeres, im Namen meiner Völker: Wir werden ſtrenge Mannszucht halten zu eurer Schonung; wir werden den letzten Blutstropfen zu eurer Wohlfahrt opfern; wir werden für Euch ſterben, ſo wie wir zu fechten wußten, und nie wird das freie, glückliche Deutſchland den Nacken unter dem Eiſen der Guillotine beugen, noch ſeine friedlichen Bewohner ihrer edlen Sitten, ruhige Einfalt, Eigenthum, ſichernde Geſetze und tröſtende Religion, mit der Zügelloſigkeit, Läſtereien, geſetzlichen Raubſucht und geborenen Unglauben der Franken vertauſchen.

Solltet ihr aber ſo unglücklich ſeyn, euch wie jene im Elende ſeufzende, ihres Eigenthums, ihrer Freiheit, ihrer Altäre beraubte Bewohner der Niederlande, durch **heimliche Verführer** blenden zu laſſen, ſo ſehen wir uns gezwungen, **über den Rhein zu ziehen**, euch der Wuth eurer Feinde Preis zu geben, und ohne Schonung euch alles das zu entziehen, was der Feind zu ſeiner Erhaltung finden könnte. Gegeben in unſerm Hauptquartier Fouron-le-Comte den 30ſten July 1794.

Ueber dieſe Proclamation ließe ſich vieles ſagen und noch mehr darüber denken; da ich darüber mit einem angeſehenen Deutſchen Biedermann ſprach, ſo äuſſerte er folgendes, ſo ich Ihnen mittheile und es Ihrer Entſcheidung überlaſſe, in wiefern er Recht hat. —

Dieſe Proclamation wird ganz ihre Würkung verfehlen, denn es fehlt ihr an Stempel der Wahrheit — hätte man darinn gerade zugeſtanden: „wir haben euch lieben Deutſchen in einen ungerechten Krieg verwickelt, unſre falſche Politik begünſtigte die franz. Emigranten und ſchloß Verträge zum Untergange einer Nation die uns nicht beleidigt hatte — wir haben nun drei Jahre einen furchtbaren Kampf gekämpfet, haben das Blut unſerer Unterthanen ſtröhmenweiſe vergoſſen, haben das Mark des Landes erſchöpft, die Quellen der Erhaltung ausgetrocknet — und kehren jetzt, mit dem Verluſt eines ſchönen Landes, erſchöpft, gedemüthigt und beſiegt zurück — vergebt uns unſre Schulden, nährt und erhaltet uns, damit wir, mit Ehren Friede mit einem Volke machen können, das wir mit Thaten und Worten beleidigt haben.“ Hätte man ſich ſo ausgedrückt, ſo wäre es die Stimme der Wahrheit — aber wozu die Tiraden? welche die Erfahrung ſo laut widerlegt, daß den Neufranken alle Bande der Geſellſchaft ein Spiel geworden — da ſie eben dieſe Bande, die der Deſpotismus aufgelöſet hatte, enger und feſter geknüpft haben — daß ſie von ihren Tirannen zur Schlachtbank geführt würden, da ſie nicht als gedungene Mietlinge fechten. Wozu die Verunglimpfungen und Verläumdungen gegen eine Nation, die ihre ſchändlichen Ketten zerbrochen, die ihre alten Thorheiten abgelegt, und aufgehört hat, frivol zu ſeyn — aufgehört uns durch ihre Laſter und Sünden der Galanterie ein ſchlechtes Beiſpiel zur Nachfolge zu geben. Aber o unglaubliche Verblendung der Vernunft! Da Frankreich zu den Zeiten ſeiner Despoten, neue Arten von Finanzſpeculationen und Bedrückungen erfand, da es Acciſe, Monopole, Privilegien, Generalverpachtungen, Landſperren ꝛc. erſann, da wollte ja jeder europäiſcher Regent, Nachahmer dieſer franz. Einrichtungen ſeyn, da ließen ſie mit großen Koſten, Fermiers und Finanzblutigel, aus der Pflanzſchule eines Terrei kommen — da ihre Diener nicht raffinirt genug waren, das Land auszuſaugen — da ſuchte jeder kleine deutſche Fürſt ſein Ländchen nach franzöſiſchem Schnitt zuzufügen, und die geſunden deutſchen Bäume recht finanzmäßig, nach der franz. Mode zu beſchneiden. Alle kindiſche Moden, lächerliche Phantaſien und ſeelenverderbende Galanterien, die im Palais Rojal ihre Entſtehung erhielten, wurden in deutſchen Haupt- und Reſidenzſtädten ſclaviſch befolgt — der Fürſt, der hohe und niedere Adel bildeten ſich nach franz. Muſtern — der Auswurf dieſes Volks überſchwemmte deutſche Gegenden, unterrichtete die adeliche und großbürgerliche (noble Bourgoiſe) Jugend und vertilgte uralte deutſche Sitten. Meine Landsleute verachteten ihre biedern Sitten, ja ſelbſt ihre Sprache — alle Leute von feiner Lebensart und bon Ton mußten ja franzöſiſch radebrechen — die ganze häußliche Einrichtung mußte franzöſiſch ſeyn — deutſche geſunde Koſt behagte dem Gaumen nicht, ſondern da mußten Paſteten und Rajouts fins aus Paris verſchrieben werden und franz. Köche den dummen Deutſchen Unterricht ertheilen — ihre Körper zu erſchlaffen und zu vergiften — unſere ſchuldloſen Sitten waren zu roh, ſie mußten dahero gallomaniſirt werden. Da aber jetzt Frankreich alle Narrenspoſſen und kindiſche Poſſen ablegte;

legte; da es ſeine ſchändlichen Sitten reformirte, da es ein Beiſpiel von Bürgerkraft und Adel des Geiſtes aufſtellte — da es ſtatt Sclaverei und tirranniſcher Herrſchſucht, Freiheit und Gleichheit lehrte — da lermten und ſchrien die Deutſch-Franzoſen; da gerieth der adeliche und militairiſche Pöbel in Wuth, wenn die Rede von der franz. Revolution war, da mißhandelte er wörtlich und thätlich jeden aufgeklärten Mann, der ihn belehren und durch Gründe der Vernunft zurechtweiſen wollte — da wurden alle als Jacobiner verſchrien, die nicht recht bootsmannsmäßig auf die Franzoſen ſchimpfen wollten. Es erhob ſich ein großes Geſchrei, gleich dem Geheule des Uhus aus morſchen hohlen Bäumen, über das Uebermaas und die Gefahren der Aufklärung! da hieß es, die Philoſophie und Aufklärung hat die abſcheuliche franz. Revolution erzeuget, dahero muß man ſolche verbannen, und alle aufgeklärte Männer zum Lande herausjagen — und doch bewieſen alle Unternehmungen der Fürſten und Staatsmänner, daß würkliche Dummheit und Mangel an Einſicht in Deutſchland herrſchte. Aberglaube, Schwärmerei, Druck und Dummheit waren ſtets die Triebfedern aller Revolutionen, und gerade Mangel an Aufklärung und geſundem Menſchenverſtande iſt auch die Quelle alles Unglücks in Deutſchland geweſen, und iſt es noch. Sind unſre Fürſten aufgeklärt, ſo werden ſie als die erſten Diener des Staats ihre Pflichten erfüllen, ſo werden ſie ihre Unterthanen nicht als Sclaven und Laſtthiere behandeln, ſo werden ſie nicht ihrem Ehrgeiz und Haabſucht tauſende aufopfern, ſo werden ſie nicht ihre braven Krieger ſtückweiſe verkaufen und für das Blutgeld Buleriunen und Müßiggänger zu unterhalten.

Sind unſere hohen Staatsbeamten aufgeklärt, ſo werden ſie auch das Wohl des Landes befördern, nicht neue Laſten zum Druck des Volks erfinden, und im kriechenden Sclavenſinne dem Despotismus huldigen.

Sind unſre Prediger aufgeklärt, ſo werden ſie ihre thörichten Anmaßungen fahren laſſen, nicht mehr aus ſchnödem Eigennutz dem Aberglauben fröhnen, und aus Herrſchſucht das Volk in der Dummheit zu erhalten ſuchen.

Iſt unſer deutſcher Adel aufgeklärt, ſo wird er nicht mehr auf das kindiſche

Vor=

Vorurtheil der Geburt ſeine Gröſse ſetzen — ſo wird er nicht verdienſtlos beſſern Menſchen trotzen, und vom Schweiß des Landmanns ſchwelgen — gäbe es überhaupt keinen Geſchlechts - ſondern blos einen perſönlichen Adel des wahren Verdienſtes, ſo fielen auch alle Ungerechtigkeiten und Bedrückungen der kleinen Tirannen in deutſchen Ländern weg.

Sind alle Menſchen, nach Maaſsgabe ihrer Fähigkeiten und Verhältniſſe aufgeklärt, d. i. haben ſie ſich richtige Begriffe von ihren Rechten und Pflichten erworben, ſo müſſen alle Verbrechen, die aus Mangel am Verſtande und Aufklärung entſpringen, als Intoleranz, Aberglaube, Nationalhaß und Fanatismus aufhören, ſo muß durch Duldung, Menſchenliebe und Wahrheit das Glück der Menſchheit unter allen Ständen befördert werden. Wären alle Menſchen, in Rückſicht ihrer Beſtimmung und moraliſchen Exiſtenz aufgeklärt, ſo würde freilich jeder Despotismus wegfallen, da ſolcher nicht mehr durch Aberglauben, Täuſchung, Fanatismus und Geiſtesſchwäche die Menſchen zu Sclaven machen kann — und dieſes iſt es eben, was alle großen und kleinen geiſt- und weltlichen Despoten jezt mit Recht befürchten müſſen, und da die franz. Revolution das große Licht den Nationen, über ihre Rechte und der Menſchheit über ihre wahre Beſtimmung angezündet hat, ſo ſucht man den Einbruch dieſes Lichts zu hindern, ſo trübt man die Atmosphäre durch Dunſt und Nebel, ſo bedient man ſich der Waffen der Verläumdung, der Lügen und des Nationalhaßes, die franz. Revolution giftig anzulügen und eine Revolution herabzuwürdigen — die man nicht durch ſtehende Heere und Kanonen beſiegen kann. Aus dieſem Geſichtspunct muß man auch dieſe Proclamation betrachten, die eine entgegengeſetzte Würkung hervorbrachte.

Ein und zwanzigſter Brief.

Nach hitzigen Gefechten an der Maas und bei Lüttich, wo die Oeſtreicher alle Kräfte aufboten ſich zu behaupten, wurde indeſſen die Stadt und Citadelle im Auguſt von den Neufranken beſezt, und das ganze Hochſtift erklärte ſeine Vereinigung mit Frankreich.

Am 15ten Auguſt gieng die Feſtung Quesnoy an die Republikaner über — die Oeſterreichiſche Garniſon von 3000 Mann ergab ſich auf Diſcretion, und man erbeutete 119 Oeſtr. und holländiſche Kanonen.

Beſitz

Nachdem ein franz. Corps ſich in dem Beſitz der Inſel Cadſans geſezt hatte, ſo ergab ſich nach einem hartnäckigen Widerſtande die Feſtung Sluis am 24. auf Capitulation, und die Beſatzung von 2000 Mann wurde zu Kriegsgefangenen gemacht.

Da der Feldmarſchall Prinz von Coburg ſeinen Abſchied foderte, und das Commando niederlegte, ſo wurde ſolches vom Kaiſer, dem Feldzeugmeiſter Grafen von Clairfait übertragen. So trat alſo wiederum ein Feldherr vom Kriegsſchauplatz, der ſich in dem Kriege gegen die Türken große Lorbeeren erwarb. — Der Sieger bei Martineſte! dem man Kriegserfahrenheit und perſönliche Tapferkeit gewiß nicht abſprechen kann — der ſolche auch in dieſem Kriege zeigte, aber deren Würkungen zum Theil durch Cabalen und Intriguen, zum Theil durch die kühnen Operationen eines freien Volks vereitelt wurden.

Die Feſtungen Valenciennes und Conde ergaben ſich am 29 und 30ſten Auguſt — die Beſatzung erhielt freien Abzug, nachdem ſie auf dem Glacis das Gewehr geſtreckt, und angelobt, nicht in dieſem Kriege gegen die Republik zu dienen. Man fand zu Valenciennes 227 Kanonen, 800000 Pfund Pulver und vieles Vieh. — Die Emigranten an 1100 ſtark, waren von der Capitulation ausgeſchloſſen; zu Conde wurden 161 Artillerieſtücke und viele Kriegsammunition vorgefunden. Am 15ten September wurden die Engländer unter dem Herzog von York bei Boxel, in der Gegend von Herzogenbuſch mit einem Verluſt von 1500 Mann an Todten 2000 Gefangene, und 8 Canonen — von Pichegru geſchlagen, und genöthigt über die

Maas ſich zurückzuziehen — am 18. griffen die Republicaner die Oeſtreichiſchen Truppenkette von Viſe bis Maſtricht an, und nöthigte das Corps des General Krey mit Verluſt von 500 Mann zum Zurückzuge. Zu gleicher Zeit erlitt der linke Flügel der Oeſtreicher unter den Generalen la Tour und Alvinzy eine totale Niederlage, ſo daß er gänzlich zu Grunde gerichtet wurde: die Republikaner, welche über die Ourle ſetzten, drangen bis unter die Arme im Waſſer durch dieſen Fluß, machten ſich aus den Leichen ihrer Cammeräde Brücken, um vorzudringen, und trotzten dem ſchrecklichſten Kanonen- und Musketenfeuer, unter dem Ausruf „vorwärts Bürger!"

Der Verluſt der Oeſtreicher in dieſer blutigen Schlacht, die den Verluſt des wichtigen Poſtens auf der Lüttſcher Karthaus nach ſich zog, konnte an 7200 Mann betragen. Durch den Luftbal, deſſen ſich die Republicaner in der Schlacht bei Fleurus bedient hatten, recognoſcirten ſie auch hier die Oeſtreichiſchen Poſitionen; während der Schlacht ließen ſie ſolchen ſteigen, zwei Officiere ſchrieben ihre Beobachtungen auf, und lieſſen ſie herunter. So weiß das Genie dieſer Nation dieſe Erfindung, darüber ſo manche unter uns witzelten, und ſolche als eine Bagatelle betrachteten — zu unſerm Schaden zu benutzen.

Die franzöſiſche Nordarmee, die unter dem Commando des General Pichegrü, gegen Holland agirt, ſoll 80000 Mann ſtark ſeyn, wovon 15000 Cavalerie iſt — die vereinigte Samber und Maasarmee unter Jourdans Commando, iſt 60000 Mann ſtark ſie hat gute Generale als Kleber, Ranſonnet, Domme ꝛc. und führt 16 pfündige Kanonen von neuer Erfindung, die auf acht Fuß hohen Rädern ruhen, und ſo eingerichtet ſind, daß ſie über die ſchlimmſten Wege mit großer Geſchwindigkeit von zwei Menſchen können fortgebracht werden.

Durch die Niederlagen der Oeſtr. Armee war die unſrige auſſer Stande, den Sieg vom 20ſten zu benutzen, und ſie mußte ſich gegen Maynz zurückziehen, da am 2ten October der General Clairfait gleichfalls geſchlagen wurde.

Jourdan machte einen allgemeinen Angriff auf die im Jülichſchen poſtirte Oeſtr. Armee, ſchlug den linken Flügel, der unterm General la Tour bei Düren, und den rechten der bei Linning ſtand. Die Republikaner wurden dreimal bei Düren von der Cavallerie zurückgeworfen, erneuerten aber ihre Angriffe — bei Linning ſtürmte ihre Infanterie auf eine Hauptbatterie von 20 Kanonen, und wich nicht, da ihre Cavallerie hinter den Linien der Infanterie aufgeſtellt war. Die Oeſtr. verlohren an 5000 Mann, giengen bei Mühlheim über den Rhein, und die Republ. beſetzten Jülich, Aachen, Bonn, Cölln, Rüremonde und Neuß.

In dem Bericht des Volksrepräſentanten Gillet und des General Jourdan an den Convent, über dieſe Schlacht, heißt es unter andern: „Das Unternehmen gegen die Oeſtr. war ſehr ſchwer; ſie ſtanden mit 80000 Mann an den Ufern der Ruhr, wo ſie furchtbare Verſchanzungen angelegt hatten, und durch die Kanonen der Feſtung Jülich geſchützt waren. Unſre Soldaten wollten die Anlegung der Brücken über die Ruhr nicht abwarten, ſondern ſchwammen durch den Fluß, griffen den Feind an, und 4

Regimenter ſeindlicher Huſaren wurden gefangen genommen, erſäuft oder niedergeſäbelt — Jülich wurde darauf in Beſitz genommen, darinn wir 60 Kanonen und ein wohlverſehenes Arſenal fanden.

In der Proclamation die dieſer Volks-Repräſentant an die Einwohner erließ, damit ſie in ihre Heimath zurückkehren ſollten, (ſo auch geſchahe) heißt es unter andern. „Die ſiegreiche Armee der Republik iſt auf euern Boden gerückt, um ihre Feinde davon zu vertreiben. Verläumdungen waren uns in dieſen Gegenden vorhergegangen — aber beruhigt euch, die franz. Republik beſtraft ihre Feinde, während ſie die Freundin aller Völker iſt, die in Frieden mit ihr leben wollen — deswegen bleibet in euren Wohnungen, eure Perſonen, euer Eigenthum, eure

Geſetze, die Gegenſtücke eurer Religionsübungen ſollen geachtet werden. Wir ſetzen dabei keine andere Bedingung, als daß ihr friedſam und ruhig bleiben ſollt. Die franz. Nation hat zur Vertheidigung ihrer Freiheit die Waffen ergriffen, und ſie wird ſelbige nicht eher niederlegen, als wenn die Feinde von dem Vorhaben, ſie zu unterjochen, abgeſtanden ſeyn werden. Sie will ſich nicht in die Regierungsangelegenheiten anderer Völker miſchen. Sie wird nie verlangen, daß ſelbige wider ihren Willen frei werden ſollen. Belgien iſt erobert worden, deſſen Einwohner auf unſre Großmuth gerechnet haben — auch fanden ſie in den Armeen der Republik Sicherheit und Schutz ꝛc. ꝛc. —

Was für ein Contraſt zwiſchen dieſer und der Proclam. des Prinzen von Coburg! dieſe that ihre Würkung — jene konnte es nicht.

Die Neufranken bombardirten darauf Düſſeldorf, und rückten gegen Worms — da ſie das Fort Crevecoeur ſchon in Beſitz genommen hatten, ſo gieng am 10ten October Herzogenbuſch durch Capitulation über. Man ſuchte ein Corps Emigranten von Beon 450 Mann ſtark, mit in der Capitulation zu begreiffen, der General Pichegrü aber antwortete, „daß das vorhandene Decret des Convents ihm darunter die Hände binde, indeſſen dergleichen Grauſamkeiten ihn empörten, und alſo, wenn man das Corps unter die andern Truppen ſtecken könnte, ohne daß er es wahrzunehmen brauche, ſelbiges mit abziehen möge." — Man fand 146 Kanonen 9000 Flinten und 130000 Pfund Pulver in der Feſtung.

Die bei der Sambre- und Maasarmee ſtehenden Conventsdeputirten, Hausmann,

mann, Bellegarde und Lacombe, haben unterm 21ſten Oct. aus dem eroberten Herzogenbuſch eine Proclamation an die Bataver erlaſſen, in welcher unter andern folgendes vorkommt. „Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft! Die allenthalben ſiegreiche Armee der Republik iſt bis an eure Gränzen vorgedrungen. Die furchtbarſten Plätze ſind theils ſchon in unſrer Gewalt, theils werden ſie bald darinn fallen. Erinnert Euch, Bataver, eurer alten Tapferkeit. Die Franzoſen reichen Euch ihre ſiegreichen Arme, ſie kommen nicht als Herrſcher, ſondern als Brüder, mit denen ihr euch mit Zutrauen vereinigen könnt; ſie wollen ſich blos mit freien Völkern umgeben. Euer jetziges Betragen wird euer Schickſal und das eurer Nachkommenſchaft beſtimmen. Zeigt Euch eurer Vorfahren würdig, rechnet auf den Muth unſerer republikaniſchen Armeen, rechnet auf die Gerechtigkeit und **Standhaftigkeit** der Repräſentanten des franzöſiſchen Volks. Eure **Perſonen,** Eigenthum, Gebräuche, Herkommen und gottesdienſtliche Meinungen werden durchaus reſpectirt werden. Jede Unordnung, Kränkung und willkührliche Handlung ſollen ſtrenge beſtraft werden; die Franzoſen ſind aber nicht fähig, ſolche zu begehen, und ihre Feinde ſelbſt ſind gezwungen, ihrer **guten Mannszucht und Behandlung Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen? Alles,** was für die Bedürfniſſe der Armeen geliefert werden muß, ſoll pünktlich bezahlt werden. Die Volksrepräſentanten haben für die Gegenſtände der erſten Bedürfniſſe einen günſtigen Preis feſtgeſetzt, und die zu beobachtenden Regeln beſtimmt. Sie ſagen euch dabei nichts von der Gründlichkeit und unermeßlichen Hypothek unſerer republikaniſchen Münze; Holland iſt davon hinlänglich unterrichtet. Die Manufacturen, Producte und der Commerz der franz. Republik werden euch zahlreiche Mittel zur Anlage und zum Tauſch verſchaffen. Bürger! euer Betragen wird das unſrige beſtimmen; aus euren Handlungen werden wir eure Geſinnungen und aus euren Anſtrengungen eure Liebe für die Freiheit abnehmen. —

Die Republikaner rückten am 16ten in das preuß. Geldern ein, und der General Comprie erließ an die Einwohner folgende Proclamation. „Die franzöſiſche Truppen, meine Herren, die ſich ihres Diſtricts bemächtigt haben, bringen den Einwohnern keine feindlichen Geſinnungen, ſie bekriegen nur die Tirannen und ihre bewaffnete

Satelliten. Sie reſpectiren die politiſchen und religiöſen Meinungen, die Sitten, die Gebräuche, die Prediger und den Gottesdienſt der Gegenden durch welche ſie ziehen. Seyn ſie alſo ruhig, meine Herrn, fern von ihnen Schrecken und Beſorgniß! fern von ihnen, jene ſchwarze Farben, womit die Verläumdung die Bürger der franz. Republik anſchwärzet. Ich wiederhole es, ſeyn Sie ruhig, zutrauend und überzeugt, daß ich keines von den Mitteln, die das Geſetz mir in die Hände giebt, unbenutzt laſſen werde, um die beſte Ordnung, die beſte Disciplin unter den mir untergeordneten Truppen herrſchen zu laſſen, und daß ſie alle geneigt ſind, mit Ihnen in der größten Eintracht zu leben."

In Cleve rückten die Neufranken am 19ten ein, und am 23ſten in Coblenz — ehemaligen Reſidenz der Emigranten —

ten — wo ſie in ihren Gaukeleien den Stab über die Republikaner brachen. —

Unſre Magazine waren ſchon am 18. nach Maynz gebracht worden, wo der Oeſtr. General von Neu das Commando übernahm, nachdem es der General Graf Kalkreuth ihm übergeben hatte; zur Vertheidigung dieſer Stadt ſind bereits 10000 Mann Oeſtr. Churpfälziſcher und Heſſen-Darmſtädtiſcher Truppen eingerückt.

Die Neufranken ſind am 19ten in Bingen und Worms eingerückt. An dieſem Tage iſt es zwiſchen ihnen und den Engländern nicht weit von Nymwegen, zwiſchen der Maas und Waal bei Drouten, zu einer blutigen Action gekommen, darin der rechte Flügel der leztern geſchlagen wurde — von dem 37ſten Regiment Engl. Infanterie entkam nur ein

Officier und 40 Gemeine, und von der Emigrantenlegion von Rohan blieb die Hälfte auf dem Platz. Ihre Angriffe am 22 und 25ſten wurden von den Heſſen und Hannoveranern abgeſchlagen. Unſre Armee iſt über den Rhein gegangen, und der Feldmarſchall hat darüber aus dem Hauptquartier zu Hochheim am 26ſten folgendes bekannt gemacht. —

„Der Feldmarſchall habe mit der Armee an der Selz den Feind erwartet, um demſelben, zum Schluß der Campagne noch eine Schlacht zu liefern — er habe aber von Sr. M. dem Könige den Befehl erhalten, da man Kaiſ. Seits, alle weitere Offenſiven aufgegeben und den Rhein paſſirt hätte, ſich nicht länger für die Behauptung eines, in Rückſicht auf das Allgemeine und Ganze unbedeutenden Terrains, auf dem linken Rheinufer aufzuopfern, und dadurch noch zugleich der Möglichkeit eines Echecs auszuſetzen, ſondern ſich ebenfalls mit der geſammten Königl. Armee, ohne Verzug über den Rhein zurückzuziehen.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Die Republikaner machen immer größere Fortſchritte; am 2ten Nov. ergab ſich die heſſiſche Feſtung Rheinfels; den 4ten gieng Maſtricht durch Kapitulation über, Kraft derſelben die aus 11000 Mann (8000 Oeſtr. und die übrigen Holländer) beſtehende Garniſon das Gewehr ſtrecken, und ſchwören mußte, bis zur Auswechſelung nicht gegen die franz. Republik zu dienen. — In der Feſtung fand man 352 Kanonen, 14000 Flinten und 380 Centner Pulver. Nymwegen wurde am 3ten von den alliirten Truppen verlaſſen, da aber die Brücke über die Waal zu früh in Brand geſteckt wurde, ſo geriethen 800 Mann der holländiſchen Garniſon in franz. Gefangenſchaft. Am 9. machten die Franzoſen einen Angriff auf die am linken Rheinufer bei Büderich angelegten Verſchanzungen, und brachten die Oeſtr. doch ohne großen Verluſt, zum weichen, da das gut angebrachte Kanonenfeuer unſrer Feſtung Weſel ihre Retraite deckte, und das franz. Bombardement auf dieſelbe durch die guten Anſtalten des Veſtungscommando, und tapfere Gegenwehr des Art. Lieut. Neander vereitelt wurde.

Am 2ten December unternahmen die Franzoſen einen Angriff auf die Zahlbacher Schanze bei Maynz, wurden aber von den Oeſtr. mit einem großen Verluſt, den man auf 3000 angiebt, zu-

rückgeſchlagen — der Verluſt von deutſcher Seite ſoll in 1000 Todten und Bleſirten beſtehen — während der Affaire ließ der Feldmarſchall eine Brigade unſrer Infanterie und Huſaren in die Stadt rücken, die aber nach dem glücklichen Ausgange wieder in ihre Quartiere zurückmarſchierte.

Nachdem die Franzoſen 8000 Bomben in die Rheinſchanze bei Mannheim geworfen hatten, ſo gieng ſie am 25ſten Dec. durch Capitulation über. Die Hauptpuncte derſelben waren 1) die Oeſtr. und Pfalzbaieriſche Truppen übergeben den Franzoſen die Rheinſchanze und Fleſchen — die Garniſon (die aus 2000 Mann beſtand) iſt Kriegsgefangen, und die ganze Artillerie (150 Kanonen) und Munition gehört den Franzoſen. 2) Die Franzoſen verbinden ſich, die Rheinſchanze, die Fleſchen und ihre eigenen

nen Werke zu zerſtöhren, und ſo lange ſie auf dem linken Ufer des Rheins ſind, keine Feindſeligkeiten gegen Mannheim zu begehen, ſie erlaſſen auch der Stadt die geforderte Brandſchatzung. 3) Die eine Hälfte der Rheinbrücke ſoll den Fr. gehören.

Am 30ſten ſtürmten die Franzoſen die Zahlbacher Schanze bei Maynz, wurden aber dreimal zurückgeſchlagen.

Dieſe Veſtung hat jetzt eine Beſatzung von 33000 Mann, und mit der Beſatzung in Caſſel und den Rheinauen 38000 — die Wälle ſind mit 470 Kanonen beſetzt. Der Kommandant General Neu ſagte bei der Parole: „Seit dem Verluſt der Mannheimer Rheinſchanze hefte ganz Europa ſeinen Blick auf Maynz, und Deutſchland ſetze auf dieſe Seule ſeine ganze Hoffnung und die Entſcheidung ſeines Schickſals — bei Maynz müßte der kühne Feind alſo deutſche Tapferkeit verſuchen und erfahren, daß der deutſche Soldat eher ſein Grab unter den Trümmern der Mauern ſuchen, als den Verluſt eines für das Vaterland ſo wichtigen Poſtens ſich als möglich denken wolle."

Mit zwei furchtbaren und kühnen Armeen unter den Generalen **Pichegrü** und **Jourdan**, rücken die Republikaner gegen Holland vor — nach manchen fehlgeſchlagenen Verſuchen gingen ſie am 26ſten über die Waal und Maas, und beſetzten das Bommelwerd — zu gleicher Zeit forcirten ſie die Linie bei Breda, und machten das Regiment des Erbprinzen von Oranien, zwei Eſkadrons Dragoner und ein Bataillion Infanterie zu Gefangenen. Das eingefallene Thauwetter hielt ihre weitern Fortſchritte zwar auf — aber ſie erwarten daß der Froſt

Brücken ſchlage — um über die Innundationen der Bataver zu ſpotten!

Dieſes hat denn die General-Staaten bewogen, zwo Geſandten von Brantſon und Reopolar nach Herzogenbuſch und von da nach Paris zu ſenden, um mit der Republik um den Frieden zu negotiiren. —

Friede! iſt jezt die laute Stimme des deutſchen Reichs — Friede iſt der Wunſch der deutſchen Fürſten, die bei dieſem Kriege alles verlieren — und nichts gewinnen können — Der Churfürſt von Maynz machte auf dem Reichstage zu Regensburg den Antrag zum Frieden; darin er ſich alſo ausdrückte: „Das deutſche Reich hat ſich ſeiner, im Elſas und Lothringen gekränkten Stände annehmen müſſen, und es hat bisher blos deswegen, nehmlich um Erhaltung desjenigen Zuſtandes, wie ſolcher

cher in dem Reichsfundamental-Frieden vom Jahr 1648 von Frankreich ſelbſt garantirt iſt, nicht aber um ſich in die innern Händel Frankreichs zu miſchen, Krieg geführt. Statt nun dieſen Zweck zu erreichen, hat das Reich ein Land nach dem andern verlohren, und es haben beſonders auch die vom Feinde nicht occupirte vorliegende Reichslande außerordentlich gelitten. Dem Churfürſten ſcheint demnach allerdings rathſam und nöthig zu ſeyn, daß, während deſſen man ſich zu einer neuen, hoffentlich glücklichern Campagne unermüdet rüſtet, dem friedlichen deutſchen Bürger zu gleicher Zeit gezeigt werde: daß man dem Reiche den Frieden zu verſchaffen ernſtlich gemeint ſey.

Das deutſche Reich kann der franzöſiſchen Nation unbedenklich erklären: daß es ihm nur um ſeine Erhaltung, nicht um Vergrößerung zu thun iſt, und daß es ſich übrigens um dasjenige, was in Frankreich geſchicht, nicht zu bekümmern gemeint ſey.“

Bei den Berathſchlagungen über dieſen Antrag waren ſieben und funfzig Stimmen ausdrücklich für den Frieden, zehn Stimmen trugen auf Vermittelung Dännemarks und Schwedens an — sechs und dreißig verlangten den König von Preußen als Vermittler. Da aber das Reſultat aller dieſer Berathſchlagungen dahin ausfiel, daß der Tractat von 1648 beim Frieden mit Frankreich zum Grunde gelegt werden, und alle Anſprüche der deutſchen Fürſten, die ſie auf einige Diſtricte an Elſas haben, reklamirt werden ſollen — ſo iſt keine Hoffnung, daß die ſiegreiche Republik einen ſolchen Frieden eingehen werde — um ſo weniger da ſie durch Trennung der Coaliſition

ihre

ihre Macht vergrößerten und ihre ausgedehnten Kräfte auf einem Punkt fixiren kann. Schon iſt in **Baſel** ein Congreſs eröfnet — der franzöſiſche Geſandte **Barthelemi** iſt daſelbſt eingetroffen, und am 27ſten iſt unſer **Baron von Gölf** (der ehedem als Geſandter zu Paris ſtand) in dieſer Qualität dahin abgegangen.

Auch die ſpaniſche Regierung, durch die großen Siege der Republikaner gedemüthigt, durch verlohrne Provinzen und feſte Plätze erſchüttert, ſehnt ſich nach Frieden. Die franzöſiſche Republik wird alſo die Trennung dieſer beiden Mächte von der Coalition bewürken — um dann mit Nachdruck gegen Oeſtreich agiren zu können — denn der Hof zu **Wien** hofft die Niederlande wieder zu erobern, hofft ſolches durch die Allienz mit England, durch ſeine Flotten und ſeine Guineen zu bewürken.

Das **ſtolze England** will die Herrſchaft der Meere behaupten, die franzöſiſchen Beſitzungen in beiden Indien an ſich reiſſen und durch den gänzlichen Ruin der franzöſiſchen Handlung, gleich dem alten **Carthago** alle ergiebige Quellen des Commercii — ſich zueignen. Der Miniſter **Pitt** verfolgt ſein Siſtem ſo ſtandhaft, wie ehemals der Lord **North** im amerikaniſchen Kriege, und ohnerachtet die Oppoſitionspartei den Frieden verlangt, ſo ſiegt er durch ſeinen großen Einfluß im Parlament, durch Beſtechungen und Cabalen, über ſeine Gegner.

Da der König bei Eröfnung des Parlaments am 30ſten Dec. die Fortſetzung des Krieges erklärt hatte — ſo erklärten ſich der Graf **Guilford**, und der

Marquis von Landsdown am heftigſten gegen die Pläne des Miniſters zum Ruin Grosbritaniens — letzterer zeigte den elenden Zuſtand der brittiſchen Landmacht: „Wir haben 100000 Mann geworben, ſagte er, aber wo ſind ſie geblieben: ſie ſind zu Gott gegangen, ſie ſind nirgends unter den Menſchen zu finden — ſie ſind ohne Plan verſchwendet und aufgerieben. Unſre Officiere ſind Kinder, unſre Grenadire Invaliden — allenthalben ſahe man Knaben in Uniform, die eben Ovids Verwandlungen weggelegt hatten, und darüber erſtaunten, daß ſie in Kapitaine und Oberſten verwandelt wurden. In Weſtindien iſt Guadeloupe verlohren, unſre dortigen ſiegreichen Admirale und Generale, die allein eine Armee ausmachen, hat man ohne Unterſtützung gelaſſen.“ Er laß eine Liſte von den Operationen der

Franzoſen in dieſem Jahre ab, wornach ſie ſechs Feldſchlachten gewannen, 23 Städte belagert und erobert, 2803 Kanonen erbeutet, 114 Städte eingenommen, und 60000 der beſten europäiſchen Truppen zu Gefangenen gemacht. Im Unterhauſe führte Fox, Dännemark, Schweden und die Schweizercantons zum Beiſpiel an, daß kein Staat aus Furcht vor den franzöſiſchen Grundſätzen nöthig habe, einen Krieg zu ihrer Ausrottung zu führen ꝛc.

Die Fortſetzung des Krieges wurde aber dennoch mit großer Stimmenmehrheit im brittiſchen Senat beſchloſſen — da Pitt das Uebergewicht der engliſchen Hülfsquellen rühmte, und es unmöglich fand, einen ſichern Frieden mit Frankreich zu ſchließen, weil das Siſtem der Franzoſen noch immer auf Freiheit und Gleichheit beruhe. Krieg! iſt alſo am Schluß dieſes Jahres die Loſung für das halbe Europa — weil es Menſchen giebt, die durch dieſes zerſtöhrende Uebel ihre ehrgeizigen und habſüchtigen Pläne durchſetzen, und auf Trümmern, Brandſtätten und Leichenhügeln eine chimäriſche Größe gründen wollen, auf die der Fluch der Menſchheit laſtet.

Soll aber auch für uns der Krieg noch ferner die Loſung ſeyn? da dabei für uns immer Verluſt und kein Gewinn iſt. — Da wir viel tauſende unſerer braven Krieger in Champagne und am Rhein eingebüßt haben, und dem Staatsſchatz anſehnliche Summen entzogen ſind — freilich iſt dieſer noch nicht erſchöpft — wie es bei unſern Alliirten der Fall iſt — aber auf ſeine Erhaltung beruht ja die Sicherheit und Erhaltung unſers Staats, dem die Natur die innern ergiebigen Quellen des Reichthums zum Theil verſagte — wir hoffen alſo von unſerm guten Könige, die Beendigung eines unglücklichen Krieges, wünſchen den Frieden zum wahren Wohl unſers Staats — und wenden jenen Zuruf des edlen franz. Bürgers auf unſere Lage an.

Il eſt tems d'abjurer ces coupables maximes —
Il faut des loix, des moeurs, et non pas des victimes,
Le peuple ne veut plus des indignes entravers ;
Songeons, que la terreur ne fait que des eſclaves,
Et n'oublions jamais que ſans humanité
Il n'eſt point de loi juſte, et point de Liberté !

Es iſt Zeit, jene ſtrafbaren Grundſätze zu verwerfen. Wir brauchen Geſetze und Sitten, aber keine Schlachtopfer mehr. Das Volk will nicht länger unwürdige Feſſeln tragen. Das Schrecken macht nur Sclaven. Laßt uns nie vergeſſen, daß es ohne Menſchlichkeit keine gerechte Geſetze und keine Freiheit giebt. —

Drei und zwanzigſter Brief.

Wie reich iſt abermals das verfloſſene 1794ſte Jahr an großen unerwarteten Begebenheiten? und wie *unglücklich* war es für einen Theil von Europa — wie *belehrend* für den andern! unglücklich für ſo viele brave Krieger die im Kampf und Sieg dahin ſanken ohne Klage und Abſchied; unglücklich für ſo viele tauſende in unſerm deutſchen Vaterlande, die Haab und Gut einbüßten, und auf den Ruinen ihrer Wohnplätze um Vernichtung flehten: belehrend für die glücklichen Bewohner friedlicher Staaten, die fern vom Getümmel des Krieges in Unſchuld und Friede ihre Tage verleben; belehrend für den Philoſophen und Denker, der das Emporſtreben menſchlicher Kräfte anſtaunt, und mitten in toſenden Stürmen das Heil des Menſchengeſchlechts ahndet. Große Völker boten alle ihre Kräfte auf, und erſchöpften ihre Hülfsquellen, die ihnen die Natur zu ihrer Erhaltung ſo reichlich ausgeſpendet hatte — um eine Nation zu überwältigen, und ihre neue republikaniſche Verfaſſung umzuſtürzen — aber dieſe Nation zeigte, was die Menſchheit, im Drang der Nothwendigkeit vermag, und übertraf durch die kühnen Exploſionen ihres Geiſtes, alle Vorſtellungen, die der Denker ſich aus der Geſchichte der Griechen und Römer bildet.

Nach einer ſolchen Anſtrengung und unermüdetem Kämpfen, die wir an den franzöſiſchen Armeen in dieſem Feldzuge von 1794 angeſtaunt haben, hätte man vermuthen ſollen, ſie würden in den Winterquartieren ſich ausruhen — und genießen, das ſie ſo lange entbehren mußten: aber ſie kennen keine Ruhe und Erholung — ſie trotzen der Wuth der Elemente, ja benutzen ſie zu ihren Operationen. Der ſtrenge Froſt baute für ſie Brücken über Hollands Ströhme und Canäle — ſtandhaft ertrugen ſie Kälte und Hunger, kämpften, ſtritten und ſiegten!

Schon im Dec. 1794 hatten ſie die Waal paſſirt; das eingelaufene Thauwetter, ein Verluſt, den der engliſche General Dundas ihrem linken Flügel zufügte, hielt ihre Operationen nur einige Tage auf — ein Corps von 16000 Mann Engländer und Deutſchen griff mit einer ſtarken Artillerie ein bei Geldermelſen und Buuren poſtirtes franz. Corps von 8000 Mann an; es vertheidigte ſich mit der größten Bravour, wiederholte dreimal ſeine Angriffe auf Buuren, und wich mit großem Verluſt der Engländer. Bei eingetretenem Froſt paſſirten die Republikaner mit einer ſtärkern Macht die Waal, und beſetzten die Stadt Thiel; Pichegrü ſchlug die vereinigte Oeſtr. Engliſche und Hannöverſche Armee zwiſchen Huesden und Nimwegen, mit einem großen Verluſt, bemächtigte ſich ihrer Artillerie, und nahm Arnheim, Brün und Cuilenburg ein.

Ein anderes franz. Corps drang gegen Dordrecht vor, und ſchlug die Alliirten. Die Generalſtaaten ließen ein allgemeines Aufgebot ergehen, darinn alle Einwohner aufgefordert wurden, für ihre Religion, Freiheit und Vaterland

land zu kämpfen; und alle, die dieſe Bewaffnung hindern würden, ſollten als Verräther des Vaterlandes angeſehen werden — aber die ſiegreichen Republikaner und der innere Factionsgeiſt vereitelten dieſe zu ſpät ergriffene Maaßregeln: ohnerachtet der rauhen Jahreszeit und der ſtrengſten Kälte, paſſirten die Neufranken den Rhein, griffen die ganze Linie der Oeſtr. und Engländer an, machten viele tauſend Gefangene, und erbeuten ihre Artillerie und Munition — die Städte Grave, Klundert, Arnheim und Amersfort giengen an ſie über; durch forcirte Märſche an der Seeküſte ſchloſſen ſie die holländiſche Armee ein, und nöthigten die Alliirten zur Retirade nach Deutſchland.

Die Einwohner der Provinzen Utrecht und Holland ergaben ſich auf Discretion. Am 17ten Jan. rückten die ſiegreichen Republikaner in Utrecht, und am 19ten in Amſterdam ein.

Der Erbſtatthalter legte am 17ten ſeine Aemter nieder, und flüchtete mit ſeiner Familie nach England — die Revolution erfolgte plötzlich, da Amſterdam das erſte Beiſpiel gab — die reichſten Patrioten, die ſich bishero leidend verhalten hatten, errichteten einen Revolutionsausſchuß, und da ein großer Theil der Nation mit den bisherigen Regierungsſiſtem unzufrieden war, ſo wurden ohne Bürgerkrieg die alten Magiſträte abgeſchaft — und ihre Stellen mit den vertriebenen und im Jahr 1787 abgeſetzten Patrioten beſetzt. Da der General Pichegrü in ſeiner Proclamation den Holländern ihre Unabhängigkeit, Sicherheit des Eigenthums, ungeſtörte Uebung der Religion und Freiheit, ſich ihre eigene Regierungsform einzurichten, zugeſagt hatte, ſo folgten die übrigen Provinzen dem Beiſpiel von Holland, öffneten die Thore ihrer Feſten den franzöſiſchen Republikanern, und nahmen Beſatzung ein. Pichegrü ſandte verſchiedene Corps nach Leiden und Harlem ꝛc. um die Revolution der Patrioten zu unterſtützen — und nach Breda, Bergenopzom und Gertruidenburg, um dieſe Plätze in Beſitz zu nehmen; mit dem größten Theil ſeiner braven Truppen verfolgte er die Alliirten, die, nachdem ſie Zwoll verließen, ſich nach dem Münſterſchen, Hannöverſchen und nach Oſtfriesland zogen.

In ſo kurzer Zeit wurde alſo die Eroberung von Holland durch den Muth und die Standhaftigkeit der Neufranken, und durch die klugen Diſpoſitionen ihrer Generale bewerkſtelligt, und der Republik dadurch groſſe Hülfsquellen eröffnet: aber eben ſo plötzlich geſchahe die Zernichtung der bisherigen Regierung und Einrichtung einer neuen Staatsverfaſſung, die ſich auf das Siſtem der Freiheit und Gleichheit gründete. Die Repräſentanten des Bataviſchen Volks erklärten die alte Conſtitution von 1787, die nach dem Einmarſch der Preußen eingerichtet wurde, die vorige Verſammlung der Staaten, und alle erbliche Würden des Statthalters für nichtig, alle der vorigen Regierung geleiſteten Eide für ungültig, und den ganzen Erbadel für aufgehoben; ſie machten die Grundſätze, nach welchen der Staat künftig regiert werden ſollte, und folgende Rechte bekannt.

Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft! Alle Menſchen werden mit gleichen Rechten gebohren; dieſe beſtehen in Gleichheit, Freiheit, Sicherheit, Eigenthum und Widerſtand gegen Unterdrückung.

Freiheit iſt dasjenige Recht, alles zu thun, was andere in ihrem Rechte nicht ſtöhrt.

Jeder hat daher das Recht, ſeine Gedanken öffentlich gedruckt oder auf andere Art bekannt zu machen.

Jeder hat daher das Recht, Gott nach ſeinem eigenen Willen zu dienen.

Jeder Bürger muß in der allgemeinen Verſammlung ſeine Stimme entweder perſönlich, oder durch Stellvertretung haben.

Keine Einſchränkung der natürlichen Freiheit kann anders als durch den Willen des Volkes geſchehen, oder durch ſeine Repräſentation gemacht werden.

Das Geſetz muß für alle gleich ſeyn, es mag beſtrafen oder belohnen.

Keiner kann gerichtlich angeklagt werden, als nach der Form des Geſetzes, und keiner kann härter gefangen gehalten werden, als die Sicherheit ſeiner Perſon es nothwendig macht.

Jeder hat Anſpruch auf alle Aemter des Staats, ohne alle Vorzüge, als Tugend und Geſchicklichkeit zu beſitzen.

Jeder darf der Regierung ſein Anliegen ungeſtört bekannt machen.

Das Volk hat das Recht, ſeine Regierung zu verändern und zu verbeſſern.

So geſchwind dieſe Revolution in ganz Holland bewürkt wurde, ſo ſehr zeichnet ſie ſich durch ihre Gelindigkeit und Milde aus. Die Patrioten verfuhren weit gelinder mit der Oraniſchen Parthei, als dieſe mit ihnen im Jahr 1787. Die Magiſtratsperſonen wurden zwar ihrer Aemter entlaſſen, aber ſie behielten den Genuß ihrer Güter — wenn ſie die neue Conſtitution annahmen: eben ſo milde und großmüthig verhielten ſich die ſiegreichen Franken, ſie behandelten die Holländer als Brüder, und zeigten ſich als ihre Retter und Geſetzgeber: deſto gröſſer aber ſtieg die Erbitterung der Bataver gegen die Engländer, da dieſe bei ihrer Flucht die Geſetze des Völkerrechts beleidigten, und zügellos, ohne Mannszucht raubten und plünderten; dieſes bewog dann auch die Oraniſche Parthei in Gröningen und Friesland der Revolution beizutreten.

Der Kriegsſchauplatz eröffnet ſich alſo in Weſtphalen, und die Beſitzungen unſers Königs ſind in großer Gefahr — Moeurs und Geldern waren ſchon in den Händen der Neufranken, jetzt ſind ſie auch in Cleve und Emmerich eingerückt, wo ſie indeſſen die beſte Mannszucht halten. Dieſes hat dann die Nothwendigkeit des Aufbruchs unſerer Armee vom Rhein erzeuget; ſie erhielt den Befehl ihre Cantonierungsquartiere zu verlaſſen, und ſie wird in zwei Colonnen unter dem Feldmarſchall und dem General Kalkreuth nach Weſtphalen marſchieren. — Da der Erbprinz von Hohenlohe mit 20000 Mann am Oberrhein ſtehen bleiben wird, ſo kann ich Ihnen noch fernerhin die Kriegsvorfälle am Rhein melden — wenn nicht der ſo ſehnlichſt erwünſchte Friede uns von dieſen traurigen Scenen des Elends und der Noth abruft. Freilich haben wir die Nachricht erhalten, daß unſer Geſandter, Baron von Golz in Baſel geſtorben iſt — aber die Friedensunterhandlungen ſind dadurch nicht abgebrochen, da der Miniſter von Hardenberg ſeine Stelle erſetzt, der zu einem ſo wichtigen Geſchäft alle Talente beſitzt.

Auf den **Baron von Golz** iſt folgende Grabſchrift erſchienen, die von dem franz. Geſandten **Barthelemy** herrühren ſoll: —

Ci git Golz, qui chez vingt peuples en guerre
Vouloit ramener cette paix, qu' appellent tous nos voeux.
Mais helas! ne pouvant la trouver ſur la terre
Il eſt allé la chercher dans les cieux!

Hier liegt Golz! zwanzig in Krieg verwickelte Völkern wollte er den allgemein gewünſchten Frieden wieder verſchaffen — aber leider konnte er ihn auf Erden nicht finden, und ſucht ihn nun im Himmel. —

Vier und zwanzigſter Brief.

Die Franzoſen ſind plötzlich in Deutſchland vorgedrungen — da die engliſchen Generale Gröningen behaupten wollten, ſo griffen ſie ſolche bei Bourtong an; zerſtreuten das ganze Corps, jagten es bis nach Rheune, machten 710 Gefangene, erbeuteten einige Artillerieſtücke — und die ganze Bagage des Rohan'ſchen Emigrantencorps, die Bagage der neuangekommenen Braunſchweiger fiel in ihre Hände; ſie nahmen Neuſchanz weg und rückten bis an die Ems.

Ihre Angriffe, die ſie jeden Tag mit immer friſchen Truppen erneuerten, erſtreckten ſich auf die Truppenkette der Oeſtreicher, Heſſen und Hannoveraner von Weſel bis nach Bentheim und Lingen, die ſie nach tapferer Gegenwehr zurückdrängten. Nach dem hitzigen Gefechte bei Bourtong, darinn die Engländer an 500 Todte hatten, drangen ſie bis Bouda und Wernen, verſuchten am 4ten Morgen über die Ems zu gehen, wurden aber von dem Lord Cathcart angegriffen, und hinter Bourtong zurückgeworfen. — Der Braunſchweigiſche General Riedeſel erfochte an der Spitze der Braunſchweigiſchen und Hannöverſchen Truppen einige Vortheile, und die Franzoſen verlohren bei Bentheim an 12 Kanonen; den Tag darauf aber am 12ten Morgen eroberten ſie die Stadt —, ſchlugen nach wiederholten Angriffen die Oestreicher bei Birnen und beſetzten die Stadt.

Die Preußiſchen Beſitzungen aber ſcheinen die Franzoſen ſchonen zu wollen — weil die Abſchließung des Friedens zu Baſel nahe ſeyn ſoll — ſie haben das von Ihnen beſetzte Rheiderland jenſeits der Ems geräumt, und ihre Truppen in dem Münſterſchen verſtärkt. Die Engliſchen Truppen haben indeſſen Oſtfriesland der Preußiſchen Selbſtvertheidigung überlaſſen; ſie wollten anfangs die Deiche durchſtechen, und durch eine Ueberſchwemmung das Vordringen der Franzoſen verhindern, allein der Feldmarſchall Möllendorf hat ſolches nicht verſtatten wollen. Die im engliſchen Solde ſtehenden Emigrantencorps die von 15000 auf 3000 geſchmolzen ſind, ziehen ſich ins Hannöverſche zurück, und ſind allenthalben wegen ihrer ſchlechten

Mannszucht ſehr unwillkommene Gäſte — die Engländer haben indeſſen in der Grafſchaft Bentheim ſo ſchlecht wie bei ihrer Retirade aus Holland gewirthſchaftet; der Schrecken gieng vor ihnen her, und die beſtürzten Einwohner flüchteten mit ihren beſten Haabſeligkeiten.

Unſere Truppen ziehen in langſamen Märſchen vom Rhein nach Weſtphalen; freilich ſind die Wege ſchlecht, und dahero der Transport der Lebensmittel und Ammunition ſehr beſchwerlich — indeſſen glaubt man, daß die Friedensunterhandlungen zu Baſel einen erwünſchten Fortgang haben.

Der in der Sitzung des Convents am 13ten Ventose (11ten März) von Combeceres im Namen des Heilausſchuſſes, über die diplomatiſchen Operationen, abgeſtattete Bericht, zeiget die Grundſätze der jetzigen franz. Regierung

rung, und da es das wichtigſte Actenſtück ihrer Gerechtigkeit und Liebe zum Frieden iſt, ſo verdient es unſere ganze Aufmerkſamkeit — ich glaube, daß ein kurzer Auszug dieſes ſchönen Berichts Ihnen nicht unwillkommen ſeyn wird, da darinn die jetzige franz. Regierung in einem ſchönen Lichte ſich zeigt, und uns die Gräuelepoche eines Robertspierre vergeſſen macht.

„Die franz. Revolution, durch ſo viele Siege unterſtützt, hat Europa einen Trieb zur Freiheit, zur Vernichtung der Feſſeln, welche die Kindheit der Völker verlängerten und zur Vervollkommnung des menſchlichen Verſtandes eingeflößt. Unſere ruhigen und friedliebenden Fortſchritte müſſen ſo ſehr wie das Beiſpiel unſers Glücks, dieſe mitten unter allen Stürmen fortgeführte Unternehmung vollenden.

Wenn die Erſchütterung des Donners und der Kampf der Elemente die Luft reinigen, und die fruchtbaren Theile abſondern, ſo gelangt der Saame, nur unter dem milden Sonnenſtrahl und unter dem Einfluß eines heitern Himmels zur Reife.

Friede iſt der Zweck des Krieges! obgleich ſo viele Kriege aus Starrſinn unternommen und aus Privatintereſſe fortgeführt worden ſind, als es Regierungen giebt, die den Völkern das volle Maaß ihrer Tirannei empfinden laſſen.

Die Ehrbegierde bewaffnet die Könige! Die Gerechtigkeit bewaffnet das Volk! und wo iſt ein Volk, das, nachdem es das Bündniß ſeiner Feinde zernichtet, ihre Entwürfe vereitelt, ihren Stolz gedemüthigt hat, das ſich alsdann den ſchmeichelhaf-

teſten

Ruhm verſagen würde, der beſiegten Welt den Frieden zu geben? ..

Die Diplomatik einer Republik iſt nicht ſo eingeſchränkt, wie diejenige der Höfe; weder Geburtsrechte noch Familienpacten, noch Heiraths-intereſſe halten ihren Gang auf; ſie kennt nur die Rechte der Nation, das menſchliche Geſchlecht und ſeine Familie; ſie verbindet ſich nur mit dem Intereſſe des Volkes; ihre Politik muß eben ſo einfach als leicht — ſie muß die Eurige ſeyn! Durchdrungen von den erhabenen Grundſätzen der Unabhängigkeit der Nationen, von der Gleichheit der Rechte und von den Pflichten der politiſchen Geſellſchaften werden diejenigen, denen in euerm Namen die Unterhandlungen mit den Staaten aufgetragen iſt, welche Friedensvorſchläge gemacht haben, nicht nur die Würde und Rechte des franzöſiſchen

Volks zu erhalten, ſondern auch den andern Nationen zu ihrer innern und äuſſern Sicherheit, von unſerer Treue bei den Tractaten und von der Redlichkeit unſerer Abſichten, in Rückſicht der Schiffahrt und Handlung zu überzeugen ſuchen.

Man darf euch alsdann nicht beſchuldigen, daß ihr das Elend und die Schrecken des Krieges zu verlängern ſucht; ihr werdet für das Blut, welches vielleicht noch nicht aufhören wird zu fließen, unverantwortlich ſeyn — denn die ſiegende Republik will den Frieden, und ſie verlangt ihn, damit er die Ruhe und das Glück der ganzen Welt ſichern möge. Aber wenn ihr auf Europa blickt, ſo werdet ihr ſehen, daß das ruhmvolle Werk der Vertheidiger des Vaterlandes noch nicht geendet iſt; noch giebt es Mächte, welche ihren Verluſt und ihre Niederlagen als unentſcheidend anſehen, und deren Volk ſich lieber unter den Ruinen begraben läßt, als daß ſie der Gerechtigkeit und Freiheit huldigen ſollten.

England hat noch nicht aufgehört, nach der Beherrſchung der Meere zu trachten — Oeſterreich und Rußland conſpiriren noch, um ihre Herrſchaft auf dem feſten Lande zu erweitern; ſie gründet ihre Hoffnung auf das nördliche Europa, da ſie in dem mittäglichen geſcheitert iſt; ſie hoffen ihre Uebel zu heilen, indem ſie ſolche anſteckend für die ganze Welt machen; ſie ſuchen ihre Herrſchaft mitten unter einer allgemeinen Unordnung feſtzuſetzen, und ſich wegen ihres Verluſtes ſchadlos zu halten.

Ringsum dieſe Mächte gruppiren andere durch Betrug oder Schrecken angekettete Staaten, als gezwungene oder verblendete Feinde der Republik, deren

Exiſtenz ihnen ihre Erhaltung garantirt. — Andere wünſchen ſich Glück zu ihrer ſehr klugen, aber gegen die Anſtrengungen unſerer Feinde unzulänglich gewordenen Neutralität. Mitten unter ihnen erhebt ſich das franzöſiſche Volk, der einzige Mittelpunct alles Haſſes, bereit, einen gerechten und fürchterlichen Krieg ruhmvoll zu endigen, deſſen Ausgang ſchon durch ſeinen Muth und durch die Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts entſchieden iſt.

„Bürger! was bleibt uns übrig zu thun? während unſre Republikaniſchen Heldenſchaaren ſich zu neuen Siegen gegen unverſöhnliche Feinde vereinigen, müſſen wir Europa unſere Grundſätze zum Unterpfande unſers Biederſinnes vorlegen und anbieten. Wir müſſen die Regierungen, welche der auswärtigen Coalition nicht beigetreten ſind, mit uns verbinden, und mit Großmuth diejenigen Staaten aufnehmen, welche die Ketten des Bündniſſes zerbrochen haben. Wir müſſen denjenigen ihr wahres Intereſſe zeigen, welche einer ſchwankenden und feigen Politik ergeben, noch unſchlüſſig zwiſchen einem Kriege ſind, der ihnen ſchreckliche Gefahren und ewige Reue bereitet, und einen Frieden, bei dem ſie einige Aufopferungen der Eigenliebe und Vorurtheile zu machen haben. Wir müſſen in den eroberten Ländern Troſt und Glückſeligkeit bringen — wir müſſen Europa auf jenes überwundene Volk aufmerkſam machen, das durch unſere Triumpfe unabhängig geworden iſt, und ſich nun zur Freiheit und zur Allianz mit uns aufſchwingt. Wir müſſen die Freunde der Menſchheit wieder mit unſern Grundſätzen ausſöhnen, und ein Recht der *Nationen* ſchaffen, es unſern Feinden vorhalten und das Ziel beſtimmen, wo ſelbſt der Eigenſinn derer, die ohne Urſache gegen uns kämpfen, die ſtrengſten Maaßregeln rechtfertigen, und wo auf ſie die ganze Verantwortlichkeit des verurſachten Elends und des vergoſſenen Menſchenbluts ſich häufen wird.

Schon iſt ein Theil dieſes Werks vollendet — die Völker rufen nach Frieden. Regierungen, die wieder zur Weisheit zurückgekehrt ſind, wünſchen ihn — wichtige Unterhandlungen ſind ſchon eingeleitet oder werden nächſtens eröffnet werden, und bald wird *Gold*, *Verblendung* und *Despotie* nicht mehr die Stimme der Wahrheit und der Vernunft erſticken. In dieſem Zuſtande der Sachen iſt die Frage keineswegs, auf welche Art der Friede herzuſtellen ſey; der Gang der Begebenheiten hat ſie uns ſchon angezeigt. Eine *allgemeine Friedensunterhandlung* iſt in dieſem Augenblick *unmöglich*, da wir noch zwar gedemüthigte und erſchöpfte, aber ſtolze und blutgierige Feinde zu bekämpfen haben. Nichts konnte uns weder die Dauerhaftigkeit noch die Gültigkeit des Tractats zuſichern; wir würden weder ſeine Garantie in dem Willen noch in der Unvermögenheit unſerer Feinde finden. Unter ſo vielen Negotiateurs, einzig gegen uns vereinigt, würden wir verpflichtet ſeyn, Trennungen zu veranlaſſen. Es iſt dahero Chimäre, einen allgemeinen Frieden zu ſchließen, und Unmöglichkeit, mit ſo vielen Mächten, deren Wünſche und Projecte den unſrigen ſo ſehr zuwider ſind, übereinzuſtimmen — nur durch einen *partiellen Frieden* können wir zu einem allgemeinen gelangen.

Alsdann, wenn diejenigen unſrer Brüder, welche die Liebe zum Ruhm und die Stimme des Vaterlandes vereinigt, wieder unter den Fahnen der Freiheit neuen Thaten entgegen eilen, kehren andere Haufen Bürgerſoldaten nach ihrem väterlichen Heerde und geben ihre Arme dem Felde und der Werkſtätte wieder, welche ſie zurückfordern. Die Handlung wird wieder blühend, die Manufacturſtädte werden wieder bevölkert, neue Hülfsquellen zur Verproviantirung und Subſiſtenz, die Communication mit einem Theile Europens wieder eröffnet. Die Rückkehr des Ueberfluſſes — die Meiſterſtücke der wieder angefachten Induſtrie — die Anſtrengung und der Erfolg in jeder Thatkraft eines Volks, das ſtolz auf ſein Werk und verſichert iſt, glücklich zu ſeyn — die ganze Wirkſamkeit des Genies, um die Künſte des

Friedens wieder hervorzurufen. — Sehet! das iſt das Glück, welches, ſo zu ſagen, in der Macht unſers Willens iſt. Das ſind die Wohlthaten, welche Frankreich und Europa von euch erwarten! Alles, was gerecht, billig, ruhmvoll und nützlich iſt, wollen wir. Laßt uns Europa wieder beruhigen, nachdem wir es in Erſtaunen geſezt haben, und den Regierungen keinen Scheingrund geben, uns zu verläumden; um uns vor den Nationen nicht als Befreier, ſondern als unerbittliche Eroberer, welche, indem ſie im Namen der Menſchheit fechten, nur ihre Zernichtung wollen, anklagen zu können.

Aber indem wir die Stimme der Gerechtigkeit hören, und uns vor den Fallſtricken der Ehrbegierde und den Anreizungen der Rache ſichern, werden wir nicht vergeſſen, was wir dem Wohl des

Vaterlandes und der Befeſtigung der Republik ſchuldig ſind Der Friede muß die Keime der künftigen Kriege zernichten; wir müſſen das gegenſeitige Verhältniß feſtſetzen und garantiren, Schlingen vermeiden, und die Rechte der Nationen bekräftigen und ſichern.

In den Erfahrungen der vergangenen Jahrhunderte, in der Natur des Krieges, zu welchem wir gezwungen ſind, und in der Beurtheilung der Zukunft, müſſen wir die Bedingungen unſrer Tractaten ſchöpfen. Die jetzige Generation wird nicht ſo viele Aufopferungen, ſo viele Prüfungen erduldet und ausgeſtanden haben, ohne verſichert zu ſeyn, daß die Nachwelt Früchte davon erndten wird.

Wenn in Europa Rechte der Nationen, wenn anerkannte Grundſätze von Unabhängigkeit, Freiheit der Handlung und Schiffahrt, als Schrecken der gröſſern Mächte, zur Sicherheit der ſchwachen Staaten exiſtirten, dann würden die Bedingungen des Friedens leicht dictirt und angenommen werden — dann würden wir länger keinen Krieg zu erdulden haben; aber die Nothwendigkeit, Europens Ruhe zu ſichern und uns vor den Uebeln zu ſchützen, welche unſere Feinde für die Zukunft ausſonnen, empfehlen eurer Weisheit ſolche Mittel, die zu dieſem Zweck am dienlichſten ſind.

Die Republik hat natürliche Gränzen von den Alpen und Pyrenäen, den beiden Meeren, der Schweiz. Nach Norden zu gränzt ſie an Länder, deren eiferſüchtige Regierungen ſeit Jahrhunderten Kriege verurſacht haben. Oeſterreich ſuchte ſich des ehemaligen Lothringen zu bemächtigen, England lüſtete nach dem Haven von Dünkirchen, und die Schiffahrt der Schelde diente dieſer

Macht zum Vorwand ihrer feindſeligen Exploſionen.

Ihr müßt unterſuchen, ob die Werke der Natur und die Erfahrungen von Jahrhunderten nicht von euch fordern, **die Gränzen der franz. Republik mit** ſichrer Hand zu ziehen; ob die Ausführung dieſes groſſen Plans nicht die Grundlage und Garantie des allgemeinen Friedens ſeyn muß, und welches die Mittel ſind, die **Partialtractaten** mit dieſer erhabenen Idee zu vereinigen.

Europa muß wiſſen, daß ihr nicht durch Vergröſſerungsabſichten, ſondern von der Neigung zur Ruhe geleitet werdet; daß 25 Millionen Menſchen nicht durch den Reiz verführt werden, 100 Quadratmeilen Landes mehr zu beſitzen, daß dieſe aber die Waffen nicht eher niederlegen werden, bis ſie Maaßregeln genommen haben, um ſie nicht wieder aufs neue angreifen zu dürfen ꝛc.

„Wir fügen noch hinzu, Bürger! daß die Furchtſamkeit einiger Regierungen, oder die Gewohnheiten ihrer Diplomatik ſie beſtimmen dürften, einige Vorſichtsmaaßregeln zu verabreden, die euch unnütz ſcheinen möchten, Euch, die ihr mit dem Gefühle eurer Größe und Macht den edelmüthigen und offnen Charakter vereinigt, der ſo gern die ganze Welt zum Zeugen ſeiner Handlungen nehmen möchte!“ —

Wie edel und vortrefflich ſind dieſe Grundſätze, wie ſehr gereichen ſie einer Nation zur Ehre, die man mit ſo gehäſſigen Namen bezeichnete. Frei zu ſein iſt der Wille des franzöſiſchen Volks, und ſein Grundſatz iſt, auswärtige Regierungen zu reſpectiren. Es wünſcht den Frieden, ohne auf ſeine Siege ſtolz zu ſeyn, und iſt ſchuldlos, wenn er nicht geſchloſſen wird. Die Menſchen und Völker ſind nicht dazu geſchaffen, ſich zu erwürgen, ſondern um brüderlich miteinander zu leben.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Zu einer Zeit, da der biedere Deutſche Bürger und Landmann den Frieden wünſcht, und ſich nach dem Ende dieſes ſo verderblichen Krieges ſehnet — giebt es nicht blos unglückliche Rathgeber an den Höfen deutſcher Fürſten, die zu der Fortſetzung deſſelben ihre Stimme geben, neue Kriegsſtürme ausſchreiben, und ſich an dem Eigenthum der ſogenannten freien Deutſchen vergreifen — weil die Staats-Kaſſen leer ſind — ſondern es treten auch deutſche Schriftſt. und gedungene Marktſchreier auf, welche die Sprache des

Patriotismus heucheln, und dieſen ſo menſchenwürgenden Krieg zur Angelegenheit der Religion und des Vaterl. machen —. dahin gehört eine Broſchüre, die unter dem Titel: „Ueber den vierten Feldzug gegen die Franken — zur Beherzigung aller Frommen des Reichs" erſchienen iſt. Der Verfaſſer preiſet die deutſche Verfaſſung, ſpricht im hohen Ton von deutſcher Freiheit, und fordert Deutſchlands Bewohner zum anhaltenden Kampf gegen die Franken als Erbfeinde des deutſchen Namens, und zur Treue gegen ihre Fürſten auf. „Peitſcht ihn hinweg, den ſtolzen Franken," ruft er aus, den Verräther unſers Muths; peitſcht ihn hinweg von dem geheiligten Boden unſers theuern geliebten Vaterlandes — macht ihn ſo klein, daß er im Staube vor euch niederſinken, und es als eine Gnade anſehen und vernehmen muß, daß ihr ihm erlauben wollet, ſeine Kühnheit, ſeine Verwegenheit und ſeine Ohnmacht in dem Ziel ſeiner eigenen Grenze zu beweinen."

Wenn man ſolche und ähnliche Schriften im Geiſt des Verf. des Revolutions-Allmanachs lieſet, ſo iſt es wohl der Mühe werth, unſere Vernunft, über die ſo geprieſene Verfaſſung und Cultur unſers Vaterlandes zu Rathe zu ziehen, und die wichtige Frage bei der jetzigen Criſis aufzuwerfen: — Was iſt Deutſchland? Es iſt ein Land, das groß, frei und glücklich ſeyn könnte, und weder groß, noch frei, noch glücklich iſt — ein Land! deſſen Einwohner am wenigſten von ſich ſelbſt unterrichtet ſind, denen Fremde lange Zeit eingebildet haben, daß es eine Wildniß voll Barbaren ſey, und dem ſeine eigenen Söhne, welche die Größe ihres Anſehens auf den Untergang fremder Götzen ſuchen möchten, nun ſo gerne den Glauben aufdringen möchten, daß es das Land der Aufklärung, der Wohnplatz ſtiller Tugend, und der Tempel des verborgenen Verdienſtes ſey — kurz ein Land! wo man zum Glauben gebohren wird, und bei der Stärke eines Mannes, die Handlungen eines Kindes begeht. Nie kann es zu einer gemeinſamen Größe ſteigen; es iſt durch ſeine politiſche Verfaſſung, wie ein in tauſend Kanäle vertheilter Strom; jeder in ſich giebt Thätigkeit und Nutzen, aber nur in Kleinigkeiten — eine Thätigkeit, die nicht über die vier Stunden breiten Grenzen des Landes hinausreicht. Das Gefühl der Nationalgröße, verliert ſich in dem Rangſtreit über das Alter der Regentenfamilien; dahero nirgends ſo viele Statiſtiker, Publiziſten und Landesvertheidiger; nirgends ſo eifrige Rechtskenner und Hoheitsverfechter; aber auch nirgends ſo wenig Gemeingeiſt, öffentliche Liebe und Enthuſiasmus. Kleine Gegenſtände erzeugen kleine Leidenſchaften; in Deutſchland will man der treu gehorſamſte und beamtete Diener eines Fürſten ſeyn, und arbeitet für das tägliche Brod — und was macht den Menſchen kleiner? als eine Fehde für Nothdurft und Magen. Die ſchmalen Beſoldungen der kleinen Diener kleiner Herrn, ſind eine Hauptquelle der Kleinheit des deutſchen Geiſtes — lauter Bettlersempfindung, lauter Bettler-Lümpchen. Ich bin ein fürſtlicher Diener! dieſes iſt das höchſte Selbſtgefühl eines Deutſchen; er iſt mit keinem andern Wunſch erzogen, und kennt keinen andern Triumph: man iſt ſtolz darauf

auf ein Bedienter zu ſeyn, aber Diener des Volks will keiner heißen, man ſchämt ſich eine Volksſtelle zu bekleiden. Dumpfe Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht Prunk, Pracht und Schein iſt, iſt ein Grundzug des Geiſtes — unwerth der Freiheit, die kein Geſchenk für Kinder ſondern ein Recht für Männer iſt, zeigten ſie in dem Augenblicke, da ſie dieſelbe ſich nehmen ließen, daß Unterdrückung ihre angebohrne Beſtimmung iſt. Monarchen Recht! iſt das verſchuldete Recht menſchlicher Schwäche und Bosheit; ein Schwamm, der nie auf gutem Boden entſtehen konnte; es iſt eine Züchtigung der Gottheit, die nur durch Größe des Herzens und Adel der Geſinnungen abgebüßt wird, aber ewig über Deutſchland haften wird.

Wie kann es von Größe und Aufklärung ſprechen, wenn all das mäßige Geſchrei ſeiner Profeſſoren ihm nicht einen Namen verſchaft, der ſtatt unnützer Urkunden die verjährten Rechte des Volks zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung macht. Armes Land! wie kannſt du glücklich zu ſeyn hoffen? wie kannſt du ſtolz auf deine Staatsökonomen ſeyn, wenn alle ihre Wiſſenſchaft nur in der Kunſt beſteht, dich einträglicher für die Hände einiger wenigen zu machen. So lange man deine Beherrſcher als unvergleichbare Helden der Gerechtigkeit anſtaunt, wenn ſie ihre Schulden bezahlen, ſo lange man ſie bei höher getriebenen Renten für Wunder der Weisheit anpreißt; ſo lange ihre Diener das Verdienſt, die herrſchaftliche Kaſſe bereichert zu haben, für edler halten, als das Verdienſt, Mißbräuche aufgedeckt, den Bürger erhoben, den

Landmann beruhigt, öffentliche Anſtalten befeſtiget und gemeinnützige Unternehmungen begünſtigt zu haben — ſo lange wird Deutſchland mit einem zehnfach vermehrten Volk, mit all' ſeinen Dichtern, Rednern, Muſicanten, Malern, Schauſpielern, Cameraliſten, Volkslehrern, Schulmeiſtern, Philoſophen und Virtuoſen — bei Toleranz Aufklärung und Kunſtfleiß — bei Luxus und Feinheit, Sitten und Moden, doch nur ein Land voll kleiner Menſchen — ein Land, wo der Geiſt der Trägheit auf einem Thron von knechtiſcher Hohnſprecherei ſieger, bleiben. So lange noch Leute genug ſich dingen laſſen, die unter dem Schein des Regiments ihren Stolz darinn ſetzen, durch die Entwürfe neuer Abgaben ſich Verdienſte zu ſammlen — ſo lange wird Deutſchland nichts ſeyn, als ein verwirrter Haufen eingebildeter ſchmutziger Menſchen, von denen immer die eine Hälfte ſich brauchen läßt, die andere zu unterdrücken — ſo lange wird Vaterlandsliebe, Gemeingeiſt und öffentliche Thätigkeit nie zu finden ſeyn, und deutſche Treue — ängſtliche Sclaven-Anhänglichkeit, deutſcher Fleiß — ſtumpfes Streben nach Beſchäftigung, deutſcher Ehrgeiz — ein verdorbener Keim von Rangſucht ſeyn — ſo lange wird dieſe Nation, die ſich ſo viel zu ſeyn ſchmeichelt, immer eine träge, durch Noth und Mangel zur Arbeit getriebene, durch Nachahmung und eigene Schwerfälligkeit niedergedrückte Schaar von Knechten ſeyn, die ein Spielwerk in den Augen ihrer Gebieter, und ein Spott in den Augen der Fremden iſt Deutſche Bänkelſänger und Lohnſcribenten ſchwazen von deutſcher Freiheit und deutſchem Patriotismus, aber nichts kommt mir elender vor, als von Vaterlandsliebe, von That und Kraft und großen Dingen bei einem Volke ſchreiben, das ſelbſt in dem, was Thiere nicht verfehlen, in der Bahn des Vergnügens irrt, dem keine Stunde der Wonne mehr ungetrübt von den Sorgen der Eitelkeit lacht, den Mismuth, Zwang und Stolz ſogar ins Innerſte der Wolluſt folgen. Kann man es aufgeklärt nennen, kann man ſagen, daß die Künſte es belehrt, und die Wiſſenſchaften es beſſer gemacht haben? und wenn ich nun ein Volk ſehe, bei dem eine traurige Ueppigkeit jeden Ort der Ergötzlichkeit zum Schauplatz gekränkter oder höhniſcher Eigenliebe — die Geſellſchaft zur Läſterſchule und des Vergnügens zum leeren Schein von Pracht, Künſtelei und Etikette macht — kann man ſagen, es iſt ein glückliches Volk! es ſind glückliche Menſchen! Ihre Freuden verrathen ja, wie trübe Quellen, das Unreine ihres Urſprungs — ein Herz, in dem die eiteln Tropheen des Verſtades neben dem Ueberreſt aller Gebrechen in ſonderbarer Verwirrung liegen.

Kann alſo Deutſchland auf die Maſſe ſeiner Einſichten ſtolz ſeyn? Kann es ſich mit Recht über die vergangenen Zeiten erheben? Es hat freilich große Sitten lächerlich gemacht, und Gebräuche abgelegt, die neben dem allgemeinen Geiſt der Zeiten nicht mehr beſtehen konnten — aber hat nicht jedes Zeitalter ähnliche Schritte gethan? — Aber wenn in einem bis auf die niedrigſte Volksklaſſe verbreiteten Sinn des Edlen und Schönen, wenn in der Vaterlandsliebe, im Gefühl für die Ehre der Menſchheit, in der Behauptung angeborner Rechte, gegen jeden

den Eingriff der willkührlichen Macht — wenn hierin die Größe der Zeit und das Glück der Menſchheit beſteht, ſo muß das jetzige Zeitalter den vorigen weit nachſtehen. Die Deutſchen im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert erfochten noch Rechte des Bürgers gegen meineidige Prinzen. Die Städte öffneten dem Landesherren nicht eher die Thore, bevor er nicht ihre Privilegien und Freiheiten beſtätigt hatte. Im ſechzehnten Jahrhundert waren ſie ſchon geſchmeidiger geworden, und rührten ſich kaum, während die Großen ſich mit dem Mark der Pfaffen, durch die Seculariſirung der Stifter und Klöſter mäſteten: das Ende des dreißigjährigen Krieges, ſetzte das Vaterland auf Jahrhunderte wieder zurück, und es hat ſich auch noch nicht wieder erholen können, ſeitdem der Deſpotismus ſein Haupt empor gehoben hat.

Neue Bürgen waren gefällig genug, das Volk immer mehr zu der Fürſten Beſten einzuſchläfern, und ihm das erſte Glied der Kette anzulegen, mit der es im achtzehnten Jahrhundert vollzählig einhergeht.

Den Urſprung der Geſellſchaft enträthſeln, den Glaubenseifer verborgener Jahre verſpotten, die Fantome des Volks niederreißen, das Recht der Vernunft predigen, und das Daſeyn des Teufels beſtreiten — ſind freilich an ſich ſehr löbliche Dinge, aber ſo lange menſchliche Teufel noch ungeſtraft ihr Weſen treiben, und im Chorrock oder im Ordenshabit es eben ſo arg wie Beelzebub auf dem Erdboden treiben — ſo lange das Volk mit Ketten der Finſterniß noch gebunden iſt, die vom Fuße des Thrones ausgehen, und unter der Geiſſel ſeiner Landesväter erliegt — könnte man immer dem Teufel jenſeits dieſer Erde noch eine ſächſiſche Friſt verſtatten.

Unter dem gleiſſenden Namen, deutſcher Treue, deutſcher Patriotismus, hat man die Nation entehrt, und zu ohnmächtigen Sclaven herabgewürdigt: was iſt die, zur Schande des deutſchen Volks ſo gerühmte Tugend der Treue anders? als eine knechtiſche blinde Theilnehmung an dem Schickſal eines durch Stand und Ehre geweihten Mannes. Elender kriechender Gehorſam und herriſches Gebieten, ſtolzer Uebermuth und niederträchtige Dumpfheit ſind Eigenſchaften des jezigen Deutſchen. Was iſt deutſcher Patriotismus anders, als ſclaviſche Unterwürfigkeit unter den Willen despotiſcher Fürſten, eines tiranniſchen Adels und einer haabſüchtigen Geiſtlichkeit. Da ſie ſich gutwillig an fremde Deſpoten verheuren ließen — um ein freies Volk in einem andern Welttheil wiederum zu unterjochen, da hieſſen ſie Patrioten — da ſie Beiträge, gezwungene und freiwillige, zur Führung eines ungerechten Krieges zollten, und neue Steuern entrichteten, um den umgeſtürzten Thron des Deſpotismus in Frankreich wiederum aufzurichten, da nannte man ſie Patrioten — da ſie verkrüppelt und entmenſcht aus Champagne und vom Rheinſtrom in ihre Heimath zurückkehrten — da hießen ſie Patrioten. Wenn ſie izt Ehre, Gut und Leben den Launen ihrer Herrſcher aufopfern — wenn ſie widerſinnigen Geſetzen blindlings gehorchen – wenn ſie beim Verluſt ihrer Rechte und Freiheiten ſtille ſchweigen, und den allergnädigſten Befehl ihres Fürſten, oder vielmehr den Willen ſeiner Maitreſſe,

des

Favoriten und Beichtvaters, in tiefſter Demuth verehren und blindlings befolgen, ſo ſind ſie ächte deutſche Patrioten — hingegen diejenigen deutſchen Männer, die gegen die Verletzung natürlicher Rechte an ihre Vernunft appelliren, ſind nach der Logik des Despotismus und ſeiner beſoldeten Advocaten, Aufklärer, Landesverräther, Jacobiner! — Wie könnt ihr alſo arme Deutſche! von Freiheit und Aufklärung ſprechen? da ihr das Spielwerk in den Händen unwiſſender despotiſcher Herrſcher ſeid; wie könnt ihr vom Adel der Geſinnungen und Größe des Geiſtes ſchwatzen? da ihr auf die Livrei eurer Despoten ſtolz ſeyd, und keinen andern Triumpf kennt, als euch mit den Inſignien der Despotie zu ſchmücken — da ſelbſt das bischen Freiheit und Selbſtſtändigkeit das euch noch übrig blieb, euch ſo ängſtiget, daß ihr alle Mittel verſucht, um es vollends los zu werden. Iſt es dahero ein Wunder, daß dieſe ſo entarteten Söhne Teuts den natürlichen Inſtinct zum Frieden bei ſich erſticken, und dem Dämon des Krieges huldigen — weil ihre Herrſcher es ihrem Stolz und Intereſſe angemeſſen finden, dieſen Krieg zu verlängern.

Indeſſen zur Ehre mancher guten deutſchen Fürſten ſey es geſagt, daß ſie der Stimme des Friedens Gehör geben würden, wenn die deutſche Reichsverfaſſung nicht ſolches hinderte — Da aber Preuſſen den Frieden vor ſich allein ſchließen, und ſich aller Verbindlichkeiten als Reichsſtand entziehen wird, ſo werden andere deutſche Fürſten ſeinem Beiſpiel folgen, und ihre Länder vor der Invaſion der franzöſiſchen Republikaner ſichern, die unerſchöpfliche Hülfsquellen zur Fortſetzung des Krieges haben.

Ich kann einen baldigen Friedensſchluß mit Frankreich um ſo zuverſichtlicher vorausſetzen, da am 22ſten März in allen franz. Cantonirungen längſt den Ufern des Rheins und der Ems folgende Ordre bekannt gemacht worden.

„Es wird hierdurch den franzöſiſchen Truppen bei Todesſtrafe verboten, ſich irgend einige Feindſeligkeit, ſie ſey von welcher Art ſie wolle, gegen die Preußiſchen Truppen zu erlauben. Dagegen aber wird der Krieg gegen die Oeſterreicher fortgeſetzt, und damit ihr die letzten Truppen unterſcheiden könnt, müßt ihr wiſſen, daß die Preußiſchen Truppen alle blaue, und die Oeſtreicher weiſe Uniformen haben. Dieſen weiſen Uniformen haben wir allenthalben den Tod geſchworen, wo wir ſie ſehen.

Der Feldmarſchall war indeſſen am 13ten März in Lippſtadt angekommen — bei Ahaus im Münſterſchen war es zu einer kleinen Affaire der unſrigen und Oeſtreicher mit einem franz. Corps gekommen, darinn letzteres 500 Mann und 15 Kanonen verlohren hatten — unſere Huſaren von Köhler hielten ſich dabei ſehr brav, und entriſſen den Neufranken die ſchon erhaltenen Vortheile.

Sechs u. zwanzigſter Brief.

Die Wünſche aller Brandenburgiſchen Patrioten ſind nunmehro erfüllt, denn der Friedenstractat zwiſchen Preußen und Frankreich iſt am 5ten Aprill 1795 (am 16ten Germinal) zu Baſel von dem Preußiſchen Miniſter B. von Hardenberg, und dem franz. Geſandten Barthelemi unterzeichnet worden. Der Hauptinhalt dieſes Tractats iſt folgender: Der Friede iſt von dem Könige von Preußen, nicht nur als unabhängiger Monarch, ſondern als Churfürſt und Mitglied des deutſchen Reichs, mit der franzöſiſchen Republik geſchloſſen. Alle Feindſeligkeiten hören auf, und keine Macht darf gegen die andere Kriegsmunition, Geld und Contingente an Menſchen und Pferden, ſo wie auch keine Lebensmittel liefern, und keinen feindlichen Truppen den Durchzug durch ihr Gebiet erlauben. Alle am rechten Ufer des Rheins von den Franzoſen beſetzte Preußiſchen Staaten werden 14 Tage nach der Ratification des Tractats geräumt, und alle Contributionen hören auf. Die am linken Rheinufer belegenen Preußiſchen Staaten bleiben noch vorläufig, bis zum Schluß eines Friedens mit dem deutſchen Reiche beſetzt. Alle Handlungsangelegenheiten ſind wieder auf den vorigen Fuß geſetzt, und um die Freiheit des Commerzes zu befördern, wird der

Kriegsſchauplatz von dem nördlichen Deutſchland entfernt. Alle Gefangene von den Preußiſchen, und denen im Solde des Königs geſtandenen Truppen werden, ſo wie alle Gefangene der franzöſiſchen Armeen, in zwei Monaten frei gegeben. Die franzöſiſche Republik nimmt die Vermittelung des Königs von Preußen, zur Herſtellung des Friedens mit dem deutſchen Reiche an, und verbindet ſich, die am rechten Rheinufer belegenen Länder der Fürſten, für welche ſich der König verwenden wird, nicht feindlich zu behandeln.

Man ſpricht noch von geheimen Artikeln, darinn die neue Grenzlinie der Republik in Deutſchland und die künftige Regierungsform von Holland feſtgeſetzt ſeyn ſoll — allein dieſes gehört zu den unverbürgten Gerüchten — aber die Politiker zerbrechen ſich die Köpfe, was

Preußen bewogen hat, von der Pilnitzer Coalition abzuweichen, und ohne Zuziehung und Beſtimmung des Kaiſers und der Reichsſtände für ſich einen Frieden mit Frankreich abzuſchließen. Aber der Beitritt Preußens zur Coalition und der Heereszug deſſelben gegen Frankreich, war denen, die von dem Staatsintereſſe der Preußiſchen Monarchie eine Kenntniß haben, weit auffallender und unerwarteter, als es dieſer Separatfriedensſchluß ſeyn konnte. Denn worinn beſteht das wahre politiſche Intereſſe der Preußiſchen Monarchie? Das politiſche Intereſſe eines Staates fließt aus ſeinem Verhältniſſe gegen andere; aus dem, was er von ihnen zu fürchten hat, oder was er an ihnen benutzen kann — es beſteht alſo darinn, daß er den möglichſt größeſten Nutzen aus dieſem Verhältniſſe zu ziehen, und ſich vor den

Nachtheilen, die daſſelbe begleiten, ſicher zu ſtellen wiſſe. Entweder iſt nun der Staat, deſſen politiſches Intereſſe man ausmitteln will, zu ſehr an ſeinem Gebiete eingezwängt, zu arm an Schutz und Hülfsmitteln, und muß deshalb ſtreben ſich dahin zu erweitern, daß er die Ueberlegenheit anderer weniger nachtheilig fühlt — — oder dieſer gegebene Staat hat gerade das Maas und die Maſſe innerer Kräfte, wobei er keines Beſchützers, ſondern blos eines Freundes bedarf. Preußen gehört offenbar zu der letztern Klaſſe. Das weitläuftige, nicht zugerundete Gebiet der Preußiſchen Monarchie, gränzt an Schwediſch Pommern, an das Baltiſche Meer, an Kurland, an den ruſſiſchen Antheil von Pohlen, an die Beſitzungen des Oeſterreichiſchen Hauſes, an das Churfürſtenthum Sachſen, an die Staaten mehrerer Reichsſ. und an die vereinigte Niederlande. Ihre weit ausgedehnten Gränzen machen zu ihrer Sicherheit und Vertheidigung eine Menge Feſtungen und eine anſehnliche Arme nothwendig; dieſer Staat muß alſo durchaus militairiſch ſeyn, und er iſt ſeit Friedrich dem Helden und großen Tactiker, das Muſter einer ſolchen kriegeriſchen Organiſation; ſie verſchaft ihm eine Macht, womit er allen ſeinen Nachbaren drohen kann, und wobei er weiter keinen genau zu beobachten hat und in Rückſicht ihrer Macht fürchten darf, als Rußland und Oeſterreich. Der König von Preußen iſt überdem das hervorſtechendſte Glied des deutſchen Staatskörpers, und als ſolches, muß er deſſen Intereſſe decken und ſchützen: für ſich ſelbſt muß er nicht weniger ſorgſam dahin arbeiten, daß der Oeſtreichiſche Kolos, ſtatt ſich zu vergrößern, zuſammenſchrumpfe; denn er iſt für die allgemeine Ruhe ſchon zu mächtig, und er wird, öffentlich oder heimlich, immer dahin ſtreben, ihn ſelbſt und ſeine Monarchie in engere Schranken zurückzudrängen. Preußen bedarf alſo mächtige Freunde, und dieſe kann es nur unter den großen Staaten ſuchen und finden — und dieſe ſind vor andern England und Frankreich.

Wie wenig aber dem Preußiſchen Hofe eine genaue Verbindung mit England zu rathen iſt, lehrt die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, denn man weiß, daß es ein Problem in der engliſchen Politik iſt, ob die Theilnahme an den Angelegenheiten des feſten Landes, die das Londoner Cabinet den Britten eingänglich gemacht hat, dem Staatsintereſſe dieſer Nation zuſage oder nicht. Iſt aber ein politiſches Werk auf ſchwankendem Grunde gebaut, ſo kann es nie zu einer ſolchen Feſtigkeit gelangen, als wenn es eine ſichere Baſis hat. Eine Allianz mit Frankreich hingegen, bietet der Preußiſchen Monarchie alles dar, was ſich zuſammen finden kann, um dieſe Verbindung feſt und innig, dauerhaft und nützlich zu machen.

Feſt und innig! weil Frankreich kein geringeres Intereſſe als Preußen hat, zu verhindern, daß der ganze Orient in Rußlands Hände falle, und dahin zu wirken, daß wenigſtens die Trümmer des Osmanniſchen Reichs, die ihm noch von unſchätzbarem Werth ſind, erhalten werden. Gleiches Intereſſe hat Frankreich darüber zu wachen, daß Oeſterreich, deſſen Macht und Anmeſſungen ihm beſonders furchtbar ſind, keinen Zuwachs an Kraft und Einfluß erhalte.

Dauerhaft — weil dieſes Intereſſe, wohl abgewogen, weder eine andere Richtung nehmen, noch je gegen das Intereſſe der Preußiſchen Monarchie anlaufen darf und wird.

Nützlich — weil Preußen von Soldaten und nicht von Schiffen, im Fall der Noth, Hülfe oder nachdrückliche Mitwürkung erwarten muß — und weil Frankreich, da es eine Landmacht iſt, und beſtändig eine anſehnliche Armee unterhalten muß, aus eben dem Grunde, dem Hauptfeinde immerfort auf den Ferſen bleibt, den Preußen zu bekämpfen haben kann.

Kann aber Frankreich bei ſeiner jetzigen Verfaſſung eine ſichere Hülfsquelle darbieten? und war es für Preußen nicht zu gewagt, Verbindungen mit einer Republik einzugehen, die ſo große Revolutionen erlitten hat, und noch immer leiden kann? Die allgemeine Meinung vertheidigt aber die jetzige Form der Regierung, die ihr Werk iſt, mit dem Zuwachs von Kräften, der aus dem verbeſſerten Zuſtande der zahlreichen und arbeitſamen Claſſen der Nation hervorgeht. Jeder aufgehobene Zoll, jede nachgelaſſene Feudallaſt, jede unterdrückte ſchimpfliche Abgabe der ehemaligen despotiſchen Gewalt, ſtählt hunderttauſende, ja Millionen, für die Vertheidigung dieſer errungenen beſſern Lage, während Geſetze, die zwiſchen Menſchen keinen andern Unterſchied anerkennen, als den, welcher das Maas der Fähigkeit und Nützlichkeit angiebt, neues Selbſtgefühl und neues Selbſtvertrauen in dieſen Claſſen verbreiteten, ihr wieder ein unpartheiiſches Vaterland und mit ihm deſto feurigere Vaterlandsliebe ſchenkten.

Frankreich hat zwar ſeine Regierungsform, aber nicht ſeine Stelle verändert, nicht ſeine Hülfsquellen und ſeine Konſiſtenz verloren; es iſt nicht geſchwächt, ſondern ſeine Kräfte werden um ſo kräftiger hervorſchwellen, da keine Feſſel ſie mehr einzwängt; ſein wahres, ſein wohlabgewogenes Intereſſe wird die einzige Triebfeder aller ſeiner Operationen werden, und ſo bietet es, in Rückſicht ſeiner politiſchen Beziehungen fruchtbare Hülfsquellen denen dar, die auf daſſelbe rechnen wollen, und man kann bei ſeiner republikaniſchen Verfaſſung weit feſter und ſicherer eine Verbindung mit ihm eingehen, da Familienverbindungen das perſönliche Intereſſe ja die üble Laune eines Monarchen, wodurch Verträge geſchloſſen und errichtet werden, bei einer Republik nicht ſtatt finden können. Aus dieſen Gründen erfordert es alſo das Intereſſe der Preußiſchen Monarchie, dem franzöſiſchen Staate mit ſeinem ganzen Gewicht in den allgemeinen Angelegenheiten von Europa wiederum ſeine Stelle zu verſchaffen, ſie kann auf keinem feſten Grunde ihre Dauer und ihren Einfluß aufführen, als auf eine enge Verbindung mit Frankreich, und jetzt war noch der günſtige Zeitpunct, ſich mit Ehren von einer Coalition loszumachen, da der Zweck derſelben die Wiederherſtellung des Hauſes Bourbon nicht mehr ſtatt finden kann. Selbſt Oeſterreich führt den Krieg gegen Frankreich nicht mehr des Grundes wegen der Coalition oder der Wiedereinſetzung der Bourbonniſchen Prinzen, ſondern um ſeine verlorne Provinzen wieder zu erhalten, die es durch ſeine eigene Schuld verlohren hat — es wäre höchſt ſonderbar, wenn man behaupten wollte, Preußen dürfe nicht eher an ſein eigenes Staatsintereſſe denken, bis es ſeine Mitverbündete in den Beſitz ihrer Staaten wieder eingeſetzt habe. Hätte Preußen ihren Verluſt verurſacht, ſo wäre dies eher zu erwarten. England führt den Krieg als Kaufmann; es will gewinnen, und zwar zum Nachtheil von ganz Europa; es will allen Handel ausſchließen, an ſich reißen, um alle europäiſchen Nationen von ſich abhängig zu machen. Dieſe Maasregeln zu unterſtützen, kann kein vernünftiger Politiker von Preußen fordern, im Gegentheil, ihr muß zum Vortheil des Handels vorgebeugt werden. Denn in dem Kriege mit Frankreich, rechnete Pitt nicht, ob es einer Republik anſtändig ſey, eine andere zu erheben oder zu ſtürzen, ſondern was der engliſche Handel von einer Republik, wie Frankreich, zu fürchten hätte.

Wäre der Plan der Koalition gelungen, ſo würde England bald der einzige Stapelort geweſen ſeyn, von dem alle Nationen ihre Waaren hätten aus der zweiten Hand kaufen müſſen; es hätte die Preiſe aller nöthigen und überflüſſigen Bedürfniſſe in der Gewalt, und die Exporten aller Nationen taxirt. Wäre Frankreichs Conſtitution geſunken durch Einführung der Monarchie, der innere Krieg entzündet, ſo wären die kleinen übrig gebliebenen Flotten der alten Verfaſſung, beſonders bei dem Verluſt der beiden Indien, ohne allen Nutzen, und der ganze Handel in Englands Händen. — Die Nationen würden die Buchhalter der Engländer, und nirgends hätte ein Staat Induſtrie, Manufacturen und Handel weiter ausdehnen können, als es die Herrn aller fremden Handlungsplätze erlaubt haben würden. Wo keine Koncurrenz iſt, ſind die Preiſe immer hoch, ſank dieſe mit Frankreich, ſo traf dieſer Fall für Europa ein.

Das Staatsintereſſe von Preußen und Frankreich fallen alſo in einen groſſen Brennpunct zuſammen — beider Hauptgegner iſt Oeſterreich! es iſt ungedenkbar, daß eines dieſer beiden Staaten den Anwachs an Macht und Größe des Erzhauſes anſehen kann, weil jeder immer fürchten muß, daß das Uebergewicht auf ihn falle, jeder in der Schwächung des andern eine Vermehrung ſeiner eigenen Gefahr und Verminderung der ihm nöthigen Hülfe erblickt. Ein Krieg Frankreichs gegen Preußen, iſt alſo ein Krieg gegen ſich ſelbſt, und eben ſo im umgekehrten Fall.

Nehmen wir noch dazu, daß Preußens Manufacturen und Handel durch eine Allianz mit Frankreich gewinnen; daß be-

beſonders die Leinwandsmanufacturen in Schleſien und Weſtphalen bei einem Kriege mit Frankreich ſinken — und ſchon ſehr gelitten hatten — ohne alle andere Zweige des Handels zu gedenken, die bei einer aufrichtigen Freundſchaft mit Frankreich Vortheil ziehen, ſo drängt ſich die Bemerkung dem Politiker unwiderſtehlich auf, *daß Preußen weiſe, und ſeinem wahren Staatsintereſſe angemeſſen handelte, einen Separatfrieden mit der franzöſiſchen Republik zu ſchließen* — und dadurch eine Allianz mit ihr einzuleiten.

Ich habe dieſe wichtige Materie deshalb weitläufig auseinander geſetzt — weil viele Stimmen ſich gegen dieſen Friedensſchluß erheben, und alle Anhänger des Hauſes Oeſterreich die preußiſche Politik herabſetzen werden — ich habe

Ihnen hiermit nur einige Data und Bemerkungen gegeben, wornach Sie dann Ihr eigenes Urtheil darüber feſtſetzen, und die Schriften der Gegenparthei berichtigen können. Daß die franzöſiſche Republik ſchon längſt dahin getrachtet, Preuſſen von der Coalition zu trennen, beweiſen die Unterredungen des Generals Dumourier mit dem preußiſchen General-Adjutanten von Mannſtein in Champagne, und die Verhandlungen der Agenten der Republik — wie angenehm und willkommen ihr dieſer Friedensſchluß ſeyn muß, beweiſet das Schreiben, darinn der franz. Legations-Secretair Bacher zu Baſel, dem niederrheiniſchen Departement ſolchen bekannt macht. „Freuet euch lieben Mitbürger, ſo eben iſt der Friede zwiſchen der franz. Republik und Preußen, unter den ehrenhafteſten Bedingungen unterzeichnet worden. Die Bande der alten Freundſchaft zwiſchen beiden, durch ein gleiches Intereſſe miteinander verbundenen Nationen ſind wieder aufs neue geknüpft; ſie werden unauflöslich ſeyn, indem ſie auf die Gerechtigkeit, den Vortheil des gegenſeitigen Handels und auf die Politik ſich gründen, die uns anräth, gegen das Haus Oeſterreich und gegen England — die einzigen Feinde, die wir noch zu bekämpfen haben — uns zu verbinden. Die Kriegsgefangenen werden in geſammter Maſſe gegenſeitig ausgewechſelt werden. Es lebe die Republik."

Wegen der Demarcationslinie iſt eine Convention zwiſchen Preußen und Frankreich geſchloſſen worden, deſſen weſentlicher Innhalt iſt: „Um den Schauplatz des Krieges von den Gränzen der

Staaten Sr. Maj. des Königs von Preuſſen zu entfernen, die Ruhe des Nordens von Deutſchland zu erhalten, und die gänzliche Handlungsfreiheit zwiſchen dieſem Theil des Reichs und Frankreich, ſo wie ſie vor dem Kriege war, wieder herzuſtellen, willigt die franz. Republik dazu ein, daß ſie ihre Kriegsoperationen weder bis in diejenigen Länder und Staaten, die über der in dieſer Convention bemerkten Demarcationslinie liegen, ausdehnen, noch in ſelbige ihre Truppen weder zu Waſſer noch zu Lande einrücken laſſen will. — — Die Franz. Republik wird als neutrale Staaten und Länder alle diejenigen anſehen, die hinter dieſer Linie liegen, unter der Bedingung, daß ſie ihrer Seits eine genaue Neutralität beobachten, deren erſter Punct iſt, ihre Contingente zurückzurufen, und keine neue Verpflichtungen einzugehen, denen mit Frankreich im Kriege begriffenen Mächten Truppen zu liefern. Der König von Preußen unternimmt, in ſo weit die obige Demarcationslinie, die am rechten Ufer des Rheins iſt, die Garantie, daß keine gegen Frankreich feindliche Truppen jene Linie paſſiren — beide Theile werden dahero an den Hauptpuncten hinlängliche **Obſervationscorps halten**, um dieſe Neutralität reſpectiren zu laſſen.

Der Moniteur vom 27ſten May enthält folgende zwo Schreiben, welche der Prinz Heinrich von Preußen und der Feldmarſchall von Möllendorf an den franz. Legat. Secretair Bacher zu Baſel geſchrieben haben.

Schreiben des Prinzen d. d. Berlin den 14. April 1795.

Mein Herr. Das Andenken des Jahrs 1768, woran Sie mich erinnern, iſt für mich ſehr rührend. Ich habe nie geglaubt, daß ich Sie in die Lage geſetzt, eine Schuld zu machen; ſollte aber dies noch der Fall geweſen ſeyn, ſo konnten Sie ſelbige auf keine edlere Art abtragen, als durch den mir geſchriebenen Brief, welcher mir alles das, was mir am ſtärkſten am Herzen liegt, den Frieden ankündigt. Möchte doch dieſer Friede die Quelle der Wohlfahrt der franz. Republik werden. Möchte er doch, wie ich es wünſche, die Bande zwiſchen allen Völkern und vorzüglich zwiſchen Frankreich und Preußen noch enger knüpfen. Dieſes ſind meine Wünſche — ſie kommen aus dem Grunde meines Herzens. Herr Barthelemy, und Sie haben einem Frieden die erſte Sanction gegeben, welcher der allgemeinen Glückſeligkeit nützlich ſeyn kann — könnte ich doch auch das meinige dazu beitragen — habe ich indeſſen nicht die Mittel dazu, ſo werde ich es doch immer wünſchen, und dieſer Wunſch wird mit demjenigen begleitet ſeyn, Ihnen vorzüglich die Achtung zu erkennen zu geben, womit ich bin

Ihr ſehr affectionirter Heinrich.

Auszug des Schreibens des Feldmarſchalls d. d. Osnabrück den 13ten Aprill 1795.

Der Dienſt, welchen Sie ſo eben den gegenſeitigen Gouvernements oder vielmehr der Menſchheit geleiſtet haben, iſt ſo wichtig, daß jedes Individuum Ihnen dafür eine Verbindlichkeit ſchuldig iſt, wie vielmehr ich, der ich immer dieſe Annäherung aufrichtigſt gewünſcht habe. Ich freue mich ſehr, daß Sie mit dem Major Meyeringk zufrieden ſind, den ich wie mich ſelbſt liebe und als einen rechtſchaffenen jungen Mann ſchätze, der ſich auch immer nach meinen Inſtructionen und Leitungen gerichtet hat. Fahren Sie fort, dasjenige glücklich zu endigen, was noch für das menſchliche Geſchlecht zu enden übrig iſt, und was dazu beitragen kann, das ſo glücklich geknüpfte Band zu befeſtigen ꝛc.

So viel iſt gewiß, daß der Prinz Heinrich von Preußen dieſen Frieden eingeleitet und zu Stande gebracht hat — da er das wahre Intereſſe der Preußiſchen Monarchie beſſer als die thörichten Rathgeber kannte, die den König zu dieſem ſchändlichen und ungerechten Kriege verleiteten, der doch Preußen viele tauſende ſeiner braven Krieger, und ſo viele Millionen aus ſeinem Schatz gekoſtet hat, nicht zu gedenken, was die preußiſchen Unterthanen dabei verlohren, und die Handlung gelitten hat.

Sieben u. zwanzigſter Brief.

Der Preußiſche Friedensſchluß mit der franz. Republik hat zu Regensburg bei der Reichsverſammlung eine große Senſation erregt, aber einige Reichsſtände werden dem Beiſpiel dieſes Hofes folgen, und Heſſen-Caſſel hat bereits zu Baſel um einen Separatfrieden unterhandeln laſſen. Preußen hat indeſſen in einer Erklärung an die Reichsmitſtände die Gründe angegeben, die ihn zu dieſem Frieden bewogen haben — Gründe, die vollkommen dieſen Schritt rechtfertigen — ich will das wichtigſte aus dieſer Erklärung ausheben, da ſie zur Grundlage eines allgemeinen Friedens dienen kann, und den Reichsſtänden die Wege eröffnet, die Gräuel eines verheerenden Krieges von ihren Ländern zu entfernen.

Der zu Baſel unterzeichnete und ratificirte Friede, eröffnet allen Reichsmitſtänden einen gebahnten Weg, um gleichfalls zur Wohlfahrt des Friedens zu gelangen, und giebt ſchon einem großen Theil von Deutſchland Schutz und Sicherheit. Mit gerechtem Vertrauen auf die Zuſtimmung und den Beifall des geſammten deutſchen Reichs, verweilte dahero der König nicht, ſeine Bewegungsgründe, Geſinnungen und Wünſche bei dieſem Friedensſchluß mit Offenheit darzulegen. Der König ſei ſichs mit einem Gefühle bewußt, daß wenn ſeine

Beweggründe hauptſächl. durch d. Drang gebietender Umſtände beſtimmt worden, auch dabei, ſo wie bei dem bisherigen Gange der großen Angelegenheiten, welche Europa beſchäftigt, ſeine Geſinnungen immer lauter, ſeine Abſichten wohlgemeint geweſen. Er könne es den beobachtenden Zeitgenoſſen und der richtenden Nachwelt zu würdigen, mit Beruhigung überlaſſen, daß ſein Intereſſe bei dieſem ganzen Kriege kein unmittelbares eigenes geweſen, daß er an denſelben ohne Rückſicht auf ſeinen Vortheil und Nutzen, nur aus einem Patriotismus für die Sicherſtellung und Vertheidigung des bedrängten deutſchen Vaterlandes Theil genommen. Zu dieſem ſo großmüthigen gemeinnützigen Zweck habe er nicht blos ſeine Verbindungen als Bundesgenuſſe und Reichsſtand treulichſt und vollſtändigſt erfüllt, ſondern weit über die Grenzen hinaus mit beiſpielloſer Anſtrengung alle Aufopferungen dargebracht, welche nur die preußiſchen Staatskräfte vermochten — er habe drei blutige Jahre hindurch mit einem außerleſenen großen Kriegsheere, auf fremden meiſt aufgezehrten Boden, unter der übertriebenſten Theurung aller Bedürfniſſe, und einem unermeßlichen Geldausflus aus allen ſeinen Landen, gegen einen durch Macht und Kriegsglück ſo furchtbaren Feind gekämpft — habe, um den reißenden Strome der Unternehmungen des Feindes von Deutſchlands Boden möglichſt abzuwehren, alles was von ihm abhing,' gethan und erſchöpft, um das ſchwere Verdienſt zu erringen, in den gefahrvollſten Kriſen Deutſchlands Beſchützer und Retter geworden zu ſeyn. Dankbar werde es noch die deutſche Nachwelt ſichs ſagen, daß vornemlich die Preußiſchen Kriegsheere es waren, die das Reich gegen jenen erſten Einbruch des General Cüſtine mit Eil und Nachdruck retteten, den mit Uebermacht vorgedrungenen Feind zurückdrängten, Maynz und Frankfurt zurück eroberten, während aller drei Feldzüge, der größte Theil des Rheinſtroms, und als links und rechts Unglück auf Unglück die Waffen der Alliirten traf, immer noch den Rheinſtrom vertheidigten, immer noch als unerſchütterliche Bruſtwehr, das Herz von Deutſchland deckten — und daß ſie, als durch anhaltendes Misgeſchick der Alliirten, auch die vereinigten Niederlande verlohren gingen, und der unvertheidigte Theil des Reichs dem Sieger offen ſtand, hineilten, wo die Gefahr am furchtbarſten drohte, und mit den Weſtphäliſchen Provinzen des Königs, auch den ganzen dortigen Kreis und alle hinterliegenden Länder retteten. Um zu dieſen Dienſt des gemeinſchaftlichen Vaterlandes ſei des Preußiſchen Bluts ſo viel vergoſſen, und dem Preußiſchen Staate ſo unerſchwingliche Geldſummen zu einer Zeit entzogen worden, wo der König zum Theil noch in andere Kriegsverwickelungen verflochten, und die entgegen geſetzten Provinzen ſeiner Monarchie, gegen Inſurrectionen und Streifereien der angrenzenden Polen mit ſeiner übrigen Heeresmacht zu vertheidigen genöthigt geweſen. Durch den patriotiſchen Eifer mehrerer für ihr und des Reichs Wohl ſorgenvoll bedachten Stände ſei das bekannte Reichsgutachten erfolgt, in welchem das Reich ſeinen Wunſch nach Frieden erklärt, und bei dem Reichs Oberhaupt eine Einleitung zum Friedens Verſuch und eine Rückſprache mit dem Könige,

nige, wegen deſſen Mitwürkung nachgeſucht habe. Dieſe Einleitung des Kaiſers aber ſei eben ſo wenig, als eine eigentliche desfalſige Rückſprache mit dem Könige erfolgt: dagegen waren Kaiſerlicher Seits alle Vorſchritte geſchehen, damit ſämmtliche Reichsſtände nur ihren Beitrag zur Reichsarmatur, ſo ſchwach und hofnungslos ſie auch ſein möge, noch für den diesjährigen Feldzug liefern möchten, und es habe immer mehr das traurige Anſehn gewonnen, als ſollte das Reich, ſeiner ſo feierlich erklärten Friedens Neigung unerachtet, noch fortdaurend in dem unglückſeeligen Krieg verflochten bleiben — der König aber, der nach dreijährigen Kampf für das Reich ſchon die äuſſerſte Anſtrengung gemacht, könne ſich nicht ganz aufopfern, und alles habe ihn dringend aufgefordert, nunmehr einem Kriege zu entſagen, deſſen

Ausgang weiterhin nur unheilbares Verderben werden müſſe ꝛc. — — Sie ſehen ſich durch dieſen Friedensſchluß verbunden, aller weitern Theilnehmung an dem Kriege und aller Mitwürkung, durch Stellung eines Contingents und Entrichtung von Römer Monaten gänzlich zu entſagen, und ſich zu der genaueſten und pünktlichſten Neutralität zu halten. Es bleibt S. M. das beruhigende und belohnende Bewußtſeyn, zur Wohlfahrt des deutſchen Vaterlandes, zur Aufrechthaltung und Sicherung ſeiner Verfaſſung und Ruhe, ſowohl in einer dreijährigen nachdruckvollen Kriegsführung, alles Ihrige, in Wahrheit, bis auf den Grad der phyſiſchen Unmöglichkeit beigetragen als und auch den Weg des Friedens mit patriotiſcher Sorgfalt gebahnt zu haben. Auf dieſem Wege, das Ziel des bisherigen Kampfes, Ruhe und Sicherheit zu erreichen, hiezu die eröfneten günſtigen Ausſichten, die dargebotene Unterſtützung des Königs, und die gemäßigten billigen Geſinnungen und Grundſätze der Franz. Republik zu benutzen — dieſes müſſen Sr. M. dem eigenen erleuchteten Gutfinden Ihrer höchſten und hohen Reichs Mitſtände vertrauungsvoll überlaſſen.

Berlin, den 1ten May 1795.

Der Kaiſer ließ durch ſeinen Geſandten zu Regensburg erklären, daß er mit der Franz Republik in Unterhandlungen zu treten bereit ſey, und dabei das Beſte des Reichs beſorgen werde — er habe aber zu ſeinen Reichsmitſtänden das Zutrauen, daß ſie ſich in keine partielle Unterhandlungen mit der Franz. Republik einlaſſen würden — ſo wie ihm der Separatfriedensſchlus des K. v. P. auch in deſſen reichsſtändigen Qualität ſehr unerwartet geweſen ſei.

Die Freude unſrer Armee über dieſen Frieden hat ſich ſehr ſichtbar geäuſſert; Offizire und Soldaten ſehnten ſich nach Ruhe, fühlten den Verluſt ihrer Geſundheit und Kräfte und wünſchten das Ende eines Krieges, bei dem zum wahren Wohl des Vaterlandes keine Lorbeeren zu erwerben waren — denn die erworbenen ſind zu theuer erkauft, und ſie ſind ſchon vertroknet da nicht das dankbare Vaterland, ſondern das Privatintreſſe einiger wenigen ſolche austheilte. Die Franz. Republikaner — gegen die unſre Fähnriche und Cornats ſo erbittert waren, ſind alſo auf einmal unſre Freunde! und wer hätte es im Jahre 1791 zu Pilnitz ahnden ſollen, daß Friedrich Wilhelm, die Hauptſtütze Oeſterreichs bei dieſem Bunde, ſolchen auflöſen und eine

Republik anerkennen würde, die damals noch nicht exiſtirte. Aber ſo allmächtig iſt die Politik! wir Laien ſind zu ohnmächtig ihre Plane zu durchſchauen, und über ihre Handlungen, die ſo ganz außer den Grenzen der Gerechtigkeit und Redlichkeit liegen, zu richten. Sie wollte den, aus einem Deſpoten zum Wohlthäter ſeines Landes umgeſchaffenen ſchwachen Ludwig wiederum in alle Rechte der willkührlichen Eigenmacht einſetzen — und enthrönte den guten Stanislaus der das Wohl ſeines Volks beabſichtigte — zog ihm den Purpur aus, und theilte ſeine Länder. So ließ ſie die Armeen des halben Europa gegen eine Nation marſchieren, die den Thron des Deſpotismus umſtürzte — und tilgte den Namen eines andern Volks aus den Annalen der Zeit, das ſich eine beſſere Verfaſſung geben wollte. So mußten die braven gutmüthigen Preußiſchen Krieger gegen eine Nation fechten, die ſie nie beleidigt — ſo wurden viele Tauſende im Champagne ein Raub des Hungers und der Seuchen — ſo würgten und metzelten ſie ſich in den Auen von Maynz — und plötzlich verſtummen die Donner der Feuerſchlünde, und der Preuße umarmt den Franken als Bruder – alles auf den Wink der Politik. Wir ſangen mit Wehmuth das Te Deum, da wir unſere Mitbrüder bei Maynz und Lautern gewürgt hatten — jetzt ſtimmen wir es mit wahren Gefühl an, da der holde Friede wiederkehrt – aber ſollte derſelbe für uns von langer Dauer ſeyn? werden die Coaliſirten Mächte uns ſolchen gönnen, und werden wir Süd-Preußen ruhig behaupten können? wird Oeſterreich den Verluſt ſeiner Niederländiſchen Provinzen verſchmerzen, und einen nachtheiligen

Frieden mit Frankreich einzugehen? wird und kann die alte Conſtitution des deutſchen Reichs noch ferner beſtehen — — alle dieſe Fragen wird die Politik einſt entſcheiden, und wir müſſen geduldig die Zeit abwarten, welche dieſe Geheimniſſe der Staatskunſt beſaß, die jetzt für uns Räthſel ſind, auflöſen wird.

Acht und zwanzigſter Brief.

Die Feſtung Luxenburg, dieſer Schlüſſel der Niederlande, den die Oeſterreicher ſo lange muthig vertheidigt hatten, iſt endlich am 8ten Juny durch Kapitulation, die von dem Oeſtr. Commendanten Bender und dem franz. General Hatry unterzeichnet war, an die Franzoſen übergegangen: Kraft derſelben die 10000 Mann ſtarken Garniſon auf dem Glacis das Gewehr ſtrecken, und ſich verpflichten muſte, vor erfolgter Auswechſelung nicht mehr gegen Frankreich zu dienen — 400 Emigranten und franz. Deſerteurs waren von der Capitulation ausgeſchloſſen. Die Franzoſen haben ſich auf eine edelmüthige Art gegen die Garniſon bewieſen — bei ihrem Ausmarſch aus der Feſtung ließ man ihr nicht, wie gewöhnlich, das Gewehr auf die Erde hinſtrecken, ſondern in emporſtehenden Haufen hinſtellen. Auf dem Marſche erhielt ſie unentgeldlich Vorſpann und 2 Pfund Fleiſch für jeden Mann. Auf dem ganzen Marſch bis nach Coblenz wurden die Offiziere und Gemeinen von der franz. Convoy mit ausgezeichneter Achtung behandelt, weil ſie ſich ſo lange und ſo tapfer vertheidigt hatten. „*O brave Garniſon, recht brave Garniſon von Luxenburg!*“ rief man ihnen wiederholt zu.

Die Franzoſen haben an 900 Kanonen und eine Menge Kriegsbedürfniſſe vorgefunden.

Von dem Geiſt und der Energie des franz. Gouvernements zeiget folgende Proclamation der Volksrepräſentanten Merlin von Thionville und Joubert an die franz. Armee nach der Einnahme von Luxenburg (bei der Pflanzung des Freiheitsbaums Luxenburg den 15ten Juny.) **Soldaten der Freiheit!** Welch ein ſchöner Tag! wo ihr auf den Trümmern eurer beſiegten Feinde der Freiheit eine ſo glorreiche Trophee errichtet! der Tag, an welchem ihr auf dieſer unerſteiglichen Stätte das Panier des Vaterlandes wehen, und die Stimme des Sieges ertönen laßt. Die Könige, die euch noch befehden, hatten geglaubt, eurem Muthe und eurer Beharrlichkeit eine unbezwingliche Vormauer gelaſſen zu haben — aber nun bietet ihr auf dem Gipfel dieſes ſteilen Felſens der Welt ein neues Schauſpiel eurer Großthaten dar. Noch fliehen ſie vor euch hin eure entwaffneten Feinde, fliehen aus einer Feſte, die keine Macht auf Erden mehr bezwingen wird. Dieſen und der ganzen Welt ſey es geſagt, daß Luxenburg nun für immer mit der franz. Republik vereinigt iſt. Allein nicht nur Luxenburg, ſondern auch alle – alle Lande, wo eure Tapferkeit die Fahnen der Freiheit gepflanzt hat, alle Lande, die mit euerm Blute benetzt, und mit eurer Gefahr erobert ſind, alle dieſe werden die Vortheile der von euch vertheidigten Revolution mit euch theilen. Vom Ocean bis zu den Rheinufern, von den Pyrenäen bis Seeland, wird nur Ein Geſetz, nur Eine Nation, nur Ein Staat Statt finden. Vergeblich werden die Feinde des franzöſiſchen Ruhms, und die Feinde einer dauerhaften Ruhe Europens, den Kreis von Macht und Glanz, den die Natur Frankreich vorgezeichnet hat, enger einzuſchließen verſuchen, vergeblich werden ſie verſuchen, euch die einzige eurer Mühſeligkeiten, und eurer unermüdeten Standhaftig angemeßne Frucht zu rauben. Die Nationalrepräſentanten werden nie ihre Pflicht vergeſſen, die ihnen bei ihrer Sendung aufgetragen wurde, die Pflicht, einer freien und edelmüthigen Nation, einen auf fortdauernden Macht und feſtes Glück gegründeten Frieden zu geben.

Soldaten! der erſte Zweig dieſes Friedens wird aus dem Stamme dieſes Baums, den ihr heute gepflanzt habt, hervorgehen — hier iſt es, wo ihr die Anſchläge Oeſterreichs und Englands vereitelt, und alle Hoffnung auf die Zukunft ſcheitern macht — hier iſt es, wo ihr das erſte Band einer Vereinigung knüpfet, die keine irgend menſchenmögliche Anſtrengung mehr trennen wird.

Nur noch einige Zeit Fortſchritte auf der Siegesbahn, die ihr durchwandelt — und dann — dann iſt dieſes unabänderliche Ziel erreicht. —

Für uns iſt alſo das Kriegstheater geſchloſſen, wir eilen ins Vaterland zurück, und ſeegnen die wohlthätigen Hände, die uns den Frieden gaben. Unſere Krieger kehren zwar mit fehlgeſchlagenen Hoffnungen und Erwartungen in ihre Heimat zurück — aber ſie kehren beſſer und weiſer zurück, denn ſie haben Vorurtheile abgelegt, und haben den wahren Werth der Menſchheit ſchätzen gelernt. Manche fanden in Champagne und am Rhein ihr Grab die hoch aufbrauſeten beim Namen der franz. Revolution — und Paris zu erobern träumten; manche müſſen durch den Verluſt ihrer Geſundheit ihre Sünden abbüßen, deren ſie ſich gegen den Bürgerſtand haben den zu Schulden kommen laſſen. Unſere jungen Officiere, die jetzt die Mühſeligkeiten des Krieges erfahren, haben die hohe Sprache abgelegt, und eine andere Idee von den Neufranken erlangt die uns jetzt wohl den im ſiebenjährigen Kriege erhaltenen Kriegsruhm ſtreitig machen möchten.

Ich habe noch die Kriegsgefangenen geſehenen, die nach dem Rhein in ihr Vaterland zurückkehrten; ſie beſtanden aus 620 Ober- und Unterofficieren und 1630 Gemeinen von Magdeburg, und aus 254 Ober- und Unterofficiren und 2020 Gemeinen von Stettin und Colberg. Sie zeigten jene Zufriedenheit und den heitern Humor, welcher der franz. Nation eigen iſt, den ſie im Glück und Unglück zeigt. Sie lobten die gute und liebreiche Behandlung, womit man ſie in unſern Landen begegnet, und waren von den Wohlthaten gerührt, welche ihnen

nen die Bürger von Magdeburg und Stettin, und die Berliner bei ihrem Marſch durch Bernau erzeiget hatten, prieſen ſich glücklich, in unſrer Gefangenſchaft gerathen zu ſeyn, da ihre Cameraden ſo ſchlecht und unmenſchlich, in den Oeſt. Landen waren behandelt worden, wo ſo viele ihr Grab gefunden — kurz, ſie ſprachen mit Achtung und Dankbarkeit von uns, und wollten willig für uns ſtreiten. Sie waren vergnügt über die guten Nachrichten aus Paris, daß der Tirann Robesbierre geſtürzt, und mit ſeinen Mitſchuldigen gerichtet, das Schrecken Syſtem zernichtet *), ſey, milde und gerechte Grundſätze

---

*) Da ich hier des Robetspierre und ſeiner Mitſchuldigen erwähne, ſo theile ich Ihnen zwo Pariſiche witzige Epigrammen auf erſtern und Carrier mit.

Grabſchrift auf den am 28ten Auguſt guillotinirten Maximilian Robespierre.

ſätze jetzt an die Tagesordnung ſtünden. Unter den Officieren gab es ſehr geſchickte

Ci git le tyran Robertspierre
Qui mourant en rugiſſant
De ne pouvoir lécher le ſang
De ceux qu'il laiſſoit ſur la terre.

Hier liegt der Tirann Robertspierre! Er brüllte noch im Sterben darüber, daß er das Blut derer nicht lecken konnte, die er auf der Erde zurückließ.

Auf Carrier.

Pour ramener les jours de Saturne et de Rhee
Le genereux, le ſenſible Carrier
Depeupla, dans huit jours une vaſte contrée
Fuſillant et noyant les hommes par millier.
Le Proconſul, de moderne fabrique.
Fut en ſon tems ſi bon Republicain
Qu'il pretendit ſonder la republique
Sur les debris du genre humain.

Um das Zeitalter des Saturnus und der Rhee wieder einzuführen, entvölkerte der großmüthige Carrier binnen acht Tagen eine weite Gegend. Dieſer neuartige Proconte und wohlerzogene Männer von Geiſt, und Lebensart, und dieſe waren nicht etwan von adlicher Geburt (Familie) ſondern von bürgerlicher Herkunft, die ſich ihrer Profeſſion nicht ſchämten, *) ſondern äuſſerten, daß ſie ſolche wieder ergreifen würden, ſobald ſie einen allgemeinen Frieden ſich erſtritten hätten — daß ſie vom Enthuſiasmus für ihre Freiheit glühten, und ihr Leben als ein geringes Opfer dafür anſehen — iſt freilich den größten Haufen der ſogenannten freien Deutſchen ein Räthſel — weil ſie keine

---

ſul war zu keiner Zeit ein ſo guter Republikaner, daß er ſeine Republik auf den Trümmern des menſchlichen Geſchlechts gründen wollte.

*) Der tapfere General Lefevre ſoll von Profeſſion ein Müller ſeyn, ſolches frei geſtanden und erklärt haben, daß er nach dem Frieden ſolche wieder ergreifen würde.

keine Idee von Patriotiſmus haben, und die Keime zur Freiheit ſchon in der Wiege bei ihnen erſtickt werden. Die Neufranken wiſſen dieſes recht gut, und unſere Freiheit iſt ſelbſt den gemeinen Soldaten ein Gegenſtand des Spotts. Ein Chasſeur hatte eine Taube in Käficht abgerichtet, allerlei Künſte zu machen — da nun einer von unſern Officieren äuſſerte, daß eine ſolche Behandlung nicht mit den franz. Begriffen von Freiheit und Gleichheit harmonirte, ſo antwortete er „Es iſt eine deutſche Taube:" Sie ſpielten verſchiedene Inſtrumente, und ſangen ihre Chanſous mit einer Lebhaftigkeit und Anmuth, davon das deutſche Pflegma keinen Begrif hat. Außer dem bekannten Marſeiller Freiheits-Marſch, das auch bei uns recipirt iſt, war die Hymne zur Feier des 10ten Auguſts, vom Dichter Chernier ihr Lieblingslingsgeſang, die es verdient, daß ich ſie Ihnen mittheile, und damit dieſen als meinen letzten Brief ſchließe, da ich bald hoffe, Sie nach ſo langer Trennung wieder zu ſehen, und mich dann am beſten über den Ton und Ausdruck meiner an Sie gerichteten Briefe entſchuldigen kann, dabei Ihre Freundſchaft mich vertreten wird

Hymne

zur Feier des 10ten Auguſts.

Will einer noch der Knechtſchaft Schande,
Der bettle ſich von Thron zu Thron,
Und find in Ketten ſeinen Lohn,
Für ihn iſt nichts im Vaterlande.

Doch wir Tirannenhaſſer, wir,
Der Väter würdig, bringen hier,
Dir, heil'ge Freiheit! Dank und Feier,
Steig nieder zu dem Frankenſohn,
Nur deinem Sieg tönt ſeine Leier,
Gieb Stolz und Anmuth ihrem Ton.

Heil Dir August! Dir Freiheitsbringer!

Hehr brach Deiñ ſchöner Morgen an
Schon wähnten auf des Sieges Bahn
Die Herrſcher ſich, des Volks-Bezwinger.
O falſcher, trügeriſcher Schwarm!
Du waffneſt den verruchten Arm
Von unſrer Langmuth — unſre Gnade
Reift in dir der Empörung Plan,
Und unſre Langmuth füllt die Pfade
Mit Leichen unſrer Brüder an.

Noch donnert tief in unſre Ohren,
Der grauſen Feuerſchlünde Knall,
Wem gilt dies tödtende Metall,
Wem haſt du Untergang geſchworen,

Den Tag des Blutes! Mörderſchlacht!
Wer beuget der Tyrannen Macht?
Volk oder König! wer iſt Sieger?
Der Donner ſchweigt, die Herrſchſucht fällt —
Ein Augenblick — und unſre Krieger
Entſcheiden das Geſchick der Welt.

Da liegen ſie, die Raubgeſellen,
Das Volk erkämpfte ſich ſein Recht,
Verbannt das trügriſche Geſchlecht
Der Bourbonne; ſie ſind Rebellen
Und was vermag die ſchwerſte Hand
Der Frevler dort an unſerm Strand,
Was will ihr Räuberarm erbeuten?
Nur Ketten will er und den Thron —
Laß für die Sclaverei ihn ſtreiten,
Als Sieger ſteht der Freiheit Sohn.

Nichts hemmt ihre tapfern Streiter,
Nicht Eiſen, Feuer nicht, noch Fluth.
Der Sturm erlähmt an ſeinem Muth —

Er fliegt die Bahn des Helden weiter.
Wer anders pflanzte wohl als wir,
Auf einem Felſen dies Panier?
Victoria lieh uns die Schwinger.
Doch euch, von Albion geſandt,
Wird der entweihte Strand verſchlingen,
Verräther an dem Vaterland!

Britannien, ~~du wirſt verſchwinden~~,
Des Meergott's Rache dräut dir ſchwer.
Erzittre, dann ſein Dienerheer,
Wird deine Mörderflotte finden —
Und deiner Schiffe goldnen Laſt,
Und dem Verräther, deinem Gaſt,
Steht nur der ſchwarze Abgrund offen.
Was hat wohl dieſe Tigerbrut,
Für ihre Thaten mehr zu hoffen,
Als Schand' und Strafe in der Flut.

Das Reich erweitert ſeine Schranken,
Und ſtellt der Freiheit Seulen feſt,
In Nord und Süd, in Oſt und Weſt

Weht das Panier der neuen Franken.
Selbſt unſrer Siege Göttin ſah,
Erſtaunt auf unſere Trophäen
Und lächelt uns zufrieden Dank,
Als auf den unerklimmten Höhen
Von Luxenburg der Adler ſank.

Bis zu der Zukunft fernen Tagen,
Wird der Kamoenen Roſenhand,
In des Triumphes Prachtgewand,
Die Wunder unſrer Kühnheit tragen.
O möchten unſre Enkel noch,
Daß wir ſie von der Schande Joch
Auf ewig lößten, uns verdanken.
O möchte ſich die Welt befrein,
Und dieſer große Tag der Franken
Das ſchönſte Feſt des Erdballs ſeyn.

Inhalt.

Seite.

Zwanzigſter Brief. Sieg des Erbprinzen von Hohenlohe über die Franken bei Kaiſerslautern am 20. September. Schlachten und Niederlagen der Alliirten an der Maas und Ruhr. Aufruf des Prinzen Coburgs an die Deutſchen und Bemerkungen darüber 5

Ein und zwanzigſter Brief. Eroberung von Lüttich, Quesnoy, Elnis, Valenciennes, Conde ꝛc. durch die Franken. Abſchied des Prinzen von Coburg. Niederlagen des Herzogs von York bei Boſel des General Latour an der Ourte, des Gen von Clairfait an der Ruhr Beſitznahme der Städte Jülich, Aachen

Seite.

chen, Bonn, Cölln, Rüremonde und Neuß. Eroberung von Herzogenbuſch, Fr. Proclamation an die Batavier. Beſitznahme von Pr. Geldern und Cleve. Zurückmarſch der Pr. Armee über den Rhein. 25

Zwei und zwanzigſter Brief. Eroberung von Rheinfels, Maſtricht, Nymwegen und der Manheimer Rheinſchanze von den Neufranken. — Ihre Expedition gegen Holland. Friedensantrag des Churf. von Maynz auf dem Reichstage zu Regensburg. Congreß zu Baſel. Sieg des Miniſter Pitt über die Oppoſitionsparthei, und Fortſetzung des Kriegs gegen Frankreich 42

Drei und zwanzigſter Brief. Ueberblick des Jahres 1794. Fr. Eroberung von Holland, Revolutionen und neue Regierungsform in den vereinigten Niederlanden. Marſch der Pr. Armee nach Weſtphalen 57

Vier

Inhalt.

Seite.

Vier und zwanzigſter Brief. Operationen der Franken im Niederrhein Gefechte bei Bourtong und Bentheim. Bericht von Cambaceres im Namen des Heilausſchuſſes über die diplomatiſchen Operationen. Grundſätze der jetzigen franz. Regierung. 70

Fünf und zwanzigſter Brief. Was iſt Deutſchland? — ein Werk über ſeine Verfaſſung, über den Charakter ſeiner Bewohner — über ihre Freiheit und Patriotiſmus. 90

Sechs und zwanzigſter Brief. Friedenstractat zwiſchen Preußen und Frankreich. Ueber das politiſche Intereſſe der Preußiſchen Monarchie. Schreiben des franzöſiſ. Legat. Secretair Bacher an das Niederrheiniſche Departement über den Frieden mit Preußen. Die in dieſem Friedensſchluß beſtimmte Demarkationslinie. Schreiben des Prinzen Heinrich von Preußen und

des

Inhalt.

Seite.

des Feldmarſchall Möllendorf an den franz. Legat. Secr. Bacher. 109

Sieben u. zwanzigſter Brief.

Preuß. Erklärung an das deutſche Reich über die Bewegungsgründe zu dieſem Frieden. Ueber die Würkungen der Politik der Höfe. 132

Acht und zwanzigſter Brief.

Einnahme der Feſtung Luxenburg durch die Franzoſen. Proclamation der Volksrepräſentanten an die franz. Armee. Ueber die franz. Kriegsgefangenen. Hymne der Neufranken, zur Feier des 10. Auguſts. 145

Spec. (G.) 1424 h

Schilderung
der jetzigen
Reichsarmee,
nach
ihrer wahren Geſtalt.

Nebſt
Winken über Deutſchlands künftiges
Schickſal.

Incidit in Scyllam cupiens vitare Charybdin.
Ovidius.

Kölln,
bei Peter Hammer,
1796.

3B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nichts kann einem braven Deutſchen kränkender ſeyn, als wenn er ſehen und ſich beweiſen laſſen muß, daß die Armee, welche den Namen der deutſchen Armee, oder der Reichsarmee führt, gerade unter allen Heeren in Europa das untauglichſte Heer iſt. Im ſpaniſchen Succeſſionskriege hat dieſes Korps auch gefochten, aber man weis wohl, wie? und im ſiebenjährigen Kriege haben die Reichstruppen ihre Sachen ſo hübſch betrieben, daß man ihnen nach der Schlacht bey Roßbach den ſchimpflichen Namen der Reißausarmee gab, den ſie leider noch in Preußen und in andern Ländern führen. Oft bin ich recht im Ernſt auf Herrn Gleim böſe geweſen, der in ſeinen Grenadierliedern die Herren Schwaben, Mainzer, Pfälzer, Paderbörner und andere gar jämmerlich an den Pranger geſtellt hat. Aber leider, ſie hattens gar wohl verdient, und der Abzug der Reichstruppen nach der Roßbacher Schlägerey iſt faſt noch lächerlicher, als die Ausreißereien im Armengeckenkrieg zu den Zeiten Carls des Siebenten von Frankreich. Ein Offizier vom ſchwäbiſchen Korps, ſagte mir noch neulich: „er unterſiehe ſich, mit zwey Kaiſerlichen oder Preußiſchen Bataillons, und etwa mit einer einzigen Batterie von ſechs Sechspfündern und zwey Haubitzen den ganzen ſchwäbiſchen Kragen, — ſo nennen die Schwaben ſelbſt ihre Heldenſchaft — vom Rhein bis nach Ulm zu jagen, ohne daß ſich jemand umgucken würde.“ — Eben dieß gilt von dem Fränkiſchen, Rheiniſchen, Weſtphäliſchen und den übrigen Kontingenten des Reichs.

Das ganze Reichskontingent, im eigentlichen Sinn ein Kontingent, oder ein in aller Eile zuſammengeraffter Haufen von Leuten, denen man Gewehr und Waffen giebt, und ſie Soldaten ſchimpft, hat niemals etwas geleiſtet, das der Mühe werth war; und wenn man für die deutſche Tapferkeit weiter keinen Beweis hätte, als den Muth und die Thaten der Reichsarmee, ſo wäre die Benennung, deutſcher Soldat, ein wahres Schimpfwort, das jeder brave Kriegsmann verbitten würde, wie der jetzige franzöſiſche Nationalſoldat oder Volontär es nicht zugiebt, daß man ihn einen Linienſoldaten heiße, und dieß wegen deren Stolz, Feigheit und Verrätherey.

Aber bono loco res eſt, pflegt man in der Schule zu ſagen; und ſo ſage ich auch, da ich ſehe, daß es noch deutſche Kriegsmänner giebt, die dem deutſchen Namen Ehre machen.

Gewiß, Ihr braven Kammeraden in Preußen, Heſſen, Sachſen und Hannover, Ihr ſeyd noch Männer unſrer Vorfahren würdig, würdig des Namens, den Ihr führt, würdig des edlen Landes, für deſſen Schutz Ihr die Waffen tragt: Euch gebührt die Ehre, daß ſelbſt unſre Feinde geſtehen, und zu allen Zeiten geſtehen müſſen, daß der Deutſche gehörig angeführt — ſeinen Mann ſtellt; und das iſt bis jetzt doch wohl das einzige, was der gedungene Soldat, — Wunden, Narben und Verſtümmelung abgerechnet, — aus dem Felde der Ehre mit nach Hauſe bringt.

Wenn ich alſo von der deutſchen Reichsarmee rede, ſo verſtehe ich keinesweges die deutſchen Truppen des Kaiſers, des Königs von Preußen, nicht die ſächſiſchen, heſſiſchen und harnöveriſchen Soldaten, ſondern das Kraisvolk der Deutſchen, d. i. jene von hundert und neun und neunzig Ständen und Ständchen des heiligen römiſchen Reichs zuſammengeraſte und zuſammengeknetete Haufen gerüſteter und als Soldaten gekleideter Menſchenkinder des ſchwäbiſchen, fränkiſchen, beyder rheiniſchen, des weſtphäliſchen und andrer Kraiſe. Was ich nun von dieſer, in aller Eile und auf mansche ſonderbare Art zuſammengetriebenen Miliz bemerkt habe, das ſollen meine Leſer in dieſer kleinen Schrift antreffen.

Wenn ich die Geſchichte zu Rathe ziehen wollte, ſo könnte ich ein langes und breites vom Urſprung der Reichsarmee und von der Vertheilung des Reichskontingents hierher ſchreiben: aber ich glaube, daß dieſes durch die Feder der ſtudirten Herren Politiker ſchon hinlänglich geſchehen iſt, und kann daher dieſer Mühe überhoben ſeyn. Ich ſage bloß, was ich geſehen und erfahren, und nicht, was ich geleſen habe: ich habe auch würklich überhaupt ſehr wenig geleſen.

Wenn Deutſchland von einem ausländiſchen Feinde angegriffen wird, es ſey nun, daß das Oberhaupt des Reichs, der Kaiſer, aus Privatintereſſe dem guten Deutſchland einen Feind zuzieht, oder daß irgend ein Reichsſtand bekriegt wird, ſo fodern die Reichsgeſetze, daß eine Armee ins Feld geſtellt werde, wozu alle und jede Stände des Reichs, nach Beſtimmung des Geſetzes etwas beytragen müſſen an Mannſchaft und Feldzeug; und dieſes Etwas heißt man das **ſtändiſche Kontingent.**

Die Fürſten, welche in jedem Kraiſe Deutſchlands die andern Stände auffodern, auch wohl nach Befinden exequiren dürfen, heißen **kraisausſchreibende Fürſten.** Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe kraisausſchreibenden Fürſten allemal die mächtigſten ihrer Kraiſe ſind, wie z. B. der **Herzog von Würtemberg**, der **Markgraf von Baden** und der **Biſchof von Conſtanz** im ſchwäbiſchen; der **König in Preußen** und der **Biſchof von Bamberg und**

Würzburg im fränkiſchen; der Kurfürſt von Pfalzbaiern und der Erzbiſchof von Salzburg im baieriſchen Kraiſe u. ſ. w.

In jedem Kraiſe iſt eine Hauptſtadt, wo der Kraistag gehalten und daß Kontingent, welches aber ſchon vorher in Regensburg beſtimmt werden muß, regulirt wird: in Franken iſt Nürnberg, in Schwaben Ulm u. ſ. w. die Kraisſtadt.

Sobald es heißt: die Reichsarmee muß zuſammen, ſo entſteht ein paniſcher Schrecken in allen Kraiſen, und das Jammern und Klagen wird allgemein. Da fürchtet jeder Vater und jede Mutter ihren Sohn, und jedes Mädchen ihren Hans zu verlieren: die jungen Burſche ſelbſt, die eben auch keinen innern Beruf fühlen, für das liebe Vaterland zu bluten, ſcheuen die Uniform ſo arg, als ein Gefangner der Inquiſition, den San Bruito. Benito

Man muß wiſſen, daß das bloße Wort, Soldat, ſchon Schrecken und Abſcheu erregt in jenen Gegenden, wo der Soldat ein ziemlich unbekanntes oder verachtetes Geſchöpf iſt. Ganz anders iſt es in Preußen, in Sachſen und da, wo aus oder auf allen Dörfern Soldaten ſind. Da macht der Soldatenſtand den Alten und Jungen nicht ſolche Angſt, wie droben im Schwabenlande zu Rottweil, zu Gengenbach, oder zu Offenburg. —

Aber geworben muß hier einmal dennoch werden: denn das bischen Militär, das etwan die Stände in Friedenszeiten unterhalten, und von dem ich ſogleich das Nöthige ſagen werde, reicht bey weitem nicht hin, ein Kraiskorps von ſechs und mehr Regimentern auszumachen. Geworben muß alſo, wie geſagt iſt, werden, und da verfährt man folgendermaßen.

Wenn der Stand, dem ein Kontingent von 3¼. 3½, 5, 7½, 8 — 20 — 50 — 100 Mann abgefodert wird, ſchon Soldaten hat, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß dieſe zuerſt das Kontingent ausmachen. Die Stadt

Nürnberg, z. B. der Herr Biſchof von Bamberg, der Herr Fürſt von Fürſtenberg u. ſ. w. halten in Friedenszeiten Militär, um an den Stadtthoren, vor Höchſtdero Schlöſſern, Zimmern, Gärten u. ſ. w. Schildwache zu ſtehen, oder, wie z. B. in Rottweil im Thor oder zu Rottenmünſter in der Wirthsſtube, Schildwache zu ſitzen.

Daß dieſe in Uniform geſteckte Gewährsmänner den Namen Soldat nicht verdienen, wenn man einen Preußen, Heſſen oder ſonſt einen geübten Mann dagegen denkt, verſteht jeder von ſelbſt; und wers nicht von ſelbſt verſteht, der mag das, was nun gleich folgen wird, beherzigen.

Es ſind immer nur ſehr wenig Soldaten, die die Stände und Ständchen in Friedenszeiten unterhalten. Der Herr Graf von Grehweiler hielt 14, der Herr Graf von Grumbach 12, der Herr Fürſt von Leiningen 22, der Herr Graf von Würtemberg 8.

der Herr Fürſt von Kyrburg oder Kyrn 16, die Reichsſtadt Worms 34 Mann in Friedenszeiten. Was ſoll man mit ſo einem Häufchen anfangen, und welche Evolutionen können die paar Leute ~~wohl erlernen~~? Ein Feldwebel, oder wohl gar nur ein Korporal iſt der einzige Kommandant des ganzen militäriſchen Korps, und dieſer Herr Feldwebel oder Korporal verſteht größtentheils vom Exerzieren ſo viel, als Ritter Zimmermann vom Generalbaß.

Freilich haben dieſe kleinen Soldatenhäufchen ihre Exerzierzeit im Frühling: ſie müſſen einigemal hinaus in den gräflichen oder fürſtlichen Garten oder auf eine Wieſe, um da das Gewehr zu präſentiren, und zwey bis dreymal mit Pulverpatronen zu feuren. Dabey gehts aber zu, wie es kann: der eine präſentirt ſchnell, der andre langſam: kommſt du heute nicht, heißt es da, ſo kommſt du morgen, und beym Laden und Schießen iſt es vollends gar nicht auszuſtehen. Das kleine aus ſechs, acht, zehn oder zwanzig Mann beſtehende Häufchen iſt nicht dahin zu bringen, daß es zugleich abfeure: der ſchießt vor, jener nach, der dritte gar nicht.

Ich bin mehrmals Zeuge von ſolchen Exerzitien geweſen, und habe mich ſehr gewundert, wie Offiziere und Unteroffiziere, ohne ſelbſt das geringſte vom Militärdienſt zu verſtehen, Andre im Dienſte zu unterrichten ſich unterfangen konnten. Der Stock graſſirt freilich nicht bey dieſen Armeechen, kann auch da nicht graſſiren, weil der geprügelte Held gleich vom Exerzierplatz aus adieu partie machen würde; aber ich dächte doch, daß man auch ohne Stock etwas mehr lernen könnte, als die Soldaten der deutſchen Stände lernen.

Etliche Stände haben mehrere Truppen, ſogar halten einige ganze Regimenter. Dahin gehören vorzüglich, die Herren Kurfürſten von Pfalzbaiern, Maynz, Trier und Kölln, der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, deſſen Soldaten unter der vorigen Regierung muſterhaft geübt waren, nun aber ſehr in Verfall gekommen ſind, der Herzog von Würtemberg und mehrere andre größere Reichsſtände.

Aber man würde ſehr irren, wenn man glauben wollte, dieſe Regimenter ſeyen in gutem Stande. Nichts weniger, als das! Die Offizierſtellen vom General an bis auf den Fähndrich, werden aus Gnade und Gunſt vergeben, auch wohl um baares Geld verkauft; und auf militäriſches Verdienſt, das heißt, auf Kenntniſſe und pünktliche Beobachtung des Dienſtes, wird ganz und gar nicht geachtet.

Wer wird z. B. den Herrn von Hohenhauſen für einen großen Kriegsoberſten halten? oder wüßte wohl der Prinz von Leiningen ein Dragonerregiment gehörig zu kommandiren? Und doch waren dieſe Herren die Matadors des kurpfälziſchen Militärs. Eben dieß gilt beynahe von allen Offizieren der deutſchen größern Fürſten: die Beſoldung nebſt dem Titel iſt das Hauptwerk, der Dienſt ſelbſt iſt ein Nebending, das kaum werth iſt, daß man das ganze Jahr hindurch, einige Stunden darauf verwende.

Daher ſind aber auch die Deutſchen, wenn ſie etwas Militäriſches machen ſollen, vom Offizier bis zum Tampour, im Exerzieren, in Beſtellung der Wachen, im Rekognoſciren, kurz, in allen groſſen und kleinen Stücken des Dienſtes völlig unwiſſend. Es iſt doch wahrlich eine Schande, wenn, wie bey der Maynzer Belagerung geſchehen iſt, ein Hauptmann von den pfälziſchen Truppen die Patrouillen nach dem Lager zuſchickte, bis endlich ein kaiſerlicher Offizier ihn belehrte, daß die Patrouillen nicht zur Beobachtung des Lagers, ſondern des Feindes ausgeſchickt würden, oder wenn, wie dieß bey einem ſchwäbiſchen Regiment vorfiel, ein Obriſtlieutnant ſich bey einem

Kor=

Korporal erkundiget, wo denn doch der rechte Flügel des zweyten Bataillons ſey?

Halten Sie mir dieſe Digreſſion zu gute, meine Leſer! Ich weiß, daß ich nicht von dem Militär einzelner Fürſten und Stände, ſondern von der Reichsarmee im ganzen zu ſprechen verſprochen habe.

Wie geſagt iſt, wenn die Reichsarmee zuſammen ſoll, ſo wird geworben, das heißt, jeder Stand ſucht ſein Kontingent zuſammen zu bringen. Man bildet ſich ſchon, ohne mein Erinnern ein, daß das Kontingent aus den Ländern der Stände gezogen wird: denn die Herren geben auch keinen Heller dazu: das Land, heißt es, gehört zum Reiche; es muß alſo auch die Reichstruppen ſtellen.

Die gefoderte Anzahl Soldaten erſchöpft niemals das Land an jungen Leuten: denn das Kontingent, als ſolches, iſt allemal für die Landſchaft, worauf es fällt, ſehr erträglich. Daß aber Reichsfürſten, wie der Landgraf von Heſſen und andre, faſt alle junge Mannſchaft in ihren Ländern ausheben, kommt daher, daß ſie weit mehr Soldaten halten, als ſie nach dem Reichsgeſetz halten ſollten, und im Fall eines Krieges zu ſtellen gehalten ſind. So hält z. B. eben der Landgraf von Heſſen, drey oder viermal mehr Soldaten, als er zu halten verpflichtet iſt, wenn er bloß ſein Reichskontingent organiſiren wollte.

Der ganze ſchwäbiſche Krais ſtellt vier Infanterie- und zwey Cavallerieregimenter, nebſt einem kleinen Artilleriekorps: das iſt doch für ein ſo großes Land, wie Schwaben iſt, gewiß nicht zu viel.

Um die Truppen zuſammen zu bringen, bedient man ſich allerley Mittel. Man läßt die jungen Leute looßen, oder wirbt an für Handgeld, oder nimmt auch mit Gewalt.

Das Looßen war zu Anfange dieſes Krieges ſehr Mode, beſonders in Schwaben und Franken. Die jungen wehrbaren Leute mußten

ten zuſammen kommen, und in Beyſeyn gewiſſer dazu verordneter obrigkeitlicher Perſonen durch Würfel entſcheiden laſſen, ob ſie mit gegen die Franzoſen kämpfen müßten, oder ob ſie, — wie's frommen Kindern ziemt, — hübſch bey der Mutter und ihrer Gretel oder Lieſel zu Hauſe hinterm Ofen bleiben dürften.

Traf das Looß einen Reichen, ſo geſchah es gar oft, daß der Vater oder die Mutter einen von den Aermern anwarben, der dann für den Herrn Sohn ins Feld der Ehren rücken mußte. Ich weiß, daß Aeltern fürs liebe Söhnchen 200, 300 und mehr Gulden bezahlt haben; und auf dieſe Art iſt mancher arme Teufel zu Geld und Gut gekommen.

Da man es bey den Kraistruppen ſo genau nicht nimmt, ſo kann auch ein Burſche, den das Looß trift, einen Ausländer, Deſerteur, Zigeuner, Landläufer und andres Geſindel für ſich einſtellen: genug, wenn nur der

Mann in Reihe und Glied ſtehen und das Gewehr aufſchultern kann.

Eben aus dieſem Grunde findet man bey keiner Armee, ſelbſt bey den preußiſchen Füſſelierbataillons und bey den öſterreichiſchen Freykorps nicht ſo viel Lumpengeſindel, als eben bey den Reichstruppen, wo jeder, der nur will, Dienſt bekommen kann, er ſey her, woher er wolle, er habe gethan, was er mögte, er ſey jung oder alt, klein oder groß, ſchief oder gerade; genug, wenn er das Gewehr nur trägt: das iſt alles, was man verlangt.

Um den Unterthanen einige Erleichterung zu verſchaffen, oder vielmehr, um für Geld einige loslaſſen zu können, die ſonſt mitgemußt hätten, haben einige Stände für gut befunden, die Zuchthäuſer zu öffnen, und das darin verwahrte Gut als Soldaten ins Feld zu ſchicken. Die Stadt Ulm hat dieſes in gegenwärtigem Kriege mehr als einmal gethan, und ſich auf dieſe Weiſe aus der Verlegenheit, wo ſie Rekruten hernehmen ſollte, ſehr artig und ökonomiſch gezogen.

Die andre Methode, Soldaten zum Reichskontingent zu ſchaffen, iſt die Werbung in der Landſchaft ſelbſt. Man will die Burſche nicht zwingen, alſo ladet man ſie ein, ſich freywillig für ein hübſches Handgeld annehmen zu laſſen. Dieſes Handgeld wird hernach von dem Ländchen eingetrieben, und der Bauer iſt froh, daß nun ſein Sohn zu Hauſe bleiben kann, der ſonſt immer beym Looßen Gefahr gelaufen hätte, ins Feld zu ſpazieren. Er giebt alſo lieber einige Thaler hin, und hilft das Handgeld für einen andern ſchaffen, der nun die Muskete für die Reichern und Begütertern tragen muß. Dieſe Werbungen ſind aber doch nur bey den geringern Ständen üblich.

Die größern, beſonders die Herren Fürſten bedienen ſich der Gewalt, und nehmen die Söhne ihrer Unterthanen, mir nichts dir nichts, weg, und ſtellen ſie unters Gewehr. So darf z. B. kein Würtemberger, Badenſer, Conſtanzer, Würzburger, Münſterländer, Maynzer, Trierer u. ſ. f. looſen, oder ſich Hoffnung auf ein angemeßnes Handgeld machen. Er wird ausgefangen, erhält höchſtens einige Gulden zum Verſaufen und iſt nun Soldat. Deſertirt er, ſo zieht ſein Erbtheil der Herr Fürſt comme une bonne priſe, ein, und zwingt einen andern, deſſen Stelle zu erſetzen.

Wo kommen aber die Offiziere her? Da die Stände in vielen Kraiſen große Herren ſind, die ganze Kompagnien, auch wohl Regimenter ſtellen, ſo geben ſie dann auch die Offizierspoſten nach Gunſt, oder für Geld hin, vielleicht auch dann und wann nach Verdienſt. Die hohen Offiziere, die Generale und Obriſten werden von den kraisausſchreibenden Fürſten zunächſt beſtimmt, und da muß ich bekennen, daß ſich ſehr würdige, erfahrne Männer unter ihnen befinden. So kenne ich z. B. bey dem ſchwäbiſchen Korps einen Herrn General von Mylius und einen Herrn Oberſten von Sandberg, als recht würdige Offiziere, die jedem Heere Ehre machen würden. Aber — im Ganzen, iſt die Art und Weiſe, wie man beym Kraisvolk zu Offizierſtellen gelangt, höchſt tadelhaft.

Manche, ja, die meiſten Kompagnien — ſind komponirt, d. i. mehrere Stände müſſen die Mannſchaft dazu hergeben, folglich auch die Offizierſtellen beſetzen. So ſtellt z. B. Gmünd den Hauptmann, Rottweil den erſten, Rottenmünſter den zweyten Leutnant, und Gengenbach den Fähndrich. Der Magiſtrat zu Gmünd und Rottweil, die Frau Aebtiſſin zu Rottenmünſter und der Herr Prälat zu Gengenbach wählen dieſe Offiziere, und wählen allemal ſolche, die ſich bey ihnen durch Geſchenke,

Kom=

Komplimente oder andere Kanäle inſinuirt haben, und dieß jeder ſo nach Art, Lage und Perſon.

Aus dieſem Grunde läßt ſich abnehmen, warum mancher unbärtige, unerfahrne Jüngling ſchon Hauptmann; mancher ſogenannte lockere Paſſagier, der aber eines vornehmen, reichen Gaſtwirths Sohn oder der Neffe der Frau Reichsſchulzin iſt, erſter Leutnant; wiederum ein ungerathenes, dummes Apothekerſöhnchen ſchon Fähndrich iſt. Ich kenne einen gewiſſen Herrn aus Heilsbron, ein Erz-pecus campi, der nicht einmal auf den gemeinſten Menſchenverſtand Anſpruch machen kann, der aber, weil ſein Herr Vater Stadtſchreiber iſt, dennoch ein Herr Leutnant ward.

Ich weiß, daß es Ausnahmen giebt, ich weiß, daß Männer unter den Kraisoffizieren ſind, die ihrem Stande durch militäriſche Kenntniſſe Ehre machen, und ſcheue mich nicht, zu bekennen, daß ich die Herren, den

Herrn Major von Fels, den Herrn Hauptmann und den Herrn Leutnant von Storr, den Herrn von Triebelhorn und mehr andere, welche ich während meines Aufenthalts bey der Reichsarmee näher kennen lernte, für brave, ſachkundige Männer halte; aber — im Allgemeinen macht doch — wie man ſo ſpricht — eine, auch zwey, auch ſechs Schwalben noch keinen Sommer, und es bleibt daher leider wahr, daß die Herren Offiziere der Reichstruppen weder ihren Dienſt, noch das Soldatenweſen hinlänglich inne haben.

Und ich ſehe auch nicht ab, was eigentlich einen Offizier von der Reichsarmee antreiben ſollte, ſich auszuzeichnen!

In der kaiſerlichen Armee hat man ehedem manche Offizierſtellen verkauft, und dieſes hat ſo viel bewirkt, daß kein Offizier ſich beſtrebte, ſeine Soldatenkenntniſſe zu vermehren. Kaiſer Joſeph der Zweyte, ſah das Unweſen davon ein, und verbot, die Chargen fernerhin feil zu haben, und ſiehe, ſeit der Zeit ſind die öſterreichſchen Offiziere weit thätiger geworden.

Nichts erhebt das Streben nach Einſicht und Verdienſt mehr, als ein regelmäßiges, zuverläſſiges Avancement. Was hilft es mir, daß ich mehr weiß, als mein Hauptmann, wenn ich nimmermehr hoffen kann, Hauptmann zu werden? Alsdann bekümmere ich mich auch nicht weiter um Kenntniſſe oder um Geſchick: denn ich komme doch nicht vorwärts!

Das iſt nun gerade der Fall bey der Reichsarmee. Ein Stand hat z. B. den Fähndrich zu ſtellen; ein anderer ſtellt den Unterleutnant zu derſelben Kompagnie. Nun bleibt der Herr Fähndrich Fähndrich, und der Herr Unterleutnant Unterleutnant, und nichts kann ſie weiter bringen, nichts — zu einer höhern Stelle befördern: ihr Stand oder Ständchen hat keinen höhern Poſten zu vergeben. Wo ſoll denn der Bewegungsgrund bey dieſen Offizieren herkommen, ihren Dienſt beſſer zu erlernen? Was ſoll ſie antreiben, ſich durch Verdienſt vor andern auszuzeichnen, da ſie doch bleiben was ſie ſind, und auf keinen Fall höher ſteigen können?

Hier und da hat ein Stand zwey oder mehrere Stellen von verſchiedener Art zu vergeben, und da findet denn auch ein Avancement ſtatt. Aber leider iſt das ſchon vorher mit dem Stand abgekartet: man weiß recht gut, wer, im Fall der Hauptmann u. ſ. w. abgehen ſollte, nun Hauptmann werden wird; und das geht nach Gunſt oder Geld, und nicht nach Verdienſt. Ich habe beym Reichskorps uralte Fähndriche und blutjunge Hauptleute angetroffen.*)

---

*) Ich glaube nicht, ſagt ein gewiſſer Schriftſteller, daß die ganze angewandte Mathematik ein Werkzeug erfinden kann, welches mehr, als ein Frauenzimmer auszurichten ver-

Das Generalkommando der Kraiſe kann zum Fortkommen der Offiziere ganz und gar nichts wirken. Ich nehme z. B. an, es würde eine Hauptmannsſtelle beym Badiſchen Regiment im ſchwäbiſchen Korps vakant, welche aber von Lindau zu vergeben wäre. Ich nehme an, der General. Stain, welcher gegenwärtig der Oberkommandeur dieſes Korps iſt,

vermöchte. Krieg und Frieden, Ehre und Schande, gute Gerüchte und böſe Gerüchte, Aemter und Würden, Zuchthausſtellen und Marſchallsſtäbe, — alles läßt ſich durch ſo ein Werkzeug zerſtören und wiederherſtellen, einreißen und aufbauen, verlieren und erlangen. — Wenn Frauenzimmer den Titel eines ſchwachen Werkzeugs annehmen, ſo iſt es eine himmelſchreiende Demuth — ſie, die mit dem größten Recht auf den Rang eines Univerſalhebels Anſpruch machen können. — Um weſſen willen dieß hier bemerkt wird, werden jene ſchon merken, die unter der Regel dieſer Bemerkung begriffen ſind.

empfehle den Leutnant von Storr, den thätigſten jungen Offizier im ganzen Regiment zu dieſer Stelle: alsdann würde der hochlöbliche Magiſtrat der Reichsſtadt Lindau ganz gewiß gar keine Rückſicht auf die Empfehlung des Feldzeugmeiſters nehmen, weil Herr von Storr nicht vom Lindauer, ſondern vom Gmünder Stand iſt; und würde ganz gewiß einen andern aus ſeinem Mittel herſchicken, geſetzt auch, er ſchicke ſich zum Hauptmann, wie Herr von Schirach zum Trompeter für Pitt.

Hier muß ich noch einiges vom Adel ſagen. Wenn die Stände Adeliche in ihrem Mittel haben, ſo erhalten dieſe, wie natürlich, die Offizierſtellen. Die Fürſten thun das nicht immer, obgleich zu unſrer Zeit der Adel von den Fürſten mehr, als jemals geehrt und hervorgezogen wird, wie z. B. im Heſſendarmſtädtiſchen, wo die Sylbe von eine gewaltige Empfehlung iſt, und wo der verdienſtvollſte

Mann dem Edelmann ohne Verdienſt nachſtehen muß. Viele der Fürſten haben nämlich einmal das alles zerſtöhrende Vorurtheil, der Adel ſey die Stütze ihrer Macht. Doch das gehört noch nicht hieher. *) Wenn nun, wie

geſagt

---

*) Wohl aber ſchon folgende Anmerkung. Alſo — diejenigen von dem Adel, deren Nullität ſich hinter ihrem Diplom, dieſer Decke von Kalbfell, verkriecht, und die nichts oder ſehr verächtliches Geſindel ſind, wenn dieſes Fell ihnen über die Ohren gezogen wird, laſſen wir die mit ihrem lächerlichen Von bey jedem ſich brüſten, der ein ſolcher Narr ſeyn will, ihnen etwas darauf gut zu thun. Ich, ſo gut ich der Grammatik bin, bücke mich vor keiner leeren Präpoſition, und verſichere, daß, ſobald dieſes allenthalben die herrſchende Denkart der übrigen Stände ſeyn wird, der Adel ſich auf Kenntniſſe und Verdienſte wird legen müſſen, um noch etwas zu ſeyn.

Der General iſt mehr als der Oberſte: das liegt im Amte. Aber im Blute liegt nichts, als einerley Stoff zur Fäulniß. Daher ſehe ich in jeglichem Edelmanne von unſerm geſagt iſt, die Stände Adel haben, ſo befördern ſie dieſen zu den Offizierſtellen. So ſind

z. B.

ſerm Landesfürſten an, durch alle die Abſtufungen von Grafen, Baronen, Landjunkern, Hofſchranzen, bis herab zum verächtlichen Krippenreiter, nie etwas anders als einen Menſchen, wie ich, der Erde iſt und Aſche werden muß wie ich, und der, ein excellenter Narr iſt, wenn er dem Menſchenverſtande zumuthet, ihn *ſeiner Natur* nach für ein Weſen höherer Art zu halten.

Auch die glänzenden Stufen des höchſten Thurmes ruhen auf den feſten Stützen des Untergebäudes. Dieſe ſind für den Adel und den Fürſten Bürger und Bauer oder überhaupt der *erwerbende* Stand. Ohne dieſen würde der *verzehrende* Stand bald in ſein Nichts zurückſinken. Jenen zurückſetzen heißt alſo dieſen untergraben. — Wer mehr darüber wiſſen will, der betrachte Frankreich, oder leſe den vierten Band von *Friedrich Brack*, wo er eine ganz herrliche Sittenapotheke für den Dünkel des Adels, und für das Benehmen des Nichtadels gegen denſelben finden wird. Die Zeiten ändern ſich heutzutage gewaltig! —

z. B. die Offiziere vom Ulmer Stand alle adelich. Aber es trift ſich oft, daß der Stand keinen Edelmann hat, und denn nimmt man einen bürgerlichen. Die Offiziere z. B. von Rottweil, von Schwäbiſch Halle u. m. ſind alle bürgerlich: denn niemals wird ſich der Stand entſchlieſſen, einem Ausländer, der nicht zum Stand gehört, eine Offiziersſtelle anzuvertrauen, geſetzt auch, er ſtamme in gerader Linie von Kaiſers Claudius Reitpferd ab.

Die Unteroffiziere werden von den Reichsſtänden eben ſo angeſtellt, wie die Offiziere. Freilich fährt dann und wann der Regimentskommandeur zu, und ernennet einen braven Mann zum Korporal — denn einen Feldwebel kann leider ſelbſt das Generalkommando nicht ernennen, weil das ſchon ein einträglicheres Aemtchen iſt. — Aber in dieſem Fall muß es dem Stand ſofort angezeigt und deſſen Gutheiſſen nachgeſucht werden, weil ſonſt der Stand weder die Kleidung noch die Löhnung hergiebt.

Man hat ehedem, und ich glaube, mit Recht, an dem preußiſchen Militär getadelt, daß man faſt lauter alte Soldaten zu Unteroffizieren ausſuchte. Wie ſoll auch ein alter Mann das alles leiſten, was man von einem Korporal fodert? Der jetzige König hat hierin mit gutem Erfolg eine andere Einrichtung getroffen, und ſo werden jetzt nur noch raſche, rüſtige Männer zu dieſem Poſten befördert. Die alten mögen bey den Depots bleiben. Allein bey den Franken, Schwaben und überhaupt bey den Reichstruppen herrſcht ein wahres Unweſen auch in Beſetzung der Unteroffiziersſtellen. Wer da dem Stand gefällt, oder einen guten Freund bey dem hochlöblichen Stadtmagiſtrat hat, wer dem Beichtvater des Nonnenkloſters in bethbrüderlicher Rückſicht anſteht, wird Feldwebel, Fourier oder Korporal. Ein verdorbener, verſoffener Gaſtwirth von Dünkelsbühl, den der dortige Senat gern fortgeſchaft hätte, erhielt die Stelle eines Feldwebels bey der neuen Kompagnie; und ein elender verſoffener Student von Halle in Schwaben, der der Reichsſtadt zur Laſt fiel, und den man, ſo große Bubenſtreiche er auch betrieb, doch nicht fortjagen wollte, weil ſein Vater ehemals im Senat geſeſſen hatte, ward Fourier. So hat auch das Kloſter Salmansweiler, Ciſterzienſerordens, einen elenden Menſchen, der ſonſt ihr Gärtner geweſen war, zum Fourier ernannt.

Meine Leſer halten mir dieſe Prolegomena zu gute: ſie ſchienen mir zur Einleitung höchſt nöthig zu ſeyn. Jetzt komme ich auf die Hauptſache.

Da wäre es denn freilich mein Wunſch, daß es mir gelingen möchte, nicht nur die Fehler der Reichsarmee darzuſtellen, ſondern auch die angemeßnen Mittel zur Beſſerung eindringend und nachdrücklich anzugeben.

Aber, leider Gott erbarms! die Anwendung der Mittel zur Verbeſſerung iſt, — ſo lange die jetzige, anarchiſche Lage des unförmlichen deutſchen Staatskörpers bleibt, wie ſie durch die Kunſt- und Gewaltsgriffe der Mächtigern nun einmal iſt — eben ſo unmöglich, als es unmöglich iſt, aus einem Juden, der ſeinen Schabes und ſeine Feiertage noch religiös feiert, und die Speiſegeſetze der dummen Rabbiner für heilig und unverletzbar hält, einen guten Soldaten zu bilden.

Ich kenne einen ſehr würdigen Oberſten eines Kraisregiments. Dieſer brave und erfahrne Mann wendete gleich bey der Entſtehung des Regiments alle Mühe an, ſeine Offiziere und Soldaten kunſtmäßig auszubilden: Tag und Nacht ging ſeine Sorge dahin, Taktik, Dienſtkenntniſſe und Nacheiferung ſeinen Untergebnen eigen zu machen; allein alles vergebens! Güte und Schärfe war gleich übel angebracht, und das Regiment, ob es gleich noch das beſte in jenem Korps, durch die Bemühungen und Arbeiten des braven Oberſten und einiger guten Hauptleute, geworden iſt, iſt und wird immer bleiben ein — Kraisregiment, d. i. eine Maſſe blau gekleideter, gewehrtragender Leute, die den Namen Soldat kaum verdienen.

Der erſte unverbeſſerliche Hauptfehler eines Reichsregiments und der ganzen Reichsarmee liegt darin, daß ſie aus zu vielerley Volk komponirt oder zuſammengeſetzt iſt, daß folglich niemals Einförmigkeit oder feſte Taktik ſtatt dabey haben kann.

Ich bitte meine Leſer, dieſen Satz erſt im Kleinen, dann im Großen mit mir aufmerkſam durchzugehen.

Der erfahrne Leſer mag ſelbſt entſcheiden, ob irgend ein reguläres Regiment aus einem Trupp entſtehen könne, zu welchem 20, 30 und mehr Stände die Leute liefern, im eigentlichſten Verſtand liefern müſſen, und das nach der vorhin beſchriebenen Art?

Ich habe vorhin geſagt, daß manche Stände und Ständchen, ſchon ehe das Reichskorps ins Feld ziehen muß, Soldaten halten, und daß dieſe zuerſt mitziehen. Aber dergleichen Helden ſind eben ſo gut beynahe als ganz friſche Rekruten: ſie müſſen nämlich auch alle erſt zugeſtutzt werden.

Nach langer Mühe, vielen Ermahnungen, Drohungen, ja gar Exekutionen von Seiten der ausſchreibenden Fürſten kommt endlich das ſtändiſche Kontingent zuſammen, und nun fängt man an, Soldaten zu machen, oder vielmehr Soldat zu ſpielen. An der Kleidung finde ich wenig zu tadeln, ob es gleich der Einförmigkeit ſchadet und das Auge ſehr beleidiget, daß der eine feineres, der andere gröberes Tuch, der eine hellere, der andere dunklere Farbe, der einen längern, jener einen kürzern Rock, dieſer einen ſo, jener einen anders geſtutzten Hut, oder zugeſchnittenen Rock u. ſ. w. trägt: denn jeder Stand macht es hierin, wie er will, und läßt ſich weder vom Regimentskommandör, noch vom Kraiſe etwas vorſchreiben, genug, wenns nur, blaue, weiße u. a. Röcke ſind. — Aus dieſem Grunde ſehen die meiſten Kompagnien und Bataillons gar ſeltſam und buntſchäckig aus.

Dieſes buntſchäckige Weſen iſt bey dem ſchwäbiſchen Korps dieſes Jahr auf eine ſonderbare Weiſe vermehrt worden, ſo, daß man, ohne überlaut zu lachen, die Regimenter von Baden, Wolffegg, Fürſtenberg und Würtemberg nicht ſehen konnte. Es gefiel dem Herrn Markgrafen von Baden und dem Herzog von Würtemberg, die erſte ſchon vor dem ſiebenjährigen Krieg gemachte Vertheilung der Stände wieder herzuſtellen. Es waren aber viele Stände, welche ſonſt zum Badiſchen und andern Regimentern geſtellt hatten, ſchon beym Fürſtenbergiſchen, Welſſeggſchen und andern. Dieſe muſten nun wieder dahin, wohin ſie ehedem gehört hatten, und dadurch findet man bey einer und derſelben Kompagnie, Soldaten mit blauen Röcken, dunkelgelben und hellgelben Aufſchlägen, Rabatten und rothem und weiſſem Unterfutter; mit gelben und weißen Knöpfen; mit weißen Röcken und rothen Aufſchlägen u. ſ. w. Daß dieſes bey einem und demſelben Regiment, in Reihe und Glied, äußerſt komiſch und abgeſchmackt ausſehen müſſe, iſt handgreiflich; und doch wird das Unweſen dauern, bis die Röcke zerriſſen ſind: denn die Stände haben es abgeſchlagen, ſogleich neue machen zu laſſen; auch wollten ſie ſich nicht einmal zur Vertauſchung der Kleidungsſtücke verſtehen. Ich meyne noch jetzt den Kommandör des Badiſchen Regiments, den Herrn Oberſten von Sandberg zu ſehen, als er die Metamorphoſe ſeines Regiments erblickte: „es fehlt nun, ſagte er, zur vollkommnen Karrikatur nichts weiter, als noch einige Dutzend Hanswurſte und Schornſteinfeger — pfui Teufel!“ — Da ritt er hin und ärgerte ſich über die allerliebſte Einförmigkeit der abderitiſchen Mannſchaft.

Eine weit wichtigere Verſchiedenheit iſt die der Armatur, welche die Gleichförmigkeit des Exerzirens unmöglich macht. Gleichförmig Exerzieren iſt, wie jeder Kriegsmann weiß, die Seele der Taktik. Ein Schweizer ärgerte ſich vor einigen Jahren, als er ein preußiſches Regiment ſo maſchienenmäßig ſich üben ſah; er meynte, das hieße Wanduhren aus Menſchen ziehen. Aber das war einem Schweizer zu verzeihen, der keinen Begriff von militäriſchen Uebungen in Monarchien hat. Ein Kriegsmann hingegen weiß, was egale Form der Uebungen iſt, und wird dieſe nimmermehr als ein maſchienenmäßiges Marionettenſpiel betrachten.

Bey den Kraisregimentern, wenigſtens bey den meiſten, geben die Stände ganz verſchiedne Gewehre, ſowohl bey der Infanterie als bey der Cavallerie. Einige ſind nach preußiſcher Art, andere nach öſterreichiſcher, und noch andre ganz vom uralten Schlage. Nun ſtelle man ſich ein Regiment vor, wo einige krumme, andre gerade Flinten herumtragen; wo dieſer das Pulver aufſchüttet, jener nicht; wo der eine den Ladſtock umkehrt, der andere nicht. Das alles macht nicht nur einen häßlichen Uebelſtand, ſondern thut auch noch den weſentlichen Schaden, daß man die Fehler niemals bemerken, folglich auch niemals verbeſſern kann. Bloß die gleiche Form beym Exerzieren, die aber bey der ungleichen Armatur nicht möglich iſt, ſetzt den Offizier in den Stand, die Fehler zu bemerken, auch die kleinſten. Wo aber, wie hier, verſchiedene Griffe durchaus gemacht werden müſſen, da kann auch der geübteſte Offizier nichts ausrichten. Daher denn das Pfuſchern und das Faukeln, weil jeder ſichs ſo bequem macht, als er kann.

Es haben zwar die Kommandörs ſchon oft bey den Fürſten und Ständen der Kraiſe, ſelbſt auf den Kraistagen zu Nürnberg, Ulm und anderwärts auf die Einführung gleicher Gewehre und Armatur gedrungen, auch die Nothwendigkeit einer gleichförmigen Rüſtung nachdrücklich vorgelegt; aber man hatte keine Ohren, und es iſt geblieben, wie es war.

Das iſt alſo ein Hauptfehler, der offenbar daher kommt, daß ſo viele Stände das Reichskorps bilden helfen.

Ein anderer ſehr groſſer Fehler, der aus derſelben Quelle fließt, iſt die verſchiedne Proviſion der verſchiedenen Stände.

Jeder Stand, Fürſt, Graf, Reichsſtadt, Kloſter u. ſ. w. trägt dem Offizier aus ſeinem Mittel die Fürſorge für das ſtändiſche Kontingent auf. Geſetzt nun, eine Kompagnie beſtehe aus Leuten von ſechs Ständen, ſo beſorgt die des erſten Standes der Hauptmann, die des zweyten der Oberleutnant, die des dritten der Fähndrich, die des vierten der Unterleutnant, ein Feldwebel die des fünften, und der Fourier die des ſechsten. Hieraus ergiebt ſich von ſelbſt, daß jeder der Burſche ſich an den Proviſor ſeines Standes anſchließt, daß er von demſelben Schutz fodert und erhält, und daß alſo der Hauptmann bey der Kompagnie weiter nicht gilt, als bloß in Rückſicht auf die Burſche von ſeinem Stande. Der Unterleutnant z. B. hat meinen Stand zu beſorgen: er alſo muß mir die monatliche Zulage, Kleider und alles geben, folglich halte ich mich auch zunächſt an den Unterleutnant und kümmere mich um die andern, ſelbſt um den Hauptmann, nicht viel.

Die Proviſion ſelbſt iſt ſehr verſchieden: einige Fürſten und Stände geben keine monatliche Zulage, andre geben ſie, und die, welche

Zulage geben, geben ſie verſchieden. Ich kenne Stände, deren Zulage ſich auf 2 Gulden 45 Kreuzer monatlich für den gemeinen Mann beläuft; andre hingegen geben nur einen Gulden. Manche Stände und Fürſten liefern lederne, manche tuchene Beinkleider: einige verſehen ihre Leute mit guten Schuhen, Strümpfen, Hembden u. ſ. w., manche aber geben alle dieſe Stücke von geringem ſchlechten Werthe.

Gegen dieſes Unweſen iſt nun wohl ſchwerlich ein Mittel. Soll der Burſche klagen? Soll er ſich beym Hauptmann oder beym Oberſten beſchweren, wenn er ſchlechte Sachen erhält? Dieſe weiſen ihn ſofort an ſeinen Stand, und bey dem Stand hat ja der Proviſor das Ohr des Standes ganz allein.

Aus eben dieſer Urſache kümmern ſich auch die Hauptleute wenig um die Kompagnien, beſonders um die Soldaten, welche nicht von ihren Ständen ſind. Einmal hat der Hauptmann bey einem fremden Stand, ob er gleich unter ſeiner Kompagnie iſt, wenig oder gar kein Anſehn; höchſtens iſt der äußere Dienſt ſeine Sache; für alles andre ſorgt der, welchem die Proviſion von dem Stand anvertraut iſt; und der Hauptmann, welcher ſich darein miſchen wollte, würde übel wegkommen.

Sagt der General oder der Oberſte ein Wort, daß dieſes oder jenes ſo oder ſo ſeyn müſſe, daß er mehr Gleichheit in der Kleidung u. ſ. w. eingeführt wiſſen wolle: ſo beruft ſich der Hauptmann darauf, daß dieſes nicht ihm ſondern die Stände angehe: der General möge ſich an den und den Leutnant u. ſ. w. wenden. — Der General — ärgert ſich nun, murrt, zankt auch dann und wann, und droht, die Sache an den Krais zu melden: aber der Leutnant lacht im Stillen, und alles bleibt beym Alten.

Die verſchiedne Provisionen machen ebenfalls, daß die Soldaten und Unteroffiziere von einem Stand — von den Offizieren werde ich bald reden — ſich einander fürchterlich haſſen, und einander allen Schabernack anthun. Die von einem und demſelben Stand halten zuſammen, und kabaliren unaufhörlich wider die andern Stände. Ich bin oft Zeuge von Zänkereyen geweſen, welche bloß die Verſchiedenheit der Stände zum Grunde hatten. Ein Unteroffizier wird ſich ſehr hüten, einen Mann von ſeinem Stand, der einen dummen Streich begeht, anzugeben, und ihm Strafe zuzuziehen: denn dieſes würde ihn bey ſeinem hochlöblichen Stand um allen Kredit und ins ſchwarze Buch bringen. Hingegen giebt er mit Vergnügen Burſche fremder Stände an, und hilft ihnen nach allen Kräften zu Prügeln und Arreſt. Im Lager bey Marlen merkte ein Korporal Schlägerey in einer Marketenderbude; er rief nach und nach alle Soldaten vom Wallerſteiner Stand heraus, und ſchickte ſie nach ihren Zeltern; nachher brachte er die übrigen nach der Brandwache, und den folgenden Tag erhielt jeder ſeine zwölf Hiebe.

Ich habe oft bey den Preußen klagen hören über die wenige Kammeradſchaft; aber bey den löblichen deutſchen Kraisregimentern iſt die Kammeradſchaft noch ſeltner: ſo viel Stände, ſo viel Rotten, die ſich unaufhörlich necken und verfolgen.

Ein dritter Hauptfehler des Reichskorps iſt die unbeſchreibliche Eiferſucht der Offiziere untereinander.

Die Urſache dieſes Fehlers iſt leicht einzuſehen. Das Regiment iſt aus Leuten von vielen Ständen zuſammengeſetzt: jeder Offizier hängt von dem ſeinigen ab, und doch muß er nach der Subordination dem Hauptmann, Major u. ſ. w. von einem andern Stand zu Gebote ſtehen. Ein Fähndrich, Unterleutnant u. ſ. w. iſt ſchon lange bey einer Kompagnie geſtanden; nun geht der Hauptmann ab, weil er entweder krank iſt, oder an dem Kanonenfieber laborirt. Der Stand alſo, der den Hauptmann ſtellt, ſchickt einen von ſeinen Kreaturen, der weder an Alter, noch an Erfahrung und Geſchicklichkeit dem Fähndrich oder Leutnant gleich kommt. Er macht die gröbſten Fehler gegen den Dienſt, proſtituirt ſich ohne Unterlaß; aber er hat einmal die Kompagnie, und der Herr Leutnant und Fähndrich muß ihm gehorchen. Da ſind demnach die Kabalen unvermeidlich: man ſucht recht abſichtlich ihn, wie man ſpricht, über die Pfütze zu führen, und gute Nacht Subordination! Da iſt alſo ganz dem Buchſtaben nach der Hobbeſiſche Krieg aller gegen alle: jeder ſorgt für ſich, jeder ſucht ſich zu behaupten, ſein Anſehn zu unterſtützen, und den andern zu beſchimpfen.

Es iſt mir für gewiß erzählt worden, und ich kann es auch glauben, da ich die Kabaliſtik von der Art kenne, daß ein Leutnant bey einer Revue, wo ſelbſt der Generalkommandde zugegen war, einigen Burſchen Geld gegeben habe, um bey des Hauptmanns Kommando vorzuſchieſſen, damit es ein Geplacker gäbe, und der Hauptmann einen Verweis davon trüge. Es geſchah auch würklich: der Hauptmann kommandirte recht, die beſtochnen Bengel ſchoſſen vor, die ganze Diviſion gerieth ins Plackern, und der General hunzte den Hauptmann aus, als wenn die Schuld an ſeinem Kommando gelegen wäre.

Solche Siebenſachen gehen öfters vor, und zeugen von der Freundſchaft, womit die Offiziere der Kraisregimenter einander zugethan ſind!

Ein Offizier in kaiſerlichen, preußiſchen, ſächſiſchen und andern Dienſten, bleibt immer demſelben Herrn unterthan, behält immer dieſelben Vorgeſetzte u. ſ. f. Aber ein Offizier bey den Kraistruppen reſpektirt ſeinen

Oberſten, General, Major u. ſ. f. bloß ſo lange, als der Krieg dauert. Iſt dieſer beendigt, ſo geht er zu ſeinem Stand, Fürſten, Reichsſtadt, Kloſter u. d. gl. zurück, und bekümmert ſich fernerhin nicht mehr um den Vorgeſetzten, der ihm nun auch weiter nichts zu befehlen hat.

Wo ſoll bey ſolchen Umſtänden die Anhänglichkeit an die Obern, die doch im Kriege ſo weſentlich nothwendig iſt, herkommen? Alle große und kleinen Zwecke, wozu mehrere das Ihre beytragen, müſſen durch Eintracht und gemeinſchaftliches Intereſſe erhalten werden, beſonders im Kriege, wo Uneinigkeit und Kabale den allergrößten Schaden ſtiften müſſen. Aber dieſe Einigkeit iſt unter dieſer Verfaſſung bey den Kraistruppen nicht möglich. Folgende Anmerkung wird dieſen wichtigen Satz noch mehr ins Helle bringen.

Die ausſchreibenden Fürſten ſind bey allen Ständen der Kraiſe verhaßt, und gerade dieſe

Fürſten ernennen die Generale, als ihre Stellvertreter, die Oberſten und Adjutanten. Die Folgen dieſer Behauptung ſind ſehr wichtig; alſo muß es wohl der Mühe werth ſeyn, die Behauptung ſelbſt mit Gründen zu unterſtützen.

Die ausſchreibenden Fürſten werden ſowohl durch das Reichsconcluſum zu Regensburg, als auch durch die Kontingentsrepartition, welche auf dem Kraistage zu Nürnberg, Ulm und in andern Hauptſtädten der Kraiſe, feſtgeſetzt wird, ſofort autoriſirt, die Stände erſt in der Güte zur Stellung ihres jederſeitigen Kontingents aufzufodern, und im Fall der Nichtbefolgung mit Schärfe und Exekution zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten. Jeder Stand aber, — geſetzt auch, es ſey ein unbedeutendes Reichsſtädtchen Friedberg, Gelnhauſen, Offenburg u. ſ. w. oder eine Benediktiner-Abtey, ein Nonnenkloſter, eine unbedeutende Frau Gräfin von der Leyen, oder ſo was ähnliches — dünkt ſich doch, als Reichsſtand, gar viel zu ſeyn, und leidet die gebietende Auffoderung des ausſchreibenden Fürſten meiſt nur mit Widerwillen, gehorcht mit Widerwillen, und ſtellt endlich das Kontingent, aber immer mit Widerwillen. In gegenwärtigem Kriege wider die neufränkiſche Republik ſind einige Stände im fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kraiſe gar mit Gewalt gezwungen worden, die deutſche Heldenarmee mit einigen 5½. 8½ Mann u. ſ. w. zu vermehren.

Die kleinern Fürſten und Stände ſehen wohl ein, daß im Fall eines unglücklichen Krieges der Schaden ihnen eben ſo, wie den größern, zur Laſt fallen würde, daß aber, wenns glücklich abginge, der Herzog von Würtemberg, der Kurfürſt von Pfalzbaiern, der Landgraf zu Heſſen und andre groſſe Reichsſtände es für gut finden würden, Ehre und Vortheil ſich ganz allein zuzueignen; aber die Herren Fürſten von Fürſtenberg, Bruchſal, die Herren Stadtſchultheiße von Offenburg, Gmünd, Rottweil und die hochwürdigen Prälaten von Salmansweiler und Gengenbach, und alle andre Stände dieſer Art nicht einmal zu erwähnen. Wir ſollen alſo, ſagen dieſe, die Gefahr und den Nachtheil mit ihnen theilen; aber auf den Vortheil und die Ehre des Sieges Verzicht thun: dafür danken wir ergebenſt.

Nach dieſem Grundſatz verfahren ſie nun, und geben gerade nur das, wozu man ſie zwingt. Die Stände haben alſo aus Noth, um nur der Exekution zu entgehen, ihre Leute zur Armee abgeſchickt; aber ächter, wahrer Patriotismus hat gar keinen Theil an der Sache gehabt. Doch davon nachher.

Die Feindſchaft und der Haß der kleinern Stände gegen die ausſchreibenden mächtigern Fürſten geht nun auf die Offiziere und Soldaten auch über. Meiſt alle Offiziere haſſen die Generale und Oberſten, bloß aus dem Grunde ſchon, weil ſie ſelbige für uſurpirende Zuchtmeiſter anſehen, die ihnen ihre Freyheit, welche ihnen ihr hochlöblicher Stand geſtattet, beſchränken und verletzen.

Die große Unerfahrenheit und Unwiſſenheit der Offiziere im Dienſtweſen, zwingt die Obern ſehr oft, ihnen die Meynung derb zu ſagen, auch ſonſt mit Strafen ſie heimzuſuchen. Wenn, wie ich oft ſelbſt geſehen habe, ein Oberſter ein und eben dieſelbe Sache hundert und neun und neunzigmal den Offizieren vordemonſtrirt, und es ihnen ſo oft vormacht, daß endlich auch ein Stück Holz es verſtehen müßte, und dann doch die Offiziere entweder aus Unachtſamkeit, Eigenſinn oder aus wirklicher Dummheit das Ding wieder hundertmal ſchief machen, ſo bricht endlich dem Vorgeſetzten die Geduld, und er fährt freylich dann mit derben Worten heraus.

Ich habe mehrmals geſehen, wie der Herr Oberſt von Sandberg vom Badiſchen, und der Oberſt vom Wolfeggaiſchen Regiment, Offiziere beym Exerzieren aus dem Glied jagten, weil ſie ganz und gar nicht wußten, was ſie machen ſollten.

In preußiſchen, öſtreichiſchen, heſſiſchen und andern regulirten Dienſten erträgt ein Offizier leicht einen Verweis, der ihm keine Schande macht, und ſucht ſich zu beſſern, damit es nicht nöthig ſey, den Verweis zu wiederholen: aber bey den hochlöblichen Kraistruppen ſind größtentheils Offiziere, die beynahe niemals an Verweiſe gewöhnt waren, die folglich ſich baß ärgern, wenn der Oberſte oder der Major ſie unwiſſende Wichte nennt, die keinen Menſchenverſtand haben, oder ſie gar ſofort in Arreſt ſchickt. Dergleichen Traktament ſchmeckt einem Frankfurter, Nürnberger oder Ulmer Patrizier, oder einem Herrn Leutnant, der ſonſt Lakay bey einem Reichsprälaten war, freylich gar übel, und vermehrt nur ſeinen Haß gegen die Obern und den Widerwillen gegen den Dienſt.

Es giebt, heißt es in einem gewiſſen Buche, worin ich einmal geblättert habe, keine fadere Geſellſchaft, als die Geſellſchaft der Offiziere: die Leute reden von nichts, als von ihrem Dienſt, von ihrer Taktik und von ihren Wachen. — Der Autor hatte recht: wer nicht von militäriſchem Metier iſt, muß freylich ein ſolches Geſpräch fade finden. Aber ſind die Geſellſchaften der Gelehrten, worin von eitel ſuperfeinen Sächelchen diſputirt wird, oder die Geſpräche der Frauenzimmer, die nichts als Putz u. d. gl. betreffen, nicht auch fade genug für den, der davon nichts verſteht? Ein jeder ſpricht von dem, was ſeines Amtes iſt, nach dem Spruch des Ovidius:

Navita de ventis, de tauris narrat arator,
Enumerat miles vulnera, paſtor oves.

Bey den Kraisoffizieren aber iſt das Ding gar anders. Vom Exerzieren oder ſonſt von Dingen, die den Dienſt betreffen, hört man kaum ein Wörtchen. Nur Karten, Würfel und Weinflaſchen her, und dann beginnt das liebe, erbauliche Spiel, oder ein recht artiger Kommentär über die Reize der Nymphen. Dieſes geht ſo weit, daß ſich kein Offizier — ich habe das mehr als einmal ſelbſt erfahren — über Dienſtſachen anders ſprechen läßt, als früh bey dem Rapport, das heißt, zu der Zeit, wo der Feldwebel Nachricht von der Kompagnie ertheilt: was da nicht gemeldet und ausgemacht wird, muß bis auf den andern Tag verſchoben werden, und wäre es von noch ſo groſſer Wichtigkeit.

Der Obriſt von Sandberg empfahl den Offizieren zum öftern, Abends beym Verleſen, wo die ganze Kompagnie zuſammen zu kommen pflegt, kleinere Evolutionen im Marſchiren, Schwenken u. ſ. w. vorzunehmen, um ſich und die Leute darin etwas zu üben.

Aber ich weiß keinen Offizier, der dieſes jemals befolgt hätte, den Leutnant von Storr ausgenommen. Die andern dachten, und ſagtens laut: das ſey ihnen ungelegen, ſie wollten dem Obriſten den Teufel thun, ſie würden ohnehin ſchon genug geſchoren auf dem Exerzierplatz u. d. gl.

Die Adjutanten ſind bey den meiſten Kraistruppen, ſo wie bey den Oeſtreichern, keine würkliche Offiziere: man ernennt erfahrne, auch wohl ſehr unerfahrne Unteroffiziere, Feldwebel und Fouriers dazu. Da ſie aber die Befehle der Obern den Herren Offizieren eröffnen müſſen, ihnen auch manchen Verweis überbringen oder einhändigen, ſo ſind die armen Adjutanten der Gegenſtand des Haſſes, der Verachtung und der Satyre aller Offiziere, ja ſelbſt der gemeinen Soldaten, die in dieſem Stück ſehr gern ihren Vorgeſetzten nachahmen. Ein gewiſſer Feldwebel Frauer, vom badiſchen Regiment, ward den vorigen

Sommer Adjutant bey dem zweyten Bataillon: aber er wäre beſſer Feldwebel geblieben. Alle Offiziere fielen hernach über ihn her, und wo ſie nur immer konnten, neckten und quälten ſie ihn; und ſelbſt der Obriſt war nicht im Stande, ihn gegen die allgemeine Verachtung zu ſchützen.

Franer iſt freylich kein Hexenmeiſter, und ſeine militäriſchen Kenntniſſe ſind eben nicht weit her, auch iſt ſein ganzes Benehmen ziemlich fade und lächerlich; aber die Offiziere, wenigſtens die Hauptleute, von denen man doch Ueberlegung und Gemeinſinn fodern darf, hätten ſeiner doch ſchonen ſollen wegen des böſen Beyſpiels, und des nachtheiligen Eindrucks, den der Spott über den Adjutanten bey den gemeinen Soldaten machen mußte. Der gute Franer trug einen etwas weiten Rock. Ein Soldat fragte den andern ſo laut, daß der Adjutant es hören konnte: „horch, Kammerad, wer hat wohl dem Adjutanten ſeinen Rock ſo weit gemacht? — Pah, erwiederte der andere, das iſt nicht des Adjutanten Rock: ſiehſt du denn nicht, daß es der Schlafrock des Profoſen iſt? Er hat ihn vom Profoſen geborgt!" — Frauer ging zum Hauptmann, und beſchwerte ſich über die Impertinenz der Soldaten. Der Hauptmann aber lachte ihn aus, erklärte die Sache für eine Schnurre, die ſehr verzeihlich ſey, und verweigerte ihm die Genugthuung. Nachher ſprach der Hauptmann mit den Soldaten, lobte ihren guten Einfall, und gab ihnen ein Trinkgeld, wahrſcheinlich, um ſie zu ähnlichen Impertinenzen aufzumuntern.

Der Adjutant vom erſten Bataillon des nämlichen Regiments, Herr Colmar, ein Mann von Kenntniſſen und ſehr biederem Karakter, aber von kränklicher Konſtitution, hat aus dieſer Urſache ſich einen rüſtigen Subſtituten angenommen, der ſeine Dienſte auf der Parade verſieht, und die Grobheiten der Offiziere und Soldaten mit gleicher Münze ganz kaltblütig abweiſet. Herr Colmar hat dieſen Ausweg gewählt, damit er ſich nicht zu Tode ärgern müſſe, welches bey ſeinem hypochondriſchen Weſen ſonſt leicht geſchehen könnte.

Aus dem, was ich bisher geſagt habe, folgt nun der vierte Hauptfehler des Reichskorps von ſelbſt und ohne weitere Beweiſe, nämlich der Mangel an Subordination. Ich brauche es keinem Soldaten zu ſagen, daß ſtrenge Subordination, das iſt, pünktliche Befolgung der Befehle der Vorgeſetzten, das Hauptweſen des Kriegsdienſtes ausmache, daß mit dieſer alles ſtehe oder falle, und daß ſich der Soldat oder der Offizier auch nicht einmal die Unterſuchung über den Grund einer Ordre erlauben dürfe. Alles dieſes darf ich nicht weitläufiger ſagen: es iſt zu bekannt, und die Nothwendigkeit davon iſt zu ſehr durch unzählige Erfahrungen beſtätiget, als daß ich den Satz hier noch beweiſen müßte: daß, wo die Subordination ſchlecht ſteht, auch da der ganze Dienſt nichts taugt.

In der Reichsarmee kann nun wohl nach dem, was ich oben ſchon erzählt habe, keine ächte Subordination ſtatt finden, weil der wahre Grund derſelben, nämlich das gemeinſchaftliche Intereſſe, wegfällt. Hier will ich mich, da ich weiterhin über dieſen Punkt noch einmal reden muß, nicht weiter darauf einlaſſen.

Da jeder Fürſt und jeder Stand der Kraiſe für ſein Kontingent ſorgen muß, ſo entſtehen häufige Defraudationen oder Betrügereyen, welche man nicht füglich verhindern kann, weil keine Aufſicht da iſt. Bey andern Armeen kömmt doch endlich alles von geringern Vorgeſetzten in höhere Hände, und da geht es denn doch weit regelmäßiger und ordentlicher zu, ob es gleich auch da an Betrügereyen nicht fehlt. Bey der Reichsarmee hingegen iſt der Stand die höchſte, und der bey dem Regiment für den Stand angeſetzte Proviſor die erſte Inſtanz. Dieſer Proviſor macht nun, was er will: denn der Stand iſt weit entfernt, und kann unmöglich die Richtigkeit der Angaben in ſeinen Berechnungen unterſuchen. Ich muß hier einiges anführen, um deutlich zu zeigen, wie die guten Stände betrogen werden.

Der Büchſenmacher z. B. hat im Monat März für ſechs Gulden Arbeit für den Offenburger Stand geliefert. Der Herr Leutnant als Proviſor des Standes und der Büchſenmacher verſtehen ſich: es werden ſtatt ſechs Gulden, dreißig angeſetzt für zerbrochne Schäfte, die nie zerbrochen, für verlorne Säbel und Bajonette, die nie verloren waren: der Leutnant ſchickt die Rechnung ein, der Stand bezahlt ſie, und der Büchſenmacher theilt nach Convenienz mit dem Leutnant den Ueberſchuß.

Hans und Kunz ſind ſchon vor ſechs Monaten davon gelaufen; ſie werden aber noch immer geführt, und folglich erhält der Standsproproviſor die Zulage für ſich, und theilt mit dem Regimentsquartiermeiſter das Geld und Brod, welches Hans und Kunz hätten beziehen ſollen, und der Stand wird immer gepreſſt. Der Proviſor läßt ſich auch zu rechter Zeit die Kleider zahlen, die Hans und Kunz hätten anziehen können, wenn ſie da geblieben wären.

Die Beſoldung der Offiziere bey den Reichstruppen iſt eben nicht groß: ein Kapitän hat nicht mehr als 50 Gulden monatlich, und einige Pferdrationen, und doch ſind dieſe Herren im Stande, großen Aufwand zu machen, mit Weib und Kindern, mit Bedienten und anderm Geräthe herumzuziehen, in den Kantonirungsquartieren und Lägern, und überhaupt ſo zu wirthſchaften, wie kein kaiſerlicher oder preußiſcher Offizier es kann, ohne von ſeinem Vermögen, wenn er einiges hat, ſtark zuzuſetzen. Nun fragt es ſich: woher das alles?

Die Stände ſehen ohne Zweifel wohl ein, daß ſtarker Betrug vorgeht; aber da am Ende allemal der Unterthan, d. i. der Bauer und der Bürger — denn auf dieſe werden alle Unkoſten für das Kontingent angeſchlagen, unter dem Titel der Römermonate, und die Herrſchaft, oder der Herr Fürſt, Graf, Prälat u. ſ. w. geben dazu keinen Heller, — alles zahlen muß, und da die Herren bey den Ständen ſich auch Vortheile dabey verſchaffen können, ſo läßt man alles gehen, wie es geht, fiſcht im Trüben und läßt Andre auch ſo fiſchen, und benutzt das allgemeine Elend, um ſeinen Beutel anzufüllen.

Daher koſtet auch ein einziges Kraisregiment — ich rede, wie ſichs von ſelbſt verſteht, immer noch von den komponirten Regimentern: denn von den Kontingenten größerer Fürſten, werde ich das Gehörige bald anbringen — mehr als drey kaiſerliche oder preußiſche. Jeder will da ſich bereichern, vom

Fourier an bis zum höchſten Offizier: und bey dieſem Manövre gehts ſo ziemlich ſchnell, weil am Ende des Kriegs die ergiebige Quelle verſiegt; und ſo ſucht man ſein Pfeifchen recht hübſch zu ſchneiden, ſo lange man noch im Rohr ſitzt.

Die Kraiſe haben noch Schulden aus dem ſiebenjährigen Kriege: aber der gegenwärtige Krieg — hat ganz Deutſchland in unerhörte und kaum zubezahlende Schulden nachgeſtürzt. Die Stände des Reichs, d. i. die armen deutſchen Unterthanen, die ohnehin in Friedenszeiten ſchon von manchem Deſpoten ausgeſaugt werden bis aufs Blut, ſind nicht mehr im Stande, den Krieg auch nur noch ein einziges Jahr fortzuſetzen, oder mit andern Worten, ſie ſind nicht im Stande, ihr Kontingent noch ein Jahr auf den Beinen zu halten, ohne ſich zu ruiniren, oder als Unterpfand einem Mächtigern heimzufallen. Dieſe Wahrheit zu beweiſen, oder weiter zu verfolgen, iſt hier der Ort nicht.

Lange ſchon hat man in Deutſchland herumgeſchrieen, und Herr von Schirach hat ſchon vor vier Jahren prophezeiht, daß die Franzoſen nächſtens verhungern würden: aber die Franzoſen ſind noch nicht verhungert, wohl aber iſt ein großer Theil unſers lieben Vaterlands dem Bankrut ſehr nahe. Dieß im Vorbeygehen und vorläufig!

Daß man nicht ſtreng aufs Rekrutiren treibe, iſt wohl einleuchtend, ſo bald man weiß, daß die fehlende Mannſchaft dennoch bezahlt werden muß, und daß das Geld dafür in die Beutel der Herren Rekrutirer fällt. Ich kenne Kompagnien, wobey kaum 30 Mann in Dienſten ſind, alſo kaum der achte Theil von dem, was da ſeyn ſollte. Aus dieſer Urſache iſt ein Kraisregiment, wenns gleich aus 10 Musketierkompagnien beſteht, kaum ſo ſtark, als drey preußiſche Kompagnien. Allein die fehlende Mannſchaft ſteht doch auf dem Papier, wird immer mit Geld, Brodt und

Kleiverſehn; und da können die Stände den Abgang nicht merken, oder wenn ſie ihn auch ja merken, ſo machen ſie ſich das Ding zu Nutze, partagiren mit, und helfen ſo die deutſchen Bauren weiter betrügen.

Die Unterthanen des Fürſten von **Hechingen** wollten im Monat Auguſt des vorigen Jahres (1795) für die Römermonate kein Geld fernerhin hergeben, und jagten die, welche es einkaſſiren wollten, zu ihren Dörfern hinaus. Sie waren inne geworden, wie es mit dem lieben Gelde, das man ihnen abzwang, zuginge, und weigerten ſich, ihren Beytrag weiter zu entrichten. Die Sache hätte können ernſthaft werden, und mehrere kleinere und größere Stände wären vielleicht auf den nämlichen Einfall gekommen, wenn nicht eine Exekution, die ſich der Herr Fürſt von **Hechingen** ſofort bey dem Reichskorps erbat, den Aufruhr geſtillt, und die Hechinger Bauren ge-

genöthigt hätte, ihre Römermonate nach wie vor fortzuzahlen.

Im ſiebenjährigen Kriege machten die Reichstruppen eine für ſich beſtehende Armee aus. Daß ſie damals nichts geleiſtet haben, und beſonders bey Roßbach ganz exemplariſch davon gelaufen ſind, lehrt die Geſchichte dieſes Krieges. Im jetzigen Kriege gegen die Franzoſen, fieng man die Sache anders an: die Reichstruppen wurden vertheilt, und zu den Preußen und Kaiſerlichen da und dorthin geſtoßen, wahrſcheinlich, weil man dachte, daß es auf dieſe Art angienge, die an ſich nur halb brauchbare Truppen ganz brauchbar zu machen.

Ich muß über dieſen Gegenſtand etwas ausführlicher ſchreiben.

Es wäre zu wünſchen, daß ächter Patriotismus alle Krieger vom erſten General an bis auf den letzten Tambour beſeelte: dann hätten wir brauchbare Heldenheere, und weder

der Memmen noch Waghälſe. In dieſem Kriege hat man wieder geſehen, was man den alten Geſchichtſchreibern kaum mehr glauben wollte, — daß junge, ungeübte und unerfahrne Krieger, alte nach der Schnur und allen Regeln der Taktik gebildete Soldaten zurückwarfen, und ſie mit Schande, wie eine Heerde Schaafe, vor ſich hintrieben. Eben ſo wie man noch jetzt die Thaten der Griechen, unter der Anführung eines Leonidas, Miltiades, Themiſtocles, Pauſanias und andrer rühmt; wie man die Bemühungen der Römer für die Rettung ihres Vaterlandes gegen den Hannibal, die Gallier, den Pyrrhus und die Cimbrer feyerlich rühmt, eben ſo ſage ich, wird man in der Folge der Zeit die heldenmüthigen Thaten der Franzoſen rühmen, da ſie die Linien im Elſaß wieder eroberten, die Macht der Spanier zernichteten, die Feinde aus den Niederlanden trieben, und rundum ihrer Feinde ſich erwehrten. ꝛc. ꝛc.

Was machte aber ehedem die Griechen und Römer und jezt die Franzoſen ſo tapfer und ſo muthig? Nichts als der Patriotiſmus, der ehedem jeden Griechen und Römer, und jezt jeden Franzoſen beſeelt.

In einem Kriege, wo Monarch wider Monarch, Armee gegen Armee ficht, iſt das Kriegsglück wandelbar: jeder kann hoffen zu gewinnen; und was nicht durch offenbare Kraft ausgerichtet werden kann, läßt ſich durch Liſt, Pratiken, Geld und andre Mittel, die die Moral zwar verdammt, die Politik aber autoriſirt und billiget, zuwege bringen. Aber wo Deſpotie mit der Freyheit kämpft, da entſcheidet kein Zufall mehr, da gelten alle politiſchen Kniffe nichts: der Sieg iſt allemal auf Seiten der Vertheidiger der Freyheit.

Wo aber Liebe zum Vaterland ſeyn ſoll, muß doch wohl erſt ein Vaterland ſelbſt ſeyn; und das iſts eben, was wir armen Deutſche leider nicht haben. Unſer liebes Deutſchland, das Land, welches ehemals einen Herrmann und Meerbott hervorbrachte, das den Römern, den Normannen und den Hunnen ſo lange und ſo glücklich widerſtand, dieſes gute Land iſt in eitel kleine Monarchieen zertheilt, deren Haupteigenſchaften großentheils Bedrückung der Unterthanen, Stolz und Sklaverey und eine unbeſchreibliche Schwäche ſind. Einige mächtige Stände des Reichs ſcheinen gar nicht mehr dazu zu gehören, und miſchen ſich bloß in Reichsſachen, wenn ſie ihren Vortheil betreiben zu können glauben. Die andern Stände ſind einzeln — ſchwach, und verbündet — eben auch nicht ſtark.

Woher ſollte alſo Vaterlandsliebe kommen, da leider der Deutſche als Deutſcher kein Vaterland hat? Nirgends iſt der Unterthan ärger Sklav, als unter den kleinen Deſpoten in Deutſchland: größtentheils ſind die Unterthanen Leibeigen, und werden nach ächt Machiavelliſchen Grundſätzen regiert. Hat aber wohl der Sklave ein Vaterland? Oder muß es ihm nicht gleich viel gelten, weſſen Joch er trägt, oder wer ihm die Haut ſchabet, wenns doch einmal ſo ſeyn muß?

Ehedem, wenn Deutſchland angefallen wurde, war jeder bereit, den Feind zu bekämpfen, und beſonders thaten dieſes die Fürſten und Herren in der ältern Zeit. Aber jetzt, daß der Himmel ſich erbarme! jetzt ziehen die Fürſten und Grafen und Herren von dannen, und laſſen Land und Leute im Stich, ſobald ſie nur von weitem hören, daß die Franzoſen ſich ihren Schlöſſern und Reſidenzen nähern. Der Herr Markgraf von Baden — vom Fürſtbiſchof zu Speier und andern geiſtlichen Herren rede ich nicht, denn die dürfen ihre Hand nicht ans Schwerdt legen — der Herr Landgraf von Heſſen-Darmſtadt und andre Herren flohen bey dem bloßen Gerüchte, daß die Franken ihnen bald einen Beſuch machen würden, und gaben dadurch hinlänglich zu verſtehen, daß ſie bloß Regenten ſind, um bey gefahrloſen Zeiten ſich von ihren Unterthanen in ungeſtöhrter Ruhe mäſten zu laſſen; daß ſie aber nicht dran denken, wie ſie die Sicherheit dieſer Unterthanen zu jederzeit hinlänglich ſchützen und durch kluge Vorſorge von den Anfällen des Feindes hinlänglich retten mögen! In der Gefahr bleibt der arme Unterthan ſich ſelbſt überlaſſen, und nur in Frieden, wenn er ſein Feld bauen, und etwas erwerben kann, hat er einen Herrn, der die Früchte ſeines Schweiſes mit ihm theilt und verpraßt.

Für wen ſtreitet alſo der Deutſche? oder vielmehr, für wen könnte er ſtreiten? Wir wollen ſehen, ob wir auf dieſe Frage eine befriedigende Antwort finden können.

Deutſchland für ſich, führt nie, und kann nie einen Offenſivkrieg führen. Das Reich wird allemal erſt hintendrein, wenn ſchon andre Mächtige — Händel angefangen haben, in dieſe mit verwickelt, um die Koſten davon mit zu tragen. Was ſollte auch unſer Volk bewegen, die alten Gränzen Germaniens wieder aufzuſuchen, und die deutſche Anarchie nach Lothringen, Elſaß u. ſ. w. auszudehnen? Wir würden ja keinen Vortheil davon haben: denn da würden auch kleine Monarchieen entſtehen, von welchen die ſchon vorhandenen gar keinen Vortheil haben würden.

Unſer Unglück haben wir Deutſche größtentheils dem Hauſe Oeſtreich zu danken, einem Hauſe, das uns ſchon ſo oft in Kriege, die Land und Leute verderbten, hineingezerrt hat. Ich ſage dieß laut, weil die Geſchichte es beweißt. In dem höchſt ungerechten Krieg gegen Friedrich II. nahm Deutſchland, meiſt auf Betrieb des Wiener Hofes und der katholiſchen Stände, welche den König in Preußen gern klein gemacht hätten, um die Pfafferey in Deutſchland beſſer etabliren und durch ſie ungehinderter die frommen Schaafe ſcheeren zu können, zu ſeinem größten Schaden,

den, und zur bleibenden Schande der Reichsſoldaten Antheil. Friedrich II. kannte aber die elende Verfaſſung des Reichskorps, und fertigte es bald ab. Und von dieſer Zeit an iſt der Name Kraisſoldat auch an denen Orten zum Schimpfnamen geworden, wo dergleichen Helden noch immer zu haben ſind.

Kriegte aber damals der deutſche Soldat für ſein Vaterland? Nein! Friedrich II. hatte Deutſchland nicht angegriffen: er hatte niemals im Sinne, die deutſche Reichsverfaſſung, welche ihm — wie jedermann dieſem patriotiſchen Helden nachrühmen muß — immer heilig war, zu ändern oder zu ſchwächen. Was bewog alſo die Reichskraiſe, die Herren Rheiner, Weſtphälinger, Franken, Schwaben und die übrigen, den König mit anzugreifen? Nichts, als das Intereſſe des Hauſes Oeſtreich! Der Wiener Hof wußte dieſes als ein allgemeines Intereſſe für ganz Deutſchland vorzuſtellen, und die leichtgläubigen, guten

Deutſchen griffen zu den Waffen, und wurden mit Schimpf und Schande, und mancher, der nicht geſchwinde genug ausriß, mit einem Loch im Kopfe nach Haus gejagt.

Im gegenwärtigen Kriege wider die Franzoſen, war wieder das Intereſſe des Hauſes Oeſtreich das, was die Deutſchen zwang, an dieſer erzwunderlichen Fehde Theil zu nehmen, und ich halte noch immer dafür, daß die, wie die Folge gelehrt hat, ſehr kurzſichtige Politik des Wiener Hofes, ſowohl an dem Unglück Ludwigs XVI. und ſeiner Familie, als an dem für ganz Europa ſo verderblichen Kriege Schuld geweſen iſt. — Preußen iſt wohl ganz gewiß durch öſtreichſche Vorſpiegelungen, und durch den Schnickſchnack der Emigrees bewogen werden, dem Bunde gegen Frankreich beyzutreten.

Die Franzoſen hatten zwar einige, den Reichsfürſten gehörige und im Elſaß gelegene Ländereyen weggenommen: aber dieſe Ländereyen gehörten ja (ſeit 1648) nicht mehr zu Deutſchland: auch hatten die Franzoſen Erſatz dafür angeboten: ſie hatten folglich den deutſchen Staatskörper, wenn ja das vielköpfige Ding dieſen Namen verdient, gar nicht beleidigt. Alſo war ſelbſt nach den Grundgeſetzen des Reiches, keine Schuldigkeit für die Deutſchen da, faktiſch gegen Frankreich aufzuſtehen, und der Coalition beyzutreten.

Oeſtreich aber, oder vielmehr Kaunitz, ruhte ſchon ſeit 1791 nicht, die Deutſchen aufzubieten; und dieſe ließen ſichs denn endlich gefallen, das Kreutz wider die Neufranken zu ergreifen, nicht ſowohl um Deutſchland zu ſchützen, als vielmehr, das Projekt der Oeſtreicher, die neue Republik zu zernichten, mit auszuführen. Das Königthum in Frankreich ſollte zu Ehren aller Monarchieen aufrecht erhalten werden; aber während der Zeit man dieß vorgab, und zum Scheine betrieb, ſtürzte man ein anderes in Polen. Indeß was gieng es

Deutſchland an, was Preußen hier, und Oeſtreich dort zur Abſicht hatte? —

Ich denke, daß mir hier ſchon jemand zuruft: die Franzoſen ſind ja doch im Jahr 1792 unter Anführung des Generals Cuſtine in Deutſchland eingefallen, haben Speier, Maynz und Frankfurt weggenommen u. ſ. w. Dieſes ſind ja offenbare Angriffe auf die deutſche Nation, und dieſe habe die höchſte Schuldigkeit gehabt, die eindringenden Franzoſen zurück zu jagen u. ſ. w.

Darauf dient aber folgendes zur Antwort: die deutſchen Fürſten am Rhein, namentlich der Kurfürſt von Maynz und Trier, der Fürſt von Naſſau-Weilburg und Uſingen hatten die Emigrees ohne Vorwiſſen und ohne Genehmigung des Reichs, bloß deßwegen aufgenommen und unterſtützt, weil ſie brav Geld in ihre Herrſchaften brachten, und weil ſie ſelbſt durch dieſen den Emigrees verliehenen

Schutz den Höfen zu Verſailles und zu Wien ſein hoſiren wollten.

Die Franzoſen, oder damals die Mitglieder der Aſſemblée nationale, beſchwerten ſich bey den genannten Fürſten, und baten, den Emigrees nicht zu erlauben, in ſo großer Menge auf den Gränzen zu niſten, von woher ſie ohne Unterlaß Unordnungen und Unruhen in Frankreich anzettelten, oder unterhielten.

Aber ſtatt auf dieſe billige Forderung zu hören, erlaubte man ihnen gar, Truppen zu werben, und eine Armee zu errichten, welche, ſo ſchofel ſie auch immer war, ſchon im Winter 1792 den Namen einer armeé royale und armeé françaiſe führte, und welche hernach mit den Preußen und Oeſtreichern den Heldenzug nach Champagne formiren half.

Nun frage ich jeden unbefangnen, billig denkenden Mann, der die Gräuel kennt, die im Jahr 1792 in Lotharingen und in Champagne verübt wurden, und der dabey überlegt, daß all' das Unglück von denen in Neuwied, Coblenz, Bingen, Worms und in andern Orten gehegten Emigrees herkommt: ob das römiſche Reich wirklich von Cuſtine angegriffen war, oder ob die Fürſten zu Maynz, Trier u. ſ. w. dieſe Züchtigung ſich nicht ſelbſt zugezogen hatten? Es war Pflicht der übrigen Reichsſtände, dieſe ihre Mitſtände zur Verantwortung zu ziehen, und durch Traktaten einen Krieg abzuwenden, der für ganz Deutſchland ſo traurig geworden iſt, und nicht an dem Attentate Theil zu nehmen, und es durch thätige Hülfe noch zu vergrößern.

Daß die Franzoſen mit Deutſchland ſelbſt keine Händel geſucht haben, erhellet daraus, daß ſie anfänglich die Pfalz, die Länder des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt und andre deutſche Staaten ſchonten, die ihnen doch bequem genug lagen, um ſie ohne Mühe erobern und brandſchatzen zu können.

Das Haus Oeſtreich hat mächtigen Anhang in Deutſchland. Alle katholiſchen Stände ſehen dieſes Haus als die Stütze ihrer heiligen Religion an, und einige proteſtantiſche Stände ſind durch Privatintereſſe an daſſelbe gekettet. Da nun noch Preußen, welches ebenfalls ſtarken Anhang im Reiche hat, und nach Polen ſchon lange angelte, der Coalition gegen Frankreich beytrat, ſo war es kein Wunder, daß das ganze Reich, es mochte wollen oder nicht, nachfolgte, und daß dann im Jahr 1793 das hochlöbliche Reichskontingent zuſammen kam.

Für was ſtreiten alſo die Deutſchen auch in dieſem Kriege? — Für das Intereſſe des Hauſes Oeſtreich und Preußen, und dafür, daß einige Fürſten — Geld bekommen.

Nun, mein lieber Leſer, haſt du die lieblichen Beweggründe zum Patriotismus für unſre guten Deutſchen — das Intereſſe zweyer mächtiger Häuſer, die ſchon ſo große Proben ihrer Liebe zur Aufrechthaltung der Deutſchen ſogenannten Freyheit, und der Grundgeſetze des Reichs gegeben haben! Man ſoll dergleichen freylich nicht ſagen: aber wer kann wider die Wahrheit der Geſchichte! Soll man dergleichen nicht ſagen: ſo muß man dergleichen auch nicht thun! Aber man erinnere ſich nur an die Hiſtorie des bairiſchen Erbfolgekriegs, an die Lütticher Händel und an mehr dergleichen Vorfälle, und frage ſich dann ſelbſt: ob wohl der Deutſche für ſein liebes Vaterland ficht, wenn er die Abſichten jener mächtigen Herren unterſtützen helfen muß?

Daß aber die Reichstruppen würklich nicht für ihr Vaterland, ſondern für großer Fürſten Intereſſe ins Feld gezogen waren, klärte ſich deutlich auf, als Preußen mit der franzöſiſchen Republik Frieden machte. Da zogen flugs manche Stände ſich zurück, jene nämlich, die es mit Preußen hielten; andre aber blieben bey Oeſtreich, weil ihre Anhänglichkeit an dieſem Hofe es ſo heiſchte.

Weil ich einmal vom Mangel des deutſchen Patriotismus rede, ſo muß ich wohl auch, denk' ich, die Quellen dieſes Mangels angeben. Dieſe Quellen ſind zwar unverbeſſerlich nach der jetzigen Lage der Dinge: aber es iſt doch immer gut, die Urſachen der Krankheit kennen zu lernen: vielleicht findet ein entſchloſſener Mann, oder es giebt ein glücklicher Umſtand, ein Ohngefähr, oder ſonſt etwas ein nicht erwartetes Mittel zur Kur.

Patriotismus iſt in Deutſchland, wie es jetzt organiſirt iſt, nicht möglich: es iſt in lauter unbedeutende, ohnmächtige Dynaſtien zerriſſen, mit Pfafferey von verſchiedener Art angefüllt, und wird in den meiſten Gegenden vom Adel tyranniſirt. Ueberdieß hat es endlich kein Oberhaupt, d. i. keine feſte durch Geſetze beſtimmte, und durch innere Kraft unterſtützte Einrichtung.

Die groſſen Staaten von Oeſtreich und Preuſſen werden mit Unrecht zu Deutſchland oder zum römiſchen Reich gerechnet. Wären ſie deſſen ächte Beſtandtheile: ſo müßten beyde einerley Intereſſe zum Wohl des Vaterlandes haben und verfolgen. Aber — ich meyne, der gegenwärtige Krieg gegen Frankreich hat einmal deutlich genug gezeigt, wie weit dieſes gemeinſchaftliche Intereſſe gehe. Ich ſage kein Wort weiter davon.

Alle andere deutſchen Staaten ſind kleine ganz unbedeutende Monarchieen; die für ſich gar nichts thun können. Was kann z. B. der Kurfürſt von Pfalzbaiern, der Landgraf von Heſſen ausrichten? Was die noch geringern Herren? Jeder dieſer kleinen Staaten wird jedoch nach beſondern Geſetzen regiert, jeder iſt von dem andern unabhängig, und die Unterthanen des einen ſind denen des andern ſo fremd, als irgend ein Engländer einem Franzoſen oder Spanier iſt. Das einzige Band der Deutſchen untereinander iſt bloß noch ihre Sprache: alles übrige iſt verſchieden. Daher ſieht der Pfälzer den Heſſen nicht für ſeinen Landsmann an: er iſt ihm eben das, was ihm der Schleſier oder der Elſaſſer iſt, welche auch deutſch reden. In jedem Ländchen iſt ein anderer Landzoll, in jedem ein anderes Geleite: in einem giebt man Frohngeld, im andern nicht. Dort in der Monarchie ſind die Unterthanen leibeigen, hier in der andern nicht; und wer aus der einen dieſer Monarchieen nur eine halbe Stunde weit in eine andre ziehen will, muß einen großen Theil ſeines Vermögens zurücklaſſen, dann ſich von der Leibeigenſchaft loskaufen, oder er erhält wohl gar die Erlaubniß nicht, ſich an einem andern Orte im ſogenannten Vaterland niederzulaſſen. So hat der jetzt regierende Herr Fürſt Biſchof von Speier niemals erlaubt, daß ein Burſche oder Mädchen aus ſeinem Ländchen ſich ſonſt wo-

hin-

hin verheirathete. Und da ſollte Patriotismus entſtehen können?

Dieſe edle Tugend eines wahren Bürgers kann nur da ſtatt finden, wo ich mein Vaterland ehren und liebgewinnen kann.

Große glänzende Tugenden werden durch das Gefühl von Liebe und Ehre meiſt allein erzeugt. Tyrtäus ſuchte in ſeinen treflichen Geſängen durch Erweckung des Ehrgefühls die Spartaner zur Tapferkeit aufzumuntern: dieſes Gefühl beſeelte den Miltiades, den Leonidas, die Scipionen, den Marius und alle wahrhaft große Männer aller Zeiten und aller Nationen. Wie ſoll aber der Deutſche ſein Vaterland ehren? Wie ſoll er Vorliebe für ein ohnmächtiges Ding von Staat ſchöpfen, das unter einem ſchwachen, ohnmächtigen Regenten, ſeine Entkräftung ihm jeden Augenblick vor Augen legt? Oder ſoll der Deutſche den ganzen deutſchen Staatskörper, wenn ja die disjecta membra den Namen eines Körpers noch verdienen, für ſein Vaterland halten? Das kann er nicht: denn ſeine Nachbarn, die Deutſchen, die einen vielleicht um einige tauſend Gulden an jährlichen Einkünften reichern Deſpoten haben, verachten und verſpotten den, einem ärmern Deſpoten unterworfenen Sklaven. Er muß alſo ſeine Nachbarn haſſen, und das von ihnen bewohnte Land ſo betrachten, wie Sibirien oder Canada. Das geſchieht aber auch richtig, und der Haß der Unterthanen verſchiedner Sultane geht ſo weit, daß allemal Zank und Spektakel entſteht, wenn ſie an öffentlichen Orten zuſammen kommen.

Man kann die Geſinnungen einer Nation nicht beſſer kennen lernen, als da, wo ſich die Leute ſo ganz ſelbſt überlaſſen ſind. Ich habe ſo manchmal meine Anmerkungen gemacht, wenn ich auf Kirmeſſen, Jahrmärkten und bey andern öffentlichen Auftritten die gemiſchten Geſellſchaften gemeiner Leute betrachtete.

Da

Da habe ich oft die Feindſchaft recht bemerkt, womit ſich die Unterthanen verſchiedner Fürſten verfolgen. Was will der Kerl, heißt es im Maynzerland, iſt er nicht ein Pfälzer? Einen ſolchen dürfen wir nicht unter uns leiden: fort mit ihm! u. d. gl.

Die Zänkereyen der Herren unter einander, tragen noch ein groſſes zu der gegenſeitigen Feindſeligkeit der Unterthanen bey. Alle deutſche Nachbarn necken ſich, und haben Proceſſe unter einander. Die größern fahren oft ſehr faktiſch zu, und verſchaffen ſich mit Gewalt Recht, wovon ich tauſend Beyſpiele anführen könnte, wenn die Sache nicht gar zu bekannt wäre. Daher denn der unbändige Haß, und die Feindſchaft der deutſchen Höfe und Höfchen, und die große Schadenfreude, wenn es in einer benachbarten Dynaſtie übel hergeht.

Als vor einigen Jahren die Franzoſen im Maynziſchen und andern Länderchen ihre

Wirthſchaft trieben, freuten ſich die Pfälzer und Darmſtädter ſehr über das Elend ihrer Nachbarn, die ſie als rechte Stiefbrüder anſehen.

Es giebt auch im deutſchen Reiche kein Oberhaupt, das heißt, keine legale Kraft zur Aufrechthaltung der Staatsordnung. Haben wir doch, höre ich ſchon manchen hier, den Kaiſer! Iſt der nicht das Oberhaupt des Reichs?

Wer den Kaiſer für das Oberhaupt des Reichs hält, muß gar nicht wiſſen, was Kaiſer und Reich iſt. Die mächtigen Reichsſtände, d. i. alle Kurfürſten — vom Könige in Preußen will ich kein Wort reden: der iſt ohnehin des Kaiſers ſtärkſter Antagoniſt — die Landgrafen von Heſſen und andre, haben ſich längſt der Autorität des Kaiſers entzogen; und in ihren Ländern und Einrichtungen findet man auch nicht die geringſte Spur, daß der Kaiſer ihnen etwas zu befehlen habe: kaum merkt man noch an dem doppelten Adler vor den Poſthäuſern, und am Trauergeläute beym Hinſcheiden eines Kaiſers, daß man im ſogenannten römiſchen Reiche iſt. Die doppelten Adler und das Geläute hören aber auch ſchon ſeit langer Zeit in vielen ſonſt zum römiſchen Reiche gehörigen Ländern auf.

Das kann auch nicht anders ſeyn: denn da die Macht und der Einfluß des Kaiſers nicht durch Geſetze deutlich und feſt beſtimmt iſt, ſondern durch jedesmalige Kapitulationen modificirt wird, und da es den Kurfürſten frey ſteht, die Kapitulationen nach Gutbefinden zu modeln, ſo iſt leicht zu erachten, daß dieſe das Anſehen des Kaiſers nach aller Möglichkeit ſchmälern und einſchränken.

Der Kaiſer iſt alſo nur dem Namen nach das Oberhaupt des Reichs.

Die Reichsgerichte ſind noch weniger kräftig, um Einigkeit, Ordnung und Legalität im Reiche zu erhalten. Die Aſſeſſoren dieſer

Gerichte ſind zu Wetzlar Kreaturen der groſſen Reichsſtände; zu Regensburg ſind es ihre Geſandte, und zu Wien am Reichshofrath ſind es gehorſame Diener des öſtreichiſchen Hofes. Daher zanken ſich auch die beyden andern Gerichte, die Kammer zu Wetzlar und der Reichstag zu Regensburg unaufhörlich mit dem Reichshofrath, und die Intriguen, welche bey allen Gerichten, beſonders aber zu Regensburg vorgehen, ſind unzählig. Der jetzige Krieg hat, ſeit dem ſich der Reichstag zu einer Wehre gegen Frankreich verſtanden hat, ſehr viele Beyſpiele von Maſchienerien dargelegt, welche von einer Nation billig hätten entfernt ſeyn ſollen, die ein Ganzes ausmachen will.

Die Grundgeſetze vollends, die Bulla aurea und der weſtphäliſche Friede, gelten dann nur, wenn ein mächtiger Reichsſtand einen minder mächtigen necken drücken oder beſchränken will: ſonſt gelten ſie nichts. Beyſpiele davon giebt es mehr, als eins. Man leſe den

Herrn von Moſer, Schlözer, den deutſchen Zuſchauer, und für die neuere Zeit die Sammlungen von den Reichsſchlüſſen u. d. gl.

Die Pfafferey iſt drittens ein Haupthinderniß aller wahren Vaterlandsliebe. Wie kann ich irgend ein Vaterland liebgewinnen, ſo lange meine Seele und die Hauptrichtung meiner Kräfte noch von Dienern fremder Mächte regiert wird? Alsdann hängt mein edelſter Theil an etwas Fremden: ich bin nur ein Gaſt, ein Fremdling, ein Pilger auf dem Boden, den ich bewohne, ſcheere mich alſo wenig drum, wie es da hergeht, oder wie es in Zukunft da hergehen wird. Mir iſt es genug, wenn ich nur das edle Kleinod erlange, das kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat, und das in keines Menſchen Herz gekommen iſt: mein Vaterland iſt in der Höhe! Ich ſehne mich nur nach dem, was droben iſt: der Herr Pater und der Herr Pfarrer ſind meine Seelſerger:

was die mir ſagen, iſt **Gottes** Wort, ſie ſagen mir aber, ich ſolle mein Kreutz auf mich nehmen, und dem Herrn Jeſu nachwandeln. Daß der Feind mein Land verwüſtet, und mein Weib, meine Tochter ſchändet: immerhin, es ſind Strafen Gottes: ſtatt mich zu wehren, will ichs geduldig leiden: meine Krone wird dereinſt im Himmel dafür deſto größer! —

Aber es gehört nicht für einen Soldaten, über die Religion überhaupt zu räſonniren: ich überlaſſe es alſo gelehrteren und einſichtigern Männern, als ich bin, den großen Satz zu beweiſen, den ich mir für mich ſchon längſt aus hiſtoriſchen Gründen bewieſen habe: daß alle Religion, d. i. der Glaube an eine unſichtbare Welt, und die zum Beweggrund der Moralität geformte Hofnung oder Furcht künftiger Belohnungen oder Strafen, mit allen wahren Bürgertugenden, folglich auch mit der höchſten und ſchönſten derſelben, der Liebe fürs Vaterland, ganz unvereinbar iſt. Dieſes, ſage ich, überlaſſe ich andern Leuten, und halte mich nur ans Handgreifliche: denn ich ſchreibe vorzüglich für Leute, denen man alles in die Fauſt geben muß, damit ſie fühlen und betaſten können.

Herr Zaupſer in ſeiner ſonſt ſo ſchönen Ode hat ſehr Unrecht, wenn er ſagt, daß

Germaniens drey Kirchen, eng verbunden,
In Friede ruhn und ſchweſterlicher Ruh —

Ja wohl in ſchweſterlicher Ruh! daß Gott erbarm! In der Pfalz kann kein Proteſtant Dorfſchulz, ja nicht einmal Büttel oder Schweinſchneider werden; in Kurſachſen geſtattet man den Reformirten kein ehrliches, d. i. nach dem eingeführten Gebrauch veranſtaltetes Begräbniß; ein ſcheusliches Beyſpiel davon, findet man in Herrn Beiers Magazin für Prediger; von Schwaben und Baiern mag ich vollends gar nichts ſagen. Schöne Toleranz in Deutſchland, wo man noch Kontrovers predi-

ger,

get, und die Ketzer in Gedanken dem Teufel übergiebt! — .

Wie ſoll nun der Baier für den Heſſen etwas thun, den er für einen Erzböſewicht, für einen förmlichen Ketzer und für einen künftigen Bewohner der Höllen und Konſorten des Beelzebubs hält? Iſt das wohl ſein Landsmann? Ja, eher würde er den Spanier, der den Roſenkranz betet, oder den Italiäner, der mit der einen Hand ein agnus Dei, und mit der andern einen Diebsdolch hält, für ſeinen Bruder anerkennen und ihn ſchätzen, als den Deutſchen, der nicht wie er, in die Meſſe geht. Qui non habet eccleſiam matrem, non habet deum patrem, oder: wer die Kirche nicht zur Mutter hat, hat Gott nicht zum Vater, ſagt der Katholik, und denkt es auch ſo praktiſch, daß er den Lutheraner und Reformirten durchaus nicht für ſeinen Bruder, ſondern für einen Heiden und Publikanen hält, nach der hochgeprieſenen Toleranz des h. Evangelii.

Der Proteſtant bezahlt den Katholiken mit gleicher Münze, haßt und verabſcheut ihn; und der orthodoxe Sachſe würde ſich freuen, wenns in Baiern Pech und Schwefel regnete.

Ich habe bey den Reichstruppen ſehr traurige Spuren dieſes Religionshaſſes angetroffen. Bey vielen Regimentern giebt es zwey Feldprediger, folglich auch einen doppelten Gottesdienſt, wie man die Komplimente nennt, die man dem lieben Gott an Sonn- und Feyertagen zu machen pflegt. Die Katholiken ſpotteten über die Proteſtanten, und dieſe warfen ihre Sarkasmen wieder auf die Katholiken; und ſo entſtand nicht ſelten Uneinigkeit und Schlägerey.

Und da ſollte gemeinſchaftliches Bemühen, das Vaterland zu ſchützen und zu retten, ſtatt haben können? Wer ſich das einbilden kann, kann auch glauben, daß Katzen und Mäuſe gemeinſchaftlich auf die Jagd gehen werden.

Endlich iſt der Adel noch ein Haupthinderniß des Patriotiſmus der Deutſchen. Die Edelleute ſcheinen die einzigen freyen Deutſche zu ſeyn: alles andre iſt Pöbel, Sklave, Grobzeug u. ſ. w. Der Adel ſoll überall die Stütze des Staates ſeyn, nicht der Bürger, nicht der Landmann: alle Aemter, welche Ehre und Geld einbringen, ſind faſt überall eine appanage des Adels: dem Adel iſt ferner erlaubt, das, was der Hagel des Fürſten übrig gelaſſen hat, — vom Schweiß und Blute der Unterthanen, in mancher Gegend gleich den Heuſchrecken in Aegypten aufzuzehren. Um des Adels willen ſoll alſo der Deutſche Patriot ſeyn?

Nun nimm alles zuſammen, lieber Leſer, — Fürſt, Adlicher, Prieſter, Bürger oder Bauer — und ſage auf dein Gewiſſen: ob du ernſtlich glauben kannſt, daß der Deutſche Liebe und Anhänglichkeit für Deutſchland haben könne? Siehſt du nicht vielmehr ein, daß rege Bürgertugend in unſerm lieben Germanien durchaus nicht ſtatt habe, auch nicht einmal ſtatt haben könne? Wir ſind leider in einer Lage, die derjenigen gleich kommt, worin Livius von ſeinen Römern ſagt: nec vitia noſtra nec remedia pati poſſumus. Unſre Verfaſſung drückt uns zu Boden: unſer ergiebiger Boden, unſre Wieſen, Felder und Weinberge nähren uns kaum: kaum können wir uns bey unſerem Holze in Ruhe wärmen, kaum kleiden mit der Wolle unſrer Schaafe. — Deſpoten, Pfaffen und Edelleute nehmen in vielen Gegenden das meiſte Beſte weg, und verbieten uns hier und da, ſogar zu denken, weil ſie uns gerne ſo folgſam haben mögten, wie ihre Kutſchpferde und Jagdhunde.

Aber wo iſt ein Mittel gegen ein ſo großes Uebel? Ich ſehe keins, als in dem Uebel ſelbſt. Wie ich das meyne, wird man ſchon erfahren. — Nun wieder zurück zur Reichsarmee!

Einige Reichsſtände liefern zu dieſem Heldenkorps geübte Soldaten, andere geben Rekruten dazu, die blos als Soldaten montirt ſind.

Wenn die Reichsarmee eine beſondere Armee ausmacht, welches, wie wir wiſſen, im gegenwärtigen Krieg der Fall nicht war: ſo wird von dem Reichstag zu Regensburg, mit Genehmigung des Kaiſers, ein Generaliſſimus ernannt, der dann das Oberkommando über das ganze Korps führet.

Außer dieſem Generaliſſimus ſind noch andre Generale, welche allerhand Titel führen, z. E. Reichs-General-Feldmarſchal-Leutnant; Schwäbiſcher Krais-General-Feldzeugmeiſter u. dgl. — Wenn ellenlange Titel auf den Feind wirken könnten: ſo wäre die Reichsarmee unüberwindlich. — Dieſe Herren kommandiren dann einzelne Kraiskontingente.

Hier iſt nun zu merken, daß ſich allemal mehrere Kompetenten zu den groſen Stellen bey der Armee einfinden, welche doch nur einigen zu Theil werden können. Dieſe Kompetenten ſind aber auch allemal Reichsſtände, und haben alle unter den übrigen Ständen großen Anhang. Da ſezt es denn Nebenbuhlerey die Fülle, und jedes Kontingent, das von den Anhängern der Mitkompetenten geſtellt wird, iſt den endlich angeſtellten Oberbefehlshabern abgeneigt, und ſucht nach Möglichkeit deren Plane zu vereiteln. Ich habe irgendwo geleſen, und kann es mir auch als wahr ſehr gut vorſtellen, daß der Prinz von Sachſen-Hildburgshauſen den Verluſt bey Roßbach nicht ſo ſehr verſchuldet hat, als die Abneigung der katholiſchen Stände, welchen es äuſerſt verhaßt war, unter dem Kommando eines lutheriſchen Feldmarſchalls zu ſtehen.

Der Baron von Stain iſt während dieſem Kriege durch den Vorſchub des Herzogs von Würtemberg und des Markgrafen von Baden zum Feldzeugmeiſter des Schwäbiſchen Kraiſes ernannt worden; aber unter ſtätem Widerſpruch vieler Stände, beſonders derer, welche die Regimenter von Wolffegg und Fürſtenberg komponiren: dieſe hätten gern geſehen, daß der Herr Graf von Fürſtenberg jene hohe Stelle erhalten hätte.

Da er ſie nun nicht erhielt, ſo läßt ſich leicht erachten, wie die genannten Regimenter unter der Führung des Herrn von Stain wider die Franzoſen fechten werden. Freuen würden ſich die Stände dieſer Truppen, wenn Stain durch eine derbe Schlappe derb beſchimpft würde: denn ſo hätten ſie doch Nahrung für ihren Privathaß.

Aus eben dieſer Urſache werden auch die

Befehle der Generalkommando's der deutſchen Reichstruppen äußerſt elend befolget. Bey keinem Korps werden mehrere Ordres gegeben, als bey der Reichsarmee, und bey keinem hält man ſie weniger, als eben da.

Jeder Hauptmann führt ein Orderbuch, worin der Fourier alle Befehle, die von den Obern gegeben werden, einträgt; und ſo ein Buch von zwey Alphabeten wird auch in zwey Monaten richtig vollgepropft, aber — nichts wird ausgeführt, weil die Obern verhaßt und verachtet ſind.

Vor ohngefähr ſieben Monaten verboth das Schwäbiſche Generalkommando zu Kork bey Kehl ſehr ſtrenge: daß zur Nachtzeit kein Soldate das Lager verlaſſen ſollte, um Kartoffeln, Kraut, Rüben und anderes Gemüſe von den Aeckern, oder aus den Dörfern Hüner, Gänſe u. dgl. zu ſtehlen. — Es muß doch, unter uns geſagt, ſchon eine trefliche Einrichtung ſeyn, wenn ein Generalkommando Exceſſe verbieten muß, die ſich ſchon mit dem bloßen Begriff eines im Lager ſtehenden Trupps durchaus nicht vertragen. — Genug das Verboth wurde bekannt gemacht, und dieß unter ſehr ſcharfen Drohungen gegen die Uebertreter. Aber was halfs! Hatten die Leute vorher nur einzeln geſtohlen: ſo fingen ſie jezt an, in ganzen Haufen zu rauben: ſie gingen Hordenweiſe des Nachts durch die Poſten, wo weder Wache noch Offizier ſie aufhielt, und leerten die Felder ganz und gar. Die Bauern beſchwerten ſich aufs heftigſte, aber vergebens: die Offiziere ſelbſt ermahnten die Soldaten, hinzugehen, und ſich was zum Schnabiliren, wie ſie ſagten, zu langen: das ſey keine Sünde! Der General Stain und ſeine Helfer, die Generale Zaiger, Mylius und Müller wüßten nicht, wie's dem armen

men Burſchen zu Muthe ſey. — Sie ſelbſt, die Offiziere, ſchickten ihre Kalefaktors, oder wie ſie dort heißen, ihre Fourierſchützen aus, Graß u. dgl. für ihre Pferde mitzuholen. Endlich wurden die Bauern entrüſtet, paßten den Plünderern und Marodeurs auf, und ſchoſſen und ſchlugen einige derſelben vollends zu Tode. *) Da wurden denn die Leutchen etwas vorſichtiger, aber das Marodiren hat doch nicht aufgehört, wie alle Bewohner des deutſchen Rheinufers zu ihrem größten Schaden

---

*) Das hat man wohl nicht in den Zeitungen gefunden; es iſt aber doch wahr. Zu Altenheim hat ein Bauer einen Schwäbiſchen Soldaten erſchoſſen: eben das iſt im Zabendeimer Feld geſchehen. Ohnweit Marlen hat man einen Erſchlagnen todt liegen gefunden: ſo auch bey Willſtatt einen Korporal im Welſchkornacker u. ſ. w.

den erfahren haben, und daher bezeugen können.

Der Leſer mag mirs zu gute halten, wenn ich ſo eins unds andre anbringe, das eben nicht zunächſt zur Sache gehört, das aber doch über die Sache ſelbſt einiges Licht verbreitet, und daher manchen Stoff zum Nachdenken geben kann.

Die deutſche Armee ſteht in Deutſchland, gewiß nicht in Feindes Land; vielmehr iſt ſie, ihrer Beſtimmung nach da, um Deutſchland zu ſchützen, und die Verwüſtungen des Feindes abzuhalten. Was ſoll man denn denken, wenn dieſe noblen Schuzvölker ſelbſt verwüſten, ſelbſt ſtehlen, plündern und rauben, ärger als es die ärgſten Feinde je machen würden, oder je gemacht haben? Und doch iſt dieſes der Fall im jezigen Kriege. Ich bin vor kurzem vom Breisgau an bis nach Frankfurt am Mayn hin und her gereiſet,

ſet, und habe aller Orten die fürchterlichſten Klagen der Landleute über die Diebereyen der Schutzvölker hören müßen, gegen welche keine Hülfe iſt. Die Schwaben plündern droben in der Gegend von Offenburg und Kehl alles ſo aus, daß kein Kartoffelſtock, keine Rübe, kein Krautkopf vor ihren räuberiſchen Händen aufkommen kann: ſchon ehe dieſe Dinge zur Hälfte ihrer Reife kamen, waren ſie ſchon weggekapert: das Obſt, noch ehe es ausgewachſen war, war ſchon von den Bäumen.

Dabey bliebs indeſſen nicht: die hübſchen Kraisſoldaten ſtahlen in den Dörfern, wo ſie in Kantonnirung lagen, alles, was ſie nur erhaſchen konnten; und ſelbſt Offiziere — ich muß es zur Schande derer ſagen, die ſo entehrende Bubenſtücke treiben konnten — ſelbſt Offiziere nahmen an dieſen Räubereyen Theil, indem ſie das Geſtohlne mit den Dieben theilten. Man frage nur die Einwohner der Darmſtädtiſchen Grafſchaft Lichtenberg, und die Bürger zu Offenburg nach dem Betragen der Schwäbiſchen Kraistruppen, und man wird Wunder hören von den ſchönen Thaten dieſer Schutzengel des Vaterlands! —

Aber wenn die Kraistruppen es arg machen, ſo machen die Kaiſerlichen es noch weit ärger. Dieſe, beſonders die von den lieblichen Freikorps, haben ſogar die Leute auf der öffentlichen Landſtraße angefallen, geplündert, und einige gar ermordet. Ihre Offiziere machen es nicht beſſer. Einer von ihnen trat bey dem Pfarrer zu Auenheim am Rhein, dem Herrn Venator in die Stube, und ſah da eine Reitpeitſche, die ihm gefiel, und die dem Pfarrer einen Laubthaler gekoſtet hatte. Er nahm ſie, mir nichts, dir nichts mit, und lachte, als Hr. Ve-

Senator ſie zurückfoderte ꝛc. ꝛc. Daß die Kaiſerlichen Offiziere den Bauern das Federvieh todtſchießen am hellen Tage, als wäre es Jagdwildpret, und ſich hernach es zurechte machen laſſen, iſt dort gar nichts neues.

Daher ſind denn auch die Soldaten der Deutſchen, ſowohl der Oeſtreicher, als der Reichstruppen gehaßt, verachtet und verwünſcht, und die guten Rheinbewohner ſehen der Ankunft der Franzoſen, womit man ihnen hat, Angſt machen wollen, ſogar mit Verlangen, und ohne alle Furcht entgegen, überzeugt, daß die Franzoſen als Feinde es mit ihnen nie ſo arg machen werden, als es die thun, die ſich als Freunde für ihre Beſchützer ausgeben.

Wirklich die Franzoſen ſind verhältnißmäßig die Barbaren nicht, wofür man ſie ausgiebt: die Deutſchen ſind es in gewiſſer

Rückſicht mehr. Und doch hört man nicht auf, jene recht tief herabzuſetzen, und dieſe noch immer, als Vertheidiger des Vaterlands, des Eigenthums und der Religion hoch zu rühmen. Man fahre indeß, wie bisher, nur hübſch damit fort; und Religion und Vaterland werden ſchwinden, und Frankreichs Verfaſſung wird der Wunſch aller bedrückten oder ſo beſchützten Deutſchen werden.

Ich muß noch ein Beiſpiel anführen, wie wenig die Befehle der Kraisoberkommando's befolgt werden.

Es war befohlen worden, niemanden über den Rhein nach dem Elſaß zu laſſen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Hn. v. Stain. Aber dieſes Verbots ohnerachtet ließen die Herren Hauptleute, und Majors vom Schwäbiſchen Kreiſe, welche in Freyſtaett, Diersheim, und Altenheim kantonnirten, folglich die dort angeſtellten

Rheinpikete unter ihrer Aufſicht hatten, jeden über den Fluß, der ihnen einige Louisd'ors, auch wohl nach Umſtänden, nur einige Laubthaler ſpendiren konnte. Das Generalkommando beſchwerte ſich zwar hoch über dieſe gänzliche Verachtung der wichtigſten Befehle, aber die Herren kehrten ſich nur in ſo weit an die Vorſtellungen, daß ſie ihre Sachen jezt heimlicher trieben.

Das Oberkommando zu York befahl, den vorigen Sommer, daß die Offiziere ihre Weiber, Töchter, Mamſellen und ſonſtigen unnöthigen Hausrath fortſchicken ſollten, um den Preis der Lebensmittel durch ſie nicht zu erhöhen und nicht unnöthigen Wirrwarr in den Kantonnirungsquartieren und im Lager anzurichten. Aber — waren Weiber und Töchter und Mamſellen noch nicht da, ſo muſten ſie nun herbey, blos um dem Hn. v. Stain zu beweiſen, daß er hierüber, wie ſich der

Hr. Leutnant — — gar höflich ausdrückte, den Offizieren keinen D — zu befehlen hätte.

Wenn die Preußiſche Armee ins Feld zieht, ſo bleiben die Offizier-Weiber hübſch zu Hauſe, und erlauben ſich kaum, ihre Männer auf eine kurze Zeit im Winterquartier, wenn dieſes nicht gar zu entfernt iſt, zu beſuchen; und dabey thun dieſes nur ſehr wenige. Aber bey den Kraistruppen, beſonders bey den Schwaben, Franken und Pfälzern iſt das anders: Da geht die Frau Hauptmännin, Frau Leutnantin, Frau Fähndrichin, die Frau Feldwaibelin und aller Troß gleich mit, und liegt da herum, wo die Männer liegen. Man merke hier, daß es bey den Kraistruppen weit mehr Verheirathete Offiziers giebt, als bey den Preußen oder Oeſtreichern, und denke ſich nun das Geſchleppe! — Daß die Töchter, und das andre Gefolge von Mamſellen, Kammermädchen u. d. gl. nicht zu Hauſe bleibe, verſteht ſich von ſelbſt. Herr von Stain kam bald hernach ins Lager bey Marlen. Gleich rotteten ſich wenigſtens dreißig von dem kampirenden Frauenzimmer zuſammen, und empfingen den Herrn General ſo artig, daß er ſeinen Aerger verbeiſſen, und zufrieden ſeyn muſte, daß ihn die Madonnen nicht noch obendrein für die Verwegenheit hänſelten, ihnen den Aufenthalt im Lager verbieten zu wollen. Aber was dem einen recht iſt, dachten ſie vielleicht, iſt dem andern billig: Hr. v. Stain hatte ja auch ſeinen ganzen Hofſtaat bey ſich! —

Wir hätten alſo an der Reichsarmee ein Korps, deſſen Generale wenig Anſehn und wenig zu befehlen haben. Die Stände ſchwächen das Anſehn ihrer Kommandeurs, auch noch dadurch, daß ſie öfters Anſtalten treffen, die den Abſichten derſelben ſchnurſtracks entgegen ſind. Und eine Armee, der es an dem Hauptreſſort fehlt, kann nimmermehr etwas von Bedeutung ausführen. Wenn der eine oſtwärts, der andre weſtwärts will, wenn der Oberbefehlshaber nicht alles nach ſeiner Einſicht und ſeinem Willen lenken kann: ſo iſt alles vergebens.

Obgleich im gegenwärtigen Kriege alle Kraistruppen, ſelbſt die Sachſen und Heſſen nicht ausgenommen, unter dem Oberbefehl der Kaiſerlichen und Preußen ſtanden, ſo blieb doch den Kraiſen ſelbſt viele Gewalt über ihre Truppen übrig. Was werden aber das wohl für ſchöne militäriſche Einrichtungen ſeyn, welche die Kraisdeputirten zu Münſter, Nürnberg, Ulm u. ſ. w. aushecken? dieſe Deputirte größtentheils Bürger aus Reichsſtädten, Kloſterkreaturen, fürſtlich und gräfliche Räthe, verſtehen vom Kriege und von militäriſchen Operationen gerade ſoviel, als der Blinde vom Paſtelmalen; und doch ſind ſie die Geſetzgeber für ihre Truppen!

Da nun die Kraistruppen nicht einmal ihre eigenen Kommandeurs ſo ehren, wie ſichs gebührt, und deren Befehle beynahe gar nicht befolgen, ſo thun ſie dieß noch weniger in Abſicht auf die Befehle fremder Kommandeurs. Die Geſchichte des jetzigen Krieges liefert Beweiſe zu dieſem Satz mehr als zu viel.

Alle Kraiskontingente waren der Preusſiſchen und Kaiſerlichen Armee zugetheilt, ſtanden alſo unter dem Oberkommando der Preußiſchen und Kaiſerlichen Heerführer. Da ſie aber dieſe eben ſo ſehr haßten, als ſie ſelbſt von ihnen gegenſeitig verachtet wurden, ſo geſchah es zum öftern, daß die gegebne Order nicht nur nicht befolgt, ſondern gar konträre Manövers gemacht wurden.

den. So z. B. als die Franzoſen bey Maynz gegen einen Ort ausfielen, in der Gegend von Mombach, der mit Darmſtädtiſchen Truppen beſezt war, änderten dieſe gegen den ausdrücklichen Befehl des Preußiſchen Generals ihre Stellung, aber ſo unvortheilhaft, daß die Feinde ihnen ihr Geſchütz, zwey Kanonen und eine Haubitze, glücklich wegnahmen: die große Eile, womit ſie vor dem Feinde ausriſſen, ließ ihnen nicht Zeit, ihre Sachen mitzunehmen.

Noch verfänglicher machten es den vorigen Herbſt die Pfälzer, als ſie die Feſtung Mannheim den Franzoſen einräumten, ohne dazu von dem Kaiſerlichen Oberkommando, worunter ſie doch ſtanden, autoriſirt zu ſeyn. Ich bin nicht im Stande, die dadurch verſchärfte Verbitterung der Oeſtreicher zu beſchreiben. Ich reißte gerade einige Tage nachher durch die Bergſtraße, und muſte alſo die kaiſerlichen Pikete und Poſten häufig paſſiren. Da hörte ich nun aller Orten Verwünſchungen und Flüche auf die Pfälzer, und konnte das den Oeſtreichern nicht verargen: denn die Uebergabe eines ſo wichtigen Poſtens ohne dringende Noth war gewiß ein ganz unverzeihlicher Fehler? Doch es kömmt noch beſſer!

Der General von Stain erhielt im März des vorigen Jahres Befehl vom kaiſerlichen Oberkommando, mit ſeinen Schwaben die Stadt Maynz zu beſetzen. Ohne Zweifel wollten die Oeſtreicher damals etwas gegen Hüningen unternehmen, und zu dieſem Behuf ihre Truppen von Maynz heraufziehen. Hüningen und die ganze Gegend von Baſel war damals nicht ſtark von Franzoſen beſetzt, weil der Friede mit Preuſſen noch nicht zu Stande gekommen war. Stain aber hatte Befehl von ſeinem Kraiſe, die Gegend von Kork und Offenburg nicht zu verlaſſen, und blieb alſo, den kaiſerlichen Befehl nicht achtend, ganz ruhig. Der kaiſerliche General — es war ein Italiäner, deſſen Name mir entfallen iſt — ſteckte den General Stain in Arreſt; dieſer aber blieb immer bey dem Befehl, den ihm ſein Krais gegeben hatte, und die Oeſtreicher, um die Schwaben nicht vollends aufzubringen, ließen es endlich gut ſeyn.

Auf dieſe Art legen die Reichstruppen den projektirten Operationen der Hauptanführer noch gar Hinderniſſe in den Weg, und ſtiften, wie bey der Affäre von Mannheim, mehr Schaden als Nutzen.

Um aber ja niemanden Unrecht zu thun, ſo muß ich laut bekennen, daß die braven Heſſen und Sachſen im jetzigen Kriege in der erwähnten Rückſicht, auch nicht einen einzigen Fehler begangen, ſondern jedesmal den ihnen angewieſenen Poſten mit aller nur möglichen Pünktlichkeit vertheidigt und behauptet haben. Deßwegen ſoll auch nichts von dem was ich nachtheiliges über die Reichsarmee ſage, auf dieſe Truppen anwendbar ſeyn. Aber die Urſache hievon iſt leicht einzuſehen. Bey den Heſſen und Sachſen kommandiren einſichtige geübte Männer, die recht gut wiſſen, was die geringſte Verrückung eines projektirten Plans für Schaden nach ſich ziehen kann: bey den andern Kraiſen aber, und auch bey den Truppen größerer Fürſten z. B. den Pfälzern, und Maynzern, befehlen unerfahrne Offiziere, oder unwiſſende Standsherren, Stadtſchultheiße und andre, die vom Kriegsweſen wenig oder nichts verſtehen.

Ein Offizier, der in ſeinem Dienſt einen beſtändig bleibenden Obern hat, wird ſich vorſichtiger vor Fehlern hüten, als einer, dem heute dieſer, morgen jener höhere Befehlshaber etwas anbefiehlt. Z. B. ein Preuße hat immer nur preußiſches Kommando; macht er alſo Fehler, ſo zieht man ihn zur Verantwortung: er iſt folglich mehr auf ſeiner Hut, als einer vom Fränkiſchen Kraiſe, der unter Preußiſchem Oberkommando ſteht. Wenn dieſer etwas verſieht, ſo hat er es zulezt bey ſeinem Kraiſe zu verantworten, wo er leicht ein X für ein U machen kann.

Die Haupturſache, warum die Kraistruppen ſich ſo ungern den Befehlen fremder Kriegsoberſten unterziehen, liegt hauptſächlich in dem Haſſe und in der Verachtung, womit die Truppen größerer Fürſten die armen Reichsſoldaten verfolgen. Ich habe im jetzigen Kriege allerhand Reichstruppen geſehen, aber ich kann mit Wahrheit ſagen, daß die Oeſtreicher und Preußen keine als die Sachſen und Heſſen für rechte Soldaten gehalten haben. Offiziere ſowohl als Gemeine haſſen ſich aufs ärgſte: der Oeſtreicher u. ſ. w. verachtet den Pfälzer, den Münſterländer u. a., und dieſer haßt den Oeſtreicher wieder, weil man doch unmöglich den lieben kann, der uns verachtet und geringſchätzig behandelt.

Ich habe mich oft ſelbſt geärgert über die wenige Achtung, womit dieſe Verbündeten einander begegnen. Als Maynz belagert wurde, ſagte ein Pfälziſcher Hauptmann, daß nach der Uebergabe der Stadt wohl eine Preußiſche Beſatzung da bleiben würde. Nein erwiederte ein Preußiſcher Offizier, das glaube ich nicht. Wenn Maynz über iſt, ſo iſt die Gefahr vor dem Feind dort alle: dann legt man eine Garniſon hinein, die man im Felde ſonſt nicht brauchen kann — Reichsvölker, Pfälzer, Darmſtädter, Frankfurter, und derley Mauerſch — — die ſind gut genug, die Wachen in Maynz zu beſetzen. Der Pfälziſche Hauptmann ward feuerroth und — ſchwieg. Ich ärgerte mich damals, daß dieſer Offizier die Sache ſo ſeyn ließ, und ſich ſeiner Miliz nicht beſſer annahm: aber nachher bedachte ich, daß er doch die Verachtung, womit die Preuſſen die Pfälzer verfolgten, nicht vermindert, ſondern durch erregtes Aufſehn nur noch vermehret hätte, und fand es nun ſchicklich, daß er ſchwieg.

Im Frühling des vergangenen Jahres ließ es ſich verlauten, als wollten die Franzoſen einen Angriff mit Kehl machen, um da den Rhein zu paſſiren. Der kaiſerliche General ließ daher Kehl mit Oeſtreichiſchen Truppen ſtark beſetzen und jagte die Schwaben, die vorher den Winter über da gelegen waren, heraus, weil er, wie er ſich ausdrückte,

drückte, nicht glaube, daß ein unerfahrnes Reichsvolk einen ernſthaften feindlichen Angriff abhalten würde, die Franzoſen beſtraften aber ſofort die Inſolenz des kaiſerlichen Generals: denn kaum merkten ſie die Oeſtreicher in Kehl, als ſie ihnen gleich melden lieſſen, daß ſie Kehl von der Citadelle zu Strasburg aus in Grund ſchießen würden, wenn die Oeſtreicher nicht binnen 24 Stunden abzögen. Die Herren warteten das Bombardement alſo nicht ab, zogen fort, und ließen die Schwaben Kehl wieder beſetzen.

Dieſe Verachtung und dieſer Haß erſtreckt ſich ferner bis auf die gemeinen Soldaten. Der Oeſtreicher, welcher bey aller ſeiner Dürftigkeit und Armſeligkeit unter allen Soldaten der eingebildetſte iſt, weil er ſo nach ſeiner Vorſtellung, dem größten Herrn der Welt d. i. dem der den längſten Titel führt, dient, und der Preuße, der ſich auf die Thaten der Preußen unter Friedrich II. noch etwas einbildet, hält ſo einen Frankfurter, Maynzer und Pfälzer — Kriegshelden nicht einmal für einen Kammeraden; und die Noth muß ihn recht drücken, wenn er mit ſo einem trinken, oder gar Brüderſchaft machen ſoll. Ich bin mehrmals Augenzeuge von Auftritten geweſen, wobey ich nicht wuſte, ob ich lachen oder mich ärgern ſollte. Die Oeſtreicher, die doch auch ein ſehr elendes Deutſch ſprechen*), machen die Sprache der

Schwa-

---

*) Nicht nur die kaiſerlichen Soldaten ſondern auch ihre Offiziere, reden erbärmliches Deutſch, worin das Wörtchen Halter ohne Aufhören vorkömmt. Das macht aber der gänzliche Mangel an Lektüre. Die meiſten Oeſtreichiſchen Offiziere wiſſen kaum, was ein Buch iſt. Bey Maynz hatte ein kaiſerlicher Hauptmann ein Buch von einem Preuſſen geborgt. Er gab es aber ſchon den an-

dern

Schwaben nach, und wo ſie nur einen ſehen, rufen ſie ihm einiges in ſchwäbiſcher

Mund-

---

dern Tag zurück, und verſicherte: Er könne es halter nicht leſen: es ſey ja dummes Zeug. — Es waren aber, halter, Geßners Idyllen!! — Wenn Hauptleute ſo ſprechen; was werden die Geringern thun? Konnen die Oeſtreicher unter ſolchen Aſpecten anders als linkiſch handeln? — Pitt wird ſie noch viel Lehrgeld geben laſſen! — Doch was kümmert uns eine Kurzſichtigkeit nach den Prämiſſen der Katholicken! In Frankreich kennt man ein Meiſterſtück der deutſchen Litteratur beſſer, als in Oeſtreich. La langue allemande, ſagt Florian, eſt trop difficile; presque aucun François ne l'apprend; et c'eſt d'ommage: nous y perdons du plaiſir, les Allemands y perdent de la gloire. Si nous pouvions lire en original leurs bons auteurs, nous ſerions enchantés de cette Simplicité, de cette douceur, qui ca-

Mundart zu. Was iſt das für ein Soldat, hörte ich vor kurzem noch einen Oeſtreicher ſeinen

---

caractériſent leurs ouvrages. Ils connoiſſent la nature, et ſurtout la nature champêtre, mieux que nous; ils l'aiment bien davantage, et la peignent avec des couleurs plus vraies. Les ſimples traductions de Geſsner ſont au deſſus de toutes nos Paſtorales: on ne quitte jamais la Mort d'Abel, les Idylles, Daphnis, ſans ſe trouver plus patient, plus tendre, plus doux, plus vertueux enfin qu'avant la lecture. Par tout c'eſt de la morale pure et facile, et de la vertu qui rend heureux. Si j'étois curé de village, je lirois à mon prône les ouvrages de GESSNER; et je ſuis bien ſur que les tous payſans deviendroient honnêtes gens, toutes mes paroiſſiennes chaſtes, et que perſonne ne dormiroit au ſermon. — Man leſe **Florians** Eingang ſeinen Kammeraden fragen, indem er auf einen Schwaben mit Fingern wies. Es iſt halter einer vom Schwäbiſchen Kragen: er will am Rhein auch Fröſche fangen: die Schwaben freſſen halter gern Fröſche u. ſ. w.

Dieſes hämiſche Betragen ſezt ganz natürlich eitel böſes Blut, und reizt die mishandelten Reichstruppen, die Verachtung der Oeſtreicher, Preußen und anderer mit Haß und Abneigung friſch zu vergelten. Da ſie größtentheils beſſer gehalten werden, beſſere Kleidung und mehr Freyheit haben, als dieſe, ſo ſtützen ſie ſich auf dieſe Vorzüge und Vortheile, und machen ſich über die kurzen Röckel, über das elende ſandige Kommisbrod, über die zerriſſnen Mäntel der Oeſtrei-

---

gang zu ſeinem Pierre, Nouvelle, Allemande, in dem erſten Band ſeiner Oeuvres complètes — Nouvelle édition. Leipsic, 1796, chez Gérard Fleiſcher. pag. 105.

Oeſtreicher und über ihr eingeſchränktes ſklaviſches Weſen überhaupt, bey jeder Gelegenheit von Herzen luſtig. Ja, ihre Neckerey gieng förmlich bis zur Schadenfreude. Sie jubelten laut, ſo oft das Gerücht, oder die Zeitung von irgend einer Niederlage vorzüglich unter den Oeſtreichern etwas erwähnte.

Als Preußen mit Frankreich Frieden machte, waren die Reichstruppen vor lauter Freude außer ſich. Nun, hieß es, haben die Halters, die Franzoſen allein auf dem Hals! Proſit! daß es ihnen recht wohl bekomme. Es geſchieht ihnen ſchon recht! Sie meynen ohnehin, ſie könnten alles allein freſſen! Jetzt werden ihnen die Franzoſen die Flügel ſchon beſchneiden. u. d. gl.

Ein Unteroffizier brachte die Nachricht von der Uebergabe der Feſtung Luxemburg ins ſchwäbiſche Lager bey Altenheim, wo er ſie einigen Offizieren beym Staabsmarketender mittheilte. Dieſe Nachricht, rief ein Offizier, iſt Gold werth! Aha, ihr Herrn Halters, haben euch die Franzoſen dran gekriegt? Allons! dem Korporal eine Butelle vom Beſten für die gute Nachricht! Ein allgemeiner Jubel verbreitete ſich ſofort durchs ganze Lager: jeder rief dem andern zu: weißt du ſchon, daß die Kaiſerlichen Koſtbeutel*) Luxemburg eingebüßt haben? Ah, das iſt brav, erwiederte der andere: das haben die Kerls an uns verdient! Wenns nur Gottes Wille wäre, daß ihnen die Franzoſen das Fell noch recht tüchtig ausgerbten! —

---

*) Dieſes iſt der allgemeine Name, den man den Oeſtreichern giebt. Er kommt von ihrem Menage-machen. Die davon abſtammenden Wörter aber laſſen ſich nicht analogiſch nach der Etymologie erklären. Koſtbeuteley heißt niederträchtige Anſchwärzung ſeines Kammeraden; daher das gleichbedeutende Zeitwort koſtbeuteln, welches gewöhnlich von

Dieß vorausgeſetzt, wird der Kaiſer im jetzigen Krieg durch Hülfe der Reichstruppen gegen die Franzoſen wenig oder gar nichts ausrichten. Ueberdem ſieht man in ganz Deutſchland die Wiener Politik — oder wie man ſonſt die Anſchläge, Frankreich zu demüthigen, und ſich mit Elſaß und Lotharingen zu vergrößern, nennen will — als die Quelle alles Elends an, das unſer armes Vaterland bisher hart getroffen hat. Daher ſind auch alle Deutſchen (einige Stände ausgenommen, die Oeſtreich für die Stütze ihrer Religion noch halten,) dem kaiſerlichen Hau-

ſe

---

von den Unteroffizieren gebraucht wird: denn im öſtreichiſchen Dienſte iſt keiner ein wahrer Unteroffizier, der nicht koſtbeutelt, oder wie die Preußen ſagen, kaleſaktert.

ſe abgeneigt, und wünſchen nichts weniger als den Fortgang ſeiner Waffen.

Der ſachverſtändige Leſer mag jetzt überlegen, ob die Reichsarmee, ſie mag nun ein eigenes Korps ausmachen oder man mag ſie unter andere Truppen vertheilen, je etwas von Belang ausrichten wird.

Man ſcheint das Gegentheil davon in dieſem Kriege hinlänglich gefühlt zu haben: denn man hat in deſſen ganzen Lauf bei wichtigen Vorfällen ſich blos der Sachſen und Heſſen bedient: und dieſe waren es, welche denn auch jedesmal Ehre davon trugen. Bey dieſen Völkern iſt noch Soldatengeiſt; und ich habe mich bey Maynz recht gefreut, als ich ſah, daß die Sächſiſchen Huſaren, welche doch vor kurzem erſt errichtet waren, und in dem ſchweren Huſaren-Exercitium ganz unerfahren auftraten, ſich alle Mühe gaben, ihren Dienſt und ihre Manövers bald zu lernen, und es auch wirklich ſehr weit darin brachten. Daß man die Heſſen nicht geſchont hat, ſondern ſie gerade dahin brauchte, wo es ſcharf zu gieng, beweißt die Affäre bei Frankfurt, wo ſo mancher von dieſen Braven geblieben iſt.

Aber deſto elender waren alle andre Reichstruppen, ſo elend, daß man ihnen nur Poſten anvertraute, wobey wenig zu thun war — wenn ich die Beſatzung von Mannheim ausnehme, die den Pfälzern — die wenigen Oeſtreicher die nebſt ihnen in Mannheim waren, konnten gar nichts ausrichten — überlaſſen wurde. Allein der Schade, den die Pfälzer durch die Uebergabe dieſes wichtigen Poſtens den Oeſtreichern zufügten, war unbeſchreiblich; und belehrte dieſe eines Beßern für die Zukunft. Sie hinderte ſie, ihre Truppen zuſammenzuziehen, indem es ihnen hier jetzt an einer Armee fehlte, um

Heidelberg und die Bergſtraße zu decken, und dadurch die Franzoſen zu hindern, ihnen die Communication mit der obern Armee abzuſchneiden.

Im Jahr 1793 giengen die ſchwäbiſchen Kraiſtruppen auch über den Rhein, allein ohne einen Franzoſen je zu ſehen. Man bediente ſich ihrer nur zur Beſatzung von Weiſſenburg, Bergzabern und anderer Plätze am Gebürge, um zu verhüten, daß die Franzoſen von daher den Oeſtreichern nicht in den Rücken kommen mögten. Bey der im December des gedachten Jahres vorgefallnen traurigen und ſchimpfliche Retirade der Kaiſerlichen liefen auch die Herren Schwaben, nach Art eines Corps volante, übern Rhein zurück, ſo ſchnell, daß ſie einen großen Theil ihres Gepäcks im Stiche ließen.

Die Schwaben pochen noch immer darauf daß ſie damals im Städtchen Kehl geblieben ſind, als deſſen Fort von den Franzoſen zuſammengeſchoſſen wurde. Aber wenn auch gleich kein Mann in Kehl geweſen wäre, ſo würden die Franzoſen doch nicht mehr gethan haben, als ſie wirklich thaten: denn ſie wollten Kehl nicht erobern und beſetzen, ſondern blos deſſen Fort zuſammenſchießen, und vernichten; und als ſie dieſen Zweck erreicht hatten, bekümmerten ſie ſich weiter um nichts. Das Städtchen Kehl würde damals auch ſeyn vernichtet worden, wie der Nationalkonvent es befohlen hatte, wenn nicht viele Straßburger Bürger Häuſer darinn gehabt hätten. Dieſe machten aber durch ihre Vorſtellungen, daß Kehl verſchont blieb. Der Herr Markgraf von Baden hat daher auch ſein Projekt, die Güter der Straßburger zu Kehl konfisziren und verkaufen zu laſſen, nicht ausführen können. Denn ſollte dieſes geſchehen, ſo würde man von der Citadelle zu Straßburg aus ſofort das Städtchen und das Dorf Kehl zuſammenſchießen und abbrennen. Leider kann man der Feſtung und der Stadt Straßburg von der deutſchen Seite aus wenig oder gar nicht ankommen. Vor kurzem hörte ich zwar einen Schwäbiſchen Kanonier-Offizier behaupten: er er wolle es übernehmen und ausführen, auch von dieſer Seite her den Straßburger Münſterthurm zuſammen zu ſchießen, und die Stadt in Brand zu ſetzen. Aber der gute Herr hat wohl ſein lebelang noch nicht geſehen, wie man eine Stadt beſchießt, und wird dergleichen auch wohl nimmermehr ſehen: alſo kann man ihm, und ſeines Gleichen eine ſo abgeſchmackte Aeußerung gar leicht überſehen.

Da ich hier einmal auf das Kanonieren gekommen bin, ſo will ich dem geneigten Leſer hier gleich noch ein Wörtchen von der

Reichsartillerie ſagen. Die Kriegskunſt unſrer Zeit iſt ohne angemeßne Artillerie gar nichts; und keinen Zweig der edlen Kunſt, der Bevölkerung den nöthigen Einhalt zu thun, hat man mehr bearbeitet, als eben dieſen nebſt jenem der Kriegsbaukunſt.

Die letztere Kunſt ſcheint in Deutſchland ganz unbekannt zu ſeyn: — ich habe ſchon geſagt, daß ich Oeſtreich und Preußen nicht zu Deutſchland rechne aus Gründen, die ich ſchon zum Theil angeführt habe — und davon geben die deutſchen Feſtungen hinlänglichen Beweis. Maynz und Ehrenbreitſtein ſind zwar ziemlich feſte Plätze, aber ſeit hundert Jahren hat man nicht mehr daran gedacht, das geringſte zur Verbeſſerung dieſer Reichs-Feſtungen beyzutragen. Bey Maynz hat man ſogar eine Schanze mit ihren Laufgräben, welche Guſtav Adolph im dreißigjährigen Kriege, als er

Maynz belagerte, errichtet hatte, ſtehen laſſen, wenn man ſie gleich längſt hätte ſchleifen ſollen, damit ein Feind, der einmal die Feſtung würde belagern wollen, nicht gleich Schanzen anträfe, deren er ſich ohne weitern Aufwand gleich bedienen könnte. Aber ſo weit reichten die Gedanken der in Mainz kommandirenden Herren Reichsgenerale nicht. Die Preußen haben ſich im Jahr 1793 der erwähnten Schanze, welche noch den Namen Guſtavsburg führt, mit Vortheil bedient.

Bey Rüſſelsheim hat man auch ſo eine Naſe für Maynz übrig gelaſſen, ich meyne das Fort, zwey Stunden von Maynz, das gleichfalls im dreißigjährigen Kriege erbaut und hernach von den Franzoſen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ſtark befeſtiget worden iſt. Dieſes Fort kömmt den Belagerern von Maynz gleich gut zu ſtatten, indem ſie, wie die Preußen gethan haben, ihr Laboratorium da ganz ſicher in der Nähe der Feſtung halten können. So wenig iſt der Kommendant für die Sicherheit ſeiner Feſtung bedacht geweſen!

Rheinfels iſt ein elender Ort, und **Ehrenbreitſtein**, ſo feſt es ſonſt iſt, iſt doch nur wenig bedeutend, indem es zu klein iſt, um eine ſtarke Garniſon einzunehmen.

Ueberhaupt ſind die Ufer des Rheins und alle Gränzen Deutſchlands ſehr ſchlecht mit feſten Plätzen verſehen. Man hatte dazu keine Gedanken, weil die Parforcejagden der Fürſten, ihre Bälle, Opern, Maitreſſen und andere Verluſtierungen alles Geld, das ſie den armen Unterthanen auspreßten, wegnahmen. Da blieb denn zur Erbauung der Gränzfeſtungen, dieſer heut zu Tage ſo höchſtnöthigen Schutzwehren der Länder, freilich nichts übrig!

Kehl, Breiſach, Kölln und andre Oerter verdienen den Namen einer Feſtung nicht; und **Mannheim** iſt noch lange nicht in dem Zuſtand, worin es ſeyn ſollte und könnte.

Wenn der Fall einträte, daß der Rhein die Gränze zwiſchen der franzöſiſchen Republik und dem deutſchen Reiche ausmachte, ſo würden wir bald ſehen, wie die Franzoſen **Worms, Germersheim, Speier** und andere Oerter befeſtigen würden; denn was ſolche Oerter für Nutzen im Kriege ſtiften, verſtehen dieſe weit beſſer, als unſre Herren, die im Frieden in ihren Schlöſſern ſicher genug ſind, und im Kriege gleich 30 Meilen davon laufen mit ihrem ganzen Hofſtaate, wenn der Feind ſich ihren rundum offen ſtehenden Staaten nähert. O über die klugen und ſorgſamen Väter des Vaterlands! —

Wie nun die Feſtungen im Reiche ſind, ſo iſt auch das Feldzeug und das Reichsartilleriekorps.

Die Kanonen, welche die Stände haben, ſind gar nicht hinlänglich und größtentheils untauglich, diejenigen Operationen vorzunehmen, die eine Armee im Felde vornehmen muß. Einmal iſt die Anzahl des Reichsgeſchützes viel zu geringe: wenig Kanonen, wenig Mörſer und noch weniger Bomben, und was das allerſchönſte und erbaulichſte iſt — jeder Stand hat ein anderes Kaliber als der andere. Ein Ulmer Dreypfünder hat ein anderes Kaliber als ein Stutgarder u. ſ. w. Nun bedenke man, was für eine fürchterliche Verwirrung und Unordnung entſtehen muß, wenn man jedem Krais, jedem Stand Kugeln nach ſeinem beſondern Kaliber zu ſchaffen hat!

Als Maynz 1792 von General Cüſtine aufgefodert wurde, ſo waren zwar in Maynz Kanonen und Kugeln, aber die Kugeln paßten nach dem Angeben des Kommandanten nicht in die Kanonen. Allerliebſt! —

Da ferner die Kanonen, Haubitzen und Mörſer der deutſchen Stände ſchon ſehr alt ſind, und vor langer Zeit ihre Dienſte gethan haben, ſo ſind ſie meiſt ausgeſchoſſen, haben Zündlöcher, wer weiß wie weit, und morſche untaugliche Lavetten. Die ſogenannten Apoſteln, welche von Bamberg und Würzburg geholt und bey der Maynzer Belagerung gebraucht wurden, können hier als Beyſpiel angeführt werden. Das kleinere Bataillons-Geſchütz iſt, als neuere Erfindung, auch bey dem Reichskorps neu, aber das macht noch lange keine brauchbare Artillerie.

Wie nun das Geſchütz iſt, ſo iſt auch die Munition: wenig Kugeln, wenig Bomben, wenig Granaten, wenig Pulver, und am Ende auch wenig Bley. Ein angeſehner Offizier vom Schwäbiſchen Kraiſe verſicherte mich, daß in ganz Schwabenland nicht Feldmunition genug wäre, um nur eine Feſtung aus drey Batterien einen einzigen Tag über zu beſchießen. Man mache nun lauter Helden aus den Reichsſoldaten, man gebe ihnen lauter *Schwerine*, lauter *Türenne* zu Anführern: ſie würden doch bey dem großen Mangel an brauchbarer Artillerie nichts ausrichten können.

Damit aber alles hübſch egal ſey, ſo ſind auch die Reichsartilleriſten eben ſo erbärmlich, als ihr Geſchütz und ihre Munition. In Friedenszeiten üben ſich die Leute beynahe gar nicht, oder vielmehr in Friedenszeiten hat das Reich beynahe gar keine Artilleriſten: die rafft man eben ſo wie die Soldaten, erſt bey einem entſtehenden Krieg zuſammen, lehrt ſie eine Kanone laden, und damit holla! Es giebt zwar einige Offiziere noch hie und da — denn erfahrne Unteroffiziere und Kanoniere giebt es gar nicht — die ihr Metier verſtehen. So kenne ich z. B. einen Herrn v. Ringler, Artilleriehauptmann bey dem Schwäbiſchen Korps, als einen braven Jngenieur und geſchickten Feuerwerker; aber dieſer geſteht gerne ſelbſt, daß die Reichsartillerie unter allen möglichen Artillerien die allerelendeſte iſt.

Die ſogenannte fliegende oder reitende Artillerie, (artillerie volante) welche im Felde ſo vielen Vortheil bringt, iſt bey den Reichstruppen ein fremder Vogel, von dem ſie noch nichts gehört haben.

Wie ſtark ſonſt die Herren von der Reichsarmee im Redoutenmachen ſind, beweiſen unter andern die lieblichen Redouten bey Ichenheim und bey Kehl am Rhein. Sie ſtehen beyde, nach dem Zeugniß der Kenner, an ganz unſchicklichen Stellen, und ſind obendrein ſo elend angelegt, daß jede, ohne großen Verluſt, mit einem einzigen Bataillon weggenommen werden kann. Die bey Kehl verbietet dem Feind den Vorbeyzug nicht einmal auf eine Viertelſtunde.

Ich erkundigte mich, warum man aber doch dieſe ganz unbrauchbaren Redouten, welche ſo vieles Geld gekoſtet haben, angelegt hätte, und erhielt zur Antwort: das ſey geſchehen, um den großen und kleinern Herren glimpflich die Beutel zu füllen. Man hat über ein Vierteljahr damit zugebracht, und täglich mehr als 600 Menſchen daran arbeiten laßen: und da giebts denn Rechnungen, wobey man hübſch plus minus machen kann. Im Vorbeygehen merke ich noch an, daß alle größern Kriegsanſtalten, alſo auch die Errichtung der Redouten, von den Kraisfürſten abhängt, und von ihnen hernach den kleinern Ständen berechnet wird. Da pflegen denn die großen Herren nicht zu vergeſſen, daß jede Rechnung Gebühren abwerfen muß.

Dieſe einzige Bemerkung über die Artillerie der Reichsvölker würde ſchon hinlänglich ſeyn, den Titel dieſer Schrift zu rechtfertigen, und zu beweiſen, daß die Geſtalt der Reichsarmee eine ſehr erbärmliche Geſtalt iſt, und daß nur ein Ritter von der traurigen Geſtalt, ein andrer Don Quixote, mit dieſem Heldenkorps ein kriegeriſches Ebentheuer unternehmen könnte.

Ein ſachkundiger Mann darf nur einen Reichstrupp anſehen und etwas näher beobachten, um ſich von dem militäriſchen Elend und der Unzweckmäßigkeit deſſelben vollkommen zu überzeugen. Die unordentliche Einrichtung des Ganzen hat den allerſchlimmſten Einfluß auf alle einzelnen Theile, und die da im kleinern vorgehenden Unordnungen vermehren gegenſeitig den allgemeinen Wirrwarr. Doch, man leſe weiter und urtheile ſelbſt!

Die Rekruten müſſen zwar exerzieren, aber man überläßt das ganze Exerzitium einem größtentheils ſelbſt ungeſchickten Korporal. Der Hauptmann und die übrigen Offiziere geben ſich nicht damit ab: wenn alſo der Rekrute dem Korporal nur Schnaps, Wein und Weißbrod bezahlt, ſo ſieht ihm dieſer überall durch die Finger, und der Rekrute lernt immer — nichts.

Die Reichsſtände geben, im Ganzen genommen, ziemlich gute Kleidung, und dieſe könnte noch weit beſſer ſeyn, wenn die Herren Proviſoren nicht auch da ſich auf Nebenwegen

wegen bereichern wollten. Indeſſen iſt doch die Kleidung noch ſo erträglich gut: aber der Anzug der Soldaten — ſieht ſpektakulös aus. Schmutzig und malpropre ſind ſie im Dienſt und außer Dienſt; und wie ihre Kleidungsſtücke ſind, ſo iſt ihre Armatur auch: die Gewehre ſitzen fingerdick voll Roſt, und die Säbelgefäße voll Grünſpan. Daher iſt es auch begreiflich, was noch neulich ein Offizier vom Reichskorps zu mir ſagte, daß wenn eine Bataille geliefert werden ſollte, und die Reichstruppen nicht ſchon vorher zum Teufel liefen, gewiß keine zehn Gewehre bey einer Compagnie losbrennen würden. Das iſt doch wahrlich ein großes Elend! Aber vielleicht hat man für die Verbeſſerung dieſes Fehlers nicht geſorgt, weil man vorausſetzte, daß es niemals zum Schießen kommen werde.

Freiheit haben die Kraisſoldaten genug, die ſie aber ſehr misbrauchen, und ſich alle möglichen Exceſſe erlauben. Saufen, Spielen und Stehlen iſt bey dieſen Truppen ſehr Mode, und man, wenns auch herauskömmt, nur ganz gelinde beſtraft. Man arretirte im vorigen Sommer auf einem Dorfe in einer ſehr berüchtigten Marketender-Bude, die wegen ihres guten Rufs weit und breit am Rhein unter dem Namen des Freiſtätter Lumpenhäuschens bekannt iſt, drey Unteroffiziere und brachte ſie auf die Wache, weil ſie bis nach Mitternacht unmäßig geſoffen, und Spektakel angefangen hatten. Dieſer Exzeß würde bey allen andern Truppen mit Degradation der Unteroffiziere wenigſtens ſeyn beſtraft worden; allein hier gab der Hauptmann ihnen einen kleinen Verweis, und damit war der ganze Handel abgethan.

Dem Pfarrer zu Freiſtätt am Rhein, Hn. Schulmeiſter, wurden einige junge Gänſe geſtohlen. Er muthmaßte, die Gänſe ſeyen in das damals an dieſem Orte errichtete Spital gebracht worden, und bat daher einen Korporal, die Sache zu unterſuchen. Der Korporal ging hin, und fand die Gänſe in einem großen Hafen. Als ers aber ſogleich auf der Gaſſe einem jungen Offizier bekannt machte und hinzuſezte, daß ers nun dem Hauptmann melden würde, ſo ermahnte ihn der Offizier, das ja nicht zu thun, wenn er des Hauptmanns Freund bleiben wollte: der Hauptmann könne es gar nicht leiden, daß man ihn mit ſolchen Dingen behellige.

Die groben Exceſſe der Reichsvölker, welche ſie aller Orten begingen, wo ſie nur hinkamen — ſie ſind aber ſeit dem Anfange dieſes Krieges nicht weit herum gekommen, ſondern größtentheils an einem Orte, oder doch in einer Gegend liegen geblieben — haben ſie auch bey den Einwohnern der Gegenden, wo ſie ſtehen und ſtanden, aufs ärgſte verhaßt gemacht, und nur die feilen Nymphen, deren Namen freilich in Ländern, wo Kriegsvolk hauſieret, Legion heißt, ſind ihnen noch günſtig. — Selbſt Offiziere haben ſo wenig Ehrgefühl, daß ſie da und dort borgen, ſich hundertmal mahnen, ja, ſelbſt verklagen laſſen, und doch nicht bezahlen. Wer Schulden wegen verklagt wird, er ſey nun Offizier oder Soldat, kann bey den Reichstruppen nach einer allerliebſten Regel in den Kriegsartikeln nicht zur Zahlung gezwungen werden; und daher ſind denn auch manche Offiziere ſo niederträchtig, Schulden zu machen, und hernach noch den auszulachen, der auf Zahlung dringt. Beyſpiele ſind verhaßt; indeſſen wer etwas hübſches dieſer Art hören will, darf nur den Herrn

Hanke von Biſchofsheim am Steg fragen, wo er ſeine Hiſtörchen hören wird.

Aber die tiefe Verachtung, womit jedermann die Kraisſoldaten verfolgt, der ſie näher kennt, darf dieſen Helden, ſelbſt viele von den Herren Offizieren nicht ausgenommen, eben nicht ſehr ſpaniſch vorkommen: Sie ſind bey ihren Ständen ſchon lange vorher daran gewöhnt worden.

In den Reichsſtädten und anderwärts wird der Soldat gerade ſo viel geachtet, als ein Scheerenſchleifer oder ein Schornſteinfeger. Sizt er in einem Wirthshauſe, ſo muß er aufſtehen und weggehen, ſobald ein anderer hereinkommt, und ſeinen Platz einnehmen will. Ueberdieß giebt es in den Reichsſtädten gewiſſe Wirthshäuſer, wo Soldaten nur hindürfen: ſelbſt Offizieren geſtattet man es nicht, gewiſſe öffentliche Geſellſchaften zu beſuchen, wohin doch jeder

Kaufmann, jeder Bürger, ja, jeder Ladendiener und jeder privilegierte Bartkratzer hingeben darf.

In groſsen Handelsſtädten iſt die Verachtung des Militärſtandes noch auffallender und abſcheulicher. Z. E. zu Frankfurt am Meyn muß die Schildwache zurücktreten, wenn der Fleiſcher ein Kalb zum Thore herein führt, damit das Thier nicht ſcheu werde; und thut er es nicht, ſo prügelt ihn der Herr Fleiſcher vom Poſten weg. Das iſt Thatſache. Auch zu Frankfurt nennt man einen Leutnant zum Spott einen Herrn Leutig und das geht ſo weit, daß ein etwas angeſehner Frankfurter Patricier es ſehr übel nehmen, ja vielleicht gar einen Injurienproceß darüber anfangen würde, wenn ihm der Magiſtrat eine Offizierſtelle bey den Stadtſoldaten antrüge.

Und ſo iſt es auch bey den Soldaten der Reichsfürſten, wenigſtens der meiſten. In Maynz z. B. iſt nichts verachteter, als die Uniform: in keine Geſellſchaft kömmt der Offizier, er müßte denn vom Maynzer Adel ſeyn; denn in dieſem Fall ſieht man nicht auf die Uniform, die er ohnehin außer dem Dienſt nicht trägt, ſondern auf ſeine Herkunft: der Soldat aber muß vollends ganz iſoliert für ſich blos mit ſeinen Kammeraden umgeben. In die Wirthshäuſer, wo Soldaten hingehen, deren doch nur wenige ſind — denn im Kranich z. B. oder in ſonſt einem angeſehenen Gaſthofe erhält kein Soldat einen Schoppen Wein — kömmt kein Bürger, ja nicht einmal ein Schuhknecht oder Schneiderjunge, um ſich nicht zu blamieren.

Wie kann es auch anders ſeyn! Die Maynzer Soldaten ſtehn auf ihrem Poſten, und ſchneiden Pflöckchen oder Pinnäzel für die Schuſter. In Gmünd — das habe ich ſelbſt von einem Offizier — präſentirt der Soldat vor jedem gutgekleideten Mann, ja gar vor Frauenzimmer von Stande das Gewehr; hälts dann mit der einen Hand an, und reicht mit der andern den Hut hin für eine Gabe. Verachtung aber und Gewohnheit an niederträchtiger Behandlung unterdrückt und erſtickt alles Gefühl für Ehre und Schande, und macht den Soldaten zum verächtlichen Klotz.

Daher haben auch die Reichstruppen für ihren eignen Dienſt gar keine Achtung. Ich habe ſchon oben angeführt, daß die Schwaben ihr Korps den ſchwäbiſchen Kragen nennen: und das thun nicht nur gemeine Soldaten, ſondern auch Offiziere. Es iſt doch Schade, ſagte einſt ein Offizier von den Schwaben auf der Flügelwache im

Lager bey Altenheim, daß der Leutnant Storr beym ſchwäbiſchen Kragen ſteht: Der Mann verdiente unter regulirten Truppen — alſo ſah doch dieſer Herr Offizier ſein Korps nicht für reguliert an! — zu ſtehen. Er verſteht den Dienſt, hat Kenntniſſe und ſehr viel Anlage, ein recht tüchtiger Mann zu werden. Aber bey unſerm Kragen iſts nichts für ihn. Wenn der Krieg ein Ende hat, ſo muß er zu Gmünd ſitzen bleiben und da alles vergeſſen: das iſt doch mein Seel' Schade! — Sie reden ja nicht vortheilhaft von ihrer Militz, Herr Leutnant, erinnerte ein Anderer. — Freylich wohl, fuhr der Leutnant fort, aber wer Teufel kann denn von der — was gutes ſagen! Der Obriſt exerziert und exerziert, und wenn er ſich alle Tage halb todt ärgert, und ſich die Lunge aus dem Hals ſchreit, ſo bleibts beym Alten: — das iſt ſo der ſchwäbiſche Kragen, und wird der ſchwäbiſche Kragen bleiben bis in alle Ewigkeit. . — Sehr erbaulich!

Der Soldatenſtand iſt überhaupt im Reiche verachtet: das macht, weil die Leute immer von ihren Kraisſoldaten auf den ganzen Stand ſchließen. Eben darum hält ſich auch jede honette Familie für eben ſo ſehr entehrt, wenn einer von ihren Söhnen Soldat wird, als wenn eine von ihren Töchtern ſich außer dem h. Eheſtand die Taille verderben läßt. Beydes iſt ſchimpflich, aber vielleicht iſt das Soldatwerden noch ſchimpflicher, weil man das Soldatenleben insgemein als die Urquelle aller Liederlichkeit und aller Niederträchtigkeit anſieht. In Preußen aber, und ſelbſt in Oeſtreich, wie auch in Sachſen und Heſſen iſt der Soldat ſchon mehr angeſehn: man fürchtet ſich nicht vor ihm, man flieht ſeine Geſellſchaft nicht: und iſt er ein Mann von Kopf und guter Aufführung, ſo geht jeder, auch ſelbſt Leute von Stande, gern mit ihm um. Da hat nun freylich der Soldat mehr Anhänglichkeit an ſeinen Stand, als bey dem armſeligen Reichskragen, wo der Soldat der Gegenſtand des Spottes, der Verachtung und der Furcht iſt.

Was aber die Achtung gegen den Militärſtand für Wirkung auf den Kriegsmann ſelbſt habe, zeigt nichts deutlicher, als die jetzige franzöſiſche Miliz. In Frankreich iſt gerade der Stand eines Volontärs — ſie heißen nicht mehr Soldaten, weil ſie nicht mehr, wie die Miethlinge der Fürſten, welche ſie, wie bekannt iſt, mit dem ſchönen Titel von Tyrannenſklaven brandmarken, pour la ſolde, d. i. für eine geringe Belöhnung dienen, und dem Eigenſinn oder der Eroberungsſucht eines Fürſten ſich und andre hinopfern: ſie heißen Volontairs, weil ſie frey=

willig für ihr Vaterland, und ihre allgemeine und perſönliche Freyheit, für ihre Habe, für ihre Eltern, Geſchwiſter u. ſ. w. gegen Feinde ſtreiten, die ihnen das alte Joch der Deſpotie wieder aufdringen und Geſetze in Dingen geben wollten, wo es keiner Geſetze bedarf — in Frankreich, ſage ich, iſt der Stand eines Volontärs jezt gerade der geehrteſte aller Stände. Man ſieht da den Vertheidiger des Vaterlandes an als die Stütze der Republik, des Geſetzes und der Freyheit: der Volontär iſt Bürger, und macht keinen beſondern Stand aus, ob er gleich, ſo lange er im Felde ſteht, wie natürlich, an den activen Rechten des Bürgers keinen Antheil hat. Jede Familie, jeder Vater, der einen Sohn bey der Armee hat, hält ſich eben dadurch ſchon für geehrt, und ſpricht nicht, wie ein Vater in Deutſchland: ach, daß Gott erbarm! Mein Han Nickel, der liederliche Hund, hat mir den Schimpf angethan, und iſt Soldat worden! *) — So ſpricht in Frankreich kein Menſch: denn da iſt der Mann, der die Uniform trägt, angeſehn, und jeder franzöſiſche Bürger, der auch ſonſt nicht ins Feld geht, jeder Offizier der Munizipalitäten der Departementer, jeder Volksrepräſentant und jeder Friedensrichter trägt die Uniform, wie der Volontär. Die Uniform iſt Nationaltracht geworden, ſo wie der wahre militäriſche Geiſt, Freyheit oder Tod zu ſuchen, und für das Vaterland ſich und alles aufzuopfern, jezt Nationalgeiſt geworden iſt.

Dieſe allgemeine Achtung für den Militärſtand hat denn auch mehr Wunder gewirkt,

als

---

*) Die Juden in Deutſchland nennen die Soldaten Rekim, d. i. elende ſchlechte Kerle — vom hebräiſchen Rik leer, untauglich, niederträchtig, ſchlecht.

als alle Buckeldreſchereyen der Preußen und alle Arſchprügel der Oeſtreicher. Die jungen ungeübten Franzoſen, die ihre Feinde, beſonders die Kaiſerlichen, nur Jungens, Buben, Lumpengeſindel, Zuchtknechte ihrer eignen Nation zu ſchelten pflegen, haben alle ihre Feinde rund um die Gränzen ihrer Republik beſiegt, und ſich in ganz Europa furchtbar gemacht.

Nun nehme man das Gegentheil, und ſage mir, ob die Reichsarmee, die aus lauter verachteten Leuten zuſammengeflickte Reichsarmee, nicht eine erbärmliche Geſtalt habe, und ob wohl zu glauben ſey, daß dieſes Korps jemals das Vaterland ſchützen und dadurch Lorbeern verdienen werde! —

Dieſes fühlen denn auch ſelbſt erfahrne und einſichtige Offiziere dieſes Heldentrupps. Ich habe mit Männern von Einſicht und wirklich militäriſchen Verdienſten mich öfters über die Mängel der Reichsvölker unterhalten, und verdanke vieles von dem, was ich hier anbringe, ihren Bemerkungen.

Daß ich dieſe Männer nicht nenne, geſchieht darum, weil ich ihnen bey den Hoch- und Löblichen Ständen *), welchen meine Schrift vielleicht vor ihre hohe Brille kommen könnte, keinen Verdruß machen will. Die Hoch- und Löblichen Stände ſind etwas vindikativ, und entblöden ſich manchmal nicht, ſelbſt den Generalen und Oberſten ſo nach ihrer Art, die nicht immer die höflichſte iſt, Weiſungen zuzuſchicken — wie ohnlängſt einem

---

*) Hochlöbliche Stände und löbliche Stände ſind im Reiche ohngefähr ſo wie Hochgebohrner Herr und Wohlgebohrner Herr verſchieden. Indeſſen iſt nicht nöthig, daß jene gerade hoch auf dem Taubenſchlag, und dieſer im untern Stock auf einem Pflaumbette gebohren ſey.

einem ſehr würdigen Obriſten, weil er etwas ſcharf mit den tölpiſchen Strackern*) umging und mit Gewalt Menſchen aus ihnen ziehen wollte, wie er ſich ausdrückte.

Dieſe Männer, die ich nicht nenne, bekannten ſehr gern, daß die Reichsarmee, wie ſie nun einmal iſt, und wie ſie leider, noch lange bleiben wird, gegen einen Feind, er ſey auch, wer und wie er wolle, nichts auszurichten, vermögend ſey. Bekannt iſt bey einem ganzen Korps Reichstruppen, was einer ihrer vornehmſten Generale mehr als einmal öffentlich geſagt hat, daß wenn er je wieder auf die Welt kommen ſollte, er ſich es, um ſeiner eignen Ehre willen, beym lieben Gott ausbitten würde, ihn nicht wieder zu einem Offizier bey der Reichsarmee zu machen. Und das ſagt viel! —

---

*) Die Stracker ſind da zu Hauſe, wo man ſpricht: Wan beſcht 'ngeſinn? Dau? beym Naudler?

Man wird hier vielleicht die Frage aufwerfen: warum denn ſo manche brave Offiziere — ich kenne und verehre ihrer ſelbſt viele — noch immer bey der Reichsarmee dienen, da ſie doch die unabänderlichen Mängel derſelben ſo gut einſehen? Solchen Männern, wird man vielleicht hinzufügen, könnte es doch, wenn ſie ſonſt wollten, an Dienſt in andern Heeren nicht fehlen! —

Zur Antwort dient das Sprichwort des Kaiſers Veſpaſianus: lucri odor bonus ex re qualibet. Die Offiziere des Reichskorps haben zwar in Friedenszeiten nicht überflüſſig Gage, aber in Kriegszeiten iſt das, was nebenher ſo einkömmt, vorzüglich was die höhern Offiziere, als Generale und Obriſten von den Ständen wegen der nicht eingeſchickten Rekruten von Zeit zu Zeit ziehen, ben, ſehr beträchtlich: und da läßt man ſichs denn gefallen, eine Truppe zu kommandiren, von der man weiß, daß es eine elende Truppe iſt — nur um die mit dem Kommando verbundenen Emolumente auch ziehen zu können.

Wegen des lezten Punktes muß ich noch einiges anmerken. Die Deſertion iſt bey den Reichstruppen entſezlich ſtark. Es vergeht faſt kein Tag, daß nicht von jedem Regimente einige weglaufen, und zu andern Truppen übergehen. Dieſes fällt ihnen auch gar ſehr leicht. Einmal iſt keine ſcharfe Aufſicht über ſie; und zum andern ſind ſie frey, ſobald ſie nur aus dem Kordon ihres Kraiſes, ja oft nur aus dem Kordon ihres Regiments ſind. Die Reichstruppen haben zwar unter ſich, und mit den übrigen gegen Frankreich gemeinſchaftlich mitkriegenden Mächten, Kartel, aber dieſen reſpektirt niemand,

mand, wenn gleich ſchon ſehr viele Klagen darüber entſtanden ſind, die aber alle, wie gewöhnlich, auf Nichts hinaus laufen. Der Pfälzer läuft zu den Franken, der Franke zu den Schwaben, der Schwabe zu den Oeſtreichern und der Oeſtreicher ſchiebt zu der ſchönen Armee der Emigrirten, welche denn auch wieder zu andern überlaufen.

Insbeſondere muß man den Herren Oeſtreichern nachſagen, daß ſie es doch ein wenig zu arg machen, indem ſie die Soldaten andrer mit ihnen verbündeten Fürſten und Reichsſtände ohne Anſtand nehmen, zwar nicht mit Gewalt, wenigſtens ſelten, aber doch ſo oft ſie freiwillig kommen, und hernach ſie nicht wieder herausgeben, wenn ſie auch gleich requirirt werden. Den Herren Preußen hat man ähnliche Stückchen Schuld gegeben, ſelbſt im Laufe des jetzigen Krieges. Ich erinnere mich noch recht gut, daß die Kaiſerſerlichen mehrere Pfälzer Deſerteurs bey Maynz 1793 angenommen, und nach den Erbländern geſchickt haben. Man hat ſich darüber zwar von Pfälziſcher Seite beſchwert, aber ohne Erfolg. Eben dieſes thun ſie noch immer, und wenn hernach Requiſition geſchieht, ſo hat niemand den Mann, nach welchem gefragt wird, geſehen, oder von ihm gehört. Vielleicht aber iſt es dem Reichsoberhaupte erlaubt, die Reichstruppen zu debauchiren, um ſeine eignen Truppen mit deren Deſerteurs zu verſtärken. Dem ſey, wie ihm wolle: man ſollte wenigſtens die Grimaſſe von Kartel weglaſſen: denn es iſt allemal doch weniger unanſtändig, eine ſchon an ſich unerlaubte Sache ohne feierliches Verſprechen zu treiben, als ſie mit Verletzung einer treuen Ehrlichkeit zu begehn.

Ueberhaupt iſt ein Kartel zwiſchen mächtigern und unmächtigern Herren und Ständen ein wunderliches Ding. Der Mächtigere läßt ſich nichts nehmen. Merkt er, daß ein Soldat von den Seinigen ſonſtwohin gelaufen iſt, ſo requirirt er ihn, und zwingt den andern Fürſten oder Stand, den Mann ihm herauszugeben. Aber das kann der Unmächtigere nicht. Selten erfährt er auch, wo ſein Deſerteur hin iſt, und wenn ers gleich erfährt und deswegen einkömmt, ſo macht man ihm ſo viel Hokus Pokus, daß er endlich des Blendwerks müde wird, und den Kerl im Stiche läßt.

Weil ich doch einmal dran bin, muß ich auch etwas vom Korps des Conde ſagen, aber nur in Abſicht auf die Deſerteurs. Ich habe dieſe allerliebſte Armee ſelbſt oft geſehen, noch mehr aber habe ich von ihr und ihrem trefflichen Betragen ſowohl gegen die Bewohner Deutſchlands, als gegen die Truppen der Reichsſtände gehört. Das war nun freilich alle nicht ſehr erbaulich! Die Franzoſen nennen ſie: les mâtins de brigands d'emigrés, ſo wie ſie die Leute der ſogenannten chriſtlich-königlichen Bande die mâtins de brigands de la Vendée nennen; und die Deutſchen hätten große Urſache, den Herren der Emigranten-Armee dieſen Namen auch zu geben, und ſie hiernach konſequent zu behandeln. Doch das geht mich hier eigentlich nicht an! Mögen ſie doch immerhin ſtehlen und rauben, und Weiber und Mädchen verführen; und die veneriſche Krankheit noch ſo weit und noch ſo arg verbreiten — wenn die Deutſchen dumm genug ſind, das ehrloſe Geſindel für Pitts Projecte länger zu dulden, dadurch Frankreichs Erbitterung zu unterhalten, und deſſen Volke eine friedliche Geſinnung gegen Deutſchland unmöglich zu machen: immerhin! habeant ſibi! es geht mich nichts an: denn ich will hier blos

reſereferiren, wie es die Emigrantentruppen in Abſicht der Deſerteurs ſchon lange halten.

Sie hüten ſich gar ſehr, einen kaiſerlichen Ausreißer anzunehmen: denn ſie befürchten, das Haus Oeſtreich zu beleidigen, und dadurch ihre einzige Stütze in Deutſchland zu verlieren. Aber die Kaiſerlichen ſind nicht ſo diskret: dieſe nehmen die Deſerteurs der Emigrehs, wenn ſie ſonſt brauchbar ſind, willig auf, und fürchten ſich ganz und gar nicht vor einer Requiſition. Das müſſen ſich die Emigrehs ſchon gefallen laſſen, oder erwarten, daß man ihnen von Wien aus nicht weiter erlaube, in Deutſchland prekär zu exiſtiren.

Aber jeden Deſerteur der Reichstruppen nehmen die Emigrehs nicht nur mit Freuden an, ſondern ſie ſuchen auch noch auf alle Art, die Soldaten der Kraiſe zum Ueberlaufen zu verleiten. Aller Orten am ganzen

Rheinſtrohm liegen kondiſche, Montboſſoniſche und Rohaniſche Werber, wozu noch anderes Lumpengeſindel kömmt, welches abgerichtet iſt, die Leute, um ſie unkenntlich zu machen, mit andern Kleidern zu verſehen, und ihnen auf dieſe Art ihre Flucht und Ueberkunft zu dem feinen Korps zu erleichtern.

In einem Städtchen, vier Stunden oberhalb Heidelberg, hielt ſich ein Marketender auf, der ſeit dem Frühling des vorigen Jahres mehr als 50 Mann den Pfälzern entführt und der Emigrantenbande zugeſchanzt hatte. Endlich kam das Ding heraus, und der ſaubere Schurken-Kuppler wurde eingeſteckt. Er hatte aber, wie man leicht erachten kann, durch ſeinen Handel brav Geld erworben, beſtach alſo die Wache und gieng mit derſelben, an der Zahl drey Mann, fort und wahrſcheinlich zu den Peſt-Horden für Deutſchland.

Dieſe oder die Emigrirten geben nie einen Deſerteur von den Kraistruppen wieder heraus, und deswegen giebt man ihnen die ihrigen auch nicht heraus. Im März des vorigen Jahres erkannte ein Korporal von Rohan einen ſeiner Leute zu Offenburg. Er meldete es ſofort an den Obriſten von Sandberg, und foderte den Deſerteur zurück. „Lumpenkerl, ſagte hierauf der Obriſte, gebt uns erſt die Leute wieder, die ihr uns verführt habt: ihr ſeyd keine Soldaten, Räuber ſeyd ihr." Mit dieſen Worten ſchmiß er den Rohaniſchen Korporal zur Thür hinaus, und drohte ihn, wenn er je wieder käme, einzuſtecken, und mit Schimpf und Schande zum Thor hinaus bringen zu laſſen.

Zu einer andern Zeit ſchickte der Oberamtmann von Rottenmünſter einen Deſerteur von den Emigranten, Namens Rouſſel., zu dem Röttenmünſterſchen Kontingente. Ein Leutnant, Sachmann, von dem ſogenannten Anglois *) ein gebohr-

---

*) So nennen die Emigranten jetzt einen großen Theil ihrer Truppen, weil die Benennungen von Condé, Rohan u. ſ. w. zu ſehr verachtet und verhaßt geworden ſind. Indeſſen ſind die Angleis eben ſo elende Banden, als die von Conde und Rohan, oder als die abſcheuliche Legion de Mirabeau je geweſen iſt. Ueberdieß, iſt es wohl klug, daß wir Deutſche diejenigen, die unſer bedenkliche Feind als ſeine ärgſten Verräther und Feinde verabſcheut und ſie bis auf Leben und Tod verfolgt, nicht nur neben uns wider ihn ſtreiten laſſen, ſondern auch noch zugeben, daß ſie ſich obendrein des Namens eines andern, ihm gleichſtark verhaßten Feindes, der Engländer, bedienen? — Sind wir denn mächtig, gewandt und im Waffenglück glücklich genug, um

bohrner Schweizer, beſchwerte ſich darüber und wollte ſeinen Soldaten zurück haben; aber vergebens. Man bedeutete ihm, daß man die Truppen der Emigranten beynahe ärger als Feinde anſehen müßte, und daß daher kein wechſelſeitiger Kartel ſtatt finden könnte.

Das mag doch eine hübſche Allianz ſeyn, wenn man ſich einander ſo behandelt! Und doch hoft man aus einer ſo ſchnakigen Ver-

---

um in einer ſo verächtlichen und trozigen Hofmanier einem Feinde zu begegnen, der doch wohl handgreiflich genung bewieſen hat, daß er derjenige nicht iſt, der dummen Despotentroz dummkriechend ſich biethen laſſe und nicht räche? — Wahrlich, es iſt kein Wunder, daß Ausländer ſchon lange alles Tölpiſche und Widerſinnige, was ſie unter ſich antreffen, als etwas Deutſches zu benennen pflegen! —

bindung guten Waffenfortgang wider die Franzoſen !!

Beyher will ich noch anmerken, daß die Preußiſchen Werber ſich jezt auch nach und nach aller Orten wieder einſtellen, wo ſie beym Anfange des Kriegs ihre Werbplätze verlaßen hatten, und bey der ewigen Ueberläuferey ihre Sache ganz gut zu machen wiſſen. Ich ſprach noch vor kurzem in Rottweil mit einem Preußiſchen Werber, welcher eine ganze Garderobe hatte, um ſofort Schwaben und Oeſtreicher zu verkleiden, und dahin zu ſchaffen, wohin ſie gehören. Wer kann es ihnen auch verargen, wenn ſie ſich des allgemeinen Wirrwarrs bedienen, und Gleiches mit Gleichem vergelten? — Die Deſerteurs von den Emigranten brauchen keine Verkleidung.

Da nun die Soldaten der Reichsarmee ſo fleißig zum Henker laufen, ſo iſt's natürlich, daß dadurch große Lücken in den Regimentern entſtehen. Dieſer Abgang ſollte nun nach der Regel ſofort an den Stand berichtet, und von demſelben der Erſatz deſſelben gefodert werden. So will es die Regel, und die ausdrückliche Verordnung des Reichstags und der Kraistage. Im Fall aber ein Stand die Rekrutirung weigern, oder ſie zu lange verzögern würde, ſo ſoll der Regimentskommandeur die Sache an den Krais melden, der dann einen der ausſchreibenden Fürſten autoriſirt, faktiſch zuzulangen, und den Stand zur Stellung ſeiner Rekruten mit Execution zu zwingen. Das iſt im jetzigen Krieg auch einigemal geſchehen, und ſo will es das Geſetz, aber die gewöhnliche Obſervanz beſtimmt das Ding anders.

Die fehlende Mannſchaft wird bisweilen, aber ſehr ſelten, bey dem Regimentskommandeur von den Hauptleuten eingegeben.

Dieſer ſchickt dann die Liſte an die Stände, und erinnert ſie ans Schicken friſcher Rekruten. Nun ſtellen die Stände dem Herrn Obriſten u. ſ. w. vor, daß dieſes für jetzt unmöglich ſey, daß keine jungen Leute da ſeyen, daß man auf den Schlag keine Soldaten haben könne, bitten um Dilation, und verſichern dabey, daß ſobald es nur thunlich ſeyn werde, die Rekrutirung gewiß vor ſich gehen ſolle. Dieſe Verſicherung wird mit einem Präſent nach den Umſtänden begleitet, und der Herr Kommandeur will auch die guten Stände eben nicht drücken, und macht ein Auge zu. Indeſſen ſteht der Abgang noch immer auf der Liſte, aber die Zahlung für die Abgehenden fällt in den Beutel des Herrn Proviſors, wenns der Hauptmann iſt: denn in jedem andern Falle muß der Proviſor mit dem Hn. Hauptmann partagiren.

Endlich ſchickt der Stand Rekruten, aber niemals ſo viel, als er ſchicken ſollte: Das verſteht ſich nun von ſelbſt. Dabey ſind es größtentheils ganz untaugliche Menſchenkinder, alte Ehekrüppel, ſteife, krumme, ſchielende Karrikaturen, die man nicht brauchen kann, oder junge Kinder, die das Gewehr kaum halten können. Der Kommandeur würde dergleichen zuſammengerafften Ausſchuß ſofort zum Teufel jagen, wenn nicht ein ſchwerer Brief vom Stand mitgekommen wäre. In Rückſicht des ſchweren Briefes thut er nun das Zeug gut, und läßt es Soldaten ſpielen.

Dieſes iſt eine Hauptquelle, woraus die Offiziere, beſonders die höhern, bey den Reichsvölkern ihre Beutel füllen; und deßwegen ſehnen ſie ſich auch nicht ſehr weg. Wo Geld iſt, da iſt auch Ehre, denken ſie, und beweiſen ſich das aus der Praxis der ganzen Welt. Nun aber hat ein hoher Kraisoffizier Geld von ſeinem Dienſt; folglich, hat er auch Ehre von ſeinem Dienſt. Ich ſehe nicht, was man mit Recht an dieſem Schluſſe ausſetzen wolle. Bey andern Truppen denkt man ja doch auch ſo!

Aber da kömmt mir einer in die Queere, und heißt mich die Franzoſen anſchauen. Da, ſpricht er, ſucht kein Offizier Geld; im Gegentheil ſie laſſen ſich kaum ihre nothwendige Subſiſtenz auszahlen, und können unmöglich reich werden. Pichegru, Moncey, Jourdan, und andre ſind arme Teufel, haben nichts, und die Nation wird ſie dereinſt noch erhalten müſſen. Und doch dienen ja dieſe Leute unſtreitig für ihre und ihres Vaterlandes Ehre!

Ja, lieber Freund, das iſt allerdings wahr, aber man muß einen Unterſchied machen zwiſchen der Ehre eines Franzoſen, und zwiſchen der Ehre eines Deutſchen. Der jetzige Franzoſe hält ſich für geehrt, wenn er ſein Vaterland, und ſein Geſetz vertheidigt, das Leben ſeiner Mitbürger ſchützt, die Ehre ſeiner Nation rettet, und ſeine perſönliche Freiheit behauptet. Das iſt ſo die Ehre, die der jetzige Franzoſe ſucht; und dazu braucht man freilich nicht viel Geld. Aber dieſe Ehre kann die des Deutſchen nicht ſeyn. Er kann für ſein Vaterland nicht fechten, weil er eigentlich keins hat. So kann er auch das Geſetz nicht vertheidigen: denn dieß drückt ihn häufig, und iſt nicht der Wille der Nation, ſondern der Wille des Fürſten: und der — iſt immer abwechſelnd, wie die Tafftfarbe, und ſorgt vorzüglich für ſich. Der Deutſche ſchützt eben ſo wenig das Leben und das Eigenthum ſeiner Mitbürger: denn dieſe Dinge müſſen in einem großen Theil von Deutſchland eigentlich nicht gegen auswärtige Feinde, ſondern gegen die inländiſchen privilegirten geſchützt werden. Endlich rettet er auch die Ehre ſeiner Nation nicht; weil Sklaven keine Ehre haben; und das ſind die Deutſchen in mancher Gegend nicht wenig.

Siehſt du nun, daß die Ehre des Deutſchen Offiziers von der Ehre eines Franzöſiſchen nicht nur weſentlich verſchieden, ſondern gar ein ganz anderes Ding iſt. Ich will dir ſagen, worin dieſe Ehre bey uns beſteht. Im Staat, im Aufwand, in Bedienten, in Equipage, in Mätreſſen, in Gunſt der Fürſten und der Großen, in der Gewogenheit der Pfaffen, im Ballgeben, Schlittenfahren, Jagen, ꝛc. ꝛc. ꝛc. und zu allem dieſem gehört Geld: folglich wo Geld iſt, da iſt auch Ehre. Dieſer Schluß iſt richtig, und kein Philoſoph vom großen Kant bis auf den winzigen Rehberg, ſoll mir dieſes Argument wiederlegen: denn es beruht auf Erfahrung.

Wäre das alles anders, als es hier geſagt iſt: ſo mögte ich wohl wiſſen, was denn die Deutſchen abgehalten hätte, in Maſſe eben ſo aufzuſtehen, als es die Franzoſen thaten? Warum ſie troz alles Auffoderns zu dieſem und jenem, kalt blieben, ja ſogar über das Winſeln und Jammern manches Fürſtlichen Bettelbriefs, heimlich ſpöttelten, und hier und da ſehnlichſt die Franzoſen bis zu ſich herüberwünſchten? Warum ſelbſt die Herren Fürſten nie eines Sinnes werden konnten, ſich ſelbſt einander entgegen handelten, der eine ſo, der andere anders? ꝛc. ꝛc. Das alles ſind Thatſachen, documentirt ſogar in Reichsſchriften u. d. gl. Die Ehre eines Franzoſen, iſt alſo Himmelweit verſchieden von der Ehre eines Deutſchen: jene iſt edel, gemeinnützig und zeugt patriotiſche Helden; dieſe iſt niedrig, egoiſtiſch und zeugt Betrüger oder Verräther

Aus dem nun ſo beſchriebenen Ehrgefühl der Deutſchen prellen viele der Herren Reichsoffiziere ihre Stände bey jeder Gelegenheit auch in Abſicht der Fourage, des Brodes und andrer Dinge, die zur Subſiſtenz der Truppen gehören. Oft geht dieſe Prellerey ſogar ganz ins Schmutzige; und das iſt doch gar nicht hübſch! Ich weiß, daß z. B. die Feldkeſſel beynahe jedes Jahr von den Ständen bezahlt werden, und dieß in ſolcher Menge, daß ſie für die Truppen, wenn ſie ganz vollzählig wären, vollkommen zureichten. Aber ich habe geſehen beym ſchwäbiſchen Korps und anderwärts, daß nicht einmal ſo viel Feldkeſſel da waren: als nur für die wenige im Lager ſtehende Mannſchaft erfodert wurden. Zwey, drey Zelter müſſen in einem Keſſel zuſammen kochen, und die, welche noch da waren, waren alte verdorbene Gefäſe. Feldflaſchen ſind beinahe gar nicht da; Beile,

Packen

Hacken, Spaten und Aexte fehlen gänzlich, und die Zelter, die doch oft genung neu bezahlt werden, ſind zerriſſen und vermodert. Lagerſtroh wird genug verrechnet auf dem Papier, aber die Soldaten liegen faſt auf der bloßen Erde. Das und noch viel mehr geht doch ohne Widerrede ins Schmutzige. Aber es muß ja doch alles etwas beytragen, die erbärmliche Geſtalt der Hochlöblichen Reichsarmee noch erbärmlicher darzuſtellen!

Die Pakpferde, die zum Fortbringen der Geräthſchaft und des Feldzeugs auf weiten Märſchen ſo ſehr nöthig und brauchbar ſind, fehlen bey der Reichsarmee gänzlich: alles muß auf Wagen fortgebracht werden, und dieſe hindern wegen ihrer großen Menge den Zug unbeſchreiblich. Man bedenke, daß jeder Offizier, ſtatt eines Packpferdes, ſo ein Wägelchen hat; aber nicht nur jeder Offizier, ſondern auch noch die Herren Feldprediger und Feldpatres, die Regimentsquartiermeiſter, Feldſcheere, der Profos ꝛc. haben deren auch; und nun rechne man die Kompagnie-Staabs und andere Wagen noch dazu, und ſage: ob ein Corps von ohngefähr 6000 Mann Reichsarmee nicht mehr Raum zu ſeinem Marſch nöthig habe, als 30,000 Mann Preuſſen? Was aber dieſes für Schaden weiter bringe, beſonders wegen der in der Nähe des Feindes nothwendigen ſtarken Bedeckung, verſteht jederman, ohne mein Erinnern.

Der Mangel an Packknechten iſt auch ein Hauptſchnitzer bey der Reichsarmee. Im Preußiſchen Heere hat jeder Offizier ſeinen Packknecht, der kein Soldat iſt: keinem Offizier wird ohne die höchſte Noth ein Soldat als Bedienter im Felde geſtattet: wer Uniform trägt, muß, als Soldat, ſeine Dienſte thun. Aber bey dem Reichsvolk ſind alle Bediente der Offiziere, wenige ausgenommen [*]), Soldaten vom Regimente, und zwar allemal die Beſten und brauchbarſten. Der Hauptmann darf 3 Soldaten zu ſeinem Dienſte haben; die drey Subalternoffiziere haben jeder einen: — thut par Compagnie ſechs Mann: alſo im ganzen Regiment 60 Mann. Dazu kommen noch zwey für den Quartiermeiſter, einer für den Auditeur, einer für den Regimentschirurgus, zwey für die Geiſtlichkeit, in duplo: — macht zuſammen 66 Mann die zu jeder Zeit bey den ohnehin ſehr inkompleten Regimentern fehlen. Man heißt dieſe Bedienten, die ſonſt bey den Preuſſen Packknechte und Kalefaktors genannt werden, bey der Reichsarmee ganz unrecht Fourierſchützen.

---

[*]) Der Baron v. Sandberg erklärte einmal in einer Geſellſchaft von Offizieren, daß er, als Obriſter, ſich auch nach Art der andern Herren, Bediente aus dem Regiment nehmen könne. Daß er aber den Mißbrauch davon zu ſehr einſähe, und lieber ſeinen Reitknecht, und ſeinen Bedienten bezahlen wolle, um den andern Herren vielleicht ein gutes Beiſpiel zu geben. Aber die andern Herren kehrten ſich daran nicht. Schöner Gemeingeiſt! —

Ich könnte hier noch mancherley ſagen über die elende Anſtalten, Briefe fortzubringen, da man kein Feldpoſtamt hat, und über die überhäuften Kommandos zu den da und dort angelegten Lazarethen: Aber ich befürchte den Leſer zu ermüden, der ſchon aus dem Geſagten ſich eine häßliche Idee von dem ganzen Reichskorps und allen dabey gemachten Anſtalten bilden muß.

Aber doch noch ein Wort von den Spitälern! Dieſe ſind entweder Regimentsſpitäler oder Kraisſpitäler. Beyde ſind gleich elend, und gleich traurig. Hr. Thède klagt über die große Unwiſſenheit der meiſten Preußiſchen Feld-Chirurgen, und das mit Recht *); aber doch ſind dieſe noch wahre Aeſkulape gegen die bey der Reichsarmee. Ein Menſch von einigen Kenntniſſen nimmt keinen Poſten bey dieſem Korps, wo er den Burſchen den Bart wöchentlich zweymal abnehmen, und alle Monate, genau nachſehen muß, ob ſich nicht einer oder der andre an ſeinem Lazbein, wie Freund Yorik ſagt, verdorben habe. Alſo ſind nur Stümper, Pfuſcher und ächte Bartkratzer die Wundärzte bey der Reichsarmee. Ich kenne einige, die ihren Namen kaum ſchreiben können, und mehrere können nicht einmal zur Ader laſſen. Die Regiments-Chirurgen, und der General-Medicus haben mit der Be-

ſetzung

---

*) In der Vorrede zu ſeiner trefflichen Schrift: Anweiſung für die Unterchirurgen u. ſ. w.

ſetzung der Feldſcheerſtellen nichts zu ſchaffen: der Stand ſtellt ſie ebenfalls, und fragt wenig nach ihrer Geſchicklichkeit. Wie das eine: ſo das andere!

Die Regimentsſpitäler bey der Reichsarmee — ich habe dergleichen bey den Pfälzern und Schwaben geſehen: die Darmſtädter hatten auch ſolche — werden in der Nähe, wo das Regiment ſteht, angelegt, und von einem Kompagnie-Feldſcheer verſehen. Wie's da zugehe, und zugehen müſſe, iſt aus der Beſchreibung dieſer Meiſter von ſelbſt abzunehmen.

Aber die Kraisſpitäler oder Lazarethe ſind Einrichtungen von größerem Belang, doch, wenn man die Koſt, als wofür mehr geſorgt wird, ausnimmt, im geringſten nicht beſſer, als die Oeſtreichiſchen und Preußiſchen. Es ſind eben ſolche Mördergruben, wo die verpeſtete Luft, die elende

Wartung, die unbeſchreibliche Unreinigkeit, das Ungeziefer und andre Mängel der Krankenpflege die Krankheiten nur verſchlimmern, und viele Menſchen ins Gras beißen machen. Man fürchtet ſich bey den Reichstruppen eben ſo ſehr vor den Spitälern, wie bey den Preußen und Oeſtreichern, und das aus demſelben Grunde, weil man denkt, daß ein Menſch, der in ſo ein Kurierloch geſchleppt wird, allemal auch bey einer ſonſt unbedeutenden Krankheit Gefahr laufe, nimmermehr wieder heraus zu kommen.

Es iſt doch ſchrecklich, daß man für das Leben und die Geſundheit der Menſchen ſo wenig Sorge trägt, und vornehmlich ſolcher Menſchen, die man ſo nöthig hat im Kriege! Aber der Soldat iſt bey uns, und ſogar von ſeinen eignen Vorgeſezten, überall zu ſehr verachtet, als daß man im Ernſte für ihn und ſeine Erhaltung ſorgen ſollte.

Die Schuld davon liegt überhaupt einmal an ſehr vielen Soldaten ſelbſt, und dann an unſerer hergebrachten militäriſchen Verfaſſung. Was nirgends taugen will, lauft zu den Soldaten, oder wird ihnen zur Züchtigung übergeben — Trunkenbolte, Faullenzer, Dummköpfe, ungerathene, widerſpenſtige Söhne, leichtſinnige, unruhige Ueberläufer, relegierte Studenten, untreue Diener, meineidige Geſchäftsträger, Bankrottürs und dergleichen nach dem Sprichworte: Was nicht taugen will, muß dem Kalbfelle folgen d. i. der Trommel. Selten beſſern ſich dieſe Leute, ja, ſie werden durch den Umgang mit noch Mehreren ihres Gleichen gewöhnlich ärger, beſonders im Felde, wo ihnen, um die Ueberläuferey durch Strenge nicht zu fördern, manches überſehn wird, was man in der Garniſon ſtreng ahnden würde. Sie betragen ſich alſo oft nicht wie Menſchen, ſondern wie unvernünftiges, wildes Vieh, treten ihre Menſchenwürde mit Füßen, und erregen bey ihren Vorgeſezten ſehr oft den Wunſch, ihrer mit guter Manier je eher je lieber los zu werden. Fällt nun einer von dieſen in eine Krankheit, oder wird er verwundet und dann dem Lazarethe zur Kur übergeben: — wie kann ſo ein Menſch bey jemanden den Wunſch rege machen, ihm wieder zur Geſundheit zu verhelfen oder ihn zu heilen? Wer weiß, wie ſehr lange ſchon er ſeinen Vorgeſezten, oder den Chirurgen zur Laſt geweſen iſt, um ihm das ewige Leben nicht längſt zu wünſchen! Dieſe alſo hätten die ſchlechte Behandlung, die ihnen in den Lazarethen widerfährt, großentheils ſelbſt verſchuldet, und fänden dann, daß es geht, wie mans treibt — zur Warnung für ſie auf die Zukunft, und zum Beyſpiele für andere auf immer.

Eine andere Urſache der ſchlechten Behandlung der Soldaten in den Lazarethen liegt in unſrer hergebrachten militäriſchen Verfaſſung. Unſere meiſten Soldaten ſind wie paſſive Maſchienen, Söldner, oder, auf altteutſch, Landknechte, beſtimmt, um nach den Winken ihrer Fürſten Länder zu erobern, oder Andern erobern zu helfen, oder zur Erringung irgend einer Donquixottade von Heldenſchaft Leib und Leben aufzuopfern. Sie ſind alſo großentheils Menſchen, welche dumm oder niederträchtig genug ſind, auf ihre perſönliche Subſiſtenz Verzicht zu thun, und ſich gegen einen Blutſold als ein ſachliches Werkzeug zu verdingen, die Rechte anderer Völker willkührlich zu verletzen und dadurch den Despotismus mitzuverbreiten, oder auf den Thron zu heben, oder in ihrem eignen Vaterlande ihn fernerhin zu ſichern.*) Ein Menſch aber, der auf ſeine Menſchenrechte, Würde, Pflicht und Beſtimmung Verzicht thut! der nicht, wie der jetzige Franzoſe, als activer Vaterländer bloß zu [illegible] den

---

*) „O, lebte Tacitus noch, und ſähe jetzt eine *Deutſche* Armee, vor der Rom ſonſt zitterte, — er würde ausrufen: Schande für Deutſchland! Das ſind keine Teutonen mehr: — Sie fechten um Sold; nicht mehr für Freiheit und Vaterland!“ — Man ſehe *Leben und Thaten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming*, II. Th. S. 261. Berlin, bei Voß. — Bey der Verdingung der Truppen eines Staats (oder eines Fürſten) an einen andern, gegen einen nicht gemeinſchaftlichen Feind (z. B. der Heſſen, Braunſchweiger und Hanoveraner gegen Nordamerika u. ſ. w.) werden die Unterthanen als nach Belieben zu handhabende Sachen gebraucht und verbraucht, (und nicht behandelt als ſelbſtſtändige Perſonen nach unveräußerlichen Rechten.) — *Kant* zum ewigen Frieden, S. 8.

den Waffen greift, um ſeine Nation und deren Rechte gegen jeden ungerechten Machtanfall zu vertheidigen — der wirft ſich in den Koth: und wer kann ihn achten?

Hiezu kömmt, daß die Oberleute den Mann, der ſtirbt, oder als Krüppel verabſchiedet und aufs Herumbetteln fortgeſchickt wird, nicht zu erſetzen verbunden ſind, und alſo ſich wenig oder gar nicht darum bekümmern, wenn ein Soldat, nach dem ſchönen und gewöhnlichen Ausdruck der Herren Offiziere, verreckt, krepirt, vom Teufel geholt wird, oder als ein unverſorgter Krüppel zur Schande des Herrn und des Korps, dem er gedient hat, im Lande herumfähet, bettele oder gauft, und in allen Schenken über ſeinen Dienſt flucht, und auf ſeine ehemahligen Vorgeſezte derbe loszieht.

Auf dem Titelkupfer zum erſten Band von Lenardos Schwärmereyen ſpricht ein Invalide als Bettelmann „Louiſe um ein Stückchen Brod an. S. 31. ſagt er:

„Ich bin ein armer, armer Mann —
  Gebt mir ein Stücklein Brod,
Daß ich den Hunger ſtillen kann —
  Erbarmt euch meiner Noth!

Seht, eine Kugel raubte mir
  Im Schlachtgewühl den Fuß,
Gelähmt iſt dieſe Rechte hier
  Von Feindes Hieb und Schuß.

Drey Söhne fielen bey Collin,
  Eh' unſre Schaaren flohn;
Der König nahm — Gott ſegne ihn! —
  Mir auch den jüngſten Sohn.

Er war ſo gut, ſo ſchön und ſchlank,
  So brav fürs Vaterland —
Ach Gott! im lezten Treffen ſank
  Mein lezter — Fritz genannt.“

Der König nahm — Gott ſegne ihn! — mir auch den jüngſten Sohn. Wie man dieſes Segen-Erbitten eigentlich nehmen müſſe, lehrt die ganze Situation des armen, armen Bettelmanns. Nie ſah ich das öfters eintreffende Ende von Soldaten-Elend ſo eingreifend abgebildet, als auf dieſem Kupferſtich, gedeutet nach dem Inhalt der Bitte des Invaliden um ein — Stückchen Brod.

Ein alter Mann, geſtützt auf der Krücke, ſteht auf einem Holzbein, das den abgenommenen linken Fuß auffallend vorzeigt. Dieſer alte Mann bettelt um ein Stückchen Brod, damit er ſeinen Hunger ſtillen könne. Er war Vater von vier Söhnen geweſen. Nicht genug, daß er bis zum Herumkrüppeln ſelbſt diente, verlohr er noch die Stützen ſeines Alters, ſeine Söhne, und zwar ihrer Viere. Seine rechte Hand war gelähmt durch Hieb und Schuß. — Und doch nahm man auf das Verdienſt und das völlige Unvermögen dieſes Mannes, ſeinen Unterhalt ſich ſelbſt zu verdienen, ſo wenig Rückſicht, daß er, um ſeinen Hunger ſtillen zu können, ſein Stückchen Brod, als Krüppel, erbetteln mußte.

In dieſer Attitüde ſteht er hier, und prediget durch dieſe Attitüde mehr als zu eindringend: daß Millionen von Menſchen für einen Eroberungs- oder Ruhmſüchtigen ſogenannten Helden eine zu unbedeutende Kleinigkeit ſind, um ſie nicht wie Miethen ſeinen Zwecken aufzuopfern, und ſich um ſie, ſobald ſie abgenuzt ſind, wie um ein unbrauchbares Inſtrument nicht weiter zu bekümmern oder umzuſehn. Ja, ſo ſteht hier der arme Mann, aber mit des großen Friedrichs Kopf auf ſeinem Rumpfe. Alſo Friedrichs Größe ruht auf Krücken und Holzbeinen, und die, die ſie ihm erfechten helfen mußten, müſſen endlich herumkrüppeln, um durch ein erbetteltes Stückchen Brod ſich des Hungertodes zu erwehren. Sehts und fühlts Menſchen: So erkauft mancher Große ſeine Größe!*)

Es iſt wahrlich ein großer Reiz, für das Vaterland, oder wie es eigentlich heißen ſollte, für irgend einen Fürſten zu fechten, wenn man auf allen Straßen alte abgedankte Kriegsleute antrifft, die ehemals ihre Jugend

---

*) Wenn die Fürſten ſpielen, ich meyne Krieg führen — ſagt irgendwo Friedrich der Zweite — ſo ſind die Menſchen ihre Miethen; und wenn dieſe zu Hunderttauſenden verloren gehen, ſo werden weder die Menſchen, noch die Fürſten klüger! ſie ſpielen immer von neuem; und von neuem fehlts nie an Miethen. — So machte Friedrich d. G. als Philoſoph, ſelbſt auf ein Menſchenſpiel aufmerkſam, das er, als König, nicht minder tapfer mitſpielte!

im Dienſte der Oeſtreicher, Preußen oder der lieben Reichskraiſe zugebracht haben, endlich aber, wenn man ſie wegen Alters, oder wegen ihrer Bleſſuren nicht mehr brauchen kann, herumwandern und ihr Brod vor den Thüren ſuchen müſſen. Das alte, aber ſehr gegründete Sprichwort: „Ein junger Soldat ein alter Bettler,“ — würde allerdings viele jungen Leute abhalten, in einen Stand zu treten, wobey die Dienſtzeit hindurch Mühſeligkeit und Mangel herrſcht und der ſich endlich mit dem Bettelſack ſchließt.

Aber noch einen Augenblick zurück zu unſern Reichsfeldlazarethen! So elend ſonſt immer und armſelig die Pflege der Kranken iſt, ſo koſten doch dieſe Spitäler den Kraiſen ſchweres Geld, und mehr Geld, als nöthig wäre, die möglichſt beſten Anſtalten dieſer Art davon zu unterhalten. Aber da wollen die in die Lazarethe kommandirten

Offiziere, Fouriers, Unteroffiziere, Vorſteher, Wärter, ja, ſelbſt die gemeinen Soldaten auch das ihrige haben, und da gehts denn her wie es kann. — Außerdem iſt noch anzumerken, daß blos gemeine Feldſcheerer die Aufſicht über die Geſundheitspflege haben, da ſich die Herren Regimentsfeldſcheerer und General-Medici der Kraiſe darum nicht bekümmern: Das iſt ja nach ihrer Meynung eine Kleinigkeit, die den unwiſſenden Quackſalbern wohl überlaſſen werden kann. Herr Vetzhans, General-Medicus des ſchwäbiſchen Kraiſes, ein gewiß geſchickter Arzt, hat einigemal Vorſchläge zur Verbeſſerung der Kraisſpitäler gethan, aber das hat alles den Herren nicht eingeleuchtet; nun läßt ers gehen, wie es geht, bleibt ruhig in Kork ſitzen, trinkt ſein derbes Glas Wein, und läßt die kranken Soldaten — krepiren.

Ich habe nun, denk' ich, meine Leſer in den Stand geſezt, von der Reichsarmee, und den Heldenthaten, die ſie noch thun wird, ſich einen richtigen Begriff ſelbſt zu machen. Ohne Zweifel ſchließt jeder meiner Leſer mit mir, daß ein aus ſo mannigfaltigen Fetzen und Stücken zuſammengeflicktes, unter ſich ſelbſt uneiniges, durch Pfafferei und Standintereſſe getheiltes, übel diſciplinirtes, alle Subordinationen verachtendes, von ſeinen Obern vervortheiltes und an alle Unordnungen gewöhntes Korps — weder in dem jetzigen Kriege gegen die Franzoſen noch in irgend einem andern, ſo lange nämlich die weſentlichen Fehler bleiben, die ich angegeben und mit wahren unwiderleglichen Thatſachen bewieſen habe, das Geringſte von Belang thun werden.

Es iſt auch kein Zweifel, daß der Wiener Hof, und andre großen Reichsſtände, vorzüglich der König von Preußen dieß wohl einſehen; denn aus ihrem Verhalten gegen die Reichstruppen erhellet deutlich genug, daß ſie auf dieſelben faſt gar nicht rechnen, und von ihrem Beyſtand wenig oder vielmehr nichts erwarten. Es wäre hier eine Frage aufzuwerfen, deren Beantwortung zu allerhand Reflexionen Gelegenheit geben könnte: warum man denn doch die Reichsarmee von Zeit zu Zeit, beſonders im jetzigen Kriege, aufgeboten habe?

Mir kömmt es vor, als wenn die mächtigern Stände des Reichs ein Intereſſe dabey hätten, daß das Reich immer mehr geſchwächt, und nach und nach ganz außer Stand geſezt werde, ſich dereinſt mit Nachdruck zu widerſetzen, wenn man mit den Reichsgeſetzen und der jetzigen Verfaſſung dieſes Acephali einmal eine Aenderung ſollte vornehmen wollen. Dieſes ſcheint die Politik unſrer mächtigen Fürſten zu fodern, und die neuere Geſchichte von Polen ſcheint dieſe Vermuthung zu beſtätigen. Denn es könnte ja wohl einmal geſchehen, daß bey Eingriffen in die Grundverfaſſung des Reichs, die Kraiſe, unabhängig von dem ſogenannten Reichs-Oberhaupt, gemeinſchaftliche Sache unter einander machten, und ſich den Neuerungen widerſezten. Das iſt ja doch eben ſo unerhört nicht, und es iſt ſchon öfter geſchehen, daß einzelne Stände und Kraiſe ſich den Eingriffen der Kaiſer ſelbſt, und den Zumuthungen der andern Fürſten ſehr thätig entgegenſezten. Die Geſchichte des Schmalkaldiſchen Kriegs im ſechszehnten, und des dreißigjährigen im ſiebzehnten Jahrhundert geben Beyſpiele dazu her; und ob gleich durch den Weſtphäliſchen Frieden die Grundverfaſſung des deutſchen Reichs hinlänglich — wie die Publiciſten wähnen — geſichert zu ſeyn ſchien, ſo iſt doch zu unſrer Zeit, da eben dieſer Frieden ſchon ſo viele Ohrfeigen bekommen hat, und das Inſtrumentum ſelbſt in vielen Stücken gar willkührlich erklärt wird, recht ſehr zu beſorgen, daß dieſer Friede unſer liebes Deutſchland nicht gar lange mehr vor Unordnungen ſchützen wird.

Vielleicht erfordert alſo das Intereſſe einiger mächtigen deutſchen Fürſten, daß das gute Deutſchland immer mehr ohnmächtig und entkräftet werde. Die Einwendung, daß man das allgemeine Intereſſe dem beſondern eignen vorziehen müſſe, iſt unſtatthaft: Denn was hat wohl der Kaiſer oder der König in Preuſſen für Urſache, ſich für Deutſchlands allgemeines Wohl zu ſakrificiren? Und daß ſie es nicht thun, beweiſet doch wohl ihr Betragen im jetzigen Krieg augenſcheinlich, beſonders thut dieß der Separatfriede des Königes in Preuſſen mit der Franzöſiſchen Republik, wodurch Deutſchland ſeinen Feinden gewiſſermaßen preis gegeben iſt.

Wenn es aber wirklich darum zu thun iſt, die Kräfte des Reichs zu ſchwächen, ſo hätte kein beſſeres Mittel erdacht werden können, als die Zuſammenrufung der Reichsarmee. Denn ein ſolches Aufgebot, und die Unterhaltung der Völker im Felde erſchöpft Deutſchland an Mannſchaft und an Gelde, ſteckt jeden einzelnen Stand in gefährlich große Schulden und verbreitet Theurung in allen Kraiſen. Vielleicht war Deutſchland nie entkräfteter als es jezt iſt, und eben deswegen iſt vielleicht, wenn einmal die Händel mit Frankreich werden beygelegt ſeyn, der Zeitpunkt nicht mehr ferne, wo die Reichs-Verfaſſung eine derbe Aenderung leiden wird.

Ich habe ſchon mehrmals geſagt, daß die großen Herren unſers Vaterlandes, der Kaiſer und der König in Preußen nicht mit

Recht für deutſche Reichsſtände, nach dem eigentlichen Sinn des Wortes, gehalten werden können, weil ihr einſeitiges Intereſſe ſich zu ſehr von dem allgemeinen Intereſſe des ganzen Reiches entfernt. Daher handeln denn auch dieſe Herren ſo wie es ihr Privatvortheil heiſcht, und unterhalten in Deutſchland die Uneinigkeiten und Trennungen, ſo viel und ſo oft ſie können. In dieſem Stück ſcheinen ſie ganz der ehemaligen Politik des Franzöſiſchen Hofes zu folgen, welcher auch von jeher gerne den Saamen der Uneinigkeit in Deutſchland ausſtreute. Schon Heinrich II. ſo ein großer Marien-Bruder er auch ſonſt war, half den deutſchen Proteſtanten gegen die deutſchen Katholiken. Im dreißigjährigen Krieg erfand Richelieu, der größte Feind des Hauſes Oeſtreich, die Kunſt, Deutſchland immer in Uneinigkeit und getheilt zu erhalten, und ſich dadurch, wie ſichs auch immer getroffen hat, Vortheile zu verſchaffen. Dieſer Politik ſind die ehemaligen Könige in Frankreich, oder vielmehr ihre Miniſter allezeit treulich gefolgt, wie die Geſchichte hinlänglich beweiſet.

Unſre großen Herren ſcheinen gleichfalls dieſes Syſtem angenommen zu haben, und durch nichts kann es eher ausgeführet werden, als durch die Aufbietung der Reichstruppen. Eben durch die Stellung der Kontingente werden die Stände gegen die Kraisfürſten, und dieſe wieder gegen die Stände aufs ärgſte erbittert und die ſchon allgemeine Feindſchaft der deutſchen Stände, die ſchon vorher durch die vielen Zänkereien und Neckereien, durch die großen und weitläuftigen Proceſſe immer genähret worden war, noch ſtark vermehrt. Die Deutſchen ſind auf dieſe Weiſe immer das Spiel ihrer Nachbarn, und ihrer eignen mächtigen Mißſtände, welche ſich nur noch Reichsſtände zu nennen ſcheinen, damit ſie Gelegenheit haben, ſich in alle Reichshändel zu miſchen, und ſo für ihren Vortheil auf Unkoſten der Deutſchen Ruhe und der Wohlfahrt des Reichs zu ſorgen.

Offenbar iſt Deutſchland in zwey große Partheien getheilt: eine davon hängt an dem Hauſe Oeſtreich, die andre aber, und bey weitem die mächtigſte, wenn gleich nicht die größte, folgt dem Intereſſe des Preußiſchen. Der jetzige Krieg, oder vielmehr der Preußiſche Separatfrieden mit den Franzoſen hat endlich eine Sache aufgeklärt, die vorher vielleicht noch diſputabel zu ſeyn ſchien, Preußen macht gegen den Ton der Deutſchen Grundgeſetze einen Frieden mit dem Reichs-Feinde, während der Kaiſer und die andern Reichsſtände gegen dieſen Feind noch zu Felde liegen. Es thut noch mehr: es beſtimmt eigenmächtig eine zum großen Vortheil des Feindes dienende Demarkations-Linie mitten — nicht in ſeinen eignen Staaten, ſondern mitten in Deutſchland, und fodert mit bewaffneter Hand, daß dieſe Linie nicht blos vom Feinde des Reichs ſondern auch von den Deutſchen Truppen reſpektirt werde. Und nun erklären ſich mehrere Deutſche Fürſten und Stände ſofort für das Preußiſche Unternehmen, ziehen ihr Kontingent zurück und machen mit Frankreich Friede.

Sollte es einmal zum Bruch zwiſchen Oeſtreich und Preuſſen kommen, ſo konnte man leicht errathen, weſſen Parthey dieſe Fürſten und Stände ergreifen würden. Die katholiſche Parthey in Deutſchland hängt an Oeſtreich: denn ſie ſieht dieſes Haus noch als die Hauptſtütze ihrer h. Religion an; und ſo lange noch Pfafferey und Aberglaube, und Mönche ſeyn werden, kann Oeſtreich immer auf ſtarken Anhang im Reiche zählen, beſonders wenn es fortfährt, die Vernunft hübſch zu verfolgen, Cenſuredikte, wie die neuern ſind, zu geben, und alle von Joſeph II. abgeſchafte Poſſen wieder einzuführen.

Indeſſen war es doch immer unpolitiſch, daß die Oeſtreicher den Pfälzern im vorigen Herbſt ſo groſſen eklatanten Schimpf zufügten, und ihnen ihre Waffen nahmen. Das möchte eben nicht den beſten Eindruck auf diejenigen Reichsſtände machen, die ſonſt dem Oeſtreichiſchen Hauſe ergeben ſind. Auch mag der Kaiſer für die baldige Endigung des gegenwärtigen Kriegs nur ſorgen, wenn er ſeinen Anhang im Reiche erhalten will. Denn man ſieht, wie ich ſchon geſagt habe, ihn für den Hauptſtifter des Krieges an, und denkt im ganzen Reiche, daß wir längſt Frieden haben würden, wenn Oeſtreich nachgiebiger ſeyn wollte.

Preuſſens Vortheil fodert indeſſen, daß das gegenwärtige Kriegsfeuer ſo lange unterhalten werde, als es geſchehen kann. Das Haus Oeſtreich und deſſen Reichs-Anhang wird dann immer ſchwächer — denn die wenigen Vortheile, die es über die Franzoſen erhalten kann, ſind nicht einmal hinlänglich, den Schaden zu erſetzen, welchen die kaiſerliche Armee an Abgang der Mannſchaft durch Krankheiten und Deſertion leidet — und das Reich geht immer mehr zu Grunde. Daher ſcheinen auch die guten Dienſte (bona officia) welche Preuſſen zur Beylegung des jetzigen Handels ſchon ſo oft angeboten hat, bloße politiſche Phantome geweſen zu ſeyn, die freilich etwas reelles hinter ſich haben mögen, das man aber, der Himmel weis wie, dereinſt noch modificiren wird.

Als im Jahr 1782 Pabſt Pius VI. den Kaiſer Joſeph II. in Wien beſuchte, ſchrieb Hr. Eybel eine kleine aber treffliche Schrift: Was iſt der Pabſt? Dieſe Schrift hatte mehrere im Gefolg, z. B. was iſt der Biſchof? Was iſt die Kirche? u. ſ. w. Ich wünſchte, daß ein Kenner unſers ſogenannten deutſchen Staatsrechts, und der jetzigen Lage auf eine ähnliche Art unterſuchen mögte: Was iſt der Kaiſer? Was iſt der Churfürſt, der Reichsſtand, das Reich u. ſ. w. Ein Mann, wie Hr. Schlözer, Pütter oder der Hr. v. Moſer wäre dazu im Stande, aber ein ſolcher Mann müſte weniger Vorliebe für das Haus Oeſtreich haben, als Hr. v. Moſer.

Auf Preuſſen iſt dieſer ſonſt große Gelehrte eben nicht gut zu ſprechen: aber wer den Hr. v. Moſer kennt, weiß, daß er Beleidigungen ſobald nicht vergißt. Er hält ſich aber für beleidigt vom vorigen Könige von Preuſſen, und deßwegen ſpitzt er bey jeder Gelegenheit die Feder auf die Preuſſen. Ich wünſchte, daß Hr. **Cranz**, der in der **Gallerie der Teufel** den Hr. v. **Moſer** eben nicht gar ſäuberlich behandelt hat, wenn er ihn gleich nicht nannte, ſo nach ſeiner Art deſſen Ausfälle auf Preuſſen abweiſen möchte.

Aber ich ſchweife für die Geduld meiner Leſer vielleicht zu weit in das Feld der Politik hinein. Sie mögen mir das zu Gute halten: denn es iſt beynahe nicht möglich, über etwas, das den gegenwärtigen Zuſtand von Europa betrift, zu räſonniren, ohne dabey zu kanngieſſern. Das Intereſſe, nicht der Fürſten, ſondern der Menſchheit ſelbſt, iſt in die jetzigen Händel verwickelt. Man ſtreitet nicht, um den Beſitz von Ländern dieſem oder jenem Fürſten, der ſein Recht durch künſtliche Urkunden zu beweiſen ſucht, zu ſichern; die Frage iſt nicht: wer regieren ſolle, ſondern ob überhaupt nach dem bisherigen Gewalts- oder Uſurpations-Syſtem weiterhin regiert werden ſolle, oder ob die Natur-Urkunden der Menſchenrechte wieder hergeſtellt werden ſollen? Und dieſe Frage iſt für Jeden äuſſerſt wichtig! Doch um die Geduld meiner Leſer nicht zu ermüden, oder zu misbrauchen, muß ich meine Bemerkungen wohl bald beſchlieſſen; und das ſoll geſchehen, wenn ich nur erſt noch eine wichtige Frage werde unterſucht haben.

Aus dem bisher Geſagten, und durch Thatſachen bewieſenen, erhellet hinlänglich, daß Deutſchland in Abſicht ſeiner militäriſchen Verfaſſung, in der traurigſten und zweckwidrigſten Lage iſt, und gleichſam in den letzten Zügen liegt. — Deutſchland, das Vaterland eines Herrmans, eines

Carls des Groſſen, eines Heinrichs des Finklers und der Hohenſtaufen, das Land, welches einen Heinrich den Löwen, einen Mannsfeld und einen Bernhard von Weimar gezeugt hat, das Land, welches ſeinen Feinden den Römern, den Hunnen und den Franken ſo kräftig widerſtand: — Dieſes Land iſt jetzt leider — durch ſeine eigne traurige Verfaſſung ſo entkräftet, daß es ohne fremde Hülfe der Raub eines jeden werden würde, der ſich die Mühe nehmen wollte, es zu erobern: denn was für Mühe koſtet wohl die Eroberung eines Landes, das keine konſiſtente Einheit hat; deſſen Häupter immer Factioniren, ſich einander entgegen arbeiten und aufreiben! deſſen Gränzen aller Orten offen ſtehen; das kein taugliches Militär u. ſ. w. hält? — —

Wäre aber kein Mittel mehr da, dieſem Uebel abzuhelfen?

Dieſe Frage iſt freilich die wichtigſte: allein ſie muß, leider mit Nein beantwortet werden. Die Deutſchen Gränzen können nicht beſchüzt, und die Deutſche Armee kann nicht in brauchbaren Stand geſezt werden, ſo lange noch die gegenwärtige anarchiſche, getheilte, hundertköpfige Einrichtung ſtatt findet.

Unſre Gränzen — ja du lieber Himmel, wir haben ja leider keine! Oeſtreich und die Preußiſchen Staaten ſollen nach der Prätenſion ihrer Beſitzer und nach den ſogenannten Grundgeſetzen, allerdings innerhalb der Deutſchen Gränzen liegen. Dazu gehörte aber ſchlechterdings, daß dieſe Länder nach den nämlichen Geſetzen regiert werden müßten, nach welchen die übrigen Deutſchen Staaten regiert werden: Denn Gleichförmigkeit der Regierungsform macht allein, daß mehrere Staaten Einen Körper ausmachen

machen z. B. in der Schweiz, in der amerikaniſchen Republik und ehedem in Holland.

Dieſe Gleichförmigkeit iſt nun in Beziehung auf Oeſtreich und Preuſſen ein wirkliches Unding. Der Kaiſer ſieht Oeſtreich und ſeine übrigen Reichsländer als ſein Eigenthum an, und ſo macht es auch der König in Preuſſen mit den ſeinigen. Sie geben beyde daſelbſt nach Willkühr Geſetze, und man würde ſchön ankommen, wenn man ſich gegen ein Geſez oder eine Verordnung des Kaiſers oder des Königes in Preuſſen auf ein entgegengeseztes Reichsgeſez z. B. auf den Weſtphäliſchen Frieden berufen wollte. Schon lange her hat der Kaiſer in Oeſtreich nach Gutbefinden geſchaltet, und ſeit Friedrichs II. Zeiten gilt die Grundordnung des Reichs im Brandenburgiſchen auch nichts mehr.

Wo ſind denn nun die Gränzen des Reichs? Wie weit geht Deutſchland nach Oſten und Norden? Und wo ſoll man die Linie ziehen, welche von einem Reichsfeind nicht überſchritten werden darf?

Aber gegen Frankreich wäre es ſchon vor dem dreißigjährigen Kriege nöthig geweſen, die Reichsgränzen zu ſichern: die traurigen Einfälle der Franzoſen in Deutſchland würden dann weniger wiederhohlt worden ſeyn.

Aber daran war niemals zu denken, und iſt noch nicht zu denken, und wird auch niemals zu denken ſeyn.

Feſtungen bauen, und ſie hernach mit dem Zubehör d. i. mit Geſchütz und Munition verſehen, — dazu gehört bekanntlich Geld, und viel Geld. Woher ſoll dieſes genommen werden? Soll man noch mehr Steuern und Abgaben auflegen, als wirklich ſchon Deutſchland ausſaugen? Das kann man nicht. Oder ſollen die Fürſten ſelbſt dazu beytragen? Das können ſie auch nicht: denn, unter uns geſagt, unſre Deutſchen Fürſten haben meiſtens nicht ſo viel Einkünfte, bey allen ihren aufs höchſte getriebnen Erpreſſungen, bey allen ihren Zöllen u. ſ. w. — als ihr Hofſtaat, ihre Pferde, Jagdhunde, Soldaterey, Mätreſſen und andere garnémens koſten, ſo daß viele derſelben noch ſtarke Schulden machen müſſen. *) Wo ſollten ſie bey ſolchen Umſtänden denn noch Geld hernehmen, um für das

---

*) Was für enorme Schulden das deutſche Reich ſchon vor dieſem Kriege hatte, hat Hr. von Berg deutlich genug gezeigt in ſeiner Abhandlung über den Schuldenbeſtand des deutſchen Reiches. Und nun die neuen Schulden noch hinzu! — Sollten alle Erzbisthümer in Deutſchland, wenn ſie auch ſäculariſirt würden, zu deren Tilgung wohl zureichen? An fürchterlichen Rechnungsführern wird es gewiß nicht fehlen. —

das Vaterland etwas zu unternehmen? Ich glaube nicht einmal, daß man das elende Kehl und Altbreyſach je wieder herſtellen wird. Unſre Gränzen werden alſo immer jedem offen ſtehn, der nur hereindringen will.

Für die Reichsarmee kann eben ſo wenig geſorgt werden, als für die Feſtungen. Ich weiß zwar wohl, daß einige Befehle des Reichstags da ſind, daß eine gewiſſe Anzahl Reichstruppen am Rhein zum Schutz der Gränzen jederzeit gehalten werden ſoll: aber jene Befehle beſtimmen nicht, wer dieſe Truppen, und wie er ſie halten ſoll.

Bey der großen Uneinigkeit, welche im Reiche herrſchet, iſt nimmermehr zu glauben, daß die kleinern Stände ihre Soldaten den größern zur Uebung überlaſſen, und dennoch bezahlen werden; und das müſte doch ſeyn, wenn den oben bis zum Ekel, aber doch noch lange nicht hinlänglich beſchriebnen Unordnungen abgeholfen werden ſollte. Aber das werden die Stände nimmermehr thun, und können's auch, nicht einmal ihrer eignen Sicherheit wegen thun.

Man weiß, wie faktiſch größere Stände mit den kleinern von jeher umgegangen ſind. Z. B. was der Kurfürſt von der Pfalz gegen die Rheingrafen, und gegen die Stadt Worms, der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt gegen die Grafen von Erbach — der Landgraf von Heſſen-Caſſel gegen den Grafen von Bickeburg vorgenommen hat u. ſ. w. Wie können nun die kleinern Stände den größern ihre Kontingente überlaſſen? Das werden, das können ſie nimmermehr!

Und wenn ſie es auch wollten, ſo würde es ihnen wohl ſchwerlich von den andern Ständen geſtattet werden. Wer ſollte z. B. im Fränkiſchen Kraiſe, oder im Weſtphäliſchen

ſchen die Kraisvölker halten? Der König in Preuſſen, oder der Kurfürſt von Kölln, oder der Fürſt von Würzburg? Das würde Händel über Händel nach ſich ziehen, und nimmermehr zu Stande kommen.

Der Kaiſer und der König in Preuſſen haben, wie ich ſchon geſagt habe, und wie jeder denkende Kopf, der die Lage der Dinge recht anſieht, von ſelbſt finden wird, ein Intereſſe dabey, daß Deutſchland weder ſeine Stärke kennen, noch ſich derſelben bedienen lerne. Beyde haben auch Mittel genug, die Verbeſſerung der deutſchen Armee zu hindern, und folglich wird dieſe Verbeſſerung in alle Ewigkeit, ſo lange nämlich der jetzige Zuſtand vom Reiche bleibt, nicht zu Stande kommen.

Bisher ſind die meiſten Kriege, vom dreiſigjährigen an, auf deutſchem Boden und auf deutſche Koſten geführt worden: wäre aber das Reich eine ſelbſtſtändige Macht, ſo würde es ſich wohl hüten, bey allen Zänkereien und Fehden der Haupt-Monarchen ein Kriegstheater aus ſich machen zu laſſen: es würde folglich mit Gewalt die kriegführenden Truppen von ſeinen Gränzen abtreiben und ſie nöthigen, in ihre eignen Länder ſich zurück zu ziehen, um ſich da den Hals zu brechen. — Ein neuer Grund, warum Deutſchland weder ſeine Gränzen ſichern, noch ſeine Armeen verbeſſern darf!

Das ſind nun freilich ſehr traurige Wahrheiten, aber es ſind doch Wahrheiten, und aller Aufmerkſamkeit würdig, weil ſie uns Deutſche ſo nahe angehen.

Wenn aber Deutſchland, wie bewieſen iſt, für ſich nichts, gar nichts ausrichten, keinen Feind von ſeinen Gränzen abhalten, und nicht verhindern kann. Daß die mehrgenannten mächtigen Reichsſtände, die aber auch als ſouveraine Fürſten äuſſer dem Reiche mächtig ſind, willkührliche Aenderungen mit dem Reiche und deſſen Verfaſſung vornehmen: ſo iſt doch die Frage hier am rechten Orte: Was denn die deutſchen Fürſten und Stände bey ihrer höchſt mißlichen Lage, zu ihrer Sicherheit noch thun können und thun müſſen?

Die Eiferſucht zwiſchen Oeſtreich und Preuſſen, welche ſchon ſo lange währt, als Preuſſen anfing, mit Rieſenſchritten ſich zu vergröſſern, und dadurch täglich bedeutender zu werden, und welche auch troz aller Verbindungen und Allianzen noch keinen Augenblick aufgehört hat, macht im Reiche Factionen nothwendig: die deutſchen Fürſten müſſen — wie jezt einmal ſie und ihre Sachen ſtehen — ſich an eines dieſer Häuſer anſchlieſſen, um im Falle der Noth nicht verlaſſen oder unterdrückt zu werden.

Tritt dieſer Fall der Noth ein, alsdann iſt Neutralität ein Unding im Reiche: kein deutſcher Stand kann neutral bleiben, ſobald Preußen oder Oeſtreich gegen einen auswärtigen Feind, der ſich den deutſchen Gränzen nähert — und wie bald iſt er dahin zu bringen! — die Waffen ergreift. Denn zur Neutralität gehört heutzutage Macht; und die haben die wenigſten. Wir leben nicht mehr in Zeiten, wo man durch eine Erklärung, daß man an den Händeln ſeiner Nachbarn keinen Antheil nehmen wolle, ſich Sicherheit von beiden Partheien verſchaffen konnte. Dieſe ehrlichen Zeiten ſind dahin! Das Völkerrecht iſt heutzutage ſehr oft blos das Recht des Stärkern oder des Liſtigern; und da heißt es: Vogel, friß oder ſtirb!

Was bleibt alſo übrig? Nichts — meynen Einige — als daß die Deutſchen, wie die

Reichsverfaſſung nach verſchiedenen Reichsſchlüſſen es vorſchreibt, entweder

1) eine ſtehende Armee, wie der Kaiſer und König von Preußen, nach der Kraiseintheilung auf den Beinen halten, und zwar ſo, daß ſie dieſe ihre ſtehende Armee, im Fall der Noth, dupliren, tripliren, ja quadrupliren können, um nach Erforderniß der Umſtände gegen jeden vordringenden Feind eine geübte, gleiche oder überwiegende Macht gleich bei der Hand zu haben; oder daß ſie — wie Andere meynen —

2) das Reichsband, mit allgemeiner Einſtimmung aller Stände, auflöſen und nun ſich entweder zum Kaiſer, oder zum Könige von Preußen, oder zur franzöſiſchen Republik ſchlagen; oder daß ſie

3) ihrer Mehrere ſich zur Bildung eines eignen Fürſtenbundes entſchließen, wenn ſie

nämlich vereint, ſtark genug ſind, ihren Entſchluß rechtskräftig durchzuſetzen, oder wenn es ihnen gelingt, dieſe Coalition unter der garantirenden Macht der Franzöſiſchen Republik zu Stande zu bringen; oder daß ſie, was das bequemſte iſt,

4) das Reich, wie die übrige Welt, laufen laſſen, wie es läuft — bis der Genius der Zeit, oder ſonſt ein Schlauer oder Mächtiger es für gut findet, ſie aus dieſer bequemen Allerweltslage herauszureißen. —

Bleiben, wie es jezt einmal in Deutſchland iſt, wird und kann es nicht: dazu ſind Einige zu mächtig, oder zu ſchlau und zugleich zu anmaßend, ungenügſam; Andere — zu ſchwach, zu erſchöpft, zu abhängig, zu kurzſichtig oder zu nachgiebig. Dieleztern alle *mußten* es ſich gefallen laſſen, daß man ſie von neuem in einen für ſie durchaus

aus vermeidlichen Reichskrieg gezogen hat. Die Mächtigern, wie da ſind, der Kaiſer und der König von Preuſſen, haben den meiſten Vorſchub dabey geleiſtet, und werden den Uebrigen ihre Rechnung dereinſt ſchon vorlegen. Was der König von Preuſſen für die Belagerung von Mainz ſchon gefodert, aber noch nicht erhalten hat, iſt bekannt: dies war aber blos nur für die Belagerung von Mainz; und doch ſchon ein hübſches Sümmchen! Wie hoch wird ſich nicht noch die Foderung für das Uebrige belaufen!

Und ſollte Preuſſen großmüthig genug ſeyn, aus Rückſicht auf die Wegnahme in Polen, von allen Foderungen am Reiche abzuſtehen: wird der Kaiſer, der Kurfürſt von der Pfalz, der Kurfürſt von Sachſen — der Landgraf von Heſſen-Caſſel, und die übrigen größern und kleinern Theilnehmer an dem Kriege, dieß auch thun? Und thun dieſe es nicht: warum ſollte der König von

Preuſſen es thun, zumal, wenn das Facit von Polen das Facit von ſeinen Kriegskoſten nicht erreichte? Dieß aber darzuthun, würde der politiſchen oder der bewaffneten Arithmetik in Preuſſen etwas leichtes ſeyn. Gefodert wird alſo auf allen Seiten ſehr wahrſcheinlich werden, und dieß wohl mit Macht: und Wer ſoll nun bezahlen? Wer kann bezahlen? —

Daß man den Kaiſer nicht überall, nicht immer gehörig unterſtüzt habe, klagte er mehrmals laut: Klagen von dieſer Art führte auch der König von Preuſſen, und ſchloß endlich — nachdem er mit Polen fertig war — eben darum einen Separatfrieden. — Warum unterſtüzte man ſie nicht? War man zu ſchwach oder zu eigenſinnig dazu? Im erſtern Falle muß man die Schwachen in Schutz und Vormundſchaft nehmen; im zweyten — ſie züchtigen; und, um dieß mit mehr Sicherheit und Erfolg zu können, muß man ihre Länder, als ein Depoſitum, in Beſitz nehmen, bis ſie ſich beſſern, oder, was das wichtigſte iſt, bis ſie dem Kaiſer oder dem Könige von Preuſſen, als den Hauptcreditoren, das erſezt haben, was dieſe in dieſem Kriege — wenn ſie ihn gleich ſelbſt herbeigezogen haben — als Vorſchuß proviſoriſch für ſie leiſteten. Wer will, wer kann ſie hieran hindern?

Daß die ehemaligen Könige von Frankreich die Ruhe des deutſchen Reichs ſchon lange am ärgſten und meiſten geſtöhrt haben, hat der Verfaſſer des Kreuzzugs gegen die Neufranken nebenher recht gut gezeigt. Aber Frankreichs mächtige Könige waren eben dadurch ein Feind, der den mächtigern Reichsfürſten die Aufrechthaltung der Reichsverfaſſung und des allerſeitigen Beyſtandes eben ſo nothwendig machte, als den minder mächtigen. Dieſer Feind iſt nun hin;

und die Republik Frankreich wird wohl dereinſt republikaniſch handeln und die diplomatiſchen Fürſten-Intriguen über Gleichgewicht oder Univerſalmonarchie, als abſurd, ungerecht und ſchändend verwerfen und ſo — ihre Nachbarn in Ruhe laſſen.

Was ſoll alſo die deutſchen Fürſten einander fernerhin nothwendig machen, und die Adlerklauen in gegenſeitiger Abhängigkeit und in Reſpect erhalten? Nichts, wie wir bald ſehen werden, als wenn alle kleinern Reichsfürſten und Stände, zu rechter Zeit, ſich eben des Rechts bedienen, deſſen ſich Preuſſen bedient hat, und einen Separatfrieden mit den Franzoſen abſchlieſſen, darin die Republik derſelben als eine vollgültig conſolidirte Macht in Europa anerkennen und dieſe nun erſuchen, die Sicherung der Rechte aller und jeder mitpaciscirenden

Reichsfürſten und Stände — mit ihrer Macht und Ehrlichkeit zu garantiren. —

Es verſteht ſich indeß von ſelbſt, daß die franzöſiſche Republik dieſe Garantie nicht eher übernehmen würde und könnte, als bis alles in den Ländern dieſer deutſchen Fürſten fein hübſch ſo organiſirt wäre, daß die Republik Ehre von ihrer Garantie haben könnte. Und zu einer humanern Organiſation, nach Wegſchaffung alles gehäſſigen Altgothiſchen, ſind auch wir Deutſche lange reif, und als Menſchen — unwiderſprechlich berechtigt.

Geſchieht dieß nicht, ſo geſchieht jenes wahrſcheinlich auch nicht, und dann wird es, nach dem Obigen, gar bald heiſſen: Vogel, friß oder ſtirb! Denn an eine ſtehende Reichs-Armee, die der öſtreichiſchen und preußiſchen, einzeln oder zuſammengenommen, die Spitze biethen könnte, iſt nicht mehr zu denken. War es ſchon unmöglich, während dieſem alles aufbietenden Kriege, troz allen Jeremiaden und Auffoderungen, nur das herbeyzuſchaffen, was zur einſtweiligen Gegenwehre durchaus nöthig war: wo ſoll das herkommen, was zu einer ſtehenden oder fortdauernden erfodert wird? Wer nicht helfen kann oder will, wenn ſein eignes oder nachbarliches Haus brennt, wird es ohne dieſen Brand noch weniger wollen: Und ein Brand oder Krieg, wie der jetzige, entſteht wohl nie wieder.

Alſo dieß und mehr anderes, das in dieſer Schrift vorkömmt, zeigt es handgreiflich, daß das erſte, oben angegebne, Mittel, Deutſchland zu retten, dazu nicht hinreicht. Die ganze Sache iſt wegen des verſchiedenen, ſich immer durchkreuzenden und immer einander aufhebenden Intereſſe's, politiſch unmöglich, von innen und von auſſen. Deutſchlands Exiſtenz iſt blos noch prekär, und ward es durch den ſtehenden Kriegsſtaat, welchen einzelne deutſche Reichsſtände einführten, ohne daß das ganze deutſche Reich ihnen folgte. Schon im dreißigjährigen Kriege rief Hippolytus a Lapide, in ſeinem Buche de ratione Status in Imperio German.: „Die Staaten laſſen ſich, wie Cosmus von Medicis ſagt, mit bloßen Paternoſtern nicht erhalten. Wer keine Kriegsmacht auf den Beinen hat, der kömmt in keine politiſche Betrachtung.„ So rief der weitſehende Mann, aber vergebens. Was demnach der ehrliche Peter von Andlo zu ſeiner Zeit ſagte, gilt jetzt noch immer und jetzt noch weit mehr — nämlich: „Erlauchte Fürſten Deutſchlands: das Reich iſt durch eure Fahrläßigkeit, eure Trägheit, und wenn ihr es nicht übel nehmen wollt, durch eure Zwietracht zu der Tiefe herabgeſunken, in welcher wir es jetzt mit bethränten Augen erblicken."

Gott bewahre das heilige Römiſche Reich vor Krieg! rief zwar Pütter noch 1788 in ſeiner Entwicklung der Deut. Verfaſſ. III. S. 102 Aber — ſagt ein gewiſſer Viſurgin *) — Gott bewahrt die nicht, welche ſich nicht ſelbſt bewahren. — Das heilige Reich krümmet ſich lieber unter den Klauen der vereinigten Adler. Ja, nie, nie war es abhängiger, als damals, da Oeſtreich und Preußen ſich verbanden, und Fürſtenbund nur noch ein leerer Schall blieb. Nach ihrem Wink mußte das deutſche Reich Krieg erklären, muß ihn führen helfen durch ſein Geld, und wird — das rufen aus der Vorzeit uns Nimwegen und Ryswyk und Baden zu — wird beym

---

*) Ein dringendes Wort an das heilige Röm. Reich zu Sicherung eines künftigen Friedens. von Viſurgin. Altona, 1795. S. 13 u. ff.

beym Frieden genehmigen müſſen, was jene über daſſelbe zu verhängen belieben werden. — Bey Pilnitzer Vereinen, bey verſtatteten Waffenlagern flüchtiger Prinzen, bey den Braunſchweigiſchen Manifeſten, bei den Einzügen in Champagne, bei den Ausſichten auf wichtige Eroberungen kannte man kein Deutſches Reich. Aber, wenn der Erfolg der Erwartung nicht entſpricht, dann würdiget man das heilige Reich einer Requiſition: denn zahlen kann das heilige Reich. —

O ihr unbewafneten Stände! Um zu ſparen, bliebet ihr unbewaffnet; und dieſe Erſparung war es allein, was euch über euren politiſchen Unwerth tröſten mußte. Aber wenn nun eure Contingente quintuplicirt, wenn die Abkaufungsſummen, ſo wie geſchieht, geſteigert werden, wenn euch — Vernichtung droht: bleibt dann Nichtbewaffnung noch Erſparung? —

So Viſurgin, und gewiß ſehr wahr und nachdrücklich. Aber der gute Viſurgin will den Brunnen gedeckt wiſſen, nachdem das Kalb längſt ertrunken iſt. Er will eine ſtehende Reichsarmee, um wenigſtens den künftigen Frieden — wie er auch geſchloſſen werde — ſichern zu können. Er meint: die mächtigern Mitſtände werden an ſeiner Maasregel Theil nehmen, wenn ſie in dem Beſtande der deutſchen Reichsverfaſſung ihr wahres Intereſſe anerkennen; und wenn ſie das nicht thun, fügt er hinzu, dann ſey es für die Mindermächtigen um ſo dringender, ſich feſter an einander zu ſchließen, damit früh oder ſpät, wenn kein Polen mehr zu theilen, keine geiſtlichen Staaten mehr zu ſäculariſiren ſeyen, ſie nicht die Beute jener

Größern werden mögen, die etwan — Entſchädigung ſuchen. —

Wie aber, wenn die Mächtigern den Frieden ganz allein unter der Hand abſchlieſſen, und, um dieſen für jeden Preis zu erhalten, einiges aufopfern, z. B. der Kaiſer die Niederlande; — dafür aber zur Schadloshaltung der eine hier, der andre dort zugreift, ſäcularisirt, arondirt, beſezt und dgl.? — Oder — wenn dieß auch nicht geſchähe, wie es ſehr wahrſcheinlich geſchehen wird — wenn die Mindermächtigen ſchon lange in Factionen getheilt ſind, und ihre Bedeutung, wie ihr Intereſſe, nur noch von der Bedeutung und dem Intereſſe dieſes oder jenes Mächtigern erwarten können? Würde alsdann ihr Privatintereſſe ſie nicht nöthigen, an dem allgemeinen Intereſſe der Mindermächtigen gegen das Intereſſe eben des Mächtigern nicht Theil zu nehmen, durch den ſie noch precär exiſtiren? ꝛc. ꝛc. — Gewiß jeder Verſuch da-

dahin, würde es bewirken, daß der eine Adler hier, der andere dort zugriffe: und wie bald verſchlingt ein Adler kleine Kauze!

Eine ſtehende Reichsarmee, in der angeführten Rückſicht, gehört alſo heutzutage zu den frommen Wünſchen, die, wie das meiſte Fromme, ſehr oft ein gutes Herz, aber ſelten einen guten Kopf verrathen. Eben dies gilt von den übrigen Mitteln, wie jeder einſehen wird, der das Machwerk unſerer jetzigen temporiſirenden Politik nur etwas genauer unterſucht. Schon Auguſtin ſagte: Sublatâ juſtitiâ, quid ſunt regna, niſi magna latrocinia, d. h. wenn man die Gerechtigkeit mit Füßen tritt, was ſind Königreiche anders als große — Mördergruben! Und in Mördergruben muß der Schwächere ſchon thun, was der Stärkere will, auſſer wenn dieſer kurzſichtiger iſt, als jener. Ob dieß für die Anwendung der oben erwähnten Mittel, von

Seiten der Mindermächtigen, der Fall ſeyn mögte — dieß zu unterſuchen, würde mich hier zu weit führen. Wer Kopf und Luſt dazu hat, dem ſteht die ältere und neuere Reichsgeſchichte zu dem Behufe zu Dienſte; und wer Winke zum pro und contra weiter will, der findet ſie in folgenden neuern Schriften:

Epiſtel an den jungen Mann, der an Deutſchlands Reichsſtände ein Wort zu ſeiner Zeit verfaſſet hat. Regensburg.

Freymüthige Gedanken über die allerwichtigſten Angelegenheiten Deutſchlands. Neue ſtark vermehrte Ausg. 2 Bändchen.

Kritik der deutſchen Reichsverfaſſung. Germanien.

Soll das deutſche Reich der politiſchen Auflöſung nahe ſeyn?

An

Von Erhaltung der Staatsverfaſſungen, von K. von Dalberg. Erfurt bey Keyſer.

Die politiſche Lage und das Staatsintereſſe Europens. Fünf Hefte.

Juſtus, Sincerus Veridicus, von der Europäiſchen Republik. Plan zu einem ewigen Frieden, nebſt einem Abriß der Rechte der Völker und der Staaten, und einer Erklärung derſelben. Altona bey Hammerich.

A la paix eternelle. Eſſai philoſophique par Em. Kant, trad. de l'allemand, avec un nouv. ſuppl. de l'auteur. à Königsberg

Neue Vorſchläge zum ewigen Frieden, als Anhang zu den Kantiſchen. Altona.

Bemerkungen eines Kosmopoliten über die intereſſanteſten Gegenſtände der Zeitgeſchichte. Altona.

Wekhrlin, der jüngere, an die Völker Europens; vorzüglich an Franken und Deutſche. Strasburg.

Allgemeine Stimme des Volks in Hinſicht auf Regierung.

Bürgerglück und Menſchenwohl. Heilbron bey Claß.

Volksrechte bey Reichs- inſonderheit Reichskriegsſteuern.

Ueber die Bewaffnung deutſcher Bürger.

Die Freyheit in Bezug auf das deutſche Staatsrecht. Mannheim bei Löſler.

Allerneueſte Gedanken über die wichtigſten Angelegenheiten Deutſchlands. Germanien.

An Deutſchlands Reichsſtädte: ein Wort zu ſeiner Zeit.

Unpartheyiſche Erörterung der Frage: Was hat Deutſchland in Anſehung ſeines Land- und Seehandels von den ſo nahen Friedensdensunterhandlungen zu erwarten, und was hat es ſelbſt dabei zu thun? von Büſch. Hamburg bei Bohn.

Ueber Preußens Intereſſe an dem Krieg gegen Frankreich.

Traum des alten Weltbürgers Syrach, zur Beherzigung für die Wachenden. Kosmopolis.

Wichtige Frage über das Kriegs- und Friedensgeſchäft mit Frankreich.

Frankreichs neueſte Politik in Bezug auf Deutſchland. Altona.

Einladung des Confuz von dem Weltbürger Syrach zu ſeinen Vorleſungen über Europa.

Das Königsrecht nach Georg Buchanan, ein Beitrag aus dem 16ten Jahrhundert, zur Beurtheilung der Ereigniſſe unſerer Tage. Altona.

Etwas über den Krieg in der öffentlichen Meynung: ein Wort zur Beherzigung bey den Kreuzzügen des 18ten Jahrh. Paläſtina. :c. :c.

Wem die Winke dieſer Schriften nicht genügen, um aus dem, was geſchiehet, das zu beſtimmen, was im allgemeinen geſchehen darf, und im beſondern geſchehen wird, vorzüglich in Rückſicht auf Deutſchland, den wird der Erfolg bald belehren, zumal fürs letztere. Wir ſind von der Auflöſung eines Gordiſchen Knotens nicht mehr fern; und an Alexandern fehlt es bey dergleichen ſelten. Nur Geduld!

Angenommen indeſſen, der König von Preußen ſuche ſeine Schadloshaltung jenſeit des Rheins, ich meyne, im Kölniſchen, Bergiſchen, Münſteriſchen u. ſ. w.; und der Kaiſer — in Baiern, in der Pfalz oder an Paſſau, Bamberg, Würzburg, Italien, oder wer weiß, wie und wo noch ſonſt: wären die Unterthanen dieſer Länder dadurch minder glücklich? Ich glaube das Gegentheil. Denn was ſchadet es, daß entweder ganz oder zum Theil eine Verfaſſung aufhöre, die an ſich ohne Conſiſtenz, ohne Energie und ohne Anſehn iſt, die alſo die einzelnen kleinern Beſtandtheile von Fürſten und Ständen eben ſo wenig ſchützt, als die Unterthanen; ja, deren innere ſich immer entgegenarbeitende, immer unwirkſamer- und verwickelter- werdende Zuſammenſetzung gerade das hindert, warum einzelne kleinere Staaten ſich verbinden — Unabhängigkeit, gegenſeitigen Beiſtand, Ruhe und Sicherheit?

Was für Kunſtgriffe von Sylbenſtecherey, Beſtechung und Zweydeutigkeit man vorzeiten bei und nach der Stiftung des Weſtphäliſchen Friedens die kreuz und die queere gebraucht hat, lehrt bis zum Erſtaunen der ſechſte Band von Schmids neuerer Geſchichte

ſchichte der Deutſchen.*) Hier ſieht man, durch was für Kunſtgriffe Deutſchlands Einheit, Einigkeit, Gemeingeiſt, Stärke, Anſehn und Blüthe gehoben und gleichſam weggedrängt iſt — wie der ſonſt ſo herrlich und zahlreich blühende Menſchenſtamm durch ſtäte Kriege verwelkt, und durch anhaltendes Elend bis zur Empfindungsloſigkeit abgeſtumpft, der Spielball für die Willkühr Anderer geworden iſt — wie die Nation dadurch alle Selbſtſtändigkeit des Charakters, und alle Achtung für ſich verlohr, und dies um ſo mehr, in je kleinere Staaten man ſie theilte, und je unvorſichtiger man ihr gemeinſchaftliches Band lockerte — wie jeder deutſche Fürſt einen Ludwig XIV. nachahmen und, gleich dieſem, ſein Verſailles und Marly, und die Organiſation einer Monarchie an ſeinem Hofe haben wollte, nebſt Maitreſſen

---

*) Wien bey Gräffer, 1792.

treſſen Soldaten, Hofbedienten u. dgl. — wie die Nationalfreiheit um ſo tiefer herabſank, je höher die Fürſtenfreiheit ſtieg — wie die Prieſterſchaft und der Adel ſich bemühten, dem Bürger und dem Landmann die Laſten alle zuzuwälzen — wie der eigentliche Deutſche Bürger nach und nach ganz aufhörte und bloßer Unterthan oder Untergebner wurde, gedrückt durch willkührliche Beherrſchung und unaufhörliche Abgaben — wie man hie und da die Unterthanen nur veredelte, wie man die Schaafszucht veredelt, um mehrere und beſſere Wolle abzuſcheeren — wie man ihnen dadurch zwar mehr Gewerbfleiß, aber auch einen recht argen kaufmänniſchen Egoismus, dieſen gefährlichſten Feind aller bürgerlichen Tugenden und Ruhe, einflößte — wie die Finanzpolitik immer nur auf die Erhöhung und Vermehrung landesherrlicher Einkünfte ſpeculirte, unbekümmert, ob der ge-

gemeine Mann eine frohere und eben dadurch edlen Gefühlen offnere Exiſtenz erhielte *) — wie das Ius de non appellando den Deutſchen des Schutzes der Reichsgeſetze beraubte und wie ſelbſt die Reichsjuſtiz aus Mangel an Unterhalt beinahe aufhörte, oder ihr Urtheil nicht exequirt wurde, ſobald irgend einer oder mehr Mächtige etwas dagegen hatten. —

Hat dieſer Zuſtand Deutſchlands ſich vielleicht verbeſſert? — So wenig, daß er es nicht einmal kann, ſo lange das jetzige hundertköpfige Ungeheuer von Reichsverfaſſung auf ſeinem bisherigen Fuß beſtehen wird. Denn ſo lange dieß iſt, werden die Neckereien von innen und außen nicht aufhören; folglich

---

*) Sehr eindringend behandelt eben dieſer Gegenſtand mein Freund, der Naſſau-Weilburgiſche Regierungsdirector **Cella**, in ſeiner Preisſchrift über die Unart der Deutſchen, Zierrathen an öffentlichen Gebäuden u. ſ. w. zu verderben. Gießen, bey Heyer, 1793.

lich die Römermonate, Requiſitionen, Dupla, Tripla u. ſ. w. auch nicht, und Deutſchlands Ruhe, Wohlſtand und Sicherheit iſt und bleibt eben ſo wenig von innen als von außen feſt und geſichert. Der Mächtigere wird, wie bisher, ſehr gern Krieg anfangen, ſo lange es bey ihm ſteht, die Koſten davon Andern aufzubürden, oder ſich an ihnen ſchadlos zu halten; und gewiß weit ſchwerer, wenn er den Krieg auf eigne Koſten und Gefahr ganz allein wird führen müſſen. Dieß aber kann alsdann erſt der Fall werden, wenn die zu große Zerſtückelung Deutſchlands aufhören, und die neuunirten Provinzen mehr Einheit, Feſtigkeit, Anſehn und Uebereinſtimmung mit dem Hauptlande erhalten werden.

Daß die neuunirten Unterthanen in jeder Rückſicht gewinnen würden, iſt augenſcheinlich: welche aber am meiſten? Ohne

Zweifel die, welche dießſeit des des Rheins z. B. Trier, Mainz u. ſ. w. als freye Bürger mit Frankreich verbrüdert würden; und nächſt dieſen die, welche jenſeit des Rheins; im Münſterlande u. ſ. w. den Preußen anheimfielen. Der Vortheil der Erſtern fällt; nach ihrer ehemaligen Behandlung, zu ſehr in die Augen, als daß er eines Beweiſes oder einer Zergliederung bedürfe. Daher wünſchen dieſe Gegenden nichts ſehnlicher, als dieſe Verbrüderung. Wer hieran zweifelt, der frage die Leute dort ſelbſt, oder man laſſe ihnen die Wahl für ihre künftige Verfaſſung: und man wird ſehen. Daß der Deutſche ſich in die weltbürgerliche Verfaſſung der franzöſiſchen Republik gar bald finden würde, dafür bürgt unſer gänzliche Mangel an Nationalindividualität, den wir unſrer Verfaſſung, zum Erſatz, zu danken haben. Sie erhob uns immer mehr zum Menſchen, indem ſie immer mehr den Bürger in und unter uns unterdrückte. — Der Vortheil der Andern erhellet aus Folgendem:

Preuſſen und Frankreich ſind die Gränznachbarn von Oeſtreich, und nur Oeſtreichs Schwäche kann die Gränzen von beyden ſichern. Ein Krieg Frankreichs gegen Preußen würde, für die Zukunft, ein Krieg gegen ſich ſelbſt ſeyn; und umgekehrt. Preußen iſt der native Alliirte Frankreichs, und Frankreich — Preußens. — Die neue Republik muß forthin den für ihren Hauptfeind anſehen, der die meiſten Kräfte zu ihrer Unterdrückung ernſtlich und am längſten aufboth, der am ſchärfſten von ihr gezüchtigt, und ihr um ſo viel gefährlicher iſt, als er im vollſten Miſtrauen mit ihr gränzt. Dieß iſt Oeſtreich. — Schließt Preuſſen ein Of- und Defenſivbündniß mit Frankreich: ſo kann es ſich zum Schiedsrichter der Staaten um ſich her erheben; und tritt Hannover, Braunſchweig und Heſſen, vereinigt durch ein Privatbündniß mit allen kleinern proteſtantiſchen Fürſten, auf die Seite Preuſſens: ſo iſt Oeſtreich, Rußland und England zu ſchwach, Frankreich, Preuſſen und der Pforte die Spitze zu biethen. -- Frankreich muß, ſeiner Natur nach, über kurz oder lang die Herrſchaft der Meere erhalten, und Preuſſen muß ſich dabey ſehr gut befinden, zumal bey einem Commerztractat — folglich auch Preuſſens neue Unterthanen und Alliirten. ꝛc. ꝛc. —

Dieſe Bemerkung wird manchem Oeſtreicher vielleicht etwas auffallen; aber wer kann gegen die Wahrheit! Der Reichsbücher-Cenſor wird wenigſtens die konſequente Einſicht und Beſcheidenheit haben, mir hier eben das gelten zu laſſen, was man ſelbſt in Wien dem Kaiſerlich-Königlichen Hofrathe Schmidt für ſeine neuere Geſchichte der Deutſchen, und dem Herausgeber der hinterlaßnen Schriften des Kaiſerlich-Königlichen Majors und Artillerie-Diſtricts-Commendanten, Enders, auch in Wien, wo bey Kaiſerer 1793 dieſe Schriften herauskamen, ſehr lobenswürdig gelten ließ.

Sollte dieſer Hr. Cenſor das Recht bezweifeln, welches jeder Deutſche von jeher, ſelbſt geſetzmäßig, hatte, ſeine Gedanken über Reichsangelegenheiten zu äußern: ſo kann er es berührt finden in Hegewiſchens Schrift über eine Cenſurbedrückung an die Patrioten Deutſchlands. Auch denke ich mir, daß ein Reichsbüchercenſor die Einſicht haben wird: daß das angemeſſenſte Mittel, nichts Bedenkliches zu erfahren, ſey — nichts Bedenkliches zu thun. Wo alſo die Geſchichte der Vernunft laut prediget, da ſind Bücherverbothe ſehr überflüßig.

Was aber **Schmidt** der Geſchichte nacherzählet, laſen wir oben ſummariſch; und eben ſo dachte auch der K. K. Major **Enders**. Gerührt von Deutſchlands erbärmlicher Lage, will er die Biſthümer, die mit Länderbeſitz verbunden ſind, ſäculariſirt, und das Land, entweder an Weltliche vergeben oder wieder zur Krone, zu der es urſprünglich gehörte, gezogen wiſſen. Um der Bedenklichkeit darüber vorzubeugen, fragt er: „Iſt „der Weſtphäliſche Friede, der hier im Wege „ſtehen dürfte, älter und heiliger, als das „Evangelium, und als das vernunftmäßige „Verhältniß der Stände unter einander?“ Er meynt dieß nicht, und daher denn ſein Vorſchlag zum Säculariſiren u. dgl.

Daß große Monarchien zur republikaniſchen Verfaſſung vorbereiten, und folglich in ihrer Größe den Grund zu ihrer Auflöſung oder zu ihrem Sturze mit ſich führen, liegt in der Natur der Dinge. Ein Einziger iſt nicht im Stande, Alles da ſelbſt zu überſchauen und einzurichten: die Regierung wird alſo vertheilt, und die Menge entfernter, habſüchtiger Unterregenten ſchmaußt von Unterſchleifen oder Bedrückung, und reizt den unzufriednen Unterthan zum raiſonnirenden Raffinement und nach und nach zur Selbſthülfe. Große Staaten fodern überdem mächtigen Kriegesſtand: Aushebungen und Abgaben liefern demnach neuen Stoff zur Unzufriedenheit. Die Nation iſt durch die Einheit ihrer Verfaſſung mehr concentriert, folglich gleichförmiger in der Empfindung des Drucks, alſo auch einſtimmiger in dem Raiſonnement über den Druck und die Mittel, ihn, wenn Güte und Gerechtigkeit verſagt wird, endlich mit Gewalt zu entfernen. Der Soldat, als Landeskind, nimmt Antheil an dem Leiden der Seinen, und der Ausländer tritt auf die

Seite der Nation, ſobald ihm dieſe mehr Freyheit und doppelten Sold verſpricht. Die Nation reicht dieſen auf eine Zeitlang gern, um ihn für die Zukunft ganz zu erſparen.

Herrſch- und Ländersüchtige Monarchen gehen alſo dem Umſturze ihres Thrones allerdings entgegen: und dieß, ſollte man meynen müßte ſie beſtimmen, auf Vergrößerungen, zumal wenn ſie auf Koſten Anderer zu Stande kommen, und Haß und Verachtung nach ſich ziehen, Verzicht zu thun, und darum, in Rückſicht auf Deutſchland, Recht und Ehrlichkeit in Haltung der Grundverträge, einer eroberungsſüchtigen Politik vorzuziehen.

Allein auch hier prediget man ſchon lange tauben Ohren; und es iſt wohl die Mode ſo, daß der Herr, bibliſch zu ſprechen, die erſt verblende, die er nachher in die Zucht nehmen will. Die Geſchichte zeigt es zugleich klar genug, daß die Leidenſchaft unerſättlicher Herrſcher der Zunder für die Vernunft und die Freyheit der Völker mehr als zu oft geworden iſt. Auch entwickelt der Plan des Univerſums immer zur Reife aller Weſen; und der reife Apfel entfällt ſeinem Stamme eben ſo unausbleiblich, als der Wurmſtichige; nur daß dieſer früher fällt, und in ſeinem Geſchmacke herber iſt, als jener. —

Druckfehler.

S. 6. Z. 20. lies man: König von Pr.
S. 7. Z. 14: Mütter, ihren.
— — Z. 19: San Beatto.
S. 9. Z. 21: Wartemberg.
S. 11. Z. 14: parti.
S. 13. Z. 9: Tambour.
— — Z. 16: zu ſchickte.
S. 35. Z. 10: voriges Jahr.
S. 54. Z. 6: Kommentar.
S. 65. Z. 1: Kleidern verſehn.
S. 71. Z. 9: nur im Frieden.
S. 106. Z. 12: hat Angſt.
S. 118. Z. 7: der uns verachtet.
S. 119. Z. 15: Angriff auf Kehl.
S. 120. Z. 3: wurde. Die Franzoſen.
— — Z. 6: ſie ihm gleich.
— — Z. 19: jüngſten Titel.
S. 124. Z. 8: Reichstruppen, die Verachtung.
— — Z. 12: als dieſe: ſo.

Sammlung
erbaulicher Gedichte

für alle die,

welchen es Ernſt iſt, das Wohl ihrer Unterthanen, Untergebnen und Mitmenſchen nicht nach dem wankenden Tiger- und Fuchs-Geſetze des Stärkern oder Liſtigern zu untergraben, ſondern nach dem ewigfeſten und ewigheiligen Geſetze der Menſchenwürde, der Gerechtigkeit und der Menſchenliebe väterlich und brüderlich zu fördern, und dadurch Zutrauen, Ruhe und Menſchenwohl, ſo wohl von Seiten der Obern als der Unterthanen, in Friede und Einigkeit gemeinſchaftlich zu begrunden und zu erhalten.

Mitunter
ein
Zuchtſpiegel für die politiſchen Vampyrs;
wie auch ein
Noth- und Hülfsbüchlein
für alle die, welche von ihnen widerrechtlich geplagt werden.

Geſammelt und herausgegeben
von dem
Verfaſſer der Briefe eines preußiſchen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunſchweig.

Altona,
auf Koſten des Herausgebers.
1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerinnerung.

Das Elend der Menſchen vermindern helfen, iſt Pflicht für einen jeden, welcher, wie Cicero, weiß, daß Menſchen um Menſchen willen gebohren ſind, damit einer dem andern nütze. *) Die Menſchen, an ſich und ohne theologiſche Brille betrachtet, ſind auch wirklich gar gutmüthige Geſchöpfe: und ſo leitete ſchon das ſympathetiſche Gefühl ſie, wie jede gleichartigen Geſchöpfe, zur Minderung des Elends an Andern ihres Gleichen. Erſt die verwickelten Bedürfniſſe der vermehrten und ungleichartigern Geſellſchaft verminderten und verdrehten dieſe gutartige Richtung der menſchlichen Natur, und machten — aus Bienen Spinnen. **) Nun gab es übertriebne, widerrechtliche Excentrirungen und Concentrirungen, und dabey Stiche und Vergiftung, ***) abernach und nach auch ein Nachſinnen, dieſer wie jenen vorzubeugen, oder, wenn ſie einmal da waren, ſie zu heilen. Dadurch entſtanden Apotheken von allerhand Art. Für die Gebrechen des Körpers ſorgten nach und nach die Wundärzte und Aerzte, und für die Gebrechen der Seele — erhöhete Sänger, Dichter, begeiſterte Seher, Propheten, Weiſe, Eingeweihte, Sittenrichter, Philoſophen, Theologen, Geſetzgeber, Herrſcher und deren Anhang — vom erſten Miniſter bis zum unterſten Stockknechte.

---

*) Homines Hominum cauſſa nati ſunt, ut alii aliis proſint.

**) Die gröbern Epikurer verglich man vor Zeiten mit Spinnen, und mit Bienen die Stoiker. Spinnen ſind noch immer alle eximirte Egoiſten. In Frankreich hat man ihr Gewebe exemplariſch zerriſſen — weil ſie den Bienenſtöcken gar zu nahe kamen.

***) Dieſen Standpunkt der Menſchheit hatte jener Dichter wahrſcheinlich vor Augen, welcher die Thiere auf folgende Art handeln und ſprechen ließ:

In einem Park einſt eine Schaar
Von Thieren eingeſchloſſen war.
Sie wurden toll, und Klein und Groß
Sprang grimmig auf einander los.
Sie beiſſeten gar jämmerlich,
Und zauſten bey den Haaren ſich;
Und kaum war es ein wenig ſtill,
Begann von neuem ein Gebrüll,
Daß, wer's geſehn, bey meiner Ehr,
Vor Lachen ſchier zerborſten wär.
Was macht ihr? ſprach ein alter Luchs.
Wir ſpielen Menſchen! ſprach der Fuchs.

Der Anblick blutiger Köpfe oder wüthender Unmenſchen erſchreckte, war unangenehm und erregte den Wunſch; ohne Colliſion und Contuſion mit heiler Haut überall durchzukommen, oder, wo dies unvermeidlich geweſen war, der Beſchädigung abzuhelfen. Macht und Liſt half in dieſer Rückſicht nicht überall durch, und ſo war es natürlich, daß, man das Feuer in der Aſche ſuchte, ſobald man es bedurfte. Man vertraute ſich auf gut Glück oder Glauben irgend einem Arzte an, befolgte deſſen Vorſchriften oder Rath, und befand ſich nicht ſelten wohl. Einer rühmte dies dem andern, und man betrachtete die Retter oder Rathgeber, die mehr wußten denn ſie, als Weſen höherer Art, bezeugte ſich gegen ſie ergeben, räumte ihnen gewiſſe innere und äußere Vorzüge ein und folgte ihnen, ſie mogten auf den Körper oder auf die Seele wirken wollen, größtentheils mit blinder Ehrfurcht.

Die Herren Aerzte — von jeder Art — ragten alſo überall an Anſehn und Macht hervor; und ſo iſt es begreiflich, daß jeder rangſüchtige Kopf, — die von jeher nicht die beſten waren, — alles aufboth, um dieſen Poſten miteinzunehmen, und wenns auch um weiter nichts war, als um nur auf Koſten Anderer das zu ſeyn oder zu haben, was ſie auf eigne Koſten ſchwerlich je hätten ſeyn oder haben können. Man benuzte, wie heutzutage, den Nepotismus und alle die kleinlichen Mittel und Nebenwege — natürliche und künſtliche, auch übernatürliche — um auch ohne Einſicht, Kraft, Kunſt und Verdienſt, wenigſtens den Lohn davon wegzuhaſchen. Dadurch entſtanden freilich Aerzte, die nichts weniger waren als das: Aerzte, die nur — jeder in ſeinem Fache — größtentheils pfuſcherten, auf Koſten Anderer ihren ſyſtematiſchgewordenen Rang benuzten und die blinde Anhänglichkeit der Kurzſichtigern für ſich in Contribution ſetzten. *) Man ſtützte ſich auf die moraliſchen Privilegien des Standes, und hatte, wie man glaubte, durch ſie einen Freybrief, die perſönlichen entbehren zu können, wie heutzutage die meiſten vorzüglich Privilegirten.

Es entſtanden demnach Pfuſcher und Pfuſcherbuden, Salbader und Salbadereyen, Lügner und Betrüger, Bartkratzer und Scharfrichter — unter den Aerzten für Leib und Seele. Die Schlauern unter den einſichtigern Nichtärzten, denen das Benehmen der Herren Aerzte das Fieber des Neides und des Haſſes, oft auch der ehrlichen und wohlwollenden Menſchlichkeit zuzog, bemerkten dieſen Unfug, murrten darüber, rügten ihn laut oder leiſe, im Geheimen oder öffentlich, mündlich oder ſchriftlich, mit Pantomime oder mit der Fauſt, mit Prügeln oder mit Säbeln; und daher denn Verachtung, Schimpfwörter, Fabeln, Denkſprüche, Satyren, Strafreden und Strafpredigten, Pasquille, und endlich Unruhen aller Art, Kriege, Entthronungen, Königsmorde, Revolutionen und wie die Mittel der natürlichen Ausgleichung der gewaltſam Gegängelten gegen die gar zu künſtlichen Maſchinerieen der unglimpflichen Gängler weiter heißen.

Dieß nur ſo ohngefähr wie vom Ovo, um einzuſehen, daß die Menſchen von jeher, wie Luchſe, auf alle die lauerten, welchen es einfiel, ſich an ihnen oder ihren Rechten, einzeln oder verbunden, ſyſtematiſch-autoriſirt oder ſtraſſenräuberiſch-gewaltſam, politiſch oder religiös ein wenig zu weit zu wagen. Der Selbſterhaltungstrieb, nebſt der endlich ſelbſt durch die Uſurpation geſchärften Einſicht auf Menſchen-Würde, Rechte und Pflichten, war der General-

---

*) „Die Geſchichte aller Zeiten und Völker in allen Erdtheilen iſt großentheils eine — Leidensgeſchichte der von den verworfenſten, oft zugleich ſtupideſten Böſewichtern (oft Eroberer und Helden genannt) und deren Abkömmlingen, am Narrenſeil herumgeführten Nationen. — Der Forſcher dieſer Gräuelthaten läuft Gefahr, daß ihm darüber die ganze Menſchheit verächtlich werde. Wer begreift dann, daß ſich Millionen Menſchen, Mitglieder der mächtigſten Nationen, Jahrtauſende hindurch, von Einzelnen Wütrichen haben ſchlachten, von Einzelnen Räubern haben plündern laſſen? Die Feigheit dieſer Elenden iſt noch räthſelhafter, als die Unmenſchlichkeit ihrer Tyrannen.“ So Schlözer in ſeinem allgemeinen Staatsrecht, S. 23.

fiſkal, der es in der Menſchen-Neckerey ſelten recht arg und lange werden ließ, ohne die Fäuſte gegen die anzuregen, deren Hab- und Herrſchſucht zu weit um ſich griff — und dieß troz aller Soldaterey, Pfafferey, Hochgerichten, Baſtillen, Zuchthäuſern und Citadellen.

So gieng es von jeher unter allen Völkern, ihr anfänglicher Zucht- und Lehrmeiſter mochte die Noth, die Erfahrung, Furcht, Liſt, Götter, Göttinnen, Gott, oder deſſen heilige und unheilige Stellvertreter ſeyn, wie wir dies finden in der Geſchichte der Aegypter, Griechen, Römer, Hebräer, Gallier — Schweizer, Niederländer, Engländer, Nordamerikaner, und vorzüglich in der Neufranken handgreiflich. Ueberall ſuchte man der phyſiſchen und politiſchen Macht und Gewalt anfänglich eine moraliſche entgegenzuſetzen; und da, wo dieſe ſtark und lebhaft genug wurde, die Machthaber und andere Schlauköpfe zu witzigen, da hielt man ſich gegenſeitig fein hübſch in Schranken; und die Machtverwalter blieben am Leben und bey Ehren, wie deren Volk und Staat in Wohlſtand und Ruhe. *) Wo aber die moraliſche Gegenmacht, oder die allgemein begründete und laut geäußerte Meynung über das Zuviele und Deſpotiſche in dem Benehmen der politiſchen Pfuſcher und deren Pfuſcherey mit tollkühner Kurzſichtigkeit verachtet wurde, da trat an die Stelle der gelindern moraliſchen Gegenmacht endlich irgend eine weit ärgere phyſiſche, deren Aufbrauſen den tauben Menſchenquälern meiſtentheils eben ſo gefährlich ward, als nicht ſelten nachtheilig den Gequälten.

Die Belege für die Wahrheit dieſer Bemerkung finden wir, — ich wiederhole es, — auf dieſe oder jene Art in der Geſchichte; und an Winken darüber habe ich es in den Briefen über den Feldzug — gegen die Neufranken nicht ermangeln laſſen. Die Fortſetzung

---

*) Die Macht und der Nachdruck einer jeden Regierung, die das Glück der Nation machen, und ſichern ſoll, hängt großentheils von der allgemeinen Meynung ab, die man von der Güte dieſer Regierungsform ſowohl, als von den Einſichten und der Rechtſchaffenheit ihrer Regenten hat. So Franklin. Man ſehe deſſen Leben, zu Tübingen 1795 herausgegeben, S. 237. Thomas Payne ſpricht noch bedeutender: doch davon zu einer andern Zeit.

dieſer Briefe von mir, *) noch mehr aber die endliche Ueberſicht der dort erzählten Begebenheiten, und die Vergleichung der während dieſer Begebenheiten angewandten Mittel mit dem Zweck, den man dadurch erreichen wollte, ſoll bald mehrere und wichtigere liefern.

Genug, eine gewiße moraliſche Gegenmacht war von jeher das zuträglichſte Mittel, die politiſche Uebermacht zu bändigen, und dadurch das Aufbrauſen irgend einer Alles umkehrenden phyſiſchen zu verhüten.

Iſt aber dieſe moraliſche Gegenmacht von ſo großer Wichtigkeit für das Glück und die Ruhe der Regenten wie der Regierten: ſo muß an deren Einführung oder Aufrechthaltung beyden gleich ſtark gelegen ſeyn. Und ſo iſt es! Denn welcher von den politiſchen Aerzten und Handlangern, er heiße Fürſt, Hofmann, Edelmann, Prieſter, Soldat, Advokat u. ſ. w. wird ſo unklug ſeyn, der rechtmäßigen öffentlichen Meynung über ihn und ſein Ammt, und deſſen legale oder illegale Führung ungeſcheut entgegen zu handeln, ſobald er aus eigner oder fremder Erfahrung, durch Hülfe der Geſchichte, weiß, was für nachtheilige Folgen dieß, bald für ihn, bald für Andere oder für beyde zugleich nach ſich zieht? Gegen den Strohm ſchwimmt doch kein Kluger! Auch wird gewiß der große Haufen ſich bedächtlich hüten, Anordnungen zu widerſtreben, für deren Rechtmäßigkeit die öffentliche Meynung entſchieden hat; oder die Gegenmacht der Klügern, die für eine dauerhafte Ruhe weit glimpflicher und bürgerlicher, als Soldaten, wirkt, würde ihn bald lehren, ſich ergebenſt zu fügen.

Daß ſelbſt Fürſten, durch fürchterliche neue Vorfälle gewitzigt, dieſe Wahrheit gefühlt haben, lehren die Bege-

---

*) Die ſchon gelieferte des fünften Packts iſt nicht von mir: es hat ſie ein Anderer fortgeſetzt, aber ſo plagiariſch, daß ſie beynahe weiter nichts enthält, als was längſt in dem zuſammengeſtoppelten Magazin der neueſten Kriegsbegebenheiten, in den ärmlichen politiſchen Annalen von Girtanner, und in andern zerſtückelten Hiſtorchen dieſes Feldzugs enthalten war: — und doch will der Verfaſſer derſelben ein Preußiſcher Augenzeuge geweſen ſeyn! — Daß er hierin irre, und obendrein das Unglück gehabt habe, verblendeten Führern auf guten Glauben zu folgen, ſoll wenigſtens das Publikum bald einſehen. Einem, jeden das Seine!

benheiten des Tages. So verlangte die Kurmaynziſche Akademie, nach der ausdrücklichen Vorſchrift ihres Landesfürſten, zu wiſſen: Auf wie vielerley Arten man die Unterthanen überzeugen könne, daß ſie unter einer weiſen, gerechten und milden Regierung leben? *) Eben ſo trug der Fürſtbiſchof von Würzburg und Bamberg den Herren Berg und Zirkel auf, in ihren Predigten bey Hofe in der Charwoche, die wichtige Frage abzuhandeln: Was fodern Religion und Klugheit von den höhern und aufgeklärtern Ständen bey den jetzigen kritiſchen Zeitläuften? **) Das erſte

---

*) Die allerſimpelſte Art — iſt, wie mich dünkt, eine weiſe, gerechte und milde Regierung ſelbſt. — Die übrigen damit zuſammenhängenden Fragen, nebſt den Reſultaten aus der verſchiedenen Auflöſung derſelben, findet man in der für Regenten und Regierte gleich merkwürdigen Schrift, unter dem Titel: Ueber Erhaltung öffentlicher Ruhe. — Erfurt bey Keiſer, 1794. — Daß dieſe Aufgabe ſehr ſonderbar klinge, und beynahe eine Satyre für die Obrigkeit oder die Unterthanen eines Landes enthalte, wo man ſie nöthig finden möchte, liegt wohl am Tage. Im Herzogthum Gotha z. B. wäre ſie ſchon überflüſſig. Wer frägt denn nach der Art, jemanden zu überzeugen, daß es Tag ſey, wenn und wo es wirklich Tag iſt! Die Blinden ſind freylich davon nirgend zu überzeugen, ich meyne, durch den Augenſchein: aber ein Land der Stockblinden ſuche ich in unſrer vaterländiſchen Geographie vergebens. Kurz, eine Frage von der Art zeigt Blößen, und enthält vielleicht mehr als man denkt. — Doch ich kann irren! Das ſonderbarſte dabey iſt die Inkonſequenz: an eben die zu appelliren, welche man hier und da ſogar neumodiſch herabzuſetzen ſucht — an die Gelehrten. Wer greift aber nicht gern zum Lichte, wenn er im Finſtern vergebens herumtappt! — Indeß war es immer gut, daß eben dieſe Frage einſichtigen Männern Gelegenheit gab, ihre Gedanken über Regenten und Regierungen — ungehindert vorzutragen. Dank dafür dem hellen Biedermann — Dahlberg! — Daß man im Oeſtreichiſchen gerade auch die Reſultate aus der Beantwortung derſelben verboth, iſt eine von den vielen Finſterniß-Sünden, deren Folgen man dereinſt noch ärger, als jezt, empfinden wird.

**) Man ſehe die Vorrede zu den Predigten über die Pflichten der höhern und aufgeklärtern Stände bey den bürgerlichen Unruhen unſerer Zeit. — Würzburg, bey Stahl, 1793. — Gründlichere und zweckmäßigere Predigten hat gewiß noch kein Hof gehört. „Wenn Caſual-Reden, heißt es in der Vorrede S. V., mehr Gewalt über die Gemüther haben, als die allgemeinern, ſo dürften zielt offenbar auf eine beruhigende Modificirung der öffentlichen Meynung; das zweite auf die Verbindlichkeit der höhern Modificirer, in Beziehung auf die kritiſchen Zeitläufte, wenn nicht cauſſativ, doch mediativ oder objectiv. —

Lieſt und prüft man nun jene Reſultate und dieſe Predigten, nebſt der zahlreichen Menge ähnlicher neuer Schriften: ſo laufen alle angegebnen Mittel und Winke auf Staatskrankheiten hinaus, über die die öffentliche Meynung, hier mehr, dort weniger, längſt laut entſchieden hat. Ueberall Zurechtweiſung für die politiſchen Aerzte, das zu unterlaſſen, was bisher allgemein misfiel oder aufbrachte, und das werkſtellig zu machen, was den Grund dieſes Misfallens oder Aufbringens zweckmäßig heben kann.

Was und wie vielerley dieß wie jenes ſey, theils an ſich, theils in Beziehung auf die Verſchiedenheit der Regenten und der Regierten, nach der verſchiedenen Cultur, Conſtitution und Adminiſtration derſelben, — dieß lehrt die öffentliche Stimme, und deren Copieen — die Bücher. Großentheils hallt in dieſen nur das permanent wieder, was die öffentliche Stimme tranſitoriſch darüber ausdrückt; und welche Bücher, von der Art, das nicht thun, ſind auch nicht der Dollmetſcher der öffentlichen Meynung und Stimme, und wandern bald den Weg alles Makulaturs.

Wie aber die öffentliche Stimme, durch die öffentliche Meynung geleitet, bald etwas Einzelnes an einzelnen Perſonen und Ständen, bald etwas Allgemeines — entweder für eine gewiſſe Zeit, oder für immer und Alle lobt, rügt

---

dieſe Predigten, welche — gleichſam an der Brandſtätte eines berühmten Königreichs gehalten wurden, nicht ganz ihres Zweckes verfehlen, und die Aufmerkſamkeit auf Wahrheiten lenken, welche man lange überhörte, und welche hier ſo mächtig rufen." — Beydes gleich wahr, und würklich ein Wort zur rechten Zeit! Wenn doch nur das fatale Ueberhören endlich einmal aufhören wollte, um ſtatt des mächtigen Rufens hier und da über kurz oder lang nicht ein noch mächtigeres Dreinſchlagen gleichſam herbeyzuzwingen! Eine friedliche Ruheſtätte iſt doch in jeder Rückſicht einer erſchlagenden Brandſtätte vorzuziehen! Aber um jene von Seiten der Unterthanen zu haben, muß man den Zunder zu dieſer von Seiten der Obrigkeit nicht liefern, noch weniger überhäufen, oder anfachen: denn wie man in den Wald hineinruft, ſo ſchallt es zurück — ſagt ein bedeutungsvolles Sprüchwort.

oder fodert, ſo auch die Bücher. Dieſe ſind alſo, in dieſer Rückſicht, entweder hiſtoriſch oder philoſophiſch, oder beydes zugleich; und dieß proſaiſch oder poetiſch.

Um die öffentliche Meynung in der mehrmals erwähnten Rückſicht, als eine moraliſche Gegenmacht, aufzufinden, habe ich ſchon mehrere Jahre hindurch alles beſonders bemerkt, was mir in den Büchern — ältern und neuern von jeder Gattung — als dazu dienlich aufſtieß. Wozu ich dieſes ſammle, ſoll die Zeit ſchon lehren. Für jetzt hebe ich bloß das davon aus, was ich in unſern Dichtern als angemeſſen darüber vorfand.

Der Zweck dieſer Mittheilung erhellet hinlänglich aus dem Titel. Daß dieſer Zweck zu dieſer unſrer Zeit, wenn gleich auch zu jeder andern, der vorzüglichſte Gegenſtand einer allgemeinen Beachtung, — beſonders von Seiten der Menſchen-Beherrſcher, Ausbilder und Zurechtweiſer, — zu ſeyn verdiene, iſt wohl gewiß; ungewiſſer aber, ob meine Auswahl und die Art der Aufſtellung ſo beſchaffen ſey, daß ſie zu Erreichung dieſes Zweckes das Ihre beytrage. Dieß zu entſcheiden, muß ich Andern überlaſſen, und thue es um ſo lieber, da hier alles auf die Sache und nichts auf die Perſon ankömmt: der beſte Arzt kann auch in der Beſtimmung und Auswahl der Arzneyen irren.

Irren aber thue ich hier vielleicht nicht ſehr. Denn von wem rühren die Unruhen der Unterthanen mehr her, als von dem willkührlichen Benehmen der politiſchen Ober- oder Unter-Aerzte? Wollen dieſe alſo Ruhe: ſo müſſen ſie ihr Benehmen fein hübſch vernünftig und gerecht einrichten, müſſen weiter nichts wollen, als was der Zweck des Staates und der ihnen zu deſſen Beförderung anvertrauten Macht, nach vernünftigen und zweckmäßigen Geſetzen, erheiſcht; kurz — alles das müſſen ſie meiden und alles das thun, was der Titel dieſes Werkchens ſummariſch angiebt.

Und wer das beobachtet, der hat wahrlich nichts zu fürchten, und dem wird mein Zuchtſpiegel — ſchon wegen ſeiner politiſchen Handlanger, die oft auch dem geſchickteſten Baumeiſter die Ausführung des regelmäßigſten Plans verderben — willkommen ſeyn. So konnte, unter Friedrich dem Großen, Herr von Kleiſt das Gemälde eines Königs, das in dieſer Sammlung (S. 221.) das ächte Gedicht iſt, öffentlich aufſtellen; und unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten, durfte es von neuem gedruckt werden. Wen desgleichen nicht trift, der lieſt es und läßt es ungeſtöhrt weiter leſen, und bleibt, wie ſeine Leſer, ruhig. Daher hatte der Dichter Recht, der da bemerkte:

Den Staat und ſeine Großen ſchmähen
Das koſtet in London dem Autor ſeine Guineen,
Und in Venedig ſein Blut.
Da hatt' ers in Berlin doch gut:
Man las ihn laut, und ließ ihn gehen.

Und gerade dieß war der augenſcheinlichſte Beweis für die Größe Friedrichs des Großen. Eben darum ſang auch Iſaac Maus, ein Bauer zu Baadenheim in der Pfalz:

Ich kannt' ihn zwar, den großen Friedrich, wenig;
Doch wie man aus den Bolzen ſchließ,
Die auch nach ihm ein Satyr ſchoß,
So war er wahrlich mehr als König!

Wer nun weniger iſt, als dieſer Große, wer gern den Schach Lolo ſpielt, wer ſeine Unterthanen als das Laſtvieh ſeiner Launen anſieht und behandelt, wer ſie von ſeinen Handlangern nach Belieben ausſaugen läßt, wer mehr nach Herkommen und Willkühr, als nach angemeßnen Geſetzen und Vernunft regiert, wer gern das Licht der Aufklärung zurückdrängen mögte, um die Werke der Finſterniß unbeleuchtet weiter und ärger treiben zu können, wer Eſel von ſechszehn Ahnen-Ställen dem geſcheuteſten und braviſten Manne vorzieht; — oder wer ſeinen Fürſten hintergeht, irre leitet, deſſen Unterthanen ſchindet, und dadurch den Fürſten verhaßt und das Volk mürriſch und widerſpenſtig macht ꝛc. ꝛc. — daß alle dieſe Zeter-Mordio über meinen Zuchtſpiegel und mich ſchreien werden, liegt in der Natur der Dinge.

Mögen ſie aber ſchreien, mögen ſie den Zuchtſpiegel confiſciren, behandeln, wie ſie wollen — ſie werden dadurch das Uebel ärger machen, werden dem Sachkundigen beweiſen, daß eben ſie dieſer Arzney bedürfen; aber auch jenem delirirenden Patienten gleichen, welcher vor lauter Krankheitswuth ſeinem wohlmeynenden Arzte alle Gläſer mit den heilſamſten Elixieren ins Geſicht warf, und endlich, von aller Hülfe verlaſſen, als ein Opfer ſeiner Wuth von hinnen ſchied. Dieſe bloß ſind es, welche Herr Haſchka zu Wien — wie ich mir's denke — im Sinne hatte, als er in ſeinem Zuruf an Deutſchlands Dichter rief:

— Dieſe — verſchmähen Geſänge! —
Pfeifen-Gequick, Pauken- und Trommel-Geroll,
Der Ketten und Peitſchen Getös
Und das Brüllen der Gepeitſchten
Iſt dieſen Landesvätern allein Muſik. *)

Indeß ſollte ich vielleicht irgend einer Excellenz, oder jemanden von den Hoch- und Hochwohlgebohrnen Unterärzten zu nahe getreten ſeyn: ſo bitte ich um Verzeihung, wie der Bauer im folgenden:

Ein Hochgebohrner Herr, dumm, wie ſehr Viele ſind,
Und aufgeblaſen ſtolz, den Kopf voll Spreu und Wind,
Der, weil ein Federhut ihn ſchmücket,
Sich nie vor einem Bürger bücket,
Der Herr von Veit, ſo hieß der Mann,
Stieß jüngſt an einem Bauer an.
„Ha, Flegel, ſiehſt du nicht vor dir!" —
Was ſeyd ihr, ſprach der Knoll, denn für ein großes Thier?
Ich? Schlingel, ich? — Ein Kavalier!
„Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr, da war es freylich dumm:
Man geht ja ſonſt auch wohl der Eſel wegen um! **)

Freylich hätte ich — um auf jeden Fall beſſer durchzukommen — den Rath befolgen ſollen, welchen der Verfaſſer der Epiſteln im erſten Stück des erſten Bandes der Horen auf der dritten Seite giebt, und welcher lautet wie folget:

Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, ſo mußt du
Schmeicheln: ſprichſt du zum Adel, zu Fürſten, zu Königen: allen

---

*) Im Muſenalmanach für 1787. herausgegeben von Voß und Göcking.

**) Magazin des Witzes und Scharfſinns, Brandenburg 1795. S. 152.

Magſt du Geſchichten erzählen, worin als wirklich erſcheinet,
Was ſie wünſchen, was ſie ſelber zu leben begehrten —

Aber wie hätte ich das gekonnt, da gewiß jeder ehrliche Deutſche, dem das Wohl ſeines Vaterlandes, ſeines Fürſten und ſeiner Mitbürger heilig iſt, meinem Zuchtſpiegel hätte fluchen müſſen, ſobald er von der Art geweſen wäre, daß er eben die Innſchrift verdient hätte, welche in J. V. Andreä Dichtungen auf der ſechsten Seite bedenklich erſchreckend vorkömmt! Man leſe und überdenke ſie!

Hier liegt
die Wahrheit,
eine Tochter Gottes;
durch Tücke des Aberglaubens,
Gift der Verführung und Entkräftung der Sinnlichkeit,
Despotismus der Fürſten,
Trägheit der Prieſter, und Verſchmiztheit der Staatsmänner,
Leichtſinn der Geſchichtſchreiber,
Pedanterie der Litteratoren und Dummheit des Volks
ermordet,
und hier im Unrathe der Lügen
begraben.

Lieber will ich mit Brömſen ausrufen:

O du Allerdurchlauchtigſte!
O du Allermächtigſte!
O Lüge, du die Wichtigſte
Auf Erden, du die Liſtigſte!
Voll Angſt, ach! fall ich vor dir nieder:
Ich fleh' zu dir recht deutſch und bieder,
O täuſch' o täuſch' uns ferner nicht,
Gönn uns doch reiner Wahrheit Licht!
Dein ſtäts getreuer Helfershelfer,
Der penſionirten Schmierer Eifer
Preiſt Grauſamkeit als Heldenthat,
Schilt hohen Muth für Hochverrath,
Erhebt den Blutdurſt der Tyrannen,

Treibt deutſchen Wahrheitsſinn von dannen,
Begünſtigt Speichelleckerſchwall,
Kurz, zeugt Verwirrung überall. *)

Allein umſonſt! Denn

Ach, ſchon wird es ſo ſchwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygiſcher Bund
Midas verlängertes Ohr: der nächſte Diener entdeckt es,
Und ihm ängſtet und drückt gleich das Geheimniß die Bruſt.
In die Erde mögt' ers vergraben, um ſich zu erleichtern;
Doch die Erde verwahrt ſolche Geheimniſſe nicht:
Rohre ſprießen hervor und rauſchen und liſpeln im Winde:
Midas, Midas der Fürſt, trägt ein verlängertes Ohr! **)

Gilt dieß vom Fürſten Midas, wieviel mehr von deſſen deſcendirendem Anhang, oder von den übrigen politiſchen Vampyrs — nach ſeiner Art. Der Titel dieſer Chreſtomathie erwähnt dieſer Weſen: und ſo denn auch Einiges von ihnen.

Was ein phyſiſcher Vampyr iſt, lehrt Büffons Naturgeſchichte; und daß eine Art derſelben — Fledermäuſe — den Menſchen — wenn ſie ſchlafen — das Blut ausſaugen, lehrt Adrian van Berkels in ſeiner Reiſe nach Rio de Berbice und Surinam. Was für Aufſehn eben dieſe Thiere dereinſt in Frankreich und Ungarn gemacht haben, weiß, wer Anſpruch auf Terenzens Homo macht.

Was die phyſiſchen Vampyrs thun, thun die politiſchen nicht minder: auch ſie ſchweifen im Dunkeln herum und ſaugen aus, wo und wie es geht; und wie der Stich von jenen ſchmerzt, ſchmerzt auch der von dieſen. Den Stich der erſtern heilen Aerzte oder Mutter Natur; den der leztern heilt am glimpflichſten — moraliſche Gegenmacht, nach Vernunft und Humanität, durch Philoſophen, Moraliſten und Satyriker, und vorzüglich durch Dichter. Ich ſage: vorzüglich durch Dichter: denn

---

*) Verſuche proſaiſcher und poetiſcher Aufſätze, 1795. S. 33.

**) Die Horen, 1795. 6tes St. S. 48.

Die Geißel in der Dichter Händen
Kann Narren in die Schule ſenden;
Denn Leute giebts in großer Zahl,
Die durch Philoſophie nicht klüger werden wollen:
Die geißeln ſie denn allzumal
Mit bitterm Spott, damit ſie fühlen ſollen,
Was weder trocken hingeſagt,
Noch weinerlich geklagt,
Sie je begreifen. —

Alſo durch Dichter vorzüglich. Und dieß mit Recht! Denn mit Recht, ſagt Herder, *) iſt Orpheus Leyer unter die Sterne verſezt: ſie hat mehr gethan, als Herkues Käule: ſie machte den Unmenſchen menſchlich. Oft — ährt **Herder** fort — ſagt uns eine Strophe von ihr mehr, ls große Scenen der Anſchauung: — Sie ergreift das Herz. In verwickelten Situationen, in Dämmerungen unrer Seele kömmt ihre Stimme uns, wie aus einer andern Welt, weckend, aufmunternd, belehrend. Und warum ſollte unſere Zeit der — Poeſie entwachſen ſeyn? Bedürfen wir keiner Empfindungen mehr, keiner Geſinnungen im edelſten Ausdruck? Geſchehen keine Merkwürdigkeiten um uns her, die in Haß und Liebe unſrer Theilnehmung werth ſind? —

Was **Herder**, als Natur- und Kunſtkenner, bemerkt, beſtätigt die Geſchichte. Je tumultuariſcher und aufwiegelnder die Zeiten waren, deſto mehrere und ſtärkere Dichter hörte man, entweder auf der Stelle, oder nachher. **) Das Objective reizte das Subjective; und dieß — nach dem Geſetze von Wirkung und Gegenwirkung — emphatiſch ausgedrückt, war der Gehalt und der Ton in der Sprache des Dichters. Der ſo modificierte Ausdruck der Empfindungen oder der Gedanken des elaſtiſch-gedrängten und dadurch exaltierten oder begeiſterten Dichters bezog ſich auf öffentliche oder Privatangelegenheiten, die im hohen Grade abſolut oder relativ angenehm oder unangenehm u. ſ. w. waren: und daher die verſchiedenen Arten von Dichtern und Gedichten. — Daher drückten auch, von jeher alle energiſchen Köpfe — durch Elend concentrirt — ihre Empfindungen und Gedanken poetiſch aus. Daher die Libri triſtium des **Ovidius**; die Schriften des **Boethius** de conſolatione Philoſophiae; der Antilucretius von **Polignac**; **Voltaire's** erſte Geſänge der Henriade; **Trenks** Fabeln und Satyren; **Schubarts** ſämtliche Gedichte; **Biſpinks** Fragmenta pſychologico-moralia u. d. gl. Daher ferner für öffentliche Angelegenheiten vorzüglich **Hutten**, **Logau**, **Andreä**, **Balde**, **Sarbiewsky**, **Kleiſt**, **Klopſtock**, **Denis**, **Fiſcher**, **Blumauer**, **Ramler**, **Jeniſch** und ſolche mehr. *)

---

*) Terpſichore II. Th. S. 436.

**) Wer mit der neuern Franzöſiſchen Litteratur bekannt iſt, wird dieſes beſtätigt finden. Proben davon ſollen in den Briefen über den Feldzug — geliefert werden.

Lieſt man den **Hutten**, den **Logau**, den **Andreä**, den **Sarbiewsky**, den **Balde**, den **Blumauer**, den **Pfeffel**, den **Wieland**, und die andern ihres Gleichen: ſo kann man von jedem derſelben ſagen, was **Eulogius Schneider** **) von ſich ſagt:

Dem Fanatismus Hohn zu ſprechen,
Der Dummheit Zepter zu zerbrechen,
Zu kämpfen für der Menſchheit Recht,
Ha das vermag kein Fürſtenknecht!
Dazu gehören freye Seelen,
Die lieber Tod, als Heucheley
Und Armuth vor der Knechtſchaft wählen.

Den Grund von dieſer Aeuſſerung giebt **Logau** ***) in folgenden Verſen:

---

*) **Gleim** ſang als angezogner **Preuße**, nicht als erhöheter **Menſch**. Hätte er je einer Schlacht zugeſehn, er würde es entſetzlich gefunden haben, ſeinen Grenadier, auf Leichen ſtehend, vorzuführen. — Mordkünſte und Mordkünſtler bis in den Himmel erheben, iſt in meinen Augen ein zweckwidriges Mittel, friedfertige und ſchonende Humanität einzuflößen. Der Boden für die Palmen der Helden ſind Menſchen; und der Dunger derſelben iſt deren Leben, Gut und Blut. Was aber Blut koſtet, iſt Menſchenblut nicht werth — meynt **Leſſing**.

**) In der zweyten Auflage ſeiner Gedichte, S. 137.

***) **Friedrichs von Logau** Sinngedichte, aufs neue überarbeitet — von K. W. Ramler. Leipzig, 1791. S. 130. N:63

Ein tapferer Heldenmuth iſt nicht zu kennen,
Als wenn man ſich nicht ſcheut, ſchwarz ſchwarz, weiß weiß zu nennen,
Und keinen Umſchweif braucht und keinen Mantel nimmt,
Entgegen Allem geht, was nicht mit Wahrheit ſtimmt.
Und, warum auch nicht! Denn
— — — Miſche der Lüge Trank
Mit Honig, und mit Ambra-Düften:
Um ſo verderblicher wird ihr Gift uns.

Und glaubſt du, Frevler, der mit Betruges Dunſt
Statt heller Wahrheit, Blätter und Bücher füllt,
Und glaubſt, die Nachwelt Du zu täuſchen?
Sie, die wie Aeakus über Todte

Gericht hält? — Wenn ſie Thaten der Ahnen wägt,
Sie ſtreift der Vorwelt Bilde den Firniß ab,
Und haßt den Lügner, der für Wahrheit
Fabel ihr gab, und ein Spiel der Farben.
Hinweg dann Larven! *)

Eben hierauf zielt auch Herder an einigen Stellen in ſeinen Briefen zur Beförderung der Humanität. Ein Werk von Herder ließt gewiß jeder, zumal dieſes, welches eben dahin proſaiſch zielt, wohin ich poetiſch ziele. Ich hebe hier alſo nichts davon aus, wenn ich gleich einſehe, daß es für mich, in Rückſicht auf gewiße Leute, gut wäre, meinen Zuchtſpiegel durch einen prologum galeatum, ich meyne, durch gleichlautende Stellen aus den Werken eines Friedrichs des Großen, zu decken, wie Herder. Aber was hilft Autorität, wenn Gefühl und Einſicht der Wahrheit nach Sachgründen entſcheiden kann, muß und wird!

Ich will mich vor der Hand begnügen, wenn man nur zugiebt, daß Dichter, welche mit Wahrheit und Freymüthigkeit die Narren in die Schule ſenden, am geſchickteſten ſind, eine moraliſche Gegenmacht, oder die öffentliche Meynung, daß ein Narr oder ein Böſewicht von der oder jener Art, auf dieſer oder jener Stufe nicht nur ein verächtlicher Narr, ſondern auch ein ſehr gefährlicher und ſchädlicher Menſch ſey für das Wohl und die Ruhe der Untergebnen oder Mitmenſchen, und daß folglich ein ſolcher Narr oder

---

*) Terpſichore II. Th. S. 292.

Böſewicht ſich weit eher zum Candidaten irgend eines Siech- oder Tollhauſes, als zu deſſen Aufſeher qualificiere — durch getreue und bis zum Sprechen getroffene Darſtellungen auszuwirken; und dann, daß eben dieſe Gegenmacht, eben dieſe Meynung, ſobald ſie herrſchend wird, das glimpflichſte Mittel ſey, den Stich der politiſchen Vampyrs, ohne weiteres Schneiden oder wegzuätzen, eben ſowohl zu heilen als zu verhüten.

Herr Hofrath und Profeſſor Häberlin zu Helmſtedt, ſagt in der Vorrede zu ſeinem Handbuch des teutſchen Staatsrechts: *) „Unter mehreren guten Folgen, welche die Franzöſiſche Revolution, mit ſo vielen unſeligen vermiſcht, für Deutſchland ſchon unſtreitig gehabt hat, und hoffentlich künftig noch mehr haben wird, bemerke ich der Schwachen wegen, die ſo gern einen jeden für einen Jakobiner halten, der nicht die Franzöſiſche Revolution in den tiefſten Abgrund verdammt, oder wohl gar etwas Gutes in ihr findet: wie es unſtreitig Folge dieſer Revolution iſt,

1) Daß mehrere Fürſten und Obrigkeiten jezt eine ſparſamere oder auch zweckmäßigere Oekonomie einzuführen und das Beyſpiel nachzuahmen ſuchen, das ihnen ſchon lange ein König von Preuſſen, und ſo mancher Deutſche Fürſt, vorzüglich der Herzog von Braunſchweig, der Fürſtbiſchof von Würzburg und Bamberg, der Markgraf von Baden, die Herzoge von Sachſen-Weimar, Coburg und Gotha, die Stadt Frankfurt u. ſ. w. gegeben hatten;

2) Daß ſie überhaupt jezt den Werth ihrer Unterthanen mehr ſchätzen lernen und aufmerkſamer auf deren Bedrückungen geworden ſind;

---

*) Nach dem Syſtem des Hn. Geh. Juſtizrath Pütter, zum gemeinnützigen Gebrauch der gebildetern Stände in Deutſchland, mit Rückſicht auf die neueſten merkwürdigſten Ereigniſſe bearbeitet. Mit dem Motto: Suum cuique. Berlin, 1794. bey Fr. Vieweg dem Aeltern. Dieſes vortreffliche Werk empfiehlt ſich jedem Deutſchen von ſelbſt, und wer es geleſen hat, wird die Preßfreyheit in Berlin, vor der in Wien, Leipzig, Hannover u. ſ. w. liebgewinnen und loben.

3) Daß beſonders jezt in manchen Ländern, in welchen es ſonſt wohl noch lange nicht geſchehen ſeyn würde, Verfügungen wegen des Wildſchadens ergangen ſind;

4) Daß in andern die Landſtände, welche es zu vergeſſen anfingen, was ſie ſeyn ſollten, und auf eine höchſt ſchändliche Art nur für ſich, aber nicht für das Land ſorgten, ihrer Pflichten wieder eingedenk wurden;

5) Daß hie und da die Abgaben verhältnißmäßiger vertheilt, und beſonders bey den jetzigen Kriegskoſten die Laſt dem Bürger und Bauer nicht allein aufgebürdet wird. —

Dieß von Seiten der Obrigkeit: von Seiten der Unterthanen hat die Franzöſiſche Revolution — (wie Hr. Häberlin ebenfalls bemerkt — auch die gute Folge gehabt, daß der Deutſche angefangen hat, ſich mehr, als ſonſt, um ſeine vaterländiſche Verfaſſung zu bekümmern. Ja er iſt durch ſie und vorzüglich durch den Krieg wider ſie auf die Rechte des Menſchen und des Bürgers aufmerkſamer geworden, nicht minder auf die Pflichten der Regenten, und der übrigen politiſchen Aufſeher und Aerzte. Seine Anſprüche auf eine Menſchenwürdige, oder weiſe, gerechte und milde Regierung haben ſich gemehrt durch ſeine vermehrte politiſche Einſicht und ſein geſchärfteres Gefühl der Würde und der Rechte des Menſchen. Er hat einſehen lernen, und ſaget es ſchon laut, daß gegen die erſten Rechte der Menſchen keine Privilegia, auch keine Reichsſchlüſſe ſtatt haben können; *) daß die Fürſten nur der erſte Diener des Staates ſind, daß die Unterthanen nicht ihr Laſtvieh, und deren Vermögen nicht ihr Eigenthum iſt; daß die Machtvollkommenheit der Häupter nicht weiter geht, als die allgemeine Wohlfahrt es erfordert; **) daß eben ſie, als die Directoren der National-

---

*) Eben dieß erklärte der Preußiſche Hof ſelbſt dem Oeſtreichiſchen 1756. Man findet es in Häberlins angeführtem Handbuche S. 93. I. B. Friedrich der Große dachte und ſchrieb, in dieſer Rückſicht, eben ſo ſtrenggerecht und helle, als der Hauptpatriarch der Neufranken — Rouſſeau.

**) Wo nicht — ſchreibt Hr. Häberlin im genannten Bande ſeines Handbuchs S. 382. — das Wohl des Staates eintritt, da iſt auch der Regent nicht berechtigt, etwas zu befehlen. Thut er es dennoch, ſo artet ſeine Regierung in Tyranney und Deſpotismus aus. Der Regent hört alsdann auf, Regent zu ſeyn und wird unerträglicher Tyrann und Deſpot. Er

Macht, und als die Verwalter der Staatseinkünfte, beyde zum Beſten der Nation verwenden müſſen, und dieſer dafür reſponſabel ſind; daß ihre ganze politiſche Macht ſich nur auf das Aeußere bezieht, nicht auf das Innere, wie da iſt Glaube, Religions-Meynungen u. d. gl.; daß die Heere der Nation nur zu deren Vertheidigung, im Fall eines Angriffs, von der Nation erhalten werden, nicht zur zuchtmeiſterlichen Beſchränkung und Herabwürdigung des Bürgers und des Landmanns, auch nicht zur Fröhnung für die Leidenſchaft des Regenten, noch weniger zu ungerechten Eroberungen auf Koſten eines ſichern und dauerhaftern Friedens mit Nationen in der Nähe oder Ferne; daß die erwerbende Claſſe die Grundſtütze des Staates ſey, und darum mehr Achtung und Schonung verdiene, als das Hochgebohrenſte Mitglied von der blos verzehrenden; daß die Entzweyungen und Streitigkeiten nicht nach Anſehn, Beſtechungen oder Chikanen, ſondern nach dem Buchſtaben des Geſetzes beygelegt oder entſchieden werden müſſen; daß die Geſetze deutlich, vernünftig, den Bedürfniſſen und der Einſicht der Nation angemeſſen, ſparſam, wohlwollend, belehrend, kurz, ſo abgefaßt ſeyn müſſen, daß der darüber in Schulen und Kirchen belehrte Unterthan, auch ohne allen äußern Zwang, durch ihre gegründete gemeinnützige Zweckmäßigkeit beſtimmt werde, ſich immer und überall nach ihnen zu richten; daß eben dieſe Geſetze die bürgerliche Freyheit ſo gründen und einrichten

---

vergißt, unter welchen Bedingungen ſeine Unterthanen ſich ſeiner Regierung unterworfen haben, und macht ſich unwürdig, ſie ferner zu führen.

Dank ſey es — fährt Hr. Häberlin daſelbſt fort — der Aufklärung, welche freylich denen, die das Licht zu ſcheuen Urſache haben, eben ſo verhaßt iſt, als weiland der Geiſtlichkeit das Licht war, welches Luther anzündete, daß der Name Deſpot immer gehäſſiger wird, und daß ſie ſich immer mehr davon überzeugen — Allgemeine Wohlfahrt müſſe der Zweck aller ihrer Regenten-Handlungen ſeyn. Fürſten und Obrigkeiten, die dieſe Ueberzeugung haben und darnach handeln, haben auch nicht Urſache, ſich vor Emiſſairs irgend eines Klubs, oder vor ſogenannte gefährliche Schriften zu fürchten; Deſpoten hingegen, oder ſchwache Fürſten, die ſich von habſüchtigen Miniſtern, Maitreſſen, Hofleuten oder Pfaffen beherrſchen laſſen und durch dieſe eine Geißel ihres Landes werden, veranlaſſen dadurch ſelbſt am Ende Aufruhr und Empörung, ohne daß es irgend eines Emiſſairs, oder irgend einer verführeriſchen Schrift bedarf.

müſſen, daß es durch ſie leicht werde, die moraliſche ungehindert auszubilden; *) daß die Anſtalten zur Vervollkomm-

---

*) Jede Geſetzgebung iſt Kunſt, iſt veredelndes Supplement der Natur nach den Anlagen und Winken der Natur. Wie alſo die Natur erſt auf die Ausbildung des Aeußern, des Gröbern wirkt, dann auf die Ausbildung des Feinern, des Edlern und Innern, ſo auch jede Kunſt, wenn ſie nicht in quälende, eckelhafte Pinſcherey ausarten ſoll. Ehe die Nelke durch den Geruch und die Farbe ihrer Blüthe Naſe und Auge ergötzen kann, muß ihr Stengel ausgebildet, ihre Wurzel geſund und bey loſem oder lockerm Anbinden, weder an freyer Luft, noch an guter Erde und geſunden Nahrungsſaft Mangel leiden. Mit dem Vergnügen an dem Koſten und dem Anblick eines Apfels, einer Birne, Nuß oder Ananas hat es gleiche Bewandniß. Sollte es mit der progreſſiven Veredlung des Menſchen anders ſeyn? Sollte ſeine phyſiſche Ausbildung nicht der Grund ſeiner bürgerlichen, in Rückſicht auf die Befeſtigung und Veredlung ſeines Aeußern, und ſollten nicht beyde der Grund ſeiner moraliſchen Ausbildung, in Rückſicht auf die Berichtigung und Veredlung ſeines Innern ſeyn? Ich hoffe, alle einſichtigen Aerzte, Geſetzkundige, Erzieher, Philoſophen, Prediger und Juriſten werden mir hier beyſtimmen und dann einſehen: daß Burke, Pitt, Rehberg, Schirach, Genz, und wie die politiſchen Altflicker weiter heißen, ſehr irrig behaupten: Keine Regierung könne die Völker bürgerlich frey machen, bevor dieſe ſich nicht ſelbſt moraliſch frey gemacht hätten. Dieß iſt wahrlich eben ſo viel, als wenn man behaupten wollte, man müſſe keinem erlauben, eher gehen zu lernen, bis er tanzen gelernt hätte, oder ſich nicht eher ins Waſſer zu wagen, bis er ſchwimmen könnte; oder einen Fieberkranken kuriren zu wollen, ohne für die Wegſchaffung der peſtilenzialiſchen Luft und erhitzender Nahrungsmittel geſorgt zu haben; oder einer Taube die Flügel feſtzuhalten und doch zu fodern, ſie ſolle fliegen! Dieſe Foderung bringt ſogar den Reinen die Krätze bey, um ſie, wie Leſſing ſagt, fein hübſch ſchaben zu können. Herren von der Art machen es in der Politik, wie, nach Wielands Bemerkung, es ſonſt ihre Handlanger in der Theologie machten — ſie würdigten die Natur herab, um ihren Kram mit der Gnade aufzudringen. Um viel und einträglich taufen, abſolviren, ſchimpfen und züchtigen zu können, erhoben ſie alles, was Antipode der Natur iſt, zu Tugend, und bildeten Halbmenſchen und Caſtraten an Herz und Kopf, und hatten am Ende ein Siechenhaus von Krüppeln jeder Art, zur Proſtitution aller Profoſe von Rom bis Mekka. Seht, auch das ohngefähr ſind die Früchte von Englands kaufmänniſchem Machiavellismus; doch mehr für's Ausland, als für ſich! —

Auf eben dieſem verkehrten und der Natur widerſprechenden Wege finden wir auch den Herausgeber und die Verfaſſer nung der Nation, und folglich zur Hebung der phyſiſchen, politiſchen und moraliſchen Hinderniſſe, der Beſtimmung des

---

der Horen. Beyde ſprechen, laut der Ankündigung, von dem allverfolgenden Dämon der Staatskritik — von einem Lieblingsthema des Tages, und von den Horen, als von einer Schrift, die ſich ein ſtrenges Stillſchweigen darüber auferlegen und ihren Ruhm darin ſuchen wird, durch etwas anderes zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefalle. Jemehr das beſchränkte Intereſſe der Gegenwart die Gemüther in Spannung ſetze, einenge und unterjoche, deſto dringender werde das Bedürfniß, durch ein allgemeineres und höheres Intereſſe an dem, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ſey, ſie wieder in Freyheit zu ſetzen, und die politiſchgetheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen. — Mitten in unſerem politiſchen Tumult ſollen die Horen für Muſen und Charitinnen einen engen vertraulichen Zirkel ſchließen, aus welchem alles verbannt ſeyn wird, was mit einem unreinen Partheygeiſt geſtempelt iſt. Aber indem man ſich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächſten Erwartungen der Menſchheit verbietet, wird man über die vergangene Welt die Geſchichte, und über die kommende die Philoſophie befragen. — Man wird ſtreben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben." —

Alles recht gut und löblich! Aber wie dieß zu Stande bringen? Wie irgend Leute zum Tanze oder Ball beſtimmen, in deren Nachbarſchaft es brennt? oder denen es an dem Nöthigen fehlt, um an dem Angenehmen Theil nehmen zu können? Wie ein Hauß oder Garten verſchönern, wenn man weder Hauß noch Garten eigenthümlich beſitzt, oder wenigſtens nichts dazu übrig hat? Neceſſaria utilibus, utilia jucundis praeferenda ſunt (Man muß das Nothwendige dem Nützlichen, und das Nützliche dem Angenehmen vorziehn) ſagt Cicero. Und eben die Vindicirung des Nothwendigen und Nützlichen iſt das Lieblingsthema des Tages, und der Gegenſtand für den allverfolgenden Dämon der Staatskritik. Dieß ignoriren und die Menſchen durch ein höheres Intereſſe in Freyheit ſetzen wollen, iſt, wie vorzeiten das Lieblingsthema aller Kreuzfahrer und Ordensſtifter war. Da mußte das gegenwärtige Irrdiſche verachtet und bloß das zukünftige Höhere geſucht und geachtet werden. Man folgte haufenweiſe, aber was erwarb man? Hirngeſpinſte, aſcetiſche Faſeley und Ketzermorde. —

Unſer Magen iſt nicht rein menſchlich, noch weniger über allen Einfluß der Zeiten erhaben: er fodert reelle Befriedigung für den Darmſinn; und hat er die zur Genüge und ſicher, dann erſt hat unſer Kopf und Herz Zeit und Geſchmack

Menſchen und des Bürgers, nach der progreſſiven Lage des edlern Theils derſelben mehr, als nach der ſtillſtehenden oder regreſſiven Lage des unedlern Theils entſprechen

für Ideenſpeiſe. Sonſt hat der hungrige Bauch keine Ohren weder für Logik, noch für Aeſthetik, noch für Moral; wohl aber Fäuſte zum Zugreifen; Frankreich lehrt dieß von der einen Seite praktiſch, und Eberhards Theorie des Denkens und Empfindens von der andern theoretiſch.

Erſt alſo für die Befriedigung des Magens geſorgt, folglich auch für die Leichtigkeit, die Mittel dazu ſtäts im Vorrath zu haben. Wie dieß zu bewirken ſey, lehren die oben erwähnten Reſultate. Aber was helfen Reſultate von der Art, wenn die Feder der Gelehrten die Stimme der Gebietenden und wohlmeynenden Rathgeber nicht unterſtützt: Alsdann kann die öffentliche Meynung nicht entſchieden wirkſam werden für die Hebung deſſen, wodurch die Gemüther in Spannung geſetzt und eingeengt ſind. Daß aber dieſer Zuſtand nur bis auf einen gewiſſen Grad daure, lehrt eben ſowohl die Geſchichte als die Philoſophie.

Patriotiſche Gelehrte ſollten alſo als Vermittler zwiſchen dem Volk und dem Fürſten auftreten, die Sache beyder unpartheyiſch unterſuchen, und dadurch glimpflich das bewirken helfen, was zur allgemeinen Abſpannung der Gemüther, durch gegenſeitige Befriedigung nach Recht und Pflicht dienet.

Hört erſt alle Uſurpation, aller Deſpotismus auf, eröffnet oder erweitert man die Brodquellen durch verbeſſerten Ackerbau, Manufakturen, Fabriken, Commerz, Preßfreyheit u. d. gl. werden die Rechte auch des Geringſten erſt allgemein beachtet, erhält jeder Würdige ohne Unterſchied der Geburt, freyen Zutritt zu Dienſtſtellen und Pachtungen, hebt man die Frohnen, übertriebene Steuern, Wildhegungen, kurz alles das auf, was die Menſchen zur Sclaven-Arbeit zwingt, ohne die Früchte ihrer Arbeit je in Ruhe zu genießen — dann bedarf es nur eines Winkes durch Beyſpiel, um ſie dahin zu bringen, wohin die Horen es ſollen. Geſchieht das nicht, wie werden die Horen es erreichen, die politiſch-getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen? Wie geſagt, der hungrige Bauch hat keine Ohren, keine Augen! Daher bey uns der Mangel an Kunſtgefühl, Kunſtachtung, Schändung der öffentlichen Denkmähler, Baumgänge, u. ſ. w. Daher hält es bey uns ſo ſchwer, freywillige Beyträge zur Errichtung der Ehrenmäler für große Männer beyzutreiben u. ſ. w. Deutſchland zählt dreymal ſoviel Menſchen als England; aber wo ſollten wir 600, 000 Rthlr. Subſcriptionsgelder erwarten dürfen, um unſerm Wieland und Klopſtock die Ehre zu erweiſen, welche die Engländer erſt neuerlich, troz dem ſchrecklichen Aufwande für Menſchen-Mäkeley, ihrem Shakeſpeare und Milton durch eine National-Ausgabe ihrer Werke erwieſen — Zu einer andern Zeit mehr davon. Man leſe müſſen; *) daß folglich die Aufſicht über Ackerbau, Holzung, Flüſſe, Medicinalweſen, Geſetzgebung, Rechtshändel, Soldaterey, Erziehungs- und Bildungsfach in Schulen und Kirchen nur den einſichtigſten, rechtſchaffenſten und patriotiſchſten Männern zukomme, und das von Rechtswegen. . .

Dieß alſo iſt **Erfolg** von der Franzöſiſchen Revolution, oder vielmehr von der Theilnahme unſerer Fürſten an dem Kriege wider dieſelbe. Aber wie theuer iſt uns allen dieſer Erfolg zu ſtehen kommen! Sind wir nicht, wie man ſagt, gleich den Kindern, recht mit Schaden klug geworden? Haben viele von unſeren Fürſten, weil ſie ſonſt nicht hören wollten, jezt nicht müſſen fühlen? Und werden ſie dereinſt vielleicht nicht noch weit ärger dieß müſſen, wenn es ihrer Präpotenz behagen mögte, zur rechten Zeit nicht noch leiſer zu hören? Wäre es darum für ſie, wie für uns, nicht beſſer, forthin lieber durch Lehre, als weiterhin durch Schaden klug zu werden?

Ohne Zweifel lieber durch Lehre! Und gerade dazu iſt meine Sammlung von Gedichten eingerichtet. Sie zeigt überall, wie im Spiegel, was wahr, was falſch, was gut, was böſe, was recht was unrecht, was ſchön was häßlich, was rühmlich was ſchändlich, was befriedigend was empörend — kurz, was für jeden Handhaber der bürgerlichen Geſellſchaft, er heiße Fürſt, Hofmann, Edelmann, Prieſter u. ſ. w. ſchicklich iſt und was es nicht iſt, und folglich was jeder von dieſen, ſobald es ihm Ernſt iſt, das zu meiden, und jenes zu vollbringen, was der Titel dieſer Sammlung wohlbedächtig angiebt, zu thun und zu laſſen hat.

Erbaulich nannte ich ſie alſo gewiß mit Recht, und dieß ſowohl wegen ihres Zwecks, als ihres Inhalts. Die Benutzung derſelben nach dem angegebenen Geſichtspunkte kann und wird es beſtätigen.

Haben einige dieſer Gedichte auch nicht überall gleich großes poetiſches Verdienſt, ſo haben ſie praktiſches gewiß

---

noch die Anmerkung S. 64. hinzu. Ich ſpringe freylich ſehr oft und weit von meinem Gegenſtande ab; allein der Zeitton ſcheint mir dies zu fodern. Iſt das nicht — je nun, ſo iſt es Stoff zum — Rezenſiren!

*) Non humana ad Divos, ſed divina ad homines transferenda ſunt — ſagt **Cicero**.

immer. *) Eſchenburgs Beyſpiel-Sammlung dient größtentheils nur zur äſthetiſchen Erbauung: meine zu dieſer auch, aber zur politiſchen und moraliſchen noch mehr. Ich kann alſo ohne Stolz meynen, daß ſie einen dreyfachen Zweck erreichen helfe, und folglich eben ſowohl zum Bildungsmittel für Jünglinge auf hohen Schulen, als zur Richtſchnur und Stärkung für Männer in Geſchäften, zumal öffentlichen, brauchbar ſey. Beſſer iſts doch immer, daß der Jüngling auf ſeiner Phantaſie-Wanderung durch die äſthetiſchen Gefilde zugleich Saamen von Blüthen einſammle, deren ſtärkender Wohlgeruch ihn überall erfriſche und Ideen in ihm rege halte, die ihm dereinſt als Mann, wegen ihrer äſthetiſchen Verbindung mit höhern moraliſchen Zwecken, dieſe intereſſanter und dadurch leichter erreichbar vorführe. Es heißt doch auch hier:

> Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci.

Die Art, das erbauliche aus dieſen Gedichten aufzufinden, iſt mit der Art des Tobias Witt, ſich Klugheit zu ſammeln, eine und dieſelbe. Dieſer erzählte gern allerhand kleine Geſchichtchen, die er ſich hie und da aus eigner Erfahrung geſammelt hatte. Das beſonderſte an ihnen war, daß ihrer je zwey und zwey zuſammengehörten. Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, ſeiner Klugheit wegen. Ey, fing der alte Witt an und ſchmunzelte: wär ich denn wirklich ſo klug?

Die ganze Welt ſagts, Herr Witt; und weil ich es auch gern würde —

Je nun, wenn er das werden will, das iſt leicht: Er muß nur fleißig Acht haben, Herr Till, wie es die Narren machen:

„Was? wie es die Narren machen?

---

*) Auf dieſen Unterſchied ſah Leſſing, in ſeinem Sinngedichte an die Leſer:

Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
Doch wird ihn jeder leſen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger geleſen ſeyn.

Leſſings verm. Schriften 1. B. S. 3.

Ja, Herr Till, und muß es denn anders machen, wie die. — So Tobias Witt im Philoſophen für die Welt. *)

Eben dieß rathe ich dem Leſer dieſer Gedichte, vorzüglich in Rückſicht auf die Fabeln. Dieſe, wie die meiſten übrigen Gedichte, haben ihre doppelte Seite: — für die Spinnen hier und da Gift; für Bienen, nach Witts Art, überall Honig. **) Wer das Gute, Wahre und Schöne liebt, und die Kunſt inne hat, es wie Tobias Witt aufzufinden: wird dieß Buch als einen offnen Freund und Rathgeber lieb gewinnen. Es bleibt ſich immer und überall gleich, ſagt die Wahrheit ungeheuchelt und ſchmeichelt keinem: eine Eigenſchaft, welche ſo mancher brave Fürſt von ſeinen Hofleuten, Miniſtern und Räthen vergebens wünſcht. Selbſt ein Ludwig der Vierzehnte ſoll dieſen Mangel dereinſt öffentlich beklagt haben. Nach einer Anekdote von ihm, ſagte er nämlich zu ſeinem Staatsrathe: Wie man mir ſagt, ſo ſoll ich an Nichts Mangel haben; wie ich aber merke, ſo habe ich ihn an Männern, welche mir die Wahrheit ſagen.

So ein dringendes Bedürfniß iſt Wahrheit für jeden Fürſten, ſelbſt für einen Ludwig den Vierzehnten! Hätte Necker und Calonne dieß zur rechten Zeit eingeſehn: wer weiß, ob Ludwig der Sechszehnte nicht noch lebte! Wer weiß, ob der jetzige ſchreckliche Krieg je ausgebrochen, je die beſten Provinzen Deutſchlands, je die gerühmteſten Heere, je ganz Frankreich ſo unerhört verwüſtet hätte, wenn Mainz, Coblenz, Trier, Speyer, Wien und Paris ***)

---

*) Herausgegeben von J. J. Engel, 1787. S. 71.

**) Jakob Benck ſchrieb unter einer gemahlten Roſe, worauf eine Biene und Spinne ſaß:

Uſu diverſo diverſa inſecta probantur:
  Colligit haec virus, colligit illa favum.
Ut cuique eſt animus, quoque ſic operatur; et una
  Uſu diverſos res habet atque capit.

***) Berlin handelte als politiſches Corollar nach Folgerungen aus hypothetiſchen Prämiſſen auf politiſche Folgen für die Zukunft und die Ferne. Berlin alſo kann, in dieſer Rückſicht, ſeine Hände in Unſchuld waſchen. Warum verfuhren die Hauptprämiſſen nicht konſequenter, nicht klüger! Was ich hiemit ſagen wolle, wird man in der Fortſetzung der Briefe über den Feldzug gegen die Neufranken finden, und dann einſehen, daß meine Aeußerungen meiſtentheils tiefer lagen, als die Oberfläche ſie zu enthalten ſchien. —

Männer gehabt hätte, welche die Kunſt verſtanden hätten, die Zukunft nach der Vergangenheit und Gegenwart richtig abzumeſſen, ohne Stolz, Hof- und Pfaffendünkel Alles reiflich zu überlegen, und dann die Wahrheit rein, ehrlich und gewiſſenhaft ſo lange zu predigen, bis ſie offne Ohren und Eingang gefunden hätte. Dann hätte Mancher nicht nöthig gehabt, der Verwüſtung ſelbſt als Flüchtling aus banger Ferne zuzuſehen, ſeine unſchuldigen Unterthanen der Rache und der Wuth des verächtlichgereizten Feindes zu ſeiner ewigen Beſchimpfung preis zu geben, den Saamen der Uneinigkeit, des Haſſes und Verdachtes ſelbſt unter Verwandten auszuſtreuen, ſich und alle Obergewalt der Einzelnen zu kompromittiren, das Herrſcher-Handwerk zum Nachtheil der Regierer und der Regierten durch erregtes gegenſeitiges Mißtrauen und Auflauern zu erſchweren, alle Sittlichkeit wie allen Wohlſtand auf viele Geſchlechter zu untergraben. ꝛc. ꝛc. —

Wer bebt hier nicht zurück, wenn er die ſchrecklichen Folgen aus dem Mangel an einſichtigen, getreuen und furchtloſen Rathgebern überdenkt! Wer muß nicht für das Aufſtellen der todten Stellvertreter ſtimmen, wenn er ſieht, daß die Lebendigen oft ſchielen, blind ſind, träumen, ſchwindeln, vom Hofwirbel hingeriſſen werden, verſtummen und vielleicht aus geheimer bezahlter Abſicht ihren Fürſten auf Abwege gleiten laſſen, auf welchen unabſehliches Elend ihn und ſeine Unterthanen verfolgt!

In welchem Werthe die todten Rathgeber bey dem hellen und edlen Logau geſtanden ſind, und in welchem Werthe überhaupt zu ſtehen, ſie verdienen, zeigt der Biedere, wenn er von den Büchern in ſeiner Bibliothek ſagt:

Es iſt mir eine Luſt, mit Todten umzugehen,
Von denen, die nicht ſind, mich rund umringt zu ſehen,
Zu fragen, die ganz taub, zu hören, die nichts ſagen;
Und die nichts haben, doch viel pflegen aufzutragen,
Vor Andern vorzuziehn. Ich bin auf die befliſſen,
Die mir viel Gutes thun, und doch von mir nichts wiſſen.
Ich halte dieſe hoch! Die nie mich angeſehen
Die manchmal mich im Ernſt verhöhnen, ſchelten, ſchmähen,
Sind meine beſten Freund': anſtatt ſie hinzugeben;
Gäb ich die ganze Welt dahin, und auch das Leben. *)

---

*) Logau's Sinngedichte — S. 251. N. 84.

So dachte Herr von Logan: aber Logan war mehr als Hofmann, war ein einſichtiger, ehrlicher Mann. Und wer könnte läugnen, daß wir, zumal im Nördlichen Deutſchland, wo der Katholicismus die Köpfe nicht zu hoch über das Irrdiſche in den Sphären-Himmel hinüber hebt, unter den politiſchen Aerzten, vom oberſten bis zum unterſten, viele ſeines Gleichen finden ſollten! Ja, wir finden ſie, auch ohne die Laterne des Diogenes: und wer könnte dieſen eine andere Geſinnung zutrauen? Sie haben zuviel Einſicht, ſollten ſie haben, um ihren eignen Vortheil von dieſer Seite nicht einzuſehen.

Und hierin haben ſie recht. Denn die lebendigen Rathgeber ſind Menſchen, oft Menſchen ohne edle Erziehung, Bildung und Menſchenkenntniß, nicht ſelten ohne Menſchengefühl und Menſchenverſtand; zuweilen bloß Kinder der Geburt, der Etikette, der Hofrutine, auch nicht ſelten der Kabale und Liebe; haben alſo kein Verdienſt, keine Haltbarkeit an ſich, müſſen ſich zu halten ſuchen durch Intrigue und Nachgiebigkeit; ſind daher immer der Wiederhall von den Winken deſſen, in deſſen Hand ihr Schickſal wanket oder ſteht.

Andere ſind gemeine, aber übertünchte, glänzende Köpfe, mehr zum Zeitvertreibe und Tändeleyen als zu ernſthaften Geſchäften zugeſtuzt: ſagen, um des reifen Ueberlegens bald los zu werden, Ja oder Nein, oft, ehe ſie einmal recht wiſſen, wovon die Rede war. Der Gegentheil von dieſen, hell und ſchlau wie ein Argus, richtet ſich nach ſeinem Intereſſe, ſelten nach Pflicht, und immer nach dem wahrſcheinlichen Zuwehen der Gunſtluft, und tritt Ehre und Pflicht, — und wäre er ein Geweihter des Herrn! — ja Fürſt und Volk in Staub, ſobald er größern Gewinn davon ohne Nachtheil erwartet. Und diejenigen, die einſichtig und rechtſchaffen genug ſind, das angemeſſenſte zu rathen, werden aus Mangel an Hofpolitur meiſt hintangeſezt, oder überſtimmt, oder wenn ſie auf die Befolgung des Beſten Dringen, ganz und gar zurück und zur Ruhe gewieſen. ꝛc. ꝛc. Welcher Lebendige ſoll denn in dieſer Wüſte die Wahrheit predigen? Wer für den Fall der Noth oder für immer das Zuträglichſte rathen?

Die todten Rathgeber ſind von dieſen Fällen und Fehlern größtentheils entfernt. Sie ſind und bleiben ſich gleich, berechnen keine Verhältniſſe der Zeit und der Perſon mehr, um nach Befinden der Umſtände weiß ſchwarz und ſchwarz weiß zu nennen: und ſo bedarf es nur einer angemeſſnen literäriſchen Phyſiognomik, um den bald herauszufinden, von welchem man lernen und ſich mit Zutrauen leiten laſſen kann. Das Forum dieſer Rathgeber iſt offner, ſyſtematiſcher, überlegter, jedem zugänglich und ohne Sporteln. Sie haben weder etwas zu hoffen noch zu fürchten; ſind darum unpartheyiſcher. Sind ihre Urtheile Reſultate der öffentlichen Meynung, ſo ſind ſie untrüglich nach dem Sprüchelchen: vox Populi vox Dei. Ihr Maaßſtab iſt alſo in ſofern zuverläſſig, zuverläſſiger als der Maaßſtab der Lebendigen. — Genug, um ſie den ſchwankenden und unſichern mündlichen Rathgebern vorzuziehen.

Gilt dieß von den todten Rathgebern im Durchſchnitt, wie viel mehr von denen unter ihnen, welche ihren Gegenſtand emphatiſch, numerös, lebhaft colorirt, treffend, eingreifend, mit theilnehmender hoher Geſinnung — kurz, mächtig anziehend oder zurückſchreckend bis zur Anſchaulichkeit hinſtellen! Dieß aber iſt Sache und Zweck der Dichter. Gedichte alſo, zumal von der edlern Art, und abſichtlich zur Berathung und Zurechtweiſung Anderer ausgeſucht und geordnet, verdienen, wenn mich nicht alles trügt, den Vorzug vor jedem andern mündlichen und ſchriftlichen Berather. Und gerade dieß war es, was mich antrieb, einen Zuchtſpiegel von der Art aufzuſtellen.

Er ſteht nun da: ſchaue hinein, wer es bedarf! Wer reines Herzens und Wandels iſt, ſieht gewiß gern hinein; wer das nicht iſt, flieht ihn, flucht, raßt, und mögt' ihn zertrümmern, weil er ihn ſo garſtig darſtellt. Aber was kann der Spiegel dafür, daß Er, der Hineinſchauer, ſelbſt ſo garſtig iſt? Jeder Spiegel iſt paſſiv, und ſpielt weiß weiß, und ſchwarz ſchwarz zurück. Wem das nicht behagt, der richte ſein Actives ein, wie er es im Paſſiven zu erblicken wünſcht. Hübſche Mädchen lieben das Dune, und ſcheuen keine Beleuchtung: Nicht hübſchen iſt beydes läſtig. So auch Männer von Pflicht und Ehre! So auch der Pflichtvergeſſne, der Niederträchtige unter dem Stern, oder der Decke von Kalbshaut, Chriſam und Diplom!

Wer von allen dieſen klug iſt, und gern mit allgemeinem Beyfall das ſeyn mögte, was er abſolut und relativ ſeyn ſoll, benuzt dieſen Spiegel gern und öfters. Er ſieht hier deutlich, was man an ſeines Gleichen allgemein tadelt, allgemein lobet, und man kann er leicht voraussehen, worauf auch Er, nach dieſem Maaßſtabe, im beſondern zu rechnen hat. Dieſer Spiegel hier bleibt aber bey alle dem kalt; nicht ſo der Spiegel im Menſchen. Dieſer referirt größtentheils mit warmer Theilnahme, vorzüglich in Rückſicht auf die Großen: und wehe dem, der anders erſcheint, als er nach der allgemeinen Erwartung ſollte, oder wer ihr gar geringſchätzig, oder trotzend begegnet. Woher ſonſt die Beſtandtheile dieſes Zuchtſpiegels ſelbſt? Er iſt ja bloß Reſultat von dem Zurückwirken aus dem Innern der ſcharfſichtigern und claſſiſchern Zuſchauer, als der Vormünder der Uebrigen, nach dem Einwirken der groſſen Akteurs von Auſſen. Er reverberirt den empfangenen Eindruck blos nach der Eigenſchaft und dem Grade des Lichtes, worin dieſe Akteurs vor ihm erſcheinen und auf ihn einwirken. Geſchieht dieß disproportionirt, zu ſtark, ja, unausſtehlich, ſo entzündet ſich endlich ein Brennpunkt, und es entſteht das tödtende Erſticken an den Reverbers in Paris u. d. gl. —

Wie wahr es ſey, daß dieſer Zuchtſpiegel bloß Reſultat nach der angegebnen Art iſt, geſchliſſen durch die allgemeine öffentliche Meynung, zeigt der Zuchtſpiegel ſelbſt und die Bemerkung: Daß gerade diejenigen, für welche er aufgeſtellt iſt, ihn müſſen verſchuldet und das Original zu den Copieen, wie die Farben zum Ausmalen geliefert haben, wenn man bedenkt, daß von Volk zu Volk, von Zeit zu Zeit die Spott- und Strafgedichte keine Klaſſe von Menſchen ſchärfer und treffender zurechtwieſen, als eben die, auf welche die meiſten und vorzüglichſten dieſer Gedichte zielen.

Die Poſten dieſer Männer ſind für das Wohl der Menſchheit auch wirklich zu wichtig: Jedem mußte an der würdigen Bekleidung derſelben gelegen ſeyn, jeder — ſorgen, daß ſie durch unwürdige Bekleidung zum Nachtheil des Ganzen weder an Anſehn, noch an gemeinnütziger Wirkſamkeit verlören: Die Augen Aller waren daher von jeher von jeder Seite auf ſie gerichtet: es konnte ihnen alſo nichts entgehen, was an ihnen als Pflichtwidrig der allgemeinen Erwartung nicht entſprach. Was Claudius von den Königen fodert, foderte die ganze

Menſchheit von dieſen und ihren nächſten Gehülfen, und dieß trotz allem vernebelnden orientaliſchen Nimbus:

> Der König ſey der beßre Mann,
> Sonſt ſey der Beßre König! *).

Die Menſchen foderten Beydes mit Recht: denn eben ſie waren und ſind es, welche durch Sich und das Ihrige das Begründen, wodurch jene vorzüglich gelten, wirken und ihrem Stande nach über ſie excelliren. Wenn demnach die ſo Excellirenden der allgemeinen, gerechten Erwartung nicht gerecht, nicht mit dankbarer Anerkennung entſprachen, wenn ſie ſogar, als geſetzloſe Herren, derſelben trozten, das Volk wie ihre Sklaven behandelten, ihre Uſurpationen mit Gewalt behaupteten, den Geiſt der Nationen zu unterdrücken oder zurückzuhalten ſuchten, um im Finſtern deſto bequemer und despotiſcher

---

*) Hominem eſſe, ſchreibt **Heyne** in ſeiner Rede auf Georg II. prius eſt, quam Regem eſſe; nec ab regia dignitate ad humanitatem pervenitur, ſed ab hac ad illam progrediendum eſt; neque boni regis officio defungi poteſt, qui hominis partes male tueatur, humanitatisque officiis, quibus antiquiore fide ac religione adſtrictus eſt, ſatis non faciat. Hominis autem nomine nemo dignus eſt aut haberi debet, niſi qui cultum naturae ſuae praeſtantia dignum acceperit, earumque rerum ſcientia imbutus fuerit, quarum cognitione carere non poteſt, ad ea munia rite obeunda, quae ipſa natura in loco ac ſtatione, in qua quisque locatus eſt, aſſignavit. (**Menſch** zu ſeyn iſt früher, als **König** zu ſeyn; und von der königlichen Würde gelangt man nicht zur menſchlichen, ſondern man muß von dieſer zu jener heraufſteigen. Auch kann keiner dem Berufe eines guten Königs entſprechen, der dem Berufe des Menſchen ſchlecht entſpricht, und den Pflichten der Menſchheit, zu denen er weit eher und heiliger verbunden iſt, nicht Genüge leiſtet. Menſch aber genannt zu werden verdient keiner, oder man ſollte keinen deſſen werth halten, welcher nicht eine Bildung erhalten hat, die der Vortrefflichkeit ſeiner Natur angemeſſen iſt, und der nicht über alles das unterrichtet iſt, worüber er unterrichtet ſeyn muß, um jene Verbindlichkeiten gehörig auszuführen, welche die Natur ſelbſt für die Stelle und den Poſten anwies, worinn jeder verſetzt iſt.) Dieß ſagte **Heyne** ſchon 1763, zum Beweiſe, daß politiſche Anfoderungen in Deutſchland kein Produkt des **Jakobinismus** ſind; oder dieſer müßte vor den Jakobinern da geweſen ſeyn. Auf dieſe Art könnte der geſunde Menſchenverſtand noch zuletzt ſelbſt zum Jakobiner geſtempelt werden.

über ſie zu ſchalten; wenn ſie als Stellvertreter des Vaters aller Menſchen bloß durch eine tyranniſche Allgewalt gelten wollten, aber als Teufel durch ihre Regierung herumgingen, brüllten und verſchlangen *) — wer konnte es der bedrängten Menſchheit verargen, wenn ſie der politiſchen Quackſalberey eine heilſame, aus Erfahrung abgezogene Sitten-Apotheke, für eben die aufſtellte, deren Krankheit man zu heilen wünſchte, ohne jedoch zum Schneiden oder Brennen gleich ſchreiten zu wollen!

Wirklich, die Menſchen ſind gutmüthige Geſchöpfe, verſuchen gern das Gelinde, und greifen zum Aeußerſten nicht eher, als bis man ſie ſelbſt dazu aufbringt. Alſo ſollte dieſe Sitten-Apotheke, dieſer Fuchsſpiegel als Copie von dem Leben und Weben der meiſten Groſſen zu deren Beſinnung, Beſchämung und Beſſerung dienen; oder wenn dieß bey Einigen fehlſchlüge, dann ſollte er allen denen, die von ihnen widerrechtlich litten, zu einer Art Schadloshaltung, zur glimpflichen Beſänftigung, oder zur erleichternden Exploſion durch Lachen u. d. gl. nützlich werden. **) Nun wenigſtens ſah man in dieſem Spiegel, wie in der Erfahrung, welch elende Pygmäen ſich oft dehnten und rangen, um über Rieſen hinauszuragen; dachte dabey an den poſſierlichen Don Quixote, und ſagte mit höhniſchlächelnder oder erbarmender Miene: Siehe Iſrael, das ſind deine Götter! oder: Lieber Herr Arzt, heilen ſie ſich erſt ſelbſt! ꝛc. ꝛc. Dieſer Ton hallte dann bald überall herum, und nöthigte die Verwöhnten und Verirrten, wenigſtens die mit noch etwas Menſchenſinn, oder Pflicht- und Ehrgefühl, ſich nach dem öffentlichen Ton zu richten, und ſo wenigſtens der Schande halben oder aus Nothgut zu handeln, wenn ſie gleich ſonſt der Ehre wegen oder nach Grundſätzen eben keine groſſe Luſt dazu hatten.

---

*) Daß dieſe Vorausſetzung, der Geſchichte nicht entgegen ſey, bezeugt auch Luther, indem er ſagt: „Von Anbeginn der Welt iſt es gar ein ſeltſam Vogel um einen klugen Fürſten, noch viel ſeltſamer um einen frommen Fürſten. Sie ſind gemeiniglich die größten Narren, oder die ärgſten Buben auf Erden: darum man ſich allzeit bey ihnen des Aergſten verſehen, und wenig Gutes von ihnen gewarten muß. . . Ihr größter Fleiß und fürnehmſtes Studium und Uebung iſt, große Hengſte reiten, bankettiren, ſpielen, jagen und die Unterthanen mit unnöthigen Schatzungen beſchweren, ſchinden und ſchaben.“ So Luther zu ſeiner Zeit! Wohl uns, daß das Licht ſeiner Reformation es dahin gebracht hat, daß Fürſten von der Art zu unſrer Zeit wohl nirgend mehr zu finden ſind. Sie ſelbſt haben wohl alle zuviel Einſicht, um nicht bald einzuſehen daß So-Fürſt-zu-ſeyn heutzutage ihrem eigenen Intereſſe ſchnurſtracks widerſtritte. Man leſe Luthers Urtheil darüber im 1 B. der Annalen der leidenden Menſchheit S. 86. ff.

**) Duplex libelli dos eſt, quod riſum movet, et quod prudenti vitam conſilio monet, ſagte auch Phädrus von ſeinen Fabeln.

Und ſo erleichterte die Regierung der Sitten durch den Ton der öffentlichen Meynung errichtet, die Regierung der Geſetze; folglich auch die Förderung und Handhabung des gemeinen Wohls, wie fern dieß aus der adäquaten Pflichterfüllung nicht nur der Gehorchenden allein, ſondern auch der Gebietenden, und dieſer vorzüglich, entſpringt und entſpringen muß. Denn die Sitten, ſagt Bergaſſe *) ſind der Mörtel des politiſchen Gebäudes. Mit den Geſetzen bauet man es auf; mit den Sitten verbindet man alle Bauſtücke. Iſt der Mörtel ſchlecht, ſo hat das Gebäude wenig Feſtigkeit. **) — Herr de Polier von St. Germain, zeigt eben dieß ganz ſyſtematiſch in ſeinem vortrefflichen Werke von der Re-

---

*) Betrachtungen über den thieriſchen Magnetiſmus. A. d. Franzöſ. durch Grafen von Brühl. Dresden, 1790, S. 61 und S. 143.

**) „Das Schickſal der Staaten hängt von der Bildung der „Jugend ab. Erziehung, Geſetze und Sitten dürfen nie mit„einander im Widerſpruch ſtehen. Aber die Sitten des Volks „bilden ſich nach den Sitten der Oberhäupter.“ — So Mangelsdorf im 2. Th. ſeines Hausbedarfs aus der allgemeinen Geſchichte für ſeine Kinder — S. 131. Nicht anders äuſſerte ſich neulich der National-Convent in der Erklärung der weſentlichen Grundſätze der geſellſchaftlichen Ordnung. „Die einzigen Grundſtützen der geſellſchaftlichen Ordnung und des öffentlichen Wohls — erklärte er — ſind Sitten, Grundſätze und Geſetze. Die Sitten ſind die Frucht der Erziehung, des Unterrichts, der öffentlichen Anſtalten der Gewohnheit und der Zeit. Weiſe Geſetze ſind das Reſultat tiefes Nachdenkens; und die Gewißheit ihrer Ausführung hängt blos von den Sitten ab. Unwandelbar feſtgeſtellte Grundſätze erheben, wenigſtens auf eine Zeitlang, die Herſtellung der Sitten und die Vollkommenheit der Geſetze.“

gierung der Sitten. *) Wer die hier vorkommenden wichtigen Lehren genau erwägt, und zugleich nicht überſieht, daß die Sitten der Kleinen ſich nach den Sitten der Großen modeln, der wird auch einſehen, wie wichtig, ja, wie nöthig es iſt, — nach **Friedrichs des Großen** Art — die Reformation von Oben herab anzufangen, um der gewaltſamen Reformation von unten herauf vorzubeugen, und den Egoismus und Luxus der Mit-Großen, als die Grundquelle alles politiſchen Vampyriſirens und Unglücks, ſo einzuſchränken, daß er ſie nicht ſelbſt erſchöpfe, oder ſie nöthige, die Niedern bis zum Zurückſchnellen an- und auszuſaugen. Wird dieß nicht bewirkt, ſo iſt an Wohlſtand, Ruhe und gegenſeitiges feſtes Zutrauen im ganzen Staatskörper nicht zu denken, und **Betzgaſſe** hat recht, wenn er in der angeführten Schrift hinzufügt: „Wir ſehen alsdann, wie der Egoismus (der Großen,) gezeugt vom Misbrauch des Genuſſes, und von dem unmäßigen Verlangen nach ihm, uns auf den Wegen des Geizes und Ehrgeizes zertritt, uns gegen einander reibt, alle unſere Bande zerreißt, und uns mit unſern Banden würgt.“

„Neben einer geringen Anzahl Menſchen — fährt er fort — welche leben, das heißt, welche Bedürfniſſe haben und ſie befriedigen, ſehen wir Millionen Menſchen, welche ſich quälen, um zu leben, das heißt welche Bedürfniſſe haben, um deren Befriedigung ſie ſich umſonſt bemühen. Und in ſo einer verzückten Reihe der Dinge ſuchen wir vergebens einigen Platz für das Zutrauen, für Freundſchaft, für anziehendes Andenken, für zärtliche und tiefe Geſinnungen, für dauerhafte Neigungen, für alle die Meynungen, die aus dem Herzen hervorgehen und welche machen, daß der Menſch beym Menſchen in Frieden lebt, und die Beſtrebungen Mehrerer ſich ſanft in eine Einzige vereinigen.“

Hat der **Egoismus** und der **Luxus der Großen** ſo nachtheilige Folgen, daß er die Bande der Geſellſchaft nach und nach auflößt, und — wie im jetzigen Neufranken- und ehemaligen Bauernkriege — die erwerbende Claſſe gegen die verzehrende endlich aufbringt: wer ſelbſt von den

---

*) Aus dem Franzöſ. überſetzt von Gbz. Frankf. bey Brönner, 1785.

Großen — ich wiederhole es — wird einen Zuchtſpiegel nicht gern zu Rathe ziehen, deſſen Hauptabſicht es iſt, die verhaßten Auswüchſe ſeines Standes wie im warnenden Bilde ihm vorzumalen, um ihn dadurch zur Menſchlichkeit aufzufodern, und durch die nun erlangte beſſere Kenntniß der allgemeinen öffentlichen Meynung mitzubeſtimmen, für ſein Theil alles das zu meiden und alles das zu thun, was auf der einen Seite die Bande der Geſellſchaft lockert, ja, endlich zerreißt, und auf der andern ſie zu ſeinem und ſeiner Mitmenſchen Wohlergehn in der ſchönſten Harmonie befeſtiget!

Sollte aber, dem allen ohngeachtet, irgend einer von den Großen oder deren nahen und fernen Gehülfen ſoviel blinden Standes-Egoismus, und ſo wenig humanes Gefühl und Einſicht haben, daß er, ſelbſt auf Koſten ſeiner, wie der gemeinen Wohlfahrt und Ruhe, die Winke der öffentlichen Meynung verachten, und wohl gar über eine Copie zürnen wollen, wozu er vielleicht ſelbſt auf dieſe oder jene Art als Original genau paſſen mögte, dem kann und mag ich weiter nichts antworten, als was Voltaire in der Vorrede zur Geſchichte Carls des Zwölften ſagte — dieß: „Wenn etwan ein Fürſt, Miniſter u. ſ. w. in dieſem Werke unangenehme Wahrheiten finden ſollte, der erinnere ſich, daß ſie als öffentliche Oberhäupter dem Publikum Rechenſchaft auch für öffentliche Handlungen ſchuldig ſind: denn unter dieſer alleinigen Bedingung erkaufen ſie ihre Größe. Und das einzige Mittel, die Menſchen zu zwingen, daß ſie Gutes von uns denken und ſprechen, iſt — ſelbſt wirklich Gutes zu thun.“ —

Jezt hoffe ich, wird man nicht mehr fragen: was mich authoriſirt habe, dieſen Zuchtſpiegel aufzuſtellen? — Nur meine innige Achtung gegen Menſchenwohl, und die Einſicht, daß dieſes nie beſtehen könne, wo die correlativen Rechte und Pflichten der Obern und Unterthanen nicht vernünftig und nach ausdrücklicher oder ſtillſchweigender, ungezwungener Genehmigung der Gehorchenden beſtimmt ſind, und dann mit gegenſeitiger heiliger Schonung und Beachtung zur Ausübung gebracht werden. Und hiezu, hoffe ich, kann mein Zuchtſpiegel nicht wenig beytragen. Wer von meiner Authoriſirung jezt noch mehr wiſſen will, der vernehme noch dieſes!

Als unſre Königlichen Prinzen, Heinrich und Wilhelm, den 21ſten Jul. 1791. die Hofbuchdruckerey in

Berlin beſuchten, um ſich einen anſchaulichen Begriff von der Arbeit und Einrichtung einer Druckerey bilden zu können, legten die Kunſtgenoſſen dieſer Offizin folgendes unter die Preſſe, und die hohen Wißbegierigen druckten es eigenhändig ab:

Von allen Künſten, die der forſchende Verſtand
Des Sterblichen durch Mühe je ergründet,
Bleibt doch die Kunſt, die deutſcher Fleiß erfand,
Und die Ihr izt in dieſer Werkſtatt findet,
Die nützlichſte: — ein bloſer Druck der Hand
Kann ſchnell durch ſie auf wenig leichten Blättern
Den Helden und den Menſchenfreund vergöttern; —
„Ja, edle Prinzen, wo ſie blüht,
„Wird auch das wahre Glück der Staaten glänzen;
„Doch wo man ſie verfolgen will, da flieht
„Des Landes Wohl zu weit entlegnen Gränzen
„Und ſucht ſich Fluren auf, wo Freyheit ihren Huth
„Auch über ſie und ihre Preſſen ſchwenket,
„Und keines mächt'gen Thoren Uebermuth
„Sie unterdrückt und ihre Rechte kränket.
„Sie ſtellt Euch der Regenten Lebenslauf,
„Zum Muſter bald und bald zur Warnung auf;
„Sie ſtreut ſchon früh in Eure Bruſt den Saamen
„Der Tugenden, die ſie Euch lehrt und preißt;
„Sie ſpornt Euch an, ſie willig nachzuahmen —

Alſo die Buchdruckerkunſt — ſtellt der Regenten Lebenslauf
Zum Muſter bald, und bald zur Warnung auf —

Und dieß meine Authoriſirung von Außen, nebſt jener von Innen!

Daß kein politiſcher Vampyr, er gehöre zu welcher Claſſe er wolle, kein mächtiger oder ſcheinheiliger Thor, kein Hermes und Hilmer, kein Schirach und Zimmermann, kein De Marees und Aloyſius Hofmann, kein Gruner, kein Göchhauſen, kein Junk, kein Reichard in Gotha, kein — kein — kein — dieſe meine Authoriſirung gut heiſſen, oder das gelten laſſen werde, was unſre Prinzen durch eignen Handabdruck allgemein lesbar gemacht haben, iſt wohl gewiß; aber was bekümmern ſich die Abkömmlinge des ſcharfſichtigen Preuſſiſchen Adlers um Fledermäuſe, Maulwürfe und Schnecken! Und was meine Wenigkeit betrift, ſo ſagt ſie mit Ulrich von Hutten, jedoch ohne alle Beziehung auf die vorhin genannten Männer: „Wenn mir nur kein Biedermann feind iſt, dann mögen mich die Schurken wohl haſſen!“ Und warum auch nicht! Ich ſinge längſt mit Reinhard:

Wahrheit, Wahrheit, wo höhnt Dummheit und Schellenprunk
Deiner Prieſter dich nicht! — — —

Wahrheit, wie biſt du ſchön, wie iſt dein Kleid ſo hell,
Wie dein Lächeln ſo ſüß, wie iſt dein Ernſt ſo hehr!
  Deine Töchter wie ſittig,
    Deine Söhne ſo frey und groß!

Kann ich ſterben für Dich? — Kann ich es nicht: ſo laß,
Laß mich leben für Dich! Göttin, ich hulde Dir —
  Und der Hohn der Zeloten
    Und des Gaſſenvolks ſey mein Lohn! *)

Wahrheit iſt es nun, was unſere Prinzen in der Hofbuchdruckerey abdrucken, und Grundſatz des Preuſſiſchen Hauſes. Schon der erſte König aus demſelben, der, wie Friedrich der Groſſe, ſich wohl als König durch ſeines Volkes Gnade, und nicht von Gottes Gnaden betrachtete, nahm um der Wahrheit willen ſeinen Halliſchen Profeſſor Thomaſius förmlich in Schutz. Der Däniſche Hof hatte nämlich deſſen Journalheft, worin er die Ableitung der Majeſtät der Fürſten von Gott freymüthig beſtritt, auf Betrieb des verſchmitzten Däniſchen Hofpredigers Maſius, in Kopenhagen durch Henkers Hand verbrennen laſſen: und dieß war es, was den König aufbrachte, und eine derbe Correſpondenz zwiſchen dem Preuſſiſchen und Däniſchen Hofe nach ſich zog. **)

Was Friedrich der Groſſe und unſer jetziges Kammergericht bey verſchiedenen Vorfällen in Rückſicht der Preßfreyheit zur Handhabung der Wahrheit und Gerechtigkeit erklärt und gehalten haben, iſt bekannt. Daß in dieſer Rückſicht nicht immer alles blieb und ging, wie der einſichtige Patriot es wünſchte, lag gewiß nicht an dem Willen unſers gutwürdigen Königs. Was dieſer in der erwähnten Rückſicht eigentlich wolle, hat er gezeigt, als er durch den Miniſter von Hardenberg der Regierung zu Bayreuth die Vorſchrift geben ließ: den freymüthigen Schriften und Schriftſtellern gelinde Nachſicht der Strenge vorzuziehen, und durch zeitige Warnung, mehr auszurichten zu ſuchen, als durch Strafen und Verbote. Genug, daß Preuſſen noch immer das Land iſt, wo der Patriot und Menſchenfreund das erklärte Recht hat, freymüthige Gedanken zur öffentlichen Prüfung vorzulegen, ſobald er jener Beſcheidenheit nicht entgegen handelt, welche der Wahrheit und dem Publikum gebührt. Preuſſen ſieht es längſt ein, daß die Staatskraft des Bodens, der Beutel und der Fäuſte vorzüglich von der gehörig benuzten Kraft der Köpfe abhängt, und durch ſie erſt recht belebt wird.

---

*) Gedichte von Reinhard. 1. B. S. 95.

**) Allgemeines Staatsrecht — von Schlözer, S. 89.

Aber die Kraft der Köpfe, die den Mechanismus, die Producte und die Benuzung der ſonſt todten oder ſchlummernden Kräfte erfinden, anbauen, vermehren, richten und deren in einander greifende Wirkſamkeit auf die einträglichſte aber einfachſte Art zum Beſten des Ganzen und der Einzelnen beſtimmen ſoll, ſchlummert endlich ſelbſt ein, und welkt dahin, oder treibt wilde Ausſchüſſe, ſobald man ſie ängſtlich beſchränken, oder Treib- und Zuchthausmäßig bilden und bewachen will. Jede Kraft welche den Keim und Trieb zu ihrer Entwickelung in ihrem Weſen enthält, wirkt widernatürlich, ſobald man ſie nicht natürlich wirken laſſen will. Woher ſonſt das viele Elend, und deſſen Gemälde in Salzmanns Carl von Carlsberg! Dieſe Wahrheit erfuhr auch Rom zu Luthers und Joſephs Zeiten, und Frankreich jezt noch immer. Hätte man in dieſem Lande den lebhaften Köpfen über Gott, Engel, Himmel, Hölle, Teufel und was des Ueberſinnlichen und zukünftigen Weſens weiter iſt, freyen Spielraum geſtattet, wie Friedrich der Große: ſo würden ſie auf Politik, Regierung, Fürſten, Adel, Prieſterſchaft, und was vom Sinnlichen und Gegenwärtigen weiter damit verknüpft iſt, nicht ſo mächtig und eindringend verfallen ſeyn; und Frankreich wäre nicht ſo lange das Opfer einer wild ausſchweifenden und ſchwankenden Politik geworden. Wer Wallfiſche zu ſeinem Willen haben will, giebt ihnen leere Tonnen zum Spiel. Kurz, Kopfkraft läßt ſich wider ihre Natur nicht beſchränken; und wo es mit Gewalt geſchieht, da geht es über kurz oder lang, wie jezt in Frankreich. *)

Dieß weiß Preuſſen, ja, Preuſſen denkt, wie vor mehr als hundert Jahren ſchon Fräulein von Schurman

---

*) Wer nach dieſer unumſtößlichen Behauptung das neue Oeſtreichiſche Cenſuredict vom 6ten Jun. 1795, wie man es im Junſtück des **Neuen Archivs für Gelehrte, Buchhändler und Antiquare** S. 413 antrift, würdiget, wird finden, daß nur ein geſchworner Feind des Hauſes Oeſtreich und der Menſchheit daſſelbe entwerfen und zur Beſtätigung fördern konnte. Denn wenn es immer und überall mit Strenge befolgt wird, ſo iſt es unmöglich, daß Oeſtreich die Producte der Köpfe zu ſeiner Ausbildung benutze und dadurch gleichen Schritt mit andern Nationen halte. Es muß alſo durchaus zurückbleiben und wird an hellen Staats- und Geſchäftsmännern dereinſt Mangel leiden. Dadurch wird es der Fang- und Neckeball für die einſichtigere Politik Anderer werden, und ſehr wahrſcheinlich ſeine Unterlaſſungsſünde dereinſt noch hart genug büßen. — Und welcher ſonſt helle Kopf kann eine Regierung liebgewinnen, die ihm das höchſte Gut und Recht der Menſchheit ſtreitig machen will? Muß er nicht wünſchen, daß ein Schlauerer oder Mächtigerer über ſie herfalle und ihre unausſtehlichen, widerrechtlichen Feſſeln zerbreche? Und geſchieht das erſte, wird er nicht willig alle ſeine Kräfte zum leztern mit aufbieten? Befördert man alſo durch ſolche, den edlern Theil der Nation am tiefſten kränkende, Beſchränkungen nicht die geheime Gährung zu eben dem, deſſen Ausbruch man dadurch verhindern will? — Möchten doch alle falſchen Rathgeber von der Art, die oft blos aus Mangel an Einſicht in einer vernünftigen Behandlung und Bildung der Menſchen, oder aus beſtochnem Eigennuz und geheimen Einverſtändniß mit Nebenbuhlern in der Ferne, oder noch öfterer um ihrer eignen Schandflecken willen die Finſterniß wünſchen, dieß bedenken und dann reiflich überlegen, was D. Erhard **Ueber das Recht eines Volks zu einer Revolution** (bey Gabler in Jena und Leipzig 1795.) geliefert hat! Möchten ſie hier die Rechte nicht überſehen, die einem Volke zugeſchrieben werden welchem man ſeine Ausbildung unmöglich machen will! — O, wen grauset nicht, ſich einen neuen Aufſtand einer mächtigen Nation zu denken, da ganz Deutſchland, vorzüglich das Südliche, noch lange an den Folgen des warnenden in Frankreich zu kranken haben wird! O es iſt ſchrecklich, wenn Roms Hildebrandismus ſelbſt Throne dahin bringt, das gegenwärtige Gewiſſe dem Nebel der Zukunft aufzuopfern, und dadurch die Kopfkraft des edlern Theils der Nation wider ſich aufzubringen! Wahrlich, die Kunſt, vernünftige Menſchen Menſchwürdig zu regieren, verſteht man noch immer gar zu wenig! —

dachte. Dieſe Edle ſchrieb nämlich, D. **Rivet**: „Der „Ruhm des Gelehrten-Standes ſchadet dem Glanze der „Herrſchenden nichts: vielmehr ſind alle (Einſichtigen) der „Meynung, jener Staat werde erſt der blühendſte ſeyn, „welcher die meiſten Unterthanen haben wird, die nicht ſo „ſehr den Geſetzen, als der Weisheit gehorchen.“ *)

Weisheit alſo und deren überall ungehinderte Pflege iſt, wie wir in Preuſſen noch immer recht gut wiſſen, das wirkſamſte Mittel, einen Staat erſt zum Blühen einzurichten und in der Blüthe zu erhalten. Wie könnte alſo irgend einem meiner Mitpatrioten ein Mittel unwillkommen ſeyn, welches zur Lebensweisheit im beſondern weit mehr dient, als alle geheimen Offenbarungen und Geiſtergeſchichten von Johannes bis auf Spieß, Oswald und Conſorten! Mit Mährchen unterhält und ſchweiget man Kinder; aber Männer unterhält der Mann mit etwas Männlicherm.

Und männlich iſt gewiß ein Zuchtſpiegel, welcher alle die Flecken anzeigt, durch welche gewiſſe Claſſen von Menſchen garſtig und verhaßt werden, und antreibt, dieſe Flecken wegzuſchaffen, damit nicht irgend ein Reiſender ſie in einer Hiſtoire ſecrete, oder in geheimen Briefen ſchimpflich aufmutze, derbe Wahrheiten dabey auskrame und den Credit des Auswärtigen herabſetze. Wie ſehr würde Mancher Manchem danken, wenn er ihn zum voraus gewarnt hätte, dieß oder jenes einzuſtellen, um nicht am Pranger vor dem Publikum zu ſtehen in der allgemeinen Deutſchen Bibliothek, in der allgemeinen Literatur-Zeitung von Jena und Salzburg in **Schlözers** Briefwechſel oder Staatsanzeigen, in **Weckhrlins** Chronologen oder grauem Ungeheuer, in **Winkopps** deutſchem Zuſchauer oder Weltbürger, in Nico-

---

*) Im Original heißt es: Literarii ordinis gloria nihil officit Dominantium luminibus: imo contra, omnes ad unum conſentiunt, eum tandem ſtatum fore florentiſſimum, qui plures ſubditos, non tam legibus, quam ſapientiae parentes, habiturus ſit. Man ſehe **Nobilis Virginis Annae Mariae a Schurman opuſcula.** — Edit. III. Trajecti ad Rhenum, ex officina I. a Waesberge, 1652, pag. 60. Es iſt bekannt, daß Fr. von **Schurman** auſſer ihrer Mutterſprache, noch lateiniſch, hebräiſch, griechiſch und franzöſiſch ſchrieb. Wer mehr von ihr wiſſen will, findet es im 2ten Th. der neuen Ausgabe von **Schröckhs** Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrten, von S. 146-182.

lai's Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz, im Kirchen- und Käzeralmanach von Bahrdt, in Moſers patriotiſchem Archiv, in den Briefen eines reiſenden Franzoſen, in den dreyerley Wirkungen, in den Annalen der leidenden Menſchheit, in dem neuen grauen Ungeheuer, in Almora, in den abentheuerlichen Wanderungen durch die preuſſiſchen Staaten, in den Wanderungen und Kreuzzügen von Anſelmus Rabioſus dem Jüngern, und in ſo manchem andern Sünden-Regiſter im Kleinen wie im Großen!

Freilich, hätte man den in Rom zugeſchnitten und garſtig vernähten Mantel der chriſtlichen Liebe nicht zu lange zum Deckmantel unchriſtlicher Buben und Bubereyen benuzt: dann bedürfte es der vielen Warnungen von ſehr braven Männern für unſere Zeiten noch immer weniger, wenigſtens in Rückſicht auf guten Ruf, Anhänglichkeit und Ruhe durch Zutrauen im In- und Auslande: allein der arme Mantel iſt längſt abgenuzt und durchlöchert, und ſelbſt Friedrich der Große hat ihn mächtig mit aufgedeckt und zerriſſen, weil er Seiner nicht bedurfte, und durch That und Rath die Großen lehrte, ſtäts ſo zu handeln, daß ſie der despotiſchen Bettel-Hülle aus Rom und Conſtantinopel füglich entbehren könnten. Dieſem Beyſpiele folgte Joſeph und Leopold: und ſeit der Zeit ſind die Augen des großen deutſchen Publikums, auch ohne Montesquieu, Raynal, Voltaire, Rouſſeau, Sieyes und Payne, ſchon durch den Gang des jezigen Krieges und die Debatten darüber, gar ſcharf geworden, ſo ſcharf, daß jezt mancher Landmann und Musketier weiter und richtiger ſieht, als vorzeiten ſein Amtsrath und Hauptmann. Die durch eine eigne Art von Intereſſe an der großen Fehde über Menſchen-Rechte und Pflichten vermehrte Deutlichkeit und Menge der politiſchen Begriffe hat die Reizbarkeit und Feinheit auch der kleinen Zuſchauer ſehr vermehrt. Dieß wie jenes macht jede Ungöttlichkeit der Ober- und Untergötter bald bemerken, und hilft den Glauben an ihre Heiligkeit, Abkunft und Nimbus vertreiben. *) Ueberhaupt iſt die Mode

---

*) Dem Lord Bolingbroke gieng es vorzeiten nicht beſſer. „Als ich noch jung war, ſchreibt er, ſtellte ich mir die Nationen-Beherrſcher als höhere Weſen vor: aber die Erfahrung benahm mir bald meinen Irrthum. Ich prüfte die, welche in England das Ruder der Geſchäfte führten, und ich

merklich eingeriſſen, den Mann nach dem Mann und nicht nach der Maske oder durch Brillen zu viſieren und zu meſſen. Hiebey aber Amt von Perſon zu unterſcheiden, iſt nicht die Sache eines jeden. Was iſt alſo, um jenes ſelbſt durch dieſe zu heiligen, und nicht herabzuwürdigen, jezt dienlicher, als ein Spiegel und Vormaaß, um bey der Beſichtigung und dem kritiſchen Nachmaaß überall und immer mit Ehre und Beyfall durchzukommen!

Der Lohn für das gutmüthige Vorhalten eines ſolchen Spiegels und Vormaaßes iſt heutzutage freilich nicht ſehr lockend. Jeder, wer ſich hiezu verſteht, heißt, wie vorzeiten der unſchuldige und menſchenfreundliche Chriſtus, ein Verführer des Volks, ein Jakobiner, Propagandiſt, Demokrat, und wer weiß, was noch mehr! Aber dann erſt mag man das alles ſeyn, wenn auch Luthers Schriften über Fürſten, Adel und Prieſter, wenn Huttens Nemo prior, Nemo poſterior, nebſt ſeinem Werkgen de vita aulica, wenn die Argenide von Barklay, und Sterne's Reden an Eſel, nebſt dem Hudibras von Swift; wenn der Telemach von Fenelon, und Crebillons Buch unter dem Titel: Ha, welch ein Mährchen! oder Boileau's Chorpult; wenn Schach Lolo, oder die Geſchichte der Könige von Scheſchian, oder die neuen Göttergeſpräche von Wieland; wenn Hallo's glücklicher Abend, wenn Doctor Luthers Fürſten-Spiegel von Moſer, wenn Dyas Na-Sore, wenn die politiſchen Streifereyen von Hoff, wenn Blumauers traveſtirte Aeneis, wenn der Fürſtbürger Phosphorus oder die Allerweltspfaffenharlekinade, wenn Doctor Martin Luther, oder Deutſche geſunde Vernunft, wenn die Reſultate aus den Auflöſungen der oben angeführten Aufgaben der Kurmainziſchen Akademie, wenn die ebenfalls oben gerühmten Predigten von Berg und Zirkel, wenn die Reden des Juſtiz-Amtmanns Pfeil von der Erfüllung der Pflichten der höhern Stände eines Volks, als dem beſten Mittel, Ruhe und Ordnung in einem Lande zu erhal-

---

erkannte, daß ſie jenen Göttern der Phönizier ähnlich waren, auf deren Schultern man zum Zeichen der höchſten Gewalt einen Ochſenkopf geſtellt hat." — Heldengeiſt und Deſpotismus der ältern u. neuern Zeit. — S. 127.

ten, Producte von Volksverführern, Jakobinern, Propagandiſten und Demokraten ſind: dann, ſage ich, mag man das alles mit ſeyn; ſonſt nicht.

Fürwahr, ich finde nichts erbärmlicher, als das modiſch gewordene Herumwerfen mit Jakobiner und andern gehäſſigen Benennungen für Deutſche, im Tone der Denunciation. Ich für mein Theil bin, nach eigner wiederholter Erfahrung, ganz der Meinung, womit Mangelsdorf die Vorrede zu dem zwölften Hefte ſeiner allgemeinen Geſchichte der Europäiſchen Staaten endet. „Die Schlimmſten von allen Jakobinern des Tages — bemerkt dieſer ſcharfſichtige Mann — ſind nicht allein die Prediger des Königsmords und des Sankülottismus, in welchem, Hans Hagel abgerechnet, Niemand Heil finden kann, außer wer im buchſtäblichen Sinne ſeinen Verſtand verloren hat; ſondern auch jene Menſchen, welche, der Eine als Dummkopf, der Andere als Paraſit, der Dritte als Intriguant, ihre argloſen Mitbürger, (ſoviel geraden Sinn und unerſchütterliche, wenn gleich nicht ſtockblinde, Anhänglichkeit ſie auch an Fürſten und Vaterland haben,) in den Verdacht treuloſer Geſinnung zu bringen ſuchen, und dadurch Unzufriedenheit erwecken. Wäre es möglich, wozu, Gott ſey Dank! auch nicht der kleinſte Anſchein da iſt, aber wäre es möglich, daß in irgend einem aufgeklärten deutſchen Staate eine groſe Inſurrection gegen die angebohrne Landesherrſchaft erfolgte; ſo ſind, Tauſend gegen Eins gewettet, neun Zehntel von jenen Verdächtigmachern die — erſten Ueberläufer.“

Ja, ſo iſt es! Ich ſelbſt habe während dem Feldzuge Einige von den Jakobinerbrütern etwas genauer aufgelaurt und gefunden, daß einer derſelben, ein höchſt unvorſichtiger Zeitungsſchreiber, der immer von Königsmördern, franzöſiſchen Lumpengeſindel u. d. gl. die Backen vollnahm, und dadurch endlich ſeinem Wohnorte die ſchrecklichſte Rache zuzog, ſelbſt ſo niederträchtig geweſen iſt, ſeine Frau um hohe Preiſe an Emigrirte ſo lange zu verkuppeln, bis ſie nebſt den Andern ihres Gelichters ganz durch franzöſirt war. Und doch hatte dieſer ſchändliche, immoraliſche Menſch die Frechheit, unſchuldigen Menſchen, nach wahrer Jakobiner Art, Verdacht und Verfolgung zuzuziehen. In Neuwied wußte man von dieſem verächtlichen Geldſchlund nicht Arges genug zu erzählen. Wem aber ſchon ſeine Frau um Geld feil iſt, wie kann dem Wahrheit, Rechtſchaffenheit und Unſchuld heilig ſeyn!

Ein Anderer, der noch unter Friedrich dem Großen nach der Magdeburger Revue die Erlaubniß erhalten hatte, ſich nie wieder dahin zu bemühen, ſchreyet und ſchimpft über Aufklärung, deutet den Urſprung der unruhigen und verſchlimmerten Zeit in Deutſchland ganz natürlich auf den unſchuldigen Friedrich, und möchte gern ein Inquiſitionsgericht bey uns einführen wider alle Aufklärer, die er kurzweg für Volksverführer, Jakobiner u. ſ. w. ausgiebt. Ich werde zu ſeiner Zeit es nicht vergeſſen, dieſem litterariſchen Smelfungus ein Wörtchen näher zu ſagen, wenn ich einer gewiſſen Charteke von Wandrung durch die Rhein- und Mayn-Gegenden und die preußiſchen Cantonirungsquartiere im Februar, 1794, erwähnen werde. Genug, auch dieſer herrſchſüchtige und vor gekränktem Stolz rotomontadirende Schwindelkopf ſchimpft und ſchreyet über Aufklärer und Jakobiner, wie der Advocatus diaboli in Rom auf alle Kandidaten für die Innung der Heiligen. Selbſt ein Sultan Peter, der Unausſprechliche, könnte einen Martin Sachs von der Art, troz der Hauschronika ſeines Vaters, nicht einmal wieder brauchen, der Frau Kriegsräthin Cranz mit philoſophiſchen Träumereien auf dem Sopha aufzuwarten. — Doch was kümmert uns ein Menſch, dem die wirkliche Welt lange nicht weit genug iſt, und der eben darum in der Phantaſieenwelt für die Langeweile ſich ſelbſt im verdunkelten Zimmer tyranniſirt, indem er es an andern in der Sinnenwelt nicht recht kann!

Und von dieſem Schlage ſind alle die Kurzſichtigen, welche ich auf ihrer Aufklärer- und Jakobiner-Jagd abſichtlich belaurt habe, ohne Ausnahme — halbgebildete, Characterloſe, ſchwärmeriſche und herrſchſüchtige Träumer, Heuchler oder Kalenderer in Wielands Sinn, und oft krank vor lauter Heimweh nach dem Tempel des Idoles ihrer Phantaſie.

Für wie kurzſichtig müſſen aber dieſe Männlein unſere Regenten und Regierungen halten, wenn ſie im Ernſte wähnen, daß man auf ihre abgeſchmakten und faden Inſinuationen etwas unternehmen werde, was das Band der Geſellſchaft erſt recht lockern und dann freylich Jakobiner erwecken könnte, zumal am Rhein und in mancher Gegend des ſüdlichen Deutſchlands! Möchten dieſe Elends-Propheten und Ritter vielmehr bedenken und einſehen, daß eben die freymüthigern Schriftſteller, welche als Aufklärer in ihren Augen jakobinern ſollen, gerade diejenigen ſind, welche den Regenten eben ſo ſehr nützen, als den Regierten. Den Regenten, welche gewöhnlich die mindeſte Schuld an der Bedrückung und der Unzufriedenheit ihrer Unterthanen haben, geben ſie durch die Publikation der öffentlichen oder Privatmeynung Gelegenheit, auf die Fehler und Schröpfereyen ihrer zu egoiſtiſchen Unterbeammten zu wachen, und dadurch das wegzuräumen, was den Vätern des Volks die Zufriedenheit, Liebe und Ruhe ihrer Kinder entzieht. Den Regierten, deren Wünſche man doch unmöglich immer gleich befriedigen kann, ſo gerecht ſie oft auch ſeyn mögen, dienen ſie vor der Hand als politiſche Ableiter, und verhindern als ſolche das Anhäufen, Gähren und Entzünden des politiſch-elektriſchen Brennſtoffes. Welche kluge Regierung wollte alſo nicht ſelbſt zu ihrem eignen Beſten weit mehr auf ſie, als auf die alles einengenden und die Gährung und Entzündung vermehrenden Antipoden halten! Ohne die freymüthigen Aeußerungen der Volksgeſinnungen und Urtheile durch Fox und Sheridan, die den unruhigen Köpfen in England zum ſyſtematiſchen Vor-Ableiter dienen, würde es in England, troz allen Beſtechungen und Gegenmienen, gewiß längſt gebrannt haben. Man weiß ja, daß der im Innern kochende Aetna endlich um ſo gefährlicher und ſtürmiſcher tobet, je länger er ſeine Gluthen zurückhält, und um ſo gelinder, je ungehinderter er ſie auswirft. —

Wer den Menſchen nur etwas kennt, und die Geſchichte zu Rathe zieht, ſelbſt nur die Regierungsgeſchichte Friederichs des Großen, wird dieſer Behauptung beytreten und nicht ohne Grund vermuthen, daß wohl Mancher von denen, welche zu Inquiſitionen und gewaltſamen Hinderungen freymüthiger Aeußerungen rathen, die arge Abſicht haben könnten, den geſellſchaftlichen Umgang durch gehemmte offne Mittheilung aufzulöſen, den beſſeren und einſichtigern Mitbürgern Cabalen und Verdacht zuzuziehen, Mistrauen und Händel überall anzuzetteln, den Regenten und die Regierung eben wegen der Befolgung der von ihnen angerathenen Maasregeln verhaßt zu machen, und, was das Gefährlichſte iſt, durch die erzwungene Zurükhaltung des innern Unmuths und Druckes deren Energie und Schnellkraft bis auf den Grad zuſammenzupreſſen, daß die dem Erſticken nahe Natur wie unwillkührlich losbreche und endlich ſich dadurch mit Gewalt lüfte!

Wollen die guten Herren das nicht: nun ſo erinnern ſie ſich des Sprüchwortes: daß zu ſehr geſpannte Bogen brechen, und daß ſtrenge Herren ſelten lange regieren, zumal zu einer Zeit, wo man nicht mehr ſtumpfſinnig genug iſt, in willkührliche Bedrückungen als banger Sklave von Rechtswegen ſich zu fügen. Alsdann werden auch ſelbſt ſie, wenn ſie ſonſt reines Herzens und gutes Willens ſind, ihre Saiten gelinder ſpannen und mehr ſich bemühen, die Unterthanen untereinander und mit ihrer Regierung auszuſöhnen, als die Einen gegen die Andere, und umgekehrt, aufzuhetzen und zu entzweyen.

Haben ſie für dieſe edle Bemühung keinen Sinn, mehr Sinn für politiſche Auto da Fee's, dann mögen ſie zurückſchrecken, wenn ſie Zaupſers Gemälde von den geiſtlichen Bütteln in Spanien, in ſeiner bald folgenden Ode auf die Inquiſition, erwägen, und nur nach v[illegible]derten Namen das Weſen und die Folgen ihres Blutb[illegible]werks erblicken. Es iſt entſetzlich, Menſchen von Menſchenwohl und Religion viel ſprechen zu leſen und doch zu finden, daß ihnen zu der ſchwarzen Seele eines Herzogs von Alba nur ein Philipp der Zweite abgebt!

Ich hätte dieſen Tummelplatz wegen elender oder verirrter Menſchen vielleicht gar nicht betreten ſollen nach dem Spruch Salomons (Sprüche, 27. 22.): Wenn du den Narren im Mörſer zerſtießeſt — wie Grütze, ſo ließe doch ſeine Narrheit nicht von ihm: will ihn daher auch gleich verlaſſen mit der leider merkwürdigen Stelle, worinn Leibnitz bemerkt: C'eſt un malheur des hommes, de ſe degouter enfin de la raiſon même et de l'ennuyer de la lumiere. Les chimeres commencent à révenir et plaiſent, parcequ'elles ont quelque choſe de merveilleux. *)

Soviel für dieſe! Für Andere, die es überhaupt für ein Frevelſtück halten, über Regierungs-Kunſt etwas zu berüh-

---

*) Es iſt ein Unglück der Menſchen, daß ſie endlich den Geſchmack ſogar an der Vernunft verlieren und das Licht läſtig finden. Die Hirngeſpinſte fangen alsdann an zurückzukommen, und gefallen, weil ſie etwas Wunderbares an ſich haben.

berühren; ohne in deren Geheimniſſe als geübter Höfling
oder als Staatsmann eingeweiht zu ſeyn, ſage ich mit dem
Verfaſſer der Vorrede zu der Schrift: La Politique natu-
relle, ou diſcours ſur les vrai principes du Gouvernement:
(Londres, 1773) „Die Politik oder die Kunſt Menſchen zu
„regieren, wenn ſie geſund, rein und wahr iſt, das heißt,
„wenn ſie ſich auf die Natur des Menſchen und
„den Zweck der Geſellſchaft gründet, enthält gar nichts
„Uebernatürliches. Sie geht, wie jede andere Wiſſen-
„ſchaft, von Grundprinzipien aus, und leitet davon alle ihre
„Maximen her, die ſie zu einem feſten, vollſtändigen
„und zuſammenhängenden Syſteme verbindet.“ „ „Nur
„ „ein falſches Intereſſe der Fürſten, nur die verborgenen
„ „Schleichwege der Höfe, nur die Vorurtheile und Lei-
„ „denſchaften der Höflinge konnten aus der ſo einfachen
„ „Regierungskunſt ein undurchdringliches Chaos entſtehen
„ „machen.“ “

„Dieſe Menſchen, welche in dem Alleinbeſitze aller politi-
„ſchen Kenntniſſe zu ſeyn wähnen, ſuchen uns zu bereden, daß
„die Abſchaffung der Mißbräuche einer Regierung eine ganz
„unmögliche Sache ſey, wobey ſie ſich freylich ſehr wohl befin-
„den mögen. Dadurch geſchieht es nun, daß ſich wenige
„Staatsbürger und noch wenigere Souveraine mit jenen Uebeln
„beſchäftigen, von welchen ſie zwar auf gleiche Weiſe gedrückt
„werden, die ſie aber für unvermeidlich halten. Der aufgeklärte
„und biedergeſinnte Mann überläßt ſich jedoch ſolchen nieder-
„ſchlagenden und falſchen Ideen nicht: er denkt über das Un-
„glück ſeines Vaterlandes nach, nicht, um es durch Un-
„ruhen zu vermehren, ſondern, um die Urſachen davon auf-
„zuſuchen, und die vernünftigen, das iſt, die mit dem Wohl
„der Geſellſchaft verträglichen Mittel dagegen anzugeben.“

„Die Leidenſchaft darf hier gar nicht mit ins Spiel
„kommen, denn ſie handelt nicht nach den Geſetzen der Klug-
„heit: ſie reißt nieder, ohne etwas Beſſeres aufzuführen.
„Um die Mißbräuche in einem Staate zu heben, dazu wird
„kalte Vernunft, tiefe Einſicht und Zeit erfordert. Die
„Nationen müſſen mit Langmuth das Ungemach ertragen,
„welches ſie nicht beſeitigen können, ohne ſich elender zu
„machen. Die Vervollkommnung der Politik kann nur die
„langſame Frucht der Erfahrung von Jahrhunderten ſeyn:
„nach und nach wird ſie die Staatsverfaſſungen zur Reife
„bringen: ſie wird die Menſchen weiſer und dann ſogar auch

„glücklicher machen. *) Der gute Bürger theile alſo ſeine „Ideen dem Vaterlande mit, und tröſte es bey den gegen„wärtigen Uebeln mit der Hoffnung einer beſſern Zukunft. „Mit einem Worte: er hoffe, daß einſt Große und Kleine „aufhören werden, ſich vom Ohngefähr leiten zu laſſen, „daß ſie zur Vernunft und Billigkeit zurückkehren werden, „wodurch ſie allein den Drangſalen ein Ende machen kön„nen, unter denen ſie auf gleiche Weiſe ſeufzen.“

Kein Volk kann glücklich ſeyn, wenn es nicht nach den Geſetzen der Natur regiert wird.

Kein Fürſt kann groß, mächtig und glücklich ſeyn, wenn er nicht vernünftige Völker gerecht regiert.

„Dies ſind die einzigen und wahren Grundſätze der ge„ſellſchaftlichen Harmonie, welche die Regierung herſtellen „muß. Unglücklich ſind die Völker, deren Häupter dieſe „Maximen als aufrühreriſch, oder als eine bosha
fte Sa„tyre auf ihre Regierungsart anſehen. Unglücklich ſind die „Häupter ſelbſt, die dann noch ihre Augen vor ihrem größ„ten Intereſſe zuſchließen!“ —

Wielands Agathon ſah allenthalben, daß die Menſchen nicht ſo gut wären, als ſie ſeyn könnten, wenn ſie weiſer wären; aber er ſah, daß ſie nicht beſſer ſeyn könnten, bis ſie weiſer würden; und daß ſie nicht weiſer werden könnten, bis ihre Väter und Mütter, Ammen, Schulmeiſter, Prieſter und übrige Vorgeſezte durch alle Stufen — vom Gaſſenvogte bis zum Könige — ſo weiſe wären, als jedes nach dem Maaße ſeiner Beziehung und ſeines Einfluſſes ſeyn müßte, um der Geſellſchaft wirklich nützlich zu ſeyn. **)

Wer mit den Bürgern bloß von ihren Rechten redet, ohne ſie zugleich an ihre Pflichten zu erinnern, iſt entweder ein Schmeichler, der ſie betrügt, oder ein Schurke, der ſie plündert, oder ein Ehrſüchtiger, der ſie zu unterjochen ſucht. Der wahre Freund des Volks iſt derjenige, welcher ihm kühn harte Wahrheiten ſagt; und das Volk iſt wirklich ſo beſchaffen, daß es ihn am Ende darum ehrt und liebt. So der National-Convent in der ſchon erwähnten Erklärung der weſentlichen Grundſätze der geſellſchaftlichen Ordnung. Oben winkte ich an, daß das gemeine Wohl aus der adäquaten Pflichterfüllung nicht der Gehorchenden allein, ſondern auch der Gebietenden, und dieſer vorzüglich entſpringe und entſpringen müſſe. Ich ſage hier: und dieſer vorzüglich: und eben dieß bewog mich, den Zuchtſpiegel für dieſe Claſſe zuerſt aufzuſtellen. Denn ſo lange dieſe Claſſe nicht mit dem guten Beyſpiele einer genauen Pflichterfüllung vdraufgeht, iſt es vergeblich, ſie von dem Volke zu erwarten, oder ſie mit Gewalt erzwingen zu wollen. Aber auch umgekehrt, hilft es für das Wohl des Ganzen wenig, wenn die Gebietenden oder Herrſchenden alles leiſten, was ihre Pflicht erfodert, und die Gehorchenden nicht das Reciproke thun. Will ich alſo nicht jakobinern, nicht als Schmeichler, als Schurke oder Ehrſüchtiger mich ſelbſt brandmarken; will ich als ehrlicher Mann zur Förderung des Wohls des Ganzen mein Scherflein ehrlich beytragen: ſo liegt mir es ob, auch für die Gehorchenden einen Zuchtſpiegel anzubringen.

---

*) Aus der Stellung dieſes letzten Satzes ſieht man, daß unſer Verfaſſer ſchon 1773. ganz auf der Spur von dem war, was jetzt, nach Kant, Fichte, Schmalz und andere ausführlich gelehrt haben.

**) Agathon IV. Th. S. 276.

Und dieß zu thun, gehörte gleich anfangs in den Plan meiner poetiſch-moraliſchen Chreſtomathie. Den erſten Theil dieſer Auswahl hat man jezt vor ſich; den zweyten erhält man mit der Zeit. Dieſer muß zuerſt das aufſtellen, was die Empfänglichkeit und Verbindlichkeit zur politiſchen Cultur; dann das, was eben jene zur moraliſchen einſchärft. Alſo Achtung gegen die Geſetze des Staates, und gegen die Regierung nach denſelben — Einſicht ihrer Nothwendigkeit und Verbindlichkeit — vernünftiges Berechnen ſeiner wahren Vortheile, und Unterordnung der Begierden unter der Vernunft nach den Geſetzen — Herzählung der Folgen daraus für die Einzelnen und das Ganze — dann reges Gefühl des Patriotismus und Kosmopolitismus. —

Sachkundige werden einſehen, daß dieſes Gebiet das Gebiet der ſogenannten vollkommnen Pflichten ausmache — vorzüglich Regulativ des Aeußern, Gliedern ſey, Zwangs-Pädagogik zur allmäligen Ausbildung der innern, feinern und moraliſchen oder liberalen — erſt Regierung der Geſetze, dann die der Weisheit, nach der obigen Bemerkung des Fräuleins von Schurmann: erſt Befolgung der Geſetze von Außen durch Andere; dann die von Innen durch ſich ſelbſt — erſt politiſch-frey; dann moraliſch-frey, wie ebenfalls oben erwähnt iſt.

Und nur nach dieſer Rangordnung der Ausbildung kann man mit Karl Müchlern ausrufen:

Ja, frey zu ſeyn — der Menſchheit erſtes Recht —
Dieß ſey das edle Ziel, nach dem wir ringen:
Wer Ketten trägt, wird durch die Ketten ſchlecht:
Die Sklaverey lähmt unſers Geiſtes Schwingen. *)

Eben dahin ſah auch Mylius, als er von dem Zurufe der Freyheit ſang:

Sohn, laß die Welt zerſtieben:
Ich bleibe denen, die mich lieben,
Ein ewig ſichrer Aufenthalt.
Laß alle Wetter auf dich ſtürmen:
Ich will dich mächtiger beſchirmen,
Als Roms bewaffnete Gewalt.
Auf, rüſte dich mit meinen Waffen,
Und ſpotte kühn der Sklaverey!
So wird dein Muth dir Kronen ſchaffen,
So biſt du ſelbſt in Ketten frey!

In mir, in mir wohnt das Vergnügen,
Das Schickſal, Zeit und Furcht beſiegen
Und einem Nero trotzen kann.
Wer meiner Gottheit Thron verehret,
Bleibt, wenn ein Sturm die Welt zerſtöhret,
Ein durch ſie ſelbſt beglückter Mann.
Steh auf und folge meinem Fluge,
Erheb dich bis zu meinem Thron!
Erhabner Geiſter edlem Zuge
Folgt ſtäts ein mir geweihter Sohn.

O Freyheit, kann bey deinem Glücke
Ein Sterblicher noch ſterblich ſeyn!

---

*) S. 15 im 4ten Heft von Schillers neuen Thalia.

Was ſchmeck ich für ein himmliſch Leben!
Mit Göttern bin ich hier umgeben,
Mit Göttern, die die Freyheit ſchüzt.
Ich ſeh, fern von der Thorheit Knechten,
Wie ihr die Weisheit zu der Rechten,
Zur Linken das Vergnügen ſizt; *)
Vor ihrem Throne prangt die Tugend,
Und freyer Geiſter edle Ruh;
Hier lacht der Luſt vergnügte Jugend,
Dort eilt der Künſte Gott herzu.

Die Freyheit tritt mit ihren Füßen
Die Feindinn von Vernunft und Wiſſen,
Des Glückes Peſt, die Sklaverey.
Die Menſchenfurcht liegt hier in Ketten:
Hier fliehn, ihr Leben zu erretten,
Stolz, Einfalt, Wuth und Tyranney.
Die Freyheit ſchwebt auf ihrem Sitze,
Den heller Strahlen Glanz bedeckt.
Ihr muntrer Blick gleicht fernem Blitze,
Der Weiſe reizt, und Blöde ſchreckt.

O könnten dich die Menſchen finden,
Und deiner Gottheit Werth ergründen,
Und dich, wie ich, o Freyheit, ſehn:
So würde ſie kein Bliz zerſchmettern,
So würde ſie ihr Glück vergöttern,
Und ſie zu deinem Thron erhöhn.
Jedoch die Herrſchſucht ihrer Herzen
Stößt ſie in Plutons Finſterniß;
Und ſolche Feſſeln zu verſchmerzen,
Sind Sklaven ſelbſt die Feſſeln ſüß.

Hier, wo die Freyheit thronet,
Hier, wo das Glück der Menſchen wohnet,
Wie? hier iſt es von Menſchen leer?
Und wo mit tief gekrümmten Rücken
Sich ſtolzer Sklaven Sklaven bücken,
Da drängt ſich aller Völker Heer? —
Zerreißt der innern Herrſchſucht Bande,

---

*) Alſo erſt Weisheit und durch Weisheit Würde; dann deren Lohn — Vergnügungen — Glückſeligkeit.

Ihr, die ihr noch die Menſchheit fühlt,
Eh, der Vernunft zur ew'gen Schande,
Sie euch das Glück der Menſchheit ſtiehlt! . . . .

In Welten, wo die Freyheit flüchtet,
Wird auch der Weisheit Reich zernichtet,
Das blos der Freiheit Schutz erhält.
„Die Freyheit hilft Verſtand und Willen,
„Der Fürſicht großen Zweck erfüllen,
„Den ſie den Menſchen vorgeſtellt.
„Bey denen, die dem Zwange dienen,
„Wohnt Wiſſenſchaft und Wahrheit nicht;
Und ohne weisliches Erkühnen
Iſt der Gehorſam keine Pflicht.

Beglükteſter der Unbeglückten,
Die keine Laſten ſklaviſch drückten
Wär ihr Gemüth nicht ihre Laſt!
Geh, ſage den gebundnen Thoren,
Wenn ſie der Freyheit Schutz verſchworen,
Sey mir die ganze Welt verhaßt.
Die Sklaven will ich ewig meiden,
Die nie der Weisheit Strahl geſehn.
Laß die der Blindheit Elend leiden,
Die ſich in eignen Feſſeln blähn.

Von nun an will ich mich erheben,
Beglückter als Monarchen leben,
Und ohne Zwang mein König ſeyn. *)

---

*) Rex eris, ſagten die Alten, ſi recte feceris; ferner ſagte **Boëthius**:

Regem non faciunt opes,
Non veſtis Tyriae color,
Non frontis nota Regiae.
Rex eſt, qui poſuit metus,
Et diri mala pectoris,
Quem non ambitio impotens
Vulgi praecipitis movet,
Qui tuto poſitus loco
Infra ſe videt omnia.
Rex eſt, qui metuit nihil,
Rex eſt, quique cupit nihil:

Der niedern Thorheit will ich ſpotten,
Wenn ihrer Sklaven freche Rotten
Verzweifelnd Gift und Feuer ſpeyn.
Frey will ich reden, thun und denken:
Die Freyheit lohnt mit Glück und Ruh.
Laßt einen Sturz die Welt verſenken:
Wer frey iſt, ſiehts und lacht dazu. *)

Daß bey der allmäligen Ausbildung der moraliſchen Freyheit nirgend Zwang durch Kunſt von Außen, gegen die Kraft, den Ruf und die Beſtimmung durch die Natur von Innen, herrſchen dürfe; daß Druck- und Preßfreyheit, auf gut Sokratiſch zu ſprechen, der höhern innern Cultur Hebammendienſte leiſten müſſe; daß die Sorge für Männer zur Ausbildung und Sicherung des Innern, oder für vernünftige Lehrer in Schulen und Kirchen der Sorge für Männer zur Ausbildung und Sicherung der Aeußern, oder für Aufſeher und Ausführer der Geſetze, und für Aerzte und Soldaten nicht nachſtehen dürfe, giebt die Natur und der Gang der Dinge. Griechenland und Rom ſah mehr auf das Eine, als das Andere, bildete den Bürger zu ſehr auf Koſten des Menſchen, entfernte und empörte dieſe durch ausſchließliche Begünſtigung jener, und daher endlich ihr Untergang. Neufrankreich unterordnet den Bürger dem Menſchen, den Gang der Kunſt dem Gang der einfachen edeln Natur durch Einſicht, Ueberzeugung und Weisheit: und nur ſo können Menſchen-Rechte und eine der Natur entſprechende Menſchenbildung und Veredelung erreicht und geſichert werden. **) Alles Andere wankt, Pſu-

---

Mens Regnum bona poſſidet,
Hoc Regnum ſibi quisque dat.
Horatius ſchrieb: — — Qui cupiet, metuet quoque: porro
Qui metuens vivit, liber mihi non erit unquam.

*) Vermiſchte Schriften des Hrn. Chriſtlob Mylius, geſammelt von G. E. Leſſing. Berlin bey Haude u. Spener, 1754. S. 456. ff.

**) Was Immanuel Kant in dieſer Rückſicht a priori deducirte, folgerte Immanuel Sieyes a poſteriori: aber Kant und Payne haben gezeigt, daß und wie man auch in Monarchieen dahin gelangen könne, wohin die vernünftige Natur uns will. — Daß man indeß von dem Verfall der ſchert, zuchthäuſert und weicht endlich den Reſultaten des bildenden Genius der Zeit, oder der Zurückwirkung der Gewalt.

Die Bildung und Behandlung der erwachſenen Bürger durch Geſetze und Predigten hängt von dem Unterrichte und der Bildung derſelben in der Jugend ab. Je ſorgfältiger hier auf die Stärkung des Körpers, die Ausbildung der Sinne und Phantaſie, auf die Entwickelung und Anwendung des Verſtandes und Gedächtnißes, auf die Bildung allgemeiner Begriffe und deren Verbindung, Feſtigkeit und Wirkſamkeit, auf angemeſſene Gewöhnung, vernünftige Vorſchriften pünctlich zu befolgen, auf die Richtung und Stärkung des moraliſchen Gefühls durch rege edle Geſinnungen, und auf die Motivierung des Willens durch haltbare Grundſätze u. d. gl. gearbeitet iſt, deſto leichter wird es der Regierung, die ſo Erzogenen und Gebildeten durch Geſetze; und den Kirchenlehrern, ſie durch höhere Motive — ſobald beyde auf die vorhergegangne vernünftige Bildung weiter vernünftig eingreifen — der Erreichung ihrer natürlichen Beſtimmung durch die erreichte bürgerliche zu nähern. Ein Zuchtſpiegel für die Jugend und deren Lehrer iſt demnach der Theil, der meine Chreſtomathie beſchließen wird.

Ob ich noch eine eigene Sammlung von Gedichten hinzufügen werde, welche für edle Gottesverehrer blos das enthalte, was jeder Vernünftige, ohne Rückſicht auf irgend eine äußere Religions-Norm, als haltbares Tugend-Motiv, nach der Offenbarung durch die Sinne, die Vernunft und den geläuterten Glauben an die überlieferten Denkmäler der Vorwelt, anerkennen kann und wird, ſoll von der Aufnahme meiner erſten Auswahl, und von den Winken der Sachkundigen abhängen. Daß Baſedow in dieſer Rückſicht auf der einen Seite zuviel, und auf der andern zu wenig geleiſtet habe, zeigt ſein Geſangbuch für Chri-

---

Griechiſchen und Römiſchen Republik auf den Verfall der Neufränkiſchen, wie überhaupt auf die Unmöglichkeit, eine große Nation republikaniſch zu organiſieren und zu behandeln, ſchließen will, iſt, wie mich dünkt, nach der eben erwähnten Verſchiedenheit in der Organiſirung von Griechenland, Rom und Neufrankreich, a priori zuviel, und a poſteriori noch zu voreilig. Doch davon zu ſeiner Zeit in den Briefen über unſern unſeligen, aber endlich ökonomiſch abgebrochenen Feldzug.

ſten und **für philoſophiſche Chriſtgenoſſen**, wenn ich nicht ſehr irre, augenſcheinlich.

Daß eine Sammlung Gedichte dieſer Art, der ächten Gottesverehrung und Tugend großen Vorſchub thun werde, kann man nicht bezweifeln, wenn man bedenkt: daß endlich alle Religion und das von ihr abhängende Tugendmotiv, bey ſehr Vielen, ſchwinden oder erſchlaffen muß, ſobald man ſieht, daß verächtliche Schwärmer oder Heuchler ſich des Willens ſchwacher oder ſchüchterner, wenn gleich ſonſt gutmüthiger, Machthaber bemächtigen, und durch erſchlichene Vorſchriften von poſitiven widerſinnigen Lehrformen die edlern Köpfe zwingen wollen, auf ihre ſauer erworbene beſſere Einſicht Verzicht zu thun und empörende, lächerliche Fratzen für ſich und Andere an deren Stelle anzunehmen. Der dadurch erregte, gerechte Unwillen, und der männliche Entſchluß, Gott und der Vernunft mehr zu gehorchen, als Menſchen und verunedelnden Grillen, nöthiget ſonſt edle, rechtſchaffne Religionslehrer, entweder ihr Amt niederzulegen, oder es, wenn der Brodtberuf mächtiger wirkt, nach erzwungener Heuchler Art, ohne warme Theilnahme, kalt, ja, verächtlich zu führen und bloß Schulworte ohne Kraft und Sinn, folglich ohne alle Einwirkung auf die veredelnde Bildung durch Religion — maſchinenmäßig vorzutragen. Daß dieſes die Kanzel zu einer Bude von theologiſch-religiöſer Charlatanerie herabwürdige, und nun jeden denkenden und an geſunder Nahrung gewöhnten Kopf von der öffentlichen, gegenſeitigen Erbauung durch vernünftige Gottesverehrung, abſchrecke und zurückhalte, lehret die Erfahrung, nebſt den Abhandlungen über die Frage: Woher der Verfall der Religion in unſern Tagen entſtehe?

Wenn es billig iſt, ſagt Eberhard *), daß ſich der aufgeklärtere Theil der Menſchen zu dem unwiſſendern herablaſſe und deſſen Vorurtheile ſchone: ſo erfordert die allgemeinſte Gleichheit der Rechte, daß auch die Unwiſſenden nicht die vernünftigen gemäßigten und ſchonenden Vorſchläge der Aufgeklärtern mit Ungeſtüm von der Hand weiſen. Auch ſie haben ein Recht auf ihre Ueberzeugungen, auch ſie fühlen die Verpflichtungen ihres Gewiſſens, auch ſie bedürfen einer Gottesverehrung, die ihrer Erkenntniß nicht widerſpricht, ihre Empfindungen nicht beleidiget, ihre Andacht nicht ſtöhrt und ihre Erbauung befördert. Ihre Foderungen einer ſtets fortgeſetzten Verbeſſerung der Religionserkenntniß ſind den vernünftigen Grundſätzen einer wahrhaftig edeln, wohlthätigen, den Geiſt vervollkommnenden Religion gemäß; ſie ſtimmen mit dem wahren Geiſte des Proteſtantismus überein, und der eigene Vortheil des gemeinen Chriſten erfodert es, ſie mit Friedfertigkeit, Sanftmuth und Unpartheilichkeit zu hören.

---

*) Auf der 4ten Seite der Vorrede zu den Vorleſungen über die allgemeinen Grundſätze und Pflichten der Religion und Sittenlehre von D. Williams.

Von wem können ſie heilſame, richtige und nützliche Belehrung erwarten, wenn ſie ſie nicht von denen annehmen wollen, die die göttliche Vorſehung durch die Gaben, die ſie ihnen verliehen, und die Umſtände, worein ſie ſie verſetzt hat, und worin ſie dieſe höhern Gaben noch weiter ausbilden können, in den Stand geſetzt hat, ſich reinere und vollkommnere Erkenntniß zu erwerben? Ich finde noch immer den meiſten Stolz und die meiſte Unbiegſamkeit auf der Seite der Unwiſſenheit, und die meiſte Demuth, Mäßigung und Schonung auf der Seite der wahren Aufklärung.

Das Verdienſt der Aufgeklärtern in den chriſtlichen Gemeinen erſcheint in einem noch ſchönern Lichte, wenn man überlegt, daß ſie mit einer vollkommnern Erkenntniß auch eine aufrichtige, ungeheuchelte und ganz unverdächtige Frömmigkeit und Menſchenliebe vereinigen. In der That, was könnte ſie bewegen, für die Reinigung und Veredlung der öffentlichen Religion zu arbeiten, dieſem wohlthätigen Geſchäfte ihre Nachtwachen zu weihen und ſich jeder Verunglimpfung auszuſetzen, wenn die Religion in ihren Augen nicht einen ſo hohen Werth hätte, wenn ſie nicht gern ihrer Freuden und Seligkeiten genießen, und auch Andere dieſer Freuden und Seligkeiten, ſoviel es möglich iſt, empfänglich machen wollten?

So weit Eberhard. Wenn aber die Bemühungen und Wünſche dieſer edlen Männer, das Wohl ihrer Mitmenſchen durch geläuterte Einſicht und Religion zu fördern, geſetzlich gehemmt, ja, ſchimpflich beſtraft werden; wenn jene gehäſſigen Religionsvorſchriften alle guten Köpfe von dem Studium der Theologie entfernen und nur noch die dabey vegetieren laſſen, denen es dereinſt an allem Eifer und Geſchicke mangeln wird, die Einſicht und Moralität ihrer

Gemeinen durch vernünftige Lehrweisheit zu fördern; wenn einſichtige Layen die gegebnen Blößen und Alfanzereyen in dem Kanzelvortrage oder bey dem Catechiſieren beſpötteln, und dadurch ihren Kirchenlehrer lächerlich oder als einen verächtlichen Dummkopf oder Heuchler darſtellen: was kann, was muß aus der Religion und der Moralität des großen Haufens werden?

Oeffentliche und Privattugend hängt von der Aufklärung ab — ſagt *William* in ſeinen Vorleſungen S. 128 — und dieſe von der Freyheit im Denken. Die Seele iſt zur Erwerbung von Kenntniſſen eben ſo von der Natur eingerichtet, als die Theile unſers Körpers zu ihren Verrichtungen; und es wird noch größere und abſcheulichere Grauſamkeit erfordert, ſie unthätig zu machen, als die Glieder des Körpers zu verſtümmeln. Das Herz eines jeden Menſchen würde ſich empören, wenn irgend eine mißverſtandne Politik den Ausſpruch thun würde, daß viele Menſchen ihrer Glieder beraubt, oder ſie wenigſtens gefeſſelt und unbrauchbar gemacht werden ſollten. Die Einrichtungen der Gottheit, uns Kenntniſſe durch unſere Organiſation zu verſchaffen, gehören zu den größten Wundern in der Natur. — Und kann ein Laſter abſcheulicher ſeyn, als alle dieſe Abſichten der Natur vereiteln zu wollen?

Wenn es ſchon Verbrechen iſt, einem Menſchen etwas zu rauben, das mir vortheilhaft iſt, dafür ich ihn aber durch Erſatz ſchadlos halten kann: wie ſoll ich das nennen, Menſchen den Gebrauch ihres Verſtandes zu rauben und die größte und edelſte Wohlthat des Himmels unnütz zu machen? Und doch haben ohne Schaam und ohne Gewiſſensbiſſe alle die ſo gehandelt, die durch barbariſche und gothiſche Geſetze die Thätigkeit und Freyheit des Geiſtes feſſeln wollten! Die bewunderungswürdigen Anſtalten, die wir in der Einrichtung der menſchlichen Natur ſehen, uns die Elemente der Erkenntniß zu verſchaffen, daraus brauchbare Grundſätze zu bilden und Andern mitzutheilen, ſind durch jene unwiſſende Barbarey beleidigt: ſchwerlich kann ein Menſch eine größere Gottloſigkeit oder ein größeres Verbrechen begehen!

Faſt jedes Laſter des Menſchen hängt hievon ab. Wenn wir an den Gebrauch unſerer Geiſteskräfte gewöhnt wären, wenn wir alles *ſelbſt* zu unterſuchen gelernt hätten, und nichts annähmen, was uns nicht *eigene* Unterſuchung lehrte: ſo wäre dieſe Erkenntniß die ſicherſte Quelle von Tugend; und wenig Leiden würden unſer Leben elend machen. Aber ſtatt deſſen hat man uns gewöhnt, Alles von Andern anzunehmen und unſere Kräfte ungenutzt liegen zu laſſen. Die meiſten Vergehungen in der Welt kommen davon her, daß man nicht unterſucht, ſondern glaubt. Derjenige, welcher unterſucht, bleibt in einer gewiſſen Thätigkeit, die ihn zur Tugend vorbereitet. Wer aber dieſe Thätigkeit verſäumt, der wird weit ſchwerer tugendhaft, und weit leichter eine Beute des Laſters. Er ſcheint Kenntniſſe zu erwerben, und erwirbt keine, denn falſche Gelehrſamkeit iſt ſchlimmer als gar keine. Die Ueberredung von der Wahrheit einer Lehre oder eines Grundſatzes, den man uns zu glauben befiehlt, und von dem wir doch keine feſte Ueberzeugung haben, iſt ein ſchleichendes Gift für die Seele, das deſto gewiſſer wirkt, je weniger wir es fürchten. Wir ſehen Leute, die ganz vollgepropft von ſyſtematiſcher Gelehrſamkeit in Religion und Moral, und doch überflüſſig in der Welt ſind, ja, keine einzige fromme oder moraliſch=gute Handlung verrichten. Das könnte nicht ſeyn, wenn man die Menſchen gewöhnt hätte, ſelbſt zu unterſuchen, ſelbſt zu denken, und nichts als Grundſatz anzunehmen, von dem ſie nicht lebendig überzeugt wären. — Alle Meynungen, die wir ohne Unterſuchung annehmen, ſind ſchädlich. Sie gleichen dem bloß eingebildeten Wohlſtande eines Landes, der nicht die Wirkung der Volksthätigkeit iſt, und zugleich anſcheinenden Vorzug giebt, indeß er das Verderben des Landes befördert. „Eingebildete Religion und eingebildete Kenntniſſe haben einerley „Folgen: ſie hindern alle Unterſuchung, machen uns ſtolz „auf Vorzüge, die wir nicht beſitzen, hindern wahre Reli„gion und Aufklärung, und dienen dem Laſter unter der „Larve der Tugend nur deſto ſicherer.“

Wer kann hier dem einſichtigen und ehrlichen William widerſprechen? Doch, wir hören ihn erſt weiter! Die Religion, fährt er S. 228. fort, dieß höchſte und ſeeligſte Glück unſers Lebens, hat durch Mißverſtand unbeſchreiblich verſchiedene falſche Grundſätze des Verhaltens hervorgebracht. Ihre Abſicht iſt, uns zur Tugend und Glückſeeligkeit hinzuführen. Es giebt aber wahrlich kein Laſter, das Menſchen nicht zur Befolgung jener nichtigen Syſteme, die man Religionen nennt, verübt hätten. Der Grund hievon iſt einleuchtend. Man gewöhnt einen an ſeine Religion, wie man einen zur Kaufmannſchaft gewöhnt. Man lehrt ihn, aus was für Artikeln ſeine Glaubens-Niederlage beſtehen müſſe, und verſichert ihn, daß er ſich des Zuſpruchs und der guten Meynung aller Anhänger eben dieſer Religions-Innung verluſtig mache, wenn er ſich nicht zwinge, deren Glaubenswaare aufzunehmen. — Und ſo gewöhnt man an Irrlichter; trennt dadurch Menſchen von Menſchen, ſtreuet den Saamen zu Haß und Verfolgung unter ihnen aus, und macht ſie jeder Niederträchtigkeit und Grauſamkeit fähig, indem man ihnen eine unverſöhnliche Feindſchaft gegen andere Glaubens-Innungen einflößt. Ganze Bücher ließen ſich mit Schilderungen von den Verläumdungen, Treuloſigkeiten, Betrügereyen, geheimen Freveln, den Kriegen, Verwüſtungen und Grauſamkeiten anfüllen, die man der Religion wegen ausgeübt hat, ſelbſt nicht nur mit der größten Gewiſſensruhe, ſondern ſogar im Triumph ſchwärmeriſcher Frömmigkeit. Jede unwiſſende und boshafte Rotte mißbrauchte den Namen des heiligen Weſens, (das dem Weltall bloß das Daſeyn gab, um es glücklich zu machen,) damit ſie ihre Mitmenſchen ungeſtraft plündern und morden konnte. Jeder Eiferer, von dem elenden Gefolge eines Methodiſtenpredigers an, bis hinauf zum heiligen Inquiſitor auf ſeinem Richterſtuhle, ſündiget noch jezt jeden Augenblick gegen Gott und die Natur: — und doch glaubt er, je ähnlicher er dem Teufel wird, deſto mehr ſey er ein Mann nach dem Herzen Gottes!

Was hier William bemerkt, lehrt die Geſchichte unwiderſprechlich, und leider um ſo trauriger, da ſeine Schilderung von den Eiferern auch noch heutzutage zutrifft. Aber was richten ſie mit ihren teufliſchen Maſchinerien aus? Nichts als Hochverrath und Verwüſtung! Sie kompromittiren die Würde der Geſetzgebung, machen deren Handhaber bey dem edlern Theil der Nation verhaßt, und mindern dadurch die patriotiſche Anhänglichkeit an dem Vaterlande und deſſen Beherrſcher: ſie modeln die Religion zu einem ſyſtematiſchübertünchten Chaos von kaltem Unſinn um, ſtempeln ſie zu einem ſklaviſch-hohepriesterlichen Gottesdienſte, woran kein heller, edler Freund Gottes und der Tugend Theil nehmen mag, ſuchen abgeſchmackte Lehren des Alterthums, ganz wider den Geiſt des Zeitalters, wieder in Gang zu bringen, wenn gleich ein großer Theil des großen Haufens längſt über dieſen Unſinn und Mährchen lacht, und nun ihrentwegen ſelbſt die übrigen heilſamen Lehren mitverwirft; ſie ſtöhren die Wirkſamkeit der haltbaren Tugendmotive aus der wahren Religion, indem ſie unhaltbare, ſchwärmeriſche aus ihrer phantaſtiſchen mit Gewalt aufdringen; ſie entfernen die beſſern Köpfe, die durch einen vernünftigen Religionsunterricht, folgſame, ruhige und zufriedene Unterthanen bilden könnten, von den Lehrſtühlen der Moral und der Religion, und beſetzen ſie mit Menſchen, die um deſto weniger wahre Religion und Moral haben, je fähiger ſie ſich zum Herplärren von Schiboleths finden laſſen, die alle Religion und Moral untergraben, und ſie, wie ihre Zuhörer, endlich jenen Gräbern ähnlich machen, deren inneres Scheuſal uns Chriſtus ſo bedeutend geſchildert hat; ſie verleiten oft den beſten Fürſten, über unbeſcholtene Männer, die zu ehrlich ſind, um wider ihre beſſere Einſicht, ſelbſt zum größten Nachtheil der Regenten und Regierten, ihr Amt nach der herabwürdigenden Vorſchrift jener herrſchſüchtigen Schwindelköpfe zu verwalten, Inquiſitionen zu verhängen, die den Credit und das Anſehn der Nation und deren Oberhauptes im Auslande eben ſo ſehr ſchänden, als ſie im Innlande Stutzen, Murren, Heucheln, Irreligion und Unmoralität hervorbringen. — Kurz, gienge es nach ihnen, und dem düſtern Lichte ihres verqualmten Innern, dann hätten wir im proteſtantiſchen Deutſchland, was man im katholiſchen Spanien jezt einſtellt — Inquiſition: dann könnten auch wir mit Zaupſern ausrufen:

Fährt wieder praſſelnd auf dein kaum erſtorbnes Feuer,
Megäre Inquiſition,
Des Orkus und der Dummheit Tochter, Ungeheuer,
Peſt der Vernunft und der Religion.

Tritt wieder deine ſchwarze Ferſe Nationen
Betrogner Sklaven in den Staub,
Und rufen wieder, keines Ketzers zu verſchonen,
Die Mönche, deine Knechte, die den Raub

Verwaiſter Kinder Erbgut theilen, und auf Leichen
Gottläſternde Gebete ſchreyn,
Wie blut'ge Tyger, die, wenn ſie den Wald erreichen,
Sich brüllend der erwürgten Heerde freun.

Oed liegt Iberien von deinem Drachenhauche:
Fleiß, Wahrheit, Freundſchaft, Künſte fliehn,

Des Denkens Freyheit ſtirbt, im Scheiterhaufen Rauche
Durch dich erſticket, Geiſtermörderinn!

Schon droht dein offner Schlund — wer ſoll die Unſchuld ſchützen,
Da Wohlthun ein Verbrechen hieß? —
Dem weiſen Olavid, der orthodoxe Pfützen
Durch Ketzer Hand zu Eden bauen ließ.

Welch gräßlicher Triumph! dem Gottmenſch an der Seite,
Im Heiligthumes Innerſten
Sitzt die mit Gift geſchwollne Hyder, ſchnaubt nach Beute,
Und würgt, die ihrer Raubſucht widerſtehn:

Der Flüche ſchrecklichſter, den je der Bannſtrahl blitzte,
Wird mit Poſaunen kund gethan,
Sieh deine Göttinn, Volk! ruft donnernd der erhitzte
Mönch mit dem Dolch, ſtirb oder bete an!

Er rufts und tauft mit Blut, und predigt mit den Flammen. *)
So predigte einſt Muhamed,
Und zog nach Mekah hin, die Bürger zu verdammen,
Die muthig ihn nicht ehrten als Prophet.

O Duldung, Gotteskind, du aus des Mittlers Wunden
Hervorgegangne Schöne, du,
Durch die Germaniens drey Kirchen, eng verbunden,
In Eintracht blühn und ſchweſterlicher Ruh.

Vertraute Friederichs, die ſeine mächt'gen Staaten
Mit ausgeſpannten Schwingen deckſt,
Und nun berufen von dem Solon der Sarmaten
Nach Warſchau Fried' und goldnes Alter trägſt.

---

*) Daß es unter Proteſtanten auch Mönche gebe, wenn gleich keine ſo barbariſche, wie Herr Zaupſer ſie hier ſchildert, zeigt in einigen Gegenden die Aehnlichkeit der Wirkungen vom blinden Religionseifer, von mißverſtandener Aſcetik, von herrſchſüchtiger Orthodoxie, vom Einſchleichen in die Kabinette durch Heucheley, von der Kunſt, entnervte Gemüther durch Geiſter, Hölle, Blut Chriſti, und andere morgenländiſche Mythen zu feſſeln und ſie dadurch zu ihrem Willen zu bequemen, u. d. gl.

O kehr den ſanften Blick nach Süden, wo mit Thränen
Die Menſchheit dich um Hülfe fleht,
Und hör das Mordgeſchrey, das Röcheln und das Stöhnen,
Das dir die Luft mit Aſch entgegen weht,

Flieg hin mit Cherubs-Kraft, und ſtürz das Unthier nieder,
Daß es zurück zur Hölle fährt,
Und lehr der Eifrer Schwarm, die irrgegangnen Brüder
Durch Sanftmuth zu bekehren, nicht mit Schwert!

Und die Urheber von alle dem könnten einſichtige Männer ſeyn? Männer nach dem Herzen Gottes, reines Herzens und guten Willens? Könnten die Ehre ihres Fürſten, den Beyfall der Nation, deren Anſehn und Vorankommen aufrichtig lieben, und mit Einſicht fördern wollen? — Nichts von alle dem: ſie ſind unter allen politiſchen Vampyrs in gewiſſer Rückſicht die ſchädlichſten, ſind Homileten und fabricirten Homilieen, und dieß nach Mylius Schilderung in deſſen vermiſchten Schriften S. 391:

Wer iſt ein Homilet? Ein ehrenvoller Mann,
Der leſen, ſchreiben, ſchreyn und memoriren kann.
Ein Mann, der gründlich weiß, in faſt vierhundert Tagen
Mehr als zweyhundertmal, mit Vielem Nichts zu ſagen.
Ein Mann, der ein geübt mechaniſch Mundwerk hat,
Ein tiefgelehrter Mann, der an der Einſicht ſtatt
Durch ſein Gedächtniß ſich bis auf den Stuhl erhöhet,
Auf deſſen Boden er in Aarons Anſehn ſtehet.
Er iſt ein würdig Glied von der berühmten Zunft,
Die Schluß und Denken ſcheut, die Wahrheit und Vernunft
Den Grüblern überläßt, die ſich bemühn, durch Schlüſſen
Das, was als Gottes Wort man glauben ſoll, zu wiſſen.
Kurz, jeder, welcher nicht die Redekunſt verſteht,
Und auf der Kanzel lärmt, der iſt ein Homilet.

Was iſt die Homilie? Ein Ausbund ſchöner Künſte,
Ein dampfendes Gefäß gehäufter Gallendünſte,
Das manchen edeln Geiſt, den ſonſt kein Reiz erweckt,
Durch den Geruch gereizt und tödtlich angeſteckt.
Sie iſt ein heilſam Werk voll witzerfüllter Lehren,
Der Einfalt Aberwitz durch Dunkelheit zu mehren;
Durch Worte zu erbaun, durch Seufzer nachdrucksvoll,
Durch Töne ſtark zu ſeyn, ſo wie ein Redner ſoll.
Sie iſt die große Kunſt, dem Text ins Maul zu greifen,

Gebete mit Gebet, und Spruch mit Spruch zu häufen, —
Sie lehrt den, der ſie ſucht, mit ruhigem Gewiſſen
Erbauung und Beweis vom Reden auszuſchlieſſen. —

Wo wohnet dieſe Kunſt, wo wird ſie ausgeübet?
Wo tritt der Redner auf, der Wahn und Einfalt liebet?
Wo füllt ein leerer Schall manch hintergangnes Ohr?
Wo öffnet das Geſchwätz dem Laſter Thür und Thor?
Da, wo die Andacht Gott, als gegenwärtig, ehret,
Da, wo der Pöbel glaubt, daß er Gott reden höret,
Wenn ſein Herr Plaudrer ſchwatzt und manchen ſchwachen Geiſt
Ins Reich der Finſterniß mit ſtolzer Frechheit reißt;
Da, wo man betend ſich nicht Gott zu läſtern ſcheuet,
Wo die Unwiſſenheit mit Bann und Fluche dräuet,
Wenn ſich in der Vernunft ein kluger Zweifel regt,
Ob den, der hirnlos ſchwazt, auch Gottes Geiſt bewegt.
Da wohnt die Homilie, wo man den Weg zum Leben,
Um deſſen Kenntniß ſich die Meiſten falſch beſtreben,
Durch klugen Unterricht geſchickter Redner ſucht.
Doch aber iſt dieß wohl des frommen Eifers Frucht?
Nein, hier wird Dunkelheit mit Finſterniß vertrieben,
Hier lernt in Ewigkeit kein Menſch die Tugend lieben.
Wie? in den Tempeln nicht? dieß glaubt die Einfalt nie;
Doch iſt es wahr: warum? Hier wohnt die Homilie.

Wodurch kann nun ein Menſch zum Homileten werden?
Durch was für Zauberey wird Bav ein Licht der Erden?
Was machts, daß mancher Star ſich bis dahin verirrt,
Wo er der Klugen Spott, des Pöbels Abgott wird?
Dadurch, daß er entzückt die goldnen Regeln lernet,
Wodurch ein Redner ſich von Geiſt und Kraft entfernet,
Mit Sylben ewig zankt, und die Beredtſamkeit,
Als frommer Seelen Gift, von ganzem Herzen ſcheut. —

Warum erfüllet man mit leerer Worte Schalle
Des Tempels Innerſtes bis in die äußre Halle?
Warum will jeder Tropf, der leſen, ſchreiben, ſchreyn
Und memoriren kann, ein heilger Redner ſeyn?
Darum, weil man hiedurch mit ſpielendem Beſtreben
Ammt, Weib und Geld erlangt, in Ehr und Würden leben
Und durch ein ſchwarzes Kleid den Himmel ſtürmen kann:
Drum macht die Homilie ſo manchen Gottesmann.

Nicht, daß des Volkes Herz der Worte Kraft empfinde;
Nicht, daß die Chriſtenheit den Weg zum Himmel finde;
Nein, daß der träge Geiſt der Arbeit bald entflieh,
Und dennoch glücklich ſey: drum lernt man Homilie!

Sehr erbaulich, indeß in mancher Gegend leider ſehr wahr! Auf dieſe Art würde aber Wielands Agathon auch hier die Religion in Aberglauben gehüllt, zum Schaden der Geſellſchaft mißbraucht, zum Werkzeug des Eigennutzes, des Stolzes, der Wolluſt und des Müßiggangs herabgewürdiget antreffen: er würde finden, daß die Menſchen hier Religion ohne Tugend haben, und daß ſie gerade dadurch deſto ſchlimmer ſind. *)

Daß der Erfolg jenes Homileten- und Homilienweſens, zumal, wenn es geſetzlich erzwungen wird, die öffentliche und heimliche Moralität eben nicht ſehr ſichere, zeugen die gewöhnlichen Meuchelmörder in Italien, die Trägheit und Armuth der Portugieſen und Spanier, und die wiederholten Königsmorde in katholiſchen Ländern. Wie könnte auch ein Werk der kindiſchſpielenden Phantaſie, das endlich der unaufhaltſam anwachſenden Einſicht zum Geſpötte wird, Stärke genug haben, den Kampf der Sinnlichkeit, nach der Vorſchrift der erhöhten Vernunft, immer und überall zu ſchlichten und den Kämpfer ernſtlich zu bewegen, heilig zu ſeyn, weil ſein Gott es iſt, wenn man ſtatt der veralteten Phantaſie-Puppe dem Volke nicht haltbare und beſſere Religionsbegriffe beybringt? Man ſah es ja in Frankreich, was aus einer Religion von der phantaſtiſchen Art, ſobald der größere oder edlere Theil ihrem Gängelbande, — ohne reellen Erſatz dafür, entwachſen iſt, ſogar bey einer ganzen Nation in gar kurzer Zeit werden kann: und dieß, dächte ich, müßte alle Fürſten witzigen, von jeder phantaſtiſchen Religion für ihre und ihrer Völker Ruhe und Sittlichkeit mehr zu fürchten als zu hoffen, und dann mit Friedrich dem Großen auszurufen: „Wehe dem Lande, deſſen Regent ein Freund der Prieſter iſt!“ —

Schadet jede phantaſtiſche Religion am Ende gewiß mehr, als ſie für einige Wenige auf eine kurze Zeit nützet; kann wahre haltbare Tugend nur durch wahre haltbare Weisheit bewirkt werden; und iſt dieſe die holde Tochter der Auf-

---

*) Agathon IV. Th. S. 277.

klärung durch Freyheit im Denken: ſo iſt Friedrich der Große in dieſer Rückſicht wieder das rühmliche Muſter aller klugen und väterlichen Fürſten durch die Maxime: „In meinem Lande kann jeder glauben und denken, was er will, wenn er übrigens nur ein guter Bürger iſt.“ *)

---

*) Friedrichs Staatsökonomie war ganz auf die innere Maſchinerie des Menſchen berechnet. Was vorhin von Englands politiſchen Ableitern und dem Aetna bemerkt iſt, war eine Maxime ſeiner Regierung. Sollten die Leute ſeine Laſten nicht abwerfen, oder unter ihnen nicht erliegen: ſo war es nothwendig, es ihnen nicht zu wehren, zu verſchnauben und ſich zu luften. Er wehrte es nicht, und der Vortheil davon war für ihn und ſeinen Staat der größte. Dankbare Gelehrte, und was mit dieſen zuſammenhängt und durch ſie ſein Brodt hat, Papiermacher und Papierhändler, Lumpenkrämer und Lehrjungen, Buchbinder und Setzer, Buchdrucker und Buchhändler, Poſtämter und Acciſe, Tauſende von allen dieſen rühmten ihn laut dafür: und wem folgt man williger, als einem weit und breit Berühmten! Andere verſchnaubten nach Herzensluſt, entfernten ſich aber unvermerkt, durch die begünſtigte Freyheit der Erſtern, vom Aberglauben und der Rechnung aufs Hyperphyſiſche, und wurden benutzbarer durch ihre Reducierung aufs Phyſiſche. Dieß wußte Friedrich, und daher das Syſtem ſeiner Nachſicht, ſogar bis auf Beſchimpfung. Es ſah ihm alſo ganz gleich, daß er dem angeſehenen Fremden, der ſein Erſtaunen über die höchſt freyen und ſogar ſchimpflichen Reden der Soldaten in Potsdamm, und dieß in der Nähe von Friedrich, nicht bergen konnte, nur antwortete: „O, ſo lange meine Soldaten noch räſonniren: ſo hats nichts zu ſagen; wenn ſie aber einmal ſchweigen, dann iſt Gefahr vorhanden.“ Was Friedrich ſeinen Soldaten erlaubte, erlaubte er ſeinem ganzen Volke, eine lange Reihe von Jahren praktiſch: und doch war es nirgends ruhiger, arbeitſamer und blühender, als zu dieſer Zeit in Preußen. Wohl uns, daß dieß Syſtem bey uns einheimiſch geworden iſt: Preußen hat ihm ſeine Ruhe, ſeine Größe und Feſtigkeit zu danken. Und gerade dieß Syſtem machte es, daß man die Beſchränkung der bürgerlichen Freyheit ſchon ertrug, weil man es wagen durfte, ſie zu beräſonnieren, und ſich dadurch — ſogar gegen einen König — ſchadlos zu halten. Dieß bedachte Hr. Ackermann wohl nicht, als er die erwähnte Beſchränkung gegen Hrn. von Archenholz anführte. Man findet es im 1. St. des neuen teutſchen Merkurs für 1796, S. 104. Aſa Fötida, ohne Einwickelung genommen, kann den Gaumen reizen und die Eingeweide rebelliren machen; aber mit Einwickelung geht ſie freylich, wenn der Bolus etwas ſtark iſt, immer ſchwer herunter, indeß doch herunter, und hebt nun die Krämpfe. So viel kommt auf Einwickeln an — wenn Aſa Fötida durchaus

Wie gerecht, wie klug es war, nach dieſer Maxime der unbezwinglich immer anwachſenden beſſern Einſicht keine Hinderniſſe fruchtlos in den Weg zu legen, zeigt die Geſchichte aller Religionen. Erſt gehen dieſe von den dunkeln Gefühlen aus, werden nach und nach von dem Verſtande erhellet, und endlich durch die Vernunft gereinigt und entſchieden. So ergieng es der ägyptiſchen durch **Moſes**, der Moſaiſchen durch **Chriſtus**, der griechiſchen und römiſchen durch die **Kirchenväter**, der Kirchenväteriſchen oder päpſtlichen durch **Luther**, und allen dieſen noch ſchärfer durch die ſogenannten Freygeiſter und Philoſophen. *) Die Bemühungen aller dieſer revidierte **Semler** nach der Geſchichte, und **Kant** nach der **Philoſophie**. Der gelehrte Proceß und die Akten darüber liegen ausführlich und ſummariſch jedem offen; und der wiſſenſchaftliche Forſcher prüft jezt die einen wie die andern, und wählt am Ende eklektiſch das ihm Wahrſcheinlichſte. Und ſo verliert ſich das Syſtem des Herumirrens und Irrens fürs Ganze durch das aufgedeckte Falſche und Schädliche in den Syſtemen — der Einzelnen.

Hat irgend ein Menſch, irgend eine Nation dieſe Höhe und Reinheit der Erkenntniß mühſam erreicht: welcher Kluge kann erwarten, daß ſie gutwillig oder mit Ueberzeugung zu den Schlacken des alten Chaos in tiefer, verhaßter Finſterniß herabſteigen werden, bloß, weil einige Schwächlinge, Faullenzer, Böſewichter oder Heuchler, die es bequemer und zuträglicher für ſich achteten, unten im Schlamme der neb-

---

noch Noth thut! Vorzeiten half der Phantaſie-Himmel einwickeln: aber **Friedrich** merkte ſeine Unkraft, ja, ſeinen noch größern Schaden, und ſorgte für einen Erſatz, der wirkſam und reeller war.

*) Die Tyranney der Autoritäten kann nicht ewig dauern; das Wort des Meiſters kann nicht, bloß weil es Meiſterwort war, ewig gelten, ewig den Geiſt, die Empfindung und die Vernunft, in Feſſeln halten und im Triumph gefangen führen. Es kommt die Zeit, wo nur die Lehre überbleibt, und ſogar die Exiſtenz oder die Beſchaffenheit des Lehrers problematiſch wird. Alsdann entſcheidet unſer Wahrheitsſinn über den innern Werth der Vorſchrift, gleichviel ob Brama oder Konfuzius, Zeka oder Mohammed ſie uns ertheilte. — So **Georg Forſter** in der Vorrede zu des Grafen von Benyowsky Schickſalen und Reiſen, S. 68.

lichten Sinnenſümpfe liegen zu bleiben, es ſo für gut finden und befehlen? Wer das erwarten kann, kann auch erwarten, daß erwachſenen Menſchen wieder ihre Kinderſchuhe paſſen werden — ſchwimmt wider den Strohm, und macht ſich lächerlich durch ſeine Unkunde in der Geſchichte der Ausbildung der Wiſſenſchaften, und in vernünftiger Menſchenbehandlung nach dem Grade ihrer National-Cultur. Wer hierinn bewandert iſt, weiß, daß die religiöſen Begriffe von jeher ein Product der Köpfe waren, die den Anſtrich von dieſen hatten; daß folglich das Subjective das Objective beſtimmte, dieſes daher immer von dem Grade der Bildung abhänge, zu welchem ſich das Zeitalter erhoben hatte, folglich auch die Religionen gleichen Schritt mit der Cultur im Ganzen hielten. Wie nun die Menſchheit ununterbrochen zu höherer Vollkommenheit aufſteigt, ſo muß ſie auch nothwendig Begriffe und Vorſtellungen, die ſie ehemals befriedigend fand, unzureichend und ihren Bedürfniſſen wenig entſprechend finden. Zuerſt ſuchet man dieſem Mangel durch künſtliche Nachhülfe abzuhelfen. Man fängt an, alle ſchwankenden Religions-Dokumente myſtiſch und allegoriſch auszulegen. Reichet dieſes nicht mehr hin: ſo kann nichts das Schickſal der Religionen noch aufhalten: ſie veralten und müſſen es nach dem unausweichlichen Gange der Dinge, um einer beſſern Platz zu machen. Alle Religionen der Vorzeit dienten auf dieſe Art nur als Vehikel zu einer moraliſchen Religion, und als Medium, die glückliche Periode der Ausbildung der menſchlichen Vernunft zur völligen Anſicht des Endzwecks der moraliſchen Welt herbeyzuführen. *)

Eben dieß Schickſal erfuhr das Chriſtenthum ſchon zu den Zeiten der Apoſteln, wie ihre Schriften ausweiſen, aber nachher noch mehr, wie es die Käzer- und Concilien-Geſchichte bezeugt, und jezt noch immer, wie man in ſo vielen gelehrten Zeitungen und in noch weit mehr Büchern leſen kann. Soviel Köpfe, ſoviel Sinne, galt und gilt auch hier, wie überall, wo man etwas anders, als Mathematik, behandelt. Das Objective des Chriſtenthums richtete ſich nach der

---

*) Wer mehr hierüber zu leſen wünſcht, findet es in Reinhards Abriß einer Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung der religiöſen Ideen; in den Briefen über die Perfectibilität der Religion, und in dem Beytrag zur Kritik der Religionsphiloſophie und Exegeſe unſers Zeitalters, von Pölitz, 1795.

ſubjectiven Verſchiedenheit der Köpfe, die es auf dieſe oder jene Art prüften — Eſſeniſch, Chaldäiſch, Jüdiſch, Platoniſch, Apoſtoliſch, Ariſtoteliſch, Kirchenväteriſch, Lutheriſch, Calviniſch, Philoſophiſch, und endlich vermiſcht, oder rein-kritiſch, und dieß nach der Verſchiedenheit der Prüfenden in Rückſicht auf Kraft, Anlage, Ausbildung, Einſicht, Grundſätze, Syſtem u. ſ. w. Wem das nicht recht iſt, der ſehe zu, wie er den Verfaſſer des 1787. bey Unger in Berlin herausgekommenen einzig wahren Syſtems der chriſtlichen Religion zurechtweiſe. Entweder iſt das Urchriſtenthum nicht mehr für uns, oder es muß erlaubt ſeyn, daſſelbe nach unſerer beſſern Einſicht, der Idee eines vollkommnen Religionsſyſtems nach und nach zu nähern, und mit unſeren übrigen Begriffen in Harmonie zu bringen, um der Disharmonie im Innern und Aeußern vorzubeugen.

Hierauf deutete ſelbſt Chriſtus durch manche ſeiner Ausſagen, vorzüglich durch das Gleichniß, welches er zwiſchen der Anlage ſeiner Lehre und dem Ausſäen eines anfänglich kleinen Gewächskorns, das aber nach und nach breit und hoch aufwächſt, und erſt nach vielen Jahren Früchte trägt, gab und nach ſeiner Art erläuterte. *) Was Chriſtus vortrug, mußte nach ſeiner populären Lehrweisheit den Verhältniſſen der damaligen Menſchheit in Judäa anliegen, folglich, wie Semler bemerkte, dem Lokalen und Temporellen der damaligen Juden entſprechen, und ſich nach ihrer herrſchenden Denkart richten, kurz, das ſeyn, was es wirklich war, rhapſodiſche Volksmoral für die damaligen Juden, im Gegenſatz der Hohepriesterlehre von der Rechtfertigung durch Opfer.

Juden waren wir nie, auch nie erwachſene ſogenannte Helden: was alſo Chriſtus und ſeine Schüler zu deren Denk- und Sittenreform relativ vortrugen, fällt für uns weg, oder es muß erlaubt ſeyn, den Sinn ihrer dahin zielenden Lehr-

---

*) Matth. 13. 31. Luther überſetzte Σίναπι durch Senfkorn, und läßt es aufwachſen zum größten — Kohl — nach der Univerſitätenſprache freylich ſehr paſſend für alle die armen Sünder-Theologen, welche nach Semlers Ausdruck, noch immer mündlich und ſchriftlich judenzen, und Andere zum Nachjudaiſiren verbunden wiſſen wollen. — Man ſehe Schöttgens Novum Lexicon graeco-latinum von 1765. pag. 603; oder das von Schleusner pag. 787. im II. B.

werte nach einer abſoluten Sittennorm für uns zu deuten. Eben dieß gilt von den Lehrbeſtimmungen der Päpſte, Luthers und Calvins, denen unſere Einſicht auch längſt entwuchs. Das Recht, was allen dieſen, als Menſchen zukam, — immer nach Vervollkommnung zu ſtreben, und durch die Vervollkommnung der Einzelnen die Vervollkommnung des Ganzen zu fördern, dadurch die Scheidewand zwiſchen den Völkern allmälig abzutragen, dann Hand in Hand eine Heerde und einen Schafſtall auszumachen, endlich weder im Tempel zu Jeruſalem, noch auf dem Berge zu Samarien, ſondern im Geiſte und in Wahrheit den Allvater anzubeten, und als Kinder Eines Vaters ihn nach Chriſti Lehre im Lebenswandel zu verherrlichen, — kömmt auch uns zu; und ſo wie ſie befugt waren, ihre Lehrökonomie den Bedürfniſſen ihrer Zeitgenoſſen anzumeſſen, ſind es auch wir. Wozu alſo Lehrvorſchriften, die dieſem Recht, dieſer Pflicht widerſtreiten? Sie empören — man wiederholt dieß nicht genug — das feine ſittliche Gefühl aller einſichtigen, gewiſſenhaften Lehrer und Denker, wie dieß auch erſt neulich ein ſehr einſichtiger Mann bewies. *)

Daß man den erwähnten Grundſatz von **Lehrrecht** und **Lehrpflicht**, trotz allen Glaubensdecepoten mit einer dreyfachen oder einfachen Krone, oder gar nur mit dem winzigen Feder-Scepter, unausgeſezt befolgt hat, zeigt die Geſchichte der Ausbildung des chriſtlichen Lehrbegriffs durch die polemiſche Ausbildung des Lehrbegriffs der einzelnen chriſtlichen Partheyen. Ueberſieht man die Reſultate, die hieraus entſtanden, nebſt denen, welche die höhere kritiſche Philoſophie hinzufügte, ſo verhält ſich das Chriſtenthum, wie es in den Evangelien und den Schriften der Apoſteln vorliegt, zu dem Chriſtenthume, wie es jezt in unſern beſſern theologiſchen und philoſophiſchen Schriften daſteht, wie der Skizze erſte und rohe Entwurf zu deſſen vollſtändiger, reiner Ausführung, oder wie das Schema examinis von **Hermes** zu den Hauptſätzen des General-Superintendenten **Klügel**, der Inſpection

---

*) In der Schrift: Iſt die Augsburgiſche Confeſſion eine Glaubensvorſchrift der Lutheriſchen Kirche? Eine hiſtoriſche Unterſuchung zur Beruhigung der Regierungen, welche den proteſtantiſchen Lehrbegriff erhalten wollen, und der Lehrer, welche für ihre Denkfreyheit bekümmert ſind. — Halle, in der Rengerſchen Buchhandlung, 1793.

Irene im Braunſchweigiſchen zur Synodal-Unterſuchung vorgelegt. Jenes verbindet jüdiſche — Begriffe mit jüdiſcher Sprache; dieſe — rein-chriſtliche: jenes enthält die verſteckten Elemente zur chriſtlichen Bildung, ſo wie die damaligen Juden ſie kaum faßten, ſelbſt Chriſti Schüler nicht immer; dieſe — ausgebildete reinere Begriffe, wie die Vernunft ſie zur Förderung einer moraliſchen Religionswiſſenſchaft angiebt: jenes den Buchſtaben, welcher tödtet; dieſe — den Geiſt, welcher belebet. *) —

Wer den auf die vorhin beſchriebene Art angelegten, relativen Maximen Chriſti und ſeiner Jünger den Sinn der abſoluten neuern Moralprincipien unterlegen will, oder behaupten, daß Chriſti — Worte eben den Sinn für die damaligen Juden und ſeine Schüler gehabt haben, welchen Semler, Kant und Andere durch Hülfe der Geſchichte und der Philoſophie aus ihnen entwickelten; wer folglich vorausſezt, daß die erſten Lehrer des Chriſtenthums eben das bey ihren Lehrworten dachten, was jezt wir, wenn wir von einem reinen Moralſyſteme ausgeben, dabey denken, der allegoriſirt, wenn ich nicht ſagen will, daß er irret, und wird mit dem hiſtoriſchen Verhältniß der Religionsphiloſophie zur moraliſchen Volksreligion — die mit dem Chriſtenthume nach den Bedürfniſſen unſers reifern Zeitalters eins und daſſelbe iſt — und zu der Moral des Unchri-

---

*) Wer dieſe Vergleichung näher prüfen will, findet das Schema examinis im 7ten Stük des Intelligenzblattes zur allgem. Literatur-Zeitung von 1791. auf der 31ten Col., und die Hauptſätze von Kiugel im 7ten Jahrgange der Annalen der theologiſchen Litteratur und Kirchengeſchichte S. 308. — Von jenen kann man ſagen, wie von unſern meiſten Kirchenliedern, nach dem 5ten St. der Horen S. 138:

Ein altes Lied, zu oft geſungen,
Entfliegt gedankenlos den Zungen,
Und Geiſt und Seele bleiben leer.

Dieß wäre der negative Erfolg; aber der poſitive: die Verwöhnung, Moralität und Religion von den Bildern der Hoheprieſterlich-jüdiſchen Phantaſie zu erwarten, oder auf dieſe jene zu gründen; die Denk- und Willenskräfte der Menſchen, durch ſchwärmeriſche ob- oder ſubjective Uebung, in Disharmonie mit den wichtigſten moraliſchen Imperativen über intellectuelle und moraliſche Ausbildung zu bringen, und dadurch eine ganze Nation moraliſch und politiſch zu verkrüppeln — iſt ſchrecklicher. Doch aufmerkſame Leſer werden meine Gedanken darüber ſchon aus dem Vorhergehenden gefaßt haben.

ſtenthums nie aufs reine kommen. *) Und das ſoll doch jeder ehrliche Religionslehrer, indem dieſer nicht allein richtigern und beſſern Religionsprincipien ſelbſt folgen, ſondern auch die allmälige Fort- und Ausbildung derſelben kennen lernen muß, um ſich dadurch in den Stand zu ſetzen, jede Lehre, die er vorträgt, — gleichviel, ob nach den Dictaten der Bibel oder der Vernunft — überall mit Gründen aus der Philoſophie und der Geſchichte zu unterſtützen, und auf dieſe Art jeden Leſer oder Zuhörer, den gebildeten und nicht gebildeten, den leichtgläubigen und kritiſchprüfenden, vernünftig zu belehren und allgemein zu erbauen. Und ziehe er zu dieſem Behufe die Geſchichte und die Philoſophie über den Gang in der Ausbildung des Chriſtenthums zu Rathe: ſo wird er finden, daß es relativ unmöglich war, in einer vor achtzehnhundert Jahren orientaliſch-jüdiſch vorgetragenen, ſkizzenmäßigen Moral ein zuſammenhängendes, nach reinen Grundſätzen der Moral geformtes Sitten-Syſtem aufzuſtellen; ſondern daß dieſes, nach den damals gegebnen Winken, ſich aus den Prinzipien der reinern Religionswiſſenſchaft erſt nach und nach entwickeln ließ, und auch wirklich entwickelt wurde. Ja, er wird finden, daß das Urchriſtenthum nicht einmal ein klar genug vorgetragenes Prinzip hatte; und dann — nach dem endlich bewirkten Zuſtande des Chriſtenthums für die Bedürfniſſe unſers Zeitalters — das (ich meyne das Chriſtenthum) nichts anders, als eine aus der moraliſchen Religionswiſſenſchaft entwickelte populäre Moral mit ihren Grundlehren von Unſterblichkeit und Gottheit ſeyn kann — einſehen, daß man dem Guten an ſich zuviel thue, wenn man Chriſti Maximen eben die Innigkeit, Reinheit, Höhe und Umfang zuſchreibt, welche ſie endlich durch Hülfe der Geſchichte und der Philoſophie erreicht haben: oder man müßte in die Worte des neuen Teſtaments Begriffe gewaltſamer Weiſe hinein exegeſiren wollen, welche erſt die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts fürs reine und zuſammenhängende moraliſche Denken und Handeln auffand und ordnete.

---

*) Dieſes Verhältniß kann man zum Theil ſchon kennen lernen durch die Beyträge zur Verwandlung der Moral des Urchriſtenthums in eine Moral für unſer Zeitalter, vom Konſiſtorialrath Sintenis zu Zerbſt. Zerbſt bey Füchſel, 1795.

Sollen und müſſen wir aber, dem allen ohngeachtet, noch immer Chriſten ſeyn und bleiben; iſt das Urchriſtenthum, da wir vorher weder jüdiſche noch heydniſche Grundſätze gehegt haben, die uns eben ſo wenig, als die von Päpſten, Luther, Calvin und deren Schulen hinzugefügten Beſtimmungen; zeigt die Geſchichte aller Religionen, daß ſie ſich immer reinigten und der geſunden Vernunft näher rückten, je nachdem die Menſchen eben dieß thaten; ſind wir in unſerer Einſicht zu weit fortgeſchritten, befeſtigt und erhöht, als daß das Urchriſtenthum, nebſt allen nach und nach hinzugekommenen Symbolen, für uns noch ehrwürdig, haltbar und moraliſch wirkſam ſeyn könne; iſt es pflichtwidrig, ja, unmöglich, von der beſſer erkannten Wahrheit zu dem entgegenſtehenden Irrthume zurückzukehren, ohne zu heucheln oder eine geheime Gleichgültigkeit gegen alle Menſchenwürde, Moral und Religion zu nähren; kann nur das überall und immer mit feſter Haltbarkeit auf unſern Willen wirken, was eben ſo vorher auf unſere Einſicht wirkte; verdiente der Feldherr, ein Dummkopf oder ein Verräther an ſeiner Nation und deren Oberhaupt genannt und als ſolcher beſtraft zu werden, der ſeinen neumodiſch ſtreitenden Feind mit altmodiſchen Waffen nach altmodiſcher Taktik angriffe; will die Vernunft und Klugheit, daß er ihn mit ſolchen Waffen und nach ſolchen Grundſätzen behandle, welche ihn zur Ehrfurcht und zur Anerkennung ſeiner Ueberlegenheit, und dadurch zum Frieden und zur Ruhe beſtimmen: — was kann der vernünftige Religions- und Sittenlehrer, der Chriſtum und deſſen Urlehre durchaus noch immer predigen ſoll und muß, anders thun, als daß er nach eben dieſer Maxime ſeine Gegner behandle und aus kluger Lehrökonomie mit den einmal gängigen Lehrworten die haltbaren beſſern Begriffe verbinde und hiedurch die Religion an ſich eben ſo ehrwürdig und wohlthätig für Alle darſtelle, als er ſie dem Spotte und der Verachtung jedes lebhaften hellen Kopfes entziehe!

Daß einſichtige Religionslehrer das ſogenannte poſitive Chriſtenthum hiebey entweder gar nicht, oder nur glimpflich als eine Nebenſache berühren werden, die für uns wenig, oder gar kein Gewicht mehr haben kann, weil es etwas Hiſtoriſches iſt, für deſſen Entſcheidung wir kein ſtichhaltendes Kriterium mehr haben; — wohl aber für deſſen Schädlichkeit — lehrt die Oekonomie unſerer Vernunft und Willens, die beyde um ſo nachtheiliger ſchwanken, je ſchwankender die Data in der Sinnenwelt ſind, durch deren Hülfe man ſie zur moraliſchen Benutzung praktiſch lenken oder beſtimmen will. Was dazu allgemein dienen ſoll, muß Gottes- und Menſchenwürdig ſeyn, nicht einer moraliſchen Weltregierung widerſprechen, nicht nach der Wiege der Menſchheit riechen, noch weniger nach den barbariſchen Grundſätzen einer orientaliſchen Deſpotie, muß mit der Vernunftwelt unwiderſprechlich vernünftig zuſammenhängen, muß ein reeller objektiver und unbeſtreitbarer Gegenſtand ſeyn, wenigſtens in praktiſcher Rückſicht für Menſchen, die dem Gängelbande endlich entwachſen, muß ſeinen Werth nicht vom Subjectiven allein haben, um nicht jeder Schwärmerey Thür und Thor zu öffnen und Blutreligionen, Lämmerey und Wundenkriechen, Bilderdienſt, Gaßneriaden, Lavateriaden, Hexmeſſiaden, Kätzer- und Hexenproceſſe, Teufelsbeſchwörungen und andere Producte des Aberglaubens, die jede geläuterte Vernunft auf jede Art verwirft, durch teleologiſche Reflexionsart wieder aufzubringen. —

Wozu auch für ein an ſich ſchon feſtſtehendes Gebäude alle Baugerüſte, Stützen oder Nebengebäude, die es in unſern Augen jetzt ſchänden und überladen, die Wirkung des ſchönen Ganzen hemmen, ja, die Feſtigkeit des Hauptgebäudes, wenn man ſie zu deſſen Weſen durchaus gerechnet wiſſen will, durch den ärgernden Verſtoß gegen die Regeln der Conſequenz oder der Symmetrie und Eumetrie, in den Augen der Vernunft untergraben? Daß die Augen des grosſen Haufens ſo ſcharf noch nicht ſehen, iſt eine Folge ihrer politiſchen Behandlung, aber kein Beweis, daß ſie es durchaus nicht können. Als Menſchen müſſen ſie es können, wie jeder Andere, der es kann, ſo bald ſie nur eben ſo unterrichtet und gebildet werden, wie dieſer. Daß und warum dieſes nicht geſchieht, wiſſen wir leider nur zu wohl. Genug, erſt verbindet man die Augen obſichtlich, und klagt dann über Blindheit, und giebt obendrein Führer und Stäbe, die die Folgen der Blindheit, wie dieſe ſelbſt, noch mehren, wenigſtens unterhalten.

Aber die Augen des großen Haufens bey den Juden ſahen auch nicht ſcharf, ſahen durch Hoheprieſter-Brillen teleologiſch und praktiſch, wie es das Intereſſe der Nachkömmlinge von Aaron und Moſes forderte, und doch riß Chriſtus die Gebäude und Buden des poſitiven Krams nieder, um dem Hauptgebäude der allgemeinen Moral und Religion, durch das Licht der Vernunft, mehr Eingang, Anſicht, Wirkſamkeit, Glanz und Würde zu verſchaffen. Weſſen Methode gilt nun mehr, die von Chriſtus, oder jene von den Obſcuranten? *)

Will man die empfohlne Lehrökonomie Heucheley nennen, oder etwas, das der vertragsmäßig übernommenen öffentlichen Lehrpflicht widerſtreite, ſo frägt ſichs: welche Pflicht verbindet höher, die der Vernunft, nach allen Kräften zur Förderung des größern und edlern Menſchenwohls durch Forderung einer richtigern und edlern Einſicht, wiewohl mit kluger Schonung, wenn gleich nach Chriſti und Luthers Beyſpiel ohne Menſchenfurcht, immer und überall mitzuwirken, oder der Befehl winziger Ordens-Menſchen, die menſchliche Einſicht immer und überall zu verdunkeln und zurückzuhalten, um die Finanzen des Papſtes und ſeiner übrigen Hildebrandiſirenden Collegen durch das Fett und die Wolle ihrer Schaafe reſpectabler zu fördern? Sollte bey einer Colliſion von der Art, die minder verbindende Pflicht der ſtärker verbindenden nicht weichen, wenn auch je etwas Pflicht ſeyn könnte, was der natürlichen Beſtimmung des Menſchen widerſpricht? Und auf wen fällt die Schuld jener Heucheley oder jenes Vertragwidrigen wohl am ſchändlichſten? — Oder leuchten die erwähnten Folgen des erzwun-

---

*) So ſollten eigentlich die Leute heißen, die Hr. Heinrich in dem Verſuch über die Sekte der Illuminaten, Illuminaten genannt hat. Man verwechſele ſie nur nicht mit denen von Weishaupt. „Jene ſogenannten Illuminaten, wie es dort S. 88. u. ff. heißt, bemühen ſich, alle nützlichen Kenntniſſe auszurotten, weil ſie das Licht der Vernunft nicht ertragen können. In welchem Lichte muß eine Geſellſchaft in den Augen der Vernünftigen erſcheinen, wo der Geſpenſter ernſthaft gedacht wird, wo alles Eingebung einer verborgenen Macht iſt? — Sie bemühen ſich, einen ganz neuen Gang der Dinge, eine gänzliche Umänderung der Begriffe zu bewirken. Man beſtrebt ſich, das als glaubwürdige Wahrheit anzupreiſen, für deſſen Annahme man bis jezt erröthete. — Iſt es aber wahrſcheinlich, daß die Menſchen ihre zeither mit ſo vieler Mühe erworbenen und beglückenden Begriffe, aufopfern werden? Wird ſich der menſchliche Verſtand nicht gegen die entehrenden Feſſeln der Dummheit und Unwiſſenheit muthig zu vertheidigen und ſeine natürlichen Rechte zu behaupten ſuchen?“ So Heinrich. Sein Verſuch verdient alle Achtung. —

genen und dem Geiſte des Zeitalters ganz entgegenen Vortrags der Religion nicht ſchrecklich genug ein? *)

Sie thun es leider nur zu ſehr; und um ihnen vorzubeugen, hoffe ich, wird jeder Mann von Einſicht und Menſchenliebe die in dieſer Rückſicht erwähnte Sammlung von Gedichten loben; und wer würde die Pflicht verabſäumen, hier mit vorzüglicher Strenge zu wählen! Die allgemeine und vorbereitende Anlage dazu enthält ſchon dieſe Sammlung hin und wieder, vorzüglich in der vierten Aufſtellung.

Ob der Einfall gut war, den Schatz unſerer National-Dichter auf dieſe Art unſerer Nation von neuem vorzuführen, und ſie, wie die Ausländer, zur Bewunderung unſeres hohen und ſchönen Reichthums von dieſer Seite hinzulenken, noch mehr aber ſie alle zu deſſen fernern und ernſtern Benutzung glimpflich aufzufordern, überlaſſe ich der Entſcheidung Uns Leſer. Daß dieſe nicht ganz nachtheilig ausfallen werde, dafür bürgt mir das Urtheil einiger Kunſtrichter über etwas Aehnliches. So ſagt einer von ihnen im IV. B. der allgem. Literatur-Zeitung von 1785, auf der 27ten Columne: Wenn nur nützliche Wahrheiten in Umlauf kommen, ſo gilt es am Ende gleichviel, unter welchem Vehikel es geſchieht. Ein

---

*) Mehr ſyſtematiſchen Aufſchluß über die einzelnen hier vorgetragenen Ideen giebt das Magazin für Religionsphiloſophie, Exegeſe und Kirchengeſchichte, herausgegeben von Henke. (Helmſtädt bey Fleckeiſen, 1794-95.) Ich bitte alle eingeweihten Theologen, um das, was ich als Profaner nur nebenher berührte, ausführlich, gründlich und ſchön behandelt leſen und ſelbſt prüfen zu können, daß ſie den I. B. S. 1, 20, 129 und 353; den II. B. S. 283 und 623; den III. B. S. 356. und den IV. S. 36. zu Rathe ziehen wollen. Wie wohl würde es um die liebe Chriſtenheit ſtehen, wenn ihre Lehrer in Schulen und Kirchen überall von eben dem Geiſte beſeelt wären, und nach ihm überall ungehindert lehren und handeln dürften! Da aber, leider, das noch lange nicht iſt: ſo hatte der Herzog von Sachſen-Meinungen ſehr recht, indem er dem Oekonomie-Rath und Prof. Stumpf ſchrieb: „Ich freue mich herzlich, daß wir auf unſerer Sächſiſchen Geſamt-Univerſität (Jena) einen Mann beſitzen, der auf den Wohlſtand unſerer Unterthanen (durch Unterricht in der Landwirthſchaft) gemeinnütziger und zweckmäßiger würkt, als alle Lehrer der Rechts- und der Gottesgelahrheit." — Man findet dieß in des Oekonomie-Raths und Prof. Stumpfs Biographie — Jena, 1794.

Anderer, der **Patrik's Troſtſchrift**, überſezt von Archidiakonus Tobler, im I. B. eben der Zeitung für 1791, auf der 35ten Col. durchgieng, fügte hinzu: daß Schriften dieſer Art, die der Menſchheit gute Recepte in ihren ſo häufigen Seelenkrankheiten vorſchreiben, allerdings verdienen, recht bekannt gemacht zu werden. Ein Dritter, der die Geſänge zum Lobe Gottes, und zur Ermunterung des Menſchen, bey ſeinem Durchgange durch die Zeit, geſammelt von einer Standesperſon, im erſten Stück des IV. B. der neuen allgem. deutſchen Bibliothek S. 188. anzeigt, lobt die Idee, ſogar einzelne Verſe, voll Geiſt und Kraft, aus Liedern auszuheben und ſie beſonders abdrucken zu laſſen, um ſie zum Gebrauche ſogleich bey der Hand zu haben, und deſto leichter und beſſer ſie behalten und benutzen zu können. Eben ſo lobte man die Auswahl der beſten zerſtreuten Troſtgeſänge für Leidende, geſammelt von einem ihrer Brüder, (vom Hn. Wagner) auf der 656ten Col. im IV. B. der allgem. Literatur-Zeitung für 1790. Was aber für phyſiſch Leidende gut iſt, wird für politiſch Leidende es auch ſeyn, und dieß um ſo mehr, da jene ſehr oft der Erfolg von dieſen ſind, und ſie an Innigkeit und Dauer — hier mehr dort weniger — überſteigen. — Nicht minder fand der Recenſent der Lieder für leidende Chriſten, herausgegeben von Diakonus Heckel, den Gedanken, durch eine beſondere Liederſammlung für leidende Brüder zu ſorgen, auch ganz gut, und meynte: er verdiene in mehr als einer Rückſicht Aufmerkſamkeit und Beyfall. Man findet dieß auf der 568ten Col. im I. B. der allg. Literatur-Zeitung, 1790.

Ob ich der gerechten Foderung eben dieſes Recenſenten, in Rückſicht auf Auswahl und Verbeſſerung des Ausdrucks, überall entſprochen habe — ſteht dahin. Wenigſtens hielt ich meinen Plan und Abtheilungsgrund immer ziemlich ſcharf vor Augen; und ſoviel beyde es zulieſſen, und ich von dieſem oder jenem Gedichte in dieſer oder jener Folge mehr oder weniger Wirkung erwartete, habe ich das Erſtere nach Möglichkeit befolgt; und was das Andere betrifft, ſo habe ich, ohne es jedesmal gerade anzuzeigen, manchen grellen Ausdruck gemäßigter, auch es gewagt, in einigen Gedichten, ſogar von Meiſtern, Einiges abzukürzen, um ſie, wie ich dafür hielt, durch mehr Einfachheit und Stärke eindringlicher aufzuſtellen. Habe ich hierinn geirrt oder zuviel gethan: ſo hoffe ich, wird meine gute Abſicht mich bey dem Publikum und den eigentlichen Herren Verfaſſern entſchuldigen.

Um noch einmal auf das Vorige zurückzukommen, ſo erinnere ich noch beyläufig, daß nicht nur einige Kunſtrichter ein Unternehmen von meiner Art gutheiſſen, ſondern auch die vielen proſaiſchen und poetiſchen Chreſtomathien, deren jede nach irgend einem eignen Plan und Zweck auf dieſe oder jene Art zu Stande kam, wie unter andern die Sammlung alter und neuer auserleſener geiſtlicher Geſänge bey Drachſtedt zu Budiſſin 1775; die Sammlung von Liedern für die Jugend, zu Winterthur 1791; die Liederſammlung für Schulen, herausgegeben von Hartung, in Berlin bey Lange 1793. ꝛc. ꝛc.

Die merkwürdigſte Sammlung dieſer Art, und die nach Gehalt und Zweck der meinigen am meiſten gleicht, iſt Doctor Luthers Fürſten-Spiegel, von Regenten, Räthen und Obrigkeiten, auch der Welt Art, Lohn und Dank, Frankfurt am Mayn, bey Johann Gottlieb Garbe, 1783. Dieſen Fürſtenſpiegel, woraus Luthers kauſtiſcher Geiſt oft lichterloh hervorſtrahlt, bearbeitete F. C. Freyherr von Moſer, wie er es in der zu Wien geſchriebenen Vorrede angiebt, in einer langen, nachtvollen Einſamkeit, nach Lindners Auszügen aus des groſſen Luthers Schriften. Hier fand der ſonſt ſo Teutſche Mann ſo viele herrliche und herzliche Stellen von Erfahrungsweisheit, Welt- und Menſchenkenntniß, wie er ſie im Doctor und Profeſſor Theologiä nicht geſucht hatte, und ſonderte, ſammelte, ordnete und rubricierte ſie, und nannte das ſo entſtandene köſtliche Ganze, weil doch jedes Ding, wie er in der Vorrede weiter ſagt, ſeinen Namen haben muß, Fürſten-Spiegel, zu ſchuldigen Ehren eines Standes, dem wir ſo viel Liebes und Gutes, und ſoviel Seufzer und Thränen zu danken haben; und dann auch darum, weil ſich in Fürſten-Spiegeln alles, was um ſie iſt, mitbeſehen darf — was Luſt und Lieb hat, ſich kennen zu lernen. *)

---

*) Wer den Anhang zu Schlözers allgemeinem Staatsrecht geleſen hat, wird ſich wundern, wie der ſonſt ſo teutſche Moſer endlich ſo unteutſch geworden iſt. Der [illegible] alte Mann denkt wohl nicht mehr an Voltaire's Ausſage: Le partage du brave homme eſt d'expliquer librement ſes penſées. Celui qui n'oſe regarder fixement les deux poles de la vie humaine, la Religion et le Gouvernement, n'eſt qu'un lache.

Wie Moſers Fürſtenſpiegel entſtand, beynahe eben ſo entſtand auch mein Zuchtſpiegel. Moſer ſammelte ihn in einer langen, nachtvollen Einſamkeit; ich vorzüglich im ſchaudervollen Felde. Im zweyten Pack der Briefe über den Feldzug auf der 67ten Seite kann man ſehen, wozu mir Gedichte im Felde gedient haben. Hier erſt lernte ich ihre Wunderkraft recht fühlen und ſchätzen.

Carminibus quaero miſerarum oblivia rerum:
Praemia ſi ſtudio conſequar iſta, ſat eſt.

ſagte vorzeiten Ovidius, und ich längſt mit ihm. Es iſt mir dieß für mich gelungen: das Nämliche wünſche ich nun auch Andern. Was vorzeiten dem einen half, rieth er hernach Andern; und, half es Mehrern: ſo ward es ein Heilmittel; und dadurch entſtanden die Elemente der Heilkunde, welche Hippokrates und nach ihm Andere redlich ſyſtematiſch ſammelten. Ich ſammelte an den moraliſchen Heilmitteln ſchon lange, aber, wie geſagt, vorzüglich im Felde. Hier iſt man, zumal, wenn man ein Theilnehmer mit Intereſſe iſt, zum ernſtern Nachdenken und lebhaftern Empfinden ſchon durch den ſchauderhaft-groß geſpannten Gang des Kriegs geſtimmt, fühlt ſich elaſtiſch gedrängt oft bis zum Enthuſiasmus: und gerade das iſt die Stimmung, in welcher der emphatiſche Ausdruck der Dichter eine entſprechende Empfänglichkeit bey dem Leſer ſchon vorfindet. Laß geſpannte Saiten tönen ja matt oder gar nicht, wenn gleich ein Mozart mit bezaubernder Harmonie auf ſie eingreift.

Laß geſpannt iſt der wahre Soldat im Felde gewiß nie, ſo lange noch Menſchheit und Menſchlichkeit ſein Inneres beherrſcht. Furcht und Hoffnung, eignes und fremdes Leiden wie Freudigſeyn, Mangel und Ueberfluß, Abſpannung und Anſtrengung, berechnete und nicht berechnete Vorfälle im Kleinen und Großen — ſind ſeine Stimmer, oder das Meer, worauf ſeine Seele ebbet und fluthet. Wohl dem, der dort Spannkraft genug hat, oder hier in der Kunſt bewandert iſt, überall mit kluger Ergebung ſeine Segel zu lenken! Dieſe Kunſt übt aber nur der, welcher die ſchwere Kunſt hat, nichts ſonderlich zu hoffen, nichts ſonderlich zu fürchten und ſich nie dem Scheine, ſondern immer dem wahren Werthe der Dinge mit reiner Seele und feſtem Muthe zu unterordnen. Vermehrte und berichtigte Einſicht iſt dazu die erſte weſentliche Bedingung: denn wie ich erkenne, ſo will ich. Beſchränkung der Einſicht iſt alſo auch Beſchränkung für den Muth im Felde. Warum war Friedrich der Große, ein Schwerin und die ihres Gleichen ſo unerſchrocken, ſo muthig, ſo tapfer! Ohne entſprechende, feſte und richtige Einſicht kann es entſchloſſene militäriſche Rabuliſten geben, die am Ende mehr verwirren, als aushelfen, aber keine Helden, auf deren Einſicht und Muth ein ganzes Heer mit Zuverſicht baue, folge, ſchlage und ſiege. O das Obſcuranten-Syſtem greift wirklich weiter, als Mancher ſich vorſtellt: es untergräbt alle Stützen des Staates, ſowohl in aktiver als paſſiver Rückſicht.

Alſo Einſicht iſt die Quelle des ausdauernden Muthes. Iſt dieſer philoſophiſch begründet, dann ſind ſeine Hebel und Flügel Geſänge der Barden. Sind ſie das unter der erwähnten Bedingung bey jedem Kriege, wie vielmehr mußten ſie es ſeyn bey dem ganz eigenartigen gegen die Neufranken! Welchen Schauplatz von Täuſchung, von unerwarteter Größe, Standhaftigkeit, Muth, Tapferkeit, ja, Erhabenheit und Würde öffnete er dem erſtaunten halben Europa! Und nun ſein Geiſt, ſein Thema! Wie groß erſchien hier der Menſch aus Frankreich, welcher ſich und Alles wagte, um die Grundrechte der Menſchheit durchzufechten! Welcher Mann von Einſicht, von gerechter Schätzung des Verdienſtes, von regem edlen Gefühl für Menſchenwerth und Rechte war hier nicht ſchon durch Ehrfurcht gelähmt und beſiegt, ehe der Söldner zugriff, ohne recht zu wiſſen, wie und warum! Der Erfolg dieſes ganzen Krieges beſtätiget meine Behauptung. *)

*) Nur der kurzſichtige, der kaufmänniſch-deſpotiſche Theil der Antifranken wird dieſen ſeltſamen Kampf am ſpäteſten beſchließen. Soviel ſarkaſtiſche Commentare man auch in Frankfurt und anderwärts über unſern Separatfrieden geliefert hat: ſo ruhmvoll und glänzend werden doch die Lorbeer ſeyn, mit deren Zweigen die gerechte Nachwelt unſern Hof dafür krönen wird. Wäre dieſer das, wozu ihn der Bürger Bauchwitz, oder der Weltbürger Sprach, oder der Verfaſſer der Bemerkungen über unſern Separatfrieden und die Demarkationslinie mit aller Gewalt der Sophiſten-Kunſt machen wollen: ſo hätte er den Krieg gegen die Neufranken fortſetzen müſſen, wie Oeſtreich und England, ohne ſich von der Beſorgniß für das Wohl ſeiner Unterthanen, und von der Achtung für die Verfechter der unveräußerlichen Rechte der Menſchheit zum Separatfrieden beſtimmen zu laſſen. Dieß aber geſchah;

Schon das Elend, das uns in der Champagne, zu unſerer Beſinnung, centnerſchwer drückte und verfolgte, machte uns bis zum Kriechen, ja, zum Nachſchleppen mürbe. L Brüder, wen von Euch allen ſchauderts nicht noch durch ganze Innere, wenn er an unſere überſtandene Noth, an die im tiefſten Elend verſchmachteten Brüder, an die Erſchlagnen in den Kämpfen der Verzweiflung, an den Jammer der beraubten, verjagten und abgebrannten unſchuldigen Land- und Städtebewohner, an den zerſtöhrten Ackerbau und Handel, an den öftern Mangel oder Ungenießbarkeit der Lebensmittel, an die weit und breit eingeriſſne Vertheurung, an die verwaiſten Kinder und zerrütteten Familien, an das Sittenverderbniß, durch Emigrirte in den Rheingegenden eingeneſtet, an den vermehrten Nationalhaß der Truppen und Völker, an die Herabſetzung der anſehnlichſten und berühmteſten Heere und Heerführer, an die Erſchöpfung der meiſten Schatzkammern, an den verſchärften Geiſt der Intrigue, an den Machiavelliſtiſch vertrödelten Credit, an die Herabwürdigung einiger Groſſen bis zum Handel mit lebendigem Fleiſch, wie Fox die Verdingung der Truppen ſo beißend nannte, an den bis in die Hütten modificirten Geiſt der räſonnirenden Politik, kurz, an die für jezt noch unüberſehbare Reihe von phyſiſchen und moraliſchen Uebeln unſers unſeligen Feldzugs gegen die Neufranken ſich nur obenhin erinnert.

Und wem haben wir das alles zu danken! Größtentheils den Emigrirten und deren Freunden in den Cabinettern der meiſten Groſſen im Katholiſchen und Südlichen Deutſchland, und dann Bündniſſen, durch eine von dorther obſcurirte Politik gleichſam aufgedrungen. Dieß ſahen endlich ſelbſt unſere einſichtigere Heerführer ein, und wohl uns, daß unſer gute und biedere König ſich von einer Ligue losriß, die in den Jahrbüchern der Menſchheit als ein ſchreckliches Denkmal der verſchraubten Politik, der Kurzſichtigkeit, des Stolzes und des Despotismus erſchöpfter Höfe, blinder Miniſter, rachſüchtiger Edelleute, Pfaffen und Wucherer ewig warnend daſtehen wird. Die Geſchichte des ganzen Krieges,

---

und nun weiß man, wo Achtung für Menſchenrechte und für das Wohl der Unterthanen noch immer am hellſten glänzen. Doch davon in der Fortſetzung der Briefe — dereinſt ausführlicher.

die in ſo viel tauſend Blättern, wenn gleich nur meiſt verſtümmelt oder verkleiſtert, jämmerlich genug geſchildert iſt, vorzüglich in jenen Journalen und Zeitungen, die uns deſſen labyrinthiſchen Gang von der politiſchen Seite durch die offene Anſicht der Oppoſitionsparthey im Engliſchen Parlament, wie auch in den verſchiedenen debattirenden Memoirs verſchiedner deutſcher Höfe, ja, ſelbſt in vielen Reichs-Concluſis u. dgl. unverſchleyert vorführten, zeiget, daß ich eher zu wenig, als zuviel behaupte. *)

Das Alles nun ſelbſt ſo mitangeſehn, innigſttief mitempfunden, wie könnte man ein menſchliches Herz im Buſen tragen, und nicht mit beiden Händen nach Heilmitteln greifen, die man, nach den kritiſchbemerkten Indikationen, gerade zu jenen ſpecifiſchen Mitteln rechnen mußte, durch deren fleißigen und ordentlichen Gebrauch es dahin kommen kann, daß man den Krankheitsſtoff proviſoriſch fortſchaffe, und dadurch deſſen Anhäufung und Entzündung bis zum delirirenden Fieber, oder zur Auszehrung, zum Schlagfluß oder des etwas für die Zukunft verhüte! — Verzeihet, lieben Leſer, wenn ich eine und dieſelbe Sache, die mir als Augenzeugen, vielleicht wichtiger iſt als Euch, ſo oft wiederhole!

Zu dieſen Heilmitteln griff ich während meiner erwähnten poetiſchen Kur, und es traf mich, indem ich jene ſammelte, ein einſichtiger, reſpectabler Mann darüber in Beſchäftigung. Er ſah meinen Apparat, und als er die Abſicht deſſelben von ferne hörte, gerieth dieſer weltberühmte Mann wie in Extaſe; und eben dieſer war es, welcher über den letzten Grund unſers Elends mit mir einverſtanden war, und gewiſſe Leute an gewiſſen Höfen mit dem Namen von

---

*) Die Herren Juriſten unterſcheiden eine doppelte Art von Bekanntmachung: die eine durch einen Urtheilsſpruch, die andere durch eine Begebenheit ſelbſt; oder wie ſie es nennen: notum notorietate iuris, und notum notorietate facti. Zu der letztern Art gehört meine Behauptung, wie mein Zuchtſpiegel. Wer alſo dieſen, wie jene, verbieten oder übel deuten will, muß erſt die Kunſt lernen, Geſchehnes ungeſchehen zu machen; oder es zeigt von kurzſichtiger Herrſcherey, und proſtituirt vor der unbefangenen Bude der Welt. Wer kein Echo hören will, muß es durch ein lautes Vorrufen nicht ſelbſt erſt wecken.

politiſchen Vampyrs zuerſt belegte. *) Nach einigen Tagen foderte er in vornehmer Geſellſchaft mich auf, von meinem geſammelten Vorrath, den er, wie ich, mein Vade mecum nannte, etwas mitzutheilen. Es war zu Edinghofen. Ich that es, und gleich wars, als wenn die ganze Geſellſchaft ſich in ein politiſches Clinikum verwandelt hätte. Da hieß es einhellig: Ja, dieſe Recepte werden für gewiſſe Herren mehr wirken, als der Hubertus-Schlüſſel, ſo ein probates Kirchenmittel er ſonſt gegen das Schwanken der Köpfe in einigen Gegenden geweſen ſeyn mag. Bey Gott, Sie müſſen dieſe Idee nicht fahren laſſen! — Und dieß war die veranlaſſende nähere Urſache von dem Entſtehen dieſer — Apotheke.

Die Heilmittel darin ſind nun hier der Reihe nach aufgeſtellt, freilich am Ende für alle, welche ihrer bedürfen; aber immer für die Patienten im katholiſchen und ſüdlichen

---

*) Ihr Weſen erhellet aus dem Obigen: ihre Abtheilung iſt dieſe. Die Claſſe von Bürgern, die ſo leicht und gern in die Claſſe der politiſchen Vampyrs übergeht, iſt von zweyerley Art. Die eine wird dazu verleitet durch die Macht oder Aufſicht, die ihnen über Andere anvertraut iſt: und dieſe könnte die Claſſe der Conſtitutions-Vampyrs genannt werden. Die andere wird dazu verleitet durch die Schwäche oder die Leichtgläubigkeit der Mitbürger: und dieſe verdient den Namen der Bosheits- oder Dummheits-Vampyrs. Zu den erſtern gehören diejenigen von den Fürſten, Miniſtern, Räthen, Gutsherren, Cameraliſten, Kirchenlehrern und Eroberungs- oder Despotismus-Soldaten, welche unter dem Schilde der Landesverfaſſung oder deren Handhabung den Bürger und Bauer ausſaugen und hänſeln, und, ſobald jemand dieß laut rügt, mit Majeſtätsſchänder, Rebellen, Unruheſtifter, Ketzer, Jakobiner, oder Demokrat um ſich werfen. Zu den andern gehören aufhetzende Advokaten, pfuſchernde Aerzte, Wucherer, Aufkäufer und feile Dirnen. Dieſer letztern Claſſe von Vampyrs kann man entgehen, wenn man nur ernſthaft will, mit Ueberlegung nach reifer Einſicht, Diät und Friedfertigkeit. Aber nicht ſo verhält es ſich mit der erſtern: denn unter weſſen Herrſchaft ich einmal gebohren bin oder ſtehe, nach deſſen Willen muß ich mich ſchon fügen, wenn ich nicht Luſt habe, mich als Widerſpenſtigen behandeln zu laſſen. Greift dieſe Claſſe ſyſtematiſch weiter: und merkt man dieß im großen Haufen: ſo iſt ihre Gegenmacht — wenns nicht drunter und drüber gehen ſoll — die öffentliche Meynung. Die Gegenmacht wider die andere Claſſe iſt vernünftige Belehrung, Moralität, und Gleichheit vor dem Geſetze. —

Deutſchland vorzüglich. Daß dieſe ihrer am meiſten bedürfen, könnte ich hinlänglich zeigen, wenn ich gewiſſe katholiſche Höfe, nach meinem reichen Vorrath von Nachrichten über ſie, eben ſo beleuchten wollte, wie Gorani die in Italien beleuchtete. *) Es mag aber vor der Hand genug ſeyn, ſie auf dieß ihr vorzügliches Bedürfniß bloß aufmerkſam gemacht zu haben. Eben dieß thaten ſchon lange alle die Schriften, welche das politiſche Vampyriſieren im katholiſchen Deutſchland, beſonders da, wo der Krummſtaab den Staat noch immer nach dem unveränderlichen Syſteme der römiſchen Kirchen-Hierarchie modeln und führen läßt, berührten. Ich will nur die merkwürdigſten davon anführen. Es ſind C. F. Menſchenfreunds Unterſuchung der Frage: Warum iſt der Wohlſtand der proteſtantiſchen Länder ſo garviel größer, als der katholiſchen? a); dann: Ueber die Regierung der geiſtlichen Staaten in Deutſchland von Fhn. von Moſer b); weiter: Statiſtiſche Abhandlung über die Mängel in der Regierungsverfaſſung der geiſtlichen Wahlſtaaten, und von den Mitteln, ſolchen abzuhelfen, von Hn. von Sartori c); ferner: Ueber des Fhn. von Moſer Vorſchläge zur Verbeſſerung der geiſtlichen Staaten in Deutſchland, von Hofrath Schnaubert d); endlich: Freymüthige Betrachtungen eines philoſophiſchen Weltbürgers über wichtige Gegenſtände, entſprechend den Bedürfniſſen unſers Zeitalters und des Menſchengeſchlechts. e)

Wer dieſe Schriften nach der Verfaſſung und Regierung eben der Länder prüft, über welche ſie handeln, und andere dahin einſchlagende Rügen bey Schlözer, Win-

---

*) In ſeinen — Geheimen und kritiſchen Nachrichten von Italien, nebſt einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Sitten der vornehmſten Staaten dieſes Landes. A. d. Franzöſ. 1794. — Meine Behauptung wird auch beſtätigt durch die Mémoires hiſtoriques et politiques ſur la République de Veniſe, rédigés en 1792.

a) Salzburg und Freyſingen, 1772.

b) Frankfurt und Leipzig, 1787.

c) Augsburg, 1788.

d) Jena, 1788.

e) Germanien, 1794.

Lopp, **Nicolai** und ähnlichen Journaliſten und Reiſebe
ſchreibern zu Rathe zieht, wird es bedauren, daß eben di
Gegenden Deutſchlands, die bey ihrer glücklichen Lage vo
der Natur am meiſten geſegnet ſind, gerade die elendeſte
durch die Pfuſcherey der Regierung ſind. **Kölln** un
Mainz wie vortheilhaft liegen ſie; aber was ſind beide ge
gen **Frankfurt**!

In geiſtlichen Ländern, ſagt der Verfaſſer der freymü
thigen Betrachtungen, ſind nur Pfaffen und Adel bedeuten
alle übrigen Menſchenklaſſen werden wenig oder gar nicht i
Anſchlag gebracht. Daher ſind auch juſt die geiſtlichen Län
der an Ackerbau, Handel, Künſten und Wiſſenſchaften di
dürftigſten. — In den Prieſterländern, fährt er fort, ve
nichtet immer der Nachfolger, was der Vorfahrer aufgerich
tet hat: Alles iſt darin iſolirt, Nichts hängt mit dem Gan
zen, zu deſſen Vortheil, zuſammen; Nichts wird zweckmä
ßig ausgeführt: faſt Alles wird durch Nepotismus, Egois
mus, Indolenz, Unwiſſenheit in der Regierungskunſt un
durch Schwelgerey verdorben. Hiezu kömmt, daß di
Grundſätze und Erziehung der Geiſtlichen unbeſchränkte
Deſpotismus einflößen, welcher daher auch faſt durchau
in geiſtlichen Staaten größer iſt, als in weltlichen.

Gerade die geiſtlichen Reichslande, ſchreibt **Sch[illegible]**
bert nach **Moſer**, könnten der Anlage nach die glücklich
ſten Provinzen in Deutſchland ſeyn, und ſind in der wahre
Aufklärung, in vernünftigen, dem ſchlichten und reine
Chriſtenthum angemeſſenen Religionsbegriffen, guten An
ſtalten, auf das Wohl des Volks gerichtet, Induſtrie un
Wohlbefinden des gemeinen Mannes weit mehr, als ander
weltliche, beſonders proteſtantiſche Länder zurück. De
Grund dieſes Uebels liegt in der Verfaſſung dieſer Staaten
weil ſie geiſtlich ſind, weil ihr Regent Fürſtbiſchof, Ab
u. dgl. iſt; weil das Domkapitel aus Leuten beſteht, die gro
ßentheils unwiſſend ſind, durch einen unächten Religions
eifer geleitet, immer auf dem Alten beſtehen, deren Schwäch
die Beichtväter, meiſtens Mönche oder Exjeſuiten, ſich be
dienen, um unter dem Vorwand der Religion alle guten An
ſtalten verdächtig zu machen und zu zernichten. ꝛc. ꝛc.

Was hier wie a priori behauptet wird, lehrt die Geſchicht
unſerer Tage auch a poſteriori. Wo fanden die proſelytiſie
renden erſten Neufranken mehrere und eifrigere Anhänger,

als in den Landen katholiſcher, zumal geiſtlicher Fürſten, und wo weniger, als in denen der proteſtantiſchen? In jenen müſſen alſo die Unterthanen die meiſte Urſache gehabt haben, mit der Regierung und deren Vampyriſieren und Vampyrs unzufrieden zu ſeyn. Füglich konnte man in Landen von der vorhin beſchriebenen Art auch nichts Beſſeres erwarten. *) Daß dabey nichts übertrieben iſt, wiſſen wir von uns, welche die Landesbeſchaffenheit und Verfaſſung in und um Mainz, Trier, Coblenz und in andern katholiſchen Gegenden bey dem Bürger und Landmann genau unterſucht haben. Auch geben dieß ſchon die bisherigen Auftritte, deren großen Theil wir übrigen Deutſche den Höfen der erſt genannten Gegenden unwiderſprechlich danken. Man mag es alſo in Geduld hinnehmen, wenn ich dieſen Zuchtſpiegel für ſie und ihres Gleichen vorzüglich beſtimme. Daß der eine dieſer Höfe vor dem andern mehr mag gefehlt haben, ja, daß ſelbſt einige dieſer Fürſten weniger ſchuldig ſeyn mögen, als ihre Miniſter und nächſten Räthe, will ich nicht beſtreiten:

---

*) Mögten alle Fürſten durch dieſe merkwürdige Erſcheinung wenigſtens dahin gewitzigt werden, daß ſie einſehen: daß Kirchthum und Bücherverboth durchaus die Mittel nicht ſind, ſich der Treue ihrer Unterthanen feſt und haltbar zu verſichern. In Mainz, Coblenz, Trier, Worms u. ſ. w. hatte man ſtrenge darauf gehalten; und wo tanzte man eifriger um Freyheitsbäume, als hier? In Frankfurt fand man das Gegentheil von beiden. Ueberhaupt, je liberaler und zuverſichtlicher man die Menſchen behandelt, deſto anhänglicher und folgſamer ſind ſie. Strenge Vormundſchaft iſt für Narren und Kinder; und welcher Regent ſich nur dadurch zu behaupten weiß, verdient das Gleiche. Die Völker ſind heutzutage zu weit vorgerückt, als daß ſie noch Geduld für das oderint, dum metuant — ſie mögen mich haſſen, wenn ſie mich nur fürchten — eines Caligula haben mögten. —

Welcher Menſchenfreund und Patriot wird auch nicht wünſchen, daß Roms Arm und Satrapen in den ſchönſten und ergiebigſten Gegenden Deutſchlands forthin außer Stande gerathen mögen, Deutſchlands Ruhe und Wohl von neuem zu ſtöhren oder ſtöhren zu laſſen. Chriſti Reich war nicht von dieſer Welt; und alle vorzeiten ſäculariſierten Länder gewannen eben durch ihre Säculariſierung gegen die noch nicht ſäculariſierten gar ſehr. Man vergleiche Magdeburg, Halberſtadt, Meiſſen u. ſ. w. mit Mainz, Coblenz und Trier, troz ihrer ergiebigern Gegend und Lage. Doch, die Zeit giebt nach und nach alles, wenn gleich gewiſſe Verhältniſſe es noch hindern ſollten, daß es durch die Neufranken mit einem Strich ſchon jezt geſchehe.

es bleibt aber gewiß, daß kein Friedrich der Große das Emigrirten-Weſen je ſo weit hätte kommen laſſen, als ſie: und daher kam doch unſers Unglücks Fülle.

Ich trug dieß Unglück mit, fühlte es tief und lange: und wer mag es mir nun verargen, daß ich mit ſpecifiſchen Mitteln auftrete, ähnlichen Lavaſtröhmen einer durch Unvorſichtigkeit, Hartſinn und Verachtung entzündeten und fürchterlich aufbrauſenden Politik — auf eine gelinde Art für die Zukunft vorzubeugen! Und nur dieß iſt meine Abſicht. Irre ich: nun, ſo irret mein Kopf; aber, bey Gott! nicht mein Herz.

Für jezt habe ich nur noch zu erinnern, daß mein Zuchtſpiegel, wie Sachkundige ſehen werden, aus Büchern geſammelt iſt, die unter öffentlicher Aufſicht entweder gedruckt ſind, oder noch öffentlich immerfort in Berlin, Leipzig, Königsberg, Frankfurt, Weſel, Caſſel, Weimar, Gotha, Braunſchweig u. ſ. w. verkauft und geleſen werden. Was alſo für das Zerſtreute in jenen gilt, wird auch für das Geſammelte aus denſelben hier gelten, und dieß um ſo mehr, da es, nach dem *vis unita fortior*, das vorgeſteckte, wünſchenswerthe Ziel, zum Beſten der Gebietenden und Gehorchenden, weit angemeßner erreichen hilft.

Ein paar einzelne Gedichte, die bisher noch nicht gedruckt waren, werden jezt in Muſen-Almanachen abgedruckt ſeyn, wofern die Herren Verfaſſer es, ſeit unſerer Trennung, nicht rathſamer gefunden haben, ſie nebſt den übrigen herauszugeben, womit ſie, luſtwandelnd auf dem Helikon, ſich das Unangenehme im Felde verſüßten.

Der litterariſche Werth manch aufgenommenen Gedichtes iſt an ſich, äſthetiſch beurtheilt, wohl leicht zu klein, um nicht der Entſchuldigung zu bedürfen: daß es mit aufgenommen ſey, bloß weil es das moraliſche Gemälde der Erbauung durch die möglichſte Verbreitung von Licht und Schatten in der Abbildung des Erbauungsbedürftigen Ganzen trefflich vollenden half. Colliſionen von dieſer Art ließen ſich nur nach dem Zweck der Sammlung entſcheiden; und da weicht das Unrichtigere dem Wichtigern.

Daß Wielands, Blumauers, Ramlers und Anderer Meiſterwerke noch nicht benutzt worden ſind, wie es ſchon hier mit guter Wirkung hätte geſchehen können, vorzüglich von Seiten der Wielandiſchen Goldgrube, hatte einen Grund, den man zu ſeiner Zeit finden, und, wie ich hoffe, gutheißen wird.

Die gegenwärtige Sammlung kam, wie man weiß, größtentheils im Felde zu Stande. Einige meiner Freunde, denen mein Vade mecum behagte, halfen mir zuweilen, auf unſern Hin- und Herzügen, den Büchervorrath manch braven Mannes benutzen, wie Buch, Laune und Zeit es zuließ. Der Abſchreiber des Einen hat es verſäumt, die Citate bey jedem ausgehobenen Gedichte hinzuzufügen; und bey eben dieſen fehlen ſie nun hier. Die meiſten derſelben ſind aber, wie mein Freund verſichert, von Leſſing und Thümmel. Genug, ſie ſind nach obiger Angabe geſammelt. Der Büchervorrath iſt an dem Orte, wo ich dieſes ſchreibe, gar arg beſchränkt; und ſo muß ich es verſchieben, die bemerkte Lücke auszufüllen.

Aber ausgefüllt ſoll man ſie dann finden, wenn ich die wichtigern politiſchen Gedichte dieſes Zuchtſpiegels durch einen proſaiſchen planmäßig geordneten, Commentar erläutern werde, deſſen Belege, nach meinem geſammelten vieljährigen Vorrathe, weiter nichts ſeyn ſollen, als übereinſtimmende, merkwürdige Stellen aus den Werken unſers unſterblichen Friedrichs, Machiavel's, Montagne's, Montesquieu's, Beccaria's, Hommels, Sidney's, Barclays, Fenelons, Rainal's, Franklins, Filangieri's, Moſers, Wielands, Pütter's, Schlözers, Herzbergs, Büſchs, Hegewiſchs, Kleins, Hennings, Kants, Sieyes, Paine's, Hufelands, Schillers, Eberhards, Meiners, Tieftrunks, Münchhauſens, Bergs, Leſſing's, Semlers, Jeruſalems, Bahrdts, Henke's, Niemeyers, Löffler's, und Anderer ihres Anſehns. Daß ich bey dieſer Gallerie der Grundſätze einer vernünftigen Menſchenbehandlung einen Platz, (nach Morgenſtern) Xenophon, Cicero, Tacitus, Seneka — den Moniteur, Argus u. dgl. nicht überſehen werde, läßt ſich erwarten. *) Alsdann ſoll auch eine Erläuterung

---

*) Der Moniteur iſt, was auch der Obſcuranten-Orden davon urtheilen mag, gewiß ein ſehr vortreffliches Blatt. Nicht nur iſt es dem Forſcher der heutigen Franzöſiſchen Geſchichte, als das vollſtändigſte Protokoll, das man hat, äußerſt wichtig, ſondern auch der Philoſoph, der Gelehrte, und jeder vernünftige Mann, dem es um Berichtigung ſeiner Begriffe zu thun iſt,

von der Beſchaffenheit miterſcheinen, wie eine **Herder** ſeiner **Terpſichore** beyfügte. Auch dann erſt wird man entſcheiden können, ob unſere Dichter im Wahrheitſagen höher geſtiegen ſind, als unſere Proſaiker, wie **Friedrich der Große** oder ähnliche Vorgänger und Nachgänger.

Wo Gründe zulezt entſcheiden müſſen, entſcheidet das Anſehn nur gerade das, was die Gründe deſſen entſcheiden, auf deſſen Anſehn man ſich beruft. Ohne jene entſcheidet dieſes für den Vernünftigen, außer der Geſchichte, nichts. Aber Anſehn und Gründe zugleich, befriedigen den, welcher unterſucht, wie den, welcher bloß glaubt. Es war alſo nichts weniger, als pedantiſches Streben nach dem Rufe von Beleſenheit, wenn der Wunſch, keinen unkundigen oder ſchüchternen Leſer zu beunruhigen oder zu übereilen, mich ſchon hier beſtimmte, wichtige Behauptungen auch durch die Ausſage anſehnlicher Männer zu unterſtützen. Solche Ausſagen ſind für manchen Leſer oft auch eine Anleitung, eine ganz eigene Reihe von Gedanken aus ihnen, als Richtungs-Ideen, zu entwickeln. Ueberdem zeigen ſie, als partielle Ideen, was man von der Totalität ihrer Quelle gewöhnlich erwarten kann. Ich wenigſtens bekenne mit Dank, daß ich meine beſten Bücher nicht aus Recenſionen, oder impoſanten Ankündigungen der Verleger oder der Schriftſteller, ſondern aus ausgehobenen Belegen kennen lernte, und ſie nach dem: ex ungue leonem, mir anſchaffte. Dieſe Art von Vorgeſchmack hat den Vortheil, daß jezt **mein** Geſchmack nicht der Geſchmack **Anderer**, der oft ſehr heterogen beſtimmt

---

kann daraus ſehr großen Nutzen ziehen, indem über die wichtigſten Gegenſtände der Menſchheit hier von den vorzüglichſten Köpfen einer aufgeklärten Nation debattiert wird, und ſolche oft von allen Seiten betrachtet und unterſucht werden, daß eine gänzliche Aufhellung derſelben die nothwendige Folge davon ſeyn muß. — So Herr **Ackermann** im erſten St. des n. t. **Merkurs** 1796, S. 102. Was der Moniteur für die Republik iſt, iſt der Argus für deren Armeen. In den Briefen über unſern Feldzug wird man Belege daraus antreffen, nach welchen der Neufränkiſche Bürger im Felde ehrwürdiger erſcheinen wird, als ihn das niedrige Hummeln-Geſumſe unſerer Zeitungsdichter und Journaliſten, **Poſſelts** Annalen einzig ausgenommen, bisher darzuſtellen für gut fand. Hätten die Herren doch an den Vers gedacht:

Cauſa patrocinio non bona peior erit!

wird, mir meine Ideengrube eben ſowohl wählen hilft, als er mir auch die Reue erſpart, von gelehrter und kaufmänniſcher Marktſchreyerey mich hinterdrein, auf Koſten meines Beutels, getäuſcht zu finden. Was könnte auch Streben nach Ruhme da helfen, wo man das Object deſſelben abſichtlich verbirgt, und dieß, damit weder Geburt, Name oder Stand, oder das Entgegengeſezte, die Schwachen da berücke, wo bloß die Sache entſcheiden muß! Es iſt nebenher auch nicht ſelten, daß

Fama malum magis eſt, rebus moleſta ſecundis,

oder daß Horatius Recht hat, wenn er ausruft:

O tacitus paſci ſi poſſet corvus, haberet
Plus dapis et rixae multo minus invidiaeque!

Genannt iſt in allen Gedichten kein Fürſt, kein Hof, kein Miniſter: ſie ſchildern im Allgemeinen; und nur der — ich wiederhole es — wird ſich als getroffen ſelbſt verrathen, welcher, durch eignes Bewußtſeyn verleitet, ſich als perſönlichgeſchildertes Individuum unter irgend einer allgemeinen Darſtellung ſubſumieren wird. Wer auf ſeinem politiſchen Poſten, er heiße wie er wolle, das iſt, das leiſtet, was er ſoll, wird durch den geſchilderten Contraſt gewinnen, und zwar um ſo anſehnlicher, je mehrere oder richtigere Maaßſtäbe man zu dieſer Beurtheilung aufſtellt. Wer die Probe dann aushält, der iſt der Mann, der ſeines Poſtens und der allgemeinen Achtung und Liebe werth iſt: wer ſie nicht aushält, der iſt ſeines Poſtens nicht werth und verdient, wie er ſelbſt geſtehen wird, wenn er gerecht iſt — den Pranger zur Warnung für ſich und ſeines Gleichen. Und wohl ihm, wohl jedem Fürſten und Volke, in deren Lande der moraliſche Pranger den phyſiſchen überflüſſig macht! Klüger, ehrenvoller, ökonomiſcher und Menſchenwürdiger iſt es immer, als einſichtiger und rechtſchaffner Mann durch eine Gallerie von belehrenden Gemälden Klugheit einzuſammeln, als durch Laternenſeil, Guillotine, Zuchthaus, Galgen oder Rad.

Sind dieſe Gedichte ganz dazu geeignet, ſo ſind ſie gewiß auch erbaulich, und dieß um ſo mehr, da ſie die perſönliche Achtung, durch eine günſtige öffentliche Meynung, erwerben oder vermehren helfen, und dadurch die geſetzliche ſichern, ohne deren Aufrechthaltung jede Regierung, ſelbſt die ſoldatiſche, den Nachdruck verliert. Das Eine wie das Andere könnte alſo nur ein Thor oder ein Ty-

rann verachten; aber das Werk ſeines Unſinns würde dan
auch ſeyn — die innige politiſche Annäherung zur zufriede
nen, friedſamen Einheit durch unerſchütterliches, gegenſei
tiges Zutrauen, — für ſich und ſeine Unterthanen zu er
ſchweren, oder gar zu heben: und dann ſchwebt ein Schwerd
an einem Haare über ſeine Schädel! Doch wozu weitere
Wiederholen! Jezt noch ein Nebenwink!

Wie bitter der medieiniſche Antiquar in Jena, Her
Hofrath Gruner, jene Cliniker belachen würde, die ihre
Vorſteher einen Patienten, wider die Indicationen der Na
tur, auf hohen Fuß behandeln ſähen, und dennoch ſo hofma
nieſich ſeyn wollten, die Fortdauer der Krankheit dem Pa
tienten allein zuzuſchreiben, und deſſen Heilung von der Le
ctüre des Buches Hiob, der Muſarion, oder der Bürgerſchen
Gedichte zu erwarten, erräth jeder, welchem Gruner
Manier bekannt iſt. Lieben Herren, würde der Herr Hof
rath ganz recht bemerken, purgiert und curiert mir nur er
Euren Vorſteher, damit er ſeine Patienten nicht weiterhi
be⸗ und verpfuſchere: dann folget der Natur, hebet die Hin
derungen ihrer Beſtimmung und Funktion, unterſtützet ode
mäßiget ihre Wirkſamkeit: und Ihr werdet ſehen, daß Eur
Cur glücklicher ſeyn wird. Aber ja erſt hübſch Euren Vor
ſteher curiert! Was der Patient nachher machen wird, wen
er nur erſt, nach Wegräumung der Hinderniſſe ſeiner Geſund
heit, wieder geſund worden iſt, das findet ſich von ſelbſt. —

Was ich hiemit ſagen wolle, ergiebt ſich aus dem, wa
ich eben gegen eine Aeußerung in der Vorrede zu den Ho
ren ſagte. Aeußerungen von der Art, ſo glänzend auch an
ſehnliche Männer ſie wagen, haben leider den Hauptfehle
an ſich, daß ſie ſich in der Natur nicht verificieren, und folg
lich keine Grundlage ſeyn können, irgend ein dauerhafte
Kunſtgebäude auf ſie fortzuführen. Eine ähnliche Aeußerun
wagt der Verfaſſer des zehnten Aufſatzes im erſten Stück
des neuen teutſchen Merkurs für 1796 von S. 108⸗112.
Es würde mich zu weit führen, über die Richtung unſere
jetzigen Leſerey in Deutſchland, die ich in ſehr vielen Ge
genden ſorgfältig bemerkt habe, meine Beobachtung mitzu
theilen. Soviel aber habe ich überall gefunden, daß Philo
ſophie und Politik die Hauptlectüre aller denkenden und
menſchenfreundlichen Köpfe iſt. Hat, wie der Ver
faſſer des genannten Aufſatzes nebenbey angiebt, die Fran
zöſiſche Revolution faſt alle teutſchen Köpfe mit der politi

ſchen Epidemie angeſteckt: ſo ſezt dieſe Anſteckung einen gleichartigen Krankheitsſtoff zum Grunde: und dann iſt der angerathene Verſuch, die Wuth der übellaunigen Geiſter — durch die ſüſſe Macht des Geſanges zu beſänftigen und zu beſchwören, ganz mein Wunſch, ganz die Abſicht dieſer Sammlung; aber — in entgegengeſezter Richtung. Von oben herab, fieng Friedrich II. die politiſche Cur ſeines Staatskörpers an, richtig einſehend, daß ein verkrankter Kopf den übrigen Unter-Körper mit verſieche — wie im alten Frankreich — und daß es vergeblich ſey, dieſen heilen zu wollen, wenn man jenen läßt, wie er war, als er ſeine Seuche herab verbreitete. Auch war es die ewige Foderung auf der Kirchenverſammlung zu Baſel: die Kirche in ihren Häuptern und Gliedern zu reformiren; aber die Herren Häupter hatten zu vollgeſtopfte Bäuche, (nach Pſ. 115, v. 5. ff.) um offne Ohren und Augen haben zu können: und ſo gelang Luthern nachher ſein Spiel. Näher liegt uns das von eben daher entſtandene Umkehren in Frankreich.

Soll alſo der Geiſt der Humanität die Wuth der übellaunigen Geiſter — beſänftigen; ſoll von ihm die Heilung der unendlichen Uebel, die uns drücken, allein zu erwarten ſeyn: ſo muß er erſt die beſänftigen, welche die Wuth der Untergeiſter entweder zulezt verſchulden, oder zunächſt unterhalten. Erwartet Herr W. nach S. 111. von der Wiederkehr des Friedens die Wiederkehr halcyoniſcher Tage für die Muſen, und von dieſen die Heilung unſerer unendlichen Uebel; meynt er, daß um dieſen Frieden alle Völker Europens ihre Gewalthaber nicht lange mehr unerhört anflehen werden: wer ſieht nicht ein, daß Herr W. auf eine verſteckte Art ſelbſt der Meynung iſt, daß der Geiſt der Humanität erſt die beleben muß, von welchen die Wiederkehr des Friedens — abhängt, die Gewalthaber! Und gerade dieß iſt, in allgemeiner Rückſicht, der Hauptbeſtimmungsgrund für dieſe Sammlung. — Auch das war eine Wiederholung; aber was kommt einem nicht oft in den Sprung!

Herr W. ſpricht auch S. 112. von zuſammentreffenden Urſachen des allgemeinen Verfalls der Litteratur. Auch dieſer liegt zulezt an den Häuptern, weil kein Fürſt Phöbus ſeyn will, wie Hr. W. S. 110. ſelbſt nach Gleim anwinkt, und weil Einige derſelben, auf blinder Aufheʒer Feuerlärm, ſo bitterböſe Geſichter und Cenſur-Edicte machen, daß die penſionierten Matadors der Gelehrten-Republik dieſe abſichtlich verlaſſen und ſich mauſeſtill verkriechen, wodurch aber die litteräriſchen Raupen, Feldmäuſe und Geyer die Oberhand gewinnen, Revolutions-Almanache, Eudämonien u. dgl. fabricieren, die politiſche Häſcherey als Schandbuben unterhalten, die Obergewalt mißbrauchen lehren und ſie dadurch verhaßter machen; im Geheimen aber über die hohlen Schädel ſelbſt ſpötteln und ſo nur den — Haſchka ſpielen nach dem Sprüchelchen: Mit welchen Wölfen man ſchmarotzen will, mit denen muß man heulen. O über die Gelehrten!

Daß man nach Dichtern, wie der angeführte Aufſatz gleich anfangs ſagt, izt ſelten frage, und Gedichte einen ſehr berühmten Namen haben müſſen, wenn ſie gedeihen ſollen, liegt wohl in dem heutigen Gang der Dinge, wie in dem Grad und der Art unſerer Cultur. Der Gang der Dinge beſchäftiget unſere höhern Seelenkräfte zu ſehr, als daß viel Spielraum für die Beſchäftigung der untern übrig bleibe, außer wenn der Gegenſtand zur Beſchäftigung für dieſe zugleich ein Gegenſtand zur Beſchäftigung für jene iſt, wie die Oden von Le Brün und die neuern Volkslieder der Neufranken. Der Grad und die Art unſerer Cultur iſt auch in der Männlichkeit ſo weit vorgerückt, daß der große Haufen der ernſthaften Leſer mit Claudius ausruft:

Der Dichter ſoll nicht ewig Wein,
Nicht ewig Amorn necken:
Die Barden müſſen Männer ſeyn,
Und Weiſe ſeyn, nicht Gecken! —
Ihr Kraftgeſang ſoll himmelan
Mit Ungeſtüm ſich reißen.

Auch weiß man, daß die Meiſten bloß leſen, um von ihrer gewöhnlichen Anſtrengung auszuruhen und ſich zu erholen. Romane, zumal hiſtoriſche, ſind ihnen hiezu zuträglicher als Gedichte, beſonders die von der höhern Gattung. Dieſe enthalten Mythologie oder mythologiſche Anſpielungen, von denen ſie wenig oder gar nichts verſtehen. Wie könnten ihnen alſo Gedichte von der Art behagen! Dieß Mißbehagen geht endlich auf alle. Ueberdem fehlts ihnen an Kenntniß der Natur, des Menſchen, ſeines verflochtenen innern Spiels, noch mehr an Kunſtgefühl, Geſchmack u. dgl. In der Romanenwelt ſind ſie ſich ſchon näher, ſchon mehr zu Hauſe; oder es giebt hier Stoff aus den alten anziehenden Zeiten, wobey ihre liebe Phantaſie, nach dem Horaziſchen Hoc se quisque modo fugit, (eigentlich quaerit) weit von ihrem trüben Selbſt ſich entfernen und auswärts das ſuchen kann, was ſie inwärts nicht findet — behagliche Unterhaltung u. ſ. w. Der gemeine Haufen, ſelbſt der ungemeine nach Stand und Kleidung, lieſt daher von Gedichten höchſtens nur Poſſen, Volkslieder, Jahrmarktsleierey und ein Geſangbuch, das er nicht verſteht, aber doch einguckt, weil es ſeiner Phantaſie, nach ſeinem Catechismus, wohlthut, und ſeiner Familiarität mit ſeinem lieben Herr-Gott bis zum Einſchlummern ſchmeichelt. Was höher ſteigt, lieſt er nicht, darum denn auch dieſe Sammlung nicht: — ein Umſtand, der — nebſt dem Preiſe — den übelgeſinnten und kurzſichtigen Aufruhrsſchreyern ihr Dämonsſpiel verderben wird. — Wer lieſt gern etwas, das ihn an ſeine Unwiſſenheit, und dadurch an ſeine Inferiorität ſo oft erinnert! Dazu kömmt der objective Zwang der Reime, der das Subjective des Anſtrengungsmüden oder ungewöhnten Leſers unangenehm modificiert, und ihm daher alles, was Gedicht heißt, verleidet. Wielands Reimkunſt iſt ſelten, noch ſeltener ſein Geſchick, durch die Materie des Gedichts das Intereſſe der Leſer eben ſo unterhaltend zu beleben, als durch deſſen Form deren Aufmerkſamkeit ohne Ermüden zu feſſeln."

So wahr das alles iſt, ſo wahr iſt es auch, daß Leſer von edler Bildung, welche die angemeßne Temperatur in der Ausbildung und Richtung ihrer feinern Kräfte entweder von Andern erhielten, oder ſich nach und nach ſelbſt verſchafften, auch noch immer Gedichte lieben, welche ihren Kopf eben ſo hell und männlich unterhalten, als ſie ihr Herz durch die Tangenten der Phantaſie bald ſanft, bald kraftvoll erſchüttern. „Wenn Empfindung, Phantaſie und Vernunft den Menſchen machen, nicht eins von dieſen oder zwey allein: ſo ſcheint es mir unphiloſophiſch, — ſagt Georg Forſter in der erwähnten Vorrede S. 70 — auf eine Gattung der Lectüre, welche hauptſächlich die Empfindung berührt und durch dieſe zur Triebfeder des Wirkens wird, mit Verachtung herabzuſehen." Dieſe Art der Lectüre ſind im Allgemeinen vorzüglich Gedichte; und welcher Dichter für den ganzen Menſchen im beſondern mit Erfolg ſingen will, ſucht das zu leiſten, was Mylius (S. 428.) den Dichtern vorſchreibt:

> Soll eure Kunſt uns Glück, ſo, wie euch Ehre bringen:
> So müßt ihr Dichter nicht ſtäts mit den Schäfern ſingen.
> Stimmt hell're Saiten an, und dann ſchwingt euch empor!
> Reizt nur nicht ſtäts den Sinn; entzückt des Geiſtes Ohr.
> Vergnügt die Phantaſie um des Verſtandes willen
> So wird er unſer Herz mit edlen Trieben füllen. —
> Singt zwar der Phantaſie, doch mäßig, nicht zuviel,
> Und nur, der Schwachen Gunſt im Hören zu behalten,
> Und dann die größre Pflicht mit Nutzen zu verwalten. —
> Bezwingt durch eure Kunſt, ihr Dichter dieſer Zeit,
> Die ihr Europens Luſt und Deutſchlands Zierde ſeyd,
> Die Herzen eures Volks zu edlen Tugendtrieben;
> Lehrt es, den Kindern gleich, das Gute ſpielend lieben! —
> Dann dankt das deutſche Volk euch, Dichter-Chor, ſein Glück;
> An eurem Munde hängt der frohen Bürger Blick:
> Man ehrt euch, Göttern gleich! —

Ja, Göttern gleich! denn was kann göttlicher ſeyn, als das Schöne, Wahre und Gute; das Gerechte, Billige und Edle im bezaubernden Grazien-Tanze ſeinen Mitmenſchen vorzuführen, und durch deſſen anſchauliche, fixierte Betrachtung ſie zur Anerkennung, Liebe und Befolgung des Vorgeführten zu locken, und auf dieſe Art ſie beſtimmter und eben darum nachdrücklicher, als durch trockene, trocken vordemonſtrierte Imperative, zu humaniſieren, und dadurch glücklich zu machen! *) Das geſchieht aber durch die Befolgung der Myliuſſiſchen Vorſchrift; und wiefern dieſe Vorſchrift befolgt wird, ſofern haben Gedichte erſt ihren Werth. Dieſer Meynung iſt auch Herr W. Der Geiſt der Humanität, der in Gedichten athmet, ſchreibt er S. 112, iſt es, was in meinen Augen ihren vorzüglichſten Werth aus-

---

*) Nulla re propius ad Deos accedimus, quam salutem hominibus dando. Cic.

ausmacht: ohne ihn würden auch die reizendſten Spiele der Phantaſie nur kindiſcher Tand oder verführeriſche Lockſpeiſe, die zierlichſten Verſe nur ſchaler Singſang ſeyn, und ich würde ſie, wenn ſie nichts als das wären, auch des kleinſten Theils meiner Aufmerkſamkeit und Zeit unwerth halten.“

Gilt dieß von den Gedichten in den Muſen-Almanachen für das Jahr 1796, wievielmehr von einer Sammlung Gedichte, deren Hauptzweck es iſt, den Geiſt der Humanität erſt denen einzuflößen, ohne deren Humaniſirung die Humaniſirung der Uebrigen, wenn nicht unmöglich, doch unendlich ſchwer gemacht wird. Was hilft es, die Zweige eines Baumes auf die ſchönſte Art zuzuſtutzen, und doch nicht zu ſorgen, daß deſſen Wurzel und Stamm am Krebsſchaden zu kranken aufhöre! Die Geſundheit des Ganzen hängt von der Geſundheit aller deſſen Theile ab, aber vorzüglich von der Geſundheit der Haupttheile. Siechen dieſe, ſo ſiechet alles Uebrige. Und was hilft Vertuſchen oder Bemänteln da, wo die Krankheit eben dadurch nur weiter um ſich greift und endlich unheilbar wird, wie die Thron- und Staats-Krankheit in Frankreich?

Gedichte alſo, welche dieſen Erforderniſſen in dieſer und jener Rückſicht Genüge leiſten, welche unſer ganzes Intereſſe aufbieten, welche das Hauptthema unſerer Tage eben ſo ſchön als wahr abhandeln, deren Verfaſſer Männer ſind, Weiſe, nicht Gecke, deren Kraftgeſang mit edlem Ungeſtüm himmelan reißt, deren erprobte Kunſt den Gegenſtand und die Farben ihres Gemäldes ſo auszuwählen und zu behandeln weiß, daß der ganze Menſch gern bei ihnen verweilt, ſich ihnen leicht aſſimiliret und das Wahre, Gute und Schöne, das Gerechte, Billige und Edle mit warmer anſchließender Theilnahme aufnimmt, und das Entgegengeſetzte mit regem Abſcheu entfernt; Gedichte, welche den fehlgeleiteten Fürſten ihren Herrſcherwahn aufhellen, und ſie lehren, ihr Volk und deſſen Rechte, als autoriſirter Depoſitar, gewiſſenhaft zu ſchätzen, und für alle Mittel, ſich in dem Wohlſtande ihrer Deponenten ſelbſt glücklich und mächtig zu finden, ja, ſich der allgemeinen Liebe, Achtung und der edlern Unſterblichkeit dadurch recht werth zu machen, unaufhörlich beſorgt zu ſeyn; Gedichte, welche den Misbrauch der Obergewalt und deſſen Folgen eben ſo ſchauderhaft darſtellen, als ſie deren ächten Gebrauch wohlmeynend lehren und dadurch ſie und deren Innhaber beliebt und ehrwürdig machen helfen, welche das Weſen einer tyranniſchen Unter-Regierung freymüthig vorlegen, dadurch Tollkühne abſchrecken, ſich durch Intriguen und Hofkünſte verhaßt zu machen, ſie vielmehr nöthigen, wenn nicht Billigkeit, doch Gerechtigkeit auszuüben; Gedichte, welche Muſter edler Fürſten hinmahlen, dadurch die minder edlen anfeuern, ihnen nachzuahmen und die Freude und Zierde ihres Volks zu werden, welche zeigen, wie majeſtätiſchfeſt die Staatspyramide ſteht, die auf ihrer Grundlage, dem Volke, ebenmäßig ruht, aber wie winzig ſie ſchwankt, ſobald man die Ordnung der Dinge umkehrt und ſie auf ihren zugeſpitzten Schlußſtein, ihr Oberhaupt, ſtellen will; Gedichte, welche den Vätern des Volks die Verräther und Vampyre nennen, durch deren Verſchulden oft ſelbſt der beſte Fürſt verkannt und verachtet wird, welche den Schleichweg bezeichnen, den ſchlechte, ſelbſtſüchtige Menſchen wandeln, um ihrem Fürſten ſchlecht zu rathen oder unter erſchlichenem Vorwande deſſen Volk zu plündern, zu necken, und dadurch es ſelbſt gegen ihren Landesvater aufzubringen; Gedichte, in welchen man, wie mit eignen Augen, ſieht, in welche kleine vermodernde Gruft auch die größte Größe ſinkt, und wie der Große nun entweder als unbedeutendes Nichts vergeſſen, oder als verachtetes Scheuſal verflucht, oder als edelbelebendes Muſter ewig geachtet, geliebt und gerühmt wird; Gedichte, welche den Werth des Menſchen und der menſchlichen Dinge in ihnen ſelbſt, nicht in ihrem äußern täuſchenden Schimmer ſuchen und ſchätzen lehren, welche jeden Misbrauch der Geburt, des Reichthums, der Macht oder des Anſehns nach Verdienſt zurechtweiſen und die Aufrechthaltung der Menſchen-Rechte und Würde mit Wärme einſchärfen; Gedichte in welchen die wahre Religion und deren einſichtige und wohlwollende Lehrer im erhabenen, Gottes- und Menſchen-würdigen Lichte auftreten, aber der Tyrann der Gewiſſen, der Heuchler, der Schwärmer und der durch Aberglauben und Aſcetik verdüſterte Klausner heilſame Winke antreffen; Gedichte, welche die politiſchen Cartouchiaden brandmarken, den Eroberungsſüchtigen Weltverwüſter bis zum tiefſten Abſcheu hinwerfen, die Niederträchtigen geiſſeln, welche für einen Blutſold auf ihre Perſon Verzicht thun und ſich als Sache zum Werkzeug verdingen, Unſchuldige zu unterdrücken, zu morden oder zu berauben; Gedichte, welche die gewinnſüchtigen Händelmacher, die feilen Rechtsverdreher, die Charlatane, die Quackſalber und privilegirten Mörder zur Warnung die Gaſſe laufen laſſen: Gedichte alſo, welche die Haupt-

Hinderniſſe der Humaniſirung wegräumen, den Geiſt der Humanität denen einflößen, von welchen er durch humane Geſetze, günſtige Anſtalten und belehrendes Beyſpiel auf die Uebrigen wirkſam übergehen muß, kurz Gedichte, welche die Thronen ſäubern und dadurch ſichern, die Diener des Staats zu getreuen und guten Menſchen machen, und die Untergebnen zu deren Brüdern — ſolche Gedichte: wer könnte Menſch ſeyn und ſie verachten!

Ihr Geiſt bewirkt durch Grundſätze, was nach Schillern die Freude durch Empfindung bewirkt:

Ihre Zauber binden wieder,
Was der Mode Schwerdt getheilt;
Bettler werden Fürſtenbrüder,
Wo ihr ſanfter Flügel weilt.

Verachten alſo können nur jene ſie, deren Anlage von der Natur beſchränkt, oder von der Kunſt zu Hauſe oder in der Schule fehlerhaft oder gar nicht entwickelt und gebildet iſt; die daher roh, ſtarr, ſelbſtſüchtig und deſpotiſch empfinden, deren Einſicht ſchwach, karg und trübe iſt, und deren Behauptungen ſich eben deswegen in einem ewigen Zirkel von ſteifem, ſyſtematiſchen Hofgeſchwätz oder in betäubenden Uſurpations- und Bibel-Formeln herumdrehen; die, wie die Milbe in der Käſe, die Welt und was darin lebt und webt, blos als für ſie geſchaffen anſehn und ſich als den Mittelpunkt der Wirkſamkeit betrachten, von welchem alles aus- und auf welchen alles zurückgehen müſſe; Menſchen, kaum dieſes Namens werth, deren Miene das Quos ego! jedem zuſchielt, der einſichtiger und beſſer iſt als ſie, und es wagt, zu erinnern: daß der Hof, der Adel und die Geiſtlichkeit in Frankreich endlich Alles verlor, weil ſie zu ſtolz und zu ſelbſtſüchtig waren, zur rechten Zeit nur Etwas aufzuopfern. Für ſolche Menſchen iſt mein Zuchtſpiegel freilich ein crimen laeſae, aber auch eine Apokalypſe. Woher käme ihnen die Herablaſſung und das Geſchick, ein Produkt des Geiſtes, voll von den Hauptpoſtulaten der Humanität, — an deren erſten Elementen, zumal den moraliſchen in Beziehung auf Andere, die minder ſind als ſie, es ihnen gewöhnlich fehlt — eines Durchblicks zu würdigen, oder deſſen Wahrheiten und Schönheiten zu bemerken, wenn auch nur oberflächlich? Ihre privilegirten Schädel hielt man meiſt immer für zu zart, und ihre Herzblätter für zu delikat gefaſert, als daß man jene durch ernſthaftes Studium hätte anſtrengen, und dieſe mit dem Gefühl der vielen Noth unter dem gemeinen Haufen hätte erſchüttern dürfen. Der gemeine Haufen iſt ja auch um ihr Packeſel! und was kümmert ſie ein Packeſel! Woher denn nun Einſicht, woher nun Humanität genug, um einen Zuchtſpiegel nach Geſchmack zu finden, welcher ihrem hohen Geſchmack auch gar nicht hoſiert!

Wer es ſelbſt niemals gefühlt hat, was das iſt, was man edlen Schwung und Erguß der Seele, ein heldenmäßiges Feuer und einen über das Schickſal erhabnen Stolz wahrer Vorzüge und Verdienſte nennt; wer ſelbſt die Regungen moraliſcher Zärtlichkeit, die Freude oder das Mitleid über der Menſchen gute oder widrige Begegniſſe, die Achtung für Menſchen-Rechte, Freyheit und Würde, das allgemeine Wohlwollen veredelter Seelen nie empfunden hat, — kurz wer nur gewöhnt worden iſt, nach einem hergebrachten, elenden Zwange und übel verſtandenen Regeln der Etikette oder der Convenienz zu denken, zu empfinden und zu handeln, der wird den wahren Verſtand der ſchönſten Stellen dieſes Zuchtſpiegels nie einſehen, wird die nervenvollſten Bedeutungen unbemerkt vorübergehen, niemals errathen, was Geiſt iſt, wird alles todt, unbedeutend und kalt finden, wie ſein Herz und ſeine Faſſung es iſt. Die Ausdrücke der meiſten Gedichte ſtröhmten den Dichtern aus der Fülle ihres Herzens: ſie leben und bewegen, geben Feuer und Muth, malen die Sache lebendig, und reiſſen jede gleichfühlige Seele mit ſich fort. Aber die ſchönſten, die unſterblichen Stellen liegen ganz einfach in einer ſchaudervollen Majeſtät unheiligen Augen verborgen. Oft iſt es eine bloße Wendung, die den Ton zum Gefühl angiebt, ein einziger Zug, der das Gemälde regt und belebt: und wie bey dem Anſchlagen einer Saite nur die gleichgeſtimmten harmoniſch antworten, ſo antworten auch hier nur die Gefühle derer, deren Seelen mit den Vorrechten und Vorzügen feingeſtimmter edler Menſchen geziert ſind.

Seelen von dieſer Art ſind unter uns nicht ſelten: wir finden ſie ſelbſt unter Fürſten, Miniſtern und Räthen, unter dem Adel, der Geiſtlichkeit, den Rechtsverwaltern — kurz, überall, wo wir einſichtige, gerechte, billige und gutmüthige Menſchen finden. Und wie konnten dieſe die edelſten, kernreichſten Früchte unſerer vaterländiſchen Muſe unbekümmert vorübergehn! Wie etwas nicht achten, was ihr eigenes Intereſſe am natürlichſten dann fördern hilft, wenn ſie ſich durch die Kraft der edelduftenden poetiſchen Blüthen ſanft dahin ſtärken laſſen, das Intereſſe ihrer Mitmenſchen entweder nach der Humanität human zu ſchonen, oder nach der Gerechtigkeit gerecht zu fördern! Dahin beſtimmt ſie gewiß ſchon ihre Pflicht und Ehre, nebſt der Achtung für unſere beſſern Dichter, wenn auch der qualifizierte Geſchmack der Edeln unſerer Nation, und die durch ihn modifizierte öffentliche Meynung weniger über ſie vermögen ſollte.

Was ich in mancher Rückſicht hier noch weiter erinnern könnte, erſpahre ich bis zum Beſchluß meines ganzen Verhabens. Gerechte Fürſten, welche, als einſichtige Väter, von ihren Mitgehülfen am Staatsruder keinen ihrer Unterthanen zurückgeſezt oder bedrückt wiſſen wollen, weil ſie ſelbſt es verabſcheuen, loben gewiß alle Männer, welche mit Schillern (in ſeinem Liede an die Freude) angeloben

Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen —
Brüder, gält es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügen Brut!

Göttern kann man nichts vergelten;
Schön iſt's, ihnen gleich zu ſeyn!
Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreun.
Groll und Rache ſey vergeſſen!
Unſerm Todtfeind ſey verziehn!
Keine Thräne ſoll ihn preſſen,
Keine Reue nage ihn!

Unſer Schuldbuch ſey vernichtet!
Ausgeſöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott — wie wir gerichtet.

Seyd umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!

Etwas
zur
Erläuterung des Titelkupfers.

Den Sinn des Titelkupfers erräthet jeder Sachverſtändige bald von ſelbſt. Zur Unterſchrift dienen die Verſe aus Schillers Muſen-Almanach für das Jahr 1796, S. 142, 2 und 50.

— Vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verſchwindet jedes Werk der Lüge. *)

Auch rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Geſanges Ruf erſchallt,
Der Menſch ſich auf zur Geiſterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt.
Den hohen Göttern iſt er eigen:
Ihm darf nichts Irrdiſches ſich nahn,
Und jede andre Macht muß ſchweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an.

Vom Dichterhauch aus Pindus Hain
Ward unſer Geiſt auf des Geſanges Wogen
Zum Reiche der Begriffe fortgezogen,
Und maaß der Sterne fernen Schein.

Die Schönheit goß voll Heiterkeit
Ihr Licht von dieſen Höhn auf unſre Erde:
Da rief die Pflicht ihr ſchöpferiſches Werde!
Und vor uns war Unendlichkeit.

---

*) Joh. 3. 19, 20, 21. — 8. 32.

Wer nicht der Schönheit Morgenroth
Als Greis noch liebt mit Feuerkraft der Jugend,
Der iſt kein Menſch: ein Joch iſt ſeine Tugend,
Und er ein Sklav und ein Deſpot. —

Hinan! —
Hinan den höchſten Berg! —
Hinauf! dort weht der Menſchheit Athem linder,
Dort ſtröhmt der Wahrheit Strahlen-Meer. —

Hinauf zu ihren Blumen-Höhn,
Wo himmelan Apollons Tempel ragen,
Durch deren Hallen in den beſſern Tagen
Die Sinne mit der Freyheit gehn.

Hinauf zum ſchönſten Morgenroth!
Da ſind die Sterblichen der Götter Brüder!
Und wir, wir leiten ſichrer ſie durch Lieder,
Als ſonſt der Staaten Machtgeboth.

Erinnerung.

In den Gedichten finden ſich einige Druckfehler, welche den Sinn erſchweren oder verſtellen: man wird alſo wohl thun, wenn man ſie verbeſſert, ehe man weiter ließt.

An den Zuchtſpiegel.

Geh vorüber an dem Wappenſüchtigen Thoren,
Der mit einer Sylbe mehr gebohren,
An den dürren Zweigen ſeines Stammbaums nagt,
Und die Muſe, ob ſie Fräulein ſey, befragt;
Der den Werth des Menſchen nur nach Tropfen
Des für ihn vergoßnen Schweißes mißt;
Deſſen Herz bey fremdem Leid zu klopfen,
Deſſen Hand zu geben, adelich vergißt.

Geh vorüber an dem Narren,
Deſſen Auge nur das Licht empfängt,
Um es albern grinſend anzuſtarren,
Der im Lichte nie die Flügel ſich verſengt,
Weil er, plump und flügellos,
Nur ſich mäſtet in der Dummheit Schooß.

Aber findeſt du der ſeltnen Menſchen Einen,
Der, von Demuth oder Dünkel gleich entfernt,
Mit dem Weinenden zu weinen,
Mit dem Fröhlichen zu lachen nie verlernt;
Den das Joch der unterdrückten Claſſen
Menſchenfreundlich wir erweitern ſehn;
Den die Armen lieben, und die Reichen haſſen,
Den die Klugen ſchätzen und die Dummen ſchmähn,
Der des Lebens Mühe durch das Spiel der Muſen
Und den Ernſt der Weisheit ſich verſüßt;
Der an eines guten Weibes Buſen
Deine Schöne, o Natur, genießt, —
Haſt du, Spiegel, dieſen Edlen aufgefunden:
Dieſem ſey geweiht, und Dieſem meine Hand!
O geſchwind ihm einen Strauß gewunden:
Er verdient der Menſchheit Ehrenband!

Die Welt iſt nur ein Schauplatz. Hier ſpielen die Menſchen die Rollen.
Der eine wählt den hohen Kothurn, jener den komiſchen Schuh.
Fürſten, Eroberer, Prieſter, Miniſter, Beamte, Gelehrte:
Allerhand Stände ſind hier. Jeder Schauſpieler erſcheint.
Der Weltweiſe betrachtet das Schauſpiel, und richtet die Gaukler,
Klatſchet den Tugenden zu, ziſchet die Laſter hinaus.

Satyren von Weidmann, S. 69.

Des
Zuchtſpiegels
erſte Aufſtellung
zur Beleuchtung
der
Fürſten und des Fürſtenweſens.

(Logau's Sinngedichte, S. 127.)
Hab' ich einen wo getroffen,
Daß er zürnt und grimmig iſt: ey, ſo will ich hoffen,
Er ſchilt ſich, nicht mich Verräther;
Weil Er der Kläger iſt, und auch ſelbſt der Thäter.

Ueber
Fürſten und Fürſtenweſen.

I.

An einen Prinzen in der Wiege.

Ja, weine nur: du haſt zum Weinen Recht
Wie keiner von uns andern allen hat.
Unglücklicher, du ſollſt einſt König ſeyn!
Du ſollſt in allen Gränzen deines Reichs
Der größte Herr und größte Sklave ſeyn.

Zu büßen deiner Väter Miſſethat,
Die rings umher die Welt zum Eigenthum
Verlangten, Prinz, wird wiederum die Welt
Von allen ihren Seiten rings umher
Auf dich nur ſehn, und wer dich ſieht, von dir
Verlangen, was du haſt und nicht haſt. Du,
Du wirſt die Feſtung ſeyn, die jeder ſtürmt:
Der Eine Mann, von dem, wohin du gehſt,

Ein jeder deiner Hunderttauſende,
Als wenn du Gott wärſt, alles haben will.

Der erſte Bürger deines Reiches mußt
Du Aller Sorge ſorgen! Alles ſchläft;
Und du mußt wachen, der Geplagteſte?
Und thuſt du's nicht, ſo wird in deinem Reich
Kein andrer größrer Sünder ſeyn, als du!
Und keinem wird von Jugend auf ſo ſchwer
Als dir doch werden, hellen Blicks zu ſehn,
Was Wahrheit iſt; und groß und gut zu ſeyn.
Wer ſelbſt am öfterſten, ſo weit im Land
Dein Scepter reicht, betrogen werden wird,
Biſt du! — Bevor, o Prinz, zu deinem Ohr
In Bitten deines treuen, guten Volks
Die Wahrheit kommt, ſind Hunderte bereit,
Die Wahrheit deinem Auge zu entziehn,
Und, was dein Irrthum dann Gewinn trägt, ſtill
Im Winkel unter ſich zu theilen. Du,
In Wonne taumelnd und im Ueberfluß
Verblendet von dem Schimmer um dich her,
Wirſt mitten unter Seufzern deines Volks
Einwiegen dich in deinen goldnen Traum.

Dein Schatz wird Millionen ſeyn; doch, Prinz,
Wenn du ſäheſt, wie die Million
Zuſammenfließt! — Mit Augen thränenvoll
Bringt eine Wittwe hier ihr Schärflein; dort
Ein Tagelöhner ſeines Tages Schweiß.
Die Hälfte giebt er dir, für's andre kauft

Er Weib und Kindern Brodt, und weiß noch nicht
Woher er Brodt auf Morgen nehmen ſoll!
Sein Ruhebette giebt, um wenig Geld,
Ein andrer ſeufzend hin. Der Winter zwar
Iſt vor der Thür; doch morgen frühe wird
Der ſtrenge Sammler kommen, welcher nichts
Erläßt und nichts erlaſſen darf. . . Das Alles
O Prinz, iſt Theil von deiner Miſſion!

Daß menſchlichern Empfindungen dein Herz
Nicht offen bleibe, wird zu rechter Zeit
Mit Hundelärm und Ferngeſchoß die Jagd,
Wie ſie aus Gallien nach Deutſchland kam,
(Ein blutiges, unfürſtliches Geſchäft!)
All ihrer Grauſamkeiten wilde Luſt
Vor dir verbreiten, daß zur Todesangſt
Des leidenden Geſchöpfs, das röchelt, zuckt,
Und Blut hin vor dich ſtröhmt, du — lachen lernſt.

Dein Lehrer, ſtolz auf ſeinen hohen Rang,
Zu ziehen eines großen Fürſten Sohn,
Wird deiner erſten Schmeichler einer ſeyn.
Ein Heer von ihnen, wenn dein Haar nur erſt
In braunen Locken auf die Schultern fällt,
Wird dich umringen, wo du gehſt. Ihr Wort
Wird ſeyn, wie deins, und ihre Ferſe ſchnell,
Dem Wunſche, den du eben wünſchen willſt,
Zuvor zu fliegen. Offen wird ihr Mund,
Und wenn du thuſt, was deines Sklaven Sohn
Tags zehnmal thut, zu deinem Lobe ſtehn,
Als wär' es groſe wunderſeltne That!

Begleiter wirſt du haben, wenn du Haus
Und Hof und Weib und Kind und Pflug und Stier
Dem Nachbar nimmſt, die ſagen: du thuſt recht!
Und wenn du Blut wie Waſſer deines Strohms
Vergießen wirſt, die ſagen: du thuſt recht!
Und wenn du deinem Freund den Dolch ins Herz,
Weil ſeine Wahrheit dir nicht wohlgefiel,
Im Taumel ſtößeſt, ſagen: du thuſt recht!

Wir werden uns indeß der Menſchlichkeit
Und ihrer Freuden, werden uns der Wahrheit
Der Freundſchaft und der Lieb' erfreun; und Du,
In deinen goldnen Kerker eingeſperrt,
Du haſt von aller unſrer Freude nichts!

2.

Das Eingebinde.

(Pfeffels poetiſche Verſuche, 1. Th. S. 66.)

Frau Löwin kam im Zedernwald
Mit einem Knäblein wohlgeſtalt
Ins erſte Wochenbette.
Da war im ganzen Reich kein Thier,
Das nicht dem Prinzen oder ihr
Was eingebunden hätte.

Der Eſel trat zuerſt herbey,
Und ſang mit bardiſchem Geſchrey
Ein Lied zu beider Lobe.
Sogar gedruckt verehrt er's ihr;

Auf,

Gut, ſprach ſie, dies iſt zart Papier,
Tragts in die Garderobe.

Drauf goß der Tiger wohlgemuth
Drey Löffel voll von ſeinem Blut
Dem Löwchen in den Rachen:
Nun kannſt du kalt auf Leichen ſehn,
Rief er, und ohne wegzuſehn
Der Unſchuld Thränen lachen.

Herr Fuchs ſtrich ſeinen Schwanz mit Luſt
Dem Kind auf Stirne, Mund und Bruſt,
Und ſprach: Erlauchter Knabe,
Dir bring ich den Machiavell
Gebunden in ein Lämmerfell,
Zur treuen Opfergabe.

Gleich einem Stutzer balſamiert
Ließ nun der Geisbock hoch friſiert
Sich mäckernd alſo hören:
Nimm hin die Kunſt, zum Zeitvertreib
Der Wittwe Kind, des Armen Weib,
Hochfürſtlich zu entehren.

Das nöthigſte Geſchenk, verſetzt
Der Salamander, kömmt zuletzt
Hier bring ich Molchpomade:
Nur brav das Herrchen mit geſchmiert,
Auf daß ihm, wenn es einſt krepiert,
Der Hölle Glut nicht ſchade.

3.

Lyonels Lehren an den Kronprinzen Bliomberis. *)

(T. Merkur von Wieland. 1789. Jun. S. 277.)

Doch, was der Held zu aller Zeit
Am eifrigſten gelehrt, am heiligſten empfohlen,
Iſt Liebe zu dem Volk und zur Gerechtigkeit.
Mein Neffe, ſprach er oft, es ſey dir unverholen,
Bin ich gleich ſelbſt ein Königsſohn:
Geburt allein giebt noch kein Recht zum Thron:
Die auf den Thronen nur mit Ahnenwerthe gleißen,
Die ſoll das Volk herunterreißen.

Das Volk hat ſeine Macht in unſern Schooß gelegt,
Und kann, wenn wir durch Mißbrauch ſie entehren,
Das, was es gab, zurückbegehren.
Iſts billig, daß die Kron' Auguſtens Nero trägt,
Daß, weil Julus Blut in ſeinen Adern fließet,
Er ungeſtraft das Blut des Seneka vergießet,
Rom anzündt, und dabey auf einer Leyer ſcherzt,
Der Mutter Bett beſteigt, und ſeinen Sporus herzt?

O der hat den Verſtand verloren,
Der wähnet: Tauſende ſeyn bloß dazu geboren,
Daß ſie von Einem Mann, der Alles, was er iſt,
Allein von ihren Gnaden iſt,
Sich quälen, und was oft noch mehr ſchmerzt, necken laſſen;
Der wähnt: ſie müßten ſehn, daß ihres Wütrichs Stahl

Auf

---

*) Iſt izt ganz heraus, unter dem Titel: Bliomberis, ein Rittergedicht von Alxinger. Leipzig bey Göſchen. 1791.

Auf Opfer Opfer häuft, und hätten nicht einmal
Das feige Recht, den Wüterich zu haſſen?

Mein Neffe! wenn dich je der Väter Krone ſchmückt,
So ſchmücke du noch mehr durch Tugenden die Krone.
Verachte, wer im Rath ſich ſklaviſch vor dir bückt;
Wer kühne Wahrheit ſagt, den ſchütze, den belohne!
Gewaltſam ſey kein Mittel, was du wählſt,
Auch ſelber zu den beſten Zwecken;
Dies wird, erreichſt du ſie, doch deinen Ruhm beflecken;
Um wie vielmehr, wenn du ſie gar verfehlſt!

Was hie und da ein Misvergnügter flüſtert,
Das überhöre du, in Unſchuld eingehüllt;
Doch, wenn ein großer Theil von deinem Volk dich ſchilt,
Dann zeige deinen Glanz von Nebeln unverdüſtert;
Rechtfert'ge dich; Verachtung quillt
Aus Haß, und iſt mit Tyranney verſchwiſtert:
Auch wird das Schiff des Staates ſchlecht regiert,
Wenn Lieb und Achtung nicht das Steuerruder führt.

Der niederträchtigen Brut auflaurender Spione
Verdämme ſtäts den Weg zu deinem Throne:
Laß lieber hie und da ein Laſter unentdeckt,
Als daß die Redlichkeit und Treue, weggeſchreckt
Durch Argwohn und Verrath, von deinem Volke weichen:
Tiber begünſtigte der Ohrenbläſer Schaar,
Trajan verbannte ſie: wer von den beiden war
Der Weiſere? Wem wünſcheſt du zu gleichen?

Die Wiſſenſchaften ſchätze du,
Und halte hoch, die ihres Dienſtes pflegen;

Was du für ſie thuſt, ſtröhmt dir zehnfach wieder zu:
Ihr Kiel nützt manchmal mehr, als deiner Krieger Degen.
In ihrer Hand iſt dein und deines Volkes Ruhm;
Sie drücken jeder That der Fürſten jenen Stempel,
Der ihnen recht dünkt, auf, und in der Ehre Tempel
Verwalten ſie das Prieſterthum.

Den Adel laſſe nie die Bürgerlichen kränken;
Doch kränk' auch du den Adel nie:
Sonſt muß der Einſichtsvolle denken,
Du wolleſt von der Monarchie
Zum Deſpotismus überlenken;
Du wolleſt, gleich Tarquin, dem Uebermüthigen, die
Mohnhäupter, ſo hervor aus allen andern ragen,
Mit ſchlauem Stab herunter ſchlagen.

Geburt ſey immerhin ein Vorurtheil (obſchon
Von einem Tapferen ſehr oft ein Tapfrer ſtammet,
Und nichts die Seele ſo mit Edelmuth entflammet,
Als der Gedank': mit Sohn und Sohnes Sohn
Erbt ewig fort der uns ertheilte Lohn.)
Doch ſey Geburt und die damit verknüpften Ehren
Ein Vorurtheil! Du darfſt es nicht zerſtören;
Auf dieſem Vorurtheil ruht ja dein eigner Thron!

Verachte ſtäts den Irrwahn ſchwacher Köpfe:
Ein Fürſt müß' Alles ſelber thun!
Der König Mark durchſucht den Köchen ihre Töpfe,
Sieht, ob der Gärtner wohl die kranken Bäume ſchröpfe,
Und ob der Meier jedes Huhn
Gefüttert, läßt ſich ſelbſt und Andre niemals ruhn,

Sieht immer Fehler, beſſert immer,
Und dennoch geht's im Ganzen deſto ſchlimmer.

Was ſagt die Welt von ihm? ſie ſagt: dies Königlein
Iſt in dem Kleinen groß, und in dem Großen klein!
Der Herrſcher muß als Strohm das Hauptrad treiben;
Und dieſes wird am Ende ſtehen bleiben,
Wenn er mit der und jener Kleinigkeit
Das Allerkoſtbarſte verſchwendet — ſeine Zeit.
Ein Fürſt thut alles ſchlecht, der ſich in Alles miſchet,
Und wird gewiß dereinſt vom Enkel ausgeziſchet.

Der Schluß iſt klar: du brauchſt getreuer Diener viel,
Drum gieb dir nie das Anſehn eines Gottes!
Geſteh, daß du ſie brauchſt; nie mache ſie zum Ziel,
Auf die dein ſchaler Witz die Pfeile ſeines Spottes
Nach toller Willkühr ſchnellt: Sie helfen deine Laſt
Dir tragen, nützen ſo, wie Du, in deiner Sphäre;
Drum glänz' auch um ihr Haupt ein Theil von deiner Ehre!
Weh dir, dafern du ſie zu ſtillen Feinden haſt!

Vertrau die beſten Samenkörner
Dem Staatsacker; ohne ſie
Iſt, was du thuſt, verlohrne Müh,
Nur Unkraut ärnteſt du und Dörner.
Sie werden zwiſchen dir und deinem Volke ſtehn;
Auch was du klug befahlſt, zur Thorheit dir verdrehn,
Sich aus der Schlinge ziehn, und im Geheim frohlocken,
Wenn jeder Plan mislingt und alle Räder ſtocken.

Durch Furcht allein regiert man niemals wohl,
Denn ſie beherrſcht und zeugt nur Böſewichter.

Wie ſehr erniedrigte das edle Kapitol
Kaligula und die von dem Gelichter!
Nicht wahr, da ſank die Römerherrlichkeit?
Beglückt der Staat, dem gern ein guter Mann ſich weiht!
Doch dieſes führe ja dir immer zu Gemüthe:
Den guten Mann bezwinget nur die Güte.

Zwar kann auch wohl der Zorn des Fürſten nöthig ſeyn;
Doch zeig' ihn ſelten nur, damit er wichtig bleibe.
Das Keifen iſt allein dem Weibe,
Und dem kaum zu verzeihn. Auch bilde dir nicht ein:
Es muß' ein Fürſt für jegliches Gebrechen
Rath ſchaffen: Denn wer gleich nach Arzeneyen ſchickt,
Wenns ihn ein bischen ſticht, bläht, jucket oder drückt,
Der wird gewiß den Körper ſchwächen.

Ein andres Uebel führt die Strenge noch mit ſich:
Sie lähmt die Thätigkeit und macht die Klügern zagen;
Du ſelbſt, was würdeſt du in einem Staate wagen,
In dem ein laun'ſcher Wüterich
Den Zufall, oder doch, was an den Zufall gränzet,
Die kleinſte Schuld beſtraft? Vernimm den größten Zug,
Den Fama je in ihre Bücher trug,
Und der, gleich einer Sonn', in Roms Annalen glänzet.

Nachdem der Punier bey Kanná überwand,
Das Siegerheer noch an den Thoren ſtand,
Der Konſul aus der Schlacht, die tollkühn Er begonnen,
Die ſchändlich Er verlor, mit ſiebzigen entronnen!
Was that an ihm das edle Rom,
In deſſen Mauern faſt des Bürgerblutes Strohm

Hineinſtoß? Ward er wohl beſchimpft, verbannt, entehret,
Ward er für einen Feind des Vaterlands erkläret?

O nein! entgegen kam ihm eine große Schaar
Des Volks, der Ritterſchaft, der weiſen Senatoren,
Und brachten ihren Dank für ſeinen Muth ihm dar,
Weil er nicht alles für verloren
Gehalten. Edle That, und die dem Volke ziemt,
Das ſtäts die Ehre mehr, als feige Furcht gehöret,
Das nie durch Grauſamkeit in Strafen ſich entehret,
Ja der gelindeſten mit Rechte ſich gerühmt!

Geſetze ziehn die Nationen;
Man ſaget, Könige, die nah dem Nordpol wohnen,
Erniedrigten ſich ſelbſt und ihren Staat ſo ſehr,
Und ließen Schuldige gebunden
Auf öffentlichem Platz durch Büttels Hand, gleich Hunden,
Durchpeitſchen, und das Volk ſtünd' um die Bühne her;
O laß uns, wie die Brut der Vipern, Menſchen meiden,
Die dieſe Züchtigung bedürfen oder leiden! —

4.

Die Pflichten der Regenten,

ſkizzirt von

Friedrich dem Großen.

(Novellen aus dem Archiv der Wahrheit. Zweyte Lieferung. S. 6.)

Dem Fürſten, der auf ſeiner Bürger Haabe
Mit nimmerſattem Auge niederblickt,

Und auf dem Throne ſizt, wie überm Grabe
Des Volks, das er mit Tygerklauen drückt,
Dem ſetzte Gott, zu ſeiner Strafgerichte
Furchtbarer Stunde, einſt die Krone auf,
Dem ſinke mit zermalmendem Gewichte
Der Menſchheit fürchterlichſter Fluch darauf!
Der Fürſt, der nur des Thieres niedre Triebe
Thatlos im weichen Arm der Wolluſt fühlt,
Indeß ein Schwarm in Geld gehüllter Diebe
Im Eingeweid des armen Staates wühlt,
Der modre früher, als er ſtirbt! Den ſchrecke
Zur Mitternacht der Waiſen Wehgeheul,
Das Rache über ihn ſchreyt! den erwecke
Aus ſeinem Schlummer Gottes Donnerkeil!
Dem Fürſten, der, wie Kempelens Maſchine
Am Schachbrett, ſo am Ruder ſeines Staates ſizt,
Nicht fühlt, nicht denkt, und mit geborgter Miene
Durch Andre wirkt, durch Andre raubt und nüzt —
Dem gehts, wie jenem Blocke, den zum König
Einſt Jupiter dem Volk der Fröſche gab:
Sie achteten gar bald des Blockes wenig,
Und hüpften ſpottend an ihm auf und ab.

Dem Fürſten aber, der mit Vaterblicken
In ſeinen Bürgern ſeine Kinder ſieht,
Und deſſen Herz mit heiligem Entzücken
Dir, göttlichſter Beruf, entgegen glüht —
Vor deſſen Blick nicht Mode fremder Länder,
Nicht Stern, nicht Larve Schutz der Bosheit giebt,
Der nur Verdienſt im Kleid voll Ordensbänder

Wie im geſtickten Ueberrocke liebt —
Der, wenn ſein Volk gleich darbt, nicht bey dem Klange
Erpreßter ſchwerer Steuern reich ſich preißt,
Und von der Armuth abgehärmter Wange
Die Thränen wiſcht, indem er Wohlthun heißt —
Der, wenn ſein Volk genießt den Schlummer,
Er ſelbſt, noch unermüdet, einſam wacht,
Und jeden Tag bedrängter Unſchuld Kummer
In Freude kehrt und Schurken zittern macht.
Dem ſetzte Gott, zur Stunde ſeiner Gnade,
Die Krone auf, die der Tyrann entweiht,
Den leitet Gottes Hand auf jenem Pfade,
Auf den ein glücklich Volk ihm Lorbeer ſtreut,
Der zittert nicht, wenn einſt vom Donnerſchlage
Des kommenden Gerichts der Weltbau bebt,
Und in der Hand die fürchterliche Wage
Des Richters der Tyrannen ſchwebt.

5.

Der gute Fürſt.

(Von einem Ungenannten.)

Welcher Fürſt mit ſtarken Händen
Seiner Staaten Ruder lenkt;
Edle Thaten zu vollenden
Selber wirkt und ſelber denkt:
Ueber deſſen Scheitel ſchwebet
Hoch der Weisheit Genius,

Und ſein treuer Bürger lebet
Unter ihm im Ueberfluß.

Welcher Fürſt der Schwachen ſchonet,
Mitleidsvoll den Armen liebt,
Jegliches Verdienſt belohnet,
Selten ſtraft und oft vergiebt:
Ueber deſſen Scheitel ſchwebet
Reiner Liebe Genius,
Und ſein treuer Bürger lebet
Unter ihm im Ueberfluß.

Welcher Fürſt auf dem Geſetze
Alter deutſcher Freyheit ruht,
Und für ſie nicht ſeine Schätze
Und für ſie nicht ſpahrt ſein Blut:
Ueber deſſen Scheitel ſchwebet
Deutſcher Freyheit Genius,
Und ſein treuer Bürger lebet
Unter ihm im Ueberfluß.

Welcher Fürſt das Wort der Rechte
Heilig hält in dem Gericht:
Ewig dauert ſein Geſchlechte,
Und ſein Stamm verblühet nicht.
Denn auf Gottes ew'ger Veſte
Ruht unwandelbar ſein Fuß,
Und im Schatten ſeiner Aeſte
Lebt ſein Volk im Ueberfluß.

Welche Fürſten Menſchen waren,
Deren Name währet lang,

Noch nach tauſend, tauſend Jahren
Nennet ſie der Lobgeſang!
Freudig ſchreiben ſie die Muſen
In das Tagebuch der Zeit,
Und in ihrer Bürger Buſen
Lieſt ſie noch die Ewigkeit.

6.

Der beſte Fürſt.

(Gleims Zeitged. S. 77.)

Der beſte Fürſt iſt der, ders große Publikum
Zu ſeinem Richter macht, und deſſen Studium
Nicht ruht, dem höchſten Gott, den er nicht ſieht, und allen
Sichtbaren Geiſtern zu gefallen,
Beſonders denen, die der Preis
Der Menſchheit ſind; und der, daß er es iſt, nicht weiß,
Und der in ſeinem ſtillen Leben,
Mit ſeiner ſtärkſten Denkungskraft
Oft denkt: Er müſſe Rechenſchaft
Von ſeinen Throngeſchäften geben.

7.

Fürſtenſpiegel.

(Verſuche von Brömſen, S. 23.)

Ein Fürſt, der ſtolze Dirnen hält
Und ſchändlich frech zur Schau ſie ſtellt,
Iſt der ein braver deutſcher Mann?

Nein, wahrlich nein, er iſt es nicht:
Ich ſags ihm keck ins Angeſicht:
Du biſt ein ſchwacher Mann!

Wer ganze Nächte ſchwärmt und ſpielt,
Deſpotiſch, wie Tiber, befiehlt,
Wer nur die Günſtlinge beglückt,
Die Wahrheit gnädigſt unterdrückt,
Wer edles deutſches Blut verkauft,
Das Geld verſpielt, verſchenkt, verſauft,
Wer jede Fürſten-Arbeit ſcheut,
Und ſeine Fehler nie bereut,
Iſt der ein braver deutſcher Mann?
Nein, wahrlich nein, er iſt es nicht,
Ich ſags ihm keck ins Angeſicht:
Er iſt nur ein Tyrann!

Ein Fürſt, der Niemands Worten traut,
Und nur auf Gold und Ränke baut,
Ein Fürſt, den Laune ſtäts entſtellt,
Und der nichts liebt als Sklavenwelt,
Ein Fürſt, den Aberglaube täuſcht,
Und der doch Tauſende zerfleiſcht,
Ein Fürſt, den Schmeicheley betrügt,
Die doch nur ſich und andern lügt —
Tyrannen ſind ſie alleſamt,
Verwalten ſchlecht ihr hohes Amt. —

Der brave Fürſt iſt Menſch, wie wir:
Drum bringt er Heil und Segen dir
Als Führer, Lehrer Freund.

Er denkt an Gott und an den Tod,
Er trocknet Thränen, lindert Noth,
Iſt eng mit uns vereint.

8.

Ein Gemälde.

(Epigrammenleſe der Deutſchen. Berlin, 1789. S. 65.)

Er war ein Tugendfeind, er war ein Menſchenhaſſer:
Wenn ihn ſein Stolz befiel, floß Menſchenblut wie Waſſer;
Er war voll Eigennutz und liebte Schmeicheley,
Raubt' ungeſtraft, und blieb nie ſeinen Worten treu;
War vielfach und gelehrt ſich in die Zeit zu ſchicken,
Verband mit Zehnen ſich, um Einen zu erdrücken,
Religion und Eid war ihm ein Puppenſpiel,
Durch Labyrinthe ging er ſtäts zum nahen Ziel,
Hurt' und verfolgte Wild.... O Mahler, halt ein wenig!
Halt! ich verſteh dich ſchon: Er war, wie Nero, König! *)

9.

Fragen und Lehren.

(Halliſche Zeitung 1787. St. 48.)

Was iſt ein König, dem ächte
Prunkloſe Menſchenwürde, und die Rechte
Der Menſchheit nicht mehr heilig ſind?

---

*) Halt! ich verſteh dich ſchon: Das heißt: Er war ein König! So endet dieß Epigram des Hn. E. C. von Kleiſt — aber im allgemeinen zu ſcharf, und daher die Abänderung, wie hier.

Was will der Stolz in ſeinen Mienen? —
Wenn gleich die Weiſen in dem Volk ihm dienen,
So hebt ihn das nicht uber ſie.

Er wähnt, daß freye Geiſter vor ihm zittern:
O ja, ſie beben, wie vor Ungewittern,
Wie vor des Tygers Wuth.

Doch beben ſie nur vor der Stärke,
Nicht vor der Weisheit: dieſe Wahrheit merke
Sich doch der königliche Stolz,

Und lerne, wie ein Friedrich fühlen:
Daß mit der Wohlfahrt eines Volks zu ſpielen
Ein ſchändliches Verbrechen ſey;

Daß Könige entweder Väter
Von ihren Völkern, oder die Verräther
Der ganzen Menſchheit ſind.

Nicht leerer Prunk und Pomp der Feſte
Entſcheidet, wer der Weiſeſte, der Beſte
Der Fürſten ſey. — Das Feſt iſt ſchön,

Wo nicht beym Jubel der Beglückten
Das Seufzen der von ihnen Unterdrückten
Die volle Harmonie zerreißt.

10.

Könige.

(Terpſichore von Herder, 1. Th. S. 135.)

Wähl' ein fröhliches Bild dir von den Königen!
Gärtner ſind ſie; ſie ſind Wächter der Bienen, die

Ueber Blumen des Hybla
Honig ſuchen mit Dädals Kunſt.

Dörfer, Städte, ſie ſind Körben der Bienen gleich.
Kaum ergrauet der Tag; ſiehe, ſo fleucht ein Schwarm
Aus zur fröhlichen Arbeit,
Munter, wie der gewordne Tag.

Alle ſuchen Gewinn, ſüßen Gewinn; er lockt
Holden Duftes ſie an; jeder erwählet ſich
Seine Blumen. Sie ſaugen
Lebensbalſam, und tragen ihn

Aemſig, Mutter und Kind, Männer und Jünglinge,
In die Zelle der Kunſt, bauen ſie ſinnreich fort,
Bis das wächſerne Füllhaus
Ganz von goldenem Reichthum fließt;

Zoll dem Gütigen, der ihnen ein Hüter war,
Der haushälteriſch auch, wenn er die Speicher leert,
Seinem ämſigen Volke
Nicht den Boden der Kunſt zerſtört,

Nicht ihm Wohnung und Muth, Leben und Nahrung raubt,
Gern zu neuem Gewinn ihm des Gewinnes Theil
Läſſet, daß es zu neuem
Fleiße fröhliche Brut erzieh;

Ihm genüget ein Theil göttlicher Gabe, die
Als Ambroſia jezt labet, als Nektar jezt
Freuden ſchaffet, und Kranken
Süße Pflege des Lebens wird.

Alles wendet er an, alles gebraucht er klug,
Selbſt den wächſernen Bau; aber die Aemſigen

Sind ihm heilig. Ein blöder
Dörfling iſt es, der ſie vertilgt.

11.

Der wahre König.

(Gedichte von Götz, 3. Th. S. 122.)

Es machen ein geſchilderter Phalanx, ein
Mit Bürgerblut beſudelter Purpurrock,
Ein goldner Zepter, eine reiche
Krone mit Zacken noch keinen König.

Ein König iſt, der niedrige Furcht beſiegt,
Der, wie Alcid, allein ſich ein Heer zu ſeyn
Und Tod und Unfall auszufodern
Und wie ein Gott zu beſtehn gelernet ....

12.

Trajanus Schwert.

(Terpſichore — 1. Th. S. 190.)

„Wo nackte Schwerter ſprechen, da ſchweig, o Freund
Sie ſind von ſcharfer Zunge: ſie ſchneiden dir
Mit Römerworten ab die Antwort.“ —
Ihnen entgegen wohlan denn, laß uns

Trajanus Schwert gebrauchen, ein Römerwort!
Eben horcht der Rath uns. Siehe, der Hof, die Stadt,

Das Volk, es horcht der Kaiſerrede,
Die von dem blinkenden Schwerte flammet.

Hört! Alſo ſprach mein Conſul lakoniſche
Gebieterworte: „Brauche das Schwert für mich,“
(Und reicht' es ſeiner Wache Feldherrn)
“Oder auch gegen mich, wenn ichs werth
bin.“

Den Königen die treuſte Beſchützerinn,
Zieh' aus, o Muſe, ziehe der Wahrheit Schwert
Für jeden Würdigen; und wend' es
Gegen Verbrecher, der Thronen Schande.

Verabſcheut ſind mir, die ſich mit Menſchenblut
Den Purpur färben! War er nicht roth genug?
Und muß der Bürger Blutſtrohm fließen,
Daß er ſich färbe zu höherer Röthe?

Die Cäſars haß' ich, die den Senat bey Nacht
Zu Todesfurcht verſammeln. In Thracien
Sey Menſchenopfer Königsweihe,
Taurien würge den Gaſt als Fremdling.

Mein König wandl' im fröhlichen, weißen Saal.
Sein Schlafgemach bring' an den Tapeten ihm
Kein blutig Bild vor, das mit ſchwerer
Drohender Fauſt ihm den Schlaf verſcheucht.

Tyrannen mögen — Roſſe mit Menſchenfleiſch
Genährt — nur Zorn ausſchütten; mein König wägt
Auch den gerechten Schmerz, und ſäumet
Linde das Wort, das Geſetz und Tod ſpricht,

Und ſäumet dennoch nie die Gerechtigkeit. —
Wenn unheilbarer Frevel die Guten kränkt,
Iſt Arztes es und Königsgüte,
Daß er den Frevel von Unſchuld ſondre.

Neronen ſingen während dem Brande Roms:
„Erlaubt iſt, was beliebet!“ Mein König ſingt:
„Nur was erlaubt iſt, das beliebt mir.“
Königen auch iſt erlaubt nicht Alles.

Wer Sich beherrſchet, herrſchet im weitern Reich,
Als wenn er Po und Tiber, und Don und Rhein
Zuſammenführte. Wer Geſetze
Gab, der befolge ſie, Aller Vorbild.

Und fern ſey ihm die ſchändliche Kupplerzunft,
Die fein-gefällig Laſter und Schande räth;
Des Schmeichelnden Schooßhündchens Biſſe
Sind ihm gefährlicher als des Löwen.

Lob iſt ein Gift. Das Offene ſchadet viel,
Noch mehr Geheimes, und das Erdichtete
Am meiſten; tödtlich war und wird es
Jedem Wahnſinnigen Alexander.

Er breche in Wuth aus gegen die Freunde ſelbſt;
Am frohen Mahle donnert ein Jupiter,
Und plötzlich fahren ſeine Blitze
Zwiſchen den Schüſſeln umher im Wahnſinn.

Die Stirne meines gütigen Königs ſey
Ein immer heiterer Himmel. Wer weidete

Den Göttern Opfer und Gebete,
Deren Altar nur in Blitzen dampfte?

Kein Afrika, kein Neger- und Sklavenland
Iſt unſer Welttheil. Indien mag den Klotz
Verehren, und vor Königs Bilde —
Jährlich, o Wunder! einmal geſehen! —

Anbeten. Meine Sonne, ſie ſtralet Glanz
Auf finſtere Wolken, die ſie mit Farben mahlt
Der Iris; und die Wolke träufelt,
Und in der Muſchel entſpringt die Perle.

Des Landes Ströhme fließen zum Ocean;
Vom Oceane ſteigen in Wolken auf
Die neuen Quellen. Alſo fließen
Gaben zum Könige, daß er gebe.

Die Hand, die Segen ſtreuete, wird geküßt;
Wer wohlthut, hat der Wache zum Schutz nicht noth;
Wer nicht erſchrecket darf nicht zittern;
Ruhe der Seele gebietet Frieden,

Und fähret ſicher über den Wogen her,
Und lenkt den Pöbel mit dem gelindſten Zaum
Unmerklich. Was ſie räth, befiehlt ſie;
Stille Gewalt iſt der Götter Allmacht.

Wer wagts, ein König, wie mein Trajan, zu ſeyn?
Er nehm' und reiche mit des Trajanus Wort
Sein Schwert; und frey von niederm Furchtſinn
Wird er regieren, ein guter König.

13.

An einen Römiſchen Prälaten.

(Auch gut für manchen andern Fürſten.)

(Terpſichore — 2. Th. S. 378.)

Die heiligen Fasces bietet dir Janus dar,
Prälat der Kirche! Lerne die Römermacht
Durch Güte mildern, lerne Würden,
Geiſtliche Würden, mit Sanftmuth zieren.

Der iſt ein Herrſcher, der dem Beherrſchten
Gefällig wird, als wäre der Niedre Er.
Die ſtolze Stirn, die ſich in Unmuth
Faltet, Verräth ein Gemüth, das Knecht iſt.

Du wach' am Steuer, daß dich die Winde nicht
Auf Klippen treiben oder auf lockern Sand;
Doch wenn du hinten wachſt dem Schiffe,
Laß auch zuweilen das Vorſchiff ſchlafen.

Die Ehre ſchwitzt und frieret; ſie findet ſtäts
Und bringet Sorgen. Setze dein Herz in Ruh
Und habe Dich! So wirſt du alle
Glieder des Ganzen mit Einem Willen

Regieren. Wer nicht über ſich ſelber Macht
Gewann, der dient ſich ſelber. Elende Macht,
Die jedem eignen Irrthum fröhnet,
Und in Begier und Gewohnheit Knecht iſt.

Geſetze giebſt du. Wiſſe, was du befiehlſt,
Und thu zuerſt es. Königen folgt der Troß,

Dem Feldherrn der Soldat; Lykurgus
Lebte voran, Lacedämon folgte.

Vorbilder zwingen; Worte belehren nur.
Durchſchau geheime Winkel; du aber ſteh
Der Welt zur Schau. Des eignen Herzens
Tugend entflammet; die fern entlehnte,

Die man aus fremden Grüften und Hölen ſtahl,
Verdampfet. Sey dir ſelber, nicht Andern hart.
Wer Herkules Gefahren Andern
Müßig gebeut, und dem Mattgejagten

Befiehlt zu dürſten, weil er die Quelle ſelbſt,
Ein Afrikaniſcher Drache, mit Gier umſchleußt,
Der iſt ein Ungeheuer. Fürſten,
Bannt die Gewohnheit, und werdet Menſchen!

14.

Menſchenfürſten.

(Terpſichore 1. Th. S. 115.)

Andere mögen preiſen die Pracht der hohen Palläſte,
Ihre mit Lorbeer umwundene Säulen,
Goldene Wände darin und elfenbeinene Tafeln;
Ich nur preiſe den Wohner des Pallaſts,
Der in Würden und Glanz und Reichthum dennoch ein Herz hat,
Das, durch Güte, der Menſchlichkeit huldigt.
Auf der göttlichen Stirn erſcheint ihm keine der Runzeln,
Die den Bittenden traurig hinwegtreibt.

Menſchliche Majeſtät entzückt; die ſtolze beleidigt;
  Ungebehrdigt fliehet und haßt man,
Viele feſſelt die Pracht; nur wenige zähmet das Schrecken;
  Alle Herzen gewinnet die Güte.
Mög' ein Barbarea-Deſpot in Stolz ſich brüſten und lieber
  Furchtbar erſcheinen, ein ſchreckender Schwanzſtern!
Könige ſeyn wie die Sonne! Sie glänzt am heiteren Himmel,
  Und umwandelt die Erde mit Segen.
Könige ſeyn wie die Sterne der Nacht! Wir ſchauen die Pracht an,
  Ohne Zittern, in ſüßer Bewundrung:
Denn ſie gehn hoch uber den Wolken die leuchtende Bahn hin;
  Unten nur tobet der Blitz und der Donner.
Selbſt die Sonne, ſobald ſie der Mond und die Wolke bedecket,
  Fürchten ſie traurend die Erdbewohner;
Vögel und Thiere trauren. Sobald ihr Antlitz hervorblickt,
  Jauchzet die Welt, wie befreyet vom Tode. —
Schau das ruhige Meer: es glänzen in ihm die Geſtirne,
  Knaben und Fiſche ſpielen und Schiffe:
Alſo des Königes Blick, in dem mit freundlichen Winden
  Ahnet das Volk die glückliche Schiffahrt;
Aber die Klippen im Meer, die Unglück drohen und Schiffbruch,
  Sind auch im Antlitz der Könige nimmer,
Nimmer geliebt! —

15.

Das Ungemeine.

(Terpſichore 1. Th. S. 17.)

Nichts Gemeines geziemt
Königen. Ich
Sing' Ungemeines jezt.

Was dem Fürſten geziemt,
Iſt ein Gemüth,
Das auch gehorchen kann.

Was dem Fürſten geziemt,
Iſt eine Stirn,
Jeglichem Blicke frey.

Fürſtlich denket der Prinz,
Der ſich enthält,
Nicht ſich allein begehrt,

Der, wenn Höflinge, wenn
Eigne Begier
Offenes Feld ihm zeigt,

Saat zu mähen; die Saat
Edel verſchont,
Und ſich als Fürſt beherrſcht.

Daß in Purpur er glänzt,
Daß er zum Trank
Goldene Becher hebt,

Und in Perſiſcher Pracht
Schlafe; nicht dies,
Dieſes nur kümmert mich,

Daß ein fürſtlicher Mann
Allen befiehlt,
Einzig nur nicht ſich ſelbſt.

16.

Der Pfau.

(Pfeffels Verſuche 2. Th. S. 157.)

Der Juno ſtolzer Vogel bath
Den Jupiter im Götterrath,
Ihn zum Monarchen zu erheben:
Ein Pfau, ſprach er, was meyneſt du,
Schickt noch ſo gut bey meinem Leben,
Als jener Adler ſich dazu;
Selbſt die Natur hat mich erkohren,
Von Gold und Purpur und Saphyr
Glänzt mein Gewand, und — ſieh nur hier,
Ein Krönchen iſt mir angebohren.
Wohlan, ſprach Zevs, der oft die Thoren
Zum Spaß erhört, mögſt König ſeyn!
Er ſprachs. Mit rauſchendem Gefieder
Fuhr plötzlich in den Zedernhayn
Der neue Großſultan hernieder
Und nahm den Thron des Adlers ein.
Der Gimpel und der Staar hoſſieret

Ihm in gereimten Schmeicheleyn.
Minervens Kanz philoſophieret
Ob der Verwandlung. Aber ſchnell
Erhaſcht der Geyer ihn beim Fell
Und ſchleudert ihn von ſeinem Throne
In einen Sumpf. Der plumpe Straus
Kömmt auch und reißt aus ſeiner Krone
Ein ganzes Büſchel Federn aus.
Reſpekt, ihr Schurken, rief erbittert
Der Opernſchach, vernehmts und zittert:
Ich bin — „Ein eitler Narr biſt du!“ —
Der König Pfau von Gottes Gnaden.
„Ho, ho, wer machte dich dazu?“
Chronion! — Poſſen! Gaskonaden!
Verſetzt die wilde Schaar und lacht:
Es iſt ſchon lange nicht mehr Mode,
Daß Jupiter Monarchen macht. . .
Und hackt nun vollends ihn zu Tode.

17

Der Narr.

(Pfeffel im Muſenalm. von Voß 1792. S. 61.)

Einſt fiel es einem Narren ein,
Daß er ein König wäre.
Der Wahn iſt jetzo ſehr gemein
Auf unſrer Hemiſphäre.

Er ſchnitzte ſich von Goldpapier
Die ſchönſte Strahlenkrone,

Und ſaß ſo breit als ihrer vier
Am Weg auf ſeinem Throne.

Ein Holzbock wars, auf welchem er
Voll Ernſt den Bauerknaben
Gericht hielt, die gleich einem Heer
Von Hummeln ihn umgaben.

Einſt ritt bey frohem Volksgeſchrey
Der König — von dem Rechten
Iſt nun die Rede — ſtolz vorbey
Mit zwanzig goldnen Knechten.

Wer iſt der auf dem falben Roß?
Frug hier der Narr die Jungen.
Der König iſts mit ſeinem Troß,
Verſetzten alle Jungen.

Der, ſprach der Schuſt, will König ſeyn?
Er hat den Kopf verloren;
Man ſperr ihn in das Tollhaus ein
Zu andern ſolchen Thoren!

18.

Die Bill.

(Pfeffels — Verſuche 2. Th. S. 76.)

Einſt fiel dem Löwen ein, es wäre
Doch gegen eines Königs Ehre
Und gegen das Jus publikum,
Daß er ſich ſelbſt ſein Futter ſchaffe.

Sein weiſes Miniſterium,
Der Fuchs, der Büffel und der Affe
Trat des Monarchen Meynung bey.
Sogleich gebot er allen Thieren,
Ihm einen Schoß von Korn und Heu
Und Wildpret jährlich abzuführen.
Der Eſel mußte das Edict,
Als Wappenherold bunt geſchmückt,
An allen Ecken auspoſaunen.
Das Volk vernahm es mit Erſtaunen,
Es drang ſich in Proceſſion,
Wie dort in Vater Noahs Kaſten,
Vereint vor des Monarchen Thron,
Und wollte von den neuen Laſten
Befreyet ſeyn. Der Elephant
Sprach nämlich als Repräſentant:
Wie, Herr, was konnte dich bewegen,
Uns dieſe Steuer aufzulegen?
Schweig, fiel ihm der Deſpot hier ein,
Uns Könige darf Zeus allein
Zur Rechnung ziehen. — Loſer Spötter!
Verſetzt der Bär, erſt geſtern noch
Sprachſt du, es gebe keine Götter.
Nun ward man laut. Der Menge kroch
Das Ding zu Kopfe. Schließlich machte
Das Volk mit tiefem Vorbedachte
Die Bill: „Daß, weil ein Großſultan
Den höchſten Richter unſrer Thaten
Verachten oder läugnen kann,
Man vor der Hand den Autokraten

Verpflichten ſoll, der Nation
Von ſeiner Wirthſchaft auf dem Thron,
Mit unter auch von ſeinem Leben
Genaue Rechenſchaft zu geben.

19.

Der Reichstag.

(Pfeffels — Verſuche, 1. Th. S. 114.)

Maz, der Aſiens Großherr, kam
Durch den Schlag um alle Kräfte;
Sein Gehirn verlor die Säfte,
Arm und Beine wurden lahm.

Arzt und Henker pfuſchten zwar,
Doch umſonſt war Kunſt und Sorgen:
Die Gefahr wuchs jeden Morgen,
Weil der Reichstag nahe war.

Man beſorgt' aus gutem Grund
Einen Aufruhr in dem Staate,
Weil ſchon lang der Potentate
Uebel mit dem Volke ſtund.

Es war wider die Natur
Morgenländiſcher Etikette,
Daß der Fürſt geſprochen hätte;
Dies geſchah durch Zeichen nur.

Eben das vermehrt die Noth;
Wär er bloß ein Narr, wir fänden

Leichter Rath; doch lahm an Händen,
Hieß es, iſt ſo gut als todt.

Schweigt und ſtellt das Jammern ein,
Rief ein Ausbund ſchlauer Affen,
Ich, ihr Herrn, will Hülfe ſchaffen,
Oder, gleich gehangen ſeyn.

Als der Reichstag nun begann,
Wurde Matz auf einem Schragen
Heimlich auf den Thron getragen,
Und mit Purpur angethan.

Unter dieſem Mantel ſtand
Meiſter Gaudieb. Seine Pfoten
Deklamirten, wie nach Noten,
Viel von Pflicht und Vaterland.

Alles Volk ſchwur hocherfreut:
Nein, ſeitdem wir Fürſten haben,
Zeigte keiner ſolche Gaben
In der Staatsberedtſamkeit.

Doch da ſich der Schwarm verlor,
Kroch der Schalk aus ſeiner Höle,
Und mit ihm des Fürſten Seele
In der Toris Kreis hervor.

Bravo! rief ein Ordensſtern;
Aber ſag uns unverhohlen,
Wo haſt du die Kunſt geſtohlen? . . .
„In Europa, meine Herrn!“

20.

Der Tempel zu Memphis.

(Pfeffels — Verſ. 1. Th. S. 24.)

Ein Magier, der nicht ein Wort
Vom Apis der Aegypter wußte,
Und einſt nach Memphis reiſen mußte,
Betrat den weltberühmten Ort,
Mit forſchbegierigem Vergnügen.
Kaum geht er hundert Schritte fort,
So ſieht er einen Tempel vor ſich liegen,
Der dem geblendeten Geſicht
Ein ächtes Wunderwerk verſpricht.
Er gafft und ſtaunt, und um noch mehr zu ſehen,
Beſchließt er, ganz hinein zu gehen,
Doch kaum ſezt er den Fuß hinein,
So bleibt er angeheftet ſtehen.
Sein Auge will, wie kann es anders ſeyn?
Zu gleicher Zeit, an jedem Vorwurf kleben,
Den hohe Kunſt und unſchäzbare Pracht
Der erſten Gottheit würdig macht.
Erz, Marmor, Elfenbein, und Bilder voller Leben
Sind überall mit Weisheit angebracht.
Den ſtarken Wandersmann ergreift ein heilig Beben.
Er nähert ſich, den Herrn ſo vieler Herrlichkeit,
Den dicke Weihrauchwolken rund umgeben,
Mit tiefer Unterwürfigkeit
In ſtummen Hymnen zu verehren.

Allein wie ſtuzt er nicht, als er den Gott erblickt!
Ein goldner Ochſe wars, mit Perlen ausgeſchmückt.

Kaum kann er ſich des Lachens noch erwehren.
Ein groſſes Glück für ihn! — Wird dieſen fremden Gaſt
Ein guter Wind einſt nach Europa wehen,
So kann er, ohne weit zu gehen,
In manchem glänzenden Pallaſt
Dergleichen Götter täglich ſehen.

21.

Der König und ſein Narr.

(Pfeffel — Verſuche 1. Th. S. 59.)

Ein König, Namens Woldemar,
Der von der Windſucht, die ihn plagte,
Oft ganze Nächte ſchlaflos war,
Verirrte ſich, indem er jagte.
Sein Narr und Freund, — es iſt nicht rar,
Erzämter ſo vereint zu ſehen! —
Verließ ihn nicht in der Gefahr.
Er gab durch die verwachſnen Höhen
Ihm brüderlich die rechte Hand,
Und ſo erreichten ſie den Rand
Von einem ſilberblauen Teiche,
An dem im Schatten einer Eiche
Ein ſorgenfreyer Schäfer ſchlief.
Der Fürſt blieb ſtehn: die Mißgunſt nagte
An ſeiner Leber; knirſchend rief
Er aus: Nur ich bin der geplagte
Im Reich! Mein Weib, ſelbſt meine Affen
Gäb ich, konnt ich nur eine Nacht

Mir dieſes Bengels Ruh verſchaffen!
Warum ſchlaf ich denn nicht? — Das macht,
Du ſchläfſt zuviel auf deinem Throne,
Verſetzt der Favorit und lacht.
Der König lachte nicht. Zum Lohne
Für den beichtväterlichen Scherz
Stieß er ergrimmt dem armen Sklaven
Den blanken Jagdſpieß durch das Herz —
Und konnte doch nicht beſſer ſchlafen!

22.

Der kranke Löwe.

(Pfeffels Verſuche 1. Theil S. 19.)

Der Thiere Großſultan lag auf dem Krankenbette,
Er war vom Kopf bis auf den Schwanz
So dürr als Bruder Hein im Basler Todtentanz.
Da war kein Vieh, das ihm nicht was gerathen hätte.
Der Schwindſucht ſichre Cur, die ein Franzos erfand,
Die Cur im Ochſenſtall, war damals unbekannt.
Die Gerſte, ſprach das Pferd, iſt trefflich für die Lunge:
Sie kühlet das Geblüt und reiniget die Zunge.
Nicht doch, verſetzt der Bär, der wilde Honigſeim
Iſt Balſam für die Bruſt, und löſt den zähen Schleim.
Freund, rief ein weiſer Wolf, ich wette hundert Kronen,
Mein ſympathetiſches Arcan
Erhält den Preis: Neun friſche Ziegenbohnen,
Im Vollmond angehängt, ziehn alle Seuchen an.
Pfui, ſprach der Leopard, man mögte flugs purgieren;

Der Henker brauche dieſen Quark!
Ich lobe mir das Menſchenmark,
Um einen Fürſten zu curieren,
Ein Pfund des Tags, in Thränen aufgelöſt,
Hilft ganz gewiß; probatum eſt!
Dies, Vetter, will ich gleich probieren,
Verſetzt der Pazient: dein Rath iſt Goldes werth.
Ich ſelber habe längſt gehört,
Daß viele große Herren auf Erden
Durch dieſes Mittel fett als wie die Dachſe werden.

23.

Der Affe und der Löwe.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. 106)

Ein Affe, der bey einem Biographen
Als Famulus gedient, zerbrach ſein Joch,
Kam an des Löwen Hof und ward, was alle Sklaven,
Ein Schmeichler, der im Staube kroch.
Herr König, ſprach er einſt im Ton des Patrioten,
Wie kommt es, daß kein Annaliſt,
Kein Sammler groſſer Anekdoten,
In deinem Reich beſtellet iſt?
Wie manchen ſchönen Zug von Tapferkeit und Treue,
Von Weisheit, Großmuth, edler Reue,
Von Mutterpflicht, Geduld und ſtiller Frömmigkeit
Verſchlingt der Ozean der Zeit!
Auf deinen Wink bin ich bereit,
Die hohen Tugenden, die Krieg und Frieden

In unſerm Staat erzeugt; vom libyſchen Alziden,
(Hier bückte ſich der Biograph)
Bis zum beſcheidnen, frommen Schaf,
In thieriſchen Ephemeriden,
Der grauen Ewigkeit zu weihn.
Kerl, fiel der Großſultan ihm ein,
Du ſchwatzeſt, wie ein Menſch aus den polierten Staaten
Des Occidents, wo gute Thaten
So ſelten ſind, daß man ſie zählen kann;
Rührt deine Fauſt hier nur den Griffel an,
So laß ich dich lebendig braten!

24.

Schach Meledin.

(Pfeffels Verſ. 2. Th. S. 61.)

Der Sultan Meledin war ſeines Vaters Sohn,
Das wichtigſte Verdienſt der meiſten Prinzen,
Und ſaß ſo ſchief, als er, auf der Aliden Thron.
Der Mufti, der Vezier und Rabbi Sabulon,
Der Kolbert ſeiner Zeit, beherrſchten die Provinzen.
Indeſſen hieß man ihn der Perſer Salomon
Und pries ſein Regiment auf Säulen und auf Münzen
Im höchſten Epopöen-Ton.

Einſt kam ein alter Mandarin
An ſeinen Hof, der Sinas Reichsgeſchichte
(So lautete ſein Paß) in einem neuen Lichte
Der Nachwelt dargeſtellt. Wohlan! ſprach Meledin,

Ich mache dich zu meinem Biographen,
Und ſchenke dir ein Haus, vier Pferde, ſieben Sklaven
Und jährlich zehn Pfund Golds für Federn und Papier,
Doch ehe Sonn und Mond noch dreimal untergehen,
Will ich mit meinem Großvezier
Den Grundriß deiner Arbeit ſehen.

Gerühret und geſpornt durch des Monarchen Gunſt,
Entwarf der Mandarin auf einem Drachenfelle,
In einer prächtigen Tabelle,
Die Skizze ſeines Werks, ein Meiſterſtück der Kunſt,
Worauf der Name ſeines Mäzenaten
Als Hauptfigur in goldner Schrift erſchien,
Und jede ſeiner groſſen Thaten
Mit einem Denkſtrich von Karmin.

Vortreflich! rief der Schach, und las mit ſtolzer Miene
Die Schlachten her, die ſein Vezier gewann,
Indeß er in dem Arm der ſchönen Nuredine
Bald Betel ſog, bald Seide ſpann.
Vortreflich! rief er bey den Monumenten
Der Menſchenhuld und des Genies,
Die Sabulon zur Ehre des Regenten,
Auch wohl zu Mehrung eigner Renten
In ſeinem Namen werden hieß.

Auf einmal ſtutzt der Fürſt: was haſt du hier geſchrieben?
Die Gebern, die, wie deine Tafel ſagt,
Mein blinder Eifer aus dem Reich verjagt,
Hat Ibrahim, der Mufti, fortgetrieben;
Auf ihn mußt du den Fehler ſchieben.

Ich hab, am Rechnungsbrief dein Siegel hängen ſehn,
Verſetzt der Mandarin: wenn die berühmten Thaten,
Die deine Diener angerathen
Und ohne dich verübt, auf deiner Rechnung ſtehn;
So mußt du, Herr, dich auch bequemen,
Das Böſe, das durch ſie geſchehn,
Als eigne Schuld auf dich zu nehmen!

25.

Die Bekehrung.

(Pfeffels Verſuche 2. Th. S. 88.)

Ein Wolf, (im Ländchen Gevaudan
Würd er vielleicht Hyäne heiſſen,
Beym alten Parſen, Ariman,
Zaar Guelf der Groſſe bey den Reuſſen;)
Lag auf den Tod am Magenkrampf
In ſeiner Kluft. Sein treuer Vetter
Und Spießgeſell, ein frecher Spötter,
Beſucht ihn, um im letzten Kampf
Ihm beyzuſtehen: Alle Wetter!
Rief er; was machſt du armer Gauch,
Zwickt dich vielleicht ein Lamm im Bauch?
Steh auf! Laß uns ein Schmalthier jagen;
Ein Teufel treibt den andern aus! —
Was ſagſt du? Zittre vor dem Rächer
Der Unſchuld! ſprach der kranke Schächer
Mit ſchwacher Stimme: keine Maus
Will ich mehr tödten: gleich den Biſſen

Der Viper nagt mich mein Gewiſſen;
Alekto mit dem Höllenpfuhl
Im Blicke, ſtürmet meine Höhle;
Und reißet meine ſchwarze Seele
Vor Minos ernſten Richterſtuhl.
Ha Freund! Jtzt floſſen ſeine Zähren:
Wird Jupiter mein Flehn erhören,
Macht ſeine Gnade mich geſund;
So will ich meine Sünden büßen
Nur Wurzeln und nur Gras genießen,
Und mit dem frommen Schäferhund
Die Heerde vor den Wölfen ſchützen,
Ja, ſelbſt mein Blut für ſie verſpritzen.
Der Vetter ſchüttelte den Kopf,
Und ſprach bey ſich, der arme Tropf!
Das Fieber macht ihn phantaſieren:
Hier würden Luftklyſtier, Magnet,
Und ſelbſt Apoll den Ruhm verlieren.
Er küßt den Freund und ſeufzt und geht.
Kaum bleicht der zackigte Planet
Zum andermal die braunen Schatten,
So kehrt er in den Hain zurück,
Um ihn zur Erde zu beſtatten,
Und ſieht ihn mit erſtauntem Blick
Vor einem fetten Widder ſitzen;
Aus dem er Herz und Nieren fraß.
Ei, ei! Herr Bruder, was iſt das?
Rief er: heißt das die Heerde ſchützen,
Und ſelbſt ſein Blut für ſie verſpritzen? —
Hier zog der graue Böſewicht

Sein finſter blutiges Geſicht
Ins Lächeln, wie bey Sturm und Blitzen
Das Seegeſpenſt im Tafelgolf:
Je nun, ſprach er, und ſtrich den Magen,
Ich war ein Lamm in kranken Tagen;
Geſund, bin ich nun wieder Wolf!

26.

Thraſimund und ſein Pudel.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. 189.)

Der ſtrenge Wildgraf Thraſimund
Trieb manchen Spaß mit ſeinem Hund.
Ein Pudel wars, den er auf türkiſch plagte,
Indem er ihn oft ſtundenlang,
Mit leerem Bauch izt aufzuwarten zwang,
Izt über einen Stock, izt in das Waſſer jagte;
Und wenn er endlich matt und krank
Zu ſeinen Füſſen niederſank,
Zu murren oder gar ſich zu verkriechen wagte,
So ward er aus dem Todesſchlaf
Mit hundert Prügeln auferwecket.
Einſt hatte der erlauchte Graf
Das fromme Thier bis auf das Blut genecket;
Da ſchluchzte Fräulein Adelgund,
Zu edel und zu ſanft des Henkers Kind zu heißen:
Ach, Vater, ſchlagt den armen Hund
Doch nicht ſo hart! Er wird euch wohl noch beißen.
Mich beißen? — Dummes Ding! verſezte Thraſimund:
Ha, damit hat es gute Wege!

Was gilts, er denkt nicht mehr an die empfangnen Schläge?
Sieh nur! .... Hier ſpuckt er aus. In vollem Lauf
Macht ſich der Hund herbey und leckt den Speichel auf.

Ihr Völker, wollt ihr nicht, daß euch die Fürſten zwingen,
Bald über ihren Stock, bald in die Fluth zu ſpringen,
So ſpiegelt euch an dieſem armen Wicht,
Und lecket ihren Speichel nicht!

27.

Der Marder.

(Pfeffels Verſuche 1. Th. S. 113.)

Einſt ließ der Thiere Großſultan,
Wie es ſchon oft ſich zugetragen,
Durch ein Geſchrey von einem Hahn,
Sich wie ein feiger Haſe jagen.
Die Thiere, die ihn laufen ſahn,
Verhöhnten ihn. Um dieſen Flecken
Auf eine ſchickliche Manier
Vor ſeinem Volke zu verſtecken,
Befahl der König jedem Thier,
Beym Krähen eines Hahns zu fliehen.
Es zeigt, ſprach er, ein Unglück an,
Das nur die Flucht vermeiden kann.
Sir! rief der Marder auf den Knieen,
Wie kann ich dein Gebot vollziehen?
Die Hüner ſind mein täglich Brod;
Und ſtatt mich durch ſein Krähn zu ſchrecken,

Läßt mich der Hahn ihr Neſt entdecken.
„Rebell! erwiedert der Deſpot,
Mit einem Blick, der Flammen ſpritzet,
Fleuch vor dem Hahn! Brod hin! Brod her!“ —
Weh dem, der eine Tugend mehr
Als ſein Durchlauchter Fürſt beſitzet!

28.

Der Geſetzgeber.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. 39.)

Der Adler wollte reformiren,
Und ſchaffte die Polygamie
Bey dem geſammten Federvieh
Auf einmal ab. Den armen Thieren
Misfiel die ſtrenge Polizey.
Zumal dem Hahn. Er trat herbey,
Um feyerlich zu proteſtieren.
Und von des Königs Majeſtät
An die Natur zu appellieren.
Er ſchlug mit Macht, wie ein Prophèt,
Den neuen Solon aus Gewiſſen,
Und ſprach mit ſanfter Energie
Von ſeiner Weiber Harmonie. —
Hier ward der Sultan hingeriſſen:
Wohlan, ich kann nicht widerſtehn,
Rief er, ich muß dein Harem ſehn!
Er folgt ihm huldreich aus dem Haine
In einen Hof. — Der Patriarch

Lock

Laßt keinen Hennen. Der Monarch
Verſchlang ſie alle bis auf eine,
Und ſprach mit höhniſchem Geſicht:
Es iſt des weiſen Fürſten Pflicht,
Den Unterthan vor den Gefahren
Des Ungehorſams zu bewahren.

29.

Der Köhler.

In einer großen Hungersnoth
Saß einſt ein Köhler in dem Kreiſe
Der Seinen um ein Haberbrod
Und eine Tracht gebratner Mäuſe.
Sein Fürſt verlohr ſich auf der Jagd
Von ohngefähr in dieſe Hütte.
Er ſetzt, nach freier Jägerſitte,
Sich unerkannt zu Tiſch und fragt:
Was habt ihr da für eine Speiſe?
Ach! rief der Köhler, es ſind Mäuſe;
Doch, Herr, um Gottes willen! ſagt
Dem Fürſten nichts von unſerm Eſſen,
Sonſt hegt er dieſes Wild für ſich:
Dann würden bald die Mäuſe mich
Und er allein die Mäuſe freſſen.

30.

Der gutthätige Nabal.

Seht, Nabals Herz iſt endlich aufgethaut!
Die Stadt und Vorſtadt wird durch ſeine Lieb' erbaut.

Ihr Eifrer droht ihm nicht mehr mit dem Schwefelpfuhle!
Er ſchickt zwölf Kinder in die Schule,
Er ſtattet junge Mädchen aus,
Giebt allen Durftigen, die bettelnd ihm begegnen;
Von Armen wimmelt ſtäts ſein Haus,
Die ihn mit Freudenthränen ſegnen;
Er baut ein Hoſpital, das man nach ihm benennt,
Er kleidet den Altar: wem iſt dies unverhohlen!
Mit einem Wort: — Er ſchenkt dem Himmel fünf Procent
Von dem, was er der Welt geſtohlen.

31.

Der gnädige Löwe.

(Schubarts Gedichte. 2. B. S. 256.)

Der Thiere ſchrecklichſtem Deſpoten
Kam unter Knochenhügeln hingewürgter Todten
Ein Trieb zur Großmuth plötzlich an.
Komm, ſprach der gnädige Tyrann
Zu allen Thieren, die in Schaaren,
Vor ſeiner Majeſtät, voll Angſt verſammelt waren,
Komm her, beglückter Unterthan,
Nimm dieſes Beyſpiel hier von meiner Gnade an!
Seht, dieſe Knochen ſchenk' ich euch! —
Dir, rief der Thiere ſklaviſch Reich,
Iſt kein Monarch an Gnade gleich! —
Und nur ein Fuchs, der nie den Ränken
Der Schüler Machiavels geglaubt,
Brummt in den Bart: Hm, was man uns geraubt,
Und bis aufs Bein verzehrt, iſt leichtlich zu verſchenken!

32.

Der politiſche Pythagoras.

(Terpſichore 1. Th. S. [illegible].)

Glaubſt du, weil du, Metell, Vielen der Obre biſt,
Daß der Zunge du jetzt Alles erlauben darfſt?
Wiſſe, Scepter und Faſcen
Machen weder beredt noch klug.

Schlecht verwaltet ſein Haus, wer wie im ſchweigenden
Staats-Vergleiche dem Knecht Zaum und Gebiß anlegt,
Daß mit vollerem Munde
Er ihm Lügen und Läſterung

Sage; ſage: „wie hoch Er die Gerechtigkeit
Ehret, wenn er verſchmäht, was er erheben ſoll,
Und mit Würden und Reichthum
Den Nichtswürdigen prächtig lohnt.“

Freilich machet es kühn, wenn dem gebietenden
Herrſcher Sklavengeduld, — lange gewohnt der Schmach —
Furchtſam-ſchweigend das Haupt neigt;
O, da ſpricht der Gewaltige

Mächtig — ſage zugleich, thöricht. Im Inneren
Seines Knechtes erweckt kühne Gedanken Er.
Du, der Worte verſtummen macht,
Furchteſt ſtumme Gedanken nicht?

Sind Gedanken, o Thor, die dich im Inneren
Strafen, mächtiger nicht, als ein entflognes Wort?
Schon', o ſchone der Seele
Deines Sklaven: ſie blieb ihm frey!

33.

Gegen die falſchen Staatskünſtler.

(Terpſichore, 1. Th. S. 18.)

Ich haſſe die Zweyzüngelnden, die um Gold
Wie Glas zerbrechen ihre gegebne Treu.
Verabſcheu' ihn, der Gott nicht ſcheuet,
Den ein gegebnes Wort nicht bindet!

Dein Rath im Rath des Königes ſey gerecht,
Nicht mit Schattierung täuſchender Liſt geſchmückt
Und nicht vom Eigennutz geſäuget,
Der an den Brüſten der Armuth ſelbſt ſaugt.

Des Charons Angel, goldne Geſchenke, wirf
Hinweg; verſchmäh die Stücke von rothem Blech,
Und wenn ein Prachtgefäß ſich anbeut,
Sage: mich dürſtet es nicht nach Golde!

Wer Schmeichel-Gold verachtet, wer über Geld
Erhaben iſt, ſieht alles zu Füßen ſich,
Und glänzt in eignem Glanz, wie Morus
Dort an Britanniens Hofe glänzte.

Geſtellet auf den Gipfel der Ehre war
Er größer durch die Würde, die Er ſich gab,
Regierend Sich, wie den Tyrannen;
Liſt und Gewalt, weder Furcht noch Liebe

Entfernten von der Regel des Rechts ihn nie
Ein Haarbreit. Eher wäre die Sonne ſelbſt
Aus ihrer Bahn gewichen, mit zer-
Brochener Axe des hellen Wagens.

O blüht' in unſern Zeiten ein ſolcher Baum!
Des Reiches Apfel flöge, dem Spielball gleich,
Nicht hie- und dorthin durch die Lüfte,
Wie ihn die Hände der Spieler ſchlagen.

Kein Knabenzwiſt des Ranges verewigte
Des Reichs Verwirrung, Händel und Raubbegier;
Der langverbannte Friede kehrte
Jauchzend zurück in der Deutſchen Gränze,

Und jeder lebt' im Schatten des eignen Baums
Ein ſichres Leben. Aber das ſtolze Heer
Der Kämmerlinge raubt dies Glück uns,
Machiavelle des Orkus graben,

Kaninchen graben unter dem Boden ſie. — *)
Gefärbte Weisheit handelt und täuſcht; und trügt
Um ſchnöden Vortheil. Füchſe ſchleichen
Unter des Löwen Gewand, und mancher

Ahitophel veradelicht ſein Geſchlecht
Durch niedre Liſten. Aber die Larve ſinkt;
Die Sonne bricht hervor durch alle
Täuſchende Nebel. Da fällt der Gyps ab

Von buntgemahlten Wänden. Das nackte Haus
Steht ſcheußlich da. Sie zittern am Tagesſtrahl
Die Eulen: denn die Mittagsſonne
Leuchtet am Himmel, und ſie — verblinden.

---

*) Cuniculus heißt freilich auch Kaninchen: aber auch Mine, geheimer oder verſteckter Gang, Schleichweg. Das letztere iſt die Sache des Machiavelliſten, und ſcheint mir der Gegenſtand der Rüge im Lateiniſchen zu ſeyn; das erſtere im Deutſchen hier — finde ich zu klein und nicht paſſend genug.

34.

An den Staatsköcher treuloſer Politik.

(Terpſichore 1. Th. S. 101.)

Du, der Bosheit und Liſt
In ſich verbirgt,
Gräulicher Köcher du.

Fahr hinunter zum Styx,
Wenn du dich gleich
Weisheit des Staates nennſt.

Wer den Köcher erfand,
War er Sarmat,
Oder Auſonier;

Aus Tiſiphonens Hand
Nahm er den Stahl
Und das Gefiederholz.

Zwar du glänzeſt in Gold
Prächtiger Schrein,
Roſen umgürten dich;

Doch von auſſen allein;
Drinnen zernagt
Fäule dein Bleigeſchoß,

Das zum Ziele nicht trifft.
Himmelan reicht
Nie ein Tiberius.

35.

Das Ungeheuer.

(Terpſichore — 2. Th. S. 261.)

Unter Arkadius ward ein Ungeheuer geboren;
Mich dünkt, es war bey Chalcedon,
Seiner Mutter, — ein Weib, die der Stolz und Geiz in Perſon war;
Den Vater wußte ſelbſt ſie nicht. —
Ihr ſchien hold das lächelnde Kind; nur reckten die Ohren
Wie Midas-Ohren ſich empor.
Sonſt ein Affengeſicht; und unterm häßlichen Kinne
Hing ihm ein wahrer Curus-Kropf.
Seine Glieder ſtarrten in Kälte, wie wenn der December
Aus Scythien gebohren ſey.
Wer es berührte, ſtand erſtarret. Es blinkte die Zähne,
Und warf die Augen hin und her.
Widriger Schaum ſtand ihm vorm niegeſchloſſenen Munde;
Unruhig hob es ſich und ſank
Kraftlos nieder. Das Volk, die Obern liefen zuſammen:
„Iſt es ein Menſch? ein wildes Thier?
Lebt es?“ — „Leider, es lebt! — So ſprach der göttliche Weiſe,
Chryſoſtomus. — Sein Vater iſt
Pluto. Doch iſts kein Menſch. Das heilge Waſſer der Taufe
Gebührt ihm nicht; doch geb' ich ihm
Einen Namen; der werde mit Scheu von Allen genennet;
Es heißt — das kalte Mein und Dein.
Seitdem ward in Europa dies Ungeheuer geboren;
In Staatsgemächern brüteten

Sorgſam es aus die Diener des Staats, und nannten es anders,
Und tauften öfter es — mit Blut.

36.

Beym Anblick einer Charte des Weltſyſtems.

(Terpſichore 2. Th. S. 244.)

Sieh, o Memmius, ſieh den wundernswürdigen Punkt hier,
Auf welchem ſeit Jahrtauſenden
Cäſare Kriege geführt:
Sprich, wo breitete ſich die weite Pharſaliſche Ebne?
Wo iſt der Waſſertropfe, der
Xerxes Armade verſchlang?
Und doch ſtanden ſie dort bey Philippen die ſchrecklichen Heere;
Vor Xerxes Flott' erzitterte
Nereus: ſo ſinget das Lied.
Dieſes Punktum theilet man ſich mit Feuer und Schwertern;
Von nah' und ferne fallen dann
Heere der Menſchen dahin.
Ballſpiel ſpielen die Fürſten; ſie ſchlagen den Ballen zur Erde;
Aufſteiget er; und jeder rafft,
Was er vermochte für ſich.
Auf dem Punkt hier donnert der Zufall; ſeine Geſchenke
Verkauft das Glück; die Liebe ſchenkt
Thalamus, Wiegen und Sarg.
In dem Punkt hier ſind die Tyrannen-Neſter. Wo Jener
Sich ſtellte und verſtellete,
Capreä liegt in dem Punkt.

Hier regierten die Galba; Neronen ſangen und tanzten:
Hier bauete ſich Adrian
Seine Aegyptiſche Burg.
Und noch immer erregt der Punkt ſo heiſſe Begierden:
Zu Schlachten ruft die Ehre, ſie
Ruft in das blutige Feld.
Arme Streiter! Ihr ſchlaft in einer mäßigen Urne;
Ein kleiner Mückenhügel deckt
Alles, worüber ihr kämpft.
Habſucht zeih' ich euch nicht; in gar zu engen Kanälen
Beſchränken eure Wünſche ſich,
Nur um ein Pünktchen des Punkts.
Ich bekenne den Stolz: mein Geiſt treibt höhere Wünſche:
Vom Himmel ſtammend! ſchwinget er
Ueber den Staub ſich empor,
Und durchwandert die Welt. Mein großes Haus iſt der Himmel,
Kein Erdenwinkel ſchließet mich
Ein wie den räudigen Hund.
Mein Ocean iſt der Aether; in ihm verlieret der Punkt ſich.
Mein Ziel der Wünſche, meine Bahn
Iſt das Unendliche, Gott!

37.

An den König von Siam.

Bey Ueberſendung der Werke des Ueberſenders.

(Muſenalm. für 1785. von Voß und Goeking. S. 9.)

Kommt dieſe Dedication
Durch Schiffer Peter Joch von Bremen,

Nach Wunſch vor Eurer Hoheit Thron,
Und laßt Ihr denn ſie überſetzen:
So ſeyd kein Kind, und ſchließt nicht gleich,
Daß Deutſchland, weil ein Deutſcher Euch
Beſingt, gewaltig müſſe ſchätzen.

Zerbrecht Euch, Herr, auch nicht das Haupt,
Darüber, wie Ihr zu der Ehre
Gekommen ſeyd! Wenn Ihrs erlaubt —
Wo nicht, iſts eben das! — erklären
Wir Euch das Ding ganz kürzlich ſo:
Die Dichtkunſt driſcht bey uns nur Stroh,
Allein die Kunſt zu ſchmeicheln, Aehren.

Nun iſt bey uns ſo der Gebrauch,
Von Aehren, nicht von Stroh zu leben.
Drum lernen wir Poeten auch
Die Kunſt, ſie Andern auszudröſchen,
Das heißt: den Durſt nach Schmeicheleyn
Löſcht der Poet; den Durſt nach Wein
Muß ihm dafür der Andre löſchen.

Glaubt, Sire, wollt' ich manchen Herrn
In unſerm Welttheil ſo beſingen,
Als ichs vermag: ſie ſetzten gern
Bey einer arbeitleeren Stelle,
Auf ihre Koſten, mich in Ruh;
Denn jeder hat ein Haus dazu,
Man nennt es eine Zitadelle.

Und doch beſang ich niemals ſie.
Warum? Das kann Euch nichts verſchlagen.

Doch wärt Ihr dümmer als ein Vieh,
Geruhtet Ihr daraus zu ſchließen:
Ich legt' Euch dieſe Zuſchrift, voll
Von Eurem Ruhm, als einen Zoll,
Der dem Verdienſt gebührt, zu Füßen.

Ihr ſeyd vielleicht ein ſchlechter Held?
Das thut nichts: dafür ſeyd Ihr König!
Wenn mir es ſonſt einmal gefällt,
Troz allem dem, Euch zu vergöttern:
Wer darf in Siam ſagen: „Peſt!
Wie lügt der Schurke!“ denn wer läßt
Sich wohl den Schädel gern zerſchmettern!

Ich aber, Sire, bin kein Thor,
Mit Riſiko zu kreditiren.
Nein, Zug um Zug! Ihr müßt zuvor
Mir dieſe Zuſchrift baß vergüten;
Sonſt — daß Ihrs wiſſet! — werd' ich ſchier
Vor Eurem Lobe mich, wie Ihr
Vor einer Mützen-Schlange hüten.

Es thut vielleicht Euch wenig leid,
Ob Siam Euch nicht liebt; nur fürchte!
Allein, wenn Ihr kein Eſel ſeyd,
Muß für den Ruhm, bey Nationen,
Wo jeder Bettler, ungeſcheut,
Euch preiſet und vermaledeyt,
Doch wohl ein Wunſch noch in Euch wohnen!

Soll ich den Wunſch erfüllen? Top!
Schickt mir nur Einen Elephanten!

Für Euer Gold kann ich, Gottlob!
Weil ichs nicht brauch', im voraus danken.
Allein, ein Thier zum reiten, kann
Mir Dienſte thun: ich alter Mann
Fang nach gerade an zu wanken.

Herr Schirach — Pauli, *) Sire, fuhr
Zu zeitig ab — wird Euer Leben
Sehr gern beſchreiben, wenn ich nur
Den Elephanten ihm vermache;
Denn, ſeyd Ihr gleich uns hier zu Land',
Selbſt nach dem Namen unbekannt;
So thut das doch nicht viel zur Sache!

38.

Lob des Eſels.

(Blumauer)

Du gutes Thier, auf deſſen Haut wir ſchreiben,
Das uns bald trägt, bald führt,
Nein, länger will ich dir nicht ſchuldig bleiben
Das Lob, das dir gebührt!

Man ſpottet deiner Ohren widerrechtlich,
Und hohnt dich, armer Tropf!
Doch tröſte dich: ſie wurden nur verächtlich
An eines Königs Kopf!

Und wer es dir etwa verargen könnte,
Daß du ſo langſam biſt,

---

*) Verfaſſer des Lebens großer Helden.

Der denke, daß der Spruch: festina lente!
Des Weiſen Loſung iſt.

Du biſt aus allen Thieren, die wir reiten,
Allein ein Sonntagskind,
Du ſahſt dereinſt den Engel ſchon von weiten
Und Bileam war blind.

Du biſt das Bild der nun in unſern Tagen
Geprieſnen Duldſamkeit,
Dir gilt es gleich, Gold oder Miſt zu tragen,
Und hältſt, wenn man dich bläut.

Du biſt das Thier, das ſeinem Herrn zur Speiſe
Mehl trägt, und Diſteln frißt:
Wer läugnet nun, daß du auf dieſe Weiſe
Der beſte Bürger biſt!

Auch iſt kein Thier an Freunden und Bekannten
So reich, als du es biſt;
Obgleich von deinen Brudern und Verwandten
Nicht jeder Diſteln frißt.

Und ſingſt du gleich nicht ſchön, wie Nachtigallen,
So iſt doch laut dein Ton;
Drum braucht man auf dem Weg des Ruhms vor allen
Dich gern zum Poſtillon.

Bey alle dem iſt dir kein Thier auf Erden
Gleich an Genügſamkeit:
Du trägſt troz all den Plagen und Beſchwerden
Ein ſimples graues Kleid.

Du lebſt mit deinen Diſteln hier zufrieden
Die dir dein Fleiß gewinnt;

Und Mancher, ach! ſeiſt Ananas hienieden,
Der Diſteln nicht verdient!

39.

Der Wolf und der Hund.

(Schubarts Ged. 2. B. S. 232.)

Zum Hunde, der ſchon manche Nacht
An ſeiner Kette zugebracht,
Und wenn der Morgenſtern am grauen Himmel hieng,
Aufs Gay mit ſeinem Metzger gieng,
Sprach einſtens Jſegrim: Ei, Bruder, wie ſo mager!
Wie elend ſiehſt du aus! wie ſchäbich und wie hager!
Daurſt mich, biſt gar ein armer Hund!
Sieh mich mal an, wie friſch und wie geſund
Jch bin! — Jch rieche nach der Luft;
Mein Balg iſt parfumirt mit mancher Staude Duft.
Jch hab dir immer guten Fraß,
Bald Friſches Fleiſch, bald fettes Aas.
Drauf leck ich klaren Quell und, traun?
Jch hab dir immer gute Laun.
Du aber —
Ach, verſetzte Melak, ach,
Herr Bruder, nur gemach!
Drum biſt du Wolf; ich Hund! Du frey;
Jch aber in der Sklaverey.

Und die Moral? — O die iſt jedermann bekannt
Jn Deutſchland und in Engelland. *)

---

*) Wenn Schubart heutzutage noch lebte, und im Londner Chronicle, oder European und political Magazine bloß Fox's Bemerkungen über

40.

Nero.

(Kayners Fabeln — S. 241.)

Daß Nero auf der Bühne ſang, war gut:
So lang' er ſpielte, floß kein Bürgerblut.
O möchte doch, anſtatt ſelbſt zu regieren,
Manch ſchwacher Sultan exercieren!

41.

Landesväter.

(Kayners Fabeln — S. 297)

Wer wird des Namens Wahrheit noch mißkennen,
Wenn manche Herrn ſich Landesväter nennen!
Sie nehmen uns, thuts gleich den Weibern weh,
Aus väterlicher Sorgfalt den Kaffee.
Bald werden wir ſie noch um jeden Biſſen
Des trocknen Brodts erſt kindlich bitten müſſen,
Um Bruſt hinaus und Bauch herein
Zum höchſten Dienſt dreſſirt zu ſeyn.

---

und gegen Pitts Machinationen anſähe, wahrlich, er hätte den Ausgang ſeiner Fabel umgekehrt. Denn was mach' ich in einem Lande, wo es bey einem kaufmänniſch-machiavelliſirenden Miniſter ſteht, die Conſtitutions-Akten zur Sicherung der Rechte und Freyheiten der Unterthanen aufzuheben, um den Despoten im vollſten Maaße ungehindert ſpielen zu können? Sind nicht Thatſachen genug da, die es beweiſen, daß Pitt, während des jetzigen Krieges, die Geißel ſeiner Nation und von halb Europa war? Und was iſt das für eine Nation, die ſich dergleichen — bloß auf kaufmänniſche Speculation gefallen läßt? — O man gehe mit allen ruhmredigen Beſchreibungen und Gedichten von Albions Freyheit und Glückſeligkeit! Es iſt dreymal ſchändlich, nach der Conſtitution des ganzen Landes frey ſeyn zu können, und nach der Adminiſtration eines einzigen Kopfes es nicht zu ſeyn!

42.

Ueber die Baſtillen, an Schubart.*)

(Ruheſtunden — S. 24.)

Und hätt' ich Linguet nicht geleſen,
So würd' ich vom Baſtillen-Weſen
Doch ewig Gegenfüßler ſeyn.
Ach, heilig ſind der Menſchheit Rechte!

---

*) Schubart, der Verſtorbene, iſt der beſte Beweis von der Heiligkeit der Juſtiz im H. R. R., und von dem Gemeingeiſt und der edlern Bruder- und Menſchenliebe der Herren-Gelehrten. Mich wundert, daß der große, unglückliche Dulder nicht irgend ein Gedicht verfertigt hat auf gewiſſe Thiere, die das pflichtmäßige Bellen ganz und gar vergeſſen vor lauter Speck, die Markknochen zu verlieren, an denen es ſich, auf warmem und weichem Lager, ſo behaglich nagen und maſten läßt, unbekümmert, obs draußen blitzt, donnert, einſchlägt und brennt oder nicht. Ein Gedicht von der Art ließe ſich auch heutzutage auf Viele anwenden, deren Einſicht, Poſten und Credit es ihnen zur Pflicht machen ſollte, nun und dann ein Wörtchen zu ſeiner Zeit drein zu reden, um unkundigen oder irrerudernden Steuermännern auf den Staatsſchiffen einen Wink zu geben, ſie vor Klippen und Felſen zu warnen, und ihnen den nächſten und ſicherſten Weg vorzuzeichnen, zumal da, wo es ſich auf der Fahrt ergiebt, daß der Admiral, wie ſein Capitain, Steuermann und Begleiter, alle gleich wenig ſich auf Compaß, Waſſerſchwere, Winde, Segel und verhältnißmäßige Ladung verſtehen, daher paſſiv jedem Winde folgen, temporiſiren, die rechte Straße verfehlen, endlich wie Ludwig XVI. mit ſeinem Calonne und Necker auf eine Sandbank feſtfahren, und ſo — eine Beute werden gar für eigne Matroſen und Bootsknechte. Wenn freilich alle dieſe Herren taub ſind, oder ihre Fahrkunſt für ein Ding halten, worein und worüber Niemand zu reden haben ſoll: je nun, es giebt auch Katharre zum Tode! Aber iſt nur gewarnet, ſo hat man wenigſtens den traurigen Troſt, ſagen zu können: dixi, ſed non ſalvavi! — Doch, um auf Schubarten zurückzukommen, ſo gereicht es der Dichterin Karſchin zu ewigem Ruhme, daß endlich ſie die einzige war, welche die Beendigung des Schickſals dieſes merkwür-

Und ein Geſez, das eins derſelben ſchwächte,
Kann nur Geſez der Hölle ſeyn.
Den ſtrafen, den wir ſchuldig glauben,
Blos, weil ſein Feind ihn ſchuldig nennt,
Den fremden Unterthan, den man ſehr oft nicht kennt —
Ihn ſtrafen, eh' wir ihm Vertheidigung erlauben,
Im Kerker, wo man ihm nicht Licht, nicht Luft vergönnt,
Lebendig dieſen Mann vergraben —
Das nenn' ich eine Grauſamkeit,
Die ſelbſt zu der Neronen Zeit
Tyrannen nicht verübet haben.

* * *

43.

Großer Herren Unrecht.

(Logau's Sinngedichte, aufs neue überarbeitet von Ramler. Leipzig 1791. S. 303.)

Ihr Unrecht pflegen Große mit Unrecht zu erſetzen;
Weil ſie dazu noch haſſen, den ſie zuvor verletzen.

44.

Die jetzige Weltkunſt.

(Logau, S. 361.)

Die Weltkunſt iſt bey uns der Herr; das Chriſtenthum ihr Knecht:
Der Nutzen ſitzet auf dem Thron; im Kerker ſteckt das Recht.

---

würdigen Mannes, durch thätige Vermittelung unſers guten menſchenfreundlichen Königes bewirkte. Dank noch immer [illegible] in Weib..seele, deren Zartgefühl da mitleiden wollte, wo die kalten [illegible] [illegible] nur aus der Ferne horchten, nicht mitfühlten und — ſchwiegen!

45.

Chriſtus und des Teufels Gebot.

(Logau, S. 432.)

Geht hin in alle Welt, und lehret alle Völker!
Geht hin in alle Welt, und leeret alle Völker!
Der Teufel heiſchte dieß, und jenes Chriſtus; doch
Nichts mehr gilt Chriſti Spruch; des Teufels übt man noch!

46.

Die Steuer.

(Logau, S. 12.)

Wie weiſe man den Salomo ſonſt achtet,
So hat er doch nicht alles recht betrachtet,
Weil er der Dinge Zahl, die nimmer ſatt, *)
Die Steuer nicht noch beygeſetzet hat.

47.

Hausſtand.

(Logau — S. 105.)

Viel dulden, nichts verfechten,
Schaden leiden, doch nicht rechten,
Andre füllen, ſelbſt ſich leeren,
Lohnen, doch den Dienſt entbehren,
Immer zahlen, nimmer nehmen,

---

*) Sprüche Sal. XXX. 15. 16.

Niemals lachen, ſtäts ſich grämen,
Herr ſeyn, gleichwohl dienen müſſen,
Viel verwenden, nichts genießen,
Wenig haben, immer geben,
Selber fallen, Andre heben: —
Kömmt man bey ſo viel Geſchäften
Dann von Gut, Blut, Mark und Kräften,
Schweigend den Rebellen-Titel
Dulden, wie der Hund den Knüttel:
Das iſt unſer Hausſtand heute; *)
Lobt ihn doch ihr lieben Leute!

48.

Lebenslauf.

(Logau — S. 170.)

Der Menſch bemühet ſich, damit er was erwerbe;
Und was er dann erwirbt, dient ihm, daß er nicht ſterbe,
Und wenn er nun nicht ſtirbt, ſo ſoll er darum leben,
Was er erwerben kann, zur Steuer hinzugeben.
Was hilft ihm alſo nun Bemühen und Erwerben
Und Leben-Können? — Nichts, als eher nur zu ſterben!

---

*) Logan ſpricht von dem Hausſtande zu ſeiner Zeit, d. i. des dreyßigjährigen Kriegs. Daß der Hausſtand zur jetzigen Zeit in den meiſten nördlichen Gegenden weit humaner ſey, lehrt die Erinnerung. Indeſſen Schilderungen von der Art dienen zur Vergleichung des mindern Elends mit dem größern; und folglich zur Beruhigung. Dieß bemerke man bey allen Schilderungen gleicher Art, und ſey gerecht gegen den ſtäts vervollkommnenden Genius — der Zeit.

49.

Fremde Hülfe.

(Logau, S. 356.)

Man wollt' uns hülfreich ſeyn: da nahm man ein Gebiß,
Das man in unſer Maul, uns zu beſchreiten, ſtieß;
Man ritt uns hin und her, und ließ uns keine Ruh,
Und rief dabey, man ritt uns unſrer Wohlfahrt zu.
Die Wohlfahrt aber war am Ende ſo bewandt,
Daß man, eh wirs gefühlt, uns rücklings hingerannt.

50.

Obrigkeiten und Unterthanen.

(Logau, S. 452.)

Sind die Untern für die Obern? Oder ſind der Untern wegen
Nur die Obern? — Iſt am Hirten ohne Heerde viel gelegen?

51.

Hirten.

(Logau, S. 241.)

Wie nennet ihr den Hirten, der mit Gewalt, mit Liſt
Zum Theil die Schafe ſchindet, zum Theil die Schafe frißt?

52.

An einen Tyrannen.

(Logau, S. 355.)

Friß die Schafe ſelbſt: eine gute Liſt!
So erlebſt du nicht, daß der Wolf ſie frißt.

53.

Erdengötter.

(Logau, S. 235.)

Obrigkeiten heißen Götter, ſollen Menſchen Wohlfahrt geben;
Wollen aber meiſtens von den Menſchen Wohlfahrt heben.

54.

Regentenwetter.

(Logau, S. 75.)

Glaubt, es heißen Obrigkeiten
Mit dem größten Rechte Götter;
Denn zu dieſen unſern Zeiten
Machen ſie ein ſchrecklich Wetter.

55.

An die Fürſten.

(Logau, S. 441.)

Man iſt ſeiner Obrigkeit ſchuldig Gut und Blut;
Spannt man gleich die Regel hoch, iſt ſie dennoch gut.
Nur nicht *wider* Gut und Blut der bedrängten Unterthanen,
Sondern *für* ihr Gut und Blut, Fürſten, fliegen eure Fahnen.

56.

Recht und Gewalt.

(Logau, S. 13.)

Luntenrecht hält rechtes Recht nur für Lumpenrecht;
Wo Gewalt zum Herren wird, iſt Gerechtigkeit ein Knecht.

57.

Rath und Gewalt.

(Logau, S. 473.)

Gewalt iſt wie ein Kind: wo nicht Verſtand ſie leitet,
So ſtürzt ſie, weil ſie jach und unvorſichtig ſchreitet.

58.

Das beſte Band zwiſchen Obern und Untern.

(Logau, S. 176.)

Wenn Billigkeit im Leiſten, und Billigkeit im Heißen
Sich wo zuſammenfügen: wer will dieß Band zerreißen!

59.

Dienſtbarkeit.

(Logau, S. 109.)

Wer Alles thut, was man ihm heißt, bekennet ungefragt,
So frey ſey ſeine Freyheit nicht, als er den Leuten ſagt.

60.

Große Einfalt.

(Logau, S. 534.)

Wer ſich zu ſehr zum Lamme macht,
Wird von den Wölfen abgeſchlacht.

61.

Nichts zuviel!

(Terpſichore 1. B. S. 160. und 361.)

Menſch bin ich, und ein Menſch will ich ganz in Leiden und Luſt ſeyn;
Nirgend, ein Stock oder Fels!

Wie einen irrdnen Krug, der im Staube rollt,
Laß dich von Niemand wälzen: und beut den Griff
Dazu nicht dar, daß man dich werfe
Hin in die Gaſſen, ein Spiel der Knaben!

62.

Die neue Bibel.

(Ungenannter.)

Daß mancher Fürſt ſo wenig auf die Bibel hält,
Kömmt, weil Machiavell eine neue aufgeſtellt.
Doch, was dieſe Bibel am Ende gewährt,
Hat Carl der Erſte und Capet gelehrt.

63.

Eines Fürſten Ammt.

(Logau, S. 181.)

Ein Fürſt heißt Herr des Volks; doch herrſcht er fromm und recht,

So dient er ſeinem Volk als ein getreuer Knecht:
Er wacht, damit ſein Volk ſtäts ſicher ſchlafen kann,
Er ſtellt ſich vor den Riß, nimmt allen Anlauf an,
Iſt Nagel an der Wand, woran ein jeder henkt,
Was ihn von außen drückt, was ihn von innen kränkt.
An Ehre bleibt er Herr; an Treue bleibt er Knecht:
Wer anders denkt von ſich und ſeinem Volk, denkt ſchlecht.

64.

Fürſtenſpiegel.

(Gedichte von Voß, 2. B. S. 248.)

Drey Lehren faß ein Herrſcher wohl ins Herz!
Die eine: daß er über Menſchen herrſcht;
Die andre: daß er nach Geſetzen herrſcht;
Die dritte: daß er nicht immer herrſcht.

65.

Nichts Neues unter der Sonne!

(Logau, S. 245.)

Wie jezt die Zeiten ſind, ſo waren ſonſt die Zeiten:
Denn Salomo ſah auch auf Pferden Knechte reiten,
Hingegen Fürſtenvolk zu Fuß, wie Knechte, gehn. *)
Die Grube fehlt nur noch: — Auch die wird man bald ſehn.

66.

An die Fürſten.

(Scherz und Laune, Breslau, 1795. S. 222.)

Die ihr auf euren ſchwachen Thronen
Mit ſchmeichelhaftem Stolz euch nährt,

---

*) Pred. Sal. X. 7. 8.

Seht an dem lezten der Bourbonen,
Wie leicht auch euch das Glück den Rücken kehrt!
Seht Fürſten den Koloſſus fallen,
Der Gallien ſo hoch gebot!
Verlaſſen ſtand er ſchnell von Allen,
Und ſtarb zulezt den Mörder-Tod.
Was half ihm Hof, was Prieſter, was Soldaten?
Sie flohn zuerſt! — Drum Fürſten laßt euch rathen:
Die Liebe eures Volks iſt euer ſtärkſter Schild;
Seyd darum Vätern gleich, und nicht, wie Nero, wild!
Wer ſtäts am Volke ſaugt, wie Sklaven es behandelt,
Der iſt es, leider! ſelbſt, der Lieb' in Haß verwandelt.

67.

Der Tanzbär.

(Pfeffels Poet. Verſ. 3. Th. S. 30.)

Ein Gauner an dem Weichſelſtrand,
Wo man nichts kennet als Despoten
Mit ehrnen Zeptern und Heloten
In Lumpen, zog mit kecker Hand
Ein Bärchen aus der Mutter Pfoten,
Die durch ihn fiel. Der Sieger hing
Flugs einen Korb dem armen Waiſen
Ums rauhe Kinn; ein dichter Ring
Mit einem Gängelband von Eiſen
Würgt ihm den Hals und überdieß
Stumpft er, um ſich vor ſeinem Biß
Zu ſchützen, ihm die jungen Zähne.
Da half kein Heulen, keine Thräne.

Noch mehr: er zwang den armen Wicht,
Mit aufgerecktem Kopf und Ranzen,
Er mochte wollen oder nicht,
Nach ſeinem Dudelſack zu tanzen,
Und ſeinen Affen Favorit,
Der, taub gleich ihm, des Petzens Klagen,
Wenn dieſer ſeufzte, Fratzen ſchnitt,
Als Reitpferd durch die Welt zu tragen.
Wenn ihn der Unmuth überwand,
So büßten ſeinen Widerſtand
Bald ſeine Knochen, bald ſein Magen.
So ſtrich ihm unter tauſend Plagen
Bereits das dritte Jahr vorbey,
Als einſt im Sturm der Schwelgerey
Sein Herr vergaß, ihn anzuſchließen.
Die Freyheit winkt. Mit ſchnellen Füßen
Verläßt er ſeine faule Streu
Und fliehet, von den Finſterniſſen
Der Nacht bedeckt, durch Buſch und Moor
Ins nahe Holz. Mit frohen Küſſen
Empfängt ihn ſeiner Brüder Chor.
Der eine reicht ihm leckre Speiſen,
Der andre hilft ihm von den Eiſen
An Hals und Schnautze ſich befreyn.
Der Hetmann eilet, voll Entzücken,
Den Gaſt mit Eichenlaub zu ſchmücken
Und weihet ihn zum Bürger ein.
Kaum konnte Petz ſein Glück ermeſſen,
Doch lernt' er eher Honig freſſen,
Und nur ſich ſelbſt gehorſam ſeyn,

Als ſeines Henkers Wuth vergeſſen.
Einſt ſah er ihn den dunkeln Hain
Durchwandeln; gleich dem Höllendrachen;
Stürzt er mit aufgeſperrtem Rachen
Sich über ihn. Ha, Wütherich!
Brüllt er, nun kömmt der Tanz an dich.
Jetzt packt er ihn mit ſeinen Tatzen
Und preſſet ihn mit wilder Luſt
So feſt an ſeine Felſenbruſt,
Daß alle Rippen ihm zerplatzen.

Ihr Zwingherrn, bebt! Es kömmt ein Tag,
An dem der Sklave ſeine Ketten
Zerbrechen wird, und dann vermag
Euch nichts vor ſeiner Wuth zu retten.

68.

Die drey Stände.

(Pfeffels Verſuche 3. Th. S. 160.)

Die Freyheit kam aus Penns gelobtem Land,
Das alte Reich der Franken zu bereiſen.
Hier fand ſie einen Mann in Lumpen und in Eiſen
Der auf den Knieen lag. Zu ſeiner Rechten ſtand
Ein fetter Erzbiſchof im purpurnen Gewand;
Ein Ritter zeigte ſich mit trotzigem Geſichte
Im Schmucke des Turniers zu ſeiner linken Hand.
Sie lehnten beyde ſich mit läſtigem Gewichte
Auf ihren Märtyrer. — Stumm ſah die Göttin zu,
Sah ſeinen Schweiß und ſeine Thränen fließen,

Und rief zuletzt: Wie lange liegeſt du
Als Knecht zu deiner Brüder Füßen?
Auf! ſtrecke das gekrümmte Knie,
Zerbrich die Feſſeln deiner Glieder.
Der Sklave thats, trat neben ſeine Brüder
Und war ſo groß und größer noch als ſie.

Ein ſchöner Anblick, Freund! Wenn nur die heilge Regel
Des Lichts und Rechts den Rieſen einſt regiert:
Sonſt iſt es eins, ob Zepter oder Flegel,
Ob Krummſtab oder Speer das Reich despotiſiert.

69.

Frag und Antwort.

(Ungenannter.)

Warum der Gallier zum Fauſtrecht endlich ſchritt? —
Um ein Syſtem von Barbarey barbariſch ſelbſt zu ſtürzen,
Nachdem, was er vom Staat und von der Kirche litt,
Vernunft, und Flehn, und Drohn, vergeblich ſuchte abzukürzen;
Und weil, wo Cicero, Natur und Kunſt vergeblich ſpricht,
Gewöhnlich, wie die Zeit es lehrt, zuletzt ein Brutus ficht.

70.

Schein der Freyheit.

(Logau S. 266.)

Die Freyheit iſt ein Strick, womit man Freyheit fängt;
Jemehr man ſie bedrückt, jemehr man ihrer denkt! *)

---

*) Unter allen Sinngedichten des Hn. von Logau iſt dieß — wie ich dafür halte — das reichhaltigſte als Stoff zu einem Commentar über

71.

Die Wahrheit.

Nach dem Franzöſiſchen des Devaux. *)

(Gedichte von Göz.)

Die Wahrheit, ſtralend wie die Sonne,
Erſchien am Eingang der Sorbonne.
Der Syndikus begegnet' ihr:
„Wer biſt du Weib? was willſt du hier?“ —
„Mein Nam' iſt Wahrheit.“ — Dein Beginnen
Iſt frech! Gleich packe dich von hinnen!
Sonſt ſteig ich, (wiſſe das!) noch heut
Auf des Katheders Höh', und ſchreie:
Gottloſigkeit! Gottloſigkeit! — “

---

die politiſche Freyheit, vorzüglich über die Art, ſie ſo zu handhaben, daß das Freyheitsgefühl des Menſchen nicht gereizt werde, die Gränzen der Freyheit für den Bürger gewaltſam zu überſchreiten. Wieland wäre gerade der Mann, der uns dieſen Commentar, nach Pſychologie und Geſchichte, am nachdrücklichſten liefern könnte. Doch Wieland hat von der Art genug geliefert; aber leider für einige Höfe noch immer ohne Erfolg. Montesquieu, Raynal, Helvetius, Rouſſeau, Linguet und Voltaire ſchrieben zu ihrer Zeit auch viel von der Art für ihren Hof; aber den fantaſtiſchen Prinzen, Miniſtern und Höflingen gefiel es nicht, den König und ſie beſſern zu laſſen; und ſo mußte der unglückliche endlich grauſam dafür büßen. Ovidius ſagt daher mit Recht: Principiis obſta! ſero medicina paratur; denn den Brunnen erſt dann decken wollen, wenn das Kind ertrunken iſt, iſt zu ſpät. — Wie fatal es doch iſt, wenn irgend ein Fürſt mit Ludwig XIV. bekennen muß: „Mir fehlt es an nichts, als an einem Manne, der mir die Wahrheit ſage!“ — Haben wir auch jeder Augen und Ohren dafür? — Man leſe den politiſchen Pythagoras N. 32. jetzt noch einmal.

*) Devaux war St. Lamberts und Bouſſlers Freund, und ſchrieb dieſe prophetiſche Fabel im Jahre 1742.

„Ich ſcheide jezt: wohl kommt die Reihe
Auch einſt, und bald an mich. Die Zeit
Iſt meine Mutter. Sie verſaget
Der Tochter nie, wenn ſie ihr klaget,
Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“

72.

Ode auf Friedrichs Tod.

(Gedichte von Eulog. Schneider S. 30.)

Ein Denkmahl dir, vergötterter Friedrich!
Unaufgefodert bau ichs, und unbezahlt.
Die Nachwelt ſeh es einſt und ſpreche:
Friedrichs Denkmahl von Prieſterhänden! *)

O, daß es würdig werde des Einzigen!
O, wie es tobt, das Meer von Empfindungen
In dieſem Buſen! wie vor meinen
Augen der Rieſe der Menſchheit daſteht!

Ihn ſchildern will ich. Sterbliche, ſehet Ihn,
Nicht eingehüllt in flimmernden Dichterſchmuck!
In ſeiner Größe, wie er daſteht,
Will ich den Rieſen der Menſchheit ſchildern.

In ſeiner Rechten blinket das Siegerſchwerdt;
Die Wage unentweihter Gerechtigkeit

---

*) Der Verfaſſer, Eulogius Schneider, war erſt Franziſkaner, dann Hofprediger zu Stuttgard, darauf Profeſſor zu Bonn, und endlich Rohans Nachfolger zu Straßburg. Auch er fiel unter Robespierre's Guillotine — zur Freude aller Böſen.

Hängt an der Linken: dies dem Schutze,
Dieſe der Ruhe der Brennen heilig.

Die Fürſtenbüſte zieret, vom Hofgeſchmack
Nie aufgelöſ't, der Gürtel der Mäßigkeit;
Sein Schemmel iſt der Aberglaube
Und der zertretene Fanatismus.

Wer bebte nicht vor Friedrichs Thaten Fauſt?
Wer zählt die Trophäen, auf Galliens
Zermalmtem Uebermuth gepflanzet,
Prangend auf modernden Sklavenknochen?

Dort ſtehen ſie am Ufer der Moldau, einſt
Geſtämmt mit Oſtreichs Leichen, bey Liſſa dort,
Und dort bey Mollwitz, Roßbach, Breßlau,
Und auf den Felſen zerſtöhrter Feſten.

Groß ſind des Rieſen Thaten! Mit Ruſſenblut,
Mit Franzenblut, mit Schweden- und Ungernblut,
Und, ach, mit Deutſchem aufgezeichnet
Stehen ſie flammend im Buche der Zeiten.

Doch — War er Held nur? War er nicht Menſchenfreund,
Nicht Vater ſeiner Tauſende? Ströhmte nicht,
Nachdem er ausgedonnert, Segen
Auf die Gefilde geſchützter Brennen?

Sie aßen Brodt und hörten von ferne nur
Des Hungers Brüllen, der Alemanniens
Verdorrten Winzer, und nach Kalchmehl
Lüſternen Pflüger begierig auffraß.

In Friedrichs Arme flüchtete ſich, verbannt
Von heiligfrommen Ländern, die Induſtrie,
Des Reichthums Mutter. Auf Moräſten
Säet der Landmann, und Heerden blöcken

Auf dürren Heiden. Griechiſcher Kunſtgeſchmack
Beſeelt den Preußen. Seinen Anakreon,
Und ſeinen Pindar, hört Apollo,
Staunend in Nordiſchen Wäldern ſingen.

Aus tauſend Quellen ſtrudelte Friedrichs Gold;
In tauſend Flüſſen ſtröhmt es ihm wieder zu.
So rollet von und zu dem Herzen
Ab und zurück der Saft des Lebens.

Verkriechet euch Deſpoten! Was ſchauet ihr
Ihm ins Geſicht? Er tränkte den Schmeichler nicht
Mit Waiſenblut; und ſeine Dirnen
Mäſtet' er nicht mit dem Mark des Bürgers.

In ſeinem Kerker faulte der Denker nicht;
Sein Cenſor fraß nicht, gleich dem Getreidewurm,
Der Schriften Kern aus, daß die Hülſen-
Schmachtenden Leſern den Gaumen kizten.

Sein Glaube war nicht künſtliches Wortgeweb,
Nach keines Wurmes dreiſtem Syſtem geformt,
Nicht millionenfach durchflochten;
Einfach, wie Gott und die Wahrheit war er.

Das Beſte thun, war ſeine Religion;
Sein Opfer raſtlos wirkende Thätigkeit;

Die Welt ſein Tempel; ſeine Prieſter
Herzberg und Karmer, der Brennen Solon.

Sey Menſch, ſey Bürger, ſprach er: das Innere
Des Herzens und der Meynung richte der,
Zu welchem Moſes, Zoroaſter,
Chriſtus und Mahamed rufen: Vater!

Verheerte Friedrichs Jäger die Hoffnungen
Des Landmanns, ſpottend? war nicht die höchſte Luſt
Des Weiſen, in der dunkeln Vorwelt
Tiefen bey nächtlicher Lampe graben?

Dort fand er dich allmächtige Herrſcherkunſt,
Die auf dem Wohl des Ganzen ihr eignes baut,
Bedächtlich eilet, und ihre Wunder
Wie die Natur in der Stille wirket.

Groß ſind die Wunder Friedrichs, groß und viel! —

73.

Mein Heiliger.

(Denkm. Friedrichs des Großen, herausgeg. von C. J. Koch. S. 77.)

Laßt Pius ſelig ſprechen, wen er will:
Mein Heiliger iſt Er! —
Warum er's iſt? —
O Fremdling in Europa, der du fragſt,
Und Friedrich, ihn, den Einzigen, nicht kennſt! —
Weil er Gedanken dacht' in ſeinem Geiſt,
So viel und groß, als noch vom Anbeginn
Bis dieſen Tag in keines Königs Geiſt
Zuſammenkamen; weil ſein fühlend Herz,
Für alle Lieb' und Freundſchaft offen, nur

Sein Glück in ſeines Volkes Freude fand,
Und keinen duldete, der zwiſchen ihm
Und ſeinen Kindern eine Scheidewand,
Vom Landesvater ſie zu trennen, zog;
Weil, im Gefühl der angebornen Kraft,
Und ohne vor dem Lichte bang' zu ſeyn,
Er Licht und Recht und freye Thätigkeit
Mit ſtarkem Arm beſchüzte; weil ſein Reich
Die Zuflucht des verfolgten Denkers war;
Weil er, gleich groß im Frieden und im Krieg,
Wohin der Blick ihm folgt, im erſten Rang
Der Helden und der Friedensfürſten glänzt;
Weil ſeine Tugend, nicht erzeugt vom Stoß
Der flüchtigen Gefühle, Grundſaz war,
Und ihn, auf ſeiner großen Ehrenbahn
Zu gehn mit feſtem Tritte, leitete;
Weil er, der ſpäten Welt ein Wunder noch,
Dem einen Plan, den in der Einſamkeit
Auf Rheinsbergs Fluren ſich der Jüngling ſchuf,
Bis zu des Lebens leztem Odem treu,
Ein halb Jahrhundert That auf That gehäuft;
Weil er, der Menſchheit Ehre, ſeine Welt
Auf höhern Stufen der Vollkommenheit,
Als er ſie fand, nach ſich zurücke ließ:
Seht, darum iſt, wenn je ein Heiliger
Auf Erden war, Er mir mein Heiliger.
    Und überall, in allem um mich her,
Wohin ich blicke, webt und wirkt ſein Geiſt!
In all der großen Ordnung ſeines Reichs,
Die ſtäts noch, wie die Räder der Natur,

Im Stillen ihren Gang geht, lebt ſein Geiſt!
In allen Männern, die er bildete,
Zum Denken oder Handeln, lebt ſein Geiſt!
Im Glück der Brennen, die ihr Vaterland
Mit keinem andern tauſchten, lebt ſein Geiſt!
Im Muth der Helden, die noch immerdar
Europa's Ehrfurcht und ſein Muſter ſind,
Lebt Er! und Er im unerſchrocknen Muth
Des Wahrheitforſchers, der das helle Licht,
Das er uns gab, durch keine Barbarey
Verdrängen laſſen will! In allem Er,
Durch That, die ſeine Zeit erſchütterte,
Durch weiſe Schrift, die offen vor uns liegt;
Unſterblich hier in tauſend Wirkungen,
Und dort in ſeinen Freuden, wo er jezt
In höhern Sphären größre Thaten thut!
Da ſtehe dann Bild meines Heiligen —
Daß ich mit Andacht oft in meinem Geiſt
Hinan an ſeine Größe ſchaue! — Bild
Des Einen, der vor allen Königen
Der König hieß und heißt und heißen wird,
Wenn alle Heiligen, die Pius machte,
Verſcharret längſt und längſt vergraben ſind!

74.

Zwey populäre Gedichte in Jamben.

1. An die Fürſten.

(Kleine vermiſchte Schriften [illegible] Mutach, 1. B. S. 268.)

Ihr Fürſten! endlich hat nach mehr als Einem
Jahrtauſend, hat nun wieder eine Republik

So manche That verübt, wie man ſie ſonſt
In Deſpotien nur, zuweilen auch
In einer Monarchie, beweinen mußte.

Beym erſten Anblick jener Schreckensſcenen
Der neuen Republik jenſeits des Rheins,
Vergeſſen wir, dafern wir es vergeſſen —
Die Thaten eines Philipp, einer Katharina
Von Medizes — den langen heiligen Staatskrieg
Der beiden Ferdinande, — Ludewig
Den Plünderer, den Teſtament-Erſchleicher, —
Der Fürſten Untreu' gegen Fürſten, im zerhauenen
Pragmatiſchen Bündniß — alles Blutvergießen,
Das Rauben, Brennen, Schänden jener ſieben Jahre,
Die noch das Vaterland in manchem Gliede fühlt —
Die arme Chriſtenſchaar aus Rußland, Böhmen,
Ungarn und Oeſterreich, die unterm Stahl
Des Antichriſten fiel, die Peſt, die ſie verzehrte,
Und alles Menſchenblut, das auf den Gaſſen
Von Ismael hinauf gen Himmel ſchrie.

Doch bald, wenn das erſchrockene Auge nun
Mit kälterem Blick noch einmal nach der Seine
Zurücke ſchaut; ſeht, ſo erinnert uns
Das Miniaturgemälde an die groſen
Originale, die noch lange nicht
Erreicht ſind.
Laßt uns doch, Ihr Fürſten,
Aufrichtig ſeyn: vergönnet uns zu wiſſen,
Daß noch bis jezt (zeigt uns das Gegentheil!)
Bis jezt noch keine Monarchie der Welt

Ihr ſtolzes Wort erfüllte, ihre Menſchen
Zufriedner, glücklicher, — verſteht ſich auf die Dauer!
Zu machen, als die guten Leute ſelbſt
In einer demokrat'ſchen Republik
Sich machen können; — daß im Gegentheil
So manches Königreich an den Gebrechen beider
Regierungsformen krank darnieder lag.
Nur freylich hört ihr nicht das Weheſchreien
Der Unterdruckten, die nicht ſchreien dürfen!
Die Nachwelt aber, und Ihr ſelbſt, Ihr Erdengötter,
Deckt eurer Vorfahren hundert blut'ge Schäden
Uns auf; — Ihr redet ſelbſt von Ungerechtigkeit,
Von Unterdrückung, wenn ihr von den Fürſten
Der Vorzeit redet, und dem Enkel nehmt,
Was ſeine Väter euren Vätern nahmen.

Ihr tadelt jezt mit einem Herzen, das
Euch Ehre macht, die Thaten Frankreichs, wo
Seit kurzem erſt die zügelloſe Freyheit
Mit den Geſetzen kämpft. — Doch ſprecht, welch ein Geſez
Erhebt Ihr ſelbſt zum Richter eures Streites
Mit andern Fürſten? (Denn, nicht wahr? nur einer,
Nur einer hat in dieſem Streite recht,
Dafern nicht beyde unrecht haben!) Sagt,
Durch welch Geſez entſcheidet Ihr dies Recht?
Durch das Geſez der Staaten, durch Verträge,
Durch Teſtamente, oder Friedensſchlüſſe?

Wie lange diſputiren eure Kabinetter?
Am Ende nehmt Ihr eure Zuflucht doch
So gut und ſchlecht, wie der Konvent in Frankreich,

Zum Volk, und zwar zu ſeinem Kopfe nicht, —
Zu ſeinen tauſend Armen, die es oft
Dabey verlieren muß. — Umſonſt ruft Ihr
Das Recht der Staaten an: es hört euch nicht!
Eu'r Gegner ſpricht vom Teſtament, und Ihr
Von eurer Anverwandtſchaft; ja, Ihr beide fordert,
Zur Garantie für einen und denſelben
Großväterlichen Friedenſchluß, Ihr fordert
Die ganze Nachbarſchaft zum Kampf, und unſre Kinder,
Die eures Vaters Nahmen niemals hörten,
Sie bluten für ein unbeſtimmtes Wort,
Das er und ſein Miniſter Lobeſan
Nicht korrigirte. — Meinet Ihr, wir ſind
Schon glücklich, wenn wir königliche Menſchen
Uns tituliren können? oder wenn Ihr ſelbſt,
Wenn eure eigne hohe Hand uns mit der Geiſſel
Des Krieges ſchlägt, ſo hätte unſer Schmerz
Reſpect vor uns, wie vor eurer Hand?
(Daß wir uns ſelbſt auch blutig ſchlagen können,
Habt Ihr geſehn: Dann aber ſchrein wir auch,
Wie recht iſt! Wäret ihr auf Koſten
Des überguten Herzens klug, Ihr kehrtet Euch
An unſer Lärmen nicht; denn jetzo merken wir,
Daß ſchreien hilft!) —

O meint Ihr dann, Ihr Herrn der Erde,
Meint Ihr, wir würgen unſre Brüder
Mit großer Seelenfreude, wenn Ihr uns dazu
Ein Recht gebt, Das ihr ſelbſt nicht habt? — Verſucht es,
Wenn Ihr die Menſchen, die ſich nie geſehn,

Von welchen keiner noch den andern je
Mit einem Wort, mit einer Miene kränkte, —
Die ſich als Wanderer in einem fremden Welttheil
Der Landsmannſchaft erfreun, zu guter Kameradſchaft
Die Hand ſich bieten würden, — Wenn Ihr ſie
In zweien Heeren aufführt, jedes ſeinen Tod
Im andern ſehend, beide voller Angſt,
Die bald in Wuth und Raſen übergeht, — verſucht es,
Ruft jezt das Wort des Friedens Euch entgegen,
Ruft es den Heeren zu, und gönnt der Menſchheit
Auf wenig Augenblicke ihren Sieg!

Seht Ihr, es ſinken die gehobnen Schwerter;
Auf allen tauſend Lippen wandelt ſich
Der wüſte Schrey: ihr Hunde! in den Namen: Brüder!
Es fliehen (habt Ihr Herzen?) Beide Nationen
Sich an den Buſen: ſtatt des Blutes ſtrömen
Jezt Millionen Wonnethränen auf
Das frohe Feld, und der gebeugte Halm
Erquicket ſich, — alle Jubeldonner
Des feuernden Geſchützes übertönen nicht
Die Brüderhymne der Geretteten! —
Verſucht es und erkennt, daß Ihr die Völker
Zum Haſſe zwingt, daß nur die Furcht allein
Euch dient, und daß in dieſer Knechtsfurcht
Sich keine Seele glücklich fühlen kann.

O! Greul iſt Greul, und Diebſtahl Mord und Brand
Sind gleich unchriſtlich, ob ein König ſie
Verüben läßt, ob eine Republik!
Ach, alle hunderttauſend Wunden auf

Den Schlachtgefilden an der Elb und Oder
Und an dem ſchwarzen Pontus bluteten
Nicht weniger, als die zerhaunen Glieder
Der Franken jezt am racheſücht'gen Rhein;
Nicht freundlich ſind die blutigen Geſichter
Der ſterbenden, wo für das Götterrecht
Der Fürſten ſich die Völker ſchlachten; nein,
Auch in der Uniform ſchmerzt ein zerſchlagner Arm
Und ein zerſchmettert Bein: Drum brüllen laut
Die Halbgetödteten, vergeſſend, daß ein König
In ſeinem Rock ſie ſterben läßt, — ſie brüllen
Laut, wie die Franken, die in eignen Kleidern
Den Geiſt aufgeben! —
O, in dieſem Schmerz
Im Blute, das aus tauſend Wunden ſtrömt,
In dieſer Todesangſt, in dieſem Brüllen
Der Qual und der Verzweiflung, hier erkennt,
Zum mindſten hier, — die Brüderſchaft der Menſchen,
Der Völker Brüderſchaft, und thut, was Ihr verſprecht,
Ihr Fürſten macht uns frey und glücklich, — ſichert
Das Eigenthum, das Leben eurer Kinder, gebt
Uns einen Frieden, den Ihr ſelbſt nicht brecht,
Ihr Stellvertreter aller Nationen
Europa's, übertreft den Nationalkonvent!
Seyd weiſer, ſtreitet nicht, und wenn Ihrs thut,
So appellirt, — Ihr ſeyd ja Selbſtregenten,
Und haßt denſelben Kunſtgriff an den Franken! —
So appellirt nie an den Pöbel, nie ans Volk
Und ſeine Fäuſte! Hört! Ihr Menſchen, auf die Stimme
Der Menſchlichkeit, und laßt in euern Kabinettern

Die Jünger Marats, oder ſeine Meiſter
Wie zu Euch ſprechen: „für den Flor
Der Staaten, Herr, und für das Gleichgewicht
Der großen Republik Europa ſind,
So will's die Politik, ſind einige tauſend Leben
Dem Krieges-Moloch wieder aufzuopfern.“
Kurz, ſeyd gerechter, als die Jacobiner,
Die Ihr verdammt! und — Gott ſoll Richter ſeyn —
Und wenn wir jenen Eid des ew'gen Angehorens
Nicht leiſten, (ach den oft die frommen Väter
Vergebens ſchwuren, weil die Kinder ihn
Durch einen andern brechen mußten) ja
Auch ohne dieſen Eid, — ein gar zu ernſthaft Spiel! —
Steht ſicher dann Eu'r Thron! —
O glaubt es uns,
Wir lieben unſer Leben auch, wir haben Sinn
Für Ruh und Glück, und für den ungeſtörten
Genuß der Güter, die wir oft mit Thränen
Und blut'gem Schweiß erwerben, — ach, wir wohnten
So gern in unſrer Hütte, bauten unſer Feld,
Umarmten unſer Weib, erzogen unſre Kinder,
Und ſangen Eurem Gott und unſerm Gott,
Im ſeligen Gefühl, daß er ein guter Vater
Der Menſchen iſt, ein friedliches Te Deum.

Wollt Ihr uns glücklich machen, könnt Ihr es,
So rechnet darauf, wir bieten euch die Hand
Zu dieſer Arbeit! Doch, vor allen Dingen
Wähnt nicht, daß wir uns freuen werden, wenn
Ihr unſre Väter, Brüder oder Kinder

Für unſer Wohlſeyn ſchlachtet und die Aecker
Mit ihrem Blut uns ſegnet.
Lernet doch
Euch brüderlich vertragen, ſeyd doch ſelbſt,
Was ihr von uns verlangt! —
Gut, Ihr verſprecht es uns,
In dieſem Kriege; denn Ihr redet laut
Von Ruh und Ordnung, von dem Greul der Zwietracht,
Wenn ſich die Stellvertreter eines Volks,
Geblendet von chimäriſchen Ideen,
Von eignem Vortheil oder von Partheyſucht,
Nicht einigen! Bedenkt Europa iſt
So vielmal größer als Neufranken, und
Wenn Ihr Euch ſtreitet, wüthet dreißig Jahre
Und ſieben Jahre, ach, ſo wüthet ja
In einem fort das Schwert, es ſtrömet Menſchenblut
In die zertretnen Erndten oder ziſcht
In wilden Flammen angeſteckter Hütten.

Dies Blut ſey Chriſten- oder Türkenblut,
Es fließe dem durch Trug und Hinterliſt
Erzwungenen Teſtamente Karls des zweiten
Von Spanien, es fließe dem zerrißnen
Pragmatiſchen Bunde, oder dem Projekt,
Den Antichriſten aus der Chriſtenwelt
Hinaus zu ängſtigen, — es iſt doch Blut der Unſchuld!

O zehentauſend Mann ſind zwar für den,
Der hunderttauſend in das Treffen führt,
Das Zehntel nur; doch ſind es ſo viel Leben,
Und, wenn ſie ſterben ſollen, muß der Tod

In wenigen Minuten tauſendmal ſein Amt
Verwalten; — tauſend Herzen ſind es, die
Am Boden zucken, tauſend Sterbeſeufzer drängen
Sich durch das Blut empor, aus tauſend Kehlen!
Sie drängen ſich empor, und werden einſt
An jenem Tag des Welten-Brandes, werden
Wie glühende Winde auf das nackte Haupt
Des Mannes treffen, — ſey er König oder
Der Jacobinerrotte Erſter! der mit kaltem Blut
Fürs wohl erkannte Unrecht ſeine Kinder,
Und ſeine Brüder zu der Schlachtbank führte;
Denn Politik entſchuldigt dort nicht mehr! —

2. Plakat an die Völker.

Sind einſt durch Friedrich Wilhelms Macht und
weiſe Güte,
Die Franken wieder in das ſanfte Joch
Der Ruh und Ordnung eingeſpannt, und iſt
Bis auf den lezten Mann der Jacobiner Rotte
Vertilgt; ſo wird — o glaubt es dem Propheten! —
Im ſtillen Frankreich keine Thräne mehr,
Kein Blut mehr fließen — — für die Jacobiner. — —
Ja, ſollten in der ungeheuren Republik
Europa, ſollten gar die angebohrnen
Repräſentanten jedes Reichs, die Fürſten,
Sich friedlicher und weiſer in einander fügen,
Und auf der Wahrheit Stimme leiſer horchen,
Als der betäubte Nationalkonvent
In Frankreich; o ſo kommt die Zeit

Die ſel'ge Zeit, des Himmels Vorſchmack, wo
Es keine Schmeicheley iſt, wenn zu ſeinem Fürſten
Ein Dichter ſagt: Herr König, wir ſind glücklich!

So würd' ich, wenn ich Dichter wäre, jezt
Den Blick gekehrt in eine beßre Zukunft,
Zu unſerm Friedrich Wilhelm ſprechen: denn
Mit allen Fürſten von Europa iſt
Auf ew'ge Zeiten nun ſein Haus verbunden;
Es ſtreitet für ſie alle, und ſie werden
Nie dieſe Wohlthat Ihm vergeſſen, nie ein Schwert,
Sein Reich zu theilen, aus der Scheide ziehn!

Nur nach dem kurzen Kampf mit wilden Demokraten,
Nur hier noch wen'ge Tropfen Blut mit Freude
Verſprizt! die Kön'ge, — glaubt es ihrem Ekel
Vor allen blut'gen Thaten der Neufranken, —
Die Kön'ge haben ſich zu einen ew'gen Frieden
Die Hand geboten. Niemals werden ſie
Den Nationalkonvent der Unverſtändigen
Im Nationalkonvent Europens wiederholen; niemals
Geſchieht nun wieder für die Monarchie,
Was, für die Republik gethan, den Abſcheu
Und ſelbſt den Fluch des Biedermannes verdiente.

Ja Völker, wenn jezt eure Herrſcher ſiegen,
So habt ihr wahrlich für euch ſelbſt geſiegt!
Im Friedensſchluſſe ſeh ich dieſen Schwur
Schon eingezeichnet: „Wir, Monarchen von der Gottheit
„Zum Beyſpiel unſern Völkern aufgeſtellt,
„Entſchließen uns als unabhängige

„Repräſentanten aller Nationen
„Europa's, gleich gerecht, gleich weiſe, gleich verträglich
„Zu ſeyn — damit fort an in dieſer großen
„Ariſtokrat'ſchen Republik und allen ihren
„Munizipalitäten nie die Wuth
„Des Krieges, der noch weniger für Geſetze,
„Für Recht und Pflicht ein Ohr hat, als ohnlängſt
„Der Haufe wilden Pöbels in Neufranken, —
„Die gute Ordnung, Ruhe, Sicherheit,
„Den ſtillen Fleiß, den frohen Gottesdienſt
„Der Völker ſtöre. — Ausgenommen ſind
„Die Kriege gegen Republiken, die
„Sich nicht entſchließen wollen, auch ſo glücklich
„Zu ſeyn, als wir die Menſchen auf der Erde,
„Wir Gottes Abgeſandte, machen können.
„Denn glücklich, glücklich machen, das iſt unſer Amt; —
„Und ob wir gleich ſo recht nicht wiſſen, was
„Ein jedes Menſchenherz in unſerm Reich
„Zu ſeinem Glück bedarf; ſo iſts doch wahr,
„Daß gegen Krieg und theure Zeit und Peſt
„Die ganze Chriſtenheit mit Inbrunſt betet.

„Von nun an ſoll von allen Erdengöttern keiner
„Den andern einer Ungerechtigkeit
„Beſchuld'gen (wie ohnlängſt die Kaiſerin
„Der Reuſſen unſerm guten Friedrich Wilhelm
„Gethan); denn das macht Uns verdächtig, ſtöret den Glauben
„An Uns, und bringt den frommen Chriſten mit
„Dem guten Unterthan in einen bangen
„Gewiſſensſtreit. — Wir wollen unſre Händel

„Auch nach Geſetzen, wie das Volk, und zwar
„In ruhigen Geſprächen weislich enden;
„Und unſern Völkern geben wir hiemit
„Das Recht, Uns ihren Arm, ihr Schwert, ihr Blut,
„Kühn zu verſagen, wenn wir anders wollen!
„Dies ſchreiben wir in Gottes Gegenwart
„Und wer von unſern Söhnen oder Enkeln dieſem
„Artikel widerſpricht, hört auf, ein Fürſt zu ſeyn,
„Iſt nicht ein ächter Abgeſandter Gottes,
„Iſt unſrer Weisheit, unſers Blutes nicht,
„Verdient im Jakobinerklub zu ſitzen.

75.

Beim Leſen der neuen Göttergeſpräche Wielands.

(Gleim)

Was alle Könige von Wieland lernen ſollten,
Wenn ſie auf ihren Thronen ſo,
Wie er auf ſeinem Stuhl, des Erdelebens froh
Bis an ihr Ende werden wollten?
Von ihm, ders recht verſteht, des Lebens ſich zu freun?
Sie ſollten lernen — Väter ſeyn!

76.

Die Zeiten ändern ſich!

Der große Heinrich ſprach: —
Ihr Fürſten ſeht nicht ſauer! —
Ich will daß der geringſte Bauer

In meinem Reich ein Huhn
In ſeinen Topf ſoll Sonntags thun.

Jezt gilt oft andres Procediren:
Der Fürſt betrügt ums Huhn den armen Tropf;
Für Exekutionsgebühren
Nimmt der Herr Amtmann gar den Topf.

77.

Der Bauer
an ſeinen durchlauchtigen Tyrann.

(Bürger)

Wer biſt du Fürſt, daß ohne Scheu
Zerrollen mich dein Wagenrad,
Dein Roß zerſchlagen darf?

Wer biſt du, Fürſt, daß in mein Fleiſch
Dein Freund, dein Jagdhund, ungebläut
Darf Klau und Rachen haun?

Wer biſt du, daß durch Saat und Forſt
Das Hurrah deiner Jagd mich treibt,
Entathmet wie das Wild? —

Die Saat, ſo deine Jagd zertritt,
Was Roß und Hund und du verſchlingſt,
Das Brodt, du Fürſt, iſt mein!

Du Fürſt haſt nicht bey Egg' und Pflug
Haſt nicht den Erndtetag durchſchwizt.
Mein, mein iſt Fleiß und Brodt!

Ha, du wärſt Obrigkeit von Gott?
Gott ſpendet Segen aus; du raubſt!
Du nicht von Gott, Tyrann! *)

78. Die

---

*) Setzt Gott uns ſolche Leut zu Königen auf Erden:
So kann der Teufel auch noch ſein Geſalbter werden.

Man ſehe die 2te Abtheilung des 4ten Buchs meiner **Briefe über den Feldzug des Herzogs von Braunſchweig**, S. 471. — Daß übrigens **Bürgers Bauer** auch noch heutzutage für einige Gegenden nicht zu viel ſagt, beweiſen die Aktenſtücke zu der Hohenbergiſchen Jagdſache, in den **Annalen der leidenden Menſchheit** von S. 124 — 149. — Was für Unruhen eben Jagdſachen noch ohnlängſt in einigen Gegenden von Sachſen erregt haben, weiß man, aber daß bloß Jagdbediente den Anwachs des Wildes und den dadurch entſtandenen Schaden für den Landmann verſchuldet haben, und dieß wider die ausdrücklichen und väterlichen Maaßregeln des ſanftmüthigen Fürſten, weiß ich aus den Nachrichten anſehnlicher und glaubwürdiger Hauptleute bey der Sächſiſchen Armee. Ueberhaupt weiß ich neuere Thatſachen genug, welche es unwiderſprechlich darthun, daß zum Ruhehalten der Unterthanen es nothwendig iſt, **ſelbſt mit** zuzuſehen: ob die väterlich gegebnen Befehle auch pünktlich ausgerichtet und nicht von hartherzigen Unterbedienten nachtheilig modificirt oder gar unterſchlagen werden. Der Erfolg vom Gegentheil ſchadet am Ende der Ruhe des Landes eben ſo ſehr, als der Ehre des Fürſten und ſeiner Regierung. Wie leicht wäre es, von Seiten der Jagd, den Bauerſtand überall zu beruhigen, wenn man nur überall eben die Verfügungen treffen wollte, welche darüber im Preußiſchen ſchon lange rühmlich getroffen ſind. Warum achtet man nicht überall, wie hier, den Menſchen höher als das Vieh, zumal wildes? Oder verſteht man nicht überall die Kunſt genug, die Menſchen für und wider Menſchen und Thiere ſo zu benutzen, wie dort? Der Erfolg davon, dächt ich, hätte ſchon längſt es überall bewirken können, darauf etwas ernſthafter zu merken, um, wo nicht durch Lehre, doch durch Schaden klüger zu werden! —

78.

Die Regententafel.

Ein Fürſt von ganz gemeinem Schlage
Verpraßte jüngſt viel Gold an einem Gallatage,
Und Jung und Alt ſtand ohne Zahl
Im ungeheuren Speiſeſaal,
Um ſich am Schlemmen und am Praſſen,
Der Leutchen, die zur Tafel ſaſſen,
Einmal recht ſatt zu ſehn. Der Hoffurier,
Der wie ein Spürhund dort und hier,
Und hier und dort herumtrattirte,
Und manchen Gaffer kujonirte,
Nahm mitten unter dieſer Schaar
Auch einen ſchlichten Bau'r gewahr.

„Was wollt denn ihr, ihr Grobian?“
Fuhr er wie Cerberus, ihn an.
„Herr, ſprach der Bauer, ſeyd ſo gut,
„Und laßt mich noch ein Weilchen ſtehn,
„Will mich nicht mucken, will nur ſehn,
„Wie man hier unſer Geld verthut!“

79.

Hinz und Kunz.

Hinz: Was doch die Großen alles eſſen!
Gar Vogelneſter; eins, zehn Thaler werth.
Kunz: Was? Neſter? hab ich doch gehört,

Daß Manche Land und Leute freſſen.
Hinz: Kann ſeyn! kann ſeyn, Gevattersmann!
Bey Neſtern fiengen ſie denn an.

80.

Die Palläſte.

(Halliſches Wochenblatt zum Beſten der Armen, 1784. S. 31.)

Siehſt du die prächtigen Palläſte,
Den Schauplatz wundervoller Feſte? —
So ſchön war Salomonens Tempel nicht!
Da wohnen ſie, die Götter dieſer Erde,
Die Götter krank an Lendengicht,
An Podagra und Steinbeſchwerde!

81.

Ueber die Gebäude der Großen.

(Gedichte von Göz, 3. Th. S. 198.)

In dieſen Schlöſſern von Porphyr
Wohnt manche Vaterlandes-Zier,
Wohnt mancher ſeine Gott auf Erden,
Um künftig durch das Zipperlein
Und deſſen Helfersmann, den Stein,
Standsmäßig umgebracht zu werden.

82.

Das böſe Gewiſſen.

(Zerrſcherbe 1. Th. S. 19.)

Den Mächtig-Reichen nennſt du den Glücklichen?
O Florian, auch unter der glatten Haut

Verbirget Mancher tiefe Foltern,
Die den Verbrecher im Innern quälen.

Der Schuldge büßet, glaub' es, die Schuld zuerſt
In ſich. Sie fodert Rache; die Nemeſis
Wird er ſich ſelbſt. O welch ein Ruhbett
Wiegete je ein beſchwert Gewiſſen

In ſanften Schlaf ein? welche der Tafeln iſt
Ihm frey von Giften? Flöge der Goldfaſan
In ſeine Schüſſeln; ſchenkte Bacchus
Selber ihm ein die erleſne Traube;

Bey frohen Gäſten brütet er unmuthsvoll,
Verſenkt in tiefes, trauriges, eigenes Weh.
Wie der verdammten Schatten Einer
Koſtet er Alles mit ſtumpfem Zahne.

Im Schoos des Friedens träumet er Feinde ſich;
Vom Lictor träumt ihm, der mit dem Beile droht,
Ihm ſelbſt, dem Conſul, weil er Conſul-
Marius iſt, und ſein Herz ihn richtet.

83.

Verſchiedene Todesarten.

(Sinngedichte — an der Böhmiſchen Gränze 1776. S. 26.)

Ein jeder ſtirbt nach ſeiner Mode:
Der ſüße Herr liebt ſich zu Tode,
Cartouche ſterben in der Luft —
Pfuy, eine häßliche Methode! —
Den Geizhals bringt die Furcht vor die Dieben in die Gruft.

Der Hunger — Möchten doch die Fürſten hier erröthen! —
Verkürzt die Tage der Poeten;
Der Dritte wählt den Strang, und ſtirbt zum Zeitvertreib;
Doch welches Uebel pflegt den hochgebohrnen Leib
Der Großen dieſer Welt zu tödten?
Mätreſſen, Carneval, Champagner und Paſteten.

84.

Balſamiren.

(E. Moſes Kuh.)

Balſamiren thut zwar viel,
Nur erreicht es nicht ſein Ziel:
Zeit und Fäulniß dräuen
Auch den beſten Spezereyen;
Und ergreift euch erſt ihr Zahn,
Dann, ihr Großen, iſts um euch gethan.
Drum — darf ein Jude rathen! —
Balſamirt euch hübſch mit Thaten!

85.

Das Leichenbegängniß.

(Terpſichore 1. Th. S. 143.)

Freylich lieget es viel daran,
Daß die Leiche mit Pracht unter die Erde geh!
  Daß in Salben und Byſſus noch
Dem Entſeeleten ſich ſtattlich verherrliche!
  Ach, wie geht der Zufriedene

Fröhlich, wo es auch ſey, hin in die gütge Nacht.
Jeder Winkel der Erde wird
Ihm ein Königspallaſt, wenn er in Friede ruht. —
Alles ſammlet in ihren Schooß
Sie, die Alles gebahr, jeglicher Aſche gleich
Günſtig. — Wird mir ein ſchmaler Raum,
Und ein Raſen darauf, wird mir im Tod gnug.
Ferne ſey dem Beſcheidenen
Die barbariſche Pracht, die mit den ehernen
Schickſalstafeln zu kämpfen ſcheint,
Und den hungrigen Wurm länger nur an ſich lockt.
Ach vergebens umduftet den
Leichnam theures Gewürz, Myrrhen und Kaſia,
Wenn ihn edlere Salben nicht
Aus dem Moder der Nacht und der Verweſung ziehn.
Nero's Aſche, ſein Name ſchon,
Athmet böſen Geruch; aber Fabrizius,
Brutus, Cato, Britannikus,
Wo verſcharret ſie ſeyn, leben im Herzen, ſind
Aller Redlichen Wohlgeruch.
Freund die Baare! ſie kennt einig und ewig nur
Eine Würze; ſie heißt — Verdienſt.

86.

Das Schachſpiel.

(Terpſichore 1 Th. S. 6.)

Warum ſchlagen wir noch Bücher und Blätter auf?
Alle Lehre Sokrats über die Nichtigkeit

Unſres Erdegedrängs lehret im Spiel uns hier
Ein mit Puppen beſeztes Brett.

Siehſt du, Freund, wie das Glück Würden und Aemter theilt?
Wie's die Plätze beſtimmt? Wie ſie im Wechſel ſind?
Freund, ſo ſpielen auch wir, ſelber ein Spiel des Glücks,
Ungleich, aber im Ausgang gleich.

Mächtig ſtehet Ein Heer gegen das Andre auf;
Hier Trojaner, und hier tapfrer Griechen Reihn,
Stark mit Thürmen verwacht. Muthige Ritter ſtehn
Vor den Thürmen. Es ſchweigt das Heer.

Wartend ſchweigt das Feld: denn die Gebieter ſind
Noch im Kampfe mit ſich, ſinnen Entwürfe. Furcht
Und die Ehre gebeut. Jetzo beginnt die Schlacht,
Arme Bauren, in euren Reihn!

Schau, ſie fallen dahin. Siehe, mit ihrem Blut
Wird der Lorbeer erkauft. Ihre Gefilde mäht,
Ihre Hütte beraubt Jeder der Streitenden:
Sie nur haben die Schuld verübt.

Armer Corydon, Du! Armer Alexis, Du!
Liegt und ſchlafet. Die Herrn ſtehn noch hinter euch. —
Auf dann, wapne dich Mann, wenn du gleich Bauer biſt,
Werd' ein ſtreifender Tamerlan.

Doch wer ſpringet hervor? Liſtiger Springer, Du?
Aus der Mitte des Heers, über die Köpfe der
Kämpfer? Willſt du zurück Parther! Es hütet ſich
Vor dir ſchwarzen das ganze Feld.

Und doch wünſchet ſich auch keiner den Tod von dir,
Narr und Läufer. Du haſt eine beträchtliche

Zunft in unſrer Welt. Narren und Läufern ſtehn
Häuſer offen und Hof und Zelt.

Sieh, die Königinn regt, als Amazone, ſich,
Geht, wie ihr es beliebt: Damen iſt viel erlaubt.
Vor ihr weichet hinweg Ritter und Elephant,
Bauren, Porus und Hannibal.

Alles weichet der Macht weiblicher Krieger, die
Viel begehren und viel wagen. Sie kennen nicht
Das Zuviele. Die jezt ihren Gemahl beſchüzt,
Iſts, die jezo den Herrn verräth.

Schach dem Könige! Tritt, höchſter Gebieter, ſelbſt
Von dem Platze der Ruh. Traue die Majeſtät
Nicht Beamten allein, nicht der Gemahlin an;
Aber, leider, es iſt zu ſpät!

Schach dem Könige, Schach! — Siehe geendet ſind
Unſre Züge: Du ſiehſt Ritter und Bauern jezt
König, Springer und Narr hier in der Büchſe Grab
Durch- und über einander ruhn.

Alſo gehet die Welt! Lictor und Conſul geht
In die Büchſe; der Held und der Beſiegete.
Du vollführe dein Amt; ſpiele des Lebens Spiel,
Das ein Höherer durch dich ſpielt.

87.

Die Tronen.

(Terpſichore 1 Th. S. 41.)

Iſt dem alſo? So iſt's! Es ſtürzen die Trümmer der Reiche,
Wenn lange ſie den Fall gedroht,
Ueber der Könige Haupt.

Dann ſtehn Wunden und Beulen, die ſonſt die Krone bedeckte
Und Schmeicheleyen lang' genährt,
Offen dem Auge der Welt.

Keine Edelgeſteine, kein Glanz des tyriſchen Purpurs,
Kein Sternefunkelnd Diadem
Lindert den brennenden Schmerz.

Alſo iſt es! Zur Luſt iſt nicht die Krone geſchaffen:
Der Völker Laſt, in ſie geknüpft,
Drücket und eitert zulezt.

Gebe Jupiter dann den Königen prächtige Kronen!
Mit weichern Kränzen zieret uns
Dichtern Apollo das Haar.

88.

Ueber die Könige.

(Götz.)

Traue dem, was die Welt dir verheißt, in Ewigkeit nicht mehr;
Denn ihr Schimmer iſt Glas, ihr Wohlſtand gleichet dem Meere,
Deſſen ſanfte Ruh bald ein Sturmwind trübt.
Müde der Eitelkeiten, laß uns ihnen entſagen....

Ach, vergebens bringt man, den Durſt nach Ehre zu ſtillen,
Bittre Verachtung zu dulden, und knechtiſch die Knie zu beugen,
Bey den Königen ſeine Tage zu:
Sie vermögen ja nichts; ſie ſind wie andere Menſchen,
Sind wahrhaftige Menſchen,
Sind ſo ſterblich, wie wir.

Iſt die ſtolze Seele dem Körper entflohen, ſo ſinkt auch
Der beneidete Glanz der Krone, des Purpers, womit ſie
Eine blöde Welt blendeten, in Staub;
Und in den Mauſoleen und Pyramiden, wodurch ſie
Nach dem Tode ſtolzieren,
Sind ſie Würmern ein Mahl.

Jene Nahmen der Friedensvermittler, der Donnerer des Krieges,
Der Beherrſcher der Erde, verlieren ſich, wenn ſie der Zepter
Eben ſo beraubt als der Schmeichler ſind,
Und ein gemeinſamer Sturz mit ihnen allen hinabzieht,
Die, gleich Sklaven, dem Wagen
Ihres Glückes gefolgt.

89.

Beym Grabe eines Mächtigen.

(Terpſichore 1. Th. S. 140.)

Hieher, im großen Kerker Gefangene,
Und lernt im kleinen Kerker gefangen ſeyn.
All' eure Freyheit, eure Willkühr
Schließet ſich hier in die enge Bucht einſt.

Ein ſchmaler Winkel und ein Gemach von vier,
Fünf Brettern wird dann euer Verbannungsort;
Wo ſind nun eurer ſtolzen Schlöſſer
Prächtige Säulen- und Marmorgänge?

Wo eure Länder, die mit ermattetem
Gefieder kaum in Jahren der Adler ſah?

Wo jene Namen eurer Ahnen,
Die von dem blutgen Tyrannen Urahn.

Gerüche zogen lange Jahrhunderte —
Wo ſchwimmen jezt die Blaſen? Der Ruhmesdampf,
Der ausgeſtoßen aus Trommeten
Ueber Geſtirnen und Völkern hinzog,

Und Euer Bauch, das große Geſchäft der Welt,
Wo iſt er? Wer doch lieſet die Auſtern jezt
Für euren Gaum aus? Welche Flaſche
Aelteſten, köſtlichen Weins behagt Euch?

Und welche Baumfrucht? Etwa der ferneſten
Luſtbiſſen Einer? Seit ihr die alte Frucht
Aus Morgenland, den Adamsapfel
Todtlich genoſſen; und Euer Erbe,

Undankbar-freudig, was ihr verlohrt, beſizt.
Er theilt nach ſeinem Plane den Pallaſt aus,
Und hüpft auf deinem Grab, o Schädel,
Reiſſet die Titel hinab und tritt ſie

Mit Füßen; trägt Goldketten, indeß dich hier
Die Schlang' umwindet; trinket den edlen Wein
Aus Goldpokalen, da dich, Aſche,
Keiner der Tropfen des Quelles labet.

Er ſchläft in Schwanenbetten; ein harter Stein
Iſt deine Decke. Deinen erſparten Schatz
Verſpendet Er, und gab dir keinen
Obolus unter die ſtarre Zunge.

Wenn Er Dir Thränen ſchenkte, da Du, ſein Haß
Sein lieber Haß zu Grabe getragen wardſt;

So waren es erkäufte Thränen
Drey aus dem Lethe geſchöpfte Tropfen.

O Nichtigkeit der Dinge! Du eitle Macht!
Du Spiel der Hoheit! Träume der Träume, die
Aus Ritzen jener Trugespforte
Wieder zurück in die Ritze ſchlüpfen.

90.

Auf die Leiche eines Regenten.

(Schubarts ſämmtl. Gedichte 1. B. S. 134.)

Seyd ihr, Götter dieſer Erde,
Seyd ihr Menſchenſtaub, wie wir?
O, ſo zittert! Der Gefährte
Eurer Größe lieget hier.
Steigt von goldnen Stufen nieder
Zu den Särgen eurer Brüder;
Denkt beym Leichenpompe heut
Auch an eure Sterblichkeit.

Habt ihr, wenn der junge Waiſe
Vor euch klagte, ihn gehört?
Und den fetten Bauch vom Schweiße
Einer Wittwe nie genährt?
Seyd ihr willig, reiche Sklaven
Schwarzer Laſter zu beſtrafen?
Helft ihr auch dem Tugendfreund,
Wenn er hülflos vor euch weint?

Fröhnt ihr ſelber nicht den Lüſten,
Die ihr ſcharf an Andern ſtraft?

Seyd ihr Bürger, ſeyd ihr Chriſten?
Seyd ihr weiſ' und tugendhaft?
Sieht man nie von ſtolzen Höhen
Euch verächtlich niederſehen?
Kennt ihr eure Ritterpflicht?
O, ſo kommt und zittert nicht!

Denn hier ſchlummert ein Regente,
Der Verlaßnen Gutes that,
Und die richterlichen Hände
Nie mit Blut gefärbet hat;
Der auf Laſterthaten blizte,
Und der Wittwen Recht beſchüzte;
Der dem Waiſen und der Noth
Willig ſeine Hände both.

Unpartheyiſch, wie der Sonne
Warmer, ſegenſchwangrer Strahl,
Der den Eichen ſtröhmet Wonne,
Wie dem Veilchen in dem Thal,
Strahlt' von ſeines Stuhles Höhen
Allgemeines Wohlergehen
In der Reichen Marmor-Haus,
Wie in arme Hütten aus.

Noch in halbentnervten Händen
Trug er den Regentenſtab,
Und das Schwerdt an ſchlaffen Lenden,
Das Gerechtigkeit ihm gab.
Und wie Helden, wenn ſie ſterben,
Sprach er ohne zu entfärben:

Gott, hier iſt die ſchwere Laſt,
Die du mir vertrauet haſt!

Aufgelöst in Thränen, ſchwanken
Arme hinter ſeiner Bahr;
Stimmen der Verlaßnen danken
Ihm, der ihre Stütze war.
Goldner Zierde deines Standes
Vater unſers Vaterlandes,
Unſer unerkauftes Ach
Fliege deiner Seele nach!

Große, hebt die Angeſichter
Ueber jene Sternenbahn!
Dorten treft ihr euren Richter,
Wie der ärmſte Bettler, an;
Ihn, vor deſſen Ungewittern
Auch der Cedern Wipfel zittern.
Drum ſo übt noch in der Zeit
Tugend und Gerechtigkeit!

91.

Die Fürſtengruft.

(Schubarts Gedichte 2. B. S. 73.)

Da liegen ſie, die ſtolzen Fürſtentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen ſie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blaſſen Tags erhellt!

Die alten Särge leuchten in der dunkeln
　　Verweſungsgruft, wie faules Holz.
Wie matt die groſen Silberſchilde funkeln!
　　Der Fürſten lezter Stolz.

Entſezen packt den Wandrer hier am Haare,
　　Geußt Schauer über ſeine Haut,
Wo Eitelkeit gelehnt an einer Bahre,
　　Aus hohlen Augen ſchaut.

Wie fürchterlich iſt hier des Nachhalls Stimme!
　　Ein Zehentritt ſtöhrt ſeine Ruh.
Kein Wetter Gottes ſpricht mit lautrem Grimme:
　　O Menſch, wie klein biſt du!

Denn, ach, hier liegt der edle Fürſt, der Gute!
　　Zum Völkerſegen einſt geſandt,
Wie der, den Gott zur Nationen-Ruthe
　　Im Zorn zuſammenband.

An ihren Urnen weinen Marmorgeiſter;
　　Doch kalte Thränen nur von Stein,
Und lachend grub — vielleicht ein wälſcher Meiſter
　　Sie einſt dem Marmor ein.

Da liegen Schädel mit verloſchnen Blicken,
　　Die ehmals hoch herabgedroht
Der Menſchheit Schrecken! — Denn an ihrem Nicken
　　Hing Leben oder Tod!

Nun iſt die Hand herabgefault zum Knochen,
　　Die oft mit kaltem Federzug

Den weiſen, der am Thron zu laut geſprochen
In harte Feſſeln ſchlug.

Zum Todtenbein iſt nun die Bruſt geworden,
Einſt eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden
Wie zwey Kometen ſtand.

Vertrocknet und verſchrumpft ſind die Kanäle,
Drin geiles Blut, wie Feuer, floß,
Das ſchäumend Gift der Unſchuld in die Seele,
Wie in den Körper goß.

Sprecht Höflinge mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeicheleyn ins taube Ohr! —
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor.

Es ſteht nicht auf, euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Damit geſchminkte Zofen ihn befächeln
Schaamlos und geil, wie er.

Sie liegen nun, den eiſern Schlaf zu ſchlafen,
Die Menſchengeißeln unbetraurt,
Im Felſengrab, verächtlicher als Sclaven
In Kerker eingemaurt.

Sie, die im ehrnen Buſen niemals fühlten,
Die Schrecken der Religion,
Und Gottgeſchaffne, beßre Menſchen hielten
Für Vieh, beſtimmt zur Frohn;

Die das Gewiſſen, jenen mächt'gen Kläger,
Der alle Schulden niederſchreibt,
Durch Trommelſchlag, durch wälſche Trillerſchläger
Und Jagdlärm übertäubt;

Die Hunde nur und Pferd' und fremde Dirnen
Mit Gnade lohnten, und Genie
Und Weisheit darben ließen; denn das Zürnen
Der Geiſter ſchreckte ſie.

Die liegen nun in dieſer Schauergrotte
Mit Staub und Würmern zugedeckt,
So ſtumm! ſo ruhmlos! — Noch von keinem Gotte
Ins Leben aufgeweckt.

Weckt ſie nur nicht mit eurem bangen Aechzen
Ihr Schaaren, die ſie arm gemacht,
Verſcheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wütrich hier erwacht!

Hier klatſche nicht des armen Landmanns Peitſche,
Die Nachts das Wild vom Acker ſcheucht!
An dieſem Gitter weile nicht der Deutſche,
Der ſiech vorüberkeucht!

Hier heule nicht der bleiche Waiſenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm;
Nie fluche hier der Krippel an dem Stabe,
Von fremdem Solde lahm.

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seyd menſchlicher, erweckt ſie nicht!

Ha, früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht,

Wo Todes-Engel nach Tyrannen greifen,
Wenn ſie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräul zu einem Berge häufen,
Der flammend ſie bedeckt.

Ihr aber, beßre Fürſten, ſchlummert ſüße
Im Nachtgewölbe dieſer Gruft!
Schon wandelt euer Geiſt im Paradieſe,
Gehüllt in Blüthenduft.

Jauchzt nur entgegen jenem großen Tage,
Der aller Fürſten Thaten wiegt,
Wie Sternenklang tönt euch des Richters Wage,
Drauf eure Tugend liegt.

Ach, unterm Liſpel eurer frohen Brüder: —
Ihr hab't ſie ſatt und froh gemacht,
Wird eure volle Schaale ſinken nieder,
Wenn ihr zum Lohn erwacht.

Wie wirds euch ſeyn, wenn ihr vom Sonnen-Throne
Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr ſeyd zu herrſchen werth!“

Des
Zuchtſpiegels
zweyte Aufſtellung.
Zur Beleuchtung
der
Hofleute und des Hofweſens.

Den Reinen iſt alles rein.
Aeſop warf rücklings einen Stein
Unter ein Häufchen Volks hinein,
Und ſprach dabey: Merkts wohl, ihr Leut!
Wen's trift, der fühlt's; wen's fühlt, der ſchreyt.

Ueber Hofleute und Hofweſen.

92.

Der Bär und der Löwe.

(Pfeffels Fab. 1. Th. S. 11.)

Zur Zeit des alten Chronos blühte,
Ein König auf der Thiere Thron,
So zahm, ſo mild, ſo voller Güte,
Als je des frömmſten Lammes Sohn,
Nichts als belohnen und vergeben
War dieſes Fürſten Leidenſchaft;
Auch ward in ſeinem ganzen Leben
Kein Frevler mit dem Tod beſtraft.

Auf einem Zug durch ſeine Reiche
Traf einſt der thieriſche Trajan
Im Schatten einer hohlen Eiche
Den älteſten der Bären an.

Man rühmte dieſen Eremiten:
Er war die Fackel ſeiner Zeit,
Von ſtrengen aber rauhen Sitten,
Und gar kein Freund von Höflichkeit.

Der Großherr ſprach zum finſtern Greiſe:
Ich habe viel von dir gehört,
Man ſagt, du ſeyſt der größte Weiſe,
Und ich erkenne deinen Werth.
Komm, folge mir nach meinem Schloſſe;
Der Wechſel wird dich nicht gereu'n,
Du ſollſt mein Freund, mein Tiſchgenoſſe
Und mein geheimer Staatsrath ſeyn.

Ich danke dir für deine Gnade,
Erwiedert ihm der Philoſoph,
Denn die genießt im gleichen Grade
Der arge Fuchs an deinem Hof.
Ein Schloß, das Füchſe in ſich faſſet,
Hat für den Weiſen keinen Glanz,
Und wer nicht ganz das Laſter haſſet,
Der liebt die Tugend auch nicht ganz!

93.

Der Fuchs und der Hund.

(C. J. Pockels in der N. Länder- und Völkerk. 1788 S. 902. Dec.)

Daß ſolch ein dummes Vieh, wie Job der Eſel iſt,
So lang und unverdient des Bären
Höchſt unverdiente Gunſt genießt,
Das weiß ich mir nicht zu erklären:

Sprach einſt der Hund zum Fuchs.
Ha, und das weißt du nicht?
Erwiederte der Fuchs: die Sach' iſt ja bekannt!
Der Bär iſt ſelbſt ein Ignorant;
Und zweytens, lobt ihn Job oft grad' ins Angeſicht.

* *

Um mancher Großen Gunſt zu haben,
Brauchſt du nicht viel Verſtand, nicht hohe ſeltne Gaben;
Denn dieſe kennen ſie oft nicht.
Lobſt du ſie nur recht dreiſt ins Angeſicht,
So wirſt du ſie zu Freunden haben.

94.

Der Hund und der Eſel.

Der biedre Hund verließ die Burg des wilden Leuen.
Er traf auf einer grünen Bahn
Den ſanften Junker Langohr an:
Woher? — „Ich floh den Hof.“ Warum? „Die Plackereyen
Des Sultans kränkten mich.“ Das brave Thier!
Wohlan, ich mache dich zu meinem Leiblakeyen.
Bleib hier: ich bin nicht grauſam wie der Schach.

Nein, ſprach der Hund mit ernſten Mienen:
Verbrechen iſts, dem Wütrich dienen;
Dem Dumkopf dienen, wäre Schmach.

95.

Der Delphin und Proteus.

Nein, Proteus, nein! das kann ich nicht begreifen:
Bald ſiehſt du aus wie wir,
Bald hört an deiner ſtatt man eine Schlange pfeifen,
Bald brüllt ein Löw aus dir,
Bald biſt du Waſſer und bald Feuer —
Beym Gott des Meers, wie geht das zu?

Und das bewunderſt du
Als unerhörte Abentheuer
An einem Gott? — Geh, lern die Menſchen kennen,
Und dann verwundre dich!
Denn was ſie einen Hofmann nennen,
Verſteht die Kunſt ſo gut, und beſſer faſt, als ich!

96.

Die Oberſtelle.

(Muſenalm. 1780. von Voß und Göckingk. S. 93.)

Mit Zuziehung der Ständ' etwas belieben,
Iſt ſonſt wohl nicht der Herrn Monarchen Art;
Doch in des Löwens Staate ward
Vor kurzem erſt ein Landtag ausgeſchrieben.

Die Thiere ſtanden wartend da;
Der Löwe kam. „Nehmt Platz, bitt' ich, ihr Herrn!“
Sprach der Monarch; allein, der Eine ſah
Den Andern an, und keiner wollte gern
Den Anfang machen; denn die Grade

Von Rang, wie ſie Pyrmont erfand,
Und noch hält, waren unbekannt;
Daher verbath ein jeder ſich die Gnade
Zu ſitzen, wo der Löwe ſaß.
Dem aber ward ſchon nach gerade
Die Zeit zu lang. Ihr Herren, treibt ihr Spaß?
Bey meinem Barte! wären wir
Euch bloß nur da, um uns zu divertiren,
So ſollte doch kein kluges Thier
Die Zeit mit Poſſen ſo verlieren!
„Herr Eſel!“ — Denn auch Eſel ſind,
Wenn ihrs nicht wißt, zuweilen Landesſtände —
„Herr Eſel, ſetz er ſich geſchwind
Hier neben mich! und damit Lied am Ende!“

Welch Weſen da der Eſel nahm,
Das könnt ihr leicht von ſelbſt erachten;
Die andern Thiere lachten
Und ſetzten ſich in Zukunft — wie es kam.

97.

Der Wahn.

(Logau, S. 311.)

Bey allen Sachen in der Welt
Iſt Wahn zum Obermann beſtellt.

98.

Die Oberſtelle.

(Gedichte von Wilhelminen von Schlieben.)

Befremden kann michs nicht,
Daß König Leu die Oberſtelle

Dem Eſel giebt: denn das geſchicht
Auch häufig unter uns. Doch daß der Eſel nicht
Vor andern Thieren ſie verlangte,
Und daß, ſeitdem ihm dieſe Stelle
Gegeben ward, kein Thier ſie mehr bezankte,
Das wundert mich auf alle Fälle:
Denn davon ſehen wir an Höfen und im Tempel
Im Muſenſitze ſelbſt nur ſelten ein Exempel.

99.

Aus Nichts wird nichts.

Aus Nichts wird Nichts! ſagt die Philoſophie.
Sie irrt, das gute Weib: dies wird ſie mir vergönnen.
Wie hätte ſonſt der Herr von Sansſouci
Zum Staatsminiſter werden können?

100.

Das vornehme Phantom.

(Sinngedichte — an der Böhm. Gr. S. 103.)

Ihr Leute ſprecht, was bückt ihr euch
Vor dieſem goldnen Mann?
Was geht euch doch das Geiſterreich
Mit ſeinen Schatten an?
Glaubts auf mein Wort, der Mann iſt todt,
Sieht er gleich noch ſo weiß und roth.

Mit Thränen in den Augen flehn
Die Armen: Gieb uns Brodt!

Er hört ſie nicht. Die Wittwen flehn
Und klagen ihre Noth;
Umſonſt! der Mann hat kein Gefühl:
Der Teufel hat nur ſo ſein Spiel.

Seht, hundert Menſchen grüßen ihn;
Er danket keinem nicht.
Ihn müſſen Pferd' und Wagen ziehn,
Weil ihm der Gang gebricht.
Die Treppen ſchleppt man ihn hinan,
Man zieht ihn aus, man zieht ihn an.

Rollt gleich das glänzende Phantom
Im Wagen ſtolz einher,
So ſtolz, als ob der Papſt zu Rom
Sein naher Vetter wär:
Doch mach' ich keinen Reverenz
Vor einer todten Excellenz.

101.

Die große Welt.

(Sinngedichte — an der Böhmiſchen Gränze, S. 15.)

Die große Welt: die, dacht ich, möcht ich ſehen.
Ich ſah — und was? Vergoldete Pygmäen
Mit Kartenblättern in der Hand.
Ich hörte — und was? Viel tauſend Kleinigkeiten,
Viel Scherze, welche nichts bedeuten,
Nebſt artigen Ungezogenheiten,
Und kurz — die große Welt beſtand
Faſt größtentheils aus lauter kleinen Leuten!

102.

Die wenigen großen Männer.

(Erzählungen und Gedichte von Beulwitz. Göttingen 1788. S. 321)

Lernt je die Welt die wahre Größe kennen,
Verſtand und Witz von Gold und Kleidung trennen,
Den innern wahren Werth vom ſtolzen äußern Schein:
Wie wenig werden dann der großen Männer ſeyn!

103.

Höflinge.

(Haug.)

Vertraute der Könige! Rühme ſich keiner!
Je näher den Großen der Erde, je kleiner.

104.

Hofleute.

(Gedichte von Götz. 1. Th. S. 150.)

Höflinge gleichen den Steinen in ihres gnädigſten Fürſten Hofkapelle: ſie ſind ziemlich geſchliffen, doch hart.

105.

Ein Hof-mann.

(Logau. S. 186.)

Wer redlich iſt im Herzen, und mit dem Munde frey,
Der wiſſe, daß bey Hofe er nicht behaglich ſey.
Wie man ihm vorgeſprochen, ſo ſpricht der Papagey:
Wer gelten will bey Hofe, der trete dieſem bey.

106.

Hofkünſte.

(Logau. S. 67.)

Künſte, die bey Hof im Brauch,
Faſt' ich, dünkt mich, leichtlich auch,
Wollt' erſt Eine mir recht ein,
Nämlich — unverſchämt zu ſeyn.

107.

An einen Hofdiener.

(Logau. S. 57.)

Sprich, was man von dem Hunde hält,
Der Allen ſchmeichelt, Keinem bellt? —
Ein Diener der die Aufſicht führet,
Nur Augen, nicht die Zunge rühret,
Wird jenem Hunde beygeſellt.

108.

Hofdiener.

(Logau. S. 489.)

Was mag doch manchen Tölpel ſo werth bey Hofe machen? —
Man kann nicht alles wiſſen: oft ſind es Kammerſachen!

109.

Hofregel.

(Logau. S. 291.)

Non mihi ſit ſervus Medicus, Propheta, Sacerdos!

Fürſten wollen keinen Diener, welcher will, daß Trank und Eſſen
Sey nach Ordnung und Vermögen eingetheilt und abgemeſſen;

Fürſten wollen keinen Diener, welcher will zuvor verkünden,
Was auf ihr verkehrtes Weſen für Verderben ſich wird finden;
Fürſten wollen keinen Diener, welcher will, daß wahre Reue
Sie von Uebelthaten beßre, und vom Fluch der Welt befreie.

110.

Hofgunſt.

(Logau S. 172.)

Die Kinder lieben den, der ihren Willen thut;
Die Kinder haſſen den, der ihnen zeigt, was gut:
Es kömmt des Hofes Gunſt der Gunſt der Kinder bey:
Man haßt den guten Rath, und liebt die Schmeicheley.

111.

Hofdiener.

(Logau S. 130.)

Hofdiener ſind ſo ſchlimm, ſo gut, als ſie der Fürſt will haben:
Stäts arten ſie nach ſeiner Art, ſind Affen ſeiner Gaben.

112.

Erinnerungen.

(Logau S. 267.)

Große Herren wollen niemals gern Erinnerung ertragen:
Wie dem Bileam, muß ihnen oft ein Eſel Wahrheit ſagen.

113.

Zweyfüßige Eſel.

(Logau S. 180.)

Das ein Eſel einſt geredt, dieſes wundert euch, ihr Leute?
Geht zur Kirche, geht bey Hof: o ſie reden auch noch heute.

114.

Die Wahrheit.

(Logau S. 387.)

Bey Hofe ſagt man nicht von Wahrheit allzuviel:
Es will nicht, wer es darf, es darf nicht, wer es will.

115.

Die Saat der Wahrheit.

(Logau S. 189.)

Wer bey Hofe Wahrheit ſäet, ärndtet meiſtens Ungunſt ein:
Wächſt ihm etwas zu von Gnade, wirft der Schmeichler Feuer drein.

116.

Ja! —

(Logau S. 30.)

Wer viele Sprachen redet, kommt leicht bey Höfen an;
Wer redet wie der Eſel, der iſt am beſten dran.

117.

Großer Herren Freunde.

(Logau S. 33.)

Gut trinken und gut eſſen,
Beleidigung vergeſſen,
Sich ſelber niemals ſchonen,
Nie denken aus Belohnen:
Dieß ſind die ſeltnen Gaben,
Die Herren-Freunde haben.

118.

Hofgedächtniß.

(Logau S. 50.)

Worin man an den Höfen fehlet,
Das wird behalten und gezählet;
Doch was man heute wohlgemacht,
Daran wird morgen kaum gedacht.

119.

Frommer Herren ſchlimme Diener.

(Logau S. 24.)

Iſt gleich ein Herr gerecht,
Doch arg des Herren Knecht,
So wird der Herr doch ungerecht,
Dieweil er hegt den argen Knecht.

120.

Gnädig und geſtrenge.

(Logau S. 207.)

Fürſten ſoll man gnädig nennen; ihre Räthe nur geſtrenge:
Jene meynen, daß nur dieſe, ihrer keiner, Leute dränge.

121.

Regimentsverſtändige.

(Logau S. 181.)

Es giebt ein Volk, genannt Statiſten,
Sind von Verſtand und ſcharfen Liſten;
Doch — wie man ſagt — recht böſe Chriſten.

122.

Mächtige Diener.

Den großen Elephanten führt oft ein kleiner Mohr:
Und großen Herren ſchreibet ſehr oft ein Bauer vor.

123.

Hofwerke.

(Logau S. 208.)

Was wohl gethan iſt an den Höfen, iſt von der Herrſchaft ſelbſt geſchehn;
Doch, was geſchieht an den Höfen, hat allemal der Rath verſehn.

124.

Hofmahler.

(Logau S. 230.)

Bey Hofe giebt es Mahler in Menge: dieſe mahlen
Gemeiniglich mit Kohlen. Man darf ſie nicht bezahlen,
Man darf ſie nicht erſt bitten: ſie thuns von freyen Stücken;
Auch darf man nicht erſt ſitzen: ſie können's hinterm Rücken.

125.

Das ſchlimmſte Thier.

Wie heißt das ſchlimmſte Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weiſen Mann.
Der Weiſe ſprach: von wilden heißts Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

126.

Der Conſul.

(Terpſichore 1. Th. S. 178.)

Sey ein mächtiger Conſul; doch
Nicht im herrſchenden Rom, in Lacedämon nicht.
In dir ſchlichte die Händel, und
Lerne kennen ſie erſt, eh du ſie ſchlichten willſt.
Jeden Winkel in deiner Bruſt
Späh mit Lynceus Blick; ſuche das Thule auf
Dir im Buſen. Es hindern dich
Auf der forſchenden Fahrt Herkules Säulen nicht.

Dringe fürder! Dahinten erſt —
Fern, o ferne der Bucht, wo ſich der Pöbel drängt —
Liegt die Inſel der Seligen,
Ruh der Seele. Du fragſt, was der Ligurier
Treibe? Erntet und iß't und trinkt
Wohl dein Nachbar für dich? O wie ſo Manches iſt,
Was du ſicher nicht wiſſen darfſt,
Was du weiſe ſogar ſieheſt, als ſähſt du's nicht.
Laß die Flecken auf Titus Stirn!
Laß Lictoren ihr Amt, daß ſie den ſchändlichen
Pöbel — ſelber mit Pöbel-Arm —
Vor den traurigen Stuhl ſtrafender Richter ziehn.
Du durchwache die Nacht für Dich;
Keine niedrige That bringe dir Lohngewinn.
Jeder Späher und Laurer und
Argwohngeber, er mag Andern nützlich ſeyn;
Sich ſelbſt iſt er ein Schändlicher.
Feldherrn nutzen Verrath; doch der Verräther bleibt
Ihnen immer ein Böſewicht.
Tantals Name, noch jezt iſt er dem Ohr verhaßt! —
Und vor allen abſcheulich iſt,
Wer an Andern ſtraft, was er ſich ſelbſt verzeiht.

127.

Die Trunkenheit des Ohres.

(Terpſichore 1. Th. S. 89.)

Unſer durſtendes Ohr trinket die Rede, wie
Unſer lechzende Gaum Waſſer der Quelle trinkt;

Nur von welchem Gewäſſer,
Und von wem es ſie trinke: dies,

Dies entſcheidet, o Freund. Rein und erquickend ſtröhmt
Wahrheit, wer ſie vom Quell, wer ſie ſich ſelber ſchöpft.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

— Den ſchändlichſten Trank aller Getränke ſchlürft
Aus dem Stygiſchen Pfuhl, wer der Verläumdung Wort
Von beſudelten Lippen
Saugt, ein Athem der Hölle ſelbſt.

Und ihn ſaugen ſo gern Fürſten und Mächtige!
Wen nicht Bacchus ertränkt, ſchlürfet ein trübes Naß
Aus dem Munde des Schmeichlers,
Des belügenden Höflinges.

Immer durſtiger wird, immer begehrender
Das belogene Ohr. Trunken und trunkener
Lechzet nach dem getretnen
Trank die Seele mit Todesdurſt.

Fürſten, koſtetet ihr edlen Falerner, wenn
Euer Sklave den Bart in ihm geſäubert hat?
Und ihr trinket den Geifer
Seiner Lippe, das ekle Naß?

128.

Gelehrte Leute am Hofe.

(Logau)

Kannſt du, ſprach Dionys zum Ariſtipp, mir ſagen,
Warum die Fürſten nichts nach den Gelehrten fragen,

Und die Gelehrten doch der Fürſten Thür
Und Ohr belagern, ihnen Rock und Füße küſſen?
Der Grund iſt, ſagte der, weil ihr
Sowohl nicht was euch fehlt, als wir, was uns fehlt, wiſſen.

129.

Hofwerth.

(Logau.)

Bey Hof iſt mehr ein Pferd
Als oft ein Diener werth:
Manch Diener kömmt gelaufen;
Die Pferde muß man kaufen.

130.

Conz und Hans.

Conz.

Sag Hans, du kömmſt doch fleißig in die Stadt:
Warum macht man bey Hof die Boden ſpiegelglatt?

Hans.

Damit die Leute, die auf dieſen Boden wallen,
Nicht ſtolpern, aber deſto öfter fallen.

131.

Der Großen Fall erdrückt viele Gemeine.

Wahr iſts, der Donnerkeil trifft insgemein die Eichen,
Wenn ſanfte Winde nur um ſchwache Sträuche ſchleichen;
Doch dieſe haben oft an der Verwüſtung Theil:
Der Eiche Splitter ſind der Sträuche Donnerkeil.

132.

Dank' für nichts bey Hofe!

Wenn dir ein' Staatsmann viel verſpricht,
So zeig ihm ja dein Mistraun nicht,
Verneige dich vor jeder ſeiner Lügen,
Nimm an die Wort' als eine Gabe;
Ja, daß er nicht zu viele Mühe habe,
So hilf ihm ſelbſt, dich zu betriegen,
So findſt du endlich in der That,
Daß der dir dient, der dir nicht ſchadt.

133.

Auf die vom Hofe verbannte Satyre.

(Gedichte von Götz, 3. Th. S. 182.)

Ein feiner Spott, ein Hechelſcherz
War ſonſt bey Hofe zugelaſſen;
Doch der verwundet nun das Herz,
Seitdem die Potentaten praſſen.
Das Salz, das Griechenland geehrt,
Scheint dieſes Völkchen zu erbittern:
O wär's nicht der Satyre werth,
Es würde nicht davor erzittern!

134.

Apologie der Hofnarren.

(Blüten Anhaltiſcher Muſe. S. 41.)

Dem hellern Lichte unſrer Zeiten
Und der Verfeinerung der neuen Welt

Verdanken unter andern wir,
Daß, wo Europens Länder ſich verbreiten,
Kein Fürſt, wie ſonſt, zu ſeines Thrones Zier
Privilegirte Narr'n vor nöthig hielt.
Ob aber gegen jene Zeiten
Auch überhaupt die itz'ge feine Welt
Der wahren Narren weniger enthält? —
Darüber ließe ſich wohl noch ſtreiten.
Wohl aber kann man geradezu entſcheiden:
Die Fürſten konnten einen ſogenannten Narr'n,
Der unter Gauckeleyen dreiſt es wagt
Und ihnen manche oft verkannte Wahrheit ſagt,
Sie könnten, ſag' ich, ſolchen Narr'n
An ihren Höfen zehnmal lieber leiden,
Als manchen weiſen Rath, der ſtäts mit krummen Rücken
Und heuchleriſchem Beyfallnicken
Sein Ohr des Fürſten Wort nur darum ſcheint zu leih'n,
Um drauf aus vollem Hals ſein dummes Ja zu ſchrey'n.

135.

Hofnarren.

(Logau, S. 350.)

Daß gern ein Fürſtenhof an Narren fruchtbar ſey,
Sagt jeder; doch giebts der Narren dort meiſt zweyerley:
Der eine, den der Fürſt nach Willen ſtäts vexiret;
Der andre, der nach Luſt am Seil den Fürſten führet.

136.

Die Schalksnarren.

Ein Herr, der Narren hält, der thut gar weislich dran:
Weil, was kein Weiſer darf, ein Narr ihm ſagen kann.

137.

Ludwig der Große und ein engliſcher Lord.

Kennt ihr, ſprach Ludwig der Große,
Aus Spott zu einem Lord, als er in ſeinem Schloſſe
Ihm unter andern Schildereyn
Den Herrn am Kreuze wies: kennt ihr dies Bildniß? — „Nein!“
Es iſt der Herr am Kreuz! Zu ſeiner Rechten ſteht
Der Papſt, und dort zur Linken ſeht
Ihr mich. — „Demüthigſt dank' ich Euer Majeſtät
Für dieſen Unterricht! Ich hatte wohl geleſen,
Daß unſer Heiland zwiſchen Zween
Gekreuzigt ſey; jedoch die Wahrheit zu geſtehn,
Nie wußt' ich recht, wer ſie geweſen.“

138.

Der Rang.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. 120.)

Vor Zeiten, als am Hofe gar
Ein eignes Amt für Narren war,
Statt daß ſie doch in unſern Tagen
Dabey noch andre Würden tragen,
Kam eines Fürſten luſtger Rath
Dem edlen Kanzler aus Verſehen
Auf ſeine rechte Hand zu ſtehen.
Hilf Zevs, wie ſchäumte der Magnat!
So ſchäumt ein Auerochs im Gefechte.
Fort, rief er, Schurke, packe dich!
Ich laſſe keinem Narrn die Rechte.

O! ſprach der Hofnarr, aber ich....
Und ſprang mit einem loſen Winke
Dem Staatsminiſter auf die Linke.

139.

Der witzige Fürſt.

(Salz und Laune — S. 90.)

Ein Fürſt, oft ſtark an Witz, wie mancher General,
Sprach in des Witzes Wuth einmal
Zu einem, oft von ihm an Höfe hingeſandt:
Mein Herr, ein Ochs und Sie — nichts gleicht ſich ſo
frappant!
Der Hofmann bückte ſich und ſprach:
Nie dacht' ich, Herr, darüber nach,
Welch einem Thier ich ähnlich wäre;
Doch, däucht mich, hatt' ich oft die Ehre,
Umſchimmert von der Hoheit Schein,
Durchlauchtigſter, Ihr Bild zu ſeyn!

140.

Mittel gegen den Hochmuth der Großen.

(Bürger.)

Viel Klagen hört' ich oft erheben
Vom Hochmuth, den der Große übt.
Der Großen Hochmuth wird ſich geben,
Wenn erſt ſich unſer Kriechen giebt.

141.

Wie einem hier ſo wohl iſt, und dort ſo übel!

(Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. 2. Th. S. [illegible].)

Wohl mir, daß mir noch unverwöhnet
Die Lockung der Natur gefällt!
Ein kleines Dörfchen, Freund, verſöhnet
Mich mit dem Ueberreſt der Welt.
Man wird des Lebens überdrüßig
Bey aller Ebb' und Fluth der Stadt;
Doch hier — geſchäftig oder müßig,
Wird keiner ſeines Daſeyns ſatt.

Kannſt du den Werth der Wahrheit fühlen,
So ändre deinen ſtolzen Lauf,
Such unter ländlichen Beyſpielen
Die Freundſchaft und die Tugend auf!
In unſern Sittenſchulen tauſchet
Man Falſchheit gegen Falſchheit ein:
Hier — iſt, was dir vom Herzen rauſchet,
Wie eine Silberquelle rein.

Hier ſeh' ich von den Fußgeſtellen
Der Zedern, in verdienter Ruh'
Dem Eifer meiner Kampfgeſellen
Am Fuß des niedern Thrones zu,
Wie ſie einander zu berücken
So helle ſehend — und ſo blind
Für Bänder und bemahlte Krücken,
In nie geſtilltem Aufruhr ſind.

Selbſt ihres Führers Macht — wie wenig
Naturvergnügen erndtet ſie!
Groß iſt zu Potsdam unſer König,
Froh — iſt er nur in Sansſouci.
Da wird er Menſch, irrt in der Stille,
Wie unſer eins, im Mond herum,
Und denkt wohl auch: beatus ille —
Ut prisca gens mortalium.

Geh bald zu den Gebückten,
Die fern von dir im Dunkeln ſtehn,
Wenn die mit Hermelin Geſchmückten
Dich liebevoll zu ſich erhöhn.
Trau ihrem Schmeicheln nicht! Sie ſtrecken
Nur gar zu gern die Krallen nach;
Selbſt Doctor Luther ward zum Gecken
In Churfürſt Friedrichs Vorgemach. *)

Sey es dir Warnung, wie der Große,
Den treulos Mazarin erzog,
Der Gaſtfreyheit im ſichern Schooße
Mit Undank ſeinen Wirth betrog;
Wie er von Fouquet's Weine ſtärker,
Am Buſen der Valliere flammt,

---

*) Wenn Friedrich, der Weiſe, D. Luthern Audienz gab, begegnete er ihm auf das gnädigſte und herablaſſendſte. Erſt wenn ſich der gute Mann, voller Zufriedenheit über die ehrenvolle Aufnahme, entfernte — ſchlug er ihm entweder ein Schnippchen in der Taſche oder ſtach ihm — wie der Ausdruck der alten gleichzeitigen Urkunde lautet — einen Mönch, welches nach Adelung ſo viel ſagt, als einem die Feigen weiſen. Man kann denken, ob die Hofleute, von den Maitre-Chargen an bis auf die Edelknaben, die Loſung ihres gnädigſten Herrn verſtanden haben.

In einer Stunde, die zum Kerker
Den Mann, der ihn geladt, verdammt. *)

In Mitternächten ohne Schlummer,
In Tagen ohne Sonnenlicht,
Fühlt er die Feſſeln ſelbſt vor Kummer
Ob ſeines Königs Falſchheit nicht.
Sein Fall macht alle Hofgeſichter,
Die ſeines Blicks ſonſt lauſchten, ſcheu,
Und nur ein armer Fabeldichter,
Voll hohen Muthes, blieb ihm treu. **)

---

*) Ludwig, der Vierzehnte, hatte den Untergang des Sürintendanten Fouquet ſchon beſchloſſen, als er ihm noch die verrätheriſche Ehre erwies, das prächtige Feſt anzunehmen, das er ihm auf ſeinem Landhauſe zu Beaux gab. Ohne die Vorſtellung ſeiner Frau Mutter, Anna von Oeſtreich — die es ein wenig zu ſtark fand, würde er ihn ſelbſt, während dem Feſte, in die ewige Gefangenſchaft geſchickt haben, zu der er ihn nachher verdammte. Sein Hauptverbrechen beſtand darin, daß er die nachmalige Herzoginn von Valiere ſchön fand, und ihr Anträge thun ließ, ehe er noch wußte, daß der König bald nachher gleiche Neigungen bekommen würde. Alle die beredten Vertheidigungsſchriften Peliſſons, die ſich freylich nur über die Beſchuldigungen verbreiteten, die jener zum Vorwande dienten, konnten ihn nicht retten, da das Herz des Königs ſelbſt nicht edel genug war, ihm den natürlichen Wunſch, der damals ſeine Majeſtät noch nicht beleidigen konnte, zu einer andern Zeit zu verzeihen, wo er ihn ſelbſt faßte, und, wie wir wiſſen, königlich ausführte.

**) La Fontaine war, außer Peliſſon, welcher den Advocaten von Fouquet machte, der einzige Unbedachtſame, der es wagte, das Unglück ſeines ehemaligen Beſchützers laut zu bejammern, anſtatt einen neuen in deſſen Nachfolger zu ſuchen. Er unterſtand ſich ſogar, den König mit einer Elegie zu behelligen, in der er auch rührendſt für den geſtürzten Miniſter um Gnade bat. Dieſer Beweis ſeiner wenigen Lebensart

142.

Das Gelag für die Großen.

(Ged. v. Göck. 2. Th. S. 214.)

Die Welt gleicht einer Opera,
Wo jeder, der ſich fühlt,
Nach ſeiner lieben Leidenſchaft
Freund, eine Rolle ſpielt.
Der Eine ſteigt die Bühn' hinauf
Mit einem Schäferſtab;
Ein Andrer mit dem Marſchallsſtab,
Sinkt ohne Kopf herab.
Wir armer guter Pöbel ſtehn
Verachtet, doch in Ruh,
Vor dieſer Bühne, gähnen oft,

---

brachte ihn ſo ſehr um allen Credit bey Hofe, daß der ſtolze Monarch, deſſen Freygebigkeit ſich doch ſogar auf die Gelehrten fremder Länder erſtreckte — für einen ſolchen Schaafskopf, als La Fontaine, nicht das geringſte thun mochte. Der gute Fabler lebte beynahe nur von Almoſen einiger wenigen Freunde. Er — deſſen Schriften die Nation jezt durch einen immer prächtigern Druck nach dem andern, vor allen ſeinen Zeitgenoſſen ehrenvoll auszeichnet, hatte nicht ſo viel, um ſich ein neues Kleid ſchaffen zu können! Er — der, wie alle große Schriftſteller, durch den Ausfluß ſeines Geiſtes, auch nur als Kaufmannswaare betrachtet, ſeinem Vaterlande ein ewig fortwucherndes Kapital hinterließ, war ſelbſt einmal im Begriff, über das Meer zu gehen, um in der Fremde ſeinen Unterhalt zu ſuchen. — Man könnte von ihm, wie von Vielen ſeines Gleichen, beynahe ſagen:

Er war, zum traurigen Exempel,
Ein Mann, der großen Ruhm erwarb,
Und auf der Bahn zum Ehrentempel
In voller Hoffnung Hungers ſtarb.

Und ſehn der Fratze zu.
Die Koſten freylich zahlen wir
Fürs gänze Opernhaus;
Doch lachen wir, misräth das Spiel,
Zulezt die Spieler aus!

Anzeige des Inhalts.

I.

Ueber Fürſten und Fürſtenweſen.

Seite
1. An einen Prinzen in der Wiege. 5
2. Das Eingebinde. 8
3. Lyonels Lehren an den Kronprinzen Bliomberis. 10
4. Die Pflichten der Regenten, ſkizzirt von Friedrich dem Großen. 15
5. Der gute Fürſt. 17
6. Der beſte Fürſt. 19
7. Fürſtenſpiegel. 19
8. Ein Gemälde. 21
9. Fragen und Lehren. 21
10. Könige. 23
11. Der wahre König. 24

Seite

12. Trajanus Schwerdt. 24
13. An einen römiſchen Prälaten. 28
14. Menſchenfürſten. 29
15. Das Ungemeine. 31

---

16. Der Pfau. 32
17. Der Narr. 33
18. Die Bill. 34
19. Der Reichstag. 36
20. Der Tempel zu Memphis. 38
21. Der König und ſein Narr. 39
22. Der kranke Lowe. 40
23. Der Affe und der Löwe. 41
24. Schach Pjeledin. 42
25. Die Bekehrung. 44
26. Thraſimund und ſein Pudel. 46

---

27. Der Marder. 48
28. Der Geſezgeber. 49
29. Der Köhler. 49
30. Der gutthätige Nabal. 50
31. Der gnädige Löwe. 51
32. Der politiſche Pythagoras. 52
33. Gegen die falſchen Staatskünſtler. 54
34. An den Staatskocher treuloſer Politik.

Seite
35. Das Ungeheuer. 55
36. Beym Anblick einer Charte des Weltſyſtems. 56

37. An den König von Siam. 57
38. Lob des Eſels. 60
39. Der Wolf und der Hund. 62
40. Nero. 63
41. Landesväter. 63
42. Ueber die Baſtillen, an Schubart. 64
43. Groſſer Herren Unrecht. 65
44. Die jetzige Weltkunſt. 65
45. Chriſtus und des Teufels Gebot. 66
46. Die Steuer. 66
47. Hausſtand. 66
48. Lebenslauf. 67
49. Fremde Hülfe. 68
50. Obrigkeiten und Unterthanen. 68
51. Hirten. 68
52. An einen Tyrannen. 68
53. Erdengötter. 69
54. Regenwetter. 69
55. An die Fürſten. 69
56. Recht und Gewalt. 69
57. Rath und Gewalt. 69
58. Das beſte Land zwiſchen Obern und Untern. 69
59. Dienſtbarkeit. 69

Seite
60. Große Einfalt. 69
61. Nichts zuviel! 71

62. Die neue Bibel. 71
63. Eines guten Fürſten Amt. 71
64. Fürſtenſpiegel. 72
65. Nichts Neues unter der Sonne. 72
66. An die Fürſten. 72
67. Der Tanzbär. 73
68. Die drey Stände. 75
69. Frag und Antwort. 76
70. Schein der Freyheit. 76
71. Die Wahrheit. 77
72. Ode auf Friedrichs Tod. 78
73. Mein Heiliger. 81
74. Zwey populäre Gedichte in Jamben: erſtes an die Fürſten. 83
zweytes: Plakat an die Völker. 91
75. Beym Leſen der neuen Göttergeſpräche Wielands. 94

76. Die Zeiten ändern ſich. 93
77. Der Bauer an ſeinen durchlauchtigen Tyrannen. 95
78. Die Regententafel. 97
79. Hinz und Kunz. 97
80. Die Paläſte. 98
81. Ueber die Gebäude der Großen. 98

Seite
82. Das böſe Gewiſſen. 98
83. Verſchiedene Todesarten. 99
84. Balſamiren. 100
85. Das Leichenbegängniß. 100

86. Das Schachſpiel. 101
87. Die Thronen. 103
88. Ueber die Könige. 104
89. Beym Grabe eines Mächtigen. 105
90. Auf die Leiche eines Regenten. 107
91. Die Fürſtengruft. 109

II.

Ueber Hofleute und Hofweſen.

92. Der Bär und der Löwe. 117
93. Der Fuchs und der Hund. 118
94. Der Hund und der Eſel. 119
95. Der Delphin und Proteus. 120
96. Die Oberſtelle. 120
97. Der Wahn. 121
98. Die Oberſtelle. 121
99. Aus Nichts wird nichts. 122
100. Das vornehme Phantom. 122
101. Die große Welt. 123
102. Die wenigen großen Männer. 124

		Seite
103.	Die Höflinge.	124
104.	Hofleute.	124
105.	Ein Hofmann.	124
106.	Hofkünſte.	125
107.	An einen Hofdiener.	125
108.	Hofdiener.	125
109.	Hofregel.	125
110.	Hofgunſt.	126
111.	Hofdiener.	—
112.	Erinnerungen.	126
113.	Zweyfüßige Eſel.	127
114.	Die Wahrheit.	—
115.	Die Saat der Wahrheit.	—
116.	Ja!	—
117.	Großer Herren Freunde.	128
118.	Hofgedächtniß.	—
119	Frommer Herren ſchlimme Diener.	—
120.	Gnädig und geſtrenge.	129
121.	Regimentsverſtändige.	—
122.	Mächtige Diener.	—
123.	Hofwerke.	—
124.	Hofmahler.	130
125.	Das ſchlimmſte Thier.	—
126.	Der Conſul.	—
127.	Die Trunkenheit des Obriſts.	131
128.	Gelehrte Leute am Hofe.	132
129.	Hofwerth.	133
130.	Conz und Hans.	—
131.	Der Großen Fall erdrückt viele Gemeine.	133

		Seite
132.	Danke für nichts bey Hofe.	134
133.	Auf die vom Hofe verbannte Satyre.	134
134.	Apologie der Hofnarren.	134
135.	Hofnarren.	135
136.	Die Schalksnarren.	—
137.	Ludwig der Große und ein engliſcher Lord.	136
138.	Der Rang.	—
139.	Der witzige Fürſt.	137
140.	Mittel gegen den Hochmuth der Großen.	—
141.	Wie einem hier ſo wohl iſt, und dort ſo übel!	138
142.	Das Gelag für die Großen.	141

Sammlung
erbaulicher Gedichte

für alle die,

welchen es Ernſt iſt, das Wohl ihrer Unterthanen, Untergebenen und Mitmenſchen nicht nach dem wankenden Tiger- und Fuchs-Geſetze des Stärkern oder Liſtigern zu untergraben, ſondern nach dem ewigfeſten und ewigheiligen Geſetze der Menſchenwürde, der Gerechtigkeit und der Menſchenliebe väterlich und brüderlich zu fördern, und dadurch Zutrauen, Ruhe, und Menſchenwohl, ſo wohl von Seiten der Obern als der Unterthanen, in Friede und Einigkeit gemeinſchaftlich zu begründen und zu erhalten.

Mitunter

ein

Zuchtſpiegel für die politiſchen Vampyrs;

wie auch ein

Noth- und Hülfsbüchlein

für alle die, welche von ihnen widerrechtlich geplagt werden.

Geſammelt und herausgegeben

von dem

Verfaſſer der Briefe eines preußiſchen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunſchweig.

Zweiter Theil.

Altona,
auf Koſten des Herausgebers.
1796.

Des

Zuchtſpiegels

dritte Aufſtellung.

Zur Beleuchtung
der
Adlichen und des Adelweſens.

(Logau, S. 336.)

Sind in meinem Buche Poſſen,
Die dich, Leſer, wo verdroſſen:
Ey, verzeihe mir zu ſchreiben,
Was du, dir vergönnſt zu treiben!

Ueber
Adliche und Adelsweſen.

143.

Der Ahnherr.

Was predigt doch der Pfarr für wunderliche Mährchen!
Sprach jüngſt vom Zorn entbrannt das gnäd'ge Fräulein Clärchen.
Was? Adam ſoll — Kann was impertinenter ſeyn! —
Der Ahnherr aller Menſchen ſeyn?
Er packe ſich mit ſeinem Paradieſe!
Ja, wenn er noch Herr von Adam hieße!

144.

Der Herr von Ahnenſtolz.

Sie haben recht, geſtrenger Herr,
Dem Herrn von Stahl erzeigt man zu viel Ehre;
Doch laſſen Sie mit Recht durch ſo was ſich nicht ſtöhren:
Denn Klugheit, Muth, Gelehrſamkeit,
Und womit ſonſt der neue Ritter noch begabt;
Dies alles hat vor längſt verfloßner Zeit
Ihr grauer Ahnherr ſchon gehabt:
Drum können Sie es leicht entbehren.

145.

An einen ſtolzen Herrn von Adel.

Freund, wenn dein Stammbaum uns nur erſt beweiſen kann,
Daß Glied vor Glied von deinem Ahnherrn an

Verſtand und Tugend abgenommen;
So tret ich deiner Meynung bey:
Daß das Geſchlecht, von dem du abgekommen,
Das älteſte im Lande ſey.

146.

Edel und Adelich.

(Gedichte von Voß, 2. B. S. 301.)

Edlere nennſt du die Söhne Gewapneter, die in der Vorzeit
Tugend des Doggen vielleicht adelte, oder des Wolfs?
Was dich erhob vom Adel, die edlere Menſchlichkeit, ſchmähn ſie,
Als unadlichen Tand. Nenne ſie Adliche, Freund!

147.

Die Gebohrnen.

(Voß. 2. B. S. 303.)

Deinen Geburtstag feyrt, als Gaſt der beſchüſſelten Tafel,
Mancher gnädige Herr Ritter, Graf und Baron;
Bürgerlich all' anklingend befeuchten ſie deinen Geburtstag:
Keinem, o Werner, indeß biſt du ein Mann von Geburt.

148.

Stand und Würde.

(Voß. 1. B. S. 301.)

Der adliche Rath.

Mein Vater war ein Reichsbaron!
Und Ihrer war, ich meyne . . . .?

Der bürgerliche Rath.

So niedrig, daß, mein Herr Baron,
Ich glaube, wären Sie ſein Sohn,
Sie hüteten die Schweine.

149.

Der wahre Adel.

(Gedichte über die Schweiz und über Schweizer. 1. B. S. 18.)

Freund, nicht im ſtolzen Kleide,
Das nur der Pöbel ehrt,
Und nicht in Gold und Seide
Beſteht des Adels Werth.

Nicht in berühmten Namen,
Die auch der Dummkopf erbt,
Und, ſtatt ſie nachzuahmen,
Entweihet und verderbt.

Was hilft es dem Verräther
Des Ruhms, den er genießt,
Daß Blut berühmter Väter
In ſeinen Adern fließt?

Was hilft der Glanz der Ahnen
Wenn, nicht von ihm geführt,
Vom Weg, den ſie ihm bahnen,
Der Enkel ſich verliert?

Zu rühmlichen Verdienſten
Im ſchönen Lebenslauf,
Zum Fleiß in allen Künſten
Ruft ihn ſein Adel auf.

Des Vaterlandes Stütze
Sey er, der Tugend Freund,
Und mit des Schwerdtes Blitze
Schreck er im Feld den Feind.

In ſeinem Buſen flamme
Erhabner Triebe Glut.
Die Frucht von edelm Stamme
Iſt Geiſt und Edelmuth.

Groß durch des Herzens Güte,
An innerm Vorzug reich
Sey er, und an Gemüthe
Den theuern Vätern gleich. —

150.

Pedrill.

Ein kleiner Geiſt wird nie durch Aemter groß,
Und trüg ihn auch das Glück in ſeinem Schooß
Zum höchſten Grad der Ehre.
Stellt den Pedrill auf unſern höchſten Berg;
Und wenns ein Berg wie Pico wäre,
Er bliebe, was er iſt, ein — Zwerg.

151.

Nichts Neues!

Der weiſe Landrath Staar wacht für des Staates Wohl:
Auch Gänſe retteten ſchon einſt das Kapitol.

152.

Der Orden.

Wie iſt die Welt doch plötzlich ſo verkehrt!
Sonſt wurden an das Kreuz die Schächer angehangen;
Jezt ſieht man, wie Figura lehrt,
Das Kreuz gar an den Schächern prangen.

153.

Verſchiedner Stolz.

Still, ohne Pracht, euch ſicher, daß mans merke:
So ſchreiten Prinz und Dogg' einher in ihrer Stärke.
In Seid' und Schellen prunkt und bellt und flucht, mit Zeter
Der Junker und ſein Köter.

154.

Herr von Amaranth.

(Ged. von W. von Schlieben S. 307.)

Den feinſten Reverenz macht Herr von Amaranth,
Sein Haar ſchlägt, Wellen gleich, in Locken,
Und er friſirt ſich ſelbſt, er kleidet ſich galant,
Sein Stimmchen iſt wie Ton der Silberglocken,
Wenn er zum Flügel ſingt;
Ein Veſtris iſt er, wenn er ſpringt.
Im Tanzen, Reiten, Fechten, Jagen,

Im Modeton zum Komplimenteſagen,
Im Pfänderſpiel, im Neckereyenwagen,
Kurz, in der Kunſt, ſich artig zu betragen,
Iſt Herr von Amaranth
Das Beyſpiel ſeiner Zeit: Gewiß, er hat Verſtand!

O ja, wer zweifelt wohl daran,
So wie Bagazzo, der noch größre Künſte kann!

155.

Der junge Herr.

(Kleine Gedichte von Hn. von Thümmel.)

Ein junger Herr, der ſtäts eh redte, als er dachte,
Der, wenn ſein frecher Witz die Schönen ſchamroth machte,
Am meiſten ſelbſt darüber lachte,
Kam einſt zur jungen Sylvia.
Sein Kompliment war gleich ein Entrechat,
Alsdann chaſſirt er auf und nieder,
Und heult ein paar franzöſ'ſche Lieder;
Allein, da ſie nicht auf ihn hört' und ſah,
Schwur er, er wollt' ihr bald den Mund zu öffnen wiſſen,
Und ſprang nach ihr, um ſie zu küſſen! —
Doch ſchnell kehrt ſie ſich um. —
Wie muß die jungen Herrn ein ſolcher Streich verdrieſſen,
„Sie küßt mich nicht, dacht' er, ich weiß es ſchon, warum!
„Ha, ſie iſt dumm!“ —
Nun fieng er gleich, um ſich an ihr zu rächen,
Vom Frauenzimmerputz verächtlich an zu ſprechen.
Der Reifrock kam zuerſt daran:

„Was Teufel, haben Sie hier für ein Sturmfaß an?
„Bey meiner Seel', ich wollt' es wohl entdecken:
„Unfehlbar ſollens Schanzen ſeyn,
„Wohinter man ein krummes Bein
„Vor unſrer Neugier will verſtecken!" —

Sie irren, Herr Petit! fiel ſie ihm lächelnd ein:
Die Reifen haben wir nur darum umgenommen,
Damit die Narren uns nicht gar zu nahe kommen! —

156.

Die gerechte Beſchämung.

Ein junger Edelmann, der ſtäts auf Heldenthaten dachte,
Und Mäßigkeit — geſteift auf Adel — laut verlachte,
Trank einſt des Hofes Kapellan
Ohn Unterlaß mit vollen Gläſern an.
Es half kein unterthäniges Verbitten,
Es wurde ſtark mit Gründen widerſtritten,
Mit Gründen, die, wie die Gefahr
Vom Trunk, dem jungen Herrn ein leeres Unding war.
Um nun die Gründe zu beweiſen,
Hielt er ſich für befugt, ihn einen Gänſekopf zu heißen.

„Ein Gänſekopf? erwiederte der Kapellan?
Je nun, verſchieden ſind die Gaben —
Denn alle können wir nicht Ochſenköpfe haben.

157.

Der ausgeartete Adel.

Des Pöbels Kleidung muß dem Adel etwas weichen,
An Klugheit pflegen ſie einander ſehr zu gleichen.

158.

Kleider machen Leute!

Wenn Thoren reich in Gelde ſtarren,
Dann hält kein Menſch ſie mehr für Narren:
Wünſch alſo Weiſen gute Schneider
Und dummen Köpfen ſchlechte Kleider.

159.

Der Pfiff.

Damit ihn wenigſtens die Juden reſpectiren,
Läßt Max die Kleider ſich verdiren.

160.

Der Baron von Duft.

Das Eſſen blos macht keinen Menſchen fett:
Iſt nicht der magre Baronet
Von Duft durchſichtiger als eine Fenſterſcheibe?
Und doch hat er, ein Rittergut im Leibe.

161.

Die Gläubiger.

„Durch Lug und Trug uns unſer Geld zu rauben —
„Nein, gnäd'ge Herrn, das iſt nicht fein!“
Ey freilich nicht, ihr guten Gläubiger; allein
Wer heißt euch an die Großen glauben!

162.

Der große Mann.

Herr von Bent, der große Mann,
Macht die Welt oft böſe,
Lieblos thut ſie ihn in Bann,
Zeigt ihm ſeine Blöße,
Und verkleinert, was er ſpricht;
Doch ich ſah ihn ſtäts im Licht
Koloſſaliſcher Größe.

O wie groß iſt ſeine Kunſt,
Prächtig zu verſchwenden:
Weiß er nicht durch blauen Dunſt
Gläubiger zu blenden?
Glaubts, er iſt ein großer Geiſt
Groß in dem, was er verheißt,
Groß in Komplimenten!

Stäts hielt er ſich ritterlich
In Cytherens Kriegen.
Selbſt Cartouche ließen ſich

Oft von ihm betriegen.
Seine Worte wären Wind?
Zugegeben; doch ſie ſind
Lauter große Lügen.

Seinen Rang und Federhut
Läßt er ſtark empfinden,
Und in allem, was er thut,
Läßt er groß ſich finden:
Groß in Kleinigkeit und Tand,
Groß in ſeinem Unverſtand,
Groß in ſeinen Sünden!

163.

Die Entſchuldigung.

Der Herr.

Du Lumpenhund, wie gehſt du ſo zerriſſen?
Sieh doch, dein Wamms zerfällt in tauſend Stücken!

Der Knecht.

Ach, gnäd'ger Herr, es iſt wie ihr Gewiſſen:
Es läßt ſich nicht mehr flicken!

164.

Der Landrath und der Amtsknecht.

Der Landrath.

Ey, ey, was kauft ihr mir ſo leichte Schweine!

Der Amtsknecht.

Ihr Excellenz, ſo ſchwer wie Sie, giebts keine!

165.

Die geliebten Unterthanen.

Denkt, ſeine Bauern liebt der Junker und ſein Schreiber:
Der Schreiber liebt ihr Geld, der Junker ihre Weiber.

166.

Der Tiger im Kleinen.

Ein Menſch, der, ſtolz auf nichts als Ahnen
Sein Handvoll armer Unterthanen
Mit Frohnen drückt, mit Jagden quält,
Der wie im Orient ein Sieger
Ihr Blut ſogar zu ſeinen Gütern zählt
Der iſt ein Kater, dem zum Tiger
Nichts als die Größe fehlt.

167.

Ariſtokratenwuth.

Der Adel und die Kleriſey
Schrey'n über Pöbel-Raſerey
Und Tollwuth aller Demokraten.
Woher ſie rührt, iſt flugs errathen —
Vom Biſſe der Ariſtokraten.

168.

An den Grafen von Löwenberg.

Dein Schöſſer ſchlachtet deine Bauren,
Dein Förſter hegt das Wild auf dein Gebot.

O laß dich, doch die armen Leute dauren,
Erbarm dich ihrer Noth:
Graf, hege deine Bauren,
Und ſchieß die Schweine todt!

169.

Der Fuchs und der Bär.

(Asmus S. 113.)

Kam einſt ein Fuchs vom Dorfe her,
Früh in der Morgenſtunde,
Und trug ein Huhn im Munde;
Und es begegnet ihm ein Bär.
Ah, guten Morgen, gnädiger Herr!
Ich bringe hier ein Huhn für Sie;
Ihr Gnaden promeniren ziemlich früh:
Wo geht die Reiſe hin?

Was heißeſt du mich gnädig, Vieh!
Wer ſagt dir, daß ichs bin?

Seh Dero Zahn, wenn ich es ſagen darf,
Und Dero Zahn iſt lang und ſcharf!

170.

Der handelnde Adel.

Daß durch die Handelſchaft der Britte ſich entadelt,
Hat Junker Hans ſchon oft getadelt;

Doch izo ſieht ers beſſer ein,
Seitdem er ſelbſt Juwelen, Sammt und Wein
Auf Conto bey dem Kaufmann handelt,
Und durch die Juden es in baares Geld verwandelt.

171.

Fortunens Meiſterſtück.

Das Hirn von Brey, das Herz von Holz
Ward Star ein großer Mann und ſtolz.
Da fieng das Glück ſelbſt an, den Gecken auszulachen
Und ſprach: Du Hirn von Brey, du Herz von Holz,
Du biſt ein Tropf, und ich bin ſtolz,
Daß mirs gelang, ſogar aus dir noch was zu machen!

172.

Junker Kord.

(Gedichte von Voß a. B. S. 71.)

Sing' höheren Geſang, o ländliche Kamöne!
Nicht jeder liebt die Flur und ſanfte Flötentöne.
Ein Lied, des Junkers werth, ein Lied voll Saft und Mark,
Ein edles Waldhornſtück durchſchmettre den Park!

Horch, von dem Schindelthurm ſummt ſchwellend durch die Himmel
Zu Stadt und Dörfern rings ein feyerlich Gebimmel.
Horch, zwölffach ruft vom Hof metallner Böller Knall
Und gellendes Juchhein dem fernen Wiederhall.

Neugierig fragt das Dorf, was doch der Lärm bedeutet?
Warum ſo raſch aufs Schloß der Adel fährt und reitet?
Freud' über Freud'! erſchallts; der Storch hat dieſe Nacht
Für unſers Junkers Frau ein Jägerchen gebracht!

Trau't armes Waldgeſchlecht! Ihr Rehe, Schwein' und Hirſche,
Trau't rudelweiſ'; euch droht die mörderlichſte Pirſche!
Dorf und Hainen trau't! ein ſchrecklich Kind erwuchs!
Vor ſeinem Rohr entrinnt kein Otter und kein Fuchs!
Umſchreit, ihr Vogelſchwärm', und hackt mit Klau und Schnabel
Ihn, der euch Mord gebracht, den Unglücksſtorch der Fabel!
Euch ſchützt vor Beiz' und Schuß kein Schluf des Moors und Walds;
Dich Trappe, nicht der Flug, dich, Birkhahn, nicht die Balz!

Noch harmlos ruht und fromm der ſanftgewiegte Junker:
Sein Wappen ziert die Deck' im Glanz der goldnen Klunker;
Es wehrt dem Ungethüm der Baſen Kreuz und Spruch;
Die Nichten ſehn das Bild des Vaters Zug vor Zug.
Der Vettern Weidgelag ſtößt an mit vollem Glaſe;
Rheinwein und engliſch Bier bepurpert jede Naſe.
Windſpiel und Dogg' und Brack und Dachs- und Hünerhund
Hüpft wedelnd um die Wieg', und leckt ihm Hand und Mund.
Unſichtbar überſchwebt das Dach der wilde Jäger
Auf trübem Nebelgaul, und wird des Kindleins Pfleger.
Bald horcht's und lächelt ſtill, auf Hifthorn und Geblaff,
Liegt an der Amme Bruſt, und lallt: Apport und Paff!
Bald lernt es namentlich der Hunde Trupp zu locken;
Mit hölzernem Gewehr, Wildpret und Jägerdocken
Spielts Jagd; und ſelbſt der Mund des gütigen Papa's
Pfeift ihm dazu ein Stück auf ſeinem Pulvermaaß.
Wohl dir, holdſelig Kind! Dir ſprießet Wein' und Hopfen

Auf väterlicher Flur, zu braunen Balſamtropfen;
Dir trägt die Biene Meth zu ſtarker Morgenkoſt;
Aus eignem Garten quillt würzhafter Apfelmoſt.

Wann als Huſar der Knab' ein Steckenpferdchen tummelt,
Den kleinen Tiras ſchlägt, und auf der Trommel rummelt;
Behaglich hört er dann vom Oheim und Papa
Gar manchen Jugendſchwank, und athmet ſtaunend Ah!
Selbſt führt der Vater ihn durchs groſe Tafelzimmer,
Und zeigt rings an der Wand der Wappen bunte Schimmer,
In Stahl und Knebelbart der Ahnenbilder Reih,
Und über jedem Bild ein ſtattlich Hirſchgeweih.
Schau, ruft er, Junker Kord, ſchau jenen Sechzehn-Ender!
Den ſchoß ich dir als Burſch für unſern Bratenwender!
Noch ſeh ich, wie voll Angſt durch Heid' und Bach er lechzt,
Mit Schweiß die Fährte färbt, und hin ſein Leben ächzt!
Als Burſch' erlegt' ich auch, ohn' einen Schuß der Büchſe,
Mit bloßem Peitſchenhieb den ſchlaueſten der Füchſe.
Wie Donnerwetter giengs! Mir ſtürzten in den Sand
Drey Klepper; dennoch ward der Bau ihm kurz verrannt.
Wie aber ſprang mit mir der Wallach über Hecken
Und Zäun' und Graben hin! Wie bäumt' er wild vor Schrecken,
Als ich den Wehrwolf mit geerbtem Silber ſchoß,
Und ſchnell ein altes Weib aus Lumpen Blut vergoß!

Was meynſt du zärtlichſte der Mütter! Troz den Thränchen,
Lernt Schreib- und Leſekunſt, vier Stunden Tags, dein Söhnchen!
Doch iſt ſein Kandidat nicht unnüz ganz und gar:
Er tanzt und ficht mit Kord, und kräuſelt ihm das Haar.
Auch weiß der Menſch, ein Wuſt von Wiſſenſchaften ziere
Nur Bürgervolk zur Noth, doch ſchänd' er Kavaliere.

Was macht ein junger Herr mit Griechiſch und Latein?
Sollt' er der klügſte Sproß des alten Stammbaums ſeyn?

Eh noch ſein flaumig Kinn der Diener eingeſeifet,
Wird er ein voller Kerl, im Jägerkrug gereifet,
Spielt deutſches Solo, ſchnupft, ſchiebt Kegel, ſchmaucht Taback,
Und leert auf einen Zug ſein Reitglas Knieſenak.
Beherzt nun ſchäkert er um Gouvernant' und Zofe,
Nicht knabenhaft, und bald um jede Magd im Hofe.
Doch hält ihn Lenens Reiz, hochſtämmig, roth von Mund,
Mit derbem Backenpaar, von Bruſt und Hüfte rund.
Heuboden, Garten, Wald — ihr wißt, warum die Schürze
Sich ſo zur Ungebühr dem armen Lenchen kürze;
Sey luſtig, gutes Ding! Zwar keift die gnäd'ge Frau,
Zwar ſtehſt du büßend bald im Kirchengang zur Schau;
Allein, was achteſt du des Ziſchelns und des Hohnes!
Die Herrſchaft in Geheim freut ſich des wackern Sohnes;
Auch nimmt der Kandidat, voll Unterthänigkeit
In deiner Schürz' einmal die Pfarre hocherfreut.

O Kord, zum zwanzigſten Geburtstag nun erwachſen,
Des jungen Adels Kron' im Doppelreich der Sachſen,
Verherrlichſt du den Glanz des nahen Hofs, und wirſt
Jagdjunker, dreiſt und keck: Verdienſte lohnt der Fürſt.
In ſilberhellem Grün, mit neuer Hunde Koppeln,
Trabſt du zur Martinsjagd durch Auen, Forſt und Stoppeln.
Wie hallt Gebell und Horn! Wie ſchnaufen Roß und Mann!
Wie ſcheucht der Dörfer Volk das Wild bergab, bergan,
Doch hebt ſein adlich Herz auch mildere Bewegung:
Er ſchirmt mit Liſt und Muth verrufnes Wildes Hegung,
Wenn gleich der Bauer laut zum Landesvater klagt;

Zur Strafe wird dem Schelm ſein Brodkornfeld zerſiegt.
Ihm huldigen fürwahr Veſtalinnen und Nonnen,
Durch liebenswürdige Zudringlichkeit gewonnen.
Zwar Weiber koſten viel, und der Papa iſt knapp;
Doch mahne Jud und Chriſt; er lacht und handelt ab.
Zur Wette ſpornt er einſt den feurigen Polaken,
Sprengt tollkühn übers Heck, und ſtürzet: weh, es knacken
Zwei Rippen ihm morſch ab. Möcht' er gerettet ſein!
Er iſts! um bald als Herr ſein Völkchen zu erfreun.

Seht da! Frau Lenens Mann, der Ausbund der Paſtöre,
Kommt ſporenſtreichs vom Gut auf der beſpritzten Mähre:
„Ihr Vater, Herr Baron!“ — iſt endlich abgeſchnurrt? —
„Am Schlag!“ — Nun, gute Nacht! So hat er ausgeknurrt.

Leibeigne, jung und alt, mit Jubel und mit Segen,
Hüpft eurem Herrn, mit Spiel und Senſenklang entgegen!
Der wird voll Eifers ſich erbarmen eurer Mühn,
Und eure Kinder fromm und wirthſchaftlich erziehn.
Streut Blumen auf den Weg, ſingt Mädchen, ſinget munter,
Und ſchlagt die Harf' im Tact! Er winkt vom Hengſt herunter
Euch Küſſe! Jäger blaſt! Ihr Hund' erhebt das Maul
Und grüßt mit feſtlichem, vielſtimmigem Gejaul!

Die ganze Bauerſchaft mit aufgereckten Ohren
Schwört ihm, des gnädigen Barons Hochwohlgebohren,
Erb- und Gerichtsherrn der alten Baroney,
Nach vorgeleſner Schrift des Frohnvogts, Pflicht und Treu.
Bankett und Ball empfängt die Adlichen der Gegend
Mit Prunk und Völlerey die groben Sinne pflegend.

Im Kreis der Spötter ſizt der muntre Schwarzrock, auch,
Antwortet bibelfeſt und ſättiget den Bauch.
Jauchzt, froher Ahndung voll, jauchzt, Unterthan und Pächter!
Stimmt ins Gekreiſch; ins laut aufſchallende Gelächter
Der Damen und der Herrn! Vom Jägerchor wird jezt
Ein matter Fuchs geprellt, ein Marder todt gehezt!

Schon herrſcht er ritterlich, uralter Straßenräuber
Ausgeartet Kind, ein ſtolzer Menſchentreiber!
Sein Prachtſchloß überſchaut nur Hütten rings von Stroh;
In weiter Segensflur iſt er, der eine, froh!
Ihm wird durch Frohn und Zwang geerntet und gebuttert,
Und faſt, dem Zugvieh gleich, ſein Menſchenvieh gefuttert.
Fällt einſt ein Mißjahr ein; er laurt und ſchüttet auf:
Je dürftiger der Mann, je wuchriſcher der Kauf.
Von Brennen und von Braun, von Handwerk und Gewerbe
Blüht ſein Freyherrlich Gut, ob nahrlos auch erſterbe
Die hartbeſchazte Stadt: er ſchüzt in alter Kraft
Freyheit von Zoll und Schoß, als Recht der Ritterſchaft.
Der Baur und Bürger wird Kanail' und Pack betittelt,
Schulmeiſter, ſpricht er, macht die Buben nicht zu klug!
Ein wenig Chriſtenthum und Leſen iſt genug!
Beym Pfeifchen ſchwazt mit ihm von Korn- und Pferdeſchacher
Sein Pfäfflein und beſeufzt der neuen Büchermacher
Gottloſigkeit. Verdammt zum Galgen und zum Rad
Wird dann durch beider Spruch Freygeiſt und Demokrat.
Der welſchen Stadtmamſell abtrünnig, wählt er endlich
Ein Fräulein ſich zur Dam', bald höfiſch und bald ländlich.
Bald lebt ihr' junge Zucht, dem edlen Vater gleich;
Spielt nicht des Kutſchers Tuck' ihm einen Kukuksſtreich.

173.

Star.

Star bleibt dumm. Man hat ihm weiſe Lehrmeiſter gegeben.
Die hohe Schule hat ihn auch nicht klüger gemacht.
Er ward auf Reiſen geſandt: er kehrte noch dümmer zurücke.
Er hat den Adel gekauft, und doch bleibt er dumm.

174.

Der neue Edelmann.

Dein neuer Adel raubt dir Sicherheit und Ruh:
Du gleichſt der Fledermaus: gewiß, du daureſt mich!
Die Vögel hacken auf dich zu,
Die Mäuſe beißen dich.

175.

Der Herr von Sonderlich.

Kein Lob, kein Tadel, nichts von allen,
Was Andre rührt, bewegt den Herrn von Sonderlich:
Er wünſcht der Welt nicht zu gefallen:
Er iſt ein — Narr für ſich.

176.

Der adliche Silen.

Centauren giebts: dies lehren die Gedichte;
Doch Eſelmenſchen zu erſchaffen,

Die trunken nach den Schönen gaffen,
Hat keiner je gewagt! —
Jüngſt ſah ich einen,
Durchglüht von Wein, im Schauſpielſaal erſcheinen.

Daß Bacchus ſich der Venus zugeſellt,
Gehört mit in die beſte Welt;
Doch daß der Eſelmenſch die ſtolze Schöne führet,
Der Venus Myrtenkranz gebühret,
Dies iſt ein Phänomen,
Seit geſtern erſt geſehn.

177.

Ermahnung an eine Dorfjugend zur Treu und Gehorſam gegen ihren Herrn.

Mit Recht ſchäzt ihr den alten Herrn von Prater,
Nennt traulich ihm des ganzen Dorfes Vater,
Und liebt freywillig auch und gern
Als Kinder ihn, den guten, gnäd'gen Herrn.

Um ſich von allen Unterthanen einſt geliebt zu ſehn,
Sah man ihn Tag und Nacht zu euren Müttern gehn,
Um nur mit ihnen dort zugleich
Als wahrer Vater noch für euch,
Und für eu'r Wohl und Leben ſelbſt zu wachen.
Welch andrer Herr wird ſichs ſo ſauer machen,
Das zu erhalten, was ohn' Unterſcheid
Ihr alle ihm dafür nun doppelt ſchuldig ſeyd:
Gehorſam, Treue, Dankbarkeit!

178.

Der Stockfiſch.

(Pfeffels Verſ. 2. Th. S. 33.)

Ein Stockfiſch ward in Neufoundland gefangen
Und ſprach mit ernſtlichem Verlangen
Zum rohen Schiffer: Höre Mann!
Was haſt du mit mir vor? — Ey nun, fieng dieſer an,
Das kann ich dir ja leicht vertrauen:
Zuerſt wird dir der Kopf vom Rumpf gehauen;
Dann wirſt du in die Welt geſandt,
Und — „Himmel! ächzt der Arreſtant,
Als träf ihn ſchon des Britten Eiſen,
Im tiefſten Elegienton:
Was! ohne Kopf?“ — Nun ja, verſetzt der Schiffspatron,
Es iſt die neuſte Art zu reiſen.

179.

Die Reiſe.

Der junge Hans verreiſt! — Ihr fragt: wohin es geht?
Von Leipzig nach Lyon!
— Von da? —
Ins Lazareth!

180.

Vergleich.

(Gedichte von Voß. 2. B. S. 242.)

Dienſt du redlich ohne Tadel
Unſerm Vaterland;

Sey du alt, ſey neu von Adel,
Hier iſt unſre Hand!
Haſt du noch verborgne Fehle,
Auf, berathe deine Seele!
Gerne haben wir
Ja Geduld mit dir:

Aemter fodern Geiſtesgaben,
Wiſſenſchaft und Fleiß!
Biſt du durch Geburt erhaben,
Biſt du's hier, ſo ſey's!
Laß nur ſehn, ob weiſ' und edel
Dir ein Kopf; ob leer ein Schedel
Herrſchend im Gericht
Und im Felde ſpricht!

Du, ein Edler durch dich ſelber,
Brauchſt nicht Ahnenſtolz,
Nicht die Ueppigkeit der Kälber
Und des Schlagebolds!
Auf, wir treten in die Schranken!
Tugend gelt' es und Gedanken!
Beyden winkt der Kranz,
Sohn des Vaterlands!

Des

Zuchtſpiegels

vierte Aufſtellung.

Zur Beleuchtung
der
Kirchenlehrer und des Kirchenweſens.

(Logau, S. 141.)

Fluth, die nicht erſäuft, nur badet,
Scherz und Spott, der keinem ſchadet,
Gluth, die wärmt, und nicht verbrennet,
Zucht, die ritzet, und nicht trennet,
Wer nicht dieſe leicht erduldet,
Zeigt, er hab' es arg verſchuldet.

Ueber

Kirchenlehrer und Kirchenweſen.

181.

Zueignungsſchrift an die Göttin Dummheit.

(Aus Tiedge's ungedrucktem Almanach der Narrheiten im 3. B. der deutſchen Monatsſchrift für 1790. S. 273.)

Wem ſonſt, als dir, könnt' ich dieß Büchlein weihen?
Du Königinn der feiſten Ruh!
Du glänzeſt zwar noch nicht in Mäzenaten-Reihen;
Und wer verdient's wohl mehr, als Du?
Dir ſchreib ich dann, gewiß, daß michs nicht wird gereuen, —
Wie's Sitte giebt, dieß Büchlein zu.
Nur drücke, findeſt Du verwegne Spötteleyen
Auf Dich darinn, in ſtolzer Ruh,
Huldreich und groß, ein Auge zu!
Und das wird Dir, im engen Bunde

Mit Morpheus, nur ein Leichtes ſeyn:
Der wird Dir gern in jeder Stunde,
Bey Lampen= oder Sonnenſchein,
Den Edelmuth dazu verleihn,
Doch wird, hoff' ich aus gutem Grunde,
Auch das vielleicht nicht nöthig ſeyn:
Das Büchlein ſelbſt wirſt Du nicht leſen:
Denn es gehört zum Mäzenatenweſen
Nicht ſchlechterdings ein Buch zu leſen
Und zu verſtehn, das Schmeicheleyn
Den Herr'n Patronen kriechend weihn;
Sonſt konnte, wie leicht zu errathen,
Wohl Mancher von den Mäzenaten
Recht füglich nicht Mäzenas ſeyn —
Hat Siams König wohl in Göckingk's Buch geleſen?
Und doch kam von dem braven Mann
Der Elephant auf des Verſenders Speiſen
Mit großem Prunk und königlichem Weſen,
Das merke Dir! — in Ellrich an.
Indeß ſucht jeder ſich in ſeiner Stelle,
Wenns möglich iſt, auf alle Fälle,
So gut zu ſichern als er kann.

Wie manches Buch, das Deiner würdig wäre,
Wird dennoch Dir nicht dargebracht!
Sieh, darum hab' ich mir die Rettung Deiner Ehre
Zur Angelegenheit gemacht.
Als alles wider Dich zuſammen ſich gerottet,
Hab' ich zwar Deiner Gottheit auch,
Nach einem herrſchenden Gebrauch,

Aus Unbeſonnenheit, ach freventlich geſpottet;
Doch als ich nun auf meinen Knien,
Du weißt es noch, vom Thränenbad umfloßen
Verzeihung bat, hat ſich Dein Herz mir nicht verſchloßen
Und mir die Schuld, hoff' ich, verziehn.

Sieh, meinen Witz hab ich für ſein ſataniſch Lachen,
Das oftmals Deinen Zorn entflammt,
Bey einem wichtgen Narrn den Spaßigen zu machen,
Zu wohlverdienter Zucht verdammt.
Da ſey's nun, Aberwitz gefällig zu belachen;
Sein ſchrecklich qualenvolles Amt!
Das, denk ich, ſoll ihn zahmer machen,
Als alle Marter, die im Rachen
Der Höll' um die Verworfnen flammt.
Und mein Verſtand, weil er mit hämiſchem Vergnügen
Die Flucht der Nacht erblikte, muß,
Mit aller Schmach des Siſyphus;
Umſonſt den jungen Tag, ihn einzuſchläfern, wiegen,
Wie ſpottend durch den Reſt der Nacht
Das glühe Morgenroth auch lacht.

So rächt' ich Dich von der Entehrung,
Womit ich preis der Welt Dich gab;
Nun aber blik auf die Bekehrung
Des armen Sünders hold herab!
Gern führt' ich auch, fänd' ich Erhörung,
Die Welt dem Schooße deiner Ruh,
Wo man in lieblicher Entbehrung
Des Denkens ſchlummert, wieder zu. —
Mit warmer Thätigkeit zu handeln,

Das find' ein junger Neuling ſüß!
Allein an Deiner Hand im Glauben hinzuwandeln,
Das iſt der Weg ins Paradies.

O undankbare Welt! daß ſie vor deinen Thaten
So ſtolz und kalt vorübergeht!
So will denn ich, was ſie nicht ſehn will, ihr verrathen,
Was dich zum Götterrang erhöht.

Du liefertest für manch Maſchinenwerk die Rädchen,
Das ſonſt bald ſtockte. Deine Macht
Gewann, o Wunder! für das Mädchen
Von Orleans die große Schlacht.
Der Liſt konnt' ohne Dich kein Plan vom Umfang glücken:
Durch Dich errang ſie jeden Sieg.
Der heilge Mann trat ſelbſt auf Deinen krummen Rücken,
Als er den Petersſtuhl beſtieg.
Du gabſt das Zepter ihm, womit er allen Thronen
Gebot, weit über, Meer und Land;
Aus ganz beſondrer Huld gabſt Du ihm alle Kronen,
Sie auszutheilen, in die Hand.
Dabei iſt freylich ihm — denn Müh iſt zu belohnen! —
Der Spruch vom Ochſen, der da driſcht, —
Er war ja Prieſter! — nicht entwiſcht.
Auch Unſchuld war Dir immer theuer!
Jezt ſchämt ſich ihrer jeder Tropf;
Bald läuterteſt Du ſie mit Feuer,
Bald wiſcheſt Du ihr derb den Kopf.
Da war auch Unſchuld noch das Erbe
Der Menſchheit. Menſchheit! wär ſie's doch
Auch unſern Tagen! jezt — man finde mir ſo derbe,

So feuerſte Tugend nun!
Du ſchlichteſt, wo der Eigendünkel
Der Weisheit ſinkt und ſchweigt, den Streit
Denn Du weißt in dem kleinſten Winkel
Des Himmels richtigen Beſcheid.
In allem, was ſich in die Sphäre
Des Wiſſens und Nichtwiſſens neigt,
Haſt Du — nimm die verdiente Ehre! —
Dich groß und wunderbar gezeigt.
Wie ſtehen gegen Dich, die größten Hippokraten!
Wie Plunderwaſſer gegen Wein!
Sieh, wie erröthen ihre Thaten!
Du heilteſt Schneider und Magnaten
Mit — einer Doſis Mondenſchein.
Man rühmt Philoſophie; allein
Man predige von allen Bänken
Ihr himmliſch Licht, ihr reines Denken,
So laut man will, zur Welt hinein:
Lokt aus dem Ofen ſelbſt ein Nathan
Wohl einen Hund damit heraus?
Du treibſt durchs Gegentheil den Satan
Von unſern armen Kindern aus;
Und in der finſterſten der Lauben,
Die ſtill ſich um Dein Fanum neigt,
Haſt Du uns jenen heilgen Glauben
Geboren und ihn ſtark geſäugt,
Der, mit drey Köpfen und mit einem guten Magen,
Gewiß, wenn er nicht ſehr ſich irrt,
Noch die Vernunft, die Peſt in unſern Grüblertagen,
Mit Haut und Haar verſchlingen wird.

Denn es giebt Ritter noch genug vom ſtarken Glauben,
Von dem der Pius, nur ſo lang er's wird erlauben,
Darf auf der alten Stelle ſtehn,
Und nicht ins Meer zu Bade gehn.
Wie aus dem Kopfe Zevs in jenen Fabelzeiten
Minerva ſprang, ſo kroch dieß Kind
Des frömmſten Unſinns einſt hervor aus deinem weiten
Kraftvollen Magen, völlig blind,
Und doch ſo ganz geſchickt, den Geiſt dahin zu leiten,
Wo aus dem Schatten dunkler Seligkeiten
Verſteckt der Wahrheit Quelle rinnt;
So fähig, die Vernunft an Deinen Thron zu ketten,
Und kühn, aus ihrem Spott den Himmel uns zu retten,
Wo Dir nur Palmenlauben wehn;
Den die Sokraten zwar nicht ſehr gewürdigt hätten,
Für ihn dies Leben zu verſchmähn;
Wo ſich um unſre Ruheſtätten
Nur Tage ſüßen Schlummers drehn.
Was wußten auch die armen Heiden,
So ſehr auch Weisheit ihren Werth
Bei ihnen fand, von jenen Freuden,
Die ewges Nichtsthun Dir gewährt? —
Nun halfſt Du Deinem Sohn ſein großes Ziel erreichen,
Gabſt ihm ein Schwert und, füllteſt dann
Den Sünder-Erdenball mit Leichen,
Mit Heiligen den Himmel an.
Dem Himmel gabſt Du ſelbſt bald mehr, bald minder Götter,
Und ſchirmteſt dann in manchem Streit
Mit der Vernunft profaner Spötter,
Die Ehre ihrer Göttlichkeit.

So iſt das Heiligſte von Dir geboren!
Hat denn die blinde Welt ſchon ganz
Den Sinn für alles Heilige verloren?
Was Du auch Großes thatſt, doch flochten Deine Ehren
Sich noch in keinen Ehrenkranz.
Sonſt warſt Du bey Magnificenzen,
Hochwürdigkeiten, Eminenzen
Und Hochgeburten wie zu Haus;
Jezt — nehm ich neunzig aus von hundert, die ſich ehren
Und würden, — dehnen ſich für Dich zu Reſidenzen
Kaum Bäuche fauler Prieſter aus;
Kaum baut im Traum Dir noch der Fanatismus Schlöſſer
Und neue Stützen Deines Wohls!
Roms Gänſe waren einſt erlauchter und nicht größer
Als Du, und doch vergalt Rom ſeinen Gänſen beſſer
Die Rettung ſeines Kapitols.

Allein verzage nicht in Deiner finſtern Höhle,
Wohin Dich bald das Licht vertreibt!
Du haſt auch außer mir noch manche gute Seele,
Die Dir gewiß ergeben bleibt.
Wir wollen — laß die Lacher lachen! —
Geheim Dein ſtilles Häuflein machen,
Das dumm und ehrlich an Dich glaubt;
Aus M — chen ſey das Oberhaupt.
Dieß Häuflein wird dann ſchon, nach ſeinen beſten Gaben,
Die Deine Huld ihm anvertraut,
Die Stützen der Vernunft im Stillen untergraben,
Worauf ſie ihre Herrſchaft baut,
Um einſt ſie öffentlich des Thrones zu entſetzen,

Den ſie durch manchen großen Sieg
Dir abgewonnen, ſtolz beſtieg.
Verleih uns Göttin nur aus Deinen reichen Schätzen
Noch einen heilgen Ludewig,
Ders wieder wagt, mit drohenden Geſetzen,
Den freyen forſchenden Verſtand
Zum Höllenpfuhl hinabzubeten!
Die Heiligenkron ihm aufzuſetzen,
Erbietet ſich ſchon manche Hand.
Dann ſoll auf einem ſtattlichen Gerüſte
Dein hocherhabnes Bildniß ſtehn,
Und von narkotiſchem Geſträuch ſoll Deine Büſte
Ein täglich friſcher Kranz umwehn;
Und zum Beweiſe, daß ichs bieder
Und treulich meyne, leg ich hier
Dieß Buch auf Deinem Altar nieder;
Als erſtes Opfer weih ichs Dir.
Du findeſt Freunde drinn vom Hauſe,
Und kannſt, geſezt, es fällt Dir ein,
Das Buch zu leſen, wie beym Schmauſe
Mit Vetter à ton aiſe ſeyn.
So wolleſt Du geruhn, nach Sitte der Patronen,
Voll Huld darauf herab zu ſehn:
Was aber huldvoll heißt in Dedikationen,
Wirſt Du, ſo dumm Du biſt, verſtehn!
Und haſt Du, wie ich hoffe, mich verſtanden,
So fürchte mehr am weiten Schlauch
Des aufgeſchwemmten Abbts zu Schanden
Zu werden, als an meinem Bauch.

182.

An alle Landesväter. *)

([illegible] Zeitgedichte, S. 14.)

Schreib, was du willſt, ſey das Geſetz,
Für den, der ſchreiben kann, in Fez,
Algier, Marokko, Leipzig, Halle,
Wien, Jena, Dresden, kurz für alle,
Die Geiſt und Noth zum Schreiben treibt,
Ihr Landesväter! Aber ſchreibt
Ein Meiſter oder auch ein Jünger,
In Armuth oder Groll,
Nicht für des Vaterlandes Wohl,
Und nicht mit Weisheit, wie er ſoll;
So klopft ihn auf die Finger.
Womit? — Mit dünnem Haberrohr,
So ſanft, daß jedes Muſenohr,
Die Strafe zu gelinde findet.
Laßt aber die Gerechtigkeit,
Die beſte Kennerin der Menſchen und der Zeit,
Die ihren Spruch auf Felſen gründet
Und weislich Grund auf Gründe propft,
Ein Urtheil ſprechen, eh' ihr klopft!

183.

Epiſtel

an die Verläumder der Philoſophie.

(Novellen aus dem Archiv der Wahrheit.)

Ohnmächtige Gegner der Philoſophie!
Deren Helfer die Thoren, die Ihr leitet, erbaut,

---

*) Beym Leſen des Schwediſchen Cenſur-Edicts.

Eures Zeters iſt nun die Welt müde —
Lang' genug hat ſie erduldet, daß Ihr in Euren ſeichte
Schriften die Lüge mit der Dummheit paartet,
Und, im lächerlich ſteifen Ton, den Weiſen
Hohn ſprachet! — Müßte man Euch glauben:
So war Menſchenverſtand ein Staatsverbrechen —
Das Land verrathen, und Hell-denken war,
Eurer Sage nach, einerley.
Gott, Religion, Staat iſt in Gefahr! ſo
Schriet Ihr, ließ ſich irgend ein Weiſer hören.
Elende! Wär's nach Euch gegangen,
So ſäßen Newton und Voltaire
Locke, und Buffon und Montesquieu,
Die Thomaſe, die Wolfe — und wer mehr!
Auf'm Scheiterhaufen, anſtatt ſie
Auf'm Lehrſtuhl der Menſchheit ſitzen.
Man weiß ihre Verbrechen. Die Verwegnen!
Sie lobten die Größe der Götter,
Ohne Patent von der theologiſchen Fakultät.
Sie erklärten ſie für gütig, gerecht, vergebungsvoll,
Wider die Theorie des Konſiſtoriums.
O unverzeihliches Laſter! O der unnennbaren
Kühnheit! Einen weiſen Sokrat — Einen gerechten Ariſtid —
Einen huldreichen Titus — Einen muſterhaften Trajan —
Dieſe Schurken, dieſe Höllenbrände — dieſe Ketzer,
Unternehmen ſie, mit mordbrenneriſchen Händen,
In den Tempel der Seligen zu verſetzen:
Feuer! Mordio! Hülfe! Henker herbey!

Der Staat iſt in Gefahr! das Vaterland iſt verrathen!
— Was iſts? wo brennts? —
„Ach der Verruchte! Es iſt Galliläo" *
— Und was hat er gethan? „Er behauptet
„Etwas anders als der gerechte Joſua — Er ſagt,
„Daß ſich die Erde bewege." Dies Erbärmliche!
Iſt eure Art zu verfolgen. Noch iſt's nicht alles!
Daß jene Weiſen, und ihre Schüler,
Den Frieden anpreiſen, daß ſie die bürgerlichen
Tugenden empfehlen, die Mäßigkeit, die Liebe,
Den Fleiß, das Wohlthun: daß ſie
Das Evangel der Toleranz aufgebracht haben,
Jenen verhaßten Grundſatz, der dem Blutdurſt
Schwarzrockigter Tiger Einhalt thut, und
Der Bequemlichkeit Schranken ſetzt, das Verdienſt
Unter der Larve des Gotteleers zu verfolgen:
Daß ſie die Menſchlichkeit gegen die Tyrannen,
Und die Thronen gegen die Uſurpanz
Hochmüthiger Pfaffen in Schutz nehmen —
Dieß — nicht wahr? könnet Ihr ihnen nicht verzeih'n.
Und — was iſt dem Verbrechen zu vergleichen,
Daß ſie beſſere Bücher ſchreiben, als Ihr!
Daß man ein Blatt im Emil, eine Zeile im Raynal,
Eine Phraſe von Montagne lieſt, und dafür
Eure Jeremiaden liegen läßt — das, geſteht's,
Brennt euch auf der Seele. — Wie?
Die Namen Voltaire, Horaz, Anakreon,
Bayle, Fontenelle, ertönen durch die ganze Welt.
Ein Spener — Ein Bourdaloue — Ein Saurin —
Ein Götze hingegen liegen in unergründlicher Vergeſſenheit

Begraben? Welch' melancholiſche Betrachtung!
Ganz Europa lieſt die Encyklopädie,
Aber der chriſtliche Catechet von le Sellier,
Die Bußpredigten des Pater Caltani, und
Bengels Auslegungen der Offenbarung
Modern im Staube der Buchläden ihrer Verleger,
Und izt ſolltet Ihr fähig ſeyn, bey Geduld zu bleiben?
Immer ſteckt ſich der Neid hinter das Bruſtbild
Der Tugend — Ueber ſich ſelber beſchämt
Giebt er ſeinen ſchnöden Zügen den Anſtrich
Des Verdienſts. — So nennt ein ſcheelſüchtiger Gleisner
Eifer für Religion und Gott, wenn er ſich ſeiner Leidenſchaft,
Andre zu verfolgen, überläßt. Man macht
Sein eigen Intereſſe zum Intereſſe des Himmels —
Und die dumme Welt glaubts! — Ach!
Als die Wuth der Rechthaberey dreymal hundert tauſend
Manichäer entſeelte, als eine ganze Halbkugel
Für ein Kruzifix in Feuer und Blut
Stand, als die Hälfte Europens mit der andern
Hälfte dreyßig Jahr lang um einen ſinnloſen
Gemeinplatz ſich blutrünſtig ſchlug: war's
Der Befehl der Götter? Iſt's Ihr Arm,
Der die Schwärmer in Irland, der
Die Mordbrenner im Waldenſerthal,
Die Krommell's, die Ravaillac's, die Malagrida's
Beſeelte? Nimmermehr! Der Allgewaltige
Sollte ſo elender Schöpfe nöthig haben,
Um ſeinen Willen zu vollziehen? Die unendliche Weisheit
Sollte ſo blinde Außern berufen,
Ihre Orakel zu erklären? Unbegreifliche
Verblendung!

So ſchließt die Philoſophie nicht;
Allein hier liegt der Anſtoß — Sie lehrt,
Daß man nicht glauben ſoll: Gott ſey der Henker
Seiner eigenen Schöpfung; oder die Jungfer Maria
Habe ihr Hemd mit Fleiß aus Judäa geſchickt,
Um die Kirche der Väter Karthäuſer zu Verona
Damit auszuſchmücken. Genug, um ſie
Für eine Gottesläugnerin zu erklären!
Sie ſagt, daß die Welt aufklären, nicht ſo viel ſey,
Als den Staat verrathen, „daß die Könige
Ihre Pflichten, und das Volk ſeine Rechte hätte.“
Hm! der Rebellin, der Majeſtätsſchänderin!
Gerechte Götter! die Philoſophie ſollte
Eine Verrätherin der Könige und der Völker ſeyn?
Dieſe ſchöne Tochter des Himmels ſollte
Das Volk verführen, und die Thronen erſchüttern,
Welche Läſterung. Formirt etwan
Ihre Kirche einen Staat im Staat, der
Dem weltlichen Zepter gefährlich wird? oder
Lehrt ſie, Könige morden, und unter dem Schein
Der Heiligkeit, Nationen ausrotten?
Erklärt ſie die Regenten für Kirchenräuber,
Wenn ſie etwan eine Steuer auf die Pfaffen
Legen? Oder will ſie, daß man dem Staat
Mit nichts dienen ſoll, als mit einem frommen
Müßiggang? Zwingt ſie jemand
Ihrer Meinung zu ſeyn, wär' ſolche auch
Noch ſo unſinnig? Oder vertheidigt ſie
Ihre Gottheit mit Feu'r und Schwerdt? —
Von Allem Nichts! — Ehret die Könige, liebet

Das Vaterland, fürchtet das Geſetz!
Dieß ſind ihre ſanften Töne! Die Würde
Des Menſchen, das Wohl der Geſellſchaft,
Die Liebe der Götter und der Tugend, iſt
Der unerſchöpfliche Stoff ihrer Lehre. — Aber
So nicht bey Euch.

Jener Scutad, der
An den Küſten des Ganges herrſcht, nimmt ſich vor,
Sein Reich zu verbeſſern, Ordnung einzuführen,
Und ſeiner Nation das Joch des Brama abzunehmen.
Sogleich ſteht ein Braam auf, welcher, mit dem Vedam in der Hand,
Die Fakirs von allen Farben verſammelt, und
Sie ſo anredet: „Vernehmet, Ihr Brüder!
Im Vichnou! Ihr wißt, daß wir die Statthalter
Des großen Brama hienieden ſind. Wer nun
Die Götter vorſtellt, der hat auch den Königen
Zu befehlen. Leidet ihr, daß der Verwegene,
Welcher dieſes Reich regiert, taub gegen
Die Stimme des Himmels, deſſen Sprachrohr
Wir ſind, Euch Geſetze geben will?
O Laſter, o Gottesverrätherey! Der Verruchte:
Er ſagt, daß die Geiſtlichkeit unnütz ſey —
Er befiehlt, die Klöſter aufzuheben, jene Maſtſtälle,
Wo der Müßiggang, auf Unkoſten der Dummheit,
Das Laſter, unter dem Schein der Tugend,
Angenehm hinlebt. Er behauptet, ein Fakir
Sey ſchuldig, von ſeinem Ueberfluß zur Erhaltung
Des Staats das Seinige beyzutragen, wie

Andere Bürger. Die Stimme Vichnou's
Ertönt, hör's Volk! Sein Donner ſpricht:
Sturz den Kühnen vom Thron! Man iſt
Den Göttern mehr ſchuldig, als den Königen:
So predigt der verrätheriſche Gleißner.
Der Pöbel wird vom Donner erſchüttert, den
Ein natürliches Gewitter herbeyführt. Er ruft: Mirakel —
Eilt zur Empörung, würget und maſſakrirt
Seinen Regenten.

Ein Volk, welches mit Fleiß
In der Einfalt erhalten wird, iſt das Spiel
Jedes Betrügers in der Kutte, jedes unverſchämten Bonzen —
Zitternd wirft es ſich nieder, den Staub
Zu ihren Füßen aufzulecken. Denn es glaubt,
In ihren Händen ruhen die Blitze des Himmels.
Nach einem abgeſchmackten Dienſt, womit es
Der Gottheit zu ſchmeicheln glaubt, wagt
Es nicht, ohne jener Erlaubniß, ſeiner eigenen
Vernunft ſich zu bedienen.
In einem ſolchen Staat, wofern der König
Die Prieſter beſtochen hat, iſt ihm alles erlaubt,
Ungerechtigkeit, Tyranney, Treuloſigkeit,
Mord und Raub ſind privilegirt. Ach!
So ſehr der König immer Wütrich, ſein bethörtes Volk
Wird ſelbſt durch den Abſcheu, den es
Für ihn fühlt, nicht abgehalten, ihm zu folgen,
Denn, vermög' des Geldes, Herr über die Stimme
Der Prieſter, iſt er, vermöge der Prieſter,
Herr über das Volk.

Und der Weiſe
Der in der Fern' ſteht, dieſe Auftritte
Mit geläutertem Aug' beobachtend, dann herbeyeilt,
Jenen Sentab vor der Liſt der Fakire warnt,
Dieſem Volk die Augen über ſeinen Druck eröffnet,
Beyde hierdurch vom Rande zu ihrem Abgrund zurückweiſt:
Der ſollte ein Verräther ſeyn? Nein!
Völker! Könige! Merkts Euch;
Aufklärung, Erleuchtung, Einſicht erhalten Euch;
Die Unwiſſenheit iſt's, die Euch verräth.
„Weltweisheit! Ach! die du in ewigem
„Streit mit der Lüge liegſt — Wehe dem Staat,
„Der Dich verfolgt! dem verblendeten Volk,
„Den ſchwachen Königen! —. Wehe, die ſich vor deiner
„Stimme fürchten! Je weniger ein Pöbel aufgeklärt iſt,
„Deſto leichter iſt er zu verführen,
„Die Augen mit einer Binde umwunden, welche
„Zu zerreißen er nicht wagt, iſt ihm jeder Pfaff
„Ein Gott, jeder Schreier ein Prophet,
„Der beſte Regent ſteht in Gefahr, ſein Volk
„Von einem Mönch, von einem Kometen, von einem Mirakel,
„Von einer Sonnenfinſterniß, oder Kanzelpredigt,
„Gegen ſich empört zu ſehen." — So
Mußte Euch, Schwärmer! ein neues Geſangbuch
Zu Berlin Stoff ſeyn, die Tartüffe und die Beaten zu empören;
So ſah man London, auf Euer Anſtiften, in unſern Tagen,
In Flammen; ſo läſterte unlängſt
Eine verworfne Mönchsſekte den beſten Fürſten

Auf'm geiſtlichen Theater zu Regensburg.
Sprecht — —

Welcher Philoſoph erregte jemals
Einen Aufruhr? Welcher entführte ein Paraguai
Seinem rechtmäßigen Herrn? Welcher immer war
Ins Laſter des Königsmords verwickelt?
Nennt mir Einen, der ſeinem Fürſten Ungehorſam, oder
Wider welchen man den Arm der Juſtiz herbeirufen mußte —
Wißt Ihr ihn? — Aber — Große Götter!
Könige in Feſſeln, Ihre Kinder und Anverwandten ermordet,
Brennende Palläſte, und im Blut ſchwimmende Länder —
Dies waren tauſendmal die Früchte des Fanatismus — bis
Jener große Mann kam, der unſerm Jahrhundert
Den Ton gab — Heil Ihm! dem Geſalbten
Der Philoſophie! — Daß die Erde noch nicht verödet iſt,
Durch ſchwärmeriſche Thoren, welche ſich,
Lächerlichen Gemeinplätzen zu gefallen, unter einander
Aufreiben: daß ein begeiſterter Schalk
Nimmer im Stand iſt, den Pöbel aufzuhetzen:
Daß Dolch und Gift nimmer die Argumente ſind,
Könige zu überzeugen; daß das Gaukelſpiel
Der Andacht nimmer die Stelle der Induſtrie
Vertritt — daß es Sokraten erlaubt iſt,
Zwiſchen Minerva und der Eule zu ihren Füßen
Zu unterſcheiden: kurz, daß die Vernunft
Ihre Rechte, und die Freyheit ihre Wohlthat genieſt —
Das iſt, heilige Philoſophie! dein Werk.

Und was das Eurige, Neider
Derſelben! — zu berſten!

184.

Litaney.

(Kleine Schriften von Nicolai 1. B. S. 10.)

Du biſt, o groſſer Gott, — (ſo wie dich oft der Mund
Des heil'gen Buches nennt, wo Du ſelbſt
Die armen Sterblichen mit Dir und Deinem Weſen
Vertrauter machſt und väterlich vergönnſt,
Daß ſie im ſchlichten Ton der Herzlichkeit,
Zuweilen auch von ihren eignen Dingen
Dir manches kundthun, was Du beſſer weißt.)
Du biſt des wahren Lichtes Urquell, ew'ge Klarheit
Geht aus von Deinem Throne! Lang zuvor,
Eh dieſe dunkle Welt ſich an dem bleichen Schimmer
Des Mondes dreh'te, war von Deinem eignen Glanz
Dein ſchöner Himmel wechſellos erleuchtet,
Und tauſend Deiner erſtgebornen Söhne
Erfreuten ſich in ihm, und lobten Dich.
Dort alſo durfte nicht ein langer Streit
Zuvor entſcheiden wollen, was dem Auge
Des endlichen, geſchaffnen Geiſtes mehr
Erſprießlich ſey, ob ſchwarze Dunkelheit,
Ob trübe Dämm'rung, oder Sonnenglanz?

Zwar freylich mag der Hölle Dienerſchaft,
Wenn Satan — Luzifer in wildem Spotte,
Aufklärung droht, — alsbald in jedem Glied
An brennenden Weiber-Ideen leiden: —
Doch Deine guten Engel haben nie
Dies ſtille Wort gehaßt, — ſie lieben es

Der armen Brüder wegen, die auf dieſer Welt
Noch immerdar in Nacht und Nebel wallen.

So dürfen wir dann wohl mit Zuverſicht
Dich anflehn, guter Gott! erhalt uns doch
Den ſchönen großen Sinn des oberwähnten Wortes,
Bey allen Fürſten und Gewaltigen
Der Finſterniß (Sankt Paulus nenne ſie!)
Bewahr ihm ſeine angebohrne Würde
Bey Phariſäern und bey Sadducäern
Den Herr'n in weißen, wie in langen Kleidern,
Bey allen, die aus Pflicht und aus Inſtinkt,
Mit Rathen, Züchtigen, Befehlen — oder Schimpfen,
Das große Wohl der argen Welt beſorgen!

Was iſt ſo gut, daß es dem Böſen, wie dem Guten
Gleich wohl gefiele? Was iſt ſo geſund,
Daß es nicht oft den Kranken kränker mache? —
Der Sonne ſchönes Licht iſt hundert blöden Augen
Ein Aergerniß — und freylich, oft verbrannte
Ihr heißer Strahl die hoffnungsvolle Saat!
Wer aber möchte wohl, in einer böſ'n Stunde
Die ſchwarzen Geiſter unterm Firmament
Um eine ew'ge Sonnenfinſterniß
Anrufen? — Weh uns, iſt allein der Tod
Die Arzeney für jeden Schmerz des Lebens —
Und weh uns, ſoll vom Irrthum der Vernunft,
Von ihren Zweifeln, nur der blinde Glaube
Den Geiſt befrein! — Das Schönſte, was Du uns
Gegeben haſt, o Schöpfer, was uns über

Das Thier erheben ſoll, es wäre dann verſchwendet; —
Unglücklich wären wir, dafern wir uns
Nicht ſchänden wollten! Wahrlich, wie ein ſchwarzer
Verſchnittener ſich der Keuſchheit rühmen darf,
Mag ſich der innern Seelenruhe, mag
Des öden Geiſtes, leer von jedem Zweifel,
Das blinde Volk ſich rühmen! wer entſagt,
Thut weniger, als wer mit Weisheit alles
Genießen lernt, was zum Genuſſe da iſt.

Die Welt ſey arg! — Das ärgſte wäre, traun,
Darum an ihr und an der eigenen
Natur verzweifeln! — Nein, Du guter Gott,
Obwohl die Kräfte, die von Deinen Händen
Der Erdenmenſch empfieng, beim weiſeſten Gebrauch,
Zuletzt die angebohrne Schwäche doch
Bekennen müſſen, und noch immer weit vom Ziel
Zu Boden ſinken; dennoch laß uns nicht
Die lange Müh des kurzen Weges bereuen
Wir konnten unterdeß nichts beſſers thun, und thaten,
Was wir vermochten. Hier iſt guter Wille
Das Höchſte, — was noch übrig bleibt, das war
Nicht unſer Amt, und war Dein Wille nicht!

Erlaube nie, o Vater, daß Dein Chriſt,
So lang er noch dieſſeit des Mondes wallt,
Nach einem größeren Verdienſte ſtrebe,
Als dem Verdienſt, der beßre Menſch zu ſeyn.
Er müſſe willig, bis Du ihn zum Bürger
Des Himmels wählſt, als Bürger Deiner Erde,

Und — wenn ers lieber hört — als Wandersmann
Nur nicht als Bettelmönch, ſein Leben führen.
Bey ſeinen Weggeſellen ſeh' er nur
Auf Lieb' und Treu und gute Kameradſchaft;
Vergeſſe gern in dieſer Menſchenherberg,
Nach Herbergweiſe, jeden höhern Rang.
Er gleiche nicht den pilgernden Genien;
Und ehr' auch hier im Land der Wanderſchaft
Des guten Körper-Volkes gute Zucht und Sitte;
(So wenig ſie der geiſt'gen Lebensart
In ſeiner Heimath übt) — vor allen Dingen aber
Bezahl er nie die wohlgenoßne Zeche
Mit Minneliedern auf das Himmelreich
Und mit Satyren auf die arme Welt.

O, wenn wir klüglich doch erwägen wollten,
Daß unſers Chriſtenthums empfehlender
Geburts- und Lehrbrief, trotz der beſten Zeugen,
Und eines frommen Lehrherrn Unterſchrift
Auch trügen könne, ſchon ſo oft betrog, und nie
Das Meiſterrecht in Deinem Himmel uns
Erwerben wird! —
Nein, Du Allwiſſender,
Kein falſcher Titel wird Dich hintergehn, —
Nicht alle, die in Jeſu Chriſti Namen
Hier über Leib und Geiſt, Lebendige und Todte
Sich eine kühne Herrſchaft zugeſtehn,
Erkennſt Du dort für Deines Reiches Diener!

Nein, Du gerechter Gott, kein Meiſterſtück
Von eines Heiligen Hand, ſelbſt von der Hand

Des Allerheiligſten, befreiet künftig,
Wo Du Gericht hältſt, von der ſtrengen Prüfung
Des eignen Wollens und des eignen Thuns; —
Und jeder Erdenſohn wird dort dereinſt,
Dafern er [illegible] am großen Werk des Lebens,
Da, wo er ſtand! die mitempfangne Kraft
Zu üben wußte, — ehrlicher Geburt
Und zünftig ſeyn! —
Schwer iſt dieß große Werk.
Und ſeit Jahrtauſenden war es die kühne Arbeit
Der Kinder Adams: Mit gezücktem Schwerdt,
Wie dort beym zweiten Salem Jakobs Enkel,
Begannen ſie den mühevollen Bau
An dem erhabenſten von allen Tempeln,
Die Deinem Namen, Gott, geweihet wurden,
Dem einzigen, worinn Dein Ebenbild,
Von Deiner eignen Schöpferhand gezeichnet,
Beym Altar ſtehen ſoll — an dem Gebäude
Der hohen menſchlichen Natur, wie der gehofften
Unſterblichkeit ſie würdig wäre! —
Ach wir gründen
Die erſten Pfeiler noch. Oft unterbrach die Arbeit
Ein müß'ger Streit der Bauenden, und einſt
Die Nacht der Barbarey, die ſchon am halben Himmel
Von neuem droht.
Vollendet aber wird
Erſt dann der prächt'ge Bau vom Boden ſich erheben,
Wenn einſt die Hand der Stärke an den Plan der Weisheit
Gefeſſelt iſt vom ſanften Band der Schönheit;
Wenn zu dem frohen Chor der Grazien

Die ernſte Nemeſis ſich ſchweſterlich geſellt,
Und durch veredelten Geſchmack am Reiz des Guten
Durch jenen heiligen Geiſt, um den wir täglich beten,
Sich endlich die Vernunft zum Herrn der Sinnlichkeit
Empor geſchwungen hat.
O Du mit kluger Weisheit
Allgütiger, ſieh', wir geſtehn es gern, —
Du haſt uns nur in ſüßen Täuſchungen
Das Glück des Erdenlebens angewieſen! —
Der Weiſe ſelbſt empfindet, was er Wonne,
Die reinſte Wonne ſeiner Seele nennt,
In den von Farbe, Ton und Druck harmoniſch
Geſpielten Nerven, in den Sinnenbildern,
Wie ſie das Wunderglas der Phantaſie
Auf tauſendfache Art, in immer andern Gruppen,
Bald im geſchwächten, bald im höhern Lichte,
Als neu ihm wiedergiebt, — und in den Wallungen
Des Blutes nach dem Numerus und Rhytmus
Des Nervenſpiels. — Die ſchöne Sinnenwelt,
Die Du umſonſt mit dieſem Reiz nicht ſchmückteſt,
Iſt nur für Sinne ſchön, ein körperloſer Geiſt
Durchdränge dieſe Täuſchungen, zerſtörte
Den Zauber der Natur: — geſtaltlos läge dann
Die kalte, todte Wahrheit vor ihm da. —
Du aber wollteſt, (laß uns dieſen Troſt!
Denn freylich wiſſen wir nicht recht, woher wir kommen,
Wohin wir gehn!) Du wollteſt, daß der Geiſt,
Der in uns wohnt, in dieſem Leib von Erde,
Für ſeine künft'ge Welt erſt reifen ſollte,
Und Deine Schöpferhand beſchenkte dieſen Leib

Mit jener feinen Thierheit, die, halb Geiſt, halb Fleiſch,
Auf wunderbare Art die beiden Weſen
In ſich vereinet. Nur in ihr genießet
Der Menſch ſein Erdenglück, — empfindet ſeine Freude,
Fühlt ſeinen Schmerz, und hoft und fürchtet
In ihr allein. Das Göttliche in uns
Kann, wie Du ſelbſt, ſich nicht erfreuen, nicht betrüben!

Indeß, o Gott, ſo bitten wir Dich doch
Hilf uns, daß wir von Kindesbeinen an,
Das immer gute, nur unmünd'ge Herz
Der Stirne unterthänig machen! Denn
Obwohl die Schule nicht des Lehrers wegen,
Der Lehrer aber um der Schule willen
Verordnet iſt; ſo führe doch der lezte
Das Regiment und unterrichte, warne,
Gebiet' und ſtraf' nach weiſem Eigenwillen.
— Laß uns, o Gott, verſtehn, was wir empfinden!
Und ehe unſer Herz genießt, laß die Vernunft
Die Speiſe wählen, und das Maaß beſtimmen;
Und laß uns bald das üppige Gelüſt
Zurückeweiſen, wenn der Hausarzt ſpricht:
(Der freilich nicht dem Arzt des Sancho gleichen muß)
„Nein, gutes Herz, nein! — du verſtehſt dich zwar
„Auf Wohlgeſchmak, — doch aufs Geſunde
„Und Ungeſunde deiner Speiſen — ſchwerlich!
„Du müßteſt denn es im Geſchmake ſchon
„Zu finden glauben! Doch ſo lang du
„Nach meiner Kunſt ihn nicht gebildet haſt,
„Wie könnteſt du ihm traun? Die meiſte Arzenei

„Iſt ohne Zuſaz widerlich, und manches Gift
„Schmeckt angenehm, auch kizelt hundert Gaumen,
„Was einem einzigen heftig widerſteht! — —
„Fühlt nicht der Jeplos' in ſeinen Henkersgräueln
„Sich einen Helden? Fühlte Ravaillac
„Nicht in der heiligen Begeiſt'rung jenes Engels,
„Der hundertachtzigtauſend ſchlafende
„Aſſyrer ſchlug, — den Gott geweihten Dolch
„In Heinrichs Bruſt? Und meinſt du, — Satanas,
„Wenn er den Pred'ger Salomo zulezt
„Vor einem Götzenbild den grauen Kopf
„Andächtig beugen ſieht, beneide das Entzücken
„Der heilgen Engel, die mit Siegsgeſang
„Des armen Schächers kaum bekehrte Seele
„In Abrams Schoos vom Rabenſteine tragen?

„Daran, du gutes Herz, nimm ein Exempel
„Und traue dir nicht zu, wozu dich die Natur
„Nicht ſchaffen wollte. — Auch das Häßlichſte
„Kann, wie du ſiehſt, — dem rohen, oder ſchon
„Verwöhnten Sinn, ſo ſchön und herrlich dünken,
„Als dir das Schönſte. Wer ſoll Richter ſeyn?
„Mit welchem beſſern Rechte magſt du dir
„Den Vorzug zugeſtehn? — Sprichſt du nicht auch?
„Was ich empfinde, das empfind' ich ja!

„Nun gut! doch im Geſchmack hat dich ſo oft
„Vergnügt, was im Verdauen, dir mißbehagte,
„Indeß ſchon manches Bitt're dich kurirte,
„Und oft, durch kunſterfahrne Miſchung, alles Süße

„An Lieblichkeit und Reiz weit übertraf.
„Vertraue mir, laß deine Speiſe mich
„Erſt zubereiten: — dann genieß und fürchte nichts
„Für die Geſundheit. — Traun, das meiſte ſoll
„Uns trefflich ſchmecken! Freilich wird auch manches
„Gericht dir anfangs widerſtehn, doch überwinde
„Die erſten Biſſen nur, und, auf mein Wort! —
„Dein künftig Wohlbefinden mir danken! —
„Ich kenne dich, du haſt dich nie gekannt,
„Wirſt nie dich kennen. Ich nur unterſcheide
„Dein wahres, dein erkünſteltes Bedürfniß,
„Ich weis allein, wie viel von jeder Speiſe
„In welcher Ordnung du genieſſen darfſt,
„Und welche Frucht der Garten dieſer Welt
„In jeder Jahreszeit des Lebens deinem Tiſch
„Darreichen kann. Vor allen andern Speiſen
„Wähl ich dir eine, die in jeder Witterung
„Des Zufalls, jedem Klima des Geſchicks,
„Sich aufbewahren läßt bis zu dem neuen Jahr
„Der andern Welt. O ſichre dir bei Zeiten
„Das einzige von des Genuſſes Gütern,
„Das nie dir fehlen wird, das in dem größten Mangel
„Nicht darben läßt. Gewöhne dich bey Zeiten
„An dieſe Nahrung, wie an Brod und Waſſer.
„Es ſchmecke dir, auch wenn noch alle Luſt der Jugend
„Auf Sybaritentafeln vor dir ſteht,
„Kein Biſſen und kein Tropfen ohne ſie.
„Gewöhne dich (denn Biegſamkeit iſt warlich
„An dir, wie an dem leichtgeſtimmten Gaum
„Das beſte) ihren Wohlgeſchmack zuerſt

„Vor ihrer Bitterkeit herauszuſchmecken,
„Und ſey verſichert, in der lezten Krankheit,
„Wenn jede andre Speiſe nicht mehr mundet,
„Erquikt ſie noch, und weckt den halb verſchwundnen Muth,
„Und giebt zur lezten Arbeit dir die Kraft.“
Ach freilich, aber Theorie und Praxis
Und Rath und That und Wollen und Vollbringen
Sind von Natur nicht eins! — Und wenn uns Wieland mit
Sankt Jakob zuruft: Laſſet euren Glauben
In euren Werken ſehn! ſo wird mit ſeinem Chriſtus
Der gute Paulus ſprechen: Liebe Herren,
Der Geiſt iſt willig, nur das Fleiſch iſt ſchwach!

O weiſer Gott, was kann es einem armen
Poeten helfen, daß er Tag und Nacht
Die ſchweren Regeln ſeiner Kunſt ſtudiert,
Wenn dennoch ſein Genie mit der Kritik, —
Obwohl ſie beide nun in einem Hauſe wohnen,
Sich nicht vereinen will, in Rath und That und jedes
Auf ſeinem Zimmer eingeſchloſſen lebt. —
— (Gleich zweien Reiſenden, — die, jener um bey Hofe
Nicht nur die Stimme, auch die keuſche Grosmuth
Des guten Scipio zu perſifliren;
Und dieſer, um mit Zittern anzufragen,
Ob er, nach ſeinen drei nun abſtudirten Jahren
Beim Regiment von Z. ſich etwa beſſer
Zum Prediger als zum Soldaten ſchicke? — —
Kurz, die ein ungleichartiges Geſchäft,
Ganz ohne Zweck und Ziel, in ein Hotel
Zuſammen warf) — was würde ſo ein Wiſſen

Der todten Regeln ſeiner Kunſt dem armen
Poeten helfen? — Nichts, als daß er fremde Verſe
Vielleicht weit klügerer zenſiren könnte
Als eigne machen: — daß der eignen Weisheit
Zu nahes Licht nun auch die eigne Thorheit
Vor allen Augen rings beleuchtete!
Und doch, o guter Gott! und doch iſt dieß
Nur gar zu oft der Fall bey unſerm Herzen
Und unſerm Kopf, — Bei jenen beiden Weſen,
Die in der engen Hütte dieſes Leibes,
Obwohl auf kurze Zeit, beiſammen wohnen und
Gemeinſchaftlich die Wirthſchaft führen ſollen.
Oft kennen ſie ſich kaum dem Namen nach,
Und jeder ſpielt den Herrn für ſich, — oft ſpottet
Bey näherm Umgang der zu kalte Britte
Im obern Stock des leicht entrüſteten
Heſperiers im untern, bis der letzte
Den Dolch zieht, oder was noch ärger iſt,
Die Wohnung räumt; oft aber überfällt,
Aus blinder Eiferſucht, der letzte gar den erſten
Im Schlaf, und ſchafft den Mann zu einem — Sänger um.
Wie nöthig, o wie nöthig wäre beiden
Ein Mittelfreund, ein allbequemender Franzoſe,
Der mit dem einen raiſonniren, mit dem andern
Empfinden könnte! — — Wo der erſte
Die Kunſt bewundert, die den ſtrengſten Regeln
Gehorſam war, — da müßt er leicht den andern,
Der von Theorie kein Wort verſteht, —
Des Ausdrucks ſeltne Kraft und Schönheit mit Entzücken
Empfinden laſſen. Dann begegnete

Sich beider Lob auf halbem Wege, dann
Umarmete vielleicht, vor dieſem Meiſterwerk
Der kalte Kenner den entzückten Dilettanten
Als ſeinen Herzensfreund! — —
Das heißt — (denn ach,
Du weißt es nur zu wohl, daß ich des Leſers wegen,
Allwiſſender, ſo laut vor Dir zu beten
Mich unterfange!) die Sinnlichkeit iſt doch
Allein durch Sinnlichkeit zu überwinden.
Anordnen freylich, und Geſetze geben
Muß die Vernunft! — Sie nur hat einen Sinn
Fürs Ganze, ſieht ſtets ungeblendet
Vom Reiz der Gegenwart, die bange Zukunft
Von ferne drohn! Berechnet beym Verluſt
Des Augenblicks den ſicherſten Gewinn
Aufs ganze Daſeyn, — ſie erlaubt nur das,
Was nie gereuen wird, befiehlt nur das,
Was ohne heft'gen Schmerz von einer längern Qual
Nicht retten, nicht zu einer größern Wonne
Bereiten kann! — Dies iſt ihr wohlverdienter Adel,
Ihr hohes Recht, Monarch zu ſeyn, dies iſt
Ihr anerſchaffnes Amt! — Gehorchen alſo muß
Das Volk, das ſie zu ſeinem Heil regieret,
Die Sinnlichkeit mit ihren tauſend Trieben.
Doch ach, dies Volk iſt blind! — blind für ſich ſelbſt;
Es kennt nicht ſeine angebohrne Schwäche,
Nicht ſein Vermögen, — blind für Zukunft und
Vergangenheit, (obwohl die gegenwärt'gen Bilder
Von beiden es betrüben und erfreun) —
Blind für die Majeſtät der angebohrnen Fürſtinn

Und ihre mütterliche Huld, — geſchaffen
Nicht zum Betrachten, einzig zum Genuß.
Vom Augenblick, für den allein es Sinn hat,
Vom Schmerz und von der Luſt des Augenblicks
Zu ſtark gereizt, wie kann es von Geſetzen
Beglückt ſich fühlen, die in Zukunft erſt
Gewinn verſprechen, jetzt Entbehrung wollen?
Im heißen Klima eines wilden Bluts
Empört ſich leicht bey hartem Regiment
Das Janitſcharenheer der Leidenſchaften.
Und hauſt despotiſch dann mit dem geglaubten
Despoten, und, wo träge Rebelluſt
Des Phlegmas liegt, erdrückt der ehrne Zepter
So Muth als Kraft, und herrſcht in todter Ruh
Nur über träge Sclaven: es erſtirbt die Flamme
Des Enthuſiasmus und die milde Wärme
Des Mitgefühls, das ganze wahre Leben.
O guter Gott, iſt es dein weiſer Wille,
Daß jemals eine freye Harmonie
Der Seelenkräfte, daß ein innrer Friede,
Der keine Ohnmacht iſt, die armen Sterblichen
Noch hier beglücken ſoll, o ſo laß die Vernunft
Nicht eigenſinnig, und nicht allzu ſtolz
Auf ihre eigne Macht — laß ſie erkennen:
Die Wahrheit, wie ſie der Gedanke für ſich ſelbſt
Gebohren hat, ſey für die Sinnlichkeit
Ein todter Buchſtab, und die helle Weisheit
Des Kopfes ſey ein unnütz Ding, dafern
Nicht ihre Lehren zu dem blöden Sinn
Des Herzens, ganz nach dieſes ſchwachen Lehrlings

Natur und eigner Weiſe, an Geſtalt, —
Doch unverletzt am Geiſt, ſich umzuwandeln
Geſchmeidig und willfährig ſind.
Es hängt
Allein am Wie, am So und Anders, etwas minder
Und etwas mehr, der einzig thätge Wille
Des Augenblicks. — Hier kann und ſoll der Fürſt,
Der in uns wohnet, mehr, als jeder König
Der Welt, in ſeinem Amte Vater heißen, kann
Und ſoll (was unbedingt ein weiſer Salomo
Nicht darf) ſein Volk für Kinder halten, und
Durch Täuſchung ſie erziehn, wo dieſe
Das einz'ge Mittel iſt, die Wahrheit
Mit gutem Glück ins Leben einzuführen,
Für das allein ſie da iſt.
Wenn das Gute,
Was die Vernunft zu wählen uns befiehlt,
Schon von Natur durch ſeinen Sinnenreitz
Beym erſten Anblick unſer Herz gewinnt,
Und wenn beym erſten Anblick ſchon das Böſe
Zurück uns ſchreckt, dann freylich darf es nicht
Der Täuſchung, nicht der mühevollen Künſte,
Den Menſchen zu verſöhnen mit ſich ſelbſt:
Hier liegt die Wurzel jenes Uebels nicht,
Das, wie die Sage geht, in einem Apfelkern
Geſäet wurde. Hier erfüllt
Ein glücklich Ohngefähr den Willen des Geſetzes.
Doch dieſes Ohngefähr kann es Verdienſt
Und kann es Tugend heißen?
Nein, die Tugend iſt

So wenig ein Geſchenk der gütigen Natur,
(Obwohl für ſie auch glückliche Genies
Im Mutterleibe ſich organiſiren)
Als eine kalte Wiſſenſchaft des Guten.
Nein, ſie iſt eine Kunſt, die alle Künſte
In ſich vereint, in der zuletzt ſie alle
Ihr höchſtes Ziel erreichen.
O, wie ehrenvoll
Herausgehoben aus der ganzen Schöpfung
Biſt du, o Menſch, durch dieſe freye Kunſt,
Und durch die tauſend Schwierigkeiten, die
Entgegen ihr ſich ſtellen, durch die Erbe
Der angebohrnen Sünde, nur von deiner Trägheit,
Von der Verläugnung deines Werths ein Uebel
Zur Ungebühr genannt, — durch jene mitempfangne
Disharmonie der Sinnentriebe mit
Dem Willen der Vernunft, doch fähig
Zu der ſchönſten Harmonie. So biſt du denn
Für dieſe Welt dir ſelbſt dahingegeben,
Ein roher Stein für deine eigne Hand
Noch zu behaun, und einſt ein Kunſtprodukt,
Ein Götterbild von deinem eignen Meißel.
Zu einem höhern Glück, als dem Genuß
Der Güter dieſer Welt, zu dem Genuß
Der ſelbſtgeübten Kräfte, wenn ſie ringen,
In jener Harmonie ſich zu umfaſſen,
Schufſt du, o Gott, dein herrlichſtes Geſchöpf
Hier unterm Monde.
Sey geſchätzt von uns,
Du Widerſtreit der Triebe mit ſich ſelbſt,

Geſchäzt von uns, du angebohrne Sünde!
Du trügeriſche kurze Sinnenluſt,
Die in den Abgrund langer Qualen
Uns locken will, — Du herber Schmerz der Sinne,
Der, mühſam erſt bekämpft, den freien Eingang
Ins Paradies der reinen Luſt uns öffnet. —
Du Sinnlichkeit, die von dem Augenblick
Vom äuſſern Schein, vom ſüſſen Reiz des Böſen,
Vom finſtern Angeſicht des wahren Guten
Sich angezogen, und zurückgeſtoßen fühlt,
Und du, der Gott in uns, der, über jede Täuſchung
Hinweggeſtellt, mit einem Blick fürs Ganze,
Das Beſte nur zu wählen uns gebeut!
In dieſem Reich der Zwietracht hat die Tugend
Ihr großes Amt, hier gilt die weiſe Täuſchung,
Zwar nicht erlaubt von unſrer Fürſtin, doch
Vergönnt von ihr, gelenkt und ſelbſt befohlen.
Denn ſieh, hier iſt der Wille des Geſetzes
Lebendig todt, dafern er nicht durch Furcht und Hoffnung
Durch Haß und Liebe, Scham und Stolz gewaltig
Das Herz zu rühren weiß.
Hier muß Verſtand
Und Phantaſie, die einzge treue Dienerſchaft
Von zweien Herren, zu einem gleichen Dienſt
Für unſre Gott- und Thierheit ſich vereinen.
Der todte Geiſt der reinen Wahrheit werde
Von ihrer Hand in lebenvolle Glieder
Gekleidet: was die ſtrenge Pflicht der Noth,
Was die begrenzte Menſchliche Natur
Gebieteriſch verlangt, das müſſen ſie

Dem unerfahrnen trozigen Gemüthe
Als angenehm und herzerhebend ein-
Zuſchmeicheln wiſſen; — es verwandte ſich
Der herriſche Befehl: wirf unter die Geſezze
Der ganzen Menſchenwelt auch deinen Willen,
Du Einzelner! — in dieſen ehrenvollen Ausruf:
Erhebe deinen Willen zum Geſezze
Des ganzen Menſchenalls!
Im ſchönſten Böſen
Entdecke der Verſtand die übertünchten Narben
Des Häßlichen und Niedern, die das Herz
Beleidigen durch ſchnell erweckte Scham,
Und unſre Liebe ſchnell in Haß verwandeln; —
In jedem wahren Guten, das durch trüben Ernſt,
Durch ein Geſicht voll Mühe, Sorg und Gram,
Durch eine drohende Geſtalt zurück
Uns ſcheuchen will, find' er die ſüſſe Miene
Der Huldgöttinnen, oder halbverborgne Züge
Des groſſen Heldenangeſichts, und feßle
Die Sinnlichkeit durch Lieb und Stolz.
Von Jugend auf,
Und in den Stunden unbefangner Muße,
Gewöhne ſich durch Kunſt die Phantaſie,
Bald jene Spur des Häßlichen und Niedern,
Bald dieſen Ausdruk des Erhabenen
Und Schönen, ſchnell heraus zu finden, dieſe Züge,
So tief ſie lägen, immer doch zuerſt
Gewahr zuwerden.
Glücklich iſt vor Allen,
Wen ſeine Mutter früh zur Achtung ſeiner ſelbſt

Mit ernſtem Blick gewöhnt, und deſſen Stolz
Sie nähret, nicht mit angeſtammten Gold,
Geerbten Wappen, nach dem lauten Lob
Der ganzen trägen Sippſchaft, wenn der Muthwill
Im Schaum des Witzes von der Schlangenlippe
Des Knaben ſprudelt; — nein, mit dem erhabnen Bilde
Der Ueberwindung des verbotnen Reizes,
Der Duldung jedes Schmerzes, den die Pflicht
Uns dulden heißt, und mit dem unbeſtochnen Beifall
Der eignen Ueberzeugung. Dieſes Stolz
Sey zu der höchſten Leidenſchaft erzogen,
Ihm müſſen ſeine Brüder fröhnen! er
Getäuſcht vom Ehrenbande, das er ſelbſt
Sich um die Kette der Nothwendigkeit
Gewunden hat, folgt willig dieſer Kette
Und reißt den ganzen Chor der Triebe mit ſich fort.
Nur dieſer Stolz kennt Güter des Genuſſes,
Die nie vergehn; er läßt, auch wenn wir alles
Für ihn geopfert haben, den Verluſt
Uns nie empfinden, nie beweinen. Dann
Macht reicher uns die ſelbſt gewählte Armuth,
Und, ſtellet ſich dem frühen Heldentode
Die freye Bruſt entgegen; ſo genießen wir
Das hingegebne Gut, noch eh wirs geben,
Im Hochgefühl des ſelbſterrungnen Werths! —
Wie tauſend laue Sonnenſtrahlen jezt
Gefaßt in einen Brennpunkt, — Flamme ſind,
So wandeln ſich die tauſend ſchwachen Freuden
Des längſten Lebens, — nun zuſammen
Gedrängt in einen Augenblick, — ſie wandeln ſich

In jene Wolluſt, jenes Feu'rentzücken,
Das aus dem Angeſicht der Tugendmartyrer
Elektriſch ſtrahlt, elaſtiſch ſich verbreitet. — —

Doch — wo für Lieb und Stolz der träge Sinn
Nicht mehr empfänglich, nur dem gröbern Vortheil
Noch offen iſt, da, Phantaſie, da wende
An Furcht und Hoffnung dich, da zaubre du
Zur Gegenwart die Zukunft, da bedecke
Das lockende Geſicht des Laſters und
Den bangen Blick der Tugend mit der Larve
Des künftigen Schadens, künftigen Gewinns.
Geſehn im Wunderglas ſchnell vorgehaltner Neben-
Ideen, ſtehe da in ſeiner räuberiſchen
Geſtalt, in die es bald ſich wandeln wird, das Laſter,
Das mit des Goldes reicher Miene jetzt
In unſre Sinne lacht; — geſehn in jenem Spiegel,
Erſcheine vor dem unentſchloßnen Geiſt,
Die Tugend, die mit Dolch und Ketten droht,
In ihrer Engelſchöne, wie ſie einſt
Dem lang geprüften, treu geblieb'nen Freunde
Den Palmenzepter der Zufriedenheit,
Des Ruhmes Lorbeerkrone reichet, hundertfach,
Und zum Genuß für eine Ewigkeit
Uns wiedergiebt, was nur auf Augenblicke
Sie nahm.

Gelenkt, o Gott, von allen dieſen Künſten,
Umarmt das Herz die ſchöne Täuſchung gern,
Und ſiehe da, es würde nicht getäuſcht!

Gebildet wäre jezt der gute Genius
Des ſittlichen Geſchmacks, der heilge Geiſt,
Um den wir täglich beten, ohne den
Noch nie ein Menſch vor dem Geſez des Gottes,
Der in uns wohnt, beſtehen konnte! Jezt
Verſöhnten ſich, wie mißvergnügte Gatten
In ihrem erſten Sohn, — Vernunft und Sinnlichkeit
In ihrem gleichgeliebten Zögling, in
Dem mühevollen Kunſtwerk des Gewiſſens, — —
Und Ruthen, Stricke, Schwerdter hingen dann
Verweſend und verroſtend an den morſchen Säulen
Des Kriminalgerichts.

Hinauf zu dieſem Ziel
Ringt jeder Biedermann; hinauf zu ihm
Ringt ſeit Jahrtauſenden, des Zweckes unbewußt,
Das ganze Menſchenvolk, geht irr und gehet recht.
Es glücken hundert Schritte, Einer misglückt,
Und ſtürzt zum Fuß des halberſtiegnen Felſenweges
Ein ganz Geſchlecht hinab. Doch wieder aufzuſtehn
Und den Verſuch nach Millionenmalen
Mit gleichem Muth und neuer Klugheit neu
Beginnen, iſt des beſſern Menſchen würdig!
Jenſeit des Mondes wird der gute Wille
Belohnet, — nicht das Glück.

Darum, o Gott,
Laß unſre Fürſten, die ſich Väter nennen
Des anvertrauten Volks, ach laß ſie nie verzweifeln
An ihrem Volk, und nicht in jenem Wahn,
Als wäre alles ſchon zur freyen Bildung
Des Menſchen, immer ohne Glück verſucht,

Und wäre unter tauſenden kaum einer
Nach Stand, Gewerb und Einſicht einer beſſern Zucht
Empfänglich, — laß ſie nicht, geſchützt durch jenen Wahn,
Zur Sclavenbildung nur die mächtge Hand,
Die kräft'gen Füſſe reichen. Strick und Kette
Sey'n nur das Inſtrument der Nothwehr, nie der Zucht,
Wie leicht iſt doch der Fürſten Amt, dafern
Sie alles für Unmöglichkeit erklären,
Was ſchwer iſt; unter tauſend Menſchen giebt
Es dann nicht weniger als tauſend, die
Für Kron und Zepter ehr, als für den Pflug
Geboren ſind. — — —

Darum, o Gott, laß uns die oft betretnen Wege
Zu jenem aufgeſtellten Ziel der Menſchheit
Von neuem gehn, und wiederum von neuem.
Die meiſten ſind nur halb gekannt, nur halb
Verſucht, des Eingangs Dornenbüſche ſind
Noch nicht hinweggeräumt, und jeder wunde Fuß
Kehrt um!

Der erſte Pfad, der in das Auge fällt,
Und darum auch der unverſuchteſte,
Führt durch das Neb'lgebiet der Schulen — Warlich
Was hier gethan wird für die Menſchheit, das,
Nur das allein iſt je für ſie gethan,
Seitdem es Fürſten giebt, die für das Wohl
Der Menſchen, nicht der Unterthanen nur
Etwas gethan zu haben, laut verkünden.
Von keiner Laun' entweihet, wie der beßre Fürſt,

Sey der Erzieher; (weh der Schule, wo
Der Lehrer nicht erziehen kann, nicht darf
Vielleicht nicht ſoll) — Dem Ideal der Menſchenwelt
Sey ähnlicher die Schule, als der beſte Staat
Ihm jemals ähneln konnte; (ſieh, ſo iſt
Sie Heeresmuſtrung, gleich der kunſtgerechten Schlacht,
Die nie geliefert wird) — Geſetze nur
Dem jungen Volk erklärt, von ihm verſtanden,
Und angenommen in der guten Stunde, —
Geſetze nur ſey'n hier die unbeſtochnen Richter!
Vertheidigung ſind ein geduldig Ohr!
Die Wahrheitsliebe ſey geehrt in dem,
Der ſeine Schuld nicht läugnet, nicht beſchönt!
Die Strafe nur verſöhne! nie geſchenkt,
Doch durch das Mitleid ſelbſt des Strafenden,
Und durch der Scene feierlichen Ernſt
Veredelt! — Wer ſich ſelbſt erniedriget,
Der ſey erniedriget; wer ſich ſelbſt erhöht,
Der ſey erhöht! du weißts, o Gott, was ſelten
Die glauben, die hier helfen könnten, und die andern
Vergeſſen zu ſagen: ſchwerlich öfnet ſich
Das Himmelreich der eignen Menſchenwürde
Dem Mann, wenn nicht in ſeinem Vorhof ſchon
Der Knabe ſich gefiel.
Darum, o Gott
Erhalt uns immerdar die edlen Künſte,
Erhalt die Künſtler uns, (wenn du ſie nicht
Erhielteſt, ach wer thät es dann!) die ſich
Mit der Natur vereinen, alle Nerven
Des innern Sinns zu feinerem Gefühl

Zu ſpannen, durch vollkomm'ne Schönheit
Sie rein zu ſtimmen, — die uns bald
Den wilden Freiheits-Geiſt der Leidenſchaft
Entkräften zu geſelligem Gefühl, —
Und bald das matte allzuträge Herz
Vom Schickſal oder von Despotenſtolz
Gedrückt, — zu eignem Stolz, zu Gegenmuth
Und mildem Heroismus ſtärken!

Darum, o guter Gott, gieb uns ein Vaterland!
Gieb jedem Manne ſeinen eignen Heerd,
Sein eignes Feld, und gieb ihm Weib und Kind!
Geſetze, die nicht hungert und nicht durſtet,
Die keine Väter, keine Brüder kennen,
Geſetze müßen, — gleich dem Nierengurt,
Der nicht die Muskeln und die Sehnen ſchwächt,
Der ſie zuſammen drängt und ſtärkt — die Freiheit
Des ganzen Volkes feſt zuſammengurten!
Des Reichen Schaden ſey gekettet an
Des Armen Noth; der Stolz des Herrn leſche
Nur bey des Dieners Recht! Begeiſtert werde
Des Jünglings Herz durch Kunde alter Zeit
In Tempeln aufbewahrt, in Ehrenmählern
Geſetzet dem Verdienſt entſchlafner Väter,
In Statuen, zu denen nicht allein
Der Fürſt die eigne Silberkammer öffnet, nein
Zu denen, als der reichſte Patriot,
Zwar auch der König ſeine freie Gabe
Darbringen darf, wofern er keinen, als
Sich ſelbſt zu ehren meint in dieſer Ehre.

Darum erhalt, o Gott, uns eine dichteriſche
Religion, die, voll erhabner Einfalt,
Was die Vernunft von Dingen jener Welt,
Mit gleichem Grund vermuthet und bezweifelt,
Uns in den ſchönſten Bildern dieſer Welt, —
In Idealen durch die Kunſt erhoben, —
Als wirklich giebt — die uns dein hohes Weſen.
Du Unbegreiflicher, Du Unnachahmlicher,
(Der Du von Schmerz und Freude, Zorn und Liebe
Gleich weit entfernt, im wechſelloſen Anſchaun
Des ew'gen Einerleies der reinen Wahrheit
Unendlich ſeelig biſt —) Dein unbegrenztes Weſen
Mit einer feinen Sinnlichkeit begrenzt,
Ein Menſchenherz dir leiht, — (Doch eines weiſen
Und biedern Mannes Herz) Dich einen König
Der Schöpfung nennt, und einen leichtgerührten Vater
Der Menſchen. — Eine ſondre Wohnung
Sey dir gebaut, ein Thron, bedient von Engeln!
Jenſeit des Nachtgewölkes überm Grabe
Erſchein' ein mildes Licht, des Thrones Abglanz!
In jener ſanft erhellten Ferne ſeh'
Ein reiches Ziel, das ſelbſt den wilden Blick
Der Leidenſchaften feſſelt, neue Kränze
Der müden Tugend zeigt, und Sternendiademe
Dem lang' verkannten, lang' verſpotteten
Verdienſt, der blutig oft verfolgten Wahrheit, die
Des Lebens Ruh entſagend, für den Werth
Des Menſchen und ſein Heil, ſelbſt mit dem Menſchen kämpfte,
Und erſt im Tode den Triumph errang!

Und darum endlich Du, der nicht im Tempel wohnt,
Erbaut von Menſchenhänden, dem wir dort
Nicht dienen, (denn der wahre Gottesdienſt
Lebt in der offnen Welt, und wandelt
Im Alltagskleide) darum endlich laß
In Tempeln deines Namens alle Künſte
Sich ihre Kräfte leihn und ihre Allgewalt
Vereinen, um des Menſchen ew'ge Hoffnung
Und ſeine künft'ge Seligkeit zu feyern!
Wenn durch des Lehrers ungeſchmückte Rede
Schon die Vernunft von unſers Daſeyns Zweck
Von unſern Pflichten, unſerm Recht aufs neue
Sich überzeugt hat, dann vergönne ſie
Dem Herzen auch zu der befohlnen Tugend
Sich zu begeiſtern.
Hoch empor getragen
Vom Fittig des Gebetes, ſchweb' hinauf
Die frohe Seele jenſeit aller Sterne
Zur freien Wohnung der Gerechten! Hier
Eröffne ſich ein Himmel, auferbaut
Vom feinſten Sinnlichen, das je die Phantaſie
Gereinigt hat zu körperlichem Geiſt!
Ein Tropfen aus dem Strohm der Seeligkeit erquicke
Das matte Herz! — Schnell wie elektriſch Feuer
Durchſtröhme das Gefühl der neuen Jugendkraft,
Der Unvergänglichkeit, durchſtröhme jede Nerve
Des wonnevollen Buſens, und verkläre
Den trübſten Blick. Gerettet iſt die Würde
Der Menſchheit. Sieh, entlaſtet jezt von Kron
Und Zepter, und von ſeinen Sclavenketten, nur

Bekleidet mit der hohen Urgeſtalt des Vaters,
Umarmet ſich ein brüderliches Volk,
Und ſeine Kinder findet Adam wieder
Im neuen Paradies. Ein Cherub führt
Die Martyrer der Tugend, die gehaßten Söhne
Der Wahrheit, näher hin zum Thron.
Wir fühlen,
Wir fühlen ſchon an unſrer Stirne wehn
Den langverheißnen Kranz, wir heben in die Palmen
Des ganzen Himmels, heben wir empor
Die ewig grünen Zweige. — Horch, jezt rauſchet
Hernieder, aus der ſonnenhellen Wölbung
Des Tempels rauſcht ein Meer von Harmonie
Auf unſer Haupt: es iſt der Chorgeſang,
Der jubelvolle Chorgeſang der Sphäre,
Denn ſie begehen unſern Siegestag!

Doch bald nach kurzen Augenblicken, (daß der Rauſch
Sich nicht in Trunkenheit verwandle) bald
Verlaß die nie zu ſtolze Kunſt den Himmel
Und ſchwebe ſanft zurück auf dieſe Welt.
Mit neuem Muth zu neuem Kampf bewaffnet,
Zu neuen Tugenden geſtärkt, — die Phantaſie
Geläutert, rein gewaſchen von den Bildern
Unedler Lüſte, rein geſtimmt die Sinne
Zur Harmonie, nur mit den beſſern Freuden
Empfang uns wieder dieſes Land der Bildung
Und die Gemeinſchaft aller Hoffenden!

Noch iſt der Himmel, den der Glaube ſieht,
Zum Dienſt der Erde da, bald ändert ſich

Die Scene; dann, o Gott! dann ſind auf Erden
Wir da geweſen einzig für den Himmel.

Es fällt dahin der träge Leib, es bricht
Die Form von Thon, und ſieh, der ſchöne reine Guß
Des Götterbildes, einſt im Feu'r gegoſſen,
Schaut kühn umher, und blickt den Meiſter an.

Fall hin, du Sinnlichkeit! zwar denkt für dich,
Und wegt und prägt für dich, kämpft mit dem Irrthum,
Ringt mit der Wahrheit, jagt der Täuſchung nach
Für dich, der ew'ge Geiſt, der in dir herrſcht und dein,
Nur dein iſt, was er findet: doch fürwahr
Dies Kämpfen ſelbſt, dies Ringen iſt nicht dein.
Sein Loos war hier, am treuſten dann ſich ſelbſt
Zu dienen, wenn er dir am treuſten dient! — O dank ihm,
So lang er noch für deine Wünſche lebt.
Er dank auch dir für deine Schwachheit, danke
Für deinen ſchwer bekämpften Trotz; denn bald
Sprichſt du ihn frey von ſeinen Prüfungs-Jahren,
Und die geübte Kraft, die ſelbſt errung'ne Stärke
Geht mit ihm, geht mit dem verwaiſten König —
Dorthin, wo andre Unterthanen ſchon,
Wo eine andre Sinnlichkeit, im Werden
Des jungen Staats, ihm ihre Thore öffnet,
Und ſeinen kräftigen und weiſen Zepter küßt!

185.

Der Wunſch

jedes einſichtigen ehrlichen Menſchenfreunds.

Erhalt uns, Gott, des Erdenlebens Licht,
Des Denkens Freyheit, die dem Aberglauben
Den fetten Heuchler-Nacken bricht,
Die Rechte der Vernunft: Nichts müſſe ſie uns rauben!
Vertheid'gen ſie, ſey uns, ſie ſchützen, Fürſtenpflicht.
Der Menſch, beraubt der angebohrnen Rechte,
Sinkt zum Rebellen bald, und bald zum Fürſtenknechte.
Und weh dem Lande, wo des Aufruhrs Fackel blitzt!
Dem Fürſten weh, den nur ſein feiler Knecht beſchützt!

Doch Heil dem Volk, dem neidenswerthen Lande,
Wo Menſchlichkeit des Staates Ruder führt!
Dem Volke Heil in jedem Rang und Stande,
Wo Willkühr nicht; wo Weisheit durchs Geſetz regiert!
Verwebt zu einem Zweck durch ſanfter Menſchheit Bande,
Blüht ſtolz es auf, reift in ihm Bürgerglück;
Geſundheit lacht und Ruh aus jedem Blick;
Vom Seegen trieft die Flur; in Hütten und Palläſten
Feyrt ſeines Wohlſtands Glück dies Land mit frohen Feſten.

186.

An Hermes und Hilmer.

Beglückter Staat, wo Wiſſenſchaften thronen
Und ſolche Kenntniße gedeihn,
Die Lebensglück auf ganze Nationen
Und Troſt in niedre Hütten ſtreun!

Wo biedre vaterländiſche Gelehrte
Des Vaterlandes Blöße ſehn,
Dem Nebel, der das Hellerwerden ſtöhrte,
Mit Flammenlicht entgegen gehn.

Und aus dem unabſehlichen Gefilde
Der menſchlichen Gelehrſamkeit
Das mühſam ſondern, was mit Sonnenmilde
Den Kopf erhellt, das Herz erfreut.

Denn, wenn durch Menſchlichkeit geleitet,
Dies ungetrübte Wahrheits-Licht
Sich über jeden Stand im Volk verbreitet,
Wie große Folgen hat dies nicht!

Es weichen Irrthum, Dummheit, Aberglaube,
Die Bosheit und das Laſter fliehn,
Der Geiſt des Volkes hebt ſich aus dem Staube,
Und Tugend Recht und Unſchuld blühn.

Ein jeder lieſt der Gottheit heil'gen Willen
Im großen Buche der Natur,
Und ſtrebt und wacht, ihn zu erfüllen,
Weil er die Wahrheit früh erfuhr.

„Es könne ſich der Menſch in ſeinem Leben
„Vollkommen ruhig, glücklich ſeyn,
„Wenn nicht all ſeine Wünſche, ſein Beſtreben
„Mit der Natur im Einklang ſtehn.“

Verehrung Gottes, weiſe Menſchenliebe,
Erhabne Ehrfurcht für den Thron,
Und Duldung ſind dann allgemeine Triebe
Der aufgeklärten Nation.

Unwiſſenheit iſt größtentheils die Quelle
Von jedem menſchlichen Vergehn:
Denkt ſich der Kopf den Zweck des Lebens helle,
So ſchlägt das Herz auch menſchlich ſchön.

Wer kann der Tugend Lohn und Würde kennen,
Und doch ein Feind der Tugend ſeyn!
Wer kann des Laſters falſche Freude kennen,
Und doch ihm Herz und Leben weihn!

187.

Friedrich,
der Schutz der Freyheit.

(Odeum — S. 58.)

Wähle, Geſang, und preiſe heut
Friedrich, den Schutz der Freyheit!
Schwinge, wenn du vermagſt, dem Schwunge dich nach,
Den der Erhabne nahm,

Den er tauſende gelehrt,
Und tauſendmal tauſende lehren wird!

Licht war ſein Geiſt, breitete Licht,
Wie die Sonne den Tag, um ſich her.
Frey durch alles Wiſſens Gebiet,
Flog er; zerreißend den Zwang,
Trotzend böſer Zerſtreuung,
Verachtend die Stimme des Schmeichlers;
Immer Er Selbſt, und für jegliche Weisheit
Gegenwärtiges Sinns! — —
Ach, es umlagern den Fürſten-Sohn,
Und den Mann des Elends,
Beide der Feinde viel,
Und verhindern ſie, weiſe zu werden! —
Gedrückt von ſchwerer Laſt
Wandert der Mann des Elends
Seinen Weg oder ſteht an harte Arbeit gefeſſelt.
Die Weisheit ruft; umſonſt! er hört ſie nicht,
Und fühlt die wundgedrückte Schulter nur,
Sieht nur mit ſtarrem Blick
Auf den Erdenkloß nieder,
Den er ſeufzend zerſchlägt!
Indeß verloren im Goldglanz,
Getäuſcht von des Hofes blendendem Spiel,
Umrauſcht von Geſchöpfen des Glücks,
Fühlt, daß er Weisheit bedarf, der Fürſtenſohn nicht!
Die Weisheit ruft: umſonſt! er hört ſie nicht,
Denn daß, aus angeſtammter Tugend,
Er wiſſe, was die Thörin ſagen will,

Hat ihm längſt ſchon der Schmeichler geſagt!
Längſt jedes Wort, das ihm entfiel,
Tiefbückend aufgefaßt!
Schlau zur Erfindung, entſchloſſen zur That,
Lauſcht niedrer Eigennutz ihr auf,
Stößt, wenn ſie ſich naht, die Weisheit zurück,
Damit nicht des Fürſten zu offner Blick
Einſt leſe, was im Herzen ſich verbirgt! — —
Aber ſinge, mein Geſang,
Friedrichs Triumph,
Und jedem Fürſtenſohn, der weiſe werden will,
Wonn' ins Herz;
Denn Friedrich ward weiſe!
Und leichter ward der Zugang zum Thron
Der Weisheit durch Ihn!

Bang und ſorgenvoll ſah ſelbſt
Friedrich Wilhelm, der Redliche,
Dich Höhen erklimmen, o Friedrich,
Wo nie ſein Fuß geweſen war;
Fürchtend, Du wollteſt, mit Wolf oder Suhm
Berge tragen auf Berge,
Zu ſtürmen des hohen Himmels Burg:
Ach, denn es weis keiner nicht,
Als wem ſein beßrer Genius
Lächelte bey der Geburt,
Was es heißt, in Licht und Freyheit
Wiedergebohren zu ſeyn!
Und mit gleichſtimmigen Freunden
Zu ſchöpfen aus der Weisheit Quell?

Doch, ſiehe Weisheit,
Die klüglich handelt, klüglich ſpricht,
Verſöhnt auch der Könige Zorn:
Du, Friedrich Wilhelm, ſelbſt
Riefſt den erſt verkannten Weiſen
Unter deine Kinder zurück,
Und ſtarbſt ſein Freund!

Aber Du, o Friedrich,
Lerneteſt, was viele der Fürſten nicht wußten,
Früh aus eigenem Leiden:
Daß Weisheit den Irrthum duldet,
Irrthum die Weisheit verfolgt!
Lerneteſt das Recht, das geraubt
Dich ſelbſt in der Seele gekränkt,
Deinen Brüdern zu geben!
Schuldigteſt, mit gerechtem Haß,
Unduldſamkeit der Tyrannei,
Die die Länder entvölkert.
Nannteſt Duldung die zärtliche Mutter,
Die für Völker liebend ſorgt,
Und Reiche blühend macht!
Selbſt des Geiſtes Bedürfniſſe fühlend,
Ach allzuoft von Fürſten ungefühlt!
Zerſchlugſt Du die lezten Feſſeln der Freyheit,
Die ihn banden, den denkenden Geiſt.
Und doch, im Selbſtgefühl ſeiner Kraft
Schlug jedem Edlern das Herz!

Darum glänzt, unter der Könige Namen
Dein Nam', o Friedrich! Einziger!

Und unter den Reichen dein Reich!
Einſt zählt von Friedrichs Jahrhundert' an
Der Enkel die goldnen Tage der Menſchheit!
Denn von nun an, von nun an, —
Deß jauchze laut, o Preisgeſang! —
Seit Friedrich Ehre der Menſchheit war,
Wird Menſchenrecht und Menſchenfreude
Heilig den Fürſten
Und heilig den Dienern der Fürſten ſeyn,
Und keiner wagen, neue Feſſeln
Dem denkenden Geiſte zu ſchmieden;
Denn, ach, es träf ihn ſeiner Werke Lohn!

Genien aller Wiſſenſchaft
Und aller Kunſt,
Leichtbeſchwingt, helles Blicks,
Drängten um Friedrichs Thron ſich her,
Freudig eilten ſie, ſammelten Schätze,
Sahn, was ſichtbar auf Erden,
Und hörten, was hörbar iſt,
Zählten, maßen und wogen,
Genoſſen, und ſchufen Genuß,
Und brachten ihre geſammelten Schätze
Vor Friedrichs Thron,
Und Friedrich freute ſich in ihrer Mitte! —
Sieh, es hob aus dem Staub der Verachtung
Sein Haupt der Denker empor,
Forſcht' alle Weſen, Kräfte, Geſtalten,
Auf Erden, am Himmel,
Durchſpähte mit ſchärferem Blick

Das Menſchengeſchlecht,
Und Weiſe alter Zeit und neuer Zeit,
Zog, wie er ſie ſah,
Wahrheit und Weisheit aus Allem,
Und keiner gebot dem Sucher
Zu verſchweigen, was er dacht' und erfand,
Was er zweifelt' und irrte.
Denn o die Zeit, ſie ſcheidet doch,
Was bleiben, was vergehen muß,
Vergänglichen Irrthum und ewige Wahrheit!
Dann glänzt, geſondert vom Irrthum,
Wie Gold im Ofen ſiebenmal bewährt,
Die Wahrheit in reinerem hellerem Licht!
  Und, Friedrich, dein Adlerauge
Blikte in die Sonne, fürchtete ſich
Vor keinem allzuhellen Licht!
Warſt unbeſorgt zu beſtimmen
Gränz und Stärke des Lichts;
Denn ach, ſterbliches Aug' und Erdenhorizont
Sind Gränze genug!
Dich ſchrekte keine Wahrheit und kein Zweifel
Und keine Meinung, ſelbſt der rohſte Irrthum nicht!
Denn, Einziger, du überſchauteſt,
Wie dein ererbtes Königreich,
Der Menſchenwiſſenſchaft weite Geſilde!
Dich ſchrekte nicht des Beobachters Blick;
Denn du — ſahſt ihm ſchärfer ins Herz!
Warſt nicht bang, die zu weiſe gewordenen
Würden verſchmähen dein Wort,
Oder deinen Zepter verachten;

Denn o der Weiſere verſtand
Beſſer dein Wort, ehrte dich
Herzlicher, und arbeitete mit
An dem Plan, zu beglücken dein Volk.
Siehe, von allen Seiten ſtrömten
Dir die Bewundrer herzu,
Und freueten ſich unter dem Schatten
Deiner Flügel zu wohnen!
Und du, ob ſeinem Glauben kummerlos,
Schützeſt jeglichen treuen Bürger,
Und ehrteſt ſein Verdienſt!
Der unterdrückte Denker floh zu dir:
Zu dir flehten aus ihrer Bedrängniß
Nationen, durch dein Wort
Fürſprecher ihrer Thränen zu ſeyn!
Denn ach, nicht überall,
Wo Chriſtus Namen erſchallte,
Hat Chriſtus Liebe geherrſcht!

Reiner und herrlicher ſtrahlteſt,
Im Lande der Freyheit,
Du, heilige Religion!
Du, der hohe Einfalt und Würde,
Und Liebenswürdigkeit
Ihr Stifter, Jeſus Chriſtus, gab!
Die zur Predigerin
Des Lichts, und der Freyheit und Liebe
Der Himmelgeſandte ſchuf! —
Keiner bedurfte, wo Friedrich herrſchte,
Keiner, im Lande der Freyheit,

Ueberzeugungen zu heucheln,
Der im Herzen ein Andrer war!
Wer fromm ſchien, war auch fromm!
Keinem halfs, — wie viel er auch
Klagt über verdorbnes Jahrhundert! —
In Farb und Schnitt des Gewandes
Ehre zu ſuchen, die da nicht iſt:
Denn wir, wir ehren nur
Im Mann das Verdienſt,
Das ihm Weisheit und Tugend erwarb!
Wir, wir unterſcheiden, —
Dank dem ſiegenden Licht! —
Weſen von Schein und Wahrheit von Trug,
Und Tand von Chriſtus Sinn!
Alſo bildete Friedrich —
Dank o Dank dem ſiegenden Licht! —
Durch Freyheit ſein Volk, und den Lehrer des Volks!
Früher und ſichrer zum Denken reift
Selbſt unſrer Jünglinge Geiſt!
Unſre Männer erkennt
An der freyen Stirn das Ausland,
Und am feſt entſchloßnen Wort!

Mag es doch ſeyn, daß ein Thor
Freyheit misverſtand, und ſein Glück!
Verbeutſt du dem Stahl, den Funken zu reizen,
Weil eines Räubers freche Hand
Verderbende Flammen umhertrug?
Verſtopfſt du die Quellen des Stroms,
Weil ein verwegner Schwimmer ertrank?

Willſt du tödten des Geiſtes Kraft
In ihrem erſten Keim,
Weil Freyheit auch Irrthum gebar?
Willſt du kränken die Edelſten, Beſten,
Die Ehren des Volks,
Ihnen rauben die goldene Freyheit,
Weil ein Thor im Volk
Freyheit mißverſtand, und ſein Glück?
Wird beſſer der Irrende Wahrheit ſehn,
Wird weiſer werden der Thor,
Wenn du ihn zum Sclaven verkaufſt?

Im Denker ruht die Kraft des Volks,
In der Freyheit des Denkers Kraft!
Raub ihm die Freyheit, und — er verſtummt,
Oder — ſagt halbe Wahrheit,
Hüllt ſich in Schleier,
Flattert zwecklos umher.
Das Volk, geehrt und gefürchtet ſonſt,
Dem ſeine Weiſen verſtummen,
Sinkt!
Und ſeine Nachbarn umher,
Von ſeiner Weisheit erleuchtet,
Steigen empor!

Aber jauchze, Boruſſia!
Du wirſt nicht ſinken!
Wirſt dein Haupt empor
Tragen unter den Völkern!
Wirſt wirken durch mächtiges Beyſpiel,

Auf das Menſchengeſchlecht!
Wirſt immerdar es ſeyn, hochaufgeſteckt,
Der Freyheit Panier!
Denn über dir waltet, dein ſchützender Engel,
Friedrichs, des Herrlichen, Geiſt!
Und Friedrich Wilhelm hält in ſichrer Hand
Den goldnen Zepter des Reichs;
Duldet über ſeine Geliebten
Keinen Gewiſſensbeherrſcher;
Denn freyes Opfer, freyen Dank
Will der Allgütige!
Will nur in Geiſt und Wahrheit
Auf Erden angebetet ſeyn!

188.

Der Maykäfer.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. 142.)

Rathyll, ein kleiner Schäfer,
Fing einen Mayenkäfer,
Band ihn an eine Schnur
Und ſchrie: Flieg auf mein Thierchen,
Du haſt ein langes Schnürchen
An deinem Fuß, verſuch es nur!

Nein ſprach er, laß mich liegen:
Was hilfts, am Faden fliegen?
Nein, lieber gar nicht frey! —

Im vollen Zug empfunden,
Daß uns Deſpoten binden,
Freund, iſt die härtſte Sklaverey!

189.

Fragment einer Neujahrs-Litaney.

(Meinecke's verm. Schriften 1. B. S. 161.)

Weil du doch allen Seegen haſt, mein Gott,
Und geben kannſt, was wir nur nehmen können,
Wenn Du es giebſt: ſo gieb uns, lieber Gott,
Ein gut und frohes Jahr!

Wir wiſſen wohl,
Daß Du es beſſer weißt, als wir, wir armen Sünder,
Die wir mit Zeptern, Schwertern, Ruthen, Kruzifixen,
Mit theuern Seelenmeſſen, mit Geſprächen,
Geführt von hohen ſterbenden Perſonen
Und ihren Geiſtern, mit Edikten, Manifeſten,
Und Neujahrswünſchen ohne Unterlaß,
So viel es mißglückt, — an dem Wohl der Welt
Arbeiten, — o wir wiſſen wohl, daß Du
Es beſſer weißt, was hier auf dieſer Erde
Zu unſerm ew'gen Heile dienlich iſt!
Doch zählen wir, ſo gut wir es verſtehn,
Zu unſerm eignen Troſt, in Kindeseinfalt
Dir ein'ge Stücke vor, die ein recht gutes Jahr
Wohl haben könnte! (Iſt doch heut der Tag,
An dem die ganze werthe Chriſtenheit
Mit ihrem Halbverdienſt und Deiner Gnade

Abrechnung hält, und ob ſie gleich noch immer
Mit Deinem eignen Golde dich bezahlt,
Und vieles ſchuldig bleiben muß, von neuem
Um Vorſchuß bittet!
Nimm dann, lieber Gott,
Dem Allzuklugen, was zu klug ihn macht,
Und gieb's dem armen, allzunärr'ſchen Narr'n,
Und ſollt darüber auch die Leuchtenburg
Zum Findelhauſe werden, lieber Gott!

Zerſtöre jede hinterliſtige
Diſtinktion! Was auch der fromme Vetter
Zu Wandsbek von zwey eignen Waſſerkarren
Der Offenbarung und Philoſophei
Zum guten Boten ſpricht — ſo iſt uns doch
Nur eine einzige Vernunft von Dir gegeben,
Die, wie ein ehrlicher und treuer Advokat,
Nicht zweyen Gegnern dienen kann! — Ein Spiel
Iſt gar zu ſehr ein Spiel, und oft erinnert
Der ſchlaue Unterſchied des Philoſophiſch-
Und Theologiſch-Wahren an zwey Hände,
Womit ein Bettler um ein doppeltes Geſchenk
Zu gleicher Zeit uns beide Taſchen anſpricht.

Mach alle Chriſten wiederum zu Menſchen
Und dann erſt gieb den Glaubensabgeſandten
Im blinden Heidenthum, Gedeihn zu ihrem Werk!
Und — weil ich hier juſt an die Werber denke —
Laß doch den preuß'ſchen Werbern nur ſo viel
Wein, Brod und Fleiſch, als für ſie ſelbſt zur Nothdurft
Hinreichend iſt; denn, ach, ſie mögen gern traktiren!

Dafür ſchenk allen Leuten, die am Pult
Mit krummen Rücken ihr Gewerbe treiben,
Des ſchwachen Magens wegen, dann und wann
In ihr mit Thee zufriednes Täßchen, Wein.

Gieb Brod dem Hungrigen, dem Dürſt'gen Trank,
Ein Kleid dem Frierenden! O, dieſe Armen ſind
In jeder Haus = und Kirchenlitaney
Zuerſt zu nennen, denn dieſe können nicht mehr warten!

Gieb unſern Kindern einen deutlichen
Und guten Katechismus, lieber Gott!
Und laß ſie lernen, daß die Theorie
Nur um der Praxis willen da iſt; daß die Teufel,
Wie Sanct Jakobus meynt, den theoret'ſchen Glauben
So gut verſtehen, als hätten ſie entweder
Bey einem Reſtaurator Fidel das
Dogmatikum bis auf den lezten Mann
Mit ausgehalten, oder hätten gar
Ihn ſelbſt in ſeiner Jugend unterrichtet.

Gieb unſern Knaben — Knaben zu Geſpielen,
Daß ſie im Laufen und im Ringen Bein und Arm
Von Kind auf üben, daß ſie in der Kraft
Der Muskeln und der Sehnen ſich erfreuen!
Denn das iſt wahrlich nicht nur Roßesfreude,
Das iſt auch Menſchenfreude: — ja die Tugend ſelbſt
Bedarf des Starken und Geſunden.
Geht viel ehe ein Ankertau durch einer Nadel Ohr,
Als daß ein Reicher in den Himmel komme;

So bleibt dem Schwächling und dem Immerſiechen
Die Pforte ewig zugeſchloſſen!
Unſern Mädchen
Verleih ein Angeſicht, das ohne Schminke
Gefallen kann, aus dem uns eine Seele
Entgegen ſpricht, die ſeyn will, was ſie ſcheint.
O du belohneſt oft des Mannes gute That
Allein durch ſeines Weibes Lächeln, und, fürwahr,
Er iſt belohnt und mit dem Lohn zufrieden!

Schenk allen Jungfern — nimm hier, lieber Gott,
Das Wort, wie wir es nehmen, denn vor Dir
Iſt freylich nichts verborgen — allen Jungfern
Schenk einen guten Mann, und gieb ihn bald,
Daß ſie der Blumen in des Hares Locke
Vor ihren Schweſtern ſich nicht ſchämen dürfen.

Den Männern gieb ein gut und freundlich Weib!
(Bewahr uns lieber Gott, in dieſem, wie
In jenem Leben, vor der Hölle Pein!)

Den jungen Weibern einen jungen Mann!
Denn Frühlingsluft im Winter iſt nicht gut,
Und bringt nur Krankheit, und der Frühling wird
Darüber ganz und gar verdorben.

Auch unſern Jünglingen zu rechter Zeit
Ihr Amt und Brod und Weib! Erbarme Dich
Der armen Kindelein, die ihres Vaters Namen
Zu ihrer Mutter Schande nennen, nie

Erfahren haben, wie der Apfel ſchmeckt,
Den, Abends, wann er von der Arbeit kömmt,
Ein lieber Vater ſeinen Kleinen bringt.

Gieb allen frommen Greiſen und Greiſinnen
Heut einen frohen Tag bey ihren Kindern;
Laß ſie im Lehnſtuhl ſitzen am Kamin,
Wo ſich die Kinder ihrer Söhn' und Töchter
Die Weyhnachtsäpfel braten, lieber Gott!

Gieb dem Geſunden Mäßigkeit, und bald
Dem Kranken guten Appetit! Fürwahr,
Geſundheit, Speis und Trank, wie's unſer Herz erfreut,
Iſt doch für dieſe Welt nicht zu verachten! —
Wenn jetzt der Abend kömmt, wenn uns die Arbeit
Des langen Tags ein Recht zur Muße giebt,
Der Tiſch gedeckt iſt, ein verdient Gericht
In reinen Schüſſeln raucht, ein frohes Weib
Den mäß'gen Becher füllt, vergnügte Kinder
Mit einer zärtlichen naiven Vorſicht
Ihn uns entgegen tragen; o dann ſchäm' ich mich
Des menſchlichen Gedankens, wahrlich, nicht:
Daß ich im Himmel einſt ſo leben möchte!

Doch, daß ich alles kurz zuſammen faſſe,
— Denn, ob Du gleich langmüthig biſt, mein Gott,
So darf man Dich doch nicht verſuchen! — — Gieb
All Deinen Kindern, groß und klein, o Vater!
Weil Du zum Spiel ſie in die Welt geſetzt,
Auch ihre Würfel, ihren Rechenpfennig

Und ihre Puppen! Schenk uns allen, Vater,
Was wir begehren, oder laß uns das
[illegible] begehren, was Du schenken willſt!
Zeig uns die Aepfel und den Marzipan,
Die Mandeln und Roſinen lieber nicht,
Wenn Du ſie wieder in den Schrank verſchließ'ſt!
Und unſre Weiber, wenn, in allen Ehren,
Sie nicht das alles kaufen können, was
Geſchrieben und gemahlet das Journal
Der Moden allzuſchön uns anzupreiſen weiß;
So laß ſie doch — um ihrer Männer willen! —
So laß ſie gar das gelbe Buch nicht ſehn!

190.

Die Beſchreibung des Jupiters.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. 93.)

Den Zevs erſuchte ſein Trabant,
Der Adler, einſt um das Vergnügen,
Ein bischen in ſein Vaterland
Auf Abentheuer auszufliegen.
Schnell, wie der Sturm aus Aeols Mund,
Fuhr er von des Olympus Küſte
Hernieder auf das Erdenrund
Und ſezte ſich in einer Wüſte,
Die das Athen der Affen war,
(Nun heißt die Gegend Zanguebar)
Um, auszuruhen. Ha! wie lauſchte
Der Pavianen muntres Chor,

Als er, gleich einem Meteor,
In ihren Kreis herunter rauſchte.
Der Rektor der Akademie,
Ein Doktor der Mythologie,
Erkannte gleich am goldnen Schnabel
Des Donnergottes Leibkonſtabel.
Heil, dir, ſo rief der Muſenſohn,
Du Hüter von Chronions Waffen!
Was treibt er nun auf ſeinem Thron?
Giebts noch mit Rieſen viel zu ſchaffen?
Darf ich den Vorwitz dir geſtehn,
Ich möchte gern ihn einmal ſehn.
Spricht er auch öfters von uns Affen?
O ja, lacht ihm der Adler zu,
Sitz auf, du ſollſt in einem Nu
Den König der Natur erblicken.
Der kekke Doktor Sapajou
Springt jauchzend auf des Knappen Rücken.
Schnell, wie die Blitze, die er hält,
Durch die getheilten Wolken zücken,
Trägt er ihn durch die Oberwelt
Und ſtellt ihn zu des Thrones Füßen,
Um welchen ſich die Sphären drehn:
Starr, unbewußt, wie ihm geſchehn,
Umwölkt von Todesfinſterniſſen
Fiel er auf ſeine Stirne hin,
Und hätte Jupiter im Fliehn
Nicht ſeinen Hauch noch aufgefangen,
Er wäre wie ein Dunſt vergangen.
Doch kaum erblikt er neues Licht,

So birgt er, wie der Aberglaube
Vor Josephs Throne, ſich im Staube,
Und ſchlägt die Pfoten vors Geſicht.
Wohlan, ſprach Zevs, man bring ihn wieder
Hinab in ſeine Wüſtenei!
Fahr wohl und lehre deine Brüder,
Wer der Monarch der Götter ſey.
Er winkt dem flüchtigen Trabanten,
Und eh ſich Max beſinnen kann,
Langt er im Schooß der Anverwandten
Von kaltem Schweiße triefend an.
Schon taumelt jauchzend, wie Bachanten,
Der ganze Rudel bunt und kraus
Den Pilger an. Sey uns willkommen!
Wie lebt ſichs in dem Oberhaus?
Was haſt du neues dort vernommen?
Wie ſieht der Gott der Götter aus?
So hört er hundert Stimmen fragen:
Wie wird er ausſehn? — Wie ein Gott;
Ja, wie ein Gott, das kann ich ſagen,
Verſetzt der rauhe Don Quixott
Und ſtrich ſich ſeinen Rektorskragen.
Gut, ſprach ein junger Kandidat;
Allein, wie iſt ein Gott beſchaffen?
Ha, Freund! rief Max, er iſt . . . er hat . . .
Er hat . . . kein Härchen von uns Affen.

Bald, Lieber, glaub ich in der That
Den Traum von der Metempſychoſe,
Den du uns jüngſt in Plato's Proſe,

Mit Platons Geiſt erzählet daß.
Denn, ſagen mächtige Doktoren
Uns nicht, wiewohl in mehr Bombaſt,
Im Tone der Reformatoren,
Noch jezt, dem Menſchenſinn zum Spott,
Juſt was mein Pavian, von Gott?

191.

Die Exegeten.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. 108.)

Auf einer brittiſchen Fregatte.
Die Wanderer aus jedem Land
Auf ihrer Farth vom Indusſtrand
Nach Kanton eingenommen hatte,
Gerieth ein Sohn des alten Theut
Mit einem Gallier in Streit
Des oft verwünſchten Apfels wegen,
Der Peſtilenz und theure Zeit,
Symbole, Galgen, Kronen, Degen
Und Schurzen in die Welt gebracht.
Der Deutſche ſprach: auf unſern Höhen
Bey Borſtdorf iſt ſie noch zu ſehen
Die Frucht. Der weiſe Franzmann lacht
Pardon, wir nennen ſie Renette
Und Frankreich iſt ihr Vaterland.
Die Kämpfer ſchrieen um die Wette,
Bis man zulezt für dienlich fand,

Dem Ausſpruch zweener Jeſuiten
Aus Porto ſich zu unterziehn.
Ey Freunde, rief der Kopliten
Gelehrtes Paar, wo denkt ihr hin?
Ihr irrt, es war die Apfelſine,
Das ſchwören wir beym Eskobar.
Ihr Herrn, ſprach mit beſcheidner Mine
Ein Proſelyt aus Tranquebar,
Mich dünkt, ich habe wo geleſen,
Es ſey die Kokosnuß geweſen.
Hier biß der alte Schiffskaplan,
Vom Punſch erhizt, mit wilden Blicken,
Sein krummes Pfeifenrohr in Stücken
Und ſpie es in den Ozean.
Nein! länger iſts nicht auszuſtehen,
Wer wird die Bibel ſo verdrehen?
Rief er: es iſt ja ſonnenklar,
God damn, daß es ein Pudding war.

192.

Die Sonnenuhr.

(Pickels Verl. 2. Th. S. 22.)

Was mag die Glocke ſeyn? Geh, ſieh doch, Schwager,
Im Garten auf der Sonnenuhr!
Sprach Junker Hans auf ſeinem Krankenlager
Zu ſeinem ländlichen Merkur.

Lips geht, und bringt nach langem Weilen
Die Sonnenuhr vors Kanapee:

Da, Herr, ſeht ſelber zu! ſprach er mit Heulen,
Gott weiß, daß ich vom Dinge nichts verſteh!

Jüngſt las mir Stangius aus einer alten Fiebel
Den Schwank, und jauchzte wie ein Kind,
Der gute Mann weiß nicht, daß er ſich ſeiner Bibel,
Wie Lips der Sonnenuhr, bedient.

193.

Das Elixir.

(Pfeffels Verſ. 2. Th. S. 40.)

Der Derwiſch Aladin lag in Buchara krank:
Sein Fuß berührte ſchon des Grabes jähe Stufen.
Man ließ den Avizenna rufen.
Er kam: Du mußt in deinem Trank
Von dieſem Elixir, ſprach er nach reifen Schlüſſen,
Des Tags drei Löffel voll genießen;
Es ſtärkt das Haupt und heilt die Bruſt.
Der Patient nahm es mit Luſt
Und fing ſchon an die Wunderkraft zu ſpüren.
Gut! denkt er bey ſich ſelbſt, nehm ich den Balſam nur
Und recht nach Appetit, ſo wird das meine Kur
Weit eher noch zum frohen Ziele führen.
Geſagt, gethan. Er leeret die Tinktur
Mit einem Zug bis auf den lezten Tropfen.
Sie fähret wie ein Bliz durch Adern und Gebein:
Der Schwindel dreht ſein Haupt, das Herz fängt an zu klopfen
Und bald verkalkt es ſich zum Kieſelſtein.

Er taumelt durch die Stadt, ſteigt auf die Minareen,
Ruft alles Volk mit bacchiſchem Gebrüll
Zum Beiramstanz, und wer nicht tanzen will,
Den ſchleppet er in die Moscheen
Und ſtößt ihm einen Dolch ins Herz.
Man lief, den Arzt um Rath zu fragen.
Er ließ nicht ohne Frucht ihm ein paar Adern ſchlagen;
Doch er geſtand mit edlem Schmerz,
Er werde ſchwerlich ganz geneſen.

Was meynſt du, Freund, gleicht die Religion
Nicht dieſem Elixir? Braucht ſie der Erdenſohn
Wie grobe Koſt und als ein fremdes Weſen;
So macht ſie krank, erzeuget Schwärmerey
Und Phariſäerſtolz :- doch miſcht er als Arzney
Von ihrem Geiſt, von ihrem Freudenöhle,
In jede Nahrung ſeiner Seele;
So mehrt es ihren Lebensſaft
Und füllet ſie mit Gotteskraft.

194

Die Urne.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. 135.)

Der fromme Biſchoff Theagen
Entwich in eine dunkle Grotte
Des Pallaswäldchens bey Athen,
Um weit vom Lärm mit ſeinem Gotte
Und ſich vertrauter umzugehn.

Er lebte hier ſchon ſieben Jahre,
Nur von Olympiern geſehn;
Schon fielen ſeine grauen Haare
Wie Blätter, die der Nord verjagt;
Schon tönten ſeine Pſalmen heiſer
Und täglich ſchlug ſein Buſen leiſer,
An dem ſchon lang der Krebs genagt.
Er fühlte, daß ſein Ende nahte;
Sein welker Arm, der kaum den Stab
Noch halten kann, ergreift die Spate
Und fröhlich macht er ſich ſein Grab.
Izt ragt was aus dem Schoos der Erde;
Es war ein marmorner Altar,
Der einſt der Göttin heilig war.
Doch ſchnell erhob ſich aus dem Herde
Ein kleiner goldner Aſchenkrug,
Von hellem Sternenglanz umgeben.
Gott! rief der Greis mit heilgem Beben,
Iſts Wahrheit? Iſt es Augentrug?
Er wagts, die Urne wegzuheben,
Die kaum in ſeinen Händen weilt,
So überſtrömt ihn neues Leben
Und ſchon iſt ſeine Bruſt geheilt.
Der Alte ſinkt vor dem Altare
In Thränen auf ſein Angeſicht:
Verſchmähe meine Bitte nicht,
Gott! noch ein Wunder, offenbare
Mir, Gott, wer dein Apoſtel iſt,
Den dieſer Aſchenkrug verſchließt.
Der Grund des Felſen wird erſchüttert,

Und eine himmliſche Geſtalt,
Die wie ein Blitz vorüberwallt,
Ruft: Sokrates! Der Alte zittert
Und in dem Strahlendiadem
Des Krugs, auf den ſein Blick ſich kehret,
Lieſt er beſchämt: Wer Gott verehret
Und recht thut, iſt ihm angenehm.

195.

Die Feinde der Aufklärung.

(N. T. Merkur, 1790. Jan. S. 27.)

In dieſem Herbſt, an einem Abend
Kurz vor dem Winter-Sonnenſtillſtand
Kam Lichtfreund in den großen Klub.
Zwar zahlreich fand er die Verſammlung,
Doch kannt' er zwey kaum oder drey
Am Ton, an Mundart ihrer Rede.
Denn tiefgeſunken war die Sonne,
Unkenntlich waren Form und Farben;
Doch ſprach man viel von Form und Farben,
Und ſtritt von ungeſehnen Dingen.
Da riefen viele: „bringt uns Licht!
„Wer kann die Dunkelheit ertragen!
„Blind und im Finſtern ſeyn, gilt gleich.

Man brachte Licht — und Heiterkeit
Erblikte man auf vieler Antliz;
Nur Einige verdroß das Licht:
Sie wünſchten wieder Dunkelheit.
Wer waren die?
Ein kranker Mann.
Entzündet waren beyde Augen:
Ihm machten Sonnenlicht und Wachslicht
Faſt gleiche Schmerzen. War es Wunder,
Daß Finſterniß ihm lieber war?

Ein alter Mann, von ſchwachen Nerven,
Erwachte jezt aus ſeiner Schwäche,
Rieb ſich die Augen, klagte blinzend:
„Was ſoll das Licht? es blendet mich;
„Zehnmal war Dämmerung mir lieber;
„Fort mit dem Licht! ich will nichts ſehn.

Ein Dritter ſchläferte. — Das Murmeln
Der funfzig oder hundert Sprecher
Betäubt den leeren Kopf durch Schlummer.
Das liebt' er ſehr; doch nun beym Lichte,
Bey zahlreich wachender Geſellſchaft
Zu ſchlafen, — muß er ſich ja ſchämen.
„Mir, ſprach ein ſüſſer junger Schwärmer,
„Mir ſcheint im Dunkeln alles ſchöner:
„Beym halben Licht der Dämmerung
„Verſchönert meine Phantaſie,
„Was man zu wahr im Hellen ſieht;
„Der Fehler ſelber ſcheint da noch ſchön,

„Wahr oder nicht, das gilt mir gleich.
„Weit ſchöner iſt die Feenwelt
„Im Dunkeln, als die wirkliche.
„Wer ſieht bey hellerm Lichte Geiſter,
„Und ach, was kann man beſſers ſehn!
„Jezt eben, dünkt mich, ſah' ich einen,
„Wie Schwedenborg je einen ſah.
„Kaum kam das Licht, weg war mein Geiſt.
„Mein lieber Geiſt! — Verdammtes Licht!

„Verdammtes Licht!“ — rief tief im Saale
Auch Philidor, der, hinterm Schirme
Mit ſeiner magiſchen Laterne,
Mit ſeinem hohlen Zauberſpiegel,
Mit ſeinen Lampen eben fertig,
Der ganzen ſtaunenden Geſellſchaft
Im weißlichern Wacholderrauche
Von ſeinem transparenten Bilde
Die täuſchende Geſtalt, wie Schatten
Von guten oder böſen Geiſtern
Zum Schaudern lebhaft zeigen wollte.
„Licht weg!“ rief er, „zu meiner Kunſt
„Muß man durchaus im Dunkeln ſeyn.“

Ein Schleicher horchte unterdeſſen
Wo zwey und drey vertraulich ſprachen,
Trug dann zu dem und jenem Botſchaft,
Die unerkannt man lieber trägt.
Das Licht verhinderte den Horcher.

Ein Mißgeſtalteter — ſein Antlitz
War voller Schwaren, halb bepflaſtert —
Ließ ſich nicht gern im Hellen ſehn.

Ein alter Faun war in Begriff,
Sich gegen einen ſchönen Jüngling
Nach Faunenſitte zu entdecken,
Was er, bey Licht und Zeugen ungern,
Sich nun nicht mehr erlauben durfte.

Ein andrer hatte das Projekt,
Monopoliſt des Lichts zu werden;
Drum haßt er allgemeines Licht.

Ein Taſchenſpieler wollt' im Finſtern
Der Andern Taſchen künſtlich leeren,
Dann heimlich aus dem Zimmer ſchleichen.

Ein Schwachkopf hielt es gar für Sünde,
Die weiſere Natur zu meiſtern:
„Wollt ihr die Sonne tadeln, daß ſie
„Von unſerm Horizonte wich?

„Wollt ihr durch eignes Licht erſetzen,
„Was ſie entzog? Nacht muß Nacht ſeyn!
„Ihr ſeyd Franklin, dem Frevler gleich,
„Der's wagt, durch Blitzableiterſtangen
„Der ſtrahlenſchwangern Wetterwolke
„Das Feuer zu entziehn; ihr ſtreitet
„Mit Gott. Laßt ſeine Blitze zünden,
„Und ungehindert ſeys hier finſter!

„Wenn Gott will, daß wir ſehen ſollen,
„Wird er durch Blitze uns erleuchten.

„Und hat man,“ ſetzt ſein trüber Bruder
Voll Furcht hinzu „nicht manch Exempel,
„Daß Menſchen von zu hellem Lichte
„An ihren Augen Schaden litten?

„Iſts Licht erſt da und wird geduldet,
„Dann gehts bald weiter; noch mehr Lichter
„Dringt man und macht die Luft phlogiſtiſch;
„Dann könnten wir vom Licht erſticken.
„Darf man das wohl im Finſtern fürchten?
„Nein, nein! Erleuchtung iſt gefährlich!

Ja, ihr habt alle Recht, ſprach Lichtfreund:
Ein jeder Menſch in euerm Falle,
Mit euern Augen, Kopf und Herzen,
Kann helles Licht gar wohl entbehren.
Entbehrt es lieber, habt am halben
Geſpaltnen Strahl des kleinſten Lämpchens
Licht überflüſſig, ſchon zu viel!
Wir ſind in eurem Falle nie!
Geht ihr ins Dunkle, uns laßts Licht!

196.

Vortrefliche Abſicht!

(Satyren von Weidmann, S. 2.)

Da ſteh ich mit geſchlungenen Händen und ſtaune die Welt an.
Nur den Adel, die Reichen ſoll künftig die Wiſſenſchaft ſchmücken.
O ihr geheiligten Muſen, euch dräuen die magerſten Zeiten,
Wenn nur die Edlen und Reichen euch Weihrauch zu ſtreuen beſtimmt ſind.
O ihr Väter von ſtolzen Entwürfen, wo ſtehn euch die Köpfe?
Geht in die Vorwelt zurück, und zeigt mir die erſten Genien!
Eilt in den Bücherſaal, leſet die Namen berufener Männer,
Aller unſterblichen Lichter der Staaten, der weiſen Erfinder,
Aller menſchenbeleuchtenden Künſte: dann forſchet die Eltern!
Aus dem mindeſten Pöbel erheben ſich glänzende Sterne —
Sterne, die eure Geſlikten verdunkeln, und eigne Verdienſte,
Nicht erkaufte Diplomen beſitzen, um Edel zu heißen. —
Freilich, ihr Großen, wühlet der Neid in eurem Gehirne,
Wenn ihr, mit Sonnen verglichen, wie die Irrlichter verſchwindet,
Und wie kindiſche Zwergen bey Rieſen euch ſchmieget, verkriechet.
Daher kömmt der Entwurf; ihr wollt auch Verdienſte beſitzen,
Weisheit umarmen und pflegen: doch habt ihr Entſchloſſenheit und Fleiß?
Ihr ſeyd zu faul, die Felſen zu klettern. Betrachtet die Hügel!
Seht doch, wie ſteil, wie gefährlich ſind alle Zugänge des Tempels,
Den die himmliſchen Muſen bewohnen! Man reitet, man fährt nicht;
Man geht zu Fuße, gewiß Eure Durchlaucht, man geht hier zu Fuße!

Tag und Nacht wird hier gegangen! Sie rümpfen verächtlich die Naſe?
Ich kann Eurer hochfürſtlichen Gnaden unmöglich die Wahrheit
Länger verhehlen: die eignen Verdienſte kauft man nur mit Schweiße
Nicht von Vätern und Ahnen werden ſie erblich! — Sie beben
Und mit ihnen zittert das ganze hochedle Geſchwader.
Auf der Reiſe muß man ſich des Flittergepränges entlaſſen;
Und ihr wollet das Geſchleppe der Thorheit mit Weisheit verbinden.
Putztiſch, Beſuche, Spaziergang, die Tafel, der Schauplatz, die Bälle,
Würden, Geſchäfte, die Pflege der Künſte, der Wiſſenſchaft — Alles
In ein Ganzes zu binden, dazu taugt wirklich kein Bürger;
Das iſt die Arbeit für fürſtliche Köpfe, für Rieſengenieen! —

Schleich erſt, o Großer, in jene Gemächer der wahren Verdienſte,
Und du wirſt finden, daß ächte Genieen Geſundheit und Wohlſeyn,
Alle Freuden des Lebens den Pflichten widmeten; daß ſie
Märtyrer und Schlachtopfer von ihrer Geſchicklichkeit wurden;
Daß nur Undank, Verachtung, oft Strafe, Verfolgung ihr Lohn war.
Steig itzt? ſteig nur hinauf zum rühmlichen Tempel der Ehre!
Doch die Schweißbäder der Venus entkräften den zärtlichen Adel,
Und er iſt zu ſchwach, die Folter der Muſen zu dulden. —
Höflinge, die ihr gewohnt ſeyd, durch ſpielende Dienſte zu ſteigen,
Die ihr die Launen der Fürſten beyſpähet und ſchwache Minuten
Nützet, euch zu bereichern, itzt könnt ihr euch ſelbſten erwählen:
Für das Verdienſt iſt Hunger und Durſt, Noth, Kälte, Verachtung;

Für den edelſten Müßiggang lohnen euch Orden und Schlüſſel! —

Endlich erkenn ich den ſchlauen Beweggrund von euren Entwürfen:
Ihr wollt den Pöbel zur Dummheit verdammen, um ihn wie das Zugvieh
Nach der Peitſche zu lenken. Die Abſicht iſt menſchlich und ſinnreich!
Hat Mahomets deſpotiſche Lehre den Beyfall gefunden?
Billiger ſind itzt endlich die neuen Ausſchließungsgeſetze.
Was hat der Pöbel zu wiſſen, warum er die Erde beſtellet,
Für wen er handelt und webet, warum er im Schlachtfeld erwürgt wird?
Weiß denn der Ochs beym Pfluge, daß er zur Schlachtbank beſtimmt iſt?
Nur die Unwiſſenheit macht ihn zum willigſten, glücklichſten Ochſen. —
O ihr großen Erfinder, wie iſt euch die Menſchheit verpflichtet,
Und wie bevölkert ihr wieder mit Beſtien ſittliche Staaten!
Schließet die Schranken des edlen Verſtandes: der Bürger und Bauer
Bleiben verurtheilt zur Blindheit; dann trägt er, wie willige Stiere
Sein überlaſtetes Joch: die Dummheit macht glückliche Sklaven! —
Wie viel Ränke bedarf man, die Völker zur Knechtſchaft zu zwingen!
Lange Jahrhunderte müſſen die liſtige Staatskunſt verfeinern.
Einſt war der politiſche Grundſatz der weiſen Beherrſcher,

Aus ungeſitteten Thieren vernünftige Menſchen zu bilden;
Doch izt verkehrt man den Grundſatz und bildet die Menſchen zu Thieren.
Und die witzigen Schöpfer des Planes beweiſen am beſten,
Was für erhabne Genieen die ſpätere Nachwelt erwarten.
Wenigſtens werden die Großen nicht mehr bey Verdienſten erröthen;
Denn der Schielende ſpielt doch immer bey Blinden den König! —

197.

Die Aufklärung nach Lavater.

Und obs auch der Mücke den Flügel verſengt,
Den Schädel und all ſein Gehirnchen zerſprengt:
Licht bleibet doch Licht!
Und, wenn auch die grimmigſte Wespe mich ſticht,
Ich laß es doch nicht.

198.

Die Gedankenfreyheit.

Was iſt der Ruhm, nach dem der eitle Wahn
Der Sterblichen, mit frecher Kühnheit ringt?
Ein Rieſenſchatten auf der engen Bahn
Des Lebens, der die freye Menſchheit zwingt,
Die Centnerlaſt der Sclaverey zu tragen,
Und für ein Gaukelſpiel der Freyheit zu entſagen.

Wo ſind die Thaten grauer Vorzeit hin,
Die unſre Kinderkraft jezt Wunder nennt!
Verſchwunden, ach! ſeit hoher Freiheitsſinn,
Nicht flammend mehr in unſerm Buſen brennt;
Verſchwunden, ſeit die Fürſten der Nationen,
Dem Schmeichler nur, und nicht dem Weiſen lohnen.

Selbſt denken ſollen Menſchen nun nicht mehr,
Empfinden nicht nach eigenem Gefühl? —
Monarchen wollen, die ein Ungefähr
Auf Throne warf, gar der Gedanken Ziel
Beſtimmen? — Sie, die durch des Denkers Wachen
Nur die Unſterblichkeit ſich eigen machen? —

Denn nur der Dichtkunſt hohe Kraft zerreißt
Des Erdenlebens eingeſchränkten Raum,
Und giebt des Nachruhms Weltenſprache, Geiſt: —
Sie weckt durch ſanfter Strophen Ruf vom Traum,
Den Nachtſchoß, Vergeſſenheit; — und immer
Glänzt in der Zukunft Nacht, des Nachruhms Schimmer!

Und dieſes Götterkind, vom Hochgefühl,
In taumelnder Beredſamkeit erzeugt,
Das jeden Donnerer im Schlachtgewühl,
Als Held erhebt, doch auch als Mörder beugt,
Soll nun des Herzens Fülle unterdrücken,
Und auf Verbrechen ſchweigend niederblicken? —

Nein! da der Weltenkreiſe Gott gebahr,
Belebt' Er uns mit ſeines Weſens Hauch,

Mit Seele! — Dieſer Gottes-Athem war,
So frei wie Er: nur deſſen Fehlgebrauch,
Vermochte unſers Willkührs Muth zu hemmen,
Durch Sclaverey, der Freyheit Kraft zu dämmen.

Ihr Schatten blieb — bis daß des Pfaffenthums
Verkappter Schelmerey die Menſchheit zwang,
Auch dieſen noch, für ihres Heiligthums
Gepriesne Hoheit hinzugeben. — Lang
Umſpannten dieſe Feſſeln alle Werke
Des Witzes; — ein Phantom ward Menſchenſtärke,

Bis, gleich wie in der Nacht, ſanft ſchüchtern nur
Ein flimmerndes Geſtirn durch Wolken blickt,
Der kühne Götterfunke der Natur
Des Menſchen Aufklärung, die uns beglückt,
Vom blinden Aberglaubens-Schlaf erwachte,
Und wieder Selbſtgefühl, uns edel machte.

Die Weisheit ward zum Machtſpruch der Natur,
Der Königspflicht und Menſchenrecht beſtimmt,
Der die Unſterblichkeit nach Thaten nur,
Den Beſten giebt: und der die Wahrheit nimmt,
Mit ihr der Fürſten Thatenruf zu richten,
Und Heldenmuth von Prahlerei zu ſichten.

Dies flimmernde Geſtirn, ward Flammenſtrahl
In Friederich des Einz'gen Mutterſchooß,
Und Pfaffenliſt ſtand nun entblößt und kahl,
Verachtet da. — Der Reiche großes Loos —

Denn jeder wollte Friedrichs Lorbeer brechen, —
Ward — frei zu denken, frey und kühn zu ſprechen.

Und jezt? — jezt, da der Weisheit Sonnenlicht,
Faſt allgemein des Irrthums Nacht verſcheuchet,
Jezt, da man Denkern Kronen flicht,
Jezt, wird Boruſſiens edler Stolz gebeugt? —
Gedankenfreyheit ſollen wir verſchwören,
Und ſtatt Vernunft, nur Menſchenſatzung hören? —

Nein! Friedrich hauchte unſrer Brennenbruſt,
Zu groß Gefühl vom Menſchenwerthe ein,
Und Wilhelm liebt zu ſehr die hohe Luſt,
Durch Wohlthun Mitgeſchöpfe zu erfreun,
Als es zu wollen, daß — das Glück der Erde,
Gedankenfreyheit, uns entriſſen werde.

199.

Lehrgedicht.

(N. T. Merkur. 1791. Nov. S. 325.)

Verlaß dein Lager, o Freund, die jungen Blüten düften,
Herrlich und ſchön iſt der May!
Fröhliche Morgenwinde lüften
Die Flügel. Ausgehaucht von Klüften
Wallt des Berges röthlicher Nebel vorbey.
Von Thürmen rufen ſie, mit feſtlichem Glockengeläute,
Nach ſüſſer allerquickender Ruh,
Den frommen Willkomm der Sonne zu:

Sie aber nimmt, in unendlicher Weite,
Auch ungeruſen, den kreiſenden Lauf,
Eilt die düſtern Fernen aufzuhellen,
Ströhmt mit ewigen Feuerwellen
Völkern den Tag herauf.
Brüder, die uns nie noch ſahen,
Brüder, die nicht wiſſen, was wir
Mit heiligen Schwüren bejahen,
Sehen bald die Welterwärmerinn nahen,
Und empfangen Licht und Freude von ihr.
Nicht weil wir gläubig ſind, nicht weil wir Chriſten geworden,
Fluthet uns ihr Feuermeer:
Auch dem Heiden öffnet der Morgen die Pforten
Des Mayentags; er ſtreut an allen Orten,
Am Himmel ſeine Roſen umher.
Des Geizes Raub beſtiegen ſie, Scharen bey Scharen
Den Ozean, ſchwammen dahin auf ſeinen Gefahren,
Suchten gierig jenſeits den Strand;
Ihr Geierblick erreicht ihn; aber kaum waren ſie,
Sie da, die blutigen Tyger, ſo fand
Ihr Auge mit Schätzen erfüllt die Küſten der Barbaren,
Und mit Seegen überſtröhmt ihr Land.

O du, den ich in dieſem Haine fand
Du, dem kein Stratagem, kein Zauber der Sophiſten
Den höchſten der Gedanken raubt,
Der einen Gott, nicht blos für ſeine Chriſten,
Nein, einen Gott für Alle glaubt;
Freund meiner Seele! wir fliegen
Ueber den Abgrund der Nacht,

Wo der Wahn ſeine Götzen bewacht,
Laſſen ſie unter uns liegen
Und ſehn — ha! ſehen überall
Leben und Kraft in tauſend Weſen ergoſſen;
Sehn ringsum dieſen Erdenball
Von Armen ewiger Huld umſchloſſen;
Leſen am Himmel, mit Sonnen beſä't —
Leſen am Blumenhügel,
Den mit thauendem Flügel
Koſend der Weſt durchweht:
Hören in ſeinem Geſäuſel, hören
Ueber uns in Donnerchören,
Wie im Rauſchen hoher Fluth
Und im Murmeln der Quelle:
Der uns machte, iſt gut!
Des Wildes Bett — der Eule Felſenzelle —
Jede Wüſte — jede Stelle
Der jungen ſegenbelaſteten Flur,
Thut den Vater uns kund, den nur
Armer Irrthum nicht mehr ſiehet.
In ihrem Stralengewande kniet
Betend vor ihm die ganze Natur,
Und ſchwört, bis wo die lezte der feiernden Sonnen glühet,
Den großen unendlichen Schwur:
Du biſt die Liebe! — Indeſſen ziehet
Laut mit Syſtemen und Blutgeſchrey
Unten der wüthende Eifer. Alle ſeine Horden,
Die die Vernunft vor Völkern ohne Scheu,
Einſt mordeten, und jezt noch im Verborgnen ermorden,
Wagen allenthalben herbey.

Ungeheuer von Gedanken füllen
Ihr Gehirn, und ihr Symbol heißt — Zwang.
Um unverſtandner Lehren willen
Drohen ſie Bann und Fluch und Untergang
Jedem, dem es, ihre Weisheit zu enthüllen
Und zu glauben, nicht gelang.
Entriſſen wird, wer nicht durch ihre Brillen
Zu ſeh'n vermag, dem Gott, von deſſen Händen er ſtammt,
Und zu ewigen Flammen verdammt.
Brüllende Gebete verſchlingen
Die Ketzer, wie Mücken; heilige Henker ſchwingen
Die Todesfackel über ſie;
Und, von Tempeln ausgeſtoßen,
Blutet die Unſchuld, kleinen und großen
Narren ein Raub. Sie hatten in ihrer Manie
Lang die Himmliſche — lang! — mit Füßen getreten,
Den Glauben in ihr Opferblut zu betten.
Und dieſes wollte Er, der nie
Der Dinge hundertfach verwundne Ketten
Aus Vaterarmen läßt? Er würfe ſeinen Blick
Nach des Elends gräßlichen Saaten,
Nach dieſen Szenen voll Greul und Höllenthaten
Mit lohnendem Beyfall zurük?
Und ſähe ſo auf blutbeſtröhmten Pfaden
Mit Schwerd und Feur und ſchon geſchlungnem Strick
Den Würgegeiſt durch Nationen waden?

Herab du Wahn! Der Hölle Meiſterſtück,
Vor dem des Aberglaubens nakte Sclaven knien,
Den ihres Rauchwerks Wolken umziehen,

Dem ihre Scheiterhaufen glühen
Und eine halbe Welt zu feiern ſich entſchloß,
Indeß die Wahrheit ſelbſt, ſammt ihren verlaſſenen Söhnen,
Umſonſt den Gottesſtrahl verſchoß, —
Umſonſt die himmelſchreiende Thränen
Im Mordgetümmel niedergoß.
Herab von deinem Throne! Schon wankten
Seine eherne Pfeiler mit dir!
Schon ſchwang ihr leuchtendes Panier
Die Duldung höher! Zweige des Friedens umrankten
Das leuchtende Panier.
Deiner Heere ſchwarze Kohorten
Schwankten in Teutonias Hain.
Gottes Wetter heulten drein;
Gottes Wetter aus Norden
Donnerten durch ihre Reihn;
Und zerſplitterten an hundert Orten
Schädel und Gebein.

Doch ſtehſt du noch in fernen Schauerhallen
Du Götze, den ſie ſich, von blinder Wuth erhitzt,
Mit Henkermeſſern geſchnitzt.
Verborgen biſt du, nicht gefallen —
Noch nicht im Schutt zuſammen geſtürzt,
Daß keiner mehr von deinen Sklaven allen,
Für dich den Dolch ergreift, den Arm zum Morde ſchürzt.

Aber ſchwül und furchtbar tagen
Wird auch dir — der Tag der Rache noch:
Stumme hungernde Völker tragen

Deine Ketten denn nimmer! Göttliche Fürſten zerſchlagen
Deine Ketten und dein Joch;
Und der Fürſten Völker ſollen
Frey auf deinen Trümmern ſtehn,
Sollen dich vernichtet ſehn;
Sollen, ihr zu huldigen,
Wo des Unſinns Flüche ſchollen,
Zum Altar der Liebe gehn;
Iſt der große Tag in vollen
Wogen einſt herauf gerollen,
Den die Heiligen erflehn.

Wir rütteln unterdeß an deinem Fußgeſtelle
Kloz, Bigotiſmus, wie die Welt
Der Bonzen jeder Art mit fluchendem Gebelle
Die Quadern noch umſchloſſen hält.
Sie wüthe, dieſe Bonzenwelt,
Und wüthe gegen meine Leyer,
Und falle über mich, wie, Drachen beygeſellt,
Das ganze Heer der Wüſtenungeheuer
In Lybien auf einen Wandrer fällt!
So lang der tauſend Pfeile einen
Noch dieſer Arm von ſtraffen Bogen ſchnellt,
Noch Freyheit unſern Buſen ſchwellt,
Und Deutſchland mächtig über ſeinen
Gerechten Sängern die Aegide hält — —
So lang entfliehen wir vor ihrem Dräuen,
Vor ihrem Toben nicht.
Kalt ſind die Flammen, welche ſie ſpeien,
Erdichtet iſt ihr grauſes Traumgeſicht,
Und Gottesläſtrung ihr Höllengericht!

200.

Warnung.

Ihr Herren, die ihr euch, verführt von eitler Ehre,
Den Namen ſtarke Geiſter gebt,
Und blos nach dem Geſez, das die Natur gab, lebt,
Die ihr der frommen Vorwelt Lehre
Zum Ziel profanen Wizes macht,
Der Blindheit unſrer Ahnen lacht,
Euch lieblos des Verfalls der Bonzenherrſchaft freuet,
Und Klausnerheiligkeit als Gleisnerey verſchreiet,
Die ihr auf Bann und Interdikt
Mit ſtolzen Lächeln niederblikt,
Und ſie als Gaukelſpiel verachtet,
Ja ſelbſt die Hölle wenig achtet,
Verwegne! ſpizt die Ohren auf,
Und höret, was mir jüngſt (noch klappern mir die Zähne)
Bey der Erinnerung an dieſe Schrekenſcene)
Zur Mitternachtzeit wiederfuhr!

Ich fand auf einmal an der Pforte
Zu jenem unterirdſchen Orte,
Von dem manch Buch mit Recht ſo böſe Ding erzählt,
Und wo, von gleicher Pein gequält,
Der Erde ſtolze Potentaten
Mit armem Bettlervolk auf einem Roſte braten.
Rings um die Mündung wallte hoch
Ein dicker Dampf empor, der Schwefel ähnlich roch:
Es herrſchte weit und breit ein ſchaudervolles Schweigen,

Und da ich weder Menſch noch Thier
Entdeckte, wagt' ich es, gereizt von Neubegier,
Den finſtern Schacht hinabzuſteigen.
Doch ſtellt euch mein Entſetzen vor!
Kaum war ich innerhalb der Schwelle,
So ſchloß mit wildem Knall ſich hinter mir das Thor,
Und ach! ich armer Tropf befand mich in der Hölle.

Dem Wandrer, neben dem ein Blitz herabfährt, gleich,
Stand ich bis in das Mark erſchüttert, ſtumm und bleich,
Und ſtreckte zitternd beide Hände
Verzweiflungsvoll empor: doch eh ich mirs verſah,
War ſchon ein ſcheuslich Unthier da,
Das einem Teufel der Legende,
So wie ein Ey dem andern, gleich.
Wen ſucht er, brüllte fürchterlich
Der Unhold, hier bey uns? was führt ihn von der Erde
Zur Unterwelt hinab? will er an Satans Herde
Sich wärmen? Nur herbei! . . . Ein kalter Schauer lief
Bey dieſem Antrag mir vom Kopf bis zu den Füßen
Durch jedes Glied. Nein, nein, ich bitte, rief
Ich zitternd, nur das Thor mir wieder aufzuſchließen.
Gemach, erwiedert' er, ſo iſt es nicht gemeint:
Wer einmal hier iſt, guter Freund!
Muß nolens volens ſich bequemen,
In Ewigkeit bei uns fürlieb zu nehmen.
Drum denk er ja an keine Wiederkehr!
Das Privilegium, von hier einſt loszukommen,
Das Abbadona ſich, ſo wie ich jüngſt vernommen,
Erſchlichen haben ſoll, erhält wohl keiner mehr.

Auf! folg' er mir, wohin ich ihn geleite!
Nur da hinaus zur linken Seite!

Mein Sträuben half hier nichts: drum gieng ich willig mit.
Wir wanderten ganz ſachte, Schritt für Schritt,
(Denn wo kein Scheiterhaufen glühet,
Bey dem man Sünder brät und brühet,
Iſts, wie ſich leicht erachten läßt,
Nicht wenig finſter in der Hölle)
Und kamen endlich an die Stelle,
Wo Seelen ohne Zahl, in Pfannen eingepreßt,
Gebraten auf dem Roſt, und aufgehenkt an Spießen,
Für eines Stündchens Lüſternheit,
Die keinem Beichtiger zur öſterlichen Zeit
Ins Ohr geflüſtert ward, nun ewig ſchmachten müſſen.
O Himmel, hilf! welch ungeheure Schaar
Verworfener von mancherley Gelichter
Bot rings umher ſich meinen Blicken dar!
Hier ſchnitt ein Potentat erbärmliche Geſichter,
Und rief: ich Thor! warum gab ich des Volkes Schweiß,
Den öffentlichen Schatz nicht meinen Bonzen preis?
Ich wäre dann wohl fern von Satans Bratenwender,
Ja ſtünd als Heiliger im römiſchen Kalender.
Dort riß ein Philoſoph das Haar ſich aus dem Kopf,
Und heulte laut: weh mir! ach! hätt ich armer Tropf
Doch alles blind geglaubt, und meine dreiſte Naſe
In kein profanes Buch geſteckt,
So läg ich nun nicht hier auf Kohlen hingeſtreckt,
Und wär' im Himmelreich bey meiner alten Baſe.

Dienſtfertig und galant, wie jeder Franzmann iſt,
Kam Meiſter Rabelais, mich freundlich zu empfangen,
Und als er mich wohl zwanzigmal geküßt,
Begann er mich auf mein Verlangen,
Mit der verwegnen Frevlerzunft,
Die, was von Bändigung der menſchlichen Vernunft
Die ſchwarzen Herrn von ihrem Dreyfuß ſprachen,
Nicht achtete, bekannt zu machen.
Hier, ſprach er, ſehen Sie den Spötter Luzian,
Den Erbfeind frommer Scharlatane,
Der lächelnd dem verjährten Wahne
Die Spitze bot. O Freund! Das iſt ein Wundermann,
Der durch des Witzes Talisman
Nicht ſelten ſelbſt dem böſen Feinde
Ein Lächeln abgewinnen kann.
Die ganze hölliſche Gemeinde
Iſt ihm von Herzen zugethan.
Dort ſitzt Profeſſor Bayl', und ſinnt auf neue Zweifel,
Wodurch er dann und wann die Exiſtenz der Teufel
Auch hier trotz allem, was er ſieht
Und höret, ungewiß zu machen ſich bemüht,
Bis Lucifers Gefolg zu neuer Wuth erwachet,
Und ihm ein ſchwarzer Polyphem
Unwiderlegbar fühlen machet,
Des Teufels Wirklichkeit ſey mehr als ein Problem.
In einer heißen Tonne ſitzend,
Und, einem Braten gleich, am ganzen Leibe ſchwitzend,
Seufzt in dem Winkel dort der arme Dechant Swift,
Der einſt des Spottes ätzend Gift
Hohnlächelnd auf Kalvin und auf den Papſt zu triefen

Sich unterſtand, und drum ſizt in den Tiefen
Des Höllenſchlunds, vermaledeyt
Von zweyer Kirchen Theologen,
Die er durch ſeinen Kiel ſich auf den Hals gezogen,
Sich hinterm Ohre kraßt, und, was er ſchrieb, bereut.
In jener Ecke harrt ſchon vorlängſt auf Voltären
Nicht fern von Luzian ein unbeſetzter Stuhl,
Falls Frankreichs Bonzen nicht, eh' ihn der Feuerpfuhl
Mit Haut und Haar verſchlingt, den alten Gauch bekehren.

Noch zeigte Meiſter Rabelais
Im traulichen Geſpräch mir manchen, deſſen Schriften
Beym blinden Layenvolk ſo vieles Unheil ſtiften,
Und der dafür nun ewig Ach und Weh
Im Höllenabgrund ruft. So iſt denn wirklich, dachte
Ich endlich bey mir ſelbſt, ſo iſt denn alles das,
Was ich von Satans Reich in Kochems Werken las,
Kein bloßes Mährchen? und erwachte.

O möchte doch dieß gräßliche Geſicht,
Ihr loſen Spötter, euch zur ernſten Lehre dienen!
Möcht' euer frecher Mund der Hölle Strafgericht
Kein Pfaffenmährchen mehr zu ſchelten ſich erkühnen!
Doch leider! hör' ich ſchon die Herren eures Schlags
Auch über dieſe Warnung ſpaßen:
„Mit Luzian und ſeinen Schülern mag's
„Sich ſelbſt im Höllenpfuhl nicht übel leben laſſen.“
Ja, Freunde, dürfte man dort unten ſich die Zeit
Durch munteres Geſpräch und frohen Witz vertreiben,
So ſtünd' auch meine Hand bereit,

Durch Ketzereyn ſich wund zu ſchreiben.
Allein beim mindeſten Scherz, der euch entſchlüpfet, gießt
Ein Teufel, der ſchon alt und wetterlauniſch iſt,
Euch ſiedend Pech aufs Haupt: dann laßt ihrs gerne bleiben.
Drum, meine Herren, überdenkt
Die Sache reiflich, und beſchränkt
Die leidige Vernunft um eures Heiles willen!
Bereuet, widerruft, wirkt Buß' und ſchreibt Poſtillen!
Denn, wahrlich, wahrlich ſag' ich euch:
Die Ewigkeit iſt lang, zumal im Höllenreich.

201.

Rezept wider die Heterodoxie.

Ihr ſtolzen Mönchsverächter, bebt,
Und nehmt euch wohl in Acht!
Ich weiß ein heilſames Rezept,
Das Orthodoxen macht.

Ihr wißt, Nabucho Donoſor
War auch den Mönchen gram:
Verriegelt waren Thür und Thor,
Sobald ein Sammler kam.

Legenden ſchalt er ein Gedicht,
Trug nie ein Skapulier,
Und ſchätzte Lukaszettel nicht
Viel mehr, als Löſchpapier.

Der Mönche hochgeweihte Schaar,
Die leider! nun nicht mehr
Bei Hofe Hahn im Korbe war,
Verdroß der Unfug ſehr.

Was dermaleinſt in jener Welt
Dem Frevler widerfährt,
Ward zwar oft ernſtlich vorgeſtellt,
Doch lächelnd angehört.

Man rief umſonſt, der Antichriſt
Mit Sack und Pack ſey da:
Er lachte nur, der Atheiſt!
Doch hört nun, was geſchah!

Die Strafe kam in vollem Lauf:
Der Frevler ward ein Ochs,
Fraß Heu und Gras, und wurde drauf
Rechtmönchiſch orthodox.

202.

Warnung
vor den theologiſchen Marktſchreyern.

(Thümmels Reiſe — 8. Th. S. 225.)

Hörſt du von Wunderkraft entflammte Zungen ſchreyn:
„Auf unſerm Markt iſt Himmelsbrod gemein!“
So geh vorbey und glaube keiner;
Der Koth wird immerſort gemeiner.

Als Himmelsbrod auf ihren Märkten ſeyn. —
„Die Wenigſten ſind klug.“ Auf dieſen Grund erbaue
Dir dein Syſtem; und hüte dich und traue
Der Stimmen Mehrheit nicht, obgleich die ſchwache Welt
Sie über uns zum Richter aufgeſtellt.
Wie leicht vereinigen ſich Thoren
In einem Zweifelspunkt! Sie achten deiner Ohren,
Und deines Widerſpruches nicht. —
Geht es ad plurima am letzten Weltgericht,
So iſt der Philoſoph verloren —
Und dennoch bleibt ſein nützlichſtes Geſchäfte,
Verirrten nachzuſehn. Sein ſcharfes Auge hefte
Vor allen ſich auf das, was Unterſuchung flieht! —
Die Roſe, die auf unſern Beeten blüht,
Zieht aus dem Dünger ihre Balſamkräfte;
Und aus dem ſtinkenden Gebiet
Des Truges und der Thorheit zieht
Die Weisheit ihre Nahrungsſäfte.

203.

Mahomet und der Hügel.

Zum Volk ſprach der Prophet bethörter Muſelmänner:
Der Wahrheit zum Beweis iſt unſers Allas Schluß,
Daß, wenn ihr würdig glaubt, verſammelte Bekenner!
Der Hügel, der dort ruht, ſich einſt uns nähern muß. —
Auf, Hügel, höre mich! vernimm du Kind der Erde,
Vernimm des Schöpfers Ruf! Der Ruf erſchallt durch mich.
Er will, daß dieſem Volk ein Wunder ſichtbar werde.

Erſcheine hier vor uns! Auf! Auf! Erhebe dich! —
Was? ruhſt du? — Ruh denn heut! Nun ſtell ich euch, ihr Frommen,
Ein ſittlich Wunder dar, wie demuthsvoll ich bin.
Will nicht zum Mahomet der träge Hügel kommen;
So geht izt Mahomet zum trägen Hügel hin.

204.

Glauben und Erfahren.

Wer viel erfährt, vermehrt ſich ſeine Wiſſenſchaft;
Wer vieles glaubt, hat vielen Irrthum aufgerafft.

205.

Die Pilger.

(Pfeffels Verſuche. 1. Th. S. 143.)

An Teller.

Ein Iman ſchickte ſeine Söhne
Nach Mecca zu des Sehers Grab.
Sie reiſten, wie die Diogene,
Das heißt — zu Fuß. Beym Abſchied gab
Der fromme Greis, mit einer Thräne
Des Seegens, jedem einen Stab,
Und ſprach: laßt dieſen euch regieren!

Ein Gott gab ihm die Wunderkraft,
Euch ſtäts den rechten Weg zu führen.
Sie traten ihre Pilgrimſchaft
Jzt muthig an. Einſt rief im Gehen
Der jüngſte Bruder: Laß doch ſehen,
Wer wohl den ſchönſten Stecken führt?
Stracks blieb die Caravane ſtehen.
Die Stäbe werden recenſirt,
Und in die Läng und in die Queere
Gedreht, gebogen, adviſirt,
Und jeder ſchwur bey Gott und Ehre,
Daß ſeiner doch der ſchönſte wäre.
Als man ſich heiſer demonſtrirt,
So kam es, wie in unſern Tagen,
Zum Schelten und zulezt zum Schlagen.
Die Stöcke ziſchten durch die Luft;
Hier flog ein Ohr, dort eine Naſe,
Hier ſprang ein Zahn aus ſeiner Kluft,
Dort lag ein ſcheeles Aug im Graſe.
Ein Derwiſch, weiſ' und fromm, wie du,
Freund, zog von ungefähr die Straße.
Er lief auf die Athleten zu,
Und rief mit eines Seraphs Stimme:
Laßt ab, Unſinnige, laßt ab
Von euerm mörderiſchen Grimme!
Der Vater gab euch dieſen Stab,
Um euch auf rechter Bahn zu leiten;
Und den entweiht ihr, ihm zum Hohn,
Als Werkzeug toller Streitigkeiten,
Wie Chriſten die Religion.

206.

Chriſti Beſtimmung und Verdienſt,

nach dem

allegoriſchen Eingang zu dem Evangelium Johannis.

(Johannis Evang. — von Oertel, 1795. S. 3.)

Vor Urbeginne war die Weisheit ſchon;
Die Weisheit thronte ausflußlos bey Gott;
Ja, einheitlos war ſie Gott ſelbſt.
Vom Urbeginne war die Weisheit ſchon bey Gott.
Der Welten All begann durch ſie
Und ohne ſie ward Nichts,
Was je im Schöpfungsall begann.

Sie ward der Quell der Seligkeit;
Und der Genuß der Seligkeit
Hieß Sterbliche das Licht der Wahrheit ſpähn.
Der Wahrheit Licht beſchien des Aberglaubens Nacht;
Nur faßte ihren Strahl der Aberglaube nicht.

Da kam ein Mann, von Gott geſandt —
Johannes — und verkündete
Des neuen Lichts Erſcheinung,
Um Alle zu erhellen.

Johannes war nicht ſelbſt das Licht,
Beſtimmt, der Menſchheit Nacht zu hellen —
Nur vorbereiten ſollte Er
Die Nation auf jenes Licht.

Das ächte Licht kam erſt nach ihm,
Die finſtre Menſchheit — aufzuklären.
Es war nun wieder in der Welt,
Die durch daſſelbe einſt begann;
Allein die Welt war blind bey ſeinem Strahl.
Sein Strahl ſchien ſeinem eignen Volke;
Allein ſein eignes Volk faßt' dieſen Strahl nicht auf.

Doch, die ihn faßten, hob das Licht
Zur ächten Gotteskinder-Würde —
Durch Geiſtesadel und Allvaterſinn,
Durch Sekte nicht und leibliche Geburt.

So kam die Weisheit nun in menſchlicher Geſtalt
Und ließ bey Sterblichen ſich wohnhaft nieder.
Wir ſahen ſie in ihrer ganzen Herrlichkeit,
In der ſie nur der Gottheit Allvertrauter
Uns zeigen konnte — Er, voll Wahrheit und Beſeligung.

Er iſt's, von dem Johannes einſt
Verkündete: Da ſeht den Mann,
Von dem ich euch ſchon oft geſagt,
Daß bald nach mir ſich zeigen wird
Ein Mann von höherm Rang, als ich —
Der lang vor mir erwartet ward.

Er iſt's, aus deſſen Schätzen wir
Die ächten Geiſtesgüter nehmen;
Er iſt's, der mehr uns gab, als Moſe
Mit ſeiner Staatsreligion —

Der Menſchheit höchſtes Gut gab Er,
Die ächte Wahrheit der Vernunft!

Kein Weiſer in der Vorzeit Tagen
Fand noch den ächten Grundbegriff von Gott.
Nur Er, der Gottbelehrten Erſter,
Der ſelbſt in des Allvaters Schule war,
Hat uns der Gottheit ew'gen Plan
Im ächten Lichte dargeſtellt.

207.

An Chriſtus.

(Am Charfreytage.)

(von Tiedge.)

Ich glaub' an Dich, was auch von Dir
Die Pſeudo-Exegeten logen,
Die einen Vorhang um die Thür
Zu deiner lichten Weisheit zogen,
Und, himmelweit entfernt von ihr,
Die Menſchen um das Glück betrogen,
Das rein und wahr, wie Gott, und mild,
Wie kein Geſchwätz der Theologen,
Aus ihrem Lebensborne quillt.
Ach, ſollteſt Du aus deinem Grabe,
Du großer Dulder, auferſtehn,
Und lehrend noch einmal am Stabe
Der Pilgerſchaft durchs Leben gehn;
Und ſollteſt Du den Unfug ſehn,

Wie ſie die Wahrheit, dieſe Gabe
Der Weisheit, die ſo einfach ſchön
Aus deinem Herzen kam, verdrehn;
Wie ſie den Liebesſinn verſchmähn,
Verfolgung aus der Lehre preſſen,
Die Liebe lehrt und Segen giebt;
Wie ſie die Duldung ganz vergeſſen,
Die Mängel trägt und Gutes liebt,
Und die du, ſelbſt durch Hohn betrübt,
Bis zu den blutigſten Zypreſſen,
An deinen Mördern haſt geübt;
Und wie ſie nur, anſtatt zu werden,
Was Du warſt, Mann voll Kraft und Geiſt,
Voll Wahrheit, die zur Wahrheit reißt,
Sich ſtreiten: Was Du denn auf Erden
Wohl eigentlich geweſen ſeyſt?
Und wie ſie, an Verſtand und Willen
So ungleich dir, das Blutgeſetz,
Um ſeinen Blutdurſt recht zu ſtillen,
Womit es dräut, durch ihr Geſchwätz
An deinem Schatten noch erfüllen:
Ach, ſollteſt Du das alles ſehn,
Weg würdeſt Du dein Antlitz drehn,
Und würdeſt eine Thräne weinen,
Voll Wehmuth, wie ſie in den Hainen
Des Oehlbergs deinem Aug' entſchlich:
Und ſollteſt Du dann deine Lehren
Uns ſelbſt enthüllen; würden Dich
Die Pſeudo-Exegeten hören,
Die niemand hören, außer ſich?

Ja, ſollteſt Du dir's gar erlauben,
Nicht, wie's ihr ſtolzer Wahn befahl,
Nicht ſo wie ſie, an Dich zu glauben:
Sie kreuzigten Dich noch einmal!

208.

Ode auf Luther.

Brich aus! brich aus, du lang gehemmtes Feuer,
Ströhm unaufhaltſam hin!
Ertöne laut, du frühbegriffne Leier,
Ich fühl' es mir im Herzen glühn,
Erhebe mich auf deinen lichten Schwingen,
Begeiſtrung Himmel an!
Ich halts nicht mehr, und will und muß ihn ſingen,
Den großen, kühnen, deutſchen Mann!

Vernimm das Lied, in deinen weiten Kreiſen,
Mein freies Vaterland!
Ich ſinge dir den Helden, und den Weiſen,
Der deiner Ketten dich entband.
Denn deine Fürſten waren Knechte
Vom Stuhl zu Rom, und, ach
Der Patriote ſeufzt' umſonſt dem Knechte
Der Freiheit und der Menſchheit nach.

Religion, wie tief warſt du geſunken
Herab zu Menſchentand!
Von Raſerey und Fanatismus trunken
Rief, mit dem Mordſtahl in der Hand,

Der Pfaffen Schwarm: „Ihr Brüder auf, zerſtöret
„Was uns nicht angehört!
„Tod dem, der uns nicht blind verehret,
„Verderben dem, der anders lehrt!“

Und alles Volk, von Dummheit eingewieget,
Schwieg furchtſam ſtill und wich;
Ja, ſelbſt der Mächtige der Erde ſchmieget
In ihre Feſſel ruhig ſich.
Was großes Rom und Griechenland erfunden,
Das lag im Schlamm verſteckt;
Des Denkens Freyheit war dahin geſchwunden,
Die Muſen waren weggeſchreckt.

Du, Deutſchland, ſahſt entflammte Scheiterhaufen,
Und Stricke, Rad und Schwerd,
Des Himmels Gnade ſey um Geld zu kaufen,
Das warſt du laut und frech gelehrt.
Du ſahſt Provinzen leer und öde ſtehen,
Dich deine Fürſten fliehn;
Sahſt hoch empor die Kreuzesfahne wehen,
Und tauſende dem Tod entgegen ziehn.

Mit Beben hörteſt du die Donnerſtimme,
Und wardſt geſtärkt im Wahn,
Wenn jener Mann im feuervollen Grimme
Den Bannſtrahl aus dem Vatikan,
Hervorgeſchleudert — Edle niederdrückte
Mit ſeinem Hirtenſtab,
Und um ſich her in ſtolzer Hoheit blickte,
Die ihm ein Kaiſermörder gab.

Da kam der Mann, mit Muth von Gott geſtählet,
Und warf den Gözen um!
Er kam, von deutſchem Biederſinn beſeelet,
Mit Troſt und Evangelium.
Wie Feuerſtröhme floß von ſeinem Munde
Der Wahrheit Kraft und Wert;
Und mancher Edle trat zum hohen Bunde,
Trieb mit ihm Wahn und Dummheit fort.

Ihn ſchreckten nicht die hohen Erdengötter,
Wer war voll Muths, wie er?
So, wie die Eich' im grauſen Donnerwetter,
Wenn wilde Stürme rings umher
Die ſchwächern Bäume bis zur Erde beugen,
Stark, unerſchüttert ſteht,
Stund Er; — ſo hat die Wahrheit ihren Zeugen
Vor allem Volk erhöht.

Dich, heil'ge Freyheit! bracht' uns Luther wieder,
Du kamſt im Strahlenkleid
Von jenen wonnevollen Höhen nieder,
Mit ſüßer, holder Freundlichkeit.
Triumph! Triumph! zerbrochen ſind die Ketten,
Die Pfaffen ſchmiedeten;
Du ſandteſt ihn, von Sclaverey zu retten,
Erweicht durch deiner Kinder Flehn.

Er trieb mit deutſcher Kraft des Irrthums Heere
Hinweg und zagte nicht.
„Und wenn die ganze Welt voll Teufel wäre,
„So fürchtet er ſich dennoch nicht!“

Nicht Bann, nicht Acht erſchütterten den Kühnen,
Entſchloſſen ſprach ſein Mund;
So ſtund auf ſeines Vaterlands Ruinen
Der Patriot, und ſtürzt in offnen Schlund.

Du zogſt der Alten Weisheit aus dem Staube,
Erhabner, großer Mann!
Durch dich kam uns zurück der Väter Glaube,
Und tödtete den Pöbelwahn.
Wer wagt es jetzt, uns fürder einzuſchränken
Wer will entgegen ſtehn,
Wenn wir es wagen, ſelbſt zu denken,
Mit unſern Augen ſelbſt zu ſehn?

Dank dir, Unſterblicher! und jeder danke,
Den du ſo hoch beglückt!
Dein Nam' ſey unſer ſüßeſter Gedanke,
Wenn Andre Wahn und Feſſel drückt.
O wehe! wehe dem, der dich verkennet,
Dich, der ſo viel gethan! —
Wer deinen Namen nicht mit Ehrfurcht nennet,
Der iſt ein Sklav, kein freyer deutſcher Mann!

209.

Glaubensbekenntniß
eines nach Wahrheit Ringenden.

(Blumauers Gedichte, 1. Th. S. 3.)

Zwo Kräfte ſind es, die den Menſchen lenken,
Sie leiten ihn bald ſüd: bald nordenwärts;
Natur gab ihm Verſtand, um recht zu denken;
Um recht zu handeln, gab' ſie ihm das Herz.

Und zwey ſo ſchwachen Kräften unterthänig,
Wie ſchwer wird oft dem Sterblichen das Ziel!
O der Verſtand hienieden weiß ſo wenig,
Und ach, das Herz wünſcht, ahndet, glaubt ſo viel!

Im Wahn, der Wahrheit ſelber nachzufliegen,
Jagd oft der Geiſt nach einer Wolke blos:
Im Wahn, der Tugend ſelbſt im Arm zu liegen,
Liegt oft das Herz dem Laſter in dem Schooß:

Und ſind nicht dieſe Führer auf den Wegen
Des Glücks oft mit ſich ſelbſt im Widerſpruch?
Iſt nicht oft das, was die Vernunft als Seegen
Erkennt und billigt, der Empfindung Fluch?

Glaubt nicht das Herz oft Tugend da zu finden,
Wo der Verſtand nur Irrthum, Täuſchung ſieht?
Beweiſt nicht die Vernunft mit ihren Gründen
Oft Rechte, die das Herz als Laſter flieht?

Kann uns ein Licht, das jedes Wölkchen trübet,
Wohl zeigen, wo die helle Wahrheit ſey?
Bleibt ein Gefühl, das auch den Irrthum liebet
Wohl ſtäts der reinen wahren Tugend treu?

Drum meynen viele, die's bequemer finden,
Sich einer fremden Hülfe zu vertraun,
Man müſſe, wo die Wahrheit zu ergründen
So ſchwer iſt, nur auf fremden Glauben baun.

Allein iſt glauben ſicherer als wiſſen?
Gehorſam beſſer, als das Selbſtgefühl?
Und bringt ein Licht, das wir entlehnen müſſen,
Uns leichter, als das Eigene zum Ziel?

Iſt nicht der Funke, der im Menſchen glimmert,
Ein Licht, ſo gleich vertheilt, als allgemein?
Und wird die Sonne, die hier Lands uns ſchimmert,
In andern Zonen ohne Flecken ſeyn?

Iſt ſichrer, ſich die Augen zu verbinden,
Um an des andern Stab' einherzugehn?
Gab die Natur uns Augen zum Erblinden
Und Füße, um nicht ſelbſt darauf zu ſtehn?

Und dennoch iſt in manchen Prüfungsſtunden
Das Herz ſo gern dem Glauben unterthan,
Und oft ſchlägt ihm die ſtrenge Wahrheit Wunden,
Die nur allein der Glaube heilen kann.

Ja, auch dem Glauben iſt ſein Reich beſchieden,
So gut wie der Vernunft; allein wer kennt
Die Linie, die ſein Gebiet hienieden
Von dem Gebiete des Verſtandes trennt?

Nur da, wo die Vernunft mit ihren Blöſſen
Nicht hinreicht, fängt das Reich des Glaubens an:
Doch, wer hat des Verſtandes Arm gemeſſen,
Und wer beſtimmt, wie weit er reichen kann?

Muß nicht der Glaube bloß zum Mantel dienen,
Den ſtäts der Geiſt um ſeine Blößen warf?
Und darf der Sterbliche ſich auch erkühnen,
Noch mehr zu denken, als er wiſſen darf? —

O du, der mir den Geiſt voll Durſt nach Wahrheit
Und ein ſo weiches Herz zum Glauben gab,
Dir leg' ich hier am Throne deiner Klarheit
Ein frey Bekenntniß meines Glaubens ab.

Nur dir, Unendlicher! weil meine Seele
Vor deinem Blick' allein ſich nicht verſchließt,
Nur dir, weil du allein nur, wenn ich fehle,
Und nicht der Menſch in Rom, mein Richter biſt.

Nur dir, weil du nicht ſo wie Menſchen ſtrafen,
Nicht unduldſam wie Menſchen zürnen kannſt,
Und einen Geiſt, den du ſelbſt frey geſchaffen,
Nicht ſo, wie ſie, ans Joch des Glaubens ſpannſt.

Und leuchtet nicht mein Geiſt mit deinem Lichte?
Haſt du nicht jeden Strahl ihm zugezählt?
Geht mit dem Mond die Sonne zu Gerichte,
Wenn er nicht ſo, wie ſie, die Nacht erhellt?

So höre denn, und zünde, wenn ich fehle,
Nur einen Strahl von deinem Licht mir an:
Ein Strahl aus deiner Hand iſt meiner Seele
Ein Strahl des Heils, kein Strahl vom Vatikan. —

Ich glaube, daß du manchen Lebensmüden
Mit Glauben an die beßre Zukunft labſt;
Allein ich weiß doch, daß du mir hienieden
Den regen Geiſt nicht blos zum Glauben gabſt.

Ich glaube, daß der Glaub' in allen Zeiten
Den ſchwachen Geiſt des Menſchen aufrecht hielt,
Daß er ihn ſtärkt in Widerwärtigkeiten,
Und ihn mit ſüßen Hoffnungen erfüllt;

Allein ich weiß — die Welt hat es erfahren —
Daß ſelbſt der Glaub' in deiner Prieſter Hand
Mehr Böſes that in ſiebzehnhundert Jahren,
Als in ſechstauſend Jahren der Verſtand.

Ich glaube, daß der Menſch in einer Zone
Dem Licht ſich mehr, als in der andern naht;
Allein ich weiß, er hat kein Recht zum Lohne,
Weil Rom, nicht Japan ihn erzeuget hat.

Ich weiß, daß ich den Himmel nicht verdiene,
   Und daß du wenig Dank mir ſchuldig biſt,
Weil ich dir, Herr! in einem Tempel diene,
   Der meines Vaters Haus am nächſten iſt.

Ich glaube, daß dir eine Art zu dienen,
   Mehr, als die andere, gefallen kann;
Allein ich weiß, du höreſt den Braminen
   So gut, als wie den frommen Chriſten an!

Ich glaube, daß du das Geſetz der Liebe
   Auf hartem Stein einſt für die Menſchen ſchriebſt;
Allein ich fühl' es, daß es kraftlos bliebe,
   Wenn du's nicht auch in's weiche Herz uns grubſt.

Ich glaube, daß du uns ein Buch gegeben,
   Das manche Spur von deiner Hand verräth,
Daß du darinn für unſer Erdenleben
   Manch Samenkorn des Guten ausgeſä't;

Allein ich kenn' ein Buch, von dir geſchrieben,
   Und leſerlich für jede Kreatur,
Ein Buch, das einzig unverfälſcht geblieben,
   Das große Buch der heiligen Natur.

Ich glaube, daß du Menſchen ohn' Erbarmen
   Mit eignem Mund ein gleiches Maaß gedroht;
Allein mein Herz hört aus dem Mund des Armen
   Viel dringender und lauter dein Gebot.

Ich glaube, daß Geheimniſſe dich ehren,
Die nur ein Geiſt von deiner Größe faßt;
Allein ich weiß, daß du für dieſe Lehren
Uns keine Geiſteskraft gegeben haſt.

Ich glaube, daß du auf geweihte Tempel
Und auf Altäre gnädig niederſiehſt;
Allein ich weiß, daß nur die Welt dein Tempel,
Und unſer Herz dein liebſter Altar iſt.

Ich glaube, daß du uns zu allen Zeiten
Durch Wunder kund gethan, wie ſtark du biſt;
Allein ich ſeh's, daß dieſer Bau der weiten
Und ſchönen Welt dein größtes Wunder iſt.

Ich glaube, daß die ſchon verklärten Seelen
Der werth ſind, die der Menſch ſonſt heilig nennt,
Und daß wir gern auf ihren Beyſtand zählen,
Weil ſie von uns kein ſolcher Abſtand trennt;

Allein ich weiß, daß um des Menſchen Bitte
Zu prüfen, deine Weisheit keinen Rath,
Und, um ſie zu gewähren, deine Güte
Nie einen fremden Antrieb nöthig hat.

Ich glaube, Herr! daß meiner Seele Schwächen
Mich manchmal ab von deinen Wegen ziehn,
Und daß ich durch beſtändige Verbrechen
Werth deines Zorns und deiner Rache bin;

Allein ich weiß, daß meine Bosheit alle
So wenig je dein Herz erbittern kann,
So wenig, als ein kleiner Tropfen Galle
Den unermeßnen weiten Ozean.

Ich glaube, daß uns Menſchen zu erlöſen,
Ein Werk von drey und dreyßig Jahren war;
Doch weiß ich, daß es nur ein Wort geweſen,
Das Millionen Welten uns gebar.

Ich glaube, Herr! daß meines Geiſtes Kräften
Ein ew'ger Wirkungskreis dort oben winkt;
Allein ich weiß, daß er von den Geſchäften
Nur eines Tags, ſchon matt in Schlummer ſinkt.

Ich glaube, daß du nur auf einer Bahne
Den Geiſt des Menſchen zur Erkenntniß rufſt:
Allein ich weiß, daß du im Ozeane
Des Sternenlichts auch manchen Irrſtern ſchufſt.

Ich glaube, daß du Sinne mir gegeben,
Auf die allein mein Geiſt ſein Wiſſen baut,
Ja, daß du dieſen Führern ſelbſt mein Leben,
Und alle meine Kenntniß anvertraut;

Allein ich weiß, daß meine beyden Augen,
Durch die geführt, mein Geiſt ſo willig geht,
Mir nicht einmal zu unterſcheiden taugen,
Ob deine Sonne gehet oder ſteht.

Ich glaube, daß mein Herz, troz ſeinen Schwächen,
Der Tugend nur zum Siz beſtimmet iſt;
Allein ich weiß, daß Tugend und Verbrechen
Unmerklich oft in Eins zuſammenfließt.

Ich glaub', es kann mein Leiden hier auf Erden
In deinen Augen mir verdienſtlich ſeyn;
Allein ich weiß, der Kinder Leiden werden
Nie eines guten Vaters Herz erfreun.

Und ſo, o Herr! dem Widerſpruch zum Raube,
Giebt ſich mein Geiſt der Ungewißheit preis:
So ſtürzt Vernunft das nieder, was ich glaube,
Und ſo verdammt der Glaube, was ich weiß.

Und ach! in dieſen dichten Finſterniſſen,
Worinn mein Geiſt ſtäts mit ſich ſelber ringt,
Wer ſagt mir, ob mein Glauben oder Wiſſen
Hienieden mich der Wahrheit näher bringt?

Soll ich, o Herr! dem Glauben ganz entſagen,
Weil er den freyen Geiſt tyranniſirt?
Sag', oder ſoll ich den Verſtand verklagen,
Daß er zum Mörder meines Glaubens wird?

Iſts Sünde, nicht auf einen Führer bauen,
Den die Vernunft als einen Irrwiſch haßt?
Iſt es Verdienſt, dem Lichte nicht zu trauen,
Das du mir ſelber angezündet haſt?

Kann ich dein Wort nur in der Bibel leſen,
Steht dein Gebot auf zweien Tafeln nur?
Sprachſt du nur dort, und iſt's ein ander Weſen
Als du, das mit mir ſpricht durch die Natur?

Iſt das nur Tugend, was ich darum übe,
Weil mich der Glaub' allein es üben lehrt?
Und iſt all' das, was der Natur zu Liebe
Geſchieht, von dir nicht eines Blickes werth?

Haſt du allein an jenem Guten Freude,
Was einem deiner Gläubigen entſprießt,
Und iſt dir's völlig Eines, ob der Heide
Ein Titus oder ein Therſites iſt? —

O du, der mir den regen Trieb nach Wahrheit,
Und dieſes Herz voll Treu' und Glauben gab,
O ſende von dem Sitze deiner Klarheit
Nur einen Strahl auf meinen Geiſt herab!

Sieh dieſen ſchweren Kampf, den mein Gewiſſen
Mit dem Verſtande kämpft, mitleidig an,
Und lehre mich ein Mittel, wie mein Wiſſen
Mit meinem Glauben ſich vereinen kann. —

Und haſt du dann von dieſer meiner Bitte
Dein gütig Ohr auf immer weggewandt,
So nimm — ich fleh's, o Herr! zu deiner Güte —
Nimm mir den Glauben — oder den Verſtand!

210.

Carl der Fünfte.

(Pfeffels Verſ. 2. Th. S. 167.)

Des Kriegs mit Schwerdt und Worten müde
Floh Carl, der Fünfte, von dem Thron
In eine Zelle, ſuchte Friede,
Und fand ihn hier. Dem Götterſohn
Gab nun ſein Gärtchen mehr Vergnügen,
Als einſt Paviens Lorberfeld.
Nicht Cäſar mehr, war er noch Held,
Doch blos um über ſich zu ſiegen.
Sein Zeitvertreib war Gottes Welt
Mit ihrem großen Bilderbuche,
Und die mechaniſchen Verſuche.
Auf Turrianos Geiſt geſtützt
Schuf er oft wandelnde Figuren
Mit Dädals Kunſt aus Holz geſchnitzt;
Sein liebſtes Spiel trieb er mit Uhren.
Er drehte ſie, wie ſonſt den Staat,
Zerlegte, prüfte jedes Rad,
Und zeigte jedem ſeine Sphäre.

Einſt ſann er wochenlang darauf,
Ob es denn wohl nicht möglich wäre,
Zwey Pendeluhren gleichen Lauf
Und einen gleichen Ton zu geben?
Allein umſonſt war eine Müh,
Umſonſt auch ſeines Freunds Beſtreben.

Ey, rief er endlich lachend: Sieh,
Es will uns nicht einmal gelingen,
Zwey Seiger in ein Joch zu zwingen:
Und mir, und meiner Prieſterzunft
Kam es zu Sinne, die Vernunft
Von Tauſenden, und ihr Gewiſſen
In eine gleiche Form zu gießen?

211.

Die Toleranz.

(Pfeffels Verſ. 2. Th. S. 192.)

Der Adler hielt auf der bereiſten Spitze
Des himmelhohen Kaukaſus
Sein Parlament. Er legte ſeine Blitze
Voll Huld zu ſeines Thrones Fuß,
Und wog den Großen und dem Volke
Das Recht in ebnen Schalen aus.
Da fuhr, gleich einem Strahl aus einer Donnerwolke
Ein Habicht in das Oberhaus.
Er hielt ein fremdes Thier in ſeinen Krallen;
Es war ein alter Kakadu,
Der Indoſtan verließ, um durch die Welt zu wallen.
Sir! rief dem Schach der Schnapphahn zu,
Hier iſt ein arger Wicht, der dir dein Erzamt raubet,
Ein Philoſoph, der den Olymp zerſtöhrt,
Der keinen Zevs und keinen Pluto glaubet,
Und nur bey ſeinem Brama ſchwört;
Ja, was noch ärger iſt, er macht ſich ein Gewiſſen,

Die Koſt, die meinen König nährt,
Das Fleiſch der Thiere zu genieſſen;
Drum halt ich ihn des Todes werth.
„Da Zevs ihn leben läßt, ſo laß auch ich ihn leben,“
Verſezt der gute Schach, und winkt ihn los zu geben.

Der Inquiſitor barſt vor Wuth;
Allein das Hofgeſind, zumal die Papageyen,
Der Virtuos aus Calekut,
Und die beredte Gänſebrut
Vergötterten in wilden Melodeyen
Des Königs Toleranz und Edelmuth.
„Schweigt, rief der Potentat ſo derb zur bunten Heerde,
Daß ihr der kalte Schweiß entrann:
„Ein Fürſt, der nicht verfolgt, iſt noch kein Gott der Erde,
„Iſt weiter nichts, als kein Tyrann!“

212.

Der Guckkaſten, in Knittelverſen.

(Geheime Briefe an die geſunde Vernunft. S. 19.)

Vor langer Zeit gab es ein Land,
Das lag ſo ziemlich tief im Sand;
Doch der, der es regierte, war
Ein großer Mann mit Haut und Haar.
Er brachte, troz dem Sand, empor
Sein Land zu einem großen Flor.
Er that des Guten vielerley,
Und war auch ſelber gut dabey:

Er führte, was mag ſelten ſeyn,
Des Staates Ruder ganz allein.
Zwar ſchäzt' er treue Diener auch;
Doch hatte er den eignen Brauch,
Nicht mit Maitreſſen und Mignon
Zu theilen ſeinen Fürſtenthron.
Er ſtellte ganz allein die Uhr
Des Staats — —
Mit einem Wort, er war Regent,
Wie's wenig giebt am Firmament.
Von Boxtehude bis nach Wien
Sahn aller Augen nur auf ihn.
Und was er ſagte, was er that,
Das war für Andre weiſer Rath.
Er macht' es, wie der liebe Gott,
Und liebte jede Menſchenrott,
Und ſchüzte jede Glaubensſchaar,
Wenn ſie nur gut und ehrlich war.
Aus allen Köpfen, ſagte er,
Nur einen machen, das iſt ſchwer;
Und wollte Gott dies, der es kann,
So hätt' er es gewiß gethan.
Mein Reich iſt nur ein Körperreich,
Lebt jeder den Geſetzen gleich,
So mag ſein Glaubensfähnlein ſchön
Nach Weſten oder Oſten ſtehn.
Ja, hätte einer ſelbſt den Wahn,
Er ſey der reiche Tartar-Chan,
So gilt mir dieſes einerley,
Bringt er nur, was er ſoll, herbey.

Da ich nicht Meynungs-Richter bin,
So laß ich jedem ſeinen Sinn.
Die Wahrheit iſt, wie guter Wein,
Sie ſchmeichelt ſich von ſelbſten ein —
Sie wird durch Gründe — nicht durch Macht
Den Menſchen in das Herz gebracht.
Ich bin zwar Herr von meinem Land;
Doch nicht vom Glauben und Verſtand.

Dies war ſein Grundſatz und dabey
Ließ er Gedanken ſteuerfrey.
Drob war ihm Land und Leute gut,
Und alle fühlten frohen Muth.
Ein jeder glaubte, was er wollt'; —
Doch that er alles, was er ſollt'. —

Nun kam Freund Hein wohl aus der Fern,
Und hohlte dieſen guten Herrn.
Der hochberühmte Fürſtenthron
Kam drauf an ſeinen würd'gen Sohn.
Auch dieſen liebte Groß und Klein;
Doch fand ſich bald ein Kleeblatt ein,
Das operirte friſch drauf los,
Und gab dem Ruhm 'n derben Stoß. —
Der Eine gründete ſein Glück —
Durch eine Art von Meiſterſtück —
Durch eine Wachtel die nicht ſchlug,
Doch ſich als Wachtel gut betrug. —
Der Andre trieb Alfanzerey
Und Hokus, Pokus mancherley —

Schön Schattenſpiel wohl an der Wand,
Laterna magica genannt.
Die Camera obſcura war
Sein Steckenpferd ſchon manches Jahr.
Ihm war es leicht, das Davidlein,
Den Goliath noch obendrein,
Ja, wohl das ganze Todtenreich
Zu zeigen auf der Stelle gleich.
Doch that er dies nur dann und wann,
Und freilich nicht vor jedermann.
Der Dritte — ach, daß Gott erbarm!
Der machte Land und Leuten warm.
Was? — ſagte er — die Sonne ſtünd'?
Die alte Welt war auch nicht blind:
Die Sonne läuft! — wer widerſpricht,
Verliert die Naſe vom Geſicht.
Es bleibt das Glaubens-Symbolum:
Die Sonn' läuft um die Erd' herum,
Wer dies nicht glaubt, der iſt ſehr dumm!
Drum muß der Wahrheit heller Schein
Mit Macht hinein gefoltert ſeyn.
Wie Roß und Mäuler ſind ſie ja! —
War ſonſt Gebiß und Zaum nicht da;
So ſoll dies künftig anders gehn:
Wie wollte ſonſt die Welt beſtehn!

Nun ging das Kanoniren los
Wohl an die Köpfe klein und groß:
Das alte Glaubensſymbolum
Wollt' nicht in jedes Cranium.

Da wurde geſchimpft — verboten — befohlen —
Verfolgt bald öffentlich, bald verſtohlen —
Und reſcribiret nach dem Takt,
Die Rotte der Denker angepackt —
Die Feſtung, Aufklärung, mit Männern und Roſſen,
Die wurde belagert und ſtark beſchoſſen,
Edicte, Reſcripte — wie Kugeln geſchwind —
Die ſaußten ganz ſchauerlich, wie der Herr Wind.

Das Leibregiment von Grenadieren
Sah man die Feſtung defendiren —
Ihr General hieß — Herr Vernunft.

Die ganze Orthodoxen-Zunft
Stand da, wie einſt die Herren Philiſter;
Den Goliath machte ein gläubiger Küſter.
Er ſprach im ſtolzen, altgläubigen Ton
Dem Feind auf ſich Hildebrandiſch Hohn.
Sein Weberbaum war — die ſymboliſchen Bücher;
Als Fahnen wehten Altarstücher:
Da wurde geſtürmt mit klingendem Spiel,
Daß mancher im Laufen aufs Cranium fiel.

Nun kam aus ſeinem Standquartier
Als Flügelmann ein Rieſe ſchier,
Der ſchrecklich anzuſchaun.
Man rief ihn auf den Kampfplatz hin,
Um in die Pfanne bald durch ihn
Die Feinde all' zu hauen. . . .

Man ließ ihn nicht ohn' Adjutanten,
Die das Terrain wohl beſſer noch kannten:
Sie ſtreiften und ſtürmten von Zeit zu Zeit;
Doch machten ſie immer ſehr wenige Beut.
Nur neckten ſie die arme Feſte
Gar weidlich — doch, was noch das Beſte —
So ward' der Grenadier Verſtand
Dadurch nur noch weit mehr bekannt. —

Ein Tambour in der Nähe wollt
Den Wirbel nicht ſo, wie er ſollt,
Auf ſeiner Trommel ſchlagen,
Da ſchickte man Kundſchafter aus,
Die ſollten heimlich dieſe Maus
In eine Falle jagen. — —

Doch die Belagerer,
Die wurden endlich Herr.
Sie ſuchten alles anzuwenden,
Und kriegten ganz allein das Magazin in Händen.
Aus Furcht vor Hungersnoth — gab die Beſatzung nach,
Ertrug voll Großmuth etwas Schmach
Ums lieben Brodes willen,
Und glaubte doch im Stillen
Nicht an das Symbolum. —

213.

Gebet um Dummheit.

(Die jüngſten Kinder meiner Laune von Kotzebue. 3. B. S. 337.)

Ach lieber Gott, vor deſſen Thron
Die Narren täglich treten,
Dich bat der König Salomon
Um Weisheit einſt gebeten,
Und das beweiſ't wohl ſonnenklar,
Daß er ein dummer Teufel war.

Ach lieber Gott, ich habe faſt
Der Plackerey zu viel erlitten,
Und komm erdrückt von meiner Laſt,
Um Dummheit dich zu bitten.
Gemächlich kutſchet durch die Welt,
Wer dieſen Reiſepaß erhält.

O ſeelig, der der Narrenzunft
Getreu, nur Grütze ſammelt!
Und jedem Lichtſtrahl der Vernunft
Den Zugang feſt verrammelt:
Ein ſichres Obdach ſchützet ihn,
Und ſein Geſchlecht wird ewig blühn.

Er, der ſich über nichts betrübt,
Und Alles gehn läßt, wie es gehet,
Er wird von Jederman geliebt,
Weil keinem er im Wege ſtehet;

Hat man als Dummkopf ihn erprobt,
So wird ſein gutes Herz gelobt.

„Ein guter Menſch!“ ſpricht Jederman,
Das heißt: er iſt ein Schöps gebohren.
Zieht eine Löwenhaut ihm an,
Doch ſeht ihr wackeln lange Ohren.
Ein guter Menſch, ein ehrlich Blut,
Der Nichtes Hängens würdig thut!

Weh aber jenem armen Mann,
Der nicht zu jeder Thorheit ſchweiget,
Vor Mogul und vor Tartar-Chan
Nicht unbedingt den Nacken beuget;
Entſchlupfet ihm ein loſer Scherz,
So hat er, traun! ein böſes Herz.

Der Dumme füttert ungeſtöhrt
Die Schweſter Gänſe und die Hüner:
In ihm, der jeden Bonzen ehrt,
Sucht Niemand einen Jacobiner;
Doch ſpricht der Kluge nur ein Wort,
Er iſt gefährlich! Schafft ihn fort!

Des Dummen Privilegium
Iſt, dumm zu ſchwatzen und zu handeln:
Kein Menſch bekümmert ſich darum,
Man läßt ihn ſeine Straße wandeln;
Doch weh dir, wenn du klüger biſt,
Und auch nur einmal dich vergißt.

Da kommen ſie ſanftmüthiglich,
Dir deine Augen auszukratzen,
Sie grinſen und zerfleiſchen dich
Mit ihren brüderlichen Tatzen,
Sie backen, kneten hämiſch froh
Flugs Elephanten aus dem Floh.

O ſeht nur, wie ſie emſiglich
Nach eines Klugen Fehlern ſchnappen,
Ha, welche Freude! wenn ſie dich
Auf einen dummen Streich ertappen!
Das wird von Ohr zu Ohr geraunt,
Das wird verbrämt, das wird poſaunt!

Zerriſſen wird dein guter Ruf
Von jedem Schuft in tauſend Fetzen,
Und jeder Eſel hebt den Huf,
Noch einen Schlag dir zu verſetzen.
Mit Dornen wird dein Haupt gekrönt,
Von jedem Vulpius verhöhnt.

Verläumdung trifft den Dummen nie:
Die Frucht, die Würmer lockt, iſt reifer;
Denn nur Genie, Verdienſt beſpie
Verläumdung ſtäts mit ihrem Geifer;
Die Geiſel der Verläumdung ſchlägt
Den, der der Klugheit Bürde trägt.

Verdacht und Argwohn, morden ſie
Den Dummen je mit ihren Pfeilen?

Verfolgter iſt der Dumme nie,
Verfolger iſt er wohl zuweilen:
Ihn necket keine Polizey
Mit Jakobiner-Riecherey.

Gleich Fröſchen wird er aufgebläht
Von groſſer Herren günſt'gen Blicken,
Weil er Despoten-Räder dreht
Wie blinde Pferde in Fabriken.
Die Einfalt erbt das Himmelreich:
Denn, Pfaffenbrut, ſie huldigt euch!

Der Neid, dies böſe Höllenkind,
Dies gelbe Recenſentenfieber,
Iſt dem Verdienſt Siraco-Wind,
Und geht am Dummkopf nur vorüber,
Weil er ihn Freund und Bruder nennt,
Und ihm allein das Gute gönnt.

Vom Dichter wird für ſchnödes Gold
Verſtand dem Dummkopf angelogen,
Und auch die Liebe iſt ihm hold,
Weil er, gegängelt und betrogen,
Vor ſeiner Thüre niemals fegt,
Und ſeinen Schmuck mit Freuden trägt.

Iſt er ein Prinz, iſt er ein Graf,
Seht, wie ihm jeder Lorder grünet!
Die Muſen haben dieſes Schaf
Als Amm' und Wärterinn bedienet:

Als er das Licht der Welt erblickt,
Hat jeder Stern ihm zugenickt.

Er ſtirbt: Ha! wie am Firmament
Sein unbefleckter Nachruhm funkelt!
Weil Keinem er den Weg verrennt,
Die kleinen Geiſter nie verdunkelt:
An ſeiner Urne ſchallt es dann:
Er war ein guter, lieber Mann!

O dreymal ſeel'ger Dummkopf, ſprich!
Was bleibt dir übrig zu begehren?
Du lieber Gott, erhöre mich!
Du wolleſt Dummheit mir beſcheeren!
Ich bitte dich mit Ach und O,
Mach mich ſo dumm, wie ein Bund Stroh!

214.

Das orthodoxe Schwein.

(Pfeffels Verſ. 2. Th. S. 133.)

Ein Affe kam ins Reich der Thiere
Aus Joſephs Reich zurück. Was neues, Freund, aus Wien?
So frug, im Klub der Eſel und der Stiere,
Ein feiſtes Schwein den Paladin.
Mein Tagebuch, ſprach er, liegt fertig für die Preſſe;

Indeſſen hört, was ich geſehn!
Ich ſah, wie Hand in Hand die Wälſchen in die Meſſe,
Die Sachſen in die Predigt gehn,
Und wie bey einem Glas mit Ofner Weine
Ein Jud' in frommer Harmonie
Mit Chriſten Schinken aß. Ha, riefen Groß und Kleine,
Es iſt ein herrlich Ding um die Philoſophie!

Mag ſeyn, verſetzt die Sau, der Herz und Knie
Beym Worte Schinken bebt, nur nicht für — fette Schweine.

215.

Der Hecht.

(Pfeffel.)

Ein Klausner, der am Tiberſtrand
Einſt fiſchte, zog in ſeinem Netze
Den ſchönſten Hecht erfreut ans Land.
„Verwegner! rief der Fiſch, verletze
„Nicht meine heilige Perſon!
„Du weißt, die ganze Paſſion,
„Den Kelch, den Schwamm, das Kreuz, die Lanze,
„Die Nägel, ſammt dem Dornenkranze,
„Hab ich im Kopfe.“ — Wunderlich!
Verſetzt der Greis; doch, darf ich fragen,
Was haſt du hier im vollen Magen?
Sprich, oder ich zergliedre dich! —
„Ach, nichts; ein Neſt mit jungen Aalen,
„Hochwürdiger Herr Eremit,
„Ein kleines Frühſtück!“ — Ha, Bandit!

Ich dacht es wohl: ihr Kannibalen
Tragt die Religion im Kopf,
Und in dem Buſen das Verderben. —
Hier warf er ihn in ſeinen Topf,
Und ließ ihn, wie Sanct Vitus ſterben.

216.

Der Derwiſch.

(Pfeffels Verſ. 2. Th. S. 16.)

Ein Derwiſch fand in einem Wald
Ein Kind von reizender Geſtalt.
Er hob es auf. Ach Gott, ein Junge!
Rief er mit halberſtarrter Zunge,
Doch wohl dir, wohl dir armes Kind!
Denn deine Rabeneltern ſind
Vermuthlich Heiden. Welch Vergnügen
Für mich, daß ich dich retten kann!
So ſprach der fromme Muſelmann,
Beſchnitt das Kind und ließ es — liegen.

217.

Abdul.

(Pfeffels Verſ. 2. Th. S. 134.)

Der mächtige Schach Abdul ſaß
Auf Cores Thron, als in dem Reiche
Das Feuer einer faulen Seuche

Das Volk bey Myriaden fraß.
Der Heilkunſt emſigſtes Beſtreben
Erhielt nicht eines Kranken Leben:
Sie welkten alle, wie das Gras.
Um dieſes Ungemach zu heben,
Lud einſt der Schach den Divan vor.
Allein man ſchwieg zu ſeinen Fragen.
Der Mufti kratzte ſich das Ohr.
Der Kanzler glaubte viel zu ſagen
Und ſagte nichts. Zuletzt ward auch
Der Arzt gefragt. Wir wiſſens alle,
Sprach er mit vorgeſtrecktem Bauch,
Der Sitz des Uebels iſt die Galle:
Die zeugt die Krankheit und den Tod;
Doch wer kann die Natur beſchwören! —

Freund, damit hat er keine Noth,
Rief der Monarch, du ſollſt es hören.
Sogleich erſcheinet ein Mandat,
Das jedem Herrn und jedem Sclaven
Bey martervollen Lebensſtrafen
Ein Kind, das eine Galle hat,
Zu zeugen förmlich unterſagte. —

Ihr Abdul war ein wildes Thier,
Ein Satan, den die Mordluſt plagte! . . .
So fiel mir unſer Pfarrer hier
Ergrimmt ins Wort. Ich mußte lachen:

Dem guten Mann kam nicht in Sinn,
Daß er und ſein Sanct Auguſtin
Den lieben Gott zum Abdul machen. *)

218.

Die moraliſchen Banditen.

Der Neid und Menſchenhaß, mit einem Heiligen-Glanz,
Und ſchlau verkappt im Prieſterkleide,
Verſcheuchen mörderiſch Geſelligkeit und Freude
Mit Bibel und mit Concordanz.

219.

Die Bäre.

(Leſſing.)

Den Bären glückt es nun ſchon ſeit geraumer Zeit,
Mit Brummen, plumpem Ernſt und ſtolzer Frömmigkeit
Das Sittenrichter-Amt bey allen ſchwächern Thieren
Aus angemaßter Macht, gleich Wütrichen zu führen.
Ein jedes fürchte ſich, und keines war ſo kühn,
Sich um die ſaure Pflicht nebſt ihnen zu bemühn,
Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte,
Und hier und da ein Fuchs auf Sittenſprüche dachte.

---

*) Durch ihre Lehre über die Erbſünde, und das — nach ihrer Dogmatik — dadurch beſtimmte Erlöſungswerk. Man leſe den Artikel darüber in dem Schema examinis. —

Nun ſah man beyde ſtäts auf gleiche Zwecke ſehn,
Und beyde ſah man doch verſchiedne Wege gehn.
Die Bäre wollen nur durch Strenge heilig machen;
Die Füchſe ſtrafen auch, doch ſtrafen ſie mit Lachen.
Dort brauchet man nur Fluch; hier brauchet man nur Scherz:
Dort beſſert man den Schein; hier beſſert man das Herz:
Dort ſieht man Düſternheit; hier ſieht man Licht und Leben:
Dort nach der Heucheley; hier nach der Tugend ſtreben.
Du, der du weiter denkſt, fragſt du mich nicht geſchwind:
Ob beyde Theile wohl auch gute Freunde ſind?
O wären ſie's, welch Glück für Tugend, Witz und Sitten!
Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär beſtritten,
Und, troz des guten Zwecks, von ihm in Bann gethan.
Warum? Der Fuchs greift ſelbſt die Bäre tadelnd an.

* * *

Ich kann mich diesmal nicht bey der Moral verweilen:
Die fünfte Stunde ſchlägt; ich muß zum Schauplatz eilen:
Freund, leg die Predigt weg! Willſt du nicht mit mir gehn?
„Was ſpielt man?“ — Den Tartüff! — „Dies Schandſtück
ſollt' ich ſehn?“

220.

Der Inquiſit.

(Pfeffels Verſ. 2. Th. S. 41.)

Es ſtritten ſich im Todesthal
Ithuriel und Belial
Um einen angekommnen Schatten.
Es war ein armer Inquiſit,
Den wilde Prieſter in Madrid
Zu Gottes Preis gebraten hatten.
Der Dämon ſprach: Er ſtarb im Bann:
Die Kirche ſelbſt gab ihn der Hölle.
Der Seraph: Redlich war der Mann;
Im Paradies ist ſeine Stelle. —
Sie kämpften lang, wie Michael
Und Lucifer. Doch wirklich neigte
Der Sieg ſich zum Ithuriel,
Als ſich der Inquiſitor zeigte.
Er hob den Hals wie ein Kameel
Und ſchwung ein Kreuz. Der Schatten bebet
Und ſchmiegt ſich an den Seraph an,
Wie im zertrümmernden Orkan
Der Scheiterer am Felſen klebet.
„Was! rief der Mönch mit ſtolzem Trutz,
Dem Frevler, den mein Arm geſchlachtet,
Weil er den Roſenkranz verachtet,
Gewährt ein Engel ſeinen Schutz?
Ein Engel? Nein! mich zu verführen,
Hüllt Satan ſich in falſches Licht.“

Izt fing er an, den Böſewicht
Nach Wurden zu exorciſiren;
Allein des Seraphs Flammenblick
Lähmt ihm die ausgeſtreckte Rechte.
Hilf heilger Vater Dominik!
Rief er, hilf deinem treuen Knechte!

Der Vater Dominik erſchien;
Allein nicht mit dem Fluch im Munde,
Nicht mit den Augen, die dem Schlunde
Der Hölle gleich Verderben ſprühn.
An ihren Wimpern glänzten Thränen,
Geweint, um eine ſchwere Schuld
Beym Allerbarmer auszuſöhnen.
„Mein Sohn, ſprach er mit ſanfter Huld:
Nicht um den falſchen Wahn zu nähren,
Den du von mir geerbet haſt,
Nein, um die Täuſchung zu zerſtöhren,
Um Scham und Reue dich zu lehren,
Erſchein ich dir.“ — Der Mönch erblaßt
Und ſinkt dem Vater vor die Füße.
„O Sohn, wie viele Finſterniſſe
Fuhr dieſer ſeufzend fort, zerſtreut
Der große Tag der Ewigkeit!
Vernimm, daß Gott die Sektenſtifter,
Die Kirchenräuber, die Vergifter,
Selbſt die Erobrer minder ſtraft,
Als — die Tyrannen der Gewiſſen.
Um meine blinde Wuth zu büſſen,
Die Myriaden hingerafft,

Muß ich ſchon ſeit fünfhundert Jahren
Die bleichen Schatten der Barbaren
Von meiner Zunft dem ernſten Ort
Der Reinigung entgegenführen;
Und eher ſchließt das Allmachtswort
Der Gnade mir des Himmels Thüren
Nicht auf, als bis zum Heil der Welt
Dein Richterſtuhl in Staub zerfällt.“

Er ſchweigt, und öffnet ihm die Höhle
Der Buße. Stumme Traurigkeit
Begleitet ihn. Zu gleicher Zeit
Trägt der Olympier die Seele
Des Märtyrers ins Paradies.
Ha, rief der Dämon, der die Zähne
Mit ſtillem Grimm zuſammenbiß:
Ein Glück iſts, daß die Erdenſöhne
Des Muckers Rede nicht gehört!
Denn wüßten erſtlich die Hierarchen,
Inquiſitoren und Monarchen,
Was den Verfolgten widerfährt,
Sie ſteckten bald, des Würgens müde,
Das orthodoxe Rachſchwerdt ein:
Und macht einmal die Kirche Friede,
Wer möchte da noch Teufel ſeyn!

221.

Wie die Zeiten ſich ändern!

(Niederſ. Merkur 1. B. S. 48.)

Sonſt ſchickte man die Invaliden,
Zwar krank an Fuß und Hand,
Jedoch geſund an Naſe und Verſtand,
Zu ſchnüffeln durch das ganze Land,
Wo ſelbſtgebrannter Kaffee wäre;
Denn Selbſtgebrannt war damals Kontreband.

Jezt ſchickt man andre Invaliden,
Geſund an Fuß und Hand,
Doch krank an Herzen und Verſtand,
Zu ſchnüffeln durch das ganze Land
Nach ſelbſtgedachter neuer Lehre;
Denn Selbſtgedacht iſt jetzo Kontreband.

222.

Hinz und Kunz.

Hinz.

Hör' immer viel von einer reinen Lehre:
Möcht doch auch wiſſen, was ſie wäre!

Kunz.

Die reine Lehre, Freund, und ihre ganze Zunft
Iſt rein von aller menſchlichen Vernunft.

223.

Der gegründete Haß.

Stax haſſet die Vernunft! wie leicht iſt es geſchehn!
Wer liebt die Schöne wohl, die man noch nie geſehn!

224.

An Tigellin.

(Gleim.)

Er haßt, was Autor heißt, und Redner und Poet:
Warum? Er fürchtet ſich vor der Publicität.

225.

Supplik
im Namen der Anhänger der reinen Lehre.

(Bahrdts Gedichte.)

Laß guter König, uns doch Kaffee, Tabak, Wein,
Nicht fernerhin mehr Kontrebande ſeyn!

Resolution.

Ihr Narren macht euch ſelbſt zur Schande
Ja die Vernunft zur Kontrebande:
Mag Tabak, Kaffee, Wein
Wohl wichtiger als die Vernunft euch ſeyn?

226.

An Schulz in Gielsdorf.

(Von einem Officier.)

Die Blindheit an dem Gängelbande
Der Bosheit, rechnet ſelbſt Vernunft
Und Augenklarheit ſich zur Schande:
Wann glückt es jemals dem Verſtande,
Den Staar zu ſtechen dieſer Zunft?

Doch Wahrheit ſteht in Majeſtät,
Steht ewig wie der Gottheit Thron,
Wankt nicht auf prieſterlich Gebet,
Nicht auf der Glaubensritter Drohn.
Drum laß die Gottheit ferner walten:
Sie wird dich Adler ſchon erhalten,
Wenn Maulwurf gleich und Hammel ſtreben,
Sich gleiſend über Dich zu heben.

227.

Mein Troſt
bey den neuen Religions-Anordnungen in meinem Vaterlande.

Ich der Vernunft in der Religion entſagen? —
So will's die Glaubens-Komittee!
Und, Freund, darüber ſollt' ich klagen?
Behute Gott! — Man nimmt den Glauben aus dem Magen;

Und nun — das biſchen Heucheln — ſieh,
Betrachtet man als eine Sünde,
Für die man büßt auf einer fetten Pfründe!

228.

Der Köhlerglaube.

(Logau. S. 269.)

Was die Kirche glauben heiſt,
Soll man glauben ohne Wanken?
Ey, ſo braucht man keinen Geiſt,
Braucht nicht Sinne, nicht Gedanken.

229.

Religion.

(Logau S. 317.)

Was geht es Menſchen an, was mein Gewiſſen glaubet?
Hab' ich mir ſonſt nur nichts als chriſtlich Ding erlaubet.
Gott glaub ich, was ich glaub; ich glaub es Menſchen nicht:
Wie ziehn ſie denn, was Gott nur richtet, vor Gericht?

230.

Glauben.

(Logau, S. 326.)

Luthriſch, Päpſtiſch und Calviniſch: dieſe Glauben ſind entſtanden;
Nur ein Zweifel bleibt noch übrig: wo das Chriſtenthum vorhanden?

231.

Der Abfall.

(Nach Logau von einem Officier.)

Welch Wunderding iſt das? wer zehn, wer zwanzig Jahr
Und länger nicht gewußt, was rechter Glaube war,
Fällt von dem erſten ab, und nimmt den andern an,
Und weiß gleich alles ſo, daß er es lehren kann. —
Durch Gunſt, Gemächlichkeit, Macht, Ehre, gute Biſſen
Ward ihm das Hirn geſtärkt; — nicht aber das Gewiſſen.
So bricht die Gnade durch, ſo Hilmert *) Mancher gern
Mit Kragen und mit Helm, auch gar, mit Ordensſtern!

---

*) Analogiſch nach Beplümicken oder gute Schauſpiele, wie Plümike durch Abänderungen verhunzen; und Beſchirachen oder wie Schirach durch politiſche Farcen die Begebenheiten verſtellen — krämern — durch Vorherſagen ſich proſtituiren u. d. gl.

232.

Die Heuchler.

(Logau, S. 440.)

Kirchengehen, Predigthören,
Singen, beten, Andre lehren,
Seufzen und gen Himmel ſchauen,
Allezeit vom Gottvertrauen
Reden und vom Gutesüben,
Und vom Glauben und von Lieben:
Groſer Gott! ich ſollte meynen,
Hieran kennte man die Deinen.

O, noch lange nicht! Im Rücken
Uns beſchimpfen; vorn uns ſchmücken,
Freundlich lächeln, feindlich neiden,
Andern wohlzuthun vermeiden,
Ihren Schaden nie verwehren,
Bittres Gift im Herzen nähren
Honig von der Zunge geben:
Heißt dies gottgefällig leben?

Gott, der neben ſich geſetzet
Auch den Nächſten, wird verletzet
Durch den Dienſt, der ihm geſchiehet
Und den Nächſten überſiehet.
Gottesläugner ſind zu nennen,
Welche Gott und Nächſten trennen.

233.

Auf einen Heuchler.

Du beteſt, aber nur zum Schein:
O frommer Mann, wir bitten dich recht ſehr,
Eh du ein Heiliger wirſt ſeyn,
Sey erſt kein Schurke mehr!

234.

Eifernde Geiſtliche.

(Logau. S. 183.)

Wie der Ottomannen Kaiſer, wollen Geiſtliche regieren:
Er, um ſeinen Thron zu ſichern, läßt die Brüder ſtranguliren;
Sie — ſogar in Glaubensſachen — feſſelten ſo gern die Brüder,
Hülfen ihnen gern vom Brodte, wenn ſie ihrem Wahn zuwider.

235.

Religionsheuchler.

(Logau, S. 493.)

Nehmt euren neuen Gläubigen Sold, Hofgunſt, gutes Leben:
Dann ſeht, ob den Apoſteln auch noch Treu und Glaub' ankleben?

236.

Gewiſſenszwang.

(Logau, S. 575.)

Wer kann doch durch Gewalt den Sinn zum Glauben zwingen?
Zwang kann Verläugnen wohl, nicht aber Glauben bringen.

237.

Folgen der kirchlichen Dragonade.

(Logau. S. 426.)

Bekehren zum Glauben uns ſtatt der Apoſtel Piſtolen;
So glauben wir öffentlich anders, und anders verholen.

238.

Der Hahn und der Kapaun.

(Pfeffels Verſ. 2. Th. S. 15.)

Ein alter Hahn, der Schmuck vom Ritterhof,
Fing vor Auroren an, den Morgen zu verkünden.
„Hör auf, rief ein Kapaun, die Ohren mir zu ſchinden!
„Auch ohne deinen Ruf, Herr Philoſoph,
„Wird ſich das Licht der Sonne zeigen.“

Mit Macht beginnt das Blut dem edlen Hahn
In den gezackten Kamm zu ſteigen:
Wohl dem, ſprach er, der krähen kann!
Denn, merk es dir, dazu gehört ein Mann!
Eunuchen müſſen freylich ſchweigen.

239.

Ueber Paſtor Schulz in Gielsdorf.

(Von einem Offizier.)

Man ſtraft ihn hart: was er wohl machte?
Das, was Josephs Sohn ans Kreuz brachte.
Willſt du das nicht, ſo laß die Heuchler ſeyn,
Und hülle dich in Pangios Mantel ein.
Zwar Moſes, Chriſtus, Luther auch,
Verſchmähten dieſen Hofgebrauch;
Allein die Welt iſt einmal ſo:
Wer ehrlich denkt, wird ſelten froh.
Wem Lug und Druck, und Trug und Machtwerk nicht gefällt,
Der ſage Chriſtus nach: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.

240.

Epilog zur Scene:

Tod des Sokrates,

geſprochen vom Kerkermeiſter.

(Mniochs vermiſchte Schriften, 1. B. S. 170.)

Der arme Sokrates, nun iſt er richtig todt! —
Sie hätten ihn wohl leben laſſen können!
Er hat denn doch nichts Böſes ſonſt verübt,
Als daß er oft in lauter guten Dingen
Die jungen Leute unterrichtete,
Bisweilen auch, — ein wenig allzugut
Die Wahrheit ſagte! — Freylich hört man wohl,

Er ſey ein Thor geweſen, habe nicht
Nach Art und Weiſe unſrer Herrn Sophiſten
Die liebe Jugend informirt; er habe
Ganz heimlich einen kontrebanden Gott
Ins Vaterland gebracht, im Diſputiren
Sey er aus Hinterliſt ſo unausſtehlich kalt
Geblieben, als ob ihm die Wahrheit nur
Am Herzen läge, nicht die eigne Meinung:
Dann hätten oft die hart erboßten Gegner,
Bevext von ihm — ſobald er recht gehabt,
In ihrer eignen Antwort, wider Willen,
Ihr Unrecht ſich bedeutet — — Kurz der Todte ſey
Für ſeine Weisheit viel zu arm geweſen!

Allein, ihr wißt wohl, wie es in Athen
Zu gehen pflegte, — o man ſpricht da vieles,
Was, mit Reſpekt zu ſagen, gar nicht wahr iſt;
Erzählt oft wahr und falſch ſo durch einander,
Daß unſer eins mit ſeinem Bischen Klugheit
Das Rechte nicht herauszufinden weiß.
Ob einem braven Mann dabey das Herz
Gebrochen wird, ob einer daran ſtirbt,
Das geht in Griechenland die großen Herrn und Damen
Sehr wenig an: denn, glaubt mir, auch bey uns
Hier in Athen, iſt großer Ton zu Hauſe.

Freund Sokrates iſt todt! — Ob einer an der Peſt,
Ob an Verläumdung ſtirbt, iſt freylich einerley,
Sobald er todt iſt! — Doch die Götter werden richten!
Sie haben ja vielleicht ein Herz, ſo gut

Als eines Kerkermeiſters; ſind vielleicht
Noch etwas weiſer, als die ſtolzen Richter
Des Areopagus! — und was das Beſte iſt,
Sie ſind gerecht! — —
So lebt denn wohl, Ihr Herrn,
Lebt herrlich wohl und denkt in müß'gen Stunden,
Denkt doch zuweilen an den Kerkermeiſter! — —

241.

Der Geyer und der Rabe.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. 132.)

Der Hain des Gotts zu Delphi war
Die Wohnung eines alten Raben,
Dem Elſter, Kauz und ſelbſt der Staar
Das ſtolze Lob der Weisheit gaben.
Einſt frug ihn ſeiner Enkel Schaar,
Was doch der Vogel Phönix wäre?
Ein Unding, Kinder, eine Mähre,
Vom Aberglauben ausgeheckt,
War der Beſcheid. — Gerechte Götter!
Kein Phönix? Ha, verruchter Spötter,
Rief hier ein Geyer, der verſteckt
Dem Patriarchen aufgepaſſet,
Mich nimmt nur Wunder, daß Apoll,
Der doch gewiß die Ketzer haſſet,
In ſeinem Hain ſie dulden ſoll.
Doch, ich will ſeine Schande rächen,
Und dieſer Brut die Hälſe brechen.

Er thuts und iſt der erſte nicht,
Der, eine Leidenſchaft zu ſtillen,
Dem Redlichen — um Gottes willen —
Den Mordſtahl in den Buſen ſticht.

242.

Warum Friedrich der Große, auf Dankelmanns Rath, den geiſtlichen Conſiſtorialräthen weltliche zuordnete.

(Von einem Offizier.)

Als Moſes nicht bey Aaron war,
Da ward ein Kalb gemacht;
Drum iſt das Recht ganz ſonnenklar,
Daß man den Papſt bewacht;
Den Papſt in Rom und wo es iſt:
Denn welcher Papſt iſt wohl ein Chriſt,
Ein Chriſt nach Chriſtus Sinn?
Sie jüdeln all von Anbeginn
In Rom und Genf und überall
Nach Woll' und Nacht in ihrem Stall.
Drum weg mit Friedrich, weg, mit Licht!
Sie taugen für ihr Schachern nicht.

⁂

Indeß, wer ſelbſt mitſchachern will,
Sezt durch, wie Pitt, nach Luſt die Bill,
Und geht aufs Kapern rüſtig aus,

Verſchont kein Land, kein Recht, kein Haus
So recht nach Majeſtäten-Recht
Für Hildebrandes Raubgeſchlecht.
Und dann ſchleicht Aaron nur voraus,
Erleichtert Moſes ſeinen Lauf
Und führt das Volk am Narrenband
Durch Hoffnung aufs Gelobte-Land,
Verwandelt gaukelnd Tag in Nacht:
Und was das alles eingebracht,
Das theilen beyde unter ſich
In Gottes Namen brüderlich
Pro rata. —"

So gehts, ſo giengs vor Alters her.
Und darum trifft der Ausruf ſehr:
„Unſelig Mittelding von Engel und von Vieh,
„Du haſt Vernunft, o Menſch, und brauchſt ſie
dennoch nie!"

243.

Sehr inkonſequent!

(Von demſelben.)

Man preißt den Luther hoch und theu'r,
Daß er den Papſt beſchränkte:
Wer ſchenkt uns einen Luther heut,
Der manchen Sultan lenkte!
Denn Feſſeln drücken immerdar,
Es lege ſie ein Gregor an,

Ein Calvin, Sultan oder Zaar,
Meigazzi oder Kerim-Chan:
Sie drücken hart und ſchänden drein
Den Kärkermeiſter auf dem Thron.
Und doch will keiner Henker ſeyn,
Und jeder bebt vor Ludwigs Lohn.
O tempora, o mores!

244.

Der künftige Pfarrer.

(Erzählungen und Gedichte von Benkowitz. S. 316.)

Vater läßt ſeinen Sohn ſtudieren:
Er ſoll dereinſt die Kanzel zieren.
Der gute Vater weiß es nicht,
Daß es ihm an Gehirn gebricht.
Nun ſoll er einſt Vergebung ihrer Sünden,
Vermoge ſeines Amts, den Beichtigern verkünden;
Doch ſagt, wie kann er dies als orthodoxer Chriſt,
Der ſelbſt der gröſte Sünder iſt?

245.

Der würdige Theologe.

(Benkowitz — S. 318.)

Philander iſt zum Predigtamt beſtimmt:
Seht, wie vortrefflich er ſich ſchon anjetzo nimmt!
Des Nachmittags ſieht man ihn in den Schenken liegen.
Des Abends ſucht er ſich ein anderes Vergnügen,
Und geht zum Zeitvertreib in ein gewiſſes Haus —
Des Nachts beſäuft er ſich, des Morgens ſchläft er aus.

246.

Die gewaltige Stimme.

Welch eine Stimme, die ich habe!
O wunderſeltne Kanzelgabe! —
Wie ſtolz der Kandidat nicht thut:
Narr! leere Fäſſer klingen gut.

247.

Der Großſprecher.

Thrax iſt der Trommel gleich; er foltert das Gehör,
Von außen macht er Lärm, von innen iſt er leer.

248.

Diakonus Trill.

Mir iſt mein Kopf erſchrecklich ſchwer!
Klagt Trill. — Ey, das bewundr' ich ſehr;
Was leer iſt, iſt ja ſonſt nicht ſchwer.

249.

Auf einen Prediger.

Vortrefflich predigte Kleanth im erſten Jahr,
Schon ſiels die folgenden, und jetzo ſpricht er gar,
Als wär' er halb im Schlafe. —
Weil er der Hirte heißen ſoll,
So denkt der gute Pfarrer wohl,
Wir ſeyen ſeine — Schafe!

250.

Auf einen Pfarrer.

Du lebſt nicht, wie du lehrſt; doch wer es übel nimmt,
Daß Lehr und Leben nicht bey dir zuſammenſtimmt,
Thut unrecht: denn du zeigſt mit beyden,
Mit Lehren, was zu thun; mit Thun, was zu vermeiden.

251.

Das Geſtändniß.

„Im Traume," ſpricht Herr Blunt, „das muß ich ſelber ſagen,
Denk ich zuweilen göttlich ſchön." —
— O möcht' er doch einmal im Traume predigen,
Sein Bette wollt' ich gern ſelbſt auf die Kanzel tragen.

252.

Tartüffe.

Tartüff iſt laſterhaft und orthodox zugleich,
An wahrer Tugend arm, an weiſen Lehren reich.

O wär ſein Wandel doch, wie ſeine Lehre, rein!
Seht, wie ſein frommes Angeſicht
Nur von Religion und wahrer Tugend ſpricht!
Tartuff iſt wie ein Meilenſtein:
Er zeigt den rechten Weg und geht ihn ſelber nicht.

253.

Cleanth.

Enthuſiaſtiſch preiſt Cleanth
Der Welt die Tugend an, die nie ſein Herz gekannt,
Und weiß mit hellem Licht den Vortrag auszuſchmücken;
Nur in ſein eigen Herz fällt nie ein Strahl des Lichts:
Großmüthig hängt er die Laterne auf den Rücken:
Er leuchtet Andern vor, doch ſelber ſieht er nichts.

254.

Misverſtandene Orthodoxie
und
Toleranz des ſchlichten Menſchenverſtandes.

Paſtor.

— — Daß ich ihm noch ein ehrlich Grab erlaubte,
Dem Kerl, der keine Auferſtehung glaubte? —

Bauer.

Nehm er, Herr Pfarr, doch nur die Opfergaben,
Und laß er uns den todten Mann begraben!
Die Grille wird er ihm doch nun nicht mehr vertreiben.

Will er — wenn wir aus unſern Gräbern gehn —
Am jüngſten Tage denn nicht auferſtehn,
J nun, ſo mag er liegen bleiben.

255.

Eine Frage.

Verzeih mir Gott die Sünde —
Was macht der Teufel itzt,
Seit er nicht mehr den Aberglauben ſchützt,
Mit dem er ſonſt die Welt betrog? —

Er machts wie mancher Theolog:
Er hängt den Mantel nach dem Winde.

256.

Noch eine Frage.

(Gedichte eines Naturaliſten. Halberſt.)

Welche Schule lehrt am beſten
Sich bequem vom Wahne mäſten?

Es thuts die Philoſophie
Berliniſcher Akademie,
Die zwar des Volkes Dummheit lacht;
Doch wähnt, daß man durch Täuſcherey

Und tolerirte Barbarey
Die Nationen glücklich macht.

257.

Abermals eine Frage.

(Von einem Officier.)

Was Hermes und Hilmer jetzt treiben?
Je nun, Commerz mit dummen Teufeln! *)

258.

Widerlegung des Papſtthums.

(Leſſing.)

Bey meiner Treu, ich glaub' es nicht,
Was Petri Reichsverweſer ſpricht,
Und halte mich an Luthers Lehren,
Die wir von unſern Prieſtern hören,
Daß nicht von Gott es ſelber iſt,
Was man von Maccabäern ließt.

Der Schluß von dieſen Büchern ſagt,
Was weiſen Trinken nie behagt:
„Den Durſt ſich ſtets mit Wein zu ſtillen,
Erreget ekeln Widerwillen;
Bald Waſſer aber und bald Wein,
Mußt' eine wahre Wolluſt ſeyn."

Iſt das nicht grader Widerſpruch,
Den ein von Gott gegebnes Buch

---

*) Man ſehe die Lehre vom Teufel in dem Schema examinis.

Nicht haben darf? denn unſer Leben
Muß ſtäts zum Beſſern ſich erheben
Und nie des Beſſern untreu ſeyn.
Iſt Waſſer beſſer wohl als Wein?

259.

Wein und Bier.

Gott macht Gutes, Böſes wir:
Er braut Wein, wir brauen Bier.

260.

Grabſchrift auf Voltairen.

(Leſſing.)

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herrn! — der längſt hier liegen ſollte.
Der liebe Gott verzeih aus Gnade
Ihm ſeine Henriade
Und ſeine Trauerſpiele
Und ſeiner Verschen viele:
Denn was er ſonſt ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht!

261.

Krippenreiter.

(Logau. S. 358.)

Es giebt ein Volk, das ſeine Pferd' an fremde Krippen bindet,
Das ſich bey fremdem Feuer wärmt, zu fremden Tellern findet.
Verhöhn' es nicht! Es iſt das Volk, das uns im Werke weiſet,
Daß hier der Menſch noch nicht daheim, und nur vorüber reiſet.

262.

Syſteme, Geſalbte, Propheten, und Papſt Bonifaz und Hildebrand:

wie ſie entſtehen.

(Reiſe in die mittägl. Provinzen von Frankreich. 5. B. S. 95.)

Denkt ihr, daß Gott mit Einem Ruf
Dem Chaos Ordnung anerſchuf,
So denkt ihr falſch — ſo macht ihr euch,
Wohlweiſe Herrn, dem Pöbel gleich.
Noch immer brauſt es. Gift und Schaum
Durchſtrömt die Zeit, verſchlämmt den Raum;
Soviel es deſſen ſich entlud,
Steht es noch immerfort in Sud;
Unförmlich, wie es anfangs war,
Schäumt es nicht aus und wird nicht klar.
Denn, wie auf einem Feuerherd
Ein Topf voll Spuhlig kocht und gährt,
Daß alles wild und unbeſtimmt

Bald abwärts fährt, bald oben ſchwimmt,
So treibt das heut'ge Seculum
Das morgende mit ſich herum;
Die Waſſerblaſe, die gebläht
Sich jetzt am Rand des Topfes dreht,
Und Farben ſtrahlt, zerplatzt und ſinkt
Von ihrer Höh' herab und — ſtinkt.
Nachdem ſich hier ein Element
Der Fäulniß von dem Ganzen trennt,
Und ſich, wie es dem Zufall gnügt,
An einen andern Unrath fügt,
Entſtehn Syſteme und entſtehn
Beweiſe, die in Rauch vergehn;
Der alte Irrthum ſinkt und ſchnellt
Bald einen neuen in die Welt,
Daß alles durcheinander irrt,
Der Maulwurf ein Geſalbter wird,
Und oft der Wirbel einer Nacht,
Den Narren zum Propheten macht.
Miſcht Faulheit ſich und Heucheley
Mit Unvernunft in Einen Brey,
So ſtößt die Gährung mit Gebraus
Convente von Geweihten aus.
Wie die Chymiſten Tinte ziehn
Aus Salz, Gallapfeln und Urin;
Aus ähnlicher Mixtur entſtand
Papſt Bonifaz und Hildebrand. —

263.

Wie dieſe wieder vergehen.

([illegible] — 5. Th. S. 109.)

Bedenk ich, meine Herrn, die Unbeſtändigkeit
Der Menſchen und der Welt, des Raumes und der Zeit,
Seh' ich in dem Bezirk vergänglicher Geſtalten
Oft einen Irrwiſch ſich für einen Fixſtern halten,
Seh', daß ſich Licht und Recht um eigne Axen dreht,
Was früh im Anfang war, des Abends untergeht,
Daß mit erborgtem Glanz, wenn ſich die Sonne wendet,
Ihr prahlender Trabant noch unſre Augen blendet;
Geh' ich die Vorzeit durch, und ſeh am Tiberſtrand
Dort einen Zwerg ſich blähn, wo ſonſt ein Rieſe ſtand,
Seh ich, wie doch ein Probſt ſein Hirtenämtchen achtet
Und ſeine Schafe ſchiert und ihre Milch verpachtet,
Wie ſelbſt ſo mancher Fürſt den Probſt und Papſt gern macht,
Und jeder die Geduld der Schafe ſtill belacht —
So hör' ich auch zugleich des Schikſals Ruf erſchallen:
„Wo ſelbſt der Rieſe fiel, wird auch der Zwerg einſt fallen,
„Des Bonzen Fiſcherring wird ein gemeiner Stein,
„Als Splitter nur berühmt verlohrner Künſte ſeyn.“ —

264.

Der Eſel.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. 112.)

Der Eſel trat als Supplikant
Zum Löwen. Sir, darf ich es wagen,

Sprach er, ein Wort dir vorzutragen?
Die Polizey in jedem Land
Hat Männer von Talent ernannt,
Des Nachts die Stunden anzuſagen.
Nun wiſſen Berge, Thal und Wald,
Wie mächtig meine Töne ſchallen;
Drum bitt' ich, Sir, laß dir gefallen,
Mit einem mäßigen Gehalt
Von Rocken, Haber oder Kleyen
Das Wächteramt mir zu verleihen.
Er ſenkt das Ohr und ſchweigt. Alsbald
Wird ſeine Bitte placitiret:
Der Eſel wird durch Stab und Horn
Zum Stundenrufer inveſtiret,
Und ein Gehalt von Heidekorn
Wird ihm in Gnaden aſſigniret.

Die Nacht bricht ein. Wie Boreas
Ruft er: Ihr Herren laßt euch ſagen. . .
Dem Hof gefiel der neue Spaß;
Doch als der Seiger Eins geſchlagen
Und er noch rief, da fing der Chan
Den Schreyer zu verwünſchen an;
Und Luna gieng noch nicht zur Neige,
So both er durch ein Windſpiel ihn
Auf ſeine Burg. Das Thier erſchien.
Geh, friß dein Korn daheim und ſchweige.

So ſprach der Fürſt und ließ ihn ziehn;
Und ſo entſtunden in dem Staate

Die fetten Hofkanonikate
Für Eſel, die auf Polſtern ruhn,
Und Sold beziehn, um Nichts zu thun.

265.

Der Domprobſt und Nachbar Hein.

Wie heißt der Vogel, Nachbar Hein?
Es iſt ein Dompfaff; wollt Ihr ihn kaufen
Herr Probſt? —
Kann er auch ſingen?
Nein!
Er kann ſonſt nichts, als freſſen und ſaufen.

266.

Klage eines Katholiſchen Prieſters über den Verfall der Religion.

Ja, ja, da war die goldne Zeit,
Als Ferdinand regieret,
Da blieb doch noch die Geiſtlichkeit
Von Layen unvexieret!
Manch Weibchen ſtund des Morgens da,
Um uns die Hand zu küſſen,
Und wenn ihr frommer Mann es ſah,
Ließ er ſichs nicht verdrießen.

Der fromme Kayſer ſelber war
Uns hold und unterthänig,

Blut achtet' er und Todsgefahr,
Wenn wir befahlen, wenig:
Bereit, den Kaiſerlichen Schatz
Und ſich uns zu vertrauen,
Ließ er auf jedem großen Platz
Ein ſchönes Kloſter bauen.

Drum ward auch dieſer Ehrenmann
Verſorget allerwegen,
So viel ein Menſch nur brauchen kann,
Mit Ablaß und mit Seegen.
Dies war die Contribution,
Die wir zu heben hatten;
Ihm kam die Abſolution
Und uns das Gold zu ſtatten.

Auch war das Monopolium
Vom Leſen und vom Schreiben
In unſern Händen noch; und damit
Mußt' uns der Laye bleiben.
Denn Faſt — Gott lohn' ihm dieſe Müh! —
Giebt itzt noch zu verſtehen,
Daß wir und die Philoſophie
Nicht gut zuſammen ſehen.

Denn wenn er mit Pochlin im Bund
Die Wolfesklinge wezte,
War ſie's, die ihren Kettenhund
Vernunft auf beyde hezte;
Die aber — Freygeiſt ſieh nur ſcheel,

Denn hier giebts nichts zu ſcherzen! —
Verlobten ſich ſogleich auf Zeit,
Und fühlten keine Schmerzen.

Doch, nicht nur Wien allein ſpricht Hohn
Den heil'gen Amuletten:
Es fallen derley Aktien ſchon
Auch in den kleinen Städten.
Vom Landvolk ſelbſt ſind wir geneckt,
Leer läßts die Opfertiſche,
Daß Gott erbarm! auch angeſteckt
Durch die Zehnkreuzerwiſche.

Man dringt in jedes Heiligthum
Mit räuberiſchen Schritten,
Das Kirchen-Patrimonium
Wird ärgerlich beſchnitten;
Und Ketzer, die doch eigentlich
Von Gott zum Schinderkarren
Beſtimmet worden, brüſten ſich
Und ſtechen uns den Narren.

Drum laßt uns dieſe Gegenden
Canonice verfluchen,
Und dann in Luſitanien
Ein beſſers Schickſal ſuchen;
Dort auf das heilige Geheiß
Andächtiger Prälaten
Wir bald das ketzriſche Geſchmeiß,
Gleich den Kapaunen, braten.

Dort, ha! noch ungeſtöhrt und frey
Laßt Gold zuſamm uns raffen,
Und unbezahlte Hurerey
Durch Kirchenbußen ſtrafen!
Auch, Gott zu Ehren, durch das Land
A la Domingo wandern,
Das Kruzifix in einer Hand,
Den Mordſtahl in der andern!

267.

Der Sturm.

Es brauſte fürchterlich das weißbeſchäumte Meer
Und maſtlos ſchwankte ſchon das Schiff bald hin und her,
Von Sturm durchbrüllt. Der Rudernden Geſchrey,
Des Steuermannes Angſt ſchien ſichtbar anzudeuten,
Daß, ſich zur Abfahrt zu bereiten,
Schon höchſte Zeit vorhanden ſey.
Man fiengen, wie man ſich wohl leichtlich denken kann,
Auch die Ruchloſeſten aus Ernſt zu beten an,
Sie machten ein Gelübd, am nächſten Gnadenort
Zu ihrer Rettung Angedenken
Ex voto Tafeln aufzuhenken.
Allein umſonſt: der Sturmwind brüllte fort.
Doch, da zum Glück ſich Pater Sakripant
Ein Kapuzinermönch, mit auf dem Schiff befand,
So liefen ſie zum guten Pater hin,
Und baten ihn demüthig auf den Knien

Mit Todesangſt und reuevollen Zähren,
Noch ihre lezte Beicht zu hören.
Er ſprach ſie los; allein je reuiger
Sie ſchrien und beteten, je ärger ward das Meer.
Ey, rief ein Bootsknecht nun, was hilft, ihr Einfaltspinſeln,
Euch all' das Beten und das Winſeln?
Solang das Schiff noch unſre Sünden trägt,
Iſt keine Hoffnung da, daß ſich der Sturmwind legt.
Der Pater hat ſie jezt bekommen: Nun kommt her,
Und werft den Sündenbock ins Meer!
Er riefs. Sie packten nun den Kapuziner an,
Und ſtürzten ihn hinaus. Kaum hatten ſie's gethan,
So fing der Sturm an ſich zu legen,
Bald ſpürte man kein Lüftchen mehr ſich regen.

Nun ſagt mir: ob troz aller Spötterey
Ein Mönch zuweilen nicht recht gut zu brauchen ſey?

268.

Auf einen Brand zu **.

(Leſſing.)

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand.
Schnell ſprang, zum löſchen oder retten
Ein Dutzend Pfaffen von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — bey der Hand:
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

269.

Der Prälat und die Haushälterinn.

Prälat.

Sie ſind mir viel zu theu'r, mein Engel, zur Haushälterinn:
Zehn Thaler wöchentlich: Ich laß mich nicht bethören.

Haushälterin.

Hochwürd'ger, wiſſen Sie, daß ich unfruchtbar bin?

Prälat.

Ha, dieſer Umſtand läßt ſich hören!

270.

Die Erkennung.

(Pfeffels Verſ. 2. Th. S. 98.)

Ein wilder Junge fiel und brach den Hals.
Vom Anlaß dieſes böſen Falls
Mag einſt mein Scholiaſt Bericht ertheilen:
Man bricht bald ſo, bald ſo den Hals,
Und niemals iſt der Bruch zu heilen.
Der alten Weiber Amtsgeſchrey
Zog einen Haufen Volks herbey.
Dom Hyazinth (er war der Probſt im Flecken)
Vergaß ſein Glas und ſeinen ſchweren Bauch;
Geſprengt vom allgemeinen Schrecken
Lief er und ſeine Köchin auch.

Kaum hört der Pater, was geſchehen,
So fängt er an, gemächlicher zu gehen
Und ſpricht in einem ernſten Ton:
Vielleicht war dieſer kleine Limmel
Ein Böſewicht und trägt nun den gerechten Lohn
Der frühen Sünden früh davon:
Vielleicht (behüt uns Gott im Himmel!)
War er, hier ſpuckt er aus, gar eines Ketzers Sohn.
Der Marthe Vorwitz drang zuerſt durch das Gewimmel,
Doch plötzlich ſtürzte ſie dem frommen Hyazinth
Bleich wie der Leichnam in die Arme
Und ſchrie verzweiflungsvoll: Ach, daß es Gott erbarme!
Herr Pater, es iſt unſer Kind!

271.

Herr Sanktulus.

Dem Alter nah und ſchwach an Kräften
Entſchlägt ſich Sanktulus der Welt
Und allen weltlichen Geſchäften,
Von denen keins ihm mehr gefällt.
Die kleine trübe Neige Leben
Iſt er in ſeinem Gott gemeynt
Der geiſtlichen Beſchauung zu ergeben. —
Zwar ſagt man, daß ſein trauter Knecht
Des Abends durch die Hinterthüre
Manch hübſches Mädchen zu ihm führe;
Doch, böſe Welt, wie ungerecht!
Auch das geſchieht blos der Beſchauung wegen.

272.

Auf den ſcheinheiligen Phar.

Wenn ich den Phar von ungefähr
Bey einer ſchönen Thais finde,
Spricht er: Mein Ammt bringt mich hieher,
Um ſie von ihrer ſchnöden Sünde
Durch meinen treuen Unterricht
Und ernſte Warnung abzuſchrecken. —
Phar wärmt ſich an der Sonn' und ſpricht,
Er ſchaue nur nach ihren Flecken.

273.

Pater Weichling.

Hört, Sterbliche, des Paters Weichling Ruf:
„Dies Bildniß iſt der Geilheit gift'ge Quelle:
„Der Maler Titian, der es ſo reizend ſchuf,
„Brennt lichterloh im tiefſten Schlund der Hölle.“

Der keuſche Pater iſt um rein're Gluth bemüht:
Die heil'ge Jungfrau nur iſt ſeiner Inbrunſt Quelle:
Voll Andacht ſchleicht er oft zu Käthchen in die Zelle,
Blos, weil das ſchöne Kind Marien ähnlich ſieht.

274.

Der böſe Prieſter.

(Ged. v. Eul. Schneider, S. 25.)

Der Prieſter, der ein Eſel iſt,
Und täglich fürs Brevier
An ſeiner Kirche Krippe frißt,
Iſt ein verworfnes Thier.

Der Schelm, der mit dem Chorrock prangt,
Das Volk in Dummheit läßt,
Wenns nur den Opferpfennig langt,
Iſt ſeines Landes Peſt.

Der Pfaff, der Menſchen lächelnd kränkt,
Am rauchenden Altar
Auf Brudermord mit Wolluſt denkt,
Iſt — Satan im Talar.

275.

Der gute Prieſter.

(Ein Gegenſtück zu dem vorigen.)

(Ged. v. E. Schneider, S. 26.)

Den Prieſter, der ein Weiſer iſt,
Und lieber ſein Brevier
Als ſeines Bruders Noth vergißt,
Den, Freund, den lob' ich mir.

Der Mann, der mit Verdienſten prangt,
Der Völkerwohl und Licht,
Auch, wenn die Kaſſe ſchrumpft, verlangt,
Der thut des Prieſters Pflicht.

Er opfert, was er immer thut:
Die Welt iſt ſein Altar.
Ein guter Menſch iſt doppelt gut,
Iſt — Engel im Talar!

276.

Auf den Prälaten Hinz.

Wie nachſichtsvoll iſt nicht die Welt!
Hinz raubt den Bauren Korn und Geld,
Er drückt das arme Volk durch centnerſchwere Bürden,
Und doch nennt ihn die Welt — Hochwürden!

277.

Die Zeiten, Brüder, ſind nicht mehr!

(Karls vaterländiſche Reiſen.)

In jenen goldnen Pfaffenzeiten,
Als man für Himmelsſeeligkeiten
Vom Papſt geſetzte Taxen fand,
Wo durch ein jährig Meßgeſchreye
Getilgt ward manche Sündenreihe,
Da ſammelte des Biſchoffs Hand
Sich manchen Schatz im Dome.

Als Ablaßkrämereyen galten,
Und wo der Prieſter Händefalten
Den beſten Judenwucher trieb,
Als Igel in Kapuzen ſogen,
Als Diener Chriſti Gott belogen,
Da ſammelte der Kirch' zu Lieb
Sich mancher Schatz im Dome.

Als Roms Monarch die Welt regierte,
Den Königen die Feder führte,
Und niedre Buben heilig ſprach,
Als zum Pantoffel Fürſten rannten,
Ihn frömmelnd zu belecken brannten,
Da ſammelte ſich allgemach
So mancher Schatz im Dome.

*

Die Zeiten, Pfaffen, ſind nicht mehr,
Wo eure Kniffe galten,
Durch die ihr über Land und Meer
Wie Herren konntet ſchalten.
Sonſt leugnetet ihr Fleiſch und Bein,
Und wolltet euch der Kirche weihn:
Wie könnt ihr geiſtig ſein!

Daß man das Cölibat erfand,
Wird kaum die Nachwelt glauben:
Jezt naſcht die hochgeweihte Hand,
Und keltert fremde Trauben.

Ihr könnt euch keiner Kinder freun
Und keiner Vaterfreude weihn:
Wie könnt ihr Vater ſeyn!

Das Kloſter war die beſte Welt
Zur Luſt war es geſchaffen;
Held Joſeph hat euch aufgedeckt,
Nichts half euch das Anklaffen.
Er hörte euch um Rache ſchreyn
Und ſich von euch vermaledeyn:
Wie könnt ihr Prieſter ſeyn!

Held Joſeph hat euch lang gelebt
Und manchen Leckerbiſſen:
So feſt er auch im Zahn geklebt,
Mit Macht herausgeriſſen:
Verſchlimmert iſt ſein Strahlenſchein,
Er mußte in die Gruft hinein:
Wie könnt ihr Chriſten ſeyn!

Die Pflicht befiehlt, das Wohlergehn
Des Nächſten nicht zu meiden;
Ihr ſeht den Nächſten hülflos ſtehn,
Und Froſt und Hitze leiden;
Doch lindert ihr nicht ſeine Pein:
„Mag er zu Gott um Hülfe ſchreyn!“
Wie könnt ihr Menſchen ſeyn!

*

Die Zeiten, Pfaffen, ſind nicht mehr,
Wo eure Kniffe galten,

Macht Kirch' und Dom und Kloſter leer,
Laſt Menſchen damit ſchalten!
Ihr mögt mit Stricken euch kaſteyn,
Schließt euch in eure Zellen ein:
Wir wollen Menſchen ſeyn!

278.

Epiſtel an Fauſt.

(Von K. J. Friedrich.)

Von all den ſchönen Phänomenen, Lieber,
Womit dies Leben oft den Sterblichen entzückt,
Ihn bis zum Mond hinauf, dem Alltagskreis entrückt
Und dann, im Schwindel, ſanft ihm zu die Augen drückt,
Um nicht zu ſehn, wie drunter hier, da drüber
Sich Wogen brüſten, Wolken thürmen,
Sein buntes Feenſchloß im Monde zu beſtürmen;
Wenn alle dieſe Phänomenen,
Wovon, bey wachem Sinn, uns kaum ein Schatten bleibt,
Und wovon, wunderſchön, der weiſe Plato ſchreibt,
Daß ſie, durch ſeltne Feeren,
Und durch die Allgewalt der regen Phantaſey,
Das liebe Leben ſo verſchönen,
Oft in ein weites, unbekanntes Land
Das Herz mit ſeinen Gefühlen verſchlagen; —
Von allen däucht mir, Freund! (laß mich nur vor der Hand,
Einmal die Hypotheſe wagen,
Die Selbſterfahrung bald beſtätigen dir ſoll)

Wohl keins ſo weſentlich, ſo ſchön, ſo wonnevoll,
Als wenn der Liebesgott, in unſrer Einſamkeit
Uns traurig grüßt, ſchlau unters Auge blicket,
Bedeutend ſeine Hand an unſern Buſen drucket
Und gravitätiſch dann, mit viel Wohlredenheit,
Wie ſichs in ſolchem Fall gebühret,
Uns von der Macht und Herrlichkeit
Der Liebe, wie von Noten peroriret.

Auch find ich's, ganz im Ernſt, nicht ſonderlich geſcheid,
Des Lebens ſchönen Lenz, ſo innerhalb vier Mauern,
Einſiedleriſch und abſichtlos,
Als moderten wir ſchon in kalten Grabesſchoos,
Gleich dummen Fakirn hinzutrauern.

Der Strohm des Lebens eilt ſo unaufhaltſam hin,
Daß wir, die noch am Blumenufer ſtehn,
Noch raſches Herzensſchlags, und mit romant'ſchem Sinn,
Sein leichtes Wellenſpiel vorübergleiten ſehn,
Nicht eben lange zaudern dürfen,
Die Urne voll, die uns, ſo himmliſch mild,
Der Liebe Hand aus ſeinem Schooſſe füllt,
Mit weiſem Geiz rein auszuſchlurfen.
Denn, ach! weißt du, wie bald die ſchöne Urne bricht?
Und dann iſt's nicht mehr Zeit, an den Genuß zu denken:
Die Liebe wird umſonſt dir ihren Nektar ſchenken:
Der Strom des Lebens fließt dir ferner nicht!

Der Freude Blumen, die ſanft ſeine Wellen küſſen,
Haushälteriſch ſie zu pflücken, weil ſie blühn,

Und froh die Spanne Zeit, die Gott ihm hier verliehn,
Im Antlitz der Natur, bey Frühlingsmelodien,
Am Arm der Liebe zu genießen:
Dies iſt dem weiſen Mann Beſtimmung, iſt ihm Pflicht.
Sich in ein Kloſter einzuſchließen,
Und da zum Heiligen zu büßen,
Iſt jetzt, da, grundgelehrt, von Aufklärung und Licht,
Schon jeder Knab' in Prima ſchreibt und ſpricht,
Fürwahr! nicht mehr Verdienſt, das in die Augen ſticht:
Zumal da Peters Stul, nebſt andern Grillen, auch
Den übrigen ganz wohlbewährten Brauch,
Die frommen Schaafe zu kanoniſiren
Schon abolirt; indem, an Taxen und Gebühren,
Die Datarie nichts mehr bey dieſem Brauch gewinnt,
Da ſich die Schafe nun von Fürſten laſſen führen,
Und freylich minder fromm, doch etwas klüger ſind.
Auch wär' es, wie du ſiehſt, itzt gänzlich aus der Zeit,
Die Tempel, die der fromme Wahnſinn einſt geweiht,
Und Müßiggang bewohnt, fanatiſch aufzubauen:
Da Pius ſelber ſie, geführt von Joſephs Geiſt,
(So wenig mag der Mann, der weiland nie
Den kleinſten Zweifel in ihm ſelbſt verzieh,
Nun ſeiner eignen Einſicht trauen!)
Mit gleichem Muth und Recht, wie Joſeph niederreißt.

Heraus denn aus der öden Klauſe!
Hin' an den Buſen der Natur, o Freund!
Wo ſchöner, heller, als im goldnen Marmorhauſe
Dem Kayſer, uns die Sonne Gottes ſcheint!
Wo früh im Morgenſtrahl, und ſpät in Phöbus Schatten

Wo ſich Lenz und Sympathie vereint,
In inner Liebesluſt ſich Millionen gatten;
Wo, wie des Himmels Odem, ſanft und warm
[illegible] es, und jugendliches Leben
Und alle Schöpfungsadern weben;
Wo Scherz, und Unſchuld, Arm in Arm,
Wie Grazien auf jungen Blumen ſchweben,
Und rings auf Berg und Au, am Bach, im Thal und Hain,
Die [illegible]feſten der Menſchenkinder
Sich bald zum Tanz in maleriſchen Reihn
[illegible], bald, im frohen Rundgeſange
Bey Ciders hellem Becherklange,
Die Sorgen, die ihr Loos nothwendig trift, zerſtreun,
Und dann, durch ſolche Kur an Seel' und Leib geſunder,
Und fähiger für ihr Geſchäfte ſeyn.

Und armer Klausner, du, in deiner düſtern Zelle
Bliebſt ſolcher Lockung taub — um Luſt-Idee?
(Denn was iſt Nachruhm ſonſt?) und kreuzigteſt dich baß
Als einſt nicht Quixote um ſeine Dulzinee,
Ja ſelbſt nicht Sankt Anton, wenn er, aus Lebenshaß
Zum grimmen Zweikampf ging mit Teufeln aus der Hölle?

O fühl's, wie Dämon Spleen, der Weisheit Spiesgeſelle,
Oft ihrem Jünger ſelbſt die reinſte Wonne trübt!
Und wiſſe, daß der Mann, der nie geliebt,
Das Schauſpiel dieſer Welt, der Menſchen Thun und Laſſen,
Meiſt durch ein falſch geſchliffnes Glas,
Und ſtäts mit kranken Augen ſieht,

Sich; aus Verdroſſenheit, der Menſchenpflicht entzieht,
Und damit endiget die Welt und — ſich zu haſſen.
Entſcheide ſelbſt, mein Lieber! Warum flieht
Ein edler Mann, wie du, der Brüder muntre Kreiſe?
Vielleicht, weil oft ihr Thun ihm nicht gefällt?
Weil, hier und dort , ein Geck ſich auf den Wirbel ſtellt,
Und Räder ſchlägt, anſtatt, wie er auf ebnem Gleiſe,
Still hinzuwandern durch die Welt?
Weil ihn ein Weiblein zart, ihn, nach moderner Weiſe
Empfindelnd, nur mit Unſinn unterhält?
Und eine Phryne dort, als Frau von Stand und Ton,
Die Tugend ſelbſt mauſſade findet?
Weil mancher reiche Kaufmannsſohn,
Der, dummſtolz, Menſchenwerth auf Tonnen Goldes gründet,
Ihn mit den Augen wieget, und vielleicht
Um ſechs bis ſieben Aß zu leicht,
Und nur im Kurs mit zu paſſiren findet?
Weil oft ein Taugenichts, nunmehr ein Fürſt für Geld —
Ihn aus dem Wege drängt mit Hohn,
Wenn er, ſich brüſtend hoch im goldnen Phaeton,
Mit Sechſen fähret durch die Welt,
Und jeder Muskelzug ſein fürſtlich Nichts verkündet?
Weil endlich, gilt es Band und Stern,
Manch glatter Bube ſich, geſchmeidig, zu der Herrn
Und zu der Damen Füßen windet,
Und dann, wenn er im diamantnen Stern,
Den Lohn der tiefen Schmach erkrochen,
Dem Manne von Verdienſt brutal den Rucken weiſt
Ja, freche Miene macht, den edlen großen Geiſt
Und Freyheit ſelbſt zu unterjochen?

Freund! Alles das iſt kaum des Weiſen Ahndung werth,
Hat er nur Muth und Raum, den Schurken auszuweichen:
Die Narren, die er einmal nicht bekehrt,
Läßt er ſehr gern mit vollem Segel ſtreichen.
Geſchieht auch, daß der Stolz in ihre Wirbel fährt,
Sich mit den Weiſen zu vergleichen;
Was kümmert's ihn, wenn's ihnen Troſt gewährt?
Er findet freylich nicht ſich hoch dadurch geehrt;
Doch tröſtet ihn die goldne Wahrheit dann,
Die uns Freund Ferguſon gelehrt:
Daß Narren nur die Narrheit glücklich machet,
Und nimmermehr ein Geck ſo ſtehn und gehen kann,
Wie der geſetzte kluge Mann,
Der über dieſe Welt ſo wenig weint als lachet.

Dieß nun beſeitiget, giebt's noch der Dinge viel
Auf dieſem großen Erdenrunde,
Mit welchem ſich ein Mann von Geiſt und von Gefühl
Verloben kann im heiligen Bruderbunde,
Die kurze Lebensbahn hinab,
Bis an ſein ſchreckenleeres Grab,
Mit leichtem frohen Sinn zu wallen,
Und nach Belieben ſtill zu ſtehn,
Wo ihm die Gegenden gefallen. —
Ja, über dieſes iſt, bey hellem Licht zu ſehn,
Wohl weniger für Bonzen, Kröten, Affen,
Die Erde hier ſo gut und wunderſchön,
Als für den Menſchen nur, geſchaffen,
Und folglich, was die Herr'n in Proſa und in Reimen
Dagegen ſonſt auch predigen und träumen,

Doch, wahrlich! werth, daß ſie der Menſch genießt,
Zumal wenn noch das jugendliche Leben
In ſeinen Adern überfließt.

Geſellſchaft nur, kann ihm die ſanfte Stimmung geben,
Die hier zum Glücklichſeyn ſo unentbehrlich iſt,
Als das Gewicht an einer Pendeluhr,
Und fröhliche Diät und ordentliches Leben
Zum Fortgang einer Brunnenkur.
Im Menſchenkreis durchſchlingt, in hunderttauſend Aermen
Sich mitgetheiltes Glück und Lebensthätigkeit.
Doch kann ſanft ſich ſein Herz im Mitgefühl erwärmen,
Zu wirken Gutes, weit und breit:
Nur da bricht ſich ſein milder Freudenblick,
Gleich einem Lichtſtrahl, auf der offnen Stirn der Brüder,
Und kehrt, vervielfacht, dann in ſeine Bruſt zurück,
So ſchmettert, in dem ſtillen Thal,
Das Abendlied der Nachtigall
Vom Kranz der Berge zehnfach wieder.
Ja ſtürmet auch, (denn ſprich, wo lieget
Das Sevarambenländchen, wo
Des Erndter's Fleiß nie driſchet leeres Stroh,
Wo nie der Born der Seeligkeit verſieget,
Und jeder Wunſch, wär er auch noch ſo toll und blind,
Sogleich erfüllt, uns an die Naſe flieget?)
Stürmt, ſag' ich, auch noch, bey konträrem Wind,
Manch ſchwarzes Heer von Sorgen auf ihn zu,
Das ſelbſt die Weisheit nie beſieget;
Getroſt! an ihrem Buſen wieget
Die Liebe dann ſein ſtürmend Herz in Ruh.

Nun, trauter Eremit, verſchloß
Die Einſamkeit, in unfruchtbaren Schooß
Wohl je ſolch Lebensglück? und gießet,
Die Weisheit, die, im ernſten Trauerkleide,
Nur immer ſinnt und ſpäht, ſtatt handelt und genießet,
Aufs Leben ſolchen Reiz, wie die geſellige Freude
Und innre rege Wirkſamkeit
Für Tauſender Zufriedenheit?
Ach, fürcht' ich, nur höchſtkümmerlich
Entſchädiget die ſaubre, prüde Dame dich
Für alle Wonne, ſo am Pfad der Liebe ſprießet!

Doch, wer, auf dieſem Pfad, ſein Liebchen traut umſchlingt,
Und ſo hübſch tolerant, mit federleichtem Sinne,
Durchs Leben hin, ſein Pilgerliedlein ſingt,
Am liebſten ſein Glas Wein mit den Gefährten trinkt,
Und überall, wo ihm die Freude winkt,
Ihr willig folgt, ja, wirklich jeden Kuß
Von ihr addirt, wie olim Herr Horazius,
Zu ſeines Lebens richtigem Gewinne;
O, dieſer kennt, was Lebensweisheit iſt,
Traun! beſſer, als der Grämling in der Zelle,
Der, Krämern gleich, nach Loth und Elle,
Die Menſchenfreuden wiegt und mißt,
Von dem, was er verkauft, nie ſelbſt genießt,
Und endlich, wann ihm des Genuſſes Quelle
Durch ſeine Schuld verſieget, nicht mehr rinnt,
Sich, ach zu ſpät! nach einem Tropfen ſehnet,
Mit Schmachten noch den Todespfad beginnt,
Und ihn umſonſt mit bittrer Reu bethränet.

Auf, Freund! ſo laß uns denn, weil Jugendkraft und Gluth
Sich noch ſo voll in unſern Adern dehnet,
Gewapnet wohl mit hohem Rittermuth
Die ungewiſſe Fahrt auf Minneglück beginnen!
„Und ungewiß!“ — Sey's! Achtet das der Held?
Er fährt auf gutes Glück; verſteht ſich, mit fünf Sinnen! —
Und denkt, falls die nur richtig ſind,
Was meiſt in dieſer beſten Welt
Nur Dumme trügt: Wer waget, der gewinnt!

Wenns nun, ſpät oder früh, dem lieben Gott gefällt,
Daß wir auf unſrer Minnefahrt,
Der deutſchen Jungfraun eine grüßen,
Die Geiſt und keuſchen Sinn mit Herzensfülle paart,
Und uns, mit ſanftgeſenktem Blick,
Erröthend giebt den trauten Gruß zurück,
So laß uns züchtiglich ihr nahn,
Und feyerlich den Staub des heilgen Landes küſſen,
Wo wir zuerſt die Holde wandeln ſahn. —

Neigt ſie dann, traulich, ſich zu unſers Herzens Bitte;
So bieten wir ihr, frank und frey
Nach alter deutſcher Ritterſitte,
Die Rechte dar zu ehelicher Treu
Und jubiliren fein mit ihr in unſre Hütte,
Wo ſie, mit uns auf Freud und Leid geſellt
Wills Gott! die Wallfahrt durch die Welt
Gelobet treulich zu beſchließen.

Und Freund, um früher noch an dieſem Ziel zu ſeyn;
So kehren wir indeß in keinen Gaſthof ein,
Wo wir die Herberg — zahlen mußen.

279.

An Luther.

(Gedichte von Voß 1. B. S. 296.)

Entſchwebe wie ein goldner Duft,
Mann Gottes deiner ſtillen Gruft,
Und ſchaudre Graun durch ihr Gebein,
Die deine ſtille Gruft entweihn!

Matt kamſt du, Sieger, aus der Schlacht
Mit Prieſtern aus des Wahnes Nacht;
Da labt' an Katharinens Bruſt
Dich junge Kraft und Heldenluſt.

Sie tränkte dich mit Rebentrank;
Und freudig tönte dein Geſang:
Dem Papſt und allen Teufeln Spott!
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!

Da ziſcheſt nun die Afterbrut!
Weh, Brüder, weh! wir ſind ſein Blut!
Schleicht rücklings hin zu ſeiner Ruh,
Und deckt des Vaters Blöße zu!

Ihr Männer Deutſchlands, kühn und frey
Durch ihn von Pfaffentyranney,
Ihr laßt mit läſterndem Geſtöhn,
Die Heuchler Luthers Aſche ſchmähn!

Wer iſt, der nicht bey Kraftgeſang
Des Weiſen auf zu Thaten ſprang,
Dem nicht die Seele ſonnenhoch
Ein Adler mit dem Adler flog?

Wem ſchafft nicht Gottes edler Wein
Aus düſterm Nebel Sonnenſchein,
Durchglüht mit Lebensgeiſt das Blut,
Und giebt zur Arbeit Kraft und Muth?

Was labt den Frommen in der Zeit
Mit Vorſchmack höhrer Seeligkeit,
Als Mädchenblick und Mädchenkuß,
Des Weibes heiliger Genuß?

Schweig Gleißner, dich befrag' ich nicht!
Dir bleibt dies ewig ein Gedicht,
Wie dem, der Laſtern Lieder zollt,
Dem Hurer und dem Trunkenbold!

Doch jeder Chriſt und gute Mann
Stimmt laut mit dir, o Vater, an:
Wer nicht liebt Weib, Wein und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang.

280.

Der verdorrte Feigenbaum.

Ein ſchreckenvoller Fluch
Traf jenen Baum, der ſtatt der Früchte
Nur leere Blätter trug.

Ihr Nonnen, die Geſchichte
Dien' euch zum Unterrichte:
Nehmt Männer, bringet Früchte!

281.

Elegie.

In den Ruinen einer Abtey geſchrieben.

(N. T. Merkur 1791. Auguſt. S. 410.)

Wo dort im alten Thurm um Mitternacht
Die Winde durch die Mauerſpalten heulen,
Lud einſt ein hoher Dom in ernſter Pracht
Den Pilger ein, voll Ehrfurcht hier zu weilen.

Geweihte Glocken riefen einſt, wo ſich
Ruinen dort im Abendſchimmer röthen,
Von der beſtrahlten Kuppel feyerlich
Die Gauen rings zu Meſſen und Gebeten.

Aus heilger Nacht ſprach eine Gottheit hier
Orakel, die der blinde Pöbel ehrte;
Die Großen ſelber bückten ſich vor ihr,
Und glaubten, was ihr ſchlauer Prieſter lehrte.

Der **Aberglaube**, ſitzend auf dem Thron,
Den ihm die Dummheit baute, ſprach den Weiſen
Des Landes, ſprach der hellen Wahrheit Hohn,
Ließ Fackel ihr und Diadem entreißen.

Wie Wolken, die von allen Seiten her
Sich über Wüſtenein zuſammendrängen,
Und, rings die braune Wildniß immer mehr
Verdunkelnd, kalt und ſchwer vom Himmel hängen;

So ſtröhmten Scharen ſeinem Tempel zu;
Der finſtern Schwermuth finſtere Verehrer
Verträumten hier das Jahr in träger Ruh,
Und nannten ſtolz ſie ächte Chriſtuslehrer.

Doch nun nicht mehr! die Wahrheit kam, zerbrach
Den alten Thron mit ihrer ſtarken Rechte;
Die Thäler hallten ſeinen Umſturz nach,
Sein Fall erſcholl bis in des Orkus Nächte.

Dumpfbrütend ſitzt nun der geſtürzte Gott
Auf ſeines Tempels grauſenvoller Trümmer,
Des Volks Verachtung und der Geiſter Spott;
Um ſein geſunknes Haupt erloſch der Schimmer.

Zu ſeinen Füßen liegt der ſchwarze Schild,
Der vor der Wahrheit Pfeil ihm Schutz gewährte;
Geworfen in den Staub iſt jedes Bild,
Das einſt des Layen Andacht fromm verehrte.

Der Chorpſalm ſchweigt, die Prieſter ſind entflohn,
Verloſchen alle Lampen; rings um Mauern
Und Thürme, welche ſchnellen Einſturz drohn,
In deren Klüften Eul und Uhu lauern.

Das goldne Crucifix, vom Staub entweiht,
Umwindet dort im Schutt die blaue Schlange,
Und achtet nicht des Sinnbilds Heiligkeit;
Der Weißdorn blüht im öden Säulengange.

Verwildertes Geſträuch und Schilf verſchließt
Den Weg zur weiland ſtiftungsreichen Halle.
Der hohe Dom iſt einſam, leer und wüſt,
Durchſchmettert einſt von der Poſaunen Schalle.

Die Elſter hüpfet auf den Hochaltar,
Vor dem ſich einſt mit Ehrfurcht Fürſten bückten,
Und Prieſter, ſtolz im purpurnen Talar,
Ein myſtiſches Gebet zum Himmel ſchickten.

Noch roth die Mörderfauſt von warmem Blut,
Fand einſt hier eine Freyſtatt der Verbrecher;
Des fluchbeladnen Meuchlers Uebermuth
Beſtrafte mit dem Schwerte nun kein Rächer.

Triumph! aus langem Schlummer iſt erwacht
Der Sonnenadler Wahrheit, hebt die Flügel,
Zertheilt des grauen Irrthums alte Nacht,
Und reines Licht beſtrahlet Thal und Hügel.

Die blonde Zeres ſiehet weit und breit
Das reiche Feld von goldnen Erndten wallen,
Bewundert froher Schnitter Emſigkeit,
Und hört entzückt gewetzte Sicheln ſchallen.

Des Jünglings kühner Buſen ſchlägt nicht mehr
In Meßgewändern, die ſein Feuer dämpfen;
Er faßt das Schwerdt, folgt einem tapfern Heer,
Für Freyheit und für Vaterland zu kämpfen.

In kalter, dumpfer Kloſtereinſamkeit
Vertrauern keine Jungfraun mehr ihr Leben,
(Den Blumen gleich um einen Sarg geſtreut,)
Dem Gram und der Verzweiflung hingegeben.

Von Hymens Altar ſteigt der Opferduft
Des Weihrauchs, welchen Liebesgötter ſtreuen;
Triumphgeſang erfüllet rings die Luft
Von Jünglingen und feſtbekränzten Bräuten.

Der Ueberfluß beſeligt Dorf und Stadt,
Umblühet rings von milden Segensfrüchten:
Der Landmann ißt am eignen Heerd ſich ſatt,
Und letzt ſich froher nach des Tages Pflichten.

Denn keine Pfaffenhabſucht plündert mehr
Den Goldpallaſt, um ihren Bauch zu mäſten,
Und kein bethörter Laie ſpendet mehr
Sein Gut zu roher Mönche Schwelgerfeſten. —

282.

Auf die Gegend von Avignon.

(Reiſe in die mittägl. Prov. v. Fr. 3. Th. S. 456.)

Unter einem noch ſchönen Himmel — wie erſchlafft fand ich hier, in dem Müßiggange eines frömmelnden verdorbenen Volkes, jede Federkraft der Natur! Welch eine bängliche Anſicht! So weit meine Augen mich trugen, ſah ich Standbilder der Heiligen auf rebenloſen nackten Bergen — entdeckte nur verfallene Stege — durchgebrochene Dämme, morſchen Götzen mit ruhmloſen Namen zum Schutze überlaſſen — hörte das Läuten der Abendmetten in den umliegenden einzelnen Dörfern — ohne daß ein Schäfer vor ſeiner geſättigten Heerde, oder ein müder Ackersmann hinter ſeinem umgelegten Pfluge, dem Aufrufe zur Ruhe nachſchlich — ohne daß ein Winzer, von fröhlichen Kindern begleitet, aus ſeinem Weingarten hervorbrach. — Großer Gott! rief ich wehmüthig aus, und faltete die Hände, wie lange wird dieſer Mißverſtand deiner wohlthätigen Abſichten, dieſe Beſchimpfung deiner Natur noch dauern! Wie lange wird noch der Burger ſeine koſtbare Zeit, der Landmann ſeine nützlichen Kräfte, der Tagelöhner den kleinen Erwerb ſeiner wenigen übrig gelaſſenen Arbeitsſtunden, an den Putz einer Wachspuppe und das Wohlleben ihrer Götzendiener verſchwenden — in ſeinem Hauſe das Licht — auf ſeinem Heerde das Feuer erſparen — um durch eine verdienſtliche Finſterniß der ewigen

Lampe Oehl zu verſchaffen! Wie lange werden die Sclaven der Andacht das Mark ihrer Söhne gegen ein geweihtes Todtenbein vertauſchen, und mit dem Geruche ſeiner Heiligkeit ihre Schlafkammern verpeſten! Wie lange noch, [illegible] werden die Unſinnigen für die baldige Entwickelung ihrer Tochter alle Heiligen anrufen, um ihre erſten Blüthen dem eheloſen [illegible] zu opfern, der jedem frühen Gefühl eines erwachten Herzens noch früher entgegen kömmt, jede aufkeimende Frucht wie ein Raubthier bewacht, und alle Erſtlinge der Natur und des Fleißes als ſein Eigenthum anſieht! Durch, ach! wie viele Menſchenalter — rief ich mit gepreßter Bruſt — wird dieſer ſchwere Uebergang zur Wahrheit und Freyheit noch zögern! — Und wie ich ſo ſprach und meine Augen zu Gott erhob, vergüldete die ewige Sonne zum letztenmal heute die ſteinigen Hügel. Ich ſchrieb noch im Glanze des Abendroths folgende Gedanken an meine Schreibtafel:

Als hätte die Natur im Bilden
Mit Liebe länger hier verweilt,
So ganz hat dieſen Luſtgefilden
Sich ihre Schönheit mitgetheilet:
Doch Mönche kamen und zertraten
Den Plan der fröhlichen Natur,
Und auf dem Umkreis ihrer Saaten
Herrſcht Gleißnerey und Armuth nur.

Trajan entlockte Fleiß und Leben
Aus dieſem Felſen — dieſem Hain,
Und Berge luden ihn voll Reben
Zum Jubel guter Fürſten ein.
Ihr Fluren, die ihr freundlich blühtet,

Als Jupiter noch auf euch ſah,
Wie traurig liegt ihr abgehütet
Von päpſtlichem Geſindel da!

O Land, das nur den faulen Bäuchen
Der Mönche zu Gebote ſteht,
Und, mit abgöttiſchen Gebräuchen
Belaſtet, — ſchwankt und untergeht!
Ach, warum hat, ruft meine Stimme,
Gott ſeinen Blick von dir gewandt?
O du, der Hirnwuth und dem Grimme
Der Heiligen verrathnes Land!

Wenn Prieſterſtolz und Aberglaube
Mit Mehlthau eine Gegend trift,
Verdorrt die Saat, — verwelkt die Traube,
Und aus dem Oehlbaum rieſelt Gift.
Beſangen wohl des Landmanns Lieder
Sein Glück an einem Erntetag
In Argos Thälern, eh' die Hyder
Dem Arm des Rächers unterlag?

Hier heißt die Tugend eine Bürde?
Der Weisheit ſelbſt wird hier geflucht,
Die nicht in Klöſtern — Menſchenwürde
Nicht Troſt am Tiſch des Gauklers ſucht;
Bey ihm — der Felſen abzurunden
Verſpricht, der Berg' und Thäler gleicht,
Und deinem Mund Erlaß der Sünden,
Und deinem Gaum Vergebung reicht.

Wie ſtürzt nicht der bethörte Hauſe
Ihm zu! begafft und überſchlägt
Die Waare, die zu gutem Kauſe
Er ihren Sinnen vorgelegt!
Der Morder packt dann, wie der Zecher
Ein Sortiment zum andern auf,
Und jener Schutzgott der Verbrecher
Spricht Seegen uber ihren Kauf.

Und dieſer Troß von Himmelserben
Durchwallfahrt dieſes arme Land —
Spielt ſeinen Ueberreſt von Scherben
Dem Hohenprieſter in die Hand,
Vertauſcht für unbegriffne Worte
Das Bettelbrodt, das er erwirbt,
Und mit dem Schlüſſel zu der Pforte
Des Himmels — gähnt er hin und ſtirbt.

Ihr Räuber dieſes Landes! höret
Der Wahrheit Ruf, die aus mir ſpricht:
Euch droht, die ihr das Volk bethöret,
Des Volkes blutiges Gericht;
Ich ſeh' im Kreis von euren Bürgern
Des Aufruhrs ſchwarze Fahnen wehn,
Und eure Schafe — zu den Würgern
Furcht — zur Verzweiflung übergehn;

Und ſeh' erſtaunt, wie jede Puppe
Der Andacht in ihr Nichts verſinkt;
Wie nicht mehr die geweihte Schnappe

Der ew'gen Lampe ſie umſtinkt —
Kein Kattunkrämer mehr die Zofe
Der heiligen Marie macht,
Und kein, an eines Prieſters Hofe
Gebieter dieß Land bewacht;

Seh' eure Heiligen zerſtückeln —
Seh' die Legenden in dem Wind
Zu edlern Stoffen ſich entwickeln,
Die eines Gottes würdig ſind;
Und ſeh' entfernt, wie aus dem Staube
Die Tugend ihre Stirn erhebt,
Und neue Hoffnung, neuer Glaube
Und neues Glück dieß Land belebt.

Und dann erſt, möge Gott es wollen!
Wird Ordnung und Natur gedeihn;
Die Wüſten werden Früchte zollen,
Die öden Berge — guten Wein;
Geſundes Volk wird, ungeſegnet,
Im Schatten ſeiner Laube ruhn,
Und, ohne daß ihm Gott begegnet,
Doch redlich ſeine Arbeit thun.

Dann erſt entſteigt den Finſterniſſen
Des Glaubens die verſteckte Flur;
Man wird von keinem Wunder wiſſen,
Als von den Wundern der Natur;
Der Pilger wird ſie nur im Reize

Der Unſchuld ſeines Mädchens ſehn,
Und manch Kapellchen ohne Creuze
Wird ſeiner Andacht offen ſtehn.

283.

Ueber die Mönche.

(Fliegende Blätter, S. 2. u. f.)

Hart und fürchterlich war mit Aberglauben und Dummheit
Durch Jahrhunderte ſchon der Kampf. Sie trozten mit Hohne
Dem gebietenden Fürſten und unterrichtenden Weiſen,
Achteten weder Wahrheit, noch Macht, noch heilige Würde,
Schonten weder Freyheit, noch Glück der Menſchen, und raubten,
Ihre Herrſchaft ewig zu machen, bald Qualen des Abgrunds,
Bald erfanden ſie Liſt, und ſchmiedeten feinere Feſſeln
Für die Geiſter der Erdenbewohner. Und ihrer Geſandten
Waren tauſendmaltauſend von hundert Geſtalten und Farben.
Die durcheilten, geſchäftige Diener, die Lande, durchſchlichen
Alles bis in die Winkel des innerſten Hauſes, erforſchten
Jedes Geheimniß, und hielten die Seelen in ewiger Kindheit,
Leiteten ſie umher an Gängelbanden, und lockten
Bald ſie mit Schmeicheln, und ſchreckten ſie bald mit Drohungen: Alles
Hing an ihrem Willen; und ſie, die Götzen des Volkes,
Aßen des Landes Mark. — Heil euch, ihr Fürſten von Deutſchland;
Wenn ihr eure Kinder befreyt, und fremder Tyrannen
Ausgeſandte Knechte verjagt! Und dreymal und viermal
Heil, wenn ihr die, die ſonſt euch eure Kinder verführten,

Umzuſchaffen vermögt, daß ſie zu Menſchenbeglückern
Werden aus Verführern des Volks, und, ihre mit eurer
Sorge verbindend, von nun an, der Sterblichen Freude vermehren!
Dreymal und viermal ſeyd mir dann o Fürſten geſegnet!
Denn es iſt größerer Ruhm, den Ungerechten zu beſſern,
Als ihn über die Gränze zu jagen. — Ihr nennt euch ja Väter,
Seyd dann Väter auch ihnen! Sie machten elend, und waren
Selber auch elend. Darum erbarmt euch ihrer, o Fürſten!
Lehrt ſie beſſere Weisheit, und macht ſie zu Lehrern des Volkes.
Lehret ſie frohen Genuß der Güte Gottes, damit ſie
Selbſt auch endlich die Rechte der heiligen Menſchheit genieſſen,
Und im Schooße des eigenen Hauſes die ſüßeſten aller
Erden-Namen, dich, Name des Vaters, dich, Name der Mutter
Hören, und Gott, dem Geber unendlicher Seligkeit, danken. —
— — — Ach, die tauſendmal Tauſend,
Die, verbannt in die Mauern des ewigverſchließenden Kloſters,
Einſam und ohne Hoffnung die langſamen Tage verſeufzen,
Oder mit Sünden ſcherzen, die ſollten mit trüben Gedanken
Euch nicht füllen das Herz? —

Des

Zuchtſpiegels

fünfte Aufſtellung.

Zur Beleuchtung
der
Eroberungskrieger und des Kriegsweſens
derſelben.

(Logau, S. 171.)

Siedend Waſſer wird geſtillt,
Wenn man kaltes zueinfüllt;
Glimpf vermag durch frommes Lachen
Bittres Lachen ſüß zu machen.

Ueber

Eroberungskrieger und deren Kriegsweſen.

284.

Der dreyfache Seufzer der Monarchie.

(Zu erlangen, zu erhalten, und zu verlieren. *)

(Terpſichore 1. Th. S. 68.)

Wenn unſer Herz, mit Gottes Geſchick vergnügt,
In Glück und Unglück beyde mit einem Muth
Zu tragen wüßte; wie ſo ſelig
Würden die Menſchen auf Erden leben!

Dahingeriſſen von der Begierde Macht,
Sich nichts verſagend, Alles mit Ungeſtüm
Anſtrebend, Alles wagend, Alles —
O wie zerreißen das Herz des Menſchen

---

*) Quid eſt Monarchia, niſi triplex ſuſpirium, obtinendi, retinendi, amittendi? Dieſe politiſche Sentenz ſtand an der Decke eines kurtrierlichen Zimmers.

Die Furcht! Wo enden die Seufzer, wo?
Zu haben? Ach, wir wünſchen Alles, ſtäts
In Furcht, es zu verlieren, immer
Drückend die Beute, ſie zu behalten.

Nach Allem ſtrebt der Sterbliche. Höchſtes war
Ihm nie zu hoch, und kennet — ein arm Geſchöpf —
Des Schickſals Maaß nicht, daß die Urne
Immer ſich wälzet, und Nichts beſtehet.

Wie Pfeile fliegen unſre Wünſche: jezt
Voran, voruber, wieder im Rucken uns;
Der Schütze ſchießt, und liegt von eignen
Brennenden Pfeilen, wie tief verwundet.

Im Niederlande konnte ja Xerxes ſtill
Regieren; und der hungrige Löwe griff
Nach Mehrerem, als er verſchlingen,
Als er im Glücke verdauen konnte.

Hin übern Pontus, über Thermopylä
Durchbrach den Athos Er, ein Unſinniger;
Der Thor bepflaſterte die Fluthen,
Hüpfend auf ihnen, ein toller Knabe.

Der alle Ströme wollte mit Einem Zug'
Ausleeren, kehrte Flotten- und Siegberaubt
Zurück. Die Peitſche, die das Weltmeer
Geißelte, war in die Fluth geſunken.

Und Jener, den der ſtolze Bucephal trug —
Des Vaters Reiche waren ihm viel zu klein;
Zur Sonnengränz' hinaus, der Länder
Ufer hinüber, erjagt ein Reich Er.

Schon waren Baktra, Suſa, Perſepolis
Vereint dem Indus, als er die andre Welt
In Schiffen ſuchte. Da erſeufzte
Thetis; es brüllte der Ocean auf,

Und lauter brüllt dem Wagenden ſeine Bruſt:
Denn keinen Theil der Erde; das Ganze will
Der Räuber, will hinauf zu Sternen —
Siehe, da liegt er im engen — Grabe!

Im Tode nur ermattet die Habbegier;
Jemehr ſie trinkt, je ſchärfer entflammt der Durſt,
Bis Thanatos mit ſeinem Tranke
Kühlet dem Lechzenden Glut und Flamme.

Da ſtirbt dann Cröſus — glaub' ich — dem Irus gleich,
Und Cröſus möchte lieber ein Irus ſeyn. —
Deckt uns der Himmel und ein wenig
Erde; was halfen euch Ehrenmähler,

Pompejus, Cäſar, als ihr daniederlagt?
O bitterſüßer Taumel der Ehrbegier!
Du Krone, die von Sorgen blinket,
Triefſt du Aloe oder Honig?

285.

Die Ehrbegierde.

(Terpſichore, 2. Th. S. 232.)

Nach edlen Männern ſtrecket die Ehrbegier
Sorgfältig aus die Scheeren und hält ſie feſt.
Die Hände bluten; der Ergriffne
Seufzet im Innern. Dennoch läßt ſie

Die Hand nicht los ihm, bis, wie ein Kind, er weint —
Und läßt ſie los ihm; kehrt er bald zurück
Zur alten Pein. Mit neuer Sehnſucht
Sehnet er ſich nach gewohnten Schmerzen. —

Was füllet unſre Tage mit Noth und Weh
Und Gram und Unruh? Traurige Ruhmbegier,
Um welchen Lohn, mit welcher Mühe,
Sucheſt du Krieg und Gefahr und Wunden

Und Tod! — Wo irgend, irgend des Reiches Zaun
Ein Ritzchen ſpaltet; ſiehe, da ſteht der Wolf
Und wezt den Zahn, indeß im Innern
Lämmer, unſchuldige Lämmer zittern.

Er wezt den Zahn nach Beute. Die Beute macht
Ihn ruhmvoll, glücklich! — Glücklich? O glaub' es nicht!
Triumphe, Krieg und Ruhm' und Titel,
Ehren und güldne Beut und Woluſt

Sind nicht Gemüthsgaben. Der Dichter ſpricht:
Wer, wenn er Alles, Alles Sich einig ſchenkt,
Und Nichts von außen ſich verſaget,
Außer Sich ſelbſt, der verſaget ſich Alles.

* *

Ihr Freunde! Viel iſts, ewig gekannt zu ſeyn
Im Marmorbilde; ſchöner und größer iſts,
Verehrt zu ſeyn in ſtillen Thaten,
Ewig geliebt in der Menſchen Herzen

Auch ohne Bildniß. Möge mein Antlitz einſt
Zu Staub verweſen; Bilder, ich neid' euch nicht,
Ihr Kaiſerlarven! Wer verborgen
Schlummert und ruht, o er ruhet glücklich!

— — — — Was halfen euch Ehrenmähler
Pompejus, Cäſar, als ihr danieder lagt? —

Wer von der ſpäteſten Welt ſich Ehre wünſchet, der ehre
Selber die ſpäteſte Welt! —

286.

Der Reichsadler.

Ein aufgelöstes heraldisches Räthſel.

(Schubarts Gedichte, 2. B. S. 122.)

Ihr Forſcher in der Wappenkunde
Was fragt ihr ernſtlich nach dem Grunde:
Warum in jeder Schilderey
Der deutſche Adler doppelköpfig ſey?
Zwey Köpfe, ſprecht ihr oft im Feuer,
Sind ja ein wahres Ungeheuer,
Und Köpfe noch dazu, wie die,
Voll biſſiger Antipathie. —
O laßt doch einmal nach, mit Forſchen euch zu plagen!
Ein Novelliſt ſogar kann euch die Wahrheit ſagen.
Der eine Kopf, der weſtwärts blickt,
Sanft ſcheint und deſto ſchärfer pickt,
Iſt Kaiſer Joſephs Kopf, des toleranten Weiſen!
Der andre Kopf, der nordwärts ſchaut,
Scharf ſieht und mit dem Schnabel haut, —
Iſt Friederich, der Donnergott der Preußen.
Warum ſie aber uneins ſind,
Begreift beynah ein kleines Kind:
Sie ſind entzweyt in dem gemeinen Falle,
Was eine Kralle packt, packt auch die andre Kralle,
Drum zerren ſie ſo jämmerlich —
O Vaterland, wie daurſt du mich!!

287.

287.

Grabſchrift.

Der hier begraben liegt, war redlich und getreu,
War tapfer ohne Barbarey:
Er ließ, wie Scipio, von Lüſten nie verführet,
Was er erobert, unberühret.
Er hatte hohen Muth und Stärke; doch es litt
Kein Schwächerer darunter: denn er ſtritt
Für eigne nur und für der Seinen Habe.
Erobrer, ſchämet euch: ein Hund liegt hier im Grabe.

288.

Die beyden Menſchengrößen.

(Blumauer.)

Menſchengrößen giebt es zwey hienieden,
Eine jede kleidet ihren Mann:
Das Verdienſt webt beyde; doch verſchieden
Sind die Fäden und die Farben dran.
Eine hüllet ſich in eitel Licht,
Wo die andre ſanfte Farben bricht.

Wie die Sonne glänzt und ſtrahlt die eine
Welten wärmt und brennet ihre Glut;
Und die andre gleich dem Mondenſcheine,
Der nur Nachts im Stillen Gutes thut:
Jene blendet mit zu vielem Licht;
Dieſe leuchtet, aber blendet nicht.

Wie ein Bergſtrom über Felſenſtücke
Rauſchet jene laut und fürchterlich;
Dieſe windet unbemerkt dem Blicke,
Wie ein Bach durch die Geſträuche ſich:
Jene brauſet und verheert die Flur;
Dieſe tränket und erquickt ſie nur.

Jene baut ſich Ehren-Mauſoläen
Aus den Trümmern einer halben Welt;
Dieſe fühlt ſich reicher an Trophäen,
Wenn ſie Thränen regen Dankes zählt:
Jene hauet ihren Ruhm in Stein;
Dieſe gräbt ihn in die Herzen ein.

Jene läßt mit lautem Ruhm ſich lohnen,
Und ihr Aufenthalt ſind Thronen nur,
Dieſe ſieht man auch in Hütten wohnen,
Und ihr Lohn iſt Segen der Natur:
Jene kann ein Kind des Glückes ſeyn;
Dieſe dankt ihr Daſeyn ſich allein.

Größe lauten Ruhmes! deiner Schwingen
Breite gleicht dem Himmels-Firmament;
Aber deinen Standort zu erringen,
Iſt nur wenig Sterblichen vergönnt;
Stille Größe! dich, dich bet' ich an,
Dich nur, denn du biſt für jedermann.

289.

Ewige Schätze, ewiger Friede.

(Gedichte von Göz.)

Als Fremdling ſchiffet, richtige Kenntniſſe
Sich zu erwerben, der nach Iberien,
Verlernt ſich ſelbſt, und ſtirbt, in ſeinem
Eigenen Herzen der größte Fremdling.

Lebendigtodt im Schooße des Müßiggangs,
Ja, ſchon begraben, eh' er geſtorben iſt,
Verſchwelgt die grünen Jahre jener,
Weder im Kriege, noch Frieden brauchbar.

Ein andrer klebt an Höfen, und fliehet doch
Sich ſelbſt und ſeine Sitten an jeglichem
Will, o der Knechtſchaft höchſte Stufe!
Niemanden, elend zu ſeyn, geſtehen;

Und lügt ſich glücklich unter erſchrecklicher
Gewiſſensmarter. Aber vergebens ſtrebt
Der Gram, auf ſeiner Stirn zu lächeln,
Und zu verwandeln die trübe Scene.

Denn hinter ſeinen Wolken verbergen ſich
Der Freude Farben. Ob ſich abwechſelnder
Beſuche Schwarm, ob von Klienten
Ewige Fluthen um ihn ſich drängen,

Und der Plebejer ſeinen Pallaſt umzieht:
Erſeufzet er, von ſich ſelber verlaſſen, doch:
Mir mangelt Alles! und ihn foltert
Beydes, der Stadt und des Volks Vermögen.

Wer alle Macht zuſammen begehrt, verliert
Auch die gemeine. Wähnſt du, was köſtlich iſt,
Das müſſe dein ſeyn? Armuth hat mich
Glücklicher Weiſe von Gold entfernet

Und ſo — geſichert. Was ich entbehren kann,
Iſt mehr, als was ich brauche, den Cäſarn gleich
An wahrer Größ' in dieſem Einen:
Daß ich ein Herrſcher bin meiner ſelber.

Wir alle können alles mit Sicherheit
Verachten, nicht beſitzen. Ein Mächtiger,
Hoch über Schwache fahrend, denkt nicht,
Daß ſich im Stygiſchen Kahn die Schatten

Einander gleichen, ungleich auf Erden zwar,
Nicht in der Erde. Manchen erhöhete
Ein Trageſtuhl; ein Siegeswagen
Manchen: Quiriten ſind wir doch alle.

Die unſre Aſche ſammelt, die Urne, giebt
Das Maaß von jedem. Wälzet von Halſe mir
Die goldnen Bürden, das Gepäck ab,
Welches mir Antiums Göttin auflegt!

Wann ich, des Krams entlaſtet, ein freyer Mann
Einſt ſterbe, hab' ich ewige Schätze mir
Erworben, weil ich nichts begehre;
Ewigen Frieden, weil ich nichts fürchte.

290.

Der Adler und der Weyh.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. [illegible])

Beym Adler ward ein Weyh verklagt,
Daß er vom Straßenraube lebe.
Beklagter wird citirt und hart befragt,
Was er hierauf zur Antwort gebe?
Herr König, ich bekenne frey,
Verſetzt der Inquiſit und ſtrich die Segel,
Daß ich ein großer Freund von Wildpret ſey.
Wie unverſchämt! rief der Monarch der Vögel.
Das Compliment verdroß den Weyh:
Was ſoll, ſprach er, die todte Ringeltaube
In deinem Neſt? Die Curialien
Bey Seite, Sir, lebſt du nicht auch vom Raube?
Ha, Böſewicht! das ſind Regalien,
Verſetzt der Chan, die mir allein gebühren,
Und hieß den Wilddieb ſtranguliren.

291.

Der Rabe,
der dem Adler nachahmen wollte.

Dem Vogel Jupiters gelangs, ein Schaaf zu rauben.
Dieß ſah ein Rab' und mogte glauben,
Wer gierig, wie der Adler, ſey,
Dem ſteh, wie ihm, das Nehmen frey.
Er wandte ſchnell den Blick zur Erde,
Erſah ſich aus der Heerde
Den ſchönſten Hammel fett und rund,
Gemäſtet für der Götter Mund,
Verſchlang ihn mit den Augen.

„Ich kenne deine Amme nicht,
„Doch du verſchmähſt das Saugen,
„Du überköſtliches Gericht,
„Gemacht für meinen Magen
„Dem ſollſt du baß behagen!“
So ſprach er, und hinab dem Hammel in die Wolle!
Doch der wog mehr als eine Butterſtolle,
Und in dem Felle kraus und dick —
O Mißgeſchick! —
Saß unſer Rab' wie eingeknetet.

Der Schäfer kam: „Was iſt das hier?
Du Dieb du! Warte! — Bringet mir,
Ihr Kinder, doch das Bauer! —
Da, ſetzt ihn unters Schauer!“ —

Hier ſizt er nun und lehret fein,
Indeß die Kinder dreiſt ihn zerren:
„Wer rauben will, muß mächtig ſeyn.
„Gemerkt, ihr kleinen, großen Herren!
„Laßt euch des Raben Schickſal rühren,
„Und euch von Adlern nie verführen!“

292.

Der Lohn des Helden.

(Pfeffels Verſ. 2. Th. S. [illegible])

Einſt fiel der Leu, der auf der Jagd
Zu tief ſich in das Holz gewagt,
Zween Tiegern in die Pranken.
Gewaltig war ſein Widerſtand;
Allein erſchöpft und übermannt
Fieng er ,izt an zu wanken.

Da ſprang der Dogge ſchnell heran
Und rettete dem armen Chan
Durch ſeinen Tod das Leben;
Denn kaum entfloh die Mörderbrut,
So ſah er ihn mit ſtillem Muth
Den Geiſt den Göttern geben.

Jezt kam der ganze Hof herbey:
„Mir eckelt hier, ſprach König Leu
Zum Fuchſe, ſeinem Sklaven:
Weg mit dem Aas, es braucht kein Grab;

Nur zieh mir ja die Haut ihm ab,
Es läßt ſich gut drauf ſchlafen."
Iſt dieſes, rief mit bitterm Hohn
Der Bär zum Wolf, des Helden Lohn,
Nach dem wir alle dürſten?
Stirb fur dein Weib, fur deinen Freund,
Fürs Vaterland, für deinen Feind;
Nur nicht fur Räuber-Fürſten!

293.

Almanzur.

(Pfeffels Verſ. 1 Th. S. 194.)

In Bagdad kam einſt zum Kalifen
Ein Iman mit geheimen Briefen
Von Mekkas heilgem Scherif an:
„Ich ſende dir den größten Meiſter
In der Magie, den Menſchen ſahn.
Die guten und die böſen Geiſter
Sind ſeinem Machtwort unterthan."
So lauteten die goldnen Zeilen.
Der Sultan hieß den Wundermann
Entzückt an ſeinem Hofe weilen,
Erwies ihm täglich neue Gunſt
Und bat ihn einſt, von ſeiner Kunſt
Ihm eine Probe mitzutheilen.
Der Seher willigte darein.
Almanzur ſchlich am Arm des Gaſtes,
Bey der Geſtirne heiterm Schein,

Sich in den Garten des Pallaſtes.
Ein Anger im Granatenhain,
Geziert mit plätſchernden Najaden,
Tritonen, Faunen und Dryaden,
War ſchon zum Schauplaz auserſehn.
Der Herrſcher mußte ſich bequemen,
In einem ſchwarzen Kreis zu ſtehn,
Und in den Mund den Ring zu nehmen,
Des Moſes einſt am Daumen trug.
So ſtand er, als der Wunderthäter
An eine Gruppe Nymphen ſchlug:
Sogleich ertönet Ach und Zeter
Wie Donner in des Fürſten Ohr.
Die Nymphen, die verſchwunden waren,
Erſezt ein abgehärmtes Chor
Von Wittwen mit zerſtreuten Haren,
Die Brod von dem Despoten flehn,
Und ihre Bruſt in Thränen baden,
Die ſich in ſchrecklichen Kaskaden
Zuvor nach Gottes Himmel drehn.
Nun rührt des Thaumaturgen Gerte
Den Schädel eines Drachen an,
Der einem Lamme, das ſein Zahn
Mit Höllenwuth in Stücken zerrte,
Das Mark aus den Gebeinen ſog.
Wie groß war des Monarchen Schrecken
Den Reichsvezier, der ihn erzog,
Im Ungeheuer zu entdecken,
Und in dem Lamm ein junges Weib,
Dem er mit Gift das Leben raubte,

Weil es ihm nicht, zum Zeitvertreib,
Den Scherz des Ehebruchs erlaubte.
Um den Caliſen zu zerſtreun,
Der plötzlich einen Teufel glaubte,
Ergriff der Iman einen Stein
Und warf ihn in den nahen Hain.
Auf einmal drangen alle Dirnen
Des Harems auf den Sultan ein.
Verzweiflung ſtand auf ihren Stirnen:
Und während ſie mit wildem Graus
Die goldnen Ketten, die ſie trugen,
Verdammten gleich, zuſammenſchlugen,
Rief eines der Geſpenſter aus:
Gieb uns, Barbar, gieb uns die Brüder,
Die Eltern, die Geliebten wieder!
Nimm uns die Feſſeln weg, Barbar! —
Barbar! ſcholl es durch alle Bäume
Dem Chore nach, und wie die Träume
Beim Donnerſchlag verſchwand die Schaar.
Der Sultan wär auch gern verſchwunden;
Doch gleich dem Marmor ſtarr und bleich,
Hielt ihn des Meiſters Blick gebunden,
Der langſam einem klaren Teich,
In dem ein Heer Forellen ſpielte,
Sich naht, und in der blauen Fluth
Mit ſeinem goldnen Stabe wühlte.
Schnell wandelt ſich der Teich in Blut.
Auf ſeinen rothen Wogen ſchwammen
Zehntauſend Leichen voller Schrammen;
Dem fehlt ein Arm, dem fehlt ein Bein!

Dem floß das rauchende Gehirne,
Wie Milch aus der zerſpaltnen Stirne:
Und dem enthüllt des Mondes Schein
Das Herz in ſeiner offnen Höhle.
Der Iman winkt, und jede Seele
Kehrt in ihr morſches Haus zurück.
Mit Todesangſt im ſtieren Blick,
Mit röchelnder verſchleimter Kehle
Ruft jeder Leichnam: wehe dir! —
Weh dem Erobrer, der, wie Rehe,
Die Menſchen hezte! wehe, wehe!
Gekrönter Henker, wehe dir!
Hier ſank der Fürſt. Drey bange Stunden
Lag er in dumpfer Todesnacht;
Und als er wieder aufgewacht,
War Iman und Geſicht verſchwunden.

294.

Die Katzen.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. 119.)

Ein Junker ſpührte viele Ratzen
Auf ſeinem Schloß;
Er kaufte ſich ein Dutzend Katzen
Und ließ ſie los.
Sie packten flugs mit wildem Schnauben
Und ſcharfem Zahn —
Die Katzen? … Nein, des Junkers Tauben
Und Schinken an.

Verdammte Brut! Ich bin verrathen!
Rief Hildebrand:
Ihr dienet mir, wie viel Soldaten
Dem Vaterland.

295.

Ein Geſpräch auf dem Schiffe.

(Schubarts Gedichte, 2. B. S. 128.)

Der Soldat.

Verzeihen Ihro Hochehrwürden,
Wenn ich es ſagen darf,
Die lezte Predigt war zu ſcharf!
Sie laden viel zu ſchwere Bürden
Auf unſern Hals: wo iſt der Mann,
Der ſolche Bürden tragen kann? —

Der Schiffsprediger.

's mag ſeyn! — Wenn doch vorüber wäre
Die Waſſerfahrt! Mir ſchaurt die Haut!
Was denkt ihr, Freund, daß ihr dem Meere
Das junge Leben anvertraut?-

Der Soldat.

Das thu' ich gern, mein Fürſt hats ja befohlen:
Wir ſchwimmen nach Amerika!

Der Schiffsprediger.

Um dort vielleicht den Tod zu holen! —
Man ſagt, es gäb' ſo viele Wilde da,
Die mit der Axt der Feinde Schedel ſplittern.

Der Soldat.

Nur feige Kerls und alte Weiber zittern
Vor der Gefahr; ein Deutſcher nicht!
Zu ſtreiten iſt Soldatenpflicht.
Viel beſſer, daß die Axt den Schedel mir zerſpalte,
Als daß ich feig auf meinem Bett erkalte.
Und kurz und gut, mein Fürſt hat es gewollt,
Und dafür hab' ich meinen Sold.

Der Schiffsprediger.

Verzeiht, wie hoch mag der ſich wohl belaufen?

Der Soldat.

Fünf Batzen ſind genug,
So einem Kerl, wie ich, das Leben abzukaufen.

Der Schiffsprediger.

Ganz wohl, mein Freund, ihr handelt klug:
Doch Weib und Kinder! —

Der Soldat.

O der Armen
Wird Gott im Himmel ſich erbarmen!
Gott weiß, wie hart ich ſie verlohr! —
Jedoch der Dienſt für meinen Herrn geht vor.

Der Schiffsprediger.

Und wie? ein Mann, wie ihr, der könnte ſich beklagen,
Die letzte Predigt geh' zu weit? —
Könnt ihr für wenig Sold ſo ſchwere Bürden tragen,
Und für den Dienſt der Eitelkeit
Selbſt Weib und Kind und Leib und Leben wagen?
Nur für das Reich der Ewigkeit
Wollt ihr nicht einen kleinen Streit
Mit eurem Fleiſch und Blute wagen?
Wenn ihr mit dieſem Heldenmuth
Den halben Theil für Gottes Ehre thut;
So bin ich euch für eure Seele gut.

296.

Kriegslied.

(Aſmus. 4. Th. S. 143.)

's iſt Krieg! 's iſt Krieg! O Gottes Engel wehre
Und rede du darein!
's iſt leider Krieg — und ich begehre,
Nicht Schuld daran zu ſeyn!

Was ſollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geiſter der Erſchlagnen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die ſich Ehre ſuchten,
Verſtümmelt und halb todt,

Im Staub ſich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnoth?

Wenn tauſend, tauſend Väter, Mütter, Bräute
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böſe Seuch' und ihre Nöthen
Freund, Freund und Feind ins Grab
Verſammelten und mir zu Ehren krähten
Von einer Leich' herab?

Was hülf' mir Kron und Land und Gold und Ehre
Die könnten mich nicht freun!
's iſt leider Krieg — und ich begehre
Nicht Schuld daran zu ſeyn.

297.

Der wahre Held.

(Trenks ſämtl. Schr. 6. B. S. 80.)

Nur der iſt ächter Held, der ſeine Bürger ſchützt,
Und nur zu dieſem Ziel der Feinde Blut verſprizt;
Der durch die Feder kann des Krieges Urſach ſchlichten,
Und was gefährlich ſcheint, durch die Vernunft zernichten;
Der den Weltſtürmer kühn von ſeinen Gränzen jagt,
Und für des Landes Wohl ſogar ſein Leben wagt;

Der wie ein Vater lebt bey Millionen Kindern,
Der keinen unterdrückt, auch keinen ſucht zu plündern.
Und durch der Steuern Laſt den Unterthan nicht kränkt,
Weil er auf künftig ſchon entworfne Kriege denkt,
Die er ſich vorgeſezt, der Nachbarn Macht zu ſchwächen,
Vielleicht gar den Verluſt der Ahnen noch zu rächen. —
Dem ächten Helden wird ſtäts vor der Schande grauen,
Auf fremder Reiche Schutt ſein Luſtrevier zu bauen. —
Nur der iſt wahrer Held, der wie ein Weiſer lebt,
Und nicht nach Heldenruhm durch kühne Raubſucht ſtrebt;
Der große Geiſter ſchüzt, der nicht Verläumder höret,
Den keine Leidenſchaft in Fürſtenwerken ſtöhret;
Der lieber Schuldige durch Huld zur Reue führt,
Als deinem Redlichen verſagt, was ihm gebührt;
Der lieber loben hört, als neiden und verklagen,
Nicht blind, noch hizig glaubt, was Favoriten ſagen,
Und doppelt ſtrenge ſtraft, wenn jemand ihn berückt,
Und, um beliebt zu ſeyn, die Wahrheit unterdrückt!
Der Menſchenfeinde nie uns zu gebieten wählet,
Und nicht gefühllos iſt, wenn man Bedrängte quälet;
Kein hündiſch Sklavenherz, dem Stock und Strick gebührt,
Je mit dem Titel-Prunk und Ordensbändern ziert,
Die mancher Fürſt nur wählt, um Menſchen recht zu plagen,
Und heimlich freudig lacht, wenn ſeine Sklaven ſagen:
Der Herr iſt gnädig, gut, barmherzig und gerecht,
Nur die Miniſter nicht. — Ja, ja, betrogner Knecht,
Geh in das Kabinet, da wirſt du beſſer ſehen,
Daß nur, was David will, durch Joabs Arm geſchehen.
Das iſt ein edler Held, der die Verſtellung flieht,
Und deſſen groſſes Herz im Wohlthuns-Eifer glüht;

Der ſelbſt nach Allem forſcht, Geſetz und Recht beſchirmet,
Und durch des Machtſpruchs Wuth nicht auf die Unſchuld ſtürmet;
Der dem Beklagten Zeit, ſich zu beſchützen gönnt,
Selbſt die Geſetze hält, auch unſre Rechte kennt;
Der jeden Unterthan als ſeinen Freund betrachtet,
Und nicht aus Politik, dem Moloch Opfer ſchlachtet;
Die ſouveräne Macht, wozu er wirklich taugt,
Die er deſpotiſch hat, nie ſouverain gebraucht;
Der ſeine Bienen nie nach Bären-Art beſtiehlet,
Nur Luſt in fremder Luſt, die er verurſacht, fühlet;
Der durch Kommerzien des Landes Reichthum mehrt,
Und was zur Wirthſchaft taugt, den ſchwachen Pöbel lehrt;
Der Wiſſenſchaften liebt, die Klugen unterſtützet,
Sein Volk zur Arbeit reizt, und ſelbſt nicht müſſig ſitzet;
Der ſeiner Pfafferey nicht freyen Zügel läßt,
Die oft den Unterthan mehr als der König preßt,
Ihn ſelbſt zum Sklaven macht, das Himmelreich verpachtet,
Und hinterm Altar lacht, wenn man ihr Opfer ſchlachtet;
Der Schmeichler von ſich peitſcht. — —
Der Kleinigkeiten flieht, und das, was er befiehlet,
Auch ſcharf befolgen macht, und nicht mit Frevlern ſpielet;
Der für die Jagdluſt nicht der Bauern Feld verheert,
Der Weiber Schwäche ſchont, und falſche Pracht zerſtöhrt;
Der, wenn er lachen will, ſich als Monarch ergötzet,
Und ſich als Fürſt gedenkt, wenn er uns Schranken ſetzet;
Der durch die Polizey der Ordnung Frucht erzwingt,
Und ſeines Adels Pflicht durch eignes Beyſpiel winkt.
Die Ehrſucht, Ammons Sohn, ein halber Gott zu heißen,
Kann Alexandern ſchon den ganzen Ruhm entreißen:
Ein Klytus iſt genug, der alles, was er that,

Und wär es noch ſo groß, genug verdunkelt hat.
Wenn ſich Machiavell auch noch ſo fein verſtecket,
So wird durch eine That, die Larve abgedecket.
Wer heute Großmuth zeigt, und Morgen Tyranney,
Gebraucht die Eigenmacht zur Menſchen-Sklaverey,
Und kann ſein eigen Herz nicht in der Wuth bemeiſtern,
Der heißt ein ſchwaches Thier bey allen klugen Geiſtern.

Die Redlichkeit gehört auch zu der Menſchen Pflicht:
Wer eigenſinnig herrſcht, den krönt die Tugend nicht.
Wer einmal untreu iſt, dem wird kein Freund mehr trauen,
Dem ſtumpfet man zulezt die falſchen Tigerklauen.
Ein Kato war ein Held, der ächten Ruhm erwarb,
Der für die Tugend focht, auch mit der Tugend ſtarb.
Des Brutus Nachruf wird kein Kirchenfreund verdunkeln,
Man ſieht die Großmuth noch aus ſeinem Dolche funkeln. —

Das iſt ein wahrer Held, der Leidenſchaften zwingt,
Und ſeine Laſter nicht mit falſcher Tugend ſchminkt,
Der nicht die Frechheit Muth, die Ehrſucht Gröſſe nennet,
Der treuer Knechte Werth, auch eigne Fehler kennet;
Der nach der Tugend Maaß die wahre Gröſſe mißt;
Der nicht groß ſcheinen will, doch groß in Werken iſt.
Ein ſolcher Held beweißt nur ächte Heldenproben,
Den wird die kluge Welt, Soldat und Pöbel loben.
Doch wer, wie Philipps Sohn, den Heldenruf erringt,
Der hat, wenn gleich ſein Ruhm bey tauſend Siegen klingt,
Und ſeiner Lorbeern Stamm in Büchern ewig grünet,
Nur wie Kartuſch gelebt, und gleichen Lohn verdienet.

298.

Der Scheinheld,

oder

Cartouche und Alexander.

(Trenks ſ. Schr. 6. B. S. ꝛc.)

Wer Alexander nicht, der Aſien beſiegt,
Das, was Cartuſch einſt war, der auf dem Rade liegt?
Ich will es dir ganz klar durch die Vernunft erweiſen,
Daß man an Dieben ſtraft, was wir an Helden preiſen.
Den Pöbel macht der Wahn verlarvter Dinge blind,
Der Kluge kennet nur, was ächte Helden ſind.
Es ſoll That gegen That in der Vergleichung zeigen,
Daß Helden, wie Kartuſch, zum Ehrengipfel ſteigen;
Denn beider Werk iſt gleich: wo ſteckt der Unterſchied?
Mich dünkt, in unſerm Wahn, und in der Helden Neid.

Kartuſch, der ſtehlen geht, braucht nichts als Kunſt und Finger;
Und Philipps großer Sohn, der ſtarke Weltbezwinger,
Raubt ohne Schwerdt und Mord Darius Länder nicht,
Und dennoch heißt er Held, und jener Böſewicht.
Dies nennt man Bubenſtück, das andre Heldenthaten;
Der führt ein Diebskomplot, und der ein Heer Soldaten:
Kartuſch heißt ein Filou, der Griechen Fürſt ein Held;
Der raubt um Ehr' und Ruhm, und jener nur um Geld;
Der Straßenhabicht ſtiehlt, Soldaten machen Beute;
Der Dieb heißt Galgenaas, und dies ſind Kriegesleute;
Der Held heißt Mareſchal, Kartuſch heißt ein Bandit;

Vor jenem kniet man, wenn man vor dieſem flieht?
Den lohnt ein Ordensband, und dieſen Sklavenketten,
Als ob die Helden mehr, als er, verdienet hätten!
In der Benennung ſteckt der Irrthum nur allein:
Was man von Dingen glaubt, das ſcheinen ſie zu ſeyn.

So geht es in dem Staat, ſo in Religionen!
Ein jedes Volk glaubt ja, Gott ſoll im Himmel wohnen;
Der eine nennt ihn Bel, ein andrer Aſtharoth,
Sichut und Jupiter, Apis und Zebaoth:
Und in ſich ſelbſt ſtimmt doch der Hauptbegriff zuſammen,
Den man ſich von ihm macht; man zankt ſich nur um Namen. —

Juſt ſo betrügt man ſich auch bey der Helden Ehre,
Und glaubt, daß dem Kartuſch kein gleicher Ruhm gehöre.
Auch Er war Held an Muth, und hatte Helden-Recht;
War klug bey der Gefahr, verwegen im Gefecht:
Sonſt iſt kein Unterſchied in Beyder That zu ſehen:
Der ſiegt mit funfzig Mann, und dieſer mit Armeen.

Kartuſch iſt tapferer, als Philipps kühner Sohn:
Denn, ſchlägt Ein Anſchlag fehl, ſo iſt der Strang ſein Lohn;
Hingegen wenn der Held auch wirklich unterlieget,
So leidet nur ſein Volk, wenn ihn der Feind beſieget.
O, wär er in Gefahr des Galgens, wenn nichts glückt,
Es wäre mancher Held nicht in das Feld gerückt!
Ein Hahn, der mit dem Hahn um ſeine Hüner kämpfet,
Ein Hirſch, der in der Brunſt des Spießers Geilheit dämpfet,

Zeigt ächtern Heldenmuth, als der von Ferne ficht,
Wie der beſiegte Feind vor ſeinem Heere flieht.

Vor Zeiten, da man nichts von Monarchien kannte,
Da man das Oberhaupt des Hauſes Vater nannte,
Fand ſich ein böſer Menſch, der faul zur Arbeit war,
Nahm Waffen in die Hand, und wagte die Gefahr,
Trieb ſeinen Nachbar fort, und raubte ſeine Güter.
Weil ihm der Streich gelang, ſo fanden ſich Gemüther
Von eben ſolcher Art: Er ward ihr Oberhaupt;
Dann ward ein ganzes Dorf von ihnen ausgeraubt.
Der Haufen mehrte ſich; ſie wagten ſich auch weiter;
Ein Theil ging nur zu Fuß, die Andern wurden Reiter.
Dann griffen ſie mit Macht der Städte Mauern an,
Und machten ſich ein Land gewaltſam unterthan.
Ihr Führer wollte denn auch einen Titel führen:
Man hieß ihn Fürſt und Herr. Er fing an zu regieren,
Bezwang die Nachbarn auch, und weil ihm alles glückt,
Ward bald des Siegers Haupt mit Kronen ausgeſchmückt.
Dann hieß er ſchon Monarch; die Andern wurden Sklaven:
Da kam der Adel auf, Marquiſen, Kneſen, Grafen:
Da fiel die dumme Welt ins Joch der Dienſtbarkeit,
Da rüſtet ſchon der Held die Heere für den Streit;
Und der durch Räuberey den erſten Thron beſtiegen,
Sah einen Menſchenſchwarm zu ſeinen Füßen liegen.
Sein eigner Werth blieb gleich, nur nicht die Scheingeſtalt:
Nun hieß er König, Fürſt, und hatte mehr Gewalt.
So hat die Büberey ſich auf den Thron geſchwungen;
Ein Räuber ſchlug ſodann des andern Räubers Macht:
Juſt hiedurch ward die Kunſt zu kriegen aufgebracht.

Dann wußte gleich der Pfaff dem Volke glauben lehren:
Man ſoll den Fürſten ſo, wie Ihn, in Gott verehren;
Weil ſie an Gottes Statt die Herrn auf Erden ſind.
Hiedurch ward allgemach des Pöbels Auge blind:
Die Kinder wurden ſchon in dieſem Wahn erzogen.
Der Klugen Zahl war ſchwach, die Einfalt ward betrogen;
Und der, der wie Kartuſch, als Menſchenfeind gelebt,
Hieß ein geſalbtes Haupt, wofür ein jeder bebt.
Da ward die Majeſtät geprieſen und vergöttert,
Und was der Fürſt erwürgt, hat Gottes Zorn zerſchmettert.
Man trug ſein Geld herbey, ſobald der Herr nur droht:
Der Günſtling fraß das Fleiſch, die Tugend ſuchte Brodt.
Die Ahndung ſeines Werths ſein Vorrecht vor den Thieren
Sah der verlarvte Menſch mit Stolz in Feſſeln führen.
Durch Irrthum ward er gar aus Ehrgeiz ein Soldat,
Der für des Räubers Zweck auf Brüderleichen trat.
Beyſpiel und Rednerkunſt kann Dumme leicht betrügen,
Und lehrt im Bürgerblut für Held und Prieſter ſiegen.
Dem Pöbel lehrt ſein Pop' das, was er ſelbſt nicht glaubt,
Wo Aufruhr Tugend heißt, wenn er für Götter raubt. —
Was wirkt der Glaube nicht! Geht nur die Bibel leſen!
Iſt David nicht ein Schelm, ſo wie Kartuſch, geweſen?
Weit ärger! — Dennoch heißt ihn Chriſt und Jude fromm;
Und kein Kaligula hat das gethan in Rom,
Was dieſer böſe Menſch, der heil'ge Mann vollbrachte;
Und heilig heißt er noch, weil er viel Pſalmen machte.

Erſchrecklicher Betrug, wenn uns das edel dünkt,
Was ein geglaubter Wahn mit falſcher Tugend ſchminkt!
Verſteht man nur die Kunſt, ſich liſtig zu verſtellen;

So bleibt Kartuſch doch Mond, troz aller Hunde Bellen:
So wie ein Liebling auch die Peitſche für den Staat,
Der Millionen ſtiehlt, doch nichts zu fürchten hat.
Und wo es Richter giebt, die klein im Großen ſtehlen,
Da wirds dem Galgen nie an armen Schelmen fehlen.
Den Kleinen henkt man auf, dem Großen geht es wohl:
Sein Neid beſtrebt ſich nur, daß niemand ſtehlen ſoll.
Der Titel, Excellenz, bedeckt ſchon ſein Verbrechen:
Von großen Herren ſoll man nie die Wahrheit ſprechen:
Sie bleiben excellent: es ſey nun in Betrug,
Verläumdung oder Wiz, man ehrt ſie nie genug.

So geht es, leider, auch in unſern Polizeyen!
Welch Laſter iſt ſo groß, das die Soldaten ſcheuen?
Der Held, derſelbe Fürſt, der ſich in ſeiner Stadt
Der ächten Tugend Ruhm mit Recht verdienet hat,
Der Laſter menſchlich ſtraft, der Großmuth fürſtlich lohnet,
Als Vater Ordnung hält, bey Kindern liebreich wohnet.
Wird ſelbſt der Ordnung Feind: vergießt aus Ruhmſucht Blut,
Und thut mehr als Kartuſch durch ſeine Kriegeswuth.

Wer fröhlich lachen kann, wenn er viel Menſchen ſchlachtet,
Und vieler Tauſend Blut, die er erwürgt, nicht achtet,
Der achtet auch gewiß der Unſchuld winſeln nicht,
Wenn er in ſeinem Reich ein Bürgers-Urtheil ſpricht,
In ſeinen Augen ſind die Menſchen ſeine Bienen,
Die Gott geſchaffen hat, ihm nur allein zu dienen:
Sein Wille iſt ihr Recht; der tapfre Heldenmuth,
Der nichts als Waffen kennt, gewöhnt zuletzt zur Wuth.
Wer mit der Menſchen Glück und ihren Köpfen ſpielet:

Was wunder, wenn er nichts von ihren Seufzern fühlet!
Hiedurch wird ein Tyrann im edlen Geiſt gewöhnt,
Daß er ſich, wie Kartuſch, durch Heldenthaten krönt.

Kartuſch ſtiehlt fein und klug, dem Büttel zu entweichen:
Und was thut denn der Held, um Feinde zu beſchleichen?
Er überrumpelt ſie auch wehrlos in der Nacht,
Und heißt ein Partiſan, der kluge Streiche macht.
Er lauſcht ſo, wie Kartuſch, im hohlen Weg und Büſchen,
Und mordet was er kann, um Beute zu erwiſchen.
Dann prangt er in dem Heer mit Lorbern auf dem Helm;
Und thut Kartuſch juſt das, ſo heißt er doch ein Schelm.
Schlägt er ſich gegen zehn, ſo heißt er doch Kanaille;
Und ſchlägt der Held den Feind, das nennet man Bataille.
Stirbt dieſer in der Schlacht, ſo wie ein hauend Schwein,
Das ſelbſt in Eiſen rennt, um nicht beſiegt zu ſeyn,
Dann bauet ihm die Welt von Marmor Ehrenſäulen;
Und an Kartuſchens Rad hängt man ein Dutzend Keilen.
Der fühlt doch jetzt ſoviel an ſeinem Galgenpfahl,
Als Cäſar in der Gruft von ſeinem Ehrenmahl.

Kartuſch iſt ſehr beliebt bey ſeinem Diebsgeſinde:
Wodurch? Bald war er ſcharf, bald ernſthaft, bald gelinde.
Den einen machet er durch Schmeichelworte blind,
Den andern ſchenkt er Geld, damit er ihn gewinnt,
Den küßt, den prügelt er, den dritten läßt er henken:
Er kennt der Menſchen Herz, und weiß, wie Sklaven denken:
Hiedurch hat Herr Kartuſch juſt ſeinen Zweck erlangt,
Hiedurch hat Ammons Sohn in Lorbern auch geprangt!

Dem Stolzen predigt er von nichts, als Ruhm und Ehre;
Den Dummen zwingt der Pfaff durch ſtrenge Kirchenlehre.
„Dient — ruft der Tempelfuchs — dient eurem Herren treu!
„Thut alles, was er will; denn Gott ſelbſt ſteht ihm bey:
„Er iſt Vikarius der Gottheit hier auf Erden;
„Strebt ihr für ſeinen Ruhm, dann ſollt ihr ſelig werden!“
So ſpricht der Held und Dieb mit ſeinem Unterthan,
Damit er, was er ſucht, durch ihn erhalten kann. —

Was thut der große Held, der Städte bombardiret?
Das, was Kartuſch gethan, dem Rad und Strang' gebühret:
Die That in ſich iſt gleich: denn der verarmte Mann,
Der, was er hat, verliert, fleht doch den Himmel an
Und ſeufzt: Gott ſtrafe den, der mir mein Haus verbrennet!
Ob er ihn im Gebet Schelm oder Helden nennet,
Fürwahr, das weiß ich nicht: ich habe nie gefragt,
Was blöder Pöbel denkt, nur was der Weiſe ſagt.

Der Held ſucht nichts als Ruhm, und wo will er ihn finden?
Vielleicht in ſeiner Kunſt, die Menſchen recht zu ſchinden?
Was iſt der Ruhm? der Heldenruhm? — Ein Schattenſpiel,
Das ſich ein jeder mahlt, ſo wie er ſelber will.
Im Beyfall kluger Welt ſteckt nur die ächte Ehre:
Die weiß, wem Schimpf und Strang, wem Ruhm mit Recht gehöre.
Wenn gleich ein ſiegend Heer den Held mit Lorbern krönt;
In ihren Augen bleibt Held und Kartuſch verhöhnt. —

Weiß nun der Held gewiß, daß ihn kein Kluger ehrt;
Wo ſucht er denn den Ruhm? Im Volk, das er bethört?

Auch hier mißlingt ſein Zweck! Wenn Hundert ihn erheben,
So werden Tauſend ſeyn, die ihm das Lob nicht geben.
Preißt gleich ganz Griechenland des Philipps großen Sohn;
So wünſcht ihm Aſien doch einen Strick zum Lohn.

Wo ſucht er denn den Ruhm? — In ſich und ſeinen Gaben?
Wahrhaftig! hier wird er ihn juſt ſo wenig haben.
Sein Herz ſagt ihm gewiß: Du biſt ein Menſchenfeind,
Der wie ein Tiger denkt, und gleißend edel ſcheint!
Held! ſuchſt du nun den Ruhm im Tode zu erringen?
Soll dich ein Federkiel zum Heldengipfel ſchwingen?
Was fühlſt du in der Gruft von dieſer Phantaſey?
Ein Plato nennet doch die Herrſchſucht Raſerey!
Ein Autor mahlt dich groß, wenn dich drey andre tadeln:
Der ſchimpft den Heldengeiſt, ein andrer wird ihn adeln. —
Und hätte Nero den, der von ihm ſchrieb, bezahlt,
Er wäre, wie Trajan, der Nachwelt vorgemahlt.

Geſezt auch, daß der Ruhm ganz unpartheyiſch wäre:
Was nuzt dem, der ſie ſucht, die hoch beſtrebte Ehre?
Er opfert ihr ſich ſelbſt; und das, was er erzielt,
Erlangt er in der Gruft, da, wo er nichts mehr fühlt.

Indeſſen hat der Held nichts anders ausgerichtet,
Als Thränen ausgepreßt, und Zwietracht angeſtiftet,
Viel Menſchen arm gemacht, wofür er nichts gewinnt,
Als daß viel Sklaven ihm gezwungen dienſtbar ſind,
Die ihn im Herzen doch wie Gift und Peſt verfluchen,
Und nur Gelegenheit, ſich loszureißen, ſuchen.

Kartuſch, der böſe Menſch, der lebend ſchädlich war,
Befreyt durch ſeinen Tod die Menſchen von Gefahr,
Und ſchadet Keinem mehr; doch, ach, wenn Helden ſterben,
Dann bricht der Rachſtrohm aus auf ſeines Reiches Erben:
Ein jeder ſucht mit Recht ſein ihm entrißnes Gut;
Und dann ſteigt erſt der Krieg zur allerhöchſten Wuth;
Selbſt Alexander hat nicht ſo viel Blut vergoſſen,
Als erſt aus ſeiner Gruft auf Aſien geſtoſſen.

Kartuſch verbrennt ein Haus, wo man ſein Volk verrieth:
Was thut der Partiſan, der ſich verrathen ſieht?
Der Mann, der, um ſein Gut dem Räuber zu entreißen,
Dem Schutzherrn Nachricht bringt, wird ein Spion geheißen.
Nicht gnug, wenn ihn der Held an einen Baum aufhenkt;
Es wird die ganze Stadt in Schutt und Staub verſenkt,
Wo er ein Bürger war. — Wenn ſich ein Bauer wehret
Und gegen Räuber ſchützt, dann wird das Dorf verheeret,
Wohl gar ein ganzes Land: — warum? weil der Soldat
Privilegiret iſt und Recht zum Plündern hat.
Man ſagt: der Bauer muß ſich niemals widerſetzen.
So recht! — Wo ſteht der Satz in den Naturgeſetzen?
Ein Bär beſchützet ſich, dem man die Jungen raubt:
Iſt Menſchen weniger, als jedem Thier erlaubt?
Der Haaſe läuft davon, wenn ihn die Hunde jagen;
Der Bauer ſoll nicht fliehn, wenn ihn Soldaten plagen.
Er ſoll geduldig ſeyn; und hat er nicht Geduld,
Dann büßt, der nie gefehlt, für eines Andern Schuld.
Viel Tauſend müſſen dann des Helden Rachſucht ſtillen:
Warum? Er kennt kein Recht, als ſeinen ſtarren Willen,
Und ſchont die Unſchuld nicht. Sein Privilegium

Macht Galgenvögel kühn, und Themis blind und ſtumm.
Ein Laſter, das er liebt, ſoll jeder Tugend nennen:
Man ſoll an Ammons Sohn nichts menſchliches erkennen,
Der doch ein ſchwacher Sklav der Leidenſchaften iſt,
Und bey dem Götterſtolz die Menſchlichkeit vergißt.
Wir ſollen ſchüchtern ſeyn, und was die Helden wollen,
In blinder Ehrfurcht thun, weil wir gehorchen ſollen.
Das dumme Thier, der Storch, verläßt ſein Vaterland,
Wo es im Winter friert: der menſchliche Verſtand
Soll ohne Fühlung ſeyn, und nicht wie Störche wittern,
Wo ſolche Grenzen ſind, da keine Sklaven zittern,
Die Zwang und Unrecht kränkt. — Verdammte Heldenbrut!
Das thut ja kein Kartuſch, was ihr aus Herrſchſucht thut. —

299.

Das Hermelin und der Jäger.

(Schubart.)

Ein Jäger fieng ein Hermelin,
Das Krieg und Hunger Zwang, auf deutſchen Grund zu fliehn.
Verräther, willſt du mir das Leben nehmen?
Ach nein, ich will dir blos die Haut vom Leibe ziehn,
Des Fürſten Mantel zu verbrämen:
Den hohen Vorzug haſt nur du!
O ſchönen Dank, den will ich mir verbitten!
Warum nimmt er nicht deine Haut dazu
Ey die verhandelt er den Britten!

300.

Freiheitslied eines Nordamerikaners.

(1776.)

(Schubarts Gedichte. 2. B. S. 84.)

Hinaus, hinaus ins Ehrenfeld
Mit blinkendem Gewehr!
Columbus, deine ganze Welt
Tritt muthiger daher.

Die Göttin Freyheit mit der Fahn' —
Der Sklave ſah' ſie nie! —
Seht — Brüder, ſeht, ſie geht voran!
O blutet nur für ſie!

Ha, Vater Putnam lenkt den Sturm,
Und theilt mit uns Gefahr;
Uns leuchtet, wie ein Pharusthurm
Sein edles Silber-Haar.

Du gier'ger Britte ſprichſt uns Hohn? —
Da, nimm uns unſer Gold!
Es kämpft kein Burger von Boſton
Um feiler Sklaven Sold.

Da ſeht Europens Sklaven an:
In Ketten raſſeln ſie! —
Sie braucht ein Treiber, ein Tyrann
Wie dummes Fleiſcher-Vieh.

Ihr reicht den feigen Nacken, ihr,
Dem Tritt der Herrſchſucht dar? —
Schwimmt her! hier wohnt die Freyheit, hier!
Hier flammet ihr Altar! —

Doch winkt uns Vater Putnam nicht?
Auf Brüder, ins Gewehr! —
Wer nicht für unſre Freyheit ficht,
Den ſtürzet flugs ins Meer!

Herbey, Columbier, herbey,
Im Antlitz ſonnenroth!
Horch, Britte, unſer Feldgeſchrey
Iſt ſiegen oder Tod!

301.

Siegeslied der Amerikaner.

(Leonardo's Schwarmereyen. 2. Th. S. 147.)

Erſtes Chor.

Brüder, zecht beym Siegesmahle!
Luna trägt die Fackel vor.
Auf der Freyheit Aetherſtrahle
Steige unſer Geiſt empor!
Freyheit hebt uns zu den Helden
Roms und Spartas wolkenan,
Flügelt uns zu fernen Welten
Auf des Ruhmes Sonnenbahn.

Beyde Chöre.

Tyranneyen ſind gedämpfet,
Schäumend ſtirbt die Hyder ſchon:
Freyheit, Freyheit iſt erkämpfet,
Ewig ſteh ihr Felſenthron!

Zweyte's Chor.

Frey durchſegelt hoch die Lüfte
Stolzer Adler Fittigſchlag,
Wiederhallend donnern Klüfte
Laut den F[illegible]heitsjubel nach,
Den mit wildgeſträubter Mähne,
Bliz im Aug', der Löwe brüllt,
Und wir rächten nicht die Thräne,
Die des Bruders Auge füllt?

Beyde Chöre.

Tyranneyen ſind gedämpfet,
Schäumend ſtirbt die Hyder ſchon!
Freyheit, Freyheit iſt erkämpfet,
Ewig ſteh' ihr Felſenthron!

Erſtes Chor.

Wem der große Ruf erklungen,
Wer die Männerloſung kennt,
Wem, von Kraft und Geiſt durchdrungen,
Glühend Mark und Ader brennt,
Trink auf Segen und Verderben —
Segen jedem freyen Mann!

Jeder feige Sklav ſoll ſterben!
Fluch und Schande dem Tyrann!

Beyde Chöre.

Tyranneyen ſind gedämpfet,
Schäumend ſtirbt die Hyder ſchon!
Freyheit, Freyheit iſt erkämpfet,
Ewig ſteh' ihr Felſenthron!

Zweytes Chor.

Ew'ger Geiſt des Weltalls höre
Unſers Bundes heil'gen Schwur!
Hört ihn aller Weſen Chöre,
Hör' ihn jauchzende Natur!
Alle Ketten ſind zerſprungen,
Alle Kerker ſinken ein:
Freyheit, Freyheit iſt errungen,
Und ihr Reich ſoll ewig ſeyn!

Beyde Chöre.

Tyranneyen ſind gedämpfet,
Schäumend ſtirbt die Hyder ſchon!
Freyheit, Freyheit iſt erkämpfet,
Ewig ſteh ihr Felſenthron!

302.

Kriegslied, eines Provinzialen.

(Muſenalmanach von Voß und Göcking. 1780. S. 102.)

Heran, Heran! die Fahne weht
Für Freyheit, Leben, Gut!
Und weil das noch zu retten ſteht,
So rett' es unſer Muth!

Nehmſt du das Schwerd für etwas mehr
Als deinen Lumpenſold?
Und willſt du ſiegen, Sklavenheer?
Sieg kauft hier nicht das Gold!

Doch du, du braves deutſches Blut,
Sag an, was ſuchſt du hier?
Landeigenthum und Freyheit? gut!
Wir theilen gern mit dir.

Was gehn dich unſre Händel an?
Was that dir unſer Land?
Wo ſchon ſo mancher deutſche Mann
Glück, das er ſucht', auch fand.

Komm, eh dies Schwerd und Hunger dich
Von ſelbſt zu kommen zwingt,
Und ehe noch als Leichnam dich,
Der Krokodill verſchlingt.

Denn eurer werden über Bord
Für ſie noch tauſend gehn,
Bevor der Britten Wimpel dort
Im Delaware wehn.

Sie nennen uns Barbaren, ſie,
Die vielen Wittwen ſchon
Das Haus verbrannt! — Wir brannten nie,
Und gaben gern Pardon.

Was thaten wir, als halb im Sand
Bourgoynens Heer ſein Grab
Durch jene Hungerwüſte fand,
Und halb ſich uns ergab,

Und es nun hieß: Streckt das Gewehr? —
Wir ſtanden ernſt und ſtumm,
Und dachten: Macht der Schaam nicht mehr!
Und wandten uns herum.

Nun aber ſchmachten Tauſend hier
In nackter Dürftigkeit;
Denn frägt wohl wer darnach, ob ihr
Todt oder lebend ſeyd?

Kommt Deutſche! worauf wartet ihr?
Seyd, glückt es, mit uns reich;
Und glückt es nicht, ſo theilen wir
Das lezte Hemd mit euch.

303.

Volkslied der Deutſchen.

(Brömſens Verſuche — S. 3.)

Der Deutſche iſt ein braver Mann,
Der ſiegen, fechtend ſterben kann
Für Vaterlandes Glück;

Doch wenn er Brüder morden ſoll,
Und blos für eitler Fürſten Groll,
Dann flucht er dem Geſchick.

Der Deutſche iſt ein braver Mann,
Der lange ſchweigend dulden kann;
Doch wenn ſein Zorn erwacht,

Dann iſt der deutſche Mann ſich gleich,
Es führt ſein Arm den Rächerſtreich:
Ihr Fürſten habt des Acht!

Der Deutſche iſt ein braver Mann,
Der gute Fürſten ehren kann,
Auch ſchwache ſchonet er;

Doch gegen der Tyrannen Wuth
Empört ſich ſein gereizter Muth
Und fähret jach daher.

Der Deutſche iſt ein braver Mann,
Den auch ein Fürſt wohl ehren kann,
Nach Menſchenwerth und Recht.

Theilt mit uns, Fürſten, Freud und Leid,
Seyd Menſchen, eh ihr Fürſten ſeyd!
Seyd freundlich und gerecht!

Hinab mit dir Satrapenſchwarm!
Es müß' erlahmen jeder Arm,
Den nur die Laune lenkt.

Es höhn hinfort kein Fürſtenknecht
Des deutſchen Mannes heilig Recht
Zu ſchreiben, was er denkt.

Herr! ſchau auf unſer Vaterland,
Schütz es durch weiſer Freyheit Band,
Lehr Herrſcher ihre Pflicht;

Nur du biſt groß und gut allein!
Die ſich erheben, mache klein!
Sprich, Herr, es werde Licht!

304.

Der freye Mann.

(Ein Volkslied, von Pfeffel, in Voſſens Muſenalm. 1792. S. 72.)

Wer iſt ein freyer Mann?
Der, dem nur eigner Wille,
Und keines Zwingherrn Grille
Geſetze geben kann;
Der iſt ein freyer Mann!

Wer iſt ein freyer Mann?
Der das Geſetz verehret,
Nichts thut, was es verwehret,
Nichts will, als was er kann;
Der iſt ein freyer Mann!

Wer iſt ein freyer Mann?
Wem ſeinen hellen Glauben
Kein frecher Spotter rauben,
Kein Prieſter meiſtern kann;
Der iſt ein freyer Mann!

Wer iſt ein freyer Mann?
Der ſelbſt in einem Heiden
Den Menſchen unterſcheiden,
Die Tugend ſchätzen kann;
Der iſt ein freyer Mann!

Wer iſt ein freyer Mann?
Dem nicht Geburt noch Titel,
Nicht Sammtrock oder Kittel
Den Bruder bergen kann;
Der iſt ein freyer Mann!

Wer iſt ein freyer Mann?
Wem kein gekrönter Würger
Mehr, als der Name Bürger
Ihm werth iſt, geben kann;
Der iſt ein freyer Mann!

Wer iſt ein freyer Mann?
Der in ſich ſelbſt verſchloſſen,

Der feilen Gunſt der Großen
Und Kleinen trotzen kann;
Der iſt ein freyer Mann!

Wer iſt ein freyer Mann?
Der, feſt auf ſeinem Stande,
Auch ſelbſt vom Vaterlande
Den Undank dulden kann;
Der iſt ein freyer Mann!

Wer iſt ein freyer Mann?
Der, muß er, Gut und Leben
Gleich für die Freyheit geben,
Doch nichts verlieren kann:
Der iſt ein freyer Mann!

Wer iſt ein freyer Mann?
Der bey des Todes Rufe
Keck auf des Grabes Stufe
Und rückwärts blicken kann;
Der iſt ein freyer Mann!

305.

Aderläſſe.

(Schubarts Gedichte, 2. B. S. 78.)

Des Lebens Purpurſtrahl
Fährt ſchäumend aus der kleinen Ritze;
O Schöpfer, wann verſiegt einmal
Dies Blut, das ich in fauler Raſt verſpritze?

Soll alle meine Kraft
Im Feuer banger Qualen ſchmelzen?
Gebrichts nicht bald an neuem Saft,
Die Kügelchen des Blutes fortzuwälzen?

Du biſt ſo heiß, o Blut!
Was ſprudelſt du in dieſer irdnen Schale?
Haſt du noch Gluth, noch Sonnengluth?
Zückt Freyheit noch in deinem rothen Strahle?

O Arzt, ſo binde du
Nur ſchnell, nur ſchnell mit deiner Binde
Die offne Ader wieder zu;
Denn Freyheit iſt des Deutſchen größte Sünde!

Doch willſt du nimmer heiß,
O Blut, aus deinen Röhren ſchießen;
Willſt froſtig, wie zerſchmolznes Eis
Vom nackten Fels, in kalten Tropfen fließen;

So fließe, fließe nur —
Kein Fürſt wird deine Kälte ſtrafen;
Denn kalte, froſtige Natur
Schickt ſich allein für arme deutſche Sklaven.

306.

Die Maſchinen.

(Eben Satyren von Weidmann, S. 82.)

O wie ſinnreich ſind doch die Menſchen, Maſchinen zu machen,
Womit man Menſchen erwürgt und das Leben verkürzt!
Aber wie ſelten erfanden die Künſtler auch eine Maſchine,
Welche die Schmerzen verkürzt und die Tage vermehrt.

307.

Die Sängerinn.

(Weidmann, S. 77.)

Wie iſt der Oberſte hart bey den Thränen der jammernden Eltern!
Sie flehn ewig umſonſt für den einzigen Sohn.
Er ſey Soldat! — Vergebens beſchwören ihn mächtige Gönner:
Das hochgräfliche Herz bleibt ſtets härter als Stein.
Doch die Sängerinn, die er ſehr ſchäzt, wagt es, ihn zu bitten:
Ihr wird die Bitte gewährt. Seht doch, warum nur ihr?

308.

Der Rekrut.

(Weidmann S. 87.)

Hohl doch der Henker, ſo ſchrie der Rekrut, die Künſte des Krieges,
Da der Korporal mich faſt zum Krüppel zerſchlägt!
Glücklicher ſeyd ihr Ochſen: euch ſchleppt man gerade zur Schlachtbank;
Doch uns foltert man erſt, bis man zum Schlachtfeld uns führt.

309

Der Weſtphaſe im ſiebenjährigen Kriege.

O Freyheit und o Vaterland!
Rief Hakow, aus Weſtphalerland:
Was hilft's, daß ich entfernt von Frau und Kindern kriege,
In Schleſien und Böhmen ſiege,
Indeß der Franzmann froh in meinen Kammern iſt,
Und mir die beſten Schinken frißt!

310

Soldatenfreyheit.

(Logau, S. 94.)

Läßt man euch denn, ihr Soldaten,
Frey, zu üben alle Thaten? —
Sondern, die da ſterben ſollen,
Thut man freylich, was ſie wollen!

311.

Der Heldentod.

Kolumbus ſtarb als Held. Hört, was er überwand!
Durch Laſter ſein Gefühl, durch Bosheit den Verſtand.

312

Die Heldenthat.

O That, die nie die Welt, ſo lang ſie ſteht, geſehen!
O That, die, weil die Welt wird ſtehen, nie wird geſchehen!

O That, die man in Erz und Cedern billig ſchreibt,
Und wie man immer kann, dem Alter einverleibt!
O That, vor der hinfort die allerkühnſten Helden,
Was ihre Fauſt gethan, ſich ſchämen zu vermelden!
Vor der Achilles ſtarrt, vor der auch Hektor ſtutzt,
Und Herkules nicht mehr auf ſeine Keule trutzt!
Hört, ſeht und ſteigt empor, macht alle Fenſter weiter!
Dort ziehen Helden her, dort jagen dreyßig Reiter,
Die greifen kühnlich an — ein wüſtes Gartenhaus,
Und werfen Ofen ein, und ſchlagen Fenſter aus.

313.

Der gewiſſenhafte Held.

Von kriegeriſchem Muth erhitzt,
Kömmt Thraſo aus der Schlacht, mit Menſchenblut beſpritzt;
Doch, um die Blutſchuld zu vermindern,
Verſorgt er großmuthsvoll die halbe Stadt mit Kindern.

314.

Recept wider den Krieg.

(Pfeffels Verſ. 1. Th. S. 26.)

Die Löwen fielen mit den Bären
In einen fürchterlichen Krieg;
Wie Waſſer floß in beyden Heeren
Das Blut. Der flatterhafte Sieg
Wand dieſem bald, bald jenem Kronen.

Der Kern der beyden Nationen
Lag ſchon im trunknen Sand verſcharrt.
Schach Löwe rief den Leopard
Um Beyſtand an. Die fernen Zonen
Der Tobolſkiten und Huronen
Verſtärkten des Czaar Bären Macht.
Der junge Petz, ein weißer Lappe,
Ward juſt beym Anfang einer Schlacht
Zum Heer der Bären eingebracht:
He! warum kriegt man, Oheim Rappe?
Sprach er zu einem Grenadier
Aus Polen. — „Weil der Fürſt der Leuen
Den Unſern foppte. —“ Läppereyen!
Rief Petz. Ha, Brüder, ihr ſeyd dumm
Wie Menſchen! Laßt die Narren ſich ſchlagen
Und kehrt in eure Hölen um:
Was gilts, die Narren werden ſich vertragen!

Die Nachbarn brummten Petzens Rath
Von Glied zu Glied. Im Hui erfuhren
Die Gegner ihn durch die Panduren
Der Vorwacht. Hauptmann und Soldat
Zog ab, bis auf die zwey Monarchen.
Sie mochten bitten, brüllen, ſchnarchen,
Umſonſt! Man ließ ſie flehn und drohn,
Und weil ſie unter beyden Schaaren
Zum Glück die feigſten Memmen waren,
So ſchlichen ſie ſich auch davon.

315.

Die Gans und der Fuchs.

Gans.

Komm Fuchs, wir wollen Friede ſchließen:
Was nützt die Feindſchaft dir und mir?
Ich muß mein Gras in ſtäter Furcht genießen;
Und du wirſt auch die Raubbegier
Gewiß einſt mit dem Tode büßen.
Drum laß uns lieber Freunde ſeyn!

Fuchs.

Vortreflich, kluge Gans, ich geh den Antrag ein:
Die Feindſchaft bringt uns freylich nicht Gewinn;
Wohlan, der Friede ſey geſchloſſen!

Gans.

Er ſey, ich ſchwör's, auf ewig feſtgeſchloſſen!

Fuchs.

Ja — bis ich wieder hungrig bin!

316.

Lied nach dem Frieden.

(1779.)

(Asmus)

Die Kayſerin und Friederich
Nach manchem Kampf und Siege
Entzweyten aber endlich ſich
Und rüſteten zum Kriege;

Und zogen muthig aus ins Feld,
Und hatten ſtolze Heere,
Schier zu erfechten eine Welt
Und — Heldenruhm und Ehre. —

Da fühlten beyde groß und gut
Die Menſchenvaterwürde,
Und wie viel Elend, wie viel Blut
Der Krieg noch koſten würde;

Und dachten, wie doch Alles gar
Vergänglich ſey hienieden,
Und ſahen an ihr graues Haar —
Und machten wieder Frieden.

Das freut mich recht in meinem Sinn!
Ich bin wohl nur faſt wenig;
Doch rühm ich drob die Kaiſerinn,
Und rühm den alten König!

Denn das iſt recht und wohl gethan,
Iſt gut und fürſtlich bieder!
Und jeder arme Unterthan
Schöpft neuen Odem wieder.

Ach, Heldenruhm und Ehr' iſt Wahn!
Schrey ſich der Schmeichler heiſer;
Die Güte ziemt dem großen Mann,
Nicht eitle Lorbeerreiſer.

Gut ſeyn, gut ſeyn, großmüthig ſeyn,
Wohlherzig zum Erbarmen,
Ein Vater Aller, Groß und Klein,
Der Reichen und der Armen!

Das machet ſelig, machet reich,
Wie die Apoſtel ſchreiben,
Ihr, guten Fürſten, und wird euch
Nicht unbelohnet bleiben.

Gott wird euch Ruhm und Ehr' und Macht
Die Hüll' und Fülle geben,
Ein fröhlich Herz bey Tag und Nacht
Und Fried und langes Leben.

Und kömmt die Stunde denn, wovon
Wir frey nicht kommen mögen,
Euch ſchlecht und recht ohn' eine Kron,
Hin in den Sarg zu legen;

So wird der Tod euch freundlich ſeyn,
Euch ſanft und bald hinrucken,
Und es wird euer Leichenſtein
Euch nicht im Grabe drucken.

Und wie die Kinder wollen wir
Die Großen mit den Kleinen,
Um euch an eures Grabes Thür
Von ganzem Herzen weinen. —

Nun ſegne Gott von oben an,
Die Theil am Frieden nahmen!
Gott ſegne jeden Ehrenmann,
Und ſtraf' die Schmeichler! Amen!

317.

Das ſoldatiſche Te Deum, nach manchem Siege.

(Siede.)

Herr Gott, dich loben wir!
Herr Gott, wir danken dir,
Daß unſers Schwerdtes Gier und Wuth
Sich tief geſättigt hat im Blut;
Daß uns mit unſerm Eiſenarm
Kein ſtöhnend Ach, kein Gott erbarm
Die Heldenſeele weich gemacht,
Und Thränen in das Aug' gebracht!
Heilig iſt unſer Gott! —

Darnieder ſchlug des Roſſes Huf
Das Korn, das Gott dem Acker ſchuf;
Der Landmann jammert, weint und fleht —
Wir fühlen unſre Majeſtät! —

Wir danken Gott, wir danken dir,
Daß unſre Raub- und Kriegesgier
Troz Recht und Unrecht uns gelingt,

Triumphvoll unſer Schlachtlied klingt;
Daß unſers Fürſten Ehrgeiz ſiegt,
Das Recht des Schwächern niederliegt!
Dir, Ehren-König, Jeſu Chriſt,
Der du die Liebe ſelber biſt,
Dir danket unſer Lobgeſang
Bey Trommeln und Trommetenklang!
Wir ſtürzten in den Feind hinein,
Und hieben ihm durch Mark und Bein:
Der Jüngling ſank, der Greis ſank hin —
Für unſern Sieg und Kriegsgewinn!
Sie flehten von der Erd' herauf,
Wir traten mit den Roſſen drauf;
Sie hatten uns nie Leid gethan,
Und ſahn uns noch verzeihend an:
Des danken wir dir Zebaoth!

Wir wurden nicht dem Feind zum Spott,
Denn du, o Gott, warſt unſer Freund!
In feuerverzehrten Hütten weint
Die Armuth bey der Hungerspein,
Und Kinder mit der Mutter ſchreyn:
Ach, nun iſt unſer Vater todt;
Ach, Mutter, Mutter, gieb uns Brodt!
Daß alten grauen Eltern nun
Den Sohn, der ihnen auszuruhn
Die Stütze ihres Alters war,
Fortriſſen wir, und nun ihr Haar
Verlaſſen in die Grube ſinkt;
Daß auch, durch Macht und Ruhm gewinkt,

Der Fürſt erſcheint wie ein Deſpot,
Des danken wir dir Zebaot! *)

318.

Der Bettel-Soldat.

(Schubarts Gedichte, 2. B. S. 113.)

Mit jammervollem Blicke
Von tauſend Sorgen ſchwer,
Hink ich an meiner Krücke
In weiter Welt umher.

Gott weiß, hab viel gelitten,
Ich hab ſo manchen Kampf

---

*) „Nach einem beendigten Kriege, beym Friedensſchluſſe, möchte es wohl für ein Volk nicht unſchicklich ſeyn, daß nach dem Dankfeſte ein Bußtag ausgeſchrieben würde, den Himmel, im Namen des Staats, um Gnade für die große Verſündigung anzurufen, die das menſchliche Geſchlecht ſich noch immer zu Schulden kommen läßt, ſich keiner geſetzlichen Verfaſſung, im Verhältniß auf andere Völker, fügen zu wollen, ſondern, ſtolz auf ſeine Unabhängigkeit, lieber das barbariſche Mittel des Krieges — wodurch doch das, was geſucht wird, nämlich das Recht eines jeden Staats, nicht ausgemacht wird — zu gebrauchen.

Die Dankfeſte während dem Kriege über einen erfochtenen Sieg, die Hymnen, die — auf gut Iſraelitiſch — dem Herrn der Heerſchaaren geſungen werden, ſtehen mit der moraliſchen Idee des Vaters der Menſchen in nicht minder ſtarkem Contraſt — weil ſie, außer der Gleichgültigkeit wegen der Art, wie Völker ihr gegenſeitiges Recht ſuchen — die traurig genug iſt — noch eine Freude hineinbringen, recht viel Menſchen, oder ihr Glück zernichtet zu haben.“ — So heißt es in dem philoſophiſchen Entwurf Zum ewigen Frieden, von Immanuel Kant, S. 38. (Königsberg, bey Nicolovius, 1795.)

In mancher Schlacht geſtritten,
Gehüllt in Pulverdampf!

Sah manchen Kameraden
An meiner Seite todt,
Und mußt' im Blute waden
Wenn es mein Herr gebot!

Mir drohten oft Geſchütze
Den fürchterlichſten Tod,
Oft trank ich aus der Pfütze,
Oft aß ich ſchimmlich Brod.

Ich ſtand in Sturm und Regen
In grauſer Mitternacht
Bey Bliz und Donnerſchlägen
Oft einſam auf der Wacht.

Und nun nach mancher Schonung,
Noch fern von meinem Grab,
Empfang ich die Belohnung
Mit dieſem Bettelſtab!

Bedeckt mit dreyzehn Wunden,
An meine Krück' gelehnt,
Hab' ich in manchen Stunden
Mich nach dem Tod geſehnt.

Ich bettle vor den Thüren,
Ich armer lahmer Mann!
Doch, ach, wen kann ich rühren?
Wer nimmt ſich meiner an?

War einſt ein braver Krieger,
Sang' manch Soldatenlied,
Im Reihen froher Sieger;
Nun bin ich Invalid.

Ihr Söhne, bey der Krücke,
An der mein Leib ſich beugt,
Bey dieſem Thränenblicke,
Der ſich zum Grabe neigt;

Beſchwör ich euch, ihr Söhne,
O flieht der Trommel Ton,
Und Kriegstrommeten-Töne,
Sonſt kriegt ihr meinen Lohn.

319.

Ueber die politiſche Genügſamkeit der Schweizer.

(Gedichte über die Schweiz und über Schweizer. Bern 1793. 2. Th. S. 180.)

Zu ſchützen deiner Freyheit Rechte,
Die deiner Väter Muth erfocht,
Gebrauche Schweizer deine Rechte,
So ſtolz des Königs Sklave pocht.

Laß Monarchien ſich verbreiten
Vom Meere bis zum Meere hin,

Und neue Staaten ſich erbeuten,
Den Pracht hoch ſteigen, hoch Gewinn!

Verlaß nie deiner Wohlfahrt Stützen,
Die Einfalt, die Gerechtigkeit!
Vor Feinden werden ſie dich ſchützen
Bey Tugend und Genügſamkeit.

Geh Sklav und kämpf, erobre, ſiege,
Verſtärke deines Herrſchers Macht:
Was ſind die Früchte deiner Siege?
Haſt du dich damit frey gemacht?

Dich wird der Arm nur ſchwerer drücken,
Den das bezwungne Volk verſtärkt;
Lern willig dich zum Joche ſchicken,
Du wirſt, was es iſt, unvermerkt.

Der Menſchheit Recht im Menſchen ehren,
Bedrückten freudig beyzuſtehn,
Dein eignes Glück, des Nachbars mehren,
Iſt patriotiſch und iſt ſchön.

Durch Weisheit ſiegen über Feinde,
Die niemals an dir Schwächen ſehn,
Durch Wohlthun dir erworbne Freunde,
Die müſſen deinen Ruhm erhöhn!

Dir wird dann alles Glück begegnen
Von tapfern Stiftern zugedacht;
Dich müſſen einſt die Enkel ſegnen,
Die deine Weisheit glücklich macht!

320.

An das gute Volk
des
Cantons Appenzell.

(Gedichte über die Schweiz — ſ. Th. S. 227.)

Beglücktes Volk, das von der Knechtſchaft nicht entmannt,
Noch frey und tugendhaft auf ſieben Hügeln wohnet,
Wo herrlicher als ſelbſt in Rom und Griechenland
Der Freyheit Majeſtät im reinſten Glanze thronet.

Kein Länderſtürmer reißt vom Pfluge dir den Sohn;
Den Jüngling von der Braut — führt mit gefluchtem Glücke
In ferne Welten ſie — damit noch eine Kron'
Die ſtolze Scheitel ihm umſchimmere und drücke.

Kein Nimrod iſt bey dir der Wälder Schutz und Gott,
Der Pferd' und Hunde nur, und Jäger ſchützt und ehret,
Auf deſſen gnädigſten Befehl dein Stückchen Brodt
Noch in der Saat das Wild, daheim der Hund verzehret.

Dich drückt kein Steurenheer, um Eines Sultans Pracht,
Um ſeinen eiteln Stolz und Lüſte zu vergnügen;
Der Landmann darf bey dir um eine Sündennacht
Des Herrſchers nicht der Noth und Arbeit unterliegen.

Beglückter Landmann, du biſt keines Menſchen Knecht,
Dein freyer ſtarker Arm darf keinem Zwingherrn fröhnen;
Es darf kein Peiniger vom grauſamen Geſchlecht
Des Treibers Jehu dich mißhandeln oder höhnen.

Kein Weichling, kein Despot, kein römiſcher Pedant
Giebt eigenmächtig dir barbariſche Geſetze:
Nur das alleine, was du ſelbſt für Recht erkannt,
An einer Landsgemeind, wird dir erſt zum Geſetze.

Stäts müſſe das Panier der Freyheit dich umwehn,
Du Liebling Gottes! Stäts ihr Feuer dich beſeelen!
So wird's in Thal und auf den heerdenreichen Höhn
Nie an Zufriedenheit und Ueberfluſſe fehlen.

Du aber hüte dich, dieß unſchätzbare Gut,
Womit der Himmel dich vor tauſend Völkern ehret,
Nicht zu verſchwenden! Denn durch Mißbrauch, Uebermuth
Ward oft die Freyheit ſchon in Sklaverey verkehret.

321.

Der Aelpler.

(Daſelbſt 1 Th. S. 129.)

Im Hoſenſack kein Heller Geld,
Und doch ſo reich daneben!
Das iſt was rares in der Welt:
Auf Alpen iſt gut leben!

Da hab' ich alles, was ich will,
Hab Zieger, Brodt und Käſe,
Und Milch und Butter, Hull und Füll,
Und niemand macht mich böſe.

Da zieht kein Nachbar um mich Häg'
Und baut vor's Licht mir Häuſer:
Hoch jauchz' ich über Fürſten weg
Und Könige und Kaiſer!

Und lache all der Hudeley —
Ju! — Wie im Wald die Vögel,
So leb' ich ledig, froh und frey,
Und niemand tauſt mich Flegel!

Darf meine Kappe, wie's gefällt,
Auf meinem Kopfe drehen,
Und ſonder Compliment der Welt
Eins in die Fratze krähen.

Und wehr mir hier ein Prieſter das!
Mir ſteckt es ſo im Blute:
Er machts wohl ſchlimmer oft beym Glas,
Als ich bey meiner Mute.

Nein, keiner komm, beym Element!
Und ſchwatz mir da von Sitte;
Hier iſt mein Reich mein Regiment,
Und das iſt meine Hütte!

Und da mein Plätzlein grün und kühl,
Da mach ich Purzelbäume,
Und wenns mir ſo nicht lieben will,
So ſchlummr' ich eins und träume.

Und was? und was? — Ja, ſeyd ſo gut!
Hier geht man nicht zur Beichte:
Es macht mir halt recht wohl im Blut,
Und alle Glieder leichte.

Ich ſpringe auf mit neuem Sinn,
Und ſetze über Hügel
Und über Felſenklüfte hin,
So leicht, als hätt' ich Flügel.

Und kümmre mich nur nicht, wie's geht
Dort unten im Getümmel,
Wenn nur die Welt ſo immer ſteht,
Und ſo ob mir der Himmel!

322.

Wunſch

eines genügſamen Aelplers.

Um die Erhaltung meiner Lebensruhe flehe
Zu Gott, dem Schöpfer heitrer Tage, ich,
Und zu der Er[illegible] — daß ſie ſich
Fortan um ihre Axe drehe!

323.

An die Weisheit.

(Briefe zur Beförderung der Humanität, von Herder. 3. Samml. S. 112.)

Die du, höchſte Vernunft, weiſe die Schickung lenkſt!
Wie zuweilen der Ernſt deiner Verfügungen
Uns ergetzet, ergetzen
So die menſchlichen Spiele Dich?

Mit freudiger Hand ſtreueſt du Güter aus.
Und wir raffen ſie auf, wenn ſie gefallen ſind,
Wie die Jugend die Nüſſe
Mit kurzweiligem Zanke rafft.

Wer jetzt Kronen erhaſcht, bricht ſie; wer Zepter kriegt,
Sieht ſie wieder entführt, eh er ſie tragen kann.
Welt! ſo ſchwankſt du zerriſſen
Von den Händen der Mächtigen.

Was das geizige Glück unter die Völker theilt,
Iſt ein — Pünktchen. O laß, Weisheit, ich flehe Dir!
Mich, indeß ſie ſo zanken,
Mit dir lachen und frölich ſeyn!

324.

Der beſte Raub, das beſte Glück, die beſte Freyheit.

(Terpſ. 2. B. S. 431. — 1. B. S. 13 und 29. — 2. B. S. 413.)

Vom Raube leben die Sterblichen!
Mein Raub ſey, was mit Heldenhand

Dem Schickſal Tugend entreißet;
Das Uebrige verwehet wie die leichte Luft.
— Stärker, als Herkules, iſt,
Dem das hundertköpfige Ungeheur,
Der Pöbelwahn, gebändigt
Zu Füßen liegt. —

Innre Schätze beglücken. Dir im Innern
Lieget Edelgeſtein und Gold: da grabe
In den Grüften. Von Außen ſuchſt du ewig
Ruhe vergebens.

Hab ein freyes, ein edles Herz,
Jede Stäte wird dir frey und zur Königsſtadt;
Wie zum Kerker der Goldpallaſt,
Wenn dein innres Gemüth dich zum Gefangnen macht.

Der iſt ein Vielbeſitzer, der nichts begehrt;
Wer keines Reichs bedarf, ein König;
Jeder ein Dürftiger, der vom Wunſche lebt!

325.

Lied vom Grabe,
auch beym frohen und geſelligen Becher zu ſingen.

(Mutſchelle verm. Schriften, 1. B. S. 199.)

Geſang.

Wir werden alle Plaz und Raum
In unſern Gräbern haben,
Zwe'n kleiner Schritte braucht es kaum,
Uns räumig zu begraben.
Wir liegen, wie ſie uns gelegt,
Im Bettlein, uns beſchieden;
Wir liegen, wie ſie uns gelegt,
Und ruhen dann in Frieden!

Mit unſerm Nachbar zanken wir
Nicht um die beſſre Stätte,
Ob jener dort, ob dieſer hier
Die weichern Späne hätte!
Wir liegen da auf Gottes Gnad,
Und harren auf Erlöſung!
Und haben ja des Plazes ſatt
Zur ruhigen Verweſung.

Spruch.

Darum ſollt ihr euch untereinander euer Plätzchen gönnen auf Erden; und euch nicht drängen und ſtoßen um einer Spanne Bodens willen. Die Welt iſt groß genug für uns alle, wie der Kirchhof!

Geſang.

Wir werden ohne Sorg und Noth
In unſre Gräber ziehen!
Laß Morgenroth, laß Abendroth
Am blauen Himmel glühen,
Laß Feld und Wald im Segen ſtehn;
Es ſind nicht unſre Güter!
Der Ackrer mag zum Pfluge gehn,
Zur Sichel geh der Schnitter.

Laß Feuersnoth und Waſſersflut
Und Peſt und böſe Fürſten
Nach aller Menſchen Hab und Gut
Und Ehr und Leben dürſten,
Das geht und ficht uns wenig an,
Und bängt uns nicht in Träumen,
Wir haben alles ausgethan,
Und können nichts verſäumen!

Spruch.

Darum ſollt ihr Geduld und Hoffnung miſchen in den Kelch eures Kummers, und euch nicht alle Erdennoth zu Herzleid machen; denn es kommt bald eine Zeit, da man ſprechen wird: ſie haben ausgekümmert!

Geſang.

Wir werden alle groß und weich
In unſern Gräbern wohnen!
Und werden, unſern Fürſten gleich,
Auf eignem Staube thronen!

Wer iſt dort Knecht und Unterthan?
Wer iſt dort Herr und König?
Im Grabe ſchläft ein freyer Mann!
Im Grabe ſchläft ein König.

Sie holen nur ein wenig Sand,
Das Küſſen uns zu füllen:
Und nur ein leichtes Nachtgewand,
Den Leib uns einzuhüllen!
Den Todten fällt es nicht mehr ein,
Daß Prunk und Aufwand ehret;
Der Nakte hat an ſich allein
Dort mehr, als er begehret!

Spruch.

Darum ſollt ihr nicht ſtolz thun, und eure Brüder verachten, weil ſie eure Brüder ſind! Auch ſollt ihr nicht alles begehren, was ihr kaufen könnt: ſondern ſollt groß ſeyn in Demuth, und reich am Wohlthun! Denn ſie werden auch euch auf euren Nacken niederlegen, und euch die leeren Hände über die Bruſt falten, den Sargdeckel über euch decken, und ſprechen: Gott befohlen!

Geſang.

So helf uns denn der treue Gott,
Durch unſer armes Leben!
Und woll' uns einen leichten Tod
Bey froher Seele geben!
Am frühen Morgen öffne ſich
Der ſtillen Herberg Pforte:
Dann, guter Wandrer, ſchaue dich
Schon dicht am Vaterorte.

Wohl auf und ſchenkt die Becher voll,
Laßt euch dieß Mahl nicht reuen:
Ihr mögt am Herbergsabend wohl
Euch jenes Tags erfreuen.
Und wer von uns im Morgengraun
Zuerſt erwacht, ihr Brüder,
Der zieh voran, wir finden, traun
Ihn in der Heimat wieder.

Spruch.

Fried und Freud und traute Brüderſchaft allen Mitgenoſſen der Hoffnung eines ewigen Lebens! Darauf geben wir uns die Hände, klingen die Becher zuſammen, trinken den fröhlichen Wein! —

Des
Zuchtſpiegels
ſechste Aufſtellung.

Zur Beleuchtung
des
Advokaten- und Aerzte-Weſens.

(Scaliger.)
Cuique ſuum caput eſt, ut pileus. Approbat Hermes?
Improbat Hermogenes, nec idem placet omnibus unquam.

Ueber

Advokaten- und Aerzte-Weſen.

326.

Themis.

Die Göttinn der Gerechtigkeit
Trägt auch zu dieſer argen Zeit
Noch immer ihre Wage.
Die Binde fehlt ihr gleichfalls nicht;
Doch geht die allgemeine Sage:
Sie führ' ein doppeltes Gewicht,
Und rücke wohl einmal, daß ſie das rechte finde,
Ein wenig mit der Binde.

327.

Unterricht eines Vaters.

Mein Sohn, du haſt, wie ſichs gebührt,
Mit allem Fleiß das Recht ſtudiert;
Doch, um Prozeſſe gut zu führen,
Mußt du die Richter nun ſtudieren.

328.

Das heutige Recht.

Um der Unſchuld Recht zu ſprechen,
Bosheit und Betrug zu rächen
Ungetäuſcht durch Leidenſchaft,
Die oft Recht zu Unrecht ſchaft,
Giengen zu Athen die Richter
Mit der Binde im Geſicht
In ihr heiliges Gericht. —
Jetzt hängt Patron und Richter ſie
Den Clienten vors Geſicht.

329.

Die Prozeſſe.

Still doch, ihr Herren, wenn man richtet!
So rief der Präſident Suſehn:
Der Lärm iſt ja nicht auszuſehn!
Wir haben zehn Prozeſſe ſchon geſchlichtet,
Und konnten kaum ein Wort davon verſtehn!

330.

Der Rabuliſt.

Der Rabuliſte Raps erhebt ſich aus dem Staube:
Wißt, daß ihn zum Corſar ſein Glück ernennet hat:
Itzt thut er auf der See, was er zu Lande that;
Er lebt noch wie zuvor, vom — Raube.

331.

Der richtige Schluß.

(Logau.)

Ammtsleute und Schoſſer
Bauen große Häuſer und Schlößer,
Und kriegen doch wenig Sold,
Sind nicht getreu, noch hold;
Die Rechnung kann nicht fehlen
Die Diebe müſſen ſtehlen.

332.

Der verſtockte Advocat.

(Bok.)

Zehn Jahre hatt' er advocirt,
Da war die Rechte lahm geſchmiert;
Drauf ſchrieb er links, der alte Sünder,

Und advocirt ſeitdem nicht minder.
Bald iſt nun zwar, wie ſichs gebührt,
Die linke Hand auch lahm geſchmiert,
Doch hoft nur nicht auf ſeine Buße:
Dann advocirt er mit dem Fuße.

333.

Höchſte Unpartheylichkeit.

Sieh die Perſon nicht an,
So heißt des Richters Pflicht.
Herr Orgon thut noch mehr: er ſitzet im Gericht,
Und ſchläft, und ſieht ſogar die Sache ſelbſt nicht an.

334.

Die eiſerne und goldne Zeit.

(Logau.)

Die Zeit iſt eiſern bey dem Volke; die Zeit iſt golden bey Gerichten:
Denn was der ſchwere Pflug erpflüget, verzehren die Gehorſamspflichten.

335.

Zorn-Urtheil.

(Logau.)

Wo der Zorn der Richter iſt, hat Gerechtigkeit verſpielt:
Weil der Zorn nicht auf das Recht, ſondern auf die Rache zielt.

336.

Hinz und Kunz.

(Aſmus.)

K.

Hinz, wäre Recht wohl in der Welt?
H. Recht nun wohl eben nicht, Kunz, aber Geld.
K. Sind doch ſo viele, die des Rechtes pflegen!
H. Eben deswegen!

337.

Harpagon.

Der Richter Harpagon
Welch ein gerechter Mann!
Nie ſieht er die Perſon,
Nein das Geſchenk nur an.

338.

Als der Taſchenſpieler Philadelphia in einer Gerichtsſtube ſpielte.

(Magazin des Witzes — S. 140.)

Als jüngſt ſein Zauberſpiel Philadelphia
Auf einer Richterſtube trieb,

Und Geld, das er zurück uns geben ſollte,
In ſeinen Händen künſtlich blieb,
Und ich vom Nachbar wiſſen wollte,
Wie dieſes Kunſtſtück ihm gefalle,
So lächelt er: — „Die Kunſt verſtehen ja
Die Herrn, die ſonſt hier ſitzen, alle!“

339.

Arztwaſſer.

(Logau, S. 357. N. 55.)

Aerzte legen ihre Mühlen an den Menſchenflüſſen an;
Selten giebt es Waſſermühlen, die man ſo benutzen kann.

340.

Beweis von hintenher.

Jüngſt rühmte ſich der Arzt Rhabarbarin,
Ich ſey durch ihn von Gicht und Peſt geneſen.
Die Probe, daß er nie mein Arzt geweſen,
Iſt — daß ich noch am Leben bin.

341.

Der Scheidekünſtler.

Heut rühmte ſich ein junger Aeſkulap,
Die Scheidekunſt ſey ſeine größte Stärke.
Er ſagte wahr: das zeigen ſeine Werke:
Er ſcheidet Seel und Leib bey ſeinen Kranken ab.

342.

Auf einen Prediger, der zugleich Arzt war.

(Gedichte von Göz, 2. Th. S. 232.)

Die Paul für Geld getödtet hat,
Bringt Paul für Geld zur Ruheſtatt.
O, lernt von Paulen, Groß und Klein,
Auf mehr als eine Art allein
Dem Vaterlande nützlich ſeyn!

343.

Auf einen Arzt, der geiſtlich ward.

(Salz und Laune unter mancherley Geſtalt.
S. 56.)

Falſch ſpricht man: Paul, der Arzt, vertauſchte ſeinen Stand,
Weil er vom Krankenbett' zum Altar ſich gewand.
Iſt nicht noch heut ſein Amt die Menſchen zu begraben?
Wie kann er es verändert haben?

344.

Auf den theuren Arzt Matt.

(Salz und Laune, — S. 65.)

Nein, einen Arzt ſo theur, wie Matt,
Hat es noch nie gegeben:
Wer ſeines Rathes nöthig hat,
Bezahlt ihn mit dem Leben.

345.

Der glückliche Arzt.

(Magazin des Witzes, S. 136.)

Ein großer Arzt bleibt doch Vater,
Dies Lob muß ihm ein jeder geben:
Wer einmal ihn gebraucht, der braucht in ſeinem Leben
Dann keines Arztes Hülfe mehr.

346.

Der kranke Geizhals an ſeine Erben.

(Magazin — S. 13[illegible].)

Den Doktor holen? — Ey, wie fein, ihr Herren Erben!
Ihr fürchtet, wie ich merk', ich möchte ſonſt nicht ſterben.

347.

Auf das Haus eines Arztes.

(Magazin — S. 131.)

Der läßt ein Haus am Kirchhof baun;
Die Abſicht mögt' ich bald errathen:
Der Mann will täglich ſeine Thaten
Mit einem Blicke überſchaun.

348.

Auf den Doktor Klyſtill.

Klyſtill, der Arzt, — der Mörder, ſollt' ich ſagen —
Will Niemands frühern Tod mehr auf der Seele tragen,
Und giebt, aus frommer Reu, ſich zum Huſaren an,
Um das nie mehr zu thun, was er ſo oft gethan.

349.

Auf die Geneſung einer Buhlerinn.

Dem Tode wurde jüngſt von Pluto anbefohlen,
Die Lais unſrer Stadt nach jener Welt zu holen.
Sie war ſo alt noch nicht, und reizte Manchen noch
Durch Willigkeit und Scherz in ihr gemächlich Joch.
Was? ſprach der ſchlaue Tod, der ökonomiſch denket,
Und nicht, wie man wohl glaubt, den Wurfſpieß blindlings ſchwenket,
Die Lais brächt' ich her? Das wäre dumm genung:
Nein, Aerzt' und Huren, nein, die hol' ich nicht ſo jung.

350.

Grabſchrift
auf einen glücklichen Arzt.

Groß war der Ruhm, den Markus ſich erwarb,
Dem, ſeit er Doktor war, ein einz'ger Kranker ſtarb.
Und dieſer Einz'ge war? — Der erſte, ders gewagt,
(Ihm wagt' es keiner nach!) und ihn um Rath gefragt.

351.

Der prahleriſche Arzt.

Kein Patient führt über mich Beſchwerde:
Prahlt Doktor Tapps und brüſtet ſich.
Ich finde das nicht wunderlich:
Er ſtopft ihm flugs das Maul mit Erde.

352.

Grabſchrift auf den Purgantius.

Hier ruht Purgantius. Der Tod, ſein Bundsgenoß,
Erſchlug ihn bloß aus Menſchenliebe,
Damit doch auch dem Reſt von des Galenus Troß
Noch was zu morden übrig bliebe.

353.

Das beſte Recept, in Beziehung auf uns.

(Brömiens Verſuche — S. 30.)

Geſundheit, theure Himmelsgabe,
Wenn ich dich, Götterkind nur habe,
So leb' ich froh, ſo wächſt mein Muth,
Und rüſtig wallt mein leichtes Blut.

Was iſt doch Reichthum, was iſt Ehre,
Ja, was der hohen Weisheit Lehre
Dem Schwächling, dem Geſundheit fehlt,
Geſundheit, die zu allem ſtählt!

Bey trocknem Brodt und reinem Waſſer
Verlach ich jeden reichen Praſſer,
Der ſich umſonſt nach Hunger ſehnt,
Weil er des Armen Fleiß verhöhnt.

Rein ſey der Leib, rein ſey die Seele
Vom Vorwurf, der ſie heimlich quäle:
Kein Arzt, der, wenn er kunſtreich flickt,
Nach Regeln die Natur erſtickt.

Arbeite fleißig, lenk im Stillen
Mit weiſer Strenge deinen Willen,
So bleibſt du ſtark, du weißt nicht, wie:
Das Alter kommt, die Schwäche nie.

354.

Das beſte Recept in Beziehung auf Andere, oder, das ſympathetiſche Gefühl.

(Ruheſtunden — S. 7.)

Nicht um ein Ordensband, nicht um des Mogols Schätze,
Selbſt für die prächt'ge Laſt des Herrſcher-Purpurs nicht
Tauſcht' ich den Ruf, der hier ſo laut im Buſen ſpricht,
Den Ruf der Menſchlichkeit, des Mitgefühls Geſetze.

Er iſt der ſchönſte Trieb, der nur in Seelen flammt,
Iſt Unſchulds Ueberreſt, der noch aus Eden ſtammt.
Er nähert uns dem Quell der Gütigkeit und Liebe —
Gott, der uns Alle liebt — und heiligt unſre Triebe.

O Menſchen, fühltet ihr wie wonnevoll es iſt,
Wenn euch des Bruders Dank in Freudezähren fließt,
Wenn er euch unerkannt mit vollem Herzen ſegnet:
Ihr hülfſt dem Elend gern, das euch ſo oft begegnet!

355.

Zum
Beſchluß,
über
Gemeingeiſt.

(Aus der Zeitſchrift, unter dem Titel: Gemeingeiſt. *)

Dämon ſtarrer Selbſtſucht flieh
In des Orkus Nächte!
Wo du weilſt, gedeihen nie
Wahre Menſchenrechte.
Baſtard ſchiefer Unnatur,
Gott der Idioten!
Fleuch, verpeſte nicht die Flur
Guter Patrioten!

*

Wo des ſtolzes Vorurtheil
Und der Kaltſinn niſtet,

---

*) Dieſe Zeitſchrift verlegte der Buchhändler Franke in Berlin. Die hier vorkommenden Grundſätze ſind alſo in Berlin durch die Cenſur autoriſirt. In den Friedenspräliminarien findet man ähnliche, und auch dieſe erſchienen in Berlin bey Voß. Dieß ſey bemerkt für alle die, welche dem Preußiſchen Hofe gern auch ſo etwas von — Despotismus andichten möchten. Zu Frankfurt am Main und anderwärts hörte ich dergleichen nicht ſelten. Gewiſſe Herren ſehen doch den Wald vor lauter Bäumen nicht! Sie waren aus Süd-Deutſchland. Vielleicht wollten ſie ſich nach dem Sprüchelchen richten:

Solamen miſeris, ſocios habuiſſe doloris;

allein dieß iſt in meinen Augen ein miſerum ſolamen.

Wird des Menſchen wahres Heil
Wie ſein Herz verwüſtet.
Brüder, auf, umarmet euch!
Sagt, wozu uns trennen?
Die Natur ſchuf alle gleich;
Wollt ihr ſie verkennen? *)

*

---

*) In dem Septemberſtück des Journals des Luxus und der Moden für 1795, wird S. 424. die Gleichheit, als das ſeltſamſte Hirngeſpinſt, das je eine ganze Nation verrückt machte, aufgeſtellt. — Eine ganze Nation? Alſo auch den Theil, der bey dieſer Vorausſetzung die Früchte ſeines Erbtheils, ſeiner Talente und ſeines Fleißes zu verlieren hatte? Alſo hätte dieſer Theil durch ein Hirngeſpinſt verrückt gemacht werden können, nach deſſen, richtiger, Vorausſetzung er ſelbſt in ſein Eingeweide gewüthet hätte? Credat Iudaeus apella! Alſo gewiß nicht dieſer Theil; folglich auch nicht die ganze Nation.

Sonderbar, daß auch einige, ſonſt helle, Deutſche der wohl leicht noch hellern Nation der Neufranken ein Gleichheitsſyſtem aufdringen, woran dieſe Nation gewiß nicht gedacht hat. Einzelne Hirnloſe abgerechnet, wollte ſie weiter nichts, als Gleichheit vor dem Geſetze — wie ſich die öffentlichen Verhandlungsſchriften, in Rouſſeau's Geiſt, ausweiſen — und eben dieſe Gleichheit fodern ja auch unſre Philoſophen nach den erſten Grundſätzen des Natur- und Staatsrechts.

Und eben dieſe Gleichheitslehre und wohl noch mehr, war ein Hauptgrundſatz der erſten Chriſten: ſie nannten ſich Brüder, und Alle — Kinder Eines Vaters. Secundum Iustitiae officium — ſagt Lactantius L. VI. C. X. S. 4. und L. V. C. XIV. S. 15. 19. 20. — eſt Humanitas … Humanitas ſummum inter Homines vinculum eſt, quod qui diſrumpunt, nefarii exiſtimandi. A Deo orimur omnes, ſumus proinde conſanguinei. . . Dicitur alias hoc officium aequitas, qua ſe homines ita coaequare debent,

Edel iſt nur jenes Blut,
Das die Tugend fühlet;
Hochgebohren jeder Muth,
Der nach Wahrheit zielet;

ut abſit quoque diſparitas dignitatum; nec ſequendi ſunt Romani et Graeci, qui homines multis gradibus diſpares habuerunt, a pauperibus ad divites, ab humilibus ad potentes, a privatis usque ad Regem: quae quippe inaequalitas excludit ipſam Juſtitiam, quae pares facit omnes. — Das heißt auf Deutſch: Die zweyte Pflicht der Gerechtigkeit iſt Menſchlichkeit. — Menſchlichkeit iſt das höchſte Band unter den Menſchen, und die, welche es zerreiſſen, müſſen für Nichtswürdige gehalten werden. Von Gott ſtammen wir Alle, ſind folglich Blutsverwandte. — Man nennt dieſe Pflicht ſonſt auch Billigkeit, und nach dieſer müſſen ſich die Menſchen ſo ausgleichen, daß auch der Unterſchied der Würden fern ſey. Eben ſo muß man weder den Römern, noch den Griechen nachahmen, welche Menſchen nach vielen Stufen ungleich hatten — von den Armen zu den Reichen, von den Niedrigen zu den Mächtigen, von Privatleuten zu den Königen: denn eben dieſe Ungleichheit ſchließt alle Gerechtigkeit aus, welche gleich macht Alle.

Daß auch Tertullian die Ungleichheit nach Würden für unerlaubt gehalten habe, zeigt Barbeyrach in ſeinem Traité de la Morale des Peres de l' Egliſe Chap. VI. §. XXVI. pag. 86. ſeq. — Erſt ſeit der Zeit die Biſchöfe der Hauptſtädte, durch allerhand heilige Künſte, zuviel Reichthum und Anſehn erworben hatten, um ſich als Muſter ihrer Heerde, nach Chriſti und Petri Vorſchrift, weiterhin zu richten, und als es ihnen behagte, den Herrn und Meiſter nach Hoheprieſter Art, über ihres Gleichen zu ſpielen, — machte man dieſe Gleichheitslehre zur Ketzerey, wie ſo manche andere, die mit der Zeit doch wieder als wahr anerkannt und herrſchend wurde — nach dem bekannten Spruch des Cicero: Opinionum commenta delet dies, Naturae judicia confirmat. —

Nur Verdienſt giebt ächten Werth,
Nicht Geburt, nicht Güter:
Sklav iſt, wer die Launen ehrt
Frecher Volksgebieter.

*

Wenn um unſers Fürſten Thron
Treue Diener ſtehen,
Dann wird ihm ſein ſchönſter Lohn,
Volksgunſt, nicht entgehen.
Ein erleſnes Werkzeug ſey
Er dem Geiſt der Zeiten,
Daß die Menſchheit kühn und frey
Vorwärts möge ſchreiten.

*

Fluch ſey jedem Wahrheitsfeind
Und Vernunftverdreher,
Jedem Schalk, der freundlich ſcheint,
Jedem Phariſäer!
Mögen ſie ein Scheuſal ſeyn
Wackern Zeitgenoſſen,
Und die Enkel ihr Gebein
Meiden wie die Schloſſen!

*

Heil ſey jedem Biedermann,
Der in ſeinem Stande
Gutes übt, ſoviel er kann,
Bis an Grabes Rande!

* * *

Nachtrag, Zuſätze und Berichtigung der Druckfehler.

Die hier folgende Fabel von Claudius, und deren doppelter Anhang hätte vor No. 182, S. 177 eingeſchaltet werden ſollen, wenn der Druck nicht ſchon zu weit vorangerückt geweſen wäre, als ein Freund ſie zum Einſchalten mir zuſchickte. Es war den 27ten November voriges Jahres. Er will die Fabel in der neuen Hamburger Zeitung gefunden haben, nebſt jener von Voß. Um dem Stachelvers in dieſer mehr Nachdruck zu verſchaffen, hat er eine Gegenfabel zu jener verfertiget. Ich hoffe, ſie alle werden Intereſſe erregen, und ſo rechne ich auf Nachſicht, wenn ich ſie hier nachtrage.

Fabel

von

Matthias Claudius.

Vor etwa achtzig, neunzig Jahren
Vielleicht ſinds hundert oder mehr,
Als alle Thiere hin und her

Noch hochgelahrt und aufgekläret waren,
Wie jezt die Menſchen ohngefähr. —
Sie ſchrieben und lecturten ſehr:
Die Widder waren die Scribenten,
Die Andern — Leſer und Studenten,
Und Cenſor war der Brummel-Bär.

Da kam man ſupplicando ein
„Es ſey unſchicklich und ſey klein,
Um ſeine Worte und Gedanken
Erſt mit dem Brummel-Bär zu zanken:
Gedanken müßten zollfrey ſeyn!“

Der Löwe ſperrt den Bären ein,
Und that den Spruch: die edle Schreiberey
Sey künftig völlig frank und frey!

Der ſchöne Spruch war kaum geſprochen,
So war auch Deich und Damm gebrochen,
Die klügern Widder ſchwiegen ſtill;
Laut aber wurden Froſch und Krokodill,
Seekälber, Scorpionen, Füchſe,
Kreuzſpinnen, Paviane, Luchſe,
Kauz, Natter, Fledermaus und Staar
Und Eſel mit dem langen Ohr, ꝛc. ꝛc.

Die ſchrieben alle nun, und lieferten Tractate
Vom Zipperlein und von dem Staate,
Vom Luftballon und vom Altar,
Und wußtens Alles auf ein Haar,

Bewieſens Alles ſonnenklar,
Und rudelten durcheinander gar
Daß es ein Brey und Gräuel war.

Der Löwe gieng mit ſich zu Rathe,
Und ſchüttelte den Kopf und ſprach:
Die beſſeren Gedanken kommen nach!
Ich rechnete, aus angeſtammtem Triebe,
Auf Edelſinn und Wahrheitsliebe. —
Sie waren es nicht werth die Sudler, klein und groß;
Macht doch den Bären wieder los!

Gegenfabel
von
einem Officier.

Man macht' ihn los; doch losgelaſſen
Schlich er im Grollſinn hin und her,
Und war vor Rachſucht doppelt Bär,
So recht, als Cenſor, jedes Thier zu faſſen,
Das nicht ſo brummte, wie Herr Bär.
Er nahm ſogar ein ganzes Heer
Von ſchlauen Füchſen zu Spionen,
Durchſtrich nun alle Regionen;
Und Furcht und Tod gieng vor ihm her.

Wie er ſein Ammt betrieben hat,
Lehrt das ſchon mehr als klar und ſatt,
Daß alle Schwalben ſchüchtern ſchwiegen,
Wenn Kater zu den Tauben ſtiegen,
Und Füchſe zu dem Hühner=Stall.
Sogar war's Hunde=Bellen all,
Wenn Wölfe unſchenirt und frank und frey
Auf Schaafe trieben Streiferey.
Kurz, Hain und Wald und Deich und Fluren
Verriethen nichts als Räuber=Spuren:
Was warnen ſollte, war ganz ſtumm
Vor lauter Bären Straf=Gebrumm.

Behaglich war dieß keinem Thiere,
Nicht einmal dem gehörnten Stiere,
Dem vor der mächt'gen Tieger=Schaar
Schon lange angſt und bange war.

Wie Druck und Liſt nun Gegen=Druck und =Liſt erzeuget
Bey Menſchen, die man zu deſpotiſch beuget,
So giengs auch hier! Nach kurzem Rath
Beliebte man, was Brutus that. *)

Der plumpe Bär fiel erſt: ihm fiel der Löwe nach:
Dann ihre Dienerſchaft. Drauf ward der **Adler** Schach.

---

*) Und dieß nach **Catullus** Bemerkung:

Non ſolum taurus ferit uncis cornibus hoſtem;
Verum etiam inſtanti laeſa repugnat ovis.

Nicht nur der Stier durchbohret hornhäkelnd ſeinen Feind;
Auch das gekränkte Schaaf neckt ſeine Necker wieder.

Ein Adler — meynten ſie — gieng nicht, wie ſie, auf Vieren;
Zur Sonne ſtieg' er hin: Der ſollte ſie regieren!
Regenten müßten hoch und ſcharf und weiter ſehn,
Als Bär und Löw auf ihren ſtolzen Vieren gehn.
Auch ſey Regieren mehr, als Bärenmäßig lärmen,
Auch mehr, als, Untergebene durch Schröpfkunſt abzudärmen.
Was ſonſt ein Menſch in Wandsbeck lehrte,
Sey, was in pleno Jedes jezt begehrte:
Der König ſey der beſtre Mann;
Sonſt ſey der Beſtre König! *)

---

*) Den ſchlechtern Mann ſchildert Daniel Georg Morhoff in der Meditatio e verbis Salvatoris, Matth. 18. 4. auf folgende Art:

Quid titulos et opes et grandia nomina jactant,
Qui primo cupiunt eſſe, ſedentque loco? —
Nil ego Bucephalo vectos et dira crepantes,
Nil ego Alexandros (nomina Quanta!) moror. —
Perpetuo cupidis ſua ſemper hiantibus obſtant
Vota, nec expletur tam furioſa ſitis. —
Jam petimus nummos, petimus connubia, poſthaec
Rura, domos, demum regna: ſumusque Viri!
Iam veteres patriâ turbamus ſede colonos,
Miſcemus caedes, bella: ſumusque Viri!
Vivimus ex rapto; perjuria, crimina mille
Fingimus arte, damus verba: ſumusque Viri!
Iamque gulam veneremque, novo ſuccendimus igne;
Et vix Semiviri dicimur eſſe Viri! —

Der Kauz und der Adler.

von

J. H. Voß.

Ein Kauz, in düſtern Synagogen
Des Ober-Uhus auferzogen,
Kam früh in grauer Dämmerung
Zum König Adler hergeflogen.

„Treu — krächzt er — treu der Huldigung,
Rüg ich den gellenden Trompeter

Frey überſetzt hieße dieß im Deutſchen ohngefehr, wie folget:

Was brüſten ſich mit Rang, mit Gold und großen Namen,
Die gern am Zepter ſind, auch wirklich ihn beſitzen? —
Mich kümmert kein [illegible], nicht ihre Donnerwetter,
Selbſt Alexander nicht, ſo groß ein Nam' auch klinget! —
Die immer Gierigen gaffen mit aufgeſperrtem Schlunde,
Nach dem Begehrten: und nichts ſchließt ihren Schlund. —
Jezt haſchen ſie nach Geld; nach Beyfall dann, nachher
Nach Land und Häuſern; gar nach Königreichen: und ſind Männer!
Nun vertreiben ſie alte Einwohner vom väterlichen Sitze,
Zetteln Mord und Kriege an! und ſind Männer!
Sie leben vom Raub, erdichten Meineyde, Staatsverbrechen
In geſchminkten Manifeſten; ſchließen Bündniſſe und brechen ſie: und ſind Männer!
Auch wird ihr Neid und Ruhmkitzel durch neuen Zunder angeregt.
Und kaum noch Halbmänner heißen ſie doch Männer! —

Der Unglücksſchwangern Aufklärung,
Den Hahn, dir, König, als Verräther.
Wann ſanft dein wohlbeherrſchter Staat
Noch ſchläft und träumet und verdauet,
Und unſer Lied, was wacht, erbauet:
Schnell kräht uns der Illuminat
Die Sonn' empor, um aufzuklären,
Und Ruh und Andacht uns zu ſtöhren.
Fink, Lerche, Schwalb und Mäuſ' empören
Gefild und Wald in freyen Chören:
Man kann ſein eigen Wort nicht hören.
Die tolle Rotte ſingt gar Hohn
Der myſtiſchen Religion,
Die wir in heilgem Dunkel lehren;
Und, König, ſtrafſt Du nicht, ſo drohn
Aufruhr und Hochverrath dem Thron!
Herr König, laß Dir doch gefallen, —
Wir Kauz und Eulen flehn geſammt —
Dem Hahn und ſeinen Schreyern allen
Zum Bändiger, im Cenſor-Ammt
Den frommen Uhu zu beſtallen!

Der Adler that, als hört' er nicht,
Und ſah ins junge Morgenlicht. *)

---

*) Und daran ſah man, daß der Adler — Adler war. Nicht ſo machte es Ludwig XVI. und darum ging es, wie es ging. Er liebte zwar (nach d'Alemberts Ausſage im XIV. B. der neuaufgelegten hinterlaßnen

Werke Friedrichs II. S. 187.) das Gute, die Gerechtigkeit, die Sparſamkeit und den Frieden; aber — die Schelme, die Hofleute und die Pfaffen waren ihr [illegible], um ſich den Verbeſſerungen und Einrichtungen zu widerſetzen, welche tugendhafte und aufgeklärte Miniſter ihm vorſchlugen. Dies bezeugte Friedrich II. ſchon 1775, indem er damals an Voltaire ſchrieb: „Wenn Ludwig XVI. nur ausdauert, „und ſich nicht durch die Liſt ſeiner Hofſchranzen, und durch die Ränke „des Schwarms hinreißen läßt, der die Könige umgiebt und Pläne zu„ſammenſchmiedet, um ſie zu Thorheiten zu verleiten! . . . Ein Fürſt „hat mit Tauſenden von Menſchen zu thun, welche die Abſicht haben, ihn „zu betriegen und zu verführen.“ — „Ich denke mir Ihren Ludwig als ein junges Lamm, das von alten Wölfen umgeben iſt — Er hat die beſten Abſichten von der Welt und iſt wohlwollend; Aber vor nichts muß man ſich mehr fürchten, als vor jener Peſt der Höfe, die ſich bemühen wird, ihn zu verderben. Er kennt die mannichfaltige Liſt und die feinen Kunſtgriffe noch nicht, deren ſich die Hofleute bedienen, um ihn nach ihrer Willkühr zu lenken, und dadurch ihren Eigennutz, ihren Haß und ihre Ehrſucht zu befriedigen.“ — So Friedrich II. im XI B. ſeiner Werke S. 198 u. 185, und im X. B. S. 153 u. 315.

In eben dem Bande S. 60 ſagt er: „Wenn das Mönchsgeſindel „Einfluß auf Ludwig XVI. hat, ſo werden die Petits-Maitres Roſen„kränze, und die Novizen im Venus-Orden Agnus Dei tragen.“ S. 61 fügt er hinzu: „Wenn die abergläubiſche Parthey über die philo„ſophiſche ſiegt: ſo beklage ich die armen Welſchen (er meint die Fran„zoſen): ſie ſind dann in Gefahr, von irgend einem Heuchler in der Mönchs„kappe oder in der Soutane regiert zu werden, der ihnen mit der einen „Hand die Diſciplin geben, und mit der andern das Crucifix an den Kopf „ſchlagen wird. Wenn das geſchieht: dann gute Nacht, ihr ſchönen Künſte „und ihr höhern Wiſſenſchaften! Der Roſt des Aberglaubens wird ein „Volk, das ſonſt ſo liebenswürdig und für die Geſellſchaft geboren iſt, gänz„lich vernichten.“ —

Wer ein mehreres von der Art leſen will, und dann zuſehen, ob Voſſens Adler klüger war, als der Löwe des Claudius, der findet es in der Kürze in dem Geiſt Friedrichs II., oder in deſſen Gedanken über Gegenſtände der Politik, der Philoſophie, der Religion u. ſ. w. Berlin, bey Voß, 1794. Auch iſt dieſer Geiſt ſchon die ſtärkſte Schutzwehre für dieſen Zuchtſpiegel: und ſo ſey er empfohlen den Manen des Iſokrates und jenen Friedrichs des Großen!

Nun den Schluß mit Voß:

Die Wahrheit und Gerechtigkeit,
Die ſchwör' ich Treu auf immer!
Vergebens lockt die Welt und dräut
Mit ihrem Trug und Schimmer:
Sey noch ſo ſchlimm Gefahr und Noth,
Verachtung ſelbſt und ſchnöder Tod:
Unredlich ſeyn, iſt ſchlimmer!

Denn

Rede Deutſch, o du Deutſcher! ſey kein Künſtler
In Geberden und Sitten. Deine Worte
Seyn wie Thaten, wie unerſchütterliche Felſen der Wahrheit!

So der Horatius der Deutſchen — Herder!

Zuſätze.

*

Zur Beſtätigung deſſen, was auf der VI. S. der Vorrede bemerkt iſt, dient ſelbſt die Geſchichte unſerer Nation. „Das Volk — der Deutſchen im XII Jahrhundert — ſagt Poſſelt, ſang Spottlieder auf die, ſo ſich durch treuloſe Handlungen entehrten: — eine Gewohnheit, welche die größere Freymüthigkeit der

Teutſchen jener Zeiten beweißt, und oft von niederträchtigen Handlungen zurückhalten konnte.„ **Geſchichte der Teutſchen für alle Stände**, II. B. S. 93.

*

Daß die erſte Anmerkung auf der VIII. Seite der Vorrede nicht parador ſey, lehrt das **Schilleriſche** Sinngedicht auf den **beſten Staat**, in ſeinem dießjährigen Muſenalmanach, S. 157.

„Woran erkenn ich den beſten Staat?“ — Woran du die beſte
Frau kennſt: daran, mein Freund, daß man von beyden nicht ſpricht.

Da man aber über den beſten Staat heutzutage ſoviel und ſo allgemein anhänglich ſpricht, daß — Staatskritik das Lieblingsthema des Tages geworden iſt: ſo wird man mir meine Anmerkung über die **Horen** in der Vorrede S. XXI. u. ff. wohl nicht verargen. Ich hoffe dieß um ſo mehr, da mich auch noch die folgenden Epigramme aus dem erwähnten Muſenalmanach nicht zweydeutig dazu berechtigen. Man erwäge ſie!

Epigram 10, S. 213.

Warum treibt ſich das Volk und ſchreit ſo? — Es will ſich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, ſo gut es vermag.

England und Deutſchland. S, 101.

Stolzes Britannien, du, du raubſt von Oſten und Weſten
Köſtlich duftendes Reis, das in Flammen verzehrt,
Glänzender Phönix! Wir, die deutſche fleißige Biene,
Sammlen auf jeglicher Flur, und wiſſen nicht, wem!

Epigram 14, S. 215.

Dieſen Ambos vergleich ich dem Lande, den Hammer dem Fürſten,
Und dem Volk. das Blech, das in der Mitte ſich krümmt.
Weh dem armen Bleche, wenn nur willkühr'liche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Keſſel erſcheint.

Epigram 16, S. 216.

Herrſcher möge der ſeyn, der ſeinen Vortheil verſtehet;
Doch, wir wählten uns den, der ſich auf unſern verſteht.

Epigram 57, S. 238.

Jene Menſchen ſind toll! ſo ſagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich ſo laut hören auf Straßen und Markt.
Auch mir ſcheinen ſie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weiſe Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sklaven verſtummt!

Epigram 58, S. 239.

Lange haben die Großen der Franken Sprache geſprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken:
Zürnet Mächtige nicht, was ihr verlangtet, geſchieht.

Deutſchland und ſeine Fürſten.

(von Schiller, S. 51.)

Große Monarchen erzeugteſt du, und biſt ihrer würdig:
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber verſuch es, o Deutſchland, und mach' es deinen Beherrſchern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menſchen zu ſeyn.

Epigram 55, S. 237.

„Sage, thun wir nicht recht? Wir müſſen den Pöbel betrügen:
Sieh, wie ungeſchickt wild, ſieh nur, wie dumm er ſich zeigt!“
Ungeſchickt ſcheint er und dumm, weil ihr ihn eben betrüget;
Seyd nur redlich; und er, glaubt mir, iſt menſchlich und klug.

Epigram 59, S. 239.

„Epigramme, ſeyd nicht ſo frech!“ Warum nicht? wir ſind nur
Ueberſchriften: die Welt hat die Kapitel des Buchs.

*

Zuſatz zu der vierten Aufſtellung.

Epigram 11, S. 214.

Wie ſie klingeln die Pfaffen! Wie angelegen ſie's machen,
Daß man komme, daß man plappre, wie geſtern, ſo heut.
Scheltet mir nicht die Pfaffen: ſie kennen des Pöbels Bedürfniß;
Denn wie glücklich iſt er, plappert er Morgen wie heut.

Epigram 12, S. 214.

Mache der Schwärmer ſich Schüler, wie Sand am Meere: der Sand iſt
Sand; die Perle ſey mein, du, o vernünftiger Freund.

Epigram 15, S. 216.

Warum macht der Schwärmer ſich Schüler, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt?
Wunderthätige Bilder ſind meiſt nur ſchlechte Gemählde:
Werke des Geiſtes und der Kunſt ſind für den Pöbel nicht da.

Epigram 56, S. 238.

Fürſten prägen ſo oft auf kaum verſilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild: lange betrügt ſich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geiſtes auf Unſinn und Lügen:
Wer den Probierſtein nicht hat, hält ſie für redliches Gold.

Epigram 52, S. 236.

Kreuzigen ſollte man jeglichen Schwärmer im dreyßigſten Jahre:
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

Epigram 48, S. 235

Geht zu meiner Linken, ihr Böcke, wird künftig der Richter
Sagen, und Schäfchen ſeyd mir ruhig zur Rechten geſtellt:
Wohl! doch eines iſt noch von ihm zu hoffen, dann ſagt er:
Kommt, Vernünftige, mir grad gegen über zu ſtehn!

*

Berichtigung der Drukfehler.

S. VI. in der Vorerinnerung, Z. 12 leſe man: vorzüglich in der der Neufranken.
S. X. „ „ „ „ Z. 10: was ſich, nebſt einigen Freunden, in.
S. XVIII. „ „ „ „ „ Z. 7: Schneiden oder Wegätzen.
S. XXIV. „ „ „ Z. 15: Präpotenz.
„ „ „ „ „ „ „ Z. 20: dieſe Sammlung.
S. XXXVI. „ „ „ „ Z. 7 von unten: Jung.
S. XL. „ „ „ „ „ Z. 1: nämlich an D. Rivet.
S. XLII. „ „ „ „ „ Z. 17: Werkchen.
S. LII. „ „ „ „ „ Z. 26. Seneca, der Tragiker.
S. LX. „ „ „ „ „ „ Z. 30: Religion?.
— „ „ „ „ „ „ Z. 38: Heerde freun?.
S. LXVII. „ „ „ „ Z. 12: abhinge.
S. LXXII. „ „ „ „ Z. 4: gebeat haben, für uns.
S. LXXIII. „ „ „ „ Z. 20: alte Baugerüſte.
S. LXXVIII. „ „ „ Z. 15: Andere endlich.
„ „ „ „ „ „ Z. 37: Kunſt inne hat.
S. LXXXV. „ „ „ „ Z. 7: wiſſen die von uns.
S. LXXXVI. „ „ „ Z. 4 von unten: das Unwichtigere.

S. 27 der Gedichte, Z. 17: erſchrecket, darf.
S. 49 „ „ Z. 19: willen, ſagt.
S. 86 „ „ „ Z. 2 von unten: Ein Recht gebt, bis.
S. 57 „ „ Z. 15: beyde Nationen.
S. 90 „ „ Z. 12: bedenkt, Europa.
S. 91 „ „ „ Z. 18: die Jakobiner-Rotte.
S. 92 „ „ „ Z. 14: Die Könige.
„ „ „ Z. 22: des Biedermanns.
S. 99 „ „ „ lezte [illegible] den Dieben.

S. 102 s s Z. 20: Armer Corydon. — Z. 23: Tamerlan.
S. 103 s s s Z. 5 von unten: die Thronen.
S. 108 s s Z. 8: Gutes that.
s s s s Z. 3 von unten: Gerechtigkeit.
S. 109 s s s Z. 7: Goldne Zierde deines Standes,.
S. 111 s s Z. 8: Wo geiles Blut.
s s s Z. 9. Das ſchäumend.
s s s Z. 21: Jm Felſengrab.
S. 151 s s Z. 3 von unten: Kappellan:.
S. 156 s s Z. 1: O. laß dich doch.
S. 173 s s s Z. 1: So feuerfeſte.
S. 189 s s s Z. 11: ähnelt.
S. 190 s s Z. 6: ſtand, die
S. 191 s s Z. 11: Nemeſis.
s s s Z. 21: ſchon; ein.
S. 193 s s Z. 5: Ravaillac.
S. 194 s s Z. 8: Wohlbefinden wird mir.
S. 198 s s Z. 12: Liebeluſt.
S. 203 s s Z. 4: Sippſchaft.
s s s Z. 10. Dieſer Stolz.
S. 210 s s Z. 21: vom feinſten Sinnlichen.
S. 217 s s Z. 3 von unten: zu ſeyn,.
s s s letzte Zeile: der Weisheit Quell!,
S. 221 s s Z. 2: Wort.
S. 235 s s Z. 3: Stanzius.
S. 241 s s Z. 6: Nach Faunenſitte.
S. 247 s s Z. 5 von unten: als Mörder.
S. 248 s s Z. 6: verkappte Schelmerey.
s s s Z. 16: Selbſtgefühl und.
S. 251 s s Z. 2 von unten: und izt noch.
s s s letzte Zeile: Wogen.
S. 252 s s Z. 8: vermag den Gott, von.
s s s s s Z. 17: den Glauben.
s s Z. 4: von unten: waren?.
S. 254 s s Z. 9: von unten: von ſtraffem.

S. 253 ⸗ ⸗ Z. 11: Mit ſtolzem Lächeln.
S. 258 ⸗ ⸗ Z. 19: die Exiſtenz.
S. 261 ⸗ ⸗ ⸗ Z. 9. u. 10: Man lief umſonſt: der Antichriſt
Mit Sack und Pack ſey da.
S. 273 ⸗ ⸗ Z. 14. Jagt oft.
S. 274 ⸗ ⸗ Z. 8 von unten: Iſt's ſichrer.
S. 283 ⸗ ⸗ Z. 3: in Ein Joch.
⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Z. 7: in Eine gleiche.
S. 311 ⸗ ⸗ Z. 4: ans Kreuze brachte.
S. 321 ⸗ ⸗ ⸗ Z. 8 von unten: Trinkern.
S. 342 ⸗ ⸗ Z. 12: im kalten.
S. 343 ⸗ ⸗ Z. 2: endiget, die.
S. 344 ⸗ Z. 17: Mit welchen ſich.
S. 345 ⸗ ⸗ Z. 15: Bruſt zurück.
S. 353 ⸗ ⸗ Z. 2: Der Sonnenadler, Wahrheit.
S. 369 ⸗ ⸗ Z. 6 von unten: ſtrahlt die eine.
S. 371 ⸗ ⸗ Z. 13: an jeglichem.
S. 374 ⸗ ⸗ Z. 14: Doch du verſtehſt das Saugen.
S. 384 ⸗ ⸗ Z. 14: Als einen Redlichen.
S. 392 ⸗ ⸗ Z. 17: Keulen.
S. 396 ⸗ ⸗ letzte Zeile: Haut dazu? —
S. 422 ⸗ ⸗ Z. 7: So wird's im Thal.
S. 425 ⸗ ⸗ Z. 13: Sind nicht getreu.
S. 437 ⸗ ⸗ Z. 6 von unten: Taſchenſpieler.
S. 439 ⸗ ⸗ Z. 3 von unten: gewandt.
S. 442 ⸗ ⸗ Z. 2 von unten: Damit doch auch dem Reſt.
S. 445 ⸗ ⸗ Z. 14: Wo des Stolzes Vorurtheil.

Anzeige
des
Inhalts
zum zweiten Bande.

III.

Ueber Adliche und Adelsweſen.

Seite
143. Der Ahnherr. 145
144. Der Herr von Ahnenſtolz. —
145. An einen ſtolzen Herrn von Adel. —
146. Edel und Adelich. 146
147. Die Gebohrnen. —
148. Stand und Würde. —
149. Der wahre Adel. 147
150. Pedrill. 148
151. Nichts Neues! —
152. Der Orden. 149
153. Verſchiedener Stolz. —
154. Herr von Amaranth. —
155. Der junge Herr. 150

Seite
156. Die gerechte Beſchämung. 151
157. Der ausgeartete Adel. 152
158. Kleider machen Leute. —
159. Der Pfiff. —
160. Der Baron von Duft. —
161. Der Gläubiger. 153
162. Der große Mann. —
163. Die Entſchuldigung. 154
164. Der Landrath und der Amtsknecht. —
165. Die geliebten Unterthanen. 155
166. Der Tiger im Kleinen. —
167. Ariſtokratenwuth. —
168. An den Grafen von Löwenherz. —
169. Der Fuchs und der Bär. 156
170. Der handelnde Adel. —
171. Fortunens Meiſterſtück. 157
172. Junker Kord. —
173. Star. 163
174. Der neue Edelmann. 163
175. Herr von Sonderlich. 163
176. Der adliche Silen. —
177. Ermahnung an eine Dorfjugend zur Treu und Gehorſam gegen ihren Herrn. 164
178. Der Stockfiſch. 165
179. Die Reiſe —
180. Vergleich. —

IV.

Ueber Kirchenlehrer und Kirchenweſen.

Seite
181. Zueignungsſchrift an die Göttin Dummheit. 169
182. An alle Landesväter 177
183. Epiſtel an die Verläumder der Philoſophie. 177
184. Litaney. 186
185. Der Wunſch jedes einſichtigen ehrlichen Menſchenfreunds. 213
186. An Hermes und Hilmer. 214
187. Friedrich, der Schutz der Freyheit. 215
188. Der Maykäfer. 224
189. Fragment einer Neujahrs-Litaney. 225

190. Die Beſchreibung des Jupiters. 230
191. Die Exegeten. 233
192. Die Sonnenuhr. 234
193. Das Elixir. 235
194. Die Urne. 236

195. Die Feinde der Aufklärung. 238
196. Vortrefliche Abſicht. 243
197. Die Aufklärung nach Lavater. 246
198. Die Gedankenfreyheit. —
199. Lehrgedicht. 249
200. Warnung. 255

Seite
201. Rezept wider die Heterodoxie. 260
202. Warnung vor den theologiſchen Marktſchreyern. 261
203. Mahomet und der Hügel. 262
204. Glauben und Erfahren. 263

205. Die Pilger. 263
206. Chriſti Beſtimmung und Verdienſt, nach dem allegoriſchen Eingang zu dem Evangelium Johannis. 265
207. An Chriſtus. (Am Charfreytage) 267
208. Ode auf Luther. 269
209. Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit ringenden. 273
210. Karl der Fünfte. 282
211. Die Toleranz. 283
212. Der Guckkaſten. 284
213. Gebet um Dummheit. 290

214. Das orthodoxe Schwein. 294
215. Der Hecht. 295
216. Der Derwiſch. 296
217. Abdul. —
218. Die moraliſchen Banditen. 298
219. Die Bären —
220. Der Inquiſit. 300

Seite
221. Wie die Zeiten ſich ändern! 303
222. Hinz und Kunz. 303
223. Der gegründete Haß. 304
223. An Tigellin. 304
225. Supplik im Namen der Anhänger der reinen Lehre. 304
226. An Schulz in Gielsdorf. 305
227. Mein Troſt bey den neuen Religions-Anordnungen in meinem Vaterlande. 305
228. Der Köhlerglaube. 306
229. Religion. —
230. Glauben. 307

231. Der Abfall. 307
232. Die Heuchler. 308
233. Auf einen Heuchler. 309
234. Eifernde Geiſtliche. —
235. Religionsheuchler. —
236. Gewiſſenszwang. —
237. Folgen der kirchlichen Dragonade. 310

238. Der Hahn und der Kapaun. 310
239. Ueber Paſtor Schulz in Gielsdorf. [illegible]
240. Epilog zur Scene: Tod des Sokrates.
241. Der Geyer und der Rabe.

Seite
242. Warum Friedrich der Große, auf Dankelmanns Rath, den geiſtlichen Conſiſtorialräthen weltliche zuordnete. 314
243. Sehr inkonſequent! 315

244. Der künftige Pfarrer. 316
245. Der würdige Theologe. 317
246. Die gewaltige Stimme. —
247. Der Großſprecher. —
248. Diakonus Trill. —
249. Auf einen Prediger. 318
250. Auf einen Pfarrer. 318
251. Das Geſtändniß. —
252. Tartuffe. —
253. Cleanth. 319
254. Mißverſtandene Orthodoxie und Toleranz des ſchlichten Menſchenverſtandes. 319

255. Eine Frage. 320
256. Noch eine Frage. 320
257. Abermals eine Frage. 321
258. Widerlegung des Papſtthums. —
259. Wein und Bier. 322
260. Grabſchrift auf Voltairen. —

Seite
261. Krippenreiter. 323
262. Syſteme, Geſalbte, Propheten, und Papſt Bonifaz und Hildebrand: wie ſie entſtehen. —
263. Wie dieſe wieder vergehen. 325
264. Der Eſel. —
265. Der Domprobſt und Nachbar Heim. 327
266. Klage eines Katholiſchen Prieſters über den Verfall der Religion. —
267. Der Sturm. 330
268. Auf einen Brand zu ** 331
269. Der Prälat und die Haushälterinn. 332
270. Die Erkennung. —
271. Herr Sanktulus. 333
272. Auf den ſcheinheiligen Phar. 334
273. Pater Weichling. —
274. Der böſe Prieſter. 335
275. Der gute Prieſter. (Ein Gegenſtück zu dem vorigen.) —
276. Auf den Prälaten Hinz. 336
277. Die Zeiten, Brüder, ſind nicht mehr! —
278. Epiſtel an Fauſt. 339
279. An Luther. 348
280. Der verdorrte Feigenbaum. 350
281. Elegie. In den Ruinen einer Abtey geſchrieben. —
282. Auf die Gegend von Avignon. 351
283. Ueber die Mönche. 359

V.

Ueber Eroberungskrieger und deren Kriegsweſen.

284. Der dreyfache Seufzer der Monarchie. 363
285. Die Ehrbegierde. 366

Seite
286. Der Reichsadler. Ein aufgelöſtes heraldiſches Räthſel. 368
287. Grabſchrift. 369
288. Die beyden Menſchengrößen. 369
289. Ewige Schätze, ewiger Friede. 371

290. Der Adler und der Weyh. 373
291. Der Rabe, der dem Adler nachahmen wollte. 374
292. Der Lohn des Helden. 375
293. Almanzur. 376

294. Die Katzen. 379
295. Ein Geſpräch auf dem Schiffe. 380
296. Kriegslied. 382
297. Der wahre Held. 383
298. Der Scheinheld, oder Cartouche und Alexander. 387
299. Das Hermelin und der Jäger. 396
300. Freyheitslied eines Nordamerikaners. (1776.) 397
301. Siegeslied der Amerikaner. 398
302. Kriegslied eines Provinzialen. 401
303. Volkslied der Deutſchen. 403
304. Der freye Mann. 404
305. Aderläſſe. 406

306. Die Maſchinen. 408
307. Die Sängerinn. —
308. Der Rekrut. —
309. Der Weſtphale im ſiebenjährigen Kriege. 409
310. Soldatenfreyheit. —

Seite
311. Der Heldentod. 409
312. Die Heldenthat. —
313. Der gewiſſenhafte Held. 410

314. Rezept wider den Krieg. 410
315. Die Gans und der Fuchs. 412
316. Lied nach dem Frieden. (1779.) —
317. Das ſoldatiſche Te Deum, nach manchem Siege. 413
318. Der Bettelſoldat. 417

319. Ueber die politiſche Genügſamkeit der Schweizer. 419
320. An das gute Volk des Cantons Appenzell. 421
321. Der Aelpler. 422
322. Wunſch eines genügſamen Aelplers. 424

323. An die Weisheit. 423
324. Der beſte Raub, das beſte Glück, die beſte Freyheit. 425
325. Lied vom Grabe, auch beym frohen und geſelligen Becher zu ſingen. 427

VI.

Ueber Advokaten- und Aerzteweſen.

326. Themis. 433
327. Unterricht eines Vaters. 434
328. Das heutige Recht. —
329. Die Prozeſſe. —
330. Der Kabaliſt. 435
331. Der richtige Schluß. —
332. Der verſtockte Advokat. —

Seite
333. Höchſte Unpartheilichkeit. 436
334. Die eiſerne und goldne Zeit. —
335. Zorn-Urtheil. 436
336. Hinz und Kunz. 437
337. Harpagon. —
338. Als der Taſchenſpieler Philadelphia in einer Gerichtsſtube ſpielte. —

339. Arztwaſſer. 438
340. Beweis von hintenher. —
341. Der Scheidekünſtler. 439
342. Auf einen Prediger, der zugleich Arzt war. —
343. Auf einen Arzt, der geiſtlich ward. 439
344. Auf den theuern Arzt Matt. 440
345. Der glückliche Arzt. —
346. Der kranke Geizhals an ſeine Erben. —
347. Auf das Haus eines Arztes. 441
348. Auf den Doktor Klyſtill. —
349. Auf die Geneſung einer Buhlerinn. —
350. Grabſchrift auf einen glücklichen Arzt. 442
351. Der prahleriſche Arzt. —
352. Grabſchrift auf den Purgantius. —
353. Das beſte Recept in Beziehung auf uns. 443
354. Das beſte Recept in Beziehung auf andere, oder das ſympathetiſche Gefühl. 444

355. Zum Beſchluß, über Gemeingeiſt. 445

Annalen

der

Univerſität zu Schilda

oder

Bockſtreiche und Harlekinaden

der

gelehrten Handwerksinnungen in Deutſchland.

Zur Auflöſung der Frage:

Woher das viele Elend durch ſo manche Herren
Theologen, Aerzte, Juriſten, Kameraliſten
und Miniſter?

von

Friederich Chriſtian Laukhard.

de. Schuts
A.S.

Erſter Theil.

1798.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

An die Leſer.

Ich würde dieſes Buch ohne alle Vorrede hinlaufen laſſen, und mich um kein Urtheil bekümmern, wenn ich nicht hoffte, daß ich manchem Leſer durch die Bekanntmachung des Zwecks, den ich bey deſſen Verfertigung vor Augen hatte, nützlich werden könnte.

Wie mir es in meiner Jugend gegangen iſt, ſo geht es Tauſenden. Ich betrachtete ehemals die Univerſitäten, wo die Wiſſenſchaften innungsmäßig getrieben werden, als lauter Pflanzſchulen künftiger Gelehrten und als die ordentlichen Reſidenzen der Gelehrſamkeit. Ein Profeſſor war mir, in dem Fache wenigſtens, worin er Profeſſor war, ein Licht der Welt, und ſeine Behauptungen lauter Orakel. Konnte ich die Ehre haben, mit ſeinem Ausrufer der menſchlichen Kenntniſſe zuſammen zu kommen und gar zu ſprechen: ſo war ich vor Freuden außer mir, und bewegte, wie die Mutter Maria, alle ſeine Worte in meinem Herzen. Wenn ich ja etwan von einem Andern, der außerhalb der Innungen in der Gelehrſamkeit lebte, erfuhr, daß er Wiſſenſchaften beſäße und Kenntniſſe hätte: ſo gab ich das zwar gerne zu; aber ſo einen profanen Gelehrten, mit einem initiirten gelehrten Meiſter zu vergleichen, oder gar jenem vor dieſem den Vorzug einzuräumen, iſt mir niemals eingefallen.

Das wüſte Leben der Studenten ſah ich zwar auch, und mußte mir ſelbſt geſtehen, daß es ein wüſtes Leben war; aber ich ſtand in der Meynung, daß gerade ſo, und nicht anders von Studenten gelebt werden dürfte. Denn wenn ich in meiner erſten Jugend of im Hauſe meines Vaters, oder ſonſtwo di Geſpräche der Hochehrwürdigen, und andere Herren anhörte: ſo lernte ich daraus, wi ſie es auf Univerſitäten getrieben hatten, un dachte: das müßte ſo ſeyn; wer anders lebte, entheilige die Akademie u. ſ. w.

Mit ſolchen Vorurtheilen kam ich auf die hohe Schule, mit ſolchen vollendete ich meinen Curſus; und eben dieſen Vorurtheilen iſt es zuzuſchreiben, daß ich, um recht ſtudentiſch zu leben, und dem Studium Ehre zu machen, den Burſchen-Komment übertrieb und den Renommiſten und den Wüſtling ſpielte.

Wäre ich nach Vollendung meiner ſogenannten Studien von den Univerſitäten entfernt geblieben, ſo würde mir der ganze Braſt-Vorurtheile geblieben ſeyn; aber ſo wollte mein Schickſal, daß ich mich abermals ſehr viele Jahre an Orten herumtrieb, wo man die Gelehrſamkeit feil hat. Bey reiferer Ueberlegung, und im Umgange mit freyurtheilenden Männern lernte ich endlich dem Dinge beſſer auf den Grund ſehen, und fand, daß nirgends mehr Unſinn, Scharlatanerie, Poſſen, kleinliche Neckereyen und entehrende Betrügereyen, Ausſchweifungen aller Art und grobe Unwiſſenheit in allen Dingen kann gefunden werden, als eben da, wo man Weisheits-Jahrmärkte hält, und Kenntniſſe und Sittenbildung in allen Buden praenumeratione und postnumeratione verkauft.

Nun überdachte ich mein eignes Studieren, und würdigte jene, die ich ſonſt, als die Erſtgebornen Söhne des Apollo, und die Geheimſchreiber der Minerva verehrt hatte: und ſiehe da, ich fand, daß ſie weit entfernt waren, auf den Namen wahrer Gelehrten Anſpruch machen zu können. Die Sitten der Studenten kamen mir nun auch größtentheils als abgeſchmackt und ihre Art zu ſtudieren, als höchſt unzweckmäßig vor.

Da fiel mir denn ein, ob es nicht gut ſeyn mögte, die auffallendſten Thorheiten der Akademien, ſowohl von Seiten der Lehrer als der Lernenden, welche ich beobachtet habe, zu ſammeln: ich that es, und das Reſultat davon ſind gegenwärtige — Annalen der Univerſität zu Schilda.

Dieſes Buch iſt nichts weniger, als eine Satyre auf irgend eine beſondere deutſche Univerſität, ſondern ein Gemälde einiger Thorheiten, die auf den meiſten deutſchen Univerſitäten im Schwange gehen. Aus dieſem Grunde kann mir nun gewiß keine von den deutſchen Univerſitäten einen Injurienproceß an den Hals werfen, den ich eben auch nicht ſehr fürchten würde: denn es müßte eine drollige Sache ſeyn, mit einer Univerſität einen Injurienproceß zu haben!

Meine Abſicht, jemanden zu nützen, geht ganz und gar nicht auf jene Herren, welche die Univerſitäten, als Lehrer oder als zu Belehrende, ausmachen. Die beſſern ſich entweder gar nicht, oder äußerſt ſelten: denn durch jede mutatio in melius würden ſie verlieren: der Profeſſor an Einkünften und an Glanz; der Student an Bequemlichkeit und burſchikoſem Wohlbefinden.

Ließt aber jemand ſonſt mein Buch, der kann, ohne ſich vier und zwanzig Jahre, wie ich gethan habe, auf den Akademien herum zu treiben, ſich ſo halbwege einen Begriff machen, wie's auf den Univerſitäten hergeht; und alsdann entſchließt er ſich vielleicht, ſeinen Sohn und ſein Geld nicht dahin zu ſchicken; und wenn ich dieſe Abſicht nur bey wenigen erreiche, ſo iſt doch ſchon etwas genüzt. Was ich ſonſt noch zu erinnern habe, über den Titel u. dgl., erinnere ich vielleicht am Ende des zweyten Bandes.

Uebrigens hoffe ich, daß dieſe Annalen niemanden, nicht einmal einen Profeſſor — die Schildaiſchen ausgenommen — lange Weile machen ſollen.

Halle, den 20ten Sept.
1798.

F. C. Laukhard.

Inhalt.

Erſtes Kapitel. Der Relegirte. : : S. 1.
Zweytes Kap. Die Relegationen. : : 7.
Drittes Kap. Die Frau Paſtorn. : : : 15.
Viertes Kap. Die Pierre. : : : : : 27.
Fünftes Kap. Der Herr von Ekolsbach. : 29.
Sechſtes Kap. Der Sekretär des Herrn Kanzlers. : : : : 32.
Siebentes Kap. Das Examen. : : 36.
Achtes Kap. Der Herr Kanzler von Ekolsbach. : : : : : 40.
Neuntes Kap. Die fürſtliche Reſidenz zu Colchis. : : : : : 44.
Zehntes Kap. Vorbereitet iſt man geſcheut. : : : : : 49.
Eilftes Kap. Aus Er wird Sie. : : 53.
Zwölftes Kap. Reiſe nach Schilda. : 57.
Dreyzehntes Kap. Die Einholung. : 62.

Vierzehntes Kap. Der Komet. . S. 69.
Funfzehntes Kap. Verfolgung der Propagandiſten zu Schilda. . . . . 78.
Sechszehntes Kap. Reform der Studentenkommerſe. . . . . 85.
Siebzehntes Kap. Profeſſor Müller empfiehlt ſich. . . . . 97.
Achtzehntes Kap. Der Prinz Moriz. . 103.
Neunzehntes Kap. Die Frau Kanzlerin. . 109.
Zwanzigſtes Kap. Der Abends-Schmaus. . 120.
Ein und zwanzigſtes Kap. Der Schulmeiſter. . . . . . 133.
Zwey und zwanzigſtes Kap. Der Student Mareſiſ. . . . . 140.
Drey und zwanzigſtes Kap. Der Kabbaliſt. . . . . . 148.
Vier und zwanzigſtes Kap. Akademiſche Diſputationsfabrik. . . . 154.
Fünf und zwanzigſtes Kap. Societas pro moribus poliendis, oder zu deutſch, die Theegeſellſchaft. . . . . 162.
Sechs und zwanzigſtes Kap. Eine Geſellſchaft anderer Art. . . . . 167.
Sieben und zwanzigſtes Kap. Fortſetzung des Vorigen. . . . 176.
Acht und zwanzigſtes Kap. Annalen beyder Societäten. . . . 185.
Neun und zwanzigſtes Kap. Fortſetzung des Vorigen. . . . 194.

Dreyßigſtes Kap. Mamſel Minchen. S. 206.
Ein und dreyßigſtes Kap. Eine neue Verbindung. 216.
Zwey und dreyßigſtes Kap. Orden. 226.
Drey und dreyßigſtes Kap. Divide et imperabis. 239.
Vier und dreyßigſtes Kap. Der Krieg. 248.
Fünf und dreyßigſtes Kap. Verfolg der Kriegsgeſchichte. 256.
Sechs und dreyßigſtes Kap. Der Feldzug. 268.
Sieben und dreyßigſtes Kap. Die Reception. 279.
Acht und dreyßigſtes Kap. Die gelehrte Geſellſchaft. 288.
Neun und dreyßigſtes Kap. Schauſpiele, Abhandlungen und gelehrte Zeitung. 298.
Vierzigſtes Kap. Amiciſten-Regiment zu Schilda. 312.
Ein und vierzigſtes Kap. Ketzereyen. 329.
Zwey und vierzigſtes Kap. Theologiſche Spitzbuberey und fürſtlicher Unſinn. 339.
Drey und vierzigſtes Kap. Das Opinions-Gericht. 351.
Vier und vierzigſtes Kap. Fernere Reformen. 361.
Fünf und vierzigſtes Kap. Minchen und ein Ordensbruder. 374.

Sechs und vierzigſtes Kap. Schrecken auf allen Seiten. : : S. 383.
Sieben und vierzigſtes Kap. Prinz Moritz erſcheint wieder bey Hofe. : : 391.
Acht und vierzigſtes Kap. Es ſcheint, als wollt' es beſſer werden. : : : 411.
Neun und vierzigſtes Kap. Anſtalt zum Gegenminiren. : : : : 428.

Annalen
der
Univerſität zu Schilda.

Erſtes Kapitel.

Der Relegirte.

Es war am 25ſten Mai, 17——, abends um 8 Uhr, als ein Wanderer zu Fuße in die Stube einer Dorfſchenke hereintrat. Der Wirth hieß ihn ſchön willkommen, und reichte ihm die Hand in aller Freundlichkeit. Der Fremde ſezte ſich, murmelte einiges vor ſich hin, ſoderte einen Krug Bier, und in einigen Zügen war er ausgetrunken. Er ſtand auf, ſchritt in der Stube herum, ſeufzte, fluchte, ſezte ſich wieder, foderte noch einen Krug, und nach einigen Anſätzen ſtellte er ihn mit einem Pa! leer ins Fenſter. Der Wirth, das neugierigſte Geſchöpf, lauſchte immer neugieriger, wer wohl der Gaſt ſeyn mögte, deſſen Figur und Benehmen ihm ſo außerordentlich auffiel. Unter einem grauen Moltumsflauſch, mit großem rothen Kragen, trug er eine gelbe Tuchweſte und lederne Hoſen von gleicher Farbe. Mächtige Steifſtiefeln mit reutermäßigklirrenden dreypfündigen Spornen verſteiften Gang und Kniee. Seinen Kopf deckte ein weitragender Huth mit auf beyde Schultern herabhängenden Ecken. Das Seitenhaar flatterte wildſtrüppig zur Bruſt herab, und ein dicker, tiefherab gebundener Zopf hing wie zerſauſt auf dem Rücken. An der Seite trug er einen fürchterlichen Hieber, und in der Hand eine Hetzpeitſche mit Fauſtdicken Knoten. Geſicht und Hände waren nicht am reinſten, und die Nägel an den Fingen hätten ſchicklich kleiner ſeyn können.

So eine Figur war dem Wirthe noch nicht vorgekommen, ob er gleich ſchon dreißig Jahre die Wirthſchaft verwaltet hatte. Fragen war ſonſt immer ſeine Sache, aber dieſe Geſtalt ſah ſo griesgrämig aus, daß er jezt ſich es ſchente, beſonders da er von Zeit zu Zeit, ein kurländiſches Donnerwetter über das andre und eine ſchwere Noth nach der andern aus des Gaſtes Munde ertönen hörte.

Der Wirth warf ſich in ſeinen Großvater, ſchwieg, lauſchte immer neugieriger mit aufgeſperrten Augen und offen-ſtaunendem Munde.

Während er ſo dahin ſaß, trat ein Mann ein in braunem Rocke, nebſt ſchwarzen Hoſen und Strümpfen. Der Braunrock zog ſeinen Huth, und der Wirth ſeine Pelzmütze, ſtand dann auf und bot dem Herrn ſeine Hand mit einem ſehr freundlichen: „Ei, ſchönen guten Abend, Herr Paſtor! was ſteht zu Dienſten?“ Der Paſtor — denn der Seelenhirte des Dorfes war es wirklich — bath ſich eine Kanne Bier aus; und als er ſie hatte, ſtopfte er ſeine Pfeife und fing an zu qualmen und zu trinken.

Paſtor: Er hat Gäſte, Herr Wirth, wie ich ſehe.

Wirth: Zu dienen, Herr Paſtor!

Paſtor: Wer iſt denn der da, in der Ecke?

Wirth: Das weiß ich noch ſelbſt nicht. —

Paſtor: Hm, das iſt doch kurios! Hat er ſich denn noch nicht darum bekümmert?

Der Fremde hatte indeſſen ſeinen dritten Krug Bier geleert, warf ein Achtgroſchenſtück auf den Tiſch, und nahm ſeine Hetzpeitſche. — Der Wirth gab ihm heraus, und der Gaſt griff nach der Thüre.

Um Vergebung, mein Herr, fing der Paſtor an, wollen Sie noch weiter?

Relegirter: Natur! *)

Paſtor: Es iſt aber ſchon ſpäte: es wird ja ſchon Nacht!

Releg. Macht nichts!

Paſtor: Der Weg iſt oft unſicher.

Releg. Cantabit vacuus coram latrone viator! **)

Paſtor: Wie ich merke, ſind der Herr ein Litteratus.

Releg. Wollte, daß alle Litteratur beym Satan wäre!

---

*) Iſt in der Studentenſprache ein bejahendes Verſicherungswort, ſoviel als: ja, freilich, allerdings.

**) Wer nichts hat, ſcheut keine Räuber.

Paſtor: Bleiben Sie wenigſtens heute Nacht noch hier! —

Releg. Geht nicht: denn die paar Dreyer da — ſind meine Moneten alle.

Paſtor: Was thut das: ſeyen Sie mein Gaſt für dieſen Abend!

Releg. Eh bien! —

Der Fremde warf ſeine Hetzpeitſche hin, ſchnallte ſeinen Hieber ab, und nahm Platz neben dem Paſtor, von deſſen Tabak er ſich ſofort eine Pfeife ſtopfte.

Nun, lieber Freund, ſagte der Paſtor, ſagen Sie mir: wo kommen Sie eigentlich her?

Releg. Gerade von Marburg.

Paſtor: Alſo doch ein Student?

Releg. Ja, ein zum neunten Mal relegirter!

Paſtor: Zum neunten Mal? Das heiße ich Fata! Nun, Sie müſſen ein ganzer Held ſeyn!

Releg. Das ſollte ich meynen! Aber was hilft's, wenn man noch ſo 'n ganzer Held iſt, und endlich unglücklich wird! Ich bin vollkommen auf dem Miſt. *)

---

*) Heißt ſtudentiſch = geſprochen, ſo viel als: unglücklich.

Paſtor: Nil deſperandum! Friſch gewagt, halb gewonnen!

Releg. Ja, was nun anfangen? Ich ſehe nichts vor mir, als die Uniform, die ich auch Morgen des Tages zu **Colchis**[*]) anziehen will.

Paſtor: Wer wird denn ſogleich zur Extremität ſchreiten? Omnia prius tentanda. Laſſen Sie uns erſt eſſen; und dann erzählen Sie mir Ihre Geſchichte: vielleicht finden wir Rath.

Releg. Erzählen kann und will ich Ihnen wohl: aber mit dem Rathfinden wird ſich's halten laſſen. Meine Affären ſtehen zu ſchief.

Der Wirth erhielt den Auftrag, ein Abendeſſen anzurichten: denn der Paſtor hatte ſeine Frau nicht zu Hauſe, und dann pflegte er in der Schenke zu eſſen. Er war ein Freund von Geſellſchaft, und dieß von der Univerſität her, aber darum von einer lärmenden, und ſollte ſie auch nur aus Bauern oder Fuhrleuten beſtanden haben.

Das Eſſen war angerichtet, man ſezte ſich, aß und trank, und als beyde Herren ziemlich zur Genüge hatten, erinnerte der Paſtor ſeinen Gaſt an die verſprochne Erzählung; und dieſer fing an, wie man im folgenden Kapitel leſen mag.

---

[*]) Man ſehe den **Carl von Carlsberg.**

Zweytes Kapitel.

Die Relegationen.

Ich heiße Carl Schneller, und bin im Badiſchen zu Hauſe. Zu Carlsruhe habe ich die Schulen beſucht, habe alle halbe Jahre ein Prämium erhalten, und wurde, als ich eben von dem Gymnaſium abgehen wollte, relegirt.

Paſtor: Relegirt? nachdem Sie ſich ſo gut aufgeführt hatten, daß Sie jährlich zwey Prämien bekamen?

Releg. So war es: ich wollte eben abgehen, und hatte ſchon meine Teſtimonien, als ich Abends nach Hauſe kam, und meine Stube beſezt fand. Ich beſchwerte mich bey meinem Hauswirthe: dieſer erwiederte: meine Stube ſey der Mamſell Schäfern von Roſtatt einge=

räumt: ich möchte die paar Tage, die ich noch in Carlsruhe zu bleiben hätte, in dem Oberſtübchen neben dem Taubenſchlag zubringen. Das Ding ärgerte mich, und ich behauptete: ich hätte die Stube auf ein halb Jahr gemiethet, müßte und wollte ſie folglich auch ſo lange bewohnen, und den ſehen, der mir das wehren wollte. — Ich hatte etwas im Kopf, weil ich eben von einer Condition kam *), und wollte gerade nach meiner Stube; aber der Hauswirth und ſeine Leute hielten mich mit Gewalt zurück. Ich ging alſo voll Aerger aus, holte noch einige Mitſchüler, und nicht lange, ſo waren ſeine Fenſter eingeſchmiſſen. Den folgenden Tag wurde ich relegirt.

Paſtor: Ja, ja, das läßt ſich hören. Pueri puerilia tractant!

Releg. Mein Vater war todt, und mein Vormund lachte, als er erfuhr, daß man mich auf die Art fortgeſchickt hatte. Ich ging nach **Gießen**, ſtudierte fleißig die Rechte, und nannte den Profeſſor **Faber** wegen eines höchſt elenden Gedichtes einen Bänkelſänger. Man machte mir daraus einen Injurienproceß, und relegirte mich.

---

*) Studenten-Gelag.

Paſtor: Hm, das war doch kuriös! Seitdem der Leipziger Muſenalmanach erſchienen iſt, hat man ja in ganz Deutſchland den Herrn einen Bänkelſänger geheißen.

Releg. Von Gießen zog ich nach Jena, wo man mich nach vierzehn Tagen wieder relegirte, weil ich mich nicht duelliren wollte.

Paſtor: Ei, ei, weil Sie ſich nicht duelliren wollten? Sonſt relegirte man ja den, der ſich duellirte!

Releg. Mit mir war der Fall umgekehrt. Ich ging eines Abends nach Hauſe, und wurde unterwegs von einem gewiſſen Herrn von Küſterheim inſultirt. Ich zog ihm derbe Maulſchellen, und ging meiner Wege. Früh ſchickte mir mein Gegner eine Ausfoderung, die ich nicht annahm, weil er — wegen ſchlechter Streiche im Verſchiß war. *) Die Sache ward ruchtbar und ich als der Urheber des Streites wurde relegirt.

Paſtor: Hätten Sie ſich aber geſchlagen?

---

*) Iſt ſo viel als unehrlich, infam.

Releg. So wäre ich geblieben: denn der Prorektor, bey dem Hr. von Küſterheim logirte, wollte ihn gern wieder ehrlich haben. Einige Tage hernach ſchlug ſich ein Anderer mit ihm, und kam nur auf zwey Tage ins Carcer. Von Jena zog ich nach Würzburg, wo man mich am Ende des erſten halben Jahres wieder relegirte.

Paſtor: Was hatten Sie denn da verſehen?

Releg. Daß ich die Polemik docirte. Ich demonſtrirte nämlich meinem Wirth, daß es unrecht ſey, ſeine Tochter ins Kloſter zu ſtecken, und überzeugte ihn: deshalben wurde ich als ein Verführer der Gläubigen angeſehen, und weggejagt. Von Würzburg ging ich nach Erlangen, und bekam hier bald das Conſilium abeundi, weil ich Collegia las.

Paſtor: Wie ging denn das zu?

Releg. Wills Ihnen erklären. Ich wohnte einem Commerſch bey, wo die Füchſe gewaltig pro poena ſaufen mußten, weil ſie die Lieder nicht auswendig konnten. Ich nahm den folgenden Tag einige auf meine Stube, — gab ihnen Unterricht, und machte ſie überhaupt mit dem Comment bekannt. Da hieß es, ich ſey ein Verführer der Jugend, und ich mußte fort. Ich begab mich nun nach Halle.

Paſtor: Und wie lange ſind Sie in Halle geblieben?

Releg. Nicht gar lange. Ich hatte das Unglück, mit Contrebande erwiſcht, und relegirt zu werden. Zu Göttingen ging mir's nicht beſſer, weil ich im Schnappſacken gepredigt hatte.

Paſtor: Gepredigt hatten Sie, und wurden relegirt?

Releg. Relegirt! Sehen Sie, ich ſchrieb des Superintendenten Luthers Predigten nach, und hielt ſie hernach beym Schnappskonradi mit denſelben Gebährden, womit der Superintendent Luther ſie zu halten pflegte: und das zog mir die Relegation zu. In Helmſtädt wurde ich wegen einer Schnupftabaksdoſe relegirt.

Paſtor: Wegen einer Schnupftabaksdoſe?

Releg. Ja Herr! Es war ein Heerführer mit einer langen Naſe darauf abkonterfeiet. Man legte dieſes als eine Satyre auf einen gewiſſen großen General aus, und ſchickte mich weiter.

Paſtor: Und wo gingen Sie nun hin?

Releg. Nun zog ich nach **Marburg**, lebte ganz ſtille, und ſtudierte recht fleißig: aber mein Schickſal war noch nicht müde, mich zu verfolgen: denn ich ließ mir ein Paar lange Hoſen mit Bändern machen, und wurde deswegen zum Teufel gejagt.

Paſtor: Kurios, und neunmal kurios: relegirt um ein Paar lange Hoſen! das kann ich kaum glauben.

Releg. Und doch iſt es nicht anders! Ich wußte nicht, daß die langen Hoſen mit Bändern, ein Kennzeichen der Propagandiſten wären, und erſchrack daher nicht wenig, als man mich ohne weiteres aufs Carcer ſchleppte, und mich einen Jacobiner hieß. Ich mogte mich entſchuldigen, wie ich wollte: es half mir alles nichts: denn man hatte meine Sachen unterſucht, und unter meinen Büchern **Moſers** politiſche Wahrheiten und **Rouſſeaus** geſellſchaftlichen Vertrag gefunden. Auch hatte man erfahren, daß ich aus **Girtanners** und **Reichards** Revolutions-Almanach Fidibus und aus **Göchhauſens** Wanderung — Schnupftücher gemacht hatte. Was kann der Kerl noch anders ſeyn, als ein Jacobiner, hieß es: fort mit dem Böſewicht! — Nun ſchweiſe ich herum: mein Geld iſt alle. Nach Hauſe mag und darf ich nicht: ich will alſo nach Colchis und da Soldat werden.

Der Paſtor redete ſtark in unſern Ebentheuer, und kommentirte ihm den oft wiederholten Zügen aus dem Bierkruge ſo artig über das Sprüchlein, nil desperandum, daß Schneller endlich verſprach, noch einmal vier und zwanzig Stunden hingeben zu laſſen, ehe er zur Ausführung ſeines fatalen Vorſatzes ſchreiten würde.

Der Paſtor hatte ſich indeſſen einen ſchweren Rauſch angetrunken, und war eben im Begriff, ſich nach Hauſe führen zu laſſen, als ein Bauerwagen von einem Filial ankam, um ihn zu einem Kranken zu holen. Er zeigte ſich ſehr ärgerlich, und meynte, der Kranke hätte wohl höflicher ſeyn können, und man müße ihn ſo ſpät in der Nacht nicht inkommodiren. Jedoch ſezte er ſich auf, nachdem er ſeinen Kragen und Mantel, und die heiligen Gefäße hatte holen laſſen. Den Herrn Schneller bath er auf den andern Tag zu ſich. Morgen früh bin ich wieder hier, ſagte er: ſo eine Kleinigkeit iſt bald abgemacht.

Na, ſagte der Wirth, als der Paſtor fort war, iſt unſer Geiſtlicher nicht ein artiger Mann?

Allerdings, erwiederte **Schneller**. Der Mann iſt hier recht an ſeinem Poſten. Er hat noch viel verwöhntes Studentenfleiſch. Da haben Sie ganz recht, verſezte der Wirth: er iſt auch mehr nach der Welt, als nach der Geiſtlichkeit. Sie habens ja gehört, wie er den Krankenbeſuch auf die leichte Schulter nahm! Wenn er predigen ſoll, ſo nennt er das: **Paulen**; und wenn er das Nachtmal hält, ſo ſpricht er: er füttere ſeine Schafe ab. Und ſaufen und fluchen kann er — Der Relegirte hörte nicht weiter auf den Wirth, und legte ſich hin auf die Streue, wo er bis an den hellen Tag ausſchlief.

Drittes Kapitel.

Die Frau Paſtorn.

Schneller ging, nachdem er aufgeſtanden war, und ſeine Kleider und Haare, wie es gehen wollte, zurecht gemacht hatte, nach dem Pfarrhauſe, und klopfte an. Man rief: herein, und er ſtand da, wie vom Blitz gerührt, als er die Frau Paſtorn zu Geſicht bekam. Voller Erſtaunen rief er endlich aus: Jule, biſt du's oder biſt du's nicht?

Freilich, bin ich's, lieber Carl! Aber, um Gottes Willen, rede leiſer! Niemand muß wiſſen, daß wir uns kennen. Ich habe meine Gründe dazu! Aber ums Himmels willen, wie kömmſt du hieher?

Schneller erzählte ihr, was wir ſchon wiſſen. Gleich darauf kam ein Bote, mit dem Vermelden: daß der Herr Paſtor mit dem Hrn.

von Ekolsbach auf die Jagd gegangen ſey, und erſt gegen Mittag wieder käme: die Frau Paſtern mögte indeß ins Wirthhaus ſchicken, und den fremden Herrn, der dort übernachtet hätte, zu ſich bitten laſſen, und ihn gut bewirthen, biß der Herr Paſtor zurück käme.

Schneller war hoch erfreut; die Frau Paſtern noch höher: jezt hatten ſie Zeit, ungeſtört auszuplaudern: denn ihr Mann durfte ihre frühere Jugend-Geſchichte nicht erfahren, die wir aber unſern Leſern jezt gleich erzählen wollen.

Jule war die Tochter von Schnellers Vormund. Sie hatte eine Baſe in Strasburg: bey der ſie geweſen war, und hatte die franzöſiſche Galanterie dort ſo gelehrig angelernt, daß ſie mit einem deutſchen Edelmann, der damals als franzöſiſcher Offizier zu Strasburg in Garniſon ſtand, eine Intrigue anſpann, welche bald ſichtbare Folgen nach ſich zog. Die Baſe warf ſie hierüber aus dem Hauſe, und ihr Vater wollte von da an nichts mehr von ihr wiſſen. Ihr Liebhaber nahm ſie zwar zu ſich, hatte aber das Unglück, in einem Duelle tödtlich verwundet zu werden, und ſtarb, nachdem er ſeiner Geliebten alles, was er beſaß, vermacht hatte.

Sie hatte alſo etwas Vermögen, und konnte wieder glänzen. Ihr Kind war bald nach der Geburt geſtorben.'

Als im Jahre 17 —— ſo viele Franzoſen auswanderten, zog auch ſie mit einem Marki von dannen. Sie kam nach einigen tragiſch-komiſchen Begebenheiten nach Colchis, unter dem Namen eines Fräuleins von Roſenkron aus dem Elſaß.

Als Fräulein hatte ſie Zutritt in alle vornehme Geſellſchaften, und als hübſches Mädchen zählte ſie eine Menge Verehrer. Die Herren machten ihr jedoch nur mäßiges Vergnügen, weil ſie nur mäßiges Geld an ſie zu wenden hatten. Mit offenen Armen nahm ſie daher die Liebesvorſchläge des alten Präſidenten zu Colchis an, der ehedem Friſör des Fürſten geweſen war.

Sie bezog bald das Haus ihres Liebhabers, lebte auf einen hohen Fuß, und ließ die ſkandalöſe Chronik zu Colchis erzählen, was ſie wollte. Wer wird wohl, dachte ſie, die ſkandalöſe Chronik nicht verachten, wenn er klug iſt! Der Tugendhafte weiß, daß ein

Menſch, der recht handelt, durch üble Nachreden bey ehrlichen Leuten nicht beſchimpft werden wird. Der Laſterhafte weiß, daß man die Wahrheit zu reden nicht verhindern kann, und daß die Leute endlich des Redens überdrüßig werden. Beyde verachten alſo die ſkandalöſe Chronik, wenn ſie klug ſind. So dachte ſie! Aber daß nur der verächtliche Thor der Wahrheit die Spitze biethen kann: das war's, woran ſie nicht dachte.

Während ſie nun hier war, bekam auch ein Candidat, Namens Silander, Eintritt in das Haus des Präſidenten. Dieſer Candidat war dem Grafen von Tomi, als Hofmeiſter empfohlen worden, und hatte des Grafen Vertrauen erworben, nicht wegen ſeiner Geſchicklichkeit — denn darum hatte ſich der Herr Graf niemals bekümmert, — ſondern wegen der hübſchen Hand im Schreiben, und weil er auf der Jagd eine gute Flinte ſchoß.

Der Graf wollte gern ein fürſtliches Landgut für ſeinen zweyten Sohn einkaufen, aber nur um ein Spottgeld. Um dieſes zu bewirken, mußte Silander den Unterhändler machen. Der Auftrag dazu nöthigte ihn oft in das Haus des Präſidenten, der die fürſtlichen Güter unter ſich hatte, und dann auch, wenn der Herr Präſident nicht zu Hauſe oder nicht gleich zu ſprechen war, oft in das Gemach des Fräuleins.

Der Kauf kam bald zu Stande: denn Silander hatte die Vollmacht, dem Präſidenten 4000 Rthlr. als Geſchenk anzubiethen. Der Ehrenmann nahm ſie, und der Graf erhielt das Gut, wenn gleich zum größten Nachtheil des Fürſten, der aber, wie das bey Vielen die Mode iſt, ſich um ſolche ökonomiſche Kleinigkeiten wenig oder gar nicht bekümmerte. Der Kaufbrief wurde aufgeſezt und in der Regiſtratur des Grafen aufbewahrt, worüber der Herr Candidat die Aufſicht führte.

Nicht lange nach dieſem Handel ſtarb der Pfarrer zu Rübenhauſen — eben dem Dorfe, wo unſer Held Schneller jezt iſt, — und Herr Silander glaubte um den Präſidenten und den Grafen Verdienſt genug zu haben, um auf die erledigte Stelle mit dem größten Rechte anzuſprechen. Er erhielt auch wirklich die Zuſage, die Pfarre zu bekommen, wenn er, wie der Präſident hinzufügte, im Examen beſtehen würde.

Die Herren im Conſiſtorium wollten aber vom Candidat Silander nichts wiſſen, nicht als hätten ſie einiges an ihm auszuſetzen gehabt, ſondern weil ſie ſchon einen Andern im Sinne führten. Es wurde alſo ſchon im voraus beſchloſſen, dem Candidaten Silander nicht durchzuhelfen. Dieſer war ſonſt wirklich ein ſo elender Schächer, daß er im allervernünftigſten Examen hätte verſtummen müſſen: aber das wußten die Herren nicht; und examinirten daher unvernünftig.

Sie fragten in der Dogmatik nach der voluntas Dei media, nach der Höllenfarth Chriſti, nach dem Unterſchiede zwiſchen unio und unitio naturarum; in der Kirchenhiſtorie betrafen ihre Fragen die höchſt wichtige Ketzerey des Praxeas und der Patripaſſianer, und die Irrlehren der Adoptianer; in der Moral berührten ſie das subjectum quod und quo corruptionis moralis, und in der Exegeſe legten ſie ihm eine Stelle aus dem Hohen Liede vor.

Der Herr Candidat beantwortete nicht eine von allen Fragen, und wurde alſo kurz und gut abgewieſen.

Er klagte dieß dem Grafen, und dieſer erwiederte: Warte man nur, ich werd' an den Präſidenten ſchreiben. Die Kerl wollen wir ſchon kuranzen! Er ſchrieb auch gleich: und hier iſt der Inhalt:

Lieber Herr Bruder,

Die Lappjuden im Conſiſtorium wollen den Candidat Silander nicht zum Pfarrer zu Rübenhauſen machen, weil er, wie die Schwarzröcke vorgeben, nichts gelernt habe. Die Schlingel, die! Hat doch der Candidat mein und dein Ehrenwort! Hilf ihm, lieber Bruder! Ein Kavalier muß ſein Wort halten.

Graf von Tomi.

Der Ehrenmann von Candidat eilte mit dieſem Schreiben zum Präſidenten, traf ihn aber nicht zu Hauſe, weil er eben beym Fürſten war, der an einer ſchleichenden Krankheit, als Folge ſeiner Hochfürſtlichen Lebensart, ohne Hoffnung darnieder lag. Er wollte alſo geradesweges zu ihm, als ihm das Fräulein von

Roſenkron begegnete, und ihn erſuchte, doch ein wenig hereinzukommen: ſie ſey eben jezt allein, und der Herr Präſident habe hinterlaſſen, daß er vor dem andern Morgen nicht zurückkommen würde.

Silander verſtand den Wink, folgte, ließ ſich an ihrer Seite nieder, und erzählte ihr, wie glücklich er bald ſeyn würde. Das Fräulein nahm Theil daran, verſprach ihm ihren Beyſtand, hieß ihn gutes Muthes ſeyn, und wiederholte ihm jezt ernſtlicher, als je: daß ſie an ſeiner Perſon vielen, ſehr vielen Antheil nehme; daß ein junger Mann, wie er, mit ſo hübſchen Eigenſchaften gar wohl für ſich intereſſiren könne, u. ſ. w. Silander verſtand ſich etwas auf die Semiologie der Frauenzimmer, und merkte, wo das Fräulein hinauswollte. Er gab ihr zu verſtehen, daß er dieß merkte; und ſie ward weder böſe noch roth. Ihre Delikateſſe war ſchon, wie wir wiſſen, in Straßburg verſchwunden.

Der Fürſt ſtarb noch den nämlichen Abend; und da der Präſident den Auftrag erhalten hatte, noch die Nacht einen Courier an den

Prinzen abzuſchicken: ſo eilte er zu Hauſe, um den Auftrag gleich auszuführen.

Er ging, unerwartet, gerade nach dem Zimmer des Fräuleins von Roſenkron, um ihr die wichtige Nachricht von dem Abſterben des Fürſten mitzutheilen, und fand ſie — man denke ſein Erſtaunen! — auf dem Kanape in den Armen des Candidaten Silanders.

Wie angefeſſelt ſtand er beym Hereintreten, ſperrte Mund und Augen auf, und ließ weiter nichts hören, als: Allerliebſt! Silander raffte ſich zuſammen, und entſchlich durch eine Nebenthür: das Fräulein ſpielte mit ihrem Schooßhündchen Filinde.

Endlich fand der Präſident die Sprache: iſt das, fuhr er auf, der Dank, Fräulein, für meine Wohlthaten?

Welche Wohlthaten, mein Herr? erwiederte die Entſchloßne: Nennen Sie das Wohlthat, wenn Sie ein junges Mädchen für das bischen winzige Geld, das Sie an ſie wenden, zwingen, Ihre Geſellſchaft und ihre eckelhaften Umarmungen zu ertragen?

Nun, nun, brummte der Präſident, vor der Thür iſt draußen!

Morgen früh, Ihr' Excellenz! Heute Abend iſts zu ſpät. Schlafen Sie wohl!

Sie ging in ihr Cabinet, und ließ den Präſidenten ſtehen. Aber ſtatt ſich hinzulegen, packte ſie ihre Sachen zuſammen, und zog mit dem Früheſſen von dannen.

Um acht Uhr ließ ſie den Candidaten Silander zu ſich beſtellen. Hören Sie, fragte ſie ihn, weiß Ihr Graf ſchon von der geſtrigen Geſchichte?

Candidat: Noch kein Wort!

Fräulein: Deſto beſſer! Sie haben die Aufſicht über die gräfliche Regiſtratur: nehmen Sie heimlich die Papiere heraus, welche den Verkauf des herrſchaftlichen Gutes zu Dobbersheim betreffen, und bringen Sie mir dieſelben her.

Candidat: Aber warum, meine Gnädige? —

Fräulein: Das muß ich wiſſen: gehen Sie nur, wenn Sie Pfarrer zu Rübenhauſen werden wollen, oder Sie werden es nimmermehr.

Silander that, was das Fräulein befohlen hatte. Sie ging die Papiere geſchwinde durch, ſezte ſich dann nieder, und ſchrieb an den Präſidenten, wie folget:

Es wird Ihnen bekannt ſeyn, mein Herr Präſident, daß der Candidat Silander um den Verkauf des Herrſchaftlichen Landguts an den Grafen von Tomi weiß; und ich ſage Ihnen, daß er einige dieſen Handel betreffende, ſehr merkwürdige Dokumente in Händen hat. Machen Sie alſo, daß er die Vokation auf die Pfarre zu Rübenhauſen erhalte, ehe der neue Regent aufkömmt, ſonſt wird er die Gunſt deſſelben durch Vorzeigung jener Dokumente zu ſuchen wiſſen. Mir ſollen Sie auch nicht ſchaden: denn auch ich habe Dokumente wider Sie. Alſo, wenn ſie klug ſind, ſey lieber alles vergeben und vergeſſen!

Julie von Roſenkron.

Als der Brief fort war, nahm das Fräulein unſern Silander vor; aber, wie man ſehen wird, ohne alle Umſtände. Hören Sie, ſagte ſie ganz treuherzig, ich finde, wie Sie wiſſen, Geſchmack an Ihnen.

Candidat: Und ich, wie Sie auch wiſſen, noch mehr an Ihnen!

Fräulein: Je nun, ſo könnten wir ja noch ein Paar werden! Sie ſehen: ich bin geradezu, wie die liebe Natur, und vermache meinen Adel allen zweybeinigen Einfaltspinſeln, die Geſchmack an Vorwörtern und Titeln finden.

Candidat: Sehr ſchenerbs, meine Edle! Sorgen Sie nur, daß ich Paſtor werde: und wir ſind ein Paar.

Meine Leſer finden ohne Zweifel, daß dieſes Verlöbniß etwas raſch vorwärts ging, aber wenn ſie bedenken, daß das gefällige Fräulein den raſchen Silander ihrem matiherzigen Liebhaber lange vorzog: ſo werden ſie es nicht zu raſch finden. Silander war noch von der Univerſität her, ein Schürzen-Philoſoph, der das Reelle liebte: Fräulein Julie war hübſch, hatte jezt Geld und war im Stande, ihm eine einträgliche Pfarre auszuwirken: wer konnte es ihm verdenken, daß er den Antrag des Fräuleins annahm, und ſich über gewiſſe Dinge hinwegſezte, über die ſogar manche Königin ſich hinwegſetzen muß! —

Viertes Kapitel.

Die Pfarre.

Der Präſident ſaß wie auf der Folter, als er das Billet von Fräulein Julie geleſen hatte Gern hätte er Silandern auf den Blocksberg geſchickt; aber was war zu thun? Er kannte die Weiber, und wußte, daß ſie niemals eher Wort halten, als wenn ſie Rache drohen. Alſo mußte er ſich ſchon entſchließen, in einen ſauern Apfel zu beißen, und folglich das thun, was das Fräulein verlangte.

Er ſchickte alſo hin, und ließ den Superintendenten zu ſich bitten, einen dickleibigen ſteiſſen Sünder. Herr Superintendent, redete er ihn an, — nachdem ihm dieſer mit tauſend Bücklingen, allen göttlichen Segen, und den Frieden des Herrn angewünſcht hatte, — wie ſteht es mit der Pfarre zu Rübenhauſen? Der Candidat Silander wird ſie doch hoffentlich bekommen?

Superint. Gott, dem Allmächtigen, ſey es geklagt, Ihr' Excellenz, daß Dero Wille nicht kann befolgt werden! Der Candidat Silander weiß von Gottes-Wort doch auch keine Sylbe, und man hört noch außerdem ſo viel Ungeſitteres von ihm, daß es ein Gräuel vor dem Herrn iſt.

Präſident: Ei, was da, was da! Gelt, als Ihr Sohn, der Erztaugenichts, Pfarrer zu Rökelsdorf werden ſollte, da war ich behülflich: jezt verlange ich, daß Sie mir wieder behülflich ſeyen. Verſtehn Sie mich?

Der Superintendent verſtand den Präſidenten; die andern Herren im Conſiſtorium verſtanden den Superintendenten: und Candidat Silander erhielt noch an ſelbigem Tage die Vokation nach Rübenhauſen.

Er war kaum inſtallirt, ſo ward Fräulein Julchen Frau Pfarrin zu Rübenhauſen.

Und damit, lieben Leſer, iſt dieſes Kapitel zu Ende, aber deſſen Stoff — wenn der Autor das Dehnen liebte — noch lange nicht erſchöpft.

Fünftes Kapitel.

Der Herr von Ekolsbach.

Die Frau Paſtorn hatte ihrem relegirten Herrn Vetter ihre Geſchichte kaum auserzählt, als der Herr Paſtor mit dem Herrn von Ekolsbach hereintrat.

Bon jour, ſchrie Lezterer, meine Beſte! Tauſend Sakkerment, das heißt eine Jagd heute! Vierzehn Haſen, neunzehn Rebhüner und einen Fuchs: heißt das nicht Glück? Wahres Saubonheur, mich ſoll der Geyer holen!

Frau Pfarrern: Gratulire, Herr Baron!

Baron: Ja Mütterchen, heute hab' ich Freude erlebt! Aber mein großer Hund, mein Marki, das iſt auch ein Hund, der ſtammt zuverläßig von Kaiſer Alexanders des Großen Leibhund Bucephalus ab.

Frau Pfarrern: Aber, gnädiger Herr, ich habe immer gehört, Alexanders Bucephalus ſey ein Pferd geweſen.

Baron: Warum nicht gar ein Pferd? Ein Jagdhund war's mit einem wilden Schweinskopf! Das hat mir mein Hofmeiſter, der jetzige Profeſſor **Sauerus** zu **Schilda** mehr als einmal geſagt: und der muß ſo was doch beſſer wiſſen, als wir? Iſt ja 'n Profeſſer!

Frau Pfarrern: Nun gut, Herr Baron! Aber der Herr Baron werden Appetit haben: was ſteht zu Dienſten, Herr Baron?

Baron: Apropos, Frau Paſtern: **Baron** iſt zwar nicht geſchimpft; aber ich habe von Seiner Durchlaucht, unſerm gnädigſten Fürſten, die Stelle eines Kanzlers der Univerſität zu **Schilda** erhalten, mit dem Prädikat Excellenz. —

Frau Pfarrern: Alſo gratulire, Ihr' Excellenz, Herr Kanzler!

Schneller, welcher die ganze Zeit über da geſtanden war, ohne etwas weiter, als einen ſtummen Diener, anbringen zu können, machte große Augen, als er hier einen Kanzler vor ſich ſehen ſollte. Seine Miene ward beiſſend, und ſein Unmuth trieb ihn ans Fenſter, wo er die Worte: „So ein Spiritus Rindvieh Kanzler einer Univerſität" — wie in den Garten hinausſtieß, doch ſo, daß der Paſtor Unrath befürchtete, und ihn einlud, auf ein paar Minuten in den Garten mitzugehen.

Freund, ſagte er zu ihm, wenn Sie wollen, ſo iſt Ihr Glück ſo gut wie gemacht, wenigſtens kommen Sie aus aller Verlegenheit. Herr von Ekolsbach iſt, wie Sie gehört haben, Kanzler der Univerſität zu Schilda. Ich habe Sie ihm empfohlen, und er will für Sie ſorgen. Er iſt zwar äußerſt ungeſchliffen und kurzſichtig, aber ſo jemand iſt eben recht für einen geſcheuten Kopf. Man ſieht das an den Höfen am beſten. Alſo, was meynen Sie: wollen Sie mit nach Schilda?

Releg. Nach Schilda, ich? Was Henker ſollt' ich zu Schilda machen? Hab' ich doch in Halle, Jena, Göttingen, Erlangen, Würzburg, Gießen und Marburg ſtudiert! Es wäre mir ja eine ewige Schande, wenn ich, nachdem ich ſo viele hochberühmte Univerſitäten beſucht —

Und von allen dieſen hochberühmten Univerſitäten bin relegirt worden, fiel ihm Paſtor Silander ein. Gehn Sie! Ihre Delikateſſe iſt übel angebracht: denn auf allen Ihren hochberühmten Univerſitäten gehen tauſend Schildaiſche Streiche vor. Seyen Sie alſo kein Thor, und ziehen Sie mit dem Herrn Kanzler nach Schilda. Ubi bene, ibi patria; und wer durch die Welt will, muß ſich fügen, oft wie Bileam.

Meinetwegen, erwiederte Schneller: hab' ſo nichts zu verlieren!

Sechſtes Kapitel.

Der Sekretär des Herrn Kanzlers.

Paſtor Silander und Schneller ſprachen noch lange über das künftige Schickſal des Vettern, und gingen dann wieder in die Stube, wo ſie einen jungen Menſchen antrafen, der gekommen war, den Kanzler um die Stelle eines Sekretärs bey ſeinem Kanzleramt anzuſprechen.

Dieſer Menſch hieß Maſler, hatte in Leipzig Jura ſtudiert, verſtand ſich auf die Komplimente ganz nach der neueſten Mode, war außerordentlich demüthig gegen Vornehmere, dabey aber unausſtehlich ſtolz auf ſeine Gelehrſamkeit: denn er hatte Plattners Aphoriſmen auswendig gelernt, **Höpfners** Kommentar über die Inſtitutionen fleißig durchgeblättert, alle Muſen-Almanache berochen, **Dante's** Hölle bis auf den fünften Canto exponirt, einen Roman geſchrieben, arbeitete mit an der Zeitſchrift, Eudämonia, und ſtand mit den Herren **Spieß**, und **Plümeke** in Korreſpondenz. Bey dieſen Vorzügen dachte er ein Ungeheuer in der gelehrten Welt zu ſeyn.

Daher war er gegen den Herrn von **Ekolsbach** kriechend; den Paſtor traktirte er ſo obenhin, und unſern **Schneller** würdigte er kaum eines Anblicks.

„Na, ſagte endlich der neue Kanzler, Paſtor, kriegen wir denn bald was für'n Schnabel? Mich hungert's ganz luderös!"

Das Eſſen wurde aufgetragen, und nachdem man lange geſchwiegen hatte, weil man mit dem Magen beſchäftigt war: ſo fragte der Kanzler: Na, Ihr Herren, wiſſen 's dann nichts neues? Ich höre gern ſo was politiſches.

Herr **Maſtix** war gleich bey der Hand und erzählte, daß Nachrichten aus Conſtantinopel meldeten: daß der Sultan an einer gefährlichen Krankheit ſchon lange danieder liege.

Was? der Sultan? ſchrie Herr von Ekolsbach, der Sultan, Herr? Das iſt eine derbe Lüge, die muß Er jemand ſonſt weis machen: verſteht Ers?

Schneller lachte überlaut, der Paſtor trat ihm auf den Fuß, aber Herr von Ekolsbach nahm Schnellers Lachen für etwas anders, als es war. Nicht ſo, fragte er ihn, das war eine impertinente Lüge?

Schneller: Kann ſeyn, Ihr' Excellenz!

Maſtix: Um Vergebung, mein Herr! die Nachricht kommt recta aus Conſtantinopel!

Kanzler: Daß dich alle Hagel-Donnerwetter über die verfluchte Lüge! Der Narre zu Stantinopel muß ein Erzlügler ſeyn.

Maſtix: Ihre Excellenz können doch das Gegentheil nicht beweiſen!

Kanzler: Wa, was? Ich nicht das Gegentheil beweiſen? Warte man nur: und nun kein Wort mehr von der Fratze!

Er ging hinaus und rief ſeinen Chriſtoph herein.

Kanzler: Hier, Chriſtoph, ſtelle dich her: du ſollſt verhört werden: rede drum die Wahrheit, und ſcheue dich nicht. Sag, was haben wir geſtern Nachmittag gethan?

Chriſtoph: Wir haben gejagt, wie ſonſt alle Tage.

Kanzler: Sag, wie viel Haſen haben wir bekommen?

Chriſtoph: Zehen.

Kanzler: Sag, wie viel haben wir geſchoſſen?

Chriſtoph: Viere.

Kanzler: Sag, wie haben wir die andern ſechs erwiſcht?

Chriſtoph: Die andern ſechs hat der Sultan ſolo gefangen.

Kanzler: Recht, der Sultan hat geſtern ſechs Haſen ſolo gefangen! — Na, ſieht der Herr, daß Sultan nicht krank iſt und daß er mir hat eine Naſe aufbinden wollen? Sieht der Herr?

Maſtix: Ihr' Excellenz wollen zu Gnaden halten: ich ſprach von dem türkiſchen Kaiſer und nicht von einem Jagdhunde. Ein Hunde-Geſpräch würde ich ganz unter Ihrem Character finden.

Nun war bey dem Herrn Kanzler von Ekelsbach Feuer im Dache: Hunde und Jagd waren ſein ſummum bonum: er lief wie raſend in der Stube herum, und ſchwur, daß wenn ihm dieſer Affront in ſeinem Gebiete begegnet wäre, er den Blasphemanten vom Sultan dergeſtalt würde ſolo fangen laſſen, daß die Fetzen davon fliegen ſollten.

Herr Maſtix, der nicht Luſt hatte, ſich von einer unexcellenten Excellenz noch gröber behandeln zu laſſen, ſtand auf, und ging, nachdem er ſich allen empfohlen hatte, außer dem Herrn Kanzler.

Siebentes Kapitel.

Das Examen.

Na, ſagte der Kanzler, als Maſtix weg war, der kommt nicht nach Schilda: das iſt ein Grobian. Da müßt' ich ein ſchöner Kanzler ſeyn, wenn ich mir von ſo einem Kerl ſollt' impertinent begegnen laſſen, und ihn noch obendrein in meinem Brod haben!

Der Paſtor **Silander**, welcher ohnehin den **Maſtix** haßte, weil er in ſeinem Roman auf ihn angeſpielt haben ſollte, beſtärkte den Herrn von **Ekelsbach** in ſeiner Meynung, und empfahl geradezu zum Sekretär unſern **Schneller**.

Ich will 'n wohl nehmen, antwortete der Kanzler, aber es iſt die Frage, ob der Herr auch perſtanda perſtiren kann. Na, woll'n mal ſehen! Hat der Herr ſtudirt?

Schneller: Ja, Ihr Excellenz, zu Gieſſen, Jena, Erlangen, Halle, Göttingen, Würzburg und Marburg.

Kanzler: Na, ſchöne! Wer auf ſo viel Univerſitäten geweſen iſt, muß ſchon was wiſſen. Aber jezt muß ich nach etwas wichtigerm fragen. Sag' mir der Herr: ob er leſen und ſchreiben kann? Denn leſen und ſchreiben muß mein Sekretär können. Mein voriger war ſo 'n dummer Eſel, daß er beydes nicht recht konnte: da hab ich dann Mühe und Noth gehabt.

Schneller verſicherte, daß er recht gut leſen und ſchreiben könnte.

Kanzler: Aber rechnen kann der Herr doch auch?

Schneller bejahte auch dieſe Frage.

Kanzler: Wie ſiehts aber aus mit der Geographie, Herr? Denn die muß mein Sekretär aus dem Folloment wiſſen, damit, wenn die Studenten zu Schilda ſollen examinirt werden, er mir ſagen kann: das iſt ein Schwabe, das iſt ein Baier, das iſt ein Holländer und das iſt ein Lappländer u. ſ. w. Verſteht das der Herr?

Schneller: O ja, Ihr Excellenz! (lacht in die Fauſt.)

Kanzler: Na, das wär' ja alles recht ſchön! Aber der Herr muß auch Verſe machen können: denn ſieht er, dem Fürſten muß ich bey Gelegenheit ſo ein Ding ſchicken. Ich habe zwar meinen alten Hofmeiſter noch, das ein profelter Poetus iſt: aber es wär' mir doch lieber, mein Sekretär könnt ſo was auch machen.

Schneller, ſo wenig Dichter er auch war, hoffte doch, ſo gut als der alte Hofmeiſter poetiſiren zu können, und verſprach dem Herrn Kanzler auch in der Poeterey ſeine Dienſte.

Dieſer alſo war vor Freuden außer ſich, und als ihm **Schneller** noch gar zu verſtehen gab, daß er reiten, Haſen und Vögel ſchießen, und vier Butellen Wein, ohne berauſcht zu werden, ausſtoßen könnte, umarmte er ihn zu wiederholten Malen, und nannte ihn ſeinen Freund, ſeinen Kumpan, und die Krone aller Sekretäre.

Der Paſtor war froh, daß der junge Mann, für den er ſich Tages vorher ſchon intereſſirt hatte, ſo gut angekommen war, und meynte, er habe doch Recht gehabt mit ſeinem: nil desperandum.

Na, ſagte der Kanzler endlich, als es anfing Nacht zu werden, der Herr muß heute mit mir auf mein Gut: da will ich ihn ekiuppiren laſſen: dann ſo darf er ſich nicht in der Reſidenz produciren, ſo ſtudentiſch geſtaffirt: der Herr iſt jezt kein Student mehr: er iſt jezt mein Sekretär.

Schneller machte einen tiefen Bückling und ging einer gewiſſen Nothwendigkeit wegen zur Thür hinaus. Pfeilſchnell war die Frau Paſtorn hinter ihm her, und liſpelte ihm zu: Aber höre, Carl, daß ja niemand erfährt, daß wir uns ſchon von langer Hand her kennen.

„Sey kein Närrchen, Jule!“ erwiederte dieſer: und damit wars für dießmal gut.

Herr von Ekolsbach wollte durchaus nicht zugeben, daß einer von ſeinen Leuten zu Fuße gehen ſollte; alſo mußte der Paſtor Silander ein Pferd beſorgen, worauf der angeworbene Herr Sekretär auf das hochadeliche Gut des Herrn Kanzlers reiten konnte.

Beym Abſchiede drückte die Frau Paſtorn unſerm Schueller die Hand, und ſagte ganz leiſe zu ihm: Carl ſey klug, und in Schilda ſehen wir uns wieder!

Achtes Kapitel.

Der Herr Kanzler von Ekolsbach.

Da dieſer muſterhafte Ritter in dem Verfolg dieſer Geſchichte keine der geringſten Rollen ſpielen wird: ſo verdient er hier in der Einleitung zu unſern merkwürdigen hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-ökonomiſchen Annalen der weitberühmten Univerſität zu Schilda wohl ein eignes Kapitel, welches wir ihm um ſo lieber einräumen, da er ein Mann iſt, an dem wir ſelbſt Geſchmack finden.

Der Vater des edlen und hochwohlgebohrnen Herrn von Ekolsbach war ein honetter Müller geweſen, und hatte Eckol geheißen. In einem großen Kriege, worin der verſtorbene Fürſt von Colchis das Oberkommando einer Armee führte, übernahm er die Mehllieferung, und gelangte, da ihm das Oberkriegskommiſſariat wohl wollte, in Kurzem zu unermeßlichen Reichthümern.

Wenn etwan einer meiner Leſer es unglaublich finden ſollte, daß man durch Lieferungen an eine Armee zu unermeßlichen Reichthümern gelangen könne, der erkundige ſich nur bey dem erſten beſten Kommiſſarius.

Als der Krieg zu Ende war, fand ſichs, daß der Herr Lieferant Eckol dem Herrn Oberkommandeur ſechzigtauſend Thaler vorgeſchoſſen hatte; und ihre Durchlaucht fanden nicht für ſchicklich, die Summe ſofort abzutragen.

Auch hatte der Herr Lieferant Eckol von einem gewiſſen Oberſten von Erlenbach, welcher in einem Scharmützel geblieben war, einen Wechſel auf vier tauſend Thaler. Da nun der gute Erlenbach todt war, folglich nicht mehr betrogen werden konnte: ſo änderte der Herr Lieferant die viertauſend in vierzigtauſend; und durch die Unterſtützung von einigen Dutzend Goldſtücken, wurde der Wechſel in der Hochfürſtlichen Regierung zu Colchis für gültig anerkannt.

Der Oberſte von Erlenbach hinterließ weiter kein Vermögen, als ein hübſches Landgut: denn was er ſonſt hatte, ſezte er im Dienſte ſeines Herrn zu. Dieſes Landgut, welches ohngefähr achtzigtauſend Thaler werth war; wurde für vierzigtauſend angeſchlagen, und Herr Lieferant Eckol in den Beſiz deſſelben eingeſezt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Herr Lieferant noch einige Nebenausgaben bey dieſer Acquiſition zu beſtreiten hatte. Zwar hinterließ der Oberſte eine Wittwe und zwey Töchter: aber dieſe wurden ohne weiters abgewieſen: denn wo Schulden ſind, kann man nicht erben.

Auf die Art hatte der Herr Lieferant Eckol ein adliches Landgut; es fehlte ihm alſo nichts mehr, als der Adel ſelbſt, und dieſer iſt ja doch leichter zu erhalten, als ein Landgut! Mit Geld gelingt alles; und ſo ward Herr Eckol, der

Lieferant, bald Herr von Ekolsbach, der Gutsbeſitzer.

Herr von Ekolsbach genoß die Früchte ſeiner Betriebſamkeit und ſeiner Verdienſte um den Staat nicht lange: denn er ſtarb an einer Indigeſtion von Auſtern, und hinterließ ſeine Reichthümer ſeinem hoffnungsvollen Sohne, dem hochwohlgebornen Herrn Caſpar Melchior Balthaſar von Ekolsbach, eben dem, von welchem dieſes Kapitel handelt.

Der junge Herr hatte den Prinzen ſeiner Durchlaucht im Felde kennen lernen, und ſich auf mehr als eine Art um ihn verdient gemacht: denn er ſchaffte Geld, wenn es ſeiner Durchlaucht daran fehlte; und ſolche Verdienſte ſind zu reel, als daß ſie könnten vergeſſen werden.

So lange der alte Fürſt noch lebte, hatte Herr von Ekolsbach keine Hoffnung, ſeine Talente gekrönt zu ſehen: denn dieſer Fürſt meynte: der junge Herr ſey ein Riepel. Eben dieß machte auch, daß der junge Herr ſich auf die Jagd legte, damit er doch etwas zu thun hätte, und ward ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn.

Aber nach dem Tode des alten Fürſten erinnerte ſich der neue Regent an ſeinen Freund; und weil gerade kein ander Amt als die Kanzlerſtelle auf der Univerſität zu Schilda vakant war, machte er ihn zum Kanzler zu Schilda.

Ich habe mich bey dieſer Erzählung aller nur erſinnlichen Kürze befliſſen, doch aber das Hauptſächlichſte ſo dargeſtellt, daß meine Leſer den Vorgang oder das Factum nebſt ſeinen Urſachen deutlich einſehen können; ich habe alſo pragmatiſch erzählt, und kann das Kapitel hier mit Ehren ſchließen.

Neuntes Kapitel.

Die fürſtliche Reſidenz zu Colchis.

Nachdem Schneller vom Herrn Kanzler von Ekolsbach hinlänglich ausſtaffirt war, hatte er die Ehre, der gnädigen Frau zu gefallen: da dieſe aber ihre Geſinnungen erſt in Schilda bekannt machte, ſo müſſen meine Leſer ſchon warten, bis wir nach Schilda vorwärts rücken, ehe ich ihnen dieſe intereſſante Geſchichte erzähſen kann: denn ich habe mir einmal vorgenommen, alles in der gehörigen Ordnung vorzuführen: entſteht aber dennoch irgend eine Unordnung, ſo liegt die Schuld wenigſtens nicht an meinem Vorſatz.

Herr von Eckolsbach pflegte ſonſt, wenn er in die Reſidenz kam, bey dem Gaſtwirthe Froſch im rothen Bock zu logiren, aber ſeitdem er Kanzler der Univerſität Schilda war, logirte er bey dem Curator der fürſtlichen Univerſitäten, dem Herrn Etats-Miniſter von Löpenfeld. Das geſchah, damit es die Leſer nur wiſſen, um für den Nutzen der Univerſität deſto beſſer zu ſorgen, wenn gleich gewiſſe böſe Leute ganz andere Urſachen dieſer genauen Freundſchaft angaben, nämlich das eisgraue deutſche Sprichwort: die eine Hand wäſcht die andere.

Der Herr Kanzler war viel zu diskret, als daß er ſeinen Sekretär hätte mit zu ſich in das Haus des Miniſters nehmen ſollen: er mußte alſo im Wirthshaus zum rothen Bock verweilen, und hatte vollauf Gelegenheit, über die Einrichtungen, welche der neue Fürſt, oder vielmehr deſſen Lieblinge und deſſen Mätreſſen tagtäglich vornahmen, Betrachtungen anzuſtellen, womit wir aber unſere Leſer verſchonen, da wir nichts erzählen wollen, als was die Univerſität zu Schilda angeht, oder auf ſelbige einen nähern Bezug hat.

Der Miniſter Löpenfeld war nicht viel anders, als Herr von Ekolsbach, zu ſeinem Poſten gelangt. Er hatte zwar ſtudiert, aber nicht die Rechte, ſondern den Catechismus, und hatte ein Buch geſchrieben, welches die reine lautere Milch des Evangeliums, nach der Anleitung der ſieben Bußpſalmen hieß, und eben, wie es herauskam, ſofort auf die heimlichen Gemächer wandern mußte: doch war zum Glück ein Exemplar dieſes trefflichen Werkes übrig geblieben, und war der Mätreſſe des Fürſten in die Hände gefallen. Dieſe Dame war gefällige Schweſter und Beate zugleich, und wurde ſehr erbauet, als ſie die Erklärung des ein und funfzigſten Pſalmen las, wo der damalige Herr Diakonus Löpen, hernach Herr Miniſter von Löpenfeld, alle mögliche Schandthaten, Mord, Ehebruch, Hurerey, Dieberey ꝛc. ꝛc. für Kleinigkeit, für Peccatilien ausgab, aber freylich nur für diejenigen, welche recht glauben, und ihren Sünden-Wuſt, und den Sudel ihres ſchmutzigen Herzens im Blute des Lammes waſchen.

Madame Braun, nachher Freyfrau von Braundorf, theilte ihrem Popanz von Fürſten dieſen ſüßen Troſt mit; der Fürſt ließ ſich das Buch vorleſen, und fand das Ding ſo recht nach ſeinem Geſchmack. „Den Mann muß ich kennen lernen“ ſagte er, und die Mätreſſe verſchaffte ihm Gelegenheit, deſſen Antliz gleich den folgenden Tag zu ſchauen.

Diakonus Löpen ward Oberhofprediger und Beichtvater des Fürſten, ließ ſich mit andern Lammesbrüdern in einen Briefwechſel ein, und lernte von ihnen, wie man Fürſten beherrſchen und lenken müſſe, und beherrſchte und lenkte den ſeinigen ſo erbaulich, daß er Oberkonſiſtorialrath, dann Schuldirektor, und endlich Miniſter und Univerſitäts-Curator ward.

Alle klugen und alle vernünftigen Leute ſpotteten des elenden Wichtes; und darüber ergrimmte er ſo ſehr, daß er ſchwur, ewige Fehde mit der Vernunft und allen ihren Anhängern zu führen.

Dieſem gottſeligen Entſchluß zufolge, ſprach er von nichts als von Ketzern, und Illuminaten, und machte ſeinen ſchwachköpfigen Fürſten zum ärgſten Feind aller braven, hellen Männer, welche er als Ketzer und Illuminaten, das heißt, als die giftigſten und gefährlichſten Schurken beſchrieb. Er ſagte ihm, daß die Illuminaten, dieſe gottloſen Menſchen, ganz darauf ausgingen, alle Thronen umzuſtoßen, alle Fürſten unter die Guillotine zu bringen, und alle Ordnung in der Welt umzukehren; und weil er ſelbſt nicht geſchickt genug war, dieſe hohen Wahrheiten gehörig ins Licht zu ſetzen: ſo brachte er es dahin, daß der erſchrockne Fürſt einen Vorleſer annahm, der ihm täglich nach ſeinem Mittagsſchlaf bey einer Pfeife Taback und einer Taſſe Chokolade, welche Seine Durchlaucht in reichlichem Maaße aus Leibesbedürfniß zu trinken pflegte, einige Kraftſtellen aus Schirachs politiſchem Journal, Girtanners Revolutions-Almanach, der Eudämonia, Göchhauſens Sultan Peter, und Aloys Hofmanns Monatsſchrift vorleſen mußte. Der Fürſt kreuzte und ſegnete ſich allemal, wenn er ſo was hörte, und ſchwur, als Feind aller Freygeiſter, Ketzer, Jakobiner, Illuminaten und Propagandiſten leben und ſterben zu wollen; und da er nun glaubte, ſein Miniſter habe vollkommen recht: ſo verſicherte er ihn in jedem Handſchreiben: er ſey ſein wohlaffektionirter Fürſt — Friedrich Carl von Colchis.

Zehntes Kapitel.

Vorbereitet iſt man geſchützt.

Der Vorleſer ſeiner Durchlaucht liebelte mit der Tochter des Wirthes zum rothen Bock, wo unſer Schneller logirte, und hatte eben den Abend, als dieſer angekommen war, Göchhauſens Wanderungen in der Wirthsſtube liegen laſſen. Schneller, dem die Zeit lang wurde, nahm das Ding, las einige Blätter, und lachte laut auf über die abgeſchmackten Aeußerungen des — Sudlers.

Früh kam der Vorleſer und ſuchte ſein Buch, woraus er Seiner Durchlaucht vorleſen wollte. Man ſagte ihm: der fremde Herr habe es mit auf ſein Zimmer genommen. Er ging haſtig herauf zu Schnellern, und foderte es, weil er es höchſt nöthig brauche: der Herr möge es ja nicht übel nehmen u. ſ. w. Schneller lächelte, und fragte ſehr bedeutend: wozu er ſo ein Buch brauchen wolle?

Wenn der Vorleſer aufmerkſam geweſen wäre: ſo hätte er an Ton und Miene merken können, daß Schneller ſagen wollte: wozu wollen Sie denn den Wiſch gebrauchen? — Aber er merkte nichts.

O mein Herr, antwortete der Vorleſer, das iſt eins unſrer Hauptbücher! Seine Durchlaucht und Seine Excellenz, der Miniſter, können 's zwanzigmal vorleſen hören, ohne müde zu werden! denn es enthält einen Schatz von Wahrheiten. Wer dieſes Buch bekritelt, oder den Verfaſſer deſſelben ſchimpfen ſollte, würde gewiß als ein Jakobiner eingeſteckt.

Aha, dachte Schneller, als der Vorleſer weg war, pfeifſt du aus dieſem Tone! Gut daß ich das weiß! Da wäre ich ſchön angekommen, wenn ich gethan hätte, was ich habe thun wollen. Nein, nein, ſo dumm iſt Schneller nicht!

Aber was hat Schneller denn thun wollen? fragen unſere Leſer.

Antwort: er hatte von einem Reiſenden die Sammlung erbaulicher Gedichte oder den Zuchtſpiegel für die politiſchen Vampyrs gekauft, und wollte dem Herrn Miniſter ein Präſent damit machen, um ihm zu beweiſen, daß er Geſchmack an dem Schönen und Gefühl für das Wahre habe. Aber nach dem, was ihm der fürſtliche Vorleſer geſagt hatte, fand er für gut, die erbaulichen Gedichte in ſeinen Koffer wieder einzuſchließen.

Man muß den Mantel nach dem Winde hängen, dachte er, und daran that er eben ſo klug, und handelte eben ſo ehrlich, als der Kriegsrath Abendſtern, der bey den freyſten Grundſätzen und Geſinnungen in petto — doch dem Deſpotismus und der Pfafferey ſchmeichelt, und ſogar einem ihm ſelbſt verächtlichen Menſchen ein Buch in den kriechendſten Ausdrücken dedicirt hat.

Nicht lange nachher kam des Herrn von Ekelsbach Bedienter, und rief unſern Schneller zu ſeinem Herrn.

Na, ſagte dieſer, was ſchafft der Herr? Hat der Herr gut geſchlafen?

Der Miniſter will den Herrn ſprechen. Ich werd ihn introduciren.

Sie gingen zum Miniſter: der Herr Kanzler voraus, und der Sekretär vier Schritte hinten drein.

Der Herr Kanzler, ſagte der Miniſter, hat mir viel gutes von dem Herrn geſagt: das hat mich gefreut, und wenn der Herr ſo iſt, wie ich hoffe: ſo wollen wir noch was aus ihm machen. Brave Subjekte ſind ohnehin heutzutage rar. — Aber, Herr, fuhr er fort, ohne Prüfung muß man in dieſer argen Zeit niemanden mehr trauen. Alſo ſage mir der Herr: glaubt er, daß die Bibel Gottes Wort iſt?

Schneller: Allerdings, Ihr' Excellenz!

Miniſter: Iſt der Herr überzeugt, daß ohne die heilige, in den ſymboliſchen Büchern enthaltene Religion, kein Glück hier auf Erden, und keins nach dem Tode Statt haben kann?

Schneller: Vollkommen!

Miniſter: Was hält der Herr von den Illuminaten?

Schneller: Der Herr Profeſſor Jung in Marburg hat mich belehrt, daß die Illuminaten große, abſcheuliche Ketzer ſeyen, die man ausrotten müſſe.

Miniſter: Schön! — Was hält der Herr vom Adel?

Schneller: Ich halte den Adel für die vornehmſte Stütze des Staats.

Miniſter: Schön, mein Freund! Ich ſehe, er hat gute Einſichten, und rechtſchaffne Grundſätze. Nun, der Allmächtige ſegne ihn, und Gottes guter Geiſt erhalte ihn zum ewigen Leben! — Uebrigens laſſe der Herr mich ſorgen.

Eilftes Kapitel.

Aus Er wird Sie.

Am folgenden Morgen hatte der Miniſter eine Audienz bey dem Fürſten, welcher eben über die Ketzer, Illuminaten und Propagandiſten fürchterlich aufgebracht war: denn er hatte ſich aus der Eudämonia gerade eine Kraft-Tirade vorleſen laſſen. Er äußerte ſeinen Unmuth gegen den Miniſter, und befahl ihm nochmals ausdrücklich, dahin zu ſorgen, daß ja kein Ketzer, weder kirchlicher noch politiſcher, irgend ein Amt bekomme.

Der Miniſter nahm die Gelegenheit in Acht, dem Fürſten den Sekretär des Kanzlers Ekolsbach als einen trefflichen Kopf, von den beſten, d. h. von ächt antilluminatiſtiſchen Grundſätzen zu empfehlen.

Aber, fiel der Fürſt ein, Sie wiſſen ja, daß jezt gerade keine Stelle vakant iſt, die man einem ſo brauchbaren Subjekte ertheilen könnte.

Miniſter: Verzeihen, Ihre Hochfürſtliche Durchlaucht meinen unvorgreiflichen Gedanken! Ew. Durchlaucht haben allergnädigſt beſchloſſen, eine Reform mit der Univerſität zu Schilda vorzunehmen, welche auch allerdings höchſt nöthig iſt. Sie haben deswegen dem verdienten und gut geſinnten von Ekolsbach die Kanzlerſtelle beſagter Univerſität allergnädigſt konferirt. Nun ſcheint mir ein Univerſitäts-Sekretär eine unentbehrliche Perſon zu ſeyn, welche in Hochfürſtlichen Dienſten ſtehen, und alles anhero höhern Ortes melden müßte, was er etwan als merkwürdig finden mögte.

Fürſt: Sie haben recht, Staatsrath! Sie haben den Mann geprüft; geben Sie ihm immer das Patent als Univerſitäts-Sekretär zu Schilda.

Miniſter: Wollen Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht, daß der Mann Ihnen ſeine allerunterthänigſte Aufwartung machen ſoll?

Fürſt: Iſt eben nicht nöthig! Ich verlaſſe mich auf Sie. Hab' ich denn ſonſt die Subjekte kennen lernen wollen, wenn ein Rath, Amtmann, Profeſſor oder ſonſt ſo eine Perſonage zu machen war? Dafür habe ich Sie! — Der Miniſter bückte ſich bis zur Erde, der Fürſt nickte mit dem Kopfe; und die Audienz hatte ein Ende.

Gleich nach ſeiner Zuhauſekunft ließ der Miniſter unſern Schneller holen, und als er hereintrat, rief er ihm entgegen: Sehen Sie, wie Gott für die ſorgt, die recht glauben, und gottſelig leben? Unſer allergnädigſter Fürſt und Herr hat Sie zum Sekretär der Univerſität zu Schilda ernannt, und das auf mein Vorwort —

Schneller: Danke unterthänigſt, Ihr' Excellenz!

Miniſter: Wollen in Zukunft auch Freunde ſeyn und bleiben, nicht wahr? Manus manum lavat!

Schneller wollte antworten, als eben Herr von Eckolsbach ankam, und mit einem wiehernden Gelächter aufſchrie: Na, Sekretär, gratulire! Gelt, er iſt nun ſchon ein ganzer Kerl! Er kann noch mehr werden. Na, was ſagt er dazu?

Herr Kanzler, fiel ihm der Miniſter in die Rede, ſo lange der Herr Sekretär noch weiter nichts war, als Ihr Sekretär, wäre es freilich zu viel geweſen, ihm per Sie zu traktiren; aber jetzo, da er in Hochfürſtlichen Dienſten ſteht —

Na, ſchon gut, verſteh's ſchon, erwiderte der Kanzler. Es iſt ſo eine Angewohnheit von mir, Er zu ſagen, oder Ihr, wenn ich mit Bürgerlichen rede. Es kommt einem ſo komiſch vor, einen Bürgerlichen Sie zu heißen. Aber gegen den Herrn Sekretär, der nun ſo zu ſagen, mein College iſt, werde ich gewiß nicht mehr Er ſagen.

Der Autor merkt hier an, daß er ſelbſt einige Adeliche kennt, die den dummen Dünkel haben, alles Er oder Ihr nennen zu müſſen: doch kennt er auch viele geſittete Adliche, die jeden Menſchen human und nach Verdienſt zu behandeln wiſſen. Aber er kennt auch den Profeſſor Schnaubert zu Jena, den Superintendenten Klevesahl zu Dürkheim an der Hardt und einige andere, welche an Grobheit, die ſich auf dieſe Weiſe zeigt, dem dünkelhafteſten und dümmſten Dorfjunker nichts nachgeben.

Zwölftes Kapitel.

Reiſe nach Schilda.

Nachdem zwiſchen dem Kanzler von Eklosbach und dem Präſidenten alles verabredet war, was wegen der Reformation der Univerſität zu Schilda vorgenommen werden ſollte; und nachdem der Herr Sekretär Schneller alles dieſes zu Papier gebracht hatte, reiſete dieſer mit dem Hn. Kanzler nach dem Orte ihrer Beſtimmung.

Sie reiſeten beyde auf fürſtliche Unkoſten, und lebten unterwegs, wie es Herren zukömmt, welche mit ſo wichtigen Dignitäten bekleidet ſind.

Endlich näherten ſie ſich der Stadt Schilda, und indem ſie das lezte Dorf durchpaſſirten, zog ihnen ein maſſiver Kerl den Schlagbaum vor der Naſe herunter, trat dann mit herabgenommenem Huthe ganz demüthig an den Wagen, und fragte: ob etwan ſeine Excellenz der Herr Kanzler der Univerſität Schilda im Wagen ſey?

Na, freilich! macht nur den Schlagbaum in die Höhe, ſchrieen ſeine Excellenz, daß wir fort können.

O um Gottes Willen nicht! brummte der maſſive Kerl, und entfernte ſich.

Der Sekretär ſtieg aus, um zu erfahren, warum man ſie nicht paſſiren laſſe, und erfuhr dann: daß die ſämmtliche Univerſität ſich entſchloſſen habe, Seine Excellenz von dieſem Dorfe aus mit einer Solennität einzuholen, die ihrer Erfindung Ehre machen ſollte.

Aha, das iſt was anders, ſagten Seine Excellenz: dann muß man den Leuten den Spaß ſchon gönnen. Laſſen Sie uns derweile ausſteigen, und in der Schenke warten; denn hier draußen iſts mordialiſch kalt. — Es war gerade am Neujahrstag, 17——.

In der Schenke ſaßen zwey Leute, welche auf die Fremden nicht zu achten ſchienen, an einem Tiſche: der eine war ſehr niedergeſchlagen, der andere aber luſtig, und guter Dinge. Sehn Sie doch die Leute dort, ſagte der Kanzler zum Sekretär: das ſind doch keine Bauern, wie's ſcheint?

Sekretär: Ich glaube gar, daß es Studenten ſind.

Kanzler: Na, ſo fragen Sie doch 'nmal!

Der Sekretär, welcher den Commang (Comment) verſtand, wußte recht gut, daß der renommiſtiſche Student ſich nicht geradehin fragen läßt, geſchähe es auch auf die allerhöflichſte Art: alſo kam er ſo hinten herum. Er ſezte ſich neben die Unbekannten, klagte über die Kälte, und fragte dann endlich: ob die Herren davon auch genoſſen hätten?

Heute nicht, antwortete der eine, aber wohl geſtern, doch nur aus der Stadt bis hieher.

Sekretär: Kehren aber vermuthlich heute wieder zurück?

Student: Ich wohl, aber der Herr da darf nicht; der iſt relegirt.

Sekretär: Das bedaure ich: — aber um Vergebung, weshalben denn?

Student: Ei, wegen einer Lumperey, worüber man nicht das Maul aufthun ſollte. Der Herr da heißt Herr Baron von Affenzagel, und iſt aus einer der älteſten Familien im Lande. In Schilda wollte er Liebſchaft mit einer Nagelſchmids Tochter anzetteln, aber der Vater, der alte Geck war ihm auf der Spur, und er konnte lange nicht ankommen. Vor ohngefähr drey Monaten trift er das Mädchen, wie er glaubt, allein auf einem Spaziergang, und will da ſo ſeinen Spaß treiben. Da aber kommt Ihnen der alte Philiſter hinzu, und giebt ihm ein Paar Maulſchellen, daß es puffte. Um dieſen fürchterlichen Affront zu rächen — denn bedenken Sie, ein Adlicher, und noch dazu ein Baron, von einem Philiſter Maulſchellen! — paßt er dem Alten auf, eine Stunde von der Stadt, und läßt ihm durch einen Bauerkerl das Leder tüchtig auswaſchen. Die Sache kam heraus, und ob ihn gleich die ganze Univerſität retten wollte: ſo ſezte es doch der Profeſſor Müller durch, daß er relegirt wurde.

Und weiter war's nichts? fiel der Kanzler ein, welcher bisher zugehört hatte: Da wollen wir ſchon helfen! Ein Herr von Adel muß wegen einer Bürgerkanallje nicht geſtraft werden: Das wäre ſchön!

Ja, freilich ſollte das nicht ſeyn, verſezte der Student: aber es iſt nun einmal ſo: wer kann da helfen?

Wer? Herr, wer? antwortete der Kanzler erhizt, wer helfen kann? Das kann Ich! Ich bin der Kanzler der Univerſität, und ſollte nicht helfen können? — Na, ſchon gut! Die Herren mögen nur immer wieder zurück marſchiren: Morgen will ich ſchon helfen.

Baron von **Affenzagel** ſprang auf, und machte dem Herrn Kanzler den devoteſten Bückling, und dankte aufs verbindlichſte für die Rettung; aber der Kanzler verbath ſich die Complimente; denn, ſagte er, es ſchicke ſich nicht, daß einer von Adel ſich erniedrige: er werde in **Schilda** ſchon einen Unterſchied zu machen wiſſen: Adel ſey und bleibe Adel, der am wenigſten wegen der Roture — dieſes Wort war eins von den wenigen Wörtern, die der Herr Kanzler, außer ſeiner Mutterſprache, ſo vom Hören-ſagen gelernt hatte — gedrückt werden müßte.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Einleitung.

Indem die Herren ſo ſprachen, ſprang auf einmal der maſſive Kerl, welcher den Schlagbaum herunter gezogen hatte, in die Stube, und ſchrie: Geſchwinde heraus, ſie kommen! und ſofort nahm er den Kanzler beym Arm, und zog ihn, nebſt dem Sekretär auf die Straße, wo das allerſchönſte Schauſpiel von Aufzug auf ſie wartete.

Die Profeſſoren zu Schilda, zwey ausgenommen, nämlich Müller und Schmid, hatten ſich maskirt, und waren bey dem gebahnten Schneewege dem Kanzler auf Schlitten entgegen gefahren, um ihn einzuholen. Die Dekanen der vier Fakultäten, welche auf beſondern Schlitten ſaßen, nahmen den Kanzler in ihre Mitte. Der Prorektor, ein perfekter Kutſcher, ſaß als Kutſcher gekleidet, auf dem Bock; und hinten auf ſtand der Univerſitäts-Direktor maskirt als Hanswurſt.

Der theologiſche Dekan ſtellte einen Schäfer vor mit einem gewaltigen Hund. Auf der Schulter trug er ein ausgeſtopftes Schaf, und auf der Stirn hatte er einen Zettel, mit den Worten: Ich bin ein guter Hirt. Hinter ihm ſtand der Teufel, mit Ketten gebunden, welcher unaufhörlich brüllte, raſſelte und in die Ketten biß.

Der Dekan der Juriſten-Fakultät war wie ein Frauenzimmer gekleidet, mit einer Binde vor den Augen, und hielt in der Rechten Rolands Schwerdt, und in der Linken eine Wage. Vorne auf dem Schlitten ſtand ein Galgen, woran Puppen hingen, und drey Räder, worauf Puppen lagen. Hinter dem Herrn war der Henker zu ſehen mit Schwerdt, Ketten, Beil und Ruthen. Die Dame ſchien ſchwanger zu ſeyn, ohne Zweifel von der Ungerechtigkeit.

Der Dekan der mediciniſchen Innung ſtellte einen Todtengräber vor, ausſtaffirt mit Skelets, Schneide-Meſſern und Zangen

Der Dekan der Philoſophen war gar ein Affe, mit der Inſchrift auf dem Hintern: Philoſophari eſt ipſam imitari ſapientiam. *)

Die übrigen Profeſſoren waren ſo maskirt, wie es jeder für ſeine Profeſſion angemeſſen fand. Der Eine ſtellte einen kritiſchen Schornſteinfeger, der Andre einen hiſtoriſirenden Marktſchreier, der Dritte einen Syſtems-ſüchtigen Leinweber und der Vierte einen recenſirenden Trompeter vor. Ihre Inſignien entſprachen der Maske ihres Gewerbes.

Nach den Profeſſoren folgten die Studenten. Dieſe führten die ſeltſamſten Karrikaturen auf, ganz nach ſtudentiſchem Geſchmack, ſo daß der Pöbel, der wer weiß, wie weit her gekommen war, um das ſchöne Schauſpiel mit anzuſehen, ſich nicht ſatt gaffen und wundern konnte.

Der Schlitten, worauf der Kanzler und der Sekretär fahren ſollten, war ſo eingerichtet, daß er die Figur einer Kanzel und eines Schreibtiſches hatte. Dem Kanzler wurde ſeine Stelle auf der Kanzel, und dem Sekretär — am Schreibtiſche angewieſen.

---

*) Diog. Laërt. in Platone. Wenn der Spruch wahr iſt, muß Jungfer Sophia ein pudelnärriſches Ding ſeyn!

Und ſo — zog der neue Kanzler in Begleitung mehrerer hundert Maſken, unter lautem Jubel des Jan Hagels aus der ganzen Gegend, bey Schellen-Geklingel, und Pauken- und Trompeten-Schall, von Queerpfeifen überpfiffen, nur Schritt vor Schritt, ſo arg es auch fror, — in Schilda ein. Nachher wurde auf dem Univerſitätshauſe en masque geſpeiſet, und Abends war Maſkenball und Illumination.

Von den bey dieſer Illumination erſchienenen Deviſen will ich folgende aus der Schildaiſchen Monatsſchrift ausheben.

Der Pedell Krabſch hatte einen Eſel malen laſſen mit der Inſchrift:

Obgleich der Eſel Diſteln frißt,
Er klüger als ſein Herr oft iſt.

An der Wohnung einiger Freuden-Mädchen las man folgende Reime:

Hier iſt ein Häuslein Freudenvoll,
Wo jeder Muſenſohn gibt Zoll.

Der Prorektor hatte zur Deviſe:

Ich bin der Herr Magnifikus;
Mir jederman gehorchen muß.
Doch wenn vergangen iſt das Jahr,
So bin ich wieder, was ich war.

Drum liebes Schäfchen laß dich ſcher'n,
Bald kriegſt du einen andern Herrn.

Ueber dieſen Knittelverſen ſah man einen Otaheitiſchen Schäfer, der einem Schafe die Wolle nahm.

Der Pferdephiliſter Tagemit hockte auf einem Schimmel, mit folgenden Zeilen drunter:

Hilf Gott dem Kanzler in den Himmel,
Und mir auch mit meinem Schimmel!

Das Emblem der Studenten war eine Fenſter-Kanonade mit der Inſchrift:

Vivat die akademiſche Freyheit!

An dem Soldaten-Eſel vor der Hauptwache hing auch ein Bild, — was aber ein Häſcher bald herabreißen mußte, — worauf eine hochbuſige Waſch-Nymphe einen Mohren in der Waſchwanne mit einer Bürſte einſeifte, der ſich mächtig ſträubte und ihr durchaus mit der einen Hand ins Haar, mit der andern in den Buſen wollte. Unten auf der einen Seite lag ein Renommiſten-Hut, eine Hetzpeitſche und ein Hieber; auf der andern — auf der Bibel und den ſymboliſchen Büchern ein Prieſter-Kragen; und im Vordergrunde ein Doctorhut auf den akademiſchen Geſetzen, woran Ratten und Mäuſe emſiglich nagten. Die Ueberſchrift war:

Vergebens bleicht man einen Mohren,
Vergebens ſtraft man einen Thoren:
Der Mohr bleibt ſchwarz, der Thor bleibt dumm:
Das iſt ihr Privilegium!
Sie beſſern, iſt nicht meine Sache:
Ich laß die Narren ſeyn und lache:
Das iſt mein Privilegium!

Der Kanzler freute ſich unendlich über die ſchnackiſchen Einfälle, dankte ganz gehorſamſt für die ihm erwieſenen honneurs, und verſicherte, daß das Alle gar allerliebſt geweſen wäre, und daß er auf Ehre ein recht guter Kanzler ſeyn und bleiben wolle. Um dieß gleich zu zeigen, ließ er nachher alles, was die ganze Solennität gekoſtet hatte, aus der Univerſitätskaſſe bezahlen, und wollte ſchlechterdings nicht zugeben, daß die Profeſſoren Müller und Schmid, die die Köpfe gewaltig darüber ſchüttelten, einige Items in der Rechnung ſtreichen ſollten. Die beſtrittenen Items waren folgende:

Item, für die Häſcher, welche die betrunkenen Herren Profeſſoren zu Hauſe führen mußten	12 Thlr.	16 Gr.
Item, für einen neuen Talar, welchen Seine Magnifizenz bey Hochdero Fall in die Goſſe ganz und gar verdorben hatten	70 —	20 —
Item, für den Beutler, Seiner Excellenz, des Herrn Kanzlers, hirſchlederne Hoſen von innen und außen zu reinigen	2 —	12 —
Item, den großen akademiſchen Hörſal auszufegen und zu räuchern	3 —	8 —
Item, den Abtritt und die Treppen zu ſäubern	4 —	6 —
Facit:	93 Thlr.	14 Gr.

Die Profeſſoren Müller und Schmid glaubten, ſolche Poſten wären der Würde der Univerſität unanſtändig; aber der Kanzler belehrte ſie eines Beſſern. Er bewies ihnen, daß die Profeſſoren mit dem Kanzler und dem Prorektor die Univerſität eigentlich ausmachten; daß folglich alles, was dieſe thäten und beſchlöſſen, auch mit der Würde der Univerſität ſchlechterdings übereinkommen müßte, zumal bey Gelegenheit eines ſo heurigen Spaßes.

Alle Profeſſoren, Müller und Schmid ausgenommen, wunderten ſich über den Scharfſinn ihres Kanzlers, und konnten es lange nicht begreifen, wie ſie ſo kurzſichtig geweſen wären, und ſolche handgreifliche Wahrheit nicht gleich ſelbſt eingeſehen hätten.

Vierzehntes Kapitel.

Der Komet.

Der Kanzler von Elolsbach hatte gleich den dritten Tag nach ſeiner Ankunft zu Schilda — den zweyten brachte er mit dem Ausſchlafen des Rauſches zu — Gelegenheit, eine höchſt wichtige Sache zu entſcheiden, die ich ihrer Seltenheit wegen meinen Leſern erzählen muß.

Eine Obſthändlerin zu Schilda, berühmt wegen ihrer ergiebigen und ſeltnen Fleiſchigkeit, Namens Fervente, hatte durch einen Muſenſohn eine Kollekte zur Errichtung einer neuen

Obſtbude ſammeln laſſen, und über zweyhundert Thaler zuſammen gebracht. Man muß nämlich wiſſen, daß zu Schilda es dem Studenten niemals an Gelde mangelte, wenn es drauf ankam, eine Luſtdirne zu unterſtützen, einen Kommers und Komitat mitzumachen, oder auf den Ball oder in die Komödie zu gehen. Es ging da, wie es auf allen deutſchen Univerſitäten geht: Pferde-Verleiher, Billardeurs, Schenkwirthe, Kuchenbecker und Kuppler wurden reich: Schuhmacher hingegen, Schneider, Speiſewirthe, und alle die, welche dem Studenten das Unentbehrliche machten oder verſchafften, geriethen in Armuth. Das iſt einmal ſo der akademiſche Komment!

Die Obſtbude, oder nach der Sprache der Schildaiſchen Muſen, welchen auch einige andre deutſche Muſen nachahmen ſollen, die Gevatterbude wurde mitten auf dem Markte errichtet, und von den Studenten feierlich eingeweihet. So eine Gevatterbude hatte man in Schilda noch nicht geſehen! Es wurde daher acht Tage lang in allen vornehmen und geringen Zirkeln, in allen Kneipen und Collegien, in den Kirchen und in den Spinnſtuben von nichts geſprechen, als von der ſchönen Gevatterbude; und jede Frau, jedes Mädchen, beneidete die fleiſchige Gevatterin.

Aber oben auf der Bude ſtand ein vergoldeter Ananas, der ihr freilich zur Zierde gereichte, ſie aber beynahe vernichtet hätte.

Das kömmt dem Leſer wohl ſpaniſch vor? Aber nur Geduld: es wird ſich alles ganz natürlich aufklären.

Kurz nach der Errichtung der Bude erfuhr der Aſtronom zu Schilda, Herr Profeſſor Aſtrophylax, daß nächſtens ein großer Komet ſichtbar werden würde. Er beſchloß, dem Kometen aufzulauern, und ging deswegen alle Abende auf das Obſervatorium. Einen Abend, als er ohne etwas Beſonderes geſehen zu haben, von der Sternwarte zu Hauſe ging, erblickte er, beym Laternenſchein, den goldnen Ananas auf der Obſtbude aus der Ferne. Er hielt ihn gleich für ein fremdes Geſtirn, und ſchloß ganz natürlich, daß es der Komet ſeyn müſſe, den man mit Furcht und Zittern ſchon lange erwarte. Ganz entzückt über dieſe Entdeckung, merkte er ſich den Stand des ſeltſamen Kometen, und berichtete ſeine Beobachtung gleich den folgenden Tag an einen berühmten Aſtronomen.

Dieſer wunderte ſich außerordentlich über den jämmerlichen Unſinn des Sterngucker zu Schilda, und verwies ihm in einem Schreiben ſeine Unwiſſenheit nicht ſehr erfreulich. Hierüber gerieth der Schildaer Herr Aſtrophylax in große Angſt und Verlegenheit, und beſchloß, dem Dinge beſſer nachzuſpähen. Er ging wieder an ſeinen erſten Beobachtungsplatz, und fand nun, daß ihn der goldne Ananas auf der Gevatterbude in den lächerlichen Irrthum verführt habe. Allein anſtatt ſich ſeiner Ungeſchicklichkeit und Uebereilung zu ſchämen, ergrimmte er über den Ananas, und ſchwur hoch und theuer, nicht eher zu ruhen, bis die Gevatterbude weggeſchafft ſeyn würde. Es war ihm auch nicht ſehr zu verdenken, daß er in vollem Ernſte böſe ward: denn, außer dem Schimpf und der Schande, konnte er nun auch ſeine wichtigen Beyträge zur Cometologie nicht herausgeben, worauf er ſich ſchon vom Buchhändler Schmieder in Karlsruhe hatte voraus bezahlen laſſen.

Herr Aſtrophylax ſtellte die Sache dem Prorektor vor; und dieſer war um ſo williger, die Gevatterbude wegſchaffen zu laſſen, da eine andre Obſthändlerin ihm fünfhundert Stück Stettiner, drey Schock Borsdörfer, und vier ſchöne Melonen verſprochen hatte, wenn er die neue Bude würde einreißen laſſen. Man hielt ein Concilium, die Sache wurde unterſucht, und nach vielem Hin- und Herdebattiren endlich beſchloſſen, daß die neue Gevatterbude mit dem goldnen Ananas weggeſchafft werden ſollte. Es war den Tag vor der Ankunft des Kanzlers, als dieſes Dekret gegeben wurde.

Die fleiſchige Obſthändlerin erfuhr alles, was vorging, und härmte ſich darob gar mächtig. Sie wußte aus öfterer Erfahrung von mancherley Art, daß mit den Herren vom akademiſchen Senat gar nicht zu ſpaßen war, und rechnete nur noch auf den milden Beyſtand des angekommenen Kanzlers.

Ich habe ſchon geſagt, daß dieſer den Tag nach ſeiner Ankunft nicht ausging; und ſo konnte die bedrängte Gevatterin ihn auch nicht ſprechen, ſo oft und dringend ſie ſich auch melden ließ. Seine Excellenz hatten die heftigſten Kopfſchmerzen. Aber den dritten Tag früh gelang es ihr, vorgelaſſen zu werden. Der Herr Kanzler ſaß auf ſeinem Lehnſtuhl, rauchte ſein Pfeifchen, und fühlte etwas von jenem Reize, den man, bey ſonſtigem Wohlſeyn, nach einem ausgeſchlafenen Rauſche ſo zu empfinden pflegt. Der Anblick der dickbuſigen Madonne vermehrte dieſen Reiz ſo lebhaft merklich, daß ſie das merkte, und nun alles aufboth, um ſich eines gnädigen Gehörs vollkommen zu verſichern.

Dieß gelang. Der Gefeſſelte erhob ſich, nahm ſie bey der Hand und führte ſie neben ſich zum Sopha. Die Supplikantin hiedurch beherzter gemacht, klagte ihre Noth, und bath ihn recht ſehr, ihrer Bude ja zu ſchonen, und ſie nicht um ihr Brodt zu bringen.

Der Kanzler hatte äußerſt unruhige Hände, ſo unruhig, daß er nicht einmal auf ihren Vortrag, ſo geduldig ſie ſich auch in allem zeigte, noch zu achten ſchien. Na, dicke Trutſchel, ſagte er endlich, komm und folge mir, und deine Bude ſoll ſtehen bleiben! Hierauf führte er ſie in ſein Kabinet, nahm den Lohn ſeiner Gefälligkeit im voraus reichlich, und ohne Widerſtand: und dieß machte denn, daß der Prorector den Befehl erhielt, den akademiſchen

Senat den andern Morgen um eilf Uhr verſammeln zu laſſen.

Die Herren waren alle voller Erwartung, was doch der Herr Kanzler vorzubringen haben würde, und ſtuzten nicht wenig, als dieſer ſie folgender Maßen apoſtrophirte:

Aber hörens einmal, meine Herren: was iſt dann das für ein Streich, daß Sie die Obſtbude wollen abreißen laſſen? Nicht wahr: weil ſich der Profeſſer Aſtrophylar am Ananas, der oben drauf ſteht, verguckt, und ihn für'n Kometen angeſehen hat? Aber meine Herren, wenn ein Profeſſer ein Eſel iſt: muß denn ein unſchuldiges Weib drunter leiden? Sagen's ſelbſt, Ihr Herren: ob das recht iſt? Doch was brauchts hier des Fragens! Ich befehle im Namen Seiner Durchlaucht, daß es nicht geſchehen ſoll, und damit holla! Die Gevatterbude bleibt ſtehen! —

Die Herren ſaßen da, wie vom Donner erſchüttert, und fürchteten, das Anſehen des ganzen Senats mögte zu Grunde gehn, wenn der gegebne Befehl, die Bude einzureißen, aufgehoben werden ſollte. Sie machten alſo Gegenvorſtellungen, allein der Kanzler war unerbittlich.

Endlich half die Klugheit des Sekretärs Schneller, den einen wie den andern, aus aller Verlegenheit.

Meine Herren, ſagte dieſer, die Urſache, warum Sie die neue Obſtbude weggeſchafft wiſſen wollen, iſt, weil der darauf befindliche Ananas den Herrn Profeſſor der Aſtronomie in einen Irrthum hat fallen laſſen. An dieſem Irrthum iſt aber nicht die Bude, ſondern allein der Ananas Schuld: wenn alſo Seine Excellenz geruhen wollen, daß man den Ananas wegthue, und Sie meine Herren zugeben, daß die Bude ſtehen bleibe: ſo iſt alle Schwierigkeit gehoben.

Bravo! ſchrie der Kanzler, bravo, Herr Sekretär! Sind doch, mein Seel, ein Männchen wie 'n Braten! — Alle Profeſſoren applaudirten gleichfalls dem klugen Sekretär, und ließſen ſofort folgendes Dekret durch deſſen Feder abfaſſen:

Wir Kanzler, Prorektor, Direktor, und übrigen Profeſſores der Univerſität zu Schilda

Ordnen und befehlen, daß der auf der neuen Obſtbude, auf hieſigem Markt, ſonſt Gevatterbude genannt, ſtehende vergoldete Ananas, welchen unſer Herr Collega, der hochgelahrte und

Kunſterfahrne Herr Profeſſor Aſtrophylar, für einen Kometen angeſehen, und dadurch ſich und den guten Ruf der hieſigen Univerſität, obwohl ohne ſeine Schuld, auffallend kompromittirt hat, unverzüglich weggenommen werden ſoll. Auch ordnen wir, daß in Zukunft kein vergoldeter Ananas, oder ſonſt irgend eine vergoldete Frucht auf eine Obſt- oder Gevatterbude geſezt werden ſoll, damit forthin niemand mehr verleitet werde, eine dergleichen vergoldete Zierrath für eine himmliſche Erſcheinung anzuſehen, und den guten Ruf der Univerſität dadurch hämiſchen Spöttern preiszugeben. Gegeben Schilda in Senatu Academico, ſub ſigillo Academiae majori; u. ſ. w.

Der Befehl wurde angeſchlagen: die Bude verlohr ihren vergoldeten Ananas, und ganz Schilda bewunderte die Weisheit des neuen Kanzlers.

Funfzehntes Kapitel.

Verfolgung der Propagandiſten zu Schilda.

Profeſſor Müller, welcher die Beredſamkeit zu Schilda lehren ſollte, aber keine Zuhörer hatte, weil man zu Schilda eben den Grundſatz hegte, der täglich auf allen deutſchen Univerſitäten herrſchender wird, daß alle hiſtoriſche, philologiſche und kritiſche Wiſſenſchaften, alle antiquariſche, mythologiſche und äſthetiſche Kenntniſſe Nebenwerk ſeyen, die man gar wohl entbehren könne, hatte vom Prorektor den Auftrag erhalten, eine öffentliche Rede zu halten, und darin dem Herrn Kanzler im Namen der Univerſität zu ſeinem neuen Amte Glück zu wünſchen. Müller, ein Mann von groſſer Gelehrſamkeit, und von unerſchütterlicher Anhänglichkeit an allem, was er für gut und nützlich hielt, nahm Gelegenheit, in dieſer Rede die Preßfreiheit zu vertheidigen, welche ſchon durch einige fürſtliche Befehle des Fürſten ſehr war beſchränkt worden. Er zeigte klar und deutlich: Daß zur Beförderung der Aufklärung und zur Aufnahme rechtartiger Gelehrſamkeit die Freiheit, ſeine Meynungen ungeſcheut mitzutheilen, unumgänglich nothwendig ſey: daß jede andere Kultur die Kultur der Köpfe durchaus voraus ſetze; daß daher das Wohl des Landes und ſelbſt des Fürſten zunächſt davon abhänge; daß eben darum alle einſichtigen, guten Fürſten ſie möglichſt gefördert; und nur ſchwache, arge ſie verboten oder gefürchtet haben. — Dann widerlegte er die Einwürfe, welche die Eudämoniſten und andre Obſkuranten dawider vorbringen, und bewies, daß nichts mehr Mißmuth, Elend und Aufſtand unter den Völkern befördere, als eben die Unterdrückung dieſes unveräußerlichen Menſchenrechts.

Müller redete ſtark und hinreißend, aber zu hoch für den Kanzler, welcher daher einſchlief, und bis ans Ende der Rede in einem wegſchlief und ſogar endlich ſchnarchte.

Müller ärgerte ſich, daß man ihn nicht verſtand, und ging zu Hauſe: aber der Protector behielt den Herrn Kanzler, und die übrigen Proſeſſoren zu Tiſche. Als ſie ſich geſezt, und die Suppe eingenommen hatten, nahm der Kanzler das Wort: Na, ſagte er, Herr Prorector, ſagen' S' mir 'nmal, was der Profeſſor Müller heute da geſchwazt hat? Ich hab' geſchlafen: ich war mordialiſch müde!

Der Prorector hatte ſeine Gründe, Müllern zu haſſen, und ergriff nun die Gelegenheit, ihm zu ſchaden. Müller war ein Mann, welcher glaubte, ſeine Würde, als Profeſſor, gebe ihm das Recht, in Sachen, welche die Univerſität angingen, auch ein Wort mitzuſprechen. Er widerſezte ſich daher nicht ſelten den Verordnungen des Senats und brachte es mehrmals dahin; daß gerade gegen den Willen des Prorectors und der übrigen Profeſſoren entſchieden wurde. Folgender Fall war kurz vor der Ankunft des Herrn Kanzlers vorgekommen.

Bey einer kleinen Rauferey zwiſchen Studenten und Gnoten — ſo nennt man in der Studentenſprache die Handwerksburſche, die Buchdruckergeſellen ausgenommen — waren in einer gewiſſen Kneipe ohngefähr ſechs Bierkrüge, einige Fenſterſcheiben und einige Stühle zerſchmiſſen und zerſchlagen worden. Der Wirth beſchwerte ſich natürlich bey dem Prorektor, und dieſer rieth ihm, eine tüchtige Rechnung aufzuſetzen, aber unter der Bedingung, daß er am Ende mit ihm, und noch einem andern Herrn in gleiche Theile geben wollte. Der Wirth ging den Handel ein, und brachte den erlittenen Schaden ſo hoch in Anſchlag, daß er auf mehr als 100 Rthlr. Erſatz Anſpruch machte.

Seine eingereichte Rechnung wurde vom Prorektor als richtig angenommen, und die Studenten, welche der Wirth angegeben hatte, ſollten gezwungen werden, ſie zu bezahlen. Aber der Profeſſor Müller, welcher dieſe offenbare und kindiſche Ungerechtigkeit nicht geſtatten wollte, widerſezte ſich, und brachte es endlich dahin, daß der Wirth mit funfzig Thalern zufrieden ſeyn mußte, wobey er jedoch noch immer gut wegkam, da er kaum für zwey Thaler Schaden gehabt hatte. Ueberdem bewies Müller den Herren auf dem Senate noch unter die Augen: daß ſie äuſſerſt geſetzwidrig gehandelt hätten, da ſie auf die ſimple Angabe des Wirthes hätten Studenten einziehen und beſtrafen laſſen: denn der Wirth kannte ſie nicht von Perſon, und hatte blos von Aufwärterinnen und Perückenmachern ihre Namen erfahren. Der Eid alſo, den er ablegte, ſeine Angabe als richtig zu beſchwören, war daher, wie **Müller** richtig bemerkte, ein Meineid, und die Herren von der Univerſität thaten ſehr unrecht, nach einem ſolchen Schwur ihr Urtheil abzufaſſen.

Profeſſor **Müller** war alſo dem Prorektor verhaßt geworden; und da der Kanzler ſich jezt nach ſeiner Rede erkundigte, ermangelte er nicht, ihm, wie man ſpricht, einen Stein zu ſtoßen.

Müller, ſagte er, iſt, wie ich Ew. Excellenz gehorſamſt und pflichtmäßig ſagen muß, ein Mann, welcher unſrer Univerſität mehr ſchadet als nüzt. Er iſt mit jakobiniſchen Grundſätzen angeſteckt, die er unter unſern jungen Leuten auf alle Weiſe zu verbreiten ſucht. Er hat, wie ich aus ſichern Quellen weiß, ſchon in öffentlichen Vorleſungen die **Sammlung erbaulicher Gedichte**, das **neue graue Ungeheuer** und andere ſehr gefährliche Werke lobpreiſend empfohlen; die **Eudämonia** hingegen ein elendes Geſudel, und die Verfaſſer derſelben Grüzköpfe genannt. Noch in der Rede, bey welcher Ew. Excellenz geſchlafen haben, hat er die Preßfreiheit vertheidiget —

Kanzler: Apropo, Herr, was iſt denn das eigentlich, Preßfreiheit?

Prorektor: Das will ich die Gnade haben, Ew. Excellenz zu ſagen. Unter Preßfreiheit verſtehen die Illuminaten und Jakobiner die Freiheit, alles drucken zu laſſen, was ihnen einfällt, es mag nun betreffen, was es wolle.

Kanzler: So? Und iſt dann das ſo was ſehr ſchlimmes?

Prorektor: Allerdings, gnädiger Herr Kanzler! Was würden Ew. Excellenz wohl ſagen, wenn jemand Sie in einem gedruckten Buche einen Grützkopf, einen Katzenkopf, einen neugebackenen dummen Strohjunker nennen würde?

Kanzler: Den ſollte ja gleich der Henker holen!

Prorektor: Und ſehn Ihre Excellenz, wenn die Preßfreiheit geſtattet wird: ſo ſtehe ich Ihnen nicht dafür, daß Sie nicht ſo ſollten geſchildert werden; ja, ſogar unſer allergnädigſter Fürſt und Herr würde Gefahr laufen, aufs ärgſte beſchimpft und heruntergemacht zu werden.

Kanzler: Na, ſo hole der Teufel alle Preßfreiheit! Werde aber ſchon ſorgen, daß ſie in unſerm Lande nicht aufkomme; und dem Profeſſor **Müller** will ichs ſchon einbinden, daß er mir die Preßfreiheit nicht mehr vertheidige.

Prorektor: Das wird wenig helfen, gnädiger Herr! Profeſſor **Müller** bleibt immer bey ſeinen fünf Sinnen, und geht von ſeiner Meynung nimmermehr ab, weil er ſich einbildet, alles beſſer zu verſtehen, als andere Leute.

Kanzler: Er ſoll es aber nicht beſſer verſtehen!

Prorektor: Freilich ſollte er nicht! So ein junger Gelbſchnabel, wie **Müller**, kaum dreißig Jahre alt, ſollte für die Einſichten erfahrnen Männer von funfzig, ſechzig Jahren, die ſchon in cathedra docirten, ehe er wenig dekliniren konnte, Reſpekt haben. Aber er meynt, weil er einige alte griechiſche und lateiniſche Bücher geleſen und die neue Philoſophie, die Kantiſche, ſtudiert hat: ſo könne er uns übrige alle überſehen!

Kanzler: Na, warte man nur: ich werd der Hacke ſchon einen Stiel finden!

Der Kanzler hatte nicht Luſt, dieſes Geſpräch länger fortzuſetzen. Er brach alſo ab, nachdem er dem Prorektor verſprochen hatte, den Profeſſor Müller, wie er ſich ausdrückte, nach Noten zu kabaſtern. Wie dieſes nachher ausgeführt ſey, werde ich weiter unten nach der Ordnung ſchon berichten.

Sechszehntes Kapitel.

Reform der Studentenkommerſe.

Die Studentenkommerſe, das heißt, jene Saufgelage, wobey unter der Direktion eines Vorſitzers geſungen und die Hüte zur Ehre des Landesvaters mit einem Degen durchſtochen und ſo an die Decke des Zimmers geſpießt werden, waren in Schilda ſo bekannt, wie auf allen deutſchen Univerſitäten. Man tolerirte ſie, weil man ehemals ſelbſt Vergnügen daran gefunden hatte; und die Studenten lieſſen ſie nicht abkommen, weil ſie ſelbige für ein Hauptſtück der akademiſchen Freiheit hielten.

Es trug ſich aber nicht lange vor der Anſtellung des Kanzlers von Ekolsbach zu, daß ein Haufen Studenten von Schilda nach Colchis kam, und da in einem Wirthshauſe kommerſirten. Der Superintendent Flo ging gerade vorbey, als man aus dem ſchönen Liede Ecce, quam bonum die Strophe ſang:

David und Salomon
Waren große Sünder:
Der eine hatt' die Weiber lieb,
Der andre macht' brav Kinder.
Und als ſie nicht mehr konnten,
Vor gar zu großem Alter,
Schrieb Salomon Proverbia,
Und David machte Pſalter.

Flo, der Superintendent, ergrimmte höchlich, daß die Studenten ſich unterfingen, ſolche heilige Männer, wie David und Salomon ihm waren, auf eine ſo gottloſe Art zu läſtern; und da man ihm ſagte, daß die angeführten Strophen bey jedem Kommers geſungen würden: ſo beſchloß er, alles anzuwenden, um dieſem Unweſen zu ſteuern. Er nahm daher die Gelegenheit wahr, da der Fürſt eben gebeichtet hatte, und verſprach ihm Gottes Gnade und die ewige Seligkeit, wenn er den Studenten zu Schilda das Kommerſiren unterſagen würde. Der Fürſt willigte ohne Bedenken ein, und die Kommerſe wurden bey Relegationsſtrafe verboten.

Daß die Studenten zu Schilda mit dieſem Verbot übel zufrieden waren, verſteht ſich von ſelbſt. Sie wendeten ſich daher an den Sekretär der Univerſität, an Herrn Schneller, gleich ein paar Tage nach ſeiner Ankunft, erſuchten ihn, ſich für die Geſtattung der Kommerſe zu intereſſiren, und begleiteten ihr Geſuch mit einer ſchönen Tabackspfeife von Meisner Porcellan und einem ſilbernen Beſchlag.

Schneller war ehedem auch ein Freund dieſes lärmenden Vergnügens geweſen, und hielt überhaupt das Kommerſiren für etwas ſehr erlaubtes. Er verſprach alſo, ſich für das Geſuch der Studenten bey dem Kanzler zu verwenden. Die Gelegenheit hiezu zeigte ſich bald.

Der Kanzler, welchen wir ſchon als einen großen Liebhaber der Jagd kennen, war den Tag nach der Rede des Profeſſor Müllers ausgeritten, um unter dem Beyſtand ſeines Markis und ſeines Sultans einige Haſen und Hüner zu ſchießen. Er durchſtrich das Revier weit und breit, bekam aber keinen Sperling, geſchweige einen Haſen oder Rebhuhn zu ſehen. Er befragte ſich, warum doch die Jagd um Schilda ſo ſchlecht im Stand ſey, und erhielt darüber die Auskunft: Daß die Studenten das Recht hätten, eine Meile im Umkreis um Schilda zu jagen. Nun gäbe es aber unter denſelben ſo viele mächtige Jäger, welche tagtäglich in den Feldern und im Gehölze herumſtreiften, und alles zuſammen ſchößen, was nur Leben hätte. Sie überſchritten auch nicht ſelten ihre angewieſene Gränze, und giengen in fremdes Gehege.

Dieſe Nachricht war dem Kanzler nicht angenehm: denn er ſahe wohl, daß die Jagd, unter dieſen Umſtänden, immer verdorben bleiben würde, und daß er, ſo lange er ſich in Schilda aufhalten würde, dem Vergnügen, Haſen zu ſchießen, immer würde entſagen müſſen. Er beklagte ſich deswegen gegen den Sekretär Schneller.

Ja, ſagte er, mein lieber Sekretär, es iſt doch eine lumpige Sache, daß die Studenten die Jagdgerechtigkeit hier haben: ſie verderben das ganze Revier, und man iſt nicht im Stande, auch nur einen Fetzen von Haſen aufzuſpühren.

Sekretär: Freilich, gnädiger Herr, iſt das unrecht. Aber wäre denn dafür kein Mittel? Könnte man den Studenten dieſes Recht nicht nehmen?

Kanzler: Hab' auch ſchon dran gedacht, aber der Prorektor ſagte mir, das ginge nicht: das Studenten-Grob hieße ſo nicht: könnte gar rebelliren!

Sekretär: Ich wüßte aber doch, wie man es dahin bringen könnte, daß die Studenten ihre Jagdgerechtigkeit willig abträten.

Kanzler: O, ſagen Sie geſchwind, lieber Schneller! Sie ſind mein Mann! Jederzeit finden Sie was, wenn die Ochſen bey den übrigen am Berge ſtehn. Ich bin glücklich, daß ich Sie habe. Bey meiner hohen Ehre, was würde ich ohne Sie anfangen?

Sekretär: Ich will Ihnen ſagen, wie die Sache anzufangen iſt. Man hat den Studenten die Kommerſe verboten: dieſe erlaube man ihnen wieder, und nehme ihnen dafür die Jagdgerechtigkeit: ſie werden den Tauſch gern eingehen.

Kanzler: Mein Seel, Herr, das geht! Freilich wird der Superintend Flo Augen machen. —

Sekretär: Der Superintendent hat blos die Kommerſe abgeſchafft wiſſen wollen, weil dabey von geiſtlichen Geſchichten, von Davids und Salomons Liebſchaften geſungen wird. Man darf ja nur den geiſtlichen Singſang bey Kommerſen verbieten, und der Superintendent wird gewiß zufrieden ſeyn.

Kanzler: J, wenn er auch nicht zufrieden wäre: was ſcheert ſich ein Kavallier um einen Pfaffen!

Sekretär: Mit den Pfaffen dürfen wirs nicht verderben, Ihr Excellenz! In einem Lande, wo der Fürſt nicht ſelbſt Herr iſt, wie bey uns, da gelten Pfaffen und Mätreſſen alles.

Kanzler: Haben Recht! Wollens machen, wie Sie geſagt haben.

Zwey Tage nach dieſer Unterredung las man folgenden Anſchlag am ſchwarzen Brette zu Schilda:

Wir Kanzler, Prorektor, Direktor und übrige
Profeſſores der Univerſität zu Schilda

Machen hiemit unſern ſämtlichen Studioſis bekannt, daß, nachdem ſeine Hochfürſtliche Durchlaucht, unſer allergnädigſter Herr, allergnädigſt befohlen haben, daß die Jagdgerechtigkeit, welche die Studioſi zu Schilda bisher gehabt und ausgeübt haben, denſelben abgenommen werden ſoll; Höchſtdieſelben aber in Betracht, daß unſchuldige Vergnügungen den Studioſis gar wohl zu geſtatten ſeyen, die ſeithero unterſagten Kommerſe dagegen nun wieder allergnädigſt erlauben und freygeben, ſowohl in den Schenken und auf den Stuben, als auch auf den Dörfern und bey ſolennen Vorfällen auf den öffentlichen Plätzen der Stadt, doch unter dem ausdrücklichen Befehl, alles, was auf geiſtliche Dinge anſpielen könnte, bey ſchwerer Strafe aus den Kommersliedern zu laſſen, und nur von weltlichen Dingen bey ſothanen Gelagen zu ſingen. Wonach ſich alſo unſere ſämtlichen Studioſi zu richten haben. Gegeben u. ſ. w.

Die Studenten jauchzten und jubelten, als dieſe Verordnung am ſchwarzen Brette zu leſen war. Sie beſchloſſen, den Tag, woran die Kommerſe wieder freygegeben wären, mit Feierlichkeiten zu begehen, und dieſen Tag künftig eben ſo wie den Stiftungstag der Univerſität, als einen Feſttag für die ſämtliche Burſchenſchaft zu feiern.

Gegen Abend verſammelten ſich alle Studenten auf dem Markte, zogen dann mit Janitſcharen-Muſik zur Wohnung des Kanzlers, und brachten ihm ein Ständchen. Als die Muſik aufgehört hatte, trat der Anführer vor und rief: Es leben Seine Excellenz, der Herr Univerſitätskanzler von Ekolsbach, der theuerſte Wiederherſteller der Kommerſe, der groſſe Freund der akademiſchen Freiheit hoch! Und abermal hoch! Und noch mal hoch!

Hierauf wurde ein öffentliches Hoſpiz oder ein General-Kommers auf dem groſſen Marktplatze veranſtaltet, wobey ſelbſt der Kanzler und die übrigen Herren von der Univerſität Zuſchauer abgaben. Der Pöbel aus ganz Schilda war dabey auch verſammelt, und klatſchte muntern Beyfall den klingenden und ſchlingenden Kehlen der Muſenſöhne. Jeder Student bemühte ſich, zu zeigen, daß er im Stande ſey, dem Bacchus ein Opfer zu bringen, und keiner verſagte einen ihm zugebrachten Schmollis, bis endlich alles taumelte, und das Hoſpiz ein Ende nehmen mußte.

In dem Hauſe des Prorektors wohnten einige Studenten, welche dieſer für ein geringes Koſtgeld an ſeinem Tiſch mitſpeiſen ließ, damit ſie ihm alle Neuigkeiten der Stadt und der Univerſität zutragen mußten. Der Verfaſſer merkt hiebey an, daß er auf mehrern deutſchen Univerſitäten gefunden hat, daß die Herren von der Regierung derſelben, er meynt die Herren Kanzler, Prorektoren, Syndikuſſe und Aktuarien, ſich ſolche Anbringer unter den Studenten zu halten pflegen. Dieſe Niederträchtigen ſchleichen herum, drängen ſich in alle Geſellſchaften, heucheln Freundſchaft gegen unbefangene verdachtloſe Jünglinge, und tragen alles, was ſie ſehen und hören, auch wohl das, was ſie nicht ſehen und hören, dahin, wo es ſchaden kann: und dadurch wird dann der, dem ſie ſein Geheimniß geſtohlen haben, — unglücklich. Der Verfaſſer bittet ſeine Leſer, ihm zu verzeihen, daß er ihnen hier mit einem Hiſtörchen von der Art aufwarte!

Im Jahre 17——, als er zu *** ſtudierte, gab es dort eine gewiſſe geheime Studenten-Verbindung, unter dem Namen: Amiciſten-Orden. Ein gewiſſer S..., der ſich durch gute Aufführung und Fleiß unter den Studenten ſehr vortheilhaft hervorthat, hatte das Unglück, mit Einigen von den Amiciſten Bekanntſchaft zu machen, und von ihnen in ihren Orden gezogen zu werden. Nun hatte freilich ſeine Lage zu ſeinem Schaden ſich geändert, indeſſen blieb S... noch immer fleißig, ob er ſich gleich einigemal nach den Geſetzen des Ordens ſchlagen mußte.*) Sein Vater erfuhr durch einen Zufall, daß ſein Sohn ſich in eine von der Univerſität verbotene Verbindung eingelaſſen habe, und unterſagte ihm den fernern Umgang mit der Ge-

---

*) Die neulich in der **Hamburger Zeitung** mitgetheilten Geſetze dieſes Ordens, ſind, wie ich heilig verſichern kann, eben ſo unächt, als die ehedem in den **Fliegenden Blättern** aufgeſtellten Geſetze des **Conſtantiſten-Ordens**. Beyde Orden haben gar keine politiſche Richtung, und ſind nur ein Product von höherer Nachahmungsſucht der Jugend. Zeitverluſt und weniger Schonung oder etwas von ſtudiſchem Inſultations-Geiſt gegen Profane, iſt der einzige Nachtheil, den ſie zu ſtiften pflegen. Dieß reicht indeß ſchon hin, ſie auf keiner gut polizirten Univerſität zu dulden. Legt man ihnen eine höhere Wichtigkeit bey: ſo entſteht ein parturiunt montes; und vor ſolcher Blöße ſollte jede kluge Regierung ſich immer hüten. Förmliche Verfolgung vergrößert nur das Uebel; und das beſte Mittel, es nach und nach von ſelbſt ſchwinden zu machen, iſt — auf eine kluge Art keine Notiz davon zu nehmen. Man kennt ja das: Sanguis Martyrum fuit ſemen Chriſtianorum! —

ſellſchaft unter der fürchterlichſten Drohung. S... machte ſeinen Ordensbrüdern die Drohung ſeines Vaters bekannt, und dieſe waren nachgiebig genug, ihm zu erlauben, daß er für ſich fernerhin leben konnte, ohne die ordentlichen Zuſammenkünfte weiter zu beſuchen. Jederman, der das Nähere davon nicht wußte, dachte, S... ſey entweder niemals recht im Orden geweſen, oder ſey wenigſtens wieder herausgetreten. Endlich als man von Seiten der Univerſität gegen die geheimen Verbindungen inquirirte, wurden Einige fortgeſchickt, und Andere mit Carcerſtrafe belegt, aber niemand dachte daran, den fleißigen ordentlichen S... unter den Ordensbrüdern zu ſuchen, bis ihn ein gewiſſer B... angab und ins Unglück brachte.

Dieſer Angeber, die niederträchtigſte Creatur auf der ganzen Univerſität, der ſchon öffentlich Naſenſtüber bekommen und einen Herrn von G... zum Genuſſe ſeiner eignen Schweſter verholfen hatte — lebt noch, und wenn er dieſe Geſchichte leſen ſollte, ſo wird er wohl fühlen, daß hier von ihm die Rede iſt. Er hat zwar jezt ein anſehnliches Amt, aber wie ein alter Dichter ſagt, weder Conſulat noch Prätur machen dich ehrlich, wenn du infam biſt; und bey dem Anblick manches Menſchen erinnert man ſich doch noch immer, troz ſeines neuen Adels und ſeines groſſen Titels, daß er ehemals bankrot gemacht, und die Welt betrogen hat.

Alſo dieſer niederträchtige Bube B... ſchlich ſich bey dem unbefangnen, gutmüthigen S... ein, und nachdem ihm dieſer offenbart hatte, daß er noch wirklich ein Mitglied des Amiciſten-Ordens ſey, foderte der Schurke einige Tage nachher einen Dukaten von S... — Da aber dieſer gerade kein Geld hatte: ſo konnte er ſeine Bitte nicht erfüllen. Was thut nun B...? Er ging zum Prorektor, und verſprach gegen einen Dukaten, ihm ein ganz verborgenes Mitglied der Amiciſten zu entdecken. Er erhielt den Dukaten, und verrieth ſeinen Freund.

S... leugnete zwar anfangs, als er aber die Sache und ſein dem ſchurkiſchen B... gethanes Bekenntniß abſchwören ſollte, geſtand er alles, und wurde relegirt. Sein Vater, ein harter Mann, wollte nichts weiter von ihm wiſſen. Er war alſo genöthigt, nach Amerika als Soldat zu gehen, und iſt nicht zurück gekommen. Der niederträchtige B... wurde von da an vodeutlich als geheimer Aufpaſſer des Prorektors angeſtellt, bey welchem er nachher auch noch ſein Logis nahm.

Gerade ſo ging es zu Schilda! Die Burſche, welche die Familiaren des Prorektors oder deſſen Spürhunde machten, erhielten den Auftrag von ſeiner Magnificenz, ſich unter die beſoffenen Studenten zu miſchen, und es dahin zu bringen, daß dem Profeſſor Müller die Fenſter eingeworfen würden. Der Auftrag wurde meiſterhaft ausgeführt, und dem braven Müller alle Fenſter am ganzen Hauſe eingeſchlagen, ihm ſelbſt aber kröhlten die unbändigen Muſenſöhne ein pereat über das andere.

Siebzehntes Kapitel.

Profeſſor Müller empfiehlt ſich.

Gleich früh Morgens nach dem Tage des hergeſtellten Kommerſes beſuchte der Prorektor den Kanzler, und erkundigte ſich, wie ſeine Excellenz geſchlafen hätten.

Na, ſagte der Kanzler, was Teufels iſt dann die Nacht für 'n Lärmen geweſen? Es ging hier in der Nachbarſchaft immer Puff, Paff, Kling, Klang, und dabey rief's immer priat tief, priat tief, tief!

Prorektor: Exceſſe, Ihre Excellenz, jugendliche Ausſchweifungen, lasciviae isti aetati condonandae! Poſſen waren es und Studentenſtückchen, die aber —

Kanzler: Ei, was! Ich will aber keine Poſſen haben! Konnte ſelbſt vor dem Spektakel kein Auge zuthun! Man muß die Spektakelmacher dafür vernehmen.

Prorektor: Auch habe ich dazu ſchon Anſtalten getroffen, und werde Unterſuchungen darüber anſtellen. Aber die Sache recht überlegt, kann man es den jungen Leuten nicht ſo ſehr verargen. Sie ſind alle über den Profeſſor Müller aufgebracht, weil er ein Freygeiſt und ein Jakobiner iſt, der ſie verführen, und aus rechtſchaffenen Unterthanen unſers gnädigſten Fürſten eitel Rebellen und Ohnehoſen machen will.

Kanzler: Ah, ich kanns merken! Die Studenten haben dem Profeſſor Müller die

Fenſter eingeſchmiſſen. Nun, wenns dann ſo iſt: muß man ſchon ein Auge zuthun!

Der Prorektor war ſehr froh über die Beyſtimmung des Kanzlers, die ſeiner hämiſchen Rachſucht ſo gut zu ſtatten kam, und empfahl ſich gleich und ging, um den Senat berufen zu laſſen, welcher wegen der neuen Reform von da an täglich zuſammenkommen und überlegen ſollte.

Der Profeſſor **Müller** erſchien auch, und beklagte ſich ſehr über die Mishandlung, welche ihm die Studenten die vergangene Nacht angethan hatten. Er foderte Genugthuung und Erſatz ſeines Schadens. Aber der Kanzler machte ihm ein finſteres Geſicht und ſagte: Na, Herr, was wollen Sie? Haben Sie die Züchtigung nicht verdient?

Müller: Wie ſo? Verdiene ich denn etwan, daß mir betrunkne Studenten die Fenſter einwerfen, und pereat rufen?

Kanzler: Herr Prorektor, was will das ſagen preat?

Prorektor: Pereat bedeutet, daß der, dem man es ruft, untergehen, ſterben und verderben ſoll.

Kanzler: Alſo heißt priat Müller, ſo viel als, der Teufel hole den Müller!

Prorektor: Ihre Excellenz haben den Sinn dieſes Ausdrucks à merveille getroffen.

Kanzler: (mit Selbſtgenügſamkeit zu Müllern) Nun, da ſehen Sie Herr: Die Studenten, wenn ſie priat Müller gerufen haben, haben ganz recht gethan.

Müller: Den Beweis mögt' ich hören!

Kanzler: Brauchts nicht viel Beweis! Sie ſind ein Jakobiner, Herr, ein Freygeiſt; Freygeiſter und Jakobiner müſſen ſterben und verderben: alſo auch Sie.

Müller: (laut lachend) Ein allerliebſter Beweis; ganz würdig des Kopfes eines —

Kanzler: (erboßt) Wiſſen Sie, Herr, vor wem Sie hier ſind? Herr, ich bin Ihr Vorgeſezter. Ein Untergebner muß Order pariren. Verſtehen's der Herr?

Profeſſor Müller konnte füglich nichts weiter thun als aufſtehn und weggehen.

Er kam nach Hauſe voll Mismuths und Verachtung. Bald wollte er ſich ſchriftlich an den Fürſten wenden; bald ſelbſt nach Colchis reiſen, bald aber an das Direktorium einer berühmten

Univerſität ſchreiben, wohin man ihn vor einem Jahre berufen hatte. Ungewiß, drehte er ſich auf ſeinem Stuhle herum, beſchnitt Papier, nahm eine Feder, ſann hin und her, und warf die Feder wieder weg, als es auf einmal klopfte, und auf das Wort: Herein, der Hofrath Jerich hereintrat.

Willkommen, edler Mann! ſchrie Müller, der in dem Augenblick alles vergaß, was ihm das Leben verbitterte: ſeyen Sie mir tauſendmal willkommen, Beſter, Theuerſter! Wo kommen Sie her?

Jerich: Von Aſterfeld, liebſter Müller, und zwar in einem Geſchäfte, zu deſſen Ausführung Sie mir behülflich ſeyn müſſen.

Müller: Rechnen Sie auf meine Dienſtfertigkeit ganz und gar: Sie kennen mich lange; und Müller iſt noch Müller.

Jerich: Der Sohn unſers Prinzen iſt jezt in einem Alter, worin er einen braven Hofmeiſter nöthig hat. Aber Sie kennen unſern Moritz: es iſt nicht leicht, das Amt eines Führers bey ſeinem Sohne zu verſehen: denn er fodert viel, recht viel. Ich bin wirklich in nicht geringe Verlegenheit gerathen, als er mir auftrug, ihm einen Mann aufzuſuchen, der das Geſchicke hätte, einen an Leib und Seele geſunden Menſchen aus ſeinem Carl zu bilden. Ich würde den Auftrag abgelehnt haben, wenn ich nicht hätte hoffen können, durch Ihren Rath und Ihre Bekanntſchaft ein Subjekt aufzufinden, das den hohen Foderungen unſers guten Fürſten entſprechen könnte.

Müller: Glauben Sie, Freund, daß ein Mann wie ich, ſo gerade wie ich, dem Fürſten recht ſeyn wird?

Jerich: O Beſter, Moritz kennt ja Sie, und ſpricht nie von Ihnen, ohne es zu bedauren, daß er ſeinen Sohn nicht unter Ihre Leitung bringen könnte. Ich würde ihn zu Müllern ſchicken, ſagt er ſehr oft, wenn Müller nicht in Schilda wohnte.

Müller: Wohlan, ich danke hier ab, und werde des jungen Prinzen Hofmeiſter.

Jerich: (erſtaunt) Was? — Sie, Freund?

Müller: Ja, ja, ich! Hören Sie nur!

Müller machte nun ſeinem Freunde eine Beſchreibung von dem unwürdigen Verfahren der Univerſität gegen ihn. Hofrath Jerich billigte ſeine Abdankung, und Müller — empfahl ſich.

Achtzehntes Kapitel.

Der Prinz Moritz.

Prinz **Moritz** war der Bruder des regierenden Fürſten, **Friedrich Carls** von Colchis. Lezterer war zur Regierung beſtimmt — freilich der Geburt nach — wurde daher ſo erzogen, wie künftige Regenten das ſo pflegen, das heißt: er wurde an Leib und Seele verhunzt. Seine Hofmeiſter machten ihm weis, er beſitze alle nöthigen Kenntniſſe und habe alle Tugenden, die ein künftiger Fürſt haben müſſe. Sogar ſeine Narrheit hießen ſie witzige Einfälle und Kennzeichen eines großen Geiſtes. Alle andre, die ſich ihm näherten, ſprachen nur von ſeiner zukünftigen Größe mit ihm; und ſo konnte es nicht fehlen, daß er bey ſeinem Dünkel und bey ſeiner Vorſtellung von **eigner** Größe und von **regentiſchen** Vorzügen, der elendigſte Wicht von der Welt werden mußte. Als Regent gab er die Folgen ſeiner Erziehung leider traurig genug zu erkennen.

Sein Bruder hingegen, der Prinz Moritz, hatte das Unglück, ſeinem Vater, dem Fürſten Kilian von Colchis zu misfallen, und dieß blos deswegen, weil er ſich ſchlechterdings nicht entſchließen konnte, deſſen Mätreſſe, ein Fräulein von Rußdorf, die Tochter eines Schornſteinfegers, gnädige Frau zu nennen, und ihr alle Morgen die Kur zu machen. Er ging ſogar ſo weit, daß er nicht einmal den Hut vor ihr abzog, wenn er ihr begegnete; ja, einſtens äußerte er laut, daß, wenn er regierender Herr werden ſollte, er den Blutegel würde aufs Zuchthaus ſetzen laſſen, welcher das Land ausſaugte, und einer braven Dame, ſeiner Mutter, ſo viel und ſo arges Herzeleid zufügte.

Die Mätreſſe ward heftig erboßt, daß, da ihr alles huldigte, da ihr ſogar der Erbprinz gehorſamſt aufwartete, der Trozkopf Moriz allein gegen den Strohm ſchwimmen wollte. Sie gedachte ſeiner daher im ſchlimmſten bey ſeinem Vater, dem ſchwachen, wollüſtigen Fürſten Kilian, und dieſer beſchloß, auf der Mätreſſe Zureden, ihn von ſeinem Hofe zu entfernen.

Moritz merkte bald, daß man ſeiner gern los wäre; und da er es an einem Hofe, wo Mätreſſen und Kammerdiener herrſchten, ſchon längſt überdrüßig war: ſo verlangte er, daß ſein Vater ihm erlauben mögte, in Frankreich Dienſte zu ſuchen. Der alte Fürſt gab ſeinen Willen dazu, wie ſich denken läßt, gern, und kaufte ihm eine Kompagnie bey einem Regiment in Lauſanne. Moritz mußte bald nachher in den amerikaniſchen Krieg, wo er ſich durch ſeine Tapferkeit und andre gute Eigenſchaften zwar bald bis zum Oberſten emporſchwang, aber auch einen Fuß verlohr, und dadurch zum fernern Dienſte untauglich ward. Er nahm alſo ſeinen Abſchied, und bezog ein Landgut einige zwanzig Stunden von Colchis, ohne jemals an den Hof zu kommen.

Hier heurathete er die Tochter eines ſehr armen Grafen, mit dem er vorher gedient hatte, und lebte im Zirkel einer kleinen Familie, als Philoſoph und als Menſch, zwar nicht geachtet von dem Hofe, den er niemals beſuchte, aber geliebt und verehrt von allen, die ihn kannten, und ſtilles, häusliches Glück zu ſchätzen wußten.

Er lebte; wie einſt Stanislaus, König von Polen, in Luneville lebte!

Seinen einzigen Sohn würde der Prinz Moritz blos zum Oekonomen und nicht zum Regenten haben erziehen laſſen, wenn man ihn nicht verſichert hätte, daß ſein Bruder nimmermehr Nachkommenſchaft haben würde.

Dieſer war zwar verheurathet, aber als ſeine Gemahlin das erſte Mal der Mutterſchaft entgegen ging, gerieth er mit einer Luſtdirne zuſammen, welche ſeine Lüſternheit ſo belohnte, daß Monſieur Callinet, der Chirurgus, mit aller ſeiner Kunſt ihn erſt nach einer Kaſtration heilen konnte. Der Leibarzt des Fürſten entdeckte dieſen Umſtand dem Prinzen Moritz; und dieſer entſchloß ſich, ſeinem Sohne einen ſolchen Unterricht geben zu laſſen, welcher ihn in den Stand ſetzen ſollte, ſein Land als vernünftiger Regent, und nicht als deſpotiſcher Parforcejäger, oder als lächerlicher Comödiant zu regieren.

Manchem Leſer wird hier vielleicht der Zweifel aufſtoßen, wie doch der Fürſt von Colchis, nach der Operation des Monſieur Callinet, noch habe Mätreſſen halten können? Freilich hat dieſe

Frage ihre guten Gründe; und wenn ich gleich in ſolchen Myſterien zu wenig eingeweihet bin, um ſie befriedigend zu löſen: ſo hat die Sache an ſich doch ihre Richtigkeit; und welche dem ohngeachtet noch zweifeln, denen rathe ich, ſich nur an den Herrn Cämmerier Fiſſuri und an den Herrn Kammerdiener Placettiani zu wenden, die ihnen allemal gute Auskunft geben werden, da der Fürſt, den ſie bedienten, in demſelben Fall geweſen iſt, worin der Fürſt von Colchis war.

Der Hofrath Jerich führte Müllern gleichſam im Triumph nach dem Prinzen des Fürſten Moriz: und [illegible] einen Mann gefunden zu haben, dem er ſeinen Sohn ohne Furcht anvertrauen könnte. Herr, ſagte er zu ihm und drückte ihm die Hand, hier iſt mein Sohn, den ich leider nicht ſelbſt ziehen kann, weil ichs nicht verſtehe. Wäre er zum Soldaten beſtimmt, ſo ſollte mich der Himmel bewahren, daß ich ihn jezt ſchon andern Händen überließe. Aber er ſoll einſt regieren: das iſt eine ſchwere Kunſt, wie ich merke: denn unſre Regenten verſtehen ſie meiſtens gar nicht. Ich habe Ihnen nichts weiter zu ſagen, lieber Müller: machen Sie aus ihm einen Mann, der einſt durch Edelſinn und gute Thaten Ihre Bemühungen belohne. Wie Sie ſehen, iſt er jezt noch unverdorben, ganz Kind der Natur, an dem die Hofkunſt noch nichts verdorben hat.

Müller verſprach blos zu thun, was er thun könnte, und machte es nicht, wie ſo manche Hofmeiſter, die ihren Principalen zuſagen, aus ihren Kindern, gelehrte, tugendhafte, artige, geſchickte und künſtliche Helden zu bilden; aber nur für Geld da bleiben und die ihnen anvertraute Jugend oft noch ungeſunder an Leib und Seele entlaſſen, als ſie dieſelbe bekommen haben.

Die Folge wird lehren, wie des rechtſchaffenen **Müllers** Erziehungsplan bey dem jungen Prinzen **Wilhelm** anſchlug, und da wird man auch den Beweis finden, daß der Erzieher eines zukünftigen Regenten das vornehmſte und wichtigſte Amt im Staate verwaltet, und Ehrenſäulen verdient, wenn ſein Zögling mit Recht welche erwarten kann.

Neunzehntes Kapitel.

Die Frau Kanzlerin.

Na, ſagte eines Tages der Kanzler zum Sekretär **Schneller**, der nun ihm über alles nothwendig geworden war, na, Herr Sekretär, jezt wär's doch wohl Zeit, daß ich meine Xantippe kommen ließe. Es ſchickt ſich nicht, daß ein Herr, wie ich bin, ſo lange ohne ſeine Gemahlin bleibt. Nicht ſo?

Sekretär: Freilich wohl, Ihr' Excellenz! und beſonders der Magnet —

Kanzler: Papel, papel, was Magnet! Ich bitte Sie um Moſes Willen, Herr Sekretär, wegen der Magneterey mögte meine Frau noch neun und neunzig Jahre bleiben, wo ſie wollte: Mich würde nach ihr nicht verlangen.

Sekretär: Sollten denn Ihre Excellenz nichts von dem Drange fühlen, dem jeder geſunde, noch nicht veraltete Mann nicht ſelten fühlt?

Kanzler: J, wer ſagt dann das? Aber ich bin kein Narr, bloß bey meiner Frau zu ſuchen, was ich ſonſt aller Orten und weit ſchmackhafter finden kann. Merken Sie dann nicht, daß ich mich zu nehmen weiß? Doch Spaß bey Seite! Sie müſſen meine Frau herholen.

Sekretär: Jch, Jhre Excellenz?

Kanzler: Ja, Sie, und das Morgen am Tage. Sie brauchen zwey Tage hin, zwey Tage her, und einen dort: macht fünf Tage. Während dieſer Zeit ſollen die Geſchäfte hier ruhen, denn ich verreiſe auch und beſuche einen guten Freund, der ganz kapitale Jagden hat: da will ich mich recht knollig diſſertiren!

Schneller war es zufrieden: denn auf dieſer Reiſe hoffte er ſeinen Paſtor **Silander** zu Rübenhauſen, und ſeine **Jule** zu ſprechen, welchen er für ihr Wohlmeynen danken, und mit ihnen ſich einmal über des Kanzlers Thorheiten recht ſatt lachen wollte. Er nahm alſo den Auftrag an, und reißte gleich den folgenden Tag mit des Kanzlers Reiſewagen ab.

Er nahm ſeinen Weg nicht über die Reſidenz, ſondern einen nähern, um ſein Nachtlager bey Paſtor Silander nehmen zu können. Er kam bey ihm an, und dieſer konnte die Freude nicht genug ausdrücken, die er haben wollte, daß das von ihm angefangene gute Werk mit Herrn Schneller ſo guten Fortgang gehabt hatte. Beym traulichen Geſpräche und einer Pfeife Taback erzählte Schneller verſchiednes von der Schildaiſchen Univerſität, vorzüglich von den neuern Reformen, die man daſelbſt machen würde. Unter andern äußerte er, daß blos Orthodoxie und blinde Anhänglichkeit an religiöſen und politiſchen Syſteme die Eigenſchaften wären, welche zu einem Profeſſor in Schilda erfodert würden, und daß man auf Gelehrſamkeit und Achtung in der litterariſchen Welt gar nicht mehr ſähe.

Ei, fiel der Paſtor lachend ein, ſo könnte ich ja wohl auch noch Profeſſor in Schilda werden!

Sekretär: Warum nicht? wenn Sie nur orthodox ſind, oder nur ſo ſcheinen können, und dann ſchwören, daß Sie an allen Einrichtungen im ganzen Fürſtenthume, von der Verwaltung des Staatsministers bis auf die Machereyen des Hundejungens, nichts auszusetzen haben: so können Sie — versteht sich durch Vermittelung — immer Professor werden. So sollte noch vor kurzem der Diakonus Feldeis, so ein Erbschleicher er auch ist, und troz seinen drey Hurkindern, neben seinen ehelichen, dennoch Professor der Theologie werden, blos weil er orthodox ist und orthodoxe Fürsprecher in Colchis hatte. Einige wollten auf seine notorisch-schlechte Lebensart aufmerksam machen; aber der Bescheid darauf war: Danach hätte man nicht gefragt: der Glaube sey bey einem Theologen die Hauptsache; und den hätte, wie man gewiß wüßte, Diakonus Feldeis reichlich. — Sehen Sie, soviel vermag Orthodoxie und Vermittelung!

Pastor: Wer soll sich aber für mich vermitteln?

Sekretär: Dafür lassen Sie Andere sorgen! Genug Freund, Sie sollen Professor der Theologie in Schilda werden, und zwar ehe noch drey Monate ins Land gehen.

Pastor Silander lachte über den Einfall des Sekretärs; wir werden aber schon sehen, daß es kein leerer Einfall war, wenigſtens nicht geblieben iſt.

Den folgenden Tag langte unſer Sekretär auf dem Gute des Kanzlers an, und wurde von der gnädigen Frau mit allen Zeichen der Gnade und des Wohlwollens aufgenommen.

Madame war ohngefähr zehn Jahre jünger als ihr Eheherr, doch zählte ſie damals fünf und dreißig — ein Alter, worin nach dem Zeugniß aller großen Frauenzimmerkenner, der leidige Teufel ſich bey dieſem Geſchlechte ganz beſonders regen ſoll. Freilich iſt jener leidige Weiber-Teufel für den Ehemann um dieſe Zeit nicht ſehr gefährlich: denn Madame haben alsdann gewöhnlich keine Reize mehr, und ſind vielleicht auch ſchon über die Jahre weg, wo man die Familie zu vermehren pflegt.

Ich habe dieſe Anmerkung hier nur deswegen hergeſezt, um ſagen zu können, daß Madame von Ekolsbach ihr herzliches Behagen an dem dickwadigen, jungen, muntern Sekretär fand. Da ſie eine Geborne von Adel und ganz auf hohen Fuß erzogen war: ſo nahm ſie auch nicht Anſtand, ihre Abſichten zu erkennen zu geben.

Es iſt einmal ſo, daß es blos einer adelichen Dame erlaubt iſt, gegen einen bürgerlichen Liebhaber die Avancen zu machen.

Madame beſchloß ſofort, ihre Maſchinerien anzulegen, und wie ſie ſich benommen habe, lehrt folgendes Geſpräch.

Madame: (ſitzt traulich neben dem Sekretär auf dem Sopha: Es iſt Abends um eilf Uhr.) Nun, lieber Sekretär, Sie ſind itzo auf einer erwünſchten Laufbahn, welche, Sie ja verfolgen müſſen: Sie werden ganz gewiß noch ein groſſer Mann.

Sekretär: Das hoffe ich auch, gnädige Frau!

Madame: Aber um zum Ziel zu gelangen, müſſen Sie ja, ja behutſam gehen.

Sekretär: Ich werde mich nach allen Kräften bemühen, mein Glück nicht zu verſcherzen.

Madame: Beſonders rathe ich Ihnen, ſich ja in keine Intrigue mit Frauenzimmern einzulaſſen: denn, ſehen Sie, Sie müſſen dereinſt durch eine gute Heirath Ihr gemachtes Glück befeſtigen. Wo wollen Sie aber eine ſortante Mariage treffen, wenn es bekannt iſt, daß

Sie im Irrgarten der Liebe ſchon herumgetäumelt ſind?

Sekretär: Ich werde dieſen nützlichen Rath zu befolgen ſuchen, gnädige Frau!

Madame: Ich will aber nicht ſagen, daß Sie die Freuden der Liebe erſt im Ehebette erwarten ſollen: denn da ſind ſie eben nicht die ſüßeſten. (Seufzt.)

Sekretär: Sie ſprechen mir Räthſel, gnädige Frau!

Madame: Ich werde ſie Ihnen löſen. Sie dürfen ſchlechterdings mit keinem ledigen Frauenzimmer Intriguen ſpielen, und noch weniger dürfen Sie ſich an feile Dirnen hängen. Jenes iſt gefährlich, dieſes diſhonorirt, und beydes ſchadet Ihrem künftigen Glücke. Nun weiß ich aber wohl, daß auch Sie Fleiſch und Blut haben, und folglich ohne Liebſchaft nicht leben können.

Sekretär: (lacht) Sie ſind ſehr liberal, meine Gnädige! Ich bin aber begierig, wie Sie dieſen Knoten entwickeln werden.

Madame: Nichts iſt leichter als das! Sie müſſen die Gunſt einer Dame ſuchen, die einen unbeſcholtenen Namen hat: und der gute Ruf Ihrer Geliebten wird auch Ihre Ehre ſichern; ja, er wird Ihr Anſehn noch vermehren. Aber hier muß ich Ihnen die größte Behutſamkeit empfehlen: denn Sie wären verlohren, wenn die Dame Ihre Abſichten merken und ſelbſt keine Neigung zu Ihnen haben ſollte.

Sekretär: Wie ſoll ich aber, geſezt, ich wollte die Gunſt einer Dame zu erwerben ſuchen, wie ſoll ich es anlegen, um zu erfahren, ob die Dame mir geneigt ſey?

Madame: Suchen Sie vor allen Dingen mit ihr unter vier Augen zu ſprechen; und wenn ſie unter vier Augen noch freundlich und artig iſt, ſo haben Sie gewonnen.

Sekretär: Könnte aber die Dame unter vier Augen mit mir nicht artig und freundlich ſeyn, ohne mich doch zu lieben?

Madame: Nein, ſage ich: ein Frauenzimmer, welches ſtreng auf Tugend hält, wird mit keinem Manne unter vier Augen bleiben, vielweniger mit ihm ſchön thun.

Sekretär: Aber Ihr Gnaden haben ja ſelbſt ſo viel Gefälligkeit gegen mich unter vier Augen!

Madame: Schäker! (ſchlägt ihn auf die Hand.) Sie wollen mich wohl in Verſuchung führen! Merken Sie denn nicht, daß ich Sie dereinſt ſo glücklich wiſſen mögte, als Sie es verdienen? (Sie ſeufzt.) —

Der Sekretär war in Vorfällen von dieſer Art kein Neuling: denn als er noch in Gießen ſtudierte, hatte er das Glück, der korpulenten Frau eines gleichfalls korpulenten Profeſſors zu gefallen, und einige Duodrama mit ihr aufzuführen. Er wurde alſo dreuſter, drückte die Hand der Gnädigen an ſeinen Mund, und bedeckte ſie mit Küſſen. Dann verirrten ſich Augen und Hände; das Buſentuch entwich; die Dame neigte ſich in ſeine Arme, dann ihn mit ſich aufs Kanapee: und unſer Sekretär erhielt, was eine Schmachtende ſich und ihrem Geliebten gewähren kann.

Der Begnadete fand zwar bey der Frau Kanzlerin nicht jenen Grad von Behagen, welchen er bey ihrem weit hübſchern Kammermädchen hätte finden können, und dieß ſchon darum, weil, wie ich mir habe ſagen laſſen, der Liebhaber ſich allemal in einer ſehr ſchenirten Lage befindet, wenn die Geliebte vornehmer iſt, als er. Zudem war die Dame ſtark in die dreißig, und hatte in der Roſenblüte ihrer Jugend große und mancherley Ebentheuer beſtanden. Aber Sekretär Schneller ſezte ſich über alles das hinaus. Er wußte, daß Madame ihren Eheherrn, den Kanzler, nach ihrem Willen regierte; und da der Kanzler auf der Univerſität zu Schilda machen durfte, was er wollte: ſo ſah der Schlaukopf einen Weg vor ſich, den Ton und die Verfaſſung unter den Profeſſoren und den Studenten zu Schilda nach ſeinem Kopfe zu modeln: und dieſes ſchmeichelte ihm nicht wenig.

Madame eilte gleich den Morgen nach der glücklichen Nacht, ſich zu ihrer Abreiſe anzuſchicken. Schneller wäre freilich gern noch einen Tag länger geblieben, um ſich der Gunſt der Dame recht feſt zu verſichern: denn ob er in Schilda unter den Augen ihres Mannes Gelegenheit haben mögte, ihr ſeine Dienſte weiter zu leiſten, das ſtand im weiten Felde. Ihre Eile nahm er obendrein für ein Zeichen, ihre Gunſt ſey nur ein vorübergehender Hautgout geweſen, worauf leicht Gleichgültigkeit und Verachtung folgen dürfte. Er machte daher der Frau Kanzlerin einige zärtliche Erinnerungen, die ſie aber gleich zu widerlegen wußte.

Herr Schneller, ſagte ſie, man ſieht wohl, daß Sie in der galanten Welt erſt wenig Erfahrung haben. Soll ich etwa noch hier bleiben, und meinen Leuten dadurch Anlaß geben, über Sie und mich zu deuteln? Eine geſcheute Frau thut, was ſie thun will, in der Nähe ihres Mannes, und fürchtet dieſen dann am wenigſten. Die Männer meſſen größtentheils nach der Entfernung. Beſonders iſt der Meinige ſo ein Popanz von Mann, daß es mich gar keine Mühe koſten ſoll, ihn nach Herzensluſt anzuführen. Auch weiß wenigſtens ich, wenn gleich nicht er, daß unſere Ehe ein Product der Convenienz war. Und dabey bin ich Ihnen einmal gut, lieber Schneller, und damit begnügen Sie ſich. Nun Marſch nach Schilda!

Wer war froher als Schneller! Er beruhigte ſich, ſtieg mit ein, und langte mit Madame den folgenden Tag in Schilda an. Der Herr Kanzler empfing ſie auf hohen Fuß; und um ſeine Donna feierlich einzuführen, hatte er ein großes Souper veranſtaltet.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Abends-Schmaus.

Der Herr Kanzler hatte einem Speiſewirth aufgetragen, die Speiſen zu einem groſſen Abends-Schmauſe zuzubereiten, und alles ſo einzurichten, daß man das Eſſen gegen eilf Uhr haben könnte. Er wußte, daß die vornehmen Schildaer das Abendeſſen erſt um dieſe Zeit einnahmen, weil die Mittagsmahlzeit, zu der ſie ſich gegen vier Uhr gewöhnlich hinſezten, unmöglich eher verdaut war.

Die Urſache, warum der Kanzler ſein Mahl auswärts beſtellt hatte, war, daß er für eigene Oekonomie noch nicht ſelbſt eingerichtet war, und darum bisher auch noch auswärts geſpeißt hatte. Sonſt merkt der Verfaſſer im Vorbeygehen an, daß mancher Univerſitätsmann, deren Viele, ſtudentiſch verwöhnt, ſich mit einem Weibe behängen, das nichts weniger als die Oekonomie verſteht, beſſer thun würde, ſich vom Trätöhr ſpeiſen zu laſſen, auch mit ſeiner ganzen Familie — um wenigſtens auf dieſe Weiſe ſeine Ausgaben beſtimmt berechnen zu können, welches ihm ſonſt unmöglich iſt, da ſeine verſchwenderiſche Frau die Haushaltung entweder nicht verſteht, oder, was für Putz und Vergnügungen verſchwendet wird, in die Fleiſch- Brodt- Butter- Käſe- und andere Rechnungen einträgt, oder ſich und ihren Mann der Prellerey des Küchenmädchens preisgiebt. —

Um den Gäſten recht aufzutiſchen, hatte der Kanzler auch 50 Butelljen Burgunderwein beym Trätöhr mitbeſtellt: denn ſein Trätöhr war der einzige, welcher noch erträglichen Burgunder in ganz Schilda führte, obgleich auch nicht ſelten viel Menſchliches mitunterlief, wie z. B. daß er Naumburger- oder Seeburger- Brühe, mit Holunder- Beerenſaft rothgefärbt, für ächten Côte d'or oder Burgunder ausgab, wobey er es dann freilich machte, wie alle ſeine Herren Brüder in Chriſto es in allen Vierländern zu machen pflegen.

Es kann eben nicht ſchaden, wenn man hier noch nebenher anmerkt, daß die Weine nirgends ärger verhunzt werden, als auf den Univerſitäten, und daß der Schreiber des ſonſt elenden Romans: „Sie ſtudieren“ recht hat, wenn er behauptet: daß ein Weinſchenk auf Univerſitäten ſich ſchon in einem Jahre zum Galgen qualificire, nicht wegen der elenden Jauche, die er verkaufe, ſondern wegen des Schadens, den er durch ſolche, mit Lythargirium und andern Giſten vermiſchte Brühe, der Geſundheit und dem Leben der jungen Leute zufügt.

Von den meiſten Speiſewirthen gilt das Nämliche. Dieſe haben kein Intereſſe an der Erhaltung der Geſundheit ihrer Tiſchgenoſſen, und ſpeiſen ſie daher meiſt ſo, daß nur ihr Beutel dabey ſich gut befinde. Sie kaufen gewöhnlich nur altes, mageres Fleiſch, das weiter Keiner haben will, oder das an Markttagen übrig bleibt, und im Sommer halb faul iſt, um einige Groſchen wohlfeiler, machen es durch ſaure oder Roſinen-Brühe ſchmackhaſt: und der hungrige junge Gaumen verſchlingt es, ſo ſehr es die Verdauungskräfte übrigens erſchöpfen und verderben mag. Zur Schmelze wird Schöpſen-Rind- und Schweine-Fett in einem Topf aufbewahrt, und ſo ranzig es ſeyn oder werden

U[illegible]l.
München

kann, an die Speiſen gethan. Dabey gerathen die Portionen ſo erbärmlich-klein, daß der junge hungernde Mann ſeinen Magen mit Butterbrodt überladen, oder des Abends oft einen halben Thaler dran wenden muß, um nur einmal gehörig ſatt zu werden. Der ſelige Goldhagen hatte daher wohl recht, wenn er den Grund der Hypochondrie der meiſten Gelehrten von ihrer Nahrung auf der Univerſität herleitete, und öfters wünſchte, daß der Student ſeinen Tiſch bey ſeinem Hauswirthe nehmen mögte.

Zu der Schmauſerey des Kanzlers war die ganze Nobleſſe von Schilda, die Herren von der Univerſität, und die vorzüglichſten Offiziere von der Garniſon nebſt Anhang von Damen und Töchtern eingeladen.*) Es ſollten 66 Couverts ſervirt werden; und nach der Tafel ſollte Ball ſeyn. Alles ſollte hoch hergehen: denn der Herr Cancellarius hatte im Sinne, ſich einmal in ſeinem ganzen Lüſter zu zeigen.

---

*) Das Wort: Nobleſſe, iſt noch ſehr ſchwankend, und hat meiſt nur relative Bedeutung. In Wien z. B. gehören nur Fürſten und Magnaten zur Nobleſſe. Simple Edelleute ſind davon ausgeſchloſſen. Und daher kömmt es, daß der gemeine Wiener beynahe jedem vornehm gekleideten Mann mit einem Ihr Gnaden — läſtig und lächerlich wird. — In Mainz, Salzburg, Trier, Coblenz und Worms machten die ſtiftsmäßigen Grafen und Baronen vorzeiten die Nobleſſe ausſchließlich aus. Auch hier herrſchte, wie in allen deſpotiſchen Gebieten, der verächtliche Misbrauch von Titulaturen, deren ſich jeder rechtliche Mann jetzt ſchon ſchämt. — In Berlin iſt nobel, was Kutſche und Pferde halten kann; in Leipzig und

Aber
O curas hominum! o quantum eſt in rebus inane! rief ehedem der alte Dichter Perſius aus, und der Verfaſſer ruft eben das mit ihm, da er erzählen ſoll, wie alle Anſtalten des Herrn Kanzlers von Eſelsbach zu Grunde gingen.

Gerade an dem Tage, da das große Souper ſeyn ſollte, war eine ſtarke Caravane Studenten von der nahen Univerſität Kappershauſen in Schilda angekommen. Denn da in Kappershauſen die Kommerſe ſtreng verboten, in Schilda aber wieder erlaubt waren: ſo kamen die Muſenſöhne, welche ihre Kehle unter wildem Gebrüll einmal recht ausſpühlen wollten, dahin,

---

Halle heißt Nobleſſe, was ſich gut kleidet und dann und wann ein Diner oder Souper giebt. Auf den Dörfern macht der Herr Paſtor, Schulmeiſter und Schulze, auch wohl ein reicher, gaſtfreyer Bauer oder Müller einen Theil der Nobleſſe aus, oder der ausgezeichneten Vornehmen. Zu Schilda gehörten nur die Herren von der Univerſität, die Offiziere von der Garniſon, und die Juſtiz-Beamten zur Nobleſſe: und dieſe waren, wie geſagt iſt, ſamt und ſonders zum Herrn Kanzler eingeladen.

und trieben ihr Weſen, wie ſolche Herren es pflegen. Dießmal war die Truppe ſehr anſehnlich geweſen: viele Schildaer Herren hatten ſich zu ihnen geſellet, und ſo war ein ganz ſolennes Hoſpiz für die Nacht beſtimmt worden.

Ehe noch der Kommers auf dem großen Keller ſeinen Anfang nahm, fiel es Einigen ein, daß man vorher eſſen müßte; und da der Kellerwirth nichts in Bereitſchaft hatte: ſo wurde in — alle Speiſehäuſer herum geſchickt. Nirgends fand ſich etwas, als nur in dem Hauſe des Trätdhrs, bey welchem der Kanzler das große Souper beſtellt hatte. Die Kappershäuſer Muſen begaben ſich alſo ſchaarenweiſe dahin, und foderten zu eſſen für ihrer Achtzig.

Ich habe, ſagte der Trätdhr, zwar zu eſſen für ſo viel Herren; aber das iſt alles für den Herrn Kanzler beſtellt zum großen Souper.

Ein Student: Der kann ſich ſchießen laſſen, der Kanzler, mit ſeinem Suppeh! Wir ſind heute gemarſchiert, und gehen vor. Drum marſch, Kalaber: friſch aufgewichſt!

Trätdhr: Bitte Sie um Gottes Willen, meine Herren: ich kann wahr und wahrhaftig nicht! Der Herr Kanzler —

Student: Was da, Kanzler! Wir zahlen ſo gut, wie der; und das in Laſten: Nur her damit!

Trätöhr: Aber um Gottes Willen, meine Herren, ich kann, Gott ſtraf' mich, nicht: ich komm' auf den Hund!

Student: Und ſollteſt du auf den Eſel obendrein kommen: ſo hilft kein Ausreden. Genug, Wir ſtehen für alles: bring alſo nur her! Fluchs, fluchs!

Der Trätöhr machte zwar noch Einwendungen, und wollte die Herren bewegen, mit Holländiſchem Käſe, Schlackwurſt und Butterbrodt fürlieb zu nehmen: aber die Herren verſtanden das unrecht, wurden impertinent, legten ſelbſt Hand an, und wirthſchafteten ſo panduriſch, daß von den Gerichten zum großen Souper — in weniger als einer Viertelſtunde auch kein Biſſen mehr übrig war.

Sie erfuhren beyher auch, daß eine Anzahl Burgunder-Butellien für den Kanzler parat ſtand, und zwangen den Wirth, auch dieſe herzugeben: und ſo ſchlich der liebe Wein, der für die noble Geſellſchaft beſtimmt war, durch die Kehle der Kappershäuſer.

Als die Mahlzeit ſo verzehrt war und der Burgunder Wein eben ſo verſchlungen: zahlten die Herren, was der Speiſewirth foderte, und zogen ab, wie im Triumphe.

Man bemerke, daß es den Herren zu Kappershauſen ging, wie es den Herren zu Halle, Jena, und Göttingen geht. Denn auch dieſe, ſobald ſie ihre Wechſel bekommen, gehen, reiten oder fahren von Halle nach Leipzig, von Jena nach Weimar, und von Göttingen nach Caſſel, renommiren da wie die Hanswürſte, in Reitjacken und mit Hiebern und Hetzpeitſchen und Federbüſchen; verjubeln ihr Geld, das oft ihre Eltern borgen oder ſich abdarben müſſen, laſſen ſich auslachen, prellen, beſpotten und verlachen; ziehen dann mit leerem Beutel wieder nach Hauſe, legen ſich krumm, und laſſen ihre Schuldner warten, daß mancher darüber zum Bettler wird, oder mit Weib und Kind bittere Noth ertragen muß. Und gerade ſo machten's dießmal die Herren von Kappershauſen zu Schilda. Sogar Herren, die kaum 150 Rthlr. Wechſel hatten, ſahen dort einen Louisd'or an, wie zu Hauſe einen Groſchen.

Nun zog der Schwarm über die Straſſen nach dem groſſen Keller, wo der Kommers auf ſie wartete, unter lautem Jubel und unter Abbrüllung des ſtudentiſchen Kernliedes

Ca done, ça done :|:
So leben wir alle Tage —
in der allerſchönſten Saufkompagnie.

Ihre Köpfe waren von dem Burgunder ſchon merklich heroiſch geworden; und die Freude, den Kanzler um das Souper geprellt zu haben, vermehrte ihren Jubel. So muß man die Kerls über'n Kochlöffel balbieren — ertönte es in der urbanen Studenten-Sprache unter dem ganzen Haufen.

Die Muſikanten, welche zum Balle beym Kanzler beſtellt waren, begegneten dem Haufen auf der Straße, weil ſie ſich bey Zeiten an Ort und Stelle verfügen wollten, indem ſie nicht ohne Grund vermutheten, daß etwas für ſie vom großen Souper abfallen würde.

Wer da? riefen die Studenten.

Gut Freund! war die Antwort.

Was für gut Freund? Antwortet Kerls, oder der Teufel ſoll euch frikaſſiren!

Laſſen Sie uns, Ihr Herren! Wir ſind Muſikanten, und wollen zum Herrn Kanzler: da ſollen wir zum Bal aufſpielen.

Bravo! Kommt nur mit uns! Wir wollen kommerſiren! und zahlen ſo gut, wie der Kanzler!

Das geht unmöglich, meine Herren! Wir haben uns beym Kanzler zugeſagt!

Was da, zugeſagt! Ihr ſollt und müßt mit auf den Kommers! Ihr ſeyd doch keine teke Prinzen, die die Kommers-Lieder nicht können?

Die Muſikanten fühlten ihr point d'honneur hiedurch beleidiget, und verſicherten, daß ſie ſie alle könnten, und, um nicht für Stümper in ihrer Kunſt gehalten zu werden, ließen ſie Bal Bal ſeyn, und gingen mit auf den großen Keller, um zum Kommerſiren aufſpielen.

Indeſſen hatte es Zehne geſchlagen, und der Kanzler befahl, das große Souper zu inkaminiren. Es wurden daher die Tiſche in Ordnung geſtellt, gedeckt, mit Lichtern, Tellern, und allem übrigen Geräthe verſehen, und nichts fehlte weiter, als die Speiſen.

Da jedermann wußte, daß es hoch hergehen würde, ſo hatte niemand ſtark zu Mittag gegeſſen, und der Appetit war bey männiglich ſehr anſehnlich; beſonders verſicherten einige Fähnriche, daß ſie Hunger hätten, wie die Flegel-Dreſcher. Begierig ſchauten alſo alle nach der Thüre, ob man das Eſſen bald bringen würde; und alles wurde munter, als man die Fußtritte der Bedienten auf der Treppe hörte, die zum Speiſewirth waren geſchickt worden, das Beſtellte herzuholen.

Aber man hätte die Geſichter ſehen müſſen, als die Bedienten das Unglück erzählten, welches dem großen Souper widerfahren war! Jeder ließ ſeinen Unmuth durch eine beſondere Exklamation hörbar werden, und die Interjektionen: Verflucht! verdammt! Hohls der Teufel! Das iſt die Möglichkeit! Mord Sakkerment! Pfui! u. ſ. w. machten ein Concert, worin der Satan ſelbſt nicht das Mindeſte von einer feinen Harmonie hätte finden können.

Der Kanzler ärgerte ſich am meiſten: er hatte ſich recht en luſtre zeigen wollen, und mußte ſo hunzföttiſch in den Dreck fallen, wie er ſein malheur zu nennen beliebte. Aber es war einmal geſchehen, und die Gäſte konnten doch, ohne geſpeiſet zu ſeyn, nicht nach Hauſe geſchickt werden, wie Seine Magnificenz, der Herr Prorektor, richtig anmerkten.

Was ſollte man thun? Warmes Eſſen war nicht mehr herzuſchaffen: dazu war es, ſelbſt in Schilda, ſchon zu ſpät. Es wurde alſo nach den Kramläden und Fleiſchern herum geſchickt, und ein Quaſi-Souper mit holländiſchem Käſe und geräuchertem Fleiſch und Wurſt veranſtaltet; und die hohen Gäſte langten ſo geſtrenge zu, als wären es eitel Puter und Kapaunen geweſen. Statt des Burgunders, den die Kappershäuſer geſoffen hatten, wurde ſogenannter Franzwein und Schnapps aufgetiſcht; und da hieran kein Mangel war: ſo wurde die ganze Geſellſchaft endlich luſtig und guter Dinge, und konnte ſogar über das Malhör ſelbſt lachen und Anmerkungen machen.

Na, ſagte der Kanzler, das Scheißmalhör iſt doch noch zu etwas gut! Die Herren und Damen haben heute ſo müſſen aus der Noth eine Tugend machen: aber ſie ſind darum noch nicht quitt. Auf künftigen Sonntag Abend gebe ich wieder großes Souper, und bitte Sie ſämmtlich, mich mit Ihrer Gegenwart zu beehren.

Tiefe Knixe und Bücklinge von allen Seiten waren das Zeichen der Annahme.

Aber, wenn ich bitten darf, fing der Major **Schnittlauch** an, werden dann Ihre Excellenz das Eſſen wieder bey einem Trätöhr zurechte machen laſſen?

Natürlich, erwiederte der Kanzler, denn ich bin hier noch nicht eingerichtet, und kann es bis zum Sonntage auch nicht ſeyn.

Wohlan, antwortete der Major, ſo werde ich das Haus des Trätöhrs auf den Sonntag mit Soldaten beſetzen laſſen, damit nicht wieder ſo ein Malhör arrivire.

Die Damen und die jungen Herren, ſobald ſie geſättigt waren, wünſchten meiſt alle, daß man nach aufgehobener Tafel den Bal eröffnen mögte: aber auch dieſer konnte nicht vor ſich gehen, weil die Studenten die Muſikanten auf dem Keller bey ihrem Kommers hatten. Das war wieder ein Vorfall, worüber ſich die zierliche Geſellſchaft noch mehr ärgerte, als über das verdorbene große Souper. Da aber, nach dem

Sprichworte, dem gut geigen iſt, der gerne tanzt: ſo ließ die Geſellſchaft es ſich auch ſchon gefallen, daß man aus der nahen Schuſter-Herberge einige Bierfiedler herbey holte, welche zum Tanze ſpielen mußten, da die Studenten auf dem Kommers durchaus nicht zu bewegen waren, ihre Muſikanten herauszugeben.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Der Schulmeiſter.

Der Vater Seiner Magnificenz, des Herrn Prorektors, war ein ehrſamer Schulmeiſter auf einem Dorfe wohl zwanzig Meilen von Schilda. Er hatte ſeinen einzigen Sohn ſtudieren laſſen, und alles an ihn gewendet, was er nur, wie man ſagt, hatte auf und los bringen können. Der Sohn war auch gut eingeſchlagen, das heißt, er hatte ſich bey einem Profeſſor Juris in Schilda eingeſchmeichelt, war deſſen Famulus, oder wie man in Halle ſehr poſſierlich ſagt, Fiskal*) geworden, war fleißig den Abliturienten nachgelaufen, um die rückſtändigen Kollegiengelder einzukaſſiren, hatte endlich pro gradu Doctoris in utroque jure über das wichtige Thema de lana caprina diſputirt. Darauf heirathete er ſeines Gönners Tochter, las deſſen Hefte über Hellfelds Pandekten ab, amüſirte ſeine Zuhörer mit Zoten und Wachtſtubenmäßigen Unflätereyen, und ward am Ende durch den Vorſpruch eines Kammerdieners Profeſſor Juris und Beyſitzer der Juriſten-Fakultät zu Schilda.

Herr Star — ſo hieß der Ehrenmann — mit dem Titel eines Profeſſoris ordinarii, vergaß nun ſeinen Vater Schulmeiſter völlig, deſſen er ohnehin vorher nur gedacht hatte, wenn er Geld brauchte, und bewies dadurch: daß Leute niedrigen Standes meiſtentheils unrecht thun, wenn ſie ihren Söhnen Gelegenheit geben, ſich höher zu ſchwingen. Die Bengel werden gewöhnlich nur ſtolz, und vergeſſen ihre niedrigen armen Eltern. Doch giebt der Autor dieſe Anmerkung nicht für allgemeine Regel aus: er ſelbſt kennt große, ehrwürdige Gelehrte, welche dieſe erſte aller Pflichten, die Ehrfurcht gegen ihre Eltern, ſo erfüllen, daß man ſie im alten Rom und im alten Lacedämon gewiß belobt hätte.

---

*) Vielleicht hat man das Wort, Fiskal ſtatt Famulus erfunden, ut verbum triſtitiam rei mitigaret, wie Cicero von hoſtis und inimicus anmerkt.

Der alte Schulmeiſter erfuhr aus Briefen, nicht von ſeinem Sohne, ſondern von Andern: dieſer ſey ein angeſehner Mann geworden, und freute ſich fürbaß darüber. Das Stillſchweigen ihres Sohnes konnte das alte Schulmütterchen nicht begreifen, aber der Herr Schulmeiſter ſagte immer: Närrchen, das verſtehſt du nicht! Die Gelehrten haben alle Hände voll zu thun: die müſſen Kollegen leſen, müſſen Bücher ſchreiben, und finden nicht einen Augenblick Zeit, einen Brief an ihre Verwandten zu ſchreiben.

Der gute Schulmeiſter kannte die Herren Gelehrten, zumal die Beſoldeten, zu wenig, als daß er hätte wiſſen ſollen, daß dieſen Herren Zeit genug übrig bleibt, L'Hombre zu ſpielen, Bälle zu beſuchen und in Klatſch- und Trinkgelagen ganze Abende hinzubringen.

Endlich hörten die alten Eltern des Herrn Star, daß ihr Sohn etwas recht Großes, gar Prorektor geworden ſey, und Frau Anna Orſchel drang heftig in ihren Mann, nach Schilda zu reiſen, um zu ſehen, was der Herr Sohn Gutes machte.

Ja, ſagte Bakelars Star, das will ich auch thun, Mütterchen: meinen Herrn Sohn will ich beſuchen, und dann mag Gott über mich gebieten, wenn es ihm geliebt.

Er zog alſo ſeine ſchwarze lederne Hoſen und ſeine ſchwarze Kamaſchen mit den glänzenden Glasknöpfen von gleicher Farbe an, warf ſich in ſeinen braunen Rock, ſezte ſeine ſchwarze Atzel und ſeinen großen dreyeckigen Hut auf, nahm ſeinen Wander-Stab zur Hand, und begann die Reiſe unter dem Schutz des Allmächtigen. In allen Kneipen unterwegs erzählte er den Bauern, daß er hinreiſe, ſeinen Sohn, den Herrn Prorektor in Schilda heimzuſuchen, und erklärte, wie das ein gewaltig großer Herr ſey. Die Bauern fügten jedesmal die Anmerkung hinzu, daß ſo ein Vater ein glücklicher Mann ſeyn müſſe: was denn der Alte beſtätigte mit einem: das ſollt' ich meynen!

. Endlich kam der Herr Schulmeiſter in Schilda an, und erkundigte ſich nach dem Hauſe ſeines Sohnes, des Herrn Prorektors. Man zeigte es ihm.

Furchtſam trat er in das Haus ſeiner Magnificenz, und erkundigte ſich bey dem im Vorſal ſtehenden Pedell: Ob der Herrr zu ſprechen wären.

Wer iſt Er? ſchnurrte ihn der Pedell an.

Hochzugebietender Herr, entgegnete der Schulmeiſter, ich bin der Schuldiener Stax von Dambach, und habe die Ehre, des Herrn Magnificenz Herr Vater zu ſeyn.

Ah, ſo, ſo! Nun, will Ihn melden.

Der Pedell trat ins Zimmer: Ew. Magnificenz, ſagte er, es iſt ein Fremder draußen, der Sie gern ſprechen mögte.

Prorektor: Wer iſt's?

Pedell: Er ſagt, er ſey der Schulmeiſter von Dambach, Ew. Magnificenz Vater.

Prorektor: Wer weiß auch, ob das wahr iſt! Ihm ſey aber, wie ihm wolle, ich kann den Mann nicht ſprechen. Ich habe zu thun. Hier, (er greift in den Pult, und giebt dem Pedell

Geld) geben Sie ihm das, und ſagen Sie ihm, er ſolle nur in Gottes Namen wieder abreiſen.

Der Pedell kam heraus, und richtete den Auftrag des Prorecktors noch zehnmal impertinenter aus, als er war gegeben worden, ſo recht nach Pedellen-Mode.

Der alte Star ſtand da und zitterte vor Schreck und Bosheit. Lange konnte er kein Wort herausbringen. Als ihm aber der Pedell das Geld hinreichte, welches ihm ſein Sohn wollte geben laſſen, fand er die Sprache, und mit jener Energie, womit er ſonſt ſeine Schüler herzunehmen gewohnt war, ſagte er:

„Geh er nur hin, Herr, und ſag' er meinem Büſſel von Sohn, ich brauchte ſein Geld nicht, wollte ihn aber auch nicht mehr ſehen, in meinem Leben nicht mehr. Wenn er, mein Schlingel ſo ein Rökel iſt, daß er ſeinen alten, betagten Vater, der den Buben groß gezogen hat, nicht mehr kennen will: ſo mag auch ich nichts mehr mit ihm zu thun haben. Das ſag' er ihm nur, Herr, und damit Adjöh!"

Der Pedell berichtete alles, was der Schulmeiſter geſagt hatte, dem Prorektor haarklein; und dieſer wollte eben die Häſcher aufbieten laſſen, um den Alten ins Carcer zu werfen, als die Frau Magnificenzin, welche im Nebenzimmer alles gehört hatte, hereinſtürzte und mit gebieteriſcher Stimme rief: „Mann, ei Mann, biſt du denn ganz und gar verrückt? Willſt dich wohl vor der ganzen Welt blamiren! Soll's denn recht in der Leute Mäuler herumkommen, daß du von geringer Herkunft biſt? Wie würde die Frau Inſpektorin Tiefenthal, die Strumpffabrikantin Oberoh, und vorzüglich die langbeinige Kammerräthin Hoſius ſich über mich erheben, wenn ſie wüßten, daß mein Schwiegervater ein armer Dorfſchulmeiſter iſt! Es wird mir grün und gelb, wenn ich nur dran denke! Laß immer den Alten gehen, wo er hergekommen iſt. Haſt du's gehört, Mann?"

Der Herr Prorektor hatte nichts gegen die Vorſtellungen ſeiner Frau einzuwenden, und beſtellte die Häſcher nicht, um ſeinen Vater aufs Carcer einzuſperren.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Der Student Marcky.

Der Schulmeiſter ging voller Erbitterung auf einen Bierkeller, wo viel Studenten verſammelt waren. Da nun jeder, dem man eine grobe, unverſchuldete Beleidigung angethan hat, ſeinen Aerger gern mittheilt: ſo ermangelte auch Bakelar Stax nicht, den Muſenſöhnen zu berichten, was ihr Oberhaupt für ein illegaler, meſchanter Kerl ſey. Die Studenten, ſonſt zwar ſehr inkompetente Richter in Sachen der Moral, fühlten hier doch, daß der Prorektor höchſt ungerecht gehandelt hatte. Es ging alſo an ein Kritiſiren, welches für ſeine Magnificenz eben nicht vortheilhaft ausfiel. Der Schulmeiſter wurde von den theilnehmenden Zuhörern frey gehalten, und ging gegen Abend aus Schilda, welches ihm wegen der Undankbarkeit ſeines Sohnes durchaus verhaßt ſeyn mußte.

Ein Student, Namens Marcfitz, einer der luſtigſten Brüder auf dieſer berühmten Akademie, war auf dem Keller in einer Ecke geſeſſen, und hatte die ſkandalöſe Hiſtorie von Anfang bis zu Ende mitangehört. Da er ein Pfiffkopf war: ſo beſchloß er, den verachteten Vater zu rächen, und das Mitangehörte zu ſeinem eignen Vortheil und zum allgemeinen Jubel zu benutzen.

Schon längſt hatte er Händel mit ſeinem Hauswirth, und lauerte immer auf Gelegenheit, ihn tüchtig durchzuprügeln; und er würde es lange gethan haben, wenn es in cognito hätte geſchehen können, oder wenn er ſich nicht gefürchtet hätte vor der Strafe: denn in Schilda mußte ein Student, welcher ſeinen Hauswirth oder die Aufwärterin mishandelte, jedesmal zehn Thaler zahlen, und noch obendrein vier Tage ins Carcer wandern.

Marcfitz blieb bis eilf Uhr des Abends auf dem Keller, und ging dann zu Hauſe. Er fand ſeinen Hauswirth ganz allein noch auf, und mir nichts, dir nichts ergreift er ihn, und maulſchellirt ihn derbe, ohne ein Wort zu ſagen, und geht dann wohlgemuthet ſchlafen.

Früh rannte der Mishandelte zum Prorektor, erzählte den Vorgang, und Herr Mareſitz wurde vorgefodert. Als er erſchien, hub der Prorektor alſo an: Herr, was hör' ich: Haben Sie geſtern Abend Ihren Hauswirth mishandelt?

Mareſitz: (wie ſchüchtern) Kann's nicht leugnen, Ihre Magnificenz!

Prorektor: So? Sie geſtehn es alſo ein? Wiſſen Sie dann, daß ſo was ſtrenge verboten iſt?

Mareſitz: Weiß es recht wohl, Herr Prorektor!

Prorektor: Und thaten's doch? Waren Sie vielleicht beſoffen?

Mareſitz: Nicht im mindeſten! Ich bin nie nüchterner geweſen.

Prorektor: So hat Ihnen wahrſcheinlich Ihr Wirth Gelegenheit gegeben? Ich kenne ſie ſchon, die Kreuzphiliſter, die —

Mareſitz: Im geringſten nicht! Er hat mich geſtern abend, für meine Perſon, ganz und gar nicht beleidiget.

Prorektor: Und doch hätten Sie ihn maulſchellirt, und dieß ſo ganz ohne Urſache?

Mareſitz: Ohne von ihm beleidigt geweſen zu ſeyn, ja!

Prorektor: (fürchterlich protzig, mit dem Fuße ſtampfend) Nun dann, ſchon gut, mein Herr Mareſitz: Sie ſollen an uns denken! So eine Bosheit iſt mir ja mein Tage nicht vorgekommen!

Mareſitz: (immer gelaſſen) Ich weiß, Ihre Magnificenz, daß ich Strafe leiden muß: ich weiß, daß ich Geld zu geben, und das Carcer zu beziehen habe.

Prorektor: Ja, das ſollen, das müſſen Sie auch: Zehn Thaler Strafe, und vier Tage aufs Carcer!

Mareſitz: Ich unterwerfe mich dieſer Ahndung, mit Gelaſſenheit. Warum mußte ich ſie verdienen! Hier ſind die zehn Thaler!

Prorektor: (das Geld anſchmunzelnd und wieder gelaſſen) Nun, laſſen Sie ſich's nur in Zukunft zur Warnung dienen, und begehen Sie derley Exceſſe nicht weiter mehr.

Mareſitz: (feurig) Bey ähnlicher Gelegenheit würde ich nicht einen Augenblick anſtehen, daſſelbe zu thun.

Prorektor: (erhizt) Was? Und das ſagen Sie mir? Mir, Ihrer Obrigkeit?

Mareſitz: Ich kann Ihrer Magnificenz nichts anders ſagen, als die reine Wahrheit.

Prorektor: Aber ſagen Sie mir dann doch, warum Sie Ihren Wirth mishandelt haben? Ich kann mir doch nicht vorſtellen, daß Sie ſo ganz ohne Urſache ſich in Schaden und Strafe hätten bringen wollen.

Mareſitz: Freilich, habe ich Urſache gehabt, die aber Ihre Magnificenz niemals erfahren ſollen.

Prorektor: Ich will ſie aber wiſſen.

Mareſitz: Ich bitte Ihre Magnificenz um Ihrer eignen Ruhe willen, nicht weiter in mich zu dringen: denn ich mag durch mein Geſtändniß Ew. Magnificenz den Appetit zum Mittagseſſen nicht verderben.

Prorektor: (ſehr protzig) Herr mit wem reden Sie? Wenn Ich Sie frage, ſo antworten Sie: verſtehn Sie mich?

Mareſitz: Wenns Ihre Magnificenz durchaus wiſſen wollen —

Prorektor: (ſpizt die Ohren) Freilich will ichs wiſſen, weil ichs wiſſen muß!

Mareſitz: Als ich geſtern Abend nach Hauſe kam, hörte ich meinen Wirth in ſeiner Stube ſehr laut reden. Ich würde mich um dieſes Gerede gar nicht bekümmert haben, wenn ich nicht gehört hätte, daß Ihre Magnificenz der Gegenſtand ſeines Plauderns geweſen wären.

Proréktor: Wie, der Mann ſprach von mir?

Mareſitz: Ja, und zwar in den alleranzüglichſten Ausdrücken. Das muß, ſo ſagte er, ja ein grober Eſel ſeyn, der Proréktor: Ja, ein rechter Schlingel muß er ſeyn, der verfluchte Profeſſor Star. Ich ſtuzte und ſprang in die Stube. Was haben Sie da mit unſerm Herrn Proréktor zu thun? fragte ich. Ei, war die Antwort meines Wirthes, ſtellen Sie ſich doch nur vor: da kommt der alte Schulmeiſter Star von Dambach, der Vater vom Proréktor, und der Eſel von Kerl will ihn nicht einmal ſehen, vielweniger ſprechen, und weiſet ihm ab. Das muß ein ſchöner Proréktor ſeyn, der vertrackte Profeſſor Star, der ſeinen alten Vater, der ſeinetwegen ſo weit gekommen war, nicht einmal ſprechen wollte! Pfui, der Schande! --- Das iſt nicht möglich, das iſt nicht wahr, ſagte ich: ſo ein elender Schurke iſt unſer Herr Prorektor nicht! Doch, doch, ſchrie er, es iſt alles wahr: ich habe es ſelbſt aus dem Munde des alten Mannes. Nun gab ein Wort das andere: ich nahm mich Ihrer Magnificenz an, wie ſichs gebührt; da nun ſchimpfte mein Wirth, und ich nicht links, und maulſchellirte ihn: Und ſehen Sie, Herr Prorektor, dieß iſt der ganze Vorgang der Sache: Bitte nur nicht übel zu nehmen, daß ich eine ſo verdrüßliche Hiſtorie habe erzählen müſſen!

Prorektor: (ganz kleinlaut) Wiſſen dann mehr Leute noch von dieſem Vorfall?

Mareſitz: Ich bin heute noch nicht weiter ausgegangen: Von mir hat niemand etwas erfahren.

Prorektor: Hören Sie, mein lieber Herr Mareſitz, Sie können mir glauben, daß an der ganzen Sache, ſofern ſie mich angeht, nicht ein Wort wahr iſt: Hoc pro primo. Und dann würde ich pro ſecundo den Philiſter gewiß zur Strafe ziehen laſſen, wenn ich anders mich gern mit dieſem Grob abgäbe. Pro tertio bitte ich Sie, den ganzen Handel zu verſchweigen, und pro quarto Ihr Geld wieder zu nehmen; auch die vier Tage Carcer ſchenke ich Ihnen pro quinto.

Mareſitz: Danke unterthänigſt, Ihr Magnificenz!

Mareſitz ſtrich ſein Geld ein und empfahl ſich dem Prorektor, der ihn nochmals und recht angelegentlich zum Stillſchweigen ermahnte. Aber kaum war er zum Hauſe des Prorektors hinaus, als er auf den großen Bierkeller ging, und da unter lautem Jubel allen Anweſenden haarklein berichtete, wie er den Prorektor recht nach Noten geprellt, und ſeinen Hausphiliſter mir nichts dir nichts maulſchellirt habe; und das obendrein gratis. Das Hiſtörchen beſchäftigte viele Tage lang alle Toiletten und Bürgergelage in Schilda und in der herumliegenden Gegend; und jederman bewunderte die Schalkheit des Studenten Mareſitz.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Der Kabbaliſt.

Der Kanzler konnte ſein Haupt nicht eher ſanft niederlegen, bis er abermals großes Souper gegeben hatte. Dieſes neue Feſtin ſollte noch prachtvoller werden, als das erſte geworden wäre, wenn Freund Zufall ſein Spiel nicht mit den Kappershäuſern gehabt hätte.

Damit aber nicht abermal der Böſe ſeinen Spas treiben mögte, wurde alles ſo eingerichtet, daß man vor etwas Aehnlichem ſicher ſeyn konnte. Der erſte Trätöhr erhielt wieder den Auftrag, für neun und neunzig Converts. Der erwähnte Major ſtellte wirklich eine Wache von ſechs Mann vor das Trätöhrhaus, mit der geſchärften Order: das Eſſen von niemanden holen zu laſſen, als von den Leuten des Herrn Kanzlers; und nur gleich drein zu ſchlagen, wenn Studenten, ſie mögten von Schilda oder Kappershauſen ſeyn, daſſelbe mit Gewalt nehmen wollten. Aber dieſe Vorſicht war dieſes Mal eben nicht nöthig: die Studenten hatten kein Geld mehr, auch nichts mehr zu verſetzen, konnten folglich das theure Eſſen auch nicht mehr bezahlen.

Der Kanzler war außerordentlich froh, daß das große Souper endlich zu Stande war, und eben ſo froh waren ſeine Gäſte, deren viele dießmal noch länger vorher gefaſtet hatten, als das erſte Mal.

Zu Anfange des Schmauſes hörte man kein Wort: denn alle Gäſte hatten blos mit dem Geſchäfte des Eſſens zu thun, endlich aber wurde es lauter und lauter; und als gar der Burgunder ſeine Wirkungen anfing, konnte man ſein eigen Wort nicht mehr verſtehen.

Nach dem Eſſen trennten ſich die, welche nicht tanzen wollten, von der übrigen Geſellſchaft, und bezogen ein Nebenzimmer, um Tabak zu rauchen, und zu trinken: die andern Herren und Damen fingen an zu tanzen, und die Muſik war das Mal auch beſſer, als das erſtemal. Walzen, und recht unſinniges Walzen war auch hier der Haupttanz; und es foderte keiner ärger dazu auf, als gerade die Dümmern oder die Brüder und Schweſtern von der Sippſchaft der Venus.

Gegen Mitternacht fiel es der Frau Kanzlern ein, ein Wort mit dem Sekretär geheim zu ſprechen. Sie gab ihm ihren Wunſch zu verſtehen, und beyde entfernten ſich. Zum Unglück hatte die gnädige Frau den Schlüſſel zu ihrem Kabinette verlohren, und war daher genöthigt, in das Zimmer der Kammerjungfer abzutreten. Aber gerade hier lauerte ſchon hinter dem Kleiderſchrank, in der Ecke am Althofen, Herr Fäuſkäs, Profeſſor der Rechte, auf die Kammerjungfer, die er dahin beſtellt hatte. Er erkannte den Sekretär an der Stimme, und hielt, um unbemerkt zu bleiben, ſich in ſeinem Winkel ganz ſtille, und dämpfte ſein Odemholen mit dem Taſchentuch ſehr behutſam.

Den Auftritt zwiſchen dem Sekretär und der gnädigen Frau errathen meine Leſer von ſelbſt; und darum finde ich es nicht nöthig, das Papier mit einer Erzählung von Dingen anzufüllen, die in der kleinen und großen Welt nichts fremdes ſind. Ich könnte ſonſt ganz kommode erzählen, wie beyde ſich immer inniger umfaßten, wie ſie Küſſe auf Küſſe häuften, die Thüre verſchloſſen, wie ſie aufs Bette fielen, wie das Bettgeſtelle krachte, wie ſie hernach keuchten: kurz, ich könnte die Avantüre ſo beſchreiben, wie der renommiſtiſche Kraftmann, Herr Kramer, im Erasmus Schleicher eine ähnliche beſchrieben hat. Vielleicht würde — wie man zu ſagen pflegt — Manchem das Maul dabey wäſſern; und viele neuen Schriftſteller ſetzen viel Werth auf die Kunſt, das Maul ihrer Leſer wäſſern zu machen.

Der Profeſſor Fünfkäs, ſo lüſtern er auch geworden war, erhielt zwar für dießmal ſeinen Zweck nicht; denn die Kammerjungfer konnte zur verſchloßnen Thüre nicht herein: aber er entſchloß ſich, den Vorfall von Seiten der Oekonomie zu benutzen. Als daher die Verliebten wieder in den Tanzſaal zurück waren, ſchlich er nach, nahm bald darauf den Sekretär auf die Seite, und ſprach zu ihm alſo: Aber Herr Sekretär, wie in aller Welt kommen Sie dazu, die Frau Ihres Wohlthäters, unſers Herrn Kanzlers zu verführen?

Sekretär: (erſchrocken) Wer? Ich — Ich ſollte des Kanzlers Gemalin verführen?

Fünfkäs: Ja, Sie, Sie, Herr! Wir haben Beweiſe. Sind Sie nicht noch vor einigen Minuten im Zimmer der Kammerjungfer geweſen? Ich und noch einer von meinen Collegen haben Sie herein und herausſchleichen ſehen, haben das Schloß abſchließen hören, haben gehorcht, und mehr als zuviel gehört: Leugnen würde alſo nichts helfen, wenn es uns anders gefiele, Sie zu ſtürzen.

Sekretär: Aber ums Himmels willen, Sie werden doch nicht! —

Fünfkäs: Nein, ich werde nicht, wenn Sie erkenntlich ſind.

Sekretär: Fodern Sie, theuerſter Mann! was Sie wollen! Ich ſtehe Ihnen ganz zu Dienſte.

Fünfkäs: Sehen Sie, Herr Sekretär, ich habe viele Kinder, eine ſchlappige Frau, wenig Zuhörer und blutwenig Beſoldung. Ich weiß, Sie können beym Kanzler viel ausrichten. Morgen werde ich Ihnen eine Supplik ſchicken: dieſe übergeben Sie ihm, mit der Bitte, daß er ſie dem Fürſten empfehlen wolle. Thun Sie das! Es ſoll Ihr Schade nicht ſeyn: verlaſſen Sie ſich drauf; und wenn Sie klug ſeyn wollen, ſo haben Sie Gelegenheit, ein angeſehner, reicher Mann zu werden.

Sekretär: Höher, als ich jezt bin, kann und mag ich nicht kommen. Am Ende iſt doch alles Lari Fari!

Fünfkäs: Sie reden wunderlich! Es ſcheint, als wenn meine Entdeckung Sie beſorgt oder muthlos gemacht habe; und das ſollte mich ſehr ſchmerzen. Thun Sie nur, warum ich Sie erſucht habe: und dann rechnen Sie auf meine Verſchwiegenheit ganz zuverläſſig. Uebrigens muß man das ad altiora nie aus den Augen laſſen, vorzüglich auf einer Carriere nicht, wie die Ihrige iſt. Sie müſſen noch, wie Themiſtokles durch ſeine Mutter ſeinen Vater, und durch ſeinen Vater ganz Athen regierte, ſo auch durch die Frau Kanzlerin den Kanzler, und durch den Kanzler ganz Schilda regieren. Ich hoffe, wir werden ſchon noch bekannter werden.

Der Sekretär verſprach alles: Herr Fünfkäs ſchickte den folgenden Tag eine Bittſchrift um Zulage; und da ſie vom Kanzler, auf Betrieb des Herrn Schnellers bey dem Fürſten wohl und nachdrücklich empfohlen wurde, ſo erhielt er, was er geſucht hatte.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Akademiſche Diſputationsfabrik.

Zu Schilda gings, wie in ganz Deutſchland, daß nämlich jeder Mediciner, Philoſoph oder Juriſt, der die Erlaubniß zum Prakticiren oder Dociren erhalten wollte, diſputiren mußte. Man weiß recht gut, daß dieſe Mode noch ein Ueberbleibſel jener Zeiten iſt, wo man glaubte, es ſey etwas recht Großes, ſeine Behauptungen in lateiniſcher Sprache öffentlich zu verfechten, und wo man noch ſtolz und kurzſichtig genug war, anzunehmen: durchs Diſputiren könne wohl gar eine Wahrheit gefunden oder beſtätiget werden. Zu unſerer Zeit weiß man das freilich beſſer, lernt darum auch blutwenig Latein, und achtet es der Mühe nicht einmal werth, eine Diſputation ſelbſt zu elukubriren, oder einer von den Gewöhnlichen nur zuzuhören, es ſey denn, um den Unſinn noch höhniſcher zu verachten oder zu beſpotten. Und doch hält man die Diſputationen noch immer hübſch bey, nicht, weil ſie Nutzen ſtiften — denn wie könnten das Wiſche, die von Barbarismen ſtrotzen und gewöhnlich aus neun und neunzig Büchern zuſammengeſchmiert werden! — ſondern weil ſie dem Beutel der Fakultäts-Herren frommen, und auch noch nebenbey manches abwerfen, nach dem Grundſatz von Leben und Lebenlaſſen. Und nur von daher kann man es erklären, warum die Herren oft die ſchofelſten Wichte zu Doktoren und Magiſtern kreiren. Sie wollen ihrem Privatintereſſe nichts vergeben; und das würden ſie doch müſſen, wenn ſie ihre Pflicht gegen das gemeine Beſte beobachten, und nur gelehrte, würdige Männer promoviren wollten.

Freilich liegt im Grunde wenig daran, ob der Titel: Doktor, Magiſter, einem Ochſen oder einem Eſel gegeben wird: es iſt akademiſcher Schnickſchnack und weiter nichts, den ein kluger, ſelbſtſtändiger Mann ſo wenig ſucht, als jeden andern Titel. Doch wozu das Moraliſiren über eine Sache, die, ſo lange Univerſitäten exiſtiren werden, nicht eher abkommen wird — bis ſie kein Geld mehr einbringt. Denn das Geldgehen läßt man nirgends ungerner eingehen, als auf Univerſitäten.

In Schilda waren die Studenten Sünder, wie meiſt aller Orten, das heißt, ſie verſtanden blutwenig Latein, und befanden ſich allemal in großer Verlegenheit, wenn die Zeit heran kam, daß dieſer oder jener diſputiren ſollte. Da gab es aber einige dienſtbare Geiſter, welche aus der Noth halfen, und den traurigen Sudel irgend eines, der Doktor oder Magiſter werden wollte, aus dem Deutſchen ins Lateiniſche ſo überſezten, daß es konnte geleſen werden. Zwar waren die Herren oft ſelbſt in Schnitzer gefallen, und mußten hernach ſich auf den Pontius und den Pilatus berufen, wenn ein Anderer ſie deshalb loramirte. So was aber geſchieht auf andern Univerſitäten auch!

Der vierte Profeſſor der Medicin, und der ſechſte in der philoſophiſchen Fakultät gingen einſt ſpaziren, und klagten einander ihre Noth, wie daß ſie zu wenig Beſoldung hätten, und daß auch mit dem Kollegienleſen wenig oder nichts zu verdienen ſey.

Ja, ſagte der Doktor Pillendrechsler, ich habe mir alle Mühe gegeben, Zuhörer zu bekommen: ich habe lauter neue Theorien, zum Beyſpiel, die Theorie, alle Krankheiten durch Windtreibende Mittel, welche ich methodum pedatoriam oder crepitatoriam nenne, zu heilen: und troz dieſen trefflichen neuen Geheimniſſen ſind meine ſubſellia dennoch immer leer.

Gerade ſo geht mirs auch, Herr Collega, erwiederte Herr Calamiſter: ich habe die herrlichſten neuen Wahrheiten entdeckt; ich lehre die Logik nach den Grundſätzen der alten Aegypter; in der Metaphyſik folge ich den Perſiſchen Magiern und in der Moral dem Confucius: und doch ſind und bleiben meine ſubſellia leer, wie die Ihrigen.

Ich wüßte wohl, fuhr D. Pillendrechsler fort, wie uns konnte geholfen werden.

Ja, das wüßte ich auch, wenn uns der Fürſt nur Zulage geben wollte. Ich hatte ſchon im Sinn, deswegen ad Sereniſſimum mich zu wenden.

Thun Sie das ja nicht, Herr Collega! es iſt verboten worden, um Zulage anzuhalten.

Was Sie ſagen, Herr Collega!

Ja, ja: hier mögen Sie es leſen.

Der Doktor und Profeſſor Pillendrechsler zog ein Schreiben aus der Taſche, und las ſeinem Collegen, dem Herrn Calamiſter, folgendes vor:

An die Hochfürſtliche Univerſität zu Schilda.

Wir von Gottes Gnaden u. ſ. w.

Es iſt uns recht verdrüßlich geweſen, zu vernehmen, daß einige Profeſſores zu Schilda unverſchämt genug geweſen ſind, Uns um Zulage zu ihrer Beſoldung anzuſprechen, gerade, als wenn Wir Geld genug hätten, um es den Pedanten zu Schilda ins Maul zu ſtecken. Wir haben wichtigere und nothwendigere Ausgaben für die Aufrechthaltung der reinen Lehre, für das Einzäunen des Faſanengehegs, für die Mitunterhaltung der armen franzöſiſchen Prinzen, Grafen und Edelleute, für unſere Stuterey im Großen und Kleinen, für unſern Geiſterbanner, für die Parforcejagd und für unſre Soldaten. Wir befehlen alſo, daß in Zukunft kein Profeſſor in Schilda mehr um Zulage anſuchen ſoll, bey Vermeidung des Verluſtes ſeines Amtes: Wornach ſich jeder zu richten hat. Gegeben Colchis u. ſ. w.

Friedrich Carl, Mp.

Ei, ei, das iſt ſchlimm, verſezte Herr Calamiſter: ich hatte dieſe Hoffnung nur noch, und auch die iſt jezt dahin!

Hören Sie, Herr Collega, ich will Ihnen etwas rathen! Sie ſtehen gut beym Kanzler: gehn Sie zu ihm, und halten Sie für uns beyde um das Monopol aller Diſſertationen an. Die mediciniſchen, die doch die mehrſten ſind, ſchriebe alsdann ich, und Sie die übrigen: und dadurch wäre uns beyden geholfen. Wollen Sie, ſo überlaſſe ich Ihnen auch noch die Anfertigungen aller Vorreden, Anreden und anderer lateiniſchen Komplimente, ſo wie ſie beym Diſputiren üblich ſind.

Herr Calamiſter fand das Projekt unvergleichlich, und hinterbrachte es ſofort ſeiner Excellenz, dem Herrn Kanzler, welcher entzückt war, eine Gelegenheit zu haben, zwey brave Männer zu protegiren und ihnen ihren Sold vergrößern zu helfen, ohne das Geld ſeines Fürſten, oder ſein eignes in Contribution ſetzen zu müſſen.

Die Sache wurde vom Sekretär aufgeſezt und nach Colchis an den Hof geſchickt; und nach Verlauf von einigen Wochen erhielten die Herren zu Schilda den Befehl: daß forthin keiner, der Doktor oder Magiſter werden wollte, ſeine Diſſertation bey jemanden anders ſollte machen laſſen, als bey den erwähnten Supplikanten, welchen denn auch erlaubt wurde, über ihrer Hausthüre ein Schild zu führen, mit der Aufſchrift: Akademiſche Diſſertationsfabrik. Um Unterſchleife zu verhüten, durfte auch keine Diſputation gedruckt werden, worauf einer von den beyden Herren ſein vidi nicht geſchrieben hatte: denn ob man gleich freygelaſſen hatte, daß die jungen Leute ihre Werkchen ſelbſt ſchreiben konnten: ſo wurde doch den beyden Herren noch eine Gebühr fürs vidi ausgeſezt. Aber ſie verdienten mit ihrem vidi oft ganze Jahre lang keinen Heller, weil kein Student ſelbſt was ſchrieb.

Profeſſor Calamiſter verfertigte alſo von da an alle Reden für die Diſputanten, ſchrieb die lateiniſchen Briefe, welche die Opponenten und andre Gratulanten hinten an die Diſſertationen des Viri Clariſſimi, doctiſſimi ſibique Amiciſſimi andrucken lieſſen, und überſezte die Argumente utriusque partis gegen einander, welche die Diſputirenden vom Papier ablaſen: und ſo war für beyde Herren geſorgt! Profeſſor und

Doctor Pillendrechsler verdiente indeß das meiſte, weil er ſich allemal für eine Diſputation nach dem gewöhnlichen Leiſten — eine nach einem beſondern kam weit höher — vier bis ſechs Schild-Luidor, woran auch kein Quäntchen fehlen durfte, bezahlen ließ; und da er Jahr aus Jahr ein wenigſtens an die dreyßig Stück für Mediciner zu fabriciren hatte: ſo war das Sümmchen ſeines Verdienſtes recht hübſch.

Um nun bey dieſem Verdienſte ſich an Arbeit nicht zu übernehmen, hatten beyde Herren eine ganze Menge ihres Gemaches vorräthig, nebſt einem Verzeichniß, welches ſie jedem zur beliebigen Auswahl mittheilten, ſich bezahlen ließen, und dann friſchweg halfen, daß auch ein Herr ohne Kopf und Herz das Privilegium erfechten konnte, die liebe blinde Welt mit einem Titel zu täuſchen, oder den Gottesacker mit Leichen reichlich zu düngen.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Societas pro moribus poliendis, oder zu deutſch, die Theegeſellſchaft.

Als der Profeſſor Fünfkäs merkte, daß die Herren Pillendrechsler und Calamiſter ihre Beſoldungen durch einen Pfiff erhöhet hatten, ſo beſchloß er, die ſeinige eben ſo zu erhöhen: denn er wollte doch auch zeigen, quid virtus et quid ſapientia poſſit. Er ging alſo mit einer wichtigen Miene zum Kanzler, und meldete ihm, daß er einen Anſchlag von Wichtigkeit habe, die rohen Sitten der Studenten zu verbeſſern, und ihnen eine feine Lebensart anzugewöhnen.

Na, Herr, ſagte der Kanzler, das wäre ja ganz excellent! Ich hab mich ſchon oft geärgert zum Teufelholen über die Rökeley der Studenten, zumal neulich da des Abends: Sie wiſſen's ja! Die Leute führen ſich auch auf, wie die Gaſſenbuben, mein Seel! Laſſen Sie aber mal Ihren Anſchlag hören!

Prof. Fünfkäs: Mein Anſchlag iſt ganz ſimpel, Ihr' Excellenz. Die Studenten ſind ungeſittet, weil ſie keine Gelegenheit haben, mit geſitteten Leuten umzugehen: ſie liegen nur unter ſich herum, und da lernt einer vom andern Grobheit, Zoten und alles Böſe.

Kanzler: Aber wer will dann gern haben, daß Studenten in ſeinem Hauſe aus- und eingehen! Jeder honnette Menſch geht ihnen ja aus dem Wege! Die Leute ſind oft wie die Eſel!

Prof. Fünfkäs: Die Zuſammenkunft der Studenten muß ſo eingerichtet werden, daß ein Mann von Anſehn, am beßten ein Profeſſor, immer dabey ſey, oder vielmehr, daß die jungen Leute in dem Hauſe dieſes Mannes zuſammen kommen, ſich da unter ſich und mit andern Männern, auch mit honnettem Frauenzimmer, anſtändig unterhalten, etwan eine Taſſe Thee oder Kaffee dabey trinken, und wohl auch dann und wann ein frugales Abendbrodt einnehmen. Ich ſtehe dafür, ſo eine öffentliche Aſſamblee, woran jeder wohlgeſittete Mann Theil nehmen darf, wird ſehr viel zur Cultur der akademiſchen Sitten beytragen.

Kanzler: Das glaube ich auch, Herr! Und da Sie den Vorſchlag gethan haben, ſo will ich die Sache ans Curatorium berichten, und Sie zum erſten Direktor der neuen Geſellſchaft vorſchlagen.

Profeſſor Fünfkäs war ſehr froh, daß ſein Vorſchlag ſo ſchnell angenommen wurde: denn an der Approbation von Colchis aus, zweifelte er gar nicht. Er rechnete auf den Sekretär Schneller, und dieſer richtete den Bericht auch ſo vortheilhaft ein, daß dem Profeſſor Fünfkäs die Einrichtung der Geſellſchaft ganz überlaſſen wurde, und er noch zur Beſtreitung der Unkoſten, das heißt, für zwey Taſſen Thee auf die Perſon, jährlich achthundert Thaler Vorſchuß erhielt.

Profeſſor Fünfkäs hatte zwey ſchöne Töchter, welche aber, um die jungen Herrlein nach deren Gegenwart lüſterner zu erhalten, nicht gleich mit zur Geſellſchaft kamen, ſondern erſt ſichtbar wurden, wenn man zu Nacht eſſen wollte. Anfänglich bath er die Herren, die zum

Thee gekommen waren, zweymal zu Tiſche: das dritte Mal aber hieß es:

Meine Herren, ich würde es mir zur Ehre rechnen, wenn ich Sie jedesmal an meinem Tiſche bewirthen könnte: allein meine Einkünfte machen mir das unmöglich; und ich muß daher dieſes Vergnügen entbehren. Aber wenn meine Herren etwan eine Subſcription eröffnen und alle Vierteljahr eine Kleinigkeit zur Beſtreitung der Koſten bezahlen wollten: ſo würde ich alsdann auch allemal die Ehre haben können, Sie jedesmal zum Abendeſſen da zu behalten.

Die Studenten zahlen herzlich gern, wenn man ſie wichtig macht. Der Vorſchlag wurde alſo einhellig angenommen, und man fragte den Herr Fünfkäs: wie viel er vierteljährig verlange? Allein Herr Fünfkäs ſtellte das der Schenerösität der Herren heim, und dieſe waren auch ſo ſchenerös, daß ihrer vierzig ſubſcribirten, und jeder einen Luidor vorausbezahlte. Weil aber vierzig Perſonen auf einmal zu viel waren: ſo traf man die Einrichtung, daß jedesmal Zehen zu Tiſche behalten wurden, und daß alſo die Herren für drey ſehr frugale Abendmahlzeiten gerade einen Luidor bezahlt hatten. Herr Fünfkäs befand ſich ſehr wohl dabey, und konnte mit ſeiner ganzen Familie auf Unkoſten der Studenten zu Nacht eſſen.

Die Studenten merkten freilich, daß ſie geprellt wurden, aber die Ehre, bey einem Profeſſor zu ſpeiſen, und das Vergnügen, mit den Mamſellen ſcharmiren zu können, machte ihnen die Prellerey erträglich; und die Geſellſchaft, welcher man den Namen der Polirenden Societät gab, exiſtirte ſehr lange in Schilda.

Profeſſor Fünfkäs hatte noch einen Vortheil bey dieſer Geſellſchaft: er konnte dadurch ſich Anhang und Zuhörer für ſeine Vorleſungen verſchaffen: und von dieſer Zeit an war ſein Hörſaal auch immer voll. Als es endlich Winter und kalt ward, foderte er obendrein von ſeinen Theegäſten auch noch Holzgeld; und da beynahe die halbe Akademie hinlief, eine Taſſe Thee bey ihm zu trinken, bekam er ſo viel, daß er für ſich und ſein ganzes Haus Holz die Fülle kaufen konnte. Die Präſenter an Kleidungsſtücken, Tüchern, Fächern, u. dgl., die ſeine Frau und Töchter erhielten, erſparten ihm für dieſe jährlich auch noch weit über hundert Thaler.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Eine Geſellſchaft anderer Art.

Der Student Mareſitz, welchen wir ſchon kennen, ärgerte ſich bas über die polirende Societät, und über den ſuperfeinen Ton, welcher dadurch eingeführt wurde, und beſchloß dem Uebel, oder, wie er es nannte, der theekeſſeliſchen Petimäterey entgegen zu arbeiten, es koſte auch was es wolle. Um ſie zu ſtürzen, beſchloß er, ſeinen Mitburſchen den nahen Untergang des ganzen Burſchenkommangs recht ans Herz zu legen, und gemeinſchaftlich mit den bravſten unter ihnen dem Verderben entgegen zu ſtreben.

Zu dem Ende verſammelte er ohngefähr Hundert der Derbſten in einem Garten, bey Bier und Schnapps, und hielt, nachdem er ſich ein geneigtes Gehör ausgebeten hatte, folgende Anrede:

Meine Herren und Brüder,

Ich bin überzeugt, daß jeder von Euch mit mir einig iſt, daß Ausübung der akademiſchen Freyheit zur Erhaltung derſelben unumgänglich nothwendig ſey: denn was iſt ein Privilegium, das man nicht benuzt? was iſt ein Vorzug, deſſen man ſich nicht bedient? Unſere braven Vorfahren, ich meyne die Studenten der vorigen Zeit, ſahen dieſes ſehr richtig ein, und übten, als erzhonorige Burſchen, troz allen Strafen, troz Carcer, Conſilium und Relegation ihre Rechte; und kein Prorektor, keine Commiſſion iſt bisher im Stande geweſen, das zu unterdrücken und abzubringen, was der Edelmuth unſrer Vorfahren verfochte. Schilda hat bisher mit allen deutſchen Univerſitäten gewetteifert; Schilda war im Punkt des ächten Kommangs ſo celeber, ſo berühmt, als irgend eine Akademie des Vaterlands. Wo hat man ſonſt ſich mehr geſchlagen, als in Schilda? Wo hat man mehr kommerſirt, wo mehr geſoffen, als in Schilda, und wo iſt mehr Jux getrieben worden, als wieder in Schilda? —

Aber leider — meine Herren und Freunde, was Macht, Gewalt und Strafen nicht auszurichten vermogten, das richtet jezt Petimäterey aus; wenigſtens beſtrebt ſich die hier zum Schaden des ächten Kommangs errichtete ſogenannte polirende Societät, den alten graden Burſchenton ganz zu verdrängen. Da werden lauter ſüße Herren gebildet; da lernt der Student Thee und Waſſer trinken, ſtatt Bier und Schnapps; da verlernt er unſre edle Sprache, und ſchnattert Floskeln aus Komödien und Romanen. O tempora, o mores! Ich habe es Euch geſagt, meine Herren und Brüder: wenn wir nicht ſelbſt Hand ans Werk legen, wenn wir nicht ſelbſt gegen das Uebel arbeiten: ſo geht unſer akademiſcher Kommang zu Grunde. Dixi et ſervavi animam meam!

Als Mareſitz ausgeredet hatte, entſtand ein großes Geräuſch in der ganzen Verſammlung: jeder gab Vorſchläge, und die meiſten ſtimmten dahin: daß man einen Hunzfott drauf ſetzen wollte, wer die polirende Societät in Zukunft beſuchen würde. Andere wollten, daß man das nächſte Mal, wenn jene Geſellſchaft zuſammen käme, des Abends hingehen, und alle Fenſter in dem Hauſe des Profeſſors Fünfläs einwerfen ſollte.

Eure Anſchläge ſind gut gemeint, ſagte Mareſitz, aber auch weiter nichts. Ihr wollt einen Hunzſen drauf ſetzen: bene! aber glaubt Ihr denn, daß die ſüßen Mucker ſich um ſo einen Trumpf kümmern werden? Ihr kennt die Petimäter ſchlecht, wenn Ihr denkt, daß ſo was bey ihnen anſchlage. Sie machens, wie alle Eſel, denen man immerhin ſagen kann, daß ſie Eſel ſind. Sie ſprechen: Wir verachten großmüthig das Schimpfen der Läſterer, und ſie rennen ihren Gang fort. Und wenn wir auch dem Profeſſor Fünfkäs die Fenſter alle einwerfen, ſo haben wir nichts weiter davon, als daß wir ſie wieder machen laſſen und ins Carcer kriechen müſſen. Das iſt alſo alles nichts! Wollen wir aber etwas thun, das gewiß fruchten wird, ſo laſſet uns eine Geſellſchaft ſtiften, deren Zweck die Aufrechthaltung der akademiſchen Freiheit iſt, und die einen ganz andern Zweck hat, als die beym Fünfkäs. Solch eine Geſellſchaft ächter Verbündeter, eine Societas nobilium fratrum wird die Einflüſſe vereiteln, die jene Afterſocietät haben könnte; wird den Kommang aufrecht erhalten, und wird eine Pflanzſchule ſeyn, woraus in Zukunft noch mancher ächter Burſche entſtehen wird. Wollt Ihr hiezu Eure Hand biethen?

Wir wollen herzlich gern, ſchrieen alle einhellig: ein Hunzfott, der nicht will! Mache Du nur Vorſchläge, Bruder Mareſitz: richte Du alles ein, und verlaſſe Dich auf uns!

Mareſitz bath, daß ſechs Deputirte aus ſechs verſchiedenen Landsmannſchaften mit ihm zugleich den Plan zur neuen Geſellſchaft überlegen und einrichten ſollten; und dieſe ſechs fanden ſich bald, indem man nur ſolche wählte, welche den Ruf hatten, daß ſie den Kommang vollkommen verſtänden.

Gleich den andern Tag wurde von dieſer Committee ein kurzes proviſoriſches Regulativ entworfen, und Subſcription geſammelt für das Kränzchen der Fidelität: denn dieſen Namen ſollte die neue Geſellſchaft führen: und in weniger als drey Tagen zählte man ſchon mehr als ſechzig würdige Mitglieder.

Ich finde es überflüſſig, alle Geſetze aus dem Codex dieſer fidelen Geſellſchaft hier anzuführen: denn meine Leſer würden bey den unendlichen Lappereien gewiß mehr jähnen als lachen. Doch um ſie in den Stand zu ſetzen, über das Betragen dieſer Herren ſelbſt zu entſcheiden, muß ich ſchon einige Hauptvorſchriften anführen, um ſo eher, da ich verſichern kann, daß die Geſetze dieſer Geſellſchaft ſehr ordentlich befolgt wurden.

Das Geſetzbuch, woran Herr Mareſitz und ſeine ſechs Gehülfen über vier Wochen nach Errichtung des Kränzchens ſchwitzten und ſchanzten, enthielt ſechs und vierzig Titel, und führte folgende Aufſchrift: Codex conſtitutionis Coronae Fidelitatis, das iſt: Allgemeines Geſetzbuch für die löbliche Geſellſchaft oder das preiswürdige Kränzchen der Fidelität, verfaſſet und approbirt von den erſten Mitgliedern der Geſellſchaft, unter dem Seniorate des lieben Bruders C. L. Mareſitz.

Die vornehmſten Titel hatten folgende Ueberſchriften: Von den allgemeinen Pflichten der Mitglieder: von Philiſtern und Gnoten: von Schlägereien: von der Burſchenſprache: von Liebſchaften: von Kommerſen: von extraordinären Saufgelagen: von Schulden und vom Bezahlen u. ſ. w.

Man denkt leicht, daß ſehr merkwürdige Vorſchriften unter dieſen Titeln vorkommen mußten. Hier ſind einige zur Probe!

„Kein Mitglied ſoll mehr, als einen Rock haben: denn es ſteht einem fidelen Bruder ſchlecht an, ſich zu putzen wie eine Puppe."

„Jeder ſoll ſich einen plumpen derben Schritt auf der Straße angewöhnen, weil es für einen Burſchen ſchimpflich iſt, einherzutreten, wie etwan ein Tanzmeiſter."

„Keiner ſoll auf der Gaſſe den Hut abziehen, es ſey vor wem es wolle; doch ſoll jeder die Vorbeygehenden dreiſt anklotzen, vorzüglich das Frauenzimmer."

„Noch weniger ſoll jemand irgend einem Philiſter, Profeſſor, Gnoten oder Frauenzimmer ausweichen: man ſoll vielmehr diejenigen, ſo nicht weichen wollen, mit dem Ellenbogen ſo ſchuppen, daß ſie wegfahren, wer weiß wie weit."

„Lieder mögen ſie auf den Gaſſen ſingen, aber keine andern, als approbirte Burſchenlieder, welche nächſtens in einer Sammlung erſcheinen werden."

„Kommen ſie in eine Geſellſchaft, worin Nichtſtudenten ſind: ſo ſollen ſie ihre Superiorität durch ein impoſantes Betragen zu behaupten ſuchen."

„Sie ſollen eine eigne Sprache reden, eine derbe Burſchenſprache, wovon nächſtens ein Lexikon herauskommen ſoll.“

„Gegen Philiſter und Gnoten ſoll ewige Feindſchaft ſeyn.“

„Nur dann iſt es erlaubt, einem Philiſter oder Gnoten zu ſchmeicheln, wenn man ihn prellen will.“

„Liebſchaften werden keine andere geduldet, als mit niedrigen Frauenzimmern, Aufwärtermädchen, Wäſcherinnen, Obſtmädchen und ſolchen.“

„Wer eine vornehme Liebſchaft anzettelt, ſoll ſie geheim halten: denn kömmt es heraus: ſo wird er geſchaßt.“

„Schießen oder Promoviren ſoll keine Schande ſeyn.“

„Eben ſo wenig ſoll es Schande ſeyn, Philiſter zu prellen und Profeſſores zu ſchwänzen.“

„Schlägereien ohne Noth anfangen, ſie aber auch richtig ausführen, ſoll eine große Ehre ſeyn.“

„Wer ſich ſechsmal geſchlagen hat, ſoll von allen Kränzlichen Abgaben frey ſeyn.“

„Arme ſollen nicht aufgenommen werden, es ſey denn, daß ſie durch Muth und ſtrenge Befolgung der Geſetze der Geſellſchaft Ehre machen."

„Wer ſich nicht ſelbſt ſchlagen will, ſoll einen andern für ſich einſtellen, ihn bezahlen, und noch extra vier Thaler in die Kaſſe abgeben."

„Wer beleidigt wird, muß, ehe er ſich ſchlägt, erſt ſeinen Gegner mit der Hetzpeitſche begrüßen, um ſich in Avantage zu ſetzen." —

Von dieſem Schlage waren alle Geſetze und Verordnungen des löblichen Kränzchens der Fidelität, von welchen ich hier noch mehrere anführen könnte, wenn ich nicht befürchten müßte, die Geduld der Leſer zu ermüden. Indeſſen darf man mir aufs Wort glauben, daß viele von den eben angeführten Vorſchriften, auch außer Schilda, auf Univerſitäten in gewiſſen Geſellſchaften, die man Orden nennet, Mode geweſen ſind. So z. B. war das Geſetz von der Befreyung der Abgaben nach ſechs Duellen ein Geſetz der Herren Amiciſten. Wer alſo ein Raufbold war, durfte ſich nur ſechs Mal in Händel miſchen, und hernach auf Regimentsunkoſten freſſen und ſaufen.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen.

Nun war die Burſchenſchaft zu Schilda in zwey große Haufen getheilt, wovon einer der Politur, der andre aber der Fidelität nachjagte, und zwar ſo unſinnig nachjagte, daß man ſehen konnte, wie recht Horatius redet, wenn er ſagt:

Stulti, dum vitant vitia, in contraria currunt.

Der eine Theil ſah ein, daß es eine große Einfalt ſey, den Petimäter zu ſpielen, verfiel aber auf das entgegengeſetzte Extrem, und fing ein Sauleben an, welches nicht einmal Soldaten und Häſchern, geſchweige litteräriſchen Studenten anſieht. Die Herren von der polirenden Societät verachteten mit Recht den rüden, wüſten Ton ihrer Commilitonen, machten es aber noch abgeſchmackter. Da ſie ſich parfumirten, modiſch kleideten, den Mädchen und Weibern die dürren Pfoten beleckten, und ſelbſt dadurch ein Anſehen gewannen, wie es abgelebte Hageſtolze zu haben pflegen.

Kaum war das Kränzchen der Fidelität zu ſeiner vollen Exiſtenz gekommen, ſo nahmen auch die Herren von der Univerſität Notiz davon, beſonders Herr Fünfkäs, als Direktor der Polirenden Societät. Er erfuhr bald, daß das neue Komplott ſich blos vereiniget habe, um ſeinem Inſtitut Abbruch zu thun, und befürchtete nicht ohne Grund, daß ſeine Abſicht, auf Unkoſten der Studenten zu Nacht zu eſſen, u. ſ. w. in Zukunft vereitelt werden mögte: denn wegen der zur Unterhaltung der Geſellſchaft ausgeſezten Zulage durfte ihm nicht bange ſeyn. Man gab zwar in Colchis nicht gern Zulage, was aber einmal einer hatte, das behielt er, er mogte es übrigens verdienen, oder nicht. Die Herren Collegen waren ſelbſt zu klug, als daß ſie den Fürſten auf jemanden hätten merken machen ſollen, der ſein Brodt mit Sünden aß: ſie riskirten zu viel dabey meiſt alle.

Herr Fünfkäs entſchloß ſich alſo, der neuen Geſellſchaft entgegen zu arbeiten, und zwar bey dem nächſten Conſilium. Aber die übrigen Profeſſoren hatten ſchon lange zu den Vortheilen ſcheel geſehen, welche **Fünfkäs** von der polirenden Societät zog; und als er daher mit einer Vorſtellung gegen dieſelbe einkam, fiel Profeſſor **Schnutenius** ein, ſchlug auf den Tiſch, und ſagte:

„Was dem einen recht iſt, iſt dem andern billig: Tros Rutulusve fuat, nullo diſcrimine habetor! Wenn ein Theil der Studioſen ein jus hat, ſecedendi a turba, und ſich in ſocietatem clauſam zu congregiren, ſo muß dieſes dem andern Theil auch permittirt und geſtattet werden. Bey dem Herrn Collega verſammelt ſich auch eine ſocietas clauſa im Hauſe, ich will ſagen, daß die polirende Societät ſub directorio des Herrn Collegae eine geſchloſſene Geſellſchaft ausmacht, und dieſe darf ſich doch nicht mehr Recht vindiciren, als die übrigen ſtudioſi, welchen es auch frey ſtehen muß, ſich in quamvis formam und ſub quavis forma zu uniren und zu verſammeln, dummodo reſpublica nil detrimenti capiat."

Dieſe Rede des Herrn **Schnutenius** hatte ihre gute Wirkung auf alle andere Herren, ſogar auf den Prorektor und auf den Kanzler.

Na, fing dieſer an, Herr Profeſſor **Fünfkäs**, was haben Sie gegen dieſe Gründe einzuwenden?

Sehr viel, erwiderte der: erſtlich iſt die polirende Societät von ſeiner Durchlaucht approbirt; das Kränzchen der Fidelität aber nicht; darf folglich auch nicht geduldet werden.

Schnutenius: Nego conſequentiam, Herr Collega, daß das, was nicht approbirt iſt von Seiner Durchlaucht, auch nicht dürfe geduldet werden. Quae, qualis, quanta! Die Bordelle ſind auch nicht approbirt, und doch duldet man ſie; und mancher Herr beehrt ſie ſogar mit ſeiner Präſenz! Bitte nichts übel zu nehmen! Ergo spage hoc tuum primum argumentum!

Fünfkäs: Fürs andere iſt die neue Verbindung der Univerſität ſchädlich.

Schnutenius: Praevideo, quae dicturus ſis. Aber wir wollen erſt warten, was kommt. Wer weiß, wer die Univerſität mehr blamiren wird, die **Politur** oder die **Fidelität**. Man merkts ja ſchon, daß Empfindeley, Liebſchaften, Luxus, Schuldenhäufen, Roman-Lectüre, Schauſpielſucht, fades Weſen, nebſt Abſcheu vor anhaltendem ernſthaften Studium, und Balſucht ſeit kurzem ſehr eingeriſſen iſt, ohne daß man das alles der Fidelität zuſchreiben kann. Doch, ich wiederhole es: Man muß warten!

Kanzler: Na, wir wollen warten! Aber alles muß ſeine Ordnung haben; alſo ſoll auch dem Kränzchen der Fidelität anbefohlen werden, ſich einen Vorſteher oder Praeſenz (Präſes) aus den Profeſſoren zu wählen, der ſie direktirt, damit alles ehrbar und honett zugehe.

Die Herren machten alle große Augen über den lezten Vorſchlag des Kanzlers, und verſicherten einmüthig, daß keiner von ihnen das Präſidium über das Kränzchen der Fidelität führen wolle. Na, na, ſagte der Kanzler, das iſt meine Sorge! Und damit hatte die Seſſion ein Ende.

Die Kränzianer von der Fidelität hatten gehört, daß man von ihrem Inſtitut auf dem Concilium reden und darüber debattiren würde. Um nun nicht durchzufallen oder aufgehoben zu werden, beſchloſſen ſie, ſich einen Patron an dem Herrn Sekretär Schneller zu wählen; und dieſes ſollte durch ein hübſches Präſent bewirkt werden. Sie wußten, daß Herr Schneller den Rauchtaback über alles liebte und, ſobald es anging, von früh an bis in die Nacht qualmte. Nun hatte ein gewiſſer Jude einen Meerſchaumnen, ſchön mit Silber beſchlagnen Pfeifenkopf, den Großvater aller Pfeifenköpfe in ganz Schilda, der beynahe ein Viertelpfund Knaſter faßte, und über eine Stunde vorhielt. Dieſer allmächtige Pfeifenkopf wurde gekauft, mit einem gewaltig-dicken langen Rohre und einer ſchweren ſilbernen Kette verſehen, und dem Senior Mareſitz übergeben, daß er ihn, nebſt einer prächtigen Repetier-Uhr, dem Herrn Univerſitäts-Sekretär überbringen mußte.

Der Sekretär empfing den Senior ſehr freundlich, noch freundlicher das Geſchenk, und erklärte, daß er der Schutzengel des Kränzchens der Fidelität ſeyn wolle: er ſelbſt habe an der Fidelität ſeine Freude, ſey ehedem auch ein honoriger Burſche geweſen, und werde immer ein Freund ſolcher Herren ſeyn, welche als Studenten, und nicht als Petimäter ſich zeigten. Nur, ſagte er zu Mareſitz, müſſen Sie zuſehen, daß Sie einen Profeſſor zum Vorſteher bekommen, ich meyne nur ſo zum Popanz: denn der muß durchaus nicht wiſſen, was Sie treiben; aber der Kanzler will einmal, daß ein Profeſſor ihre Geſellſchaft, wie er ſagt, rektiren ſoll. Sehen Sie alſo zu, daß einer der Profeſſoren das Oberdirektorium über Sie annehme, und machen Sie übrigens Ihre Sache klug: dann wird kein Henker Ihre Verbindung ſtören können.

Mareſiz wußte recht gut, daß von den Ordinarien zu Schilda keiner das Präſidium ihres Kränzchens übernehmen würde, aber er fand bald anderwärts Rath.

Zu Schilda lebte ein gewiſſer Simon, beyder Rechte Doktor und Profeſſor extraordinarius bey der Juriſten-Fakultät. Dieſer Mann war ſtrohdumm und blutarm, ſo daß er größtentheils von der Freygebigkeit der Studenten und vom Hefteſchreiben leben mußte. Wer aber von der Freygebigkeit der Studenten lebt, der muß ſich auch alles von ihnen gefallen laſſen; und deswegen war Meiſter Simon auch der Gegenſtand aller nur möglichen Neckereien und das wahre Hänschen der Studenten. Oft nahmen ſie ihn mit zu ihren Gelagen, ließen ihn ſogar bey Kommerſen präſidiren, machten ihn zum Papſte*) und hingen ihm Schimpfnamen an. Dieſer allgemeine Scherwenzel der Schildaiſchen Studenten ſollte denn der Präſes des Kränzchens der Fidelität werden. **Simon** freute ſich ungemein über die Ehre, und noch mehr darüber, daß ihm

---

*) **Papſt machen** heißt auf Univerſitäten einen Studenten mit einem Bettuche überhängen, und auf einen Tiſch mit einem Stuhl ſetzen. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo treten die Übrigen, die an der Ceremonie Theil nehmen, um ihn herum, qualmen ihm unter dem Bettuche mit Gewalt den Tabaksdampf unter die Naſe, und thun lateiniſche Fragen an ihn, welche er vorſchriftsmäßig lateiniſch beantworten muß. Der Fragen ſind zwölfe, und bey jeder Antwort muß der Papſt ein Glas Bier oder Breyhan austrinken, auch oft ein Glas Schnapps. Endlich übergiebt ſich der heilige Vater, beſpeyet die umſtehenden Qualmer, und fällt ohne Beſinnung von Stuhl und Tiſch. Dieſes geſchieht gewöhnlich, noch ehe er die zehnte Frage beantwortet hat. Die Umſtehenden brüllen jedesmal die Antworten des Papſtes nach, und wiederholen immer die vorhergehenden bis auf die erſte zurück. Z. E. Septem ſunt artes, ſex.. ſex..; ſex hydriae; quinque libri Moſis; quatuor Evangeliſtae; tres Patriarchae; duae tabulae Moſis, unus eſt oeconomus, qui regnat in culina ſuper ancilla noſtra. — Ich kenne mehrere Verordnungen wider die Kommerſe, aber daß das noch weit ſchändlichere **Papſtmachen** verboten worden ſey, erinnere ich mich nicht. Erſt noch neuerlich haben einige **Hallenſer** dieſen mortalen Unſinn in **Niedeburg** getrieben. Und ſo iſt es gut, daß auf Betrieb des preußiſchen Hofes alle Wirthe in den ſächſiſchen Dörfern um **Halle**, jetzt den Befehl haben, alle Studenten, die ſich gegen die Gebühr toll aufführen, gleich einzuziehen, und ſie dem Univerſitäts-Gericht zu überliefern.

Mareſitz verſprach, ihn jedesmal recht ſatt zu füttern, ſo oft das Kränzchen zuſammen kommen würde, und ihm noch obendrein wöchentlich ſechszehn Groſchen für Bier und Tabak reichen zu laſſen. Nun war Herr Simon in der Wolle, und dem Kränzchen war auch geholfen.

Der neue Kränzchens-Direktor meldete ſich bey dem Kanzler, und zeigte ihm an, daß er durch die einhellige Stimme der Kränzianer von der Fidelität zum Verſteher ſey erwählt worden.

Na, ſagte der Kanzler, das iſt ja recht ſcharmant! Die Parückenhänſe da auf dem Concilium wollten alle nicht dran; und doch iſt's gangen, wie ich es wollte. Es mag auch nicht ſo recht wahr ſeyn, was man mir geſagt hat, ich meyne nur ſo, daß der Herr Profeſſor Simon ein dummer Teufel und ein unwiſſender Ochs wäre, denn wenn das an dem wäre: ſo würden die Studenten den Herrn Profeſſor gewiß nicht zum Präſenz gewählt haben. Nicht wahr, Herr Profeſſor?

Simon machte einen tiefen Bückling, betheuerte, daß er das Seine gelernt habe, führte zum Beweis ſeiner Gelehrſamkeit ſein Doktordiplom an; und der Kanzler, der es nicht beſſer verſtand, hielt ihn von da an für einen Matador unter den Gelehrten zu Schilda, und verſicherte ihn, daß er bald Ordinarius werden, und Beſoldung bekommen ſollte.

Das Kränzchen brachte am Abend dem neuen Präſes eine Serenade, nach deren Endigung Herr Mareſitz das Vivat folgendermaßen ausrief: Es leben Ihr Wohlgeboren, der Herr Hans Nickel Simon, der Rechte Doktor und Profeſſor, wie auch Obervorſteher des löblichen Kränzchens der Fidelität hoch, und abermal hoch! Hierauf zog der ganze Haufen nach dem großen Keller; und ein Kommers wurde aufgeführt, wobey Herr Profeſſor Simon präſidirte.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Anſtalten beyder Societäten.

Simon erhielt von ſeinem Kränzchen ein Pettſchaft, worauf ein Student mit einer Tabakspfeife im Munde, und mit einem großen Schmollisglas in der Hand abgebildet war.

Dieſes Inſiegel ſollte in Zukunft gebraucht werden, die Verordnungen, die Receptionsſcheine und andre die Geſellſchaft betreffende Schriften zu beglaubigen. Dabey wurde aber doch dem Oberaufſeher erlaubt, ſeine Briefe mit eben dem Petſchaft zu beſiegeln, welches er denn auch in ſeiner großen Einfalt für eine große Ehre hielt, und noch denſelben Tag zwölf Briefe auf die Poſt ſchickte, blos um die Freude zu haben, das Wappen des Kränzchens, deſſen Vorſteher er auch war, auf ſeinen Briefen paradiren zu ſehen.

Simon war auch der allgemeine Duzbruder aller Kränzianer, wurde aber, da er doch Juris Doktor und Profeſſor war, nicht ſchlechthin Bruder, ſondern Herr Bruder, genannt, und wenn in ſeiner Abweſenheit von ihm geſprochen wurde: ſo hieß es: der Herr Bruder hat es geſagt, der Herr Bruder hat es gethan. Auch wurde dieſerwegen das Geſetzbuch mit folgender neuen Vorſchrift vermehrt:

„Item ſoll jedesmal der Obervorſteher, wenn er Doktor oder Profeſſor iſt, nicht ſchlechtweg Bruder, ſondern jedesmal Herr Bruder genannt werden: doch ſoll das Ehrenwort, Herr, durchaus kein Dominium noch irgend eine Domination bedeuten: denn dieſes wäre gegen die Gleichheit aller Glieder.“

„Höre, Herr Bruder, ſagte eines Tages der Senior Mareſin zum Obervorſteher Simon: Du biſt ein Gelehrter und ein Dichter: wir wollen dir hiemit auftragen, ein Burſchengeſangbuch für unſer Kränzchen zu verfertigen, damit wir beſtimmt wiſſen können, welche Lieder auf der Straße und bey Kommerſen geſungen werden dürfen, und welche nicht. Du erhältſt für deine Arbeit pro Bogen 1 fl. 24 Kreuzer: biſt Du das zufrieden?

Mit großem Vergnügen nahm der Herr Profeſſor Simon die Bedingung an: denn er war wirklich ein Verſifex, obgleich ein ſehr elender. Als Verſifer bildete er ſich ein, daß er lauter Meiſterſtücke liefere, und hatte auch ſchon mehrmals eine Sammlung Gedichte einigen Verlegern angeboten, war aber wegen der Armſeligkeit ſeines Machwerks allemal abgewieſen worden: doch hatte man in einige Muſen-Almanache und andre poetiſche Flugſchriften Simoniſche Hymnen, Epigramme und Epiſteln aufgenommen, die denn auch geleſen, und ſogar bewundert wurden.

Meiſter Simon durchlief nun alle Kommersbücher, durchſtänkerte den Günther, Hofmannswaldau, Hanke und andre Poeten dieſes Schlages, und ſammelte alle Saft- und Kernvollen Lieder, worunter auch einige recht zärtliche aufgenommen wurden, z. B. Ich liebte nur Ismenen, Ismene liebte mich. — Sollen nun die grünen Jahre. — Mein Herzchen, ach, der Feuerſchein, der ſchießt aus deinen Aeugelein. — Daß alle Gaſſenhauer, die nur aufzutreiben waren, dieſe Sammlung zieren mußten, verſteht ſich von ſelbſt. Alſo fand man da die bekannten Lieblichkeiten: Hab mal drey Batzen gehabt. — Jungfer Lieschen lag droben. — Geſtern Abend war Vetter Michel da, u. dgl. — Aber die vornehmſten Stücke des akademiſchen Geſangsbuchs waren citra controverſiam die eingerückten Gedichte des Herrn Obervorſtehers ſelbſt. Wir wollen nur eins davon anführen, um unſre Leſer zu bewegen, die ganze Sammlung anzuſchaffen. Dieſes Lied befindet ſich gleich pagina eins, und geht nach der

Melodie: „Nun ruhen alle Wälder.“ Es lautet alſo:

1.

Der Burſch iſt ſtäts zufrieden,
Mit dem, was ihm beſchieden,
Er lachet früh und ſpat,
Er preißt das gute Glücke,
Und lobet ſein Geſchicke,
Das ſo für ihn geſorget hat.

2.

Er jagt die bange Sorgen
Schon mit dem frühen Morgen,
Von ſich dem Teufel zu:
Denn nie iſt er zu Hauſe,
Stäts ſitzet er beym Schmauſe,
Und ziehet Bier, wie eine Kuh:

3.

Will er die Gurgel ſchmieren,
Und ſich encanoniren,
So trinkt er Brantewein.
Und iſt er dann beſoffen;
So wird herumgeloffen:
Philiſter muß periret ſeyn.

4.

Wenn er des Nachts umſtreichet,
Und in dem Finſtern ſchleichet,
Als wie die Peſtilenz:

So ſucht er hübſche Dirnen,
Die fromm ſind, und nicht zürnen,
Und ſpricht: ihr Kindchen kommt abſents!

5.

Drum Burſche, du ſollſt leben,
Lab Dich mit Saft der Reben,
Mit Tabak, Schnapps und Bier.
Sey ſtäts fidel und ſchmauſe,
Bis man dich ruft nach Hauſe,
Bis man dir ſinget: fort von hier!

Dieſes Kernlied wurde ſo ſehr bewundert, daß es ſofort von allen Kränzianern auswendig gelernt, und jeden Abend durch alle Straſſen der ganzen Stadt Schilda abgekrählt wurde.

Zu den Liedern, welche keine bekannte Melodie hatten, komponirte der Herr Stadtmuſikus Krazbogen ſehr artige Arien, welche auch bey dem Verleger des Geſangbuchs herauskamen. Doch hatte der Verleger den Verdruß, daß ein gewinnſüchtiger Drucker zu Kappershauſen das ganze Ding nachdruckte. Er beſchwerte ſich zwar bey der daſigen Univerſität darüber, erhielt aber zur Antwort: daß Studentenſachen frey wären, und folglich niemals Konterbande werden könnten: und dabey blieb es denn. Doch habe ich nachher erfahren, daß der Verleger zu Schilda das Geſangbuch noch mehrmals in verſchiednem Format aufgelegt hat. Der Nachdruck mag ihm daher nicht viel geſchadet haben; aber der Abſatz muß auch nicht ſchwach geweſen ſeyn, und die Singerey der Studenten nicht gemein.

Auch beſchäftigte ſich der thätige und geſchickte Herr Obervorſteher mit Verfertigung eines Burſchenlexikons, das über 6000 Burſchenwörter, und unter jedem Worte eine hinlängliche Phraſeologie enthielt. Es ſey mir erlaubt, einige Artikel daraus anzuführen.

Hund, animal notiſſimum. Als Schimpfwort iſt es unter Burſchen nicht ſehr gebräuchlich. Man merke nur folgende Redensarten: Auf den Hund kommen, oder auf dem Hund ſeyn, bedeutet, in ſchlechten Umſtänden der Geſundheit, des Beutels u. ſ. w. ſich befinden. Das iſt kein Hund, heißt: die Sache iſt vortrefflich. Das Mädel iſt kein Hund, ſoll ſagen: es iſt ein ſehr ſchönes Mädchen.

Ochs, animal ſatis notum. Von daher ſtammt ochſig, oder ſehr, außerordentlich, z.

B. Ich freue mich ganz ochſig; es iſt ochſig kalt. Der Kerl iſt gelehrt ganz ochſig.

Luder, animalis cadaver. In der Burſchenſprache heißt es: 1) Ein Pferd z. B. was für 'n Luder reuteſt du heute? 2) Fleiſch z. B. Ich eſſe lieber Schweineluder als Schafluder. 3) Eine Hure, z. B. höre du: es ſind drey friſche Luder bey der Gevatterin angekommen. Luderös heißt ſehr, ſtark. Kerl du haſt dich ja ganz Luderös in Wichs geworfen, das iſt: du biſt prächtig gekleidet.

Niederträchtig ſignificat proprie mores turpes et abjectos. Bey den Burſchen heißt es ſo viel als gar ſehr. Z. B. Es iſt ganz niederträchtig warm: Oberon iſt doch ein niederträchtig ſchön Ding.

Muſe nomen Dearum Pieridum. Bey den Burſchen bedeutet Muſe: 1) Einen Studenten, 2) Ein Pferd. —

Dieſes mag zur Probe genug ſeyn, zumal da wir ſchon von mehrern Univerſitäten dergleichen Onomaſtika und Idiotika haben, worunter vielleicht das des Magiſters **Kindleben**, wegen der zotologiſchen Artikel, den Vorzug verdient. Daß aber auch Herr **Simon** die zotologiſchen

Wörter und Phraſen nicht ausgelaſſen habe, läßt ſich ſchon daraus abnehmen, daß eben dieſe gleichſam die Quinteſſenz der Burſchenſprache ausmachen. Am Ende des Werkes waren Geſpräche in dieſem Dialekt angehängt, welche gar artig und erbaulich ſich leſen ließen, wie man leicht denken kann.

Das Kränzchen der Fidelität kam regelmäſſig alle Sonnabend auf einer Dorfkneipe zuſammen, wo ſie den Wirth eidlich verpflichtet hatten, ihnen jedesmal gutes Bier und Breuhan zu ſchaffen. Die Verrichtungen des Kränzchens waren erſt Unterſuchungen über die vorgefallenen Händel, dann Aufnahme der Novizen, und endlich ein Spiel. Das ganze beſchloß ein fideler Kommers, oder ein donnerter Papſt. Dann wurde eine Kollekte geſammelt, um die Stube wieder reinigen zu laſſen und die Geſellſchaft zog unter lautem Jubel nach Hauſe.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen.

Die Anſtalten der Oppoſitionsparthey, ich meyne der polirenden Societät, waren, wie leicht zu denken iſt, von den eben beſchriebnen himmelweit verſchieden.

Kein Mitglied durfte nur Einen Rock haben: wer nicht wenigſtens drey Kleider hatte, durfte nicht erſcheinen, und wurde, wenn er ſich nicht immer anders anziehen konnte, exkludirt. Es war daher ein gewiſſes Mitglied angeſtellt, welches genau aufſchreiben mußte, wie dieſer oder jener das vorige mal angekleidet geweſen war. Kam er eben ſo gekleidet wieder: ſo wies man ihm ohne Umſtände die Thüre, und ſagte ihm, er mögte ſich erſt umkleiden, und dann erſcheinen.

Bey jeder Zuſammenkunft wurde zuförderſt das Modejournal des Herrn Bertuchs vorgenommen, abgeleſen, kritiſirt, und dann wurde vorgeſchrieben, in wie fern die Vorſchriften des Journals ſollten befolgt werden. Ueberhaupt nannten ſie dieſes unſterbliche Journal ihren Codex. Ich habe auch in Erfahrung gebracht, daß von jener Zeit an, dieſe Schrift mit vielen von Schilda aus geſchickten Beyträgen ſey bereichert worden; und obgleich die Artikel oft Paris, Berlin u. ſ. w. überſchrieben ſind: ſo wollen doch kritiſche Leute anmerken, daß viele derſelben eigentlich ſich aus der polirenden Societät zu Schilda herſchreiben. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo lange wir Deutſche noch Leute unter uns zählen, die es nicht unter ihrer Würde finden, ſich vom Bären- und Affenweſen zu bereichern, ſo lange wird das Modejournal Cours haben, die Artikel mögen übrigens von Schilda oder von Corinth kommen."

Nach der Ableſung des Modejournals kam der Thee, und es wurde erlaubt zu ſprechen, doch durften dieſe Geſpräche weder etwas Gelehrtes noch Politiſches zum Gegenſtande haben. Erſteres hieß Pedanterey, und das andere nannte man Kannegieſſern. Alſo ſprach man vom Wetter, vom Promeniren, von Aſſambleen, Bällen und Komodien. Beyher war es aber doch erlaubt, über jeden Abweſenden loszuziehen und jeden zu läſtern. Skandalöſe Stadtmährchen waren jedesmal willkommen, und endlich wurde gar ein Geſetz gemacht: daß jedes Mitglied allemal ein neues Stadthiſtörchen erzählen ſollte. Wer nun gern brillirte, rüſtete ſeinen Vortrag mit mehrern aus, und erhielt dann von der ganzen Geſellſchaft das ehrenvolle Zeugniß, daß er ganz vortreflich zu unterhalten wiſſe. Hiebey fragte man nun gar nicht, ob dieſe Hiſtörchen wahr wären, oder nicht, genug wenn ſie nur gut erzählt wurden.

Endlich wurde Muſik gemacht, das heißt, einige Dilettanten, die etwan ein biſſel auf dem Klavier klimpern oder die Violine bekratzen, oder die Flöte beflüſtern konnten, ſtellten ſich auf das Orcheſter und verhunzten die beſten Symphonien von Mozart, Pleyel, Edelmann, Reichard und andern aufs erbärmlichſte. Andere blökten die Arien dazu, und das Auditorium klaſchte den lauteſten Beyfall.

Dann und wann las auch ein Mitglied etwas von ſeinem Gemächſel vor, zum Beyſpiel eine Idylle von der Grasmücke und dem Heimchen, oder einen Dialog über die Vorzüge des Stadtlebens vor dem Landleben. Am meiſten kamen Gedichte zum Vorſchein, alle im ſüßeſten Geſchmack, aber ſo Mannaſüß und dabey ſo fade, daß man ſie, ohne einzuſchlummern oder übel zu werden, nicht anhören konnte.

Nachher ging die Theegeſellſchaft auseinander, und die Initiaten ſezten ſich zur Tafel.

Hier ging es freilich nicht ſo modeſt her, als beym Thee. Das machte aber der Wein und die Freiheit, die man ſich überhaupt in **Schilda** bey Tiſche zu nehmen gewohnt war. Zudem mußten ja die Tiſchgeſellſchafter ſchwer Geld bezahlen, und konnten alſo ſchon auf größere Nachſicht Anſpruch machen. Daher wurde dann auch, wie **Bürger** ſagt,

Von ſüßkandirten Zoten
Gar öfters was geboten.

Und keiner lachte mehr Beifall dazu, als Madam und Demoiſelles **Fünfkäs**. Freilich waren dieſe Leckerbiſſen nicht ſo derb gepfeffert, als die, welche man in Herrn **Simons** Nomenclator fand: ſie waren feiner, aber auch, weil ſie ohne Witz waren, ſo erbärmlich fade, daß ſogar eine Guvernante ſie im Beyſeyn der gnädigen Frau und Dero gnädigen Fräulein Töchter ganz füglich zur Unterhaltung hätte preisgeben können.

Allen Mitgliedern der polirenden Societät war aufgegeben, zu Hauſe auch zu beweiſen, daß ſie abgehobelte Leute wären: daher mußte jeder ſeine Stube mit niedlichen Bildchen aus Taſchenkalendern, Werthers Leiden und dergleichen behängen, ſie parfumiren, keinen Tabaksraucher darauf dulden, und alle Tage wenigſtens dreimal auskehren und mit Sand beſtreuen laſſen, der dann in ganz artige Figuren gekräuſelt ſeyn mußte.

Verſtand gleich der Herr Socius keine einzige Note in der Muſik, ſo gehörte es doch zum Ton, daß er ein Klavier hinſtellte, oder eine Violine, auch wohl eine Flöte auf den Pult legte. Die Inſtrumente waren daher auch damals ſehr theuer und ſelten zu Schilda. Mit dem Stubengeräthe verhielt es ſich eben ſo. Da mußte ein Sopha, Polſterſtühle, Schreibepult, Kommode, großer Spiegel, poliertes Büchergeſtelle und was der Art Putzerey mehr iſt, in der beſten Form paradiren.

Die Herren von der Societät waren auch, abgeſehen von ihren Kleidern und ihren dünnen oder kurzen Rohrſtöckchen, leicht am Gange zu erkennen. Sie hüpften auf den Straßen hin, die Bologneſer Hündchen, hatten die Augen ſtäts nach den Fenſtern, vigilirten und glimmerten und drehten die Köpfe troz einem aus Kartenblättern geſchnitzten Handwurſt. Guckte hier und da ein Frauenzimmergeſicht heraus, wäre es auch das Geſicht einer Aufwärterin oder gefälligen Schweſter geweſen, ſtuchs flog der Hut vom Kopfe, und der Leichnam des ſüßen Herrn machte ſo neben nach der Seite eine halbſchieſe Linie, deren abſciſſas et parametrum ſelbſt Leonhard **Euler** ſchwerlich würde haben finden können.

Damals kamen die ſogenannten Joujous auf, das heißt, jenes hölzerne, an einem Bindfaden auf- und ablaufende Rädchen, welches auf die verdienſtvolle Beſchreibung, die der rühmlichſt- und Weltbekannte Affen-Präſident zu Weimar in dem Modenjournal davon gemacht hatte, noch vor wenig Jahren unſern müſſigen Herren und Damen die Zeit verkürzen half. Das war nun ein gefundener Zeitvertreib für die Herren der

Societät. Jeder ſchaffte ſich ein Joujou an; und wo er ging oder ſtand, da ließ er es an der Schnur auf- und abfahren. Bald gefiel das Ding ſo ſehr, daß durch ein Geſetz verordnet wurde, daß jeder ein Joujou tragen ſollte.

Die Brüder von der Fidelität ärgerten ſich, daß die Petitmäter ſo viel Aufſehen machten, und ſogar ein diſtinktives Zeichen, nämlich einen Joujou, führten. Sie wollten auch eins führen, und dieſes ſollte in einer allmächtigen über die Schulter nach Art der Roßtäuſcher hängenden Hetzpeitſche, und einem gewaltigen Dornknüttel beſtehen. Beyher ſollte das Haar zur Seite wild und lang herumfliegen, der Backenbart ſtark und gräßlich ſtehen bleiben, und der Zopf tiefgebunden, doch kurz und dick herabhängen. Auch ſollte der Hut verkehrt oder der hintere Theil nach vorne getragen werden.

Nun konnte man beyde Partheyen gut von einander unterſcheiden. Da ſtand ein ſüßes Herrchen mit ſeidnen Strümpfen und gepudertem Kopfe, und ſpielte mit ſeinem Joujou: das war ein Societäter. Dort knallte einer mit der Hetzpeitſche, hatte den Hut auf'm Ohr, und ſtampfte mit ſeinen großen mit Eiſen beſchlagnen Stieſeln auf dem Pflaſter herum, als wenn ſeine Beine Jungfern wären: das war ein Kränzianer. *)

Die Kränzianer und Societäter geriethen ſehr oft an einander, und leztere zogen, wie natürlich, faſt allemal den Kürzern. Aber ich habe bald den großen Krieg beyder Partheyen anzuführen, und verſpare daher die Erzählung ihrer Balgereyen bis auf jenes Kapitel.

Niemand befand ſich bey der Uneinigkeit beyder Theile beſſer, als der Todtengräber und der Marktkehrer zu Schilda. Die Kränzianer, um die von der Societät lächerlich zu machen, kamen auf den Einfall, den Todtengräber als einen Societäter kleiden zu laſſen. Der Kerl war es zufrieden: denn er hatte gerade einen neuen Rock nöthig, und konnte nun das Geld, welches er ſonſt dafür hätte geben müſſen, in Brantewein verſaufen. Die Kränzianer ſchoſſen alſo Geld zuſammen, und zogen ihm einen Rock von couleur de puce, die damals ſehr Mode war, eine gelbe Weſte und ſchwarze Hoſen an, und ſez-

---

*) Jungfer heißt bey den Steinpflaſterern die Stampkeule, franzöſiſch la demoiſelle.

ten ihm einen nach Societäterſtuz geformten Hut, mit einer roth und grünen Kokarde auf. Der Rock war beſonders modiſch gemacht, mit lächerlich langer Taille, Ellenweiten Schößen und ganz kleinen weiſſen Knöpfen.

Als der Kerl in dieſem Anzuge das erſte Mal ausging, verfolgten ihn alle Jungen, groß und klein, und ſchrieen ihm nach: ein Fünfkäſer, ein Fünfkäſer! Da erſt erfuhren die Kränzianer, daß die ſüßen Herren von Gutten und Philiſtern Fünfkäſer genannt wurden, freuten ſich außerordentlich, einen artigen Unnamen ihrer Gegner zu wiſſen, und nannten von an die Societäter nicht anders als Fünfkäſer. Sogar ihr Geſezbuch wurde mit einem neuen Titel: „von Fünfkäſern“ vermehrt.

Ganz Schilda ſprach jezt von nichts, als von der Metamorphoſe des Todtengräbers, und bald kam es zu den Ohren der ganzen polirenden Societät. Die Leute ärgerten ſich mächtig über den Schimpf, den man ihnen angethan hatte, und beſchloſſen, eklatante Satisfaktion zu nehmen. Aber welche? Das war eine andere Frage. Sich mit Leuten herumzuſchlagen, welche mit Dornknütteln und Hetzpeitſchen als mit ihren Unterſcheidungszeichen, immer verſehen waren, ſchien ihnen nicht rathſam und ſicher. Alſo par pari referto, ſagt Terentius im Verſchnittenen. Es wurde daher einhellig beſchloſſen, den Marktkehrer als Kränzianer zu kleiden.

Dieſer war ein eingemachter Schweinpelz, war tagtäglich beſoffen, und trieb ſich in allen Gaſſen und Rinnſteinen herum. Er wurde als Renommiſt gekleidet, bekam einen langen grauen Flauſch, übergroße Steifſtiefeln, und einen fürchterlichen Hut mit einer weißen Reuter-Kokarde. In der Hand trug er einen Knüttel, als wollte er Hunde todtſchlagen; und über der Schulter hieng ihm eine große Fuhrmannspeitſche. So erſchien er auf der Straße, und die Jungens rannten hinter ihm her und ſchrieen: Bierhengſt, Bierhengſt! Da denn wurden auch die Societäter inne, daß der Name ihrer Antagoniſten Bierhengſt ſey, und hießen dieſelben auch fernerhin nicht anders.

Anfänglich freuten ſich die beiden Thorheits-Repräſentanten der Studenten, der Todtengräber und der Marktkehrer, das über ihre Kleidung und lachten, in den Kneipen beym Schnappsglas, über die Dummheit ihrer Garderobiſten: als ſie aber von derjenigen Parthey, deren Uniform ſie trugen, bald inſultirt, und einige Mal mit Prügeln unſanft empfangen wurden, da zogen ſie ihre modiſchen Kleider aus, verkauften ſie, und ließen ſich andere machen, die ſich für ihren Stand beſſer ſchickten, als die Uniformen der Fünfkäſer und der Bierbengaſſe.

Ich habe kaum nothwendig, zu erinnern, daß von beyden Partheyen nichts weniger getrieben wurde, als die Wiſſenſchaften. Sie hatten zu viel mit ihren Privatangelegenheiten zu thun; als daß ſie an das ohnehin immer mehr außer Mode kommende Studieren hätten denken können. Die Kollegien überließen ſie den armen Teufeln, welche nicht Geld genug hatten, der Fidelität oder der Politur nachzurennen. Dieſe armen Teufel erhielten gar den Namen Pflaſtertreter, weil ſie immer nach ihren Lektionen liefen, obgleich anderswo der Name Pflaſtertreter einen Petitmäter bedeutet.

Doch laſen beyde Theile in müßigen Stunden Bücher, nämlich Romane und Komödien, wovon damals die Leſebibliotheken in Schilda voll waren. In einer einzigen fand man zwar auch viele wiſſenſchaftliche Werke, aber dieſe blieben ungeleſen, oder wenn ja dann und wann ein Herr ein Buch von der Art holte, ſo geſchah es, um es beym Antiquar zu verkeilen, und die davon gelöſten paar Groſchen zu Eau de Lavende, zu Chocolade, zu Zucker, oder zu Taback, Bier und Schnapps oder zu andern Bedürfniſſen anzuwenden.

Die Leſebibliotheken in Schilda hatten überhaupt eben das Schickſal, was die Leſebibliotheken in den meiſten Städten haben. An ihrer Spitze ſtanden Leute, von denen nichts weniger Wahrheit war, als daß jeder Kaufmann ſeine Waare kennen müſſe. Es fehlte ihnen an litteräriſcher Einſicht ganz und gar, und waren folglich außer Stande, das Bücherweſen gehörig zu beurtheilen und für ihr Publikum das auszuwählen, was ihren Kenntniſſen und ihrem Geſchmacke hätte Ehre bringen können, wie ihren Leſern Nutzen und Vergnügen. Sie wählten daher qui pro quo, und ihre Anſtalten glichen, wie D. Jeniſch ſagt, einer Krippe mit Heu und Stroh für — Ochſen und Eſel. Indeß für Schilda war dieß ſchon recht. Warum waren die Schildaer ſelbſt ſo geſchmacklos, mit qui pro quo für lieb zu nehmen! Sie hatten nicht einmal die Klugheit, ihren Seelen-Proviant da zu holen, wo ſie hätten verſichert ſeyn können, daß der Proviantmeiſter ſeine Waare kannte, und eine Ehre darin ſuchte, als Sachverſtändiger die beſte zu führen. Krippenthiere machen es aber einmal ſo, es ſey in Schilda oder anderwärts.

Dreyßigſtes Kapitel.

Mamſel Minchen.

Als jenes in Schilda verging, war eine ſehr artige Mamſel, Namens Minchen, die Nichte des Profeſſors Fünfkäs, dort angekommen, und wohnte bey ihrem Onkel. Ihr Vater war Pedell in Kappershauſen geweſen, war aber vor einiger Zeit geſtorben, und hatte ſeiner Tochter weiter nichts hinterlaſſen, als eine ſehr gute Erziehung. Das Mädchen verſtand weder franzöſiſch, noch engliſch, noch italiäniſch, und noch weniger latein oder griechiſch; konnte weder auf dem Klavier klimpern noch die Harfe ſpielen: ein bischen Singen machte ihre ganze Muſik aus. Bey dem allen war ſie nichts weniger als unwiſſend: ihre Mutterſprache ſprach ſie rein und richtig, die vaterländiſche Geſchichte hatte ſie, wie die Erdbeſchreibung und Naturgeſchichte ziemlich inne; und da einer ihrer Pathen ihr mit der Schirachiſchen Ueberſetzung des Plutarchus ein Geſchenk gemacht, und ſie dieſes vortreffliche Werk mehrmals geleſen hatte: ſo war ſie auch in der alten Geſchichte gar nicht übel bewandert. Außerdem war ſie eine treffliche Hauswirthin, verſtand ſich aufs Kochen, Backen, Nähen, Sticken, Stricken, und Waſchen; hatte von Mutter Natur einen muntern Witz und ein kreuzbraves Gemüth: ich habe alſo nicht zu viel geſagt, daß ihr Vater ſie gut erzogen habe.

Weil Mienchen obendrein ſehr gut ausſah; ſo hatten ſich auch ſchon mehrere bey ihr eingefunden, welche Liebſchaft anzeddeln wollten: allein Mienchen ſah wohl, daß es auf eine Liebſchaft zum Zeitvertreib angeſehen war, und wies die Herren alle ab. Mienchen hatte kein Geld, und war klug genug, um einzuſehen, daß Geld erfodert werde, um einen Ehekontrakt einzugehen, und dann dachte ſie viel zu ſolid und zu tugendhaft, als das ſie — nach Art der Univerſitäts-Koketten — eine Intrigue hätte einfädeln ſollen, die doch am Ende auf ein Nichts hätte hinaus laufen müſſen.

Indeſſen war es doch einem geglückt, ihr Herz ſchon in Kapperohauſen zu rühren, oder wie man in Schilda ſagte, ihr ſteife Gedanken in den Kopf zu ſetzen. Dieſer hieß Stein, und war ein junger Mediciner, welcher in Kapperohauſen ſchon ſeit ſieben Jahren auf der Schule und ſeit zwey Jahren auf der Univerſität geweſen war, und bey Mienchens Vater die ganze Zeit über gewohnt und gegeſſen hatte. Er würde auch fernerhin da geblieben ſeyn, aber ſein Vater ſtarb, und nun ſchrieb ihm ſein Onkel, der Doktor Günther, von Schobach folgendes:

Lieber Pathe und Vetter,

Dein Vater, mein lieber, nunmehro ſeliger Schwager, iſt geſtern geſtorben: Du kannſt ihn betrauren, aber ich bin doch froh, daß der alte Eſel weg iſt: denn nun ſollſt Du mir, wie ich längſt vorhatte, nach Schilda, da ausſtudieren und promoviren. Gleich angeſichts dieſes packe alſo deine Siebenſachen zuſammen und ziehe nach

Schilda, und nimm dein Quartier beym Profeſſor Simon, meinem guten Freund und Duzbruder. Grüße den fidelen Knochen! Kannſt auch den Tiſch da nehmen! Aber höre, Pathe Andres: daß Du Dich nicht unterſiehſt, mir Gegenvorſtellungen zu machen! Ich weiß wohl, was Dein dummer Teufel von Vater gegen die gute Univerſität zu Schilda hatte: aber ich will doch nicht hoffen, daß Du auch ſo ein Büffel ſeyn wirſt? Hör' Andres, packe Du nur gleich auf; oder weigerſt Du Dich: ſo wiſſe, daß Du in Deinem Leben auch keinen Kreuzer von mir kriegen ſollſt: Biſt Du aber folgſam und gehſt hübſch nach Schilda: ſo erhältſt Du poſt meam beatam mortem einmal mein ganzes Vermögen: da verlaß Dich drauf. In Schilda kannſt Du erſt was rechts lernen: ich bin auch da Student geweſen, hab alles mitgemacht, und bin doch ſo 'n gelehrter Mann geworden. Lebe wohl Pathe Andres, und denk fleißig an

Deinen

treuen Pathen,
Nicolaus Günther,
Med. Doct. et Phyſ.

N. S. Von Schilda aus ſchreib mir, wie viel Geld Du willſt. Eher Du aber nicht da biſt, kriegſt Du auch keinen Spies. Vale!

Dieſer Brief war dem guten Stein ein wahrer Donnerſchlag. Kappershauſen war zwar eben nicht die beſte Akademie, doch gab es einige gute Lehrer daſelbſt: und wo es dieſe nur giebt, da kann ein guter Kopf durch Fleiß viel lernen. Aber in Schilda? — Stein wußte, daß dort nicht viel zu machen war; daß beſonders ſeine Fakultät, den einzigen Doktor legens Ackermann ausgenommen, in den traurigſten Umſtänden ſtand: was ſollte er da nun machen! Und dieſes alles abgerechnet: er liebte Mienchen! Und Mienchen war damals noch in Kappershauſen.

Zwar hatte er ſich gegen ſie noch nicht erklärt: denn Mienchen gab ihm keine Gelegenheit dazu, wie manche Schönen. Aber es ſchien ihm doch, daß wenn er ſich erklärte, Mienchen nicht zürnen würde. Liebende ſehen in dieſem Stück größtentheils ſcharf und richtig. Alle dieſe Gründe hätten ihn bewegen ſollen, nicht nach Schilda zu gehen.

Aber er kannte auch ſeinen Onkel, den Doktor Nikolaus Günther. Dieſer Mann war ſchatzreich und kinderlos. Stein war ſein einziger Erbe und wurde von ihm aufs zärtlichſte geliebt. Dabey war der Herr Doktor im höchſten Grade eigenſinnig, und was er einmal haben wollte, das mußte durchgehen oder brechen. Stein ſchloß alſo ganz natürlich, daß wenn er deſſen Willen nicht befolgen würde, dieſer ihn enterben, und ſein Vermögen einem andern Anverwandten, der ein Bruder Liederlich war, zuwenden könnte. Stein aber war ohne den Beyſtand ſeines Onkels nicht im Stande, jezt weiter fertig zu werden, denn ſein Vater hinterließ ihm nichts. Er war alſo genöthigt, dieſen überwiegenden Gründen nachzugeben und nach Schilda abzuziehen.

Traurig ſchlich er in den Garten, wo er Mienchen antraf, und ihr ſeinen Entſchluß meldete. Mienchen ward blaß und konnte nicht antworten. Er ergriff ihre Hand: Mamſell Mienchen, ſagte er, daß ich Sie verlaſſen muß, ſchmerzt mich — mich am meiſten. Mienchen wurde roth: und nun entſtand ein

Geſpräch aus einſylbigen Worten, und dann, damit ichs kurz mache, folgte eine Liebeserklärung von Steins Seiten, die nicht abgewieſen wurde. Beide gingen traurig-vergnügt ins Haus zurück.

Den andern Tag früh ſchwuren ſich Stein und Mienchen ewige Treue, und erſterer zog ab von Kappershauſen nach Schilda.

Stein kam nach Schilda, und logirte ſich bey ſeines Onkels Freund und Duzbruder Simon ein. Ein Profeſſor, mirabile dictu, hat allemal einen gewiſſen Nimbus um ſich herum, der ihm bey dem Unkundigen ein Anſehn giebt; und dieſer Nimbus iſt ſein Name. Höre ich: der da iſt der Herr Profeſſor: ſo denke ich gleich, wie mechaniſch, der Herr müſſe auch ein gelehrter Mann ſeyn, und als einem ſolchen erweiſe ich ihm äuſſerlich und innerlich Ehrfurcht.

So ging es unſerm Stein auch: er hegte Achtung gegen den Profeſſor Simon: und da Simon ein Juriſt, Stein aber ein Mediciner war: ſo konnte er deſſen groſſe Armſeligkeit nicht einmal kennen lernen; und als er ihm vollends ſeine Inauguraldiſputation, Commentatio in quaeſtionem: an textores ſint infames ad L. 3

ff. de iis, qui inf. not. vorzeigte und dabey behauptete, daß er zuerſt klar und deutlich bewieſen habe, daß die Leinweber jura veteri germanico infam und unehrlich ſeyen: ſo fing er an, den Herrn Simon für einen Matador in der Juriſterey zu halten. *)

Simon that ſehr freundlich gegen ſeinen neuen Gaſt und nach einigen Tagen machte er ihn mit dem Kränzchen der Fidelität bekannt. Ein lebhafter, junger Mann, wie Stein war, fand an der fidelen Verbindung Geſchmack, und trat in dieſelbe um ſo lieber, da er ſelbſt ein Erzfeind aller Petimäterey war:

Sint procul a nobis juvenes, ut femina,
comti:
Barba viros hirtaeque decent in Corpore
ſetae,

ſchrieb er gewöhnlich in die Stammbücher. Stein war zwar nicht liederlich und wurde es ſogar in ſeiner neuen Verbindung nicht, wie man

---

*) Matador iſt ſpaniſch, und bedeutet einen Straßenmörder, Meuchelmörder, auch Ochſenmörder bey den Stiergefechten. Einige Haupttrümpfe im L'Homberſpiel heißen auch les matadores. Ein Spanier wurde es ſehr übel nehmen, wenn man zu ihm ſagen wollte: Vueſtra merced es un matador.

denn oft ſieht, daß es in den liederlichſten, ausſchweifendſten Geſellſchaften einige recht ordentliche Leute giebt. Das ſind freilich nur Ausnahmen von der alten ſonſt ſehr gründlichen Regel:

Noſcitur ex ſocio, qui non cognoſcitur ex ſe.

Stein mogte wohl ſechs Wochen in Schilda geweſen ſeyn, als ihm Mienchen ſchrieb: ihr Vater ſey geſtorben, und ſie werde nun auch nach Schilda zu ihrem Onkel, dem Herrn Profeſſor Fünfkäs ziehen. Stein war ſehr froh, daß ſein Mädchen nach Schilda kommen, und er dann Gelegenheit haben würde, ſie in der Nähe zu ſehen und dann und wann zu ſprechen: aber auf der andern Seite ärgerte es ihn, daß ſie gerade beym Profeſſor Fünfkäs wohnen ſollte: denn dieſer war, wie wir wiſſen, der Obervorſteher der Antagoniſten ſeines Kränzchens.

Endlich kam Mienchen, und Stein beſuchte ſie, als ein alter Bekannter und Tiſchgenoſſe ihres verſtorbenen Vaters. Der Profeſſor Fünfkäs, welcher wußte, daß Stein Geld hatte, oder nach Burſchenſprache, daß er in Laſten auf den Strümpfen war und Linſen beſaß, wollte bey dieſer Gelegenheit ihn von der wüſten Verbindung, wie er ſagte, abziehen, und ein würdiges Glied der polirenden Societät aus ihm formiren. Er behielt ihn daher, als er gerade an einem Societätstag Mienchen beſuchte, zum Thee und Abendeſſen.

Aber der faſelnde Ton, die erbärmliche Vorleſung über die wichtige Frage: ob der Haarzopf, weit oder nahe am Kopf gebunden beſſer ſtehe; die traurige Muſik, wodurch Benda's Ariadne abſcheulich verhunzt wurde; die draſtiſchen Tiſchgeſpräche über zugeſpizte Schuhen und Stiefeln: kurz, alles was er ſah und hörte, erregte ihm Ekel vor der Politur dieſer Herren und er ſchwur hoch und theuer, ſich niemals in eine ſo elende Verbindung einzulaſſen, ſo ſehr auch der Profeſſor Fünfkäs auf den Buſch klopfte und ihn ankirren wollte.

Indeſſen war doch ſeine Geliebte in deſſen Hauſe, und er beſuchte ſie öfters, welches Fünfkäs gern zugab, da er allemal dies oder jenes mitbrachte, oder ſchickte, bald einen Aal, dann einen Karpfen, friſches, rares Obſt und Melonen, oder einen Schawl, oder des etwas für deſſen Frau und Töchter. **Mienchen** wußte, warum dieß geſchah, und ward nicht eiferſüchtig.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Eine neue Verbindung.

Die Herren von der Fidelität, oder die ſogenannten **Bierhengſte**, entdeckten bald, daß **Stein** das Haus des Profeſſors **Fünfkäs** fleißig beſuchte, und ſtellten ihn deswegen zur Rede. **Mareſitz** holte das Geſetzbuch, und las ihm aus dem neunten Abſchnitt den ſiebzehnten Titel vor, der alſo lautete:

„Item ſoll kein Mitglied des Kränzchens andre Geſellſchaften beſuchen, noch mit fremden Verbundenen Umgang haben, ſub poena excluſionis."

Als dieſes Geſetz verleſen und mit einem Commentar erläutert war, verboth **Mareſitz** im Namen der Geſellſchaft dem Bruder **Stein** das Beſuchen des **Fünfkäſiſchen** Hauſes.

Aber Stein konnte das Verbot nicht halten: Minchen zog ihn zu unwiderſtehlich, und ſo hatte er immer Vorwürfe auszuſtehen. Als er den Beſuch dennoch fortſezte, trat endlich bey einer vollen Verſammlung ein Mitglied auf, mit folgender Beſchwerde:

Ihr Herren und Brüder,

Mein Gewiſſen zwingt mich, vor Euch anzubringen, was ich erfahren habe. Der Bruder Stein hat eine vornehme Liebſchaft: Mamſell Minchen, des Profeſſors Fünfkäs Nichte, iſt ſeine Liebſchaft. Da aber alle Liebſchaften mit vornehmen Frauenzimmern, beſonders mit Mamſellen, in unſern hochlöblichen Geſetzen verboten ſind: ſo fodere ich Euch auf, daß Ihr judicirt und decidirt, was in dieſem Fall Rechtens iſt.

Stein wurde hierauf verhört, überführt und erhielt zum Beſcheid: daß er einen Brief in continenti an Mamſell Minchen ſchreiben, ihr in den gröbſten Ausdrücken aufkündigen, und ſie hernach nicht mehr beſuchen ſollte. Stein konnte ſich dazu nicht entſchließen: er wurde alſo nach der Form Rechtens ausgeſtoßen, und mußte ſogar aus dem Hauſe des Profeſſor Si=

mons ziehen, weil man durchaus nicht geſtatten wollte, daß ein Excludirter bey dem Oberhaupte des Kränzchens wohnen dürfte. Stein machte ſich aus der Excluſion nichts, war vielmehr froh darüber, indem ihn nun nichts mehr hinderte, ſeinen Umgang mit Mamſell Mienchen ungeſtört fortzuſetzen.

Die Herren von der Politur oder die Fünfkäſer hatten indeß auch gefunden, daß Mienchen ſchön war, und machten ihr daher auch die Cour, oder wie der Student ſpricht, Knöpfe; aber vergebens. Mienchen hatte zuviel Einſicht, als daß ſie die fatalen Priſen, die Petitmäter, hätte leiden können.

Stein hatte ſich aber einmal an geſchloßne Verbindungen gewöhnt, und als daher noch einige ſonſt gute Burſche aus Kappershauſen nach Schilda kamen: ſo beſchloſſen ſie unter einander, eine ganz neue Geſellſchaft aufzurichten, um ſich gegen die Neckereyen der Bierhengſte und der Fünfkäſer zu ſichern. Stein wurde der Senior dieſer Verbindung, welche auch ihre Geſetze hatte, die aber von jenen der andern Klubs in mancher Rückſicht verſchieden waren. Sie betrafen eine freundſchaftliche Gemeinſchaft, die zum Fleiß und zur Ordnung abzweckte. Dabey hatte man aber vorzüglich die Abſicht, die Hudeleien der andern Geſellſchaften abzuwehren.

Es dauerte auch nicht lange, ſo bekam der neue Klub Händel mit den Fidelitäts-Brüdern; denn zweye von jenem gingen einſt Abends zu Hauſe und begegneten einem Trupp von dieſen, von welchen ſie erkannt und geneckt wurden. Sie ſezten ſich zur Wehre, und waren glücklich genug, ſich gegen ſie zu behaupten.

Den folgenden Tag lauerte eine ganze Menge Bierhengſte dem Senior des neuen Klubs auf, und zerprügelten ihn dermaßen, daß er einige Tage das Bette hüten mußte. Er ſchickte einen ſeiner Freunde an den Prorektor, und bath um Genugthuung: denn das ſey kein Stückchen, meynte er, welches unter Studenten ausgemacht werden könnte, ſondern ein meuchelmörderiſcher Anfall; und gegen ſolche Nachtbüberey müßte man die Geſetze anrufen.

Der Prorektor war gerade verreiſet, und die Sache kam vor den Kanzler. Hier hatten die Bierhengſte an deſſen Sekretär, als deſſen Fac-totum, wegen des großen Pfeifenkopfs, überall eine Stütze; und der Herr Kanzler war obendrein ein großer Feind der Klubbiſten geworden. Dieſes war auf folgende Art zugegangen:

Ein junger Mann, ein Privatdocent von guten Kenntniſſen, hatte ſich ſchon oft angeboten, Vorleſungen über lateiniſche und griechiſche Autoren zu halten. Da aber dieſe Art Studium zu Schilda außer Mode gekommen war: ſo hatte es ihm immer an Zuhörern gefehlt, bis endlich ſich der Klub formirte, und dieſer ihn bat, ihnen den Suetonius und den Seneca zu erklären.

Der Kanzler, welcher die Gewohnheit hatte, — ſo des Scheins wegen — nun und dann eine Stunde in dem Hörſaal irgend eines Profeſſors zuzubringen, ob er gleich nicht das geringſte davon verſtand, kam auch in das philologiſche Collegium des junges Mannes, und fand nur ſehr wenig Zuhörer. Der junge Mann, der bey dieſer Gelegenheit die Philologie dem Kanzler empfehlen wollte: redete ihn in ziemlich elegantem Latein an, und empfahl ſich und ſeine Sachen ſo gut er konnte, unter der Vorausſetzung: der Herr von Eckolsbach verſtände es.

Aber dieſer, welcher nicht das Mindeſte davon verſtand, und doch Ehren- und Amtshalben antworten wollte, ſagte unter vielen Bücklingen einmal über das andere: Oui Monſieur, oui! Neutra ſunt cadaver, iter, cicer atque papaver: oui, oui! —

Der junge Mann erblaßte, aber die Zuhörer ziſchten den Kanzler aus, und machten ihm Muſik, welches er ſehr übel aufnahm, mit dem Beſchluß, ſich zu rächen. Als deswegen die Klage des Seniors Stein gegen die Fidelitätsbrüder einkam, ſo ließ er alſobald den Profeſſor Simon zu ſich kommen, und befragte ihn nach dem Betragen ſeines Kränzchens.

Dieſer hatte ſchon von der Sache gehört, und faſelte ein langes und ein breites her, wie, daß die Kubbiſten der angreifende Theil geweſen wären, und wie dieſes der Parückenmacher Hansjürgen, der Balbierer Kernfuchs, und der Stiefelwichſer Laufhans, nebſt dem Pferdephiliſter Nickelsburg bezeugen könnten.

Na, wenn das iſt, ſagte der Kanzler, ſo ſollen die Burſche ſchön anlaufen. Laſſen Sie man Morgen die Zeugen um acht Uhr vor's Concilium kommen: wir wollen die vertrackten Klubbiſten ſchon mores lernen: Warte man!

Den andern Tag war Concilium. Es erſchien auch Herr Profeſſor Fünfkäs, welcher gleichfalls bey dieſer Sache intereſſirt war. Er hatte es allerdings nicht gern geſehen, daß ſich abermals eine neue Verbindung hervorthat, zu der ſchon einige von den Seinigen übertreten waren. Sein Betrieb ergiebt ſich daher von ſelbſt.

Der Hr. Profeſſor Simon, als Oberaufſeher des Kränzchens der Fidelität, ſtellte ſich ebenfalls mit dem Senior Mareſitz und den genannten Zeugen, und dieſe ſchwuren für baares Geld, daß Stein und andere von dem Klub der angreifende Theil geweſen wären, und daß die Herren von der Fidelität blos ſich vertheidiget hätten, und alſo bey dem moderamen inculpatae tutelae ſtehen geblieben wären.

Hierauf wurde das Urtheil dahin geſprochen: daß Stein ſeine Prügel einſtecken, die Koſten bezahlen, und den Kränzianern Abbitte leiſten ſollte bey Strafe der Relegation. Stein behielt ſich ſeine Vertheidigung vor, weil er noch nicht ausgehen konnte, und machte indeſſen eine Vorſtellung an des Kanzlers Sekretär, den er vorher, als er noch bey den Kränzianern war, hatte kennen lernen. Aber Schneller war ſchon eingenommen, denn die Herren Bierhengſte hatten gemeinſchaftlich mit den Fünfkäſern, mit denen ſie jezt, um die Klubbiſten zu unterdrücken, vereinigt waren, ihm mit einem Gedicht aus Simons Fabrik zum Geburtstag gratulirt, ein Ständchen gebracht und ein Geſchenk beygefügt. Er war alſo ſehr natürlich auf ihrer Seite und ließ Steinen zurück ſagen, daß, was einmal im Senatu abgethan wäre, auch abgethan bleiben müßte.

Stein ergrimmte arg, und ſobald er ausgehen konnte, begab er ſich zu einem geſchickten Juriſten, der zwar ſein Jus gründlich inne hatte, und die dunkelſten und verworrenſten Fälle n ein ſehr helles Licht ſetzen konnte, aber doch ur wenig Praxis hatte, da er das Recht nicht rehte, und keine ungerechten Proceſſe zu gewinnen ſich bemühte. Er hieß Friſius, nahm ſich **Steins** nachdrücklich an, und machte die bündigſte Vorſtellung bey dem Concilium, aber hier waren die Herren taub, und foderten mit Gewalt die Ausführung ihrer Sentenz.

Stein erſuchte den Friſius, die Sache nach Colchis ans Univerſitätskuratorium zu bringen. Ich will es wohl thun, erwiderte dieſer, allein ich ſehe vorher, daß wir nichts ausrichten. Ich kenne die Curatoren: ſie verſtehen ſich mit den hieſigen Herren; doch wir wollen ſehen!

Es ging eine Vorſtellung nach Colchis; aber auch da war ſchon alles eingefädelt. Der Sekretär Schneller hatte im Namen der Univerſität berichten müſſen, daß eine gefährliche Geſellſchaft entſtanden ſey unter den Studenten zu Schilda, welche böſe, ketzeriſche und der Landesverfaßung zuwiderlaufende Grundſätze hege: es mögte wohl ein Stück vom Illuminaten-Orden ſeyn, oder gar eine Sproſſe von Jeſuiterey. So viel ſey gewiß, daß die Leute eine ganz beſondere Religion hätten, und ein politiſches Syſtem im Kopfe führten, welches mit der vortrefflichen Verfaſſung des Fürſtenthums Colchis nicht beſtehen könnte, u. ſ. w.

Es währte nicht lange, ſo kam Antwort von Colchis, und zwar dieſe: daß alle Verbindungen, welche nicht unter der Direktion der Univerſität ſtänden, als geſetzwidrig anzuſehen ſeyen, und daß beſonders die Studenten-Orden dem

Staate zuwiderlaufen, folglich geſtöhrt werden müßten. Es wurde daher der Univerſität aufgegeben, fleißig gegen die Orden zu inquiriren, und im Fall ſich die Ordensbrüder nicht wollten zähmen laſſen, gegen ſie als Staatsverbrecher zu verfahren.

Dieſes fürſtliche Reſkript wurde ans ſchwarze Brett geſchlagen, und die Inquiſition ging vor ſich; aber troz allen Unterſuchungen fand man keinen Orden, wie man ihn beſchrieben hatte; und an den wirklich gefundenen Geſetzen war mehr zu loben, als zu tadeln. Indeſſen mußten die Klubbiſten alle Koſten bezahlen, und den Kränzianern Abbitte leiſten.

Stein fühlte tief das ihm zugefügte Unrecht: allein da er am Ende ſeiner Laufbahn war und nach dem Willen ſeines Onkels, durchaus in Schilda doctoriren ſollte: ſo beſchloß er, jezt noch geduldig zu leiden, und etwan zu ſeiner Zeit ſein Recht auszumitteln.

Als er ſich bald darauf zum Examen meldete, machte ihm die Fakultät anfänglich Schwierigkeit, auch wegen Klubbiſterey, ſchlechter Lebensart u. ſ. w. als ſie aber ſeine Börſe mit blanken Luidoren ſchimmern ſahen, da nahmen die Herren weiter keine Notiz davon. Nehmen wir immer das Geld, ſagte der Dekan: ſonſt geht er nach Kappershauſen, und wir ſind pritſch. Stein hat doch das Seinige gelernt, und müſſen wir doch oft genug Eſel zu Doktoren creiren! Ja, ja, ſogar Eſel in der Fakultät ſelbſt haben, brummte ſein Nebenſitzer ihm ins Ohr. — Stein kam alſo durch, ward Doktor, küßte ſein Mienchen, und zog ab zu ſeinem Onkel, der ihn um ſo freudiger aufnahm, da er ein Diplom aus der alma Schildana mit nach Hauſe brachte.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Orden.

Stein und noch zwey andere von ſeinem Klub waren zwar fort, der Klub war auch bey Relegation verboten worden: allein die Verbindung hörte dennoch nicht auf. Es wurmte den noch übrigen Gliedern unvergeßlich, daß ſie ſo viel Unrecht erlitten hatten, und dadurch der Spott der Bierbengſte und der Fünfkäſer ſeyn müßten; und wenn dem Studenten einmal etwas wurmt, ſo ſucht er ſich, ſo nach ſeiner Art zu rächen.

Der Student vom gewöhnlichen Schlage iſt überhaupt eine eigenſinnig dumme ſtolze Kreatur. Er hat einmal den Grundſatz, daß er beſſer ſey, als alle andere Leute, und daß er folglich nicht beleidigt werden dürfe. Wirklich oder auch nur in der Einbildung beleidiget, hält er alle Mittel, ſich zu rächen für erlaubt, und kennt ſelten Gränzen. Er treibt es hierin, wie alle dummſtolze Menſchen von dem privilegirten Kaſten, die alle ihr eigen crimen laesae haben, vom Fürſten bis zum Dorfjunker, und von dieſem bis auf den zerlumpteſten Sauſewind von Cornuten.

Die Herren vom Klub hingen alſo ſtrenge zuſammen, und brüteten über Anſchläge, die aber alle zu Waſſer wurden. Bald wollten ſie ſämtlich fortziehen, vorher aber dem Prorektor, dem Kanzler und den Profeſſoren, ihren Feinden, die Fenſter einſchlagen, was gewöhnlich feige und pöbelhafte Studenten zu thun pflegen, wenn ſie Fehde haben. Bald wollten ſie die ganze Sache einem rüſtigen Theaterdichter, einem Herrn Plümecke, überſchreiben, und für bares Geld eine Farze draus machen laſſen, welche dann auf einem benachbarten Theater ſollte geſpielt werden — zur Beſchimpfung der Schildaer Herren. — Bald ſollte Spieß oder Vulpius ſie in einen Roman bringen u. ſ. w. Endlich erſchien ein relegirter Jenenſer, zu Schilda, und half ihnen aus aller ihrer Verlegenheit mit einem Mal.

Dieſer Menſch hieß Philipp Stoſſer, hatte ſchon drey Jahre in Jena ſtudiert, oder vielmehr, er hatte ſeit drey Jahren die Matrikel gehabt, aber die ganze Zeit über den Renommiſten geſpielt. Er war Senior der Moſellaner, Senior des Amiciſten-Ordens und wer weiß, was ſonſt noch, geweſen, und war endlich wegen tumultuariſcher Exceſſe relegirt worden. Ein Ohngefähr gab ihm den Gedanken ein, nach Schilda zu gehen, und ſein Weſen da fortzuſetzen. Denn als er von Jena nach Halle reiten wollte, begegnete ihm ein anderer Jenenſer, welcher zu Halle war abgewieſen worden, weil man keine Relegirte dort aufnehme. Stoſſer erſchrak über dieſe Nachricht, beſann ſich kurz, und rief: Ei dann zum Henker, ich reite nach Schilda!

Nach Schilda, auf die närriſche Univerſität? fragte der Andere.

Was kümmerts mich, erwiederte Stoffer, ob man geſcheid oder närriſch zu Schilda iſt! Ein braver Burſche ſucht ohnehin keine Weisheit auf Univerſitäten: er iſt ſchon zufrieden, wenn er nur ſein Weſen treiben kann. Allons nach Schilda! Schilda iſt doch überall, dort mehr, dort weniger!

Der Andere wollte nicht mit: Stoffer rief ihm denn zu: nun, ſo geh' du an den Galgen, gab ſeinem Pferde die Sporen, und kam wohlbehalten an in Schilda.

Hier erfuhr er bald das Unrecht, welches man den Klubbiſten angethan hatte, und fand ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden, dieſen Unterdrückten hülfreiche Hand zu bieten. Er beſuchte ſie alſo, hörte von ihnen den ganzen Vergang näher, und war hocherfreut, ſie auf die Univerſität ſo aufgebracht anzutreffen.

„Ihr Herren, ſagte er, alles, was Ihr da vornehmen wollt, iſt nicht burſchikos, nicht honorig genug. Fenſter einwerfen, iſt eine Lumperey: Pasquillen machen oder machen laſſen, ziemt den Burſchen nicht. Aber ſitzen müßt Ihr das Ding nicht laſſen: das wäre ewiger Schimpf für alle Burſche! Pfui, Profeſſores ſollten Burſche ſo en bagatelle behandeln können? — Hört, ich will Euch einen Rath geben! Errichtet einen Orden, und dann ſeyd Ihr im Stande, den Profeſſoren und ihrem ganzen Anhang, den Fünfkäſern und Bierhengſten, zu widerſtehen, und die Kerls ſamt und ſonders in Ordnung zu halten. Aber — merkts Euch wohl! — haltet hübſch das Maul, daß nichts heraus kommt: denn ſonſt mögt es Euch gehen, wie uns in Jena: man mögte Eure beſten Leute zum Teufel jagen. Alſo vorſichtig und klug!“

Die guten Leute zu Schilda hatten zwar ſchon von ſtudentiſchen Orden gehört, aber ſie mußten doch noch ihre Begriffe darüber von dem Herrn Stoſſer rektificiren laſſen. Dieſer that das auch mit ſolcher Suade, mit ſo eindringender Empfehlung, daß alle Klubbiſten, die freilich Alle — Rache ſuchten, bald überzeugt wurden, ein Orden ſey ihr einziges Rettungsmittel, ſey die größte Zierde einer Univerſität, und ein rechter Phalanx gegen alle Fehden und Unbilden.

Ich glaube kaum, daß es nöthig ſey, hier noch anzumerken, daß Herr Stoſſer der erſte Senior des neuen Ordens zu Schilda geworden ſey: denn kein Anderer ſchickte ſich dazu wie

Er, weil kein Andrer in die hohen Geheimniſſe dieſer Verbindungen eingeweihet war, als unſer Herr Stoffer.

Das erſte, was er, als Senior, that, war, daß er das Zuſammenlaufen der Brüder verbot, um die Univerſität nicht aufmerkſam zu machen. Er erlaubte ihnen indeß, die Geſellſchaft der Kränzianer und Societäter zu beſuchen, doch aber bey Leibe nicht in deren Verbindung als Mitglied zu treten. Man folgte, und durch dieſes Betragen wurden die Herren von der Akademie ſo ſicher gemacht, daß ſie auch von weitem nichts merkten, und die ehemaligen Klubbiſten für die artigſten Leute auf der Univerſität hielten.

Da ſie die Mittelſtraße zwiſchen Petimäterey und Brutalität betraten, ſich anſtändig kleideten, aber auch einen honetten Kommers nicht verachteten, und überhaupt nichts äußerlich affektirten: ſo waren ihnen ſogar die Kränzianer und Societäter gewogen, und ſuchten ſie zu ihrer Innung anzukirren. Die Brüder aber entſchuldigten ſich unter dem Vorgeben, daß gewiſſe Urſachen, und beſonders die Liebe zur Unabhängigkeit, ſie von Verbindungen abhielten, die es ihnen erſchwerten, mit jederman Freundſchaft zu halten u. ſ. w. Man war damit zufrieden, und ließ ſie machen, was ſie wollten.

Nachher ſchrieb Herr Stoſſer nach Jena an den Senior der Amiciſten, wie folget:

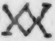
Ehrenveſter, Getreuer,

Hiob hat, hohl mich der Teufel, recht, lieber Verbündeter, wenn er ſpricht: ſie glauben, es ſey aus mit dir, aber du gehſt wieder auf, wie der Morgenſtern. Die Signors in Jena haben geglaubt, unſern lieben Orden durch die Bank zu ſtürzen, wenn ſie Einige von uns ſchaßten. Aber proßt die Mahlzeit: ſie ſind mit ihren Gedanken geprellt! Die Mosjehs bilden ſich ein, wenn ſie Einen entfernen, ſo fahren Alle auseinander, wie Spreu, die der Wind zerſtreut: Aber ich höre mit Vergnügen, daß der liebe Orden der Amicitia auch noch in Jena florirt, und Du wirſt Dich nicht minder gaudiren, wenn ich Dir, lieber Bruder, berichte, daß ich hier in Schilda, eine Geſellſchaft geſtiftet habe, die mit Leib und Seele an unſern Juſtituten hängt. Vierzehn brave, rechtſchaffne Jungens ſind ſchon meine Verbündeten, und Gott ſtraf' mich, Bruder, bald wird die Zeit kommen, wo wir hier das Prä ſpielen, ſo und noch beſſer vielleicht, als wir es jemals in Jena geſpielt haben. Beſſer iſt's denn doch auch, wir jungen Leute hängen uns an einander, als an Menſchern oder an Schlampampen von Weibern! Aber daran denken die Gänſeköpfe nicht, die von engern Verbindungen auf Univerſitäten nichts wiſſen wollen. Junge Leute wollen und müſſen ſich an etwas enger anſchließen, oder ſie ſind Schlafmützen, oder gehen verloren.

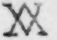
Ich habe ſo viel von den Geſetzen unſers Ordens zuſammen geſchrieben, als mir davon einfiel. Die Eſſenz iſt zwar bey uns, aber noch nicht die ganze Form. Schicke mir daher eine vollſtändige Abſchrift unſers Geſetzbuchs, und zwar ſobald als möglich, und ſchicke mir dabey auch ein Privilegium für unſere Loge, damit nämlich die Loge der Amiciſten in Schilda für eine natürliche, germane Schweſter der Mutterloge zum doppelten Kreuz in Jena gehalten werde. Uebrigens folgen hiebey vier Luidor, als Contribution und Homagium für die Mutterloge, wie auch die Namen unſerer hieſigen Brüder mit ihren Ordensbenennungen. Lebe wohl, theurer Bruder, und antworte bald

Deinem

Schilda u. ſ.

fidelen, und dem 

bis in den Tod getreuen,

Philipp Stoſſer,  Rolfo.

N. S. Wenn jemand von den Unſrigen zu Jena ſollte relegirt werden, ſo laß ihn nur hieher ziehen: hier nimmt man alles auf. Man iſt hier ſo dumm, ſo dumm beynahe, wie in Gießen, wo relegirte Jenenſer auch treiben dürfen, was ſie wollen. Doch, das weißt Du ſchon. Leb' wohl, Bruder!

Drey Wochen nach Abgang dieſes Schreibens erſchienen vier relegirte Jenenſer zu Schilda, und brachten die Geſetze mit. Gleich darauf wurde in aller Stille eine ſolenne Zuſammenkunft auf einem ganz unbedeutenden, kleinen Dorfe angeſagt, und alle Mitglieder begaben ſich dahin, doch nicht truppweiſe, ſondern ſo vorſichtig, daß die kurzſichtigen Herren zu Schilda auch nicht das geringſte merken konnten. Der Wein und das Uebrige zum Schmauſen wurde aus einer benachbarten Stadt herbeygeſchaft, und die Brüder lebten ſo hoch, als wenn ſie im vornehmſten Gaſthofe geweſen wären.

Der Senior verlas die Geſetze, und verpflichtete jedes Mitglied im Namen und aus Autoritát der Mutterloge zum doppelten Kreuz *) auf zwey übereinander gelegte Degen zur Treue, zur Beſtändigkeit und zur ſtrengen Befolgung der Ordensregeln: an ein anderes Verſprechen wurde damals unter den Amiciſten noch nicht gedacht, noch weniger hatte man eine gewiſſe förmliche Eidesformel.

Als alle Brüder Pflicht geleiſtet hatten, verlas der Senior folgendes Diplom, welches von Jena aus geſchickt, und mit dem groſſen Ordensſiegel beſtätiget war.

Wir Senior, Subſenior, Sekretär, Verfechter und übrigen Brüder der Mutterloge des ehrſamen Ordens der Amiciſten-Brüder

---

*) Die Amiciſten nennen ſich auch Brüder vom doppelten Kreuz, wegen ihres Zeichens XX, welches aber nur V. A. oder vivat amicitia bedeuten ſoll.

zu Jena, erkennen und thun öffentlich kund in dieſem Brief:

Nachdem uns die zu den Geſetzen unſeres Ordens verbundenen Brüder zu Schilda, unter der Aufſicht und dem Seniorate unſers lieben Bruders, Philipp Stoſſers, genannt Rolfo, zu erkennen gegeben, wie ſie geſonnen ſeyen, ſich genau nach den Regeln unſerer hieſigen Mutterloge zu richten, und ſich in allem nach derſelben zu konformiren, geziemend bittend und ſuchend, daß wir ihre Loge zu Schilda als eine ächte und wahre Amiciſten-Loge anerkennen möchten.

Als haben wir, nach reiflicher Ueberlegung der Sachen, für recht und billig gefunden, die Loge der Amiciſten-Brüder auf der Univerſität zu Schilda für eine wahre Loge und als eine germane Schweſter der hieſigen Mutterloge in Jena anzuerkennen, und derſelben die Freiheit zu ertheilen, Brüder aufzunehmen und überhaupt nach allen Privilegien zu handeln, welche ſich der ehrenveſte Orden zuſchreibt: Urkunds deſſen haben wir auch gegenwärtigen Brief und

Diplom ausgefertiget. So geſchehen Jena den u. ſ. w.

(L. S.) Nomine Ordinis Amiciſtarum,
qui Jenae floret, ſubſcripſit
J. L. Balthaſar p. t. Secr. “

Jetzt war der Amiciſten-Orden auch in Schilda beſtätiget, und die Brüder ſchwuren ſichs zu, zur Erhaltung und Erweiterung deſſelben immer beyzutragen, was ſie nur wußten und konnten.

Alles, was den Anſtrich von Geheimniß hat, gefällt allemal ſicher, und erhält Anhänger: wäre es öffentlich nach allen ſeinen Theilen und Namen bekannt: ſo würde man ſich wenig darum bekümmern. Ohne der chriſtlichen Religion zu nahe treten zu wollen, glaube ich doch, daß der Grund ihres ſchnellen Wachsthums vorzüglich in dem Dunkel und in der heiligen Decke zu ſuchen iſt, worin ihre erſten Lehrer daſſelbe einzuhüllen wußten, oder womit ſie es vielmehr zu verhüllen gezwungen waren.

Jedes verſteckte Geheimniß macht diejenigen, welche nicht eingeweihet ſind, neugierig, und die Eingeweihten macht es ſtolz. Neugierde aber und Stolz ſind mächtige Triebfedern. Die Herren Freymaurer möchten auch gewiß nicht ſo vielen Anhang erhalten haben, wenn ſie ihre Nullitäten nicht für Geheimniſſe ausgäben; und dennoch iſt es wunderbar, daß dieſe Nullitäten noch immer für Geheimniſſe bey Unwiſſenden gelten können, da es doch beynahe augenſcheinlich bewieſen iſt, daß wenigſtens in dieſer anſehnlichen Geſellſchaft kein Myſterium ſeyn kann.

In dem Orden der Amiciſten zu **Schilda** that das Geheimnißvolle ſeine herrliche Wirkung: denn es erregte die Aufmerkſamkeit aller derer, welche es von weitem merkten. Viele Studenten vermutheten, daß ſo etwas Arkanes dabey ſeyn müßte, aber da ſie ſchlechterdings nichts zu entdecken vermochten: ſo ſchlichen ſie um jene, bey welchen ſie das Geheimniß vermutheten, herum, und verſuchten etwas aufzuſchappen oder zu erhorchen. Alle Brüder hatten indeß die unverbrüchlichſte Pflicht auf ſich, ja noch nichts zu verrathen, und jedesmal ihren Mann aufs ſchärfſte zu prüfen, bis ſie ihm das Mindeſte entdecken durften. Fanden ſie aber, daß der Erkundiger verſchwiegen und ſonſt ein ſogenannter honoriger Kerl war: ſo offenbarte man ihm, ſo viel er wiſſen ſollte, und verwies ihn dann, im Fall er mehr zu erfahren verlangte, bald an dieſen, bald an jenen Bruder, dem es gegeben ſey, weiter zu ſprechen.

Ueberhaupt verſicherte man, daß man ſich ſehr glücklich bey ſeiner Lage ſchätze, und darum nichts mehr wünſche, als daß ein ſo lieber Freund auch dieſes Glück genießen mögte u. ſ. w. So angekirrt ging der andere weiter, und ward Amiciſt, ehe er es noch ſelbſt recht wußte. Auf dieſe Art nahm der Orden in kurzer Zeit ſo zu, daß er ſchon nach Verlauf von einigen Monaten mehr als funfzig Mitglieder zählte.

Vier und dreißigſtes Kapitel.

Divide et imperabis.

Philipp Stoffer, der Senior, war ein herrlicher Politikus: ſein Orden ſollte einmal durchaus das Prä zu Schilda ſpielen, und wenigſtens eine von den exiſtirenden Geſellſchaften niederſtürzen. Dazu mußten aber pfiffige Mittel angewendet werden.

Erſt, ſagte Herr Stoſſer, müſſen wir Stüben auf der Univerſität zu erhalten ſuchen. Zu dem Ende rieth er ſeinen Brüdern, die Lehrſtunden gewiſſer angeſehner Profeſſoren zu beſuchen, ihnen das Honorar jedesmal richtig voraus zu bezahlen, und ſich zu Werbern um Zuhörer fü ſolche Herren aufzuwerfen. So elend alſo der Direktor Kata ſeine Lehrſtunden hielt, und ſ unſinnigen Kohl er auch über alle Theile der Ju riſterey ausgoß, ſo hatte er doch alle juriſtiſche Ordensbrüder zu Zuhörern.

Eben dieß geſchah bey einen Profeſſor de Theologie, welcher nach Herrn Star Prorekto geworden war.

Dieſer Menſch war eben ſo rechtgläubig al unwiſſend, eben ſo grob als ſcheinheilig. Bey her liebte er das Geld und hübſche Mädchen und war ſehr froh, daß ihm die Ordensbrüde Zuhörer verſchafften. Obgleich kaum die Hälft der Ordensbrüder Theologie ſtudierte, ſo hörte doch alle bey dem Prorektor Diſtelkopf; wenigſtens bezahlten ſie ihm das Honorarium.

Noch einen Profeſſor hatte ſich Herr Sto ſer zum Patron auserſehen, und das war Me ſier Ziegenbart, Profeſſor der Geſchichte der größte Scharlatan und Windbeutel, den man ſich nur denken konnte. In ſeinen Lehrſtunden ſprach er wie ein ſelbſtſüchtiges Orakel; und da er einige Skarteken über die alte Hiſtorie der Stadt Schilda geſchrieben, und deren Urſprung, einigen Mährchen zufolge, in die Zeiten des Thurmbaues zu Babel hinaufgeſezt hatte: ſo glaubte er, der größte Hiſtoriker in der ganzen Welt zu ſeyn. Livius und Hume und de Thou, und Muratori und Müller und Hegewiſch und Schlözer und Pütter und Häberlin waren gegen ihn nur Stümper. Er war der erſte, welcher in der Geſchichte ſeine Naſe erſt recht zu brauchen wußte, und hatte es im Deduciren mit dem beſten Diplomatiker aus der franzöſiſchen Diplomfabrik aufgenommen.

Aber troz der Scharlatanerie dieſes Menſchen, troz ſeines impoſanten Tons, wollte ihn doch niemand hören, und ſein Auditorium war immer leer. Darüber ärgerte ſich der Ehrenmann freilich baß, und er ſchob in ſeinen Vorleſungen beſtändig dem Verfall der Wiſſenſchaften zu, was eigentlich blos ihm gebührte. Der ehrliche Mann bedachte nicht, daß die Lehrer vorzüglich Schuld ſind, wenn ihre Hörſäle nicht beſucht werden. Hat man jemals das Auditorium eines Schlözers, Spittlers und des verſtorbenen Walchs leer gefunden? Doch hiervon will der Autor noch ein Wort deutſch in dem Verfolg dieſer Geſchichte zu ſagen übrig behalten.

Wie froh war daher Meiſter Ziegenbart, als alle Amiciſten ſeine hiſtoriſchen Vorleſungen beſuchten, und gleich baar pränumerirten. Er war auch, troz ſeinem ſonſtigen maſſiven Weſen, ſo höflich dankbar dafür, daß er ſie hoffnungsvolle junge Männer, nannte; geſchmackvolle Jünglinge, würdig, die innern Heiligthümer der Geſchichte zu durchſchauen u. ſ. w. Die Amiciſten lachten allerdings darüber: denn ſie wollten ſich blos an dem Menſchenkind einen Gönner erwerben.

Der Grund, warum ſie dieß wollten, war, weil er bey dem Kanzler hoch angeſchrieben ſtand. Er brachte nämlich dieſem alle Stadtmährchen, welche ſeine Frau Baſe ſammelte, tagtäglich zu Ohren, und erhielt, außer deſſen hoher Protection, obendrein jedesmal eine Butellje Wein dafür. Der kann uns dienen, ſagte Senior Stoſſer; alſo in einen ſauern Apfel gebiſſen, und dem Narren hoſirt! Iſt er aber nicht gewonnen, oder gar unſer Feind: ſo haut er uns ein. —

Als auf dieſe Art ein gutes Fundament zur Befeſtigung und Vergröſſerung des Ordens gelegt war: ſo ſchlug der politiſche Senior vor, daß ein Theil von ihnen ſich unter die Kränzianer, und einer unter die Societäter miſchen ſollte. Sie ſollten ſogar, freilich ihrer nur wenige, und die ſich vorzüglich dazu ſchickten, in jene Geſellſchaften aufnehmen laſſen. Es iſt nöthig, ſagte er, daß wir da Anhang haben, wo wir ſtürzen wollen. Bekanntſchaft in des Feindes Land iſt allemal nützlich, und der beſte General ohne Spione, iſt ein Nichts.

Dieſem zufolge traten einige pfiffige Köpfe zu dem Kränzchen der Fidelität, andere zu dem der Fünfkäſer. Dieſe nun verſäumten um alles keine Zuſammenkunft, und rapportirten fleißig, was ſie ſahen, und was ſie hörten. Sie gaben immer auf die Geſinnungen der Mitglieder Acht, und fanden ſie, daß der eine oder der andere habile Kopf misvergnügt über die elende Einrichtung ſeines Kränzchens war: ſo machten ſie ihn noch misvergnügter! und endlich ward er nolens volens ein Amiciſt. Doch war es verboten, daß ein ſolcher Ueberläufer gleich knall und Fall ſeine vorige Verbindung verlaſſen ſollte, um nämlich alles Aufſehen zu vermeiden.

Indem dieſes ſo vorging, hielt ein gewiſſes Frauenzimmer bürgerlichen Standes in Schilda Hochzeit. Dieſes Mädchen heirathete einen **Fünfkäſer**, welcher durch den Vorſchub der fürſtlichen Mätreſſe eine Stelle an der Acciſe zu Colchis erhalten hatte. Weil nun der Bräutigam ein Fünfkäſer geweſen war: ſo war es ganz natürlich, daß er zu dem großen Ball, der gegeben werden ſollte, mehrere aus der polirenden Societät einlud. Aber zum Unglück traf es ſich, daß die Jungfer Braut einige ſehr ſpecielle Bekannte unter den Fidelitätsbrüdern gehabt hatte, und daß auch dieſe eingeladen werden mußten. Inzwiſchen dachte niemand an etwas arges, da dieſe und jene, um die Klubbiſten zu unterdrücken, ſchon lange in gutem Vernehmen geſtanden waren.

Aber man hatte auch einige Amiciſten, welche pro forma zu den Fünfkäſern gehörten, mitgebeten; und dieſen ertheilte der Herr Senior, Philipp Stoſſer, ihre Verhaltungsbefehle ſehr glimpflich.

Als der Ball eröffnet wurde, fanden ſich ſechs Bierhengſte, vierzehn Fünfkäſer und funfzig Philiſter und Gnoten darauf ein. Jeder war nach ſeiner Art gekleidet, jeder betrug ſich nach ſeiner Weiſe. Der Philiſter und Gnote war leicht zu erkennen; der Fünfkäſer ſpielte den Petimäter, und der Bierhengſt bemühte ſich, auch hier den Renommiſten zu machen. Anfangs ging alles recht gut: man trank, tanzte und ſcherzte in bona pice et pace: aber als die Amiciſten ihre Zeit erſehen hatten, da ſtreuten ſie den Samen der Zwietracht aus. Man bemerke noch, daß kein einziger Amiciſt-Bierhengſt, ſondern blos Amiciſten-Fünfkäſer da waren.

Die Bierhengſte betrugen ſich nach ihrer Sitte grob und impertinent, trappelten mit ihren großen Stiefeln auf dem Saal herum, und trieben allerhand Poſſen, ſo daß die Bürger und Handwerksburſche, und ſelbſt die Fünfkäſer ſich theils darüber ärgerten, theils lachten. Als es aber einer von jenen gar zu arg machte, und mit einem Mädchen zu handgreiflich zu ſpaßen anfing, da trat ein Amiciſt, welcher zu den Fünfkäſern gezählt wurde, zu einem Groben, einem derben Zimmergeſellen von Profeſſion, und ſonſt einem ungeſchliffenen Flegel.

„Hören Sie, ſagte er ganz höflich zu ihm, dort der Menſch da führt ſich ja gar ſehr unanſtändig auf: wenn ich hier was zu ſagen hätte, ich gäbe ihm eine tüchtige Lektion!“

Handwerksburſche: Ja, es iſt auch, hohl's der Teufel, wahr! Die Kränzianer führen ſich heute auf, wie die Sauſchwänze!

Amiciſt: Sagen Sie es ihnen doch! Es iſt ja eine Schande, in ſo einer honetten Geſellſchaft! Wir Societäter ſtehen Ihnen gewiß bey, wenns zu Debatten kommen ſollte.

Handwerksburſche: Topp, Herr, Sie ſtehn mir bey, und die andern Bürger und Handwerksburſche auch. Die Haudoell Kerls ſoll ja der Henker holen!

Der Geſelle hielt Wort, und trat ganz trozig zu dem Kränzianer, welcher eben dem Mädchen unters Halstuch fahren wollte.

Pfui Teufel, ſagte er protzig, Herr ſind Sie denn gar des Teufels, daß Sie ſich ſo hunzföttiſch betragen? Sie ſollten ſich was ſchämen!

Kränzianer: Was? Wer iſt Er?

Handwerksburſche: Ein ehrlicher Menſch bin ich, und Er, Herr, Er iſt ein Eſel!

Kränzianer: Ein lauſiger Gnote iſt er, den das Donnerwetter frikaſſiren ſoll!

Der Kränzianer hohlte bey dieſen Worten wirklich aus, und gab dem Gnoten eine Maulſchelle. Fluchs waren alle Handwerksburſche und Bürger auf den Beinen, und ſchlugen drein, wo und wie ſie konnten. Die übrigen Bierhengſte ſprangen zwar zu Hülfe, da ſie aber an der Zahl zu ſchwach waren: ſo wurden ſie ſamt und ſonders zum Saal hinausgeworfen, und der Tumult war für den Augenblick geſtillt.

Die Fünfkäſer freuten ſich ſehr über die Niederlage der Kräzianer, erklärten ſich für Freunde der Bürger und Handwerksburſchen, beſonders der Schönen, und erhielten das allgemeine Lob artiger, feiner Herren, welchen in Zukunft der Zutritt zu allen ihren Geſellſchaften und in alle Bürgerlichen Gelage offen ſtehen ſollte.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Der Krieg.

Man müßte die Studenten, beſonders die Renommiſten unter ihnen, wenig kennen, wenn man nur muthmaßen wollte, daß die Bierhengſte bey dieſer Beleidigung ſtille geblieben wären. Die wenigen, welche auf dem Ball geweſen waren, wußten, daß gerade an dieſem Abend ein Commerſch von ihren Leuten in einer nahen Kneipe gehalten wurde, und liefen dahin, um ſie zur Rache für die erlittene Beſchimpfung aufzufodern. Sie kamen eben an, als der Kommers zu Ende ging, und erklärten dem Cirkel das große Unrecht, das ihnen von den Philiſtern und Gnoten zugefügt ſeyn ſollte.

„Hab' ichs nicht oft geſagt, fing Senior Mareſitz an, daß man mit Philiſtern und Gnoten nicht umgehen ſoll? So wollens unſre Geſetze und Statuten, aber wegen der einfältigen

Philiſter⸗Menſcher, wegen der dummen Fratzengeſichter werden die Geſetze mit dem Hintern angeſehn; und dann kommen ſolche Hunzföttereyen heraus! Dem ſey aber, wie ihm wolle: Revanſche müſſen wir haben, oder der Teufel ſoll drein ſchlagen! Allons: jeder waffne ſich mit Steinen und komme: Vivat ſequens, pereat remanens!

Nicht weit von dem Kommershauſe wurde gebauet: es waren alſo Steine und Scheiben in Menge gleich zu haben. Die Bierbengel füllten flugs ihre Taſchen und Schnupftücher, und taumelten ſo vor das Haus, wo der Ball gehalten wurde. Mareſitz hatte befohlen, ganz ſtill heranzuſchleichen, und erſt auf ſein Kommando die Fenſter einzudonnern. Als ſie ſich nachher alle in Schlachtordnung geſtellt hatten, rief Mareſitz: Feuer! Und nach ſechs Salven waren die Fenſter am ganzen Tanzſaal zertrümmert. Die Jungfer Braut bekam einen Stein auf die Naſe; der Herr Bräutigam einen aufs Maul, und die andern Hochzeitgäſte wurden auch beſchädiget; nicht minder die Inſtrumente der Muſikanten.

In dem Nebenzimmer, wo Erfriſchungen, nebſt Thee- und Kaffeegeſchirre ſtanden, war die Verwüſtung ebenfalls groß. Die edlen Gäſte liefen durch einander, wie bey einem Krähenſchmauſe. Auch die Hünskäſer waren von den Steinwürfen übel zugerichtet: die wenigen Amiciſten hatten ſich ganz in der Stille zu rechter Zeit abgezogen: ſie hatten ſo einen Ueberfall vermuthet.

Anfänglich waren die Bürger und Handwerksburſchen ſo beſtürzt, daß ſie nicht wußten, was ſie thun ſollten. Alles lief und ſchrie durch- und gegen einander. Endlich beſann man ſich und beſchloß, dem Ueberfall zu begegnen. Jeder nahm ſeinen Knüttel; und wer keinen hatte, brach ein Bein aus einem Stuhl, oder ſammlete die hereingeworfnen Steine auf: und dann gings dem Tempel hinaus. Die Frauenzimmer blieben nur, und zitterten wie Eſpenlaub.

Als die Philiſter, Knoten und Hünskäſer an die Thüre kamen, fanden ſie ſelbige von außen beſezt. Kam einer mit der Hand oder dem Kopf zu nahe: ſo bekam er eins drauf, und prallte zurück. So gings eine Zeitlang, und die Bierhengſte ſchrieen ohne Unterlaß: pereat die Philiſter, pereant die Gnoten, pereant die Philiſter-Huren tief, tief, tief! Endlich wurden die Philiſter und Gnoten wüthend, ſtürmten mit Gewalt die Thüre und drangen hinaus ins Freye. Da nun änderte ſich die Scene: die Studenten bekamen der Schläge mehr, als ſie austheilten, und ergriffen die Flucht. Die Philiſter und Gnoten wollten ihren Sieg nicht unbenuzt laſſen, und verfolgten ſie dahin, dorthin.

Zum Unglück für die Nachſetzenden trieben gerade damals einige Zwanzig Kappershäuſer zu Schilda in einer dem Tanzſaal ganz nahen Kneipe ihr Weſen, und ſahen dem Skandal ſo lange ruhig zu, bis ſie merkten, daß die Philiſter die Studenten verfolgten. Da erſt brachen ſie in corpore auf, und zogen auf den Saal, wo die Frauenzimmer alle vor Furcht und Schrecken und voll Erwartung der Dinge, die da kommen mögten, zitterten und bebten. Retten Sie ſich, meine Schönen, ſchrieen die Argliſtigen: die Studenten haben geſiegt! Viele von den Bürgern ſind todtgeſchlagen, und jezt kommen die Feinde, und wollen den Tanzſaal auch beſtürmen: Machen Sie, daß Sie fortkommen, oder Sie ſind verlohren!

Die armen Dingerchen wußten nicht, was ſie in aller Angſt thun ſollten, und ließen ſich von den Kappershäuſern fortſchleppen, die ſie dann nach einem entlegenen Thore führten, welches ſie ſich für ein gutes Trinkgeld öffnen ließen. Darauf zogen ſie nach einem benachbarten Garten, lagerten ſich — es war im Monat Mai — unter die Bäume und in die Alleen, oder hinter die Hecken; tröſteten und ermunterten die Verlaßnen, und vollendeten vor überſchwenglich-erregter Gutmüthigkeit, wofür der Herr Bräutigam und mancher Andere eben nicht ſehr danken konnte.

Die Kappershäuſer vermutheten freilich, daß das Ding kein gut thun mögte, wenn ſie bey den Schönen ſich betreten ließen. Sie ſchlichen alſo früh, unter dem Vorwand des Rekognoſcirens fort, und da ſie alle zu Fuße nach Schilda gekommen waren; ſo gingen ſie gerades Weges nach Kappershauſen zurück, und lachten ſich beynahe bucklicht über die komiſche Begebenheit mit den Schildaiſchen Ball-Nymphen.

Inzwiſchen hatten die Philiſter und Gnoten ihre Feinde glücklich in die Flucht geſchlagen, hatten ſie gar über ein eingefallenes Stück Stadtmauer hinausgepreſcht, dann im Felde weit noch verfolgt, und zogen nun mit lautem Jubel nach dem großen Keller zurück, um den Ball von neuem anzufangen. Aber wie erſchracken ſie, als ihre bunten Vögel ausgeflogen waren, ich will ſagen, als ſie ihre Weiber und Töchter nicht mehr vorfanden. Der Bräutigam, die Väter, Brüder und Liebhaber rennten in aller Beſtürzung fort, ihr verlohrnes Gut aufzuſuchen. Es blieben nur die, welche nichts zu verlieren gehabt hatten; und da ſie doch einmal zum Tanze da waren, und es an Tänzerinnen fehlte, gingen ſie in ein benachbartes Bordel und holten die Nymphchen, mit denen ſie ſich durch Tanzen und ſonſtige Kurzweil bis an den hellen Tag verluſtirten.

Der Bräutigam und die andern, die ihre Weiber, Töchter, und Mädchen vermißten, liefen zuerſt nach ihren Häuſern, und als ſie die Verlornen da nicht fanden, liefen ſie wie unſinnig in der Stadt herum, und ſchrieen durch alle Straßen: Röschen, wo biſt du denn? Liſette, wo hat dich denn der Himmel? Hannchen, komm doch zum Vorſchein! u. dgl. —

Dieſes Herumſchreien hallte durch die ganze Stadt, half aber nichts, denn Röschen, Liſette und Hannchen waren nicht in der Stadt, wie wir wiſſen. Endlich erfuhren die Suchenden, daß ihre Schönen aus der Stadt gewandert waren, und ſich in einem Garten aufhielten, der eben nicht im beſten Rufe ſtand. Sie eilten ſporenſtreichs dahin, und hörten, daß ſie ſich hätten von einem Haufen fremder Herren, — von denen ſie auch nicht Einen erkannt hatten, — in dieſen Garten zur Sicherheit bringen laſſen, daß aber dieſe Herren aufs Recognoſciren längſt ausgegangen, und noch nicht wiedergekommen wären.

Die guten Philiſter ſchüttelten bey dieſer unnöthigen Dienſtfertigkeit, die von den Schönen noch obendrein hochbelobt wurde, gewaltig die Köpfe, und der Herr Bräutigam machte ein verdammt finſteres Geſicht: er ſchloß nämlich nicht ohne Grund, daß ihm ein Etwas aufgeſezt ſeyn mögte, was ihm unmöglich behagen konnte, obgleich ſeine Braut wegen des Wurfs mit dem Stein auf die Naſe ein ſehr unfreundliches Anſehen hatte. Aber bey Nacht, dachte er, ſind alle Kühe ſchwarz! —

Den folgenden Tag war die Geſchichte der Nacht, durch die Rapportirſucht der Perückenmacher, der Gegenſtand aller Geſpräche, und wurde dem Kanzler von ſeinem Mährchenträger, dem Hn. Profeſſor Ziegenbart, brühheiß erzählt, als eben ſein Freund und Quaſi-Schwager, der Sekretär, bey ihm zugegen war.

Na, ſagte der Kanzler, indem er den Bauch hielt vor lauter Lachen, es iſt doch bey meiner Seele eine hübſche Sache, auf einer Univerſität zu leben! Man hört doch immer ſo was Schnurriges. Einen Luidor wollt' ich allemal für ſo'n Spaß geben, wie der heunt Nacht war, beſonders da mit'n Menſchern im Garten. Ha, ha, ha!

Schneller: Ich glaube aber nicht, daß die Sache ſo dabey bleiben wird. Es wird wohl noch Händel genug ſetzen. Denn ſehen Ihre Excellenz, die Kränzianer laſſen es wahrlich nicht ſo dabey, und fangen zuverläſſig wieder Skandal an. Ich hielte es für's Beſte, man ſchlüge ein Verbot alles fernern Tumultes ans ſchwarze Brett, und finge ſchon heute die Unterſuchung an.

Kanzler: Warum nicht gar? Laſſen Sie immer noch was dazu kommen: dann wird auch die Unterſuchung deſto luſtiger! Und wenn den Philiſtern die Fenſter alle einkanonirt werden, ſo mögen ſie ſehen, wer ſie ihnen wieder macht. Es iſt doch man ſchnippſches Zeug, die Philiſter!

Dabey blieb es denn auch für heute. Die Philiſter klagten nicht, weil ſie doch eigentlich der angreifende Theil geweſen waren, und weil in Schilda ein Philiſter niemals gewann, der ſich mit einem Studenten klagte. Die Bierbengſte ſchwiegen auch, weil ſie ſich vorgenommen hatten, ſich ſelbſt zu revanſchiren. Alſo blieb es den Tag nach dem Ausbruch des Krieges in Schilda ruhig.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Verfolg der Kriegsgeſchichte.

Den folgenden Abend verſammelte **Mareſiz** alle Kränzianer, und hielt folgende Anrede:

Es iſt doch, lieben Brüder, Sünde und Schande, daß elende Philiſter und Gnoten uns die vergangene Nacht aus dem Feld geſchlagen haben. Verwüſten und verderben ſollte man alle die Hunde die! Und wenn Ihr nicht Hand anlegt, und das Kanalljenvolk zur Räſon bringen helft: ſo will ich lieber Schweine hüten, als länger Euer Senior ſeyn. Das ſage ich Euch, und Gott ſtrafe mich, es iſt wahr.

Aber nicht nur Gnoten und Philiſter, ſondern auch Studenten haben uns tuſchirt. Sollte man es glauben, daß die petimätriſchen Fünfkäſer mit Philiſtern gemeinſchaftliche Sache machen und gegen Burſche ſtreiten konnten? Das iſt unerhört, ſeitdem die Welt ſteht, ſeitdem es Univerſitäten und Burſche und Philiſter gegeben hat! Pfuy der Schande!

Aber wir ruhen nicht eher, bis wir unſre Schande ausgelöſcht haben, und ſollt' auch alles darüber zu Grunde gehn. Alſo verſammelt Euch dieſen Abend ohne alles Geräuſch hinten an der Stadtmauer beym Schnappsſchenker, und verſeht Euch wohl mit Hiebern, Knütteln und Steinen, und erwartet meine weitere Order! Wollt

Ihr aber nicht, ſo ſagt es, und ich ſtiſſire mich, ſo wahr ich Mareſitz heiße.

Die Kränzianer riefen alle gleichſam aus einer Kehle, daß ſie nichts ſehnlicher wünſchten, als den Philiſtern recht eins auszuwiſchen.

Abends um neun Uhr füllte ſich die ganze Kneipe des Herrn Fuſel-Majers mit Kränzianern. Alle waren mit Hiebern, Knütteln und Steinen bewaffnet, alle halbtrunken und voll Muth, den angethanen Schimpf zu rächen. Was einigen noch an Muth abging, ſuchten ſie durch Schnapps zu erſetzen. Mareſitz befahl Einigen, durch alle Straßen zu rennen, und Burſche 'raus, Burſche 'raus, zu rufen, indeß die Hauptarmee nach dem Hauſe der geweſenen Braut ziehen, und daſſelbe ſtürmen ſollte.

Was Mareſitz ausführen wollte, geſchah pünktlich, und ehe noch eine Stunde verging, war das Haus der Braut eingenommen, alles entzwey geſchlagen, und Braut und Bräutigam ſelbſt gefangen. Erſtere wurde in ihrem eignen Hauſe nach gewaltigen Inſulten auf einen Abtritt eingeſperrt, lezterer aber in einen Schweinsſtall geworfen, und beyde mußten in ihrem Behältniß bis an den hellen Tag kampiren, weil ſich niemand unterſtand, ſie zu retten, aus Furcht vor den Studenten.

Nach dieſer erſten Expedition verſtärkte ſich der Haufen anſehnlich, indem auf das fürchterliche Burſche 'raus, Burſche 'raus, alles zuſammen lief, und ſelbſt Amiciſten und Fünfkäſer ſich dabey einfanden. Der wilde Haufen zog durch alle Straßen, ſchmiß hier und da die Fenſter ein, perirte Philiſter und Gnoten, und machte ein heilloſes Gelärme. Die auf den Bierkellern und Herbergen und Schnappskneipen verſammelten Philiſter und Gnoten, noch ſtolz auf den vorhergegangenen Sieg der Ihrigen, und heroiſch von Breyhan und Schnapps, geriethen in Harniſch, und traten zur Gegenwehr. Aber das Glück verſagte ihnen dießmal, und ſie wurden alle jämmerlich zugerichtet, und aufs Haupt geſchlagen.

Vivat ſequens, ſchrie Mareſitz, der Anführer; und der ganze Zug folgte ihm nach dem Hauſe des Profeſſors Fünfkäs, wo gleichfalls alle Fenſter eingeworfen, und der ganzen polirenden Societät ein lautes Pereat gebracht wur de. Die Fünfkäſer welche bisher noch, als Verſöhnte, mit herumgezogen waren, und die Fenſter der Philiſter hatten einſchlagen helfen, fanden dieſes ſehr unhöflich, und machten Gegenvorſtellungen: dadurch wurden ſie aber als Fünfkäſer erkannt, und fürchterlich hergenommen.

Der Kanzler, welcher gerade den Abend bey Fünfkäs zu Gaſte geweſen und noch nicht zu Hauſe gegangen war, glaubte durch ſeine Gegenwart und durch ſein Machtwort den Tumult ſofort ſtillen zu können, welches ihm jezt nothwendig ſchien, da die Steine der Kränzianer ihm das Glas aus der Hand geſchmiſſen hatten, als er es eben zum Munde führen wollte. Er trat alſo vor die Thüre und fing an zu peroriren. Die Studenten, als ſie ihn nur erblickten, ſtießen ſich einander lachend an und waren einen Augenblick ſtill.

„Na, ſagte der Kanzler, was das ein dümmer verfluchter Lärmen iſt! Glaub' gar, Ihr Herren ſeyd alle mit dem Teufel beſeſſen, oder ſeyd närriſch! Das iſt ja, bey meiner Seele, ein bübiſches Betragen! So machens ja die Hirtenjungen nicht. Aber ſchon gut: wir werden uns ſprechen. Jezt packt Euch nach Hauſe, alle wie Ihr da ſeyd, oder ich will Euch kuranzen, daß

Euch das Fell rauchen ſoll. Allons marſch, Ihr ungeſchliffenes Grobzeug, oder ich laſſe meinen Sultan kommen! ...

Pereat der Kanzler! ſchrie einer aus dem Haufen: dieſes pereat war das Signal zum allgemeinen Lärmen. Was will der grobe Lümmel, der Botsknecht? ſchrieen alle zuſammen: Fort mit dem Schlunks, mit dem unwiſſenden Eſel! — Der Kanzler, auf den alle eindrangen, rettete ſich ins Haus zurück, und entwich durch den Garten nach Hauſe.

Kommt Brüder, rief Mareſitz, laßt uns dem Schlingel die Fenſter einſchlagen! Geſagt, gethan: der ganze helle Haufen zog nach des Kanzlers Wohnung, und warf ihm die Fenſter rein entzwey.

Die ganze Nacht dauerte das Unweſen fort, bis jeder von den Helden ſich erſt gegen Tages-Anbruch zu Hauſe begab, und in die Federn warf.

Früh ſchickte der Kanzler zum Prorektor, und ließ ihm ſagen: er möchte wenigſtens den Senior der Kränzianer, den Mareſitz, ins Carcer bringen laſſen, und hernach inquiriren: So was könne er nicht verſchmerzen, ob er gleich ſonſt kein Feind von Burſchen-Auſtritten ſey. Der Prorektor gehorchte, und Mareſitz wurde eingeſperrt. Die Kränzianer verhielten ſich indeß den Tag über ruhig.

Aber den Fünfkäſern wurmte es arg, daß die Vierhengſte ſie ſo öffentlich beſchimpft und ihres Obervorſtehers Haus geſtürmt hatten. Sie hielten einen Rath, um ſich auch auf ihrer Seite zu revanſchiren, und wurden einig, daß ſie des Profeſſors Simon Haus gleichfalls ſtürmen, und die Vierhengſte öffentlich vexiren wollten.

Hier wies ſich es aus, daß auch Petimäter und Haſenfüße im Stande ſind, renommiſtiſche Streiche auszuführen, wenn ihnen die Galle überläuft. Es muß alſo überhaupt zu der Renommiſterey nicht viel ſeyn, da ſie ſogar den elendeſten Laffen zu Theil werden kann.

Den Vorſchlag zu dieſem Sturm hatten, wie man leicht denkt, die Amiciſten, welche ſich unter den Fünfkäſern befanden, wo nicht aufgebracht, doch unterſtützt; und Simons Haus wurde ordentlich belagert und erobert. Simon in der Angſt, von den Feinden gefangen und ausgeſchmiert zu werden, verkroch ſich in das Bette der Hausmagd: dieſe war aber ſchon darin, und ſchrie erbärmlich, als der Herr Profeſſor im Finſtern bey ihr eindrang. Der Hausknecht, welcher neben ihr an ſchlief, kam auf das Geſchrey herbeygelaufen, und da er ſonſt was vermuthete, gab er dem Herrn Profeſſor mehr Püffe, als ihm die Fünfkäſer nimmermehr würden gegeben haben, wenn ſie ihn gleich auch gefangen hätten.

Den folgenden Tag war General-Concilium, und die Partheyen wurden vorgefordert. Der Prorektor und der Kanzler ließen nämlich der Bürgerſchaft, den Kränzianern und den Societätern anzeigen, daß ſie Deputirte zu ſchicken hätten, welche ihre Sache betreiben ſollten. Es erſchien daher von Seiten der Kränzianer Herr Profeſſor Simon, Herr Profeſſor Fünfkäs, als Deputirter der Societät, und Meiſter Klesmann, als Deputirter der Bürger. Man hatte mit Fleiß einen Meiſter geſchickt, damit er auch die Sache der Handwerksburſche vertheidigen könnte.

Die Bürger wurden kurz und gut abgewieſen. Es wäre, hieß es, den Studenten nicht zu verdenken, wenn ſie ſich gegen Philiſter vertheidigten. Studenten hätten doch immer eine beſſere Erziehung gehabt, als Philiſter; und daher ſey allemal zu ſupponiren, daß ſie nicht zuerſt anfiengen. Dießmal beſonders ſey es gewiß, daß die Studenten beleidigt worden ſeyen; und deßwegen ſollten die Philiſter ſich nur immer zufrieden geben, daß man ſie nicht noch extra derb beſtrafte. Ihre Fenſter u. ſ. w. mögten ſie ſich nur ſelbſt wieder machen laſſen; und das alles von Rechtswegen. — Meiſter Klemann ging ſehr traurig mit dieſer Sentenz zu denen, die ihn geſandt hatten, und dieſe beſchloſſen, zu Colchis darüber einzukommen.

Wäre Herr Schneller zu Schilda geweſen: ſo würden die Kränzianer gewiß geſiegt haben: denn dieſe hatte er einmal in Schutz genommen: aber er war zu ihrem großen Unglück zu Colchis, in Geſchäften des Kanzlers. Da nun dieſer ſeit dem Pereat über die Bierhengſte ſehr aufgebracht war, und von Profeſſor Fünfkäs immer mehr gereizt wurde; da auch der Prorektor ſie nicht leiden konnte: ſo ſiegten die Fünfkäſer, und es wurde ein einhelliges Urtheil folgender Maßen abgefaßt:

Daß die Mitglieder des Kränzchens der Fidelität erſtlich die in der Wohnung des Herrn

Kanzlers und dann die in dem Hauſe des Herrn Profeſſors Fünfkäs eingeworfenen Fenſter auf ihre Koſten wieder in Stand ſollten ſetzen laſſen. Für dießmal wolle man zwar keine weitere Strafe über ſie verhängen; der Senior Mareſitz aber, als der Haupturheber des Tumultes, ſollte in perpetuum relegirt werden.

Profeſſor Simon war nicht ſehr böſe über dieſes Urtheil: denn eben Mareſitz hatte im Kränzchen alles zu ſagen, er aber, ob er ſchon Oberaufſeher war, gar nichts. Bey dieſer Veränderung hoffte er aber mehr Anſehn zu erhalten, nahm daher das Urtheil ohne Widerſpruch an, nur foderte er Satisfaction für die vom Hausknecht empfangenen Püffe. Na, ſagte der Kanzler, das kann geſchehen: es ſoll dem Hausknecht befohlen werden, daß er Ihnen forthin allemal leuchten ſoll, wenn Sie wieder zur Magd ins Bette wollen. Die ganze Verſammlung lachte über den Witz des Herrn Kanzlers, und das General-Concilium hatte ein Ende.

Zu Schilda war es Mode, daß man jede Kleinigkeit ans ſchwarze Brett ſchlug, und ſogar jedesmal ankündigte, wenn einer aufs Carcer war geſperrt worden. So wurde denn auch dießmal das Urtheil des Conciliums gegen die Kränzianer und Bürger angeſchlagen, und erregte Aufſehen in der ganzen Stadt. Die Bürger beſchloſſen, nach Colchis zu gehen und da ſich Genugthuung auszumitteln. Die Kränzianer wollten die Sache burſchikos betreiben und verſammelten ſich daher, um einen Entſchluß zu faſſen. Dieſer lief dahin aus, daß man erſtlich den Senior befreyen, und dann von ihm vernehmen wollte, was weiter zu thun ſey.

Um jenes auszuführen, wurde Cordan, der Stockmeiſter, oder wie man in Schilda zu ſagen pflegte, der Carcerknecht, zu einer Frau des Abends ſpät hingerufen, zu der er zu gehen pflegte. Ein Mädchen mußte ihm auf Anſtiften eines Kränzianers ſagen, Frau Lieſe ſchicke ſie und laſſe ihn bitten, daß er ihr doch das Haus wolle hüten helfen, indem ihr Mann verreiſet ſey. In dieſem Fall pflegte er niemals wegzubleiben; und ſobald er hin war, ließ Röschen, ſeine Tochter, allemal einen Studenten, welcher Schneider hieß, und ein Kränzianer war, auch zu ſich herein. Dieſer vertrieb ihr dann die Nacht über die Zeit.

Cerdan folgte glücklich dem Rufe des Mädchens, wurde aber, als er eben mit einem nachgemachten Hausſchlüſſel die Thüre aufgeſchloſſen hatte, auf den Wink eines Kränzianers von dem Manne ertappt, tüchtig durchgeprügelt, und in den Keller eingeſperrt, wo er bis an den Tag kampiren ſollte. Schneider wachte indeſſen bey Röschen, und war ſo geſchickt, den Carcerſchlüſſel wegzuputzen. So bald er ihn hatte, ſchlich er hinaus, und gab vor, er wolle eben einen Gang auf den Hof gehen; aber er ging zur Hausthüre, öffnete ſie den auflauernden Kränzianern, gab ihnen den Schlüſſel: und dieſe gingen unten leiſe durch, ſchloſſen das Carcer auf und befreyten ihren Senior, den ſie auch leiſe herausführten, aber nachher unter Abſingung des Liedes: „Luſtig ſind wir lieben Brüder" nach einer Kneipe begleiteten, wo ſofort ein ſolenner Kommers gehalten wurde.

Die durch den Breyhan und Schnapps beſchenirten Burſche wollten abermals einen Skandal anfangen; aber Freund Marekitz widerſetzte ſich und ſprach: wartet nur, und ſeyd ruhig: es wird ſchon noch Zeit genug ſeyn, zu zeigen, wer wir ſind.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Der Feldzug.

Als früh Meiſter **Cordan**, der Carcer-Inſpektor zu **Schilda**, aus ſeinem Arreſt entlaſſen wurde, gab ihm derjenige, den er mit Hörnern[*] zu krönen gewohnt war, noch einige Tritte auf den Hintern, und jagte ihn mit der

---

[*] **Hörner aufſetzen** kömmt von dem griechiſchen Kaiſer **Andronikus** her. Dieſer Fürſt befahl, daß alle, welche Kaiſerliche Privilegien, jagen zu dürfen, erhalten hatten, über ihre Thüren Hörner oder Geweihe pflanzen ſollten von Hirſchen oder Rehen. Weil nun **Andronikus** einem gewiſſen Patricier zu Chalcedon, deſſen Frau er ſich bedient hatte, ſolche Hörner ſchenkte: ſo ſagte man nachher, ſtatt eines Andern Weibes ſich bedienen, κέρατα ἐμπηγνύναι, einem Hörner aufpflanzen. — Die Kreuzfahrer brachten die **Redensart**, nicht aber die **Sache**, nach Frankreich, Deutſchland und ſonſt wohin. Denn, daß die Sache älter ſey, weiß man. **Juvenalis** ſagt in einer ſeiner **Satyren**:

Antiquum et vetus eſt, alienum, Poſthume, lectum
Concutere, atque ſacri genium contemnere fulcri.

Weiſung fort, daß wenn er ſich jemals unterſtehen würde, ſo wieder zu kommen, er ein gewiſſes Etwas verlieren ſollte, ohne welches er bey ähnlichen Attentaten eine klägliche Figur machen würde.

Cordan ſchlich ganz ſtill nach Hauſe, und erſchrack nicht wenig, als er erfuhr, was wir ſchon wiſſen. Er eilte zum Prorektor, erzählte ihm Marefitzens Deſertion, und bath um Vergebung, die ihm der Prorektor auch ohne weiteres zuſagte, weil er ihn, wegen anderer Durchſtechungen, nicht beleidigen durfte. Es wurde alſo abermals Concilium gehalten, und der Prorektor ſprach alſo:

„Zwey gottloſe Boſewichter, Brand und Kugel, haben dieſe Nacht ſich hinterliſtig aus Carcer-Haus geſchlichen, mit Dietrichen die Schlöſſer geöffnet, und den arreſtirten Studioſum Marefitz auf freyen Fuß geſetzt. Da dieſe Leute doch mit der Relegation geſtraft werden müſſen für ihren begangenen Frevel: ſo wäre meine Meynung, daß wir ſie nicht weiter citiren ließen, auch nicht verhörten, ſondern kurzum relegirten. Ein ſolcher Schlag dringt durch; ſezt die Andern in Furcht und ſtört die ſo ſchädliche Geſellſchaft des Kränzchens. Auch iſt mein Rath, daß Mareſitz ſogleich mit relegirt werde.“

Weil niemand auf dem Concilium war, als der Kanzler, der Prorektor und der Profeſſor Fünfkäs, indem Seine Magnificenz die andern Herren, nach dem Gebrauch mehrerer deutſchen Univerſitäten, nicht hatte einladen laſſen: ſo ging der Vorſchlag durch, und ſchon Nachmittags um vier Uhr las man am ſchwarzen Brette eine gedruckte Relegation der Herren, Mareſitz, Brand und Kugel; und zwar nach akademiſchem Latein waren ſie relegati in perpetuum.

Das Papier am ſchwarzen Brette erregte allgemeine Gährung in ganz Schilda. Die Fünfkäſer jubelten laut; die Bürger freuten ſich, daß ſie auf dieſe Art doch einigermaßen Satisfaktion erhalten hatten; nur die Kränzianer hingen die Köpfe. Der einzige Mareſitz verlohr den Muth nicht. Er ließ das Kränzchen verſammeln, und ſprach alſo:

Jezt, Brüder, iſt die Zeit gekommen, zu beweiſen, daß wir honorige Burſche ſind. Tauſend Sackerment, ſollen wir uns ſo futtiren laſſen? Ich mache mir den Teufel aus einer Relegation! Das iſt nur Kleinigkeit, nur ein Popanz, womit man Jungens ſchreckt, die aber bey einem rechtſchaffenen Kerl gerade ſo viel wirkt, als wenn ihm ein winziger Dorfjunker befiehlt, ſeine Staaten zu verlaſſen, die ſich gerade funfzig Schritt vor ſein Dorf erſtrecken. Aber das ärgert mich, daß die Kerls ſollen ihren Willen haben! Wißt Ihr was, Brüder? Ich, Brand und Kugel ziehen heute noch aus, und Ihr alle, wie Ihr da ſeyd, zieht mit. Wir gehn auf ein nahes Dorf, wo uns die Univerſität keinen Pfifferling zu ſagen hat. Da laßt uns ſo lange kampiren, bis uns die Schildaer mit allen Ehren recipiren müſſen. Verſteht Ihr mich? Ich habe ſchon einen Anſchlag in petto, der gewiß durchgeht. Nun ſagt: wollt Ihr mit uns nach Trippſtädt?

„Wir wollen, wir wollen, ſchrieen alle; ein Hunzfott, der nicht mitgeht!“

Hierauf ging jeder zu Hauſe, verſah ſich mit dem Nöthigen, und begab ſich wieder auf den Sammelplatz, wozu Herr Mareſitz den Marktplatz beſtimmt hatte. Der Prorektor ließ fragen, was das Zuſammenlaufen bedeuten ſollte?

Wir wollen unſre relegirten Freunde begleiten, war die Antwort, und der Prorektor beruhigte ſich.

Die Stadt-Muſikanten wurden herbei geholt, mußten aufſpielen, und der Zug ging unter Singen und Lärmen zum Thor hinaus nach Trippſtädt, wo ſie nach einer Stunde wohlbehalten ankamen. Der Pöbel aus ganz Schilda, durch das neue Schauſpiel gereizt, zog mit, und einige barmherzige Schweſtern blieben vollends gar in Trippſtädt, damit den Herren die Zeit nicht lange werden mögte.

Die Kränzianer an der Zahl ſechszig, quartirten ſich bey den Bauern ein, aßen und tranken aber zuſammen in der Schenke, wo der Wirth ſchon lange mit dem Kränzchen bekannt war: denn die Herren zu Schilda machten es, wie man es auf andern Univerſitäten macht, nämlich, daß verbündete Geſellſchaften auf den Dörfern in der Nähe immer einen Wirth haben, bey dem ſie im Fall der Noth ihre Zuflucht finden können. So war zum Beyſpiel Zacharias Schmidt in Riedeburg, eine Stunde von Halle, ehemals der Schuzengel der Unitiſten, und Herr Haſe in Schlettau der — der

Conſtantiſten. Eben deswegen brauchten auch die Kränzianer nicht zu ſorgen, wenn einer und der andere keine Moneten hatte: denn da einer für den andern ſtand, ſo borgte der Wirth flott zu, und wurde niemals geprellt.

Mareſitz ſchickte gleich den andern Tag einen geſcheiden Bruder, welcher aber, ohne daß er's wußte, Amiciſt war, nach Colchis zum Sekretär Schneller. Er ließ ihm vorſtellen, daß ſie, die Kränzianer, emigrirt wären, weil die Gerechtigkeit in Schilda mangele, und alles nach dem Willen des Prorektors, und des Profeſſors Fünfkäs geſchlichtet werde. Der Abgeſandte mußte alles vergrößern, und die ganze Sache von allem Anfang auf eine dem Kränzchen vortheilhafte Art darſtellen, und am Ende dem Herrn Sekretär zu verſtehen geben, daß ein hübſches Präſent für ihn parat wäre, wenn er den Relegirten einen honorabeln Rückzug verſchaffen würde.

„Laſſen Sie mich ſorgen, hatte Schneller erwiedert, nachdem er einige Zeit mit dem Finger auf der Naſe nachgedacht hatte: ich verſpreche Ihnen ſchon im voraus die Erfüllung Ihrer

Bitte. Kehren Sie immer nach Trippſtädt zurück, und geben Sie keinem weiter ein gut Wort. Ich ſtehe für alles."

Unterdeſſen, als die Kränzianer auf weitere Verfügung warteten, vertrieben ſie ſich die Zeit mit Kommerſiren, Kareſſiren, Saufen und Spielen, wie es alle Univerſitäter machen, die auf den Dörfern ſich herum treiben. Von den Schnurren, welche ſie während der Zeit getrieben haben, will ich nur folgende anführen.

Die Tochter eines benachbarten Edelmanns, ein ſüßes gutes Geſchöpf, war plötzlich geſtorben. Die ganze Gegend bedaurte ſie, und da ſie gegen Abend in dem Garten ihres Vaters begraben werden ſollte: ſo kam die ganze Nachbarſchaft zuſammen, um dem Leichenbegängniß beyzuwohnen. Der Vater hatte ſich dazu die Erlaubniß vom Conſiſtorium erbeten, um täglich eine Thräne auf das Grab ſeines guten Kindes weinen zu können. Unſere Bierhengſte hörten von dieſer Cerimonie, und zogen auch hin. Da ſie aber zu frühe kamen: ſo kehrten ſie einſtweilen in die Schenke ein, und benebelten ſich in Schnapps. Endlich wurden die Glocken geläutet, und die Leiche ſollte eingeſenkt werden.

Unſere Herren ſtanden nicht weit vom Grabe, und ſchäkerten ſehr laut: doch die ganze Verſammlung war gerührt, und gab nicht auf ſie acht. Endlich fing eine Trauermuſik an, und Hölty's „Schwermuthsvoll" und Klopſtocks „Auferſtehn" wurde recht rührend geſpielt. Kaum hörten unſre Wildfänge Muſik, als ſie auf einmal die Kehlen aufriſſen, und zu kröhlen anfingen:

Luſtig ſind wir, lieben Brüder,
Ei, ſa, lieben Brüder,
Heute ſchmauſen wir u. ſ. w.

Die Muſik und der Trauergeſang verſtummte, aber die Bierhengſte ſchrien: Aufgeſpielt! aufgeſpielt! Die Muſikanten gehorchten nicht, und einige der ſaubern Herren, welche ein wenig kratzen konnten, riſſen ihnen die Violinen und Baßgeigen aus der Hand und ſpielten ſelbſt auf. Nun gings aus allen Kehlen:

Will ich zum Schätzel gehn,
  Hop, ſa, ſa, ſa!
Frag ich: wo mag es ſtehn,
  Hop, ſa, ſa, ſa!

Mag es im Garten ſeyn?
Liegt's ſchon im Bettelein?
Rei. ra, ra, ſa, ſa, ſa.
Gilt mir gleich viel,
Gilt mir gleich viel!

Die Anweſenden ärgerten ſich alle über die gräuliche Impertinenz der Kränzianer, und einige rüſtige Baurenburſche griffen zu, und prügelten die Menſchenkinder dermaßen durch, daß einige vor Angſt in einen Fiſchteich ſprangen, und nur mit Mühe herausgeholt werden konnten.

Wohl zerbläut kamen unſre Herren in Trippſtädt wieder an, und ſchämten ſich gar ſehr wegen der unglücklichen Expedition. Sie wußten damals noch nicht, daß eben dieſe Expedition und ihre Impertinenz die Wiederaufnahme ihrer Kameraden bewirken würde, wie man gleich ſehen ſoll.

Sekretär Schneller ſchrieb an den Kanzler von Colchis aus, und beſchwerte ſich über das unzeitige Verfahren des Senats zu Schilda gegen die Kränzianer: dergleichen Verfahren, meynte er, würde der Akademie Schande machen, und ſie in übeln Ruf, und um den Zuſpruch von Ausländern bringen. Er bäte alſo, daß man die ganze Sache redreſſiren mögte; und wenn Seine Excellenz dieſes geſonnen wären, ſo wollte er im Namen der Univerſität um die Reception der Relegirten bey ſeiner Durchlaucht anhalten.

Der Kanzler empfing dieſen Brief eben, als man ihm die Schnurre mit dem Begräbniſſe der Tochter des Hrn. von Nußdorf erzählt hatte. Dieſer war ehemals Hauptmann in fürſtlichen Dienſten geweſen, hatte ſich bey mehrern Gelegenheiten brav gehalten, und war endlich bey einem Scharmützel des rechten Beins beraubt worden. Dafür hatte man ihm den Abſchied und die Freiheit gegeben, zu ſeyn wo er wollte.

Einſt war Nußdorf und unſer Kanzler, damals noch blos Hr. von Eckelsbach, in einer Geſellſchaft, wo lezterer beleidigend aufband, und auf die Gunſt des Fürſten dorfjunkeriſch trozte. Hauptmann Nußdorf ärgerte ſich häßlich, und begegnete den Aufſchneidereyen des Kanzlers ſo ſtark, daß dieſer es endlich merkte, und mit einem tödtlichen Haß ihn von der Zeit an verfolgte.

Man kann denken, welche Freude es ihm jezt müſſe gemacht haben, als er das Betragen der Studenten bey dem Grabe ſeiner Tochter erfuhr. Na, ſagte er, es ſind doch Blizjungens, meine Kränzianer! Haben die Kerls nicht einen Streich geſpielt, von dem man noch reden wird, wenn die Welt ſchon lange untergegangen iſt! Ja, mein Seel', ſie ſollen auch wieder kommen: ich will dem Sekretär nach Colchis ſchreiben, daß er beym Fürſten in meinem Namen um ihre Reception anhalten ſoll.

Die Sache wurde bey dem Senat vorgetragen; und ſo ſehr Fünfkäs und der Prorektor dagegen waren, wurde doch eine Bittſchrift ad Sereniſſimum aufgeſezt, und um gnädigſte Wiederaufnahme der Studioſen Mareſitz, Brand und Kugel angehalten.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Die Rezeption.

Sekretär Schneller empfing den Brief des Senats an den Fürſten, und freute ſich ſchon im voraus über das Präſent, welches ihm die Rezeption der Relegirten einbringen müßte, als er eben eine geheime Geſandſchaft von Schilda erhielt.

Senior Philipp Stoſſer war nie thätiger geweſen, als zur Zeit der bürgerlichen Kriege in Schilda. Da dünkte es ihn, Zeit zu ſeyn, ſeinen Orden zum herrſchenden zu erheben, und die beyden andern Geſellſchaften zu Boden zu drücken. Er begab ſich daher ſelbſt nach Trippſtädt, und ſtieg in der Schenke ab, wo Senior Mareſitz logirte. Nach mehrern Klagen und Schimpfereyen über Gewalt und Bedrückung, fragte er ganz unbefangen:

Aber, Bruder, woher glaubſt Du wohl, daß all der Skandal komme?

Mareſitz: Je nun, weil uns die Fünfkäſer Feind ſind, und weil wir die Kerls auch nicht leiden können.

Stoſſer: Recht: Aber woher kommt dieſe Feindſchaft?

Mareſitz: Je nun, weil ſie uns, und wir ihnen alle Tage in den Weg kommen.

Stoſſer: Aber warum kommt Ihr euch in den Weg?

Mareſitz: Wie Du auch fragen magſt, lieber Bruder! weil wir es anders machen, als ſie, weil wir ihrer Firlefanzerey entgegen ſtreben, weil wir —

Stoſſer: (einfallend) Ich will Dir's beſſer ſagen, Bruder: Ihr haſſet die Fünfkäſer, und verfolget ſie, weil Ihr befürchtet, ſie mögten euch ſchaden, und euch vielleicht gar unterdrücken. Die nämliche Furcht treibt auch eure Feinde an, Euch zu haſſen. Alſo Furcht und Beſorgniß von beyden Seiten iſt der Grund eures Haſſes und eurer Fehden.

Mareſitz: Du haſt nicht Unrecht, Bruder. Aber ſo wird es ſeyn, ſo lange unſere Geſellſchaften exiſtiren.

Stoſſer: Meynſt Du? Freilich, ſo wie ſie jezt ſind, haſt Du recht.

Mareſitz: Aber ändere Du es einmal, wenn Du kannſt!

Stoſſer: Sieh, Bruder, laß uns kordat reden! Deine Geſellſchaft oder Dein Kränzchen taugt ganz und gar nichts. Eine Verbindung, die aus lauter Leuten beſteht, welche Saufen, Kommerſiren und Herumlaufen zum Zweck haben, muß endlich ſich ſelbſt zerſtören. Eben ſo abgeſchmackt iſt die Societät der Fünfkäſer. Aber ein Bund, deſſen Glieder im ſtillen wirken, ganz unbekannte Anſtalten haben, und eben durch ihre Anſtalten über die ganze Univerſität, Profeſſoren, Burſche und Philiſter den Meiſter ſpielen: ſo eine Verbindung würde doch gewiß ſeinen Gliedern mehr Ehre machen, und ſie vor Angriffen, Beleidigungen, und Beſehdungen allgemein ſichern.

Mareſitz: Freilich! Aber ſo eine Verbindung iſt wohl unmöglich, beſonders in Schilda.

Stoſſer: Und exiſtirt ſchon lange ſelbſt im närriſchen Schilda. Nicht alle Leute im Tollhaus ſind wirklich toll: daß mußt Du nur bedenken!

Mareſitz: (betroffen) So was wäre ſchon in **Schilda**?

Stoſſer: Ja, Bruder, ſo was iſt da. Ich will deutlich mit Dir reden, und hoffe, daß Du reinen Mund halten wirſt. Hier exiſtirt der Amiciſten-Orden, und herrſcht ſchon mächtig: er herrſcht ſchon über die Kränzianer und über die Fünfkäſer, und ſoll bald, wenn Du die Hand biethest, alles beherrſchen.

Mareſitz machte große Augen, aber **Stoſſer** erzählte ihm alles, was wir ſchon wiſſen; und das Ende vom Liede war, daß **Mareſitz** als Subſenior der Amiciſten aufgenommen, und daß alle rechtſchaffene, d. h. handfeſte und vermögende Kränzianer nach und nach in den Orden gezogen werden ſollten.

Mareſitz erſtaunte noch mehr, als er hörte, daß ohne ſein Wiſſen ſo mancher Amiciſt ſchon unter den Kränzianern ſeyn ſollte, und konnte ſich nun erſt erklären, was ihm längſt aufgefallen war, daß nämlich dieſer und jener ſich gewiſſermaßen ſonderbar betragen hatte. Um ſo mehr gefiel ihm eine Verbindung, welche ſo mächtig und ſo fein zu wirken im Stande war.

Auf Stoffers Anhalten reiſte Mareſitz ſelbſt nach Colchis zum Sekretär Schneller, um ſeine Reception und die ſeiner Conſorten durchzuſetzen, noch mehr aber, um das Kränzchen und die Societät zernichten zu helfen. Er ſtellte dem Sekretär vor, daß ſo lange beyde Verbindungen fortdauern würden, Streit und Zank und andere Unannehmlichkeiten unvermeidlich wären; daß er alſo ein fürſtliches Verbot dieſer Geſellſchaften bewirken mögte. Er und die Meiſten, wenigſtens die Beſten im Kränzchen, wollten gern ihre Hand dazu anbieten, und ſo zur Herſtellung der Ruhe und Eintracht auf der Univerſität das Ihrige mit beytragen.

Eben als Mareſitz dieß mit dem Sekretär unterhandelte, erhielt dieſer folgenden Brief aus Schilda vom Kanzler:

Lieber Herr Sekretarius Schneller,

Meinen Gruß zuvor! Machen Sie doch ja beym Curatorium, daß die relegirten Bierhengſte wieder angenommen werden. Die Kerls haben mir ganz unſinnigen Spaß gemacht, ſtraf mich Gott! Ich hab ihnen wohl noch nichts geſagt von den Herrn von Nußdorf den jetzigen Dorfjunker. Dieſer Menſch iſt von Adel, ſo gut wie ich, er dünkt ſich aber beſſer, als ich, weil er, wie er ſagt, aus Verdienſt wäre geadelt worden, und ich nicht. Dann war er ſonſt bey unſerm alten Fürſten Hauptmann, und bey der neuen Regierung hat er Regierungsrath werden können; aber das wollt' er nicht, und hat geſagt, wo ſo Leute, wie ich, angeſtellt wären in hohen Aemtern, da mögte er gar nicht dienen. Daneben hat er mich einen dummen Eſel geſcholten. O ich weiß mehr als er; ſonſt wär ich ja nicht Kanzler geworden, und bin auch ſo dumm eben nicht. Ich wills ihm aber ſchon einmal einbrocken. Sie können leicht denken, daß ich mich ganz gräßlich gefreut habe, als neulich die Bierhengſte das hübſche Skandal beym Begräbniß der Tochter des von Nußdorf machten. Ich bin den Kerls recht gut deßwegen; und haben ſie mir auch die Fenſter eingeworfen, und etwas disreſpectirlich behandelt: je nun, ſo will ichs vergeſſen, und ihnen wieder helfen. Stellen Sie dem Curatorium die Sache man hübſch vor, und ſchicken Sie mir bald Antwort. Vale et vave.

Schilda ꝛc.

Herr von Eckolsbach,
Acad. Cancell.

Bravo, rief Schneller: alles iſt richtig, lieber Mareſitz! Morgen ſollen Sie Ihre Reception haben, und alles ſoll beſorgt werden. Den andern Tag ſchickte er auch wirklich folgendes Dekret nach Schilda.

Wir zum Oberkuratorium der Fürſtl. Univerſitäten und Schul-Anſtalten verordnete Präſident und Räthe, laſſen auf allergnädigſten Specialbefehl Sr. Durchlaucht, unſers gnädigſten Fürſten, der Univerſität zu Schilda zu wiſſen thun, erſtlich, daß ſelbige hiemit wegen übereilter Relegation einiger recht guter Studenten, ohne daß Wir darum gewußt haben, einen Verweis erhalte; zweytens, daß die relegirten Studenten Mareſitz, Brand und Kugel auf gnädigſten Befehl zurück gerufen und mit allen Ehren zu Schilda wieder auf- und angenommen werden ſollen; drittens, daß, da die Unordnungen wegen der Verbindungen, die Kränzchen und Societät heißen, herkommen, dieſelben hiemit gänzlich aufgehoben, und kaſſirt werden, bey Strafe der Relegation für den, der ſich unterfängt, ſolche Konventikel heimlich oder öffentlich zu halten oder zu beſuchen. Wegen der zur polirenden Societät beſtimmten und angewieſenen Gelder behalten wir uns die fernere Verfügung vor, und bis dahin mag der Profeſſor Fünfkäs dieſes Geld immer noch ziehen. Wornach ſich zu achten.

Geſchehen Colchis ꝛc.

Ex Mandato Srmi. ſpecialiſſ.
Vt. Nicander.

Der Kanzler hatte nun ſeinen Zweck erreicht; und die Relegirten zogen mit ihrem ganzen Anhang zurück nach Schilda wie im Triumph, ohngefähr, wie die vor einigen Jahren ausgewanderten kindiſchen Jenenſer. Sie kommerſirten öffentlich auf dem Markte, und ſelbſt die Fünfkäſer nahmen Theil an dem Jubel: denn kurzſichtige Menſchen hängen ſich gern an ſolche, die, wie man ſagt, ſich etwas verſucht haben, wenn ihnen ſchon das Verſuchen wenig Ehre bringen mag. Das macht die Neugier, oder die Unbekanntſchaft mit dem nil admirari, oder auch Sucht ſelbſt nach ſcheinbarer Größe. So kennt der Verfaſſer einen gewiſſen Erbach, der ehemals, wer weiß warum, einige Jahre auf den Galeren geſeſſen, und ſo nach Oſt- und Weſt-Indien gefahren war. Nach ſeiner Zurückkunft und Befreyung wurde er ordentlich fetirt, und hatte zu allen Geſellſchaften Zutritt, weil er von Wilden, Schwarzen, Menſchenfreſſern, Stürmen, Schiffbrüchen, Korallen-Inſeln u. ſ. w. räſonniren und Lügen auftiſchen konnte. Ich glaube, wenn einer von den Todten zurück käme, ganz Europa liefe, ihn zu ſehen.

Profeſſor Fünfkäs und Simon erſchraken nicht ſchlecht, als die Aufhebung des Kränzchens und der polirenden Societät bekannt wurde. Ihr Intereſſe litt gar ſehr dabey. Vielen Mitgliedern war die Auflöſung auch leid, allein die meiſten ſahen den Zuſammenhang davon ein, und erwarteten in dem nun recht aufblühenden Amiciſten-Orden eine beſſere dauerhaftere Verfaſſung.

So waren denn beyde Verbindungen vernichtet; doch blieben die Spuren derſelben noch lange, das heißt, Viele puzten ſich und ſpielten den Petimäter; Andere ſangen ecce, quam bonum, riſſen Zoten, kommerſirten, und zeichneten ſich aus durch Liederlichkeit und zügelloſes Weſen. Es wird fernerhin noch einiges von dieſen Herren vielleicht vorkommen, wenn ich etwas von Belang in meinen Urkunden darüber antreffe.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Die gelehrte Geſellſchaft.

Zu Schilda gab es viel arme Teufel unter den Studenten. Dieſe konnten nun, ob anguſtiam rei, oder vor Feigheit weder Ordensbrüder noch Kränzianer noch Fünfkäſer werden, wollten aber doch auch ſo einen Klubb machen, und ſich auszeichnen. Sie ſannen hin und her, und fanden endlich, daß ſie ſich ja vereinigen könnten, um die Gelehrſamkeit zu erkoliren, und den Wiſſenſchaften Vorſchub zu thun.

Ein Dünkel dieſer Art iſt allen denen gemein, die ſich aus Mangel an Zerſtreuung mit Leſen und Studieren abgeben müſſen: ſie glauben gar bald, ſelbſt gelehrt zu ſeyn, und meynen wunder, was ſie leiſten könnten. Sie werfen ſich zu Kunſtrichtern, zu Beförderern der Gelehrſamkeit und der Künſte auf, und hätten oft ſelbſt noch gar ſehr nöthig, in die Schule zu gehen, um die großen Lücken ihrer Kenntniſſe auszufüllen.

Beſonders iſt das der Fall unſerer jungen Doktoren, Magiſtern und Anderer, die ſich zu früh auf das Katheder ſtellen. Um ihre Unkunde der einzelnen Fächer zu verkleiſtern, ſchmieden ſie Syſteme; und wenn Andere ihnen das Unpaſſende darin zeigen, dann gebährden ſie ſich wie Eſelstreiber und finden des Schimpfens und Replicirens kein Ende. Sie ſind allwiſſend, verſtehen alles beſſer als die barbati Magistri, und räſonniren ins Gelag hinein. Die jungen Herren, welche ihnen zuhören, ſtaunen ob der großen Weisheit, und denken wunder, was der Herr Doktor, Magiſter oder Profeſſor für ein Mann ſey, da er die alten Schmöcher — wie ſie ihre unerreichten Vorgänger nennen — ſo in die Pfanne hauen könne.

Hat ein großer Mann irgend einen Fehler gemacht, oder ſcheint er auch nur einen gemacht zu haben: ſo fahren ſie über ihn her, als wäre er der ärgſte Ignorant, der unwiſſendſte Grützkopf. Dieſer Fehler der Herren Docenten wird endlich der Fehler auch ihrer Herren Zuhörer, ſo daß ſie ſich bald im Stande dünken, vor übergroſſer ſyſtematiſcher Einſicht über die Leyſer, Pütter, Böhmer, Woltär, Nettelbladt und andere als Schwätzer, Dummköpfe und Unwiſſende hinauszuſehen. Sie denken mit der Zeit, auch klüger zu ſeyn, als die Verehrer dieſer Männer, und geben ſich, da ſie z. B. einen Woltär einmal zu bekritteln gelernt haben, keine Mühe mehr, das Corpus Juris, nur von Ferne kennen zu lernen, vielweniger es zu verſtehen. Doch dieß im Vorbeygehen, und jezt wieder zurück nach Schilda!

Ein Haufen armer Teufel zu Schilda vereinigte ſich alſo pro illuſtranda et adjuvanda litteratura, nannten ſich litterariſche Societät, und wählten den Herrn Profeſſor Boxhornius zum Präſidenten. Dieſer Herr war einer von denen Gelehrten, deren Namen Legion heißt, und die bey den ſeichteſten Kenntniſſen, ſich den Schein der größten Gelehrſamkeit zu geben wiſſen.

Herr Boxhornius verſtand ſieben und zwanzig Sprachen, das heißt, er hatte von ſieben und zwanzig Sprachen einige Wörter und Redensarten gelernt, hatte ſieben und zwanzig Grammatiken, und eben ſo viel Wörterbücher, und ſeine Bibliothek beſtand aus Autoren von ſieben und zwanzig Sprachen. Dieſes Jahr

hätte er folgenden Anſchlagzettel ans Schwarze-Brett hängen laſſen, worin er ſeine Vorleſungen anzeigte.

Joannes Chriſtophorus Boxhornius
Commilitonibus Optimis.

S. P.

Per inſtans ſemeſtre docebit, horis auditoribus
commodis, linguas orientales, Hebraeam, Syria-
am, Arabicam, Perſicam, Turcicam, Malaicam,
inaicam, Japonicam, Samaritanam, Copticam,
Aethiopicam; item Graecam antiquam et eam,
ua hodie vulgo utuntur Graeci: porro occiden-
ales Luſitanicam, Hiſpanicam, Gallicam, Angli-
am, Suecicam, Danicam, Polonicam, Hungari-
am, Bohemicam, Ruſſicam, Slavonicam, Hol-
ndicam; ex Americanis linguis Mexicanam et
eruvianam nec non ex Africanis Hottentotticam
adet; Hiſtoriam univerſalem antiquam, imperio-
um tam Europaeorum quam Aſiaticorum ac Ec-
eſiaſticam et litterariam; Mythologiam, Anti-
uitates Graecas et Romanas, nec non Germanicas
ponet: Pindari, Sophoclis, Euripidis, Homeri,
eſiodi, Plauti, Terentii, Virgilii, Statii, Lucani,

Siliique carmina et Salluſtii, Flori Tacitique hiſtorica opera explicabit; praelectiones in Apocalypſin Joannis et in elegans Wilandi carmen, Oberon dictum, habebit. Iis praeterea, qui ipſius operam in diſputatoriis aliisque exercitiis expetent, non deerit.

Das mag doch ein Anſchlagezettel ſeyn! Aber ſo ſehr Herr Boxhornius mit Wiſſenſchaften prahlte, ſo wenig gründliche Gelehrſamkeit hatte er. Keine einzige Sprache verſtand er recht, und in keiner Diſciplin war er zu Hauſe. Die Studenten hörten ihn auch nicht; und hatte er gleich mehr als vierzig Lehrſtunden auf die Woche angegeben, ſo brachte er doch nicht ein Collegium zu Stande, und lebte von ſeiner geringen Beſoldung und von Bücherkorrekturen ganz und gar in obſcuro, zeigte ſich auch nur alle halbe Jahre einmal mit einem fürchterlichen Zettel am ſchwarzen Brette, und mit einem mächtigen Artikel im Lektionskatalogus.

Dieſer Mann wurde von den armen gelehrten Teufeln zu Schilda zum Präſident ihrer Geſellſchaft erwählt, und bekam den Auftrag, ſie zu organiſiren, und die Verordnungen zu machen, welchen jedes Mitglied ſich unterwerfen ſollte. Herr Borhornius verfaßte folgende Geſetze:

1) Die Geſellſchaft ſoll heißen Societas Neutoniana. Neutons Name mußte der neuen Geſellſchaft das geben, was ihr der Präſes und die Mitglieder nicht geben konnten, nämlich einen Namen. Jedem Mitglied ſollte ein in lateiniſcher Sprache gedrucktes Diplom ausgefertiget werden.

2) Niemand ſoll aufgenommen werden, ohne vorher durch ein Specimen ſeine Fähigkeiten bewieſen zu haben. Das Specimen ſieht der Präſes durch, und hernach paſſirt es die Kritik aller Mitglieder, und wird, im Fall es approbirt wird, in das Archiv der Geſellſchaft, das iſt, in einem alten, auf dem Trödel gekauften Kaſten aufbewahrt.

3) Jedes Mitglied muß bey der Aufnahme der Geſellſchafts-Bibliothek ein Buch verehren. Da aber manches Mitglied kein Geld haben mögte, ein neues Buch anzuſchaffen: ſo ſteht es ihm frey, irgend eins bey einem Antiquar zu nehmen, und einzureichen.

4) Die Seſſionen werden wöchentlich einmal gehalten. Jedesmal muß ein Mitglied,

an dem die Reihe iſt, eine Vorleſung über irgend einen Gegenſtand herleſen, und hernach das Manuſcript der ganzen Geſellſchaft zur Kritik vorlegen.

Dieſes waren die Hauptpunkte, welche Herr Vorhornius vorſchlug. Sie wurden angenommen, und einige Tage hernach hielt die Geſellſchaft ihre erſte Sitzung, die ſich mit einer Rede des Präſidenten anfing, und mit einem Drama endigte. In der Rede rühmte Herr Vorhornius die Gelehrſamkeit, und ſich als den großen Beſitzer derſelben insbeſondere. Er ermahnte alle Mitglieder, ſich ihn zum Muſter zu nehmen: denn alsdann würde ihnen der Tempel des Apollo und der Fama gewiß aufſtehen.

Das Drama hatte ein Souflör-Genie gemacht, Namens Hanke, welches alle deutſche Komödien geleſen, und allen Vorſtellungen weit und breit in der Runde herum beygewohnt hatte. Er hatte es ſo eingerichtet, daß alle Mitglieder der Geſellſchaft mitſpielen konnten, und doch keine Frauenzimmer-Rolle darin vorkam. Da zwey und funfzig Mitglieder da waren, ſo hatte er auch zwey und funfzig Perſonen, die freilich einem Leſſing ſelbſt zu ſchaffen gemacht hätten; aber das Genie überwand alle Schwierigkeiten, und brachte alles in einen gewiſſen Zuſammenhang. Er ließ in ſeinem Stück Duelle vorfallen, Häſcher, Philiſter und Gnoten von den Muſenſöhnen in die Flucht jagen, den Schnefler Sauer Schokolade quirlen, Pedelle an der Thüre pochen, Juden prellen, luſtige Brüder kommerſiren, predigen, diſputiren, kurz, alles treiben, was die erhizte Einbildungskraft eines Genies erſchaffen kann. Die Vorſtellung dauerte ſehr lange, und nach derſelben gings in ein Wirthshaus, wo das gelöſte Geld — ſie hatten die Billets jedes zu 18 Pf. ausgegeben — in communi verzehrt wurde.

Das Drama gefiel den Schildaern ungemein: ſie ſprachen in allen Cirkeln von der ſchönen Vorſtellung, und wünſchten, daß mehr dergleichen gegeben werden mögte. Herr Boxhornius, welchem nach einem Geſetze allemal der fünfte Theil von dem zukam, was die Geſellſchaft verdienen würde, that alſo den Vorſchlag, ein beſtändiges Theater zu errichten; und der Vorſchlag wurde mit Freuden angenommen, da die Mitglieder bey jeder Vorſtellung eine Schmauſerey zu hoffen hatten.

Der berühmte Herr Joſeph Wieland, vorzeiten Balletänzer Seiner Durchlaucht von Pfalzzweybrücken, hernach Marionettenſpieler durch ganz Deutſchland, kam auch auf ſeiner Fahrt nach Schilda, und ſpielte mit ſeinen Puppen den Doktor Fauſt, die Genoveſa, das ſteinerne Gaſtmal und den Grafen Waldro, alles unter ſtarkem Zülauf und lautem Händeklatſchen des Schildaer Publikums. Denn zu Schilda gings, wie an andern Orten mehr: alles gefiel, was neu war, es mogte auch ſonſt noch ſo abgeſchmackt ſeyn.

Herr Joſeph Wieland kam in Bekanntſchaft mit einigen Akademiſten, und da er erfuhr, daß ſie Luſt hätten, ein Theater zu errichten: ſo both er ihnen ſeine Dienſte an, und verſprach, das Ganze zu dirigiren, die Rollen zu vertheilen, die Proben zu ſehen, u. ſ. w. alles gegen ein billiges Honorar. Der Vorſchlag gefiel den Akademiſten, und vorzüglich dem Präſes Borhornius. Nun aber war noch die Frage: Wo ſoll man das Theater hinbauen? und wer wird die Koſten erlegen?

Eine Dame zu Schilda von großem Vermögen und von ſeltner Eitelkeit u. ſ. w. übernahm die Protektion der neuen Schule der Thalia. Sie hieß Madame Thalmöllerin; und die entzückten Akademiſten nannten ſie fortan Thalia Melpomene, weil ſie durch ihren Beyſtand jezt Komödien und Tragödien ſpielen konnten. Sie verlangte für ihren hohen Aufwand nur einige bona officia; dafür aber verſprach ſie, für Theater-Dekorationen, Orcheſter, Lichter und anderes Zubehör treufleißig zu ſorgen.

Man hielt gegenſeitig Wort, und ſo wurde ein Theater erbaut in einer alten Kapelle, nahe am Gottesacker, wo ehedem die Leichenpredigten waren gehalten worden. Zimmerleute und andre Handwerker arbeiteten auch ſo fleißig, daß ſchon nach vierzehn Tagen die erſte Komödie konnte geſpielt werden.

Vierzigſtes Kapitel.

Schauſpiele, Abhandlungen und gelehrte Zeitung.

Die Akademiſten gaben jezt ihrer Geſellſchaft, da ſie von da an auch zu Thaliens Dienſt gewidmet war, den Namen der Societas Neutono-Menandrea: denn ſo wollte es Herr Boxhornius, welcher wohl wußte, daß Menander ehedem ein berühmter Schauſpieldichter geweſen ſeyn mogte.

Die Schönen zu Schilda, zumal die Putz- und Mannſüchtigen, ließen ſich gern erbitten, Rollen zu übernehmen, und jede war ſtolz, wenn ſie auf dem Theater auch nur ein Kammermädchen, eine Kupplerin oder ſonſt ſo was ſtellen ſollte. Auf dieſe Weiſe war das Theater bald beſezt, und man konnte die perſonreichſten Stücke aufführen, ohne einem einzigen Aktör zwey und mehrere Rollen zugleich aufzubürden, wie das

z. B. in Lauchſtädt öfters der Fall geweſen iſt.

Nachdem ſich nun Aktörs und Aktrizen genug einſtudiert hatten, ſo wurde endlich das erſte Schauſpiel in der Kapelle aufgeführt.

Es war Hollbergs Bramarbas. Dieſes Stück ſchien ſowohl dem Herrn Borhornius als dem Herrn Joſeph Wieland das non plus ultra des Aecht-Komiſchen zu ſeyn. Beſonders fand Herr Borhornius ſehr viel feine Satyre in dem Liebesbrief, den Bramarbas in Verſen daher recitirt:

Leonora, mein Täubchen, und meine Herzens-Trompet,
Meine Kanone, Heerpauke, und meine Muſket;
Das Feuer deiner Augen hat mich ſo tief verwundt,
Daß ich muß leiden Pein zu aller Stund,
Daß ich vor Liebe bin geworden gar ein Narr,
(Narr, Narr: Hm, hm! Narr? was reimt ſich doch auf Narr? (Er ſinnt nach) halt, nun hab' ichs!)
Daß ich vor Liebe bin geworden gar ein Narr.
Ich will ein Eſel ſeyn, wenn dieſes nicht iſt wahr.
(Bravo das war recht! (nachſinnend)
Ich will ein Hunzfott ſeyn, wenn dieſes nicht iſt wahr!
(So ists beſſer, Mordii! Hunzfott, das klingt militäriſcher, offiziermäßiger!)

Ich habe dieſen Kern-Monolog deswegen angeführt, damit meine Leſer, die ſchwerlich Hollbergs Bramarbas aus Gottſcheds deutſcher Schaubühne kennen mögten, ſich eine Idee von dem Geſchmack, der in Schilda herrſchte, machen können: denn dieſes Stück, voll von lauter Karrikaturen, gefiel dort außerordentlich.

Ehe das Stück anfing, harangirte Herr Joſeph Wieland, der Theaterdirektor, die Madam Thalmöllerin, welche gerade gegen dem Theater über auf einem erhabenen Sitze ſaß, in folgendem Prolog, welchen Herr Boxhornius verfertiget hatte:

Zum erſten Male bringen wir,
Thaliens treue Schaar,
O Schilda's allererſte Zier,
Dir heut ein Opfer dar.

Durch Dich ſteht hier nun das Gerüſt,
Zum Schauſpiel aufgeſtellt;
Ohn Dich wär'n wir wohl auf dem Miſt;
Denn 's fehlte uns an Geld.

Da warfeſt, o Huldgöttin, Du
Der Weiber Obriſtin,
Uns armen Schluckern Gnade zu,
Und ſchmiſſeſt Thaler hin.

Nun ſteht's Theater: da, da, da,
Wie unſer Herz ſich freut!
Was man noch nie in Schilda ſah,
Sieht man in Schilda heut.

Drum wird Dir auch die Nachwelt noch,
Wie wir, ein Vivat ſchrein!
Vivat Madam Thalmöllern hoch,
Sie ſoll Thalia ſeyn!

Die Vorſtellung war mit lauter Klatſchen und Lachen der Zuſchauer von Anfang bis ans Ende begleitet; und weil der Plaz zu klein war, alle Zuſchauer aufzunehmen, ſo beſchloß man aus ökonomiſchen Urſachen, die nämliche Vorſtellung den folgenden Tag zu wiederholen, und fand abermals ſtarken Zulauf.

Vorhornius merkte bald, daß die Burſchenausdrücke und die Schnurren vorzüglich gefielen, indem der Schildaer Jan Hagel d. i. die Zuſchauer allemal, um mich Schildaiſch auszudrücken, pferdemäßig lachten, wenn ſo ein Kernausdruck, wie „ochſig, luderös, bindfadiren" u. ſ. w. vorkam. Er nahm alſo alle Stücke, die geſpielt werden ſollten, ſpickte ſie mit burſchikoſen Phraſen, und vermehrte ſie oft mit ganz neuen Auftritten, ließ aber andere dagegen weg, damit das Ding nicht gar zu lang werden mögte. So ließ er z. B. den Anfang des fünften Akts in Romeo und Julie folgender Geſtalt herſagen:

Romeo: Schwerenoth, Marko, ich kriege Manſchetten!

Marko: Den Teufel auch! Herr, haben Sie keine Moneten? und wer die hat, ſuttirt ſich viel um die Welt!

Romeo: Ich aber habe ochſige Manſchetten! Heunt Nacht träumte mich, Julie wäre ſchiebes: ich habe ſie im Grabe liegen ſehen.

Marko: Larifari! Träume ſind Dreckereien, an denen grad ſo viel liegt, als an Schuſter Sauers Manichäern.

Romeo: Lieber Marko, ich verzwarſchele, wenn ich nicht Gewißheit habe. Komm, wir wollen nach Verona ſchieben, und das Ding auf den Riemen nehmen.

Marko: Da müßt' ich mich ſehr zwingen! Nein Herr, hier in Mantua gehts flott: hier iſt flotter Wein, flottes Freſſen, flotte Menſcher. Ich ſcheere mich viel um das lumpige Verona!

Romeo: Ich muß aber fort von hier, muß abſecken: denn wenn ich mich nicht noch heute früh drücke, ſo krieg' ich den Blaſſen vorn weg. —

So traveſtirt gefielen den Schildaern die Vorſtellungen vortrefflich; und da die Aktörs und die Aktrizen noch obendrein recht ausſchweifend ſchrieen, ſtampften und fluchten: ſo wurde der Beyfall immer größer und das Klatſchen und Bravorufen nahm kein Ende.

Der Hochedle Stadtmagiſtrat zu Schilda ſahe bald ein, wie heilſam und nützlich das Schauſpiel für die Veredlung ihrer guten Bürgerſchaft ſey; und beſchloß daher, das Geld, welches, von zwey Fabriken gewonnen, er bisher zum Beſten der Armen und Kranken im Hoſpital verwendet hatte, dem Theater zu ſchenken; und die Herren Akademiſten waren gegenſeitig ſo höflich, den Herren vom Magiſtrat ſamt deren Madamen und Mamſellen Freybillets auf Logen und Parterre zu ertheilen.

Da die gelehrte Geſellſchaft alle Wochen regelmäßig zuſammen kam, und jedesmal eine Abhandlung verlas: ſo konnte Herr Vorhornius gar bald einen Band auserleſener Abhandlungen herausgeben, welchem nachher noch mehtere gefolgt ſind. Im erſten Bande waren folgende wichtige Stücke:

1) Warum die Bürger auf Univerſitäten Philiſter heißen?
2) Verſuch einer Geſchichte des Burſchenkomments nach Kantiſchen Grundſätzen.
3) Beweis der Gottheit Chriſti aus den Sibylliſchen Weiſſagungen.
4) Warum die Schneider bey allen kultivirten Nationen Eckelnamen haben?
5) Woher das Wort Bärenhäuter komme?
6) Daß die Feen keine erdichtete Weſen ſind, ſondern wirklich exiſtirt haben.
7) Vorſchlag, eine allgemeine Republik in ganz Europa zu errichten.
8) Ueber die Wirklichkeit der Kobolde, Waſſernixen und Weerwölfe.
9) Von den Zeichen der Jungferſchaft.
10) Von der Ewigkeit der Höllenſtrafen.

Aus dieſen Rubriken ſehen die Leſer, was für wichtige Gegenſtände in der Schildaer Akademie bearbeitet wurden, und wie gemeinnützig die Unterſuchung ihrer Fragen war. Ihre politiſchen Unterſuchungen ſtanden nicht in den Commentarien der Akademie, ſondern ſind erſt vor kurzer Zeit in der Eudämonia abgedruckt worden: denn die Herren Göchhauſen zu Eiſenach, Grollmann zu Gießen, Jung in Marburg, Starck in Darmſtadt und andere mehr, welche dieſe ſuperkluge Zeitſchrift beſorgt haben, waren einſt Ehrenmitglieder der Akademie zu Schilda. Schade iſt es nur, daß dieſe edle Monatsſchrift ſo ins Stecken gerathen iſt: denn nun können wir nicht mehr hoffen, durch ſie die wichtigen politiſchen Entdeckungen zu erhalten, welche die Herren zu Schilda gemacht haben. Aber vielleicht entſteht ein zweyter Aloyſius Hoffmann, und rettet die Sächelchen vom Untergang. Ein Reichard in Gotha, oder ein Haſchka in Wien könnte das ſonſt auch.

Herr Boxhornius, welcher an der Spitze eines ganzen Haufens gelehrter Geſellen ſtand, entſchloß ſich, eine gelehrte Zeitung zu ſchreiben, und die Recenſionen von ſeinen Akademiſten fabriciren zu laßen. Er theilte ſein Vorhaben mehrern Buchhändlern mit, und bath ſie, ihm ihre neuen Verlagsartikel zur Cenſur einzuſchicken. Die Buchhändler erkundigten ſich, was

Herr Vorhornius für ein Mann ſey, und erfuhren, er ſey ein armer Teufel, und ſeine ganze Klicke beſtehe aus ſeines Gleichen. Das war ihnen ſchon genug, und ſie beredeten ſich, auf der Leipziger Meſſe, ihrer Neune, daß ſie forthin in der Schildaer gelehrten Zeitung und durch dieſe in der Gelehrten-Republik zu dominiren ſuchen wollten, und ſchrieben daher an Herrn Vorhornius folgenden Brief:

Wohlgeborner Herr Profeſſor,

Sie melden uns, daß Sie eine gelehrte Zeitung ſchreiben wollen, und hieraus erſehen wir, daß Sie die Gelehrſamkeit, wie ſie das auch iſt, für ein Handwerk anſehen, das man betreibt, um Geld zu verdienen, und ſo fort an den Nagel hängen würde, wenn es aufhören ſollte, lukrativ zu ſeyn. Eben dieſe Idee haben auch wir von den Wiſſenſchaften und insbeſondere vom Büchermachen. Um alſo durch Ihre gelehrte Zeitung unſern Vortheil zu befördern, bitten wir Sie, die bey uns verlegten Bücher durch die Bank zu loben und heraus zu ſtreichen, wofür wir Ihnen ein jährliches Präſent von 100 Ducaten machen werden. Anderer Buchhändler Verlag bitten wir aber nicht eher zu recenſiren, bis wir Ihnen einen Wink werden gegeben haben, ob das Buch gelobt oder ausgepfiffen werden ſoll. Wir wiſſen am beſten, wer eigentlich zu uns gehört, und wer es verdient, ſich nebſt Ihnen und uns von der thörigten Neugier der Bücherfreunde zu mäſten, und bey vollen Beuteln über ihre Blindheit zu lachen. Befolgen Sie, was wir Ihnen vorſchlagen: ſo verſprechen wir Ihnen obendrein, daß wir nicht ermangeln werden, Ihre gelehrte Zeitung nach Vermögen zu unterſtützen, und Ihnen zum Recenſiren immer hinlänglich Bücher zu ſchicken, welche Sie nachher, als Ihr Eigenthum in die Auction werfen und ſo noch manchen blanken Thaler gewinnen können. Schreiben Sie uns nur bald, ob Sie unſern Vorſchlag annehmen wollen. Wir haben die Ehre zu ſeyn u. ſ. w.

Borhornius gerieth vor Freude außer ſich, als er dieſen Brief geleſen hatte, welcher ſonſt jedem rechtlichen Gelehrten, der zugleich ehrlicher Mann iſt, ob der groſſen Impertinenz, Unwillen und Schaamröthe aufgedrungen hätte. Er antwortete gleich und erhielt mit umgehender Poſt auf Abſchlag 50 Thaler, nebſt einem groſſen Stoß Bücher, und einer Nachweiſung, welche er loben und welche er tadeln ſollte. Das Moſaiſche Recht des verſtorbenen Ritters Michaelis war bey einem Verleger herausgekommen, den die Herren, welche die Schildaer Litteraturzeitung kommandirten, nicht leiden konnten, und erhielt folgende Recenſion.

„J. D. Michaelis Moſaiſches Recht u. ſ. w. Sechs Theile.“

„Sollte man wohl glauben, daß man über einen ganz unbedeutenden Gegenſtand ſo vieles Papier verſudeln, und ſechs Bände füllen könnte, wenn Hr. Michaelis es nicht gethan hätte? Moſaiſches Recht! Wer zum Henker fragt denn noch nach den Rechten und Geſetzen, die Moſes gab? Hat nicht die chriſtliche Religion den ganzen Kram aufgehoben, und ſoll man ſich noch mit Sachen abgeben, die nichts mehr gelten? Aufs gelindeſte können wir alſo ſagen, daß Hr. Michaelis eine ſehr undankbare und unnütze Arbeit übernommen hat. Aber das Ganze iſt auch noch obendrein ſehr ſchlecht ausgeführt: ſeichte Unterſuchungen, elende Räſonnements und ſchiefen Ausdruck findet man auf allen Seiten; und Recenſent kann mit Ueberzeugung verſichern, daß er ſelten ein elenderes Ding gefunden hat, als dieſen voluminöſen Sudel.

In eben dem Tone waren alle Recenſionen abgefaßt, welche die Buchhändler als Tadel beſtellt hatten. Wollten ſie aber ein Buch gelobt wiſſen: dann war auch kein Ende des Rühmens und Preiſens! Da hieß es: das iſt ein klaſſiſches Werk, das beſte ſeiner Art! Der Verfaſſer hat, ſo zu ſagen, alles erſchöpft, was über die Sache zweckmäßig geſagt werden kann. Der Ausdruck iſt vortrefflich und überall angemeſſen. Wir empfehlen es jedem, der Geſchmack beſitzt und Kenntniſſe liebt, und zu würdigen weiß. Wie aber das Innere iſt, ſo iſt auch das Aeuſſere. Format, Papier, Druck und Kupfer ſind ein redender Beweis von dem feinen Geſchmack des Verlegers. Producte von ſo ſchöner Art können den ſchönſten Englands an die Seite geſtellt werden, u. ſ. w.

Das Intelligenzblatt dieſer Zeitung war der Tummelplatz, worauf jeder, der Luſt und Geld hatte, ſich mit jedem herumbalgen, und ſeinen Geifer auf jeden, wer es auch ſeyn mogte, fein und grob ausſchütten durfte. Da ſchimpften die Gelehrten einander nach Herzensluſt, legten ſogar Leitern an, um zu ihrer Gegner großen Ohren zu kommen, und hinein zu beißen.

Da die Recenſenten blos für ihren Beutel arbeiteten, ſo ließen ſie ſichs auch gefallen, daß man ſie ſelbſt ſchimpfte und herunter machte, nur mußte man das Geld fürs Einrücken nicht vergeſſen entweder gleich mitzuſchicken, oder irgendwo anzuweiſen.

Die gelehrte Zeitung zu Schilda fand ungemeinen Abſatz, und errang bald den Vorrang vor allen andern Zeitungen dieſer Art in ganz Deutſchland, ſo weit nämlich dieß ſelbſt ächt Schildaiſch iſt. Schade, daß ſie nach der Hand, wie ich an ſeinem Ort erzählen werde, aufgehört hat. Man ſagt aber doch, und vielleicht mit Recht, daß ſie durch andere gelehrte Zeitungen hinlänglich erſezt ſey.

Auch hatten die Herren Buchhändler dem Profeſſor Vorhornius gerathen, alle politiſchen Schriften entweder ganz zu übergehen, oder nur die ariſtokratiſchen herauszuſtreichen und die demokratiſchen jedesmal mit Verachtung herabzuſetzen: denn ſonſt, fügten ſie hinzu, laufen wir Gefahr, daß weder Sie noch wir mit Ihrer Zeitung auf einen grünen Zweig je kommen können. Die Großen, meynten ſie, wären noch zu kurzſichtig, der Wahrheit und Gerechtigkeit die Ehre zu laſſen, und würden daher dieſe Zeitung verbieten, wofern ſie ihnen und ihrem Wahne nicht hofirte.

Eben dieſe Vorſicht riethen ſie ihm an für die theologiſchen Artikel, indem man jene Leute vorzüglich durch Schonung zu gewinnen ſuchen müſſe, die im Durchſchnitt gute Kunden für den Buchhandel wären: und das wären alle Leute, welche von den Vorurtheilen Brodt und Ehre hätten, und jene alſo nicht dürften ſchwinden oder wegräumen laſſen, um dieſe nicht mitzuverlieren. Thorheit und Irrſinn ſey ohnehin das Loos aller durch Uſurpation und Dummheit privilegiirten Stände. Stände hingegen, deren Hauptvorzug geſunder Menſchenverſtand und eine reine oder gereinigte Einſicht ſey, kauften zu wenig Bücher, als daß es die Mühe lohne, auf ſie nur Rückſicht zu nehmen, außer wenn es Schriftſteller wären, durch deren Werke ſich was machen ließe, oder deren Schriften ſie im Verlag hätten. u. ſ. w.

Boxhornius befolgte auch dieſen Rath ſo pünktlich, daß jeder Einſichtige bald merkte, daß dem guten Herrn und deſſen Inſtitute nicht Wahrheit, nur niedrige kaufmänniſche Gewinnſucht heilig war; und daß der einſichtige, kluge Mann es unmöglich der Mühe werth halten könne, einen Theil ſeiner edlen Zeit einer ſo unedlen und verächtlichen Sudeley aufzuopfern.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Amiciſten-Regiment zu Schilda.

Philipp Stoffer, der Senior des Amiciſten-Ordens, und Mareſitz, deſſen Subſenior, ſuchten, nach ihrer Rückkehr nach Schilda, ihrem Orden eine ſolche Conſiſtenz und Feſtigkeit zu geben, daß wider ihn weder das Anſehn des akademiſchen Senats, noch des Militärs, noch der Bürgerſchaft etwas auszurichten im Stande war. In Rückſicht auf die Univerſität, hatten ſie die beſten Maaßregeln der Vorſicht getroffen, wie ich ſchon erzählt habe; und die Politik gegen die Profeſſoren ſezten ſie unausgeſezt fort. In allen Profeſſorhäuſern wohnten nachher obendrein einige von ihnen, und an allen Tiſchen, welche die Profeſſores hielten, ſpeißten ſie, und nie verſäumten ſie das pünktlich und überwichtig zu bezahlen, was ſie dieſen Herren ſchuldig waren. Außerdem ſuchten ſie ſich auch bey den Weibern und Töchtern der Profeſſoren einzuſchmeicheln, indem ſie dieſelben auf die Bälle herum führten, und zu Schlittenfahrten in der Stadt oder zu Promenaten auf die Dörfer mitnahmen und ihnen ſonſt Geſchenke und die Cour machten. Als der Profeſſor **Sorhornius**, der die gelehrte Geſellſchaft dirigirte, und den eben deswegen die Amiciſten geringſchätzig behandelten, auf dem Senate vorſtellte, daß ein heimliches Bündniß unter den Studenten exiſtiren müſſe, und er einige von den Verbündeten namentlich angab: ſo fuhren ihm die andern Herren ſehr unſanft auf den Hals, behaupteten das Gegentheil und gaben den Angegebnen das rühmlichſte Zeugniß.

Mit den gemeinen Bürgern machten die Amiciſten eben nicht, wie man ſagt, gemeinſame Sache; aber mit den vornehmſten und reichſten unter denſelben ſtanden ſie gut, frequentirten die Oerter, wohin dieſe kamen, die Gärten und die Dorfſchenken; und mit dem Militär ſtanden ſie ſich endlich vollends gut, da ſie mit den Offizieren Umgang pflogen, ſie zu ſich einluden, und auf Kaffeehäuſern oder in den Dorfſchenken die Zeche dann und wann für ſie bezahlten.

Es konnte in Schilda nichts vorgehen, was die Amiciſten nicht dirigirten. Sollte ein Studentenball gegeben werden: ſo war ein Amiciſt der Entrepreneur; bey Ständchen führte ein Amiciſt den Zug an; bey Commerſen präſidirte ein Amiciſt; und bey allen Schlägereyen machten die Amiciſten Sekundanten und Kartelträger. Sie genoſſen daher erſt einzeln alles Anſehn, das nur ein Student genießen kann. Als es aber doch nach und nach herauskam, — und ſie ließen es ſelbſt ſo unter der Hand herauskommen, daß ſie einen Orden unter ſich hätten, — da ſuchte jederman die Freundſchaft und die Gunſt des Ordens. Profeſſoren, Perückenmacher, Obſtweiber, Speiſe- und Kneipenwirthe, Schneider, Schuſter, Barbirer, Stiefelwichſer, Sprachmeiſter, Hurenhalter, Wäſcherinnen, Pferdeverleiher und andere, welche in Univerſitätsſtädten von den Studenten leben, bemüheten ſich aus allen Kräften, die Herren Amiciſten an ſich zu ziehen, und durch ſie ſich gutes

Verdienſt zu erwerben. Denn die Herren hatten, um ihren Orden nicht beſchimpfen zu laſſen, das Geſetz gemacht, daß keiner, der für mehrere Mitglieder etwas leiſte, mache oder gebe, geprellt werden durfte, bey Strafe des Ausſchließens von dem Orden.

Indeſſen als dieſes vorging, hatte ein Student zu Schilda ſich mit einem andern geſchlagen, und war erſtochen worden. Der Fürſt zu Colchis hatte dieſes erfahren, und ließ auf Betrieb ſeines frommen Beichtvaters der Univerſität auftragen, daß ſie ein Mittel erſinnen mögte, wie dieſe Peſt der Univerſität — ſo wurden die Schlägereyen genannt — am leichteſten und ſicherſten gehoben werden könnte. Der Kanzler, an welchen der Fürſtliche Befehl gekommen war, ging mit Schnellern zu Rathe, und dieſer hatte den Einfall, den Senior und Subſenior der Amiciſten zu Rathe zu ziehen, welche als alte Praktiker hierin wohl den beſten Rath ertheilen würden. Er hatte ſich nicht geirrt: denn als er ſie kommen ließ, und ihnen das Verlangen des Kuratoriums und des Kanzlers vorſtellte, fing Stoſſer, welcher die Sache längſt vorher ſchon überlegt hatte, alſo zu reden an:

„Die Urſache der Duelle liegt meiſt in einer ſchiefen Vorſtellung von der Ehre und von der Beleidigung derſelben. Ein grobes Wort, ein Schuppen mit dem Ellbogen, ein hämiſches Geſicht, ein anſtößiges Pfeiffen, Trommeln und dergleichen ſcheinen dem unerfahrnen, unwiſſenden und ſtolzen oder herrſchſüchtigen Studenten eine Beleidigung zu ſeyn, welche er nach der alten elenden und barbariſchen Ritter-Gewohnheit mit dem Degen ausmachen müſſe.

Freilich kann nur die Obrigkeit über beleidigte und verlezte Ehre urtheilen, und das aufgeklärte, unpartheiiſche Publikum allein kann nur jemanden für ehrenvoll oder ehrlos halten; aber der gewöhnliche Student bekümmert ſich um die Obrigkeit wenig oder nichts, weil ihm der Nagel der Akademiſchen Freyheit wie vernagelt im Kopf ſteckt; und das Publikum verachtet er vollends: das beſteht — wie er denkt und ſpricht — aus Philiſtern, Gnoten und Menſchern; und was dieſe von ihm halten, das kümmert ihn gar nicht. Sein Publikum ſind blos Studenten: was und wie dieſe denken, das und ſo denkt er auch.

Nun weiß man, wie die Studenten im Ganzen von Ehre und von Duellen denken. Um alſo die Duelle abzuſchaffen, muß man ihnen eine andere Meynung von Ehre und Schein-Ehre und von beleidigter Ehre beyzubringen ſuchen; und dieſes glaubte ich, ſo nach meinen unvorgreiflichen Gedanken, durch ein Ehrengericht bewirken zu können, welches aber ſchlechterdings aus lauter Studenten beſtehen müßte.

Dieſe Studenten würden als Ehrenrichter vom Akademie-Senat vorgeſchlagen, und von den Studenten anerkannt. Es mußten natürlich keine blos immatrikulirte Buben, Kinder, oder Cour-Macher, ſondern angeſehene, geſezte Leute ſeyn, welche Andern, ſo zu ſagen, als Muſter vorgeſtellt zu werden verdienten. Dieſe müßten jedesmal, wenn einer beleidiget würde, oder ſich für beleidigt hielte, unterſuchen, ob und in wie weit entweder von beyden Seiten, oder nur von einer gefehlt worden ſey. Der Beleidiger müßte mit einer den Umſtänden anpaſſenden geringen Strafe belegt werden, der Beleidigte aber erhielte vor dem Ehrengericht eine Erklärung ſeiner Bravheit und ſeiner rechtſchaffnen Aufführrung. Da nun die Studenten das Phantom ihrer Ehre — die Wenigſten ſtreben nach wahrer — geſichert fänden: ſo würden keine oder doch äußerſt ſeltene Duelle vorfallen.“

Schneller war entzückt über dieſen Vorſchlag: er beſprach ſich noch über eine Stunde mit Beyden, und führte ſie dann zum Kanzler, um da den Plan recht auszukramen, und den Kanzler in den Stand zu ſetzen, auf dem Concilium darüber mit Beyfall zu ſprechen. Es hatten ſchon einige Profeſſores geſagt, der Kanzler wiſſe ſelten etwas, das zur Sache gehöre, anzugeben: er ſpreche nur immer von ſeiner Jagd, und wenn von wichtigen Dingen die Rede ſey, ſo faſele er von ſeinem Hund Sultan.

Der Kanzler war alſo außerordentlich freundlich, und behielt die Herren zum Nachteſſen. Na, ſagte er, jezt bin ich doch im Stande, zu zeigen, daß ich nicht ſtatt des Teufels Kanzler bin, und daß ich der Univerſität Ehre machen kann, da ich jezt die vertrackten Duelle werde wegbringen, die uns ſchon ſo oft den Kopf warm gemacht haben. Laßt mich man machen!

Den folgenden Tag wurde allgemeines Concilium gehalten, und alle Profeſſoren wurden dazu eingeladen. Der Kanzler hatte durch den Sekretär die Vorſchläge der Amiciſten von einem Ehrengericht zu Papier bringen und auseinander ſetzen laſſen: dieſes las er vor, und foderte die Herren auf, ihr Gutachten zu ſagen. Sie fielen alle dahin aus, daß man es ja einmal probiren könnte: auf einer Univerſität müſſe doch ſo viel probirt werden!

Aber wer ſollte nun Ehrenrichter werden? Schneller gab den Rath, daß man die ganze Sache ans ſchwarze Bret ſchlagen, und die Studenten auffodern ſollte, die Ehrenrichter ſelbſt aus ihrem Mittel zu wählen. Als der Anſchlag geſchehen war, fielen die Studenten darüber her, als wäre das Ding ein Meerwunder, und in ganz Schilda wurde von nichts geſprochen, als vom neuen Ehrengericht. Einige Amiciſten, welche aber nicht als ſolche bekannt waren, übernahmen es, die Stimmen zu ſammeln für die Herren Stoſſer und Mareſitz und noch zwey andere Nichtamiciſten. Denn man wollte mit Fleiß einige Profane in das Collegium der Ehrenrichter aufnehmen, um alles Aufſehen zu vermeiden. Man konnte ſie ja gar bald zu Ordensbrüdern umſchaffen!

Erſt unterſchrieben ſich alle Verbündeten und deren Freunde; hernach ſezten die Stimmenſammler eine Hunzfott drauf, wer nicht unterſchreiben würde: und die ganze Univerſität unterſchrieb. Als alle Stimmen geſammelt waren, wurden die vier Ehrenrichter mit großem Pomp auf den Senat geführt, und daſelbſt in ihrem erhabnen Amte beſtätiget. Der Prorektor ermahnte ſie, die Geſetze, nach welchen ſie richten würden, aufzuſetzen und dem Senat vorzulegen. Dieß geſchah, und die Geſetze waren dieſe:

1) Soll niemand, der beleidigt iſt, oder beleidigt zu ſeyn glaubt, an ſeinem Gegner ſelbſt Genugthuung nehmen, ſondern allemal den Vorfall dem Ehrengericht anzeigen.

2) Wer aber dennoch ſeinen Gegner ohne Vorwiſſen der Ehrenrichter herausfodert, ſich ſchlägt, oder ſonſt Händel anfängt, der ſoll für ehrlos erklärt, und dem akademiſchen Senat zur Beſtrafung angezeigt werden.

3) Das Ehrengericht hat das Recht, jeden Studenten vorzufodern; und wer ſich zu erſcheinen weigert, der ſoll ehrlos ſeyn, und ehrlos erklärt werden.

4) Der Beleidiger ſoll dem Beleidigten Genugthuung leiſten nach dem Ausſpruch des Ehrengerichts: doch ſoll dieſes niemals mit Waffen geſchehen.

5) Das Gericht wird ſeine Urtheile allemal öffentlich anſchlagen, und ſich es gefallen laſſen, daß Einwendungen dagegen gemacht werden: doch findet

6) keine Appellation vom Ehrengericht an den akademiſchen Senat ſtatt, eben ſo wenig als an die fürſtliche Regierung zu Colchis.

Die Herren von der Univerſität waren mit dieſen Geſetzen gar ſehr zufrieden, und beſtätigten ſie einſtimmig, ohne das Unbeſtimmte des vierten Artikels zu bedenken, nach welchem es vom Ehrengericht abhing, wie es ſtrafen wollte. Auch gab die fürſtliche Regierung zu Colchis ihr Gutheißen, und den Ehrenrichtern wurde vom Kanzler ein Gaſtmal gegeben, und von den Studenten ein Ständchen gebracht.

Einige Tage nach der öffentlichen Beſtätigung des Ehrengerichts kam ein Student und klagte, daß ihn ein anderer einen Eſel geheiſſen, und ihm mit Stockhieben gedroht habe. Stoſſer ließ ihn ſofort durch den Ehrengerichtsboten, einen alten Invaliden, vorfodern. Er kam: die vier Herren ſaßen in einer Stube, die man ihnen auf dem Univerſitätshauſe eingeräumt hatte, und verhörten in Corpore den Kläger und Beklagten: ein Schreiber, ebenfalls ein Student, ſaß da auch, und notirte alle Fragen und Antworten.

Nachdem die Sache unterſucht war, mußte der Beklagte dem Kläger folgende Ehren-Erklärung thun: „Ich, Johann Georg Bolze, Studioſus Juris, bekenne, daß ich gegenwärtigen Herrn, Johann Friedrich Köhler, den ich, aus Uebereilung, und in der Beſoffenheit, einen Eſel genannt habe, für einen rechtſchaffnen Studenten, und nicht für einen Eſel halte; und daß ich ſelbſt ein Eſel ſeyn will, wenn ich mich abermals auf eine ſolche Art vergehen ſollte.“ Das Ehrengericht erklärte nun, daß Herr Johann Friedrich Köhler mit dieſer Erklärung zufrieden ſeyn müßte, und lieſſen anſchlagen:

Wir, die Ehrenrichter auf der Univerſität zu Schilda, machen männiglich bekannt, daß Herr Johann Georg Bolze, Jur. Stud. den Herrn Johann Friedrich Köhler, S. Th. Stud.

zwar einen Eſel genannt, dafür aber hinlängliche Satisfaction geleiſtet habe. Sollte ſich daher jemand unter den Studenten beygehen laſſen, gedachten Herrn Köhler für blamirt oder für einen dummen Jungen zu halten, weil er nicht, wie ſonſt die barbariſche Gewohnheit war, mit dem Degen die Sache ausgemacht habe, und folglich eine Blamaſche auf ihm ſitze, den erklären wir hiemit ſolenniter für ehrlos und werden ihn nicht nur auf dem Concilium als einen Friedensſtöhrer angeben, ſondern ihn auch noch außerdem unſere Verachtung fühlen laſſen: Wonach ſich zu achten. Schilda, coram triumviris famae reparandae.

Ph. Stoſſer. (L. S.) C. Marchitz.

Außer dieſem wurde der Beleidiger noch verdammt, eine Condition zu geben. Dieſes geſchah allemal; doch war die Condition nach Befinden der Umſtände, bald ſchwerer bald leichter. Bey einer ſimpeln Injurie gab er blos Kaffee, Bier und Taback; war aber die Injurie größer, hatte er z. B. Ohrfeigen gegeben, oder mit dem Stock um ſich geſchlagen: ſo mußte er ſchon Wein und Abendbrodt auftiſchen.

Bey ſolchen Gelegenheiten wurden die Ehrenrichter und der Beleidigte nothwendig eingeladen, doch hing es vom Beklagten ab, wen er noch ſonſt einladen wollte.

Einſt hatte ein Student ſich auf einem Balle betrunken, und ſpaßte etwas grob und handgreiflich mit der Tochter eines Profeſſors. Das Mädchen, ein reſolutes rüſtiges Frauenzimmer, welches viel Huſarenmäßiges an ſich hatte, gab dem zudringlichen Menſchen eine ſo nachdrückliche Ohrfeige, daß er wie erſtaunt da ſtand und gaffte. Alle Anweſenden lachten ihn gar mächtig aus, und er ſchämte ſich ärger, als wenn ihm ſonſt was begegnet wäre.

Den andern Tag ſtellte er ſeinen Caſus dem Ehrengerichte vor, und begehrte, daß Mamſell Stante vorgefodert, und beſtraft werden ſollte. Aber die Ehrenrichter erklärten, daß ein Frauenzimmer nicht für ihr Forum gehöre, folglich von ihnen nicht citirt werden könne. Allein ein Frauenzimmer könne auch keinen Studenten beſchimpfen, und deswegen ließen ſie folgendes an ihr ſchwarzes Brett anſchlagen:

Das Ehrengericht zu Schilda macht bekannt, daß es die Sache des Herrn Chriſtoph

Blor, Klägers contra Mamſel Wilhelmine, Juliane, Friederike, Dorothee, Charlotte, Ulrike, Leonore Staute unterſucht, und befunden habe, daß zwar gedachte Mamſel gedachtem Herrn Blor eine Ohrfeige gegeben habe, daß aber Herr Blor nicht dadurch blamirt oder ſonſt beſchimpft ſey; vielmehr macht es gedachter Mamſel wenig Ehre und beweiſet, daß ſie ſich eher zum Huſaren geſchickt hätte. Schließlich bitten wir uns mit Klagen zu verſchonen, worin Frauenzimmer implicirt ſind: denn wenn wir uns mit dieſen abgeben wollten, ſo würden wir ſo viel zu ſchaffen bekommen, daß wir unſinnig werden mögten, weil man es ihnen unmöglich immer recht machen kann. Indeſſen benachrichtigen wir dennoch alle Frauenzimmer, daß, wenn irgend eine ſich abermals beygehen laſſen ſollte, einen Studenten zu beleidigen oder zu inſultiren, wir erklären werden, daß jeder Student, der mit ihr Umgang hat, mit ihr tanzt, ſie ins Picknick, ins Conzert, oder auf einen Ball führt, für ehrlos und für einen dummen Jungen ſoll gehalten werden. Geſchehen, Schilda coram triumviris famae reparandae.

Stoſſer. (L. S.) Marcfitz.

Dieſe Nachricht wirkte auf die Schönen zu Schilda mächtig: denn ſie merkten bald, daß das Ehrengericht volle Macht habe, ſie als Conterbande außer Verbindung zu ſetzen. Jedes dortige Weib und jedes Mädchen hatte nämlich einen Liebhaber unter den Studenten; und den verlohr ſie, ſobald der, welcher mit ihnen umging, für ehrlos erklärt wurde: und mit dem Liebhaber gingen auch alle Luſtbarkeiten verlohren. Waren daher die Schildaer Schönen gegen die Studenten vorher meiſt ſchon artig und freundlich, ſo wurden ſie es jezt noch weit mehr, beſonders gegen die Ehrenrichter, weil von dieſen Ehre und Schande abhing.

Die beyden profanen Ehrenrichter wurden gar bald mit den Geheimniſſen des Ordens bekannt gemacht und aufgenommen: und ſo beſtand das ganze Tribunal aus eitel Amiciſten.

Die Duelle waren zwar, wie es ſchien, durch das Ehrengericht aufgehoben, das heißt, wenn ein Profaner mit einem andern Profanen Händel bekam, ſo mußten ſich beyde verſöhnen. Eben dieſes fand auch Statt, wenn ein Amiciſt der Beleidiger war: war aber ein Amiciſt

leidigt worden, ſo klagte er nicht, ſondern
te ſich ungeahndet entweder mit der Hetzpeit-
e oder mit dem Nachttopf in Avantage; und
ng dieſes nicht, ſo zwang er den andern, ihm
it dem Degen Genugthuung zu geben. Ein
rdensglied ließ ſich ſchlechterdings nicht be-
impfen.

Sollten einige Leſer es für unglaublich hal-
n, daß man ſich mit dem Nachttopfe in Avan-
ge ſetzen könne, ſo dienet zur Erklärung, was
er Verfaſſer ſelbſt, als er ehedem zu Gießen
udierte, oft geſehen hat. Wenn nämlich ein
Student den andern ſo grob beleidigt hatte, daß
ie Avantage durch Ohrfeigen oder Schläge
icht verſchaft werden konnte: ſo nahm der Be-
eidigte ſeinen Nachttopf, füllte ihn mit Unrath
eder Gattung, und paßte dann ſeinem Gegner
amit auf. Sobald er ihn erblickte, rennte er
uf ihn zu, und mit einem hellen pereat N. N.
er Hunzfott, der Scheißkerl, goß er ihm die
Wirthſchaft ins Angeſicht, und zerſchlug her-
ach den Topf auf dem Pflaſter.

Dieſes war das non plus ultra aller Belei-
igung, und konnte blos durch den Degen ge-
oben werden. Zu Gießen waren darum auch

keine zinnerne Nachttöpfe auf den Studentenſtuben gewöhnlich, weil ſie allemal zerſchlagen werden mußten, ſobald ſich jemand damit in Avantage geſezt hatte. Die Jenenſer hatten einen ähnlichen Comment, nur daß ſie nicht, wie die maſſiven Gießer, mit der Beſcheerung auf die Straße traten, ſondern ſie aus dem Fenſter auf ihren Gegner hinſtürzten. Heut zu Tage iſt die garſtige Sache abgekommen, und wer findet das nicht brav!

So dominirten alſo die Amiciſten auf der Univerſität zu Schilda über die Schönen, die Profeſſoren, Studenten und Bürger, und hatten von jedem Stande Leute im Sold, durch die ſie alles betrieben: ſie waren demnach auf der Schildaer Univerſität zu jener Größe und jenem Anſehn gelangt, wohin alle Orden auf allen Univerſitäten gelangen mögten, und doch nimmermehr gelangen können. — Aber ich habe für dießmal genug von Studenten-Geſellſchaften und Orden geſprochen, und will jezt zu einem andern Thema übergehen.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Ketzereyen.

Zu Schilda war ein theologiſcher Profeſſor, Namens **Schmidt**, ein heller Kopf in allem Betracht, und ein gründlicher Gelehrter. Dieſer Mann hatte über Caſpar **Lavaters** hirnloſe Schwärmereyen eine kleine Abhandlung geſchrieben, und den Schweizeriſchen Fanatiker gar artig nach Hauſe geleuchtet.

Caſpar **Lavater** zu **Zürich** behauptete, daß das Gebet eine, was weiß ich, welche Kraft und Wirkung habe, dem Menſchen Gottes Gnade und folglich alles Gute auszuwirken: er hatte daher eine ganz eigne Bethkunſt erfunden, und verdammte jeden, der nicht betete wie er. Profeſſor **Schmidt** hatte **Lavaters** ſchwärmeriſche Behauptungen geleſen, und fand für nothwendig, dem Schaden entgegen zu arbeiten, welchen dieſelben vielleicht ſtiften könnten.

Er ſchrieb alſo eine Abhandlung von der Natur des Gebetes, und erklärte die gewöhnliche Art, die Gottheit durch unſere de- und wehmüthige Bitten über unſere Angelegenheiten zu belehren, für abgeſchmackt, unſinnig und lächerlich. Er fügte hinzu, daß es einer armen kurzſichtigen Creatur, wie der Menſch ſey, ganz und gar nicht anſtehe, das höchſte Weſen über dieß und jenes zu belehren, und deſſen Regierung durch Verlangen nach Aenderungen zu tadeln, u. dgl.

Da Profeſſor Schmidt obendrein ein ſatyriſcher Kopf war: ſo nahm er den Herrn Lavater etwas ſcharf aufs Korn, und ließ unter andern auch etwas über das ſogenannte Vergeben der Sünde einflieſſen, und ſtellte auch dieſes als abgeſchmackt und der Gottheit unanſtändig dar. Denn Gott, ſagte er, kann nicht irren; er muß alſo den Urheber einer ſchlechten Handlung für einen Sünder halten, und das iſt nothwendig, ſo lange der Menſch fortfährt, Urheber ſchlechter Handlungen zu ſeyn. — Beſſert ſich aber der Menſch, ſo muß Gott, der nicht irren kann, ihn dann auch für gebeſſert halten. In dieſem Fall iſt aber keine Vergebung der Sünden: denn die Folgen derſelben bleiben doch, und Gott hebt keine einzige derſelben auf, weil er ſonſt auch die Ordnung der Dinge aufheben, und ſein eignes Werk tadeln und ſtören müßte, u. ſ. w.

Der Beichtvater des Fürſten zu Colchis war ein Erzlavaterianer, hing dem Magnetismus an, ſah Geiſter, und betete ohne Unterlaß.

Als daher das Buch des Profeſſors Schmidt herauskam, hatte ein Candidat der Theologie daſſelbe geleſen, ſeine Begriffe danach gerichtet, und wurde im Examen gerade übers Gebet vorgenommen. Hier ſind die Fragen!

Examinator: Quid ſunt preces?

Candidat: Precaris, ſi haec vox ſani aliquid ſignificare poteſt, erigere animum eſt conſiderando divinas perfectiones ad nos relatas, omnipotentiam ſapientiam et bonitatem Dei erga nos, et gratitudinem noſtram erga ſupremum numen in nobis excitare.

Examinator: Male definis: preces ſunt colloquia cum Deo.

Candidat: Cum Deo loqui nequimus, neque illud opus eſt, cum ille optime et multa melius ſciat, quid nobis eſt utile.

Examinator: Ergo ipſae preces non eſſent neceſſariae?

Candidat: Non ſunt tales, quales vulgo fiunt: nam quae in Cubachio, Martino de Cochem et Starkio leguntur, abſurdae potius et blaſphemae ſunt declamationes, quam preces Deo et nobis ipſis dignae.

Hier gerieth der Conſiſtorialrath und Beichtvater des Fürſten in Zorn, ſchimpfte auf die Ketzerey, brachte eine Stelle aus dem heiligen **Auguſtinus** *) vor, der da ſagt, daß man durchs Gebet Gott zwingen könne, das zu thun, was er ſonſt in alle Ewigkeit wohl würde haben bleiben laſſen, — und ſchrie einmal über das andere: der Herr **Chriſtus** ſpricht: Bittet, ſo wird euch gegeben, klopft an, ſo wird euch aufgethan! Der Kandidat berief ſich auf das Lehrbuch des Profeſſors **Schmid**, ſeines ehemaligen Lehrers in **Schilda**.

Der Beichtvater ließ ſich das Buch holen, und fand die häßlichſte Ketzerey darin, nebſt

---

*) Die abgeſchmackten Stellen der Kirchenväter von der Wirkſamkeit des Gebetes findet man, wie gewöhnlich, mit großem Fleiß geſammelt in Joh. **Gerhardi** locis theol. loco de precibus.

vielen Ausfällen auf Freund Lavater. Er erboßte ſchrecklich, und lief mit Verwünſchungen im Zimmer herum, als eben Herr Weitmaul, Pfarrer zu Weitloch, der ehrwürdige Bruder des Herrn Magiſters Weitmaul von Udensheim hereintrat, und einen Candidaten angab, welcher in einer öffentlichen Schenke geſagt hatte: das im Fürſtenthum eingeführte A= B= C= Buch ſey ein dummes und zum Unterricht ganz untaugliches Ding.

Auch hatte der Candidat die lieblichen Verſe darin bitter mitgenommen; und da dem Herrn Pfarrer ſolche Sächelchen behagten, er auch gewohnt war, in eben dem Geſchmack Reimerey zu treiben: ſo klagte er den Candidaten förmlich der Irreligion an: Denn, ſagte er, wer über das A= B= C= Buch ſpottet, der ſpottet auch über den Glauben und das Vater Unſer und die zehen Gebote, die im A= B= C= Buch auch ſtehen, und wer die Reime darin verachtet, der giebt zu erkennen, daß er ein ungeſitteter Menſch iſt, weil er ſo ſchöne Sittenſprüche verſpotten kann. Man denke, welch ein ſchöner Spruch es iſt, wenn es heißt:

Zum Beten iſt der Mund verpflicht,
Mit Meſſern ſich bey Leibe nicht!

Ich bitte deshalb, fuhr er fort, Ew. Hochwürden, ein Einſehen zu haben, und dem Unweſen durch eine derbe Beſtrafung des Candidaten zu ſteuren.

Die Argumente des Herrn Paſtors Weitmaul thaten ihre Wirkung, und brachten den ohnehin ſchon über Ketzereyen aufgebrachten Conſiſtorialrath dahin, daß er zum Fürſten ging, und nach einigen Complimenten folgende Rede hielt:

„Ja, gnädigſter Herr, es iſt ſchändlich und abſcheulich, wie es jetzo in der Kirche Gottes zugeht! Faſt ſollte man denken, der jüngſte Tag nähere ſich: denn unſer Herr Jeſus ſagt: Wenn des Menſchen-Sohn kommen wird, meyneſt du, daß er Glauben finden werde auf Erden? Unſere Vorfahren kämpften gegen fremde Ketzer, gegen Katholiken, Kalviniſten, Socinianer, Anabaptiſten, Herrnhuther, Atheiſten und Freygeiſter; aber jetzo müſſen wir leider! Gott erbarme es, ſehen, daß mitten im Tempel Gottes, ich meyne mitten in der heiligen evangeliſch-lutheriſchen Kirche Böſewichter aufſtehen, welche den Glauben verläugnen, und das Verdienſt Chriſti vernichten wollen. Unter andern iſt in Schilda der Profeſſor Schmid, welcher alle geiſtliche Uebungen, alles Gebet, Beicht' und Abſolution für nichtswürdige Dinge ausgiebt.

Fürſt: Was, Abſolution? Auch die giebt Schmid für nichtswürdig aus?

Beichtvater: Auch die, Ew. Durchl. Er ſagt, der Menſch müſſe ſchlechterdings ſich beſſern und ſein Sündigen laſſen, wenn er Gott und guten Menſchen gefallen wolle; und wenn er ſich beſſere, brauche er keine Beichte; ohne Beſſerung aber ſey die Beichte zu nichts nüze, ſo wenig als die Abſolution.

Fürſt: Alſo wenn Sie mich abſolviren, ſo nüzt mir das nichts?

Beichtvater: Nach des Profeſſors Meynung freilich nichts. — Als Ihre Durchlaucht neulich Gewiſſensbiſſe hatten, daß Sie einſt, um eine große Schuld an eine verarmte Familie nicht abzutragen, falſche Dokumente machen und falſche Zeugen aufführen ließen, da abſolvirte ich Sie. Aber nach Schmids Lehre haben Sie noch immer die Schuld auf ſich, und ſind noch obendrein ein grober Sünder. Wenn nun dergleichen wahr wäre: wozu diente denn die Abſolution und die Beichte? Nein, es iſt nicht wahr, und iſt eine Ketzerey, die dem Verdienſt Chriſti Eintrag thut. Ich bitte daher Ew. Durchlaucht, das Konſiſtorium ja zu inſtruiren, damit es dem ketzeriſchen Unweſen Ziel und Maaß ſetzen könne.

Fürſt: Thun Sie doch, was Sie wiſſen und können. Ich verſtehe ja die Sachen nicht, und darf ſie nicht verſtehen, weil ich Fürſt bin. Gehen Sie mit dem Miniſter und mit Ihren übrigen Collegen zu Rathe, und was dieſe für gut finden, ſoll von mir gebilligt werden.

Der Beichtvater war ſehr erfreut, daß ſein Fürſt das Conſiſtorium ſo zu ſagen nun zu einem Inquiſitionsgericht gemacht hatte, und eilte, dem Staatsminiſter davon Nachricht zu geben. Dieſer, der ohne den Beichtvater und ohne die Pfafferey nichts geweſen wäre, war froh, daß er Gelegenheit bekam, den Pfaffen ſeine Ergebenheit zu beweiſen, und ließ den Sekretär Schneller, welcher noch immer in Colchis ſich aufhielt, zu ſich kommen, und ſtellte ihm alles vor, was der Fürſt und das Conſiſtorium wollten.

Schneller war freilich nicht orthodox: vielmehr lachte er über alles Pfaffenweſen, und lebte, wie ein Menſch es pflegt, der ſich um das Uebernatürliche in jeder Rückſicht wenig bekümmert. Er war lange in Colchis geblieben, nicht wegen der vielen Geſchäfte, ſondern weil die Frau Kanzlerin eine halbe Stunde von der Stadt ſich bey ihrer Schweſter aufhielt, wo er ſie täglich beſuchte, und weil es in der Reſidenz mehr Vergnügungen gab, als in Schilda, und endlich weil es einen Namen macht, wegen geheimer Geſchäfte beym Fürſten und ſüßen Dikaſterien geweſen zu ſeyn, und da gewirkt zu haben.

So war Schneller. Aber er fand doch, daß der Profeſſor Schmid entfernt werden müßte, und dieß aus dem ganz ſimpeln Grunde, weil Schmid ein heller Kopf und ein Todfeind aller Kabalen war, Schnellers Plan aber, wie der Verfolg zeigen wird, durch eitel Schleichwege und Kabalen ging. Eben deswegen zeigte er auch eine fromme Mine, zuckte vor dem Miniſter die Achſeln, und fing dann an, ſeinen Entwurf wider die Ketzerey auszukramen.

Dieſer ging im Kurzen dahin, daß man ein Ober-Glaubens-Gericht beſtellen, eine Opinionsnorm entwerfen, vier Aſſeſſoren dem Gerichte beyfügen, und demſelben die Schildaer Univerſität unterwerfen müſſe.

Der Miniſter ließ die Conſiſtorialräthe gleich darauf zuſammen kommen, und legte ihnen Schnellers Plan vor, jedoch nicht eher, als bis er ihn dem Fürſten vorher ſelbſt vorgelegt, wohl empfohlen und von Seiner Durchlaucht die Approbation erhalten hatte. Einige der Herren vom Conſiſtorium waren alles ſehr zufrieden; andere hingegen ſperrten ſich anfangs und meynten, das würde die beſſere Unterſuchung der Religionslehren hemmen: allein ſie gaben ſich endlich alle, ſobald ſie vernahmen, daß der allergnädigſte Herr bereits zur Einführung eines ſolchen Glaubens-Gerichts Ihre allerhöchſte Einwilligung und Befehl gegeben hätten. Da brummten die Herren nur noch ſo was in den Bart, und ſchwiegen endlich ganz und gar. Das Glaubensgericht kam alſo zu Stande, ſo dumm, ungerecht und verächtlich es auch ſeyn mogte.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Theologiſche Spitzbuberey und fürſtlicher Unſinn.

Herr Lipps hatte ehedem mit Schnellern zu Gießen und zu Jena ſtudiert, und war, wie dieſer, auch mehrmals relegirt worden. Er war ein Menſch von gutem Kopf und nicht übeln Kenntniſſen: aber ſein loſes Maul, ſein Sauſen und andre Ausſchweifungen hatten ihn endlich aus ſeinem Vaterland getrieben, und ihn genöthiget, in die weite Welt zu gehen. Da war er denn von Land zu Land herumgefahren, hatte manches Abentheuer beſtanden, und war endlich nach Colchis gekommen, wo er ſeinen alten Kumpan Schneller auf der Straße antraf. Dieſer nahm ſich ſeiner gleich brüderlich an, ließ ihn kleiden, und wollte ihm Reiſegeld geben, um nach Holland und von da nach Amerika zu gehen, wo **Lipps** ſein Glück weiter ſuchen wollte. Als dieſer nun ſeinen Bündel zuſammen machte, warf er einen Stoß Manuſkript hin, mit den Worten: Fort mit dem Quark!

Schneller: Was wirfſt Du da hin, Bruder Lipps?

Lipps: Eine theologiſche Abhandlung, die ich für einen Prediger im Mecklenburgiſchen machen mußte, der gern Inſpektor werden wollte. Der Kerl war zu dumm, ſelbſt eine aufzuſetzen, und ſtarb, als ich ſie fertig hatte. Ich dachte, ſie noch bey einem Kreuzorthodoxen irgend in Kurſachſen anzubringen, aber nun mag ſie ins Feuer oder auf den Abtritt wandern.

Schneller: Biſt du denn kapitelfeſt in der Theologie?

Lipps: Wie ein Müller im Mehlhaufen! Ich weiß dir den Kohl alle, glaub ihn aber nicht: denn wer den theologiſchen Kram recht kennt, iſt nicht im Stande, ihn zu glauben, er müßte denn ſo ein Eſel ſeyn, wie Euer Herr Superintendent.

Schneller: (lacht, nimmt den Stoß auf, und ließt) Commentatio theologica de poſſibilitate, noſtris etiam diebus in ſpiritum ſanctum peccandi. — Bruder, das verſtehe ich nicht: was ſoll das heißen?

Lipps: Da ſieht man's, daß Du kein Theologe biſt! Schau, ich erkläre die Sünde in den heiligen Geiſt für Verläugnung der ſeligmachenden Wahrheit. Dieſe ſuche ich in unſern ſymboliſchen Büchern, vorzüglich aber in Doktor **Seilers** und **Baumgarten-Cruſius** Schriften. Da nun heut zu Tage ſo viele Gelehrte die ſymboliſchen Bücher verwerfen, auf **Seilern** und **Cruſius** ſchimpfen, und ihrer Vernunft in allen Stücken folgen wollen: ſo beweiſe ich, daß dieſe Leute noch heut zu Tage in den heiligen Geiſt ſündigen, und daß alſo dieſe Sünde noch immer möglich ſey. Ich habe aber, damit Du es wiſſeſt, das Mecklenburger Conſiſtorium nur ſo zum Narren haben wollen. Zerreiße Du den Wiſch zu Fidibus, oder wirf ihn hin, wohin er gehört.

Schneller: Gott bewahre! Das Ding kann uns noch dienen; und nun ſollſt Du hier bleiben, bis auf weitere Order. Ich habe ſo eben ein Projekt im Kopf: das will ich erſt reiſen laſſen, und dann will ich Dir's mittheilen. Ich hoffe, Du wirſt es gutheißen.

Lipps blieb, und zwey Tage hernach ſchickte Schneller folgenden Brief an den Paſtor Silander durch Lipps:

Lieber Freund,

Schon lange ſuche ich eine Gelegenheit, Ihnen zu beweiſen, daß ich kein undankbarer Gukkuk ſey, und wohl wiſſe, Wohlthaten zu erkennen, die man mir erwieſen hat. Ohne Sie, mein Freund, wäre ich längſt Soldat, und trüge das Elendsklüftchen, und hungerte bey Kommißbrodt: aber durch Ihre Hülfe genieße ich ein honettes Brodt. Jezt zeigt ſich auch eine Art, Ihre Lage in eine beſſere umzuſchaffen. Hören Sie an! Es wird nächſtens eine Veränderung auf der Univerſität zu Schilda vorgehen, indem der Profeſſor Schmid fort muß: das iſt ſchon ausgemacht. Wie wär' es, wenn Sie dieſen Poſten annähmen? Im Fall Sie wollen: ſo nehmen Sie von Herrn Kandidaten Lipps, den ich zu Ihrem Nachfolger in ihrem jetzigen Dienſte ſchon in Petto habe, und der gewiß reinen Mund halten wird, eine Abhandlung von der Sünde wider den heiligen Geiſt, und laſſen Sie dieſelbe, ſollt' es auch auf eigne Koſten geſchehen müſſen, eiligſt abdrucken. Ferner, wenn innerhalb acht Tagen die Aufforderung vom Fürſten an die Geiſtlichkeit ergeht, ein geiſtliches Meynungsreglement einzuſchicken: ſo verfertigen Sie unter Herrn Lipps Anleitung auch eins, und ſchicken es zur Prüfung ein. Lipps verſteht alle Kniffe der Orthodoxie, und ich werde nicht ermangeln, ihre Arbeit und Ihre Perſon mit Nachdruck zu empfehlen. Dann fehlt Ihnen die Stelle eines Profeſſors zu Schilda auf keine Weiſe. Verſtehen Sie mich nur recht, und halten Sie alles verſchwiegen. Meinen Empfehl an Ihre liebe Frau!

Schneller.

Lipps eilte mit Schnellers Brief nach Rübenhauſen zum Pfarrer Silander. Dieſer nahm ihn herzlich auf; und innerhalb vierzehn Tagen konnte man ſchon das cedro dignum opus von der Möglichkeit, noch zu unſern Tagen wider den heiligen Geiſt zu ſündigen, im Buchladen für 18 Gr. haben. Es war dem Fürſten dedicirt, und der Miniſter ſowohl, als die Conſiſtorialräthe erhielten Exemplare auf Velin-Papier.

„Hab' immer gemeynt, ſagte der Superintendent, der Paſtor Silander ſey ſo ein dummer Eſel, und nun ſchreibt er gar ein lateiniſches Buch!“

Schneller verſicherte, daß Silander Tag und Nacht über den Büchern läge, und jezt ein grundgeſchickter Theologus ſey.

Indeſſen war auf des Miniſters Betrieb folgendes Ausſchreiben an die ſämtliche Geiſtlichkeit des Fürſtenthums Colchis ergangen:

„Von Gottes Gnaden wir Friedrich Carl, Fürſt zu Colchis u. ſ. w. entbiethen allen und jeden unſern Doctoribus et Profeſſoribus Theologiae, wie auch allen unſern Kirchen- und Konſiſtorial-Räthen, Superintendenten, Inſpektoren, Paſtoribus, Diakonen und Candidatis unſern Gruß und Gnade zuvor.

Hoch- Hochehr- Wohlehr- und Ehrwürdige
Hoch- und Wohlgelahrte,
Liebe, Getreue!

Nachdem die göttliche Barmherzigkeit Uns auf den Fürſtenthron obgleich unwürdig erhoben, ſo haben Wir Unſere vorzüglichſte Aufmerkſamkeit auch beſtändig dahin gerichtet, daß Wir die Ehre Gottes und den rechten chriſtlichen

Glauben nach Möglichkeit fördern mögten. Nachdem Uns dahero bekannt und von Unſern geiſtlichen Räthen unterthänigſt vorgeſtellt worden, wie verſchiedene Ketzereyen und Irrlehren ſich in Unſern fürſtlichen Landen, ſo wie das Unkraut unter den Waizen eingeſchlichen haben, und Wir daher entſchloſſen ſind, zur Entdeckung und Unterdrückung ſolcher Gottloſigkeiten ein geiſtliches Opinionsgericht zu etabliren und zu errichten: als befehlen Wir Euch insgeſamt, und jedem insbeſondere, der da glaubt Kräfte dazu zu haben, eine Norm im Allgemeinen zu entwerfen, und dem Conſiſtorio einzuſchicken, nach welcher das Opinionsgericht in geiſtlichen Sachen agiren und verfahren ſoll. Derjenige unter Euch, deſſen Vorſchläge den meiſten Beyfall erhalten, ſoll mit einer goldnen Medaille von 100 Dukaten an Werth beſchenkt und ſonſt noch beholfen werden. Gegeben Colchis, 17—

(L. S.)

Ad Mandatum Sgmi. Dni. Principis
proprium.

Vt. v. Krazius.

Nun hätte einer ſehen ſollen, wie die Pfaffen aller Art Opinions-Edikte und Normen verfertigten und einſchickten. In weniger als drey Wochen hatte man ſchon einen ganzen Karren voll beym Conſiſtorio, welche alle gefielen, weil alle ſehr draſtiſch-orthodox waren. Aber **Schneller**, den man auf ganz ſpeziellen Befehl des Fürſten zu Rathe ziehen mußte, fand jedesmal etwas auszuſetzen. Bald war der Styl zu grob, bald nicht ſtark genug, bald war die Norm zu lax, bald zu adſtrikt; kurz, kein einziger Aufſatz wurde ganz gebilliget, bis der vom Paſtor **Silander** einlief, welchen, wie jeder erräth, der Kandidat **Lipps** eigentlich verfertigt hatte. Er iſt nur kurz, und ſo will ich ihn herſetzen: vielleicht kann man ihn dereinſt noch irgendwo weiter benutzen.

§. 1. Die hauptſächlichſte Sorge des Opinions-Gerichtes muß dahin gehen, daß nur ächt evangeliſch-lutheriſcher Glaube, ſo wie er in den heiligen Symbolen ſteht, in hieſigen fürſtlichen Landen geduldet, hingegen alle atheiſtiſche, deiſtiſche, ſocinianiſche, neuphiloſophiſche und freigeiſteriſche Irrlehren ausgerottet und verhindert werden.

§. 2. Das Gericht muß daher nach der Vorſchrift der Symbolen ein Glaubensbekänntniß aufſetzen, welches alle in hochfürſtl. Dienſten Stehende, vornehmlich Geiſtliche, beſchwören und unterſchreiben müſſen.

§. 3. Es muß ein Compendium theologiae dogmaticae aufgeſezt werden, nach welchem die Kandidaten examinirt werden müſſen. Wenn dieſe die Sätze des Compendiums nicht von Wort zu Wort wiſſen, oder dieſelben beſtreiten, ſoll man ihnen durchaus kein Amt ertheilen, auch ſie nicht predigen laſſen.

§. 4. Wer ſich unterſteht, öffentlich auf der Kanzel wider das Compendium zu lehren, ſoll abgeſezt, und im Fall, daß er noch kein Amt gehabt hat, mit Carcerſtrafe belegt werden.

§. 5. Die Profeſſores zu Schilda müſſen angehalten werden, nach dem gedachten Compendium zu lehren. Auch müſſen ſie ihre Auslegungen darüber aus D. Seilers und Baumgarten-Cruſius Schriften hernehmen.

§. 6. Alle verdächtige, ketzeriſche Bücher müſſen ſorgfältig aufgeſucht und konfiscirt werden. Daher muß auch das Opinionsgericht ein Verzeichniß von verbotenen neuen Büchern entwerfen, und dieſelben in den Zeitungen bekannt machen.

§. 7. Für ein ſtrenges Cenſur-Edikt muß das Gericht nicht minder ſorgen, damit keine ketzeriſchen Bücher gedruckt und noch weniger verkauft werden.

§. 8. Die Verfaſſer ketzeriſcher Schriften müſſen, wenn ſie ihre Bücher auſſerhalb Landes drucken laſſen, aus dem Lande geſchafft werden.

§. 9. Die Denuncianten der Irrgläubigen und Ketzer muß das Gericht belohnen, ihren Namen aber ſorgfältig verſchweigen, wobey noch zu merken, daß jederman in ſolchen Geſchäften habil iſt, zu denunciren. —

Ha, ſchrie Schneller, als er im öffentlichen Conſiſtorium dieſe Norm verleſen hatte, welche Kürze, welche Energie, welche Beſtimmtheit! Herr Silander hat ein Meiſterſtück geliefert: das müſſen Sie alle bekennen, meine Herren!

Die Herren alle hatten nichts dawider. Das Ding wurde alſo dem Fürſten vorgelegt, und von ihm natürlicher Weiſe gebilliget.

Um aber auch das Gutachten groſſer, auswärtiger Gottesgelehrten einzuholen, ſchrieb der fürſtliche Beichtvater nach Berlin an ſeine Freunde, Hermes, Hilmer und Oswald und fragte ſie, wie ihnen das Colchiſche Opinions-Edikt gefiele. Er erhielt bald folgende Antwort.

Hochwürdiger,

In Jeſu Chriſto geliebter Vater und Bruder,

Unſere Seele lobe den Herrn, und es jauchze unſer Geiſt in Gott, unſerm Heilande, der der Könige Herzen in ſeiner Hand hat, und die Gedanken der Fürſten regiert nach ſeinem Wohlgefallen: Amen!

Geliebter Vater und Bruder in Chriſto!

Mit dem größten Wonnefühl haben wir das von Ew. Hochwürden uns überſchickte Opinions-Edikt Sr. Durchlaucht, des Fürſten von Colchis, geleſen, und können nicht anders, als daſſelbe in allen Stücken billigen, und den Herrn loben, der Ihnen ſo viel Gnade verliehen hat. Selig iſt das Land, deſſen König den Herrn fürchtet! Fahren Sie fort, theurer Vater, nebſt Ihren rechtſchaffenen Gehülfen, die alle Lieblinge Gottes ſind, den wahren Glauben zu erhalten, und die immer ärger einreiſſende Ketzeren und den Unglauben mächtiglich zu vertilgen. Bedienen Sie Sich des Armes Ihres frommen Fürſten, all die Unholden mit Gewalt zu unterdrücken, die unſern heiligen Glauben durch die unſelige Vernunft zu verdrängen ſuchen. Sterben und verderben müſſen alle, welche das Evangelium haſſen! Es ſteht ja geſchrieben: Wer nicht lieb hat den Herrn Jeſum Chriſtum, der ſey Anathema Maran atha 1 Cor. 16, 22. Wir aber predigen Jeſum, den Gekreuzigten, denen, ſo berufen ſind, göttliche Kraft und göttliche Weisheit.

Sollte aber, theurer Bruder, Ihr gnädigſter Fürſt einmal Mine machen, ſeine Vernunft nicht ſo recht nach ihren heiligen Anſchlägen unter den Gehorſam des Glaubens gefangen zu nehmen; ſo wenden Sie ſich nur an uns, oder an die Eudämoniſten: und dieſe oder Wir werden Ihnen ſchon Mittel an die Hand geben, einen rechtgläubigen Fürſten auf ebener Bahn zu erhalten. Gott ſey bey Ihnen und geleite ſie mit ſeinen Augen; wir aber gedenken Ihrer in unſerm Gebet, ſo wie Sie Unſerer wieder gedenken werden.

Berlin. Hermes. Hilmer. Oswald.

Dieſen Brief legte der fürſtliche Beichtvater dem Conſiſtorio vor, und alle lobten die Frömmigkeit und die Klugheit der Berliner — Obſcuranten.

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

Das Opinions-Gericht.

Ehe das Opinions-Gericht durch fürſtliche Befehle im ganzen Lande öffentlich autoriſirt wurde, gab das Conſiſtorium allen Predigern auf, über den Spruch zu predigen: „Wenn er aber die Kirche nicht höret, ſo halte ihn für einen Heyden und Zöllner.“ Daraus ſollte das Thema gezogen werden, daß der Landesherr die Pflicht auf ſich habe, für die Aufrechthaltung des rechten Glaubens zu ſorgen, und ſelbſt Gewalt dann zu gebrauchen, wenn die Leute nicht mit Güte wollten, wie das Oberkonſiſtorium wollte. Beyher ſollte das Opinions-Gericht recht nachdrücklich empfohlen werden.

Der Beichtvater des Fürſten hielt die vorgeſchriebene Predigt zuerſt, und apoſtrophirte ſeinen Herrn mehr als zehnmal darin. Sie war ſo Salbungsvoll, daß ſie gedruckt, und im ganzen Lande vertheilt wurde. Hier ſind einige Kernſtellen derſelben!

„Ja, allergnädigſter Herr, ſie gleichen jenem gottſeligen Kaiſer Theodoſio, dem Großen, der auch ſcharfe Edikte gegen die Ketzer, gegen Arianer, Manichäer und dergleichen gab, und ſie mit Feuer und Schwerd verfolgte. Daher vergab ihm auch Gott alle ſeine Sünden, ſo ſchwer ſie auch waren. Denn als er einſt aus Zorn ein groſſes Blutbad zu Theſſalonich angerichtet und viele tauſend Menſchen ermorden laſſen, erſchien ihm, nachdem er bey dem heil. Ambroſius, auch einem groſſen Feind der Ketzer, Buße gethan hatte, der Engel des Herrn im Traum und ſprach alſo: Theodoſi, weil du die verfolgeſt, die mich haſſen, ſo ſeyen dir alle deine Sünden vergeben; fahre fort zu verfolgen, wenn ich fortfahren ſoll, zu vergeben.“

„Friedrich der Zweyte, König von Preußen, war zwar ein großer Held, aber er würde Zweifelsohne nicht ſo viel Schlachten verlohren haben im ſiebenjährigen Kriege, wenn er nicht alles Geſindel von Ketzern, den Voltaire, den Argens, den Lamettrie, den Semler und Bahrdt geduldet hätte. Sein Nachfolger wird gewiß alle ſeine Feinde ſchlagen, zumal die Franzoſen, gegen die er ſich jezt rühmlichſt rüſtet. O mögt' es doch recht viel Theodoſios geben: die Ambroſii würden ſich von ſelbſt finden!"

Solche Anreden und Bemerkungen gab es in der Predigt viele, und der Fürſt fand ſie alle ſchön, ſo daß er dem Beichtvater die erſte geiſtliche Stelle im neuen Opinions-Gericht einräumte.

Der zweyte geiſtliche Aſſeſſor war Herr Markus Flätz, Paſtor an der Sankt Nickelskirche zu Colchis, ein Polemiker, und Katzenfreund im höchſten Grade.

Man ſagt im Sprichwort nicht unrecht: daß gleich und gleich ſich gern geſelle, und daher mag es auch kommen, daß ſich theologiſche Klopffechter und Katzen ſehr wohl zuſammen ſchicken, und daß man zum Vignette der ſogenannten gründlichen theologiſchen Widerlegungen, Erörterungen und Beleuchtungen allemal eine Katze wählen kann.

Da aber die Katzen immer einen ſehr üblen Geruch verbreiten, ſo roch es auch bey Herrn

Flätz gerade ſo arg, wie bey einem gewiſſen, nun verſtorbenen, Kaufmann zu Halle, bey welchem niemand mehr kaufen wollte ob des unausſtehlichen Katzengeſtanks in deſſen Butike. Flätz hieß auch in Colchis Katzen-Flätz, ſo wie Johann Friedrich Teller in Zeitz, der zankſüchtige Bruder des edlen Wilhelm Abraham Teller in Berlin Katzen-Teller heißt.

Ich übergehe die beyden andern geiſtlichen Aſſeſſoren, deren Schilderung ſich nach dem Vorliegenden leicht von ſelbſt machen läßt: es iſt Zeit, nach Schilda zurück zu kehren. Alſo

Das Opinions-Gericht ſchickte eine Kommiſſion nach Schilda, um die Ketzereien Einiger der dortigen Profeſſoren, namentlich des Doktor Schmids zu unterſuchen. Flätz und Silander wurden die Commiſſarien. Als dieſe, nebſt dem Sekretär Schneller, nach Schilda kamen, rückten ihnen die Studenten mit Muſik entgegen, und ſchrieen ihnen des Abends ein helles Vivat hoch!

Die Schildaer machten es hier anders, wie es 1793 die Studenten zu Halle machten:

denn als damals die Berliner-Opinionskommiſſion dahin kam, riefen ſie den Opinionsrichtern ein längſtverdientes pereat, und ſchlugen die Fenſter des Gaſthofes ein, wo ſie logirten. — Ich denke, wenn man ja einem pereat rufen, und die Fenſter einwerfen ſoll, ſo mag man es immer ſo einem Opinionskommiſſarius thun.

Gleich den folgenden Tag wurde Doktor **Schmid** vorgeladen, und **Fläz** fing an, folgendermaßen zu inquiriren:

Fläz: Herr Doktor, man bezweifelt nicht ohne Grund Ihre Rechtgläubigkeit; und wir ſind hier, Sie deshalb zu vernehmen.

Schmid: Das iſt wirklich ſeltſam! Ich bemühe mich, den Sinn der Lehre Chriſti nach meinem Vermögen zu erforſchen, und glaube gern, daß ich dieſen Sinn verfehlen kann und wohl auch zuweilen verfehlen mag; allein deswegen kann man mich doch keiner Irrgläubigkeit beſchuldigen.

Fläz: Hier iſt die Frage nicht vom Sinn der Lehre Chriſti, ſondern von der Orthodoxie ſelbſt, in ſofern ſie ſich auf unſere Symbola gründet. In dieſer Rückſicht zu fragen: Was glauben Sie vom Teufel, Herr Doktor?

Schmid: Daß es beſſer wäre, man ließe das ganze Ding vom Teufel auf ſeinem Werth oder Unwerth beruhen, und unterſuchte es gar nicht weiter. Gott thut nichts überflüßiges, und wir Menſchen ſind einander Teufels genug.

Fläz: Ohe, Herr Doktor, eine Lehre ſollen wir denn fahren laſſen, auf die gar ſehr viel in dogmaticis et moralibus ankommt? Eine Lehre, die ſo klar im neuen Teſtament gelehrt wird?

Schmid: Es kann ſeyn, daß ſelbſt die Apoſteln noch die Ideen der Chaldäer vom Teufel und ſeinem Anhang für wahr hielten; aber wir müſſen jezt beſſer und einfacher denken.

Fläz: Sollen wir denn geſcheider ſeyn als die Apoſteln?

Schmid: Allerdings! die Apoſteln haben vor uns nur das zum voraus, daß ſie den mündlichen Unterricht Jeſu genoſſen hatten. Außerdem waren ſie ungelehrte Männer, die wir an Kenntniſſen übertreffen müſſen, ja, Männer, deren ſchwerfällige Faſſungskraft den ſonſt ſo ſanften Jeſus zu Vorwürfen verleitete, und dieß zu mehreren Malen.

Flätz: Herr, ich glaube gar, Sie halten nicht dafür, daß die Apoſteln inſpirirt waren vom heil. Geiſt?

Schmid: O ja, wenn Inſpirirt-ſeyn ſo viel heißen ſoll, als mit einer angemeßnen Kenntniß der Religionswahrheiten, den beſten Willen verbinden, ſie auf jede gute Art zu verbreiten, und durch ſein eigen Beyſpiel zu bekräftigen: dann freilich waren die Apoſteln inſpirirt. Aber daß der heil. Geiſt durch eine übernatürliche Einwirkung ſie gleichſam bey den Haaren gezogen, und ihre Zunge beym Reden ſo wie ihre Feder beym Schreiben maſchinenmäßig gelenkt hätte, das glaube, wer da kann!

Flätz: Herr Doktor, das ſind Irrthümer, grobe Irrthümer, welchen Sie entſagen müſſen, wenn Sie Ihren Poſten behalten wollen.

Schmid: Meiner beſſern und gewiſſenhaften Einſicht werde ich niemals entſagen, und ſollte ich darüber meine Stelle verliehren müſſen.

Flätz langte nun die vom Opinionsgericht verfertigte und vom Fürſten approbirte Eidesformel hervor, und reichte ſie dem Profeſſor

Schmid zur Leiſtung dar. Die Formel war folgende:

„Ich N. N. ſchwöre einen körperlichen und theuren Eid zu Gott dem Allmächtigen, daß ich die heilige Lehre der Evangeliſch=Lutheriſchen Kirche, ſo wie dieſelbe in den drey Symbolen, dem Apoſtoliſchen, Nicäniſchen und Athanaſianiſchen, als auch in der Augſpurgiſchen Confeſſion, in deren Apologie, in den beyden Catechismen, in den Schmalkaldiſchen Artikeln, und insbeſondere in der Concordienformel enthalten iſt, nach dem Sinn annehme und ſteif und feſt glaube, wie ſie Herr Baumgarten=Cruſius zu Merſeburg, und Herr Doktor Seiler in Erlangen annehmen und in ihren Werken vertheidigen, ſo wahr mir Gott helfe und ſein heil. Evangelium: Amen.“

Schmid lachte über dieſen abgeſchmackten Eid, und erklärte, daß er ihn nicht ſchwören würde, indem er der Würde und der Pflicht jedes einſichtigen Chriſten widerſpräche, ſo, daß nur Heuchler und Dummköpfe ihn leiſten könnten. — Der brave Mann wurde hierauf gleich entlaſſen, und **Schneller** berichtete nach Coiſchis im Namen der Commiſſion: Profeſſor

Schmid habe geäußert, daß er an den heiligſten Lehren der Chriſten, zumal an jener vom Teufel und von der Inſpiration zweifle, und daß er ſich geweigert habe, den Religions-Eid zu leiſten; weshalb er denn auch ohne großen Schaden und Aergerniß nicht ferner im Amte bleiben könnte.

Seine Durchlaucht beſtätigten den Spruch der Commiſſion, und entließen den Profeſſor Schmid mit dem häßlichen Zuſatz: er mögte ſich innerhalb vier Tagen aus dem Lande packen oder gewärtigen, daß man ihn einſtecke.

Die Strenge des Fürſten, oder vielmehr des Opinionsgerichts, machte großen Eindruck zu Schilda, vorzüglich auf einen alten freydenkenden Theologen. Dieſer Mann hatte ſonſt viel ganz freye und nützliche Unterſuchungen über verſchiedne chriſtlich-theologiſche Fratzen angeſtellt, und war im Grunde ein eingemachter Deiſt. Aber nun fings ihm an bange zu werden. Er befürchtete, eben ſo wie Schmid, kaſſirt zu werden, und dachte daran, wie er das Ungewitter ableiten mögte. Schleidan, ſo hieß er, machte alſo eine große Epiſtel an die zu Schilda ſtudierende Jugend, und bewies ihnen ſehr deutlich, daß ſie mit dem beſten Gewiſſen allen Unſinn des Syſtems öffentlich bekennen, und doch dabey heimlich oder im Herzen das Gegentheil glauben könnten.

Dieſer Kunſtgriff gerieth ſo gut, daß ſogar die Commiſſion die Epiſtel gut hieß, und den Doktor Schleidan dem Fürſten als einen rechtſchaffnen Gelehrten empfahl, dem man Zulage geben müßte. Allein manche Männer, welche ſonſt an Schleidan den freyen Gelehrten geſchäzt und bewundert hatten, ohne gerade überall ſeiner Meynung zu ſeyn, erkannten an ihm nun den Mantelträger, und zuckten die Achſel, daß ein bejahrter, würdiger, freyer Gelehrter, um einigen verächtlichen Lumpenkerls von Inquiſitoren nicht zu misfallen, durch eine Spiegelfechterey ſeinen ſo lange mit Ehren behaupteten Ruhm in ſeinem hohen Alter ſelbſt ſchändlich zu Grunde richtete, und obendrein der geiſtlichen Heucheley Thür und Thor öffnete.

Die durch Schmids Abſetzung leer gewordene theologiſche Stelle wurde, auf Schnellers Vermittelung, mit dem Paſtor Silander von Rübenhauſen beſezt, und Julchen hieß jezt Frau Profeſſorin. Weil Silander aber immer noch ein Mitglied des Opinions-Gerichts blieb, ſo hätte er an Beſoldung das hübſche Sümmchen von funfzehnhundert Thalern, und that dafür weiter nichts, als daß er alle einſichtigen, ehrlichen Theologen verfolgen half, und dann auch, ſo gut ers konnte, ſein Scherflein dazu beytrug, daß der Staat zu ſeinen Jugend- und Volkslehrern nie Mangel leiden mögte an Dummköpfen und Heuchlern.

Sieben und vierzigſtes Kapitel.

Fernere Reformen.

Die beyden übrigen theologiſchen Profeſſoren zu Schilda waren froh, daß man bey ihnen blos Orthodoxie und Eidesleiſtung ſuchte: denn hätte man nach Gelehrſamkeit und Lehrgeſchicke fragen wollen, ſo würde es gar jämmerlich um ſie ausgeſehen haben.

Paſtor Silander ſchien dem Opinions-Gericht, eben wegen der erwähnten Commentatio theologica, — der Mann zu ſeyn, welcher ein theologiſch-dogmatiſches Lehrbuch ſchreiben könnte. Paſtor Silander war aber der Mann nicht, ſchrieb alſo, da er den Auftrag nicht füglich ablehnen konnte, in der Verlegenheit an ſeinen Nothhelfer, den Herrn Lipps, der an ſeiner Statt, auch durch Schnellers Vermittelung, Paſtor zu Rübenhauſen geworden war. Lipps antwortete alſo:

Hochwürdiger, Hochgelahrter,
Hochzuverehrender Herr Profeſſor,

Was Teufels, ich glaube gar, Sie ſind wegen eines theologiſchen Kompendiums in Verlegenheit? Da käme mir einer ſchön gefährlicher, der da glauben wollte, ich könnte ſo ein Ding nicht zu Dutzenden zuſammenſtoppeln. Genug, Ihnen ſoll bald geholfen werden. Gleich Morgen reite ich in die Stadt, und kaufe mir beym Antiquar den Bayer, den Hollatz, den Rambach, den König, den Scherzer, den Dannhauer, Benners Reiß und Seilers Compendium majus, wie auch den Quenſtedt, und mache, wie die meiſten ihrer Herren Collegen, aus neun und neunzig Büchern das hundertſte. Es müßte doch gar kein Grund drinnen ſitzen, wenn ich Ihnen nicht innerhalb ſechs Wochen ein Compendium verboiſſimum zuſammenſchriebe, das ſich gewaſchen hätte.

Da aber das Compendium ein allgemeines Lehrbuch für alle Schulen und Univerſitäten werden ſoll, ſo wird es im Buchhandel gewiß gut gehen, und da bekommen ſie auch hübſches Honorar dafür: die Hälfte davon bitte ich mir alſo für meine Bemühungen aus. Ich habe die Ehre u. ſ. w.

Silander war hoch erfreut, daß er ſo davon kam und erhielt nach ſechs Wochen das vortreffliche Werk, welches auch ſofort gedruckt und als ein allgemeines Lehrbuch eingeführt wurde. In dieſem Buche herrſchte durchgängig die allerkraſſeſte Orthodoxie, die hier und da ſogar ins Lächerliche herabſank. Ich führe nichts daraus an, und bemerke nur, daß es mit den Operibus der Herren Seiler und Baumgarten-Cruſius vollkommen homogen war.

Lipps verfertigte dem Profeſſor Silander auch ein Heft darüber, und dieſer las es hernach Jahr ein Jahr aus ſeinen Studenten vor, ohne ein Wort daran zu ändern. — Das iſt eben ſo nichts ſehr ſeltenes, und der Autor kennt ſelbſt einen gewiſſen Profeſſor auf einer deutſchen

Univerſität, welcher ein fremdes Heft über die Pandekten ſeinen Zuhörern daher orgelt. — Es gab zwar hier und da einige, welche ſich über das neue Compendium luſtig machten; dieſe aber wurden nicht gehört.

Das Opinions-Gericht ließ den Studenten ſogar noch befehlen, jedes Jahr viermal zum Nachtmal zu gehen, unter Strafe der Relegation. Jeder mußte vierteljährlich einen Schein darüber zum Prorektor bringen. Anfänglich hatte man das Gebot auf alle Studenten ausgedehnt; aber es erfolgten Skandal und Händel, und ſo beſchränkte man es blos auf die vom theologiſchen Fache. Nach und nach kam die Gewohnheit auf, daß für jeden Nachtmalsſchein 4 Gr. erlegt werden mußten, und wer ſeine 4 Groſchen hinſchickte zum Pfaffen, erhielt einen Schein, er mogte gegangen ſeyn oder nicht.

Die Proteſtanten eiferten ehemals über den Zwang, welchen die Katholiken ihren Glaubensbrüdern beym Nachtmal und bey der Beichte auflegten. Luther nennt dieſen Zwang nach ſeiner Art eine teufliſche Schinderey und Anſpannung ins Joch. Aber neuerlich hat man nicht nur in Schilda, ſondern auch anderswo im

Deutſchland angefangen, dieſe Schinderey wieder einzuführen.

Ehe die theologiſchen ſowohl als andere Studenten die Univerſität verließen, mußten ſie jedesmal ein Teſtimonium ihres Fleißes und ihrer guten Aufführung mitnehmen, und die Theologen wurden hernach vor dem Opinions-Gericht examinirt. Wer aber auf Univerſitäten der Wirthſchaft ein wenig zugeſehen hat, der begreifet leicht, daß man ſo ein Zeugniß gar bald bekommen kann. Es darf einer nur die Collegia bezahlen, und dann hat er ſie auch gehört, er mag hingekommen ſeyn oder nicht.

Als der Verfaſſer noch zu Gießen ſtudierte, wollte er das jus naturae bey Klevesahl hören. Da aber deſſen Vortrag ungemein elend und ſeichte war, ſo kam er nur zweymal hin. Klevesahl foderte indeß dennoch am Ende des halben Jahres ſein Leſegeld; und der Verfaſſer mußte es ihm bringen, verlangte aber auch zugleich ein Zeugniß, daß er das Jus naturae bey ihm gehört habe. Dieſes erhielt er alſobald, und wurde darin auditorum maxime ſtrenuus, ein ingenium praeclarum promittens, und ſo weiter genannt. So geht es auf den gelehrten Innungen, welche Univerſitäten heiſſen.

Mit dem Examen ging es aber ſehr ſcharf her, nicht ſowohl wegen der Kenntniſſe, als vielmehr wegen der Orthodoxie: denn wer es nur einmal verſah und ſchief antwortete, wurde ohne alle Rückſicht abgewieſen. Die Kandidaten aber ſorgten durch fleißiges Studium des Seilerſchen Compendiums, welches ein Schilsdaer Profeſſor ins Deutſche überſezte, zum Nutzen derer, welche kein Latein verſtunden, daß ſie mit der lieben Orthodoxie ziemlich aufs Reine kamen. Seiler hat wahrlich ſehr viel Verdienſte um die Kirche der Chriſten im Fürſtenthum Colchis, und ich zweifle nicht, daß man ihn dahin würde berufen haben, wenn Paſtor Silander nicht hätte müſſen verſorgt werden.

Die andern Fakultäten erlitten auch ihre Veränderungen und Reformen. In der Juriſtiſchen behauptete ein Profeſſor, daß jeder Fürſt den Geſetzen unterthan ſeyn und folglich Pflichten auf ſich nehmen müßte. Dieſe Lieblingsidee hatte er ſogar in einer Schrift ausgeführt und die Vermeſſenheit gehabt, ſie dem

Fürſten zu dedicieren. Dieſes mußte beſtraft werden: denn der Fürſt von Colchis war nach Anleitung der Theorie ſeines geweſenen Hofmeiſters und ſeiner Herren Räthe vollkommen überzeugt, daß nur der liebe Gott ſein Herr ſey, und daß er ſonſt mit den Geſetzen machen könne, was er wolle. Man ſagt, ſo überzeugt ſollen alle Regenten ſeyn, und wenn ſie auch nun und dann gut wären, ſo ſey dieſes blos eine Grille von ihnen.

Der Profeſſor, welcher dieſe legale Ketzerey gelehrt hatte, wurde abgeſezt, und ein Advokat aus Colchis, Huren-Anwald genannt, weil er die Proceſſe aller Huren weit und breit herum führte, erhielt deſſen Stelle. Dieſer ſprach ganz anders von den Rechten der Fürſten, und den Pflichten der Unterthanen und führte des Gießer Kanzler Kochs Jus Criminale als Lehrbuch zu Schilda ein.

Die Mediciner blieben am ungeſtöhrteſten: denn der Fürſt bekümmerte ſich um die Geſundheitspflege ſeiner Unterthanen blutwenig und fragte gar nichts darnach, ob habile Männer in der Heilkunde, Entbindungskunſt u. dgl. unterrichteten oder nicht. Daher laſen einige Profeſſoren der Medicin gar nicht, oder doch ſo unordentlich, daß bey ihnen nichts zu lernen war. Einige zogen ihrer Praxis nach, ſogar weit weg in fremde Länder, und verſäumten zu Hauſe Kranke und Studenten. Ihre Beſoldung ging indeſſen immer fort.

Einer der mediciniſchen Profeſſoren war ein großer Scharlatan, ſo ohngefähr wie ein Gewiſſer zu Helmſtädt. Er wußte alles, wollte die Natur überraſcht haben über ihrem Machwerk, und kurirte alle Kranken. Um lezteres bewerkſtelligen zu können, bediente er ſich des Kunſtgriffs, daß er einen zwar geſchickten Arzt, aber kreuzliederlichen Landſtreicher, der ehedem lange Zeit Penſionär zu Berlin auf der Schariteh geweſen war, als ſeinen Aſſiſtenten in Sold hielt. Dieſem gab Herr Lakrizius, ſo hieß der ſcharlataniſche Profeſſor, Koſt, Logis und Geld zu Brantwein und zu Mädchen. Wenn nun jemand den Rath und Beyſtand des Herrn Profeſſors verlangte, ſo mußte Signor Fuchs erſt hin und ihn ſondiren. Fand er die Krankheit gefährlich, ſo behandelte er den Kranken entweder allein, oder in Geſellſchaft eines andern Doktors, und gab vor, der Herr Profeſſor.

Lakrizius könne unmöglich ſelbſt kommen: er ſey verreiſet, habe dringende Geſchäfte, oder ſey ſelbſt krank u. ſ. w. War aber die Krankheit nicht gefährlich, und der Patient reich, dann machte er ſie ſehr wichtig, und gab vor, er getraue ſich nicht, ſie für ſich zu behandeln: Hr. Profeſſor Lakrizius müſſe ſelbſt kommen. Dieſer kam dann und kurirte, das heißt, er gab lauter unſchuldige Mittel, und der Kranke genaß glücklich. Nun hieß es in ganz Schilda, und in allen umliegenden Gegenden: „Ja, das iſt ein Mann, der Profeſſor Lakrizius! Da hat er wieder eine Kur gethan, die Hans heißt!“ — Hr. Lakrizius machte in ſolchen Fällen allemal fürchterlich große Laus Deo's, die ihm aber gern bezahlt wurden: denn wer bezahlt nicht gern den Arzt, von dem er glaubt vom Tode errettet worden zu ſeyn!

Dieſem Herrn Lakrizius fiel es auch ein, ein neues Syſtem in der Medicin aufzuführen. Aber da ſchon ſeine Vergänger ſo manches Syſtem gemacht hatten, die alle hernach als ungegründet befunden waren, ſo war es ihm ſchwer, ein neues aufzufinden. Endlich entſchloß er ſich, das Syſtem des Georg Stahl wieder aufzuwärmen, welches heutzutage ganz in Vergeſſenheit gekommen iſt. Indem er aber ſo das geiſtige Weſen der Seele, von welcher Stahl alle Veränderungen im Körper hergeleitet hat, betrachtete, da fiel ihm nach der Analogie der Begriffe ein ander geiſtiges Weſen im menſchlichen Körper, nämlich die Winde oder die Blähungen ein. Flugs komponirte er ein Syſtem danach, und gab die Winde als die Haupturſache der Krankheiten an, und ſchrieb ein äußerſt gelehrtes Werk unter dem Titel: Syſtema aegritudinum, quo omnia corporis humani pathemata e flatibus deducuntur. Auch manche Seelenkrankheit, als Herrſcher-Laune, gelehrte Windbeuteley, aſcetiſche Ideen-Jagd und dergleichen leitete er aus eben der Quelle. Er dedicirte die Schrift dem Collegium Medicum zu Colchis, und erhielt dafür eine Zulage und den Titel eines Hochfürſtlichen Geheimenraths und Leibarztes. Katharina, die Zweyte, ſchickte ihm gar ein Adelsdiplom und ein Geſchenk von 56 Dukaten.

Von dieſer Zeit an rannte alles dem Herrn Lakrizius zu, und vermehrte ſeine eigne Fatulenz ſehr begreiflich. Alle Kranken begehrten ſeine Hülfe, und alle Studenten von der mediciniſchen Innung hörten ſeine Collegien, und beteten ſein neues Syſtem blindlings nach. Man ſahe jezt Diſſertationen zu Schilda, die den Geruch des neuen Syſtems alle an ſich trugen. Bald fragte man: An crepitus ventris ſeu flatus, cum ſtrepitu prorumpens, in febre pituitoſa praeſtet flatui lanquido, germanice einem Schleicher? — Dann hieß es: Diſſertatio de odore crepituum ventris, morborum acutorum ſigno u. ſ. w. Weit und breit wurde die neue Theorie berühmt, und die Schildaer Recenſenten ermangelten nicht, ſie beſtens zu empfehlen. Ein Collega zu Erfurt überſezte ſie ſogar ins Deutſche.

Bey den Philoſophen betraf die Reform beſonders die Kantiſche Philoſophie, welche ſchlechterdings verboten wurde. In der Logik war Meier, in der Metaphyſik Baumgarten, im Naturrecht Daries, und in der Moralphiloſophie Cruſius die geſtempelten Lehrbücher. Als aber ein junger Profeſſor, der eben hingekommen war, es verſuchte, die kritiſche Philoſophie zu treiben, und zu dieſem Behufe Hufelands vortreffliches Werkchen über das Naturrecht, und Jakobs Logik und Metaphyſik ſeinen Zuhörern erklärte, wurde er mir nichts, dir nichts abgeſezt. Weil er aber doch auf Empfehlung der fürſtlichen Mätreſſe Profeſſor geworden war, und man ihn nicht ſo ganz verſtoſſen durfte, ſo machte man ihn zum Schoſſe-Einnehmer bey Schilda.

Die ſchönen Künſte, die Philologie, Geſchichte und Mathematik wurde in Schilda ſo wenig betrieben, daß eine Reform in dieſen Fächern durchaus überflüßig ſchien.

Eine einzige von den vielen Leſebibliothen zu Schilda verdiente den Namen eines Litteratur-Kabinets, welches freilich ein weit ſchiklicherer Name für ſolche Inſtitute ſeyn mögte, als Leſebibliothek: denn jede Bibliothek iſt doch wohl zum Leſen, die Kloſterbibliotheken und die der Fürſten und der Edelleute etwan ausgenommen. Der Vorſteher derſelben war ein einſichtiger Mann und hatte, wie Herr Bispink zu Halle, in ſeine Anſtalt blos gute Bücher aufgenommen. Aber als die Bibliothek von der Meynungskommiſſion nachgeſehen wurde, ſo fanden ſich viele verdächtige Bücher darin, nämlich Kants Werke alle; alles von Reinhold, Tieftrunk, Jakob, Schmalz, Hufeland, Hofbauer, Henke, Ammon, Venturini, Schmid, Heydenreich und ähnliche; auch die merkwürdigern politiſchen und hiſtoriſchen Schriften, welche denn alle den Herren ein Dorn im Auge waren. Sie fertigten alſo den Befehl aus, daß man fernerhin in Leſebibliotheken keine andern Bücher, als Romane, Ritter- und Geiſtergeſchichten nebſt Schauſpielen und dergleichen dulden ſollte. Der Bibliothekar, welcher ſich dieſem abgeſchmackten Befehl nicht unterwerfen wollte, nahm ſeine Sachen zuſammen, und zog von dannen.

Das Cenſur-Edikt, welches die neue Opinionskommiſſion herausgab, war von eben dem Schlage. Kein Buch ſollte gedruckt werden ohne Cenſur, und dieſe ſollte man fürs ganze Fürſtenthum blos zu Colchis bey dem Opinions-Tribunal, oder zu Schilda bey der Opinionskommiſſion einholen. Die Cenſoren waren dabey ſo ſtrenge, daß ſie gar nichts paſſiren lieſſen, was nur von weitem einigen Bezug auf politiſche, philoſophiſche oder theologiſche Ketzereyen hatte, allen Unſinn hingegen ließen ſie durch, und ſo verlegten die Buchhändler im Fürſtenthum **Colchis** weiter nichts mehr, als Geiſtergeſchichten, Romane, jämmerliche Ueberſetzungen alter Autoren, und was dieſer Kleyen mehr iſt.

Acht und vierzigſtes Kapitel.

Minchen und ein Ordensbruder.

Minchens Liebhaber hatte eine Reiſe nach **Wien** unternommen, um ſich in der Arzneykunde mehrere Kenntniß und Uebung eigen zu machen. In Wien hatte er den Prinz **Moritz** von **Colchis**, den Bruder des regierenden Fürſten, kennen lernen; und da der Prinz und ſein Faktotum, Herr **Müller**, einen ſoliden, geſchickten Mann an ihm entdeckten: ſo wurde er als Leibarzt angenommen, mit dem Verſprechen einer reichlichen Verſorgung, ſobald der Prinz zur Regierung kommen würde. Dieſes meynte man, könnte ſehr wahrſcheinlich bald geſchehen, indem der regierende Herr, wegen der Ausſchweifungen in ſeiner Jugend, ſichtbar an ſeiner Geſundheit täglich abnähme.

Der neue Leibarzt kehrte mit dem Prinzen nach dem Orte ſeiner Wohnung, und erbte das große Vermögen ſeines Onkels, welcher um dieſe Zeit geſtorben war. Jezt fiel es ihm auch ein, daß es Zeit ſey, ſich mit ſeinem Minchen zu verbinden, und er theilte ſeinen Entſchluß ſeinem Prinzen mit. Dieſer billigte ihn, und ſo ſchrieb er an Minchen, mit welcher er fleißig Briefe gewechſelt hatte, und bath ſie, ſein Glück nicht länger zu verſchieben. Minchen antwortete, wie er es gewünſcht hatte, und er ſchrieb ihr wieder, daß er nach Schilda kommen, und ſie abholen würde: er beſtimmte ſogar ſchon die Zeit ſeiner Ankunft, und Minchen beſorgte ihren Brautputz.

Da Minchen nun bald in die Arme ihres Geliebten gehen wollte, ſo machte ſie weiter kein Geheimniß draus, und jederman wünſchte ihr Glück: Einige aus Gewohnheit, Andere voll Neid, und nur Wenige aufrichtig.

Zu Schilda ſtudierte damals ein ſehr reicher, junger Graf, welcher gleich Anfangs in den Amiciſten-Orden gekommen, und nach Senior Philipp Stoſſers Abreiſe ſelbſt Senior geworden war. Dieſer junge Wüſtling hatte Minchen mehrmals geſehen, und ſehnte ſich nach einem nähern Umgang mit derſelben. Da er glaubte, ſie würde ſeyn, wie die übrigen Schönen in Schilda: ſo ſuchte er ihr auf die gewöhnliche Art beyzukommen, das heißt, er beſtach ihr Mädchen mit Geld, und ſchickte Minchen einen Liebesbrief, der alle Abgeſchmacktheiten enthielt, welche ſolche Briefe gewöhnlich enthalten.

Minchen erhielt den Brief, las ihn, bedachte ſich eine Weile und ſchrieb dem Grafen, wie folget:

„Sie irren ſich ſehr, mein Herr Graf, wenn Sie glauben, mich durch irgend etwas zu blenden, was Sie beſitzen. Ein bürgerliches, vernünftiges Mädchen findet nichts an einem Manne Ihres Standes, das ihr gefallen könnte: nur bürgerliche Närrinnen können den Umgang der Großen, und des Adels angenehm finden. Was in ſolchen Verbindungen die Natur auch gut anfängt, verdirbt am Ende die Kunſt der Convenienz. Sie hätten dieß wohl auch gewußt, wenn

Sie jemals ein kluges Mädchen gekannt hätten. Aber es ſcheint, eine ſolche iſt Ihnen noch nicht vorgekommen. Wenn Sie vernünftig ſind, ſo werden Sie ſelbſt einſehen, daß ich Recht habe; und ſind Sie ein ehrlicher Mann, wie ich hoffe, ſo werden Sie mich mit fernerer Zudringlichkeit verſchonen.“

Wilhelmine R.

Minchen gab das Billet ihrem Mädchen, um es dem Grafen zu überbringen, und ſah ſo freundlich dabey aus, daß das Mädchen ſchon dachte, es wäre alles richtig. Sie rennte ſpornſtreichs zum Grafen, und rief, als ſie in ſeine Stube trat:

„Gute Nachrichten, Herr Graf, es geht alles nach Wunſch!“

Graf: Wie ſo? Hat Minchen mein Billet geleſen?

Das Mädchen: Nicht allein geleſen, geantwortet hat ſie.

Graf: (haſtig) Gieb her, gieb! (reißt ihr den Brief aus der Hand) Da! (wirft ihr eine Hand voll Geld zu.)

Nun ſprang der Graf vor Entzücken einigemal wie ein Raſender im Zimmer herum, küßte den Brief, und machte ihn endlich auf. Aber auf einmal umwölkte ſich ſeine Stirn, und nachdem er fertig war, warf er ſich mit einem gräßlichen: „ſo wollt' ich, daß der Teufel alle Menſcher holte!" in ſeinen Großvaterſtuhl. Das Mädchen erſchrack, und wollte fort. Er hielt ſie aber zurück, und ließ ſich von ihr Minchens ganze Lebensart beſchreiben: er hoffte vielleicht etwas von einem andern Liebesverſtändniß herauszubringen, um ſich hernach an ſeinem etwanigen Nebenbuhler zu rächen. Aber er fand auch nicht die geringſte Spur in des Mädchens Erzählung, die zu dem Gedanken eines Verſtändniſſes hätte Anlaß geben können. Mit dem Verſprechen, ſein Intereſſe beſtens zu beſorgen, verließ das Mädchen den Grafen.

Als ſie nach Hauſe kam, war Minchen etwas düſter. Das Mädchen wollte vom Grafen reden, aber Minchen verbot ihr das ein für allemal, und ſchwur hoch und theuer, daß ſie ſie ſofort aus dem Dienſte jagen würde, wenn ſie ſich noch einmal mit dergleichen Commiſſionen abgäbe. Das Mädchen ſchwieg, und weinte.

Zwey Tage nach dieſem Vorfall erfuhr der Graf, daß Minchen Braut ſey, und nächſtens heurathen werde. Vor Eiferſucht hätte er aus der Haut fahren mögen; aber was wollte er machen! Ums Haus herum ſchleichen, Acht geben, wenn Minchen aus dem Fenſter ſähe, ihr auf der Promenade begegnen — war alles, was er thun konnte. Er war nur noch froh, daß kein Menſch außer Minchen und ihrem Mädchen von der ganzen Geſchichte etwas wußte. Indeſſen gab er ſein Projekt doch noch nicht ganz auf: er dachte, wie man im Sprichwort ſagt, ein Baum fällt nicht auf einen Hieb. Beharrlichkeit in Verfolgung ſeiner Abſicht, meynte er, ſey dem Frauenzimmer überhaupt willkommen.

Er ſuchte daher mit Minchens Mädchen mehrmals zu ſprechen, war aber nicht im Stande, ſie zu bewegen, daß ſie noch einen Brief von ihm angenommen, und ihrer Mamſell übergeben hätte. Sie fürchtete, weggejagt zu werden, und liebte ihre Gebieterin aufrichtig. Endlich erfuhr der Graf doch von dem Mädchen, daß Minchen nach Kappershauſen reiſen würde, um da einige Familien-Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und daß die Pferde zu dieſer Reiſe beym Pferdeverleiher Amar beſtellt wären. Ha, dachte er, da werde ich vielleicht meinen Plan ausführen können! — Er gab dem Mädchen wieder Geld, und ging ſeiner Wege.

Der Pferdeverleiher Amar, ſeines Handwerks ein Bürſtenbinder, war um ſo leichter zu einem kleinen Schurkenſtreich zu bewegen, da ihm das Geld über alles ging. In ganz Schilda waren ſeine Prellereyen bekannt, und ſeine Perücke war der Gegenſtand des allgemeinen Spottes: indeß machte er ſich daraus nichts, ließ ſich von den Studenten herunterhunzen, in Burſchiaden in holprichen Hexametern beſingen, und ſogar ſich und ſeine Muſen, wie man in Schilda die Pferde nannte, vor Taſchenbüchern und Almanachen in Kupfer ſtechen. Dieß alles rührte ihn nicht das mindeſte.

Der Graf ging zu dem Bürſtenbinder: höre Amar, ſagte er, ich hätte eine Bitte an Dich.

Amar: Wenn Geld dabey zu verdienen iſt, bin ich auf den Strümpfen: aber ohne Moſes und die Propheten keinen Schritt!

Graf: Narre, freilich iſt Geld dabey zu verdienen: Höre nur! Du ſollſt Mamſell Minchen Morgen nach Kappershauſen fahren, nicht wahr?

Amar: Ja wohl! und nun?

Graf: Dann kennſt Du meinen Kutſcher, und weißt, daß der Kerl ein geſchickter Kutſcher iſt, nicht ſo?

Amar: O, den kenn' ich längſt! Der Kerl iſt ein Spitzbube. Er hat ja ſonſt beym Paſtor Fläz zu Colchis gedient und dem immer die Menſcher zugeſchanzt.

Graf: Sprich nicht ſo deſpektirlich vom Herrn Oberkonſiſtorialrath Fläz: es könnte Dich gereuen. Aber das bey Seite! Wie wär's, wenn Du meinen Kutſcher die Mamſell Minchen fahren ließeſt? Ich ſpendire Dir zwey Louisd'ors.

Amar: Ja, und der führe mit der Mamſell in alle Welt, und meine Pferde wären zum Teufel!

Graf: Sey unbeſorgt: Ich ſtehe auf jeden Fall für Deinen Schaden.

Amar: Blos, Herr Graf, Ihr Kutſcher ſoll fahren; aber dieſen Abend muß er ſich noch bey mir vermiethen. Ich mag keine Verantwortung haben: denn ich merke ſchon, es ſoll ſo was von Burſchenſtück ausgeführt werden.

Doch, was ſchiert das mich! Das geht mich niſcht an!

Der Graf unterrichtete hierauf ſeinen Kutſcher, daß er in Amars Dienſten Morgen fahren, aller Orten ſtille halten, den Wagen in einem Dorfe einige Stunden von Kapershauſen zerbrechen laſſen, und ſo die Mamſell zwingen ſollte, in einem Gaſthofe zu übernachten. Da wollte der Herr Graf dann auch erſcheinen, und ſein Glück verſuchen, ſo gut es gehen würde.

Der Graf hatte nicht im Sinne, Minchen zu entführen: er wollte blos die Gelegenheit nützen, ſie in einer Dorfſchenke anzutreffen, und ihr hernach ſeinen Wagen und Pferde zur Fortſetzung ihrer Reiſe anzubieten. Dabey hoffte er, ſich bey ihr in Gunſt zu ſetzen, und ſo für ſeine Liebe zugleich mit zu ſorgen. Das war alles, was er wollte. Wie's ihm gelungen ſey, wird man bald ſehen.

Neun und vierzigſtes Kapitel.

Schrecken auf allen Seiten.

Der Graf hatte ſeinen Kutſcher einigemal den Tag vor der Abreiſe nöthig, aber der Kerl war nirgends anzutreffen. Endlich kam er; der Graf fragte, wo er geweſen wäre. Ganz unbefangen erwiederte er: in der Kneipe zum ſchwarzen Stier. Das fiel dem Grafen auf, da er ihn ſelbſt in jener Kneipe mehrmals geſucht hatte: er ſchwieg aber, ſchärfte ihm ſeinen Auftrag von neuem ein, und der Kutſcher trat in des Pferdeverleiher und Bürſtenbinder Amars Dienſte.

Früh um fünf Uhr fuhr Minchen in Begleitung ihres Mädchens unter der Leitung des abgefeimteſten Bubens, des gräflichen Kutſchers, in aller Unſchuld aus Schilda.

Der Graf ſezte ſich bald darauf auch in ſeinen Wagen, nahm einen nähern Weg, als Minchen und da er beſſere Pferde hatte als Amar, auch nirgends Halt machte: ſo war er bey Zeiten in der Schenke, wo er Minchen erwartete und indeß allerley Anſchläge zur Ausführung ſeines Plans in ſeinem Hirn herumwarf.

Es ward Nacht, und Minchen kam nicht; es ſchlug neun, zehn, eilf Uhr, und Minchen kam noch immer nicht. Das Eſſen, das der Graf mitgebracht, und die Wirthin zurecht gemacht hatte, verdarb, und der Graf wollte verzweifeln. Sollte ein Unglück geſchehen seyn? Sollte ſonſt jemand einen Anſchlag auf Minchen ausgeführt haben? Sollte dein Hannes an dir ein Schurke geworden ſeyn? — das waren die Fragen, die der Graf unaufhörlich aufwarf, wovon er aber keine beantworten konnte. Er wartete bis nach Mitternacht; aber endlich ward es ihm zu enge: er konnte nicht mehr bleiben vor lauter Sturm und Drang. Der Wirth mußte ihm ein Pferd ſatteln laſſen, worauf er allein ausritt, und beym Mondenſchein auf Straſſen, über Felder, Wieſen und durch Gehölze herumirrte. Er fand nichts: denn er wußte nicht, wo er ſuchen, und welchen Weg er verfolgen ſollte. Endlich mußte er wegen Entkräftung des Roſſes, das er ritt, in einer einzelnen Schenke Halt machen, Aber wie erſchrack er, als er Minchens Mädchen ganz allein in Thränen antraf! Nach vielem Hin- und Herfragen, nach vielen Klagen, Verwünſchungen und Seufzern von beyden Seiten, erzählte das Mädchen, wie folget:

„Meine gute Mamſell war mit dem Fuhrwerk gleich anfangs ſehr ſchlecht zufrieden: denn der Kutſcher verließ, nachdem wir kaum aus Schilda waren, die Straße nach Kappershauſen, und fuhr einen andern Weg, der näher seyn ſollte. Aber ob gleich der Wagen ſchnell genug fuhr, und wir nur einmal eingekehrt waren, ſahen wir doch als die Sonne untergehen wollte, Kappershauſen noch immer nicht. Meine Mamſell ward endlich unruhig, und ſagte zum Kutſcher, daß er ſich ſchlechterdings verirrt haben müßte: denn der Zeit nach müßten wir ſchon nahe an Kappershauſen ſeyn. Der Kerl fluchte wie ein Türke, daß er nun ſelbſt ſehe, er habe ſich verirrt, doch wir ſollten nur zufrieden ſeyn: hinter jenem Holze, welches er uns von Ferne zeigte, läge ja Kappershauſen, und in zwey Stunden wären wir da. Wir kamen ins Holz und meiner Mamſell ward es immer bänger. Als wir ohngefähr zwey Stunden im Holze gefahren waren: wurden wir auf einmal von einigen vermummten Kerls angegriffen, welche dem Kutſcher befahlen, ſtill zu halten. Dieſer gehorchte, ſprang vom Bock und half meine Mamſell aus dem Wagen reiſſen und troz ihrem Schreyen und Entgegenſtreben, in einen andern Wagen ſchleppen, der nicht weit davon hielt, und wie ein Bliz, ſo wie meine Mamſell drin war, dahin fuhr.

Aber wo bliebſt denn Du? fragte der Graf.

Mädchen: Mich lieſſen ſie im Wagenſitzen, worin ich bis dieſen Morgen wie ohnmächtig gelegen bin.

Graf: Wo iſt denn der Wagen?

Mädchen: Der ſteht hier in der Schenke. Dieſen Morgen um vier Uhr fanden mich einige Soldaten, die hieher gingen, und mich und den Wagen auch hieher brachten.

Ja, Herr, das iſt wahr, ſagte ein Soldat, der am Tiſche ſaß und Schnapps trank. Ich und mein Kamerad müſſen nach Colchis zum Exerziren. Heut machten wir uns bey Zeiten auf, und fanden da drüben im Walde, eine ſtarke Stunde von hier, einen Wagen mit Pferden beſpannt, aber keinen Kutſcher. Die Jungfer da ſaß drinnen: wir fragten ſie, und ſie ſagte uns das, was ſie Ihnen eben jezt erzählt hat. Wir fuhren alſo mit dem Wagen her, wo ihn der Beſitzer wieder holen kann.

Nun ſah der Graf ein, daß ſein Hannes ein Hollunke ſey, der ihn ſelbſt aufs ſchändlichſte hintergangen hatte. Bittere Reue empfand er über den Streich, den er hatte ſpielen wollen: denn obgleich ſeine Abſicht nicht geweſen war, Minchen Gewalt anzuthun, und ſein Streich folglich ſo für einen Genieſtreich ſonſt hätte paſſiren können, ſo war Minchen dadurch doch jezt unglücklich. Dieſes lag ihm ſchwer auf dem Herzen, und er beſchloß, den Räubern auf die Spur zu kommen, es koſte auch, was es wolle: ſeine Liebe hatte ſich in Mitleid verwandelt, und er wünſchte jezt nichts ernſtlicher, als Minchen ihrem Geliebten in die Arme liefern zu können. Er fragte, wie weit es nach dem Dorfe ſey, wo er ſeinen Wagen gelaſſen hatte, und man ſagte ihm, vier Stunden.

Da dieſes Dorf eben auf dem Wege lag, den die Soldaten nehmen mußten, ſo bath er die braven Leute, den Kutſcher zu machen, und die Jungfer in Minchens Wagen dahin zu fahren, und begleitete ſeine Bitte mit einem Geſchenke. Die Schnurrbärte waren willig; man fütterte die Pferde, und fuhr ab. Der Graf ritt neben dem Wagen her, in ſich gekehrt und oft laut ſeufzend.

Man kam in dem Dorfe an. In der Dorfſchenke ließ der Graf Amars Wagen und Pferde ſtehen, dankte ſeinen Wegweiſern, und fuhr mit dem ſeinigen, in Begleitung von Minchens Mädchen, nach Schilda wie geflogen. Das Mädchen begab ſich in das Haus des Profeſſor Fünfkäs, und ſezte durch ihre Erzählung von Minchens Schickſal alles in Schreck und Erſtaunen.

Der Profeſſor erholte ſich zuerſt, ward kaltblütig, und machte eine weitläufige Erklärung vom crimen raptus, wobey er beſonders L. 4. C. de raptu auseinander ſezte, Kreſſium ad C. C. C. citirte und Kochs Jus Criminale mit dem Quiſtorp verglich; auch im voraus dem Thäter ſeine Sentenz fällte, wenn ſonſt nicht rationes mitigantes einträten. Er vermuthete aber, daß vielmehr rationes exaſperandi obwalten mögten,

u. ſ. w. Weiter that aber auch Herr Fünfkäs zur Rettung ſeiner Kuſine nichts.

Der Graf ſchlich indeſſen ganz heimlich zum Pferdeverleiher Amar, und dieſer rückte ſeine Mütze gar ſeltſam aufs Ohr, als er die ſkandalöſe Geſchichte hörte. Mache nur, ſagte der Graf, daß du deine Pferde und deinen Wagen zurück bekommſt: hier haſt du Geld, die Koſten zu beſtreiten: übrigens ſchweig oder du verräthſt dich mit. — Der Bürſtenbinder fand dieſen Rath vernünftig, holte ſeinen Wagen ſelbſt, und ſchwieg, aber deſto weniger ſchwiegen die andern Bürger auf dem Keller, den Amar gewöhnlich beſuchte. Dieſe neckten ihn unaufhörlich mit der Bemerkung, daß in Amars Wagen und mit Amars Pferden eine Mamſell zum Teufel gefahren ſey.

Der Graf verkaufte ſeine Equipage, ſchloß ſeine Stube ab, nahm unter der Hand eine große Summe Gelds von einem Kaufmann auf, und ritt unter Begleitung ſeines treuen, alten Dieners, Franz, zum Thor hinaus auf Ebentheuer. Minchen ſollte durchaus aufgeſucht und gerettet werden, und ſollte ſie auch der leidige Satan in den Klauen haben! Minchen war ja zu gut, als daß ſo ein Gaſt ein Recht auf ihre Perſon hätte haben, und die Auslieferung abſchlagen können! — Der Graf ziehe in Frieden!

Minchens Geliebter, der Leibmedikus, kam einige Tage nach dieſem traurigen Vorfall nach Schilda, und gerieth beynahe in Wahnſinn, als er die Entführung erfuhr.

Ich will meine Leſer nicht aufhalten mit dem, was dieſer unglückliche Mann ſagte, wie er tobte, die Hände rang, ruh- und troſtlos hin und her lief, wie er ſich ſelbſt Leid anthun wollte, wie ihm der Profeſſor Fünfkäs rieth, actionem raptus anzuſtellen, indem es ihm als Bräutigam zukäme, nach L. 7. ff. de nuptiis für ſeine Braut zu agiren u. ſ. w. Alles dieſes und mehr noch will ich übergehen, und nur ganz kurz melden, daß auch der Herr Leibarzt ſich entſchloß, auszuziehen, um das Geheimniß der Bosheit zu ergründen und Minchen, es koſte, was es wolle, den Klauen ihrer Räuber zu entreißen. Die Folge wird alles ſchon aufklären: und ſo ziehe auch der Leibarzt in Frieden! Die Zeit wird es lehren, ob er oder der Graf ſich wird rühmen können, mit Recht zu ſagen: durch meine Bemerkung

Excuſſa eſt avidi dentibus agna lupi.

Funfzigſtes Kapitel.

Prinz Moritz erſcheint wieder bey Hofe.

Der Profeſſor Schmid, welcher den Prinzen Moritz gut kannte, wendete ſich, nach ſeiner Vertreibung aus Schilda, an denſelben, und erzählte ihm genau alles, was meine Leſer ſchon wiſſen. Der edle Fürſt zürnte ſehr über die elende Haushaltung in Colchis und über den pfäffiſchen Deſpotismus ſeines Bruders noch mehr.

Die Regierung zu Colchis, ſagte er, iſt ſchon längſt zum Geſpött geworden, und wenn man einen recht dummen Regenten beſchreiben will, ſo ſagt man: es ſey ein Kerl, wie der Fürſt zu Colchis. Pfui, der Menſch beſchimpft unſer ganzes Haus! Ha, wenn mein Großvater wieder kommen ſollte, wie würde der den Kopf ſchütteln! Aber was hilft dieß alles! Ich will ſelbſt nach Colchis, will mit meinem Bruder reden und zuſehen, ob ich ihn von ſo auffallender Thorheit, wie das Opinionsgericht iſt, zurück bringen kann.

Moritz reißte wirklich nebſt Profeſſor Müller nach Colchis, wo man ihn mit großer Solennität aufnahm und ſeinetwegen allerhand Luſtbarkeiten anſtellte. Anfänglich ließ er ſich das gefallen, wenn gleich ungern; bald aber ward es ihm zuwider, und er erklärte, daß er ſich fernerhin nicht mehr bey Hofe würde ſehen laſſen, wenn man die Luſtbarkeiten nicht einſtellte. Dieſe Erklärung fiel den Hofſchranzen, Räthen, Opinionsrichtern und dem andern Hofgeſindel auf: ſie vermutheten nicht ohne Grund, Prinz Moritz mögte nicht für die Langeweile gekommen ſeyn; und um ihren gnädigſten Herrn vor deſſen Anſchlägen zu ſichern, ſollte immer einer von den Meinungsrichtern um den Fürſten ſeyn, und ihn hindern, mit ſeinem Bruder allein zu ſprechen. Meiſter Fläz war, wegen ſeiner kraſſen Stupidität und Indelicateſſe, hiebey der geſchäftigſte: ſtäts umgab er den Fürſten, wenn Prinz Moritz da war, und mit ſeinem Bruder nur ein Wort unter vier Augen ſprechen wollte. Den Prinzen ärgerte dieß nicht wenig.

Endlich beſchwerte er ſich darüber, und ſeitdem gelang es ihm, ſeinen Bruder ſehr oft allein zu finden, und da redete er ihn einſt alſo an:

Moritz: Wißt Ihr wohl, Bruder, warum ich hieher gekommen bin?

Fürſt: Doch wohl, um das Vergnügen des Hofes zu genießen, das Ihr in eurer Klauſe vermiſſet?

Moritz: Da kennt Ihr mich ſchlecht, lieber Bruder: ich liebe Euch wirklich und würde Euch oft beſuchen, wenn Ihr nicht ſo einen abgeſchmackten, närriſchen Hof hättet.

Fürſt: Wie das, Bruder? Mein Hof wäre närriſch?

Moritz: Viel kluges ſehe ich hier wahrlich nicht! Abgeſchmackte Schranzen, kurzweilige Räthe, fade Schwätzer, aufgeblaſene Narren, ſchändliche Egoiſten, Zofen und Pietiſten machen Euren ganzen Hofſtaat aus; und, was das ärgſte iſt, Eure Perſon iſt immer von herrnhutheriſchen Frömmlern umgeben, worunter der Flätz der allernichtswürdigſte iſt.

Fürſt: Bruder, Bruder, Ihr ſprecht ſtark! Ich verſichre Euch, der Conſiſtorialrath und Opinionsrichter Flätz iſt ein habiler Mann.

Moritz: Ein Narr und ein Scheinheiliger iſt er, und weiter nichts! — Aber es iſt gut, daß Ihr von den Opinionsrichtern anfangt: darüber muß ich ein Wort mit Euch im Ernſte ſprechen. Die Einrichtung mit dieſem Gericht iſt nicht nur höchſt ungerecht, ſondern auch im höchſten Grade albern, und zeugt von der Kurzſichtigkeit ihrer Urheber eben ſo deutlich, als von deren Bosheit.

Fürſt: (ärgerlich) Aber wißt Ihr, Bruder, daß es ſo mein Wille war? —

Moritz: Den man Euch ablockte oder abzwang. O, ich weiß alles! Aber um des Himmels willen, Bruder, thut die Augen auf, und beſchaut die Dinge, wie ſie ſind! Ich ſtehe Euch dafür, daß Ihr finden werdet, daß Ihr ſchändlich betrogen ſeyd. Wollt Ihr einmal eine kleine Probe machen?

Der Fürſt war es zufrieden, ob er gleich ſelbſt noch nicht wußte, wo ſein Bruder mit der Probe hinaus wollte. Beyde Herren gingen des andern Tags frühe — es war gerade Sonntag — in einen nahen Park, wohin ſie zwey Pferde beſtellt hatten, und ritten ohne alle Begleitung nach einer Stadt, fünf Stunden von Colchis.

Beyde waren ganz einfach gekleidet. Als ſie ankamen, läutete man eben zur Kirche, und der Fürſt mußte ſeinem Bruder dahin folgen. Man ſang das Lied: „Der grimmige Tod mit ſeinem Pfeil,“ wobey entſetzlich geſchrieen wurde, da die Gemeinde es ſo recht con amore herplerrte. Sehr glühend war die Andacht der Menſchen, die aber alle ſehr ſtumpfe und verzerrte Geſichter hatten, bey der Strophe:

Im Grab verborgen, warten dein,
Viel Kröten, wie auch Schlangen:
Die werden dann dein Hausgeſind ſeyn,
Dich grüßen mit Verlangen.
Ihr Gaſterey
Wird dort ſeyn frey;
Keins darf die Zech bezahlen:
Sie kriechen nein,
Bis auf die Bein, u. ſ. w.

Moriz machte den Fürſten auf den abgeſchmackten Singſang aufmerkſam; dieſer ſah das ein und ſchüttelte den Kopf.

Nun trat der Prediger auf, und eine Todtenſtille herrſchte in der Kirche. Er verlas das Evangelium vom Jüngling zu Nain, und ſtellte vor: den Herrn Jeſum als den Ueberwinder des Todes und der Hölle. Im erſten Theile haudelte er vom Tode und von der Hölle überhaupt, und im zweyten von der Art, wie der Herr Jeſus durch ſeinen Kreuz-Tod beyde überwunden habe. Dabey ſalbaderte er über den Tod ſo abſcheulich, daß ihm der Fürſt ſelbſt, der doch ſonſt ans Salbadern ſehr gewöhnt war, nicht mehr zuhören konnte. Beyde verließen alſo dieſe Kirche, und gingen in eine andere. Unterwegs ſagte Moritz: leſet doch den Jean Paul, Bruder, und ihr werdet ſehen, was für Majeſtätsverbrecher an der Natur der Troß der Pfaffen iſt. — Der andere Prediger behandelte das Thema: daß der Chriſt nur einem orthodoxen Fürſten gehorchen müſſe. Der Fürſt, und ſein Bruder waren ganz Ohr, beyde aber in verſchiedener Rückſicht. Der Pfaffe bewies erſtlich, daß nur ein orthodoxer Fürſt, ein Fürſt, der die Kirche höre und ihr gehorche, ein rechtmäßiger Fürſt ſey, und leitete daraus die Folge, daß man nur einem ſolchen gehorchen müſſe: ungläubige, widerſpenſtige Fürſten ſeyen nicht von Gott. In der Anwendung kam er auf das Betragen des Chriſten gegen einen ketzeriſchen Fürſten, und lehrte ſeine Zuhörer, daß ſo einer ihres Gehorſams unwürdig ſey.

Seht Bruder, ſagte der Fürſt, was es doch eine herrliche Sache um die Rechtgläubigkeit iſt: die ſchüzt den Thron!

Moritz: Ihr wollt ſagen, lieber Bruder, daß ſchlechte, ſchwachköpfige Regenten eines unaufgeklärten Volks den dummen Beyſtand des Pfaffen-Aberglaubens nothwendig haben; und da habt Ihr in gewiſſer, aber äußerſt ſchändlicher Rückſicht Recht. Iſt aber das Volk nur einigermaßen hell, — und das wird es durch jede dumme, deſpotiſche Regierung, die immer räſonniren und raffiniren lehrt, mehr als alle Bücher: ſo lacht es über den Popanz: und der Herr Fürſt ſizt verflucht auf der Schwippe mit ſamt ſeinen Pfaffen und deren orthodoxem Unſinn.

Fürſt: Eben deswegen muß man das Volk nicht zu geſcheut werden laſſen.

Moritz: Alſo, wenn ich ſo fragen darf, rittet Ihr ein ausgemärteltes, undreſſirtes Pferd lieber, als ein muthiges, dreſſirtes? Alle einſichtige Fürſten, welche ſich, wie Friederich, der Zweyte, auf Schluß und Zügel verſtanden, dachten anders als Ihr. — Und was wollt Ihr mit einem Zügel, der heutzutage nicht mehr brauchbar iſt? Das Volk wird, wie ich vorher bemerkte, alle Tage klüger, und kein Fürſt iſt noch im Stande, dieſes zu verhindern. Seitdem unſre Nachbarn, die Franzoſen, eben durch die Barbarey ihrer Regierung aufgereizt, angefangen haben, der ganzen Welt Lektionen zu geben, iſt's aus mit dem Aufhalten der Aufklärung, und die Throne der Fürſten wanken um ſo mehr, da eben dieſe Lektionen von dem Satz ausgehen, daß man der Fürſten ganz und gar nicht mehr bedürfe, zumal ſolcher, die der Veredlung ihrer Unterthanen gewaltſam in den Weg treten wollen.

Fürſt: Ihr erſchreckt mich, Bruder!

Moritz: Das iſt eben mein Wille! Ich halte es für Pflicht, Euch die Gefahr zu zeigen, worin Ihr ſchwebt, und dieß vorzüglich durch die Anſtalten, die Euch pfäffiſche Queerköpfe eingeben, und wodurch Ihr alle Edlen im In- und Auslande gegen Euch aufbringet, Euch, wie Eure Regierung verächtlich macht, und dadurch der Gemeinſache aller Regenten ſchadet, zumal zu einer Zeit, wo ſogar Bauer und Soldat Euch mistrauiſch auf die Finger ſieht. Zutrauen, Zutrauen, Bruder, ehrlich und vernünftig erworben, dieß nur ſchüzt und macht beliebt. Alles Andere macht verhaßt, und erregt Unzufriedenheit und Klagen, wenn ſonſt nichts ärgeres.

Fürſt: Meine Unterthanen klagen gewiß nicht über mich.

Moritz: Meynt Ihr? — Kommt nur mit: ich werde Euch vom Gegentheil überführen.

Sie gingen mit einander in ein öffentliches Gaſthaus, wo ſich Einige mit der Zeitung beſchäftigten. „Da laſſen Sie ja einen Artikel aus, ſagte ein Reiſender zu dem Vorleſer.“

„Das iſt ein Artikel aus unſrer Reſidenz, antwortete dieſer; und die haben wir längſt ſatt.“

Moritz: Warum das, meine Herren, wenn ich bitten darf?

Vorleſer: Um Vergebung, mein Herr, mit wem ſprechen wir?

Moritz: Mit einem Reiſenden.

Vorleſer: Nun, ſo können Sie's wiſſen, warum wir die Artikel von Colchis nicht leſen. Einmal haben alle Zeitungen, die in Fürſten-Ländern herauskommen, wegen der Cenſur, die Präſumtion wider ſich, daß ſie alle und jede Wahrheit, die den Höfen nachtheilig und den Unterthanen günſtig iſt, entweder ganz verſchweigen, oder doch verſtellen, ſo daß weiß ſchwarz und ſchwarz weiß wird. Dann, was jezt uns betrifft, müßten wir ſelbſt alles Pflicht- und Ehrgefühl verloren haben, wenn wir ein Vergnügen daran finden könnten, zu leſen, daß man ſchlechte Leute lobt und befördert, und brave Männer vertreibt, oder herabſezt. Die Colchiſchen Artikel ſtrotzen vom Lobe des Fürſten und ſeiner Creaturen ganz abſcheulich.

Moritz: Ich dächte doch, Ihr Fürſt wäre ein guter Fürſt.

Vorleſer: Der? — Ein elender Schwachkopf iſt er, ein Pfaffen-Sklave, der nicht werth iſt —

Ein Anderer: Eifern Sie doch nicht zu arg! Ich weiß, daß Sie und Ihre Familie durch die Bosheit der fürſtlichen Buben in Armuth gerathen ſind, und das macht Ihr Urtheil über unſern Fürſten ſo bitter und ſo ätzend.

Moritz: Sollte denn Ihr Fürſt ſo was zugeben?

Der Andere: Freilich mag er — ſo ſchlecht das auch iſt — wenig oder nichts darum wiſſen, aber es iſt doch geſchehen. Dieſer Herr hier hatte einen Wald, welcher dem Präſidenten zu Colchis anſtand, da er an ſein Gut angränzte. Der Präſident wollte ihn kaufen, aber der Herr da dachte, er als Eigenthümer, hätte ein näheres Recht dazu, und ſchlug den Kauf aus. Darüber erzürnte der Präſident, ſuchte Händel, und warf ihm einen Proceß an, den der Fürſt hernach durch einen Machtſpruch entſchied; und dadurch wurde der Herr hier gänzlich ruinirt.

Vorleſer: Na, iſt denn nun mein Urtheil über unſern Fürſten noch zu bitter? Der Herr kann noch mehr erfahren. Kennen Sie den Grafen von Löffelheim zu Colchis?

Moritz: Vom Hörenſagen; weiter nicht.

Vorleſer: Nun, ſo will ich Ihnen ein Stückchen erzählen, das ſeinen Ruf bey Ihnen noch erhöhen ſoll. Hier lebte ein gewiſſer Hofrath Lenz als Privatmann, weil er ſich zu keinen Geſchäften ſchickte. Er war mittelmäßig begütert, und hatte eine ſehr ſchöne Tochter. Der junge Graf ſah das Mädchen, verliebte ſich in ſie, war aber ſchlau genug, ſeine Liebe zu verbergen. Er beſuchte einigemal den Hofrath, und dieſer war froh darüber, weil er dachte, ſich durch ſo einen vornehmen Herrn heben zu können. Endlich entdeckte der Graf dem Hofrath, daß Seine Durchlaucht, der Fürſt, das ſchöne Julchen geſehen hätten, und unſterblich in ſie verliebt wären. Der alte Thor hörte das mit Vergnügen, und half ſelbſt ſeine Tochter, als künftige Mätreſſe des Fürſten, an den Grafen verkuppeln. Was kann man nicht alles mit einem jungen unerfahrnen Mädchen vornehmen! Julchen wurde mit Pracht im fürſtlichen Staatswagen abgeholt, und der Alte wartete lange, aber umſonſt, daß man auch ihn, wenigſtens als Geheimerath, abholen würde. Endlich ward ihm bange: er ging alſo ſelbſt nach Colchis, und fragte den Grafen: wo Julchen wäre? — Sie ſind ein Geck, antwortete ihm dieſer, und ließ ihn ſtehen. Der Hofrath forſchte nach ſeiner Tochter weiter, aber kein Menſch konnte ihm Auskunft geben. Der Graf ließ den Vater gar nicht mehr vor ſich, und dieſer, da er ſeine Tochter ſelbſt verkuppelt hatte, traute ſich nicht zu klagen, aus Furcht vor Schimpf und Schande. Er ſchwieg daher ein ganzes halbes Jahr, und da erſt erſchien Julchen und ſah aus, wie jemand im Grabe. Sie war von dem ſchändlichen Grafen auf ein Landhaus geſchleppt und zur Schande gezwungen werden. Der Bube war noch veneriſch von der Univerſität her, und hatte dem Mädchen die häßliche Krankheit mitgetheilt. Als er ihrer endlich überdrüßig ward, ſchickte er ſie fort, wahrſcheinlich, um einer andern Platz zu machen. Julchen ſtarb bald nach ihrer Zurückkunft, und nicht lange, ſo folgte ihr ihr Vater aus Gram. Jedermann wußte um die Schandthat, und doch ernannte der Fürſt den Grafen zum Landjägermeiſter, und ertheilte ihm den Eulen=Orden pour le merite. Iſt das nicht erbaulich?

Prinz Moritz bemerkte, daß ſein Bruder, während dieſer Erzählung, hinausgegangen war. Er folgte ihm, und fand ihn im Garten des Gaſthofs ganz tiefſinnig herumſchleichen. Ihr habt wohl üble Laune, Bruder? redete er ihn an.

Fürſt: Gott weiß es, ſo iſt mir es noch nicht geweſen, ſeitdem ich Fürſt bin.

Moritz: Das glaub' ich gern: denn Ihr habt noch niemals die Wahrheit gehört, weil Ihr Fürſt ſeyd. Kommt nur mit: wir müſſen noch mehr erfahren.

Beyde Herren ritten ohne Begleitung nach einem Flecken, dann nach einem Bergwerk, und endlich auf eine Porcellanfabrik. Aller Orten, wenn ſie kamen, hörten ſie nichts als Klagen über die elende Juſtizverwaltung, über Bedrückungen, und über Betrügereyen. Oft wollte der Fürſt auffahren, aber ſein Bruder, der es bemerkte, verhinderte ihn, und ließ ſich verſprechen, daß er ſich ruhig verhalten wolle, damit die Herren am Hofe und bey den Gerichten nicht merken mögten, daß man ihnen auf der Spur ſey.

Gegen Abend traten ſie ihren Rückweg nach Colchis an, und ſahen da einen Faſanenjäger einen Bauer ganz fürchterlich durchprügeln, und hernach in eine nahe Schenke treten. Dieſem müſſen wir nach, ſagte Moritz, und der Fürſt war es zufrieden. Beyde folgten und ſtiegen an der Schenke ab. In der Stube ſahen ſie den Faſanenjäger, und Moritz ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Ich ſah Sie vorhin, ſagte er, einen Bauer durchprügeln: der Kerl ſchnitt gewaltig Capriolen.

Jäger: Ja, hole mich der Geier, Herr, wenn ich einem aufs Fell komme, ſchneidet er zuverſichtlich Capriolen, denn ich führe einen guten Stock.

Moritz: Das muß man ihm laſſen! Was hatte aber der Kerl verbrochen?

Jäger: Der Sackermenter hat die Faſanen aus ſeiner Gerſte gejagt. Der Hund meynt, die Gerſte wäre ſein; aber ich will's ihm ſchon weiſen! Wenn er oder ſonſt ſo eine Beſtie von verfluchtem Bauer nur einen Faſan verſcheucht, und ich werd's gewahr: ich breche ihm den Hals.

Moritz: Geht das denn ſo ungeſtraft hin?

Jäger: Man ſieht wohl, daß Sie nicht aus unſerm Lande ſind: nicht ſo?

Moritz: Ich bin aus dem Badiſchen.

Jäger: Dann geb' ich's zu, daß Sie ſo fragen! Der Markgraf von *Baden* meynt, der Bauer habe auch Rechte, ſo gut wie er, und deswegen iſt auch die Einrichtung in ſeinem Lande ſo dumm! Aber bey uns klingt das Lied anders! Da darf der Bauer nicht 'mal aufmukſen vielweniger klagen. Unſer Landjägermeiſter, wie das ganze Oberforſt-Amt, o, die wiſſen ſchon, wo Barthel Moſt holt, und beißen nicht an. Kurz, der Bauer weiß das ſchon, und iſt nur froh, daß man ihn nicht noch obendrein einſteckt.

Moritz: Wenn's aber der Fürſt erführe?

Jäger: (lacht aus vollem Halſe.) Der Fürſt? Der verſteht gerade ſo viel von Geſchäften, als da mein Tiras! Und ſollte er es auch verſtehen, ſo darf ja keine Seele zu ihm: immer ſteckt er im Schloß bey ſeinen Creaturen; und kommt er ja ans Tageslicht: ſo iſt ſchon dafür geſorgt, daß ſich ihm auf hundert Schritte Niemand nähern darf. Seine Unterthanen kennen ihn die wenigſten; und, wie geſagt, um die Regierung bekümmert er ſich gar nicht.

Bitte doch um Vergebung, fing ein luſtiger Geſelle an, der hinter dem Tiſche ſaß: ich weiß, daß dem Fürſten dann und wann Akten vorgelegt werden, freilich, um ihm einen Ekel vor allen Arbeiten beyzubringen. Ich komme eben von Colchis und habe da ein poſſirlich Stückchen gehört. Die Bürger zu Schilda hielten neulich einen Bal; um aber ungeſtöhrt zu bleiben, machten ſie unter ſich aus, daß weder Studenten, noch Eſelstreiber Antheil daran haben ſollten. Ein ſtolzer Eſelstreiber zu Schilda erfuhr dieſes, und hielt ſeine Ehre dadurch gekränkt. Es kam zur Klage und da erfuhren auch die Studenten, daß man ſie, ſo zu ſagen, mit dem Eſelstreiber in eine Klaſſe geſezt habe. Dieſe Sache wird ſchon ſeit einigen Wochen im fürſtlichen Cabinet betrieben, und der Fürſt ſelbſt iſt ſehr verlegen, ob er den Bürgern oder dem Eſelstreiber Recht geben ſoll. Um die Sache beizulegen, hat man zwar dem Eſelstreiber einen Titel geben und ihn fernerhin Triftmeiſter nennen wollen; aber dieſer Benennung hat der Oberjägermeiſter widerſprochen. Genug, der Fürſt arbeitet täglich eine halbe Stunde in dieſer Sache, mit drey Staatsräthen, welches er noch bey keiner andern gethan hat. Das heißt doch wohl Mücken fangen, und ſich um die Elephanten nicht bekümmern!

Der Fürſt glühte vor Zorn und ging. Moritz folgte. Stillſchweigend ſtiegen beyde zu Pferde und ritten vorwärts. Moritz brach endlich das Stillſchweigen, und fragte ſeinen Bruder: wie ihm die Erfahrungen gefielen, welche er heute gemacht hätte?

Fürſt: O, Bruder, wie unglücklich bin ich, daß mich die Vorſehung zum Regenten gemacht hat!

Moritz: Die Vorſehung iſt an Eurem Unglück ganz unſchuldig: ſie hat Euch auch nicht zum Fürſten gemacht.

Fürſt: Wie Ihr doch ſprechen mögt: Alles kömmt doch von Gott!

Moritz: Das iſt ſehr wahr! Ohne Gottes Willen und Einfluß kann in der Welt nichts geſchehen. Sonſt hieße das: es könne etwas geſchehen von Ohngefähr. Vorſehung und Ohngefähr ſind aber einander entgegengeſezt, und ein Drittes giebt es nicht! Doch wir wollen nicht philoſophiren. Nur muß ich Euch noch einmal ſagen: die Vorſehung macht eben ſo wenig Fürſten, als ſie Hauptleute der Räuberbanden und Anführer der Seeräuber macht. Die Vorſehung macht nur *Menſchen*, und dieſe machen *Könige, Fürſten, Pfaffen, Spitzbubenhauptleute* und dergleichen mehr, je nachdem es die *Convenienz*, die auch ein menſchliches Geſchöpf iſt, ſo mit ſich bringt. So ſeyd Ihr Fürſt geworden! Aber daß Ihr ein unglücklicher Fürſt ſeyd, iſt blos Eure Schuld, lieber Bruder.

Fürſt: Sagt vielmehr, die Schuld meiner Räthe und Staats-Bedienten.

Moritz: Gern wollte ich das ſagen; aber ich kann nicht. Warum habt Ihr ſolche Räthe! Ihr, nur Ihr ſeyd Schuld, daß man Euch haſſet und verachtet, und daß Eure Unterthanen im Elend ſchmachten. Aber Ihr könnt, wenn Ihr wollt, alles wieder gut machen.

Fürſt: (froh) O liebſter Moritz, wie ſoll ich das anfangen?

Moritz: Das zu erklären, dazu iſt jezt keine Zeit. Morgen will ich Euch die Mittel ſchon angeben, und wenn Ihr meinem Rath folgt: ſo wird man Euch dereinſt eben ſo rühmen, wie man jezt den Badiſchen Marggrafen und den Herzog von Gotha rühmt.

Die Herren ſchwiegen; denn beyde hatten viel zu überlegen. Endlich ward es Abend, und ſie kamen an das Südthor von Colchis. Hier wollen wir abſteigen, Bruder, ſagte Moritz: denn in dieſem Wirthshauſe habe ich jemanden beſtellt, der unſre Pferde beſorgen ſoll. Um unbemerkter zu bleiben, thun wir am beſten, wir gehen zu Fuße nach der Reſidenz.

Moritz führte ſeinen Bruder durch eine Allee, wo ſie zwey Emigrirte traulich mit einander ſprechen hörten. Sieh da Franzoſen, ſagte Moritz; habt Ihr auch von dieſem Ungeziefer in Eurem Lande?

Fürſt: O, Bruder, verſündigt Euch nicht an Unglücklichen! Ich halte das, daß ich die Emigranten aufgenommen habe, und für ihren Unterhalt täglich ſorge, für eine meiner ſchönſten Thaten.

Moritz: Kommt hieher, damit wir hören, wovon ſie ſprechen: ich merke, ſie reden von Euch.

Beyde ſezten ſich ſo, daß ſie alles hören konnten, ohne geſehen zu werden, und hörten folgendes Geſpräch, welches wir hier deutſch mittheilen, ob es gleich franzöſiſch geführt wurde.

„Aber Chevalier, daß der Prinz Moritz hier iſt, gefällt mir gar nicht: er ſoll ein Feind der Emigrirten ſeyn.

Chevalier: Laßt ihn ſeyn, cher Vicomte, was er will: Haben wir doch den Fürſten!

Vicomte: Aber der Prinz könnte den Fürſten wider uns einnehmen.

Chev: Den Fürſten, dieſes elende enfant gaté, beherrſchen ſeine Miniſter; und die ſind unſere Freunde.

Vic: Wenn ihm aber der Prinz die Augen öffnete! Die Miniſter ſind alle —

Chev: Schurken, wollt ihr ſagen; aber der Fürſt iſt ja ſo ein elender Wicht, ſo ein imbecille, ein tête ſans cerveau, daß es unmöglich iſt, ihn zu Verſtande zu bringen. Moritz mag es nur verſuchen: er wird ſehen, wie weit er mit ihm kommen wird. Die deutſchen Fürſten, Grafen und Edelleute ſind überhaupt meiſt alle —

Kommt, Bruder, ſagte Moritz; und beyde gingen im Finſtern durch den Schloßgarten zur Reſidenz. Als ſie ankamen, erſtaunte jeder über die ſeltſame Ankunft, machte Gloſſen über den ernſten Blick des Fürſten, und von da an ſtand der ganze Hof in Furcht und Zittern vor der Zukunft.

Ein und funfzigſtes Kapitel.

Es ſcheint, als wollt' es beſſer werden.

Den ganzen Tag über, als der Fürſt und der Prinz Moritz abweſend geweſen waren, war alles zu Colchis in der größten Unruhe. Man muthmaßte allerley; und jederman fürchtete ſich, weil jederman Urſache ſich zu fürchten hatte. Es wurden Bothſchafter ausgeſchickt, Nachſpur zu halten, aber keiner war ſo glücklich, den Weg einzuſchlagen, den die Herren genommen hatten. Abends, nachdem der Fürſt und ſein Bruder erſchienen waren, nahm der Herr Oberkämmerer ſich die allerunterthänigſte Freyheit, nach dem Wohlbefinden ſeiner Durchlaucht zu fragen. Er hat, erwiederte der Fürſt, nicht zu fragen, ſondern zu antworten. Das war dem Kammerherrn ein Donnerſchlag: ſo barſch hatte der Fürſt noch nicht geſprochen.

Nach der Tafel kam der Vorleſer mit der Frage: befehlen Ew. Durchlaucht, daß ich die gewöhnliche Recitation halten ſoll?

Fürſt: Was hat Er zu leſen?

Vorleſer: Göchhauſens Sultan Peter.

Fürſt: Weg mit dem Zeug! Das Buch iſt mir heute ſo beſchrieben worden, daß ich mir lieber aus dem Eulenſpiegel vorleſen laſſen will. Leſ' Er mir etwas aus dem neuen grauen Ungeheuer, oder aus den Annalen der leidenden Menſchheit: dieſe Bücher hat man mir empfohlen.

Vorleſer: Ihre Durchlaucht, die Bücher ſind hier nicht zu haben: man hat ſie verboten.

Fürſt: Morgen ſollen ſie hier ſeyn: verſteht Er mich? Jetzt gehe Er!

Den andern Tag, früh Morgens, kam der Staatsminiſter mit einem Pak Schriften.

Ew. Durchlaucht wollen geruhen! (giebt dem Fürſten eine Feder.)

Fürſt: Was ſoll's ſeyn?

Miniſter: Hier ſind einige Papiere zu unterzeichnen.

Fürſt: Geben Sie her: ich will ſie erſt durchleſen, ehe ich unterſchreibe.

Miniſter: Es iſt für Ew. Durchlaucht wohl leicht zu weitläufig.

Fürſt: Und ich will forthin nichts unterſchreiben, was ich nicht geleſen habe. (lieſt.) Nach einiger Pauſe: So? wer will denn die Salz-Acciſe erhöhen? Will ichs, oder wollens meine Herren Räthe?

Miniſter: Das von dieſer Erhöhung einkommende Geld ſollte eigentlich den ausgewanderten franzöſiſchen Adelichen zu ſtatten kommen —

Fürſt: A propos der Franzoſen! Sie ſollen alle, keinen Einzigen ausgenommen, der ſich nicht honnet aufführt und ſelbſt ernährt, innerhalb 48 Stunden meine Reſidenz, und innerhalb 14 Tagen mein Land räumen. Geben Sie den Befehl dazu, und das noch heute. Und ſo iſt die Erhöhung der Salz-Acciſe hiemit kaſſirt! — Was iſt denn das? (lieſt) „Ein Verhafts-Befehl für einen Fremden.“ Wer iſt der Fremde?

Miniſter: Ein gefährlicher Menſch, der Aufruhr zu ſtiften ſucht. Er tadelte vorgeſtern unſ're ganze Verfaſſung.

Fürſt: Ich will ihn ſprechen. Wo logirt er?

Miniſter: Er hat zu Dauſpann im Hirſch logirt, aber um der Sicherheit willen, iſt er arretirt worden.

Fürſt: So laſſe man ihn alſofort los: ich will ihn ſprechen.

Miniſter: Er iſt ſchon nach Kettenſchloß auf die Feſtung gebracht worden.

Fürſt: So? Und erſt heute fodern Sie meine Unterſchrift zu einem Verhafts-Befehl gegen ihn? Allerliebſt! Ich ſehe nun ein, was mir mein Bruder geſagt hat, daß unter denen, die mich bedienen, der Ehrlichen nicht viele ſind. Aber wartet nur! Ich werde unterſuchen und wehe jedem, den ich falſch finde, ohne Ausnahme.

Der Fürſt verließ das Zimmer, und der erſchrockene Miniſter nahm ſeine Papiere zuſammen, und ſchlich von dannen.

Der Fürſt begab ſich zu ſeinem Bruder, und erzählte ihm den Vorgang mit dem Miniſter. Ihr ſollt ſchon noch mehr erfahren, liebſter Bruder, erwiederte dieſer, wenn Ihr Eure Augen nur recht brauchen wollt. Aber geht ja behutſam zu Werke, ſtellt Euch ja wieder freundlich, wie zuvor, und thut gar, als wenn Ihr nichts merktet oder gemerkt hättet: ſonſt iſt die verfluchte Klicke im Stande, das Aeußerſte zu wagen. Pfaffen und ſchurkiſche Miniſter ſcheuen keine Schandthat; und Euer Leben kommt in Gefahr, wenn Ihr nicht behutſam ſeyd. Eure Pfaffen ſind zwar keine Jeſuiten, die den Grundſatz gehabt haben, daß man einen ketzeriſchen Fürſten, das heißt, einen ſolchen, der kein Pfaffen-Sklave iſt, hinrichten könne mit gutem Gewiſſen; aber es ſind immer Pfaffen, und als ſolchen darf man ihnen nie trauen. Ich wollte, Ihr behieltet meinen Freund Müller als erſten Rathgeber bey Euch. Dieſer Mann könnte Euch viel nützen; und wenn Ihr ihm in Allem folgen wolltet: ſo würde alles wieder gut gehen. Er iſt hier in der Nähe, einen alten Freund zu beſuchen. Ich kann ihn Euch empfehlen, und ſtehe für ſeine Einſicht und Treue.

Der Fürſt verließ ſich auf die Empfehlung ſeines Bruders, und nahm den Antrag mit Müllern freudig an. Er erſtaunte nachher nicht wenig, als er hörte, daß man ſeine Gewalt misbraucht und den braven Mann ſeiner Lehrſtelle zu Schilda entſezt hätte, ohne daß er das mindeſte davon wußte. Aber wer beſchreibt das Erſtaunen, das ihn und ſeinen Bruder ergriff, als ſie, während ihrer Unterredung über ihn, die Nachricht erhielten, daß der eingezogene Fremde eben der brave Müller war!

Müller, wie man ihn kannte, tadelte freymüthig alles, was er zu tadeln vorfand. Dieß wußten die Höflinge zu Colchis. Müller war der Vertraute von Prinz Moritzen. Moritz, wie man merkte, fand, wider alles Erwarten, allen Eingang bey ſeinem Bruder. Müller war alſo, durch Moritzens Vermittelung, für alle Höflinge gefährlich, und mußte, wenn ſie conſequent verfahren wollten, entfernt und unſchädlich gemacht werden. Um dieß zu bewerkſtelligen, ließ man ihn behorchen: und ſo war es natürlich, daß dieſer freymüthige Mann bald in die Schlinge fiel, und dieß unter dem Namen eines Fremden. Unter dieſem Namen, und bey der allgemeinen Furcht vor der Allgewalt der Herren, die jeden Denuntianten, ſelbſt den ehrlichſten, zurückſchreckte, hätte er vielleicht Zeit Lebens ſitzen müſſen, oder unter einem ihm willkührlich Zugelegten, wenn Prinz Moritz den alten Hofgang nicht merklich geſtöhrt hätte; und dann hätte man, um auch dieſen Prinzen einer fernern Nachforſchung zu überheben, Müllers Kleider irgendwo am Ufer des reißenden Strohms bey Colchis hingelegt: und Müller wäre als ein ertrunkner Cadaver zur allgemeinen Vergeſſenheit verſchollen.

Aber eben dieſe neue, tollkühne Verletzung der öffentlichen Sicherheit diente dem Prinzen Moritz zum Gelegenheitsmittel, ſeinem Bruder die deſpotiſche Regierung ſeiner Hofbedienten noch greller darzuſtellen, und ihm von daher zu zeigen, wie nöthig es ſey, dieſe zu nachſichtig genährte Brut ganz glimpflich, ja, ſogar ſcheinbar freundlich zu behandeln, bis eine Unterſuchung unter der Hand den Zeitpunkt zur Reife bringe, wo die Gerechtigkeit es erfodere, ſie zu ſtürzen und dadurch ſie, zur Genugthuung des Publikums, der öffentlichen Verachtung preiszugeben.

Der Fürſt ſah das alle ein, und folgte Moritzens Rath ſo täuſchend, daß die mächtigern Hofherren, welche bey der erſten Mine ihres Herrn ein plötzliches Donnerwetter vermuthet hatten, allmälig wieder glaubten: ſie würden, wenn Prinz Moritz nur erſt nicht mehr ſtöhrte, doch wieder alles machen können, was ſie für gut fänden, ohne von irgend jemanden einen Verweis oder etwas ähnliches zu befürchten. Der Fürſt ſtellte ſich ſogar wieder wie vertraut gegen den Staatsminiſter und den Konſiſtorialrath Flätz, und ſchien mehr zu bitten als zu befehlen, daß man den eingezogenen Fremden wieder auf freyen Fuß ſtellen wolle.

Dieſe unerwartete Behandlung ließ die Herren wieder alles Gute erwarten, und ſie ſchmeichelten ſich ohnehin, höfiſche Klugheit genug zu beſitzen, den Eingezogenen durch Schmeicheley und Verheißungen ſchon ſo für ſich zu ſtimmen, daß ſie vor ihm, wenn ihn der Fürſt auch noch ſprechen ſollte, ganz ſicher ſeyn dürften. Sie trafen alſo ihre Maaßregeln, und als ſie ihren Plan in der beſten Ordnung zu haben wähnten, wurde ein prächtiger Wagen abgeſchickt, Müllern vom Kettenſchloß zurück zu holen, nachdem er ſchon einige Tage in einem finſtern Kerker, nebſt einigen andern Staatsgefangenen, geſeſſen war. An dem erſten Wirthshauſe, wo der Kutſcher anhielt, reichte ihm ein ganz unbekannter Mann einen Zettel in die Kutſche. Er öffnete ihn und las folgendes:

„Sie ſind ein kluger Mann, lieber Müller! Spielen Sie den Fuchs gegen die Pfaffen, Miniſter und Schranzen zu Colchis; aber ſeyen Sie auch aufrichtig mit dem Fürſten ſelbſt. Es iſt was Großes im Werke, und eben Sie ſollen es helfen ausführen. Mündlich das Nähere.“

Moritz.

Müller ſtuzte; aber er kannte das vortreffliche Herz und den hellen Kopf des Prinzen: der konnte zu nichts Böſem rathen; alſo beſchloß er, ihm zu folgen.

Gegen vier Uhr Nachmittags erreichte Müller ein prächtiges Landhaus, welches dem Miniſter zugehörte; und der Kutſcher hielt davor ſtill. Der Miniſter kam an den Kutſchenſchlag, und bath Müllern in den höflichſten Ausdrücken, auszuſteigen, und Müller erwiederte Höflichkeit mit Höflichkeit, ſo ſehr er ſonſt den Miniſter verachtete, und ſtieg aus. Der Miniſter nahm ihn freundlich bey der Hand, und führte ihn in ein herrliches Zimmer, wo eine kleine, aber ausgeſuchte Collation auf ſie wartete.

Der Miniſter bath Müllern, zuzulangen, und dieſer that es mit einer Unbefangenheit, die dem Herrn ſelbſt auffiel. Nach mehrern ganz gleichgültigen Geſprächen fing endlich der Miniſter alſo an:

„Mein lieber Herr Profeſſor, ich ſehe, daß Sie nicht nur ein Gelehrter, ſondern auch ein Hofmann ſind, der ſich über etwas hinweg ſetzen kann: Sie ſcheinen ſchon ganz vergeſſen zu haben, wo Sie geweſen ſind.“

Müller: Das wohl nicht; aber ich weiß, daß ich Unrecht haben würde, wenn ich mit Ew.

Excellenz davon reden und Ihnen vielleicht etwas Unangenehmes darüber ſagen wollte.

Miniſter: Laiſſons donc ça, mon cher ami! Sie ſind ein Gelehrter: wiſſen Sie nicht jene Anekdote von König **Philipp** von Macedonien, Alexanders Vater?

Müller: Von dieſem großen Könige weiß man mehrere Anekdoten; welche meynen Ew. Excellenz?

Miniſter: Je nun: **Philipp** hörte einſt, daß jemand ſehr nachtheilig von ihm geſprochen hatte. Er wünſchte aber, daß dieſer Mann beſſer von ihm denken und ſprechen mögte. Er erzeigte ihm daher Wohlthaten, brachte ihn zu Ehren, und fand in der Folge keinen größern Lobredner als an dieſem.

Müller: Warum fallen Ew. Excellenz gerade auf dieſe Anekdote?

Miniſter: Sie ſollens gleich erfahren. Sehen Sie, vor einigen Tagen hinterbrachte man uns, daß zu **Danſpan**, im Hirſch, ein Fremder nachtheilig von unſerer Verfaſſung geſprochen habe. Dieß hätte die Einwohner, die, wie alle Colchianer, mit unſerer Regierung äußerſt zufrieden ſind, verleiten können, den Fremden arg zu mishandeln. Die Sorge für die perſönliche Sicherheit eines Jeden, ſo fremd er auch ſeyn mag, machte es uns daher zur Pflicht, den angegebnen Fremden aller Mishandlungen zu entziehen, und ihn zur Beſänftigung aller Dauſpaner in ein Gefängniß einzuſperren, wenn gleich nur zum Schein. Die Sorge für die Ehre unſeres braven Fürſten foderte das Nämliche. Daß aber Sie, lieber Freund, der denunciirte Fremde waren, erfuhren wir erſt Geſtern; und darum ſind Sie, durch unſere Vermittelung, ſchon heute wieder frey. Sie ſehen alſo, daß bey der ganzen Sache nur Klugheit und Pflicht, wie Unkunde der Perſon, und nicht, wie ich heilig verſichere, die mindeſte perſönliche Animoſität obgewaltet hat. Sie, als ein Mann von ſo großer Einſicht, ſehen dieß gewiß ſelbſt zur Genüge ein — (Müller verbeugte ſich tief) — und werden daher unſer Benehmen gegen Sie, als eine Folge von unſerer Sorge für Ihre Sicherheit, wie von der Achtung, die jeder treue Staatsdiener ſeinem Fürſten ſchuldig iſt, nicht nur zu entſchuldigen, ſondern auch unpartheyiſch zu würdigen wiſſen.

Müller: Auf Ehre, das werde ich!

Miniſter: Und ſo hätten unſer Fürſt und ſeine treuen Diener eben das an Ihnen, was **Philipp** an jenem hatte. Doch, damit ich das Wichtigſte nicht vergeſſe: unſer Fürſt wünſcht Sie zu ſprechen, und, wie ich nicht unwahrſcheinlich vermuthe, zu Ihrem größten Beſten. Sie können noch ein groſſer Mann werden.

Müller: Auch troz der geſchehenen Denunntiation?

Miniſter: Troz dieſer! Sie müſſen dem Fürſten nur geradehin ableugnen, daß Sie nachtheilige Reden geführt haben. Sie ſind verleumdet worden, ſagen Sie nur: denn eben das habe ich dem Fürſten auch ſchon geſagt, und Seine Durchlaucht haben es auch geglaubt. Dann rühmen Sie ihm alles Gute von ſeiner Regierung, theils, weil groſſe Herren das gern hören, theils auch, daß Sie den ganzen Hof dadurch für Sich gewinnen. Endlich biethen Sie ihm Ihre Dienſte an; und ich werde ſchon dafür ſorgen, daß Ihre Einſicht nicht unbenuzt bleiben ſoll. Wollen Sie?

Müller: Herzlich gern! Jeder ſorgt ſo gut für ſich, als er kann: warum ich nicht auch! Ich war bisher Hofmeiſter bey den Söhnen des

Prinzen Moritz; lieber aber diente ich in einem anſehnlichern Poſten einem großen regierenden Fürſten.

Miniſter: Daran ſoll es Ihnen nicht fehlen; nur Klugheit, Herr, Klugheit iſt die Hauptſache!

Müller: Ich werde mich ſchon zu benehmen wiſſen: denn unter uns geſagt, mein Symbolum iſt: mundus vult decipi, ergo —

Miniſter: Bravo! (umarmt ihn.) Sie ſind unſer Mann! Nun kommen Sie!

Beyde fuhren nach der Stadt, und **Müller** mußte beym Miniſter abſteigen und übernachten. Früh ging dieſer zum Fürſten, und meldete **Müllers** Ankunft. Der Fürſt bath, ihn vorzuführen, und der Miniſter begleitete ihn bis zum Vorzimmer, gab ihm noch einige feine Lehren aus **Machiavells** Syſtem, traf dann zurück, und war froh, wie der Schwärmer in ſeinem Himmel.

Der Fürſt empfing **Müllern** ſehr herablaſſend, ließ ihn niederſitzen, und fragte mehr lächelnd als ernſtlich: ob er nachtheilig von ſeiner Regierung geſprochen habe?

Müller: Ja Ew. Durchlaucht! Die Liebe zur Menſchheit, die in Ihren Staaten ſo ſchändlich gedrückt wird, und der Haß gegen Miniſter- und Pfaffendeſpotismus, der hier ſo unmenſchlich herrſcht, riß mich hin, und ich ward bitter und ſarkaſtiſch.

Fürſt: Aber ſelbſt mein Miniſter hat mich verſichert, Sie ſeyen unſchuldig, und man habe Sie blos verleumdet?

Müller erzählte dem Fürſten, was der Miniſter ihm vorgemahlt und gerathen habe; auch, wie er ſelbſt ſich dabey benommen, und zeigte ihm, um ſich darüber zu rechtfertigen, das Billet des Prinzen Moritz. Dann beſchrieb er das unmenſchliche Gefängniß, worin er gelegen war, und die Art, wie man ihn aufgehoben und ihn und die andern Gefangnen behandelt habe. Einer unter dieſen, ſagte er, daurt mich vorzüglich. Ew. Durchlaucht haben in Ihrem Lande keinen einſichtigern, wärmern Anhänger, als eben ihn; aber auch dieß ward ſein Unglück. Er und noch drey Andere, die alle nur Gerechtigkeit wollten für Volk und Fürſten, ſahen lange, daß der Viceregent im Fürſtenthum Sien den unbeſchränkten Herrſcher machte, ſeine Creaturen den Magiſträten aufdrang, mit dieſen einverſtanden, allerley unternahm, was Unzufriedenheit und Unruhe hervorbrachte; und wenn am Hofe Ew. Durchlaucht Klagen darüber einlieſen, dieſe durch den Einfluß der viceregentiſchen Colludenten glimpflich gedeutet wurden, ſo daß Er immer Recht, und die beeinträchtigten Unterthanen Unrecht haben mußten. Dieß ging jedem ehrlichen Manne nahe, vorzüglich den erwähnten, und ſie beſchloſſen, Belege aufzuſuchen, die den viceregentiſchen Deſpotismus, nebſt deſſen Eingriffen in das Recht Ew. Durchlaucht und deren Unterthanen augenſcheinlich zeigen ſollten. Sie fanden ſie bey dem Verkauf der Jeſuiten-Güter und vorzüglich bey den Lieferungen an die Armee. Froh über ihren Fund, ſprachen ſie über ihn etwas laut; der Viceregent erfuhr dieß durch ſeine Späher; die Colludenten bey Hofe erhielten von ihm Nachricht über die Gefahr, worin ſie ſchwebten, wofern man den Uebelgeſinnten nicht zuvorkäme; und man zog ſie militäriſch ein unter dem Vorgeben von Landesverrätherey, ſchleppte den einen hiehin, den andern dorthin, ließ ſie vergebens um geſetzliche Unterſuchung nach dem ſtrengſten Rechte jammern, verboth ihnen Feder, Dinte und Bücher, ließ anfänglich Keinen zu ihnen, ließ Weib und Kinder fruchtlos nach ihnen ſchmachten, ja, in öffentlichen Zeitungen brandmarkte man ſie als Majeſtätsverbrecher: und doch betheurte der, mit dem ich auf Kettenſchloß geſeſſen bin, daß er und ſeine Freunde unſchuldig wären, ſo daß ſie ihren Kopf dem Blutgerüſte übergeben wollten, wenn ſie dieß nicht augenſcheinlich bewieſen, ſobald man ihnen nur die Gerechtigkeit widerfahren ließe, ihre Sache unpartheyiſch zu unterſuchen.

O Gott, rief der Fürſt, wie ſchändlich geht man mit mir und meinen Unterthanen um! Von alle dem weiß ich nichts. O über meine Blindheit! Dank dir, Bruder, daß du mir die Augen öffneteſt! — Sie ſehen, lieber Müller, wie viel mir zu verbeſſern aufliegt: bleiben Sie bey mir, und werden Sie mein Freund und Rathgeber. Eine Stube iſt ſchon für Sie eingerichtet. Aber ſchweigen Sie von allem, was wir in Zukunft verabreden, und ſtellen Sie ſich gegen die andern nur ſo, wie es unſer Geheimniß erheiſcht: denn es iſt ſo weit gekommen, daß ich, der Regent des Landes, geheimnißvoll zu Werke gehen muß, wenn ich Gutes wirken will.

Müller verſprach den pünktlichſten Gehorſam, empfahl ſich, bezog ſein Zimmer auf dem Schloß, und ſpeißte täglich an der fürſtlichen Tafel. Alle Schranzen und alle Zofen neigten ſich furchtſam-tief vor ihm; und die Herren Räthe und Miniſter und Generale und Kammerherren buhlten um ſeine Freundſchaft oft ſehr poſſierlich.

Zwey und funfzigſtes Kapitel.

Anſtalt zum Gegenminiren.

Müller, um ſeine Leute gehörig kennen zu lernen, beſuchte öfters den Miniſter, den Conſiſtorialpräſidenten, die Opinions-Richter, den Oberbücher-Cenſor und viele andre von den Herren zu Colchis, und dieſe erſtatteten ihm Gegenbeſuche. Alles ſchmeichelte ihm, weil ſie ſahen, daß der Fürſt ihm gewogen war, ob er gleich keinen andern Karakter hatte, als den eines Geſellſchafters des Fürſten. Der Fürſt, von Moritzen berathen, fand für gut, anfänglich wenig Veränderungen vorzunehmen, ſo daß er nicht einmal ſeinen Vorleſer fortſchickte, ihm aber doch nur ſehr ſelten geſtattete, etwas vorzuleſen.

Zu Colchis ſah man Müllern als einen neuen Günſtling des Fürſten an, den man, wie ſie ſagten, warm halten müßte. Als aber die Nachricht von Müllers Glück zu Schilda bekannt wurde, erſchracken alle ſeine Feinde, vorzüglich der Kanzler. In der Angſt packte er drey Dutzend Louisd'ors zuſammen, und ſchickte ſie mit folgendem Schreiben an Müllern.

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädigſter Herr Geſellſchafter,

Habe nebſt allerunterthänigſtem Compliment von meiner Gemalin, die Gnade, Ew. Hochwohlgebornen zu Dero neuem Amte zu gratuliren. Gott erhalte Sie lange geſund und friſch! Was mich betrifft, ſo bin ich noch recht wohl, beſonders wenn ich tagtäglich auf die Jagd gehe. Da Sie jezt ſo hoch am Brette ſtehn, ſo werden Sie es nicht mehr bedauren, die lumpige Profeſſur allhier verloren zu haben. Alſo werden Sie auch weiter keinen Groll auf mich haben: denn wären Sie hier geblieben, ſo wären

Sie ja jezt nicht das fac-totum Seiner Durchlaucht! Hiebey folgen einige Geld-Amſeln zu Hochdero beliebigem Gebrauch. Sollen noch mehr folgen, wenn Ew. Gnaden mich mit Dero hohem Patrocinio beehren wollen. Gott zu Gruß und ich verharre

Meines gnädigen Herrn Geſellſchafters
Schilda. unterthänigſter
v. Ekelsbach,
Univerſ. Schildanae p. t. Cancell.

Müller lachte herzlich über den Einfaltspinſel von Kanzler, zeigte den Brief dem Fürſten, der den Kopf gewaltig ſchüttelte, und legte ihn alsdann mit dem Gelde in ſeinen Pult, um dereinſt davon Gebrauch zu machen.

Einige meiner Leſer nehmen es vielleicht übel, daß ich Müllern eine zweydeutige Rolle ſpielen laſſe. Ein ſolcher Mann, meynen ſie vielleicht, müſſe offen handeln, und nicht durch Täuſchen und Schleichwege zu erhalten ſuchen, was er überhaupt zu erhalten nicht nöthig hatte. Er ſollte geradezu gegangen ſeyn; und hätte er dann nichts ausgerichtet, je nun, ſo war die Schuld nicht auf ihn zu ſchieben: er zog mit

Ehren ab, und zuckte die Achſeln. — Das iſt alles gut, lieben Leſer! Aber der Verfaſſer geſteht, daß er in einigen Fällen es für erlaubt halte, gegen heimtückiſche Buben ſich auch zu verſtellen, um ſie mit Liſt in die Falle zu locken, zumal, wenn ihnen nicht ſonſt füglich beyzukommen iſt. Der Verfolg dieſer Geſchichte im folgenden lezten Theil ſoll die Leſer ſchon wieder mit dem Autor ausſöhnen, der nun zu erzählen fortfährt.

Der Sekretär Schneller war in gewiſſen Geſchäften der Schildaer Univerſität nach Colchis gekommen; und da er im Hauſe des Miniſters logirte, hatte ihm dieſer alles mitgetheilt, was ich meinen Leſern auch ſchon erzählt habe. Schneller ſchüttelte den Kopf, und ſchwieg. Abends war großes Souper beym Miniſter, und als dieſes zu Ende war, ſahen ſich der Miniſter, Schneller, Fläz und noch einige Herren der ſaubern Obſkuranten-Klicke allein. Die Gläſer gingen wacker herum, und Schneller ſing folgende Rede an.

„Wahrlich, meine Herren, ich kann mich nicht genug über Ihre Ruhe wundern, oder beſſer zu ſagen, über Ihren Schlummer, da die größte Gefahr über Ihrem Haupte emporſchwebt. Gott ſey Dank, ich habe mein Schäfchen im Trocknen: mir kann man wenig oder nichts zur Laſt legen, und mein Amt iſt alles, was ich verlieren kann. Aber wie ſieht es mit Ihnen aus, meine Herren, wenn der Fürſt recht erwacht, und Ihre Herrlichkeit zu Boden wirft? Sie haben keine Stütze, als den Fürſten. Jederman haſſet Sie: verlieren Sie Ihre einzige Stütze, wehe Ihnen! Müller iſt bey dem Regenten: dieſer iſt ſein Freund; Prinz Moriz ebenfalls. Sie kennen die Beyden noch nicht recht. Lezterer iſt ein kreuzbraver Mann, und ein Herr, der ſich über die Polniſche Haushaltung hier nicht wenig ärgert. Müller iſt ein Pfiffikus und doch im Grunde brav und bieder. Dieſe Leute, aufrichtig zu ſprechen, müſſen uns haſſen und verachten. Aus Liebe zum Volk, zum Fürſten und zur Gerechtigkeit, müſſen ſie uns zu ſtürzen ſuchen. Alſo thun Sie ja alles, meine Herren, dieſe zwey Männer unſerm Fürſten verdächtig zu machen und von ihm zu entfernen. Ueberlegen Sie ja wohl, was ich Ihnen geſagt habe! Fallen Sie, ſo fallen Sie wenigſtens nicht ungewarnt.“

Der Herr Sekretär haben meiner Seele recht,
iederte der Miniſter, aber wie ſoll man es
angen?

Fläz: Ich weiß noch ein Mittel. Unſere
üder zu Berlin, **Hermes**, **Hilmer** und
swald, haben uns neulich geſchrieben, wie
ein unfehlbares Mittel hätten, Fürſten auf
ner Bahn zu erhalten. Die wollen wir be-
gen.

Alle: Bravo, bravo! Laßt uns nach Ber-
ſchreiben an unſre Brüder **Hermes**, **Hil-**
er und **Oswald**!

Fläz erhielt den Auftrag, die großen Tau-
dkünſtler zu Berlin um Rath zu fragen, und
ſchrieb, was folget:

Hochwürdige Väter,

In Jeſu Chriſto geliebteſte Brüder,

Das Licht, worin unſre Völker zu wandern
fingen, das von Saba herkam, das Licht
m Herrn der Heerſchaaren fängt an, ſich zu
rdunkeln in unſerm Lande: denn, ach, der
ott der Finſternis, der Engel des Abgrundes,
r da heißet auf hebräiſch Abaddon und auf
iechiſch Apollyon, hat Abgeſandte zu unſerm

Fürſten geſchickt, die ihn belehrt haben, ſeine eigne Vernunft zu gebrauchen, und nicht mehr zu gehorſamen der Stimme des Evangelii, verkündigt durch die heiligen Diener des Herrn. Hochwürdige Väter und geliebteſte Brüder, gebt uns Rath Eurer Weisheit, und theilet uns mit das heilige Geheimniß der Gottſeligkeit, unſern Fürſten nach dem Worte Gottes zu regieren, damit ſein heiliger Geiſt ihn leite auf ebner Bahn. Wir wiſſen, daß Ihr Euren gottſeligen Fürſten, der doch mehr Vernunft hat, als Unſerer, regieren könnt, wie Ihr wollt: theilet uns dieſe Kunſt mit, und wir verſprechen Euch unſern ewigen Gehorſam, und unſere ganze Treue. Verlaſſet uns nicht in der Noth, damit wir nicht verzagen und verdorren mögen, wie des Mannes Hand im Evangelio. Gönnet uns bald Euren Rath und Beyſtand, und ſeyd verſichert, daß wir mit herzlichem Gebet zu Gott, dem ewigen König, für Euer Wohl, ohne Veränderung verbleiben

Eure

verbündeten
Mitbrüder von der eudämoniſchen
Geſellſchaft.

Der abgeſchmackte, mit teufliſcher Tücke und Gotteslästerungen angefüllte Brief wurde durch vertraute Leute nach Berlin geſchickt, und die Obſkuranten-Klicke zu Colchis ſahe ſich in kurzer Zeit in Beſitz eines Geheimniſſes, welches der Teufel ſelbſt nicht feiner hätte erdenken können, und von deſſen ſchauderhaften Folgen der zweyte Theil dieſer Geſchichte den Leſer unterrichten wird.

Ende des erſten Theils.

Druckfehler.

S. 8. Z. 9. für Candition — Condition.
— 10. — 13. — Straßburg. — Strasburg.
— 18. — 20. — ſchſoß — ſchoß.
— 91. — 2. — daß, nachdem — daß ſeine.
— — — 10. — dagegen — daher.
— 129. — 17. — auſſpielen — aufzuſpielen.
— 141. — 13. — in cognito — incognito.
— 178. — 1. — Conſilium — Concilium.
— 199. — 5. — die Bologn — wie Bologn.
— 202. — 13. — von an — von da an.
— 213. — 3. — jura — jure.
— 222. — 18. — tutetae — tutelae.
— 226. — 11. — Drey u. dreyß. Kap. — Zwey und dreyßigſtes Kapitel. u. ſ. w.
— 227. — 9. — von dem — von den.
— 232. — 17. das der — daß der.
— 235. — 19. Verfechker — Verfechter.
— 237. — 16. Kräztaner — Kränzianer.
— 248. — 10. bahin — dahin.
— 318. — 4. ſeltene — ſelten.
— 321. — 15. Precaris — Precari.
— — — 18. ttam — tiam.
— — — 24. molta — multo.
— 332. — 5. quo — quos.
— — — 6. [illegible] — [illegible].
— [illegible]. — 11. [illegible] — Männerſtuhl.
— [illegible]. — 20. [illegible] — [illegible].
— 372. — 14. Leiebibliotheken — Leſebibliotheken.

Annalen
der
Univerſität zu Schilda
oder
Bocksſtreiche und Harlekinaden
der
gelehrten Handwerksinnungen in Deutſchland.

Zur Auflöſung der Frage:
Woher das viele Elend durch ſo manche Herren
Theologen, Aerzte, Juriſten, Kameraliſten
und Miniſter?

v. Schüle

von

Friederich Chriſtian Laukhard.

Zweyter Theil.

1799.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Erſtes Kapitel. Einleitung. Seite 3
Zweytes Kapitel. Fortſetzung. 13
Drittes Kapitel. Maſchinerieen. 23
Viertes Kapitel. Die Geiſter erſcheinen. 36
Fünftes Kapitel. Wer gern tanzet, dem iſt bald gegeiget! . 44
Sechſtes Kapitel. Die Geiſier. . 54
Siebentes Kapitel. Die Obſkuranten. 64
Achtes Kapitel. Schildaer Maſſtab der Gelehrſamkeit und des Verdienſtes zum akademiſchen Lehramt. . 73
Neuntes Kapitel. Etymologien. . 86
Zehntes Kapitel. Die Schildaer Studenten reformiren ihre Profeſſoren. . 87
Eilftes Kapitel. Studenten-Privilegien. 97

Zwölftes Kapitel. Folgen der neuen Privilegien. Seite 105

Dreyzehntes Kapitel. Der Oberhäſcher zu Schilda. 116

Vierzehntes Kapitel. Introite: nam et heic Dii sunt! 124

Funfzehntes Kapitel. Ausgang dieſer Schnurre. 133

Sechszehntes Kapitel. Etwas von der akademiſchen Polizey zu Kappershauſen. 146

Siebzehntes Kapitel. Ein ganz neuer Burſchen-Komment. 155

Achtzehntes Kapitel. Fortſetzung des Vorigen. 165

Neunzehntes Kapitel. Studier-Methode zu Schilda. 171

Zwanzigſtes Kapitel. Verbeſſerter Zuſtand der Amiciſten zu Schilda. 179

Ein und zwanzigſtes Kap. Es geht, wenn man nur will. 187

Zwey und zwanzigſtes Kap. Nicht alle Leute ſind närriſch, die im Tollhauſe ſind. 196

Annalen

der

Univerſität zu Schilda.

Zweyter Theil.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Der Fürſt, Friedrich Carl von Colchis, war in ſeiner frühen Jugend auf die elendeſte Art erzogen worden, wie ich dieß im erſten Theil dieſer wahren und merkwürdigen Geſchichte erzählt habe. Ein pietiſtiſcher Hofmeiſter, welcher ehemals ganzer zehn Jahre lang Stubenpräceptor auf dem halliſchen Waiſenhaus geweſen war, und ſich daſelbſt durch ſeine fünfundvierzigleckige Perücke dem damaligen Direktor vorzüglich empfohlen hatte, brachte ihm die Religionslehren bey nach Freylinghauſens Grundriß; und der arme Prinz mußte daraus auswendig lernen, was ihm ſein Herr Hofmeiſter ſalbungsreich darin aufgab. Auf dieſe Art erhielt der geplagte Zögling eine Menge theologiſcher Lehrſätze ins Gehirn; ſein Verſtand aber verarbeitete den vernunftloſen Wuſt nicht ein bißchen; und ſo war es unvermeidlich, daß ſein Herz vollends ganz kalt blieb!

Da der junge Prinz obendrein das Unglück hatte, von lauter Schmeichlern umgeben zu ſeyn, welche an dem äußerſt üppigen Hofe des alten Fürſten Kilian ihr Weſen meiſt ungehindert trieben: ſo fiel er natürlich, durch das böſe Beyſpiel angekirrt, in alle Laſter und Bosheiten, deren die Jugend nur fähig iſt, zumal eine verzogene. Junge Mädchen verführen, arme hülfloſe Menſchen plagen und necken, übermäſſig freſſen und ſaufen, ſpielen, Schulden machen und dergleichen war alſo ſeine tägliche Beſchäftigung; und die Herren Hofſchranzen ermangelten keinesweges, zu Allem, was ſeine Durchlauchtigſte Teufeley vornahmen, ihren Beyfall gefliſſentlich auszudrücken, wenn auch nicht immer durch Worte, doch durch Lächeln oder Minen.

Da aber der junge fürſtliche Wüſtling von ſeinem halliſchen Hofmeiſter über Himmel und Hölle gar viel gehört hatte, und daher mit

Furcht und Zittern glaubte, daß die Verdammten im Feuerpfuhl ewig würden brennen müſſen, und ſie Legionen von Teufeln mit Hörnern, Pferdefüßen, garſtigen Schwänzen und glühenden Feuerhaken zu Geſellſchaftern haben würden: ſo drückte ihn ſein Gewiſſen oft bis zur Schwermuth. Dieß war vorzüglich dann der Fall, wenn er bey einer Luſtdirne im Bette girrend, durch übermäßiges Schwelgen ſich erſchlafft fühlte und nun merkte, daß ſeine Lüſternheit weiter reiche, als ſeine Kräfte. Dann gewöhnlich fiel ihm der Gedanke centnerſchwer aufs Herz, daß er dereinſt mit viel Millionen Verdammten, wie Häringe auf einander geſchichtet, in alle Ewigkeit im hölliſchen Schwefeuer werde braten müſſen. Trank er hernach ein Glas Malaga zur Stärkung oder eine Bole Punſch: ſo plagte ihn die Idee von dem mit brennendem Pech angefüllten hölliſchen Becher, den ein ſchadenfroher Teufel ihm dereinſt aufdringen würde; und weg war alle Munterkeit!

So noch war der Prinz Friedrich Carl, in ſeinem zwanzigſten Jahre; und ich glaube, daß er, wenn gleich von Vorurtheilen angetrieben, ſich in der That noch hätte beſſern können, wenn nicht ein gewiſſer Herr Libertin, ein angeblicher franzöſiſcher Marki, an den Hof nach Colchis gekommen wäre.

Dieſer Herr Libertin empfahl ſich dem erſchöpften und darum grillenfängeriſchen Prinzen durch allerley ſchöne Künſte, die er in ſeinem Vaterlande um ſo eher gelernt hatte, da er alle reellen Künſte als zu bürgerlich für einen Marki anſah. Er konnte reuten, voltigiren, tanzen, ſingen und trinken troz einem von den Meiſtern am Hofe zu Colchis, war immer guter Dinge; und ſo ſtolz und impertinent er gegen Niedere war, ſo biegſam und kriechend war er gegen Höhere, beſonders gegen die Herrſchaften. Er bemerkte bald, was in Colchis für Hofluſt wehe, und ſuchte Vortheil aus ſeinen Bemerkungen, für ſich, zu ziehen.

Der alte Fürſt Kilian hing mit Leib und Seele an ſeiner Mätreſſe; und dieſe hatte daher den größten Einfluß in alle Geſchäfte des Staats. Mosjöh Libertin hofirte alſo dieſer Dame, wenn ſie gleich ehemals ein Obſtmädchen geweſen war, mehr als der wirklichen Fürſtin, indem er bald merkte, daß dieſe verachtet, jene aber verehrt wurde. Dem Fürſten ſelbſt ſagte er die unverſchämteſten Schmeicheleyen; und verſicherte bey ſeiner hohen Ehre, daß auf Gottes weiter Erde kein weiſerer und beſſerer Regent ſey, als nächſt Seiner Majeſté très-chretienne, dem damaligen Könige von Frankreich, Seine Durchlaucht, der Fürſt zu Colchis.

So was gefiel, und täglich ſtieg Meiſter Libertin in der Gunſt der Mätreſſe und des Fürſten höher. Dieſe Gunſt war auch ſo wohl gegründet, daß der Prinz Moriz, welcher damals noch in Frankreich diente, und die nähern Umſtände des Herrn Libertins von ohngefähr erfahren hatte, keinen Glauben fand, als er ihn ſeinem Vater als einen Erzabentheurer beſchrieb.

Unter allen Hofſchranzen machte ſich Herr Libertin mit dem jungen Prinzen das meiſte zu ſchaffen, und nannte ihn ſogar die aufgehende Sonne des Landes. Er gab ihm in allen Dingen Recht, erforſchte mit der größten Genauigkeit ſeine geheimſten Wünſche, und war allemal der Erſte, der deſſen Grillen ausführen half, ſo abgeſchmackt und ſo boshaft ſie auch ſeyn mogten. Die ärgſten Bübereyen wurden auf dieſe Art durch den Beyſtand des Herrn

Libertins ausgeführt, wovon ich freilich einige erzählen würde, wenn ich für die **Schildaer** Geſchichten den Raum nicht ſparen müßte. Indeß ſo höfiſch der Herr **Libertin** ſich auch bemühte, den jungen Prinzen in ein moraliſches Schwein umzuſchaffen, ſo war dieſer auf ſich phyſiſch doch ſchon zu ſehr erſchöpft, als daß jener die phantaſtiſchen Ideen der Waiſenhäuſer-Aſcetik zum völligen Schweigen hätte bringen können. Als daher der Prinz eines Tages inne wurde, daß die Tochter eines Jägers, die er verführt hatte, und der er hernach keine Hülfe angedeihen ließ, aus Mangel und Verzweiflung ihr Kind ermordet habe, und darauf in die Inquiſition gezogen ſey, ſchlug dieſe Nachricht den erſchöpften Wüſtling ganz danieder, und das Bild vom hölliſchen Schwefelpfuhl ſchwebte ihm mit den fürchterlichſten Farben vor der geängſteten Seele. So viel und ſtark Herr **Libertin** auch lachen und ſpotten mogte: der Prinz warf ſich in ſeinen Lehnſeſſel, zitterte wie ein armer Sünder auf dem Wege zum Galgen; und dachte an weiter nichts als an die Hölle und ſeinen dereinſtigen Geſellſchafter, den leidigen Satanas und deſſen Anhang.

Lachen und Spotten, merkte Herr Libertin, war hier die unrechte Medicin, und er rieth dem Prinzen, ſich zu zerſtreuen und ſich der Hülfe des Leibarztes wider geſchwächte Verdauung und die Hypochondrie zu bedienen. Der Prinz folgte, fühlte ſich nach und nach ſtärker, aber doch lange noch nicht ſtark genug, um ſich über die quälenden Furchtbilder gleich ganz wegzuſetzen.

Herr Libertin erfuhr dieß zu einer Zeit, wo er es nicht mehr erwartete, und entſchloß ſich jezt, mit Demonſtrationen, nach ſeiner Art, ihn näher anzugehen, und dieß bey Gelegenheit einer veranſtalteten Luſtparthie. Er ging alſo zum Prinzen und gleich beym Hereintreten rief er: Ha, Ew. Durchlaucht, heute wird's brav Jubel ſetzen: Wein, Muſik und Mädchen!

Prinz: Mir iſt eben nicht recht zu Muthe, lieber Libertin!

Libertin: Sind Sie etwan krank, gnädigſter Herr? —

Prinz: Das nun wohl nicht; aber es iſt mir heute wieder ſo angſt, ſo bange, ſo eng ums Herz, daß ich nicht weiß, was ich machen ſoll.

Libertin: So offenbaren Sie mir Ihren Kummer, mein Gnädigſter! Gewiß, ich ſchaffe Rath.

Der Prinz entdeckte dem Mosjöh Libertin die Urſache ſeiner Unruhe, und äußerte den Wunſch, den Oberhofprediger Schäfer zu ſprechen, um ſich von dieſem berathen zu laſſen.

Libertin zuckte die Achſeln, und nach einem etwas derben Sermon über die Phariſäer und Schriftgelehrten fuhr er fort wie folget:

Bey allen Sternen des Himmels: wahrlich, eher hätte ich mir jedes Andere vorgeſtellt, als daß Sie, gnädigſter Herr, ſich wegen Fratzen und Narrenspoſſen noch immer beunruhigen. Alles, was Sie jezt quält, iſt Vorurtheil Ihrer Jugend, iſt Pfaffengeſchwätz und Dünkel. Ein vernünftiger Mann, wie Sie, Prinz, muß ſich über ſolche Dinge hinwegſetzen! Es ſchickt ſich blos für den Pöbel, ſolchen phantaſtiſchen Grillen nachzuhängen; ja, es iſt ſogar gut, daß der Pöbel die Kirchen-Mährchen glaubt: denn dieſe müſſen ihm den Gehorſam gegen ſeine Obrigkeit erhalten, und dadurch den Fürſten das Regieren erleichtern helfen.

Aber Fürſten, wie jede, welche Andern befehlen ſollen, dürfen die kirchlichen Volksmährchen ſchlechterdings nicht für wahr halten. Man glaubt und fürchtet einen Gott. Wohl! Aber wenn ein Gott wäre, gnädigſter Herr, ſo müßte er heilig und allmächtig ſeyn; und dann würde er ſich nicht ſo läſtern, und ſeine Gebote nicht ſo verachten laſſen, als nach den Deklamationen der Pfaffen gewöhnlich geſchehen ſoll. Warum offenbart er ſich nicht, wenn er in der That da iſt? Warum belohnt er die Tugend nicht ſichtbar, und warum ſtraft er die Sünder nicht auf der Stelle, Andern zum Exempel und zur Warnung? Weiter, gnädigſter Herr, wenn ein Gott wäre: woher käme dann die polniſche Haushaltung in der Welt? Woher und wozu wären Krieg, Peſtilenz, Theurung, Pfafferey und andre Plagen der Menſchheit? Kurz, ich beweiſe Ihnen unumſtößlich, daß es keinen Gott giebt.

Sie fürchten die Hölle und den Teufel: Das, lieber Prinz, iſt, mit Ihrer hohen Erlaubniß, in der That lächerlich! Unſere Seele, wie die größten Philoſophen bewieſen haben, ſtirbt mit dem Körper: nach dem Tode iſt alles aus mit uns: Das Hirn in uns denkt, und hört, wie im Schlafe, ſo auch im Tode auf, zu denken: dadurch hören wir auch auf, zu fühlen; und was ſollten dann Himmel und Hölle?

Unſer Himmel und unſre Hölle iſt hier in dieſem Leben, iſt in uns ſelbſt; und Sie, gnädigſter Herr, ſind, wie alle Menſchen, geſchaffen, den Himmel zu genießen, und machen ſich ſelbſt eine Hölle mit ihren frommen Grillen, die Ihnen ehemals Ihr hypochondriſcher und wayſenhäuſelnder Hofmeiſter in den Kopf geſezt hat!

Libertin ſezte ſeine atheiſtiſche Demonſtrationen noch lange fort, und alle ſeine Argumente waren eben ſo elend und erbärmlich, als die angeführten. Demohnerachtet gefiel mit der Zeit alles, was er ſagte, dem Prinzen, und dieſer künſtlich geſtärkte Schwächling fing nach und nach ſogar an, den Mosjöh Libertin als einen gewaltigen Weltweiſen anzuſehen.

Zweytes Kapitel.

Fortſetzung.

Libertin hatte ſeine ganze Queer-Philoſophie dem Prinzen endlich beygebracht, und um ihn deſto mehr zu ſtärken in den ſaubern Grundſätzen, und ihm zu beweiſen, daß die größten Philoſophen eben ſo gedacht hätten, las er ihm vor die Meiſterwerke des La Mettrie, die Nouvelles libertés de penſer, die Hiſtoire naturelle de l'ame, worin der große Geiſt des Verfaſſers den Unterſchied der Menſchen und der großen Affen in Afrika blos in die Cultur ſezt; den l'homme machine, vorzüglich aber den traité de la vie heureuſe, in welchem der erhabne Moraliſt das wahre Glück — im Bordel und in den Saufkneipen zu ſuchen befiehlt. Mit den Werken des La Mettrie verband er die Pucelle d'Orleans und den Candide des Voltärs, eine franzöſiſche Ueberſetzung der Lettres to Serena von Toland, die diſſertation philoſophique ſur la mort vom Grafen Paſſerani, und mehrere Aftergeburten des menſchlichen Verſtandes und Witzes — alle von eben dem Schlage.

Durch das Vorleſen dieſer Schriften und durch Herrn Libertins Commentar zu denſelben wurde der Prinz Friedrich Carl zulezt vollkommen überführt, daß alles, was man Religion und Tugend nennt, weiter nichts ſey, als Pfaffentand.

Freilich konnte der Herr Libertin den Prinzen blos übertäuben; aber auch dieſes war ihm ſchon genug. Ein Menſch ohne Grundſätze, und ohne Fertigkeit im Denken kann ohnehin nicht überzeugt werden, zumal von einem ſeines Gleichen nicht.

Der geweſene Hofmeiſter des Prinzen hatte dieſem von Geiſtern, Geſpenſtern, Kobolten, Hexen, feurigen Männern und mehr ſolchen Ungeheuern ſo viel vorgefaſelt, daß er ſich allemal fürchtete, wenn er allein oder im Finſtern war; und ſelbſt ſein atheiſtiſcher Mentor, der Herr Libertin, war nicht im Stande, die Furcht vor den Geſpenſtern bey ihm auf die Dauer ganz und gar zu verſcheuchen, obgleich der noble Prinz bey ſeiner prinzlichen Ehre hoch und theuer verſicherte, daß er keinen Gott und keinen Teufel, keinen Himmel und keine Hölle mehr glaube, und von der Nichtigkeit der Religion, im engen und im weiten Sinn, gänzlich überführt ſey. *)

---

*) Renommiſtiſche Menſchen von der Art ſind nicht ſelten. Als der Verfaſſer ſich im Jahr 1783 zu Jena einige Wochen aufhielt, lernte er einen gewiſſen Herrn aus Ulm kennen, der auch den Atheiſten unter den Studenten ſpielte, und in allen Gelagen, auf dem Fürſtenkeller, in Zwätzen, in Ziegenhain, und bey den Kommerſchen über Gott, Religion und Teufel ſpottete, und eben dieſer häufigen Spöttereyen wegen einmal zum Prorektor citirt wurde. Eines Tages war dieſer Schwindelgeiſt ſchon früh Morgens auf der Schneidemühle im Schnapps trunken, und wurde in einer Kammer auf ein Bette hingelegt, um den Rauſch auszuſchlafen. Eine Stunde hernach kamen eben dahin zwey andre Studenten, Dambmann und Bekel, und hörten von dem Vorfall. Sie ſperrten ſofort die Fenſterladen der Kammer zu, und begaben ſich hinein, und raſſelten dergeſtalt mit Ketten, daß der Schnarcher erwachte. Im Taumel konnte er ſich nicht beſinnen, wo er wäre, und fragte: wer iſt da? Flugs griffen beyde ihn an, und zogen ihn auf den Fußboden. Wer Teufel traktiert mich ſo? rief er noch immer im Taumel. Teufel hin, Teufel her, Brüderchen: ich bin der Teufel ſelbſt, verſetzte Dambmann mit hohler Stimme, indem Bekel fürchterlich dazu brüllte: ich will dich holen, du verfluchter Gotteslästerer! Du mußt mit in die Hölle! — Ach, du lieber Herr Jeſus, rief der Freygeiſt ganz verzagt, ach, erbarme dich meiner! habe noch einmal Geduld mit mir, du lieber Herr Chriſtus! Ich bitte dich um deiner heiligen fünf Wunden willen: ich will auch alle Tage drey Vater Unſer beten. u. ſ. w. — Dambmann und Bekel hätten ihren Spaß noch lange fortſetzen können, wenn ſie nicht in ein lautes Gelächter ob der jämmerlichen force d'eſprit des Freygeiſtes ausgebrochen wären. Dieſer Vorfall ward damals in ganz Jena bekannt, und der geprellte Starkgeiſter getraute ſich lange Zeit nicht in Geſellſchaft zu kommen. Auch unterblieb

Der Prinz machte indeß, demohnerachtet, ſogar den ſtarken Geiſt! Aller Orten, wohin er kam, ſpottete er auf alles, was ſonſt ehrwürwürdig und heilig iſt, und räſonnirte ins Gelag hinein, wie alle, die ohne Verſtändniß der Hauptfrage, Dinge, die außer ihrer Erfahrung liegen, beſtreiten oder behaupten.

Indeſſen ſtarb der alte Fürſt Kilian, und Friedrich Carl ward Regent. Die Religionsſpötter würden natürlich das Prä geſpielt haben, und die Pfaffen, nebſt ihrem Anhang, hätten wahrlich einen harten Stand gehabt, wenn Herr Libertin, der Liebling des Fürſten, noch länger gelebt hätte. Aber auch dieſer hatte nun ſein Maaß voll gemacht, und ſtarb unter den abſcheulichſten Flüchen und unter Verwünſchungen ſeiner ſogenannten philoſophiſchen Lebensart, an den Folgen der Luſtſeuche. Der junge Fürſt war ſelbſt gegenwärtig, als dieſer arge Bube ſeine ſchwarze Seele ausblies, und

---

ſein atheiſtiſches Renommiren von da an gänzlich. —— Der berühmte engliſche Philoſoph Thomas Hobbes, welcher ſonſt theoretiſch alle Geiſter leugnete, ſoll doch nach dem Buch Menagiana, ſich ſehr vor Hexen und Geſpenſtern gefürchtet haben, und deswegen niemals allein geblieben ſeyn.

er wurde aufs heftigſte erſchüttert. Seine Erſchütterung gewann noch an Stärke durch die Bemerkung des gleichfalls gegenwärtigen Hofpredigers Schäfer, welcher behauptete, daß Libertin ſeine Reiſe geradesweges nach der Hölle genommen habe, wo die Teufel ſeiner längſt warteten, und ihm den verdienten Lohn gewiß reichlich geben würden.

Der Hofprediger, wenn er ein Mann von Einſicht geweſen wäre, hätte ohne Zweifel in dieſen kritiſchen Augenblicken viel Gutes und Heilſames ſtiften können, wie einſt der redliche Lutkens bey einer ähnlichen Gelegenheit zu Coppenhagen that, da er den König Friedrich IV. zur Ehrfurcht gegen Religion und Tugend zurückführte. Aber Meiſter Schäfer war ein roſenkreuzeriſcher Pfaffe, und ſchlug daher, als er Seiner Durchlaucht ins Cabinet folgte, mit dem Hammer des Geſetzes ſo ſtark an Höchſtdero Gewiſſen, daß Hochdieſelben bald in Angſtſchweiß geriethen, und endlich gar allerhöchſtdero Beinkleider mit andern vertauſchen mußten. Als Herr Schäfer das Gewiſſen ſeines Fürſten auf dieſe Art ſo recht gerührt ſahe, goß er den Troſt des Evangelii in das Herz des Sünders, und verwies ihn zu den heiligen fünf Wunden des Erlöſers, und zu deſſen allgütigſter Genugthuung für die Sünden der ganzen Welt.

Dieſe verkehrte Bekehrungsmethode hatte bey dem jungen Fürſten zu Colchis auch ihre verkehrte Wirkungen. Er fing an, Geſchmack an den myſtiſchen Vorſtellungen von Buße und Glauben zu finden, warf all ſeinen Sünden-Gräuel auf Jeſu Verdienſt, beruhigte ſein Gewiſſen, und blieb im Grunde ohne alle Beſſerung.

Es iſt hier der Ort nicht, zu zeigen, welchen Schaden der verkehrte Vortrag der unſchuldigen und für die Moralität nicht ganz unbrauchbaren Lehre von Jeſu Genugthuung für die Sünden der Welt, auf die Moralität der Chriſten haben kann, und nicht ſelten wirklich gehabt hat. Der würdige Löffler in Gotha hat endlich gewieſen, wie man dieſe Lehre nützlich machen könne, mit einer Freymüthigkeit, welche ihm eben ſo viel Ehre macht, als ſeinem vortrefflichen Herzog, in deſſen Land man ſo, wie Löffler thut, lehren und ſchreiben darf, ohne den Verdacht der Ketzerey fürchten zu müſſen, oder deſſen Folgen zu empfinden, wie einſt Wolf, Schulz und Kant *)

Der Fürſt Friedrich Karl war nun ein Frömmling, ohne Grundſätze, wie er vorher ein Freygeiſt ohne Kenntniß der Sache geweſen war. Seine Rathgeber und Geſellſchafter waren Roſenkreuzer und heuchleriſche Pietiſten, die ſeine Schwäche benuzten, und ihn endlich glauben machten: ein rechtgläubiger wiedergebohrner Fürſt mache alles recht, was er auch immer vornehme. Dabey beruhigte ſich der Fürſt gänzlich, und lebte in den Tag hinein nach allen ſeinen Lüſten. Von Monat zu Monat beichtete und kommunicirte er, ging fleißig in die Kirche, und ließ ſich oft aus erbaulichen Büchern vorleſen: und ſo glaubte er, alle Pflichten erfüllt zu haben, und dachte Wunder, welches Muſter er den Großen der Erde in ſeiner Perſon aufſtelle. Seine Beichtväter beredeten ihn ſogar, daß er den ehrwürdigen Ernſt, den Frommen von Gotha, noch überträfe.

Prinz Moritz, der dieß gleich bemerkte, ſuchte ſeinen irregeleiteten Bruder eines Andern

---

*) Man leſe die Vorrede zum Streit der Facultäten von J. Kant.

zu belehren, und wäre beynahe ſo glücklich geweſen, ihm zu beweiſen, daß ſeine ganze Geiſteslage nicht eine faule Nuß werth ſey; aber Fläz und deſſen Anhang verderbten alles wieder, wie ich jezt gleich erzählen werde.

Es war eine alte Sage, daß einer von den Vorfahren des Fürſten ſich in dem Schloß zu Colchis allemal ſehen laſſe, wenn ein großes Unglück dem Lande oder der fürſtlichen Familie bevorſtünde. Dieſer Vorfahr war, ſo hies es, zur Zeit der Kreuzzüge mit andern Rittern nach Paläſtina gezogen und war in Saraceniſche Gefangenſchaft gerathen. Gott indeß, oder vielmehr die heilige Jungfrau erbarmte ſich ihres Verehrers, und ſendete ihm einen Löwen ins Gefängniß, der ihm befahl aufzuſitzen, und der ihn ſo — in einer Nacht aus dem tiefſten Aſien nach Colchis zurück trug. Der Fürſt, ſo wunderbar errettet, beſchloß nun, ein ganz heiliges Leben zu führen. Er überließ daher die Regierung ſeinem Sohne, und ging in ein Kloſter, wo er ſich dem Dienſte der Mutter Gottes ganz und gar widmete. Auf ſeinem Todesbette, eine Stunde vor ſeinem ſeligen Ende, erſchien ihm ſeine Patronin, die hochgebenedeyte Jungfrau, und ſprach wie folget: Mein lieber Sohn Gregorius, ich habe Gott und meinen göttlichen Sohn für dich gebeten, und du haſt Gnade funden vor ihren Augen. Sey getroſt, und ſtirb mit Zuverſicht, denn noch heute wirſt du bey uns im Paradieſe ſeyn. Als eine große Gnade iſt dir auch geſtattet worden, daß du jedesmal, wenn dein Geſchlecht eine Hauptveränderung leiden ſoll, in deinem Schloſſe forthin erſcheineſt, und deine Nachkommen auf die bevorſtehende Veränderung merken macheſt. Die Jungfrau verſchwand, und Fürſt Gregor erſchien hernach ſehr oft nach ſeinem Tode.

Hier merkt der Verfaſſer an, daß nicht nur in Colchis, ſondern auch in manch andern Reſidenz der Fürſten — der gemeinen Sage nach — Geiſter zu erſcheinen pflegen, wenn groſſe Veränderungen auf dem Wege ſind. Berlin, Darmſtadt, München, Wien u. ſ. w. ſollen alle an eben der Ehre Theil haben. Kluge Leute verlachen zwar dergleichen Fabeln, aber der Pöbel, klein und groß, glauben dran ſteif und feſt, und in Colchis bemühte man ſich recht angelegentlich, aus dieſer Sage Vortheil zu ziehen.

Prinz Moritz, der immer noch in Colchis war, erfuhr, daß ſeine Gemahlin, die er aufs zärtlichſte liebte, krank ſey, und nun wäre es ihm unmöglich geweſen, länger von ihr getrennt zu bleiben. Er trug daher ſeinem Freund Müller auf, ja auf alles, was vorginge, Acht zu haben, und dem Fürſten über die Hauptmisbräuche die Augen ferner zu öffnen. Mit ſeinem Bruder hatte er noch einige Unterredungen, worin er ihm die freylich unangenehme Wahrheit zu beweiſen ſuchte, daß er ſelbſt regieren müßte, oder, wenn er ſich dieſes nicht getraue, er ganz abzudanken ſchuldig ſey: denn ſonſt regierten Lieblinge, oder Miniſter, und dieſe wie jene ſaugten alsdann, ganz Vertragswidrig, Land und Leute aus, und machten, daß die Abneigung der Unterthanen gegen Fürſten und fürſtliche Regierung immer weiter um ſich griffe.

Meine Leſer kennen den Fürſten ſchon lange. Er war nicht boshaft, aber er war weichlich und haßte alle ſchweren Geſchäfte. Wenn er ohne Mühe und Anſtrengung hätte regieren und alles gut machen können, oder mit etwas Anſtrengung in nur kurzer Zeit: ſo wäre gewiß alles gut gegangen. Aber der Gedanke, daß er ſein ganzes Leben hindurch alle Kräfte aufbieten müßte, um als Regent ſeine hohe und unerläßliche Pflicht nach Gewiſſen und Ehre zu erfüllen — der erſchreckte ihn, und die ſchurkiſchen Machinationen ſeiner Rathgeber vollendeten, was ſeiner Weichlichkeit äußerſt willkommen war, nämlich Rückzug von allen Geſchäften, welche Mühe und Arbeit erheiſchen.

Drittes Kapitel.

Maſchinerieen.

Nach dem Abſterben des Moſzeh Libertin fiel die ganze Gunſt und das völlige Vertrauen des Fürſten zu Colchis auf einen ehemaligen Polniſchen Officier, Namens Gebhard, welcher nach vielen tollen Streichen und mancherley Ebentheuern, endlich ſich der Frömmigkeit in die Arme geworfen, und ſein Sündenkleid im Blute des Lammes gewaſchen hatte. Der frömmelnde Ton dieſes Mannes gefiel dem Fürſten; und Fläz nebſt den übrigen Höflingen und Opinionsrichtern hatten nichts dawider, daß der alte Oberſte Gebhard ſtets um den Fürſten war, und ihn leitete auf ebener Bahn nach ihrer Art. Gebhard ſtieg von Zeit zu Zeit höher, ward Commendant der Feſtung Kettenſchloß, und erhielt den Eulenorden für das Verdienſt.

Nachdem das Schreiben der Berliner Herren zu Colchis angekommen war, theilte es der Oberkonſiſtorialrath Fläz dem Sekretär Schneller mit. Dieſer bewunderte die feinen Kunſtgriffe, welche die Berliner Roſenkreuzer vorſchlugen, um dem Fürſten die Augen wieder zu zubinden, und verſprach im voraus ſchon den beſten Erfolg.

Den alten Oberſten aber müſſen wir ganz in unſerer Klike haben, ſagte Schneller: ſonſt geht das Ding nicht durch. Fläz nahm es auf ſich, den alten Offizier in ihr Geheimniß näher einzuweihen.

Nachmittags beſuchte Fläz den Oberſten, und nach mehrern gleichgültigen Geſprächen lenkte er ſeine Rede abſichtlich auf die Anſtalten des Prinzen Moritz und Müllers, und gab ſeine Bedenklichkeiten dabey deutlich zu erkennen.

Ja, erwiederte der Oberſte, Ihr Hochwürden haben Recht: das Ding geht ſchief: denn ich höre ſo von hinten her, daß der Fürſt den vertrakten Müller zum Finanzdirektor machen will.

Fläz: Das verhüte Gott und wende es in allen Gnaden von uns allen ab.

Obriſt: Herr Rath, wir ſind unter uns: ſtellen wir doch die frommen Floskeln bey Seite und ſprechen wir, wie wir denken!

Was halten Sie von unſerer ganzen Wirthſchaft?

Fläz: Nicht viel gutes, Herr Obriſt.

Obriſt: Wills Ihnen ſagen! Unſere Herrlichkeit muß bald ein Ende nehmen. Geſchieht das aber eher, als unſer Fürſt abfährt: ſo ſind wir ſelbſt Schuld daran. Nach ſeinem Tode hört ohnehin alles auf: das iſt ſicher, denn Moritz läßt ſich von uns nicht regieren; und Moritz wird doch Regent, oder gewiß ſein Sohn, welcher auch nach ganz konträren Grundſätzen erzogen iſt, und beyde laſſen ſich nicht ins Bokshorn treiben. Alſo —

Fläz: Leider, ſehr wahr! Aber was iſt dann nun zu thun?

Obriſt: Benutzen wir des Fürſten Hang zur Frömmeley, machen wir ihm ſeinen Bruder und deſſen Anhang verdächtig, verketzern wir alle die, welche nicht mit uns in ein Horn blaſen: dann haben wir gewonnen Spiel.

Fläz: Das ſind auch ſo meine Gedanken, und auch eben ſo denken Leute, die dieſe Kunſt ſchon in der Praxis geübt haben. Hier leſen Sie, Herr Obriſt.

Fläz überreichte dem Oberſten Gebhard den Brief der Berliner Tauſendkümmer. Dieſer lächelte, und gab ihn mit [illegible] Schön, vortrefflich! an den Oberkonſiſtorialrath zurück.

Fläz: Nun, was meynen Sie?

Obriſt: Was ich meyne? So iſt es recht! Wer aber weiß von dieſer Anſtalt weiter?

Fläz: Außer Ihnen und mir, niemand als der Sekretär Schneller und der Präſident.

Obriſt: So iſt's gut! Zu viele dürfen um unſer Geheimniß nicht wiſſen, ſonſt iſt alles verlohren. Aber noch eine Perſon mögt' ich haben. Sind Sie in Schilda bekannt?

Fläz: O ja, ſehr genau.

Obriſt: Eh bien! Reiſen Sie dahin. Es iebt da ein gewiſſer Spandenknebel bey einem Grafen, der zu Schilda ſtudiert, als Kutſcher in Dienſten. Ich kenne den Pfiſſkopf: machen Sie, daß er her komme.

Fläz: Dieſer Spandenknebel iſt nicht mehr bey dem Grafen: er iſt uns näher.

Obriſt: So? vielleicht gar hier in Col- his?

Fläz: Nein, auf einem Landgut, nicht weit von hier.

Obriſt: Deſto beſſer! Laſſen Sie ihn her ommen, doch ſo, daß ihn niemand kennen lerne. Er muß als eine ganz fremde Perſon hier aufreten.

Fläz: Ich verſtehe Sie noch nicht recht, nein Herr Obriſt.

Obriſt: Werden's ſchon lernen! Machen Sie nur, daß er bald hier iſt. Müller iſt geſtern zu dem Prinzen Moritz abgereiſet, und ommt erſt nach drey Monathen zurück. Dieſe Zeit muß benuzt werden: ſonſt iſt's aus mit uns.

Fläz ging ab, und ſchickte einen vertrauten Boten an den Spandenknebel mit dem Befehl: daß er ja den andern Tag, gegen Abend, ganz incognito nach Colchis kommen ſollte. Spandenknebel merkte an dem geheimnißvollen Ton, worin der Brief des Herrn Fläz abgefaſſet war, daß wieder ſo ein Stückchen von Bubenſtreich unterwegs ſey, und freute ſich gar mächtig, daß er dazu helfen ſollte. Geſchäfte dieſer Art gingen ihm über alles.

Schneller wurde vom Oberſten Gebhard beſucht, und beyde beredeten ſich, wie man der Berliner Rath am beßten ausführen könnte. Beyde, denen auch hernach Fläz und Spandenknebel beyſtimmten, waren einig: Moritz und Müller müßten verdächtig gemacht, und alle klugen Gedanken des Fürſten entfernt oder unterdrückt werden. Wie aber dieſes auszuführen wäre, darüber diſputirten die Herren lange. Fläz wollte gar haben, daß dem Fürſten ein Engel erſcheinen, und ihm unter Androhung der ewigen Verdammniß anbefehlen mußte, Müllern gleich ganz und gar zu entfernen und ſich von den Opinionsrichtern allein beherrſchen zu laſſen. Schneller fand aber dieſen Vorſchlag bedenklich, indem er meynte, der Fürſt, von Moritzen erſt kürzlich aufmerkſam gemacht, könnte den Betrug entdecken; und darum fände er für gut, daß man lieber jene Sage von dem im Schloß herumſpuckenden Geiſt benutzen mögte. Dieß behagte allen; und zu dieſem Ende wurde denn auch der Kammerdiener des Fürſten in die Klicke gezogen.

Dieſer, von allem gehörig unterrichtet, kam eines Morgens zu ſeinem Herrn, ſah zerſtöhrt aus, und foderte, mit Thränen in den Augen, ſeinen Abſchied. Der Fürſt erſtaunte, daß ſein älteſter Diener, dem er ſo mannigfaltige Güte erwieſen hatte, knall und fall fort wollte. Ich weiß nicht, ſagte er zu ihm, ob du närriſch geworden biſt, Johann! Sag', was fehlt dir bey mir?

Johann: Ach gnädigſter Herr, bey Ew. Durchlaucht fehlt mir nichts. O könnt' ich mein Leben im Dienſte eines ſo theuern Herrn beſchließen!

Fürſt: Nun, das kannſt du ja! Ich bin ja mit dir zufrieden, und werde dich nicht verſtoſſen. Vielleicht aber hat dich ſonſt jemand beleidiget!

Johann: Du lieber Gott, keine Seele. (Er weint.)

Fürſt: Aber was fehlt dir denn? ſprich!

Johann! Ich kann nicht, gnädigſter Herr, ich kann nicht!

Fürſt: Element Johann, ſprich, oder — (Er faßt ihn.)

Johann: Ach, laſſen Sie mich, Ew. Durchlaucht, ich will ja: ach ja, ich will!

Fürſt: (erboßt) So ſprich!

Johann: Es wird Ew. Durchlaucht wiſſend ſeyn, daß Ihr Herr Ur- Ur- Ur-Großvater, der ſelige Fürſt Gregorius, der vor viel hundert Jahren im Kloſter geſtorben iſt, ſich zu Zeiten hier im Schloß ſehen läßt.

Fürſt: (finſter) Schweig mit deinen abgeſchmackten Geſpenſterhiſtorien! Das iſt alle nicht wahr!

Johann: Und doch kann ich Ew. Durchlaucht hundert leibliche Eide ſchwören, daß ich den Geiſt mit meinen Augen geſehen, und ſogar erſchreckliche Dinge aus des Geiſtes Mund gehört habe.

Fürſt: (aufhorchend, und ſanft) Nun, und? —

Johann: Es iſt ſchon das dritte Mal, daß mir der alte Fürſt erſchienen iſt. Vor drey Tagen hatte ich mich kaum niederlegt, als auf einmal mein Zimmer ganz helle ward, und ein Benediktiner Pater vor mir ſtand. Er winkte mir, aufzuſtehen, aber ich getraute mir's nicht. Geſtern Nacht war das wieder ſo, nur daß der Geiſt erbärmlich ächzte und ſtöhnte; aber die vergangene Nacht — ja, da kam er wieder und hatte ein blutiges Meſſer in der Hand, — ein blutiges Meſſer, und das hielt er mir hin und verſchwand, ohne ein Wort hören zu laſſen. — Ach, gnädigſter Herr, das bedeutet nichts Gutes!

Der Fürſt war jezt ſehr betroffen, ſprach kein Wort, und ging ins Nebenzimmer, um die Sache genauer zu überlegen. Je mehr er aber überlegte, deſto ſchauerlicher ward es ihm. Er hatte von der Erſcheinung ſeines Ahnherrn ſchon oft gehört, und dieſelbe immer auf ſich beruhen laſſen. Nun aber fuhr es ihm gewaltig auf das Herz, daß dieſe Erſcheinung ſich gerade unter ſeiner Regierung ſo bedeutend ereignete. Betrug ahndete er gar nicht: denn ſonſt wäre es ihm leicht geworden, den Kammerdiener durch nähere Fragen in Verwirrung zu bringen. Man braucht nämlich nur weiter nachzufragen, ſo kann man ohne viel Mühe den Selbſtbetrug oder die Betrügereyen derjenigen entdecken, welche uns mit Geſpenſtermährchen regaliren wollen. Aber der Fürſt **Friedrich Carl** war in Rückſicht auf ſeinen Kammerdiener ohne allen Argwohn.

Er entſchloß ſich endlich, mit **Fläz** und dem Oberſten **Gebhard** über den Vorfall zu Rathe zu geben: und eben das war es, was dieſe Tauſendkünſtler gleich anfangs zur Abſicht hatten.

Viertes Kapitel.

Die Geiſter erſcheinen.

Fläz kam abſichtlich nicht eher, als bis er gerufen wurde, welches bey dieſen Umſtänden, zumal, da **Müller** abweſend war, nicht fehlen konnte, wie er mit Recht im voraus vermuthete.

Ich habe Sie rufen laſſen, ſagte der Fürſt zu Fläzen, der mit vielen Reverenzen und Segenswünſchen ins Kabinett hereintrat, um von Ihnen Aufſchlüſſe über gewiſſe wichtige Dinge zu erhalten.

Fläz: Unterthänigſter Knecht, Ew. Durchlaucht! O, wenn ich ſo glücklich ſeyn könnte, Dero Zweifel über Glaubenslehren aufzulöſen, ich würde mich herzlich freuen, und den Herrn preiſen ohne Ende.

Fürſt: Ueber Glaubenslehren hab' ich keine Zweifel: ich glaube alles, was im Katechismus ſteht; bin ja auch kein Theologe, und deßwegen brauche ich auch keine Unterſuchung über die Religion anzuſtellen. Das gehört für die Geiſtlichkeit. Aber ich mögte ſonſt etwas wiſſen. Glauben Sie Geſpenſter?

Fläz: Ew. Durchlaucht bringen da eine verfängliche Frage vor! Die heilige Schrift widerſpricht dem Daſeyn der Geſpenſter offenbar nirgends; aber ſie lehrt ſie doch auch nicht ſo deutlich, daß man einen Glaubens-Artikel daraus machen müßte. Ich für mein Theil, abſtrahire, und laſſe die ganze Sache dahin ſtehen, ob ich gleich mehr für das Nichtdaſeyn als für das Daſeyn der Geſpenſter ſtimmen mögte.

Der Fürſt erzählte hierauf dem Oberkonſiſtorialrath Fläz den Vorgang mit dem Kammerdiener Johann, und Fläz erklärte, nachdem er des Kammerdieners Treue und Rechtſchaffenheit hinlänglich geprieſen hatte, daß man die Sache näher unterſuchen müßte. Schon einigemal, fügte er hinzu, habe ich von dem Oberſten Gebhard gehört, daß er ſeltſame Erfahrungen mit Geiſtern auf ſeinen mannigfaltigen Reiſen gemacht habe; wie wäre es, fragte er, wenn Ew. Durchlaucht dieſen braven Mann über den vorliegenden Zufall auch befragten?

Das geſchah. Obriſt Gebhard hörte aus dem Munde des Fürſten, in Beyſeyn des Herrn Fläz, was er vorher ſchon beſſer wußte. Gebhard ging, wie in Gedanken vertieft, ſtillſchweigend in dem Zimmer herum, legte den Finger an die Naſe, als meditirte er noch ſo tiefſinnig und fuhr endlich auf: Ja, dabey bleibt es! Wobey bleibt es, Obriſt Gebhard, fragte der Fürſt?

'Das kann ich noch nicht ſagen, erwiederte Gebhard. Ich muß die Sache noch immer erſt ſelbſt reiflicher unterſuchen. Iſt wirklich ein Geiſt da, und hat er etwas zu entdecken: ſo kommt er gewiß wieder. Auf jeden Fall erlauben mir Ew. Durchlaucht, die kommende Nacht in dem Gemach zuzubringen, wo der Geiſt dem Kammerdiener erſchienen iſt; und wollten Ew. Durchlaucht ſich wohl nicht auch entſchließen, gleichfalls da zu bleiben?

Fürſt: Gern mögen Sie da bleiben, lieber Obriſt; aber Ich muß es verbitten.

Obriſt: Wenn Ew. Durchlaucht aber ſelbſt da ſind, und es kommt dann etwas: ſo können Sie ſich ſelbſt von der Wahrheit der Sache überzeugen, oder den Betrug, im Fall einer dahinter ſtäche gleich entdecken.

Fürſt: Nein, lieber Obriſt; unterſuchen Sie allein, oder wenn Sie ſich vielleicht fürchten, nehmen Sie ſonſt jemanden noch mit, zum Exempel da den Meynungsrichter, den Hrn. Fläz.

Obriſt: Ich mich fürchten, Ew. Durchlaucht? Pardib, ſo was iſt nicht das erſte Mal!

Indeſſen um einen Zeugen zu haben, wünſchte ich, daß jemand bey mir bliebe. Wollen Sie, Herr Opinionsrichter?

Fläz: O ja, in der Furcht des Herrn: denn da kann uns kein Ungethüm Schaden thun, wie denn geſchrieben ſteht: fürchte dich nicht, denn ich bin bey dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott.

Abends nach der Tafel wurde Betſtunde gehalten, worauf ſich Fläz und der Oberſte in das Zimmer des Kammerdieners begaben, wohin dieſer einige Flaſchen Schampagner und andere Raritäten, nur keine exorciſtiſche, reichlich geſchaft hatte. Bey der Flaſche lachten Beyde über die Unbeſonnenheit des Fürſten, und legten ſich erſt ſpäte, wohl behumorirt, zu Bette. Als ſie früh aufſtanden, war der Fürſt begierig zu erfahren, wie es gegangen wäre, und der Oberſte erzählte, wie folget:

Wir laſen, um uns des Anblicks irgend einer Erſcheinung würdiger zu machen, das zwölfte Kapitel der heiligen Offenbahrung Johannis, und das dritte Kapitel im vierten Buch Eſra, *)

---

*) Die Geburt irgend eines Gnoſtiſchen oder Manichäiſchen Fanatikers. Semler vom Canon B. III.

und hernach beteten Hr. Fläz und ich einige Pſalmen. Nach eilf Uhr wurde das ganze Zimmer mit einer Klarheit erleuchtet, die über alles ging und ein Mönch, von Licht umſtrahlt, trat immer näher. Wir erſchracken anfangs heftig, doch faßte ich Herz, und redete den Geiſt an. Der Geiſt legte ſeinen Finger auf den Mund, und gab mir hierauf dieſes Papier, welches aber auf beiden Seiten ganz unbeſchrieben iſt. Ich fragte, ob das Papier für mich ſey? Der Geiſt ſchüttelte mit dem Kopf, hob die Hand in die Höhe, ſeufzte tief, und verſchwand. Dieſes iſt alles, was wir geſehen haben.

Der Fürſt nahm das Papier, worauf aber nichts zu ſehen war, bis man es, auf Fläzens Rath, gegen das Licht hielt: und da erblickte man allerhand magiſch-hieroglyphiſche Stempel, die niemand erklären konnte, nur las man den ſogenannten eigenen Namen Gottes, Jehovah, (יהוה) ſehr deutlich. Ueber dieſen geheimnißvollen Namen machte Fläz allerley Anmerkungen, und bewies, daß das heiliges Papier ſeyn müſſe, weil der große unausſprechliche Name von vier Buchſtaben, Tetragrammaton genannt, darauf ſtehe.

Aber alle dieſe Bemerkungen genügten dem Fürſten nicht: denn auf dem Papier ſtand ja weiter nichts! Der Oberſte rieth, das Papier über glühende Kohlen zu halten, weil verborgene Schrift auf dieſe Art oft zum Vorſchein gekommen ſey. Man that dieß, aber das Papier blieb, wie es war.

Halt, rief jezt der Oberſte, über dieſe Sache werde ich einen Mann um Rath fragen, der ſich in der Nähe aufhält, und gleichſam von der Vorſehung hieher geführt zu ſeyn ſcheint, um unſere Zweifel aufzulöſen und das ganze Dunkel ins Helle zu bringen. Ja, ja, das ſoll geſchehen!

Was iſt das für ein Mann? fragte der Fürſt.

Das weiß ich ſelbſt nicht recht, gnädigſter Herr, antwortete der Oberſte. Ich lernte ihn auf meinen Reiſen kennen, und ſahe beſonders in England eine Probe von ſeiner Macht im Geiſterreich.

Und die war?

Aeußerſt wunderbar! Mylord Brawe wollte ſeinem Bruder ſein Vermögen abtreten und ſeine übrigen Tage in der Ruhe zubringen, Sein Bruder, der Esquire, ein ſehr rechtlicher Mann, trug noch immer Bedenken, dieſem Entſchluß Gehör zu geben, weil der Sohn des Lords, der auf ſeiner Reiſe nach den Südländern Schiffbruch gelitten hatte, wohl noch leben, und dereinſt zurück kommen könnte. Mylord Brawe war indeß nach ſeinem Dafürhalten von dem Tode ſeines Sohnes überzeugt, und ſehnte ſich zu ſehr nach Ruhe, als daß er die Ceſſion nicht hätte betreiben ſollen.

Ich machte um dieſe Zeit mit dem Mann, von welchem ich ſpreche, Bekanntſchaft, und erzählte ihm von der Delikateſſe des Esquires Brawe in Rückſicht auf die Abtretung der Güter ſeines Bruders. Der Mann behauptete ganz kalt: der Esquire habe vollkommen recht, indem der junge Brawe wohl immer noch leben könnte. Aber wie ſoll man das entdecken? erwiederte ich: es ſind ſchon zehn Jahre, daß man kein Wort von ihm gehört hat.

Er: Thut nichts zur Sache! Der junge Mann lebt doch vielleicht noch. Aber glauben Sie, daß an dieſer Entdeckung etwas gelegen iſt?

Ich: Wie Sie doch fragen können! Wenn er noch lebt, ſo würde der Vater und der Oheim alle ihre Wünſche erfüllt ſehen. Hat man aber Gewißheit von ſeinem Tode: je nun, ſo geht der Vater zur Ruhe, und der Oheim tritt die Güter ohne Skrupel und Bedenken an.

Er: Wohl denn: ich will einen Verſuch machen. Reiſen Sie mit mir auf das Landgut des Esquires, und bereiten Sie dieſen auf eine Probe zur Entſcheidung vor.

Wir kamen zum Esquire. Ich entdeckte ihm die Abſicht unſerer Ankunft. Sobald dieſer aber merkte, daß die Unterſuchung, ob ſein Neffe noch lebe, durch Hülfe höherer Kräfte vor ſich gehen ſollte, lachte er mich aus. Indeß, nachdem er nur eine Viertelſtunde mit dem ſeltſamen Fremden allein geweſen war, da drang er ſelbſt darauf, daß gleich den erſten Tag dieſe Probe vor ſich gehen mögte. Der Fremde rieth, noch zu warten; und erſt den dritten Tag fing er ſeine Beſchwörung an. Anfangs las er lange aus einigen geheimnißvollen Büchern an einem zu dieſer Arbeit von ihm ſelbſt bereiteten Altar. Allein ſo ſehr es donnerte und blizte, ſo kam keine Erſcheinung. Endlich nach wiederholter Probe erklärte der Beſchwörer: der Neffe des Esquires ſey noch am Leben: denn wäre er todt, ſo müßte er ſchon als Geiſt erſchienen ſeyn.

Dann fragte er, ob der junge Menſch niemand zur Bedienung mitgenommen habe, und als der Esquire dieſes bejahte, ſo erkundigte er ſich ſehr genau nach dem Namen dieſes Bedienten. Man gab ihm alle Auskunft, weil der Esquire den Bedienten in ſeinem Hauſe erzogen hatte; und der Beſchwörer fing ſeine Beſchwörung abermals an. Die Donnerſchläge waren dießmal ſtärker, als vorher, und endlich erſchien eine ausgemärkelte Figur in einem blauen bis auf die Füße herabhängenden Hemde: und der Esquire erkannte dieſe Erſcheinung ſofort für den Bedienten ſeines Neffen.

Der Beſchwörer fragte den Geiſt: wo er umgekommen ſey und wo ſein Herr wäre? Er berichtete: daß das Schiff, worauf ſein Herr gefahren wäre, ohnweit der Inſel Madagaſcar geſcheitert ſey; er ſelbſt ſey ſogleich ertrunken, ſein Herr aber ſey an den Strand geworfen und da von den Einwohnern aufgehaſcht und als Sklave an einen vornehmen Mann verkauft worden. Der vornehme Mann hieße ſo und ſo, und wohnte da und da. Aber da dieſer den jungen Mann ſehr liebte, ſo verhindere er ihn, Engliſchen Seefahrern aufzulauern, und durch ſie vielleicht ſeine Freyheit wieder zu erhalten. Hierauf verſchwand der Geiſt, und der Beſchwörer war ferner auch nicht mehr zu ſehen, ſo ſehr auch der Esquire wünſchte, ihn zu belohnen.

Ich blieb noch ſechszehn Monate in England, und hatte alſo das Vergnügen, den jungen Brawe noch zu ſprechen, nachdem er in Madagaſcar von einem Unbekannten, den wir aber gleich an der Beſchreibung für den fremden Geiſterbeſchwörer erkannten, losgekauft worden war. Nach dieſer Zeit habe ich den edlen, ſeltſamen Mann auf meinen Reiſen noch einmal bey einem Huſaren-General angetroffen, der ihn College nannte; und erſt neuerlich fand ich ihn in der Nachbarſchaft bey einem Adelichen, der ſich, wie ich denke und merke, mit ähnlichen geheimen Künſten abgiebt.

Der Fürſt merkte hoch erſtaunt auf alles, was der Oberſte ſagte. Den Mann mögt' ich wohl hier haben, war das Erſte, was der

Fürſt während der ganzen Erzählung hervorbrachte.

Ich will mich bemühen, ihn hieher zu führen, erwiederte der Oberſte, und ging.

Aber, lieber Fläz, fing der Fürſt von neuem an, iſt es denn keine Sünde, die Verſtorbenen zu citiren, und ſie auszufragen?

Nicht in allewege, antwortete Fläz. Denn wenn Verſtorbene fromm gelebt haben, und ſich nachher im Himmel befinden: ſo iſt es ja natürlich, daß ſie uns nichts rathen können, als was gut iſt, und nichts ſagen, als was wahr iſt. Gute Geiſter darf man alſo allerdings fragen. Auch ſagt der heilige Paulus: prüfet die Geiſter! So auch fragte der fromme Tobias den Engel Raphael, und Johannes den großen Engel in der Apokalypſe. Allein böſe Geiſter darf man bey Leibe nicht fragen! Alſo ſündigte Saul, da er durch die Hexe zu Endor den Teufel befragen ließ, der die Geſtalt des heiligen Samuels angenommen hatte. So auch ſündigten die Heiden grob und ſchwer, welche die Orakel fragten, durch die der leidige Satanas ehemals Antwort gab.

Der Fürſt war mit dieſer abgeſchmackten Apologie des Aberglaubens zufrieden, und wartete ſehnlichſt auf die Ankunft des großen Geiſterſehers.

Fünftes Kapitel.

Wer gern tanzet, dem iſt bald gegeiget!

Der Oberſte Gebhard ging, wie man leicht denken kann, nicht weit von Colchis, kam Abends ohne Geräuſch in die Stadt zurück, und begab ſich zu ſeinem Mitverſchwornen, dem Oberkonſiſtorialrath Fläz, bey dem er den Mosjöh Spandenknebel in einem geheimen Zimmerchen antraf. Spandenknebel ſah hoch auf, als er den Oberſten erblickte. Bruder, ſchrie er, tauſend Sapperment, lebſt du denn auch noch? Ich dachte, du wärſt lange aufgeknüpft!

Obriſt: Oho, ſo einen Kerl, wie ich bin, hängt man nicht eher, bis man ihn hat. Doch hievon ein andermal. Jezt habe ich ganz wichtige Dinge mit dir abzureden. Hör' Bruder, getrauſt du dich, ſo eine Spukerey nochmals auszuführen, wie die war, die du mir zu **Wien** dereinſt ausführen halfſt?

Spandenknebel: (lacht) Nicht wahr: wie ich den ſympathetiſchen Doktor machte, und den Grafen von F — — kurirte? Das war ein Hauptſpaß! Mögte wohl gern ſo einen Spuk wieder machen, aber ſage nur, Bruder, wo und wann?

Obriſt: Bey dem hieſigen Fürſten, und zwar unter meiner und des Meynungsrichters **Fläz** Protektion.

Spandenknebel: Ah, dann herzlich gern.

Obriſt: Befürchte du nur nichts: ich und **Fläz** ſtehen dir für alles:!

Den folgenden Tag begab ſich der Oberſte früh zum Fürſten, und meldete ihm, daß der Fremde noch vor Abend eintreffen wolle. Er würde ſchon mitgekommen ſeyn; aber ein groſſes Geſchäfte habe ihn zurück gehalten: denn er habe einem gewiſſen vornehmen Herrn beſtimmen müſſen, wie lange ſein Bruder noch leben könnte.

Fürſt: Kann der Mann das auch?

Obriſt: Allerdings, und aufs genaueſte, ſobald er nur weiß, in welcher Stunde und Minute der Menſch gebohren iſt. Alsdann ſagt er haarſcharf voraus, zu welcher Stunde und an welcher Krankheit man das Zeitliche geſegnen werde. Mir hat er geſtern mein Horoskop auch geſtellt, und nach dieſem werde ich im Jahr 1805 Nachmittags um 4 Uhr 16 Minuten 21½ Sekunde die Welt verlaſſen, und zwar an einem Steckfluß.

Der Fürſt war außerordentlich begierig, den Tauſendkünſtler je eher je lieber zu ſehen, und konnte nicht ſatt werden, mit dem Oberſten von ihm zu ſprechen, welcher ihn aber ſo hinzuhalten wußte, daß er um nicht das Geringſte klüger in den geheimen Künſten ward.

Endlich kam der Kammerdiener gegen Abend, und meldete einen Mann von ganz beſonderer Tracht und Anſehn, der ſchlechterdings mit Seiner Durchlaucht ſelbſt ſprechen wolle. Man habe ihn befragt, was ſein Anbringen ſey; er habe aber geantwortet, daß er nicht gekommen ſey, mit Bedienten, ſondern mit dem Herrn ſelbſt zu reden, und habe erklärt: wenn man ihn nicht ſofort zum Fürſten führen wollte, er gleich wieder Abſchied nehmen würde.

Um Gottes Willen, rief der Fürſt, laſſet das nicht geſchehen! Bringt den Mann gleich, den Augenblick zu mir. Wenn er nur nicht ſchon fort iſt! Geſchwinde, geſchwinde!

Spandenknebel trat ins Zimmer, gerade ſo gekleidet, wie die Aſſeſſoren der Kammer zu Wezlar an Gallatagen, mit einer Allongeperücke, ſtumpfen Schuhen, gewickelten Strümpfen, einer allmächtig-langen Halskrauſe und einem kurzen ſpaniſchen Mantel. Sein Geſicht war blaß und ſeine Augen lagen tief im Kopfe.

Den Fürſten ſchauderte; der Fremde aber trat ganz unbefangen vor ihn. Oberſt Gebhard, ſagte er, hat mir Ihr Verlangen kund gemacht, gnädigſter Herr, mich zu ſprechen, und ich habe geglaubt, daß ich einem frommen Fürſten dieſen Gefallen nicht abſchlagen müßte.

Der Fürſt erſtaunte über dieſes Kompliment noch mehr: denn ſo hatte noch niemand mit ihm geſprochen, indem jeder, der ſich ihm näherte, mit Allerunterthänigſtem Knecht, mit Allerhöchſten Gnaden und Hochfürſtlicher Durchlaucht um ſich warf. Der gute Friedrich Carl wußte nichts weiter heraus zu bringen, als: es iſt mir lieb, mein Herr, Sie zu ſehen.

Spandenknebel: Ich bin nicht gekommen, mich ſehen zu laſſen. Iſt aber das Ihr Zweck geweſen: ſo haben Sie ihn erreicht, und ich kann wieder fort. Meine Geſchäfte ſind ſo beſchaffen, daß ſie mehr Augen des Geiſtes als des Körpers erfodern. Leben Sie wohl!

Fürſt: Bleiben Sie doch, mein Herr, Sie ſollen mir über wichtige Vorfälle Auskunft geben.

Spandenknebel: Das iſt ein anderes! (Sezt ſich ohne geheißen zu ſeyn.) Ich diene gern meinem Nächſten, und beſonders frommen Fürſten.

Der Oberſte mußte nun alles erzählen, was meine Leſer wiſſen. Spandenknebel ſchwieg zu allem bedenklich ſtill. Nachdem aber die lange ſehr umſtändliche Nachricht geendiget war, foderte er das Papier, welches der Geiſt ſollte hergegeben haben. Er betrachtete es lange mit großer Aufmerkſamkeit, machte allerley Grimaſſen, ſtand auf, hielt es gegen das Licht, rief endlich wie in Entzückung aus: Ja, bey dem unerforſchlichen Gott und bey allen Regenten der himmliſchen Körper, die in unermeßlichen Bahnen den unendlichen Raum durchſtreichen, dieſes Papier iſt von jenem heiligen Papier, worauf die myſtiſchen Bücher des groſſen Oſymandias *) geſchrieben waren, die nur die Kinder des Lichts verſtunden! Auf ſolches Papier ſchrieb Chriſtus, der Herr, ſeinen Brief an den Abgarus, König von Edeſſa, und auf ſolches Papier ſchreiben die Geiſter der andern Welt, um ihre irdiſchen Freunde zu benachrichtigen.

Fürſt: Aber, mein Gott, es ſieht ja nichts darauf!

Spandenknebel: Nichts? Freilich für Sie nichts, aber deſto mehr für mich, mein Gnädigſter! Nur Geduld! (Er zieht eine Büchſe aus der Taſche, und nimmt ein Stück Leinwand von allerhand Farben heraus.) Sehen Sie, das iſt ein Stück jenes Leinwands, den die heilige Jungfrau ſpann, als ſie mit unſerm Herrgott ſchwanger ging. Geben Sie Acht! (Er fährt über das Papier dreymal her und ſpricht dazu: in nomine patris et filii et ſpiritus ſancti, ut et in

---

*) Oſymandias, einer der alten Könige von Aegypten, ſoll eine große Bibliothek gehabt haben. Aber ſeine Bücher waren wenigſtens nicht auf Papier geſchrieben.

nomine ſpirituum aſtralium, tetragrammaton, aſtaroth, abracadabra.) Jezt ſehen Sie her, mein Gnädigſter!

Der Fürſt ſah hin, und erblickte auf dem Papier das Wappen von Colchis, welches ganz genau gezeichnet war: doch war die Stellung der beyden Schlangen, welche in dem wirklichen Geſchlechts-Wappen die Köpfe auswärts kehrten, in der Figur auf dem Papier verändert: denn die eine Schlange ſchien zu fliehen, und die andre ſchien die erſte mit aufgeſperrtem Schlunde freſſen zu wollen.

Ach, ſchrie der Fürſt, was ſehe ich! Was will das bedeuten?

Spandenknebel nahm die magiſche Figur, ging einigemal im Zimmer herum: endlich blieb er vor dem Fürſten ſtehen, und ſprach mit feierlicher Stimme: Großer Fürſt, ich kenne Ihre Familie, Ihre Verwandtſchaft, Ihre Lage ganz und gar nicht. Aber dieſe Figur, gezeichnet von Geiſter-Händen, lehrt mich, daß eine große Revolution in der Regierung bevorſteht, und daß ſelbſt ein Sprößling dieſes fürſtlichen Hauſes die Hauptrolle dabey ſpielen wird. Mehr kann, mehr darf ich nicht ſagen.

Alle Bitten des Fürſten, womit der Oberſte Gebhard zum Schein auch ſeine Inſtanzen verband, waren vergebens, und Spandenknebel drohte ſogar, daß, wenn man weiter in ihn dringen würde, er ſich ſogleich vom fürſtlichen Hofe entfernen wolle. Das ſchreckte den Fürſten und er verſchonte den Gaukler mit mehrern Fragen.

Wie leicht ſollte es dem guten Herrn geworden ſeyn, den Betrug zu entdecken, wenn er nicht ſo ganz unwiſſend in allen Kenntniſſen geweſen wäre. Denn das Wappen mit den Schlangen, war mit einer magiſchen Farbe von den Betrügern zum voraus auf das Papier gemahlt worden, und war hernach durch ein magiſches Pulver, womit ſie die Leinwand getränkt hatten, ſichtbar geworden. Hierin beſtand das ganze Geheimniß, welches dem Fürſten als ein wirkliches Wunderwerk vorkam. —

Kann ich denn, fing der Fürſt abends nach der Tafel ganz vertraut an, gar keine weitere Aufklärung über dieſe wunderbare Figur erlangen?

Spandenknebel ſchwieg lange. Endlich hub er an, folgendermaßen zu reden: Wer von Geiſtern etwas erfahren will, muß erſt des Umgangs der Geiſter würdig ſeyn. Ich weiß, daß Sie, mein Gnädigſter, ein frommer und rechtgläubiger Regent ſind: aber die Frömmigkeit und die Rechtgläubigkeit ſind noch nicht hinreichend, der Belehrung höherer Weſen gewürdigt zu werden. Bereiten Sie ſich ſieben Tage, durch Faſten und Beten dazu vor, und befolgen Sie meine Vorſchriften aufs pünktlichſte. Alsdann will ich mich bemühen, Geiſter herbey zu rufen, welche Ihre Neugierde befriedigen ſollen. Aber, aber — ich befürchte, daß Sie, mein Gnädigſter, mehr hören werden, als zur bloßen Befriedigung der Neugierde dienen mögte.

Fürſt: Wie verſtehn Sie das?

Spandenk. Ich befürchte, daß Ihrem Fürſtenthron ein großes Unglück bevorſteht. Doch da der Geiſt Ihnen dieſes ſelbſt zu erkennen giebt, ſo wird er gewiß auch die Mittel angeben, das große Unglück abzuwenden, das über Ihrem Haupte zu ſchweben ſcheint.

Der Fürſt verſprach, wie natürlich, alles zu erfüllen, was der große Weiſe vorſchreiben würde, doch wünſchte er vorher zu wiſſen, wer denn eigentlich dieſer groſſe Mann wäre. **Spandenknebel** fand aber nicht für gut, ihm dieſes zu eröffnen, und fertigte ihn kurz mit den Worten ab: Mein Name, mein Vaterland und meine Geſchichte thun nichts zur Sache. Ich bin ein ehrlicher Mann und ein Vertrauter höherer Mächte.

Fürſt: Aber noch eine Frage! Warum tragen Sie ſo ſeltſame Kleidung?

Spandenk. Die trage ich meinem Freund zu Ehren, der ſie ehemals in allen ſeinen Staaten einführte. Kaiſer **Carl der Fünfte** führte die Spaniſche Tracht aller Orten ein; und zu ſeinem Andenken trage ich ſie noch. Er hat mich 1522 vom Tode errettet: da man mir Hexerey Schuld gab, und er hat mich ſeit der Zeit mit ſeiner Freundſchaft beglücket.

Fürſt: Ums Himmelswillen, Sie haben **Carl den Fünften** gekannt?

Spandenk. (lächelt) O, auch wohl **Carl den Erſten**, welcher 814 ſtarb. Doch, ich darf mich nicht weiter erklären.

Nun ſtieg die Bewunderung über den Tauſendkünſtler bey dem betrogenen Fürſten aufs höchſte. Er ſah ihn als ein Weſen höherer Natur an, ſo wie's alle Kurzſichtigen machen. Niemals hätte man aus Jeſus einen Sohn Gottes und aus den Apoſteln inſpirirte Perſonen gemacht, wenn man eines Theils minder leichtgläubig geweſen wäre, und andern Theils die Kräfte der Natur beſſer gekannt hätte.

Sechſtes Kapitel.

Die Geiſter.

Der Fürſt bereitete ſich zu dem bevorſtehenden Geiſter-Geſicht nach der Vorſchrift des Tauſendkünſtlers aufs allergenaueſte vor. Fläz mußte immer um ihn ſeyn, um ihm ſein Erkänntniß zu ſtärken, und ſein Gewiſſen zu beruhigen. Dieſer machte, wie ſich denken läßt, des Fürſten Ehrfurcht gegen Spandenknebel noch größer, indem er ihm zu verſtehen gab, daß der wunderbare Menſch gar der ewige Jude ſeyn mögte. *)

---

*) Ein gewiſſer Profeſſor zu Gießen bringt in der Kirchengeſchichte allemal eine ganze Stunde über den ewigen Juden hin, und heißt darum auch — der ewige Jude.

Früh wurde knieend der Morgenſegen gebetet, dann beichtete der Fürſt und genoß das Abendmahl. Hierauf hielt **Fläz** eine Erbauungsſtunde aus **Jakob Böhms** Aurora, und ſuchte nichts eifriger, als dem ſchwachen Fürſten alles, was Vernunft und vernünftig heißt, in jeder Rückſicht recht verhaßt zu machen. Prinz **Moritz** und **Müller** zogen hiebey immer den Kürzern. — Wenn der Fürſt einen unwiderſtehlichen Hunger ſpührte, ſo wurde ihm erlaubt, eine Semmel zu eſſen. Darauf wurde wieder gebetet, und gegen Abend bekam er etwas Wein zu trinken, der aber ſtark mit Opium vermiſcht war. —

So mußte denn alle Beſinnungskraft des Fürſten vollends zu Grunde gehen. **Spandenknebel**, der Oberſte **Gebhard** und der Opinionsrichter **Fläz** erzählten ihm obendrein die ſeltſamſten Wundergeſchichten von Hexen, Geſpenſtern, Teufeln, Koboldeu und dergleichen, ſo daß er endlich all das Zeug für ein Evangelium hielt.

Indeſſen war der Profeſſor **Müller** früher, als man ihn erwartete, nach **Colchis** zurückgekommen. Die Gemahlin des Prinzen **Mo-**

ritz hatte ſich gebeſſert, und dieſer, der den Unfug jener Herren erfahren hatte, ſorgte dafür, daß Müller je eher je lieber wiederum ſeinen Bruder, den Fürſten, ſeyn möchte. Müller blieb die Nacht im Gaſthofe, und wollte eben des andern Tags zum Fürſten gehen, als ihm auf Betrieb der Fimmerlinge, die von ſeiner Ankunft gehört hatten, folgende Kabinetsorder eingehändigt wurde:

„Dem Profeſſor Müller wird aufgegeben, ſich angeſichts dieſes ſogleich aus unſerer Reſidenz zu packen, und bey Vermeidung einer groſſen Strafe niemals dahin zurück zu kommen, weil wir nicht willens ſind, daß wir oder unſere getreuen Unterthanen von den verfluchten Grundſätzen eines Menſchen angeſteckt werden ſollen, der ein Atheiſt, Naturaliſt, Freygeiſt, Deiſt, Socinianer und Anabaptiſte iſt. Gegeben Colchis den 9ten Nov. 17 —

Friedrich Carl mpria.
Vt Krazius secr.

Müller ärgerte ſich nur, daß er nun auſſer Aktivität geſezt war, das Gute öffentlich fördern zu helfen; doch mußte er lachen über den

Schluſs des Hochfürſtlichen Befehls, worin ihm ſo ſehr widerſprechende Ketzernamen gegeben wurden.*) — Müller zog zurück zum Prinzen Moritz, und dieſer ſchüttelte den Kopf nicht wenig.

Endlich nach vielem Faſten, Beten, Beichten und Kommunieiren kam der Tag, woran das große Werk der Geiſtercitation vorwärts gehen ſollte. Der Fürſt hatte allerdings richtig gefaſtet; aber Fläz und Gebhard nur dem Scheine nach: denn ins Geheim praßten ſie und lachten den Popanz von Fürſten noch obendrein aus, wie's denn auch an andern Höfen zu gehen pflegt.

An dem entſcheidenden Tage wurde das Zimmer des Kammerdieners — denn da ſollte der Spektakel vor ſich gehen — mit allerhand magiſchen Hieroglyphen bemahlt, und ein Altar an die Seite hingeſtellt. Der Oberſte und Spandenknebel brachten den ganzen Tag in dieſem Zimmer mit Zubereitungen zu, indeſſ Fläz mit dem Fürſten im Cabinet bleiben und beten mußte. Abends durfte der Fürſt gar nichts eſſen, doch wurden ihm einige Gläſer Wein erlaubt, worin man ein Extrakt von Belladonna gemiſcht hatte, um ſeine Sinne zu verwirren, damit er ja keinen Betrug merken mögte.

---

*) Dieſe Beſchuldigung konnte man dem Fürſten zu Folchis zu Gute halten; wenn aber ein Piderit, von Caſſel, dem verſtorbenen Doktor Semler den Namen eines Socinianers, und Arianers zugleich gab: ſo muß Piderit ein ſehr unwiſſender Menſch geweſen ſeyn, der den himmelweiten Unterſchied dieſer Ketzer von einander nicht einſah.

Endlich kam Spandenknebel, und zeigte an, daß nun der Augenblick ſich nähere, wo die Herbeyrufung des Geiſtes geſchehen müße, denn die Conſtellation des Saturnus und der Venus ſey vor der Hand u. ſ. w.

Welchen Geiſt wollen Sie denn citiren? fragte der Fürſt ängſtlich.

Spandenk. Den Geiſt Ihres Ahnherrn nicht: denn dieſer iſt im Kloſter geſtorben, und ein Heiliger. Aber ich werde einige Aſtralgeiſter herbeyrufen, welche uns gewiß Auskunft über das Geheimniß geben werden.

Hierauf gingen der Fürſt, Spandenknebel, Gebhard und Fläz ins Geiſterzimmer. Spandenknebel machte einen Kreis um ſeine drey Zuſchauer, und verbot ihnen bey allem, was ihnen lieb wäre, aus demſelben heraus zu gehen. Er ſelbſt ſtellte ſich an den Altar, worauf zwey blaue und eine grüne Lampe ſchimmerten, und begann die Beſchwörung aus einem blauen Buche. Nach einigen Minuten ertönte das ganze Schloß von anhaltendem Donner, welcher aber immer abnahm, und endlich zu einem leiſen Gepolter herabſank.

Der Geiſterbanner, ſo ſehr der Fürſt auch zitterte, ließ ſich nicht irre machen, ſondern ſezte ſeine Beſchwörung immer fort, doch jezt aus einem rothen Buche. Nachher ergriff er ein ſchwarzes. Nachdem er einige Zeilen daraus hergemurmelt hatte, erloſchen die Lichter auf dem Altar plözlich, die Wandleuchter aber zündeten ſich von ſelbſt an, und auf einen ganz entſezlichen Donnerknall erfolgte eine Todtenſtille. Der Geiſterbanner hob ſeine Hände gen Himmel, und verſtummte mit forſchender Miene.

Auf einmal ſtiegen zwey kleine Flämmchen aus dem Fußboden empor zwiſchen dem Geiſterbanner und dem Kreis, worin der Fürſt zitternd und bebend, Gebhard aber und Fläz ganz ruhig ſtanden. Beyde Flämmchen wurden immer größer und größer, und verwandelten ſich endlich in zwey ſchöne Knaben, wovon der eine den Geiſterbanner fragte: Was willſt du von uns? Warum ſtöhrſt du uns in unſerer Ruhe?

Ihr ſollt, antwortete Spandenknebel, mir erklären, was hier auf dieſer Zeichnung die Schlange bedeutet, welche die andere zu freſſen droht.

Wenn ein Fürſt, erwiederte der Knabe, den Rath der Weiſen und der Frommen verläßt, den Spöttern und Aufklärern ſein Ohr leiht und die Philoſophen und Freygeiſter hört: dann läuft er Gefahr, ſeinen Thron und ſeine Freyheit, ja, gar ſein Leben zu verlieren. Dieß iſt die Deutung der Schlange. Mehr darf ich nicht ſagen.

Kaum hatte der Knabe zu reden aufgehört, ſo geſchah ein ganz fürchterlicher Schlag, wie wenn das Schloß hätte wollen zuſammenſtürzen. Die Knaben verſchwanden, die Lampen auf dem Altar zündeten ſich wieder an, und auf der Stelle, wo vorher die Knaben geſtanden waren, ſahe man jezt einen geharniſchten Ritter.

Mit einer Donnerſtimme redete dieſer den Geiſterbanner alſo an: Menſch, vergiſſeſt du der Vorſchrift der Weisheit, und rufſt Geiſter aus den aſtraliſchen Wohnungen, um Dinge zu erforſchen, welche ſchon dein eigner Verſtand dir hätte erklären können? Schäme dich, und fürchte dich vor Beſtrafung, wenn es je wieder geſchieht!

Hierauf wendete er ſich zum Fürſten: Friedrich Carl, ſagte er, theurer, vortreflicher Sprößling meines Stammes, ſiehe in mir deinen Ahnherrn Gregorius, der um Gottes und Jeſu Willen mit dem groſſen Kaiſer Conrad dem Dritten, Anno 1148 ins heilige Land zog, und da in die Hände der Ungläubigen fiel, woraus ihn aber ein Engel des Herrn in Geſtalt eines Löwen errettete. Nach meinem ſeligen Tode erſchien ich immer in dieſem Schloſſe, wenn meinen Stammfolgern ein groſſes Unglück bevorſtand. Dir ſteht jezt das gröſte bevor, theurer Nachkömmling! Du lebſt und regierſt, und dein leiblicher Bruder — Ach, daß ich es ſagen muß! — dein Bruder ſucht dich zu ſtürzen. Er will dich durch falſchen Rath verführen, deine treuen Diener von dir entfernen, ſeine Creaturen dafür einſtellen, die Stütze des Staats, die Religion, untergraben, und die Freygeiſterey einführen. Dann will er dich der Regierung unfähig erklären, deinen Thron ſelbſt beſteigen und dich in einem Gefängniß deine ſorgenloſe Gutmüthigkeit beweinen laſſen. Hüte dich und ſey aufmerkſam. Ich werde, wenn's Noth thut, dich mit Rath und That nicht verlaſſen.

Als der Geiſt dieſes geſagt hatte, erloſchen die Lichter abermals, und das Geſpenſt verſchwand mit einem fürchterlich=erſchütternden Knall.

Todtenblaß ſtand der Fürſt im Kreiſe, unterſtützt von Fläz und Gebhard. Der Geiſterſeher ergriff ſeine Bücher, trat zum Fürſten, nahm ihn ſtillſchweigend bey der Hand, und führte ihn in ſein Kabinet. Fläz und der Oberſte folgten.

Sie haben, fing der Geiſterſeher an, nun von Ihrem Vetter gehört, was ich Ihnen nicht getraute zu eröffnen, ſo deutlich ich alles dieſes an der magiſchen Figur auf dem heiligen Papiere auch ſah.

Fürſt: Aber, mein Himmel, ſollte es möglich ſeyn, ſollte mein Bruder Moritz —

Spandenk. Noch iſt Ihr Bruder kein Böſewicht; noch denkt er nicht daran, Sie Ihres Thrones zu berauben. Aber mit der Zeit wird er das alle thun. Er wird Ihr Rathgeber ſeyn; und da er, wie leider bekannt iſt, freygeiſteriſche Grundſätze hegt, und ſogar mit dem

Höllenrüden zu Halle, dem Doktor Bahrdt m Briefwechſel ſteht *) und den Erznaturaliſten Müller um ſich hat: ſo wird er Ihnen, Fürſt, uch ſolche Geſinnungen beyzubringen ſuchen. Sie aber, mein Gnädigſter, als ein Herr, der en König aller Könige und den Herrn aller Heren fürchtet und ehret, Sie, ſage ich, werden Gott gehorchen, die Religion erhalten und Chriſti Diener ſchützen und ſchirmen. Darüber wird er Prinz zürnen, der Teufel wird zuſchüren, nd die böſen Rathgeber werden Tag und Nacht icht ruhen, bis ſie den Prinzen ins Netz des Satans führen. Und ſo kann und wird, wenn eine Vorkehrungen getroffen werden, die ſchreckiche Wahrſagung ihres Ahnherrn endlich wahr werden.

Der Fürſt gab dem Geiſterbanner recht, und ſläz ermangelte nicht, eine Rede über den

---

*) Die Briefe des Prinzen Moritz an D. Bahrdt finden ſich jedoch nicht in der Sammlung, die Herr Pott zu Leipzig herausgegeben hat. Man iſt Hn. Pott allerdings Verbindlichkeit ſchuldig, daß er ſo manche intereſſante Briefe bekannt gemacht hat; aber die Art, wie Hr. Pott zu dieſen Briefen gekommen iſt, und wie er ſich gegen den verſtorbenen Doktor und deſſen Familie benommen hat, verdient allerdings eine ſcharfe Rüge: und dieſe ſoll ihm werden, ſobald ich Zeit dazu haben werde.

nothwendigen Zuſammenhang der Religion mit der Ruhe der Fürſten und dem Glück der Völker zu halten, welche wir mittheilen würden, wenn uns Herr Aloyſius Hofmann — den Gott ſelig haben wolle! — den Exleutnant Göchhauſen zu Eiſenach und die Eudämoniſten dieſer Mühe nicht rühmlichſt überhoben hätten.

Siebentes Kapitel.

Die Obſkuranten.

Daß der Sekretär Schneller, wenigſtens als Rathgeber, nicht die lezte Rolle bey der Geiſter-Erſcheinung geſpielt habe, vermuthen meine Leſer gewiß aus dem, was ich am Ende des erſten Theils dieſer Annalen von ihm gemeldet habe. Schneller war ein heller Kopf, aber auch helle Köpfe ſpielen die Obſkuranten, ſobald es ihr Vortheil mit ſich bringt. Es gehört ſchon Seelenſtärke und Kraft, oder Enthuſiasmus dazu, ſeinen guten Grundſätzen überall gemäß zu handeln, wenn unſer Vortheil ſich dagegen auflehnt. *)

Ein Mann von ſolcher Stärke war Schneller, und ſeine Verbündeten nicht: ſie betrogen ihres Vortheils wegen wo und wie es ging, und machten Andern ein Blendwerk, von

---

*) Der Verfaſſer kennt einen gewiſſen Gelehrten, welcher ſonſt über Erbadel weidlich ſchimpfte, und ſogar in einer periodiſchen Schrift, die er damals herausgab, die aber ſchon längſt aufgehört hat, recht derb gegen den Adel zu Felde zog, hernach aber, als er Hoffnung hatte, der Vetter eines Edelmanns zu werden, flugs einlenkte und dem Adel eine Lobrede hielt. Alle Klugen lachten zwar, und die Spötter machten ſich luſtig darüber: aber der Ehrenmann kümmerte ſich nichts darum, mag ſich aber jezt doch ärgern, da die gute Ausſicht, durch die Verheirathung ſeiner Nichte in ein adeliches Geſchlecht zu kommen, nun verſperrt worden iſt.

Auch kennt der Verfaſſer einen andern Mann, der über Bedrückung der ärmern Bürgerklaſſe durch Aufkauf des Brodkorns Klage führte, hernach aber, ſobald es ihm Vortheil brachte, ſich ſelbſt zu dieſer Accaparation gebrauchen ließ.

Noch einen kennt der Verfaſſer, der zur Förderung des Vernunft-Reichs philoſophiſche Jahrbücher herausgab, aber ſelbſt theologiſche Unvernunft mit unterlaufen ließ, um nur die Jahrbücher auch Orthodoxen in die Hände zu ſpielen und dadurch ihren Abſatz zugleich mit zu fördern. — So geht es in der Welt: lucri odor bonus ex re qualibet! Daher kann der Verfaſſer — an ſolchen Leuten — das Sittenpredigen auch nicht leiden, eingedenk des ſchönen Spruchs des Juvenalis:

Loripedem rectus derideat, aethiopem albus.
Quis tulerit Gracchos de ſeditione querentes?

deſſen Ungrund und Falſchheit ſie ſelbſt nur zu gut überzeugt waren.

Schneller alſo, bevor er damals nach Schilda zurückkehrte, rieth dem Opinionsrichter Fläz und dem Oberſten Gebhard, dem Fürſten von Zeit zu Zeit Erſcheinungen ſehen zu laſſen; und dieſe Herren befolgten das ſo pünktlich, daß das Zutrauen des Fürſten zu ihnen alle Tage zunahm. Dieß ging endlich ſo weit, daß er ſich eidlich verpflichten ließ, ihnen und ihren Verfügungen immer und überall zu folgen, vorzüglich in Angelegenheiten der Religion.

Der alte Superintendent ſtarb um dieſe Zeit, und Fläz, der an deſſen Stelle kam, ward gar Direktor des Conſiſtoriums, und hatte den größten Einfluß auf alle geiſtlichen Geſchäfte, jezt auch vermöge ſeines Poſtens.

Von undenklichen Zeiten war große Finſterniß im ganzen Lande geweſen: denn die Perſonen in Aemtern waren meiſt Landeskinder, die alle zu Schilda ſtudiert hatten, weil es keinem Einländer erlaubt war, eine ausländiſche Univerſität zu beziehen. Es dachten daher alle, in allen Fächern gleich, das heißt, ſie dachten, wie man in Schilda dachte.

Vormals hielt man aber auch in Schilda doch noch auf etwas Litteratur, ich meyne, man lernte doch noch das alte Syſtem. Die Theologen verſtanden ſo viel Griechiſch und Hebräiſch, daß ſie ihre Bibel nothdürftig dollmetſchen konnten. In der Kirchengeſchichte wußten ſie wenigſtens die Namen der ſogenannten allgemeinen Concilien, die Namen und die Irrthümer der Hauptketzer; ſie wußten, daß Hieronymus ein Mönch war, daß Cyprian in Carthago, Auguſtin in Hippo und Ambroſius in Mailand Biſchof geweſen iſt; daß D. Luther 1517 gegen Tetzel predigte; daß P. Alexander VI. gar viel heilloſe Dinge betrieben hat u. ſ. w.

So wenig wahre Gelehrſamkeit aber auch in ſolchen Sachen zu finden war, und ſo ungeſchickt eine Lernerey dieſer Art auch ſeyn mogte, den Verſtand und das Herz zu nähren, ſo wurde doch was gelernt. Die Herren gewohnten ſich dabey ans Sitzen und ans Leſen, und ſo geſchah es, obgleich auch ſelten, daß ſich ein guter Kopf entweder von ſelbſt aufhellte, oder auf ein gutes Buch fiel, wodurch ihm die Augen aufgingen.

Freilich, nachdem Profeſſor Schmid zu Schilda hatte müſſen Abſchied nehmen, wurde der alte Doktor Schleidan aus Furcht, verketzert zu werden und ſeinen Poſten zu verlieren, ſo orthodox und zugleich ſo dunkel, daß ihn keine Seele, und er ſich ſelbſt nicht mehr verſtehen konnte. Er ſalbaderte ins Gelag hinein, weil er den alten Wuſt der ſymboliſchen Bücher im Herzen verlachte, und doch ſeine beſſern freyen Einſichten vorzutragen ſich nicht getraute. Daher ließen ihn auch die Schildaer theologiſche Studenten laufen, und lernten weniger. Schleidan war deſſen zufrieden, denn ſeine Beſoldung blieb ihm dennoch, und er legte ſich auf Dinge, die mit der Theologie ganz ungleichartig waren.

Die andern Profeſſoren der Theologie waren arme Schlucker, gerade wie ihr College, der geweſene Paſtor Silander. Sie laſen alles vom Heft, und zwar ſo langſam, daß ihre Zuhörer alles von Wort zu Wort nachſchreiben konnten. Die Studenten ſchrieben auch alles ſein nach, und ſtunden in dem Gedanken, daß ſie ſtudiert hätten, wenn ihre Hefte hübſch komplet wären. Die Aermern ſchrieben ſie ſelbſt, die Reichern aber ließen ſie, nach andern, von Unterofficieren und Soldaten ſchreiben. Der Sudel wurde hernach eingebunden, und aufs Bücherbret hingeſtellt, ohne daß ihn jemand nachgeleſen hätte: das ſollte erſt in den Kandidaten-Jahren geſchehen!

Bey den Juriſten ging es nicht beſſer. Einige Herren hatten den jungen Leuten das Studium der Rechte recht leicht gemacht, Syſteme geſchmiedet und ſie beredet, daß man nun Corpus Juris und Dekretalen und Landrecht und alles entbehren könnte. Litteratur war vollends außer Mode: denn wer wollte die alten Rechtshengſte, wie ſich ein gewiſſer Herr gar zierlich ausdrückte, dem Namen nach kennen lernen, da keine Seele weiter daran dachte, von ihren Schriften Gebrauch zu machen!

Das Studium der Medicin war in noch kläglichern Umſtänden. Jeder Profeſſor hatte ſein eigen therapeutiſches Syſtem, welches er in ſeinen Vorleſungen allein vorzutragen und zu behaupten ſich bemühte. Daher waren die Studenten der Medicin in gewiſſe Sekten eingetheilt, und vernachläßigten, als überflüßig und unnütz, die Anatomie, Phyſiologie, Chemie, Botanik, Phyſik und alle Hülfswiſſenſchaften einer Kunſt, die recht nützlich und heilſam werden könnte, wenn einmal die groſſen Herren anfangen wollten, ihre große Charlatanerieen fahren zu laſſen.

Bey ſo bewandten Umſtänden denkt jeder ſchon für ſich, daß die Philoſophie, Sprachkunde, Geſchichte, Mathematik, und die übrigen Fächer mit einander vernachläſſigt wurden. Sie gehörten ja nicht eigentlich zu den Brodwiſſenſchaften, und waren folglich entbehrlich!

Die Profeſſoren dieſer Wiſſenſchaften bekümmerten ſich auch wenig darum, und ſuchten ihre Zeit nützlicher für ihren Beutel anzuwenden. Einer ſchrieb Romane, ein anderer überſetzte allen Sudel aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen, ein dritter veranſtaltete Bälle und Luſtpartieen. Der Profeſſor der Phyſik machte den Schichtſchreiber bey einem Steinkohlenwerk, und der Profeſſor der Naturgeſchichte kaufte ſich ein Landgut und mäſtete Gänſe. Einige ſpeiſten Studenten, und der Profeſſor Eloquentiâ ward gar akademiſcher Schnapps=Deſtillateur.

Der Sekretär Schneller meldete dieß Weſen den Obſkuranten zu Colchis, und ſchloß ſeinen Brief mit den Worten:

„Ich hoffe, wir werden nun bald im Stande ſeyn, wie den Fürſten, ſo das ganze Land zu regieren, wie wir wollen. Wenn nur erſt lauter Ignoranten und Querköpfe in den Aemtern ſitzen, dann kann uns kein Teufel mehr ſchaden, weil das Intereſſe eines jeden es fodert, daß er ſich an uns ſchmiege, und nach unſrer Pfeife tanze. Geſezt dann auch, daß unſer Friedrich Carl abführe, und Moritz Herr würde, ſo wird der doch nicht im Stande ſeyn, ſo einen ganzen Stall voll Eſel zu reformiren: er wird folgen und nachgeben müſſen, und es wird ihm gehen, wie einem braven Obriſten eines Craißregiments, der mit all ſeiner Geſchicklichkeit und gutem Willen doch nicht einmal im Stande iſt, die Misbräuche der Corporale zu verbeſſern, geſchweige die der Offiziere. Alſo meine Herren, nur meine Abſichten ſekundirt, und ich ſtehe Ihnen für den beſten Erfolg. Sagen Sie zu eben dem Ende dem Herrn Geheimerath

Lanz, er ſolle nicht mehr ſo naſeweis ſeyn, und die Juriſten im Examen abweiſen, wenn ſie nicht wiſſen was Concurs der Gläubiger iſt, oder wenn ſie den processum ordinarium von dem ſummario nicht unterſcheiden können. Genug wenn nur der Ignorant in irgend einem Collegium nach unſerer Pfeiffe tanzt! Ob er weiß, wo man L. 4 ff. de tab. hereit. oder L. 3 C. de rei vind. zu ſuchen habe, ob im Eulenſpiegel oder in Seilers Catechiſmus: daran liegt gar nichts! Gehorſam iſt beſſer denn Opfer: das merken Sie ſich; und unwiſſende Menſchenkinder ſind allemal lenkſamer und nachgiebiger, als einſichtige, taktfeſte Männer. Eben darum mögt' ich beynahe auch rathen, bey Concurrenzen zu wichtigen Poſten jeden Adlichen auch dem geſchickteſten Bürgerlichen vorzuziehen. Hiemit Gott befohlen!"

So wie Schneller dachte, denkt auch mancher Präſident, und manches Collegium. Oft wird ein verdienſtvoller Mann zurückgeſezt, nicht gerade allemal aus Haß, ſondern damit er die Herren nicht überſehe. Auch mancher Flachkopf wird angebracht, nicht aus Gunſt, ſondern weil man merkt oder hofft, daß er zu allem Ja ſagen, und niemals widerſprechen werde.

Achtes Kapitel.

Schildaer Maßſtab der Gelehrſamkeit und des Verdienſtes zum akademiſchen Lehramt.

Der Fürſt zu Colchis hatte, ſo unglaublich dieß auch ſcheinen mag, einen eignen Dünkel, welchen die Eudämoniſten mit all ihrer Kunſt ihm nicht aus dem Kopf bringen konnten. Er wollte mit Gewalt ein Mecänas, ein Beſchützer der Gelehrſamkeit ſeyn — nicht als wenn er wirklich die Gelehrſamkeit geſchätzt oder ihren Nutzen für den Staat eingeſehen hätte: denn um dieſes zu können, muß man ſelbſt Kenner ſeyn, wie ein Friedrich II. Nein, er wollte blos einen großen Namen haben, wollte berühmt ſeyn, und in der Geſchichte des Tages und in den Muſenalmanachen glänzen. *) Und da

---

*) Geſchichte des Tages muß von dem Archiv der menſchlichen Begebenheiten gar ſehr unterſchieden werden: denn nur dieß nennen wir Geſchichte im eigentlichen Verſtande. Jene lobt und preiſet oft einen Helden, welcher dereinſt in dem Archiv nichts als Schande und Spott zu erwarten hat.

hatte er denn ſo gehört, daß der kürzeſte Weg dazu ſey, wenn man den Gelehrten günſtig ſey, ſie ins Land ziehe, beſolde und dergleichen. Eine Schwachheit, die vielen Fürſten und Herren anhängt, und die der Gelehrſamkeit mehr ſchadet als nüzt.

Die Herren, welche den Fürſten von Colchis umgaben, hatten das Herz nicht, ihm die Protektion der Gelehrten auszureden, um nicht dieſen oder jenen zum öffentlichen Satyriſiren über ſie aufzubringen; doch aber wünſchten ſie, daß wenigſtens die vornehmſten Stellen, welche der Fürſt mit fremden Geiſtern beſezt haben wollte, auch mit Anhängern von ihrer Klicke beſezt würden. Nun trug es ſich zu, daß ein Profeſſor zu Schilda ſtarb; und da der Fürſt dieſes wie im Vorbeygehen hörte, ſo fiel es ihm ein, daß ihm ſchon ehemals ein gewiſſer ſehr armer Mann als ein Hauptgelehrter war empfohlen worden, und er beſchloß auf der Stelle, denſelben berufen und nach Schilda verſetzen zu laſſen.

Fläz, der Präſident, und die andern Herren hatten nichts dawider, daß dem Sekretär Schneller zu Schilda aufgetragen wurde, an den Doktor zu ſchreiben, und ihn um die Annahme der Schildaer Profeſſur zu bitten. Schneller erhielt das Schreiben, aber er hätte raſen mögen, als er es las: er ſtampfte mit dem Fuße, und rief einmal übers andre: verflucht! verdammt! Sind denn die Leute gar des Teufels? — Er hatte nämlich im Sinn, ſeinen Freund Lipps, bisherigen Pfarrer zu Rübenhauſen, als Profeſſor nach Schilda zu bringen, und ſah nun ſeinen Plan vereitelt.

Aber ein erfinderiſcher Kopf weiß immer Auswege! Schneller alſo begab ſich nach Colchis, und wurde auf ſein Anſuchen zur Audienz bey dem Fürſten vorgelaſſen.

Ihre Durchlaucht, ſagte er, haben Allergnädigſt geruhet, den Doktor zu Ingeln zur Profeſſur nach Schilda zu berufen: dieſes zeugt von der hohen Protektion Höchſtderoſelben gegen würdige und verdiente Gelehrte.

Fürſt: Nicht wahr, Sekretär: der Doktor iſt 'n gelehrter Mann?

Schneller: Ich habe an des Doktors Gelehrſamkeit ganz und gar nichts auszuſetzen, au contraire, ich kenne ihn ſelbſt als einen ſehr einſichtigen Mann, der in allen Fächern der Wiſſenſchaften rühmlich bewandert iſt, aber — (**Schneller** ſtockt und zuckt die Achſeln.)

Fürſt: Aber? — Was will Er damit ſagen, Sekretär?

Schneller: Daß ein Poſten auf der berühmten hochfürſtlichen Univerſität *Schilda* wohl verdiene, daß Ew. Durchlaucht nicht gleich jeden Gelehrten von Verdienſt, ſondern den mehr verdienten berufen mögten.

Fürſt: à la bonne heure! Aber wo und wie ſollen wir einen beſſern und gelehrtern kennen lernen?

Schneller: Den höhern oder niedrigern Grad der Verdienſte *deutſcher* Gelehrten kennen zu lernen, iſt jezt ſehr leicht!

Fürſt: Mögte wohl dieſe Kunſt verſtehen!

Schneller: Da ein Gelehrter immer um ſo mehr Verdienſt erwirbt, je mehr er Bücher ſchreibt, und da wir dieſes gar leicht aus *Meuſels gelehrtem Deutſchland* ſehen können; ſo enthält dieſes Werk das ſicherſte Mittel, das Verdienſt deutſcher Gelehrten ordentlich auszumeſſen.

Fürſt: So? Hat denn der Dokter nicht auch Bücher gemacht?

Schneller: O ja, aber nur zwey! Belieben Ihre Durchlaucht hier nur zu zuſehen! (Er zeigt den Artikel des Doktors im gelehrten Deutſchland.)

Fürſt: Das iſt freylich nicht viel!

Schneller: Nun ſehen Ihre Durchlaucht hieher! (Er zeigt den Artikel des Herrn Paſtors Lipps, welcher netto 32 Bücher geſchrieben hatte.)

Fürſt: Ah, das iſt ein ganz andrer Artikel!

Schneller: Und dieſer hochberühmte Mann würde ſich leicht entſchließen, durch ſeine Verdienſte unſre Univerſität zu zieren, wenn Ew. Durchlaucht geruhen wollten —

Fürſt: Ja, ja, Sekretär, ich geruhe, ich geruhe! Man ſchicke nur dem Lipps die Vokation, und mache ihn in Gottes Namen zum Profeſſor! Aber, per dio santo, fuhr der Fürſt fort, da fällt mir ein ſtattlicher Gedanke ein! Um zu verhindern, daß in Zukunft keine andre als lauter berühmte Männer zu Schilda Profeſſoren werden, ſoll man jedesmal, wenn ein Profeſſor zu machen iſt, zuſehen, ob er im gelehrten Deutſchland ſteht. Steht er drinnen, und hat er einen weniger großen Artikel als etwan ein Anderer, der mit ihm konkurrirt, ſo ſoll man jenen abweiſen, und dieſen mit dem großen Artikel nehmen. Verſteht Er mich, Sekretär?

Schneller machte einen tiefen Bückling, ging zu dem geheimen Kabinetsrath des Fürſten, dem Herrn von Krazfus, ließ ſich ſeine Papiere ausfertigen, und verließ Colchis, nachdem er der Klicke nochmals Behutſamkeit in allen Stücken empfohlen, und ihnen insbeſondere eingeſchärft hatte, ſich in die Schildaer Händel gar nicht zu miſchen, bis er ihnen Nachricht gegeben hätte.

Herr Lipps ward Profeſſor, und freute ſich mächtig, daß er nicht nach Amerika gegangen war. Gleich nach ſeiner Ankunft ſchrieb er ein Programma: de doctore academico, per mores et eruditionem ad ſtudioſos exemplo, welches ſehr gut in allen gelehrten Zeitungen recenſirt wurde. Sogar auf einer Univerſität, wo der Vorſteher der gelehrten Zeitung einſt als prorector p. t. den Herrn Lipps relegirt hatte, wurde nicht allein das Programma herausgeſtrichen, ſondern der Verfaſſer wurde auch darin als ein Menſch gerühmt, der gewiß das vortrefflichſte

Beyſpiel den Studenten zu Schilda geben würde, zumal, da er ſo viel Proben ſeiner feſten und edlen Denkungsart, ſchon als Student, an den Tag gelegt hätte u. ſ. w.

Ich muß noch berichten, wie eigentlich Herr Lipps zu dem großen Artikel im gelehrten Deutſchland gekommen iſt. Lipps, nachdem er von vielen Univerſitäten war relegirt worden, und nun, ſtudentiſch geſprochen, völlig auf dem Hund war, faßte den Entſchluß, Schriftſteller zu werden, und ſudelte alles zuſammen, was ihm vor die Hand kam. Bald ſchrieb er einen Roman, bald widerlegte er ein Buch, das er nicht verſtand, bald gab er ein Taſchenbuch für Damen, bald ein Akademiſches Taſchenbuch und bald einen Revolutions-Almanach heraus. Nicht ſelten warf er ſich ins Fach der Philoſophie, machte Kritiken der Theologie, und legte die Kantiſchen Schriften aus. Dann ſammelte er Karakterzüge irgend eines großen Helden, oder beſudelte irgend einen verdienten Mann. Zur andern Zeit kam er mit einer Ueberſetzung angeſtochen; auch heckte er eine Kinderſchrift, und eine Pandora aus; kurz, Herr Lipps bekam durch ſeine Arbeiten einen

Artikel im gelehrten Deutſchland ſo groß, wie die Herren Heinrich Schmid zu Gießen, Geißler der Jüngere in Leipzig, Plümeke und hundert andere Illuſtres, dieſer Gattung, ihn daſelbſt nicht haben. *) Schade nur, daß die Einrichtung zu Schilda jezt nicht mehr ſo iſt, wie ſie damals war: ſonſt könnte mancher unſrer Herren ſich wegen der Artikel, die ſie im gelehrten Deutſchland haben, recht gegründete Hoffnung machen, auch bald dahin befördert zu werden.

---

*) Der Verfaſſer kennt einen gewiſſen Illuſtris, welcher ſich auf ſeinen Artikel im gelehrten Deutſchland ſo viel einbildet, daß er jeden, deſſen Artikel dort geringer und kürzer iſt, gegen ſich gering ſchäzt, andre Gelehrte aber, die in dieſem Verzeichniß, worin Spreu und Häckerling mit Waizen und guten Körnern ſo ſeltſam abwechseln, ihren Namen nicht finden, gegen ſich als Ignoranten verachtet.

Neuntes Kapitel.

Etymologien.

Da wir in dieſem Kapitel von den neuen Privilegien, welche den Studenten zu Schilda ertheilt wurden, reden wollen, und deswegen unſere Quellen unterſuchen, ſo finden wir, daß der Kompilator derſelben, ehe er die Sache ſelbſt berührt, ſeine eignen Gedanken über Privilegien vorausſchickt. Er ſagt, er ſey ein ſtarker Etymologe, und ſuche allemal die Wörter aus ihrem erſten Urſprunge herzuleiten, und ihre Bedeutungen danach zu beſtimmen. Nach dieſer Verſicherung folgt ein ganzer Haufen Etymologien, und wir glauben, daß wir manchem unſerer Leſer einen Gefallen thun werden, wenn wir einige derſelben herſetzen, ſo parador ſie uns auch ſelbſt vorkommen. Wir verſichern übrigens, daß wir keine Etymologen ſind, folglich auch nicht im Stande, den Grund oder Ungrund der Ableitungen und Erklärungen einzuſehen.

Bey dem Worte Edelmann ſagt der Verfaſſer: der müſſe kein Edelmann ſeyn, welcher Dinge treibe, die keinem edlen Mann anſtehen. Wer alſo, ſo fährt er fort, im Kriege aus der ihm anvertrauten Schanze läuft und den Feind die Kanonen vernageln läßt, der iſt kein Mann, vielweniger ein Edelmann. Wer andre Leute betrügt, tauſendmal ſein Ehrenwort giebt und eben ſo oft bricht, und ſich beträgt wie ein Niederträchtiger, der iſt nicht edel, folglich auch kein Edelmann.

Bey dem Worte Freyherr macht der Verfaſſer die Anmerkung, daß der keiner ſey, den die Wechſelſchulden ſo verfolgen, daß er nirgendswo ſeiner Perſon ſicher, folglich nicht frey iſt. Er ſagt auch, daß jene Nebelköpfe, welche, weil ſie nicht weiter können, den Speichel der Fürſten lecken, ſich in einemweg bücken und ſchmiegen, den Mätreſſen hofiren, und von dem Blick und Wink eines Kämmerers oder einer Zofe abhängen, keine Freyherrn ſeyen, geſezt auch, ſie leiteten ihr Geſchlecht geradezu von

Kaiſer Heinrichs, des Vogelſtellers, Reitknecht ab.

Da das Wort König von können (d. i. Vermögen und eigne Kraft haben, und ſie nach eignem Gutbefinden anwenden) herkömmt, ſo meynt der Kompilator, daß der, welcher von Lieblingen, Mätreſſen, Kammerdienern, Geiſterſehern und Pfaffen regiert wird, den Namen König zur Ungebühr führe, weil er im Grunde nichts könne. Auch der ſey kein König, dem ſeine Feinde — in oder außer ihm — einen ſchändlichen Frieden abzwingen könnten.

Hundert andre Etymologien dieſer Art hat der Kompilator, z. B. über die Worte: Hochwürdig, Hochgelahrt, Hochedelgebohren u. ſ. w. — Recht ſarkaſtiſche Anmerkungen macht er, wenn er einen elenden Advokaten oder Doktor der Rechte, der die erſten Linien der Rechtswiſſenſchaft nicht inne hat, und doch den Titel Vir Conſultiſſimus führt, beſchreibt, oder einen Arzt, welcher die gefährlichſten Krankheiten für Kleinigkeiten hielt, und eine ſchwangere Mamſel für waſſerſüchtig ausgab, und doch ein Kunſterfahrner Mann heißen wollte. ꝛc. ꝛc.

Daß der Kompilator gewaltig irrt, und geſcheider gethan hätte, wenn er mit ſeinen Etymologien zu Hauſe geblieben wäre, iſt handgreiflich: denn — —. Aber das Etymologiſiren war nun einmal ſeine Sache; und wir würden nicht recht thun, wenn wir ſeine Anmerkungen über das Wort Privilegium übergehen wollten: denn die — hat er mit der folgenden Erzählung ſo genau verwickelt, und mit rother Dinte ſo ſtark unterſtrichen, daß man ſehen kann, daß er ſie für weſentlich und wichtig hielt. Ob wir nun gleich nach der Lage unſrer Staatsverfaſſung ſeiner Meynung nicht ſeyn können: ſo thun wir ihm doch den Gefallen, und ſetzen ſein Geſchwäz her.

Privilegium, ſagt er, kömmt her von privare und Lex. Dieſes heißt Geſetz oder Recht, und jenes — berauben. Auf deutſch nennt man Privilegium ausſchließendes Recht, welches mit der lateiniſchen Bedeutung beynahe überein kömmt. Nach der Praxis erhält nämlich ein einzelner Menſch, oder eine einzelne Innung ein Privilegium; und das heißt dann nach der Bedeutung des Wortes: alle andere Menſchen hatten zwar das Recht, welches nun Einzelnen überlaſſen wird; aber man hat die erſtern deſſen beraubt, um es den leztern zu überlaſſen.

So haben z. B. alle Menſchen das Recht, ihre Sachen ſelbſt vor Gericht zu betreiben, und ſich zu vertheidigen, aber man hat für gut befunden, ſie deſſen zu berauben, und gewiſſe Juſtizkommiſſarien, Advokaten und Hoffiskäle anzuſtellen, durch welche ſie ihr Recht ſuchen müſſen, — aus dem ſehr einleuchtenden Grunde, wie er hinzufügt, weil dieſe ſich mit den Gerichtshöfen und Richtern verſtehen, und ihnen daher, wie ſonſt leicht geſchehen mögte, durch nähere Beleuchtung der Rechtsgründe keine Mühe machen, oder ſie nicht gar zwingen, gegen ihren Vorſatz Recht zu ſprechen.

So giebt es auch, wie er fortfährt, privilegiirte Fabrikanten, privilegiirte Buchdrucker und Buchhändler, privilegiirte Uhrmacher u. ſ. w. welche alle ſich allein eine Freyheit anmaſſen, die allen andern Staatsbürgern zukommt.

Auf eine ganz ſeltſame Art hat man auch Schauſpieler, Seiltänzer, Bärenführer, Schattenſpieler Lotteriſten, Kartenſpieler, Zahnärzte, Hanswürſte und Andere privilegiirt, wenn gleich auch jedesmal eine Privation dabey zum Grunde liegt. Denn wenn auch die Einwohner eines Staats durch einen privilegiirten Seiltänzer, Bärenführer und der Art Geſindel des Rechts, auch Bären zu führen oder auf dem Seile zu tanzen, nicht beraubt werden, da ſie derley Gewerbe weder treiben können noch wollen: ſo wird doch durch ſolche Privilegien mancher Batzen Geld aus dem Lande geſchleppt, und der fleißige Bürger, durch eine unnöthige Erregung der Neugierde, der Frucht ſeines Fleißes beraubt.

Daher wähnt unſer Kompilator, daß alle und jede Privilegien, ſie mögten Namen haben, welchen ſie wollten, ſchädlich, wenigſtens höchſt ungerecht, wären: und es müßte daher uneigentlich zu verſtehen ſeyn, wenn es hieße, daß z. B. Seine Durchlaucht, der Fürſt, oder Seine Erlaucht, der Graf, aus landesväterlicher Huld dem oder jenem auf dieß oder das ein Privilegium ertheilt hätten. Denn nach der Wahrheit der Sache müßte es vielmehr heißen: aus Unverſtand oder aus Allerhöchſtem Privatintereſſe u. ſ. w. — Unſer Kompilator hat noch mehr über Privilegien radotirt, das wir aber aus guten Gründen hier nicht anführen. Wir fahren lieber in unſrer Geſchichte fort.

Zehntes Kapitel.

Die Schildaer Studenten reformiren ihre Profeſſoren.

Ein luſtiger Bruder war um jene Zeit nach Schilda gekommen, und hatte die dortige ſuperfeine Wirthſchaft kennen gelernt. Er hieß Anſelmus Rabioſus, der Aeltere, und war der Vetter des Jüngern, gleiches Namens, der ſich um die Leipziger Herren in ſeinen Wanderungen und Kreuzzügen ſo ſehr verdient gemacht hat.

Rabioſus trieb in Schilda alles mit, was man auf einer Univerſität mittreiben kann. Er war ein angenehmer Geſellſchafter, ſprach gut und war gar nicht ungelehrt. Auch hatte er von einem deutſchen fürſtlichen Hofe den Rathstitel angenommen, für ein Gedicht auf einen zehnendigen Hirſch, welchen der Fürſt geſchoſſen hatte: und ſo hatte er Zutritt in die Geſellſchaften der Honoratioren, d. i. der Profeſſoren, Magiſtratsperſonen und der vornehmern Fabrikanten, Kaufleute, Mechaniker u. ſ. w. Beyher war er ein fideler Bruder, und inſinuirte ſich alſo gar bald in die Gunſt der Studenten, mit welchen er zu Dorfe ſtieg, kommerſirte und auf Ebentheuer ausging. Und ſo verlebte Herr Rath Rabioſus drey Monate höchſt vergnügt in Schilda.

Der Undankbare ging hernach auf Leipzig, und ließ da drucken: Vertraute Briefe über Schilda unter der Firma: Kölln, bey Peter Hammer. In dieſer Schrift kamen die Schildaer noch weit ſchlimmer weg, als die Leipziger in der Schrift ſeines Vetters. Alles wurde jämmerlich mitgenommen, doch ſo, daß die Wahrheit gar nicht beleidigt wurde. Beſonders bitter hechelte er die über allen Glauben elenden Profeſſoren. Er zog ſogar eine Parallele zwiſchen Schilda und Gießen, und ſchloß das Kapitel von den Schildaer Profeſſoren wie folget:

„Da die Studenten zu Schilda ſolche
„jämmerliche Schächer, wie insbeſondere die
„meiſten Profeſſoren ſind, anhören und deren
„Unſinn aufnehmen: ſo darf man ſich ſchon vor-
„ſtellen, was für traurige Wichte die meiſten
„von ihnen ſeyn müſſen.“ —

Ueber dieſes Urtheil ärgerten ſich die Studenten, wie ſie zu ſagen beliebten — beſtialiſch. In der erſten Aufwallung gingen Einige zum Candidaten Helm, und baten ihn, auf das Pasquill, wie ſie es nannten, zu antworten. Helm las die Briefe, fand das Meiſte darin wahr; und da ihm obendrein einer von der Profeſſor-Innung hatte verbiethen laſſen, die hebräiſche Grammatik weiterhin zu erklären: ſo wollte er die Herren durchaus nicht vertheidigen, und gab den Behauptungen des Anſelmus Rabioſus in den meiſten Fällen recht. Als daher die Studenten wieder kamen, um die Antwort von ihm abzuholen, erklärte er ihnen geradezu: daß der Verfaſſer Recht habe, und daß ſie ſich ſelbſt proſtituiren würden, wenn ſie deſſen Schrift widerlegen wollten.

Sie, meine Herren, ſo fuhr er fort, ſind freylich nicht Schuld an der häßlichen Darſtellung, aber wohl die Diſtelköpfe auf den Kathedern: das iſt wahr! Aber ſagen Sie, meine Herren, warum hören Sie die Diſtelköpfe? Müſſen Sie das denn? Nach einem ſtillſchweigenden Contract, hat der Student das Recht, ſolche Männer zu Lehrern zu fodern, von welchen er das Seine lernen kann, und ſich nicht mit Sündern zu begnügen, wie Star, Simon, Silander und die ihres Gleichen ſind. Der Candidat hat Recht! ſchrieen alle: von heute an ſoll auch Keiner mehr zu den Eſeln ins Collegium gehen: ein Hunzfott, der es thun wird!

Das iſt nichts geſagt, entgegnete Herr Helm: Sie müſſen auf beſſere Lehrer dringen! Denn die hieſigen Herren machen ſich nicht viel daraus, ob ſie Zuhörer haben oder nicht: ihre Beſoldung geht ohnehin ihren Gang, ſowohl die erſchlichene, als die gewöhnliche; und ſo — haben ſie ohne Sie zu leben. Dann auch, ſeitdem die gelehrten Zeitungen ſo gangbar geworden ſind, wird jeder Profeſſor, der keine Zuhörer haben kann, Recenſent an einer gelehrten Zeitungsfabrik und recenſirt Bücher von Wiſſenſchaften, über welche er nicht einmal ein hörbares Heft hätte zuſammenſchuſtern können: und auch dieß bringt Moſen und die Propheten, und verrückt die eigentliche Beſtimmung der Profeſſoren von Tag zu Tage ärger. Kommen Sie daher über das Unweſen Ihrer Herren hübſch ſchriftlich ein, erſt bey der Univerſität, und, wenn dieſes nicht hilft, dann bey dem Fürſten ſelbſt. Ich will wetten, es geht durch!

Der Vorſchlag des Candidaten fand Beyfall, und die Studenten trugen dem dienſtfertigen Herrn ſogleich auf, die Schrift an den Senat aufzuſetzen, welches Herr Helm denn that, und zwar wie folget:

Magnifici,
Domine Prorector et Domine Cancellarie
Excellentiſſimi etc. etc.
Decani et Profeſſores omnium facultatum.

Wir ſehen uns gezwungen, einmal als Männer zu reden, und einem hochlöblichen Senatui Academico den Gräuel der Verwüſtung vor Augen zu ſtellen, der hier auf der Univerſität vorgeht. Die ganze Univerſität iſt zum Geſpött und zum Gelächter aller klugen Ausländer geworden, wie die beyliegende Schrift des Anſelmus Rabioſus, des Aeltern, ausweiſt. Doch das mögte noch hingehen, wenn nur wir, die Studenten, nicht auch der Profeſſoren wegen mit in Verachtung kämen. Wenn das ſo fortgeht, ſo thun uns die Herren zu Jena, Göttingen, Halle und Erlangen, wie auf allen andern Akademien, endlich noch gar in den Studenten-Bann, vulgo Verſchiß.

Aber, wahrlich, wir ſind nicht Schuld daran: die Schuld iſt der Herren Profeſſoren ſelbſt. Warum haben Ihrer Viele nichts im Kopfe? Glauben Sie denn, Hocherleuchtete Väter, daß wir Ochſen oder Eſel ſeyen, die man mit Heu und Stroh und Diſteln abſpeiſen könne? Oder, um deutlicher zu reden, glauben Sie, daß Zoten und das Daherorgeln fremder Hefte für unſern Unterricht zulange? —

Den Profeſſor Müller haben Sie verdrängt, und den Doktor Schmid gar fortgejagt: das waren doch noch Leute! Jezt aber

O tempora, o mores,
Was giebt es für Doctores!

Schaffen Sie uns den Müller und den Schmid wieder, oder ſchaffen Sie uns Männer, die wir mit Nutzen hören und von denen wir etwas lernen können, damit wir uns nicht dereinſt ſchämen müſſen, zu Schilda ſtudiert zu haben.

Wenn Sie aber, Hocherleuchtete Väter, unſere gerechte Bitte abſchlagen: ſo gehn wir, die Ausländer, noch dieſes halbe Jahr von hinnen, und laſſen die Urſache unſres Abzugs drucken, welches Ihnen gewiß wenig Ehre bringen ſoll; und wir, die Inländer, werden uns an Unſers Allergnädigſten Fürſten Durchlaucht wenden, und unſere Beſchwerden anbringen. Wir hoffen innerhalb Monatsfriſt geneigte Antwort, und ſind ꝛc.

Schilda,
im ſchwarzen Rappen.

Die ſämtlichen Studenten der Univerſität zu Schilda.

Dieſe maſſive Denkſchrift erweckte gewaltige Senſation bey den Herren auf dem Senat. *) Schneller las ſie vor, und die Herren wurden bald roth, bald blaß, und keiner ſagte ein Wort.

Na, fing endlich der Kanzler an, was ſagen's nun, meine Herren! Nicht wahr, das iſt ein ſtark Stück! Aber da ſieht mans! Sonſt gabs wohl manchen Naſeweis, der da ſagte, ich wäre ein Strohkopf, und hätte nichts gelernt! Aber was braucht denn ein Kanzler groß zu wiſſen! Genug, wenn er die Univerſität nur kanzlern kann! Und daran hat's doch bis jezt

---

*) Einen eben ſo derben Brief erhielt zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts (1408) aber freilich aus ganz andern Urſachen, der Senat zu Prag von den Studenten daſelbſt. Er ſteht bey Aeneas Sylvius in Hiſt. Bohem.

nicht gefehlt! — Aber nun Sie, meine Herren? — Nun, Sie ſehens ja!

Prorektor: Das muß exemplariſch beſtraft werden! Man muß die Anſtifter dieſes Affronts auskundſchaften, und ſie ſonder Gnad' und Barmherzigkeit cum infamia relegiren.

Prof. Schnutenius: Und durch das Relegiren cum infamia den Leuten die Mäuler noch mehr aufſperren; will ſagen, die famam der Univerſität noch mehr infamiren. (Schlägt auf den Tiſch.) Ja, quod verum eſt, ne inficiemur: es iſt wahrlich Sünd' und Schande, wie es bey uns zugeht! Craſſa ignorantia, will ſagen, die größte Unwiſſenheit in ſcientiis, in litteris, in linguis —

Prof. Pillendrechsler: Mir ſoll gewiß niemand Unwiſſenheit verweiſen! Meine Schriften, meine Diſſertationes, meine Ueberſetzungen —

Prof. Schnutenius: Sie ſollten eben gar am erſten ſchweigen, Herr Collega! Ihre Schriften — ja, wenn ſie nicht an neun und neunzig gelehrten Journalen mit laborirten, man würde ſchon ſehen, wie Sie und Ihre Schriften ſollten herumgeholt werden. Seyen Sie darum damit ja ruhig! Neulich noch haben Sie ſich und uns wieder derb proſtituirt mit Ihrer lateiniſchen Ueberſetzung eines ſehr entbehrlichen Buchs. Wer, ums Himmels willen, wird ſagen: hoc medicamentum datur ad tria grana? He? Hundert Böcke der Art ſind in Ihrer Ueberſetzung; und doch ſprechen Sie in der Vorrede: Sie wollten den Leuten ein Muſter geben, wie man latein ſchreiben müſſe! Und was vollends Ihre Diſputationes betrifft, Ihre compilirten Wiſche — ſchämen ſollten Sie ſich derer: verſtehn Sie mich, Herr Collega?

Prorektor: Herr Profeſſor Schnutenius, Sie ſprechen ſtark, und fallen gar in Injurien.

Prof. Schnutenius: Ich weiß gar gut, quid ſit injuria, und ſpreche gewiß keine. Ich ſage, was wahr iſt. Die Studenten haben Recht; Recht haben die Studenten! Wer was verſteht bey uns, lieſt keine Collegia, oder hat keinen Vortrag, und ſchriftſtellert. Dafür bezahlt ihn der Buchhändler; und doch, zieht er ſeine Beſoldung, wenn er gleich der Univerſität gar nichts nützt. Iſt das Selbſtkenntniß? Iſt das ehrlich? Heißt daß nicht Land und Leute betrügen? — Sie murren, Sie ziehen die Stirn; aber was hilfts! Ich wiederhohle: die Studenten haben recht. Ich ſelbſt bin geſonnen, ihr Geſuch beym Fürſten zu ſuteniren. Verſtehn Sie mich?

Dieſe Erklärung war ein Donnerſchlag für die meiſten Herren. Schnutenius galt ſehr viel bey dem Fürſten: denn er führte alle ſeine Proceſſe, und das fürſtliche Haus hatte ihm viel zu verdanken. Er war zwar ein gelehrter Juriſt und guter Publiciſt; aber da er ohne alle Complimente mit den Studenten von der Catheder ſprach, viel Eigenheiten an ſich hatte, und noch obendrein das Seine ſchwerfällig und hochgelahrt vortrug: ſo hatte er keine Zuhörer. Er tröſtete ſich aber mit dem Spruch aus dem Evangelio, den er oft im Munde führte: margaritas porcis projici non oportere.

Die Herren ſchwiegen daher alle, und ſahen Schnellern an, ob der kein Expediens finden würde. Dieſer weidete ſich aber eine Zeitlang an ihrer großen Verlegenheit, und ſchwieg auch. Endlich ſagte er, daß wenn man anders Zutrauen zu ihm haben wollte, er vielleicht die Sache ſo drehen könnte, daß weder die Univerſität noch die Profeſſoren Schaden dabey leiden dürften.

Na, ſagte der Kanzler, das iſt doch noch ein Wort! Laſſens nur den Herrn Sekretär machen: das iſt ein Männchen wie ein Daus! Der wird ſchon ſehen, daß niemand Schaden hat. Jezt kommens meine Herren!

Wie ein Wetter waren die Herren in die Höhe, aber Schnutenius erhob ſich langſam und ſagte: Ich glaub's gern, daß die Herren keinen Schaden leiden werden, deſto mehr Schaden und Schande hat aber die Univerſität!

Kein Menſch hörte auf dieſe Worte, und alles rennte nach Hauſe.

Eilftes Kapitel.

Studenten-Privilegien.

Der Sekretär Schneller, welcher die Studenten und das Weſen derſelben beſſer kannte, als die Profeſſoren auf allen deutſchen Univerſitäten, bemühte ſich, durch Studenten ſelbſt Mittel zu finden, dem bevorſtehenden Unglück entgegen zu gehen. Er ließ deswegen den damaligen Senior der Amiciſten, welche vorzüglich zu Schilda das Prä ſpielten, zu ſich kommen, und ging bey einer Pfeife Taback und einem Glas Reinwein ganz freundſchaftlich mit ihm zu Rathe. Dieſer Herr Senior hieß Faber, und war, als ein zu honoriger Burſche, aus Gießen relegirt worden, war dann über Jena, Halle und Leipzig nach Schilda gekommen, und dem Herrn Stoſſer, dem Nachfolger des Grafen, der Mienchen nachgerannt war, in dem Seniorate des Amiciſten-Ordens gefolget. Sonſt war er ein Mann, mit dem etwas auszurichten war, und der ſich nicht leicht ins Bockshorn treiben ließ.

Schneller erklärte ihm die ganze Lage der Dinge, und fügte hinzu, daß doch wohl dem Herrn Senior und den andern Herren Amiciſten wenig daran liegen mögte, von welchem Kaliber die Profeſſoren zu Schilda wären: darauf zu achten, ſey in der That ſehr unhonorig.

Senior: Ei, daran liegt uns auch blutwenig! Gelehrt oder nicht gelehrt, geſcheid oder

umm, das iſt uns gleichviel, wenn man uns
ur unſer Weſen treiben läßt.

Schneller: Das heiße ich recht gedacht!
lber die Studenten fodern doch einhellig beſſere,
elehrtere und fleißigere Profeſſoren.

Senior: Natürlich, weil ſie aufgebracht
nd, nicht, weil ſie wirklich etwas lernen
ollen.

Schneller: Aber, lieber Herr Senior,
arum haben denn auch Sie ſelbſt und Ihre
miciſten miteingeſtimmt?

Senior: Weil wir gern alles thun, was
ndere thun, ſo lange es ſich mit unſerm Juſti-
t verträgt. Sollen wir uns etwan blos geben?

Schneller: Gut! Allein das Mittel, dem
nweſen jezt zu ſteuern?

Senior: Iſt ſo leicht, ſo expedit, daß ich
cht denken kann, Sie hättens noch nicht ſelbſt
efunden.

Schneller: Laſſen Sie doch hören!

Senior: Herr, geben Sie den Studenten
ehr Privilegien.

Schneller: Was? mehr Privilegien? —
aben die Studenten nicht ſchon de facto mehr
s zu viel?

Senior: (lacht) Sie verſtehn mich nicht, Herr Sekretär. Kennen Sie den Studenten?

Schneller: Ich denke, ziemlich.

Senior: Nun, ſo wiſſen Sie auch, daß der Student, quantus quantus eſt, ein Kind iſt, das Puppen haben muß, um damit zu ſpielen. Privilegien ſind ſolche Puppen, mit denen er am liebſten ſpielt.

Schneller: Aber hier hat der Student ſchon ſo viele ſolcher Puppen, daß man ihm unmöglich mehr geben kann.

Senior: Ganz recht, wenn von reellen Privilegien die Rede iſt: allein, da der Student jede Lapperey, die er ausſchließlich thun darf, für ein Privilegium hält, ſo geben Sie ihm die Erlaubniß, einige Lappalien mit Ausſchließung aller Nichtſtudierenden zu treiben, und ich verſchwöre ihnen Leib und Leben, es wird alles ruhig werden, und die Studenten werden mit der Einrichtung zu Schilda eben ſo zufrieden ſeyn, als die Accisbedienten mit der ihrigen ſind.

Schneller: Mein Seel', liebſter Freund, Ihr Anſchlag iſt trefflich! Es ſoll gewiß Rückſicht darauf genommen werden.

Hierauf beredeten beyde Projektmacher ſich noch lang und breit über die Natur und den Inhalt der neuen Privilegien. Sie ſezten einen Entwurf auf, welcher mit des Kanzlers Vorwiſſen an das Curatorium zu Colchis geſchickt wurde. Fläz und der Präſident billigten alles; Herr Schneller erhielt die gröſten Lobſprüche, und der Univerſität wurde aufgegeben, aufs baldigſte die neuen Privilegien bekannt zu machen.

Schon den folgenden Tag, nachdem der Befehl vom Curatorium angelangt war, ſtand folgender Anſchlag am ſchwarzen Bret:

Wir Cancellarius, Prorector, Direktor, und übrige Profeſſores der Univerſität zu Schilda.

Auf Allergnädigſten Specialbefehl Seiner Durchlaucht, unſers Allergnädigſten Herrn, machen wir ſämmtlichen unſern Studioſis aller Fakultäten hiemit bekannt, wie Höchſtgedachte Se. Hochfürſtliche Durchlaucht allergnädigſt geruht haben, den Fleiß und die gute anſtändige Aufführung unſrer Studioſorum, als von welchen Sie vorzüglich durch die hieſigen Herren Profeſſores Theologiae et Philoſophiae ſind benachrichtigt worden, landesväterlichſt zu belohnen, und den Studioſis des hieſigen Hauptſtudii zu Schilda folgende ehrenvolle Privilegia und Immunitäten zu ertheilen, deren Inhalt wir jetzo durch dieſen öffentlichen Brief publiciren und bekannt machen ſollen. Demnach ſollen

Erſtlich: Die Studioſi allein das Recht haben, mit brennender Tabakspfeife bey Tag und Nacht zu gehen auf der Straße und wo ſie wollen; auch ſoll es ihnen frey ſtehen, wenn ſie etwan einen Bürger oder Handwerksburſchen mit einer Tabakspfeife ertappen ſollten, dieſelbe gleich zu konfiſziren.

Zweytens: Sollen die Studioſi das Recht haben, den breiten Stein für ſich zu behaupten, und jeden, er ſey auch wer er wolle, (die Profeſſoren allein ausgenommen) wenn er nicht gleich ausweicht, und ſollt' es ein Mühl-Eſel ſeyn, weit wegzuſchuppen.

Drittens: Sollen die Studioſi allein befugt ſeyn, nach elf Uhr Abends die Kneipen und Wirthshäuſer zu beſuchen, und nach dieſer Zeit nach Gutbefinden alles, was bürgerlich iſt, herauszuſchmeißen, weil leztere der Polizey unterworfen ſind. Aber kein Häſcher ſoll ſich über Eingriff in ſein Amt beſchweren können.

Viertens: Das Schreyen und Gröhlen auf der Straße, das Klatſchen mit der Hezpeitſche, — der Schweinehirt mag ausgetrieben haben oder nicht — das Galoppiren und dergleichen ſoll von nun an ein ausſchließendes Recht der Studioſorum ſeyn.

Fünftens: Wer von den Studioſis einem honnetten Mädchen, einer Dame, oder ſonſt jemanden von Stand begegnet, denen weicht er, nach N. 2, nicht aus, und darf ſie anklotzen, ſo barſch als ein Dorfjunker oder ein Fähndrich.

Sechſtens: Auf jedem Bal hat der Student die Vorhand, und darf auch da um guten Ton, Delikateſſe und was ſonſt Lebensart und gute Sitte heißt, ſich nicht ängſtlich bekümmern.

Siebentens: Wenn jemand wegen Schulden, heimlicher Entwendung oder des etwas belangt wird, ſoll die mitior ihm zu Statten kommen: wenn er übrigens nur das Profeſſoren-Honorar entrichtet.

Achtens: Veneriſche Krankheiten, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, ſollen den Studioſum nicht mehr ſchänden, und forthin den gelindern Namen einer ſcabies æſthetica führen.

Dieſe obſtehenden Privilegia haben Seine Durchlaucht, unſer Allergnädigſter Herr, ſelbſt Allergnädigſt genehmiget, und zu confirmiren geruhet. Wir aber unſerer Seits werden nicht ermangeln, obgedachtem Allergnädigſtem Befehl und Willen Seiner Durchlaucht nachzuleben, und unſre Studioſos bey den ihnen Allergnädigſt zugeſtandenen privilegiis zu ſchätzen und zu mainteniren, wobey wir noch verſichern, daß denen ihnen ſchon zugeſtandenen juribus z. B. zu kommerſiren, den Papſt zu machen u. ſ. w. durch dieſe neuen jura conceſſa keinesweges derogirt werden ſoll. Gegeben zu Schilda in Senatu academico

Von Eſelsbach, (L. S) Fünfkäs,
Acad. p. t. Cancell. p. t. prorector.
Vt. Schneller. Acad. Secr.

Zwölftes Kapitel.

Folgen der neuen Privilegien.

Welch ein Jubel zu Schilda, nachdem die Studenten die närriſchen ihrer aber ganz würdigen Privilegien am ſchwarzen Bret geleſen hatten! So ſehr wahr iſt es, was Doktor Swift ſagt, daß der Menſch wie ein Wallfiſch iſt, der mit einer Tonne ſpielt, und die fürchterliche Harpune empfängt, indeß er im Stande wäre, alle Barken der Grönlandsfahrer umzuwerfen, und die Ladung zu verſchlingen, wenn er nur wüßte, was eine Tonne wäre. So auch ſpielten die Studenten zu Schilda mit ihren neuen Privilegien, und freuten ſich ganz kindiſch darüber, indeß die Profeſſoren ſie auslachten, wie es verdienen dumme Jungen und Schandbuben.

Vivat der Kanzler, Vivat der Prorektor, Vivant die Theologen! ſo erſcholl es aus allen Studentenkehlen. Der Univerſität zu Ehren warde ein öffentlicher Commers auf dem freien

Markte angeſtellt, und nachher wurde noch jedem der Herren von der Univerſität ein trunkenes Vivat hoch! herumgebrüllt.

Niemand war mit den neuen Privilegien übler zufrieden, als die Bürger und Handwerker. Denn dieſe wurden, wenn irgend ein Student einen Groll auf ſie hatte, oder Muthwillen treiben wollte, anfänglich auf der Straße geſchuppt, daß ſie, wer weiß wie weit wegfuhren. In ihren Häuſern, wie in den Kneipen, wurden ſie geneckt, und betrogen, wo und wie es anging. Oft zog man ihnen die Tabakspfeiſe gar aus der Taſche, und vertrödelte ſie, wie die geborgten Bücher, mir nichts, dir nichts. Auf den Bälen und an den öffentlichen Erholungsörtern ging es zulezt ſo toll durcheinander, daß jeder rechtliche Mann ſich, nebſt den Seinen, zurückzog. Die Veranlaſſung zu der Scabies æſthetica wurde ganz ungeſcheut getrieben: faſt in jedem Winkel der Straße ſah man die ſchändlichſten Auftritte; aber auch Gang und Geſicht zeigten bald, was ſie wirkten.

Sogar einige Tage nach der Publikation begegnete früh ein Student, der vom Dorfkommers zurückkam, und noch von Brantwein taumelte, der Frau Profeſſorn Sauerkraut, und gab ihr, weil ſie nicht fluchs auswich, einen ſo kräftigen Schupp mit dem Ellenbogen, daß ſie bis an die nächſte Wand hinfuhr. Die Dame drängte ſich an das Thor eines Hauſes, und fing an, über Ungezogenheit zu klagen. Der wilde Menſch fuhr mit einem fürchterlichen „pereat wer ſich mokirt," auf ſie los, und gab ihr nochmals einen ſo derben Schupp, daß ſie hinſtürzte. Dann ging er triumphirend durch die Straßen und ſang:

ça donc, ça donc :|:
So leben wir alle Tage u. ſ. w.

An dem nämlichen Tage ſezte ſich ein Student zu Pferde, zog ein Hemd über ſeine Reitjacke, und ließ es über die Hoſen herabhängen. Auf dem Kopfe hatte er eine ſchmutzige alte Nachtmütze, und an den bloßen Füßen nur Pantoffeln. Im Geſicht hatte er einen großen Schnurrbart von Kienruß. Mit ſeiner fürchterlichen Hetzpeitſche klatſchte er in vollem Galopp Straße auf Straße ab, und ſchrie entſetzlich: lurrah, lurrah, o ja, o ja, lurrah! In einem engen Gäßchen, durch welches er wie der wilde Jäger durchfuhr, begegnete er der Tochter erſtgedachten Profeſſors Sauerkraut. Dieſe konnte ihm nicht ausweichen, und wurde ohne allen Anſtand in den Koth geritten und übel zugerichtet. Als ſie ſich erholt hatte, und nach Hauſe ging, riefen ihr die Studenten an den Fenſtern, und die Straßenjungen nach: Dreckmamſell, Dreckmamſell!

Herr Sauerkraut war über den Affront, der ſeiner Frau Gemalin und ſeiner Tochter angethan war, ſehr aufgebracht, und ermangelte nicht, den ganzen Verlauf auf dem General-Concilium vorzubringen, und deswegen eklatante Genugthuung zu fodern. Die Herren waren alle einſtimmig, daß hier wenigſtens auf eine Relegation zu votiren wäre. Der Kanzler aber, welcher immer geſchwiegen und gelacht hatte, fuhr auf einmal haſtig auf: Na, was wollen's dann? Die Burſche haben einmal 's Privilegium, die zu ſchuppen, die ihnen nicht wollen ausweichen. Sie dürfen auch galoppiren durch die Straßen. Wenn alſo Madam Sauerkraut geſchuppt, und Mamſel in'n Dreck iſt galoppirt worden, ſo haben ſie ſichs ſelbſt zuzuſchreiben. Warum weichen's nicht aus? Können nicht klagen!

Der Sekretär Schneller, der ohnehin den Profeſſor Sauerkraut haßte, unterſtüzte die Rede des Kanzlers, ſo ſehr auch Einige ſich dawider ſezten. Endlich nach langem hin und her debattiren, wurde beſchloſſen, die beyden Verbrecher für dießmal durchwiſchen zu laſſen. Damit aber in Zukunft der Spaß nicht noch einmal an Frauenzimmern, die zur Univerſität gehörten, verübt werden mögte, ſo wurden die obgedachten Privilegien dahin eingeſchränkt, daß alle Weiber, Töchter, Baſen und Hausmamſellen aller Herren von der Akademie als öffentliche akademiſche Perſonen angeſehen, und von allen perſönlichen Inſulten befreyet ſeyn ſollten bey Strafe der Relegation.

Mamſell Quarz, die hochbuſigte Tochter des Herrn Quarz, Doctoris legentis utriusque juris zu Schilda, war eine von den barmherzigen Schweſtern, die ihrem Nächſten gern für Geld und gute Worte aus der Noth helfen. Ihr Herr Vater, der Doktor, verdiente mit ſeinen Vorleſungen über das Lehnrecht und das Kriegsrecht äußerſt wenig; und ſo war Mamſell Julie genöthiget, für ihren Putz ſelbſt zu ſorgen, und mußte ſchon Mittel auffinden, dieſes zu leiſten.

Ihr Vater ließ ihr auch allen Willen: denn er hatte den Grundſatz, daß es unbillig ſeyn würde, wenn er, da er ſie nicht anſtändig putzen könnte, ſie verhindern wollte, es auf ihre eigne Hand zu thun. Er dachte hierin, wie auch mehrere Väter außerhalb Schilda denken, ſelbſt für ihre Weiber.

Anfänglich trieb Mamſell Quarz ihr Weſen auf einen hohen Fuß, aber nach der leidigen Wahrheit, die Ovidius hübſch vorträgt, wenn er ſagt:

> Forma bonum fragile eſt, quantumque accedit ad annos
> Fit minor, et ſpatio carpitur ipſa ſua,

gings auch endlich mit den Reizen der Mamſell auf die Neige: denn

> Quod caret alterna requie, durabile non eſt.

Und ſo war ſie denn nicht ſelten gezwungen, einen nächtlichen Spaziergang, hinter die Hauptkirche oder auf die Schanze zu machen, um da jemand aufzugabeln, der mit ihren abgewelkten Reizen in der Betrunkenheit vorlieb nahm.

Einen Abend, um halb Zehne, machte ſie ſo eine Fahrt, kam aber mit einer andern Gaſſennymphe in Kolliſion, indem beyde einen jungen

Schuhknecht verfolgten, und die arme **Julie** wurde mit den ſchändlichſten Namen ausgefilzt. Tages darauf erſchien Hr. Doktor **Quarz** auf dem Senat, und klagte im Namen ſeiner gegenwärtigen Tochter, die gleichfalls gegenwärtige, von den Häſchern herbeygeſchleppte Jungfer **Chriſtel** aus dem Dornbuſch, einer berüchtigten Kneipe zu **Schilda**, injuriarum an.

Na, ſagte der Kanzler, und ſchüttelte den Bauch, da wird was ſchönes herauskommen! Meiner Six: wenn die eine Hure die andre injurium verklagt, das iſt ja gerade, als wenn der eine Eſel den andern Langohr heißen wollte! Iſt doch poſſierlich!

D. **Quarz**: Halten Sie's zu Gnaden, gnädiger Herr Kanzler! Hier, in cauſa praeſenti, will ich ſagen, iſt differentia perſonae.

Kanzler: Na, was iſt dann das differentius perſonas?

D. **Quarz**: Will die Gnade haben, die Sache, id eſt, den ſtatum cauſſae, zu erklären. Die ſic dicta Jungfer **Chriſtel**, aus dem Dornbuſch, iſt eine meretrix privata, das heißt, es iſt kein ausdrückliches Geſez, keine lex expreſſa vorhanden, nach welchem ſie nach neun Uhr ſich könnte auf den Straßen herumtreiben; ſie iſt folglich nach den hieſigen Polizeygeſetzen in re illicitae, das heißt, auf böſen Wegen geweſen. Meine Tochter hingegen iſt persona academica und zwar eo ipso publica nach den allerneueſten Geſetzen; war daher befugt, ſich herumzutreiben, wo und wann ſie wollte; ſie war alſo in re licita. Sehen Sie, gnädiger Herr Kanzler, daß hier ein großer Unterſchied obwaltet?

Kanzler: Tauſend Schwerenoth, was doch die Juriſten für Kerle ſind! Aber Ihre Tochter hat doch wohl auch Geſtern ſo 'n biſſel geſcharmirt?

D. Quarz: Vix crediderim, will ſagen, daß ich ſehr darob dubitire.

Jungfer Chriſtel: Ja, ja, gnädiger Herr Kanzelnare, das hat ſie bey meiner armen Seele! Ich will ins Zuchthaus, wenn's nicht wahr iſt: ich hab's ja ſelbſt geſehen! Sie hat's mit dem Herrn Ritterſporn gethan; da hatte ſie aber noch nicht ſatt: da iſt ſie auch meinem Schapoh, dem Schuhknecht, noch nachgerennt.

D. Quarz: Eingeräumt dieſe Einrede, was folgt? quid inde? Dann that meine Tochter, was ihr ex lege zu thun erlaubt war. Jungfer

Christel aber that, was ihr von daher nicht erlaubt war.

Prorektor: Aber Herr Doktor, Sie wiſſen doch, daß jeder quaestus corporis ipſo jure infam iſt? Sehen Sie doch nach den Leyſer in Diſſ. ad L. 4. ff. de his qui not. inf.

D. Quarz: Kenne recht gut die LL. ff. de his qui not. inf.; weiß auch, was conſultiſſimus Leyſerus ad easdem annotirt hat. Allein Ihro Magnificenz belieben ſich doch zu erinnern an die juriſtiſche Regel, daß ein älteres Geſez allemal durch ein neueres entweder aufgehoben oder eingeſchränkt wird; bitte deßhalb einen hochlöblichen Senat, auf meine Vorſtellungen gnädige Rückſicht zu nehmen.

Bey dieſen Worten ihres Vaters blickte Mamſell Quarz nach dem Herrn Sekretär Schnellee mit ſchmachtenden Augen; und der Herr Sekretär, der ehedem auch ſchon mehrmals die Gunſt der Mamſell genoſſen hatte, fing folgender Geſtalt an zu reden:

Illuſtris Senatus,

Es iſt hier keinesweges die Frage, was Mamſell Quarz und Jungfer Chriſtel geſtern

Abend gethan haben: das ſind Dinge, wonach uns nicht zu fragen obliegt: ſonſt würden wir ja dem Befehl Seiner Durchlaucht zuwider handeln, als welche ausdrücklich haben wollen, daß man die Proceßmaterien nach aller Möglichkeit vermeiden ſoll. Wo kämen wir auch hin, wenn wir Hurengeſchichten unterſuchen wollten? — Hier iſt die einzige Frage: ob Jungfer Chriſtel die Mamſell Quarz eine Hure und einen Nickel geſchimpft habe? Dieß iſt aber ſchon eingeſtanden; ſie muß alſo nach dem Geſez Lib. 3. tit. 27 de inj. verbal. §. 38. beſtraft werden.

Der Kanzler: Mein Seel', der Herr Sekretär hat recht. — Na, was ſagens dazu meine Herren?

Mann ſchritt zum Votiren, und das Urtheil fiel dahin aus, daß Jungfer Chriſtel auf vier Tage ins Zuchthaus gebracht werden ſollte. Kaum war die Sentenz gefällt, ſo zog Jungfer Chriſtel die Mamſell Quarz auf die Seite, und ſagte ihr ins Ohr:

„Aber höre du, Großmaul, wenn ich aufs Zuchthaus muß, ſo ſollſt du auch wahr und wahrhaftig nicht mehr in den Dornbuſch, auch nicht einmal herein riechen: das ſchwör ich dir zu.

Komm du uns dann nur wieder mit einem Galan, wenns euch auf der Gaſſe zu kalt iſt! Der Teufel ſoll dich holen; den Pißtopf ſollſt du auf den Kopf kriegen, das merke dir!‘

Mamſell Quarz trat nun mit völlig heiterer Miene vor die Richter, und ſagte in ganz unbefangenem Ton: ‚Meine Hochzugebietenden Herren! Ich bin völlig beruhigt, da Sie mir haben Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Ich kenne keine Rachſucht; bitte daher für das unglückliche Mädchen, ihr die dictirte Strafe nachzulaſſen. Es iſt ſonſt ein gutes Ding: ſchenken Sie ihr alſo die Strafe: ich bitte ganz gehorſamſt.“

Der Prorektor: Schön gedacht, Mamſell, ſchön gedacht! Die Strafe ſey denn der Jungfer Chriſtel erlaſſen.

Der Kanzler: Schock Schwerenoth über die barmherzige Schweſterſchaft! Na, mag denn ſeyn!

Und der Senat hatte ein Ende.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Oberbäſcher zu Schilda.

Indeſſen trat das Weyhnachtsfeſt ein, woran auch zu Schilda, wie in ganz Deutſchland, Kuchen gebacken, und in Ueberfluß bis zum Erkranken gefreſſen und nicht weniger Brantwein dabei getütſcht und geſoffen wurde. Der Amiciſten Senior erzählte, wie von Ohngefähr, im Kreiſe ſeiner Ordensbrüder, daß die Gießer Studenten, in Abſicht der Feſtkuchen, eine löbliche Gewohnheit hätten. Dieſe Herren nämlich, pflegten an dem ſogenannten heiligen Abend den Mädchen, welche die Feſtkuchen zu Hauſe tragen, aufzulauern, ihnen ihre Ladung unter wieherndem Gelächter abzunehmen, oder vielmehr wegzureißen, und ſie hernach in den Schnappskneipen triumphirend und quaſi re bene geſta zu verzehren.

Es geſchieht zwar manches Mal, daß ſo ein Mädchen einen rüſtigen Begleiter bey ſich hat, um die Kuchen in Schutz zu nehmen, und jeden Attentanten rechtſchaffen durchzudreſchen. *)

Dieſe ſtraßenräuberiſche Prärogative der Gießer Studenten, welche aber — wie wir zu ihrer Ehre erwarten — nun abgekommen ſeyn mag, erklärte Herr Faber ſeinen Ordensbrüdern. Da nun nichts ſo närriſch iſt, das nicht ſeine Verehrer und Nachahmer, zumal unter Studenten, fände, ſo ging es auch zu Schilda. Die dortigen Ordensbrüder machten ſich am heiligen Abend auf die Straßen, und da ſo etwas zu Schilda noch nicht geſchehen war, folglich auch nicht befürchtet wurde: ſo entriſſen ſie den unbeſorgten Mädchen mehrere Kuchen.

Das Gerücht darüber kam auch der Köchin des Profeſſors Simon zu Ohren; und da dieſe

---

*) Der Verfaſſer erinnert ſich noch recht gut, wie ein gewiſſer Herr, der jetzt einen hohen Poſten bekleidet, im Jahr 1776, den heiligen Abend vor Weyhnachten, dergeſtalt zerdroſchen wurde, daß er die Mamſell Janz das Feſt über nicht im Schlitten fahren konnte, wie er ihr hoch und theuer verſprochen hatte. Er war ſo arg zugerichtet, daß er, im Verband, auf ſeiner Stube herumſchlumperte, und einmal übers andere ausrief: me miserum, me miserum! Daher er auch den Beynamen, me miserum in der Folge führen mußte.

den Häſcherkapitän zu **Schilda**, den Meiſter **Schlenz** zum Liebſten hatte: ſo bath ſie ihn, um ihr ihre Kuchen ſichern zu helfen, von denen er einen recht hübſchen mithaben ſollte, an der Ecke der Ochſenſtraße auf ſie ja zu warten.

Schlenz, der zu leben wußte, wenigſtens bey einem jungen Mädchen, begab ſich, ſobald es dunkel ward, auf ſeinen Poſten, und ſtand Schildwache, wie ein Aſt. Endlich kam das Mädchen, wurde aber nicht weit vom Poſten ihres Galans von einem ſonſt ſehr ſchoſelen Studenten, Namens **Meyer***), angegriffen, und ihrer Kuchen richtig beraubt. **Schlenz**, der Oberhäſcher, kam auf das Geſchrey des Mädchens herbey, und da er dieſen Kuchenraub für einen Straßenraub anſah: ſo glaubte er, es ſey ſeines Amtes, den Räuber anzuhalten und in gerichtliche Verwahrung aufs Karcer zu bringen. Er that es ſofort, zeigte das Delictum und die ergriffene Maßregel dem Prorektor an, und ging dann in die Häſcherkneipe, wo er ſich recht dick machte, und unter andern vorgab, daß er das Bürſchchen rein ausgeſchmiert habe. Der Perükenmacher Bechmann, welcher ebenfalls dieſe Knochenkammer zu beſuchen pflegte, weil da in Beyſeyn der Häſcher alles zu treiben erlaubt war, horchte hoch auf, trank aus, und verkündigte den beym Heiligen-Abend-Kommers verſammelten Studenten das gräuliche Vergehen des Oberhäſchers Schlenz. Den Augenblick hatte der Kommers ſein Ende, und aus allen Kehlen ertönte ſtatt des fröhlichen:

---

*) Der Verfaſſer proteſtirt feyerlich, daß er den Herrn Hofrath **Mayer** zu **Kinzelſau** hier nicht verſtehe. Dieſer hat ſich vor einiger Zeit wegen einer ihm einſt in **Darmſtadt** widerfahrnen, und in des Verfaſſers Lebensbeſchreibung (B. I.) erzählten Beohrfeigung in der A. L. Z. vertheidigt. Hier iſt der Ort nicht, dem Herrn Hofrath **Mayer** zu antworten: doch ſoll es zu ſeiner Zeit geſchehen, wenn der Verfaſſer dieſen Anonymen allen, die ihn nach und nach angegriffen haben, und noch in Zukunft angreifen werden, antworten wird.

Es lebe Unſer Schild Athen,
Es leben Unſre Lehrer!

ezt ein fürchterliches:

Stirb verfluchtes Kleeblatt, ſtirb,
Fahr' zur Hölle nieder!
Häſcher und Pedell verdirb:
Ihr ſeyd uns zuwider.

Und nun gings auf die Straßen, wo ſofort das Burſch' heraus! Burſch' heraus! von einem Ende der Stadt bis ans andere ertönte. *)

---

*) Seit der Zeit, da entſchloſſne halliſche Bürger vor einigen Jahren auf das „Burſch' heraus!“ auch „Bürger heraus“

In einem Nu waren mehr als 500 Studenten von allen Sorten auf dem Markte. Der Ordensſenior, **Faber**, berathſchlagte hier mit einigen andern großen Renommiſten, was eigentlich zu thun ſey, um den Krieg mit den Häſchern ſo zu führen, daß Ehre und Vortheil dabey herauskäme.

Auf einmal wurde man gewahr, daß ein groſſer Haufe lärmender Menſchen, mit Stangen und Prügeln, die Eſelegaſſe herauf, im Anzuge war. **Faber** ſchickte gleich einen ſeiner Vertrauten dahin, ſich zu erkundigen: ob die Armada feindlich oder freundlich wäre. Im erſten Fall wollte man gleich angreifen u. ſ. w. Der Abgeſchickte kam zurück und berichtete, daß es die Gavien ſeyen, welche mit den Häſchern in Krieg verwickelt wären, und nun gegen dieſelben zu Felde zogen.

Die Urſache, warum auch die Handwerksburſchen den Häſchern zu Hülfe wollten, war folgende. Einer derſelben, ſeines Handwerks

---

rieten, und ſie die hübſchen Herelein in der großen Ulrichsſtr. ſie tüchtig zuſammen ſchmiſſen, ſeit der Zeit hat man zu Halle das „Burſch' heraus oder Licht weg" nicht wieder gehört. Wo alſo derley Unfug noch Statt findet, da kann das erwähnte probate Mittel bald Rath ſchaffen.

ein Leinweber, hatte einen Häſcher aus der Leinweber Herberge geſchmiſſen, mit dem Zuſatz: ſolche infame Kerls gehörten ſchlechterdings an keinen honetten Ort. *) Darüber erboßten die andern Häſcher, zogen in corpore nach der Leinweber Herberge, und holten den luſtigen Leinweber aufs Kapitel. Dieß empörte die Kameraden des Geſchleppten, und gleich lieſen ſie auf allen Herbergen herum, und in weniger als einer Stunde waren alle Handwerksburſchen in ganz Schilda im Anzuge gegen die Häſcher. Die Schildaer Handwerksburſche hatten nämlich auch die löbliche Gewohnheit, die heiligen Abende auf den Herbergen mit Saufen zuzubringen, und waren daher dießmal bald zuſammen. Die Schmiedeknechte, als die Tapferſten, zogen vorn auf, und die Schneider machten den Beſchluß. Die Seitenpatrouille beſtand aus den Bürſtenbindern und Schornſteinfegern.

Als Herr Faber das edle Vorhaben der Handwerksburſchen erfuhr, ſo redete er die Studenten folgender Maßen an: Meine Brüder,

---

*) Nach alter deutſcher Sitte waren auch die Leinweber ehrlos oder infam. Vid. Stryk U. M. ad tit. ff. de his, qui not. inf.

laßt uns mit den braven tapfern Gnoten gemeinſchaftliche Sache machen, und der Sieg iſt auf unſrer Seite. Warum ſollte der Gnote nicht mit dem Studenten zugleich die ehrenvolle Pflicht, Häſcher zur Räſon zu bringen, ausführen können? Zu Jena ſchämt ſich der Student nicht, mit dem Gnoten zu trinken und Brüderſchaft zu machen: laßt uns alſo ein Bündniß mit den Gnoten ſchließen! Wollt ihr? —

Ja, ertönte es von allen Seiten, ja, wir wollen: vivant die Gnoten!

Faber näherte ſich dem Haufen der Handwerksburſche und ſtellte ihnen den Entſchluß der Studenten vor. Alle waren ſofort bereit, den Herren beyzuſtehen, und die Häſcher prügeln zu helfen, aber unter der Bedingung, daß die Studenten in Zukunft nicht mehr Gnoten, ſondern Handwerksgeſellen ſagen ſollten: das Wort, Gnote, wäre, wie ſie dieß äußerten, ein Schimpfname.

Die Studenten demonſtrirten dagegen: Gnote ſey gar kein Schimpfname: denn es ſey ſo viel als Genoſſe, oder Theilnehmer am Handwerk; und in dieſem Sinn ſey ja ſelbſt der Student Gnote, als Genoſſe oder Theilnehmer

U[illegible]l.
München

am Handwerk der Gelehrſamkeit, die in unſern finanziöſen Zeiten nur auch noch fabrikmäßig getrieben würde. Das Wort Handwerksgeſelle könnte gar leicht an Diebesgeſellen erinnern, und ſey daher weit eher nachtheilig. Doch wollte man nachgeben, und Handwerksgeſellen ſagen, wenn ſie es ſo wollten u. ſ. w.

Aber einige Burſche, denen der gleiche Schall in Handwerks- und Diebsgeſellen aufgefallen war, waren es zufrieden, daß man ſie vor wie nach Gnoten hieße, jedoch ohne alles Präjudiz. Die Bedingungen des gemeinſamen Angriffs wurden hierauf ſtipulirt und der Senior Faber machte mit dem Anführer der Gnoten, einem rüſtigen Schmiedeburſchen, auf der Stelle Brüderſchaft zur Beſtätigung des Bündniſſes. *)

Nun gieng der ganze Zug nach dem Häſcherbehältniſſe zu, und ein pereant die Häſcher, die Lumpenhunde, pereat Schlenz, der Spizbube!

---

*) Seit dieſer Zeit hat das Wort Gnote angefangen, ein honorables Wort in Schilda zu ſeyn. Selbſt an den Aufſchriften der Herbergen las man: Herberge der Schuſtergnoten, Herberge der Tiſchlergnoten, Herberge der Strumpfwirkergnoten; ja über den Thüren jener Häuſer, worin die Studenten zu commerſiren pflegten, ſtand: Herberge der Bücher-Gnoten.

wurde mächtig gekröhlt; aber kein Häſcher erſchien ganz weislich: denn ihrer Haut wäre ſehr wahrſcheinlich übel mitgeſpielt worden.

Vierzehntes Kapitel.

Introite: nam et heic Dii ſunt!

Da die Häſcher ſich nicht ins Feld wagten, ſo ging der Zug nach dem Kapitel, wo nur einige Häſcher den Leinweber in Arreſt hielten. Ohne Mühe wurde die Thüre geſprengt, der Eingeſteckte befreyet und die armen alten Häſcher mit Stößen und Schlägen und Fußtritten gar jämmerlich zugerichtet. Die Handwerksburſchen hielten ſich ſo brav und ritterlich, daß ihnen die Studenten das öffentliche Zeugniß gaben: ſie ſeyen honorige Kerls und fidele Brüder: eine Ehre, die den Handwerks-Gnoten ſonſt ſo leicht nicht zu Theile ward.

Auf dieſe Art hatten alſo die Handwerksburſchen ihren Mann wieder; aber noch nicht die Studenten. Alle blieben daher vereinigt, und wollten ſchon Anſtalt machen, auch das Carcer, worauf der Kuchen-Räuber ſaß, zu ſtürmen. Allein Faber trat vor, und bewies, daß man eher alles verſuchen müſſe, als man zu ſolchen Extremitäten ſchritte.

Die Vorſtellung gefiel, wie gewöhnlich alles gefällt, was ein allmächtiger Ordensſenior in Vorſchlag bringt. Alſo ſollte der Prorektor zum voraus begrüßt werden; und der ganze helle Haufen zog vor deſſen Haus.

Herr Fünfkäs, pro tempore Prorektor, hatte gerade den Abend zu viel friſche Auſtern gegeſſen, und darob ſtarke Blähungen und Uebelkeit verſpührt. Um dieſe zu vertreiben, trank er, nach hergebrachtem Philiſter-Wahn, ein Glas Doppelkümmel, und noch eins, und noch eins, und wieder eins, bis er endlich ganz berauſcht, oder, nach Schildaiſchem Ausdruck, ganz toll, in ſeinen Großvaterſtuhl niederſank und einſchlief. Im Schlafe hatte ſich das Zuviele garſtig gehoben, und war nebſt dem Doppelkümmel in ſolcher Quantität zurück ſpatziert, daß der Großvater und die Gegend um ihn herum das Sprichwort beſtätigte, nach welchem es heißt: Omne nimium vertitur in vitulum. Das Licht ſtand auf dem Tiſche, Seine Magnificenz aber waren unter denſelben herabgeſunken und ſchnarchten.

Es war beynahe elf Uhr, als die reiſigen Bürſchlein vor dem Hauſe des Prorektors ankamen. Faber und noch vier andere machten den Ausſchuß, und beſorgten die Geſandſchaft. Man klopfte mit Ungeſtüm an die Thüre, und da dieſe blos angelehnt war, weil Madame und Mamſellen den Abend den Frau Baſen und Gevatterinnen den heiligen Chriſt für die lieben Kleinen in Ordnung bringen halfen: ſo konnte man leicht herein. Das wachhabende Mädchen remonſtrirte zwar, daß Seine Magnificenz ſchon zur Ruhe wären; aber ein fürchterliches: „Was will der verdammte Beſen!‘ ſcheuchte ſie zurück, und die Geſandſchaft zog in das Zimmer des Schnarchers.

Hier lag der Magnificus nicht zum magnifiſten, und der Anblick ſeiner Peripherie, nebſt deren Innhalt, bewies hinlänglich, daß magnifike Herren oft unmagnifike Menſchen ſind. Alle ſtuzten, aber nach einigem Umherblicken ſchlugen alle eine laute Lache auf; indeß Faber gebot Stillſchweigen, ging an einen Nebentiſch, und ſchrieb folgenden Zettel:

„Dem Stockmeiſter Bär wird aufgegeben, den Studenten, Hn. Meyer, angeſichts dieſes frey zu laſſen, hingegen den Oberhäſcher Schlenz ſogleich einzuſtecken, und bis auf weitere Order, kreuzweiſe krumm zu ſchließen, Schilda, den 24. Dez.“

Nach Vollendung des Zettels rüttelte und ſchüttelte Faber den ſchnarchenden Prorektor ſo lange hin und her, bis er endlich etwas zu ſich kam, und ſagen konnte: Laßt mich doch gehn! —

Faber: Ja, Herr, es hat ſich hier was zu gehen! Hören Sie nur: die ganze Stadt iſt in Alarm, und Sie müſſen die Unruhe ſtillen helfen.

Prorektor: Wa, was iſt denn?

Faber: Der Häſcher Schlenz hat einen Studenten geſchleppt; und wenn der nicht ſogleich loskömmt, ſo geht alles drunter und drüber. Sie ſelbſt ſind Ihres Lebens nicht ſicher. Haben Sie's verſtanden? (Er ſchüttelt den Prorektor noch unſanfter.)

Prorektor: Bin recht miſerabel. — (Er rülpſt von neuem, und von neuem rebellirt der Magen.)

Faber: No, no, gemach! Laſſen Sie doch nicht gar Lunge und Leber heraus! (Mit Hülfe der Uebrigen hebt ihn **Faber** in den Großvater, und öffnet die Fenſter.)

Indeſſen war den Draußenſtehenden die Zeit lang geworden, und ſie fingen alſo ein ſo durchdringendes Getöſe an, daß der Magnificus nun etwas mehr zur Beſinnung kam.

Prorektor: Aber mein Gott, was iſt denn das?

Faber: Da haben Sie die Beſcheerung! Die ganze Univerſität, und die ganze Gnotenſchaft ſteht da draußen, und will Ihr Haus ſtürmen, wofern Sie nicht Befehl geben, daß Herr **Meyer** den Augenblick loskomme. Oder ſollen wir den Kanzler herholen, und ihm zeigen, was für ein ſauberer Herr Sie ſind? Ich dächte, Sie ſchrieben nur gleich an den Stockmeiſter, daß er **Meyern** gleich entlaſſe: oder es geht drunter und drüber.

Prorektor: Du lieber Himmel, wie kann ich jezt ſchreiben!

Faber: Unterſchreiben Sie nur Ihren Namen. Hier iſt ſchon ein Aufſatz fertig, worin

Sie die Loslaſſung des Studenten befehlen. Ich will Ihnen die Hand führen.

Der Prorektor, um nur Ruhe zu bekommen, unterſchrieb mit Fabers Hülfe ſeinen Namen, ohne, wie ſich denken läßt, den Zettel zu leſen, welches ihm auch bey dem Nebel in ſeinem Gehirn ohnehin nicht gut möglich geweſen wäre, und ſank wieder keuchend und ſchlummernd in ſeinen Groſsvater über. *)

---

*) Um doch zu ſehen, daß es auch auf Univerſitäten Loripedes und Æthiopen gebe, wie meine Leſer hier mehrere finden, ſo will der Verfaſſer hier eine Anekdote einmiſchen, die noch auf einer berühmten deutſchen Univerſität nur bekannt iſt. Ein angeſehener dortiger Gelehrter hatte ſich bey einem Gelage, welches ein abgehender Adlicher gab, ſo ſehr übernommen, daß er beym Zuhauſegehen an einem Kothhaufen liegen blieb, und erſt gegen Tages-Anbruch vom Nachtwächter aufgehoben und nach Hauſe gebracht wurde. Der Nachtwächter ſchwieg nicht, und die Hiſtorie kam zu den Ohren derer, welche mit bey dem Gelage geweſen waren. Als ſich daher der Gelehrte einige Zeit hernach in der Geſellſchaft einiger dieſer Herren wieder ſehen ließ, und ſie bat, daß ſie ihm ſeinen neulichen Rauſch nicht übel nehmen möchten: fing ein luſtiger Kopf unter ihnen an: Warum ſollten wir Ihnen das übel nehmen? Sie haben uns ja nicht beleidiget! Aber jenen Kothhaufen, den Sie in jener Nacht ſo unſchuldig beſchwerten, den hätten Sie um Verzeihung bitten ſollen, denn der iſt häßlich beleidiget worden. In S..., wo dieſe Annalen auch geleſen werden, wie mich Briefe verſichern, wird man wohl noch die Straße wiſſen, wo der Kothhaufen gelegen hat. Auf einer noch berühmtern Univerſität fand ein Antiquar einen gewiſſen gelehrten

Die Geſandtſchaft begab ſich hierauf hin zu dem Haufen, und fluchs zog alles im Jubel und Triumph nach dem Karzer, wo dem Stockmeiſter Bär der Befehl des Prorektors zur augenblicklichen Vollziehung eingehändigt wurde.

Hm, hm, brummte der gravitätiſche Stockmeiſter, das iſt doch ſtreng! Nun, nun, wollen's machen. Peter, laß er ſogleich den Oberhäſcher Schlenz herkommen, und noch zwey Unterhäſcher, aber mit Geſchmeide. Mach er geſchwind Peter!

Peter ging, und Schlenz, welcher dachte, daß etwan jemand ſollte gefeſſelt werden, lief ſich bald außer Athem: denn er verdiente gern zwey Groſchen zu Schnapps, welche jeder, der krumm geſchloſſen werden ſollte, zu geben pflegte, damit er nicht ins lezte Gelenk gelegt wurde und folglich nicht genöthigt war, gar zu krumm zu liegen. Aber dießmal verfehlte Schlenz ſeinen Zweck garſtig.

Herrn ſich in der Goſſe am Markte herumſudeln, half ihm heraus und ſchleppte ihn wie eine Leiche zu Hauſe. Eben dieſer Ehrenmann hat ſich ſchon auch zuweilen mit Offizieren weltweiſe unter den Tiſch getrunken. — Und ſo iſt es wohl wahr:

Iliacos intra muros peccatur et extra! —

Denn kaum war Peter mit dem Oberhäſcher angekommen, ſo befahl der Stockmeiſter, Leztern auf die Pritſche zu ſchmeiſſen, und ihn krumm zu ſchließen. Schlenz machte häßliche Geſichter, proteſtirte in beſter Form, berief ſich auf die Gunſt des Prorektors, pochte auf ſein Oberhäſcher-Amt, bath, drohte, bettelte, fluchte und ſakkramentirte; aber vergebens! Der unerbittliche Stockmeiſter Bär, unerbittlich wie ein Regimentsprofos, hielt den Zettel des Prorektors in der Hand, und befahl zu ſchließen. Die Unterhäſcher gehorchten und ſchloſſen den armen Schlenz, ihren ſonſt reſpektabeln Oberhäſcher und Kommandeur.

Der Prorektor, oder vielmehr Herr Faber hatte vergeſſen, das Gelenk zu beſtimmen, worin Schlenz hatte gelegt werden ſollen. Da nun der Stockmeiſter aus langer Praxis auch die goldne Regel der Juriſten gelernt hatte, daß man in zweifelhaften Fällen die minder ſtrenge Wahrſcheinlichkeit wählen müſſe: ſo ließ er den Oberhäſcher ins ſechſte Gelenk legen. Aber ein Gnote, welcher Schlenzen nahe ſtand, ſoderte durchaus, daß die Canallje, wie er ſich ausdrückte, ins lezte Loch gelegt werden müßte.

Dieſe Meynung fand den Beyfall aller Studenten und Gnoten, welche näher herum ſtanden. Aber die beyden Unterhäſcher wollten ſchlechterdings nicht enger ſchließen. Was war alſo zu thun? Stehendes Fußes nahmen einige rüſtigen Schmiedeburſche den Häſchern die Schlüſſel ab, und ſchloſſen den armen Schlenz ins lezte Gelenk, troz ſeinem Strampeln und Bäumen.

Da lag nun der Obermeiſter der Häſcherzunft zuſammengekrümmt wie eine ſchlafende Katze. Damit aber der Stockmeiſter nicht barmherzig ſeyn und weiter ſchließen laſſen mögte: ſo blieben einige von den Studenten und Gnoten zur Wache da; und ſo mußte der arme Schlenz aushalten, und noch dazu alle möglichen Inſulten von deñ Wächtern leiden.

Fünfzehntes Kapitel.

Ausgang dieſer Schnurre.

Als nun auf die beſchriebene Art auch der Student Meyer befreyet, und richtige Genugthuung beyden Partheyen geworden war, ging der ganze Zug nach den Kellern und Kneipen, wo man bis an den hellen Tag ſchwärmte, und die Freundſchaft mit den Handwerksburſchen befeſtigte. Da hörte man nichts, als Bruder Burſch' und Bruder Gnote hinten und vorne.

Erſt früh Morgens am erſten heiligen Chriſttag ging der Stockmeiſter Bär zum Prorektor, Rapport abzuſtatten. Seine Magnificenz hatten eben eine derbe Pille von Dero Frau Gemahlin darum verſchlucken müſſen, weil Hochdieſelben den ſchönen neuen Schlafrock ſo jämmerlich zugerichtet hatten. Zu dem hatten ſie nicht recht ausgeſchlafen, und waren daher übel aufgeräumt, als Bär herein trat.

„Was will Er? ſchrie ihm der Prorektor entgegen. Mach' ers nur kurz: ich habe heute zu thun!“

Bär: Ich will nur Ihrer Magnificenz ganz unterthänigſt rapportiren, wie daß ich auf Dero hohen Befehl den Studenten Meyer losgelaſſen, und den Oberhäſcher Schlenz habe krumm ſchließen laſſen.

Prorektor: Bär, iſt Er ein Narr? Was will Er mit ſeinem Krummſchließen?

Bär: Ich that alles, was ich that, auf Befehl Ihrer Magnificenz. Belieben Sie hier nur zu leſen! (Bär giebt ihm den Zettel.)

Prorektor: (nachdem er geleſen.) Wa, was, wer hat Ihm den Zettel gebracht?

Bär: Die Herren Studenten.

Prorektor: Zeter über Ihn! — Iſt Er denn blind? Ich hab das nicht befohlen, noch weniger geſchrieben.

Bär: (ruhig) Genug, es war der Befehl Ihrer Magnificenz: fragen Sie nur alle Studenten und was ſonſt noch dabey war.

Prorektor: Kann Er denn nicht hören? Ich ſag' Ihm, ich habs nicht geſchrieben, wenigſtens kann ich mich nicht entſinnen —

„Das glaube ich, ſchrie die Frau Magnificenzin, die eben hereintrat, das glaube ich, daß Du es nicht mehr weißt! Aber unſre Marie hat geſtern Abend recht gut gehört, wie der Student Dir den Zettel gegeben, und wie er's gemacht hat, daß Du unterſchriebeſt. Geh', ſchäme Dich, Du Saufaus! Den ſchönen Schlafrock ſo zu verderben, und noch dazu ſo 'ne dumme Order zu geben und einen vor der ganzen Stadt zu proſtituiren!“

Bär: Da ſehen Ihre Magnificenz ja ſcheinbarlich, daß ich recht habe! Werde aber mich doch in Zukunft allemal erſt erkundigen, wenn ich einen Befehl erhalte, ob Ihre Magnificenz trunken oder nüchtern waren, wenn ſie unterſchrieben. Meyn's in meiner Einfalt recht gut damit.

Prorektorin: Ja, lieber Bär, das muß Er auch thun: ſonſt macht mein Saufaus von Mann noch einen dummen Streich in den andern.

Bär: Je nun, Frau Magnificenzin, es paſſirt ja wohl eher, daß man ſich überhaut! Das paſſirt ja ſogar unſer Einem! (ab.)

Prorektorin: Aber Mann, Mann, Du haſt ja dem Bär nichtemal geſagt, daß er den Oberhäſcher wieder ſoll loslaſſen? (Sie geht ans Fenſter, und ruft ihm nach:) Hör' Er mal, lieber Bär: laß Er doch den armen Schlenz gleich wieder los, und ſag Er ihm, daß mein Mann nicht recht bey Sinnen war, als er befahl, ihn zu ſchlieſſen. Er läßt ihn um Verzeihung bitten, und wirds ſchon wieder gut machen. Jezt geh' Er in Gottes Namen!

So wußte denn nun auch die ganze Nachbarſchaft, und bald auch die ganze Stadt, welche Komödie war geſpielt worden. Der Oberhäſcher kam allerdings los, doch liefen ihm die Kinder auf der Straße nach, und ſchrieen: Schlenz hat krumm gelegen! Schlenz hat krumm gelegen! u. ſ. w. Proſit, Proſit! riefen die Studenten. —

Fabern ward indeß doch etwas bange, und um der Furcht los zu werden, begab er ſich gleich früh zum Sekretär Schneller, und erzählte ihm den ganzen Vorgang. Schneller wollte ſich beynahe krank lachen über das Stückchen, das dem Prorektor geſpielt war. Er haßte ihn von ganzer Seele, und beſchloß augenblicklich, den Studenten noch mehr Genugthuung zu verſchaffen.

In dieſer Abſicht lief er zum Kanzler, und machte ihm die Sache in ſofern bekannt, als er es für gut fand, und fügte hinzu, daß man noch denſelben Tag ein General-Concilium halten müßte, wenns gleich der erſte heilige Feyertag wäre: es ſtünde ſonſt immer zu beſorgen, daß ein allgemeiner Tumult ausbräche.

„Na, ſagte der Kanzler, wie Sie meynen! Laſſen Sie die Leute zuſammenpreſchen, aber noch vorm Eſſen: den Nachmittag muß ich partout auf die Jagd.“

Das Concilium wurde gehalten, und wegen der Rarität war es ſehr vollſtändig. Die Profeſſoren hatten alle von dem Skandal gehört, und viele wußten ſchon, wie man den Herrn Prorektor gehänſelt hatte.

Alſo rennten ſie alle auf den Aufruf des Pedells aufs Concilium. Es ging nämlich zu Schilda, wie es auf vielen deutſchen Univerſitäten geht: die Herren hörten und ſahen gern etwas neues; und wo fallen wohl mehrere Neuigkeiten vor, fähig, die allerneugierigſte Frau Baſe zu intereſſiren, und die Kurioſität der vollſtändigſten Ammenſtube zu vergnügen, als auf einem akademiſchen Senat?

Nachdem die Herren alle Platz genommen, und wegen der Dinge, die da kommen ſollten, mit weit aufgeſperrten Mäulern da ſaßen, nahm Herr Schneller das Wort, wie folget:

Hochanſehnlicher Senatus,

Die Urſache, warum Se. Excellenz, der Herr Kanzler, ein außerordentliches Concilium haben anſagen laſſen, iſt die Gefahr für unſre Akademie, durch Rebellion vernichtet zu werden, und umzuſtürzen, wie die zu Gießen im Jahr 1777.

Zwar würde eine Rebellion noch zu dämpfen ſeyn, wenn ſie nicht, wie die gegenwärtige, aus gerechten Urſachen entſtanden wäre. Der einzige Volksverwirrer iſt der Oberhäſcher Schlenz. Dieſer hat, blos aus Dünkel, Dummheit und Rachſucht, ſo recht, wie es die Natur eines brutalen Häſchers mit ſich bringt, geſtern Abend einen Studenten eingeſteckt, und noch obendrein fürchterlich injuriirt. Darob iſt denn, wie natürlich, die ganze Univerſität in Harniſch gerathen. Wer ſollte auch nicht, wenn ein impertinenter Häſcher, wie unſer Oberhäſcher iſt, die fürſtlichen Privilegien ſo mit Füßen tritt?

Aber Seine Magnificenz, der Herr Prorektor, haben, ſobald Sie das Unweſen erfuhren, ſofort den Studenten losgegeben, und den Schlenz, wie er es verdient hätte, kreuzweiſe krumm legen laſſen, wofür Ihnen gewiß jeder Untergebene Dank wiſſen wird. Jedoch iſt dieſes noch lange nicht hinlänglich, die Studenten ganz zu beruhigen; und ſie könnten leicht verleitet werden, den Oberhäſcher todtzuſchlagen, wenn er länger hier bleiben ſollte. Soll alſo Ruhe hergeſtellt werden, ſo wäre mein unmaßgeblicher Vorſchlag, den Oberhäſcher Schlenz noch heute zu verweiſen. Findet aber ein hochanſehnliches Concilium meinen Rath verwerflich: ſo erkläre ich, daß ich, als angeſtellter Referent an das Curatorium der Univerſität, die Sache nach Einſicht und Gewiſſen berichten werde, wenn etwas zum Nachtheil der Akademie daraus entſtehen ſollte.

„Na, ſagte der Kanzler, als Schneller ausgeredet hatte, und die Herren alle mit aufgeſperrten Mäulern noch da ſaßen, wie vorher, Na, meine Herren, was denkens nun? was meynens nun? Ich denke, der Herr Sekretär hat Recht: der Oberhäſcher muß zum Teufel!“

Der Prorektor war der Einzige, der ſich widerſezte; aber, da auf ſeinen Befehl, den Schlenz krumm zu ſchließen, allerhand Anſpielungen gemacht wurden, die ihm ſehr verſtändlich waren, ſo fürchtete er eine nähere Erklärung, und gab endlich nach. Alſo wurde per unanimia, wie man im akademiſchen Latein ſpricht, beſchloſſen, den Oberhäſcher Schlenz, der noch nirgends gut gethan und erſt vor kurzem noch an 80 Reichsthaler Paraphengelder unterſchlagen hatte, noch denſelben Tag aus der Stadt zu entfernen. Die Sorge, ihn fortzubringen, wurde dem Prorektor ſelbſt aufgetragen; und der Senat hatte auch für dießmal ein Ende, und die meiſten Herren verließen ihn mit ſichtbarer Freude über die Abführung des Prorektors, ſo ganz more academico.

Der Prorektor ließ den Oberhäſcher gleich zu ſich kommen. Lieber Schlenz, rief er ihm entgegen, Er iſt für Schilda verlohren. Der Senat verweiſet Ihn: Er muß fort, und ich kann Ihm nicht helfen. Ich bedaure Ihn.

Schlenz: Aber um Moſes willen, Ihro Magnificenz, Ich ſoll fort? Fort wegen der Studenten und Gnoten? Da litt' ja meine Ehre, mein Anſehn, ja, alles litt! Nein, das geht nicht! Nein, bey meiner höchſten Seele*), ich gehe nicht! —

Prorektor: Ich kann Ihn aber nicht ſchützen. Der Kanzler, der Sekretär, der ganze Senat iſt ihm feind. Aber ich will doch für Ihn ſorgen; geh' Er nur nach Eberſtadt zum Bierbräuer Wolf, und halte Er ſich da nur einige Tage auf. Ich werde unterdeſſen ſchon etwas für Ihn finden. Aber Er muß vor der Hand durchaus noch heute fort.

Schlenz: (ſehr protzig und grob) Und ich gehe nicht, ſo wahr ich Schlenz heiße! Mich ſoll weder der Teufel noch ſeine Urgroßmutter aus der Stadt bringen. (Geht ab und ſchmeißt die Thür ſehr ſtürmiſch zu.)

Warum aber der Prorektor mit dem impertinenten Häſcher nicht unſanfter verfuhr, und den Bengel nicht ohne weiters fortjagen ließ, begreift man, wenn man weiß, daß der Herr Oberhäſcher mit dem Herrn Prorektor zu ſehr bekannt geworden war, als daß dieſer es hätte wagen mögen, ihn öffentlich zu beleidigen. Dieß iſt auch wohl anderwärts der Fall!

---

*) Iſt ein Häſcherſchwur. Einige Herren von Adel pflegen bey ihrer hohen, auch wohl bey ihrer höchſten Ehre zu betheuern, und oft um ſo ärger, je weniger ſie wirklich welche haben.

Schlenz ging vom Prorektor in eine Kneipe, die Häſcherherberge genannt, wo es den Häſchern zu Schilda allein erlaubt war, hinzukommen. Meiſter Naut, der ehrſame Wirth darin, hatte den Schluß des Senats ſchon durch einen Stiefelwichſer vernommen, und bat alſogleich beym erſten Schnappſe, den er dem Schlenz einſchenkte, er möchte doch den Bären, — ſo nannte Meiſter Naut einen Schuldpoſten — den er zu 4 Rthlr. 18 Gr. 9 Pf. bey ihm nach und nach angebunden hätte, vor ſeinem Abzuge aus Schilda wieder fein losbinden.

Aber Schlenz verſicherte bey zehntauſend Schock Teufeln, daß er auf keinen Fall abziehen würde; er ſey fürſtlicher hochbeſtallter Oberhäſcher, habe als ſolcher ſo gut ſein Diploma, wie der General und der Präſident. Was aber den Bären anbelange, ſo wolle er ihn ſchon losbinden, und das bald genug: denn die Beendigung des obwaltenden Handels könnte für ihn nicht anders, als vortheilhaft ausfallen. Die Studenten müßten auf alle Fälle das ganze Gelag bezahlen; der Teufel ſollte ihn holen, wenn er nicht ſein Schäfchen dabey ſcheeren würde u. ſ. w. Bey jedem Glas Schnapps ward ſein Kopf heroiſcher, die Schwüre kräftiger, und die Zahl der Teufel, welche er zu Zeugen anrief, allemal ſtärker.

Freund Bechmann, der Perrükenmacher, ſaß eben auch in der Kneipe des Meiſters Nauk, und hörte die Betheurungen des Oberhäſchers ſtillſchweigend an. Bechmann haßte den Oberhäſcher, theils weil er ein Leibfriſör der Studenten war, theils aber auch, weil ihn dieſer einmal auf Antrieb ſeiner Frau aus den Armen eines liederlichen Mädchens hatte holen müſſen. Jezt wollte er die Gelegenheit, ſich zu rächen, nicht vorbey laſſen. Er leerte alſo ſein Gläschen, und ging gerade auf den groſſen Keller, wo er die Studenten und Handwerksburſche in gröſter Einigkeit beyſammen antraf.

„Meine Herren, ſagte er, Schlenz, der Oberhäſcher, ſizt da drüben in der Kneipe und ſchimpft und prahlt, und will troz dem Befehl des Senats und des Prorektors nicht fort. Hier müſſen Sie ſelbſt Hand anlegen: ſonſt wird es nichts.“

Die Herren, alle im Kopfe heroiſch, beſchloſſen, das Urtheil des Senats in Exekution zu bringen, und zogen in dieſer ehrſamen Abſicht, ſo wie ſie da waren, nach der Schnappsbutike des Meiſters Naut, ſtürmten herein, und riſſen den Oberhäſcher mit aller Heftigkeit auf die Straße, und hier nahmen ihn einige rüſtigen Grobſchmiede in Empfang und brachten ihn, unter lautem Jubel des Schildaer Jan Hagels, zum Thor hinaus. Vor dem Thore erhielt der traurige Wicht noch einige derbe Tritte in den Hintern von allen Altgeſellen der verſchiednen Handwerker, mit der ausdrücklichen Weiſung, ja keinen Fuß mehr in die Stadt zu ſetzen, oder zu gewärtigen, daß ihm der Niſchel (Schädel) und die Spazierhölzer (Beine) entzwey geſchlagen werden ſollten. Schlenz ging traurig fort, und fluchte über Studenten und Gnoten und Schilda.

So hatte denn der Mäuſekrieg zu Schilda ſein Ende. Die Studenten, welche ſo herrliche Genugthuung erhalten hatten, vergaßen das über die groſſe Armſeligkeit der Univerſität, und glaubten, daß Schilda ein gelobtes Land, eine ganz unverbeſſerliche Univerſität ſey, wo man ungeſtraft Unfug treiben dürfte, wie ſonſt nirgends.

Und ſo denken gar viele Studenten! Die meiſten loben die unbändigſte Univerſität, wo alles geſchehen darf, mehr als wo man geſittet ſeyn muß, um da exiſtiren zu können. Wenig liegt ihnen daran, ob man etwas da lernen kann oder nicht. Vielleicht wird es aber mit der Zeit auch in dieſen Stücken beſſer: der Anfang der Verbeſſerung iſt wenigſtens gemacht. Schade nur, daß gerade die, deren Pflicht es wäre, den Fortgang der akademiſchen Verbeſſerungen zu fördern, ſich demſelben am meiſten entgegen ſtellen, und das alles aus einer ſchändlichen Habſucht und einem verächtlichen Egoismus.

Sechszehntes Kapitel.

Etwas von der akademiſchen Polizey zu Kapperſchauſen.

Den andern Feſttag kam Herr Hofrath von Rips, Profeſſor der Rechte zu Kapperſchauſen, nach Schilda, und beſuchte ſeinen alten Freund, den Prorektor Fünfkäs. Er hatte ſchon auf dem lezten Dorfe vor Schilda, im Wirthshauſe, wo er, nach jenem Dialekt, einen Wurf machte, von dem Skandal, welchen die Schildaer Studenten getrieben hatten, ſich erzählen laſſen, und machte ſeinem Freunde nicht geringe Vorwürfe darüber, daß man die Studenten gar nicht beſtraft hätte. Fünfkäs erklärte ihm die Urſachen, warum dieſes nicht geſchehen wäre, unter ſtätem Achſelzucken.

Herr Hofrath von Rips ſchüttelte den Kopf, und ſezte ganz bedeutend hinzu: daß die Herren ja an ihren Accidenzien verlöhren, wenn ſie nicht brav ſtraften: es ſeyen jezt hochbewegte Zeiten, es gäbe zu ſehr viele Bedürfniſſe, die Beſoldungen wollten nicht ſo recht mehr zureichen, mit Kollegienleſen ſey auch wenig zu verdienen, und das Bücher-Recenſiren ſey eine vertrackte Arbeiterey: daher müßte man immer ſo ein Extraprofitchen zu finden wiſſen u. ſ. w.

Sehen Sie Herr Confrater, fuhr er fort, vor drey Monaten hatten wir zu Kappershauſen auch einen Skandal, der aber doch für unſre Beutel ſo ziemlich lukrativ war: ſo einen Skandal alle Viertel-Jahr, und ich ſtehe dafür, wir würden bald alle eigne Equipage halten können.

Es kam eine Bande deutſcher Komödianten aufs nächſte Dorf, und fing da an zu ſpielen; denn in Kappershauſen wird das nicht zugeſtanden wegen einiger alten akademiſchen Geſetze. Man hat zwar unſerm Fürſten berechnet, daß gar mancher ſchöne Thaler in ſeinem Lande bleiben würde, wenn er das Schauſpiel auch in Kappershauſen erlaubte, wie er es in allen ſeinen großen Städten erlaubt. Aber unſer Doktor Matz, der erſte Profeſſor der Theologie, hält dafür, das Schauſpiel ſey eine Erfindung des Teufels, wohin die Augen der jungen Theologen gar nicht ſehen dürften; und Matz gilt bey unſerm Fürſten alles; alſo muſte es ſchon unterbleiben.

Als aber die Komödianten dieſes Jahr hinkamen, machte der Schauſpieldirektor unſerm Prorektor und mehrern Profeſſoren, worunter auch meine Wenigkeit war, die Aufwartung und verſprach uns, wenn wir ſein Unternehmen unterſtützen wollten, Freybillets, ſowohl für uns; als für unſre Frauen und Kinder. So etwas gefällt ganz natürlich. Unſere Profeſſoren, einige wenige ausgenommen, prieſen das Schauſpiel, freilich nur ſo im allgemeinen, auf dem Katheder an, und unſere Studenten lagen faſt tagtäglich draußen und ſahen dem Geſpiele zu.

Ich muß geſtehen, es war ein recht luſtiges Leben, wobey ſich aber niemand beſſer befand, als die Aktrizen. Endlich kam auf Betrieb des Doktors Matz ein ſtrenger Befehl von unſerm Fürſten, wodurch das Dorfrennen, und das Beſuchen des Schauſpiels aufs ſtrengſte unterſagt wurde. Eine Dorfkomödie in der Nähe einer Univerſität ſey ſo gut wie ein Bordel, hieß es in dem Reſkript; wir ſollten uns alſo ſchämen, daß wir ſo was Unzweckmäßiges und Höchſtverderbliches hätten geſtatten können, und wie es noch weiter hieß.

Aber Sie wiſſen ja, daß man ſich auf Univerſitäten wenig über Verweiſe bekümmert: man ſchiebt die Bocksſtreiche dem zeitigen Prorektor auf den Hals, und der Wiſcher iſt vergeſſen, ſobald der Prorektor abgeht. Das iſt einmal ſo Mode!

Um aber doch dem Befehl des Fürſten nachzuleben, witterte unſer Prorektor einige Studenten aus, welche in der Komödie geweſen waren, und ſtrafte ſie derb, und wie es ſich verſteht, um Geld. Darüber entſtand ein Skandal, wobey einige Fenſter eingeworfen und das ſchwarze Brett herabgeriſſen wurde. Auf dieſen Tumult würden wir wenig Rückſicht genommen haben, wenn die Komödianten noch länger geblieben wären: denn da hätten wir Hoffnung gehabt, immer ſo was unter der Hand — zur Schadloshaltung — von den Studenten zu ſchneiden, die es gewiß nicht unterlaſſen hätten, die Dorfkomödie vor wie nach zu beſuchen, beſonders wegen der Aktrizen.

Aber die Schauſpieler zogen ab, und nun erſt fand der Senat für gut, die Unterſuchung wegen des Aufruhrs anzufangen. Man ließ nach und nach vierhundert Studenten aufs Carcer ſchleppen. Freilich wurden nur fünfe als wirklich ſchuldig befunden. Dieſe Fünfe zahlten aber jeder richtig ihre funfzig Thaler: denn man hatte, welches ein Hauptſtück der akademiſchen Politik iſt, die Vorſicht gebraucht, nur ſolche ſchuldig zu finden, die ſtarke Wechſel hatten, und das Geld nicht achteten. Arme Teufel zu ſtrafen, iſt ſo unſer Grundſatz, lohnt ſich der Mühe nicht, oder es müßte geſchehen, um die Anzahl der Freybettler der Collegien durch Relegation zu vermindern, oder um einmal auch ein Beyſpiel von Gerechtigkeitsliebe geben zu wollen. — Die andern 395 mußten jeder, ſchuldig und unſchuldig, ſechs Thaler Schleppgeld bezahlen: und das zuſammen machte das runde Sümmchen von 2620 Thalern. Davon fielen 100 Thaler dem Fiskus heim, 50 wurden auf die Unkoſten, als Wiedermachen der Fenſter u. ſ. w. verwendet, und das übrige fiel ſehr heilſam in unſern Beutel.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Einige einen partem ſelectam bekamen. Aber, liebſter Freund, es ſind auch hochbeinige Zeiten; und je weniger man dem Studenten läßt, deſto weniger kann er ausſchweifen. — Genug, Sie ſehen, Herr Collega: zu Kappershauſen ſind wir nicht ſo nachſichtig, wie Sie Herren zu Schilda. Aber wenn wieder ſo etwas vorfällt, müſſen Sie an uns hübſch ein Beyſpiel nehmen. Sumenda pecunia, dächt' ich doch, wäre eine allgemeine Regel auf allen Univerſitäten. Wie können ſonſt auch Fürſten das Zutrauen zu uns haben, daß wir ihnen gute Finanziers und Cameraliſten zuziehen werden! —

Der Prorektor Fünfkäs zuckte die Achſeln, lächelte und ſezte hinzu: daß es weder an ihm, noch an vielen ſeiner Herren Kollegen gelegen habe, daß die Schildaer Studenten nicht auch dießmal recht räſonnabel wären geſtrippt und geſchoren worden: aber gewiſſe Umſtände hätten für jezt ſo was durchaus nicht erlauben wollen. Andere Prorektoren wären in dieſem Stück glücklicher geweſen, und hätten eine Schafſchur gehabt, wie wohl wenige in Kappershauſen. Einer von ſeinen Vorgängern, der ſchon, als

Dekan der philoſophiſchen Fakultät, die Dekanatskaſſe um 400 Thaler verkürzt gehabt hätte, und den man eben darum nicht hätte zum Prorektorate wollen gelangen laſſen, der aber wegen einer ältern höhern Zuſage es dennoch geworden wäre, hätte auch die Prorektoratskaſſe um 700 Thaler geſchmälert, und dieß bloß zum Wohlleben und zur Liebhaberey, und bey einer Beſoldung von 800 Thalern, die Collegien- und Ueberſetzungsgebühren nicht einmal mitgerechnet, wenn ſie gleich der leztern Summe ziemlich nahe kamen.

So finanziös dieß auch war, fuhr Herr Fünfkäs fort, ſo war es noch finanziöſer, daß er an dem Aktuarius, an den Pedellen und ſogar an einigen müßigen und überall herumſchleichenden Studenten ſeine Horcher und Späher hatte, durch deren Dienſtgefliſſenheit er alles erfuhr, was dienen konnte, ſeine Einnahme an Strafgeldern, Sporteln und dergleichen zu vermehren. Erfuhr er dann, daß Händel unter den Studenten vorgefallen wären, die einen Duell nach ſich ziehen würden: ſo ſaß er ruhig, bis jener wirklich vorgefallen war; und waren dann die Schläger arme Wichte: ſo wurde keine

Notiz davon genommen; waren aber beyde oder nur einer von ihnen reich: ſo kamen ſie kaum von der Schlägerey zu Hauſe, als auch ſchon ein Pedell mit Häſchern da war, ſie gleich einzuziehen, wenn ſie nicht mit 300 Thalern Caution für ſich ſtellen würden. Die Caution wurde alsdann geſtellt, der Proceß angefangen, aber ſo geführt, daß die Cautionsgelder niemals zureichten, die Gerichtskoſten davon zu befriedigen.

Ich dächte, lieber Herr Collega, ſetzte der Ehrenmann hinzu, dieß zeige nicht undeutlich, daß wir Schildaer Ihnen zu Kappershauſen in ökonomiſcher Rückſicht vielleicht noch überlegen ſind. Doch hören Sie nur weiter!

Unter einem andern Prorektor ſagte man dem Univerſitäts-Aktuarius des Morgens voraus, daß des Nachmittags eine maskirte Schlittenfahrt ſeyn würde, wobey es wegen anzüglicher Masken unfehlbar zu Händeln kommen müßte, und bat ihn, er mögte es dem Prorektor doch anzeigen, damit er die Schlittenfahrt nicht erlaubte oder wenigſtens keine Masken dabey. Aber der Herr Aktuarius ſchlug eine laute Lache auf und erwiderte: Ei, da müßten wir große Thoren ſeyn, wenn wir, wie Väter, ſolche Gelegenheiten zu Händeln hindern wollten: wie könnten wir alsdann, wie Richter, davon leben? Unſer Prorektor weiß die intendirte Schlittenfahrt lange; aber erſt muß ſie gehalten ſeyn, dann wird er ſchon Notiz davon zu nehmen wiſſen. Je mehr dumme Streiche, deſto mehr Strafgelder: und ſo müßten wir uns auf unſern Vortheil wenig verſtehen, wenn wir die dummen Streiche nicht lieber zu fördern ſuchen würden, und ſollt' es ſelbſt unter der Hand durch dienſtfertige Geiſter geſchehen, als daß wir ſo kurzſichtig ſeyn ſollten, ſie zu unſerm Nachtheil ſelbſt zu verhüten. —

Ah, wenn das ſo iſt, fiel der Herr von Mips ein, dann hab' ich allen Reſpect vor Ihrem akademiſchen Forum!

Siebzehntes Kapitel.

Ein ganz neuer Burſchen-Komment.

Der Tag, woran Schlenz aus Schilda gejagt wurde, war der größte Feſttag für das Schildaer Publikum, den es ſeit der Huldigung erlebt hatte. Alles war ſo innig froh, daß jederman ſeine Wonne in Worten und Werken ſehen ließ.

Die Studenten und die Handwerksburſchen, als welche vorzüglich die Urheber der Vertreibung des Oberhäſchers geweſen waren, thaten ſich auf ihren Sieg recht was zu gute und jubelten ohne Aufhören. Faber ſchlug ſogar vor, daß man ſich zum Andenken dieſes Sieges Kokarden auf die Hüte ſtecken ſollte: und in weniger als einer Stunde ſah man Handwerksburſchen und Studenten mit Kokarden von allerley Farbe.

Die Philiſter hatten gleichfalls ihre höchſte Freude über den Fall des Oberhäſchers: denn es war kaum einer in der ganzen Stadt, der nicht von dieſem Grobian wäre mishandelt worden.

Gegen Abend ging Faber über die Straße; einige angeſehene Bürger begegneten ihm, und blieben ſtehen. „Herr Faber, redete ihn der älteſte, ein ehrſamer Bäckermeiſter, an, Sie haben ſich recht gehalten gegen die verfluchten Häſcher: unſere Bürgerſchaft weiß Ihnen allen Dank, und unſere Kinder und Kindeskinder werden ſichs noch erzählen, wie durch Sie der Schlenz iſt weggepreſcht worden. Kommen Sie, lieber Herr Faber, mit auf den Keller: wir wollen ein Gläschen Aquavit trinken.“

Faber war eben kein Koſtverächter: er ging gern in allerley Geſellſchaft, um für die Unterhaltung nicht zu einſeitig zu werden. Er verſprach ſich ebendrein einen Jubel, und nahm darum die Einladung an, und begleitete den Bäckermeiſter auf den Keller.

Hier ſaßen nun lauter Bürger, die es ſich gut ſchmecken ließen; und unter dieſen nahm Herr Faber ſeinen Platz. Die Bürger lobten die Studenten über alle Maßen, und nannten ſie ihre Befreyer, da ſie ihnen von der Tyranney des vertrakten Oberhäſchers geholfen hätten.

Ja, fing einer an, ein Erzpolitikus, der die Angelegenheiten von ganz Europa im Kopfe herumtrieb, und nur den einzigen Fehler hatte, daß er in ſeinem eignen Hauſe ganz fremde war, — welches ihm aber leicht verziehen werden mußte, da er von früh an, bis auf den Abend in den Kneipen herum ſaß, und über die Zeitungen räſonnirte: — es wäre alles ganz gut, ſagte dieſes politiſche Genie, wenn uns die Herren Studenten nur nicht Philiſter hießen: Philiſter iſt doch ein rechter Ekelname!

Um Vergebung, meine Herren, erwiederte Herr Faber, Philiſter iſt kein Ekelname. Sie wiſſen, als fleißige Bibelleſer, und als andächtige Zuhörer des Herrn Diakonus Feldeis, daß die Philiſter eine von den alten Nationen waren, welche vor der Einwanderung der Kinder Iſrael Canaan in Beſitz hatten. Daher heißt auch das Land Canaan Paläſtina oder das Philiſterland. Nachher kamen die Iſraeliten, drängten die Philiſter, waren aber niemals im Stande, dieſe ganz zu unterdrücken.

So geht es auch mit den Studenten. Sie kommen her aus fernen Ländern, drängen die Bürger der Univerſitätsſtadt, werden aber auch oft von ihnen wieder gedrängt. Und wie ehemals die Philiſter den König Saul todtſchlugen, den Anführer der Iſraeliten, eben ſo muß ſichs auch mancher Anführer der Studenten gefallen laſſen, von den Bürgern durchgebläut zu werden. Ferner hielten ſich die Iſraeliten, ſo ein räudiges Hordenvolk es wirklich war, für die Auserwählten Gottes; und die Studenten halten ſich eben ſo für größer und beſſer, als alle andere Menſchen.

Die Univerſitätsbürger machen es endlich wie die alten Philiſter: denn wie dieſe die Iſraeliten, um ſich gegen ſie ſchadlos zu halten, oft plünderten, ſo prellen auch jene die Studenten, aus eben der Urſache. Simſons Füchſe kennen Sie doch auch: und wie dieſe mit brennenden Schwänzen im Philiſterkorn herumliefen, ſo laufen auch die Studenten-Füchſe in den Univerſitätsſtädten herum mit brennenden Köpfen. —

Sie ſehen alſo meine Herren, daß die Philiſter in Canaan und die Bürger auf den Univerſitäten viele Aehnlichkeit miteinander haben, und daß folglich der luſtige Bruder, der ſie zuerſt Philiſter nannte, doch noch einen Grund zu dieſer Benennung finden konnte.

Die Bürger lachten, und meynten, das wäre recht ſchnackiſch ſo ausgelegt, aber Philiſter wäre doch immer ein Ekelname, den ſie ſich nicht dürften geben laſſen. Auch fänden ſie es ſehr ſeltſam, wenn der Student den Stand ſeiner Eltern und dereinſt ſeinen eignen verächtlich finden wollte; und Schimpfnamen-geben ſey vollends niedrig und pöbelhaft, deſſen ſich jeder junge Menſch von etwas Bildung ſchämen ſollte. Aber die Herrlein machten es nur ſo, um ſich bey ihren Streichen nicht vor denen ſchämen zu müſſen, die ſie zuvor nur darum zu verachten belieben wollten.

Dem kann und ſoll abgeholfen werden, ſagte Faber: ich will Morgen die Sache beym Ehrgericht anbringen: das ſoll darüber erkennen.

Konnte der Kanzler den erſten Chriſttag ein Concilium halten laſſen, ſo war es wohl auch den Ehrenrichtern zu Schilda erlaubt, eine außerordentliche Seſſion am zweyten zu halten. Faber verſammelte alſo ſeine Beyſitzer, die, wie ſchon im erſten Theil gemeldet iſt, lauter

Amiciſten waren, und hielt folgende Anrede an ſie:

„Lieben Brüder,

Es zeigt ſich eine Gelegenheit, unſerm Orden eine Hauptſtütze in Schilda zu verſchaffen, und Bürger und Handwerksburſche uns günſtig zu machen. Ihr wiſſet, wie nützlich dieſe Verbindung iſt, und wie viel wir gewinnen, wenn wir von dieſer Seite nichts zu beſorgen haben. Denn der Orden muß einmal das Prä in Schilda ſpielen, und ſpielt es ſchon, weil die andern Profanen ohne alles Anſehn ſind. Leſet nur die Geſchichte unſers Ordens*) und Ihr werdet finden, wie nützlich unſern Brüdern die Freundſchaft der Bürger im Jahr 1777 war. Laßt uns alſo einen Schritt vorwärts thun, und wir haben alles auf unſerer Seite. Wer vielleicht beſorgt, daß unſere Ehre oder die Moralität dadurch kompromittirt werde, der leſe die Geſchichte der Verbindungen unter den Mächtigen; und beruhige ſich durch deren Beyſpiel."

---

*) Der Verfaſſer merkt hier an, daß wirklich ein Manuſcript exiſtirt, worin die vornehmſten Begebenheiten des Amiciſten-Ordens verzeichnet ſind. Es gab ſchon 1777 mehrere Abſchriften davon: denn der Verfaſſer ſahe eins zu Gießen, eins zu Jena, und eins zu Erlangen. Es wurde immer vermehrt.

Die drey Aſſeſſoren billigten Fabers Vorſchlag, und es wurde folgendes dekretirt:

Nachdem das Ehrengericht zu Schilda ſich vollkommen überzeugt hat, daß die Feindſchaft der Studenten gegen die Bürger und Handwerksburſchen ſich blos auf elenden Dünkel und Alfanzerey gründet, indem Mancher, der auf Univerſitäten den Renommiſten geſpielt hat, hernach froh ſeyn würde, wenn er nur noch ein Philiſter oder ein Gnote werden könnte, um nur ſein Brod haben zu können: ſo hat es ſich ſeiner Pflicht gemäß entſchloſſen, dieſem abgeſchmackten Unweſen zu ſteuern, und ſezt folgende Punkte dazu feſt:

1) Sollen die Benennungen Philiſter und Gnote nach Möglichkeit vermieden, aber durchaus nicht mehr als Schimpfnamen gebraucht werden.

2) Kein Student ſoll ſich unterſtehen, einen Bürger oder Handwerksburſchen mit Worten oder durch Thaten zu beleidigen oder zu inſultiren. Wer es dennoch thut, ſoll vier Wochen für ehrlos gehalten werden, und ſo lange im Verſchiß ſeyn. Leute, denen wir, als Schuldner, es

oft zu danken haben, daß wir, als Studenten, weiter exiſtiren können, verdienen unſere ganze Achtung.

3) Welcher Bürger und Handwerksburſche hingegen von einem Studenten behandelt und beleidiget wird, der klagt nicht bey der Univerſität, ſondern beym Ehrengericht ſub poena praecluſi.

4) Den Weibern und Töchtern der Bürger, ſo wie den Liebchen der Handwerksburſche, ſoll alle gebührende Achtung erwieſen werden.

5) Die Fürſtlichen, kürzlich ertheilten Privilegien ſollen nur anwendbar ſeyn nach der Erklärung des Ehrengerichts.

6) Bürger-Geſellſchaften, Bälle, Spazierfahrten und Familien-Zuſammenkünfte zu beſuchen und mitzumachen, auch Brüderſchaft mit Bürgern und Handwerksburſchen zu ſtiften, ſoll nicht mehr ſchimpflich ſeyn.

7) Daß aber die Häſcher, Häſcherweiber und Häſchertöchter hievon ausgenommen ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Eben dieß gilt von Bürgern und Handwerksburſchen, welche Diebſtahls und Betrugs halber auf dem Zuchthaus geſeſſen ſind.

Geſchehen Schilda, den 26ten Dez. 17—
coram triumviris famae reparandae.

(L. S.) **Faber.**

Der Anſchlag wurde ans Schwarze-Brett genagelt, und von den Studenten zuerſt geleſen. Einige mockirten ſich ſtark darüber, vornehmlich jene, welche noch den löblichen Comment der Bierheugſte fortſezten. Es ſey doch, meynten ſie, Sünde und Schande, daß man den Philiſtern und Gnoten nachgeben ſollte u. ſ. w. Andere hingegen waren zufrieden, ja, es gab welche, die froh waren, daß endlich ihnen erlaubt war, Bürgergeſellſchaften zu beſuchen, und einem honnetten Bürgerball beyzuwohnen.

Faber erfuhr bald, daß die Herren Bierheugſte ſeine Verordnungen unrecht fanden, und ließ ſofort anſchlagen:

„Das Ehrengericht zu Schilda hat mit großem Misfallen vernehmen müſſen, wie daß einige Brauſeköpfe und unruhige Geiſter gegen die friedlichen Geſinnungen, welche es allgemein gegen Bürger und Handwerksburſchen geäußert zu ſehen wünſcht, ſich auflehnen, und dadurch ihre phantaſtiſchen Grillen genugſam an Tag legen. Aber das Ehrengericht erklärt hiemit, daß es, um dieſem Unfug zu ſteuren, nicht nur ſtreng auf ſeine gutgemeynten Verordnungen halten, ſondern auch jeden, der ſich darüber weiter mokiren ſollte, für ehrlos erklären, und als einen Ruheſtöhrer und Aufwiegler dem Senate denuntiiren wird. Wonach ſich zu achten.

Schilda, den 27ten Dez. 17 — coram triumviris famae reparandae.

(L. S.) Faber.

Die Renommiſten wußten, daß die Ehrenrichter ſtrenge Patronen waren, die mit ſich nicht ſpaßen ließen, und hielten ferner ihr Maul, wenigſtens öffentlich.

Achtzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen.

Die Schildaiſche Zeitung und das Schildaiſche Intelligenzblatt machte den Anſchlag des Ehrengerichts, ſobald er erſchienen war, auch gleich bekannt; und ſchon Nachmittags um vier Uhr war alles vom Bürgermeiſter bis zum Beſenbinderjungen von den Geſinnungen der Studenten gegen die Bürger und Handwerksburſchen unterrichtet.

Ha, hieß es bey allen Gelagen und in allen Geſellſchaften, das heißt doch einmal Verſtand! Wir haben bisher immer gemeynt, die Herren ſeyen oft nicht ſo recht bey Sinnen wegen ihrer wunderlichen Aufführung; aber nun ſehen wir, daß ſie Verſtand haben können, wenn ſie nur wollen.

Die Studenten hatten am ſelbigen Abend einen Generalkommerſch auf dem großen Keller.

Die Handwerksburſche waren auch auf ihren Herbergen. Dieſen fiel es nun ein, jenen ein Vivat zu bringen. Sie nahmen alſo ihre Muſikanten aus allen Herbergen zuſammen, an der Zahl 44, zogen vor den großen Keller, und ließen aufſpielen. Endlich trat ein Altgeſelle des Zimmergewerkes auf, und rief: Vivat, es leben die Herren Studenten! Sie ſollen leben allezeit, tauſend Jahr nach der Ewigkeit! Vivat, ſie leben hoch!

Faber trat auf die hohe Treppe vor dem Keller, dankte den Leuten aufs höflichſte, verſicherte ſie ſtäter Freundſchaft, und ſchloß damit: daß nun die goldne Zeit für Schilda gewiß ſich einfinden würde, da alles, wie er ſich ſehr fein ausdrückte, ein Kopf und ein Hinterer zu werden anfing.

Die Bürger zu Schilda, deren Viele das Luxus-Fieber eben ſo arg hatten, als ſie zu Hauſe hungerten, und deren Andere das Vergnügen draußen ſuchten, weil ſie es zu Hauſe und in ſich nicht fanden, hielten den dritten Feyertag Bälle an verſchiednen Orten, und ladeten die Studenten ſammt und ſonders dazu ein, und zwar durch den Ausrufer, welcher durch alle Straßen ſchreien mußte: Es — iſt dieſen Abend um acht Uhr Bürgerball, erſtlich auf dem großen Keller, zweytens in der Eule und drittens im Kater. *) Alle Herren Studenten werden dazu höflichſt eingeladen, und kriegen Muſik und Thee und Butterbemmen umſonſt. Wer ſich nun einfinden will, kann um acht Uhr erſcheinen!

Die Studenten ließen ſich das Ding gefallen, putzten ſich aufs beſte und gingen auf die Bälle, vorzüglich die Amiciſten. Es ging alles vortrefflich her, und niemals hatte man mehr Herzlichkeit geſehen, als damals unter den Schildaer Bürgern und Studenten. Alles war ein Kopf und ein Herz. Die Schildaer Schönen begünſtigten die Muſenſöhne ganz beſonders, und dieſe geſtanden ſich, daß es unter den Bürgerdingerchen ganz artige Nymphchen gäbe u. ſ. w.

---

*) Die Aufſchrift über der Thüre eines jeden dieſer Zerſtreuungs-Häuſer war, freilich im Schildaer Geſchmack, dieſe:

Für den Müßiggänger, ſchaut,
Ward dieß Umgangshaus gebaut:
Denn der vielen Geiſtes-Armen
Mußte ſich die Stadt erbarmen.

Von dieſem Tage an ladeten die Bürger die Studenten zu ſich auf Kaffee und Abendbrod, und die Studenten gaben den Bürgern wieder Konditionen auf ihrer Stube, wozu auch deren Töchter und Weiber gebeten wurden. Einige Zeit vorher wäre es eine große Schande geweſen, wenn ein honnettes Weib oder Mädchen einen Studenten auf ſeiner Stube beſucht hätte: die würde gewiß eine Studentenhure haben heißen müßen, indem niemand ſonſt dahin kam, als Obſtmädchen und Nymphen. Nun aber wurde es große Mode, und es formaliſirte ſich keiner darüber.

Es verſteht ſich, daß nur ſolche Herrlein das alles mitmachen konnten, welche ſtarke Wechſel hatten: denn das alles koſtete Geld, und wer das nicht vollauf hatte, mußte zu Hauſe bleiben. Die ärmern Studenten hatten indeß doch den Vortheil, daß ſie überhaupt zu einer begünſtigten Klaſſe mitgehörten und genoſſen alſo doch auch die Achtung der Bürger und der Schönen.

Tagtäglich, wenn's ſchön Wetter war, ſah man Studenten mit den Weibern und vorzüglich mit den Töchtern der Bürger auf die nächſten Dörfer, Schenken, Weinberge und Gärten fahren oder gehen. Im Winter beſuchten ſie die Tanzſäle in und außerhalb der Stadt; und wenn auch dann und wann ein kleiner Zwiſt vorfiel: ſo ſöhnte man ſich, da jedem daran gelegen war, die ſchöne Einigkeit nicht zu Grunde gehen zu laſſen, ſehr bald wieder aus.

Der unerfahrne Student iſt, — nächſt dem Soldaten — unter allen Menſchen am geneigteſten, Liebſchaften anzuzetteln.*) Die Schildaer Studenten hatten jezt die erwünſchteſte Gelegenheit dazu. Sie fanden Zutritt zu allen Schönen, waren ungehindert um ſie, konnten ſie mit hinnehmen, wohin ſie wollten, und fanden folglich leicht Mittel, ihnen ihren Herzensdrang bekannt zu machen.

Die Schönen zu Schilda waren wie die Schönen in allen Städten, wo Univerſitäten ſind. Sie ſahen immer junge, unbefangene Leute, die ihnen, ihrer unſchenirten Lebensart wegen, wohlgefielen und ſie lüſtern und kokett machten. Von Arbeitſamkeit und Häuslichkeit wußten ſie wenig, und ſprachen von nichts, als von Putz, Bällen, Beſuchen, Concerten und dieſem und jenem jungen Herren.

---

*) Dieß iſt eine Wahrheit, die der Verfaſſer, der ſich ſo lange ſchon auf Univerſitäten herumtreibt, als durchaus bewährt gefunden hat; doch merkt er zugleich an, daß auf Univerſitäten, wo Bordelle gleichſam privilegirt ſind, und wo feile Dirnen ohne Mühe ſich gleich hingeben, die wirklichen Liebſchaften weit ſeltner ſind, als da, wo noch mehr Sittlichkeit in dieſem Stücke zu Hauſe iſt. Alſo ſind die akademiſchen Liebſchaften eben an ſich kein böſes Zeichen, aber wohl ſo per accidens ſind ſie der Grund zu tauſend Elend und Jammer für die Zukunft.

Die reichern Studenten ließen, wie wir geſehen haben, ihren Schönen allerhand Vergnügungen zu Theil werden: ſie fuhren und gingen mit ihnen aus, und beſchenkten ſie öfters. Die Aermern nahmen mit dem vorlieb, was den Reichern nicht anſtand, und ließen ſich von ihnen unterhalten, ſich mit Kleidungsſtücken, ja, ſogar mit Tabak und Eſſen verſehen und befanden ſich recht wohl dabey. Einige Mädchen hatten vollends zwey Liebhaber: einen Reichen und einen Armen. Der Reiche, am Ende gewöhnlich häßlich und ausgemärkelt, konnte blos noch zum Geben dienen; der Arme hingegen, noch hübſch und robuſt, war dann der eigentliche Liebhaber, doch incognito; daher er denn auch für die Mühe, daß er ſich verborgen halten und hinzuſchleichen mußte, extra bezahlt wurde.

So gings zu Schilda damals, und ſo geht es an andern Orten auch — bis auf den heutigen Tag noch.

Neunzehntes Kapitel.

Studier-Methode zu Schilda.

Die Profeſſoren zu Schilda waren, wie ich ſchon gemeldet habe, meiſt alle ſo beſchaffen, daß man ſehr wenig bey ihnen lernen konnte. Da nun durch die nähere Verbindung der Bürger mit den Studenten dieſe in noch größere Zerſtreuungen geriethen: ſo fiel aller Fleiß vollends zu Boden. Drey, höchſtens vier Wochen ging der Student ins Collegium; dann fing er an auszuſetzen, wenn's Liebchen winkte oder ſonſt etwas vorfiel; endlich blieb er gar weg. Daher war auch kein Profeſſor, der ſein Collegium ausleſen konnte. Sie kümmerten ſich aber auch nicht viel darum! Viele von ihnen machten es wie die Bürger, und geſtatteten den Studenten freyen Zutritt in ihre Häuſer, und wurden von der Zeit an um das Honorar nur ſelten betrogen. Dazu kam noch, daß die meiſten Herren nichts ärger haßten, als das Collegien-Leſen. *)

Bey aller dieſer Bequemlichkeit und Trägheit machten ſich dennoch die Herren zu Schilda großentheils ſehr wichtig und thaten als wenn ohne ſie der Staat ſchlechterdings zu Grunde gehen müßte. Sie ſchrieben allerley Magazine, Miscellen, Bibliotheken und Abhandlungen über Politik, Geſetzgebung, Philoſophie, und über alle Zweige der menſchlichen Erkenntniß, aber ſo dictatoriſch, als wenn außerhalb Schilda lauter Grützköpfe und dumme Jungen wohnten.

Das Miniſterium zu Colchis ließ die Herren machen, was ſie wollten: denn es wollte alles in Dunkelheit erhalten; verboth darum und konfiscirte Bücher, die es nicht verſtand, machte Männer, die in Moral und Religion rein drein ſahen, zu Atheiſten, und ſuchte, ſo garſtig dieß

---

*) Der verſtorbene Doktor Walch in Göttingen — ſit memoria ejus in benedictione! — ward allemal in den Ferien unpäßlich: ſo ſehr hatte er ſich ans Dociren gewohnt. Aber das war der Fall in Schilda bey keinem einzigen Herrn: ſie wurden immer recht munter und friſch, wenn ſie nicht zu leſen hatten. Aber ſo gewiß auch an andern Orten; und darum macht man Ferien von dreyßig Wochen im Jahre; und der — Student verwildert.

einſt auch ablief, Andere mit in ihr Netz zu ziehen: Und von Schilda aus — kam nicht ein einziger Lichtſtrahl zu den hochweiſen Herren herüber: denn was man zu Schilda für Licht und Helle anſah, waren Irrwiſche und Strohfackeln, die jeder Wind auslöſchte. Auf den theologiſchen Kathedern lehrte man den kraſſeſten Eudämonismus, ſprach von einem Gott in Raum und Zeit, und von zwey Naturen in einer Perſon, wie von den allerwichtigſten Glaubensartikeln ꝛc. ꝛc. —

Wenn dennoch der eine oder der andere dieſer hochgelahrten Schildaer Herren, ſo wenig ſie überhaupt es verdienten, gern eine Zulage gehabt hätte, ſo ging er nicht gerade aus, und ſagte: ich kann nicht bequem genug leben; gebt mir alſo, wenn ich gleich der Univerſität wenig nütze, mehr Beſoldung. Nein, er ſchlug einen politiſchern Gang ein. Er ließ in die Zeitungen herumſetzen: daß der Kaiſer von Marokko oder der von Japan ihn unter den vortheilhafteſten Bedingungen mit einer Beſoldung von zweytauſend Thalern als Profeſſor und Hofrath berufen habe, und daß er ſich den Ruf werde gefallen laſſen. Einige Wochen nach dieſer Publikation in den Zeitungen, ſchrieb dann der Herr an das Curatorium und bat um ſeinen Abſchied, weil er, wie man aus den Zeitungen wiſſen würde, zum großen Mogul reiſen und in Agra Profeſſor werden ſollte.

Vorher ward aber Herr Schneller, als das Factotum auf der Univerſität und zu Colchis, mit einem hübſchen Präſent geſtempelt, um dem Curatorium den unerſetzlichen Nachtheil vorzuſtellen, den die Akademie durch den Verluſt eines ſo berühmten Mannes leiden würde. Sein unmaßgeblicher Rath wäre daher, wie er hinzufügte, man vermehrte dem Herrn Profeſſor die Beſoldung und gäbe ihm den Titel: Geheimderath obendrein. Das geſchah denn, und der Herr Gevatter lachte in ſein Fäuſtchen und blieb, der jedoch auch nicht gegangen wäre, wenn man ihm die Beſoldung ſogar vermindert hätte.

Da nun die Studenten von ſolchen Profeſſoren unter ſolchen Umſtänden wenig oder nichts lernten, doch aber bey ihrer Zuhauſekunft ein Examen überſtehen mußten: ſo wendeten ſie ſich im lezten halben Jahre an einige dienſtbare Geiſter, welche die Wiſſenſchaften in nuce, wie man ſagt, vortrugen, und im Stande waren, innerhalb wenig Monaten, die Herren Kandidaten zum Examen in der Theologie, im Jus u. ſ. w. vorzubereiten.

Dieſe dienſtbaren Geiſter hatten über ihre Wiſſenſchaften gewiſſe lateiniſche Katechismen, worin die Quinteſſenz derſelben enthalten war, und die die Einrichtung hatten, daß die Meynung der Examinatoren allemal als die richtige und wahre behauptet wurde. Der Kandidat lernte das Noth- und Hülfsbüchlein auswendig, und beſtand gewöhnlich aufs beſte. Die dienſtbaren Geiſter verdienten aber dennoch blutwenig, weil ſie blos Nothhelfer waren, und weil die Wiſſenſchaften; als ſolche, zu Schilda gar nicht mehr in Achtung ſtanden.

Der Verfaſſer iſt vollkommen überzeugt, daß vorzüglich die Lehrer auf den Univerſitäten und Schulen Schuld ſind an dem Verfall der rechtartigen Gelehrſamkeit. Die Wenigſten von ihnen verſtehen oder beobachten die Kunſt, den jungen Leuten die Kenntniſſe liebenswürdig an ſich zu machen, und wiſſen weiter keinen Vortheil davon anzugeben, als den, daß man — wie ſie — ſein Brod damit erwerben könne. Nun merkt aber der junge Mann gar bald, daß mancher

Eſel auch ſein Brod hat, und bekümmert ſich um Enteſelung durch Gelehrſamkeit wenig.

Ganz anders verfuhren jene großen unſterblichen Männer, welche die Barbarey im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert verſcheuchten, ein Politianus, Hermolaus Barbarus, Merula, Hegius, Reuchlin, Eraſmus, Melanchthon und andere. Dieſe Lichter der Menſchheit verſtanden die große Kunſt, die Wiſſenſchaft, ſelbſt als Wiſſenſchaft, zu empfehlen; und daher kam es, daß ſo ein Mann, wie z. B. Melanchthon, mehr wahren Nutzen ſtiftete, als jezt ein halbes oder ein ganzes Schock unſrer Handwerksgelehrten.

Als Melanchthon einſt über den Demoſthenes las, war nur ein einziges Exemplar dieſes Redners in Wittenberg, nämlich das, welches Melanchthon ſelbſt beſaß. Die Studenten aber, ſo fleißig ſie damals waren, ſchrieben ſogar des Nachts das ab, was ihr Lehrer den folgenden Tag weiter erklärte. Eben ſo hatten die Zuhörer des Merula lauter von ihrer eignen Hand geſchriebene Exemplare der lateiniſchen und griechiſchen Autoren.

Ganz anders iſt es zu unſerer Zeit: wir haben die ſchönſten Bücher, aber wir leſen ſie nicht.

Hätten jene großen Männer blos für ihren Beutel gearbeitet, wie die Meiſten unſerer Herren, und wie die damaligen Obſkuranten, die Köllner zum Beyſpiel, die Magiſtri noſtri: ſo würden ſie die Wiſſenſchaften wahrlich nimmermehr wieder gehoben haben.

Die bekannten epiſtolae obſcurorum virorum mahlen die Barbarey der damaligen Univerſitäten, beſonders der zu Kölln und zu Erfurt, mit grellen aber wahren Farben. Wer aber auch zu unſrer Zeit epiſtolas obſcurorum virorum ſchreiben wollte, müßte beynahe nicht anders ſchreiben, wie die Verfaſſer von jenen, ſogar in Abſicht des Lateins, welches auch nicht beſſer in den Diſputationsfabriken gegeben wird. *)

---

*) Aus einer von den neuern haben wir unter viel tauſend Raritäten, folgende angemerkt: morbo ad hunc ſtatum pervento. Illam rem praetervidérunt. Eſt latum duo digiti. Datur ad ſex grana. Ipſae cauſſae tribuunt. Medico haud intereſt. Cauſſari verurſachen. Coram mit dem Accuſativ. Alle Arbeiten des Fabrikmeiſters ſtrotzen von mehr ähnlichen Blumen. Und ſolches Geblümte ſtreuet der Herr ſogar öffentlich aus!!

In unſrer Zeit ſoll alles ohne Mühe, und gleichſam ſpielend gelernt werden; daher iſt auch unſere ganze Gelehrſamkeit Spielerey ohne Saft und Kraft. Jener alte Juriſt foderte zu ſeinem Studium plumbeas nates und ferreum caput, aber zu unſrer Zeit giebt es Kunſtleute, die in einem halben Jahre einem die ganze Rechtswiſſenſchaft eintrichtern können, gleichſam ſpielend, alle Tage eine Stunde, und drey Tage die Woche noch obendrein ganz frey! —

Zwanzigſtes Kapitel.

Verbeſſerter Zuſtand der Amiciſten zu Schilda.

Faber, der Senior der Amiciſten, war bald nach dem großen Skandal mit den Häſchern abgezogen, und mit lautem Jubel von einer ganzen Caravane Studenten, Bürger und Handwerksburſchen begleitet worden: denn in ihm verehrte man den Haupthelden, welcher den Sieg über die vermaledeyten Häſcher eigentlich errungen hätte.

Sein Nachfolger im Seniorate hieß Naſtorp, ein Menſch, den jederman gern ſahe, weil er niemanden beleidigte, und nichts weniger als Renommiſt war. Eben dieſes Karakters wegen würde man ihn freilich nimmermehr zum Senior gewählt haben, wenn er nicht ſonſt noch bey einigen Gelegenheiten, wo man mit Gewalt an ihn hatte kommen wollen, wahren Muth gezeigt hätte, und wenn er nicht der beſte Fechter im Orden geweſen wäre. Solche Qualitäten empfehlen aber gar ſehr: denn auch zu Schilda war es ſo Mode, daß ſich der Senior für diejenigen ſchlug, die keinen Muth hatten; und darum war ein guter Fechter allemal zum Senior nöthig.

Naſtorp hatte einen Landsmann im Orden, Namens Röner. Dieſer Röner hatte vorher in Göttingen ſtudiert, und ſich daſelbſt ganz artige Kenntniſſe eingeſammelt. Nachher mußte er auf Befehl ſeines Vaters auch noch nach Schilda, und da erſt war er gleichſam wider ſeinen Willen in den Orden gezogen worden.

Naſtorp und Röner machten ſich oft ins Geheim über das Läppiſche und Unzweckmäßige ihrer Verbindung luſtig, und wünſchten beyde, nicht eingetreten zu ſeyn; doch durften ſie nicht laut werden, um ſich nicht Verdacht und Verfolgung zuzuziehen. *)

---

*) Der Verfaſſer verſichert heilig, daß die Meiſten von denen, welche in ſogenannten Orden und Kränzchen, die im Grunde wenig von einander verſchieden ſind, exiſtiren, nichts weniger ſind, als Freunde und Gönner ſolcher Verbindungen.

Als **Naſtorp** Senior geworden war, ſchlug er den Herrn **Röner** zum Subſenior vor, weil auch gerade der Subſenior wegen Krankheit **Schilda** verlaſſen hatte.

Röner wunderte ſich äuſſerſt, als **Naſtorp** ihn in der Verſammlung zu einem Amte vorſchlug, über welches beyde mehrmals gelacht hatten. Er ging alſo nachher zu ihm auf ſeine Stube, und fragte ihn um die Urſache.

Dir, **Naſtorp**, ſagte er, kann ichs nicht verdenken, daß Du Senior geworden biſt, ob ich mich gleich ſehr darüber wundere. Aber daß Du mich zum Subſenior vorſchlägſt, wundert mich noch mehr.

Naſtorp: Und doch ſollſt Du aus eben den Gründen Subſenior werden, aus welchen ich Senior geworden bin.

Blos Furcht vor Händeln und ein gewiſſer übel verſtandner Stolz hält ſie ab, eine Geſellſchaft zu verlaſſen, die ihre Freyheit auf eine höchſt unangenehme Weiſe einſchränket. Er ſelbſt hat in ſolchen Verbindungen lange Zeit zugebracht; und niemals hatte er längere Weile, als in dieſen Zirkeln. — Wenn man auf Univerſitäten für das Wohl der Studierenden väterlich ſorgen wollte, ſo wäre nichts leichter, als die akademiſchen Orden, Kränzchen und Landsmannſchaften aufzuheben, oder die Herren müßten Erzpfuſcher ſeyn in der Kunſt, Menſchen zu lenken. Aber man will Schuldige finden, um ſtrafen zu können; und da bleibt denn das Ding freylich beym Alten!

Röner: Wie ſo?

Naſtorp: Du ſiehſt ſelbſt, Bruder, daß hier alles Lapperey iſt auf der ganzen Univerſität, vom Kanzler an bis zum Karzerknecht.

Röner: Das weiß ich recht gut, aber ich ſehe nicht ein, warum ich deswegen Subſenior werden ſoll!

Naſtorp: Werde Dir's erklären. Sieh, Bruder, da hier alles Larifari iſt, ſo wünſchte ich, daß in unſerm Orden wenigſtens das Unweſen aufhöre. Unſerer ſind nur noch wenige: denn ſeit der Zeit, daß der Student hier den Bürger, und der Bürger den Studenten ſpielt, iſt der Student immer ſchiefer und ſchofeler geworden; und ſo haben wir uns um neue Mitglieder nicht bekümmert. Jezt ſind wir nur noch ſieben, außer uns beyden; und dieſe ſieben, dächt' ich, ſollte man doch reformiren können. Ich ward Senior, um dieſe Reformation vorzunehmen, und Du ſollſt Subſenior werden, um mir getreulich darin beyzuſtehen.

Röner: Herzlich gern, Bruder; aber wie iſt das möglich zu machen?

Naſtorp: Dafür laß Du mich ſorgen: ich hoffe das Beſte.

Den folgenden Tag hielt Naſtory eine Zuſammenkunft, und Bruder Röner ward Subſenior ohne Widerſpruch. Nach der Wahl brachte man eine Zeitlang mit Plaudern zu, und Naſtory machte abſichtlich, daß lauter fatale, ganz neue Studenten-Anekdötchen erzählt wurden.

Es iſt doch auch eine Schande, fing Bruder Schulze an, wie ſich die Profanen jezt aufführen! Da iſt ein armes Dienſtmädchen: dem Mädchen laufen ſchon einige Zeit her verſchiedne Zirlefanze nach, weil's hübſch ausſieht, und räſonnabel buſig iſt. Aber das Mädchen geht den Schlunkſen aus dem Wege bis etwa vor vierzehn Tagen, wo eine alte verfluchte Hurenwirthin es in ihr Haus locket. Die Bengel ſind, verabgeredter Maßen, drinnen und ſchänden das arme Thier mit Gewalt. Pfui der Schande! Aber ſo muß — muß es kommen! Was die vornehmen Mädchen den Mosjös einfädeln, müſſen die unvornehmen ausfädeln. Der Teufel lobe mir die Politur und den Umgang!

Dafür müſſen ſich aber auch die Mosjös herumholen laſſen, daß es eine Art hat, fuhr Bruder Riemer fort. Denkt Euch: da kommt neulich der Profeſſor Grobius ins Collegium, und beſchreibt da ganz wie von ohngefähr, alle Arten von Eſeln aus der alten und der neuen Welt. Endlich nachdem er von allen ausländiſchen Eſeln ein langes und ein breites beiräſonnirt hat, fährt er fort: Ja, meine Herren, ſo ſind die ausländiſchen Eſel; aber unſere einländiſchen, zumal die hier zu Schilda, ſind von ganz anderer Art. Die ausländiſchen haben vier Beine, die hieſigen nur zwey; jene freſſen Heu, Stroh und Diſteln, unſere freſſen Pfefferkuchen und Mandeltorten; jene tragen ſchwere Laſten, unſere laſſen ſich tragen oder fahren; jene haben lange Ohren, unſere haben Seitenhaar bis auf die Schultern; jene ſchreien am hellen Tage: I-a, I-a, unſere laufen des Nachts herum und kröhlen: O ja, O ja! — Und darüber, denkts Euch, lachen noch die Mosjös, wie wenn ſie's nicht merkten, daß das auf ſie ging! O über die Buben, die ſo was verſchulden, und dann ungeahndet es einſtecken!

Nun, nun, fing Hülſen an, das O ja, O ja, ſcheint doch außer Mode zu kommen. Seitdem die Fahnenjunker und die Schornſteinfeger-Jungen es auch rufen, hört man es weit ſeltner." Statt deſſen aber haben die Leute andere Moden aufgebracht, die noch unanſtändiger ſind. Sie ſalben Abends die Griffe an den Hausthüren mit Menſchenkoth, und fahren dem Frauenzimmer Abends unter die Röcke und nach den Geſichtern mit Stecken, die auch damit beſchmuzt ſind. Das iſt doch, bey meiner armen Seele, eine Schande für die Univerſität, wie weiter keine!

Und nun der Spektakel neulich mit dem Zigeuner, den man den lateiniſchen Wurſtbengel nennt, weil er vacca, vitulus, ſcortum, genu, tactus und radius dekliniren kann! Den armen Teufel attrapiren Einige, auf ihrer Menſcherjagd, mit einer Straßenhure in einer Loge, die ſie für geſchickt halten, den Bullenbeißer, der dem einen von ihnen zugehört, mit Nachdruck auf Beyde einzuhetzen. Sie thuns, und der Hund beißt dem erſchrocknen Fleiſchbengel ſo zerſauſend und zerſetzend in die entblößten Lenden, daß man es ſeinem Gang jezt noch anſieht. Der Spektakel kam aus, und die Frau von ihm wollte verſchwatſcheln, daß nun die ganze Stadt wußte, daß ihr Mann laatſchen ging.

Das Laatſchengehen, ſezte Bruder Ginderow hinzu, mahnt mich ein paar anderer Vorfälle, die auch nicht wenig Aufſehens hier gemacht haben. Da iſt doch fürs erſte der Doctor Lodab: dieſer hat neulich dem Mann ſeiner Wäſcherin, einer Unteroffizierſfrau, tüchtig klotzen müſſen, weil er ihm, während er noch im Felde ſtand, zu tief ins Gehege geſchlichen war. — Dann lag doch auch neulich die Frau Profeſſorn Simplern in den Wochen. Des Nachts ruft ſie ihren Mann an um Trinken. Sie kriegt keine Antwort, ſteht alſo auf, ihn zu wecken. Da ſie ihn nicht findet und denkt, er möge wohl noch lukubriren, geht ſie zu ihrer Magd, und findet ihn da lukubriren. — Wenn nun ſowas der Student hört, wie kann man erwarten, daß er ſowas nicht auch thue! Kurz, ſchloß Ginderow, es iſt hier Lumperey und Skandal über Skandal!

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Es geht, wenn man nur will.

Senior Naſtorp hörte dieſe und noch mehr Skandalien an, und lächelte. Endlich glaubte er, es ſey Zeit, Anmerkungen darüber anzubringen.

„Lieben Brüder, ſagte er dann, es wundert mich eben nicht, daß unſre Studenten ſich ſo läppiſch aufführen: mich wundert es vielmehr, daß ſie es nicht noch zehnmal toller thun. Seht doch auf die ganze Verfaſſung der Univerſität, und ſagt ſelbſt, ob da was vernünftiges herauskommen kann?

Ich darf es Euch nicht erſt ſagen, wo der Hauptknoten liegt; der liegt, wie Ihr wiſſet, darin, daß alles handwerksmäßig bey uns getrieben wird. Sonſt war Gelehrſamkeit frey;

jezt iſt ſie ein Handwerk, und ein um ſo ſchimpflichers Handwerk, je weniger ſich Geiſteskultur handwerksmäßig üben läßt. Seitdem das nun ſo iſt, wird blutwenig mehr gelernt, und die Handwerksmeiſter fangen an, ihr Handwerk ſelbſt nicht mehr zu verſtehen.

Da iſt mir denn doch, bey Gott, ein ehrlicher Schuſter, Schneider oder Tiſchler, der ſeine Profeſſion verſteht und ehrlich treibt, lieber als ſo ein Handwerksmeiſter von Gelehrſamkeit, hieße er auch Generalſuperintendent, Doktor, Hofrath, Juſtizkommiſſar, oder ordinärer Phyſikus einer Reichsſtadt.

Unſere Profeſſoren, o Jemine, die gehen ihren Zunft-Gang fort, und kümmern ſich um ihre Einkünfte: ob ihre Zuhörer etwas lernen, oder nicht, — iſt ihre kleinſte Sorge.

Nun nehmt einmal unſer Studenten-Leben, meine Freunde und Brüder! Um uns nur abzuhalten, daß wir auf das Leben und die Wirthſchaft der Obern hier nicht merken ſollen, haben ſie uns Privilegia gegeben, deren ſich die Panduren und die allerärgſten Ohnehoſen ſchämen würden. Daraus entſtand ja das lächerliche Skandal, woran mein Vorfahr leider, nur zu viel Theil genommen hat. Bey dieſem Skandal machten die Studenten, Handwerksburſche und Bürger miteinander gemeinſchaftliche Sache; und ſeit jener Zeit kann man den Studenten vom Schuſter und Schneider nicht mehr unterſcheiden.

Ich will gar nicht ſagen, daß man die Bürger nicht freundlich behandeln ſolle: aber daß man immer bey ihnen herumſteckt, daß man ſie ſtudentiſch mitlottern und ſchlottern macht, daß man eheliche Treue und Schamhaftigkeit auflockert, mit Bürgern aufs Dorf zieht, und daß jeder Student ein Bürgermädchen zur Liebſten hat, die er entweder verwöhnt, vernarrt, für die Häuslichkeit verderbt oder anführt, oder die gegenſeitig ihn prellt — das alles iſt einem wahren Muſenſohn unanſtändig. Aber ich darf Euch nicht erſt das Ding lang herdemonſtriren: Ihr ſelbſt merkt, daß dieß alles nichts taugt, und wünſchet mit mir eine Verbeſſerung wohl gewiß.

Und dieſe Verbeſſerung erwarten wir von den Profeſſoren vergebens. Was kümmern die ſich um anderer Leute Kinder! Es iſt ja ihr Vortheil, je ärger der Student es treibt, und dann ihre Beutel mit Strafgeldern anfüllt. Alſo wir ſelbſt können uns helfen, wenn wir nur wollen, und wir ſelbſt müſſen uns helfen, wenn wir einmal wollen in der Welt fortkommen als redliche Männer. Wir ſind ja alle Unterthanen des Fürſten und Landeskinder.

Freilich geht es jezt in unſerm Lande zu, daß es ein Gräuel iſt: aber denkt Ihr dann, Brüder, daß es ewig ſo bleiben wird? Da irret Ihr Euch ſchrecklich! Unſer Fürſt fährt ganz zuverläſſig bald ab, und dann wird Prinz Moritz reformiren, daß mancher ſich wundern ſoll. Denkt Ihr alsdann Aemter zu kriegen, wenn Ihr auf der Univerſität verwildert ſeyd, und nichts gelernt habt? O, Ihr werdet ſehen, daß alsdann rechtliches Betragen, und Geſchicklichkeit wieder aufkommen und den Weg zu Aemtern allein bahnen wird; und nicht mehr Adel, Geld, Fürſprache, pfäffiſche Heucheley, oder gar niedrige Conſpirationen mit Höflingen und Mätreſſen.

Alſo, meine Freunde, folgt meinem Rath, und lebet und ſtudieret ſo, wie es braven Studenten zukommt. Von unſern Profeſſoren werden wir freilich wenig lernen können. Aber der Unterricht einiger recht guter Privatlehrer, und das eigne Studium mit Hülfe guter Bücher kann das erſetzen, was uns der Vortrag der Profeſſoren hätte leiſten ſollen, was er aber wegen ſeiner heilloſen Sünderſchaft einmal nicht leiſtet. Ich werde, wenn Ihr wollt, in dieſem Stück Rath zu ſchaffen ſuchen. Sagt alſo Eure Meynung frey und unverholen!“

Die Ordensbrüder waren alle — Leute, welche Wahrheit fühlen konnten: ſie ſtimmten einhellig ein, und baten den Senior, daß er alles ordnen mögte, wie es ihm gut dünkte, ſie wollten gern folgen. Naſtorp empfahl ihnen blos, hübſch ſtill zu ſchweigen: denn, ſezte er hinzu, wenn man auf einer Univerſität etwas Gutes ſtiften wollte, ſo ſey nichts nöthiger, als daß man die Sache geheim halte: ſonſt ſezten ſich Manche dawider, — Einige, weil ihr Intereſſe bey jeder Veränderung ins Beſſere litte, Andere aber aus bloßer Tadelſucht, und weil es leicht ſey, ein gutes Vornehmen allemal lächerlich und verhaßt zu machen.*)

---

*) Wer das nicht glauben will, informire ſich nur über das ehrenrühreriſche Verfahren des Profeſſors Grunner zu Jena gegen den Profeſſor Junker zu Halle. Grunner hat nicht genug daran, daß er ein an ſich vielleicht mögliches, allemal aber ſchuldloſes Projekt recht bitter durchziehet: er muß auch noch den Profeſſor Junker perſönlich antaſten, und ihm da, wo er gewiß unſchuldig,

Weil es eben Oſtern war, und die Collegien bald anfangen ſollten, ſo ging Naſtorp zu einigen Privatdocenten, und bath ſie, einer geſchloßnen Geſellſchaft von etwan 6, 8 bis 10 Studenten Unterricht ertheilen zu wollen. Er nahm dazu einen Theologen, einen Juriſten und einen Sprachkenner; und dieſe Herren waren bereitwillig genug, gegen ein ganz mäßiges Honorar, ihm die Lehrſtunden zuzuſagen.

Der Theologe, Magiſter Schwarz, war ein heller Kopf von ausgebreiteten Kenntniſſen, und ohne Vorurtheile, ſonſt aber ein warmer Freund und Vertheidiger der ächten Chriſtus-Religion. Weil er aber in einer Schrift, über die Wahrheit des Glaubens der Chriſten, dieſe allein aus der Uebereinſtimmung mit der menſchlichen Vernunft, und nicht nach Seilers Art, aus Wundern und Weißagungen hergeleitet

---

gutgemeynte Abſichten hat, trugvolle, argliſtige und ſpitzbubiſche Streiche Schuld geben. So was hätte doch blos in Schilda vorfallen ſollen, und ereignet ſich gar 1798 auf der hochberühmten Univerſität Jena! — Und wer thut ſo was? Der hochberühmte Doktor, Hofrath und Profeſſor Gruner, der hochtrabende Matador der Medicinerey und die Stütze der Ariſtokratie. Man leſe nur ſein Geſchmier von Almanachen an mehr als hundert Stellen.

hatte: ſo hatte man ihn in Schilda und Colchis angefeindet: und er war als Magiſter ſitzen geblieben.

Der Juriſt, Doktor Rothe, war ſonſt Advokat zu Colchis geweſen, und hatte ſehr viele Praxis gehabt. Er hegte aber den häßlichen Grundſatz, daß das Geſez in der Anwendung einzig und allein nach einer in der Analogie der Rechte gegründeten und daher erweislichen Auslegung, und nicht nach der korrupten praxis fori gelten müſſe. Das war aber nach der Meynung der Herren zu Colchis ein grober Irrthum, welchen Doktor Rothe ſollte fahren laſſen. Doktor Rothe wollte nicht, und mußte daher immer ſich zurufen laſſen: Lernen Sie doch Praxis Fori, Herr Doktor, lernen Sie doch das gerichtliche Herkommen! Doch ließ man ihn, bis ſich endlich folgender Vorfall zu Colchis zutrug.

Ein junger Wüſtling hatte ein ſehr junges Mädchen von ſonſt unbeſcholtener Aufführung zum Fall gebracht. Da er ſich zu nichts in der Güte verſtehen wollte, weil er auf Gunſt pochen konnte: ſo kam die Sache zum Proceß, welchen

Doktor Rothe für das Mädchen zu führen kriegte. Dieſe konnte darthun, daß der Wüſtling ihr lange nachgeſtellt und ſie mit Präſenten zum Nachgeben verführt hatte u. ſ. w. Rothe foderte daher, daß man das Mädchen zum Erfüllungseid laſſen ſollte. Aber der Gegner hatte Freunde. Die Weiber und Töchter der Richter hatten an dem Wüſtling Gefallen gefunden: denn er war oft ihr Vergnügensmeiſter, Unternehmer von Bällen, Schlittenfahrten und Concerten geweſen, hatte ihnen Tag für Tag die Kur gemacht. Das war zu Colchis ſchon genug, ſich ſeiner gegen ein armes, unbedeutendes Mädchen anzunehmen, und ihn die ganze Sache abſchwören zu laſſen. Doktor Rothe ſagte nun laut, und ſchriebs den Herren vor ihre Naſe hin: ihr Verfahren ſey höchſt ungerecht, und ſie hätten den heiligſten Geſetzen eine abſcheuliche Ohrfeige gegeben. — Und nun legten ſie ihm die Praxis ganz, und er ging nach Schilda, um da Privatunterricht in der Juriſterey zu geben.

Der dritte Privatlehrer unſerer Amiciſten, war ein junger Philologe, der ehemals als Collaborator am Gymnaſium zu Colchis geſtanden war. Er hieß Köhler, und hatte von ſeinem

Lehrer Erneſti die Kunſt gelernt, die alten Schriftſteller gehörig zu würdigen. Aber eben deswegen pflegte er oft zu ſagen, daß bey aller Achtung, die er gegen die Schreiber des neuen Teſtaments hege, er doch geſtehen müſſe, daß ihr Griechiſches nicht viel tauge. — Das war aber Ketzerey, und man machte ihm ſo arge und viele Händel, daß er gern abging, zumal, da man ihm, um ihn zu necken, auftrug, mit den Gymnaſiaſten die täglichen Betſtunden zu halten, und ihn jedesmal bitter anfuhr, wenn ſo eine Salbaderey nicht eine volle Stunde gewährt hatte.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Nicht alle Leute ſind närriſch, die im Tollhauſe ſind.

Paſtorp beredete ſich mit ſeinen Amiciſten wegen der Vorleſungen; und dieſe waren bald eingerichtet. Die, welche Theologie ſtudierten, hörten bey Magiſter Schwarz Dogmatik nebſt Erklärung der Hauptſtellen der Bibel, und die Kirchengeſchichte. Die Juriſten nahmen Unterricht in der Rechtsgeſchichte und dem Römiſchen Recht; zuſammen aber ſtudierten ſie alle, unter Köhlers Anleitung, die Alterthümer und alte Schriftſteller.

Da ſich von beyden Seiten bald vollkommenes Zutrauen einfand, das heißt, da die Lehrer einſahen, daß ihre Lehrlinge lernen wollten, und da dieſe an jenen den Eifer und die Geſchicklichkeit kennen lernten, welche erforderlich iſt, die Wiſſenſchaften zu lehren: ſo konnte der Nutzen, welcher aus einem guten Unterricht nothwendig entſpringt, nicht lange unbemerkt bleiben. Die Lehrer lehrten gern, und die Schüler lernten mit Luſt.

Ich will hier nicht weitläufig angeben, wie Schwarz, Rothe und Köhler ihren Unterricht anlegten: ich melde nur kurz, daß Schwarz vorzüglich darauf ausging, ſeinen Zuhörern nicht nur die gelehrten Kenntniſſe der Religion — ohne faden Schnickſchnack, in ſuperfeiner oder erzkraſſer Phraſeologie, ohne Controverſen und Meynungen obscurorum virorum — beyzubringen, ſondern ihnen vorzüglich den weſentlichen Unterſchied zwiſchen theologiſcher Probalität und Glaubenslehre bekannt zu machen, und jedes Dogma ſo zu würdigen, wie es in der Ausübung der Lehre des Chriſtenthums mehr oder weniger brauchbar iſt. *) Dadurch bildete er

---

*) Herr M. Schwarz dachte, wie in folgendem Epigramm Herr von Einem:

> Ihr Herren, die meiſten eurer Fragen
> Sind, um die Wahrheit kurz zu ſagen,
> Den Krebſen gleich. Man kann genug an Klauen ſich zerplagen:
> Doch keine Nahrung trifft man an.

Denker in der Theologie, und durch ſeine lichtvolle Exegeſe befeſtigte er alles das, was er in der Dogmatik vorgetragen hatte. Seine Kirchengeſchichte war vollends eine Schilderung der Verwirrungen des menſchlichen Geiſtes, und wer ihn nur hatte die Geſchichte der Pelagianer vortragen hören, warf ſchon für ſich die lieblichen Artikel de fide, juſtificatione, praedeſtinatione und noch mehrere weit weg.

Eben ſo brav ging Doktor Rothe zu Werke. Er ſtellte kein hölzernes Syſtem der heutigen Rechtswiſſenſchaft hin, das an tauſend Stellen löchericht iſt, und das nur deswegen Syſtem heißen kann, weil es in fortlaufenden §§ vorgetragen wird, wovon die vorhergehenden — ſo nach Advenant der Umſtände — in den folgenden citirt werden. Auch machte er ihnen keinen ſyſtematiſchen Kohl über das römiſche Recht, bey deſſen Vortrag man wahrlich, wie ein großer Juriſt ſagt, ein Cujacius ſeyn muß, um das fatale ſpätere Eiengemiſchel von der frühern römiſchen Jurisprudenz zu ſichten. Das that Rothe nicht: nein, er trug die Grundſätze, nach welchen die alten Jurisconſulten geſprochen hatten, deutlich und gründlich vor; und ſeine

Zuhörer waren bald im Stande, die allgemeinen Regeln des poſitiven Rechts einzuſehen, und alle beſondern Rechte zugleich mit zu begreifen.

Den größten Nutzen ſtiftete Herr Köhler durch ſeine Vorleſungen über die alten Claſſiker. Dieſer treffliche Mann beſaß Kenntniſſe, Scharfſinn und Geſchmack, einen Autor zu erklären und deſſen Schönheiten dem Zuhörer merklich zu machen: eine Gabe, die ſonſt manchen gelehrten Philologen abgeht. Seine Zuhörer laſen unter ſeiner Leitung den Homerus, Virgilius und andere Dichter der alten Zeit mit eben ſo großem, auch wohl mit noch größerem Vergnügen, als ſie den Oberon oder den Bliomberis laſen. Polybius, Livius und Tacitus machten ihnen dieſelbe Wonne, die ſie aus Schillers Dreyſigjährigem oder aus Archenholzens Siebenjährigem Kriege ſchöpften. Euripides und Sophokles Tragödien erſchütterten ſie eben ſo innig, als die Räuber oder Ugolino. Den Terentius hätten ſie gewiß einem Jünger nicht nachgeſezt. Sogar der goldne Eſel des Apulejus gefiel ihnen ſo gut, als mancher Roman von Müller.

Weil ſie bald einſahen, daß Kenntniß der Geſchichte, der Alterthümer, der Mythologie und Geographie zum Verſtändniß der Alten unumgänglich nöthig iſt, ſo ſorgten ſie durch fleißiges Leſen der in dieſe Fächer einſchlagenden Schriftſteller ſich darin zu unterrichten; und da ſie alle Kopf und große Luſt dazu hatten, ſo erreichten ſie ihren Zweck zum Verwundern.

Die Zuſammenkünfte der Amiciſten wurden nach wie vor ordentlich gehalten: aber wie unähnlich waren dieſe den vorhergehenden! Sonſt ſprach man von Avantage und Desavantage, vom Kommang, von Schlägereyen, ſogenannten Verſchiß, von Kommerſch- und Pabſt-Hiſtorien, und wie die läppiſchen Kindereyen weiter heißen.

Aber nun wurde anſtändig geſprochen, anſtändig geſcherzt, auch mit unter wurde gelehrt geſprochen. Alle Amiciſten waren geſezte Männer, die ſich nicht die geringſte Unanſtändigkeit zu Schulden kommen ließen. Um nach Verlauf ihrer Studentenjahre, in geſitteten Zirkeln, durch die Fertigkeit in der oft groben, oft ſinnloſen und immer kindiſchen Burſchenſprache nicht anzuſtoſſen, und ihren Geſchmack wie ihre Lebensart nicht zu kompromittiren: ſo bemühten ſie ſich einer reinen und edeln Sprache, und verbannten alles, was einen rohen oder unbeſonnenen Burſchen verächtlich machen kann. Man traf ſie faſt immer zu Hauſe bey ihren Büchern, und nur ſelten wohnten ſie einem rauſchenden Vergnügen bey. Als gute Menſchen, waren ſie Freunde der Natur, und beſuchten ſie draußen zur Erholung auf Bergen, an Bächern, in Wäldchen oder auf dem freien Felde. Da laſen ſie gemeinſchaftlich bald dieſen bald jenen Dichter; bald Sander, bald Sulzer über das Schöne und Große in der Natur. Auch trieben ſie Muſik und Geſang.

Dadurch nahm ihr Anſehn bey dem vernünftigen Theil auf der Univerſität und ſogar unter den einſichtigern Bürgern zu. Sie wußten, wie ſauer ſie ihren Eltern wurden, hielten darum ihr Geld zu Rathe, und konnten meiſt immer gleich baar bezahlen, was ſie erhielten, oder man borgte ihnen gern und ohne Beſorgniß. Sie beleidigten keine Seele, und ſo war jeder, der von der Unordnung der Studenten keinen Vortheil erwartet, ihr Freund, und wohin ſie kamen, ſah man ſie gern.

Selbſt der beſſere Theil der Studenten näherte ſich ihnen, und ſie hätten Ordensbrüder genug haben können. Aber ſie ſelbſt hielten das gewöhnliche Ordensweſen jezt alle für etwas Läppiſches, mahnten daher ſelbſt davon ab, und ließen alle, welche Luſt dazu hatten, blos an ihren Lehrſtunden, und an ihrem freundſchaftlichen Umgang Theil nehmen. Kurz, da der größte Theil der Schildaer Profeſſoren und das Curatorium zu Colchis es gegen ihr Intereſſe fanden, die Univerſität von oben herab zu reformiren, ſo thaten es die Amiciſten von unten herauf: und ſo ſtanden ſie da, jene Herren, mit Schimpf und Schande, und mußten ſich von Schnutenius zurufen laſſen: Wer nicht hören will, der muß fühlen! —

Ende des zweyten Theils.

Annalen
der
Univerſität zu Schilda
oder
Bocksſtreiche und Harlekinaden
der
gelehrten Handwerksinnungen in Deutſchland.

Zur Auflöſung der Frage:
Woher das viele Elend durch ſo manche Herren
Theologen, Aerzte, Juriſten, Kameraliſten
und Miniſter?

von

Friederich Chriſtian Laukhard.

Dritter und lezter Theil.

1799.

Universitäts
[illegible]
Bibliothek

Inhalt.

Erſtes Kapitel. Meuſels Verdienſt um Schilda. Seite 3
Zweytes Kapitel. Herr Lipps und der Prinz Moritz. 10
Drittes Kapitel. Verſchoben iſt nicht aufgehoben. 19
Viertes Kapitel. Freude vollauf! 28
Fünftes Kapitel. Minchens Geſchichte. 35
Sechſtes Kapitel. Minchen erzählt weiter. 43
Siebentes Kapitel. Beſchluß von Minchens Geſchichte. 53
Achtes Kapitel. Wieder von Schilda! Schöne Raritäten in den Bordellon. 61
Neuntes Kapitel. Schilderung der Polizey zu Schilda. 75
Zehntes Kapitel. Sekretär Schneller wird Kanzler. 88
Eilftes Kapitel. a) Worin etwas Juriſtiſches vorkommt. 96
Eilftes Kapitel. b) Fortſetzung. 106
Zwölftes Kapitel. Kindereyen der Univerſitäter zu Schilda. 112

Dreyzehntes Kapitel. Die Stützen des Staats. = = = = 123

Vierzehntes Kapitel. Lezte Thaten des Furſten Friedrich Carls. = = 142

Funfzehntes Kapitel. Fortſetzung. = 150

Sechszehntes Kapitel. Gegenkabalen. 157

Siebzehntes Kapitel. Tod des Fürſten zu Colchis. = = = = 167

Achtzehntes Kapitel. Regierung des Furſten Moritz. = = = 175

Neunzehntes Kapitel. Reform der Univerſität zu Schilda. = = = 207

Zwanzigſtes Kapitel. - - - Immedicabile vulnus enſe recidendum eſt. - - - 223

Ein und zwanzigſtes Kap. Fortſetzung. 233

Zwey und zwanzigſtes Kap. Neue Einrichtung der Univerſität zu Schilda. 248

Drey und zwanzigſtes Kap. Fortſetzung. 263

Vier und zwanzigſtes Kap. Einrichtung der Brodſtudien. = = = 281

Fünf und zwanzigſtes Kap. Welches das lezte iſt. = = = = 295

Nachſchrift. = = = = 325

Annalen
der
Univerſität zu Schilda.

Dritter Theil.

Erſtes Kapitel.

Meuſels Verdienſt um Schilda.

Als dieſes ſo vorging, war Herr Profeſſor Boxhornius, der Vorſteher der gelehrten Geſellſchaft zu Schilda, deſſen allmächtige Gelehrſamkeit im erſten Theil dieſer Annalen beſchrieben ſteht, mit einem Grafen auf deſſen Güter abgegangen, um da Oberaufſeher über die Stutereyen zu werden, und zwar unter ſehr annehmlichen Bedingungen. Herr Boxhornius war kurz zuvor ordentlicher Profeſſor der Beredſamkeit geworden — wenn er gleich einer von denen war, über die Quintilian ausruft: O miſeram eloquentiam, quam hi lacerant! — und nun mußte doch die erledigte Stelle wieder beſezt werden.

Köhler wäre der Mann geweſen, der mit Würde und Nuzen dieſer Stelle hätte vorſtehen können. Er meldete ſich wirklich dazu, und zwar unmittelbar an den Fürſten zu Colchis. Die Herren hatten zwar dafür geſorgt, daß weder Bittſchrift, noch Brief an den Fürſten kommen konnte, die ſie nicht vorher hatten die Cenſur paſſiren laſſen; und ſo würde der Brief von Köhler, den ſie ohnehin haßten, eben ſo, wie viele tauſend andere haben ins Feuer wandern müſſen, wenn ihn Köhler nicht durch einen Expreſſen fortgeſchickt hätte. Ein Bedienter nahm ihn gegen ein Geſchenk an, und legte ihn zum Unglück auf einen Stoß Akten, die der Präſident gebracht hatte, um dem Fürſten zur Unterſchrift übergeben zu werden; und auf dieſe Art kam Köhlers Brief in des Fürſten Hände.

Der Fürſt las ihn durch, fand Gefallen an dem kurzen und geraden Verfaſſer, und beſchloß, ihm zu willfahren, jedoch erſt nach eingeholtem Gutachten ſeiner Räthe.

Als folglich der Präſident und Fläz zu dem Fürſten kamen, zeigte er die Bittſchrift vor, mit dem Bedeuten, daß er die Bitte gern erhören möchte. Beyde Herren wurden, ohne daß es der Fürſt bemerkte, blaß wie ein ausgemärzelter Renommiſt, der die ſcabies æſthetica gehabt hat. Endlich fand Fläz die Sprache.

Ew. Durchlaucht, ſagte er, halten es zur höchſten Gnade! Dieſe wichtige Stelle muß doch wohl mit einem gelehrten Mann beſezt werden?

Fürſt: Allerdings! Aber iſt denn Köhler das nicht?

Fläz: Köhler, Ew. Durchlaucht, iſt mein Freund: aber das öffentliche Wohl muß man in ſolchen Fällen der Freundſchaft vorziehen. Köhler iſt dieſem Poſten nicht recht gewachſen.

Fürſt: Nicht?

Fläz: Ein Gelehrter hat ja nur gerade ſo viel Verdienſt, als er Bücher gemacht hat. Das iſt, wie Ew. Durchlaucht ſich erinnern werden, die einzige richtige Regel, die zur Beurtheilung der Gelehrſamkeit eines Jeden ſchon neulich bey uns angenommen iſt.

Fürſt: Das iſt auch wahr! Aber hat denn Köhler gar nichts geſchrieben?

Fläz: Er hat zwar etwas geſchrieben, aber das iſt viel zu wenig, als daß man ihn deswewegen für einen gelehrten Mann halten könnte. Jch werde dieſes Ew. Durchlaucht gleich zeigen.

Fläz ließ das gelehrte Deutſchland flugs herbeyholen, und ſiehe da, Köhlers ganzer Artikel hatte nur fünf Zeilen.

„Sehn Ew. Durchlaucht, fuhr er fort, wie wenig der Mann in der gelehrten Welt präſtirt hat! Fünf Zeilen ſein ganzer Artikel! Aber hier, gnädigſter Herr, hier ſteht ein Mann, der hat einen Artikel von acht Seiten: das iſt ein Matador ohne Gleichen!“

Der groſſe Matador, den Fläz meynte, war Meiſter Sammelſurius, ein Univerſalgenie, der, wie Boxhornius, alles verſtand, aber nirgends etwas rechtes: ein Menſchenkind, welches in alle menſchliche Wiſſenſchaften hineinſudelte: hiſtoriſche, politiſche, ſtatiſtiſche, pädagogiſche, antiquariſche, geographiſche und theologiſche Kompilationen machte; aus allen Sprachen überſezte, ohne irgend eine, nicht einmal ſeine eigne, recht zu verſtehen; Romane ſchrieb, Gedichte ſtümperte, und Meſſe für Meſſe mit einer neuen Grammatik angeſtiegen kam. Der Ehrenmann war nichts weniger als gelehrt, aber er hatte viel geſchmiert;

und da der Fürſt von Colchis, — wie man ihm dieß pfiffig eingeflüſtert hatte — einen Polygraphen für einen grundgelehrten Mann anſah: ſo erhielt auch Hr. Sammelſurius, auf Fläzens Empfehlung, die Vokation als Profeſſor der Beredſamkeit zu Schilda.*)

Die Herren zu Colchis verleiteten ihren Fürſten noch weiter, und nicht lange, ſo erſchien folgender Befehl förmlich zu Schilda:

Wir von Gottes Gnaden Friedrich Carl,
Fürſt zu Colchis ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Da wir aus landesväterlicher Huld und Gnade zur Beförderung der wahren Gelehrſamkeit entſchloſſen ſind, künftighin nur groſſe Gelehrte, und keine Eſel, wie bisher oftmals geſchehen iſt, zu den Profeſſorſtellen in Schilda zu befördern: ſo ſoll künftighin weder das Curatorium, noch der Senat gedachter Univerſität irgend ein Subject weiter in Vorſchlag bringen, als ein ſolches, deſſen Artikel wenigſtens vier Seiten im gelehrten Deutſchland ausfüllt. Alle andere, deren Artikel kleiner ſind, ſollen mir nichts dir nichts abgewieſen werden: denn, wie geſagt, wir wollen künftighin keine Eſel mehr befördert wiſſen. Wonach ſich zu achten.

---

*) Wenn Vielſchreiberey, auch außer Schilda, der Maßſtab der wahren Erudition wäre: ſo müßte ein Nöſſelt ſogar einem D. Seiler oder einem Brumberg nachſtehen. Aber wer weiß, wie, und warum die meiſten Bücher gewöhnlich gemacht werden, der urtheilt ganz anders. Er iſt überzeugt, daß jene Zeit, welche der Schreiber aufs Komponiren ſeiner Siebenſachen anwendet, weit nützlicher aufs Leſen und Studieren angewendet werden könnte. Eben ſo irrig und höchſt nachtheilig iſt es, wenn Curatoren der Univerſitäten die erledigten Lehrſtellen auf denſelben mit Männern beſetzen, die zwar durch Schriften gezeigt haben, daß ſie geſchickt genug ſind, ſchriftlich zu unterrichten; von denen aber nachher der Erfolg lehret, daß ſie zum mündlichen Unterrichte ganz und gar nicht taugen, und die dann der Univerſität und dem Lande wenig oder nichts nützen. —

Friedrich Carl mpria
ut. von Krazfus.

Selbſt zu Schilda machte dieſer förmliche Befehl artige Senſationen. Jene Profeſſoren, welche viel zuſammengeſudelt hatten, wurden übertrieben ſtolz, vorzüglich Herr Fünfkäs, deſſen Artikel im gelehrten Deutſchland ganz groß hervorſtach. Andere, deren Erwähnung kaum einige Zeilen ausmachte, ſchlichen demüthig einher, verlohren aber den Muth nicht und beſchloſſen, Tag und Nacht zu ſchmieren, um nur ihren Artikel von Meſſe zu Meſſe anſehnlich gröſſer zu machen. Einige wenige, wahrhaft gelehrte Männer lachten über die Poſſen, und nahmen ſich vor, entweder gar nichts oder nur anonymiſch zu ſchreiben, um ſich den Verdacht nicht zuzuziehen, als hielten ſie Bücherfabriciren und Vielſchreiben für ſichere Kennzeichen der Gelehrſamkeit.

Köhler lachte zwar auch; doch um ſich an den Colchianern zu reiben, ließ er einen Commentar drucken über jene Verſe des **Perſius**:

Quis expedivit pſittaco ſuum χαιρε?
Picasque docuit verba noſtra conari?
Magiſter artis, ingeniique largitor
Venter, negatas artifex ſequi voces —

und bewies darin durch tauſend Beyſpiele aus der alten und neuen Zeit, daß der Grund von der Entſtehung der meiſten Bücher — das gelehrte Deutſchland nicht einmal ausgenommen — nicht im Kopf zu ſuchen ſey, ſondern im Magen ihrer Fabrikanten.

Zweytes Kapitel.

Herr Lipps und der Prinz Mor[illegible].

Die Köhleriſche Schriſt ärgerte die Herren von der Schildaer Univerſität gar mächtig. Sie glaubten, er habe ſie gemeynt, und hatten darin auch nicht Unrecht. Aber ſie waren klug genug, den Verfaſſer nicht Injuriarum zu belangen, indem ſie einſahen, daß ſie auf dieſem Wege wenig gegen ihn ausrichten würden.

Ueberhaupt hat ſich der Verfaſſer belehren laſſen, daß die Herren auf den Univerſitäten, wenn man ihnen ihre Blöße und Bocksſprünge vor Augen ſtellt, und ſie deswegen öffentlich koramirt, ſich ſehr ſelten auf Injurienproceſſe einlaſſen, ſondern vielmehr auf eine andere Art ſich zu revanſchiren ſuchen: welches ihnen denn auch ſelten fehlſchlägt, weil ſie in der Kabaliſtik ſehr erfahren ſeyn ſollen.

So machten's auch die Herren Meiſter zu Schilda. Sie hatten längſt ausgewittert, daß Schwarz, Köhler und Rothe den Amiciſten Privatunterricht ertheilten. Das war ihnen ſchon nicht ganz recht, aber ſie hatten ſich vorgenommen, es ſo lange zu ignoriren, bis ſie es hindern oder verbiethen könnten, ohne ſich ſelbſt noch mehr zu ſchaden. An einer baldigen Gelegenheit dazu, und ſollte ſie nur ſo nach akademiſcher Sitte ſeyn, zweifelte keiner.

Man wußte, daß Magiſter Schwarz ein Feind der Pfafferey war, und daß man daher leicht Ketzerey bey ihm finden würde. Fand man dieſe, ſo hatte man einen honnetten Vorwand, die Privatſtunden des Hn. Köhlers von Senats wegen zu unterſagen, und ex analogia auch die des Herrn Rothe, und ſo — deren Ehre zugleich zu brandmarken, und ſie um ihr liebes bischen Brod zu bringen. Hierauf ſollen die Univerſitätsherren größtentheils ausgehen, ſo bitter auch manche von ihnen es ehedem ſelbſt erfahren haben, wie wehe es thut, — zu hungern.

Den beyden Profeſſoren, Silander und Lipps, welche damals ſchon Doktoren der

Theologie geworden waren, wurde alſo aufgetragen, zu dem erwähnten Behufe eine Glaubens-Inquiſition anzuſtellen, in der feſten Erwartung, daß der unbefangene und gerade Herr Magiſter Schwarz dreiſt herausſprechen und dann eine Blöße geben würde.

Meine Leſer kennen den Herrn Lipps ſchon als einen Mann, der nur ſo pro forma Theologe war, und der den ganzen alten und neuen Braſt im Herzen verwarf und verlachte. Außerdem war er ein Pfiffikus, der ſchon zu der Zeit voraus ſah, daß das damalige elende Land- und Schulweſen einmal ein ſchreckliches Ende nehmen würde. Alſo entſchloß er ſich, bey dem erhaltenen Auftrage bedächtlich ſich zu nehmen, um doch einmal, wenns ſchief gehen ſollte, nicht ganz durchzufallen, und die Zahl der Kläger gegen ſich nicht zu vermehren.

Er ließ alſo den Magiſter Schwarz zu ſich bitten, und erklärte ihm den Auftrag des Senats. Schwarz ſtuzte, verſezte aber auf der Stelle, daß er ſich in Abſicht ſeines Glaubens keiner Inquiſition unterwerfen würde; lieber wollte er gleich abziehen.

„Verſtehn Sie mich nur recht, lieber Herr Magiſter, fiel Doktor Lipps ein: mir und meinem Collegen dem Doktor Silander liegt, bey meiner armen Seele, wenig daran, was ſie glauben, oder nicht glauben. Ich ſelbſt glaube auch keine Sylbe von alle dem, was in der formula concordiae ſteht. Vor einer ſolchen Thorheit ſoll mich mein Gott bewahren! Aber ich mögte doch nicht, daß Sie und die beyden andern braven Männer, Herr Rothe und Herr Köhler um ihr Brod kommen ſollten. Sie ſehen, ich handele offen, und halte Sie für einen vernünftigen, braven Mann. Alſo finden Sie Sich dieſen Nachmittag nur punkt zwey Uhr bey mir ein: Doktor Silander wird auch kommen. Aber verſtehen Sie mich recht, Herr Magiſter: ſtatt Inquiſition anzuſtellen, wollen wir eine Pfeife Tabak rauchen, und ein Glas Wein trinken. Morgen berichte ich dann an den Senat, und alles iſt in Ordnung.“

Magiſter Schwarz hatte viel Mühe, ſich zu dieſem Spiegelgefecht zu verſtehen, und nur der Gedanke, daß ſeine beyden Freunde durch ſeine Weigerung unglücklich werden würden, und daß der Nutzen, den ſie Drey der Univerſität leiſieten, aufhören müßte, wenn er ſeinem Kopf folgen wollte, machte endlich, daß er that, was Doktor Lipps verlangt hatte.

Nachmittags kamen alſo die drey Herren zuſammen, Eilander, Lipps und Schwarz. Man ſprach anfangs von gleichgültigen Sachen, nachdem aber der Wein den beyden theologiſchen Doktoren zu Haupte geſtiegen war, und ſie beſcheniert hatte, ſprachen ſie ſo untheologiſch, daß Schwarz vor Aerger und Schaam hätte vergehen mögen. Die Leute riſſen Zoten, wie die Botsknechte, und erzählten ſich die ärgerlichſten Streiche aus ihrem akademiſchen Leben. Endlich mußte auch die Religion herhalten, nicht die Pfaffenreligion — denn die verdient alle nur mögliche Durchhechlung — ſondern es würden die heiligſten Lehren zur Veredlung und Beruhigung der Menſchen auf eine recht grobe ärgerliche Art durchgezogen, und als die ärgſten Fabeln und Fratzen gebrandmarkt. Schwarz wollte einigemal die Ehre ſeines Vernunft-Glaubens retten: aber wer kann gegen zwey beſoffene Theologen etwas behaupten? Eher würde man mit dem Teufel diſputiren können! Schwarz ging alſo bald nach Hauſe, und war herzlich froh, daß das Schattenſpiel ein Ende hatte.

Den folgenden Morgen legte Herr Lipps und Silander folgende Schrift in die Ciſtel und ließen ſie circuliren.

„Nachdem wir Endes- unterſchriebene auf Befehl und Auftrag eines hochlöblichen Senatus Academici, Geſtern Nachmittag um zwey Uhr, in der Furcht des Herrn vereiniget, den Herrn Schwarz, Philoſophiae Magiſtrum, vorgeladen, um ihn als der Ketzerey verdächtig zu befragen: ſo antwortete wohlgedachter Herr M. Schwarz, daß er niemals anders gedacht, geglaubt und gelehrt habe, als wie es die Vorſchrift unſrer heiligen Symboliſchen Bücher mit ſich bringt. Wir haben ihm nachher viele, heut zu Tage beſtrittene, Quäſtionen vorgelegt, z. B. von den beyden Naturen in Chriſto, von deſſen wirklicher Gegenwart im Abendmal, von dem Antichriſt und dergleichen; und er gab jedesmal ſo beſtimmte, und ſo orthodoxe Antworten, daß wir nicht umhin können, ihn, den Herrn Magiſter, für ein orthodoxes Mitglied unſrer heiligen Kirche zu erklären; und dieſes auch gegen einen hochlöblichen Senatum academicum heilig und ehrerbietig zu bezeugen.“

Silander D.
SS. Th. P. P. O.

Lipps D.
SS. Th. P. P. O.

Dieſes Zeugniß gefiel den meiſten Herren freilich gar nicht; aber was wollten ſie weiter machen? Ihren Collegen mußten ſie wohl glauben; und da ſonſt die guten Männer, Schwarz und ſeine Mitarbeiter, nicht ſelbſt laut wurden und im Stillen Gutes zu wirken fortfuhren: ſo wurde weiter nichts gegen ſie vorgenommen, und alles blieb ruhig.

Der Prinz Moritz war aber den Sommer in einem Bade geweſen, und kam auf ſeiner Rückreiſe durch Schilda, um da über Nacht zu bleiben. Niemand erkannte den Prinzen, indem er ſich für einen Baron ausgab; und ſo wurde niemand auf ihn aufmerkſam. Um aber doch etwas Neues zu erfahren, ſpeiſete er an einer Wirthstafel, wo gewöhnlich allerhand erbauliche Anekdötchen von der Univerſität erzählt wurden — zur Verdauung der Speiſenden. Die ſauberſten Stückchen betrafen beynahe immer die Profeſſoren, die meiſt alle derb mitgenommen wurden.

„Ja, fing endlich einer an, das muß wahr ſeyn, daß auf der ganzen Univerſität auch faſt nicht einer iſt, der brauchbar wäre, von allen Profeſſoren. Die meiſten ſind Eſelsköpfe, oder niedrig-gewinnſüchtige Gelehrſamkeitskrämer; und die noch etwas thun könnten, ſchwimmen mit dem Strom, und laſſen es gehen, wie es geht! Da ſind aber drey junge Männer, Schwarz, Rothe und Köhler: das ſind Leute, die Profeſſoren ſeyn ſollten! Aber da ſitzen ſie und nagen am Hungertuch: Pfui, es iſt eine Schande.“

Der Prinz, durch dieſe Rede aufmerkſam gemacht, erkundigte ſich näher nach den drey jungen Leuten, und erfahr ſo viel Gutes, daß er ſich gedrungen fühlte, ſie perſönlich kennen zu lernen. Er blieb alſo noch den folgenden Tag zu Schilda, und ließ ſie zu ſich zum Eſſen bitten. Er wurde von ihnen ganz eingenommen, theils wegen der Einſichten, die ſie verriethen, theils wegen der Beſcheidenheit, womit ſie ſich ausdrückten. Erſt als ſie fort wollten, erfuhren ſie, mit wem ſie geſprochen hatten. Sie ſtuzten, und wollten ihre Reden aus einem andern Ton anſtimmen. Aber, „Laſſen Sie uns

Freunde bleiben, ſagte der Prinz. Ich habe Sie nur wollen kennen lernen, und bedaure, daß es nicht in meinen Kräften ſteht, Sie jezt ſchon nach Verdienſt zu belohnen. Damit aber häusliche Umſtände Sie nicht hindern, ſich den Wiſſenſchaften ungeſtört zu widmen, ſo bitte ich Sie, eine jährliche Penſion von 200 Thalern jeder einſtweilen von mir anzunehmen. Ehe ich von hier reiſe, laſſe ich Ihnen dieſe Penſion auf ein halbes Jahr vorauszahlen. Dadurch wird ſich Ihre Lage vielleicht in etwas verbeſſern. Verlaſſen Sie indeß ſich auf mich! Die Sache im Ganzen wird ſich ändern, und dann ſoll für Sie geſorgt werden, wie ich es wünſche. Ich werde mich dereinſt, oder, wenn ich nicht mehr ſeyn ſollte, ſo wird ſich mein Sohn Ihres Rathes und Ihres Beyſtandes bey der Verbeſſerung des akademiſchen Unweſens bedienen. Darauf rechnen Sie, und ermüden Sie ja nicht, weiterhin in Schilda Gutes zu wirken, auch ſo lange es noch das abgeſchmackte, närriſche Schilda ſeyn wird."

Die Herren empfingen ihre Penſion, dankten dem edelmüthigen Moritz, und der Prinz entließ ſie, und war hoch erfreut, auch noch

Leute, die dereinſt brauchbar werden könnten, in dem Lande gefunden zu haben, welches er bald regieren ſollte.

Drittes Kapitel.

Verſchoben iſt nicht aufgehoben.

Wenn dieſe Annalen ein Roman wären, ſo könnte man es dem Verfaſſer verargen, daß er die Geſchichte des guten Minchens nicht eher als jezt fortſezt. Aber Minchens Begebenheiten gehören nicht weſentlich in dieſe Annalen, welche eigentlich beſtimmt ſind, die Bocksſtreiche und die Harlekinaden der Schildaer Univerſität und derjenigen noch dazu, die jener mehr oder weniger ähneln, zur allgemeinen Erbauung, exemplariſch darzuſtellen. Alſo konnte er Minchens Geſchichte da weiter erzählen, wo es ohne Eintrag der Hauptabſicht dieſer Blätter füglich gehen wollte: und dieß, meynt er, ſey jezt der Fall; und darum mag denn das arme verlaßne Minchen im dritten Kapitel des lezten Bandes wieder anfangen aufzutreten. Alſo —

Der Doktor Stein und der Graf waren beyde ausgezogen, Minchen aufzuſuchen, wie im erſten Theil gemeldet iſt. Beyde hatten ganz verſchiedene Abſichten. Erſterer wollte ſeine Braut retten, um ſich mit ihr zu verbinden, und lezterer ſtrebte ihr nach, um ſein Unrecht wieder gut zu machen, und ſie ihrem Geliebten wieder zuzuſtellen. Beyde nahmen, weil ſie nichts von einander wußten, ganz verſchiedene Wege: der Graf zog gen Norden, und der Doktor nach Süden. Ich würde etwas ſehr Ueberflüßiges thun, wenn ich die verſchiednen Ebentheuer beſchreiben wollte, die beyde beſtehen mußten: ſie waren, wie ſich vermuthen läßt, ſehr mannigfach, und man kann ſie ohne Schwierigkeit ſich denken.

Stein kam auf ſeiner Fahrt bis nach Rottweil in Schwaben: Er irrte ja ohne beſtimmte Richtung herum, und wenn er nun hier und da hörte, da oder dort wären fremde Kutſchen mit jungem Frauenzimmer geſehen worden:

ſo glaubte er, in jeder Kutſche ſey ſein Minchen, und flog alſo einer jeden nach, und fand ſich jedesmal betrogen. Dadurch kam er bald hiehin, bald dahin, aber, wie ſich denken läßt, auf Koſten ſeiner Geſundheit und Ruhe. Da er obendrein ſeine Streiferey mit Extrapoſt verrichtete, und noch dazu — nach Art der Verliebten — Tag und Nacht nicht ruhte: ſo konnte es nicht fehlen, daß er am Ende ſeine Kräfte völlig erſchöpfte. In dieſem Zuſtande kam er nach Rottweil, ohnweit dem Schwarzwald, und mußte vor Entkräftung ſich bald hinlegen.

Früh konnte er nicht aus dem Bette, und der Arzt mußte geholt werden. Dieſer verſicherte, daß ein hitziges Fieber im Anmarſch ſey, welches ſo bald nicht mögte kurirt werden. Dieß war ein Donnerſchlag für den bekümmert-ſuchenden Liebhaber: er glaubte alle ſeine Hoffnungen ſchon vereitelt zu ſehen, und wünſchte, im hohen Schmerz, daß dieſe Krankheit ihm den Tod bringen mögte. Aber, wie Seneka ſagt, eitel iſt der Wunſch des Todes, wie das Verlangen nach einem langen Leben: Stein ſtarb nicht; aber das Fieber trat ein und er blieb lange gefährlich krank.

Sein Wirth war ein ſehr ſtrenger Katholik. Als dieſer nun erfuhr, daß Doktor Stein lutheriſch war, ſo ward er beſorgt um deſſen Seelenheil, und beſchloß, ihn aus den Klauen des Satans zu retten, in welche er nach der kraſſen katholiſchen Pfaffen-Theologie nothwendig als Ketzer fallen mußte. Er wendete ſich daher an den Pater Beichtvater der heiligen Nonnen zu Rottenmünſter, nahe bey Rottweil, einen ſteifen dicken Bernhardinermönch von Salmansweiler.

Dieſer Mönch, eifrig auf ſeinen Glauben, rennte zu dem todtkranken Stein, und predigte ihm ſo viel von der Hölle und den Qualen, welche daſelbſt auf die gottloſen Ketzer warten ſollten, daß dieſem angſt und bange ward, und die Krankheit ſich merklich verſchlimmerte. Stein erklärte zwar, daß er niemals, und beſonders unter ſeinen damaligen Umſtänden durchaus nicht, ſeine Religion ändern würde. Der Arzt, ein geſcheider Mann, bath auch, des Kranken zu ſchonen; aber alles das half bey dem fanatiſch-raſenden Mönch nichts. Er ſezte ſeine Beſuche aufs eifrigſte fort, kanzte jedesmal ſtundenlang am Bette des Kranken, und drohte ihm immer zudringlicher mit der Hölle auf der einen Seite, auf der andern aber verſprach er ihm die ewige Seligkeit, ſobald er ſich bekehren und in den Schooß der heiligen katholiſchen Kirche treten würde. Stein bath endlich den Wirth, den Pfaffen nicht mehr zu ihm zu laſſen; aber auch der achtete der Bitte noch weniger. Der gute Patient mußte alſo ohne Unterlaß doppelt weiter leiden: denn einmal hatte er das Fieber; und dann iſt wohl in der Welt nichts fataler, als wenn man bekehrt werden ſoll, ohne daß man es will.

Indeſſen ärgerte ſich der Arzt über die Intoleranz des Wirths und des Pfaffen, und reichte, als er Bitten und Drohen vergeblich fand, eine Vorſtellung dagegen bey dem Magiſtrat ein, welcher auch ſofort dem Pfaffen die fernern Beſuche unterſagen ließ. Aber dieſer erhizte Dummkopf, unterſtüzt durch den Wirth, gehorchte noch immer nicht eher, bis endlich ein Häſcher auf des Wirths Unkoſten in deſſen Hauſe wachen, und dieſen wie jenen mit ihrer Bekehrungswuth abhalten mußte. So hatte doch Stein endlich vor dem bekehrungsſüchtigen Kirchen-Büttel Ruhe, und genaß nach und nach vom Fieber. *)

Das erſte, was er vornahm, war, das Aufſuchen ſeiner Braut zu erneuern: aber auch dieſes war abermals ganz vergeblich. Er durchſtreifte den Schwarzwald, die Schweiz, einen Theil von Frankreich und die Rheingegenden: jedoch alles umſonſt! Aller Orten, wohin er kam, erregte er Aufſehen. Vorzüglich konnte das Frauenzimmer in der Pfalz nicht begreifen, wie man wegen eines entkommenen Frauenzimmers ſo viel Aufhebens machen könnte. Es gäbe ja, meynten ſie, ohnehin noch Mädchen genug; und ein junger hübſcher Mann, wie Herr Doktor Stein das wäre, könnte ja immer was anders, auch wohl, wenn er eine Pfälzer Mamſell haben wollte, etwas Beſſeres finden u. ſ. w. Einige glaubten gar, er ſey verrückt, und hatten Mitleid mit ihm.

---

*) Die Geſchichte mit dem Bernhardiner zu Rottweil iſt wörtlich wahr, bis auf die Perſon des Kranken, der nicht von Morizens Angehörigen, ſondern aus der Schweiz war. Der Verfaſſer hat ſie in Rottweil ſelbſt gehört, und hätte ſie ſchon in ſeiner Biographie angebracht, wenn er ſich gerade darauf beſonnen hätte. Sie macht übrigens dem Magiſtrat zu Rottweil Ehre, und beweiſet, daß die, welche Rottweil das ſchwäbiſche Abdera heißen, nicht völlig Recht haben mögen.

Endlich kam **Stein** nach **Wisbaden**, wo gerade Kurzeit war, und wo ſich daher viele Badegäſte vorfanden. Voll Unmuth, des Suchens müde, und ſchon ohne Hoffnung, ſein Mädchen jemals wieder zu finden, verſchloß er ſich in ein Zimmer in einem vornehmen Gaſthofe, und dachte über ſein Unglück nach. Wie er nun da ſizt und hin und her grübelt, pochte es an der Thüre. **Stein** machte auf, und ein Mann trat unter hundert Bücklingen ihm näher. Es war Herr **Krazbuckel**, Bade-Liſtenträger zu **Wisbaden**, welcher ſeine Aufwartung machen wollte.

„Ihro Excellenz verzeihen gnädigſt, ſprach Herr **Krazbuckel**, daß ich mir die unterthänige Freyheit nehme, Denenſelben zu präſentiren die Liſte unſerer hochanſehnlichen Badegeſellſchaft für dieſen Sommer!“

Stein: Kümmere mich nicht darum! —

Krazbuckel: Es iſt aber einmal ſo gewöhnlich, daß man den ankommenden hohen Badegäſten eine ſolche Liſte präſentirt, und ich habe die Ehre, dieß jezt zu thun.

Stein: (unwillig) Nun, legen Sie nur hin!

Krazbuckel: Sehr wohl! (Legt die Liſte auf den Tiſch) Aber Ihro Excellenz —

Stein: Nun?

Krazbuckel: Morgen hole ich dieſe Liſte wieder, und bringe eine neue, vermehrte, wenn neue hohe Gäſte hinzukommen.

Stein: Morgen bin ich nicht mehr hier.

Krazbuckel: In dieſem Fall muß ich dann gleich ſo frey ſeyn, Ew. Excellenz zu bitten, die Gnade zu haben —

Stein: Nun, zum Guckkuch, was wollen Sie denn jezt wieder?

Krazbuckel: Verzeihen Ihro Excellenz: ich bekomme von jedem der hohen Badegäſte, welchen ich Liſten zu bringen, die Ehre habe, einen Gulden.

Stein; So?

Stein griff in ſeine Taſche, gab dem Zudringlichen ſeinen Gulden, und dieſer rückte unter hundert krummen Lorenzen — ſo nennt man zu Wiesbaden die Bücklinge — zur Thür hinaus.

Stein ärgerte ſich über die Impertinenz des Liſtenträgers, weil er nicht neugierig genug war, die fremden Namen kennen zu lernen.

Die Liſte blieb lange unangetaſtet liegen; Stein ging umher, die Hände auf dem Rücken, und warf ſich endlich müde und matt auf das Kanapee. Jezt erſt nahm er, gleichſam mechaniſch, die Liſte, und las. Da ſtanden Grafen, Edelleute, Profeſſoren, Paſtöre, Beamte, Zollſchreiber, Spieler — alles durcheinander, nach der Zeit ihrer Ankunft, doch mit dem Unterſchiede, daß der Graf und der Adliche eine Frau Gemalin und Comteſſen oder Fräulein Tochter; der Bürgerliche eine Frau Liebſte und Mamſell Tochter; der ganz Geringe aber eine Frau und Jungfer Tochter bey ſich hatte: z. B.

N. 27. Herr Major von Richteuch nebſt Frau Gemalin und Fräulein Töchter. Logis im Bären.

N. 81. Herr Forſtmeiſter Martin nebſt Frau Liebſte und Mamſell Tochter. Logis im Krebs.

N. 104. Herr Friſeur Bechmann nebſt ſeiner Frau und Jungfer Töchtern. Logis bey Friſeur Hoim.

Dieſe Etikette machte dem Doktor Stein bey allem Unmuth Spaß. Aber wie ward ihm, als er las:

N. 182. Frau Gräfin von **Lucern** nebſt Geſellſchaftsmamſell, Mamſell **Wilhelmine Forcher**!

Viertes Kapitel.

Freude vollauf!

Stein, nachdem er dieß geleſen hatte, ſprang wie verrückt aus ſeinem Zimmer die Treppe herab in die Gaſtſtube. Wo iſt ſie? Wo iſt ſie? ſchrie er, und erhielt, wie ſich denken läßt, keine Antwort. Wo iſt mein **Minchen**? ſchrie er noch heftiger, und gaffte forſchend nach den Gäſten. Die Gäſte guckten ihn wieder an und ſchmunzelten: denn ſie glaubten, es fehle ihm im Oberſtübchen. Leute ohne Theilnahme! — rief er und verließ das Zimmer, um auf der Straße zu fragen.

Jeden, der ihm begegnete, ging er an mit der Frage nach dem Logis ſeines **Minchens**: aber keiner konnte ihm Nachricht geben; vielmehr jeder, der ihn, mit der Liſte in der Hand, umherrennen und nach Minchen fragen ſah und hörte, hielt ihn für einen Badegaſt, der nach Wisbaden gekommen wäre, ſeinen Verſtand wieder einzulenken.

Endlich begegnete ihm der Liſtenträger: Wo logirt Minchen? war Steins Anrede.

Krazbuckel: Verzeihen Ihr Gnaden: welches Minchen meynen hochdieſelbe?

Stein: Je nun, Minchen, die hier ſteht!

Krazb. Vergeben Ihr Gnaden! (Nimmt ihm die Liſte ab, ſezt ſeine Brille auf und lieſt): Frau Gräfin von Lucern, nebſt Geſellſchaftsmamſell, Mamſell Wilhelmine Forcher. Logis im Bären. Alſo im Bären, Ihr Gnaden!

Stein: Im Bären?

Krazb. Ja, im Bären, in demſelben Gaſthofe, wo ihr Gnaden logiren. Sehen Sie, da ſteht es!

Stein ſah hinzu, ſchlug ſich mit einem par Dieu vor die Stirn, ſteckte die Liſte ein, gab dem Krazbuckel einen Laubthaler, und rennte zurück in ſein Logis. Hier hatte der Auftritt in der Gaſtſtube und das Umherrennen unſers

Steins Aufſehn erregt und Bekritteln. Herr Doktor Dolja, Badearzt zu Wisbaden, kam zum Beſuch ſeiner Kranken gerade hinzu und meynte: der Fremde könnte wohl ein Hypochondriakus, Phrenitikus, Somnambulus oder ſonſt was ſeyn, den man näher zu unterſuchen hätte, um ſich ſeinetwegen keine Verantwortung zuzuziehen.

Als daher Stein abermals ins Gaſtzimmer ſtürzte, und mit konvulſiver Stimme nach Minchens Zimmer fragte, da ließ ihn der Badearzt greifen, und mit Gewalt nach ſeinem Zimmer führen. Stein ſträubte ſich gar mächtig, allein die beyden Hausknechte, welche ihn gefaßt hatten, waren kräftiger, und ſchleppten ihn, troz alles Wehrens und Proteſtirens, die Treppe hinauf.

Minchen, in ihrer Stube, hörte den Lärmen auf dem Gang, und ein rührendes: Laßt mich los! Ich muß zu meinem Minchen — machte ſie neugierig, ja, beſtürzt. Sie ging alſo an die Thüre, und fiel bey Steins Anblick wie ohnmächtig dahin. Stein ſah dieß, erkannte ſie gleich, riß ſich wie wüthend von den erſtaunten Hausknechten los, und ſtürzte neben

Minchen auf die Kniee, gebeugt und flehend: „ſie mögte ſich faſſen: ihr Stein ſey ja wieder bey ihr!“ — Darüber kam das ganze Haus zuſammen: alle ſtaunten und verſtummten.

Minchen lag wie entſeelt, Stein kniete noch neben ihr, und heulte und ſchlug um ſich, wenn die Hausknechte ihn, auf Dolja's Wink, von neuem greifen wollten. Dolja ſtand, und radotirte noch immer von phrenitis ardens, von febris phrenitica, u. dgl. Die Gräfin kam endlich auch, und befahl, Minchen hereinzutragen. Das geſchah, aber Stein wollte ſie ſchlechterdings nicht verlaſſen, ſprang auf und drängte ſich ihr nach in das Zimmer der Gräfin. Man bemühte ſich, Minchen zu Sinnen zu bringen, und endlich ſchlug ſie die Augen auf: — Ach, mein Geliebter, mein Einziger! — waren ihre erſten Worte.

Alſo, ſagte die Gräfin zu Stein, ſind Sie der Herr Doktor Stein?

Ja, Gnädige Gräfin, antwortete dieſer, nachdem er ſich etwas erholt hatte: ich bin der unglückliche Stein, dem man ſeine Geliebte geraubt hat!

Gräſin: Und dem ſie jezt wieder gegeben iſt, und der folglich nun aufhört, unglücklich zu ſeyn.

Ich will meine Leſer mit einer fernern Beſchreibung dieſer Scene nicht aufhalten. Das Reſultat davon war, daß Stein und Minchen ſich umarmten, und ſich abermals Liebe und Treue ſchwuren; — daß der Badearzt Dolja weitläufig demonſtrirte, daß die ſymptomata externa ſehr trüglich ſeyen und ſelbſt einen Boerhave irre leiten könnten; — und daß dieſe Geſchichte ſogleich in ganz Wisbaden alle Zungen beſchäftigte.

Glücklich ſind wir doch, ſagte die Gräſin, daß wir noch hier waren, als Herr Stein ankam: denn ſonſt hätten Sie, mein Herr, vielleicht noch lange vergebens nach Ihrem Mädchen ſuchen müſſen. Mein Bruder wollte ſchon Geſtern uns abholen; gut, daß er noch nicht gekommen iſt, aber heute kommt er gewiß, und dann geht Morgen die Reiſe auf Frankfurt.

Stein erfuhr, daß Minchen ſchon längſt bey der Gräſin ſey, daß ſie gleich nach der Befreyung aus den Händen ihres Entführers an ihn geſchrieben, aber zur Antwort erhalten habe:

er ſey in alle Welt gegangen, ſie aufzuſuchen. — Dieſes ſchmerzte das gute Mädchen unendlich, ob ſie ſich gleich auch freute, daß ſie ihm jezt um ſo theurer war. Ihr Onkel, der Profeſſor Fünfkäs zu Schilda, hatte, auf Minchens Brief, zwar auch gleich in die Zeitung ſetzen laſſen: daß Doktor Stein nur wieder kommen mögte, weil er, was er ſuchte, in der weiten Welt nicht finden würde. Aber der Doktor las keine Zeitung; und ſo erfuhr er nichts über Minchen, und ſuchte ſie immer weiter.

Minchen blieb indeſſen bey der Gräfin, beſorgt zwar für ihren herumirrenden Liebhaber, doch voll Hoffnung, daß er ſie gewiß nicht verlaſſen oder wenigſtens ſie von ihm oder über ihn irgend eine Nachricht dereinſt einziehen würde. Da alſo die Gräfin entweder aus Bedürfniß oder aus Mode das Bad beſuchen wollte, ſo fuhr Minchen als Geſellſchafterin mit ihr, in der Erwartung, daß bey der groſſen Menge Menſchen, die ſich an einem ſolchen Orte von weit und breit hier einzufinden pflegen, ihr einige Nachricht von ihrem Stein vielleicht werden würde; und da trug ſichs denn auch zu, daß ſie ihn ſelbſt antraf.

Gegen Abend kam wirklich der Gräfin Bruder, — eben der, der im Norden nach Minchen lange vergeblich geforſcht hatte — und freute ſich recht aufrichtig, daß Minchen ihren Stein wieder hatte. Seine ehemalige flüchtige ſtudentiſche Liebe gegen das treffliche Mädchen hatte ſich in Hochachtung und Freundſchaft verändert; und ſo konnte er nicht anders als froh ſeyn, wenn ſie nun bald glücklich werden würde, da ſie durch ſeine Donkiſchotterey ſo ſehr unglücklich geworden war.

Dieſem Herrn, mein Beſter, haben Sie es zu danken, daß ich nach meiner Rettung aus den Händen der Böſewichter vor Gram und Kummer nicht geſtorben bin, ſagte Minchen zu Stein; und dieſes war hinreichend, den exaltirten jungen Mann in Dankſagungen überſtrömen zu machen, welche der Graf mit einer Verlegenheit annahm, daß jeder Andere auf verdächtige Gedanken gekommen ſeyn würde. Aber unſere Verliebten ſahen nichts und hörten nichts, als ſich allein und was ihre Liebe anging, und merkten daher nicht das geringſte von des Grafen Verlegenheit.

Den andern Tag frühe reiſete die ganze Geſellſchaft von Wisbaden nach Frankfurt, wo der Graf und deſſen Schweſter Geſchäfte hatten. Eben dieſe Geſchäfte machten, daß Stein und Minchen oft allein blieben; und Stein konnte nun ſeiner Begierde, Minchens Geſchichte ganz zu erfahren, nicht länger widerſtehen.

Sie ließ ſich willig finden. Weil ſie aber ihre Entführung dem Grafen unmöglich zuſchreiben konnte, ſo ließ ſie gern alles weg, was ich meinen Leſern im erſten Bande dieſer Annalen über ihn erzählt habe. Ihre Erzählung war alſo blos folgende:

Fünftes Kapitel.

Minchens Geſchichte.

Bis auf meine Entführung aus dem Wagen wiſſen Sie meine Begebenheiten ſchon aus dem Munde meines Mädchens. Als man mich in den andern Wagen geſchleppt hatte, ſezte ſich der heilloſe Spandenknebel, welcher mich geſahren hatte, zu mir in den Wagen, und machte ihn von allen Seiten feſt zu, und ſah mich immer mit höniſcher Freude an. Ich war halb ohnmächtig: endlich erholte ich mich und fing überlaut an zu ſchreien. Halten Sie nur das Maul, Mamſell, ſagte der Unmenſch, oder der da neben Ihnen, mein Compagnon und ich, machen Ihnen einen Knebel, daß Ihnen das Manöver bald vergehen ſoll.

Dieſe Drohung hielt mich indeſſen nicht ab, noch lauter um Hülfe zu rufen. Die gottloſen Buben machten nun wirklich Anſtalt, mich zu knebeln und mich dadurch ſtumm zu machen. Ich ſah, daß ich gegen Gewalt nicht konnte, und bath daher meine Peiniger, mich zu ſchonen: ich wollte ja gern nicht mehr ſchreien.

Es würde Ihnen auch nichts helfen, Mamſell, ſagte Spandenknebel: denn wo Sie jezt ſind, hört Sie kein Teufel, der Ihnen helfen könnte.

Ich: Aber wo bin ich denn um Gotteswillen?

Er: Im wilden Walde.

Ich: Wo will man mich denn hinführen?
Er: In ein recht ſchönes Landhaus.
Ich: Was ſoll ich da?
Er: Das werden Sie ſchon erfahren.

Ich legte mich aufs Bitten, ich flehte, weinte, und that alles, um dieſe Unmenſchen zum Mitleid zu bewegen: aber vergebens! Endlich beſann ich mich, daß ich zwanzig Thaler bey mir hatte, wofür ich in Kappershauſen allerley zu unſerer Hochzeit hatte kaufen wollen. Dieſe bot ich dem Spandenknebel, um mir meine Freyheit zu erkaufen. Aber mit dem höniſchten Lachen griff er in ſeine Hoſentaſche und zog eine Handvoll Gold heraus. Schauen Sie, Mamſell, ſagte er, hier ſind gerade hundert Thaler, die ich damit verdiene, daß ich Sie wegführe: die ſind pränumerirt. Und bring ich Sie, wie ich gewiß hoffe, an Ort und Stelle, ſo werden wieder netto hundert Thaler poſtnumerirt. Ich müßte alſo ein rechter Eſel ſeyn, wenn ich Ihre lumpigen zwanzig Thaler nehmen wollte. Und überdieß, ich gefalle mir bey der Ausführung ſo eines Genieſtreiches zu ſehr, als daß ich mein Werk unvollendet laſſen ſollte.

Ich ſah, daß alle Mühe, mich zu retten, vergeblich war, und weinte und würdigte die Barbaren keines Wortes und keines Blickes mehr.

Die beyden Böſewichter fingen hernach, als ich ganz ſtille ſchwieg, ein Geſpräch an, woraus ich nur ſo viel merkte, daß ein gewiſſer Herr, der ihnen ſehr wichtig war, nicht unter acht Tagen kommen könnte, weil er ſehr wichtige Geſchäfte abzumachen hätte. Den Herrn ſelbſt nannten ſie nicht; aber ich merkte doch ſo viel, daß es ein vornehmer Geiſtlicher ſeyn müßte, der äußerlich den Schein der Frömmigkeit ſuche, im Grunde aber ein abgefeimter Schurke ſey.

Erinnern Sie ſich noch, mein Theuerſter, wie oft ich den geiſtlichen Stand gegen Sie vertheidigte, wenn Sie denſelben beſpöttelten, und die meiſten Glieder deſſelben als Heuchler und ſchlechte, unwiſſende Menſchen herabſezten? Damals dachte ich noch zu gut von dieſem Stande: aber, leider, ich bin auf eine ſchreckliche Art aus meinem Vorurtheil geriſſen worden.

Wir kamen endlich aus dem Walde, aber da war es auch Nacht: denn mitten im Walde hatten die Kerle Mittag gemacht, und die Pferde gefüttert. Die Schändlichen boten auch mir Eſſen und Trinken an, und da ich alles ausſchlug, ſagte Spandenknebel: Nun, nun, Sie werden ſchon Eſſen und Trinken fodern, wenn Hunger und Durſt eintritt. Ja hole mich der Teufel, wenn ich ein Mädel in meiner Gewalt hätte, und ſie wollte mir nicht nach meiner Pfeiſe tanzen: ich machte es wie mein erſter Herr, der Graf Degenſchen: der gab den Menſchern in dieſem Fall zu Freſſen vollauf, aber nichts zu Saufen: da wurden ſie geſchmeidig, wie die Ohrwürmchen.

Gegen Mitternacht kamen wir an einen Maierhof, wo angeklopft und die Thüre gleich geöffnet wurde. Spandenknebel trug mich ins Haus, und es empfing mich ein Mädchen mit quälender Höflichkeit, und führte mich in ein ſehr nett möblirtes Zimmer. Hier, ſchöne Mamſell, ſagte ſie, iſt Ihre Wohnung: befehlen Sie nur, was Sie wollen: ich werde alles beſorgen, was Sie befehlen und wünſchen.

Ich warf mich in einen Lehnſeſſel, und weinte, ohne ein Wort zu erwiedern. Das Mädchen brachte ein ganz niedliches Abendbrod; aber wer hätte hier eſſen mögen!

Das Mädchen ſezte ſich auf einen Stuhl an die Thüre, welche, wie ich hörte, von auſſen verſchloſſen wurde, und nachdem ſie mich wohl zwanzigmal gefragt hatte, ob ich vielleicht zu Bette wollte, ſchlief ſie ein. Ich ſtand endlich auf, und wollte zuſehen, ob denn gar kein Ausgang aus dieſem verhaßten Gefängniß zu finden ſeyn mögte. Aber mein Bemühen war vergebens: denn die Thüren fand ich verriegelt, und die Fenſter vergittert. Voll Unmuth warf ich mich nun auf meinen Lehnſeſſel, und ſchlief endlich vor Ermüdung ein.

Als ich früh erwachte, quälte mich das Mädchen wieder mit tauſend Fragen nach meinen Befehlen, und brachte bald das Frühſtück, von welchem ich nun freilich genieſſen mußte, weil mich der Hunger und der Durſt dazu antrieb.

Wo bin ich denn, liebes Mädchen? fragte ich ſo freundlich, als es mir möglich war.

„Sie ſind, ſchöne Mamſell, in dem Landhauſe eines recht reichen Herrn.“

Ich: Und wer iſt dieſer Herr?

Sie: O, ſchöne Mamſell, das iſt ein recht vornehmer Herr aus der Reſidenz!

Ich: Wie heißt er denn?

Sie: Das darf ich Ihnen nicht ſagen: Sie werden ihn gewiß bald ſelbſt ſehen.

Dabey blieb ſie, und alle Bemühungen, etwas herauszubringen, waren vergeblich.

Die Zeit ward mir indeß ſchrecklich lange. Ich fragte alſo nach Büchern; und das Mädchen führte mich in ein Kabinet, wo mir eine kleine Sammlung aufſtieß. Ich griff nach dem erſten Beſten: es hieß Lindamine. Die ſchändlichen Kupferſtiche darin machten ſchon, daß ich das Buch voll Unwillen hinwarf. Ein zweytes war das Frauenzimmer vom Vergnügen; ein drittes hieß die Nonne im Hemde; das vierte — neue Damen-Akademie. Endlich war ich noch ſo glücklich, in dieſer abſcheulichen Sammlung Adelungs Geſchichte der menſchlichen Narrheit anzutreffen. Ich las ſie, und habe mir während meiner Gefangenſchaft die Zeit damit vertrieben.

Ja, ja, fiel Doktor Stein ein, das iſt ein ganz gutes Werk, meine Beſte: nur Schade, daß Adelung, oder die, welche für ihn arbeiteten, oft ſo partheiiſch ſind! Dem Andenken des Brunns und des ehrlichen Comenius iſt gewiß zu viel geſchehen.

So lebte ich ſechs Tage, ohne jemand ſonſt zu ſehen, als das Mädchen. Den andern Tag ſchon ſah ich den ſchändlichen Spandenknebel fortreiten, und war froh, daß dieſer Abſcheuliche ſich nur entfernt hatte. Aber ich war doch immer in der größten Ungewißheit. Es ging mir zwar nichts ab, aber unmöglich war es mir, ruhig zu ſeyn. Der Gedanke an mein Schickſal quälte mich unaufhörlich, und das Verlangen nach Ihnen, mein Einziger, machte das größte aller meiner Leiden. An meinen Onkel Fünfkäs dachte ich beynahe gar nicht.

Das hat er auch nicht verdient, mein Engel, ſagte Stein. Er hat auch gar nichts für Sie gethan: was er that, war, daß er die Pandekten und den Codex anführte, und daraus bewies, daß Ihr Entführer ein Räuber ſey, und daß mir, als Ihrem Bräutigam, das Recht zuſtünde, für Sie den Proceß zu führen.

Minchen zuckte die Achſeln, und fuhr fort: Mein Mädchen ſprach dann und wann von ihrer kranken Madam. Ich fragte nicht, wer die kranke Madam ſey; endlich aber, da ſie zu oft von ihr anfing, wollte ich doch auch wiſſen, wer dieſe wäre.

O, ſagte ſie, das iſt unſers Herrn Haushälterin hier: die iſt eine recht gute Frau, die auch alles thun darf, was ſie will. O, wenn Sie nur ſehen ſollten, wie gut ſie iſt! O, Herr Jeh, das iſt eine Frau ohne Gleichen!

Ich konnte mich unmöglich überreden, daß eine gute Frau in den Dienſten eines Buben ſtehen könnte: denn für einen Buben mußte ich den Beſitzer dieſes Hauſes ſchon halten.

Sechſtes Kapitel.

Minchen erzählt weiter.

Auf dieſe Art waren ſechs Tage hingegangen, ohne daß ſich das Mindeſte in meiner Lebensart geändert hätte. Am ſiebenten Tag kam eine Kutſche, die ich durch das Gitterfenſter erkennen konnte. Ein ſchwarzer Mann ſtieg aus mit einer langen Perrücke. Das fiel mir zwar auf, doch dachte ich nicht, daß der ſchwarze Mann der Beſitzer des Landhauſes ſeyn könnte: das, meynte ich, müßte einem Adlichen oder ſonſt einem vornehmen oder reichen Herrn zugehören. Ich fragte mein Mädchen von neuem; aber die war auch dießmal ſtumm.

Nicht lange hernach trat der ſchwarze Mann in mein Zimmer. Wie froh war ich, den Conſiſtorialrath Fläz zu erblicken! Ich hatte ihn ſchon einigemal zu Schilda bey meinem Onkel geſehen, deſſen beſter Freund er zu ſeyn vorgab. Auch war er mir immer mit groſſer Achtung begegnet. Willkommen tauſendmal, rief er mir entgegen, ſchönſtes Minchen!

Seyen Sie mir geſegnet, antwortete ich, Hochwürdiger Herr! Nun kann ich gewiß hoffen, daß mein Unglück ein Ende nehmen wird: Sie werden gewiß mein Retter ſeyn.

Fläz: Fodern Sie, ſchönes Kind! Alles werde ich thun, was Sie verlangen.

Ich: Retten Sie mich aus dieſem Hauſe, Hochwürdiger Herr, wo ich Gefahr laufe, meine Ehre zu verlieren.

Fläz: Hat man Sie hier beleidiget?

Ich: Noch nicht! Aber ich fürchte, wenn der Hausherr —

Fläz: Der Hausherr bin ich!

Ich: Sie, der Herr dieſes Hauſes?

Fläz: (meine Hand faſſend) Ja, ſchönes Minchen, dieß iſt mein Landhaus, wo ich mich von den Laſten meines Amtes zu erholen pflege.

Ich: Aber mein Gott, wie komme ich denn hieher?

Fläz: Das iſt das Werk meiner heißen Liebe gegen Sie, meine Schöne! Ich habe Sie in Schilda geſehen, und konnte meiner Liebe nicht länger widerſtehen. Der treue Spandenknebel brachte Sie in meine Gewalt, und nun können Sie leicht denken, was meine Abſichten mit Ihnen ſind.

Ich: Sie, ein Geiſtlicher, ein Diener der heiligen Kirche? —

Fläz: Ich ſehe wohl, daß Sie noch voll Vorurtheile ſind. Geiſtliche ſind Menſchen, wie die andern: aber ihr Stand zwingt ſie, das ganz heimlich zu treiben, wozu die Natur alle Menſchen beſtimmt hat. Was an unſerm Stande ehrwürdig ſcheint, iſt nur die Außenſeite. Ich wenigſtens werde die ſchöne Gelegenheit, die ich jezt in Händen habe, nicht unbenuzt vorbeylaſſen: das wäre Hochverrath gegen Mutter Natur und Sie, meine Schöne.

Ich mag Ihnen die Worte nicht wiederholen, die mir der Schändliche weiter ſagte. Er deckte mir ſeinen ſchwarzen Charakter abſcheulich auf, und verſicherte mich, daß die ſchändlichen Bücher ſeiner Handbibliothek ihm über alles gingen, daß er die Lindamine höher hielte als den Brief an die Römer, und was der Reden mehr waren.

Endlich fing er gar an, Handgriffe zu wagen: ich ſtieß ihn aber ſo entrüſtet zurück, daß der wollüſtige Schmeerbauch rücklings zu Boden fiel. Nun bewaffnete ich mich mit einem Meſſer, und drohte ihm, daß ich ihn erſtechen würde, wenn er ſich unterſtände, das Geringſte weiter gegen mich vorzunehmen.

Beſchämt erhob er ſich von dem Boden und ſtampfte mit dem Fuße wüthend und fluchend. Wäre ich nur, rief er, kein Geiſtlicher, und müßte ich nicht das Aufſehen vermeiden! — Doch es ſoll ſchon anders werden!

Sogleich trat das Mädchen herein, und überreichte dem Zitternden einen Brief. Haſtig las Fläz ihn durch, und lief ins Kabinet, ließ aber den Brief fallen, und vergaß ihn in der Eile ganz und gar: denn nach einer Viertelſtunde ſah ich ihn wieder in den Wagen ſteigen und wegfahren.

Ich nahm den Brief auf und las ihn. Hier iſt er:

In unſerm Heiland geliebter Bruder!

Was Teufels machen Sie dann? Sie gehen aufs Landhaus, wo Sie ohne Zweifel wieder ein Menſch haben, und laſſen uns hier in der größten Verlegenheit! Der Prinz Moriz verdirbt uns alles bey dem Fürſten, wenn Sie ihn länger allein laſſen. Schock ſchwere Noth, ich mögte vor Aerger zerplatzen! Sie können alles beym Fürſten, und laufen den Menſchern nach! Kommen Sie doch gleich nach Empfang dieſes, oder wir ſind alle futſch, Sie aber am ärgſten. Ich bin

Ihr

zum Gebet verbundener
Freund und Bruder
C. F. Rülps, Conſ. R.

Nun fühlte ich ſo recht, erzählte Minchen weiter, wie ſchändlich dieſe Leute der Religion ſpotten, und ſie nur zum Deckmantel ihrer Bosheit gebrauchen; aber ich fühlte auch das Schreckliche meiner Lage jezt ängſtlicher: denn was hatte ich zu erwarten in der Gewalt eines Buben, wie Fläz ſich mir gezeigt hatte?

Der Tag ging wieder hin, und noch einige, ohne daß ich etwas weiter erfahren hätte. Endlich ſagte mir das Mädchen, daß ihre Madam wieder beſſer ſey, und mich auf den Nachmittag beſuchen würde. Ich hatte eben kein Verlangen, ſie zu ſehen: denn ich ſchloß, daß die Guvernante eines Verworfenen, wie Fläz, ſelbſt von eben der Art ſeyn müßte. Allein was konnte ich machen!

Nachmittags um zwey Uhr trat die Guvernante in mein Zimmer, und als ſie mich erblickte, ſchrie ſie laut auf: ach, Himmel, Minchen, Minchen! Sie lief auf mich zu, umarmte mich, und ich ſah da meiner Mutter ältere Schweſter, die ich ſeit vielen Jahren nicht mehr geſehen hatte.

Sie fragte mich, nachdem wir uns von unſerm Erſtaunen erholt hatten, wie ich hieher käme, und ich erzählte ihr meine ganze Geſchichte. Sie hörte ſehr aufmerkſam, und nicht ohne deutliche Zeichen ihres Unwillens auf Fläz zu verſtehen zu geben, meiner Erzählung zu. Als ich geendiget hatte, ſagte Sie: Sey zufrieden, gutes Kind: ich werde dich vom Verderben erretten. Fläz kommt ſobald nicht wieder, aber Morgen des Tages müſſen wir ſchon fort. Ich bringe Dich in Sicherheit, und mich auch: denn nun mag ich bey dem Schurken nicht einen Augenblick länger ſeyn.

Sie verließ mich, und blieb ſehr lange. Dieſes beunruhigte mich ſehr, zumal, da mein Mädchen auch nicht bey mir war. Erſt Abends um acht Uhr kam meine Tante wieder. Nun getroſt, Minchen, ſagte ſie, Morgen früh um 5 Uhr reiſen wir ab. Mit dieſen Worten klingelte ſie. Ein Bedienter kam: Hans, ſagte ſie, ſoll Morgen uns nach Colchis fahren: der Herr hat das befohlen. Gut, gut, ſagte der Burſche und ging. Meine Tante verließ mich auch, um alle ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Früh wurden zwey ſchwere Koffer aufgepackt, und wir fuhren glücklich aus der Räuberhöle ab.

Einige Meilen von dem Landhauſe liegt ein kleines Städchen, wo Hans unſere Pferde füttern ſollte. Da das Städtchen nicht zum Fürſtenthum Colchis gehört, ſagte meine Tante, ſo wollen wir hier bleiben, und warten, bis Dein Geliebter Dich und mich abholen kann. Alſo logirten wir uns in einem Gaſthofe ein, und ſchickten den Kutſcher zurück, der auf meiner Tante Vorwand: daß ihr und mir zu übel ſey, um weiter zu fahren, weiter nichts ſagte, als: Mordſakkerment, was das für Kantermentarien ſind!

Ich blieb auf meiner Stube, indeß meine Tante verſchiedenes beſorgen ging. Einige Zeit hernach kam ſie wieder, und brachte den Grafen von Lucern mit. Hier, liebe Nichte, ſagte ſie, iſt der Herr Graf von Lucern, der Bruder meiner beſten Wohlthäterin, und der rechtſchaffenſte junge Herr, den ich kenne. *) Er ſchlägt uns vor, zu ſeiner Schweſter zu ziehen, und würde uns ſelbſt dahin begleiten, wenn er nicht noch eine Reiſe vor ſich hätte.

---

*) Man weiß ſchon, warum Minchen über den Grafen gegen ihren Stein nichts weiter äußerte.

Ja, ſagte der Graf, meine Schweſter wird froh ſeyn, Ihnen Schutz gegen Ihre Verfolger zu gewähren. Es ſind nur noch zehn Meilen auf ihre Güter: ich bitte Sie alſo, noch heute dahin abzugehen. Ich will Ihnen einen Brief mitgeben und Sie meiner Schweſter aufs beſte empfehlen. Der Graf ſchrieb den Brief in unſerm Zimmer, und reiſete ſogleich ab, wir aber kamen den folgenden Tag noch vor Abend auf dem Landgute ſeiner Schweſter an.

Die Frau Gräfin iſt eine Dame von vierzig Jahren. In ihrer Jugend warb ein weitläufiger Vetter um ſie, und ſie würde ihm ihre Hand gegeben haben, wenn er nicht geſtorben wäre. Seit jener Zeit entſchloß ſie ſich, ledig zu bleiben, und dieß hat ſie auch bisher gehalten, ob es ihr gleich, wegen ihres Geldes, nie an Freiern gefehlt hat, und noch nicht fehlt. Die Gräfin merkt das gar wohl, und giebt darum jedem den Korb, der nach ihrem Gelde freiet.

Sonſt iſt ſie die beſte Dame von der Welt, die gar nichts von jenem Stolz und egoiſtiſchen Weſen an ſich hat, das ſo viele Ihres Standes entſtellt und verhaßt macht. Sie geht zwar nicht mit jederman vertraut um, aber in der Wahl ihrer Freunde ſieht ſie blos auf den Charakter des Menſchen und nicht auf ſeinen Stand. Jeden, den ſie leiden kann, weiß ſie einzunehmen; wem ſie aber nicht hold iſt, den behandelt ſie mit einer ſo höflichen Kälte, daß er gleich merken kann, woran er iſt. Jederman, der ſie kennt, ehrt und liebet ſie; und ihre Unterthanen laſſen für ſie ihr Leben.

Mich empfing ſie aufs menſchenfreundlichſte, und bald waren wir die vertrauteſten Freundinnen. Gewiß, mein Theuerſter, im Umgang mit dieſer liebenswürdigen Dame vermißte ich nichts als Sie, und nichts trübte meine Tage, als der Gedanke, daß Sie in der Welt herumirrten, und mich vergeblich aufſuchten.

Der Bruder der Gräſin iſt erſt ſeit einigen Monaten majorenn geworden. Vor dieſer Zeit verwaltete ſie, nach dem Teſtament des Vaters, die Herrſchaft, und führte ihre Sache ſo gut, daß der Graf beſchloſſen hat, alles durch ſie während ſeiner Abweſenheit verwalten zu laſſen: und er hat gewiß bey ſeiner Heimkunft nicht Urſache, das Geringſte zu ändern an alle dem, was ſeine Schweſter verordnet hat.

Siebentes Kapitel.

Beſchluß von Minchens Geſchichte.

Aber, ſagte ich einige Tage nach unſerer Ankunft bey der Gräfin, zu meiner Tante: wie in aller Welt, ſind denn auch Sie, liebe Muhme, zu dem Schandbuben, dem Fläz, gekommen?

Ach, liebes Kind, antwortete meine Tante, ich ſchäme mich, Dir meine Geſchichte mitzutheilen: ſie erinnert mich an Fehltritte, an die ich ohne Schaam und Reue nie denken kann. Doch ich muß wohl, um mich wenigſtens dann bey dir zu rechtfertigen, wenn der Böſewicht, wie ich befürchte, dereinſt noch allerley ſchändliche Lügen von mir ausſprengen wird.

Du weißt, daß mir und deiner Mutter dein Großvater wenig hinterlaſſen hat, und daß wir gezwungen waren, uns mit der Hand zu nähren

Kläz ſtudierte damals die Theologie zu Kappershauſen, und fand Gelegenheit, Eintritt bey uns zu finden, indem er ſich Hemden und andere Wäſche bey uns machen ließ. Er hielt ſich beſonders an mich, weil ihm deine Mutter noch zu jung war, machte mir Präſenter, nahm mich mit auf die Tanzſäle, Bälle, in die Gärten, fuhr mich auf dem Schlitten, und verſicherte mich, er würde mich dereinſt gewiß heirathen. Mit dieſen Lockſpeiſen war es ihm ein Leichtes, mich zu verführen und um meine Ehre zu bringen.

Ich fühlte endlich, daß ich ſchwanger war, und entdeckte ihm meine Umſtände. Liebes Lieschen, ſagte er, gieb mich um tauſend Gottes Willen nicht an! Ich nehme Dich dereinſt gewiß noch, und werde für Dich und dein Kind nach Möglichkeit ſorgen: aber verrathen mußt Du mich nicht: ſonſt iſts um mein Glück geſchehen, und dann kann ich für Dich und dein Kind nicht mehr ſorgen.

Ich glaubte dem Böſewicht, nahm hundert Thaler aus ſeiner Hand an, und verſchwieg ſeinen Namen. Er verließ Kappershauſen, und ſchickte mir durch einen ſeiner Freunde nochmals hundert Thaler. Mein Kind ſtarb nach einem Jahre, und Fläz hörte auf, Geld zu ſchicken. Bald darauf hörte ich, daß er eine Pfarre erhalten, und eine Frau genommen hatte. Nun ſchrieb ich an ihn, verwies ihm ſeine Untreue, und bath ihn nochmals um einige Unterſtützung. Aber ſtatt mir zu antworten, ſchickte er mir einen Advokaten ins Haus, den ärgſten Rabuliſten in ganz Kappershauſen. Dieſer ſtellte ſich ganz unbändig, warf mit Geſetzen und Pandekten um ſich, und machte mir ſo angſt und bange, daß ich nach ſeiner Vorſchrift ſchriftlich verſicherte: Fläz habe niemals etwas mit mir vorgenommen.

Indeſſen war mir Kappershauſen zuwider geworden: jeder ſah mich an mit Hohnlächeln, und Mancher ſprach im Vorbeygehen, von Studenten-Mamſell, oder von hohen Dingen im Feen-Schloß zu Nirgendsnichts. Ich verließ alſo der lieben Ruhe wegen meine Vaterſtadt, und ging zu der verſtorbenen Mutter unſerer Gräfin als Garderobenmädchen in Dienſte. In dieſem Hauſe blieb ich bis vor ohngefähr fünf Jahren, und habe Euch zu Kappershauſen, wie Du noch Kind wareſt, nur dann und wann beſuchet.

Um jene Zeit hatte Fläz das Landgut gekauft, worauf Du geweſen biſt, und kam wegen einiger Streitigkeiten mit den Bauern mehrmals zu meiner Herrſchaft. Er ſah mich hier wieder, und that mir den Vorſchlag, ſeine Guvernante auf dem Gute zu werden: er wollte, ſezte er öfters hinzu, — aber immer unter vier Augen nur — ſein Unrecht wieder gut machen, mir eine gute Beſoldung ausſetzen, und mich, wenn ich länger leben ſollte als er, in ſeinem Teſtament gewiß redlich bedenken.

Ich hatte damals auf dem gräflichen Gute einen unangenehmen Handel mit unſerm Haushofmeiſter, und nahm den Vorſchlag von Fläzen an. Meine Herrſchaft gab mir meinen Abſchied nicht gerne, doch da die Gräfin glaubte, daß ich mich auf dem Gute des reichen und angeſehenen Fläz beſſer als bey ihr ſtehen würde, ſo ließ ſie es endlich geſchehen, daß ich dahin zog.

Ich muß es dem Fläz nachſagen, daß er mich wirklich ſehr gut gehalten und mir die Zeit hin niemals etwas Unehrbares zugemuthet hat:

aber freilich, für ſein vieles Geld konnte er immer etwas Beſſeres ſich wählen. Er kam auch nur ſelten aufs Gut heraus: wenn er aber kam, ſo brachte er allemal luſtige Geſellſchaft mit, um einmal, wie er ſagte, die Larve der Heiligkeit abzulegen, die er zu Colchis tragen mußte. Da wurde gefreſſen, geſoffen, gelärmt und andere Unanſtändigkeiten getrieben, wie ſie bey geiſtlichen Herren von Fläzens Schlag Mode ſind, — woran ich aber keinen Theil nahm. Manchesmal kamen auch Frauenzimmer dahin, mit welchen ſich Fläz viel zu thun machte, worum ich mich aber auch nicht bekümmerte.

Fläz hat gewiß nicht gewußt, daß Du ſo nahe mit mir verwandt biſt: ſonſt würde er ſich gehütet haben, Dich mir ſo nahe zu bringen; und ſein Kumpan, der Spandenknebel, muß das auch nicht gewußt haben: ſonſt hätte auch der ihm anders gerathen. *)

So endigte meine Tante ihre Geſchichte, die mir wahrlich nicht viel Freude machte. Ich hätte ſie vielleicht aus Klugheit verſchweigen ſol-

---

*) Wen von meinen Leſern dieſer recht arge Menſch intereſſirt, der leſe meine Geſchichte eines dummen Teufels.

len: aber ich habe Ihnen einen Beweis geben wollen, wie viel ich Ihnen zutraue, da ich Sie mit den ſkandalöſen Hiſtorien meiner Familie bekannt mache. Ich verliere dadurch doch nichts bey Ihnen, mein Guter? —

Stein umarmte Minchen, und dieſe fuhr fort:

Einige Wochen nach unſerer Ankunft bey der Gräfin kam eine Klage vom Conſiſtorialrath Fläz gegen meine Tante bey der Gräfin an. Sie habe, ſo klagte Fläz, ſeinen Dienſt heimlich verlaſſen, und ihm groſſen Schaden dadurch zugefügt, daß ſie ſein Landhaus außer Aufſicht geſezt hätte. Nebenher beſchrieb er ſie als eine groſſe Betrügerin und Lügnerin, und dichtete ihr alles nur erdenkliche Böſe an, ohne Zweifel, um die Gräfin zu bewegen, ſie von ihren Gütern zu entfernen oder wenigſtens ihr nicht zu glauben. Aber die Gräfin ließ ihm antworten, wie er es verdiente, und ließ ihn warnen, ja ſtill zu ſchweigen, damit ſeine eignen Schandthaten nicht ans Tageslicht kommen mögten. Seit jener Zeit habe ich von dem Buben und ſeinen Helfershelfern nichts weiter gehört.

Minchen endigte hier ihre Geſchichte, aber der Verfaſſer hat noch etwas nachzuholen, was die Leſer wiſſen müſſen, um über einen Hauptpunkt Aufſchluß zu erhalten. Minchen konnte das nicht erzählen, weil ſie ſelbſt es nicht wußte.

Als der Graf ſeinem Kutſcher, dem Spandenknebel, die ſchöne Kommiſſion gegeben hatte, mit Bürſtenbinder Amars Pferden Minchen irre zu führen, begegnete Fläz dem Spandenknebel zu Schilda auf der Straße. Prooſt Spandenknebel, ſagte Fläz, wo kommſt Du her, Du alter Tauſendkünſtler. — Man muß nur wiſſen, daß beyde vorzeiten zu Kappershauſen zugleich Studenten und Duzbrüder geweſen waren. — Spandenknebel, der Fläzens Geſchmack kannte, erzählte ihm als einem alten Bekannten, den Auftrag vom Grafen, und Fläz faßte ihn ſchnell bey der Hand, mit den Worten: Was ſagſt Du? Du fährſt Morgen Mamſell Minchen zum Teufel? Doch nicht die Nichte von Profeſſor Fünfkäs?

Spandenknebel: Eben die!

Fläz: Höre Bruder, weißt Du was? Ich bin in das Geſichtchen etwas vernarrt: Da könnten wir ein Negozchen machen!

Spandenk. Ich verſteh's ſchon: Ich ſoll Minchen Ihnen ins Gehege führen.

Fläz: So iſt's! Du biſt doch ein Pfiffikus!

Spandenk. Das ſollt' ich denken! Aber, Herr, was geben Sie?

Fläz: Ein Trinkgeld, das deine Erwartung übertreffen ſoll. Haſt Du an dieſer Börſe genug? Da, nimm ſie gleich; und machſt Du deine Sache gut: ſo erhältſt Du noch eben ſoviel hintendrein.

Spandenk. Bon! Ich hab' ohnehin nicht Luſt, länger bey meinem Herrn zu bleiben. Er meynt oft, ich ſey ein Hollanke: und ſo was kann ein ehrlicher Kerl nicht vertragen.

Hierauf ertheilte Fläz dem Spandenknebel ſeine Befehle, und der Schuftsſtreich wurde ausgeführt, wie man ihn erzählt gefunden hat. Jezt wieder zum Verfolg von Minchens Geſchichte!

Nachdem die Gräfin ihre Geſchäfte zu Frankfurt geendiget hatte, reiſete die ganze Geſellſchaft von da ab, und noch zwanzig Meilen miteinander. Dann ging der Graf mit ſeiner Schweſter und Minchens Tante auf ſeine

Güter, und Stein mit ſeinem Mädchen nach dem Wohnorte des Prinzen Moritz. Dieſer freute ſich mit ſichtbarer Theilnahme, daß er ſeinen braven Leibarzt wieder hatte. Er freute ſich aber noch mehr, daß dieſer in Minchens Beſitz bald ganz glücklich werden ſollte.

Zu der Erzählung der Spizbübereyen des Konſiſtorialraths Fläz ſchüttelte der edle Prinz den Kopf ſehr entrüſtet, ermahnte aber doch den Leibarzt, ſeine Klage vor der Hand noch aufzugeben: dazu könne zu einer andern Zeit Rath werden: jezt würde ſie nichts fruchten. Stein ließ ſich dieß gefallen, und ward bald der glücklichſte Gatte ſeiner Geliebten.

Achtes Kapitel.

Wieder von Schilda! Schöne Raritäten in den Bordellen.

Der Verfaſſer dieſer Annalen würde Minchens Geſchichte nicht ſo umſtändlich erzählt haben, wenn er nicht wüßte, daß dieſes gute Mädchen manchen Leſer intereſſirte: denn als der erſte Band kaum heraus war, wurde er von ſehr Vielen um die fernern Begebenheiten von Minchen befragt, woraus er denn folgerte, daß er durch eine etwas umſtändliche Erzählung Manchem einen Gefallen erweiſen würde. Wenigſtens iſt ſie doch immer noch kurz genug, um keine lange Weile zu machen. Aber er kennt auch ſeine Pflicht als Schildaiſcher Univerſitäts-Annaliſt, und wird nun gleich die Ehre haben, nachzuholen, was er in ſeinen Dokumenten darüber noch findet.

Zu Schilda gab es, wie aller Orten, wo junge ledige Leute, die ſich nicht mit Intereſſe zu beſchäftigen wiſſen, in Menge beyſammen wohnen, nebſt einer Menge luſtiger Schweſtern, denen

Tag und Nacht zu jeder Friſt
Der Burſche ſtäts willkommen iſt,

nämlich — wenn er Geld hat. Die Bürger zu Schilda, ſo ſchildaiſch ſie ſonſt auch waren, ſchämten ſich doch noch, ſolchen Mädchen Aufenthalt in ihren Häuſern zu geben, ſobald ſie als öffentliche Kreaturen bekannt wurden. Da ſie aber doch logiren mußten, ſo erbarmten ſich einige Soldaten — freilich Leute, denen Ehre und Gewiſſen eben ſo gleichgiltig waren, als ſie zu ſoldatiſch-niedrig dachten, um das Infame zu fühlen, das in einem Gewerbe liegt, welches zur Menſchen-Verhunzung meiſtentheils abzielt — über dieſe lebendigen Peſtböſe, und nahmen ſie in ihre Wohnungen, unter dem Namen und Charakter einer Magd, ob ſie gleich nicht das mindeſte im Hauſe verrichteten, und ſich vielmehr ſelbſt aufwarten ließen.

Die Soldaten befanden ſich ganz wohl bey der Sache, und in kurzer Zeit wurde das Gewerbe eines Hurenſpeditörs als ſehr lukratif anerkannt. Mancher ſonſt ſogenannte honnette Mann würde gern ſein Gewerbe aufgegeben, und das Bordellhalten ergriffen haben, wenn er es nicht gar zu infam gefunden hätte.

Den Studenten waren alle Gruben, wo feile Dirnen zu finden waren, bekannt, und wurden von ihnen mit dem Namen der Puffe, Pardunzlöcher, Knallhütten u. ſ. w. umgeſtempelt. Daß ſie ſehr fleißig beſucht wurden, verſteht ſich von ſelbſt, zumal nach den Privilegien für die jungen Herrlein zu Schilda.

In Schilda ſtand ein Regiment Colchiſcher Truppen, worunter ſehr viele Deſertöre zu finden waren. Dieſe brachten meiſt Weib und Kinder mit, und konnten ſich und die ihrigen mit ihrer Löhnung nur kümmerlich durchſchleppen. Sie alſo, wie alle ihre Kameraden, die kein Handwerk verſtanden, oder als Unbekannte zum Tagelöhnern nicht gern benuzt wurden, ſahen ſich genöthiget, auf Nebenverdienſtchen auszugehen. Dieß beſtand für Manche in Spartaniſchen Handgriffen, aber für Mehrere in einem Gewerbe, das auf das ergiebige Facit der gröbern Sinnlichkeit berechnet war.

Die, welche ſich des leztern Hülfsmittels bedienten, waren entweder Stiefelwichſer, oder ſie hatten Weiber, die ſich mit der Wäſcherey für Studenten und Offiziere beſchäftigten, oder Töchter und andere Mädchen, die von Stube zu Stube Obſt herumtrugen: und gerade alle dieſe waren Lockvögel.

Daß Leute, die ihren Werth ſelbſt ſo wenig fühlen, daß ſie für ein unbedeutendes Handgeld ihre Perſon ganz zum beliebigen Dreſſiren an Andere hingeben, über Erziehung und deren Vortheil für den Staat und deſſen Individuen faſt gar keinen Begriff haben und folglich gegen ſie auch nicht die mindeſte Achtung hegen, läßt ſich denken, wenn die Erfahrung es auch nicht beſtätigte. Ihre Anſicht bey Weibern und Mädchen hat alſo weiter keine Hinſicht, als auf körperliche Vorzüge zum Wucher für ihre Finanzen: Da aber Mutter Natur das feinergebaute Geſchlecht gegen deſſen lebhaftere Reizbarkeit zugleich mit einer feinern und lebhaftern Schaamhaftigkeit, als einer Schutzwehr für das Heiligthum der edlern Liebe, gewöhnlich verſorget: ſo wiſſen auch die erwähnten Spekulanten, jener edeln Anſtalt der Natur durch die unverſchämteſten Reden und Handlungen ſo verführeriſch entgegen zu wirken, daß ſie endlich ſicher ſeyn können, ſie werde ihnen nicht mehr ſchaden. Unterrichtet in Moral und Religion haben dieſe unglücklichen Mittelgeſchöpfe auch nicht werden können, weil die Löhnung ihres Vaters dazu nicht hinreichte, oder er es nicht nöthig fand, wenn nicht vielmehr für dereinſt noch hinderlich.

Dieſe verhunzten unglücklichen Geſchöpfe werden dann auf die Lockkunſt der Sinnlichkeit, die durch das Ertödten und Verſäumen alles deſſen, was Natur und Erziehungskunſt zu deren Beſchränkung Gutes hat, unſelig gewinnt, auch noch weiter poſitiv darauf zugeſtutzt. Gang, Blick, Mine, Körperhaltung und Kleidung ſind zweckmäßig darauf ausſtudiert. Zu Schilda erkannte man ſie vorzüglich an ihren langen Röcken, mit breitem Rand umſäumt, und an dem weißen Kopfzeug mit breiten Strichen und lang herabhängenden Bändern. Die künſtliche Ausſtaffirung ihres Buſens war, wie ſolche ſchändlichen Geſchöpfe ſich bey ihrer viehiſchen Hetzereyen gewöhnlich damit brüſten, für ihr Gewerbe mehr als künſtlich. Ohrgehänge von allerhand Art, und lang herabſchwebende Mäntel, gelüſtet durch den eignen Gang dieſer Buhlpuppen, machte ſie eben ſo kenntlich, als aufgedrungenbemerkbar.

Als Friſchlinge wurden dieſe erniedrigten Geſchöpfe um ſehr hohen Preis an unerfahrne und leichtſinnige junge Leute ſowohl des Regiments als der Univerſität verkuppelt. Wurden ſie auſſerdem zu Stiefeln und Wäſche herumgeſchickt: ſo waren ſie anfänglich vorſichtig genug, auf den Stuben das nur fürs Auge ſchimmern zu laſſen, deſſen voller Genuß blos in ihrer Wohnung, oder auf einem Spatziergang nach Dörfern, Weinbergen oder Wäldchen zu finden war. Dieß trug ihnen und ihrem Stallmeiſter ſo reichlich ein, daß ſie ihren

Aufwand an Eſſen und Trinken im Hoch- und Wohlleben ohne Mühe vermehren und ihren Luxus immer höher und verführeriſcher treiben konnten.

Gemeine Dienſtmädchen von gemeiner Herkunft ſahen dieß, und ihr Putzgeiſt erwachte oder wuchs durch den täglichen Anblick der ausgepuzten und nur zur Luſt herumwandernden Schweſterſchaft. Um daher jenen, wenigſtens im Putz, nicht nachzuſtehen, ſo wurden ſie entweder Aufwärterinnen von Studenten oder Fähndrichen, oder ſie betrogen ihre Herrſchaft, oder wurden Magd bey einem Hurenwirth, oder wohl gar die Vertraute ihres Hausherrn. Dann erſchien das Dienſtmädchen, das halbverhungert und halbnackt vorher froh ſeyn muſte, nur einen Dienſt irgendwo gefunden zu haben, oft noch gepuzter als jene. Nirgends war darum gutes und getreues Geſinde ſeltener als damals zu Schilda. Wie die gemeinen Mädchen es machten, ſo machten es auch, wenn ſchon auf eine andere Art, die nichtgemeinen. Daß Sittlichkeit, Fleiß, Häuslichkeit und Ehen und

Bevölkerung überhaupt dabey nicht gewinnen konnten, liegt wohl ſichtlich genug am Tage.

Außer der genannten liederlichen Sippſchaft, fanden ſich zu Schilda auch noch fremde Dirnen ein, die die Schulen ihres Handwerks ſchon anderwärts alle durchkrochen waren. Dieſe, wie die ausgedienten in den Mordgruben der Wolluſt zu Schilda, ſpielten ihre lezte Rolle auf den Straßen des Winters, und des Sommers im Korne, und eben dieſe waren es, welche von der häßlichen Krankheit die allerhäßlichſte Gattung unter die Studenten und Andere, und durch dieſe weiter verbreiteten, ſo daß beynahe ganz Schilda veneriſch wurde, oder äſthetiſch-ſcabiös, nach der Sprache der Privilegien. Da alſo hatten die Mediciner, promovirte und unpromovirte, bis zum elendeſten Pfuſcher, ihre geſegnete Erndte!

Daß die Pfuſcher ihre Kunden nicht ganz herſtellten, bedarf keiner Erinnerung; aber eben dieß machte, daß beynahe das ganze Fürſtenthum Colchis nach und nach durch die zurückkommenden Schildaer Studenten, die einmal viehiſch verwöhnt waren, veneriſch inficirt wurde; ja, daß zulezt faſt jedes vernünftige Mädchen anſtand, einen von dieſen Herren zu heirathen, wofern er nicht ein unverdächtiges Zeugniß über ſeine unverdorbene Geſundheit oder über ſeine völlige Herſtellung vorlegte.

So arg die Scabies æſthetica zu **Schilda** auch herrſchte, ſo arg ruhig blieb doch die Polizey, und ließ die infamen Löcher ungeſtöhrt wirthſchaften, wenn gleich in **Briefen über Schilda** ſie alle namentlich genannt waren. Man hatte den weiſen Grundſatz, daß geſchwächte Unterthanen die geduldigſten zum Regieren wären; und darum ließ man ſie immer ſchwächer werden, und ſie wurden es, bey der ungeſtöhrt-lockenden Gelegenheit, ſehr exemplariſch.

Hiezu kam noch, daß die meiſten Studenten auf Miethbetten ſchliefen und ihre Wäſche von den gemeinen Wäſcherinnen waſchen ließen. Wer alſo das Unglück hatte, ein Bette zu erhalten, worauf ein Veneriſcher vorher geſchlafen hatte, oder Wäſche anzuziehen, die mit anderer von Veneriſch-inficirten gewaſchen war, — an Auslüften oder Schwefeln dachte keiner, — der wurde, ſo keuſch er ſonſt leben mogte, wohl auch inficirt, und um ſo gefährlicher, je weniger er ſich einer Handlung bewußt war, die ihm auf den Verdacht ſeiner eigentlichen Krankheit hätte bringen können. Er arzneyete alſo vergeblich, und das geheime Gift machte ihn nach und nach zum Gerippe.

Der Herr Kanzler dachte an das Stöhren der Schildaer Schandgruben gerade am wenigſten. Er ſelbſt war ein Liebhaber des Frauenzimmers von der luſtigen Art, wie er die Huren zu nennen pflegte. Aber eben dieſe Liebhaberey brach ihm, als Kanzler, auch den Hals. Einſt nämlich geht er in einem Haine luſtwandeln, nicht weit von Schilda, und ſtößt auf ein galantes Mädchen, das er anſpricht, herumführt, betändelt und endlich, da er den Doktor Lips aus der Ferne herannahen ſieht, ſie nur noch fragt, wo ſie wohne, dann ſie entläßt, jedoch mit dem Verſprechen, daß er ſie noch den Abend beſuchen und punkt zehn Uhr, wenn er von der Harmonie zurückkäme, an dem Eingang zur Ochſengaſſe warten würde, wo ihn denn jemand abholen und an Ort und Stelle bringen ſollte. Er kam richtig und wurde, ohne daß er es wußte, in eins von den Schildaer Hurenneſtern, in die Meerkatze hineingeführt. Er fand ſeine Dulcinee in der

Stube allein, und im Negligee, und begab ſich mit ihr ohne weitere Umſtände in die Kammer.

Kaum hatte der Kanzler mit ſeiner Schönen ſich eingeſchloſſen: ſo kamen einige Studenten, die ihm auf der Spuhr gefolgt waren, und riefen mit großem Getöſe: Wo iſt die Manſcheſier-Hanne? Der Wirth betheuerte, ſie ſey ausgegangen und würde unter einer Stunde nicht wieder kommen. Faule Fiſche! riefen die Studenten, wir wollen viſitiren! Allons, Kalaber, mach die Kammer auf, oder wir ſprengen ſie! — Der Hurenmajor verſicherte nochmals, ſie ſey wahr und wahrhaftig nicht zu Hauſe, und habe den Schlüſſel zu der Kammer mitgenommen.

Alle Ausreden verſchlugen bey den Studenten nichts: ſie glaubten, in einem Hurenhauſe nichts ſchonen zu dürfen, und ſprengten die Thüre. Ah, du verfluchter Kalaber, rief einer von der Geſellſchaft, warte nur! Sagſt Hunzfott, Hannchen ſey nicht zu Hauſe, und ſiehe da, hier ſteckt ſie! Der Kanzler wollte in der Stille davon ſchleichen; allein die Studenten ſperrten ihm den Weg, und, „Steh Kerl!“ hieß es, oder der Teufel ſoll dich drücken lehren! Ah Mord-Schwerenoth, hieß es gleich darauf, ſind Sie's Ihre Excellenz? Wie ins Henkers Namen, kommen Sie denn in ein Puſſloch? Sie haben ja eine Frau!

Der Kanzler ſtand da, ganz verduzt, und konnte kein Wort hervorbringen. Die Studenten lachten aus voller Kehle, und neckten den Ertappten recht nach Noten. Endlich bath er ſie, ſeiner zu ſchonen, und die Sache ja geheim zu halten: er wolle ihnen überall und immer gern wieder dienen, und ſo weiter. Die Studenten verſprachen das zwar, aber wer kennt nicht die Verſchwiegenheit der Studenten! Sie, mit ihren irrigen, oft niedrigen Begriffen, verſchweigen ihre eigne Schande nicht, geſchweige die eines Andern! So war auch hier der Fall. Früh Morgens ſchon um ſechs Uhr war, durch Hülfe der Perückenmacher und Stiefelwichſer, die ganze Stadt voll von dem Lärmen: der Kanzler der Univerſität ſey im Bordel ertappt worden. Die Geſchichte, wie das ſo geht, wurde mit mehreren noch vermehrt, und erhielt gar artige Zuſätze z. B. daß er die Studenten hätte tractiren müſſen, und dieſe ihn beſoſſen und hernach zum Papſt gemacht hätten.

Die Profeſſoren, Studenten, Bürger und Handwerksburſche ſpaßten und freuten ſich über den Vorfall, und die ganze Sache wäre, wie das auch ſo geht, eine Zeitlang das Geſpräch des Tages geblieben, und hernach wieder vergeſſen worden: aber der Sekretär **Schneller** ſchlich hier ins Rohr, und wollte ſich ein Pfeifchen ſchneiden.

Er machte der Frau Kanzlerin ſeine Aufwartung, und hatte ihr einige neue Arien zu bringen. Er ſtellte ſich eilig, wollte blos die Ehre haben, die Noten abzugeben, und ſich gleich wieder empfehlen. Was er aber erwartete, das traf ein, und die Kanzlerin bath ihn, noch zu bleiben.

„Was befehlen Sie denn noch, meine Gnädige?“ fragte **Schneller**.

Kanzlerin: Wie Sie auch fragen können! Wiſſen Sie denn von dem ſchönen Skandal nicht, den mein Büffel von Mann gemacht hat?

Schneller: Ich habe ſo was davon gehört: aber wer weiß, ob's an dem iſt!

Kanzlerin: O gewiß, gewiß! Aber, damit Sie's wiſſen, meine Maßregeln ſind ſchon genommen.

Schneller: Maßregeln?

Kanzlerin: Ja: ich will mich ſcheiden laſſen, und hoffe doch, Kanzlerin zu bleiben.

Schneller: Ich verſtehe Sie nicht.

Kanzlerin: Nicht? Soll und kann denn der Dummbart ſeinen Poſten behalten? Ich müßte mich ſehr irren, oder Sie, — Sie ſind der Mann, der den Eſel fortſchaffen, und ſich an ſeine Stelle bringen kann. Ich habe Connexionen und, bey Gott, ich werde ſie benutzen!

Schneller: Wohlan, meine Gnädige, Ihnen gefällig zu ſeyn iſt Pflicht und Wunſch für mich!

Kanzlerin: Und wenn nachher meine Hand und ein hübſches Vermögen ein Lohn für Sie iſt, ſo erhalten Sie ihn gewiß.

Schneller: O, Sie Göttliche!

Beyde umarmten ſich, lange herzend und küſſend, verſprachen ſich treuen Beyſtand, doch wollten ſie, um dem Verdacht eines geheimen Einverſtändniſſes zu begegnen, vor ausgemachter Sache ſich nicht mehr beſuchen und einander ſchriftlich es melden, wenn etwas Wichtiges dieß fodern ſollte.

Neuntes Kapitel.

Schilderung der Polizey zu Schilda.

In dieſe Annalen gehört es zwar nicht, hier von Polizeyſachen zu handeln; aber meine Leſer mögten doch fragen: Wie denn die Studenten, Profeſſoren und Handwerksburſche ſo manch groben Streich hätten ſpielen können, wenn die Schildaer Polizey nur halbweges geweſen wäre? Sie werden aber nicht mehr ſo fragen, wenn ich ihnen ſage, daß die Polizey zu Schilda eben ſo ſchlecht und elend war, als ſie auf mehrern deutſchen Univerſitäten zu ſeyn pflegt. Leute waren da angeſtellt als Polizeymeiſter, die von der Polizeywiſſenſchaft wenig oder nichts verſtanden, Männer ohne Saft und Kraft, wurmſtichig und baufällig, die ſich vor Allem ſcheuten, ſich beſtechen ließen u. ſ. w. —

Die Polizeyordnung war ein Meiſterſtück auf dem Papiere, aber in dem Stadtbezirk ſah man auch nicht eine einzige Regel davon angewendet. So war es z. B. verboten, Koth, Waſſer u. dgl. auf die Straße zu werfen; aber wer nicht Luſt hatte, ſich und ſeine Kleider beſudeln zu laſſen, durfte weder am Tage noch bey der Nacht den Häuſern nahe kommen, aus Furcht vor den Nachttöpfen, Barbierbecken und Waſchſchüſſeln. Sogar wurden Excremente, in Papierteuten wohl verwahrt, aus den Fenſtern herabgeworfen. — Es war verboten, Taback auf der Straße zu rauchen; aber die Häſcher ſelbſt gingen mit brennenden Pfeifen herum, und im Thore ſtand der Soldat mit der Pfeife auf dem Poſten. —

Für die Erleuchtung der Stadt wurde ſoviel Geld eingeſammelt, daß man vor jedes Haus eine brennende Laterne hätte hinſtellen und die ganze Stadt unterhalten können; allein wer nach neun Uhr des Abends ausging, lief in den außerordentlich ſchlechten Gaſſen, wo Holz, Koth und Steine lagen, wo Wagen mit Deichſeln ſtanden, wo Löcher klafften, wer weiß wie tief, Gefahr, den Hals zu brechen, troz den

Laternen, die aus Mangel an Oehl oder Tocht dann meiſt nur noch ſchimmerten oder ſchon ganz verloſchen waren. Die Vorſtädte waren gar nicht erleuchtet. Freilich hielt man zu Colchis nicht viel von Aufklärung; folglich zu Schilda deſto mehr auf Finſterniß.

Am hellſten erſchien die Vortrefflichkeit der Schildaiſchen Polizey-Anſtalten bey einer Ueberſchwemmung. Der Fluß, neben der Stadt, trat hoch aus, und bedeckte mehrere Dörfer, wie auch einen Theil der Stadt, und zwey Vorſtädte. Kaum war die Waſſers-Noth da, ſo fehlte es auf einmal an Brod und Mehl, und die Schildaer liefen Gefahr, zu verhungern.

Eine Hungersnoth in einer Gegend, wo alles wuchs, und wo das Getraide ſeit vielen Jahren ſo reichlich gerathen war, daß man den Ausländern immer davon verkaufen konnte, müßte eine unerhörte Sache ſeyn: allein zu Schilda war das der Fall. Alle Mühlen daherum waren Waſſermühlen, und gehörten zur fürſtlichen Kammer, welche um alle Welt nicht zugab, daß man eine oder mehrere Windmühlen errichtet hätte, um im Fall der Noth Mehl zu ſchaffen, wenn man ja auf den Flußmühlen nicht mahlen könnte. Da es nun an Windmühlen fehlte, und die Waſſermühlen wegen des hohen Waſſers nicht mahlen konnten: ſo hörten die Bäcker gleich auf zu backen, unter dem Vorwand, es fehlte ihnen an Mehl. Dadurch entſtand denn der Brodmangel, und erregte Murren und Losdringen auf die Bäcker. Geſchreckt, gaben dieſe dann zu verſtehen, daß ſie Brod ſchaffen würden, wenn man ihnen nur erlaubte, es ſo theuer auszugeben, als ſie es für nöthig hielten.

Man ſah durch die Finger, weil man mußte, und ein Brödchen, das einige Tage vorher ſechs Pfennige koſtete, mußte man jezt mit zwey Gröſchen bezahlen. Indeſſen aber war dem Uebel noch nicht abgeholfen: denn nur ſehr früh war etwas Brod zu haben, aber um acht Uhr oder ſpäter gar nicht mehr. Aufgebracht darüber, liefen endlich Studenten, Bürger und Soldaten aufs Rathhaus und foderten mit Ungeſtümm — Brod. Der Polizeymeiſter Herr von Langgreis, gerieth ſehr in Zorn, daß die Leute ſo unverſchämt wären, die Ruhe der Polizeykommiſſion zu ſtören, trat ſogar vors Rathhaus, und rief laut auf:

Seyd Ihr denn gar nicht bey Sinnen, Ihr Leute? Sind wir denn Müller oder Bäcker? Wir ſind Polizeyherren, und ſcheeren uns viel darum, ob Ihr Brod habt, oder nicht! Warum verſeht Ihr Euch nicht mit Korn oder Mehl, wie wir; und das zur rechten Zeit? Geht in mein Haus: da findet Ihr alles das vollauf. Ich habe noch bis zum nächſten Herbſt. Aber, damit Ihr es wiſſet: künftig wird man befehlen, daß ſich jeder bey zehn Thaler Strafe allemal auf ein halbes Jahr mit Lebensmitteln verſehen ſoll. Habt Ihr's gehört?

Ein Schuſter: Aber Herr Polizeymeiſter, das heiß' ich dumm geredet! Wer giebt uns denn das Geld, um die Lebensmittel zur rechten Zeit und zur Genüge einzukaufen? Freilich, wer ſo eine Beſoldung hat, wie Sie, wer ſo für ſeinen Müßiggang belohnt wird, wie der Herren hier viele, der kann das allerdings: aber der Profeſſioniſt, der Tagelöhner, wie jeder, der von ſeiner Hände Arbeit leben muß, der von der Hand in den Mund ſchaft, kann das nicht. Haben Sie mich verſtanden?

Der Polizeymeiſter: Er räſonnirt ja, Meiſter! Weiß Er denn nicht, daß Niemand räſonniren ſoll? Häſcher, ſteckt ihn ein!

Die Häſcher traten heran, den Schuſter einzuſtecken, allein die Bürger ſchlugen ſie zurück, und fingen an zu ſpektakeln. Der Lärm ward allgemein, und würde böſe Folgen gehabt haben, wenn nicht ein einſichtiger, rechtſchaffener Mann die Lärmenden verſichert hätte, daß er in vier und zwanzig Stunden Rath und Hülfe ſchaffen würde. Dieſer Mann both die benachbarten Dörfer und Städte auf, Brod und Mehl nach Schilda zu ſchaffen, und in kurzer Zeit hatte man beydes in Ueberfluß.

Fluchs nun regten ſich die Bäcker und beſchwerten ſich, daß man ihnen ihren Verdienſt dadurch raubte. Eben die, welche Tags vorher weder Korn noch Mehl haben wollten, hatten jezt genug, und füllten ihre Laden mit Brod. Der Polizeymeiſter, um die Bäcker zu befriedigen, verboth dann gar den Verkauf des aus Mitleid hereingebrachten fremden Mehls und Brodes. Aber die Soldaten, die bey dem damaligen Monopel der Bäcker vorzüglich zu kurz reichten, wendeten ſich an ihren General, und dieſer ließ den Herrn Polizeymeiſter wiſſen, daß wenn er den Verkauf der eingebrachten Lebensmittel nicht geſtatten würde, er ſich nach Cöl chis wenden, und dort Vorſtellung wegen der herrlichen Polizey zu Schilda machen wollte. Der Winter, ließ er weiter ſagen, wäre doch einmal anhaltend ſtrenge und lang genug geweſen, um vorauszuſehen, daß beym Aufthauen des Eiſes und des ungewöhnlich häufig gefallenen Schnees das Waſſer auſſerordentlich austreten und die Mühlen auf eine Zeitlang unbrauchbar machen würde: ſtatt des ewigen Ballbeſuchens und Herumlaufens nach der Schützerey und dergleichen hätten alſo die Polizey-Herren gehörig fürs Mahlen zur rechten Zeit ſorgen ſollen, damit ſie in Zeit der Noth, wenn Bürger und Soldat nach Brod ſchrieen, nicht wie die Maulaffen und dumme Jungen da ſtehen müßten, die nur poltern könnten und nicht Rath zu ſchaffen wüßten, u. ſ. w. —

Da denn gab der Polizeymeiſter nach und gerieth in Furcht und Angſt. Ueberhaupt ſollen die Herren von der Polizey zu Schilda ſich vor Unterſuchung weit ärger gefürchtet haben, als die von der Juſtiz. Ihre Bocksſtreiche ſollen auch gar zu helle in die Augen geſprungen ſeyn.

Bey eben dieſer Ueberſchwemmung ging auch ein Dorf ohnweit Schilda beynahe ganz zu Grunde. Die Häuſer darin waren meiſt alle aus lauter Lehm gebaut, die darum der Gewalt des Waſſers nicht widerſtehen konnten und einſtürzten. Die Oberhäuſer — Oberhauſen hieß das Dorf — wollten zwar ſchon vor vielen Jahren ihre Häuſer aus Steinen bauen, ſobald ſie nur die Bruchſteine dazu mit eignen Kähnen hätten holen dürfen. Die Regierung zu Colchis hatte zwar nichts dawider; aber das Oberamt zu Steindorf proteſtirte wegen des Verluſtes an Fährgeld, und das Ende von dem Proceß darüber war, daß das Dörfchen Oberhauſen, am Ufer des Flußes, bey deſſen fürchterlicher Entuferung faſt ganz zu Grunde ging.

Die Güte der Polizey zu Schilda zeigte ſich vorzüglich des Winters bey anhaltendem ſtarken Froſte. Das aus den Röhrtrögen, Waſſerſtändern und Goßſteinen hervorfließende Waſſer erfror dann und erhöhte die Waſſerrinnen an den Straßen nach und nach, troz des Anhackens, oft eine Elle hoch, und an einigen Stellen noch höher. Dadurch bildeten ſich die Waſſerrinnen zu abſchüſſigen glatten Hügeln, worüber Menſchen, Vieh und Wagen nicht ohne Gefahr ſich ſtehlen konnten. Man hackte ſie zwar inwendig aus, aber da man das Ausgehackte auf die Straßen werfen ließ: ſo machte man auch dieſe unwegſam und gefährlich, zumal, wenn hernach Schnee das Ausgehackte unbemerkbar machte.

Zwar hatte der Magiſtrat Pferde, die wenigſtens an den Queerrinnen der Hauptſtraßen das Eis hätten fortſchaffen können; allein man wollte ſie, als Parade=Pferde des Polizeymeiſters, nicht abnutzen. Ob Menſchen und Vieh dabey Schaden nahmen, und Laſtwagen umkippten und zerbrachen, das kümmerte die Polizey wenig. Außerdem gab es zu Schilda Pferdeverleiher und Einzelne, die Wagen und Pferde hielten, eine anſehnliche Menge; und alle dieſe würden ſchon, wegen ihres eignen Vortheils, die Straßen gern haben ebnen helfen durch Wegfahren des Eiſes, ſobald die Polizey=Herren ſie darum nur erſucht hätten; aber man fuhr Schlitten auf die Dörfer und beſuchte die Bälle, und ließ Eis Eis ſeyn.

Ueberhaupt, wie der liebe Gott der Schutzpatron aller Narren iſt, ſo mußte er auch der

General-Polizeymeiſter der Polizey-Herren zu Schilda ſeyn. Es war nichts ſeltenes, nach ſtarken Wintern, in engen Queergaſſen, noch um Pfingſten, ganze Strecken von Eisſchollen liegen zu ſehen, die auch richtig liegen blieben, bis die liebe Gottes-Sonne die Sommerwärme herbeyführte, und ſie dann nach und nach verſchwinden machte. Der Stadtphyſikus, ein einſichtiger, braver Mann, mochte noch ſo ſehr es bemerken, daß dieſer Umſtand durch die kältere Luft und Näſſe, in dieſen Gaſſen, Katharren und Fieber den Einwohnern zuziehe, die, erhizt, dadurch gingen: das rührte die Herren nicht im mindeſten!

Einſt freilich hatten ſie den Einfall, daß jeder Bauer, der Korn oder Holz zur Stadt brachte, ſeinen Wagen beym Zurückfahren, mit Eis beladen und zum Thor heraus ſchaffen mußte. Dieß geſchah nur einige Marktage, und auf einmal fehlte es an Zufuhr, und es entſtand Mangel an Korn und Holz in dem hochweiſen Schilda. Nun war guter Rath theuer, und man mußte ſchon ſeine hohe Weisheit ſelbſt an Pranger ſtellen, und bekannt machen laſſen, daß die Landleute nur wieder kommen mögten, indem man ſie nicht weiter zwingen würde, beym Zuhauſefahren das Stadt-Eis mit fortzuſchaffen.

Der liebe Gott hatte, als General-Polizeymeiſter, auch die Ehre, die Stadt von Schlamm, Staub, Koth und böſen Dünſten des Sommers durch Gewitterregen und Winde zu reinigen. That er das nicht: ſo war die Polizey zu Schilda zu gottesfürchtig, ihm ins Amt zu greifen, und ließ in den Vorſtädten, deren ſumpfige Straßen vom Abguß der Stärkereyen weit und breit herumſtanken, die Einwohner am Faulfieber in Gottes Namen epidemiſch dahinſterben: aber die Straßen blieben nach wie vor ſumpfige Mordlöcher, und mit dem Anſammeln und Gähren des Stärke-Abguſſes, blieb es eben ſo beym Alten, beynahe wie zu Halle in der Vorſtadt Glaucha.

Mit dem Holze hatte man zu Schilda oft auch ſeine wahre Plage. Die fürſtlichen Holz-Beſorger erhielten als Beſoldung gewiſſe Procente von den Klaftern. Je luftiger ſie alſo Klaftern ließen, deſto einträglicher ward ihre Beſoldung; und ſo war es ſehr natürlich, daß ſie die Kunſt üben ließen, aus zehn richtigen Klaftern zwölf unrichtige herauszubringen. Dieß geſchah auch mehr als zu gewiſſenhaft. Es war daher ſpaßhaft anzuſehen, wenn luſtige Brüder ſich das Vergnügen machten, ihre Hände durch die Luftlöcher der Klaftern einander zu zubieten. Aber nicht alle, die des Holzes bedurften, waren luſtige Brüder von dieſer Art. Ein Bäcker alſo, der freylich an ſeinen eignen Producten die Kunſt mogte gelernt haben, das Intenſive dem Extenſiven vorzuziehen, fand ſeine Klafter ganz auſſer dem Verhältniß der Extenſion zur Intenſion, und um ſich und Andere davon öffentlich zu überzeugen, ließ er ſeine erhaltene Klafter, unter Begleitung von Zeugen, auf dem Rathhofe von den Stadt-Klaftermeiſtern umklaftern: und ſiehe da, es fehlte nicht mehr daran, als die Kleinigkeit von einem Viertel. Daß kein Scheit davon entnommen war, dieß wollten die Zeugen eidlich bekräftigen. Was geſchah nun weiter? — Je nun, was auch heutzutage geſchieht: Man nannte den Bäcker einen unruhigen Kopf, und verwies ihn zur Ruhe! —

Zu dieſer durchlauchtigen Holzplage kam noch eine andere, nämlich die, daß zuweilen ganz und gar kein Holz zu haben war, wenn gleich der halbe Holzplatz noch voll ſtand. Dieß lag am Holz-Faktor, der ſeine Leute hatte, die vorgingen, die reich waren und vornehm; die folglich, wenn gutes Holz zu haben war, für Vorrath auf drey Jahre ſorgen konnten. Die Armen und Aermen konnten dann warten, wenn gleich ihr Geld eben den Stempel trug, den das Geld der Reichen trug, und mußten, um nicht zu erfrieren, ihr Holz von den Höckern kaufen, und dieß um ein Drittel theurer.

Die Polizey der Schildaer Univerſität war nicht beſſer als die der Stadt. Zu Schilda konnte ja alles nur Schildaiſch ſeyn! Schildaiſch war es aber gewiß, daß der Prorector und der Director der Univerſität, zuſammen, nur Eine Stimme hatten; der Syndikus und der Sekretär aber, den man wohl auch den zweyten Syndikus nannte, jeder eine. Beym Votiren, im Ausſchuß, ſtanden alſo untergeordnete Offizianten über ihre gebietenden Häupter: und ſo war der Syndikus und der Sekretär eben die, welche in Rechtsſachen das Skepter führten. — Doch, wozu ein weiteres! Man ſieht ja ohnehin, daß die Studenten zu Schilda — zulezt ſelbſt ganz Schildaiſch werden mußten; und wer daran noch zweifelt, der hat das Univerſitäten-Weſen nie ſelbſt anderwärts mit angeſehn. Es heißt auch hier: „In ſolchen Wäſſern fängt man ſolche Fiſche!“

Zehntes Kapitel.

Sekretär Schneller wird Kanzler.

Im Fürſtenthum Colchis war die eheliche Treue eben ſo ſelten, als in andern Ländern; aber zu Colchis hatte man ſehr ſcharfe Geſetze dagegen, und nicht nur die Eheſcheidung, ſondern auch die Herausgabe des Eingebrachten und eine jährliche Penſion war die Strafe des Ehebrechers, wenn die Frau klagte und er Vermögen hatte.

Die Frau Kanzlerin, ermuntert durch das Beyſpiel an einer Bilderhändlers- und einer Maurmeiſters-Frau, nahm zum Advokaten wider ihren Mann den Profeſſor Fünfkäs, und dieſer machte ein Libell an das Conſiſtorium zu Colchis, worin er aus L. L. ff., aus der C. C. C. und aus den Landgeſetzen den Proceß gegen den Kanzler inſtruirte und deducirte. Das Conſiſtorium wäre gewiß langſam zu Werke gegangen, und hätte noch den Weg der Verſöhnung eingeſchlagen, wenn Schneller nicht an den Conſiſtorialrath Fläz folgenden Brief geſchrieben hätte:

Hochwürdiger!

Der Kanzler von Ekolsbach hätte, wie Sie recht gut wiſſen, ſchon längſt weggeſchafft werden ſollen, aber es war noch keine ſchickliche Gelegenheit dazu da. Er iſt ein Erzeſel, wie Sie das auch wiſſen; ja, er iſt zur Schande des ganzen Landes ein General-Pecus aller pecorum Campi, und beſchimpft die ganze Univerſität, worauf er ſchon mehr dumme Streiche gemacht hat, als Tage im Jahre ſind, und wär's ein Schaltjahr. So ein Kanz von Kanzler iſt auf einer Univerſität gerade ſo viel werth, als des Hanswurſten hölzerner Säbel in einem Gefechte: alſo hätte er ſchon lange fortgeſchafft werden ſollen; und darum jezt vorzüglich. Neulich nämlich hat er gar Skandal gegeben, und hat ſich von Studenten im Puffloch attrappiren laſſen: Und ſo hätten wir nun Gelegenheit, ihn wegzubringen. Weil er aber ſich um mich verdient gemacht und den Grund zu meinem Glück gelegt hat, ſo wünſchte ich doch, daß man ihn an die Stelle des leztverſtorbenen Oberforſtmeiſters von Haſenfuß einſetze. Dann hätte er ſo ein Amt nach ſeinem Guſto, und uns wäre auch geholfen. Sie und unſre Verbündeten können es ja leicht dahin bringen, und ich verlaſſe mich darauf, daß Sie das auch hübſch thuen. Laſſen ſie aber den Scheideproceß des Kanzlers nur fein bald vor ſich gehen: denn, unter uns geſagt, ich habe mir vorgenommen, Kanzler der Univerſität zu werden, und Sie in Colchis werden mir doch nicht entgegen ſeyn? Manus manum lavat; doch Sie wiſſen das ſchon.

Schilda.

Schneller.

N. S. Nothwendige Dinge kann man nicht oft genug einſchärfen: Vergeſſen Sie alſo ja nicht, meine Verbündeten, dem Fürſten von Zeit zu Zeit, aber ja nicht übertrieben, Geiſter erſcheinen zu laſſen. Wenn er gar keine mehr ſieht, ſo mögte er anfangen nachzudenken; und ſieht er ſie zu oft, ſo mögte er gar hinter den Betrug kommen. Die Geiſter müſſen ſich menagiren, wie die hübſchen Mädchen. Havetote!

Der Proceß in cauſſa divortii, wie die Juriſten ſagen, wurde gegen den Kanzler mit allem Ernſt betrieben, und er endlich, da er aus

Mangel der Gegenbeweiſe ſich nicht verantworten konnte, kontumacirt, geſchieden, und genöthiget, ſeiner Frau 12,000 Thaler heraus zu zahlen, und die Proceßkoſten, 199 Thlr. 14 gl. 9½ pf. allein zu tragen.

Schneller ſtellte ſich gegen den Kanzler, als wenn ihm dieſer Unfall ſehr zu Herzen ginge, und ſchien ihn recht aufrichtig zu bedauren.

Na, ſagte der Kanzler, daß ich meine Frau loß werde, ärgert mich eben nicht: ſie war doch eine rechte Sanktippe, und hatte immer was an mir auszuſetzen. Auch wollt' ich mich um das Geld wenig ſattiren, das ich ihr geben muß. Aber daß ich hier ſo verachtet nun bin, das kreppirt mich, hohl's der Teufel! —

Schneller: Das glaub' ich, Ihr Excellenz: für Sie iſt **Schiloa** kein Ort.

Kanzler: Das merk' ich lange: die Kerls hier ſind ja meiſt alle wie die Matroſen. Um die kümmere ich mich auch gar nicht, und ginge gleich auf meine Güter: aber daß ich einmal Ihr Excellenz geweſen bin, das Herr, das kreppirt!

Schneller: Eh, gnädiger Herr, wenn Sie denn nun den Oberforſtmeiſters-Dienſt in Waldhauſen kriegten?

Kanzler: Bey meiner hohen Ehre, wenn ich den erwiſchen könnte, dann hole ſie alle der Teufel!

Schneller: Ich hoffe Ihnen dazu zu verhelfen: ich habe Connexionen.

Kanzler: Blos, Herr, ſchaffen Sie mir den Oberforſtmeiſters-Dienſt, ich gebe Ihnen zweyhundert Louisd'ors, ziehe hin, und male einen dicken Klecks auf Frau, Geld, Kanzleramt, Excellenz und auf die ganze Univerſität zu **Schilda**.

Schneller ſetzte ein Memorial an den Fürſten von **Colchis** auf, welches der Kanzler abſchreiben ließ, und hernach an den Conſiſtorialrath **Flätz** zur fernern Beſtellung hinſchickte. Es währte auch nicht lange, ſo hatte der Kanzler den Dienſt eines Oberforſtmeiſters zu **Waldhauſen**. Er zog alſo von **Schilda** ab, war aber doch ſo klug, den Studenten auf **Schnellers** Rath vorher einen freyen Commers auf dem groſſen Keller zu geben. Nun war der Herr Kanzler wieder oben drauf, und die dankbaren Herren beehrten ihn mit einem Vivat, und überreichten ihm ein Carmen auf einem ſeidnen, mit goldnen Treſſen beſezten Kiſſen. *)

Als der Kanzler fort war, ſo ließ der Prorektor, damals Herr D. Lipps, den Senat zuſammenrufen, und ſammelte die Stimmen, wie es in Zukunft mit der Adminiſtration der Univerſität ſollte gehalten werden. Lipps hatte alles zwar vorher ſchon mit Schnellern verabredet, dem er im Grunde alle mögliche Verbindlichkeit ſchuldig war, und wußte alſo, was er zu thun hatte; aber pro forma mußte ſchon was geſchehen.

Die meiſten Herren waren der Meynung, daß man gar keinen Kanzler nöthig habe, und daß ſchon ſeit langer Zeit die Univerſität keinen gehabt hätte: Ekolsbach ſey ein Büffel geweſen und habe durch ſeine Anſtalten die gute Univerſität lächerlich gemacht, und ſo weiter.

---

*) Ständchen, Vivats, Gedichte u. dgl. ſind keine Zeichen wahrer Hochachtung bey den Studenten. Als der Verfaſſer 1777 in Gießen ſtudierte, bekam der Rektor, Herr Höpfner, der das juriſtiſche Reitpferd über die Inſtitutionen gemacht hat, ein Abendſtändchen, und zwey Tage darauf eine Katzenmuſik und eine Fenſterkanonade.

Und doch, fiel der Prorektor ein, hat Ekolsbach reelle Verdienſte um unſre Univerſität. Er hat uns die Kräuterwieſe angekauft, worauf die Eſelinnen nun unentgeldlich graſen können, deren Milch der halben Univerſität doch dient, die Geſundheit entweder zu erhalten, oder wieder herzuſtellen.

Freilich, wegen der ſcabies aeſthetica, fiel Profeſſor Dykius ein.

Ein malum neceſſarium, erwiederte der Prorektor, wie die ſcabies aeſthetica auf einer Univerſität iſt, verdient Nachſicht, und keinen hämiſchen Nebenhieb.

Ja ja, verſezte Dykius, Sie könnten recht haben, Hr. Prorektor! Aber wenn ich mein Haus ſelbſt in Brand ſtecke: ſo iſt es auch ein malum neceſſarium, daß es brennt!

Sie haben vollkommen recht, Herr Collega, ſagte ein andrer Profeſſor: Der Kanzler war für uns ganz unnüz: alle ſeine Anſtalten waren Windbeuteleien! Was nüzt uns jezt die Maſchine, die das Copernikaniſche Weltſyſtem zeigen ſollte, und gar nicht geht, und doch über 2000 Thaler gekoſtet hat! —

Wohl, unterbrach der Prorektor: alles, was der Kanzler anſtellte, ſey Windbeuteley: alſo wohl auch die Diſputationsfabrik, und mehr dergleichen?

Der Prorektor ſah ſich hiebey bedenklich um, und fixirte insbeſondere den Profeſſor Pillendrechsler. Dann fragte er den Profeſſor Kraſſizius, wie viel Er Collegia leſe?

Wegen Unpäßlichkeit leſe ich gar keins, erwiederte dieſer.

Schön, ſagte der Prorektor, wegen Unpäßlichkeit: aber reiten, fahren, auf die Jagd gehen und ſpielen können Sie: Iſt das Statutenmäßig?

Ja, fing auf einmal der alte Schnutenius an, was fragen Sie noch nach den Statuten, Ihre Magnificenz? Statuta academica, ubi eſtis? So weit iſt es, leider, gekommen, daß man ſogar bey Doktordiplomen fidem publicam violirt! Ich mag der ſchändlichen Dinge nicht mehrere anführen.

Die Profeſſoren wurden die Reihe herum roth und blaß: denn beynahe alle waren ſich gewiſſer Dinge bewußt, die, am hellen Lichte betrachtet, ihnen nicht zur Ehre gereicht wären, Sie fragten alſo ganz gelaſſen: Was Seine Magnificenz denn für jetzo nothwendig fänden; und Seine Magnificenz erklärten ganz kurz: daß man am beſten thun würde, die ganze Sache der Entſcheidung Seiner Durchlaucht anheimzuſtellen.

Das fand allgemeinen Beyfall, und meine Leſer errathen ſchon, daß Herr Schneller nach vierzehn Tagen Kanzler der Univerſität zu Schilda ward.

Eilftes Kapitel.

Worin etwas Juriſtiſches vorkommt.

Der neue Kanzler machte gleich nach ſeiner Anſtellung der geſchiedenen Frau Kanzlerin ſeinen Hof, und erhielt jezt ihr Wort von neuem, daß er zu ihrem öffentlichen Beſitz gelangen ſollte, jedoch mit der Bitte, daß er ſich vorher noch erſt mögte adeln laſſen. Die Dame konnte zwar mit einem Bürgerlichen im Ehebruch für lieb nehmen; aber einen ſolchen als Mann zu haben, war ihr unerträglich. Schneller fügte ſich, wie er ſich überall fügte, und in ſehr kurzer Zeit war er durch die Hülfe ſeiner Fürſprecher bey Hofe Herr von Schneller und Gemahl der geweſenen Frau von Ekolsbach.

Ehe er ſich trauen ließ, ſchrieb er an ſeinen Vorfahr in thoro, den Oberforſtmeiſter von Ekolsbach, meldete ihm ſeine Erhebung in den Adelſtand und bath ihn um die Erlaubniß, ſein Nachfolger überall werden zu dürfen, wie im Kanzleramte, ſo auch im Ehebette. Dem Oberforſtmeiſter fiel das nicht auf, und er antwortete, wie folget:

Hochwohlgeborner u. ſ. w.

Es iſt mir, Gott ſtraf' mich, doch noch eine rechte Freude, daß die Kanallje von Weib, meine geweſene Frau, ſich an keinen Bürgerlichen wegwerfen thut: denn thäte ſie das, und thäte ſie einen Bürgerlichen heirathen: auf Kaſſaliers Parol, ich ſchöſſe ſie krumm und lahm, oder mein Sultan ſollte ſie kuranzen, daß ſie von Himmel und Erde nichts mehr wiſſen ſollte. Aber nun bin ich zufrieden: ſie hat doch Poeng Donnöhr, nimmt doch einen Edelmann, und ich habe keine Schande von ihr. Ich hab auch mich wieder wollen vermählen, aber kein Fräulein finde ich ſo nach meinem Schnabel, und deswegen hab' ich mir des Förſter Schiels Tochter ſo zugelegt. Herr, das iſt Ihnen ein Kernmenſch! Zu Ihrer Hochzeit ſchicke ich Ihnen ein Dutzend Haſen, und achtzehn Rebhüner, gratulire auch zu allem Fale et vave! Gott befohlen!

Waldhauſen. v. Ekelsbach,
hochfürſtlicher Oberforſtmeiſter

Herr von Schneller war kaum acht Tage Kanzler, ſo kam eine Klage vor, die ihm zu ſchaffen machte. Zwey Bordelwirthe zu Schilda waren von allen Bordelhaltern die vornehmſten, und eben deswegen haßten und verfolgten ſie ſich, wie ſie nur wußten und konnten. Hatte einer von ihnen ein hübſches Mädchen, ſo ſuchte der andere es ihm abzujagen, und merkte der eine, daß ein Student oder Offizier oder Bürger zu dem andern ſchleichen oder gehen wollte: ſo paßte er auf, und führte ſie, unter allerley Vorwand in ſein eigen Haus. Nicht ſelten kam es unter dieſen Niederträchtigen zu Schlägereyen, und wo der eine zu Bier oder zu Schnapps kam, mußte der andere weichen.

Eines Tages kamen zwey Herren vom Lande nach Schilda, welche ſich einfallen ließen, das Bordel des Hurenwriths Galgbein zu beſuchen. Als luſtige Brüder, ſchwärmten ſie die ganze Nacht durch, und fanden die Wirthſchaft ſo allerliebſt, daß ſie ſich entſchloſſen, mit den Buhldirnen eine kleine Spazierfahrt nach Alliok, einem bekannten Vergnügungsort bey Schilda, anzuſtellen. Die Fahrt ging vor ſich und die Mädchen freuten ſich gar ſehr, einmal als Damen in einem Wagen fahren zu können.

Abends kamen acht Studenten in das Haus des Spediteurs Galgbein und ſchrieen nach Aufwartung und Mädchen. Galgbein entſchuldigte ſich, und ſagte den Herren, ſeine Mädchen wären zu Dorfe. Auf dieſe Nachricht verließen die Studenten den Ort des ſchmutzigen Vergnügens, um einen andern zu ſuchen, nämlich das Bordel des Hundführers, berühmten Makeros zu Schilda. Hundführer war Galgbeins ärgſter Feind, und ſuchte ihn auf alle mögliche Art zu necken, wie denn der Brodneid nirgends ärger iſt als unter Leuten, welche ſchädliche, oder doch wenig nützliche Gewerbe treiben.

Als er daher hörte, daß die Herren ſchon bey Galgbein geweſen waren, ſo ſagte er: ja, es iſt eine Schande, daß der Kerl zugiebt, daß ſeine Mädchen mit Bauern aufs Dorf ſpazieren fahren: denn heute iſt das geſchehen: ſie ſind nach Alliok gefahren, ſtatt zu Hauſe zu bleiben und ihres Dienſtes zu warten. Meine Mädchen ſind nicht für Bauern: die mögen ſich an ihre Miſtfinken auf'm Dorfe halten. Mein Rath wäre, daß man ihnen unterwegs aufpaßte und ſie rechtſchaffen durchgerbte, die Bauern ſowohl, als die Nickel von Menſchern. Pfui der Schande: mit Bauern!

Die Studenten ließen ſich dieſen Rath nicht zweymal geben, und waren gleich bereit, Hand ans Werk zu legen. Sie zogen alſo flugs aus und fanden den Wagen mit den Fremden und den feilen Creaturen, eine halbe Stunde vor der Stadt. Der Wagen wurde angehalten, und ein Student, welcher ſich für einen Abgeordneten des Magiſtrats ausgab, erklärte, daß er Befehl habe, ſie alle zu arretiren, und nach Schilda zu führen u. ſ. w.

Die Mädchen ſchrieen erbärmlich, und den Fremden, welche zu Hauſe Weiber hatten, ward angſt, es mögte ein öffentliches Skandal entſtehen, und fingen an, gute Worte zu geben. Man ward endlich einig, in der nahen Schenke einzukehren, und auf Unkoſten der Fremden ſich luſtig zu machen: ſie wollten hernach in Schilda vorgeben, die Sache habe ſich anders befunden, als man ſie hinterbracht hätte, u. dgl. —

Nun wurde die ganze Nacht hindurch gefreſſen und geſoffen: die Studenten, die beyden Fremden und die Mädchen kommerſirten zuſammen, und trieben eine Wirthſchaft, wie ehemals die Sodomiter ſie wohl nicht ärger trieben. Die Fremden — es waren wohlhabende Pächter vom Lande — mußten die ganze Zeche, welche ſich über dreißig Thaler belief, bezahlen und noch froh ſeyn, daß ſie ohne Beſchimpfung davon kamen. Früh fuhren die Studenten mit den Mädchen in die Stadt, und gerade zu Hundführers: ſie hatten mit ihnen unterhandelt, daß ſie forthin bey dieſem bleiben, und blos für ſie auf ihre Rechnung dort ihre Auflage halten ſollten.

Galgbein, ſobald er dieß erfuhr, ward gewaltig böſe, daß ihm ſeine Garnituren genommen waren und klagte. Die Sache kam alſo zum Prorektor Lipps, welcher ſie aber ohne des Kanzlers Wiſſen nicht entſcheiden wollte. Der Kanzler, der ſonſt auch in Hundfüarers Hauſe manche luſtige Stunde vollbracht hatte, that dieſem zu Gefallen den Ausſpruch, daß Galgbein mit ſeiner Klage gänzlich abzuweiſen ſey: denn ſagte er, in re illicita non datur regreſſus; und dann könnte Galgbein gar keinen Contract vorzeigen, und folglich wäre es den Mädchen unbenommen, zu dienen, wo und wem ſie wollten.

Die Frau des Profeſſors Fünfkäs war in ihrer Jugend Mätreſſe eines Miniſters zu Colchis geweſen, und die des Profeſſors Stax hatte lange als Geſellſchafterin bey einem alten Landedelmann zugebracht, der hernach die zwey Kinder legitimiren ließ, welche er mit ihr erzielt hatte. Beyde Damen waren große Feindinnen aller feilen Dirnen, und lagen ihren Männern ſo lange in den Ohren, daß die Bordelle abgeſchaft werden ſollten, bis dieſe endlich die Sache auf dem Senat anbrachten, und auf die Aufhebung der Bordelle drangen.

Unde tam tarde, ſancte Bernarde, rief der Profeſſor Schnutenius, aus vollem Halſe lachend. Merken denn die Herren erſt heute, daß die Sitten hier bey uns durchaus korrumpirt ſind, und daß die lupanaria, oder zu deutſch, die Hurenhäuſer eine Schande ſind für einen Ort, wo liberales artes und gute Wiſſenſchaften ſollen getrieben werden? Aber ich merke ſchon, daß die Herren wohl einen triftigern Grund haben müſſen, die ſcandala publica zu removiren, als die bonos mores und die Decenz der Akademie.

Prorektor: Woher ſchließen Sie aber, Herr Profeſſor **Schnutenius**, daß die Herren einen andern Grund, als die Beförderung guter Sitten, zum Beweggrund ihres Vorſchlags haben müſſen?

Schnutenius: Hoc dicere nihil attinet impraeſentiarum! Ich bleibe in generalioribus, und ſage, daß man die Schändlichkeiten und turpitudines hier autoriſirt, indem man ſie gefliſſentlich ignorirt, ihnen verba beylegt, quae turpitudinem rei tegant, und, was, prô dolor, das ärgſte iſt, — ſie ſelbſt mitmacht. Wird doch von einem der Herren Collegarum publice herumgetragen: er habe eine Hure aus dem Bordel genommen, und halte ſie jezt für ſich auf ſeine eigne Fauſt! Von einem Andern ſchmunzelt man, daß er Tag aus Tag ein beſoffen nach Hauſe komme, und ſchon einigemal vom Nachtwächter ſey heimgebracht worden. Ein dritter Herr Collega ſoll, wie man laut es behechelt, alle Nächte durch ſpielen, dabey betrügen, und doch am Tage in ſeiner Moral beweiſen, daß Lügen, Betrügen und Spielen grobe Verbrechen ſeyen! Ich könnte auch das noch rügen, daß das Collegium ſanitatis zu Colchis die Regierung aufmerkſam gemacht hat auf die Verbreitung der veneriſchen Maladie durch die abgehenden Schildaer Studenten: aber haec ſufficiant!

Prorektor: Noch ſehe ich nicht, wo hinaus Sie wollen, Herr Collega!

Schnutenius: Iſt nichts leichter, als dieß! Will ſagen, daß erſt ſich ſelbſt die Herren reformiren müſſen, um ein gutes Beyſpiel zu geben: die turpitudines fallen dann von ſelbſt weg, und die Bordelle laſſen ſich leer halten. Sind aber ja die Herren zu ſtark an die Koſt gewöhnt, ſo machen Sie's doch wenigſtens, ut olim Plato fecit.

Prorektor: Plato?

Schnutenius: Ja, Plato! Dieſer reprehendirte faſt täglich ſeinen Diſcipel Ariſtoteles Stagirita, wenn er einen luſtigen oder auch mitunter einen dummen Streich ausgeführt hatte: er ſagte ſtäts, das ſeyen πραγματα Φιλοσοφια ὀδαμιος πρεποντα, oder, ſo was ſchicke ſich für einen Philoſophen nicht. Da er aber gewohnt war, ſich oft in ein Zimmer ganz verborgen einzuſchließen, ſo bohrte Ariſtoteles ein Loch durch die Wand, und ſiehe da, der ernſthafte Diſcipel des Sokrates ſaß auf einem Grabbatus oder Canapee neben einer feilen Dirne, ſchäkerte und trank Ohier Wein.

Aha, dachte Ariſtoteles, ſchon recht ſo! Noch den nämlichen Tag hunzte Plato ſeinen Diſcipel wegen eines Lumpenſtreiches von neuem aus. Dieſer nahm ſeinen Lehrer in aller Stille bey der Hand und führte ihn an das Loch in der Wand ohne ein Wort hinzuzuſetzen. Liebes Kind, ſagte Plato, ohne ſeine Continenz zu verlieren: alle Menſchen ſind Narren; der Unterſchied iſt, daß der Philoſoph ſeine Narrheit heimlich, der gemeine Narr die ſeinige aber vor den Leuten treibt. Sapienti ſat!

Lipps ſuchte das odiöſe Thema, worauf Schnutenius verfallen war, zu verändern, und foderte, daß man berathſchlagen mögte: ob die Bordelle abgeſchafft werden ſollten oder bleiben. Da aber des Disputirens über dieſen Gegenſtand kein Ende war, ſo trug der Prorektor Lipps dem Profeſſor Rüdin, als dem Lehrer der Polizeywiſſenſchaft, auf, ein Gutachten darüber einzugeben, und ſchloß für dießmal den Senat.

Eilftes Kapitel.

Fortſetzung.

Profeſſor Rüdin reichte nach einigen Tagen eine weitläufige Deduktion ein, worin er bewies, daß man die Bordelle an Oertern, wo Univerſitäten wären, allerdings toleriren müſſe. Ich will meine Leſer mit Anführung ſeiner Gründe, vorzüglich in Rückſicht auf ſein eignes Intereſſe, nicht aufhalten: ſie finden ſie alle in der zu Wien vor einiger Zeit erſchienenen Schrift über die **Staatsbordelle**, und in den Briefen des Grafen von **Paſſerani**. *)

Die Abhandlung fand bey den meiſten Herren Beyfall, obgleich einige ernſthaft, andere nur zum Schein ſtark widerſprachen. Aber, ſagte der neue Kanzler von **Schneller**, wenn wir weiterhin die Bordelle autoriſiren wollen: ſo müſſen wir wenigſtens für eine beſſere Einrichtung derſelben ſorgen, um das Collegium Sanitatis nicht weiter zu befugen, daß es ſich über die Verbreitung des veneriſchen Uebels, von hier aus, neuerdings beſchweren könne.

Ja gewiß, fiel **Schnutenius** ein, ich habe mir ſagen laſſen, daß wegen dieſer Krankheit ein gewiſſer Herr keine Collegia lieſt, und ein andrer deswegen von der Kanzel bleibt.

Bitte, keine dergleichen Anmerkungen mehr zu machen, Herr Collega, ſagte der Prorektor: das beleidigt!

---

*) Warum man die Briefe des Grafen Radicati von **Paſſerani** noch nicht deutſch hat, begreife ich nicht. Sie verdienten eher eine Ueberſetzung, als ſo manches andere franzöſiſche, engliſche und italiäniſche Zeug. Vielleicht liefere ich ſelbſt bald eine Ueberſetzung davon. Das Original führt den Titel: Lettere del Signor Alberto Radicati, Conte di Paſſerani. In Amſterdamo. 1742. 8.

" Kann ja wohl das Maul halten, brummte Schnuteninus, und ſchwieg, ſchnitt aber dafür deſto ärger Geſichter.

Der hochanſehnliche akademiſche Senat geruhete endlich, nach vielfachen Debatten, folgende Stücke, in Abſicht der Bordele, feſtzuſetzen:

Zum Erſten ſollen alle Bordellwirthe, mit Einwilligung des Regiments, zunächſt unter der Univerſität ſtehen; und damit dieſe keine Schande davon haben möge: ſo ſollen ſie nicht mehr Bordellwirthe, oder Puſſkellerwirthe heiſſen, ſondern Freypoſthalter.

Zweytens ſollen die Mädchen, welche gegenwärtig da ſind, unterſucht, und in Pflicht genommen werden. Dieſes ſoll auch jedesmal geſchehen, wenn eine neue hinzukommt.

Drittens ſoll wöchentlich zweymal Unterſuchung gehalten werden, damit die garſtige Krankheit nicht weiter um ſich reiße. Die Sorge für dieſe Viſitation ſoll dem Herrn Profeſſor, Dr. Pillendrechsler aufgetragen werden. Eben dieſem wird auch aufgegeben, die übrigen Einrichtungen zur Verbeſſerung der Freypoſthaltereyen in Ordnung zu bringen, Bravo! rief Schnutenius; aber ich dächte, wir ſezten noch hinzu:

Viertens ſoll jeder Student ſein Bett mitbringen, ſeine Wäſche von ſeiner Wirthin waſchen laſſen, ſeinen eignen Löffel und ſein eigen Trinkgeſchirr auch haben, und ſich beyder bedienen, wenn ſie in Gaſthöfen oder auf den Billiards eſſen und trinken wollen. Vom Abendmahlgehen kann man ſie ganz diſpenſiren wegen des gemeinſamen Kelchs. Dieſes, denk' ich, iſt reell; jenes meiſt, wie hier plura.

Auch dieſe Verfügung wurde allgemein genehmiget, und Schneller, der Kanzler, ließ vorläufig dem D. Pillendrechsler hundert Thaler für ſeine Bemühungen aus der Univerſitätskaſſe anweiſen.

Pillendrechsler ließ einige Studenten, deren Dexterität ihm bekannt war, zu ſich kommen, und bath ſie, nachdem er ihnen den Vorgang wegen der neuen Bordell Einrichtung mitgetheilt hatte, ihm hülfreiche Hand zu leiſten, vorzüglich was die Viſitationen beträfe. Die Studenten lieſſen ſich den Vorſchlag gefallen, indem ſie hofften, daß allerhand Spaß dabey zu haben ſeyn würde.

Herr Pillendrechsler hielt die erſte Viſitation in Begleitung der Studenten, und machte allerwegen, wohin er kam, bekannt, daß ins künftige die Herren, die er da jezt bey ſich hätte, kommen, und die Mädchen unterſuchen würden; daß alſo ſowohl ſie, als die Freypoſthalter hübſch gehorſam ſeyn ſollten; widrigen Falls würde man Zwangsmittel zu finden wiſſen.

Das Ding ging vortrefflich: die Viſitation wurde richtig gehalten, und behagte den Studenten der Medicin ſo außerordentlich, daß ſie ſtatt wöchentlich zweymal Unterſuchung anzuſtellen, es alle Tage thaten. Sogar ſattelten viele Theologen deswegen um, und ſtudierten fortan Medicin. Freilich hatte mancher Herr Viſitator nicht die nöthige Kenntnis, und würde alſo manche mit der allerhäßlichſten Krankheit angeſteckte Nymphe als rein haben durchwiſchen laſſen; aber da kam denn ein Anderer, der die Sache beſſer verſtand, und entdeckte den Fehler. Dann wurde dem Freypoſthalter ſofort aufgetragen, das ſchadhafte Möbel zu entfernen; und that er es nicht, ſo kam er in Verſchiß, das heißt, das Ehrengericht, welches noch immer exiſtirte, erklärte am ſchwarzen Brett, daß derjenige Student, welcher in die oder jene Freypoſthalterey ſchleichen würde, ein dummer Junge ſeyn ſollte.

Durch dieſe Einrichtung nahmen zwar die veneriſchen Krankheiten unter den Studenten zu Schilda ab, aber das ungeſittete Weſen nahm in dem Grade zu, in welchem die Furcht abnahm, ſich in den ſogenannten Freypoſthaltereyen zu beſchimpfen, oder angeſteckt zu werden. Die meiſten gingen zwar hin, blos ihren Jubel zu haben — wie ſie ſagten — und waren — wenigſtens anfänglich — oft weit entfernt, ſich mit einer Luſtdirne näher abzugeben. Aber Oerter dieſer Art kann ein junger Menſch niemals beſuchen, ohne ſeine Sitten merklich zu verſchlimmern, und ohne ſein Gefühl für das Anſtändige zu ſchwächen, und es endlich gar zu unterdrücken, und zu vernichten.

Ich weiß zwar wohl, daß es Herren giebt unter den Gelehrten und ſogar unter den Moraliſten, welche es für unmöglich halten, daß ein junger ſaftvoller Mann ganz ohne Genuß der Freuden bleiben könne, die der intime Umgang mit dem Frauenzimmer zu gewähren pflegt. Aber das iſt mit der Erlaubniß dieſer Herren nicht wahr. Ein junger Mann kann und muß ſich züchtig halten, welches auch ſo ſchwer nicht iſt, wenn er ſeine ordentliche Beſchäftigung hat, und ſich ein anſtändiges Vergnügen ſonſt machen kann. Freylich konnten das die Schildaer Studenten nicht: die lagen meiſt alle immer auf der faulen Bärenhaut, laſen ſchlüpfrige fade Romane, ſahen elende Komödien, und beſuchten zweydeutige Geſellſchaften und Bälle. Ovidius hat recht, wenn er ſagt:

Otia ſi tollas periere Cupidinis arcus. Beſchäftigung und Liebe zur Arbeit ſind die beſten Mittel gegen die Ausſchweifungen in der Liebe.

Wenn einige unſerer jungen Leſer, in dieſem Stück ruhig und ungeplagt von wollüſtigen Reizen ſeyn wollen: ſo kann ihnen der Verfaſſer dieſer Annalen ein unfehlbares Mittel angeben, das er ſelbſt gebraucht und bewährt gefunden hat. Sie müſſen ſich nicht, wie die Schildaer Studenten, nach der leichten Waare lange umſehen, ſich einander auf den Straßen oder an den Fenſtern ſie nicht zeigen, nicht einmal darüber Spaß machen, ſondern ſich nur vierzehn Tage, oder höchſtens vier Wochen alles deſſen und vorzüglich des Umgangs mit den Dirnen enthalten, und dann auch bey keinem fidelen Gelage, bey keinem Trunk oder Tanz mit Geſchöpfen ſolcher Art zuſammen kommen: und der Verfaſſer verſichert, daß ſie hernach werden ruhig ſchlafen können, ohne daß ſie nöthig hätten, ſich zu überreden, es ſey ihnen unmöglich, den Reizen der Wolluſt und den aufwallenden Begierden zu widerſtehen. Haben ſie einmal ſich in ihrer Gewalt, ſo wird die Betrachtung des mannigfaltigen Elends, welches aus dem unflätigen, niedrigen Umgang mit Buhldirnen herkommt, und wovon beynahe kein einziger von allen denen, die ſich an jenen Auswurf der Weiber hängen, frey bleibt, ſie gewiß vor dem Rückfall bewahren.

An Oertern, wo Univerſitäten ſind, ſollte man ſchlechterdings kein Bordel dulden. Es zeigt allemal von einer groben Indolenz der Polizey, wenn ſie ſtille ſizt, indeß ſogar die elendeſten Wichte von Schriftſtellern, wie z. B. das Menſchenkind, welches im vorigen Jahre die Briefe über Halle (Gibeon 1798) ſchrieb, die Bordelle auf den Univerſitäten beſchreiben, und ſich darüber formaliſiren. Vor ohngefähr ſechzehn Jahren wollte Hr. Profeſſor **Woltär**, als Prorektor, das Unweſen zu **Halle** endigen, und machte dazu ſehr thätige Anſtalten. Aber ſeit jener Zeit iſt, ſo viel der Verfaſſer weiß, wenig oder vielmehr nichts mehr zur Abſchaffung dieſer akademiſchen Peſtilenz für **Halle** gethan worden. Man mögte nur wiſſen, warum nicht! —

Zwölftes Kapitel.

Kindereyen der Univerſitäten zu Schilda.

Unter den Studenten zu **Schilda** waren nur noch die wenigen Amiciſten, welche den Namen rechter Studenten verdienten. Ihre Beſchäftigung aber, ihr Fleiß und ihre Betriebſamkeit in ernſthaften und nützlichen Arbeiten machten, daß ſie ihrer Ordensregeln gänzlich vergaßen, und ſich nur noch als Freunde betrachteten, welche durch Liebe zu den Wiſſenſchaften mit einander verbunden wären. Wie wenig ſie auch ihre eigentlichen Ordensgeſetze noch achteten, beweißt folgender Vorfall.

Ein Student, Namens Horſt, kam eines Morgens zum Senior Naſtorp. Höre Bruder, ſagte er, weißt Du ſchon, daß geſtern Abend Anker ſchlecht von Dir geſprochen hat?

Naſtorp: Nein: ich mags aber auch nicht wiſſen.

Horſt: Nicht wiſſen, Bruder? Du mußt es wiſſen: denn ein Kerl, wie Du, muß ſich nicht futtiren laſſen. Wiſſe alſo, er hat geſagt, Du wärſt ein Pedant, ein Stubenhocker, ein Einfaltspinſel, und alle Deine Freunde wären wie Du. Willſt Du ſo was auf Dir ſitzen laſſen?

Naſtorp: Glaubſt Du denn im Ernſt, daß ein Menſch, wie Anker, mich beſchimpfen kann? Wer iſt Anker?

Horſt: Anker iſt ein ſchlechter Kerl, ein Taugenichts.

Naſtorp: Nun, kann mich denn ein ſolcher Menſch beſchimpfen?

Horſt: Das wohl nicht: aber er muß Dir Satisfaktion geben. Verklage ihn wenigſtens beym Ehrengericht!

Naſtorp: Das werde ich bleiben laſſen. Wer keine Ehre hat, kann mir keine geben. Haſt Du Ankers Bruder gekannt?

Horſt: Ja wohl: das war ſonſt ein Renommiſt, und jezt iſt er Soldat zu Colchis, und kriegt alle Tage Prügel pro patria und das wegen ſeiner ſchlechten Streiche.

Naſtorp: Dem jungen Anker geht es auch noch ſo: das verſichre ich Dich. Aber, ein Wort im Ernſte! Siehſt Du wohl, daß ich oder meine Freunde, hier verachtet ſind?

Horſt: Nein; und wenn euch ſchon Manche anfeinden, weil ihr nicht mitmacht: ſo müſſen doch Alle Reſpekt für euch haben.

Naſtorp: Haben wir dann wohl Urſache, uns zu grämen, oder gar uns zu ſchlagen, oder zu klagen, wenn uns ſo ein Menſch zu beleidigen wähnt?

Horſt! Haſt wahrlich recht, Bruder! Ich will's auch machen wie ihr: nehmt mich nur unter euch auf.

Naſtorp: Das wäre überflüſſig: mache es, wie wir und Du biſt unſer Freund.

Auf dieſe Art ſtifteten die Amiciſten manches Gute; aber die Akademie war zu ſehr verhunzt, als daß gute Beyſpiele viel hätten fruchten können. Wer die ärgſten Thorheiten und Poſſen anzugeben wußte, der war zu Schilda

Primus; und der Zuname, ſchnakiſcher Vogel, war die höchſte Ehre, nach welcher der ſchildaiſche Student ſtrebte.

Einem ſolchen ſchnakiſchen Vogel war es einſt eingefallen, die Frauenzimmer zu Schilda an den Pranger zu ſtellen. Er gab einen Wiſch, geſchrieben, ins Publikum, welcher den Titel Karakteriſtik führte, und das elendeſte Ding von der Welt war. Es beſtand in einem Regiſter von Namen und Ekelnamen, womit jedes Frauenzimmer von etwas Stand belegt war. Indeſſen hatte er ſich doch gehütet, der Mosjeh, die Weiber und Töchter der angeſehenſten Herren vom akademiſchen Senat mit aufzuführen: und darum ließ dieſer den Spaß hingehen, ob man gleich wußte, wer die ſkandalöſe Karakteriſtik gemacht hatte. Indeß in ganz Schilda lernte man jezt einſehen, daß es nie gut ſey, die Studenten ohne Unterſchied ſich zu nahe rücken zu laſſen.

So wie aber Herr Murr den Ausſchuß des Schildaer Frauenzimmers herumgeholt hatte, ſo machte ſich ein gewiſſer Schranz an die Bürgerlichen, und publicirte auch ein Ding, unter dem Titel: „Güldnes A. B. C. auf die ſchildaiſchen Menſcher.“ — Dieſes war das non plus ultra aller Impertinenz, und eine rechte arge Quinteſſenz aller Zoten und des niedrigſten Pöbel-Geſchmacks. Gemeine Buben von Studenten und Handwerksburſchen lernten das A. B. C. auswendig und grölten es bey jeder Gelegenheit. Die Bürger, deren Weiber und Töchter dadurch beleidiget waren, klagten zwar, erhielten aber, da die meiſten Profeſſoren ſich ſelbſt daran ergözten, keine Genugthuung; und es hieß nur: das ſey eine Schnurre, die man jungen Leuten zu Gute halten müßte; der Urheber ſey ohnehin nicht aufzufinden. *)

Da man einmal am Pasquilliren Geſchmack gefunden hatte; ſo dehnte man dieſe Unart ſogar auf die Maskenſchlittenfahrten aus. Man muß nämlich wiſſen, daß dieſe zu Schilda

---

*) Ich würde einige Strophen dieſes Kernliedes mittheilen, aber ich fürchte den Recenſenten in der jenaiſchen Literatur-Zeitung, welcher mir erſt kürzlich den Vorwurf gemacht hat, daß ich die Zotologie liebte, und dieſes aus einer Stelle meiner Lebensgeſchichte folgert, die aber vielmehr zeiget, daß ich — cum grano ſalis — ein Freund von einem guten Glas Wein bin, wenn ich es haben kann: und dieſes, denk ich, wird doch der Herr Recenſent für keine Sünde halten, nach dem alten Sprichwort:

Wer nicht liebt Wein und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang.

erlaubt waren, und allemal dem Pöbel, vornehmen und niedrigen, ein rechtes Feſt gaben, wenn gleich auf Koſten der Induſtrie, die durch die Auftritte daſelbſt, oft Tage- ja Wochenlang ſtill ſtand. Die Studenten kleideten und vermummten ſich bey dieſen Gelegenheiten auf die ſeltſamſte Weiſe, nahmen die Stellungen und Gebärden gewiſſer ſehr kenntlicher Perſonen an, und machten ſich alſo ſelbſt zu wahren Pasquillen. Sogar von den Profeſſoren und vom Stadtmagiſtrat miſchten ſich einige unter die Maskenfahrer, und freuten ſich unendlich, dieſen oder jenen ihrer Collegen mit ſeinen Lächerlichkeiten vorſtellen zu können. Daß keiner klagen, oder Genugthuung erhalten konnte, verſteht ſich ohne mein Erinnern.

War aber — gleich dem groſſen Hauſen nach — das Studiren und die Lebensart der Studenten zu Schilda abgeſchmackt und im höchſten Grade läppiſch: ſo erhielten doch die Herren bey ihrem Abzuge meiſt allemal ein vortreffliches Teſtimonium, und wurden hernach zu Aemtern befördert, wozu ſie ſich gerade ſchickten, wie Paul, der Dritte, zum Schiedsrichter der Welthändel, oder zum Groſſmeiſter der Ritter von Maltha. Die Landesregierungen, Conſiſtorien, und mediciniſchen Collegia verſtanden ſich alle recht gut mit den Profeſſoren zu Schilda; und wer von daher ein Teſtimonium mitbrachte, nebſt einem wohlgeſpickten Beutel, war eines Amtes bald ſicher.

Einſt ſezte ſich ein junger Regierungsrath zu Colchis gegen die Anſtellung eines gewiſſen Menſchenkindes: das auch die erſten Grundſätze der Rechte nicht inne hatte: es ſey eine Schande, meynte er, ſo ein Subjekt in die Regierung aufzunehmen. Aber der Präſident belehrte ihn eines beſſern. Was meynen Sie denn, ſagte er, wer am biegſamſten ſeyn wird, ein Mann von Einſichten, oder ein dummer Eſel? Der Mann von Einſichten wird uns den Teufel thun, und zu allem ja ſagen, was wir vornehmen; aber der dumme Eſel muß ſchon nach unſrer Pfeife tanzen, er mag wollen oder nicht. Der junge Regierungsrath ſah das ein, und gab dem Präſidenten Recht.

Bey den Conſiſtorien hatte man ſich es gar zum Geſetz gemacht, niemand zu befördern, als Dummköpfe: denn man hatte den Grundſatz, daß das Volk in der Unwiſſenheit müßte erhalten werden; und zu dieſem Zweck ſchickte ſich — wie die Herren das ſelbſt bewieſen — nichts beſſer, als dumme Schul= und Volkslehrer, die blos ihr Gedächtniß mit einigen dogmatiſchen Hirnloſigkeiten, und einigen aſcetiſch= roſenkreuzeriſchen Floskeln angefüllt, ihren Verſtand aber unbearbeitet gelaſſen hatten. Bey Kirchenviſitationen wurde auch jedesmal die Bibliothek des Herrn Paſtors durchgeſehen, und wenn er die Bücher der Herren Seiler, Baumgarten-Cruſius, Brumbey, Müllers aus Oſtfriesland und anderer Herren dieſes Gelichters nicht hatte: ſo wurde ihm bey Strafe aufgegeben, dieſelben anzuſchaffen und ſich fleißig darin umzuſehen.

Um ſogar, wie die Katholiken, alles fein hübſch im Einklang zu haben, und wenns der grellſte Unſinn ſeyn ſollte: ſo hatte man zu Colchis ein examen Candidatorum SS. Theologiae in Fragen und Antworten abgefaßt; und wer das nicht pünktlich wußte herzuſagen, wurde zurückgewieſen. Da aber dieß examen auch der mittelmäßige Kopf in ſehr kurzer Zeit auswendig lernen konnte, und da für den Kopf von Fähigkeit keine Nahrung darin zu finden war, wie ſelten in dem ganzen theologiſchen Kram nach altem Zuſchnitt: ſo dankte dieſer fürs Studium der Theologie; und jener hatte, aus Mangel an feſſelnder Beſchäftigung, Zeit vollauf übrig, zu treiben, was ihm beliebte. Und eben dieß machte, daß unter allen Studenten zu Schilda die Theologen gerade in jeder Rückſicht die ärgſten waren. — Daß nachher, wenn ſolche Buben Lehrer in Schulen und Kirchen wurden, die Wiſſenſchaften, die guten Sitten und die Religion in Verfall gerathen und deren öffentliche Diener in Verachtung und Geſpötte fallen mußten, ſieht wohl jeder, wenn auch nicht ein Beförderer und Freund der Finſterniß, oder ein Wöllner und Hermes. Und doch fragte man damals oft öffentlich: woher der genannte Verfall wohl kommen mögte? und — ſah den Wald vor lauter Bäumen nicht!

Univ.-Bibl.
München

Dreyzehntes Kapitel.

Die Stützen des Staats.

Ein Politiker zu Schilda, der auch zugleich ein Philoſoph ſeyn wollte, hatte eine Abhandlung über den Adel geſchrieben, und darin, ſo nach Art ſchildaiſcher Philoſophen und Politiker, zu beweiſen geſucht, daß der Adel die vornehmſte Stütze des Staats ſey, ohne welche dieſer ganz zuverläßig zu Grunde gehen müßte. Der Vorleſer hatte das Buch dem Fürſten, dem es dedicirt war, verleſen müſſen, und es hatte Hochdemſelben gar fürſtlich gefallen. Als daher der Präſident früh zu ihm kam, fragte er ihn, ob er die vortreffliche Schrift des Philoſophen von Schilda, betitelt: unumſtößlicher, nach mathematiſcher Lehrart vorgetragner Beweis, daß der Adel die vornehmſte Stütze des Staats iſt, geleſen habe?

Wie ſollte ich dieſe vortreffliche Schrift nicht geleſen haben, gnädigſter Herr, antwortete der Präſident.

Fürſt: Wenn aber dem ſo iſt, ſo kann ja ein Landesherr nicht beſſer für ſein Land ſorgen, als wenn er dieſe Staatsſtützen, die Edelleute, vermehrt, ſo viel er kann.

Präſident: Allerdings, Ihre Durchlaucht; aber doch muß man auch dabey auf Verdienſte ſehen.

Fürſt: Und welches ſind die Verdienſte, die einen zum Edelmann qualificiren?

Präſ.: Dieſe ſind vorzüglich hohe Aemter, große Reichthümer und vornehme Verwandtſchaften.

Fürſt: Das läßt ſich hören! Alſo gebe ich Ihnen den Auftrag, mir Leute von ſolchen Verdienſten vorzuſchlagen, um ſie zu Edelleuten zu machen, und durch ſie meinen Staat zu befeſtigen.

Der Präſident war über den Vorſchlag des Fürſten ganz außer ſich vor Freuden: denn da er ſehr geizig war, ſo fand er hier eine wahre Goldgrube; und außerdem hoffte er ſich noch manche Freunde und Gönner zu machen. Er wußte nämlich recht gut, daß die Thorheit, gern adelich zu ſeyn, gar viele Menſchen plagt, zumal ſolche, die weder Selbſtgröße, noch Selbſtverdienſt beſitzen; und daß ſogar manche Philoſophen davon nicht frey ſind, welche wenigſtens gern die Onkels von adlichen Herren werden mögten. Das wußte der Präſident, und hoffte ſein Schäfchen alſo recht gut zu ſcheeren.

Vor allen Dingen wurden alle Vorſitzer der hohen Dikaſterien, alle Direktoren der großen Städte, und alle hohen Accisbediente geadelt, und zwar gratis, als fürſtliche Oberbeamten. Es hieß zwar gratis, doch mußte dem Herrn Präſidenten, als Ausfertiger der Adelsbriefe, allemal ein reichliches Geſchenk gemacht werden.

Als dieß geſchehen war, ließ der Fürſt, oder vielmehr der Präſident im Namen des Fürſten ein Patent ausgeben, daß Gewiſſe ſeiner lieben Getreuen das Recht, den Adel zu erwerben, haben ſollten, nämlich alle die, welche wenigſtens 1200 Thaler an jährlichen Einkünften hätten, alle Poſtmeiſter, Kaufleute en gros, Oberamtspächter, Kohlen- und Salzinſpektoren, und noch einige andere, die uns entfallen ſind. Dieſe Erwerbung des Adels ging aber nicht gratis hin, ſondern es mußte jedesmal die geringe Summe von 150 Thalern ſo vielmal erlegt werden, als der Adels-Candidat Ablömmlinge hatte: denn wenn aus dieſer Claſſe der Vater geadelt wurde, ſo mußte der Sohn und die Tochter auch noch beſonders geadelt werden, oder bürgerlich bleiben. Welche der Fürſt aber gratis nobilitirte, deren Deſcendenten wurden auch gratis nobel.

Das fürſtliche Patent machte den Einwohnern im Fürſtenthum Colchis die Köpfe gewaltig ſchwindeln, und der Schwindel nahm noch zu, als die Nobleſſe im ganzen Lande ſich fabrikmäßig zu vermehren anfing. Wer nur ſo halb und halb die Bedingungen erfüllen konnte, ward adlich, und dieſes war um ſo leichter, da der Herr Präſident ſich eben nicht difficil zeigte, den Nobilitätskandidaten für vollwichtig und gültig anzuſehen. Dieſem Herrn war es um Geld zu thun, und den Andern — um Titel: und ſo konnten ſie ſich einander gut aushelfen.

Ueber dieſe Nobilitirungen war niemand froher, als die colchiſchen Offiziere, welche durch Verbindungen mit Bürger- und Bauermädchen ihren zerrütteten Finanzen gern längſt hätten aufhelfen mögen, wenn der leidige Adelsſtolz ſie nur nicht genöthiget hätte, wegen der unadelichen Sippſchaft der Mädchen davon abzuſtehen. Ein Major von der fürſtlichen Garde zu

Colchis befand ſich in dieſem Fall vorzüglich. Um aus der traurigen Lage, ſich von beſchnittenen und unbeſchnittenen Juden ohne Aufhören mahnen zu laſſen, herauszukommen, fand er weiter kein Mittel, als die Tochter eines ſteinreichen Bauers. Gut einander waren ſich beyde lange ſchon, und Geld hatte das Mädchen vollauf, um eine gnädige Frau werden zu können; aber keine Ahnen, wenn gleich recht geſundes, biederes Blut. Beyden alſo konnte nichts willkommner ſeyn, als die eröffnete Adelsfabrik. Der Vater unterwarf ſich ihr; das Mädchen ward Frau Majorin, und der Major, ſelbſt nach Tilgung ſeiner ungeheuren Schulden, Beſitzer von mehr als zweymalhunderttauſend Thalern. Seinem Beyſpiele folgten unter eben den Umſtänden ſogar Generale.

Die Kaufleute, welche ehemals Bankrutt geſpielt hatten, und zwar mit einem Vorbehalt von ſo viel Vermögen, daß ſie recht artig davon leben konnten, waren vorzüglich begierig, ſich adeln zu laſſen, und dieß, um ſich unter die höhern Stände miſchen und ihre Schande, im ſchimmernden Glanze, deſto beſſer verbergen zu können. Denn es gab doch noch einige Menſchen im Fürſtenthum Colchis, welche ſo grobe Begriffe hatten, daß ſie einen bankrutten Kaufmann von ſolcher Art und einen Schurken für ſynonym hielten. Da aber die alten Edelleute im Fürſtenthum meiſt alle bankrutt waren, und die neuen ſich mit Gewalt dazu qualificirten: ſo durften die Bankrutirer nicht befürchten, vom Adel gehaßt oder verachtet zu werden, nach dem alten Sprichwort: Gleich und gleich geſellt ſich gern.

Der Verfaſſer will hier eine Anekdote erzählen, die er zwar ſchon in ſeiner Lebensgeſchichte erzählt hat, die aber auch hier nicht unrecht zu ſtehen ſcheint, weil ſie wirklich ächt ſchildaiſch iſt, und zugleich darthut, daß Schilda auch oft außer Schilda iſt.

Als der unglückliche Herzog von Baiern, unter dem Namen Carls VII, als Kaiſer, zu Frankfurt am Main ſich aufhielt, weil die Oeſtreicher ihm ſeine Länder genommen hatten, ſo fehlte es ihm ſehr oft an Geld, und er mußte zuſehen, wie er ſeinem Mangel ſteuerte. Ein Jude zu Frankfurt, Namens Löw Iſaak, gab ihm zu verſtehen, daß er aus dem Verkaufe von Adelsbriefen ein artiges Sümmchen ziehen könnte, und bot ſich ſofort an, dieſe Briefe vertreiben zu wollen. Carl ließ ſich den Vorſchlag gefallen: und von da an wurde die Kanzley mit Ausfertigung der Adelsdiplome gleich beſchäftiget. Zum Einſchreiben des Namens blieb eine Zeile leer darin. Der Jude kundſchaftete hierauf ungeſäumt alle die aus, welche gern für wenig Geld den Adel erwerben möchten, und verſchacherte die Nobilitäten weit und breit, ohne daß ſelbſt der Kaiſer den kannte, welchen er zum Edelmann gemacht hatte. Er kümmerte ſich auch wenig darum, und war ſchon zufrieden, wenn Löw Iſaac nur brav Geld dafür einbrachte. .

Dieſen Handel mit dem Reichsadel kann man dem ſonſt ſehr rechtſchaffnen Kaiſer wohl nicht verdenken: er war in der Noth, und Deutſchland zu intereſſirt, als daß es ſein Oberhaupt hätte ernähren mögen. Aber die elenden Wichte, welche ſich damals durch einen Juden, auf die erwähnte Art, adeln ließen, verdienen doch wohl alle Verachtung. Auf dieſe, wie auf mehr Andere, läßt ſich das Sinngedicht anwenden, welches Hr. **Bispink** einem Menſchenkinde von ähnlicher Art, neulich in deſſen Stammbuch ſchrieb, nämlich:

Adlich macht wohl Fürſtengunſt
Selbſt Buben, längſt des Stranges-werth;
Doch Edel-ſeyn iſt eine Kunſt,
Durch die der Mann ſich ſelber ehrt.

An Orten auch, wo ächter alter Stiftsadel iſt, wie in Würzburg, Bamberg, Münſter, Hildesheim, Salzburg und anderwärts, wird niemand weniger geachtet, als ein eingeſchobener Edelmann von der erkauften Art.

Dem neufabricirten Adel im Fürſtenthum Colchis ging es nicht beſſer, und ihm, wie dem gebohrnen, auf gleiche Art Anſehen und Vortheil zu verſchaffen, machte der Fürſt das Geſetz: daß der Adel ohne Unterſchied, in allen Stücken dem Bürgerlichen vorgehen ſollte. Wer endlich ſogar einen Injurienproceß hatte, wurde, wenn ſein Gegner der Injuriirte, ein Edelmann war, ſehr hart beſtraft; war aber der Injuriant von Adel, ſo wurde beynahe gar keine Rückſicht darauf genommen. Ein Edelmann hatte nicht nöthig, vor Gericht einen Eid zu leiſten: denn ſeine bloße Cavalliersparole galt mehr als der Eid des rechtſchaffenſten Mannes. Fand es ſich, daß ein Edelmann und ein Bürgerlicher zugleich um ein Amt warben, ſo mußte der Edelmann vorgezogen werden, geſezt auch, er wäre vom Pinſel-Orden, und der andere ein äuſſerſt geſchickter Mann geweſen. Dies aber galt nur von Aemtern, die viel abwarfen: denn umgekehrt war es bey denen, ſelbſt in der Armee, die zu ihrer gehörigen Führung Kopf und Anſtrengung nöthig machten. Von dieſer Art waren die Vorrechte und Privilegien des Adels im Fürſtenthum Colchis, welche der Fürſt zu ertheilen um ſo billiger fand, da man ihm überzeugt hatte, ſein Thron ruhe auf dem Adel und dieſer nur ſey das Fundament ſeiner Größe — So denn dachte und handelte der Fürſt Friedrich Carl von Colchis, und ſo ſollen noch Andere denken und handeln, die doch von Rechtswegen um einen guten Grad klüger ſeyn ſollten, als der Fürſt zu Colchis.

Da aber außerdem alle Adlichen ohne Unterſchied von den drückendſten Staatslaſten befreyet wurden, die man dann, um in der Einnahme nicht zu kurz zu reichen, dem Bürger und Landmann zuſchob, indem man ihnen neue

Abgaben aufdrang, oder die alten erhöhte: ſo war es unausbleiblich, daß dieß Colchiſche Adelsweſen gar arge Folgen nach ſich zog, ſowohl bey dem Adel als dem Nichtadel.

Der Adel haßte und verachtete den Fürſten wegen des ihm angeflickten neuen Adels, und ſchrieb ſich von da an, ohne alle Präpoſition, um dem leztern, der ſeinen ganzen Adel darin ſuchen mußte, zu zeigen, daß angeerbter alter Adel auch ohne ein von — von Adel ſey.

Der neue Adel, dem der alte überall mit Geringſchätzung auswich, und der als Mittelding zwiſchen Adel und Nichtadel nirgends gern geſehn war, mußte viel aufwenden, um durch Staatmachen zu imponiren, und brav offne Tafel geben, um wenigſtens von Schmarotzern mit einem „Ihr Gnaden“ regalirt zu werden. Dieß aber machte, daß dieſe vorwörtlichen Kindlein ihre heilſame Beſinnung mit der Zeit in ihren ſchwindſüchtigen Beutel fanden, wenn gleich gröſtentheils zu ſpät. Viele von ihnen darbten am Ende, und dann war Verluſt des Mitleids, nebſt doppelter Verachtung, gewöhnlich ihr tägliches Brod, ſo ſehr ſie auch auf den Hof fluchen und ihre eigene Blindheit bereuen mogten.

Der Bürger und der Landmann haßte am Ende alle: den Hof wegen ſeiner Partheylichkeit und Ungerechtigkeit, und den alten und neuen Adel wegen der neuen Laſten, die ihn, neben den alten, des Adels wegen, ganz zu Boden drückten. Es entſtand alſo in ganz Colchis allgemeines Murren wider den Hof und deſſen viele alten und neuen Stützen; und ſelbſt dieſe, wie wir geſehen haben, murrten mit, wenn gleich die erwerbende Klaſſe am lauteſten murrte. Da nun dieſes Murren einen allgemein empfundenen Druck zum Grunde hatte: ſo entſtand ganz natürlich auch allgemeiner Gegendruck, und es erzeugte ſich eine öffentliche Meynung über den Regenten und deſſen Regierung, die für die Zukunft nicht viel Gutes erwarten ließ.

Die colchiſchen Hofherren merkten dieſe öffentliche Stimmung mit Furcht und Zittern, und waren dennoch kurzſichtig genug zu wähnen, daß außer dem Militär, welches wegen des partheyiſchen Voravancirens der Adlichen nicht minder murrte, ſchon ein Schildaiſcher Gelehrter im Stande ſeyn würde, die Unzufriedenen zurechte zu weiſen, ſobald ſich nur einer finden mögte, der den Leuten die Lehre recht einſchärfte: Es ſey keine Obrigkeit, denn von Gott, und wer ſich der Obrigkeit widerſetze, widerſetze ſich auch Gott u. dgl. — Sie fanden dieſen Gelehrten an dem Profeſſor der Geſchichte zu Schilda, Namens Geckhauſenius; und dieſer Ehrenmann, der für Geld alles ſchrieb, was und wie man wollte, ſezte ſich ſtuchs hin und fabricirte und edirte ein „Magazin für die Gerechtſame des Thrones, des Adels und der Rittergüther in Colchis.“

Der gute Mann, der ſonſt ſelbſt dachte und ſprach, wie die, gegen welche er ſchreiben mußte, ſchrieb ohngefähr, wie in den neuern Zeiten die Eudämoniſten und andere Obſcuranten, und machte durch die gegebnen vielen Blößen, die ganze Sache bey dem hellern Theil des Publikums, als den Directoren der öffentlichen Meynung, noch ärger. Es entſtanden überwiegende Gegenſchriften, deren Merkwürdigſte den Titel hatte: Nullum imperium tutum, niſi juſtitia et benevolentia munitum, oder: Kein Reich ſteht feſte, es ſey denn, es zeige ſich groß durch Gerechtigkeit und mild durch Güte. Der Verfaſſer derſelben nahm die Gerechtſame des Regenten in Schutz, aber auch die der Regierten, und gab von da aus ſo gemeinfaßliche Winke, daß der Hof, wie der Herr Gechhauſenius, es mit Händen greifen konnten, daß allgemeine Unzufriedenheit über deſpotiſche Verfügungen und Abgaben, allgemein als übertrieben empfunden, ſich wohl durch gerechte Milderung, aber nicht durch fuchsſchwänzende Schriften heben laſſe, und daß folglich die öffentliche Meynung, in ſolchen Fällen, nicht eher eine andere Richtung nehme oder nehmen könne, als bis der ungerechte Druck, wodurch ſie entſtanden iſt, vorher ſelbſt eine andere Richtung genommen habe.

Es ging allen Colchianern, eben wegen der imponirenden Schrift des Geckhauſenius, beynahe wie einem Kranken, dem man ſeine Leiden dadurch nur noch fühlbarer machet, daß man ihm ſeine Krankheit ableugnen oder ſie minder ſchmerzhaft ausgeben will, als er ſie empfindet. So ein Kunſtgriff empört noch obendrein. Dieß war auch der Fall im Fürſtenthum Colchis, ſo daß die Hofherren, die aber den ſchwachen Fürſten von alle dem nichts merken ließen, ſich endlich noch genöthigt ſahen, des Geckhauſenius Schrift zu verbieten, wie man in neuern Zeiten ſich auch zu Wien genöthigt geſehn hat, ſogar Stücke der Eudämonia und einen Revolutions-Almanach von Reichard, dem Schildaer zu Gotha, auch zu verbieten. Dieß beruhigte gleich etwas; und was vollends alles zulezt beruhigt habe, das wird man bald erfahren.

Bevor aber der Verfaſſer dieſer Annalen das mittheilen kann, will er — aus bloßer Achtung — ſich im Voraus noch gegen etwas verwahren, von dem er aufrichtig verſichert, daß er es ſehr ungern misdeutet ſehen mögte. Es iſt dieſes:

Er ſelbſt findet es ſonderbar, daß eine priodiſche Schrift, die der Juſtizamtmann, Herr P. F. Nehmiz unter dem 21 Februar 1799, von Halle aus, angekündiget hat, beynahe eben den Titel führen ſoll welchen die Schutzſchrift des Schildaer Profeſſors, Geckhauſenius, führt. Sonderbar, ſagt er, findet er dieß immer, war aber als Hiſtoriograph zu gewiſſenhaft, wegen eines kleinen Zufalls von Concurrenz, der Wahrheit vorbeyzugehen und den Titel des Schildaers umzuändern, um dadurch jeder Deuteley vorzubeugen, die der braven

Sache des Hallenſers Abbruch thun könnte. Dieß war auch wohl leicht nicht einmal nöthig, wie es jeder ſehen wird, der da bedenkt, welch ein wichtiger und ehrenvoller Unterſchied — troz der Concurrenz des beynahe gleichlautenden Titels für das Werk von Beyden — dennoch dieſes iſt, daß der Herr Geckhanſenius zu Schilda verſicherte: der Herr Juſtizamtmann Nehmiz aber zu Halle, dieſem weit und breit berühmten Sal-Athen!

Auch verhält es ſich mit jenem Sonderbaren beynahe nicht anders, als wenn vorzeiten ein Hutten über den Adel ſchrieb, und über eben dieſen Gegenſtand in neuern Zeiten auch ein Herr Präſident von Kotzebue. Der Gegenſtand für beyde war einer und derſelbe: aber die Grundſätze, die Behandlungsart und die Tendenz wie verſchieden! Alſo — : doch wollen wir dem Leſer nicht vorgreifen.

Freilich findet man ſchon in der Ankündigung des Herrn Nehmiz ſo hin und wieder Einiges, das auch der Schildaer rabuliſtiſch hätte benutzen können: aber wir wollen offenherzig bekennen, ſo unbekannt wir eben auch nicht ſind mit Deutſchland und deſſen Verfaſſung, daß dieß in einer Unbeſtimmtheit des Ausdrucks für die Ankündigung liegen mag, die der Herr Juſtizamtmann in der Ausführung dereinſt hiſtoriſch und logiſch zu berichtigen wiſſen wird, ohne ſich vor dem hellſehenden bürgerlichen Publikum ein Dementi zu geben, das ihn, troz aller Schlupfwinkel der Politik und Advokaterey, ſogar bey dem vernünftigen und billigen Theil der höhern Staatskaſten, von deren Mitgliedern wir ſelbſt Viele kennen und verehren, wenn auch nicht zweydeutig oder partheyiſch, doch unvollſtändig oder kriptiſch zeigen und darum dieſen Theil der Edeln dahin beſtimmen mögte, ihm für die gehörige Führung der Gerechtſamen des Adels zuzurufen: Herr, qui nimium dicit, nil dicit.

Da wir dieß nicht erwarten und noch weniger wünſchen; ſo wollen wir hier nur merken machen, daß der Grund zu unſerer Aeußerung darin liegt, daß, laut der Ankündigung; — „die Stimme des größern Publikums ſich faſt durchgängig gegen die privilegirten Stände, beſonders gegen den Adel und andere Beſitzer der Rittergüther erheben ſoll, — — und daß, wenn man dem Entſtehen und dem Gange dieſer offenbar partheyiſchen und un-

„billigen öffentlichen Meynung nachſpühre, man
„leicht finde, daß ſie durch die franzöſiſche Re-
„volution herbey geführt worden ſey.“ —

Daß der Herausgeber dieſer Annalen dem Entſtehen und dem Gange der franzöſiſchen Revolution, ſelbſt eine Zeitlang in Frankreich ſehr aufmerkſam nachgeſpührt habe, glaubt er, in den lezten Bänden ſeiner Lebensgeſchichte gezeigt zu haben. Und gerade dieſe Revolution, wie er überall fand und hörte, war das Reſultat von der Ausübung der Gerechtſamen der privilegirten adlichen Kaſten in Frankreich. Dieſe waren bey den Fortſchritten der in- und extenſiven Veredlung der Nation eben ſo weit zurückgeblieben, als ſie ſich an den uſurpirten Vorrechten der ritterlichen Barbarey barbariſch feſthielten, und ſtießen gerade dadurch der ganzen Nation ſo auffallend vor den Kopf, daß dieſe das Widerrechtliche davon nicht nur fühlte, ſondern auch einſah.

Dieſes Gefühl und dieſe Einſicht fixirte ſich durch die immer anhaltende Barbarey der Herren ſo ſyſtematiſch-energiſch feſt in allen Köpfen der Geneckten, daß die Fäuſte im günſtigen Zeitpunkt gleich dreinſchlugen, als deren Führer in beyſpielloſer Geduld lange genug gemerkt hatten, daß die Herren nicht anders zur Vernunft und zur Menſchlichkeit zu bringen waren. Da alſo jene Herren, als barbariſche Egoiſten, in der Veredlung ihrer Einſicht und Gefühle hinter der Nation weit zurückgeblieben waren: ſo trug es ſich zu, wie Herr Eberhard bemerkt hat, daß, indem ſie zu kurzſichtig und zu inhuman waren, Etwas aufzuopfern, ſie am Ende Alles verloren.

Da nun gleiche Urſachen gleiche Wirkungen nach ſich ziehen, wie man dieß lange vor der franzöſiſchen Revolution zu allen Zeiten und in allen Ländern erfahren hat, und an dem Bund des armen Conrads, zur Zeit des Baurenkriegs, ſelbſt in Deutſchland: ſo mögte es dem Herrn Nehmiz eben nicht leicht werden, für die leztausgehobene Stelle ſeiner Ankündigung ein Hiſteron Proteron geradezu zu verneinen.

Dann will es äußerſt ſchwer eingehen, den größern Theil des deutſchen Publikums — mit der Ankündigung — für noch ſo kurzſichtig und ungerecht oder inhuman zu halten — ſelbſt Einige aus dem Adel, nach Nehmizens

Aeußerung, nicht ausgenommen — daß man eine offenbar partheyiſche und unbillige öffentliche Meynung gegen die privilegirten Stände hätte auffaſſen und äuſſern ſollen oder nur können. Dieſes ſo öffentlich zu behaupten und dadurch den größern Theil des deutſchen Publikums ſo peremptoriſch anzuprangern: wahrlich, das iſt etwas hart, und ſtimmt mit der ſonſt feinen Lebensart des Herrn Nehmiz ſo wenig überein, daß er, als Amtmann der Juſtiz, ſobald er dieſe Beſchuldigung nur noch einmal ernſtlich überdenkt, ſie wohl eines Schildaiſchen Geckhauſenius würdig, Seiner ſelbſt aber ganz unwürdig finden wird.

Auf dieſe Art ins Publikum ſchreyen, heißt ja entweder mit Knitteln unter die Vögel werfen und ſie dann weder fangen noch braten können, oder ſeinem Gegner, wie Leſſing ſagt, erſt die Krätze beybringen, um ihn hernach mit allem Anſtand ſchaben zu können. — Doch, wir wollen hier abbrechen und lieber warten, bis die Ausführung der angekündigten Idee uns zeigen wird, ob auf eben die Art, auf welche Herr Nehmiz die Gerechtſame des Adels in Schutz nehmen will, man nicht auch im Stande ſeyn möge, allen Proteſtanten den Zurücktritt zu dem Katholicismus, und dann allen auch jenen zum Judenthum Advokatenmäßig herauszuklauben und den Satz als grundfalſch darzuſtellen, nach welchem es heißt:

Tempora mutantur, quoque nos mutamur
in illis.

Vierzehntes Kapitel.

Letzte Thaten des Fürſten Friedrich Carls.

Je älter und ſchwächer der Fürſt von Colchis ward, deſto verderblicher hing er von ſeinen Pfaffen, Miniſtern und Geiſterſehern ab. Dieſe aber machten nur eine Klicke aus, und kamen alſo niemals mit einander in Colliſion, und jeder erhielt allemal, was er begehrte. Wenn es ja dann und wann dem Fürſten einfiel, nach den Geſchäften zu fragen, und ſich um die Umſtände ſeiner Unterthanen zu erkundigen, ſo ließ man einen Geiſt erſcheinen; und der arme Fürſt fand daran ſo fürchterlich viel zu klauben, daß er alles Andere vergaß und die Herren machen ließ, was und wie ſie wollten.

Um dieſe Zeit erſchien eine fremde Dame zu Colchis, welche engliſch ſprach, und im vornehmſten Gaſthof zum Logiren einkehrte. Sie wurde, wie ſie begehrte, dem Fürſten unter dem Titel einer Gräfin von Brakwell gemeldet, dieſer aber befand ſich ſchwach und konnte ſie nicht vorlaſſen.

Eines Tages früh trat der Oberkonſiſtorialrath Fläz in das Zimmer des Fürſten, und offenbarte ihm, daß er in der verwichnen Nacht eine ſeltſame Erſcheinung gehabt hätte. Wir ſaßen, ſprach er, der Obriſt, ich und der Weiſe — ſo hieß jezt der Geiſterſeher Spandenknebel, pereminentiam — beyſammen, und unterredeten uns über die Gefahr, worin ſich die wahre Religion und die Tugend befinden würden, wenn der große Gott über Ew. Durchlaucht bald gebieten ſollte: denn da käme doch das Land in die Hände Ihres Herrn Bruders, deſſen atheiſtiſche Grundſätze, leider, ſattſam bekannt ſind. Wir ſprachen lange, und flehten zum Herrn, daß er uns abrufen mögte, bevor dieſes Unglück einträfe.

Auf einmal geſchah ein erſchütternder Knall, das Zimmer wurde ungewöhnlich helle, und der heilige Gregorius, der Vorfahr und Anherr Ew. Durchlaucht, ſtand drohend vor uns und ſagte mit donnernder Stimme: „Wenn ihr dieſes befürchtet, ſo bewegt euren Fürſten, daß er denen ſeinen Thron übergebe, die das nächſte Recht darauf haben.“ — Der Weiſe wollte den Geiſt fragen wie man dieß dunkele Räthſel zu verſtehen habe: aber er verſchwand, ehe der Weiſe fragen konnte.

Der Fürſt ſchüttelte den Kopf, ſchwur, daß er das nicht verſtände, und verſicherte, daß, ob er gleich ſeinen Bruder von Herzen bedaure, dieſer doch das nächſte Recht zur Regierung nach ſeinem Tode haben würde.

Fläz ſchwieg, ſeufzte bedeutend und fing eine Erbauungsſtunde über das Lied an: „O Ewigkeit du Donnerwort; — und der ſchwache Fürſt wurde gar mächtig erſchüttert.

Gegen Mittag kam des Fürſten Kammerdiener, und meldete die Frau Gräfin von Brakwell, die Seiner Durchlaucht ihre Aufwartung machen wollte, von neuem. Der Fürſt aber hatte auch dießmal keine Luſt ſie vorzulaſſen, und erließ ihr den Beſuch auf ein ander Mal.

Abends verſicherte der Leibarzt, daß Seine Durchlaucht ſehr ſchwach wären, und folglich zeitig zu Bette gehen müßten. **Fläz** und der **Weiſe** erboten ſich, dem Kranken die Nacht über beyzuſtehen. Indeſſen wurden, ſtatt der Arzneyen vom Leibarzt, dem Fürſten lauter reizende eingegeben, welche ihn gar nicht ſchlafen ließen. Er warf ſich auch ganz unruhig im Bette herum, als auf einmal, nach einem entſetzlichen Schlag, die Thür aufſprang, und der dem Fürſten längſt bekannte Geiſt ſeines Urahnen **Gregorius** hereinſchwand.

„Unwürdiger der Gnade Gottes, ſchrie der Geiſt, willſt du deine Sünde nicht gut machen? willſt du deinen rechtmäſſigen Nachfolger um ſein Erbe bringen? Willſt du ewig in der Hölle bren- en? Warum hörſt du nicht, wenn man dir Geheimniſſe offenbaren will, wovon deiner See- n Seligkeit abhängt?“

Mit dieſen Worten verſchwand der Geiſt, nd ein fürchterlicher Donner erſchütterte das anze Schloß von neuem.

Der Fürſt lag wie betäubt; und Fläz und der Weiſe ſtanden neben ihm, zum Schein auch, wie erſtarrt. Endlich erholte ſich der Fürſt: Ach, rief er, meine Freunde, retten Sie mich, retten Sie meine arme Seele! Bey Gott, dem Allmächtigen, erwiederte Fläz, ich bin zu ſchwach, dieſes große Geheimniß einzuſehen: ich weiß nicht, was ich ſagen, was ich rathen ſoll! Die Verlegenheit des Fürſten ward peinlicher. Ew. Durchlaucht müſſen gleich Morgen früh die Dame ſprechen, die ſich Geſtern hat melden laſſen, ſagte Spandenknebel.

Ja, das mußt du, rief der Geiſt, ohne ſich ſehen zu laſſen.

Der Fürſt trug nun dem Fläz auf, dafür zu ſorgen, daß die Gräfin von Brakwell den andern Tag ihm vorgeführt werden mögte.

Dieß geſchah. Die Dame erſchien in Trauer, näherte ſich ſehr ehrerbietig dem Fürſten, der noch ganz ſchwach in einem Lehnſtuhl ſaß, und redete ihn alſo an:

Niemals würde ich es gewagt haben, vor die Augen Ew. Durchlaucht zu treten, wenn mich nicht wiederholte ſchreckliche Erſcheinungen dazu aufgefodert oder vielmehr gezwungen hätten.

Fürſt: Wer ſind Sie denn, Madam?

Gräfin: Ich heiße Gräfin von Brakwell, und Ew. Durchlaucht kannten mich vor zwanzig Jahren unter dem Namen Miß Jenny?

Fürſt: (erſchrickt) Miß Jenny?

Gräfin: Ja, gnädigſter Herr, ich bin die unglückliche Jenny, die durch Sie das Glück und die Ruhe ihres Lebens verlohren hat.

Fürſt: Wie iſt das möglich?

Gräfin: Sie erinnern ſich, gnädigſter Herr, daß Sie vor zwanzig Jahren in Spa, zur Brunnenzeit, ſich aufhielten und da mit einer Engländerin, einer Miſtreß Lewald, Bekanntſchaft machten. Ich bin die Nichte dieſer Lewald, der Schweſter meines Vaters, des Grafen von Brakwell. Die geringen Reize, die ich damals beſaß, machten Eindruck auf Sie, und ſie bekannten mir Ihre Liebe. Ew. Durchlaucht unternahmen auch wirklich Manches, mich für Ihre Wünſche zu ſtimmen; aber ich blieb der Tugend getreu, und entdeckte Ihnen, daß auch Sie Eindruck auf mich gemacht hatten, nicht eher, als bis Sie mir betheuerten, mich zu Ihrer Gemalin machen zu wollen.

Fürſt: O Madam, hören Sie auf!

Gräfin: Gern, herzlich gern, wollt ich Sie ſchonen, wenn nicht eine höhere Macht mich nöthigte, Ihnen zu ſagen, was Sie wiſſen müſſen. Sie ſagten damals, daß Ihr Herr Vater noch lebe, und daß unſere Verbindung bis auf deſſen Ableben verborgen bleiben müßte. Unſere Verbindung wurde indeſſen von einem Geiſtlichen in der Nachbarſchaft vollzogen, worauf Sie mich mit nach Paris nahmen. Hier machten fremde Reize Sie immer kälter gegen mich; und als endlich die Nachricht von dem Tode Ihres Vaters eintraf, verließen Sie mich geradezu. Um dieſes zu beſchönigen, ließen Sie mir ein Schreiben durch Ihren Kammerdiener zufertigen, und melden, daß der Geiſtliche, der uns getrauet hätte, ein Stallknecht geweſen wäre, und daß folglich unſere Ehe! als ungültig, uns nicht bände. Sie ſchickten mir zugleich noch tauſend Guineen, um für meinen Unterhalt forthin ſelbſt ſorgen zu können, da Ihre Lage Ihnen dieß nicht mehr zuließe.

Fürſt: O, Madam, o, ſchweigen Sie!

Gräfin: Hören Sie mich aus, gnädigſter Herr! Ich war über Ihre Treuloſigkeit ſo ſehr betreffen, daß ich beſchloß, Sie ganz zu vergeſſen, und begab mich deswegen nach England zurück, wo ich vor allen Menſchen verborgen leben wollte. Aber ich trug das Pfand unſrer Vereinigung unter meinem Herzen, und gebar einen Sohn, den ich in London erziehen ließ, ohne mich ihm jemals als ſeine Mutter zu zeigen. Noch weiß er nicht, daß ich ſeine Mutter bin, und noch weniger kennt er ſeinen Vater, den ich ihm abſichtlich nie nannte, um ihn ſelbſt gänzlich zu vergeſſen. Aber ſeit einigen Monaten hatte ich nächtliche Erſcheinungen von einem Geiſte, der ſich Gregorius nennt, und der Stammherr Ihres fürſtlichen Hauſes ſeyn will. Dieſer hat mir offenbaret, daß jener Reitknecht, der uns getrauet hat, wirklich ein geweihter katholiſcher Prieſter geweſen ſey, daß alſo unſere Ehe gültig, und mein Sohn Ihr rechtmäßiger Erbe iſt. Außerdem hat mich der Geiſt noch unter den fürchterlichſten Drohungen ermahnt, Ihnen alles vorzuſtellen, was Sie eben jezt gehört haben. Sie werden nun wiſſen, gnädigſter Herr, was Sie zu thun haben: Ich überlaſſe alles der Vorſehung und Ihrem eignen Gewiſſen. Sehen Sie ſelbſt zu, ob Sie Ihr Kind, Ihren einzigen rechtmäßigen Sohn verleugnen und im Elende ſchmachten laſſen können.

Der Fürſt war zu ſehr bewegt, als daß er hätte länger bey der Dame verweilen können. Er verfiel in eine Art von Ohnmacht, und mußte ins Bette gebracht werden.

Funfzehntes Kapitel.

Fortſetzung.

Die Dame hatte, in ſofern der Fürſt ſelbſt um die Sache wußte, ziemlich richtig erzählt: aber da, wo er nichts mehr wiſſen konnte, hatte ſie ſich Varianten von der Wahrheit erlaubt. Sie hieß wirklich Miß Jenny und hatte den Roman mit dem Fürſten von Colchis geſpielt, wie ſie denſelben beſchrieben hatte. Der Fürſt, als Erbprinz, war ein großer Mädchenjäger; und Miß Jenny ſchien ihm eine noble Priſe für ihn werden zu können. Aber dem Mädchen war ſchwer beyzukommen: denn ſie war damals noch tugendhaft. Der Prinz machte ſich eben nichts daraus, ernſthaft zu reden und von Heirathsſachen ein Wort fallen zu laſſen; und die Tante der Miß, die ſtolze Mistreß Leweld, lag ihrer Nichte an, dem Prinzen Gehör zu geben. Sie folgte, und dieſer ließ ſich heimlich durch einen Reitknecht trauen, der Prieſterhabit anziehen mußte. Als er hernach zu Paris ihrer überdrüſſig ward, verließ er ſie, und machte ſich heimlich davon, unter dem Vorgeben, wie wir wiſſen, daß ihre Ehe ungültig ſey. *)

Miß Jenny war verlaſſen, nahm jedoch froh die tauſend Guineen des Prinzen, kehrte nach Spa von Paris zurück, trieb ihr Weſen anderwärts, zog endlich gar mit Komödian-

---

*) Vincenz II. Herzog von Mantua, meynte, daß ſo eine Ehe dennoch gelten müſſe, indem der betrogne Theil in bona fide geweſen wäre, wie die Juriſten reden. Er zwang daher einen Edelmann, ein gemeines Mädchen als Frau zu behalten, mit welchem er ſich durch einen verkleideten gemeinen Soldaten hatte trauen laſſen. Der Erzbiſchof widerſetzte ſich zwar, und erklärte die Ehe für ungültig; aber Vincenz blieb ſtandhaft; und wollte der Herr Baron den herzoglichen Hof nicht aufgeben, ſo mußte er ſein Bauermädchen behalten. Ich denke, der Herzog hatte recht, was auch die Canoniſten radotiren mögen: denn kann eine ſolche Ehe dem Katholiken nicht als Sakrament gelten, ſo muß ſie ihm doch als Vertrag gelten. Man ſehe hievon die Menagiana, ich weiß aber nicht mehr, wo.

ten herum, und gebar erſt zwey Jahre nachher einen Sohn, deſſen Vater keiner weniger, als der Prinz war.

Endlich ging ſie nach England zurück, ward Ausgeberin bey einem Lord, der auch dem jungen Menſchen eine Erziehung geben ließ. Als er heran wuchs, bildete ſie ihm und Andern ein, daß er der Sohn des regierenden Fürſten von Colchis ſey. Als er zu höhern Jahren gekommen war, beſchloß ſie, dahin zu reiſen, und zu verſuchen, ob ſie unter ihrem erdichteten Vorwand vielleicht noch etwas für ihren Sohn erhaſchen könnte: denn ihre damalige Abſicht ging blos auf eine Summe Geld.

Unterwegs hörte ſie, daß Herr Lipps, den ſie ehemals gekannt hatte, Profeſſor zu Schilda wäre, und zu Colchis viel vermögen ſollte. Sie begab ſich daher nach Schilda, und wendete ſich an ihren alten Bekannten. Dieſem entdeckte ſie im Vertrauen die Abſicht ihrer Reiſe; und kaum hatte Herr Doctor Lipps ſie vernommen, als ſein Freund, der Kanzler, hereintrat, und die Unterredung ſtöhrte. Die Dame empfahl ſich endlich: und was nun Herr Doctor Lipps wußte, erfuhr auch Herr von

Schneller. Dieß zu hören und gleich auszurufen: Nun ſind wir geborgen! war eins.

Ich darf wohl ſchwerlich noch erinnern, daß Schneller und ſeine Kumpane zu Colchis, Fläz, der Oberſte und die übrigen von der Obſcuranten-Klicke die Sache der Miß Jenny ſo karteten und leiteten, daß ſie gehen mußte, wie ich es im vorigen Kapitel beſchrieben habe.

Der Fürſt war, nach der Unterredung mit der ſogenannten Gräfin von Brakwell, zu Bette getragen worden, und befand ſich in der jämmerlichſten Unruhe. In ſolchen Umſtänden konnte ihn niemand tröſten, als Fläz, welcher den Troſt des gnadenreichen Evangelii reichlich über ihn auszugießen pflegte. Fläz kam, ſezte ſich an das Bette des Fürſten, und wünſchte ihm Stärke von Oben.

Ach, ſagte der Fürſt, ich falle in Verzweiflung! Gott im Himmel, was ſoll ich thun?

Fläz: Ew. Durchlaucht haben die Mittel, ſelbſt Ihre Seele zu retten, in Händen: es kommt nur auf Höchſtdieſelben an, ob Sie dieſe Mittel gebrauchen wollen.

Fürſt: Ach, beſter Freund; gern will ich ja alles thun, was in meinen Kräften ſteht!

Fläz: Iſt denn alles wahr, was die Frau Gräfin Ew. Durchlaucht geſagt hat?

Fürſt: Alles, lieber Fläz, alles iſt wahr!

Fläz: Wenn dem ſo iſt, dann freilich iſt die Frau Gräfin Ihre rechtmäßige Gemalin.

Fürſt: Meine Gemalin? Ich habe ja nachher eine Gemalin gehabt, die Prinzeſſin Keren-Happuch.

Fläz: Die erſte Gemalin lebte aber noch, und darum war Ihre andere Ehe nichtig, war ein wahres adulterium. Ein Glück iſt es noch, daß Ihre andere Ehe unfruchtbar geweſen iſt. Dieß erleichtert die Ausſöhnung mit Gott gar ſehr.

Fürſt: Iſt das wahr?

Fläz: So wahr, als ein Gott iſt: denn um Ihr Unrecht jezt wieder gut zu machen, um den Himmel zu verſöhnen, und Ihre ewige Seligkeit nicht zu verſcherzen, haben Sie nur nöthig, erſtlich die Frau Gräfin öffentlich für die rechtmäßige Fürſtin zu erklären.

Fürſt: Ach Gott!

Fläz: Fürs andere müſſen Sie Ihren Sohn als rechtmäßig aufnehmen, und als den wahren Erben Ihres Fürſtenthums anerkennen, und ihm von Ihren Unterthanen huldigen laſſen.

Fürſt: Ach Gott, ach Gott!

Fläz: Dieſes alles ſage ich Ihnen, Gnädigſter, als ein Diener Gottes, und als ein Ausleger der allerhöchſten Befehle der göttlichen Majeſtät, vor welcher Fürſten Staub ſind, und Könige geachtet werden, wie der Maulwurf, der blind in oder auf der Erde herumwühlt. Ich befehle alſo Ew. Durchlaucht an Gottes ſtatt, und im Namen des Allmächtigen, der da geben wird einem jeden nach ſeinen Werken, Trübſal und Angſt über alle Seelen der Menſchen, die da Böſes thun, daß Sie, wenn Sie anders ſelig werden wollen, meinem Rath folgen, und das thun, was ich Ihnen geſagt habe.

Der Fürſt verſprach alles, was Fläz wollte, und eine abermalige Erſcheinung ſeines Ahnherrn Gregorius befeſtigte ihn in ſeinem Vorhaben.

Als daher der Fürſt nur wieder ſo weit hergeſtellt war, daß er öffentlich erſcheinen konnte, ſo ward die Frau Gräfin von Brakwell und deren Sohn in Beyſeyn des Fürſten, dem ganzen Hof und der ganzen Dienerſchaft vorgeſtellt, mit der Erklärung, daß die Frau Gräfin die wirkliche Gemalin ſeiner Durchlaucht, und ihr Sohn der wirkliche Sohn des Fürſten und der wahre Erbprinz von Colchis ſey. Die Leute ſteckten zwar über dieſe ganz außerordentliche Erſcheinung die Köpfe zuſammen; aber da ſie ſchon längſt an ſolche Erſcheinungen gewöhnt waren, ſo ließen ſie es dabey bewenden, und machten blos Gloſſen.

Der Fürſt ließ ſofort im ganzen Lande ein Manifeſt bekannt machen, worin es hieß: daß er ehemals ſeine rechtmäßige Gemalin zu einer Zeit, wo ſie gerade ſchwanger geweſen wäre, bey einem Schiffbruch verloren und ſie für todt gehalten habe; daß dieſe durch eine höchſt wunderbare göttliche Fügung gerettet und jezt nach Colchis gekommen ſey, ihre und ihrers Sohnes Rechte zu reklamiren u. ſ. w. Ich würde meine Leſer beleidigen, wenn ich den elenden Roman, der ein Product von Schnellers Erfindung war, hier weiter ausführen wollte. *)

---

*) Wer Luſten hat, Romane von dieſer Art in Menge zu leſen, der findet ſie in Lünigs Reichsarchiv, und in den Schriften der beyden großen Publiciſten Jacob und Carl von Moſer.

Die Unterthanen des Fürſten ließen ſich das Blendwerk gefallen: denn vor der Hand noch dachten ſie, wie der Eſel in der Fabel, daß es gleich viel ſey, wer einem den Sattel auflege, und daß es erſt noch ärger werden müſſe, bevor es durch ſie ſelbſt beſſer werden könne. Nach dem Prinzen Moritz verlangten ſie auch nicht ſehr: denn ſie kannten ihn zu wenig, und dachten alſo, daß er als Fürſt regieren würde, das heißt, eben ſo, wie ſein Bruder und deſſen Gleichen.

Sechszehntes Kapitel.

Geſpenſterfabeln.

Daß es ſo weit mit der Betrügerey kommen würde, hatte Herr Lipps nicht erwartet. Sein Freund, der Kanzler von Schneller, hatte ihm auch nicht entdecket, wie weit die Sache gehen ſollte. Er erſchrack daher nicht wenig, als dem Senat zu Schilda angezeigt wurde, daß die

Univerſität wegen der Wiederentdeckung der Fürſtin und des Erbprinzen eine Solennität veranſtalten und das TeDeum feierlich abſingen ſollte.

Lipps war ehedem auf ſeinen abentheuerlichen Reiſen mit den Hiſtorien der Frau Gräfin genau bekannt worden: er wußte alſo zuverläſſig, daß hier der gröbſte Betrug im Spiele war und fürchtete nicht ohne Urſache, daß über kurz oder lang das ganze Spiel entdeckt werden, und die fürchterlichſten Folgen für alle die haben würde, welche Theil an der Spitzbüberey gehabt hätten. Seine Beſorgniß darüber ließ ihn nicht mehr ruhen, und um ſich Luft zu machen, ging er zu ſeinem Freunde, dem Kanzler, und ſeine Anrede war gleich die Frage:

Aber um Gotteswillen, Bruder, was für verfluchte Wirthſchaft gebt Ihr denn in Colchis an?

Schneller: Verfluchte Wirthſchaft ſagſt Du? Nicht doch, Bruder! Nur durch dieſen Kunſtgriff ſind wir ſicher auf die Zukunft. Wäre aber der Fürſt abgefahren, und Moritz Regent geworden, ſo waren wir alle pritſch.

Lipps: Ja, wie Du denkſt! Glaubſt Du denn, daß Euer Spiel verborgen bleiben wird?

Schneller: Wer wird's entdecken?

Lipps: Die Geſchichte der Gräfin Brakwell, oder der Miß Jenny iſt bekannter, als Ihr vermuthet: man weiß in Paris, in Spa, in Manheim, in Pyrmont und an hundert andern Orten davon. Man weiß wenigſtens hier und da, daß der Burſche, ihr Sohn, nicht von unſerm Fürſten iſt.

Schneller: Was?

Lipps: Nicht anders! Und wie könnt Ihr nun erwarten, daß ſich kein dienſtbarer Geiſt finden werde, der dem Prinzen Moritz, aus Hofnung einer anſehnlichen Belohnung, die wahre Beſchaffenheit der Sache entdeckte? Und geſchieht das, wie die Wichtigkeit und Seltſamkeit des Vorfalls es nicht anders befürchten läßt: dann ſind alle die nicht nur unwiderbringlich verlohren, die Theil daran gehabt haben, ſondern ſie haben auch noch die Strafe als Landesverräther zu erwarten.

Schneller: Du erſchreckſt mich, Bruder-Herz!

Lipps: Warum miſcheſt Du Dich aber auch in ſolche verdammte Fratzen! Haſt vielleicht gar die erſte Idee dazu hergegeben! Aber, wehe uns allen, wenn die Sache ſchief geht: und ſchief muß ſie gehen, ſo wahr ich Doktor der Theologie bin!

Lipps zeigte Schnellern, zur nähern Beſtätigung, noch einige Briefe, welche die Gräfin, von Colchis aus, an ihn geſchrieben hatte, ehe noch der ſataniſche Anſchlag, dem Fürſten eine Gemalin und einen Fürſten unterzuſchieben, ins Werk gerichtet wurde. Lippſen konnte ſie keinen blauen Dunſt vorſpiegeln; und ſo mußte ſie ſchon ohne Schminke und Lügen ſchreiben. Aus dieſen Briefen erhellte aber klar und deutlich, daß die Madame keine Gräfin, keine Gemalin des Fürſten und keine Mutter eines Erbprinzen war. Sie wollte anfänglich blos Geld zu erhaſchen ſuchen.

Schneller las die Briefe. Gott ſey Dank, lieber Bruder, ſagte er, daß wir dieſe Beweiſe haben! Durch dieſe Briefe werde ich mich ſchon bergen, und uns beyde in Gunſt bey dem Prinzen Moritz zu ſetzen wiſſen: denn ich merke ſchon, mit der neuen Prinzerey ſteht es auf die Art ſehr windig!

Ja, thue das, wenn Du klug biſt, erwiederte Lipps, aber thue es bald, daß Dir nicht ein Andrer zuvorkomme. Alſo mache, denn es iſt periculum in mora.

Schneller ſchrieb an den Prinzen Moritz, ſezte alle bisher geſpielte Kabalen auseinander, und beſonders die lezte: alles belegte er mit hinlänglichen Beweiſen, und rühmte dabey ſeine und ſeines Freundes, Lipps, Ergebenheit gegen ſeine Durchlaucht, und empfahl ſich und den unterthänigſt.

Moritz hatte zwar von der zu Colchis geſpielten Farze ſchon gehört, wußte aber noch immer nicht, was er dabey denken ſollte. Müller konnte ihn zwar auch leicht überzeugen, daß alles Betrug ſey, aber die Natur dieſes Betruges konnte er ihm nicht angeben. Da erſt alſo ging dem braven Fürſten auf einmal ein Licht auf, als er Schnellers Brief geleſen hatte.

Gern mögt' ich, — rief Moritz ſeinem Müller entgegen, als er nach Empfang des Schnellerſchen Briefes zu ihm hereintrat, — den Göttern jezt eine Hekatombe opfern! Ich habe etwas entdeckt, was für uns mehr Werth hat, als die Entdeckung des Pythagoras. Ich habe das Geheimniß der Bosheit zu Colchis in Händen. Da, lieber Müller, leſen Sie!

Müller: (nachdem er Schnellers Brief geleſen hatte,) Gott ſey Dank! Gewiß, gnädigſter Herr, die Fürſehung ſorgt ſo ſehr für Sie, daß ſogar die Schurken ſelbſt Verräther ihrer Schurkerey werden müſſen.

Moritz: Sollte denn Schneller auch ſelbſt an dieſem Bubenſtück Theil gehabt haben?

Müller: Nichts iſt gewiſſer! Der Mann ſtieg als ein armer ſchlechter Menſch immer höher, und iſt ein Erzkabaliſt; nun aber wird es ihm angſt, und er ſucht einen Hinterhalt. Hätte er ſich ohne Sie retten können: er hätte das Bubenſtück ungeſtöhrt zur Reiſe kommen laſſen.

Moritz: Er ſey nun, wer er wolle: dieſe Entdeckung iſt mir ſo viel werth, daß ich dereinſt dankbar dafür ſeyn will.

Müller: Allerdings! die Pflicht der Dankbarkeit darf der rechtliche Mann auch gegen den Böſewicht nicht vergeſſen, ſobald der ihm einen Gefallen erzeigt hätte. Aber dieß Bubenſtück — doch man muß nicht eher richten, bis man die Partheyen näher verhört hat.

Moritz: Freilich, wenn ich der Lezte meines Stammes wäre, ſo würde ich mir wahrlich wenig daraus gemacht haben, daß ein Anderer ſtatt meiner in Colchis hätte regieren ſollen.

Müller: Vergeben Sie, gnädigſter Herr! Sie haben Fähigkeiten zu regieren, und das Recht der Geburt ruft Sie auf den Thron; alſo iſt es auch Ihre Pflicht, Regent zu werden, und einen Betrug exemplariſch aufzuhellen und zu beſtrafen, wodurch man Ihnen den Thron hat rauben wollen. —

Der General Hartenfels war Kommendant der Feſtung Felſenburg, ein alter rauher Kriegsmann, der ſchon unter Moritzens Großvater gedient und viele Feldzüge mitgemacht hatte. Der Prinz kannte dieſen Ehrwürdigen als einen unerſchütterlichen Anhänger an alles Gute, und ſchäzte ihn ſehr hoch. Eben ſo ſchäzte und liebte ihn die ganze Armee; aber der Hof zu Colchis haßte ihn, weil er ein Mann von rauher Tugend war, und weder lügen noch ſchmeicheln konnte.

Dieſen alten General beſuchte Moritz öfters; und nachdem er die Entdeckung über die

Schurkerey zu Colchis gemacht hatte, ſo beſchloß er, ihn zu ſeinem Vertrauten zu machen. Er ritt alſo zu ihm hinaus.

Guten Tag, Alter, rief er ihm bey ſeiner Ankunft zu: wie gehts?

Hartenfels: Lauſig gehts, gnädigſter Herr! Ich werde noch quittiren müſſen, wenn mir der liebe Gott nicht bald meinen Abſchied giebt.

Moritz: Quittiren? Sie? ein Mann, der ſchon ſo lange und mit ſo vielem Ruhm unſerm Hauſe gedient hat?

Hartenfels: Ja, bey Gott, gnädigſter Herr! Mein Vorhaben war, angethan mit dem Dinge da (auf ſeinen Degen ſchlagend) im Dienſte des fürſtlichen Hauſes zu ſterben. Aber ſo bringt man Thronfolger aus dem Monde, oder wo die Brut her ſeyn mag: Solcher Brut diene der Teufel; ich, auf Ehre, nicht! (ſchlägt ſich auf die Bruſt).

Moritz erzählte hierauf dem alten General, was wir ſchon wiſſen, und dieſer, als Moritz kaum fertig war, ſprang voll Freude auf, wie ein Jüngling, und rief:

Nein, nun ſey mir der Tag geſegnet, an dem ich Dienſte nahm, ſo oft ich ihn ſonſt ſchon verwünſcht habe! Denn jezt habe ich Gelegenheit, das Recht zu unterſtützen und die Bosheit zu vernichten. Verlaſſen Sie ſich auf mich, gnädigſter Herr: die Gerechtigkeit ſoll gewiß ſiegen. Der General Bloxer in Colchis, der muß um die Sache auch wiſſen: er iſt ein ehrlicher Mann und mein Freund, und wir beyde wollen ſchon ſolche Anſtalten treffen, daß, ſobald der Fürſt abfährt, die Kabale zertrümmert, und Sie auf den Thron erhoben werden ſollen. Dabey bleibt es: hier iſt meine Hand!

Moritz drückte den ehrlichen Greis an ſeine Bruſt, und vergoß Thränen der Rührung über die edle Theilnahme des Alten. Gott, fuhr dieſer fort, laß mich nur noch ſo lange leben, bis ich das gute Werk habe ausführen helfen, und vergieb mir die Narrheit, daß ich dich ſo oft gebeten habe, mich doch hinwegzunehmen! Du machſt doch alles ſo gut, du Allweiſer! wir närriſche Menſchen begreifen aber das ſo ſelten!

Vor Ihres Bruders Tod, fügte der Alte noch hinzu, iſt gar nichts zu machen: Der iſt von Verräthern, Pfaffen, Geiſterſehern und Hof=

ſchranzen umgeben. Alſo rathe ich, ſtill zu ſitzen, aber nur noch eine kurze Zeit. Lange kann Ihr Bruder es nicht mehr machen, wie ich ganz zuverläſſig weiß: denn er hat eine unheilbare Waſſerſucht, die ihm den Garaus bald machen wird. Aber laſſen Sie mich indeß nur machen, und entfernen Sie ſich nur nicht aus dem Lande!

Moritz kehrte nach ſeinem Landſitz zurück, und ſchrieb an Schnellern, wie folget:

Mein lieber Herr Kanzler,

Ich danke Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir mitgetheilt haben. Daß ich Gebrauch davon machen werde, verſteht ſich, und es wird lediglich von Ihnen abhängen, ob Sie Antheil an den Vortheilen nehmen wollen, die aus dieſem Gebrauch nothwendig entſpringen müſſen. Im übrigen rechnen Sie auf die Dankbarkeit

Ihres

Moritz.

Der Sohn von Miß Jenny, oder der proklamirte Erbprinz von Colchis war ein wahrer Pinſel, ohne Kenntniſſe und ohne Einſicht. Man hätte ſagen ſollen, die Natur habe ihn verwahrloſet: aber deſto willkommner war er, als

Nachfolger des Fürſten, den Geiſterſehern und Kabaliſten zu Colchis. Der Oberſte, der Fläz und der Spandenknebel ließen ihn auch dann und wann Geiſter ſehen, und ſahen in ihm ſchon einen Regenten, unter deſſen Namen ſie wieder nach Wohlgefallen würden regieren können. Sie ermangelten auch nicht, ihren Freunden, den Obſcuranten zu Berlin, von ihren löblichen Anſchlägen Nachricht zu geben, und wurden von dieſen gerühmt, als wahre Söhne der heiligen Kirche, als ächte Stützen der heiligen Religion und als preiswürdige Verbreiter des allerheiligſten Glaubens.

Siebzehntes Kapitel.

Tod des Fürſten zu Colchis.

Der Fürſt Friedrich Carl näherte ſich indeſſen ſeiner Auflöſung immer merklicher. Sein Arzt ſpiegelte ihm zwar öfters vor, daß er ſich beſſere; und den armen Kranken graute zu ſehr vor dem Gedanken an den Tod, als daß er dieſer Ueberredung nicht hätte glauben ſollen. Doch wollte der Geängſtete das Beßte nicht verſäumen, und auf jeden Fall für das Heil ſeiner armen Seele ſorgen. Fläz durfte daher keinen Augenblick aus ſeinem Zimmer, und mußte ihm aus Johann Friedrich Maiers geängſtigtem und getröſtetem Kind Gottes täglich hundert und funfzig Seiten vorleſen.

Aber weder das Opium, das der Fürſt übermäßig einnahm, noch die Gebete des Herrn Fläz konnten etwas wider die dira neceſſitas. Der Fürſt Friedrich Carl von Colchis ſtarb den erſten Oſtertag 17 — früh Morgens um halb Sechſe, als eben die Sonne aufging; und Fläz heulte der abfahrenden Seele noch nach zur glücklichen Reiſe:

So fahr' ich hin zu Jeſu Chriſt,
Mein Arm thu' ich ausſtrecken:
So ſchlaf ich ein
Und ruhe fein,
Kein Menſch kann mich aufwecken,
Denn Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn,
Der wird die Himmelsthür aufthun,
Mich führ'n zum ew'gen Leben.

Fläz, über das nahe Ende des Kranken vom Leibarzt belehrt, hatte dafür geſorgt, daß die höchſte Dienerſchaft des Fürſten die ganze Nacht im Pallaſt blieb, um gleich, wenn der Odem ausführe, dem jungen Prinzen, als künftigen Regenten, zu huldigen. Auch war der alte General Blorer von dem herannahenden Tode des Fürſten unterrichtet worden, damit er, im Sterbefall, die Garniſon dem neuen Regenten auch gleich ſchwören ließe. Blorer hatte daher allen in Colchis ſtehenden Regimentern anbefehlen laſſen, ſich bereit zu halten, um gleich nach dem Trommelſchlag auf dem Paradeplatz am Zeughaus erſcheinen zu können. Nebenher befahl er, daß — laut einer geheimen Verabredung mit Hartenfels — ein Signal bey dem Tode des Fürſten mit einer Kanone gegeben werden ſollte. Fläz und die Andern, die den General als einen Mann kannten, der blos ſeinen Dienſt that, und ſich um andre, beſonders politiſche Dinge gar nicht bekümmerte, dachten an nichts arges.

Kaum war Friedrich Carl zu ſeiner Ruhe eingegangen, als die ganze hohe Dienerſchaft in das Zimmer des eingeſchobenen Erbprinzen ſtürmte, und ihn als ihren nunmehrigen Fürſten und allergnädigſten Herrn ſalutirten. Fläz hielt eine Rede voll Salbung, und ermahnte den neuen Fürſten, ja recht orthodox und der reinen Lehre treu zu bleiben: dann würde auch Gottes Segen auf ihm ruhen, ſein Stamm würde blühen und was des heiligen Geredes mehr war.

Schon machte man Anſtalten, die Glocken läuten zu laſſen, um das höchſtſelige Ableben des weiland durchlauchtigſten Fürſten, und die Thronbeſteigung ſeiner nunmehr regierenden Durchlaucht bekannt zu machen, als auf einmal der alte General mit ſeinem Adjutanten hereintrat, und dem neuen Fürſten, wie deſſen ganzer Dienerſchaft ankündigte, daß ſie ſamt und ſonders ſeine Arreſtanten wären, und ihm folgen ſollten.

Da nun hätte man die Geſichter ſehen ſollen! Die Herren waren alle wie verſteinert: keiner konnte das Wort finden, und ſtanden, wie hölzerne Bildſäulen.

Nun, wird's bald? rief der General. Raſch vorwärts, vorwärts!

Die ſogenannte Fürſtin war die erſte, welche ſprechen konnte. Herr General, ſagte ſie, haben Sie Reſpekt gegen ihren jetzigen Fürſten!

General: Allerdings hab' ich den; und es geſchieht gerade auf Befehl meines jezt rechtlich-regierenden Fürſten, daß Sie in Arreſt ſollen. Ich handle hier nicht für mich. Haben Sie nur die Güte, ſich gleich zu fügen!

Fläz wollte auch ſein Wort anbringen, ſo auch **Spandenknebel** und der Oberſte und der Erfürſt **Jenny**: aber der General befahl ihnen, zu ſchweigen und den Augenblick zu folgen, wenn ſie nicht Luſt hätten, ſich in Ketten legen und mit Gewalt transportiren zu laſſen. Alſo mußte die ganze Klicke, ſie mogte wollen oder nicht, dem General gehorchen; und dieſer ließ ſie Kopf für Kopf in Verhaft nehmen und durch Soldaten bewachen.

Kaum war dieſe Verhafnehmung der Großen zu **Colchis** bekannt geworden, als der Pöbel überlaut jauchzte, und die Gerechtigkeit des Fürſten **Moritz** ſchon in den Himmel erhob. Nun, meynte er, würde alles beſſer kommen, als man erwartet hätte! — Der Pöbel hält freilich allemal dafür, daß jede Strafe, die großen oder angeſehenen Leuten widerfährt, gerecht ſey, und überlegt nicht, daß auch hier die Kabale vorzüglich thätig zu ſeyn pflegt. Der Pöbel haſſet aber einmal alles, was höher, als er, iſt, und freuet ſich, wenn es unter ihm herabſinkt, ob er gleich auch alles, was geringer iſt, als er, verachtet, und durchaus nicht leiden kann, daß ſich daſſelbe über ihn erhebe. Aber dafür iſt der Pöbel auch Pöbel, und denkt und empfindet wie Pöbel.

Schon den folgenden Tag erſchien der neue Fürſt Moritz, und wurde, ſchon wegen der Verhaftnehmung der Hofſchranzen, mit lautem Frohlocken empfangen. Nun wird alles gut gehen, riefen alle laut: nun ſind wir von allem Elend befreyet! Der neue Regent wird gewiß ſelbſt regieren, und ſich von Pfaffen und dem Hofgeſindel nicht misleiten laſſen, uns zu ruiniren. —

Moritz, der dieſes hörte, ſagte zu ſeinem Sohn: hörſt Du, Carl, wie's die Leute machen? Ohne mich weiter zu kennen, rühmen und preiſen ſie mich ſchon, gleichſam als wenn es vnmöglich wäre, daß ich in meines Bruders Fußſtapfen trete, oder es gar noch ärger mache als er. Das ſind Schmeicheleyen, mein Sohn, die freilich ein kluger Mann nicht achtet, die aber doch manchem Schwachkopf von Regenten das Köpfchen verrücken, und ihn ſelbſt in den Grund hinein verderben. Man wird Dir dereinſt auch ſo applaudiren, aber ich hoffe, daß Du an meinem Beyſpiel lernen wirſt, die Gunſt und die Ungunſt, das Lob und den Tadel des großen Haufens zu verachten, und nur auf Recht, Tugend und Verdienſt nach Vernunft zu ſehen.

Den Körper ſeines Bruders ließ der neue Fürſt ohne alle Ceremonien ganz in der Stille in die Gruft ſeiner Vorfahren bringen. Auch befahl er, ihm keine Leichenpredigt zu halten: denn er war mein Bruder, ſagte er; ich will alſo nicht, daß man ihn nach ſeinem Tode noch öffentlich beſchimpfe: und dieſes würde man thun, wenn ich ihm Leichenpredigten halten ließe. Da würden gewiß Schmeichler auftreten, welche ſeine Laſter, ſeine Schwächen und Ungerechtigkeiten für Verdienſt ausposaunen, und ſogar ſein Opinionsgericht, ſein Inquiſitionsweſen und ſeine Fabrikation des Adels für wahre Weisheit ausgeben und loben würden. Ueberhaupt ſind Leichenpredigten in meinen Augen größtentheils Lügenpredigten, und ein Panegyrikus macht ſogar das Andenken großer Männer verdächtig, weil man geneigt iſt, diejenigen Tugenden dem großen Mann abzuſprechen, welche ihm der Lobredner zuſchreibt. Die Geſchichte allein iſt hinlänglich, gute Fürſten nach der Wahrheit zu würdigen; und was hilft es, einen Regenten auf der Kanzel noch ſo hoch herauszuſtreichen, den die Geſchichte als einen Taugenichts, Geiſterſeher, Narren und Tyrannen der Nachwelt überliefern wird?

Um die verhaßten Schwächen ſeines Bruders deſto eher aus dem Andenken und Gerede zu bringen, unterſagte Fürſt Moritz ſogar das Trauergeläute. Auch wollte er nicht haben, daß man ſeinetwegen Muſik, Tanz und andere Luſtbarkeiten einſtellen ſollte, weil er nicht einſähe, in welchem Verhältniß dieſe Dinge mit dem Tode eines Regenten ſtänden. Dann, ſagte er, wollen die Schenkwirthe und Muſiker während der Zeit auch leben; alſo während der Zeit auch was verdienen: und dieſes wie jenes darf man ihnen darum auf keinen Fall unterſagen.

Achtzehntes Kapitel.

Regierung des Fürſten Moritz.

Ich habe keinesweges die Schuldigkeit auf mir, die Art, wie Fürſt Moritz ſeine Länder zu regieren anfing, genau anzugeben: denn ich mache den Annaliſten von Schilda, und nicht den Hiſtoriographen des Fürſtenthums Colchis. Daher werden meine Leſer zufrieden ſeyn müſſen, wenn ich Ihnen über dieſen Gegenſtand nur ſoviel liefere, als hinreicht, den Fürſten Moritz als einen guten Fürſten kennen zu lernen.

Was mache ich mit den gefangnen Obſkuranten? fragte Moritz ſeinen Müller gleich nach ſeiner Ankunft zu Colchis. Die Schurken haben meinem Bruder, mir und dem ganzen Lande recht arg mitgeſpielt, wie ſie ſelbſt nicht leugnen können, und haben darum eine arge Strafe verdient.

Müller: Es iſt wohl nicht ſo ſehr die Frage, was die Leute verdient haben, als wie ſie wirklich müſſen behandelt werden, damit ihre etwanige Beſtrafung ſie nicht für heilige Leute anſehen laſſe und die Anhänger der Eudämoniſten vermehre. Ich dächte, Ihre Durchlaucht ließen Gnade vor Recht ergehn.

Fürſt: Haben recht, lieber Müller! Fläz könnte, wenn Sie das gut finden, bey der Acciſe angeſtellt werden; der Oberſte würde Chauſſee-Einnehmer, und Spandenknebel Controlleur: aber der Präſident, der die Adelsfabrik ſo ſchändlich betrieben hat, muß ſchlechterdings aus dem Lande.

Müller: Ich merke, was Sie im Sinne haben, gnädigſter Herr! Die Burſche ſollen Aemter bekommen, bey denen ihre ganze Denkungsart ſich offenbare.

Fürſt: Allerdings! Ich will zwar nicht eigentlich, daß ſie Schurken bleiben ſollen, aber ſolche Buben beſſern ſich nimmermehr: und dann ſieht doch das Volk ein, daß ich recht handle, wenn ich ſie alle zum Lande herausjage. Thue ich es jezt, ſo heißt es vielleicht, ich handle aus Haß gegen meinen verſtorbenen Bruder oder gar aus Rachſucht.

Dieſer Entſchluß wurde ins Werk geſezt: der Präſident verlohr ſeine Aemter, und mußte über die Gränze; und die andern drey wurden angeſtellt, wie es der Fürſt projektirt hatte. Aber da ein alter Wolf das Stehlen und eine alte Katze das Mauſen nimmermehr läßt, wie man im Sprichwort ſagt: ſo gingen auch keine ſechs Wochen ins Land, als die Geiſterſeher ſchon mehrerer Spitzbübereyen überwieſen waren, und ohne weitere Gnade abgeſezt wurden. Das Volk jubelte laut: denn es ſoll ſich über nichts mehr erfreuen, als wenn ein Accis- Zoll- oder Chauſſee-Bedienter unglücklich wird, eben wegen des Stolzes und der Neckereyen, die es von dieſer Art Unterherren leiden muß.

Fläz, der Kapitalien im Auslande hatte, ging nach Städtbuſch, änderte ſeinen Namen, betete brav, und beſtach mit Geld einen vornehmen Miniſter, der ihn empfahl und zur Superintendentur einer entlegnen Provinz verhalf, wo er eine Hauptſtütze der Orthodoxie und Mitarbeiter an der Eudämonia ward. Der Oberſte begab ſich in eine große Stadt, wo er ein Bordel anlegte; und Spaudenknebel ward endlich republikaniſcher Commiſſär in der Pfalz, wo er auf Unkoſten der armen Leute ſich bereicherte, wie einer ſeiner Collegen, ein verdorbener Theologe, der in Halle noch an 400 Thaler Schulden hatte, aber an deren Tilgung, vor lauter Kosmopolitismus, nicht dachte.

Weil der neue Fürſt die Einkünfte des Staats nicht als ſein Eigenthum, ſondern als das Mittel anſah, wodurch der Staat erhalten werden müßte: ſo konnte er auch unmöglich zugeben, daß verdienſtloſe, unbrauchbare Leute müſſig herumgingen, und beträchtliche Summen von den öffentlichen Geldern einzogen. Er reformirte daher ganz ökonomiſch; und wer nicht nachweiſen konnte, daß er hinlänglich arbeite und Nutzen ſtifte, oder ſonſt vorzügliche Verdienſte um den Staat habe, der mußte ohne alle Gnade ſeine Penſion aufgeben, oder er wurde anderswo angeſtellt, wo und wie man ihn brauchen konnte. Ein Fürſt, meynte er, dürfe nichts weniger ſeyn, als freygebig auf fürſtliche Art: denn das hieße Verſchwenden, und mache Andere unzufrieden und neidiſch. Er ſchnürte daher, wie einſt Joſeph II., nach dem Abſterben ſeiner Mutter, den Kammerbeutel enger zu, und zog alle unnöthigen Aemter, Beſoldungen und Penſionen ein. Sogar ſchaffte er das fürſtliche

Theater, und die fürſtliche Capelle ab, und meynte, wenn die Herren in der Reſidenz zu Colchis ſolche Vergnügungen haben wollten, ſo mögten ſie die Schauſpieler und die Muſiker auch hübſch ſelbſt bezahlen: er wenigſtens fände es ſehr unrecht, daß die entlegenſten Provinzen kontribuiren ſollten zum Vergnügen der Nobleſſe und der Einwohner von Colchis.

Da nun ſchrieen ſehr Viele, vorzüglich von der eingeſtellten alten Regie, über die Kargheit und den Geiz des neuen Fürſten, ja einige reiche Müßiggänger gaben ihn gar für einen abgeſagten Feind alles Schönen aus, und ſprachen ihm allen Geſchmack ab. Aber er ließ ſie räſonniren, und that, was ihm gut und Pflicht ſchien. Ueberhaupt hielt Fürſt Moritz ſeinen eignen Weg in Abſicht des Lobes und des Tadels, ſobald ſie blos ihn betrafen. Alle Lobgedichte, Lobreden, Dedikationen und Dankſchreiben wurden hingelegt, und unbeantwortet und unbelohnt gelaſſen. Aber eben ſo nahm auch Fürſt Moritz von keiner Schmähſchrift, von keinem Pasquil, Epigramm oder Diſtichon Notiz, und ſollten ſie noch hößlicher und handgreiflicher geweſen ſeyn, als die Xenien in Hn. Schillers Almanach auf das Jahr 1797.

Als nun die Lobhudler, wie die Tadler und Pasquillanten einſahen, daß ſie tauben Ohren predigten, da ließen ſie das Lärmen höchſteigen fahren, und blieben mit ihren obſkuren Produkten endlich ganz ruhig zu Hauſe.

Aber ganz anders betrug ſich der Fürſt gegen Vorſchläge zu Verbeſſerungen in ſeinem Lande, und auf den mit Gründen unterſtüzten Tadel von Einrichtungen, die, ſo alt ſie auch ſeyn mogten, mehr ſchadeten als nüzten. Ein ſolcher Vorſchlag mogte kommen, von wem er wollte, er wurde angenommen, und aufs ſtrengſte geprüft. Fand man, daß er unbrauchbar oder nicht ergiebig war: ſo dankte der Fürſt in ſehr gütigen Ausdrücken dennoch, und gab die Gründe an, warum man von dem wohlgemeynten und patriotiſchen Projekt keinen Gebrauch machen könnte. So gieng es z. B. einem berühmten Aſtronomen, welcher die Einführung eines hundertjährigen Calenders vorſchlug.

Um Keinen abzuſchrecken, wurden die Angeber von wirklich ſchädlichen und abgeſchmackten Projekten nicht grob abgewieſen. Als daher vor-

geſchlagen wurde, daß man zu den Gelegen-
eitsgedichten, Gevatterbriefen und Liebeserklä-
ungen Stempelpapier nehmen mögte, um die
ürſtlichen Einkünfte zu vermehren: ſo hieß es
los, daß der Projektmacher in Gottes Namen
u den erwähnten Bedürfniſſen Stempelpapier
ehmen möchte: Andern aber müßte es freyſte-
en, ihre Liebesbriefe zu kleckſen, worauf ſie
uſt hätten, und wenns auf Löſchpapier ſeyn
llte.

Gefiel aber ein Vorſchlag — und er gefiel
llemal, wenn er gut und ausführbar war: —
wurde er nicht nur angenommen und ins Werk
eſezt, ſondern der Urheber deſſelben wurde be-
ohnt, ſein Name öffentlich dankbar bekannt ge-
nacht, und er ſelbſt, wenn es ſonſt anging, mit
ebraucht, den Vorſchlag auszuführen.

Die Aemter im Fürſtenthum waren bisher
mmer an Männer verpachtet geweſen, welche
ur eine mäßige Abgabe gaben, und doch ſtein-
ich wurden, ob ſie gleich die Güter wegen der
röße und des Umfangs derſelben nicht hinläng-
h anbauen und benutzen konnten. Dieſe ſoge-
annten Oberamtmänner, Oberamtsräthe und
mtmänner waren nebenher gewöhnlich die ärg-

ſten Geißeln der Unterthanen ihres Gebietes, die ſie auf alle Art und Weiſe quälten und neckten. Die Unterthanen mußten ihnen übermäßige Frohndienſte leiſten; und die Schäfer derſelben weideten den Bauern die Früchte ihrer Felder ab. Klagte der Landmann: ſo gewann allemal der Amtspächter: denn auch die Amtsjuſtitz hatte er mitgepachtet, und die Landesregierungen waren mit dieſen Blutegeln gewöhnlich einverſtanden: und wo hat wohl jemals die eine Krähe der andern die Augen ausgehackt!

Endlich wagte es ein einſichtsvoller, redlicher Oekonom, dieſe himmelſchreyende Ungerechtigkeit und ſchändliche Mißbräuche dem Fürſten ſchriftlich vorzuſtellen, und nannte ſich. Der edle Fürſt, voll Kummer über dieſes Unweſen, ließ den Mann kommen, der ſich auch ohne Furcht einſtellte. Ich ſehe es beynahe ſelbſt ein, lieber Mann, ſagte Moritz, daß Sie Recht haben mögen, aber, mein Gott, die Güter müſſen doch verpachtet werden: ich kann ſie doch nicht ſelbſt bebauen?

Der Oekonom: Das ſollen Sie auch nicht, gnädigſter Herr! Die Güter müſſen allerdings verpachtet werden.

Fürſt: Wohlan denn, ſo wird's immer noch Klagen geben: denn ich kann doch auch vom Pacht nicht nachlaſſen!

Der Oekonom: Im Gegentheil: Sie ſollen noch mehr ziehen. Theilen Sie die Güter, eins in zehn, zwölf und noch mehr Theile; verpachten Sie dieſe Theile einzeln an Ihre treuen Unterthanen, an Ihre Bauern. Dieſe werden Ihnen den Pacht auch geben, und noch mehr, als die Pächter im Großen; ſie werden ihren Antheil kultiviren wie die Oekonomen in England, wohlhabend dabey werden, und ſich unter einander nicht beeinträchtigen.

Fürſt: Wenn aber der Landmann wohlhabend wird, ſo wird er auch — wie man dieß meynt — muthig und widerſezt ſich.

Oekonom: Weniger, als wer nichts hat. Ich denke, wo Kraft und Muth iſt, da kann man im Fall der Noth auch Kraft und Muth erwarten. Ew. Durchlaucht würden einen Bereiter wenig geſchickt finden, der aus Furcht vor dem Abwerfen nur kraft- und muthloſe Pferde ſich halten und ziehen wollte.

Fürſt: Ich bin ganz Ihrer Meynung. Sagten Sie nicht von Mehr-Pacht-geben, als die Pächter im Großen jezt geben?

Oekonom: Das ſagte ich, und kann es nachweiſen. Herr Amtmann Giesbeck z. B. hat das Amt Granitzenheim in Pacht; und die Fruchtäcker dieſes Amtes betragen an 65 Hufen. In eben dem Amte wohnt der Landmann Fortum, und hat nur 20 Hufen: und doch tragen ihm dieſe eben ſo viel ein, als dem Amtmann ſeine 65.

Fürſt: Eben ſo viel?

Oekonom: Wenn nicht noch mehr! Sein Ackerland hat, durch die ſorgfältige und anhaltende Bearbeitung, die Güte der Gartenerde, wie meiſt das Ackerland in England, und trägt darum eben ſo viel, als das weit größere aber nach dem gemeinen Schlendrian behandelte des Amtmanns. Zieht man bey dieſem noch ab die Koſten, die ihm die mehrern Menſchen und Pferde nebſt Geſchirr und Geräthe machen: ſo könnte es ſich finden, daß Fortum ſich beſſer ſtehe und dem Staate mehr nütze als Giesbeck. Nehmen Ew. Durchlaucht jezt an, daß die 65 Hufen des Amtmanns Giesbeck vertheilt und an drey Fortums verpachtet würden: wobey ſtänden Ew. Durchlaucht, die Pächter und das Land beſſer?

Fürſt: Sind aber alle Pächter ein Fortum?

Oekonom: Alle Amtmänner ſind das noch weniger! Aber ſobald mehrere Pächter durch drückende Abgaben und Beſchränkungen weder ermüdet noch erſchöpft würden, und von Jahr zu Jahr mehr einſähen, daß ſie von den ihnen angewieſenen Grundſtücken für ſich und die Ihrigen hinlänglich gewinnen und, außer Pacht und ſonſtigen Ausgaben, immer noch zurück legen könnten: dann kenne ich den Landmann zu gut, als daß ich nicht Hundert gegen Eins wetten könnte, daß man in Zeit von zehn Jahren gegen vier Giesbecks vierzig Fortums zählen würde. Dadurch würde zugleich die Anzahl der Frohnbauern abnehmen, die Trägheit und Unzufriedenheit nebſt dem Selbſtſchadloshalten oder Schadenzufügen dieſer Leute ſich vermindern, die frohe und thätige Selbſtſtändigkeit derſelben zunehmen, der Beſitzſtand ſich vermehren, vermehren auch die ſorgenloſere Bevölkerung und Erziehung, und durch alles dieſes zugleich auch das Einkommen, die Kraft und die Blüthe des Staates.

Fürſt: Das alles läßt ſich hören, lieber Mann, und ich wünſche nichts ſehnlicher. Aber es giebt doch Sachkundige, welche für die Beybehaltung der großen Arondiſſements im Ganzen noch ſtimmen. Man hat ſogar die Probe mit der Zertheilung der größern Bezirke in kleinere gemacht und nicht gefunden, was man erwartet hatte.

Oekonom: Freylich, wenn man dieß Leuten überläßt, oder Leute dazu anſtellt, deren Intereſſe es erfodert, daß man nicht finde, was man ſollte! Um dieſes dann hintendrein zu beſchönigen, ſprechen dieſe Herren von überwiegenden Vortheilen, die eine größere und aus einem Mittelpunkt geleitete Bewirthſchaftung haben ſoll. Dieſe, meynen ſie, ſey geſchickt, große und einleuchtende Beyſpiele zur Nachahmung aufzuſtellen, und durch einſichtsvolle Thätigkeit, durch glückliche Combination der verſchiedenen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbeſſerung des Bodens und Veredlung der Produkte jedem andern Gutsbeſitzer zum Muſter zu dienen. *) So ſprechen dieſe Herren: aber Schade iſt es, daß die Erfahrung anders ſpricht. Dieſe zeigt in den meiſten Ländern, daß große Landesherrliche Domänen am ſchlechteſten bewirthſchaftet werden, und alſo verhältnißmäßig weit weniger eintragen, als ſie könnten und ſollten. Aber eben ſo lehrt ſie, daß mittelmäßige Beſitzungen, zuſammen genommen, überall weit ergiebiger ſind, als große ungetheilte Ländereyen von gleichem Umfange. Um den Grund davon einzuſehen, darf man nur die gewöhnlichen größern und kleinern Dorfwirthſchaften mit einander vergleichen, und den Ertrag von dieſen mit dem Ertrag von jenen größern Landesherrlichen zuſammenhalten: und man wird finden, daß die Ausſage jener Herren nur zur Beſchönigung des

---

*) So auch ſprach Herr Kriegsrath Genz in ſeiner Schrift an Friedrich Wilhelm III. bey deſſen Thronbeſteigung, den 16. Novemb. 1797. — Wir kennen den Herrn Kriegsrath zu wenig, um zu vermuthen, ob Ueberzeugung oder eine Art von captatio benevolentiae bey gewiſſen Herren, ihn eben die Sprache habe führen laſſen. Wenn er aber das Zertheilen der Domänen ein immer etwas gewagtes, in Rückſicht auf die Zeitumſtände ſogar etwas unpolitiſches Syſtem nennt: dann ſcheint er uns den Schlerach zu ſpielen.

Amtmänniſchen Deſpotismus, und nicht zur Beſtätigung der Wahrheit dient. Davon, daß die Amtspächter gewöhnlich weniger Vieh halten, als ſie nach dem Umfang der Grundſtücke, auch bey der Stallfütterung, könnten, will ich ſchweigen, wenn gleich der daraus entſtehende Abgang an Dünger und deſſen Folgen dem Ganzen nicht wenig Eintrag thut. Einzelne Pächter müßten ſchon ihres eignen Vortheils wegen, der doch allemal ins Ganze übergeht, des Gegentheils befliſſen ſeyn. Es liegt auch wohl im Menſchen, ſich um Intenſion wenig zu bekümmern, wenn Extenſion ihn ſonſt hinlänglich decket; aber zum guten Glück gilt dieß auch umgekehrt. Dann auch mögte ich wiſſen, was der beſchränkte kleine Gutsbeſitzer mit den großen einleuchtenden Beyſpielen, die man in größern Bewirthſchaftungen finden will, machen ſoll? Gewöhnlich haſſen und verachten alle kleinern Gutsbeſitzer die größern von fürſtlichen Domänen — eben wegen der Beſchränkung, die ſie von ihnen erdulden müſſen — zu ſehr, als daß ihr Beyſpiel, geſezt auch, daß ſie als Oekonomen ein gutes gäben, auf ſie wirken könnte. Der Landmann lernt von ſeines Gleichen am liebſten; und giebt es unter dieſen nur erſt Einige, die den Ertrag der ihnen zugetheilten Beſitzung von 30 Thalern bis auf 600 in drey Jahren bringen können: dann ſehe ich nicht ein, warum beneidete und verhaßte große Gutsbeſitzer ihnen zum Muſter dienen ſollen.

Fürſt: Ich verſtehe Sie, Freund: Sie haben nach meiner eignen Erfahrung recht! Nur kann man nicht leugnen, daß die Pächter im Großen, immer weit eher im Stande ſind, zur Zeit der Noth dem Staate große Geldſummen vorzuſchießen, als die einzelnen kleinern Pächter.

Oekonom: Wenn aber die einzelnen kleinern Pächter mit der Zeit, durch die größere Cultur der jezt nur ſchlendrianiſch behandelten Grundſtücke, der Kammer viermal mehr eintragen könnten, als die größern bisher eintrugen, und dadurch den Staat in Stand ſezten, zur Zeit der Noth der Geldvorſchüſſe von Andern entübriget zu ſeyn: das, Gnädigſter, wäre doch ökonomiſcher?

Fürſt: Wollten Sie nicht die Güte haben, mir Ihre Auseinanderſetzung ſchriftlich mitzutheilen?

Oekonom: Ew. Durchlaucht haben zu befehlen! Sollten Sie dieſelbe aber der Kammer zum Gutachten vorlegen wollen: ſo kommen Sie, Gnädigſter, nie aufs Reine. Hier können nur unverdächtige, ehrliche und patriotiſche Landwirthe entſcheiden. Ich kenne deren viere, die ſich mit Hab' und Gut verpflichten wollen, Ew. Durchlaucht, nach Verlauf der Pachtjahre des Amtmanns **Giesbeck**, noch einmal ſo viel Pacht zu geben, als dieſer gegeben hat, ſobald man ihnen nur erlaubt, das Amt **Granitenheim** in vier Theile zu theilen und ſie ganz nach ihrer eignen Einſicht zu benutzen.

Fürſt: Sie ſcheinen meiner Kammer eben nicht ſehr zu trauen.

Oekonom: Wenn man mehrere Kammern etwas näher kennen gelernt hat, dann freylich fixirt ſich eine gewiſſe Präſumption, die etwas mißtrauiſch macht.

Fürſt: Ich halte Sie für einen ehrlichen Mann: ſeyen Sie alſo offenherzig, und befürchten Sie von mir keinen Mißbrauch Ihres Zutrauens!

Oekonom: Wenn man ein Gutachten über eine Angelegenheit ablegen ſoll, die man ſelbſt, weder nach Grundſätzen noch nach der Erfahrung kennt, ſo iſt das ſchon mißlich. Muß man ſich gar Raths bey denen erholen, deren Vortheil es erheiſcht, ſich das Gutachten über 1000 Louisd'or koſten zu laſſen, dann iſt das noch mißlicher; und am mißlichſten iſt es vollends, wenn Verbindungen von allerhand Art es den Stimmenden oder Berichtenden beynahe unmöglich machen, den Patriotismus dem Egoismus vorzuziehen. Ich will mich näher erklären. Wenn unter dem Perſonale an einer Kammer die meiſten entweder Schwiegervater, oder Onkel oder Bruder oder Vetter oder Freund oder Schuldner von den Pächtern der Domänen ſind: ſollte man da wohl ein unpartheyiſches Gutachten über eine Sache, die dieſe mit beträfe, erwarten können blos nach der Sache? Wenn gar die Kammer und deren Anhang ſelbſt die Miniſter für ſich und ihre Stimme oder Entſcheidung zu gewinnen wüßten: wie kann und ſoll da ein Fürſt aufs Reine kommen, um ſelbſt zu entſcheiden, was der größere und kleinere Vortheil für den Staat und für ihn iſt? Sie, Gnädigſter ſelbſt, würden einer Kammer wohl ſchwerlich trauen, die ein Mitglied an ihrer

Spitze oder an ihrer Seite litte, daß ſelbſt von den Betrügereyen am Staate ſich Reichthümer geſammelt hätte. Dieß, Ew. Durchlaucht, ſind blos Winke, die ſie auf die Spuhr leiten können, den Thatſachen, die ihnen zum Grunde liegen, näher nachzuforſchen. Mehr fodert der Patriotiſmus von mir nicht; und wenn Ew. Durchlaucht die Verrätherey auch nicht haſſen ſollten: ſo würden Sie an mir gewiß den Verräther oder heimlichen Angeber haſſen, wenn ich namentlich dieſe oder jene Kammer, oder, was noch ärger ſeyn würde, dieſe oder jene Perſon daran nennen wollte.

Fürſt: Ein Mann von dieſer Denkungsart iſt mir lieber, als ein Angeber; und darum bitte ich Sie, mir alles geradezu mitzutheilen, was Sie zum Beſten meiner Unterthanen vielleicht ſonſt noch auf dem Herzen haben.

Oekonom: Das erſte, was ich von dieſer Art noch äußern könnte, iſt die Anpflanzung und Pflege der Maulbeerbäume.

Fürſt: Gut, daß Sie auch darauf kommen: doch ſprechen Sie erſt weiter!

Oekonom: Daß der Seidenbau für unſer Clima eben nicht ſehr paſſe, habe ich durch eine zehnjährige Erfahrung, troz aller angewandten Mühe und Vorſicht, nicht ohne Nachtheil eingeſehen. Was ich erfuhr, erfuhren auch Andere; und doch wird der Seidenbau noch immer beybehalten, blos weil er das Steckenpferd des Miniſters Corberg war. Um ihn zu einem etwanigen Ertrag zu erzwingen, hat man den Landpredigern und Landſchulmeiſtern es zur Pflicht gemacht, ihn vorzüglich zu betreiben. Dieß aber macht es den genannten Männern nothwendig, eins von beyden zu verſäumen: entweder den Seidenbau, oder die Gemeinde oder die Schule. Oft haben ſie gar keine Kenntniß davon, und noch ſeltner ſo viel Zeit übrig, als nach der Verſchiedenheit der Witterung die genaue Abwartung der Seidenwürmer oder deren Entpuppung, nebſt dem Ableſen der angemeßnen Nahrungsblätter, erfodert. In ſolchen Fällen müſſen noch unerfahrnere Schulknaben ganze Körbe voll Blätter zum Vorrath herbeyſchaffen, die dann natürlich welken und die Würmer erkranken oder ſterben machen. Die Eyer zur neuen Anzucht taugen hernach auch ſo wenig, daß von einem Viertelpfunde oft kaum der zehnte Theil ergiebig befunden wird. Was daher das eine Jahr hier und da an Seide gewonnen wird, geht das andere am Einkauf einer neuen Seidenwurmzucht wieder verloren. Hiezu belieben Ew. Durchlaucht die Plackerey mitzurechnen, welche die Plantage-Inſpectoren dem armen Landmann mit dem Ankauf und der Pflege der Maulbeerbäume oft bis zur Schlägerey oder zur Verarmung zu machen wiſſen. Dieſe Herren halten ſich die Baumſchule gewöhnlich ſelbſt, und das Stück Maulbeerbaum muß ihnen mit 8 gl. bezahlt werden. Es läßt ſich begreifen, daß deren Intereſſe es mit ſich bringt, recht viel Bäumchen jahraus jahrein anzubringen. Schlechte Menſchen giebt es nun genug, die durch Ausreißen, Abbrechen, Einhauen und dergleichen ſie dazu verhelfen, geſezt auch, daß ſie des Nachts oder bey ſchlechter Witterung es nicht ſelbſt thun.

Fürſt: Man ſollte kaum glauben, daß die Bosheit der Menſchen ſo weit gehen ſollte!

Oekonom: Leider aber lehrt es die Erfahrung! Indeß was thut eine verfehlte Erziehung nicht, zumal auf dem Lande!

Fürſt: Das habe ich auf meinem Landſitz freilich auch bemerkt: doch ich unterbrach Sie, und bitte fortzufahren.

Oekonom: Zu dem erwähnten Verluſt und der Plackerey kömmt auch noch der mindere Ertrag der Grundſtücke, die für die Zucht der Maulbeerbäume, deren ganze Strecken, in einigen Gegenden, man oft in neun Jahren nicht abblättert, benuzt werden. Sachverſtändige mögen Ew. Durchlaucht es bezeugen, daß der Ertrag von dieſen Grundſtücken, ſobald man ſie in Pacht giebt und mit Obſtbäumen oder Weinſtöcken bepflanzen läßt, den Ertrag des Seidenbaues viermal überſteigen wird. Die Finanzen Ew. Durchlaucht müßten durch dieſe Umänderung alſo weit mehr gewinnen als jezt; die Plackerey der Plantage-Inſpectoren fiele dann weg; der Landmann bliebe von den Folgen einer niedrig-intereſſirten Schadenfreude weit freyer; der geheime Krieg aller gegen alle verlöre von ſeinem Zunder, und der Anbau wie die Veredlung des Weins und der Obſtſorten würde zuſehends emporkommen.

Fürſt: Und was das Wichtigſte für meinen Wunſch iſt: ich könnte die erſte Sorge meiner Regierung dahin gerichtet ſeyn laſſen, eben wegen des vermehrten Ertrags meiner zertheilten Domänen und wegen wegfallender Beſoldung ſo vieler Aufſeher, die man anderswo anſtellen kann, die Abgaben meiner Unterthanen, ſobald die Staatsſchulden, welche die vorige Regierung gemacht hat, getilgt ſeyn werden, nach und nach merklich zu erleichtern, oder wenigſtens keine neuen einzuführen.

Oekonom: Heil unſerm Staate! So denkt kein Länder- und Raubſüchtiger Held; und darum ſey dieſe humane Geſinnung das Thema für die Lobpreiſer der Nachwelt! Ich aber, wie jeder gute Bürger unſeres Landes, werden jene Geſinnung ſo zu ſchätzen wiſſen, daß im Fall der Noth Gut und Blut das Opfer dafür ſeyn werden!

Fürſt: Keine Complimente, Freund, über etwas, was Pflicht einer jeden Regierung iſt! Ich wünſche Sie weiter zu hören, wenn Sie noch etwas weiter zu erinnern haben ſollten.

Oekonom: Wenn ich Ew. Durchlaucht nicht ermüde, ſo hätte ich wohl noch Manches.

Fürſt: Ich bin kein Weichling; alſo nur weiter!

Oekonom: Die allgemeine Landplage mit dem Salpeterſammeln wünſcht jeder Patriot und

Menſchenfreund auch je eher je lieber gehoben zu ſehen. Sie drückt, leider, nur die Armen, und empört wahrlich ſchon durch den Anblick.

Fürſt: Sie drückt nur die Armen, ſagen Sie? Sind denn die Reichen davon ausgenommen?

Oekonom: Nach der Landesverordnung zwar nicht; aber das liebe Geld!

Fürſt: Wie ſo?

Oekonom: Das blendet die Salpeter-Hacker, daß ſie nur die Wände der Armen ſehen und abhacken. Dieß lehrt der Augenſchein, wenn man, troz des allgemeinen Verbots, um die Gärten und das Gehöfe der Reichen entweder Mauern, oder wenn hier und da ja noch Lehmwände, ſie doch unangehackt antrifft. Dieſe Reviere, als gewöhnlich die größten, könnten den meiſten Salpeter liefern: aber da ſie ummauert ſind, oder ihre Wände verſchont bleiben, ſo werden die Wände der Armen deſto ärger dafür hergenommen. Die armen Leute, die als Tagelöhner ohnehin ſo wenig Zeit und Kräfte übrig haben, müſſen dann faſt immer entweder neue Wände aufführen, oder die bis zum Einſturz abgehackten alten wieder an- und ausflicken:

und der beſtochne, unbarmherzige Aufſeher und Abhacker ſpotten noch ihrer Thränen. Ich habe ſelbſt Reiſende aus dem Wagen ſteigen und dieſe Unmenſchen, über dieſen empörenden Anblick, durchprügeln ſehen. Ich ſelbſt muß mich entfernen, wenn die Reihe an meine Wände kommt, oder ich wäre nicht ſicher, daß ich nicht drein ſchlüge.

Fürſt: Iſt das Abhacken denn ſo empörend?

Oekonom: Aus mehr als einem Grunde! Davon auch abgeſehen, daß dadurch ein Beſtandtheil von dem geſucht wird, was der Deſpot oft zur Tyranniſirung eben derer mitanwendet, auf deren Boden es anſezt, iſt es äußerſt beleidigend, wenn man ſehen muß, wie der Abhacker einem die Wand ganz an- oder einhackt, nicht, weil er Salpeter daran bemerket, ſondern weil er einen gleichſam zwingen will, daß man ihm ſpendire. Dann kränkt es auch um ſo ärger, je leichter, ergiebiger und ſchonender man den Salpeter auch ſonſt gewinnen könnte.

Fürſt: Das mögte ich hören!

Oekonom: Auf den Gottesäckern und Schindangern!

Fürſt: Da?

Oekonom: Gerade da, und zwar da am ergiebigſten und ohne Laſt und Empörung. Das Pulver hilft beyde Plätze nicht ſelten füllen; alſo können beyde zum Pulver auch wieder hergeben: das eine iſt nicht grauſender als das andere. Aber ein Quadratfuß Erde von einem der beyden Plätze enthält mehr Salpeter als vier Quadratfuß von abgehackter Wand-Erde. Alle Chemiker können es darthun, daß der Salpeter durch die animaliſche Gährung ſich am meiſten entwickelt oder zeuget: dieſe aber iſt an den beyden Orten ganz zu Hauſe. Wenn alſo Dorf für Dorf einen Vorrath Erde auf ihren Gottesacker zuſammenführe, und der Todtengräber angewieſen würde, die Erde jedes eingegrabenen Grabes auf einen Haufen zuſammen zu karren, und das Grab mit der andern Erde wieder zuzufüllen: dann hätte man jährlich, zumal, wenn der Abdecker mit dem Einſcharren des abgedeckten Viehes es eben ſo halten müßte, viermal mehr Salpeter, als man jezt hat; und die Unterthanen blieben ungeneckt, und das Perſonal an der Salpeterey verminderte ſich von ſelbſt.

Fürſt: Wenn ſich das ſo verhält, wie Sie da ſagen: dann rechnen ſie auf meinen Dank eben ſo zuverläßig, als auf meinen feſten Entſchluß, nichts unverſucht zu laſſen, was das Wohl und die Zufriedenheit meiner Unterthanen auf irgend eine Art begründen oder vermehren kann. —

Der Oekonom ſprach mit eben der Unbefangenheit und Sachkenntniß von Mühlen- und Trankzwang, von Erſchwerung des Anpflanzens wegen Hut und Trift, troz des allgemeinen Holzmangels, von der leicht möglichen und weit nützlichern Stallfütterung auch der Schafe, von der nachtheiligen Verordnung über die Einſchränkung des Wollverkaufs, von der Ausübung der Hut- und Triftgerechtigkeit der Amtleute bis zum 11ten May nach dem alten Kalender — wobey er bemerkte, wie auffallend es ſogar dem einfältigſten Bauer ſey, in den hochgerühmten neuern Zeiten zu leben, und doch nach den alten geneckt und geſchunden zu werden — von dem Abhüten der Bauerfelder durch die Amtsſchafe bey Gelegenheit des nächtlichen Einhordens, von dem erzwungenen Brachhalten, von dem Verbot, nach Bequemlichkeit und Vortheil zu ſtoppeln, von Errichtung der Arbeitshäuſer auf dem Lande, zum Flachs- und Wollſpinnen des Winters, von Verbeſſerung der Landſchulen und der Lehrer darin, und vorzüglich von der ſtrengern Wahl der Landprediger, um die Sittenloſigkeit des Landvolks durch Trunkenbolde, Ränke- und Händelmacher oder gar Hurenbengel und Ehebrecher nicht noch weiter um ſich greifen zu laſſen. —

Der Fürſt, voll des beſten Willens, überlegte alle Winke und Vorſchläge des Oekonomen mit ſeinem Müller und andern fachverſtändigen, ehrlichen Männern: und in Zeit von zwey Jahren waren alle Domänen getheilt und in den Händen der Unterthanen. Der Anbau in jeder Rückſicht gewann augenſcheinlich, wie der Wohlſtand und die Bevölkerung. Da jezt mehr Geld in Umlauf war wegen der frohern und lebendigern Thätigkeit und Induſtrie: ſo nahm durch den erleichterten Brod-Erwerb das Armuth merklich ab, mithin auch die Sittenloſigkeit und die Verwilderung durch Müßiggang aus Mangel an Verdienſt. Wie die Unterthanen gewannen, ſo gewann auch der Fürſt, und zog jezt eine halbe Million mehr als vorher. Da, wo ſonſt Maulbeerbäume geſtanden waren, ſah man jezt Weinberge und Obſtgärten.

Eben ſo ging es mit der Umänderung von alle dem, was der Oekonom angeregt, und der Fürſt und ſeine Räthe gut und ausführbar gefunden hatten. Der Fürſt ging dabey überall offen und väterlich zu Werke, und dadurch verſchwand das Mistrauen der Unterthanen gegen die Regierung, das unter der vorigen gar arg um ſich gegriffen und die Staatsfeſte merklich erſchüttert hatte.

Smith über die National-Reichthümer und Büſch über den Geld-Umlauf waren zwar damals noch nicht in den Händen der Staatsmänner, aber der ſcharfſichtige und patriotiſche Müller hatte die Kunſt ausſtudiert, alle Staatsräder ſo in Gang bringen zu helfen, wie wenn die genannten Schriftſteller ſeine Rathgeber und Wegweiſer geweſen wären. Obgleich der Erfolg davon die Reichthümer des Fürſtenthums von unten bis oben bis zum Verwundern vermehrte: ſo wurden doch Geldanleihen im Lande veranſtaltet, aber nur um die Unterthanen durch den Thron, und den Thron durch die Unterthanen mehr zu ſichern. *)

---

*) Frankreichs Schulden ſtürzten in neuern Zeiten Frankreichs Thron: Englands Schulden halten Englands Thron — noch — aufrecht. Wie und warum weiß jeder, wer Smith und Büſch geleſen hat. Die Tendenz von Müllers Anleihen iſt dadurch erklärbar.

Als der Schildaer Profeſſor Geckhauſenius merkte, wo Moritz mit ſeiner Reform hinauswollte, da ſchrieb er flugs eine Abhandlung über und wider den Adel, den alten wie den neuen, und bewies darin philoſophiſch-hiſtoriſch-politiſch — wie er es nannte — a) daß kein Fürſt das Recht habe, zwiſchen ſich und ſeine Unterthanen einen Mittelſtand einzuſchieben, b) daß der Geburts-Adel ein Product der barbariſchen Jäger- und Räuberzeit ſey, und ſeine Urkunde der Gültigkeit blos durch das Recht des Stärkern erworben hätte, c) daß er zwar vorzeiten Vorzüge mit Ausſchluß genoſſen, aber dagegen auch die Laſt der Landesvertheidigung getragen habe, d) daß er dieſe nun nicht mehr trage wegen der Söldner, die der Fürſt auf Koſten der Bürger und der Bauern halte, und daß er darum entweder auf ſeine Befreyung von den Staatsabgaben und auf die Beförderung zu den höchſten und einträglichſten Poſten verzichten oder nicht anders als bekennen müſſe, daß er auf Koſten aller übrigen Mitbürger ſich wie ein privilegiirter Bettlerſtand oder wie die Bettelmönche in der katholiſchen Kirche, für nichts und wieder nichts füttern, kleiden und bedienen laſſe, e) daß dieß eine niedrige Denkungsart zeige, deren jeder Edle ſich ſchämen müſſe, f) daß der Fürſt, nach dem gemeinen Spruch: qui ſentit commodum, ſentiat et onus, das Recht, ja, die Pflicht auf ſich habe, von eben denen die größten Abgaben zu fodern, welche den größten Vortheil vor allen übrigen genöſſen; g) daß die Adlichen, wofern ſie dieſes weigern würden, dann ſich offenbar weder als einſichtige, billige Patrioten, noch als gute Staatsbürger zeigten, ſondern als politiſche Amphibien, die der tiefſten Verachtung werth wären, u. ſ. w.

Was Geckhauſenius geſchrieben hatte, führte Moritz, zur allgemeinen Verwunderung und Zufriedenheit unerſchütterlich aus: aber Geckhauſenius hatte vorher davon gehört, und kopirte alſo Moritzens Denkungsart, ehe dieſer danach zu handeln anfing. Moritz las ſonſt von feilen Schriftſtellern keinen Buchſtaben.

Eine vortreffliche Verordnung machte Moritz auch in Rückſicht der Advokaten. Vorher waren lauter privilegiirte Rechtsführer da geweſen, und zwar hatte jeder Gerichtshof ſeine eigenen, außer denen es keinem Menſchen erlaubt war, auch nur das Geringſte vor Gericht zu verhandeln. Dieſe Menſchen waren oft die unwiſſendſten Burſche, hatten die Rechte blos obenhin ſtudiert, und trieben den traurigſten Unfug. Andre waren Erzrabuliſten, verdrehten Recht und Geſez, und dienten wohl gar zwey Partheyen in einer und derſelben Sache zugleich. Dabey ſtanden ſich dieſe Männlein mit den Richtern gut, und gewannen und verlohren die Proceſſe, je nachdem dieſe es für gut hielten. Es war alſo im Fürſtenthum Colchis die elendeſte Rechtspflege, die ſich nur denken läßt; und doch kam niemals Klage über Ungerechtigkeit der Regierungen, oder der Stadt- und Amts-Gerichte — weil jeder ohnehin wußte, daß Klagen von der Art mehr verderbten als fruchteten. Da die Herren obendrein einmal privilegiirt und ihrer nur wenige waren, da ſie ferner für ihre Deſerviten fodern durften, was ſie wollten, indem die Taxe, wie das goldne Vlies, geheim gehalten wurde: ſo fehlte es ihnen niemals an ſehr einträglicher Praxis.

Moritz ſah dieſe Misbräuche längſt ein, und gab daher gleich nach angetretener Reglerung es jedem frey, ſeinen Proceß zu treiben, durch wen er wollte. Nun ging das Ding bald anders! Die Gerichtshöfe blieben zwar anfangs, wenn gleichs etwas glimpflicher, noch bey ihrer Art, das Recht hin und her zu drehen: aber nachdem ehrliche und ſachkundige Männer dem Fürſten die deutlichſten Proben der neuerdings begangnen Filouſtreiche vorlegten: ſo wurden Mehrere ſolcher Linksmacher auf die Feſtung Felſenburg geſchickt, und die übrigen wurden gleich artiger. Die alten ſchlendrianiſchen Advokaten ſahen indeß ein, daß ihre goldne Praxis nun ein Ende hatte, und legten ſich weislich auf etwas Einträglicheres: der eine ward ein Strumpffabrikant, der andere ein Mehlhändler, der Dritte ein Schenkwirth u. ſ. w.

Ich habe ſchon zu Anfange dieſes Kapitels verlauten laſſen, daß ich nur etwas weniges von der weiſen Regierung unſers Fürſten melden wollte, und übergehe darum, wenn gleich ungern, deſſen vortreffliche Anſtalten in jeder Stadt Korn-Magazine und Leihbanken, nur zu drey Procent, zu errichten, der Armuth und dem Wucher zu ſteuern, der Sittenloſigkeit abzuhelfen, und die Polizey, wie das Militär, überall in guten Stand zu ſetzen. — Ich habe noch Einiges von meinem Haupt-Thema, von Schilda, zu reden, und mag ſtatt eines Oktavbändchens keinen Folianten in die Welt ſchicken.

Neunzehntes Kapitel.

Reform der Univerſität zu Schilda.

Schwerenoth, ſagte der Kanzler **Schneller**, zu ſeinem Freund **Lipps**, laßt uns reformiren, Bruder, oder der Fürſt reformirt, und wir kommen zu ſpät und zu kurz. Du ſiehſt ja, er reformirt in allen Ecken und Enden.

Lipps: Geſagt iſt das bald, Bruder, aber die Ausführung mögte wohl ſchwer halten. Es iſt hier ja alles in Grund und Boden verhunzt.

Kanzler: Ja wohl! Aber etwas muß doch werden, ſollt' es auch nur zum Schein geſchehen. Fürs erſte müſſen alle Hazardſpiele verboten werden, bey Strafe der Relegation.

Lipps: Aber, Bruder, die Profeſſoren ſpielen ja mehr Hazardſpiele, als die Studenten!

Kanzler: Die laß immer ſpielen; aber die Studenten ſollen fernerhin das nicht mehr: denn, wie ich Dir ſage, es muß reformirt werden, es muß!

Die Reform ging vor ſich: die Pedelle mußten täglich die Kaffeehäuſer, die Kneipen und Keller der Univerſitäts-Deſtillatörs heimſuchen, die Spiele verbieten, und nur ſogenannte Kommersſpiele zulaſſen. Die lieben Herren zu Schilda hatten ſich aber einmal ſo ſtark ans Spiel gewöhnt, daß ſie lieber „Luſtig meine Sieben“ — „Daus um Daus“ — „Die neue Fahrt“ oder „Spitzbübern“ — „Reverſino und dergleichen ſpielten, als daß ſie den elenden Zeitvertreib, welchen Karten und Würfel gewähren können, ganz und gar aufgegeben hätten.

Vorher ertönten in Schilda alle Kneipen von „Paroli — Six la va — Gut ſtehn ſie — Onze et dem — Noch acht Groſchen aufs Bild;“ jezt hörte man nichts als, „Pereat das Daus! — Wenn's was iſt, ſagt Schnabel — Hau ihn, ſagt Lukas — Erſtanden! — Null angemacht!“ und wie die Kunſtwörter der löblichen Kommersſpiele weiter heißen. *) Die Studenten hörten nun zwar auf, öffentlich Hazardſpiele zu treiben, aber heimlich ſezten ſie die Unart doch fort, und öffentlich verderbten ſie ihre Zeit mit Kommersſpielen. Die Faulſten bey den Büchern, waren die fleißigſten bey den Karten.

---

*) In dem ſupplément au dictionnaire de le Roux findet man — Man denke! — mehr als 7000 franzö-

Eine andre Reform nahm der Kanzler mit den Bordellen vor. Sie wurden den Studenten gänzlich unterſagt, und täglich durch Häſcher ſcharf viſitirt. Trafen dieſe — Studenten und Mädchen darin an, ſo wurden ſie aufgehoben und bey Waſſer und Brod auf drey Tage eingeſteckt. Aber da es viel barmherzige Schweſtern zu **Schilda** gab, welche auf ihre eigne Hand wohnten, ohne von der Polizey geſtöhrt zu werden: ſo frequentirten die Herren dieſe, und das war eben ſo gut, und vielleicht noch ſchlimmer, als wenn ſie ins Bordel gegangen wären. Ihre Beutel litten wenigſtens zehnmal ärger.

Um den Studenten das Dorfſizigen zu verleiden, wurde allen Pferdeverleihern anbefohlen,

---

ſiche Ausdrücke, die blos das Spiel betreffen. Es ließe ſich leicht auch eine ziemlich ſtarke Sammlung deutſcher Spielredensarten aufſinden; aber bey weitem keine ſo ſtarke. Wir ſpielen alſo einförmiger, wenn auch nicht weniger.

keinem Studenten Pferde oder Wagen zu vermiethen. Da aber die Herren nicht mehr aufs Dorf reiten oder fahren konnten: ſo rennten ſie zu Fuße dahin, und lagen nicht ſelten mehrere Tage da. Alſo war auch durch dieſes Verbot gar nichts gebeſſert.

Andere unnütze Verordnungen dieſer Art machte der Kanzler in Menge, und ſchickte ſie jedesmal fein artig ans Curatorium zu Colchis, und dieſes, das auch noch nicht reformirt war, überreichte ſie dem Fürſten mit Lobeserhebungen des patriotiſchen Eifers der Schildaer Herren. — Moritz ſchwieg zu all den Fratzen lächelnd ſtill: denn er hatte noch nicht Zeit, ſich an Schilda zu machen. Die Colchiſchen Herren glaubten nun, ihr Fürſt billige und genehmige alle die neuen Anſtalten, und ſchrieben an den Kanzler, daß der Fürſt ſein allerhöchſtes Wohlgefallen an ſeinen Verfügungen haben müßte, weil er ſie jedesmal lächelnd annähme und bis jezt noch nichts darüber erinnert hätte.

Schneller und Lipps glaubten endlich ſelbſt, ſie und Schilda würden bleiben, was und wie ſie wären, und der Fürſt würde die hohe Autorität des Herrn Prorektors, und des akademiſchen Senats nach wie vor beſtehen laſſen, und den Herren erlauben, ihre Rechte und Privilegien weiterhin ſo willkührlich auszuüben, wie man ſie ihnen Anno Domini 1559 — im Stiftungsjahr der Univerſität Schilda — zugeſtanden hatte. Sie ließen daher auch alles wieder gehen, wie es konnte, und begnügten ſich, von Zeit zu Zeit an das Curatorium und den Fürſten zu berichten, daß die Wiſſenſchaften, nebſt den guten Sitten recht im Aufnehmen wären. Alle Profeſſoren zu Schilda dedicirten dem Fürſten ihre Bücher in den kriechendſten, verächtlichſten Ausdrücken, und auf ſeinen Geburtstag feyerten Profeſſoren, Studenten und Bürger Feſte durch Illuminationen, Bälle, Kommerſe und Päpſte, wie vorher nicht ärger.

Indeſſen war der Fürſt Moritz mit der Haushaltung zu Schilda nichts weniger als zufrieden. Er kannte ſie durch Müller, M. Schwarz und Andere mehr als zu gut, und war daher längſt ernſtlich darauf bedacht, dem Unweſen dereinſt abzuhelfen. Aber wie er es anfangen ſollte, darüber klügelte er noch immer mit ſeinem Freund und Rathgeber Müller.

Beyde wußten aus vielfacher Erfahrung, daß man eher eine Horde von Huronen oder Yrokeſen reformiren und zur Räſon bringen könnte, als eine gelehrte Handwerksinnung, **Univerſität** genannt.

So ſchwer ihm aber die Sache auch vorkam, ſo wichtig ſchien ſie ihm doch und ſo nothwendig. Er beſchloß alſo, Hand anzulegen; und ſobald ſeine Hauptgeſchäfte es zuließen, beſprach er ſich in einer Conferenz darüber mit **Müller**, **Schmid** und **Stein**: denn er kannte die Einſicht und die Rechtſchaffenheit dieſer Freunde, und wußte, daß ſie ganz die Männer waren, von den vorgelegten vielen Verbeſſerungsplanen den beßten mit auszuheben.

Es iſt vergebens, gnädigſter Herr, wiederhole ich, ſagte **Müller**, daß wir an eine Verbeſſerung der Univerſität denken, ehe wir uns um beſſere Schulen bemühen. Unſre Studenten auf den Univerſitäten lernen größtentheils wenig oder nichts, weil ſie auf den Schulen auch wenig oder nichts gelernt haben, und weil ihnen die wenigſten Schullehrer Geſchmack an den Wiſſenſchaften beyzubringen wußten.

Fürs andere ſind unſre meiſten Studenten Wüſtlinge und führen ein Schandleben; aber ſchon als Schüler fangen ſie in der dritten Claſſe, ein ſolches Leben an, und die wenigſten Lehrer haben die Kunſt inne, junge Leute zu erziehen, und ihnen gute Sitten beyzubringen. Seit einiger Zeit hat man ſogar angefangen, mit jungen Leuten umzugehen, als wenn ſie große Herren wären; und dadurch hat man den Dünkel dieſer unreifen Menſchenkinder nur erſt recht rege gemacht und vermehrt. Von der Krone aller Tugenden des jugendlichen Alters, von der einnehmenden Beſcheidenheit, findet man unter ihnen beynahe keine Spur mehr. Die meiſten ſuchen ſogar eine Ehre darin, ihre einſeitige, winzige Erfahrung, ihre Bruchſtücke von Kenntniſſen, ihre unverdaute Lectüre und ihre oft kindiſchen Einfälle überall aufzudringen, ohne ſich um den oder die zu bekümmern, mit denen ſie eben umgehen. Jeder ſoll dem geſchwätzigen, zudringlichen Jünglinge Stand halten, und dieſer merkt das bedeutende Stillſchweigen, oder das mitleidige Lächeln eines feinen, aber aus Güte ſchonenden Geſellſchafters nicht, und wird durch Demüthigung oder Beſchämung nicht klüger. Einige wollen gar Genies ſeyn, und binden ſich darum an nichts, und treiben mit dem Excentriſiren ein Weſen, daß es ſehr heilſam ſeyn würde, dieſen unbärtigen Bübchen die Nothwendigkeit einer regelmäſſigen Lebensart a poſterio mit Ruthen einzubläuen. Andere ſuchen ihre Größe und Stärke in der erbärmlich-rohen Burſchenſprache, und zeigen durch deren fleiſſige Anwendung, wie weit ſie noch von Geſchmack und Wohlſtand entfernt ſind. Kurz, unſere meiſten Schulen ſind gerade das Gegentheil von dem, was ſie ſeyn ſollten: und ſo lange ſie das bleiben, müſſen die jungen Leute immer noch verwildern.

Man will haben, daß ſie auf der Univerſität ſich anſtrengen, und fleißig ſeyn ſollen, und doch ſpielt man mit ihnen auf den Gymnaſien! Da ſoll nach der ſogenannten vernünftigen Pädagogik, die ich aber für ſehr unvernünftig halte, alles ſpielend gelernt werden, Sprachen, Erdbeſchreibung, Geſchichte, kurz alles wird ſpielend beygebracht, das heißt, man ſpielt mit den Knaben, und fragt wenig darnach, ob etwas hängen bleibt, oder nicht. Arbeit aber und Anſtrengung vermehrt die Kräfte der Seele, wie die des Körpers, und ich bin verſichert, daß die neue Pädagogik keinen einzigen großen Mann, keinen wahren Gelehrten bilden wird. Höchſtens ſpringt hier und da, wenn ſonſt die Umſtände ſehr günſtig ſind, ein glänzender Süßling, ein eleganter Ignorant heraus, deren es jezt nur gar zu viele giebt. Alſo, gnädigſter Herr, wäre mein Rath, erſt die Schulen beſſer einzurichten, und dann an die ſentina malorum, ich meyne, an die Univerſität zu Schilda zu gehen.

Der Fürſt fand Müllers Vorſchlag für gut: und die Reform der Schulen im ganzen Fürſtenthum ging vor ſich. Ich kann aber auch nur wenig von den Schulverbeſſerungen im Fürſtenthum Colchis anbringen, da ich mich vorzüglich noch mit Schilda zu beſchäftigen habe. Eins und das andere will ich doch anführen.

Die Lehrer, die man tüchtig fand, wurden durchgängig ſo beſoldet, daß ſie niemals, der Beſoldung wegen, Urſache finden durften, den Schülern um Geld zu ſchmeicheln und nachzugeben, oder ſich nach einem andern Poſten umzuſehen, und noch viel weniger ums liebe Brod Bücher zu ſchreiben, zu korrektiren oder großen

Kindern akademiſche Vorleſungen über Dinge zu halten, die nicht in ihre Sphäre gehörten — über den moraliſchen Imperativ, über die Ariſtoteliſch-Kantiſchen Categorien, oder gar über die Chemie.

Schulferien wurden nur wenige geſtattet, aber alle ſogenannten Aktus, alles Komödienſpielen, Deklamiren und ähnliche Läppereyen wurden gänzlich unterſagt. Sie leiten, wie Müller ſagte, blos zum Superficiellen, zerſplittern die Zeit und verläppſchen die jungen Karaktere. Alles anhaltende äußere Gepränge, das nur Heuchler und Augendiener zieht, folglich nur überfirnißt und das Innere ungebildet läßt, wie öffentliche Ehrentafeln und dergleichen, das unterbleibt forthin, hieß es in der Vorſchrift an die Directoren der Pädagogien und Gymnaſien. Man hat ja der Beyſpiele zuviel, daß junge Leute mit feinerm Gefühl, die als Zöglinge oder Schüler alles aufbothen, um auf der Ehrentafel oben an zu glänzen, nachher, ſobald die Augendienerey aufhörte, auf der Univerſität ſich für die vorher erheuchelte Verläugnung ſo ausſchweifend ſchadlos zu halten ſuchten, daß ihre Eltern ſich genöthigt ſahen, ſie zurück zu rufen, um ſie nicht ein ſchändliches Opfer ihrer Ausſchweifungen werden zu laſſen. Es fehlte hier blos an feſter innerer Bildung, an die dieſe Schwächlinge, ob der äußern Ehren-Tortur, wenig gedacht hatten. *)

Wollten die Zöglinge zur Erholung ſonſt etwas leſen, ſo durften ſie nicht leſen, was ſie gern hätten mögen, ſondern was ihre Vorgeſezten für gut fanden. Die Zöglinge hatten indeß Freunde unter den Studenten, die vorher ihre Mitzöglinge geweſen waren; und wenn ſie von dieſen, dieſen oder jenen Roman loben hörten, dabey aber befürchteten, daß man ihn zu leſen ihnen nicht geſtatten mögte: ſo hatten ſie Friſörs und andere dienſtbare Geiſter an der Hand, die ih-

---

*) Illa cupiditas honoris quam dura eſt Domina! ſagt einer, der aus eigner Erfahrung es recht gut wiſſen konnte, Cicero in ſeinen Paradoxen V. 2. —

Plures jam paſſim famam, dictamine mentis
Spreto, concupiunt: intenti laudibus omnes,
Vt laudentur, agunt, et vix laudabile curant,

ſagen die Fragmenta pſychologico-moralia von Hn. Bispink, S. 70. Sie ſagen ferner S. 84:

Virtutis mors eſt, virtus mercede locata.

Denn boni viri ut ſimus, ſi non ipſo Honeſto movemur, ſed utilitate aliqua atque fructu: callidi ſumus, non boni, ſagt wieder Cicero, Leg. I. 41.

nen unbemerkt ihn zuſteckten: und nun laſen ſie, wo und wie ſie konnten; und eben dieß Leſen ſchadete dann, als etwas Verbotenes, doppelt. Konnten ſie das vorgelobte Buch auf die erwähnte Art nicht haben: ſo wurden die Titel von all dem artigen Zeug ſorgfältig aufgeſchrieben: und kaum waren ſie der ſtrengen Aufſicht entronnen, dann laſen ſie Tag und Nacht, um das Verſäumte nachzuholen, propften ihre Phantaſie voll mit Bildern, die ihren Kopf und ihr Herz feſſelten und regten, verſäumten darob wohl gar die Collegien, und kamen durch das Ueberpropfen der Phantaſie endlich dahin, daß ſie einen befriedigenden Gegenſtand dafür des Abends in der Sinnenwelt auf den Gaſſen aufſuchten, und ſo lange Phantaſie und Sinne wirken ließen, bis Körper und Seele verhunzt waren.

Um dieſem mehrſeitigen Uebel vorzubeugen, ließ der neue Schulplan jedem Zögling und Schüler es frey, ſich ſeine Lectüre zu wählen, wie er es für gut fand. Aber damit die neugierige und unerfahrne Jugend auch hier durch zwangloſe, unmerkliche Aufſicht vernünftig wählen, leſen und beurtheilen lernen mögte für die Zukunft: ſo ſollten die Zöglinge oder Schüler, Stuben- oder Claſſenweiſe, eins von den gewählten Büchern der Reihe nach herumleſen, und dieß in einer beſtimmten Leſeſtunde, die zugleich zur Erholung dienen ſollte. Nachher mußte jeder ſeine Meynung ſagen über die Ausſprache und den Ton eines Jeden im Leſen, und dann über das Geleſene ſelbſt, einmal in Rückſicht auf die Schreibart, und dann in Rückſicht auf den Inhalt, und zu Ende des Buches über deſſen Anlage, Ausführung und Richtung. Der Lehrer hieß die Urtheile entweder gut oder er berichtigte ſie, und ſeine, wie der Lehrlinge Ausſage wurde auf ihren jedesmaligen Grund zurückgeführt; und ſo lernten ſie vorſichtiger wählen, mit mehr Aufmerkſamkeit und richtiger leſen und das Geleſene nach Grundſätzen der Grammatik, Logik, Aeſthetik und Moral beurtheilen. Zugleich hatte man Anwendung und Wiederholung des Gelernten, u. ſ. w.

Um das Wegrutſchen unreifer Schüler zur Univerſität zu hemmen, durfte Keiner aus der zweyten oder dritten Claſſe dahin abgehen, bey Strafe, im Lande niemals befördert zu werden. Vor dem achtzehnten Jahre wurde auch Keiner, als Akademiker, angenommen.

Um den Fleiß und die guten Sitten aller Studierenden, auch durch Ausſicht auf Belohnung für die Zukunft, aufzumuntern, mußte eine Conduiten-Liſte über alle ſtudierenden Landeskinder, von der unterſten Schule bis zur oberſten, geführt und vierteljährig dem Curatorium der Schulen zugeſchickt werden, mit Bemerkung: Ob der Schüler Anlage zum Studieren habe, und in welchem Fache vorzüglich? Ob er ſie fleißig ausbilde, und ob er Vermögen beſitze, ſich die äußern Bildungsmittel, als Bücher, Reißzeug, Landkarten und dergleichen anzuſchaffen? Ob er ſich guter Sitten befleiſſige? u. ſ. w. — Der Unfähige, der Verdorbene, der in der dritten Claſſe das noch war, mußte das Studieren aufgeben und ſich zu einem andern Brod-Erwerb anſchicken. Der Fähige, der ſeine Fähigkeit immer fleißig benutzte und bis zur oberſten Claſſe ſich durch gute Aufführung zugleich hervorhob, hatte das nächſte Recht auf Stipendien und Unterſtützung; und zeigte er ſich eben ſo während ſeines akademiſchen Lebens: auch auf baldige Beförderung zu einer Stelle, wozu er nach der Conduitenliſte, die bey Beförderungen ganz allein entſchied, die meiſte Fähigkeit und das meiſte Verdienſt gezeigt hatte.

Kein Schüler, der Medicin oder Jura ſtudieren wollte, durfte ſich vom Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache losſagen: denn Fürſt Moritz glaubte, wie Friedrich, der Zweyte, daß die Kenntniß dieſer Sprachen einem künftigen Gelehrten, wenn gleich nicht unumgänglich nöthig, doch äußerſt nützlich ſey und zur wahren Zierde ihm immer dienen könne. Mehrere Verfügungen dieſer Art, vorzüglich in Rückſicht auf die Lehrer, übergehe ich. Man kann ſie, nach dem Vorhergehenden, zum Theil ſchon errathen. Steife Pedanten, die hauptſächlich auf äußern Schimmer ſahen, wurden angeſtellt, wo ſie weniger ſchaden konnten. So wurde einer ſchon darum als Zuchthausprediger angebracht, weil er aus eingewurzeltem Schildaismus über der Thüre zu ſeiner Claſſe eine Tafel hatte anbringen laſſen, worauf mit goldnen Buchſtaben folgende Verſe zu leſen waren:

O dreymal glücklich, wem die Gunſt
Der Muſe Lieb' und Sinn für Kunſt
Tief in die Bruſt geſenket!
Ihm rinnt ein nie erſchöpfter Quell,
Der ihn mit Wonne, rein und hell
Wie Morgen-Aether, tränket.

Mag doch an Laïs voller Bruſt
Die Fülle ſchwelgeriſcher Luſt
In Marmorſälen wohnen;
Mag doch, in Seid' und Gold gehüllt,
Auf Flaum, der ſanft elaſtiſch ſchwillt,
Verlarvtes Elend thronen;

Mag doch der Geizige ſein Gold —
Dem Thoren blinkt es blendend hold —
Mit eitler Freude zählen;
Mag doch den blutbegier'gen Held,
Bethöret durch das Lob der Welt,
Der Durſt des Ruhmes quälen:

Wen, Muſe, deine Gunſt erhebt,
Erfreut dies nicht: ſein Geiſt entſchwebt
Zu weite Sonnenfernen:
Er ſchaut herab mit kaltem Blick
Auf kleiner Seelen Schimmerglück,
Und wandelt unter Sternen. *)

---

*) Wie man ſich doch trügen kann, wenn man etwas bloß meynt! So meynte ich, die Original Fragmente zu dieſen Annalen ganz allein in Händen gehabt zu haben; und endlich ſtoße ich, wie von Ohngefähr, auf ein Gedicht, worin die hier angeführten Strophen auch enthalten ſind. Es iſt das Gedicht: „Dem Hn. Carl Morgenſtern, „der Philoſophie Doctor und bisherigem Profeſſor in (zu) „Halle, am feyerlichen Tage Seiner Einführung zum „öffentlichen, ordentlichen Profeſſor der Beredſamkeit und „Dichtkunſt am akademiſchen Gymnaſium in Danzig gewidmet von ſämtlichen Studierenden. 1798 den 20ten „November." — Woher die ſämtlichen, zu Danzig Stu-

Zwanzigſtes Kapitel.

— — — Immedicabile vulnus
Enſe recidendum eſt. — — —

Nachdem man glaubte, für die untern Schulen, vor der Hand hinlänglich geſorgt zu haben, kam die Reihe an die Reform der Univerſität zu **Schilda**. Fürſt **Moritz** trug dem Doctor

---

dierenden, **die** Strophen wohl erwiſcht haben mögen? Und warum ſie gerade auf Herrn **Carl Morgenſtern** angewendet? — Daß die Muſe ihm Lieb' und Sinn für — Kunſt tief in die Bruſt geſenkt habe, weiß man auf der **Dresdner Gallerie** zwar lange; auch lange anderwärts, daß ſein Geiſt gern entſchwebt in weite Sonnenfernen — durch Reiſen: aber daß er unter Sternen wandle, indem er kein Aſtronom iſt, und mit ſtolzem Blick, der einen Doctor der Philoſophie ſehr unphiloſophiſch anſteht, auf kleiner Seelen Schimmerglück herabſehe, ſo lieb ihm ſein Gehalt auch ſeyn wird: das iſt es, was uns befremdet. Eben ſo befremden uns die Varianten, deren eine in dem zweyten Verſe der dritten Strophe für: „Dem Thoren blinkt es blendend hold“ zu unäſthetiſch ſagt: „Wie blinkt dem Thoren es ſo hold!“ und dann im vierten Verſe der vierten Strophe das: „mit kaltem Blick“ in „mit ſtolzem Blick“ umgeändert hat. Doch, Herr **Carl Morgenſtern** wird Gymnaſiaſten dergleichen ſchon zu Gute halten, wie nicht minder, nach unſerer ſublunariſchen Wenigkeit, wir.

Schmidt, ſeinem Leibarzt Stein und dem Profeſſor Müller auf, dahin zu reiſen, den Zuſtand der Univerſität genau zu unterſuchen, und von ihr, wie von Schnellers Reform Bericht abzuſtatten. Wären nicht alle Drey recht brave Männer geweſen, die mit nichts weniger umgingen, als mit ſchadenfroher Rachſucht: ſo hätte ſich der Fürſt an niemanden ſchlechter wenden können, als an Leute, die alle drey ehemals eben nicht zum beſten zu Schilda waren behandelt worden. Aber ſo waren ſie nicht dieſe Herren! Wenn wir nach Schilda kommen, ſo müſſen wir es machen, wie der berühmte Wolf, ſagte Müller zu ſeinen Collegen. Als dieſer wieder nach Halle kam, wo man ihn vorher weggedrängt hatte, that er, als ſey er niemals zu Halle geweſen, und als kenne er die Leute dort nicht, die ihn einſt verfolgt und verketzert hatten.

Die Herren zu Schilda fuhren indeß mächtig zuſammen, da dieſe Herren Commiſſarien ankamen und dem Senat melden ließen, daß ſie auf Befehl des Fürſten da wären, nicht, wie ehemals geſchehen war, die Rechtgläubigkeit, ſondern die Haushaltung der Univerſitäts-Herren zu unterſuchen. Das war ihnen ein fürchterlicher Schlag: denn ihr eignes Gewiſſen belehrte ſie, daß ſie auf alle Fälle ſchlecht wegkommen würden, zumal da **Schmid**, **Müller** und **Stein** die Commiſſarien waren.

Stein ging gleich den andern Tag zum Kanzler **Schneller**, und brachte ihm folgenden Brief von des Fürſten eigner Hand:

Mein lieber Herr Univerſitätskanzler,

Sie haben mir durch die Entdeckung einer höllischen Kabale einen Dienſt geleiſtet, den ich nicht unbelohnt laſſen darf. Sie haben ſich zwar auch mancher Vergehungen ſchuldig gemacht, indem ſie an den ſchändlichen Streichen Antheil nahmen, welche die Obſcuranten meinem Bruder geſpielt haben; aber alles ſey Ihnen vergeben, ſo wie Ihrem Freund, dem Doktor **Lipps**. Aber Ihre Stelle können Sie nicht behalten, aus Gründen, die ein Mann von Verſtand, der Sie, als Kanzler, immer ſeyn werden, von ſelbſt einſehen muß. Alſo rathe ich Ihnen, wenn Sie ſonſt wollen, die Stelle des geweſenen Oberforſtmeiſters **Ekols-**

bach anzunehmen, welcher wegen ſchändlicher Concuſſionen hat müſſen abgeſetzt werden. Der Doktor Lipps wird auch wohl thun, wenn er das Amt eines Chauſſee-Inſpektors annimmt, wozu er, wie ich höre, Fähigkeiten beſitzen ſoll. Ich rathe Ihnen beyden aber wohlmeynend, in Ihren neuen Aemtern keine Kabalen weiter zu ſpielen: denn unter meiner Regierung, ſoll und darf dieß durchaus nicht geſchehen. — Ob Sie zwar beyde von ihren Aemtern gleich abgehen müſſen, ſo will ich doch, daß Sie bis zu Ende der Unterſuchung in Schilda bleiben, um den Commiſſarien auf Anſuchen an die Hand zu gehen.

Moritz.

Schneller klatſchte in die Hände, als er das Schreiben geleſen hatte, und rief laut auf: Vivat der Fürſt! Ewig will ich ein ehrlicher Mann ſeyn, und Lipps wird es gewiß auch ſeyn. — Hierauf ſagte er zu Stein: Sie wundern ſich vielleicht, Herr Leibarzt, daß ich mich unter der vorigen Regierung mit den Kabaliſtereyen zu Colchis und hier abgegeben habe: aber wenn Sie meinen Lebenslauf hören ſollten, ſo würde von dieſer Verwunderung viel verſchwinden. Um leben zu können, mußte ich, ſo Unrecht ich daran auch gethan habe, mit Schurken unter Einer Decke ſpielen: die Regierung gab ſelbſt Anlaß dazu. Ich verſtehe Sie, erwiederte Stein, aber mit kalter Miene, und verſicherte blos noch, daß jederman, der forthin ehrlich handelte, ſo lange des Fürſten Schuz genießen würde, als er ehrlich handelte, und ſchied.

Schneller ließ den Senat zuſammenberufen, und nachdem alle da waren, und Plaz genommen hatten, und über die Dinge, die da kommen ſollten, zitternd und bebend da ſaßen, ſprach er alſo:

Auf mein unterthänigſtes Anſuchen haben Seine Durchlaucht, unſer allergnädigſter Fürſt, in Gnaden geruhet, mir das Amt eines Oberforſtmeiſters zu Dambhauſen aufzutragen. Ich danke dem gnädigſten Fürſten herzlich und unterthänigſt, und bin hoch erfreut, von einer Stelle erledigt zu ſeyn, welche ich am Ende doch noch würde niedergelegt haben. Denn nachdem die Herren Commiſſarien angekommen ſind —

Ja, fiel Profeſſor **Schnutenius** ein, nachdem die Herren Commiſſarii angekommen ſind, glauben Sie, daß man die ſchändlichen und närriſchen Vorſchläge, welche Sie haben machen helfen, unterſuchen werde, und wollen nun den Kopf aus der Schlinge ziehen!

Schneller: Ich war damals blos Sekretär, und bin nicht reſponſabel für das, was der akademiſche Senat that. Die Herren darin ſind ja klug genug für ſich! Was ich habe veranſtalten helfen, z. E. das Geſchäft mit den Bordellen, das habe ich auch ſchon wieder abgeſchafft. Alſo gehe ich ruhig und getroſt ab, werde aber, ſo lange die Herren Commiſſarien hier ſind, jeder akademiſchen Sitzung beywohnen, um den Herren die Unterſuchung erleichtern zu helfen.

Da ſaßen nun die Herren vom akademiſchen Senat, wie die armen Sünder; und als gleich darauf die Commiſſarien hereintraten, legitimirten dieſe ſich näher und foderten das allgemeine Protocoll von zehn Jahren her. Das Protocoll wurde herbeygeſchafft, und bey der Unterſuchung deſſelben fand es ſich: daß duſelige und herrſchſüchtige oder unſachkundige grobe Prorektoren, Profeſſoren, Syndici und Pedellen meiſt allemal es ſelbſt verſchuldet hatten, wenn Tumulte oder andere ärgerliche Auftritte entſtanden waren. Die Herren hatten ſich beynahe in den meiſten Fällen benommen, wie maſſive Dorfrichter, die von Polizey und Juſtiz nicht den mindeſten Begriff haben. Sehr oft ergab es ſich, daß der Herren linkiſches Weſen, wie abſichtlich, etwas angezettelt hatte, wobey ihre Willkühr oder ihre Geldſchneiderey ihren Vortheil antraf. Jeder Prorektor hatte ein anderes Syſtem befolgt: der Eine ein gelindes, um ſich Zuhörer und dadurch mehr Honorar zu verſchaffen; der Andere ein ſtrenges, um ſeine Herrſch- und Habſucht beſſer befriedigen zu können.

Aber oft auch konnten die Commiſſarien ſich nicht enthalten, laut aufzulachen. Beſonders machte es ihnen Spaß, wenn die jämmerlichſten Harlekinaden, und die poſſierlichſten Affenſtreiche in einer ernſthaften akademiſch-ſyndikaliſchen Sprache abgehandelt und erörtert waren. Nun, das hätte ich nimmermehr gedacht, ſagte Müller: ich bin doch lange hier in Schilda Profeſſor geweſen, aber ſolche Bocksſtreiche ſind mir doch nicht vorgekommen!

Dann werden Sie auch, erwiderte Schneller, nicht oft auf die Seſſion gekommen ſeyn.

Die Unterſuchung ging raſch von Statten, und nach vierzehn Tagen ging Müller nach Colchis ab, um dem Fürſten von dem zu referiren, was man gefunden hatte.

Moritz ließ ſich das Unterſuchungsprotokoll vorleſen, und ein Lächeln, mit Bitterkeit vermiſcht, war auf ſeinem Geſichte ſichtbar, die ganze Zeit über, die Müller vorlas. Als dieſer fertig war, ſagte der Fürſt: Nun wundere ich mich nicht mehr, daß in unſerm Lande alles ſo erbärmlich zuging, wie wir, leider, der Spuhren davon gar zu viele antreffen! Aber wie hätte es wohl anders kommen können, da unſere Miniſter, Aerzte, Geiſtliche, Beamten, kurz alle, welche dem Lande durch Einſicht und Kenntniſſe hätten dienen ſollen, an einem Orte und auf einer Anſtalt zu ihren künftigen Aemtern vorbereitet wurden, wo man nicht einmal künftige Hofnarren zur Vorbereitung hinſchicken ſollte. Indeß was einmal geſchehen iſt, das iſt geſchehen: doch iſt es meine Pflicht, das Unweſen zu verbeſſern, oder vielmehr die Affenzucht zu Schilda zu zerſtören, und etwas Beſſeres an deren Stelle anzubringen.

Einige Tage überlegte Moritz mit Müllern und einigen andern einſichtigen Männern, was weiter zu thun ſey. Dann mußte noch ein Regiment Soldaten in Schilda einrücken, und Tages darauf las Stein folgendes fürſtliche Schreiben im akademiſchen Senat vor:

Ich Moritz, Fürſt zu Colchis, habe mit großem Unwillen längſt erfahren, und jezt mir leider beweiſen laſſen müſſen, daß die Lehrer und Geſchäftsmänner der Univerſität zu Schilda ſchon ſeit langer Zeit, und faſt ohne Ausnahme, in allen Stücken ſo gehandelt haben, als wüßten ſie gar nicht, zu welchem Zweck man ſie angeſtellt und beſoldet habe. Was die gegenwärtig daſelbſt angeſtellten Männer betrift, ſo iſt vom Prorektor an bis auf den lezten Profeſſor extraordinarius der ſogenannten Weltweisheit, vom Direktor bis auf den lezten, der Orthographie ſogar ganz unkundigen, Auſcultator und Pedellen, den Profeſſor Schnutenius ausgenommen, auch faſt kein einziger, der ſeine Schuldigkeit gethan hätte. Da aber die Männer, die doch meiſtens Gelehrte ſind, wenigſtens es ſeyn wollten, und billig es hätten ſeyn ſollen, indem ſie, als ſolche, ſich hoch und theuer beſolden ließen, ſo äuſſerſt pflichtvergeſſen gehandelt haben: ſo kann ich in Zukunft kein Zutrauen mehr in ſie ſetzen, und will daher, daß ſie von dem Tage der Bekanntmachung dieſes Edikts, insgeſammt, jedoch mit Ausnahme des Schnutenius, ihrer Stellen, die ſie bey der Univerſität gehabt haben, verluſtig ſeyn ſollen. Da ich aber nicht geſonnen bin, ihre Weiber und Kinder brodlos zu machen, oder ſie ſelbſt, wenn ſie es gleich verdient haben, dem Mangel preis zu geben: ſo werde ich ihnen durch meine in Schilda anweſenden Kommiſſarien anderwärts Stellen zu ihrer Beſchäftigung und zu ihrem Unterhalt anweiſen laſſen. Auch ſoll in Abſicht der Studenten das Nöthige bald verfügt werden. Wonach ſich zu achten.

Moritz.
Vt. Müller.

Da nun hätte man die Geſichter und die Hand- und Fußgeberden ſehen ſollen! Die meiſten Herren waren wie erſtarrt, ſperrten die

Mäuler auf, und verdrehten die Augen, wie die Juden am Hamansfeſt. Andere ſtampften mit den Füßen, tobten und ſchimpften, wie Schirach und die Eudämoniſten: die Kommiſſarien aber lächelten, und ließen Senat Senat ſeyn.

Schnurrenius begleitete ſie, drehte ſich an der Thüre um, und nach einer tiefen Verbeugung gegen ſeine ehemaligen Herren Collegen, rief er: „Was du ſäeſt, das wirſt du erndten! Hab zwar Mitleid mit den Herren; aber ſagt' ich nicht öfters: Sero ſapiunt Phryges. —“

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

Der Magiſter Sienius war durch eine neue Ausgabe des Eulenſpiegels, mit hiſtoriſch-kritiſch-moraliſchen Noten, im Auslande, als ein großer Gelehrter, bekannt geworden, und hatte daher kurz vor der Revolution zu Schilda, eine Vokation nach Bortehude als Rector bekommen, wohin er jezt auch trotzig genug abging. Er lebte aber dort eben ſo obſcur, als immer in Schilda. Er war ſchlottrig und von gar keinem mündlichen Vortrag.

Der Profeſſor Fünfkäs hatte einen derben Folianten über den Titel ff. de tigno immit. geſchrieben; und dieſer Foliant hatte ihm auf einer kleinen winzigen Univerſität eine Profeſſur ausgewirkt. Auf dieſer winzigen Univerſität war er aber noch immer der alte Fünfkäs, der er in Schilda geweſen war, und hielt, als Prorektor, auf ſeine Würde ſo impertinent arg, daß er einem Fremden, der von Ferne her, als Zeuge auf den Senat kam, nicht einmal geſtatten wollte, ſich nieder zu ſetzen, ohnerachtet dieſer ihm vorſtellte, daß er vom Aderlaſſen ſchon lange einen böſen Fuß hätte, und daher unmöglich länger ſtehen könnte. Er ließ ihn eher ganz weggehen, als niederſitzen. Das hielt Herr Fünfkäs, als Repräſentant eines erhabenen und hochweiſen Senats, unter ſeiner Würde!

Noch einige andere Profeſſoren, wie Schleidan und Silander, fanden im Auslande ihr

Unterkommen, und machten es auch da eben ſo, wie ſie es in Schilda gemacht hatten; ja man will bemerkt haben, daß mehrere jezt hin und wieder exiſtirende Profeſſoren ehemals Lehrer oder Studenten in Schilda geweſen ſeyn müßten, weil ihr ganzes Weſen perfekt ſchildaiſch ſey.

Alle dieſe Herren, die abzogen, hielten um ihre Dimiſſion ziemlich derb bey dem Fürſten an: dieſer aber, um des gelehrten Bauerweſens auf einmal los zu werden, ließ in Schilda folgendes ans ſchwarze Bret ſchlagen:

Ich Moritz, Fürſt zu Colchis, mache hiemit bekannt, daß ich es recht ſehr gern ſehe, wenn die bisherigen Profeſſoren zu Schilda anderwärts im Auslande Aemter und Brod finden. Wer alſo abziehen will, mag es thun, ohne mich und ſich mit Nachſuchung um Erlaubniß dazu zu beunruhigen.

Moritz.

Nun ſchrieen die Herren über Verachtung der Gelehrſamkeit und der Gelehrten; aber der Verfaſſer dieſer Annalen merket an, daß zur Verachtung der Gelehrſamkeit Niemand mehr beyträgt, als die Herren Gelehrten ſelbſt. Ama litteras in te, mi Politiane, earum ornamento, ſchrieb einſt Lorenz von Medicis an ſeinen Freund. Aber wie viele Gelehrte ſind denn wohl, welche eine Zierde der Wiſſenſchaften genannt zu werden verdienen? Zu Schilda wenigſtens gab es deren äuſſerſt wenig, und außer Schilda? — Je nun, ich denke an das: Loripedem rectus! —

Die meiſten Schildaer Herren waren indeß ſo unberühmt im Auslande, daß ſie ſich nicht einmal Hofnung machen konnten, nach Gießen oder an eine andere Univerſität von der Art berufen zu werden, und erklärten daher, daß ſie ſich gänzlich der Fügung Seiner Durchlaucht überlaſſen wollten, nur baten ſie um anſtändige Verſorgung. Die ſoll ihnen werden, ſagte der Fürſt, und beſtallte wirklich einen jeden nach ſeinem Verdienſt und Character.

Herr Star, JCtus ward Oberaufſeher über die Holzplätze zu Colchis, und zwar deswegen, weil er die Gewohnheit hatte, die Bücher auf ſeiner Bibliothek ſo ſchön zu ſchichten, daß keins um einen halben Zoll vor dem andern herausſtand. Dabey war er ſo gewiſſenhaft, daß er, um die ſchöne Ordnung ja nicht zu ſtören, niemals ein Buch aus ſeiner Reihe zog.

Herr Pillendrechsler erhielt den Poſten eines Oberkrankenwärters im Hoſpital zu Colchis. Er liebte das Schleichen und Herumſtöbern.

Herr Dykins ward Beyſitzer der Polizeykommiſſion: denn der Fürſt wußte, daß er gern widerſprach, und haßte die Einigkeit der Mitglieder dieſer Kommiſſion.

Herr Simon hatte ſich unlängſt todtgeſoffen; und — man denke! — in dieſer Lage fand ihn ſelbſt Fürſt Moritz bey einem Spazierritt in der Nähe von Colchis auf freyem Felde an einem Fußſteig. Er hatte Müllern eine Bittſchrift für ſich überreichen wollen, und vor lauter erträumter freudiger Ausſicht in die Zukunft, hatte er ſich, mit M. Kindleben, in dem Proostkrug, anderthalb Meilen von der Reſidenz, in Doppelkümmel übernommen bis zur Entzündung.

Herr Sauerkraut bekam die Aufſicht über die Erleuchtung der Stadt Schilda: denn ob er gleich, als Profeſſor der Theologie, das Licht der Vernunft ſtark hatte unterdrücken helſen, ſo glaubte Moritz doch, daß er ſich des körperlichen Lichts der Straßenlaternen deſto fleiſſiger annehmen würde. Er liebte die Bälle und Abendsſchmäuſe, und ging gewöhnlich erſt punkt Elfe nach Hauſe.

Einer von den Doktoren und Profeſſoren der Medicin kam als Kellermeiſter in den fürſtlichen Keller: denn weil er neun hundert und neun und neunzig mal bey mediciniſchen Diſputationen präſidirt hatte, ſo ſchien es dem Fürſten, daß er ein guter Kenner des Weins ſeyn müßte.

Herr Doktor Quarz, den man von S. 109 im II. Th. noch kennen wird, und der, wie der erhabene Verfaſſer des Traité de la vie heureuse, das wahre Glück im Bordel und noch mehr in den Saufkneipen zu ſuchen gewohnt war, — weswegen man ihn das luderöſe Schwein zu nennen pflegte, — ward Aufſeher über die Brandweinbrennereyen und den Schweinmarkt. Da er ſich, troz ſeiner niedrigen Lebensart es dennoch herausnahm, alles durchzuhecheln, was nicht ſo war, wie er, oder was ihm irgendwo im Wege ſtand, oder je darin geſtanden war: ſo riefen ihm ſogar die Schüler auf der Straße zu: Medice, cura te ipſum! Uebrigens war er, wenn er nicht heroiſch um ſich klozte, eben nicht übel, und meynte es gar nicht arg, wenn er den Leuten die Epiſtel las. Er war ſo ein Stück von Manichäer, gut und nicht gut, je nachdem Schnapps oder Brühahn ihm ſein Zenith geſtellt hatte.

Herr Syndikus Spindelfuß, der immer grimaſſirte und die Leute vor Gericht maſſiv anfuhr und überſchrie, ward Mühlen-Inſpector; und nun mogte das Mühlengetöſe noch ſo arg poltern: jeder Knappe hörte ihn bis in den Mühleſelſtall. Er fing bald einen Mehl- Milch- Fiſch- und Schweinhandel daneben an: denn um ſeiner geſtrengen Herrlichkeit die gute, nachſichtige Laune nicht zu verderben, machten die Knappen ihm Präſenter über Präſenter, freylich, wie das in den Mühlen nicht anders zugeht, meiſt immer auf Koſten Anderer.

Herr Profeſſor Sammelſurius, der auch durch Winkel-Advokaterey für geſchwächte Mädchen, um deren Willen ſeine Frau ihm nicht ein bißchen mehr gut war, gern etwas verdiente, und der die fatale Unart an ſich hatte, überall, wo man ihm eine Tabaksbüchſe zum Pfeifeſtopfen anbot, während des Stopfens die ganze

Fauſt ſchnaubend wegzukrapſen, erhielt die Stelle eines Aufſehers bey der Tabaksfabrik zu Colchis, ſtarb aber bald darauf an einer Unverdaulichkeit, die ihm ſein Lieblingsgericht, Speck und Klumps, zugezogen hatte.

Der Pedell Krummnick ward Oberhäſcher, und der andere, Schleicherus, Viſitator auf der Acciſe.

Der Aktuarius Bubpick, wurde als Leichenbitter, und der Auſkultator Vorbruſt als Klingelſacksträger angeſtellt.

So verſorgte Fürſt Moritz alle Herren, welche ſonſt die Alma Schildana hatten ausmachen helfen; und die Herren fanden ſelbſt in der Folge, daß ſie ſich zu ihren neuen Aemtern beſſer ſchickten, als ſie ſich zu ihren ehemaligen geſchickt hatten. Nur dann und wann, wenn ſie ſich mit ihren reſpektiven Collegen herumzankten, erinnerten ſie ſich an ihre ehemalige Würde, und riefen aus: Herr, was wollen Sie? Bin ich nicht Profeſſor geweſen? und bin ich nicht noch Doktor, Magiſter oder Licentiat? Denn Doktorwürde, Magiſterium und Licentia ſind unauslöſchliche Charaktere.

Als die Reforme der Schildaer Profeſſoren ihren Anfang nahm, waren die Studenten ruhig, als ſie aber merkten, daß auch ihr Weſen ganz aufhören ſollte, wollten ſie das durchaus nicht zugeben, und rebellirten — auf ſich ſtudentiſch. Alle — blos die ſogenannten Amiciſten ausgenommen — verſammelten ſich vor dem Hauſe, worin die Kommiſſarien logirten, mit Hiebern, Knütteln und Steinen, und ſchickten an die Herren eine Ambaſſade, welche mit der größten Impertinenz die Erhaltung der Studenten-Privilegien fodern mußte. Als ihnen dieſes nun rundum abgeſchlagen wurde, gingen ſie fort, und verkündigten den übrigen ihre fehlgeſchlagene Geſandtſchaft. Darüber gerieth alles in Harniſch, und die Kommiſſarien wurden aufs feierlichſte periirt, und die Fenſter ihres Logis eingeworfen.

Aber der General zu Schilda, ein ſonſt humaner Mann und ſogar Freund von allem, was ächt gelehrt aber dabey gutgeſittet heißt, ließ auf Befehl von Fürſt Moritz einige Patrouillen herumgehen, welche Mehrere aufgriffen, und die Andern ohne alle Mühe zerſtreuten, wie dieſes bey tumultuirenden Studenten nur gar zu leicht iſt. Die Eingezogenen wurden gleich den folgenden Tag vorgenommen und auf freyen Fuß geſtellt, jedoch mit der Bedeutung: daß ſo gut man auch einen Studenten-Auflauf und eine kindiſche Fenſterkanonade, wie die Herren es zu nennen beliebten, von einer förmlichen Rebellion zu unterſcheiden wüßte; auch einſähe, daß ſolche aufwallende Schwindeleyen ſelten einen ernſthaften oder gar einen gefährlichen, ja, größtentheils nur einen momentanen Zweck haben und gewöhnlich weiter nichts ſeyen, als Explosion eines jugendlich-unſinnigen Renommiſtismus, die Herren von ihrer Seite doch eben ſo einſehen würden, daß es für ſie, als Zöglinge auf der höchſten Stufe der litterären und moraliſchen Bildung, ſich durchaus nicht ſchicke, der Anordnung und dem Befehl eines Fürſten entgegen zu ſtreben, der zu ihrem und des Landes Beßten jeden eingerißnen Unfug abſtellen und ihnen alle die Mittel verſchaffen und erleichtern wolle, wodurch ſie in den Stand gerathen müßten, dereinſt, jeder nach ſeinem Fach, dem Vaterlande als gute brauchbare Bürger zu dienen und dadurch Ehre und Brod zugleich einzuerndten. Dieß, fügten die Commiſſarien hinzu, bäthe man, nicht aus der Acht zu laſſen und, als Zöglinge von Einſicht und Vaterlands- wie Ordnungsliebe, ſich mit Dank Verfügungen zu unterwerfen, die ihr eignes Wohl nicht minder nothwendig mache, als das Wohl des ganzen Landes. Sollten aber, was man freilich nicht weiter erwarte, Einige dennoch es wagen, in dem Vorhaben des Fürſten einen Vater zu verkennen: ſo müßten ſie ihnen andeuten, daß die Commiſſion die Vollmacht habe, jeden inſultierenden Trozkopf, mit Hülfe des Militärs, alsdann den Richter fühlen zu laſſen.

Eben dieß erſchien am Schwarzen-Brete, aber mit dem Anhang: daß alle Studenten, welche Luſt hätten, nach der neuen Einrichtung weiterhin zu Schilda zu ſtudieren, ihre Namen bey der Kommiſſion angeben ſollten, und zwar innerhalb acht Tagen; die andern aber, die dieſes nicht thun würden, mögten ſich nach Verlauf dieſer Zeit wegbegeben, oder gewärtigen, daß man ſie, vielleicht gar auf eine ihnen unangenehme Art, aus der Stadt bringen würde.

Dieſer Anſchlag erregte viel Aufſehen. Anfangs hieß es durchaus: ehe wir unſre Namen den Kerlen da oben angeben, gehen wir lieber alle zum Teufel! Soll denn der Burſche den hunzföttiſchen Philiſtern da von Colchis unterthan ſeyn? Nein, Brüder, das wäre für uns entehrend! Auf! — Auf, wer ein braver Burſch' iſt; und wir wollen den Kerlen ſchon zeigen, daß man mit uns nicht umgehen darf, wie mit Soldaten und Gnoten!

Bravo! rief der hinzukommende Senior Naſtorp: ich bin gleich dabey! Aber ſagt mir erſt, Brüder, was gewinnen wir am Ende? Man ergreift uns, ſchleppt uns nach der Felſenburg, oder beſchmiert uns den Rücken mit Korporalsſalbe und bringt uns über die Gränze!

Immerhin! riefen Andere. Fort nur mit den feigen Memmen, und wer noch ein braver Burſch' iſt, der folge! — Ein Haufen ſonderte ſich, fing an: „Ein freyes Leben führen wir" — und ſchritt vorwärts. Aber hinterwärts kam auch ſchon eine Patrouille, deren Anführer die Schreyhelden bath, nur gemach ruhig zu Hauſe zu gehen oder zu gewarten, daß er ſie ergreifen und nicht aufs Carcer, ſondern, wie er den Befehl habe, ins Stockhaus führen würde.

Naſtorp trat von neuem heran, und da **Röner** und die übrigen von ihrem Freundſchaftsbunde ihm, wie ſie es zum voraus beſprochen hatten, Gehör gaben: ſo wirkte ſeine Vorſtellung; und faſt einhellig verſprachen alle, ruhig zu bleiben, ſobald er es dahin bringen würde, daß kein Soldat um ſie ſich weiter bekümmern dürfe. **Naſtorp** und **Röner** übernahmen dieß, und des erſtern Anrede an die Commiſſarien war folgende:

Meine Herren,

Der Tumult der Studenten iſt Ihnen ohne Zweifel eben ſo unangenehm, als er es ſehr vielen von den Studenten ſelbſt iſt. Das Mittel, ihn zu ſtillen, ſteht indeß ganz in ihren Händen. Entfernen Sie nur alle Gewalt, zumal militäriſche: und wir ſtehen dafür, daß in einigen Tagen alles freywillig geſchehen wird, was jezt jeder Gewalt die Spitze biethet. Um die Studenten auf den Univerſitäten zu bändigen, muß man ihnen nur Friſt laſſen, ſich zu beſinnen. Sie ſind ein mobile vulgus, oder ſollten Sie dieſen Ausdruck für akademiſche Bürger unanſtändig finden: ſo ſind ſie mobilium turba Quiritium. **Thomaſius** hatte aber nicht ganz Unrecht, als er den Studenten für ein zweybeiniges Thier ausgab, Quod non velit cogi, ſed perſuaſione duci. Wir wiſſen zwar, daß die ehemalige päpſtliche Privilegien- und Exemtionen-Zeit vorüber iſt, und daß der Student, als Student, gerade das wenigſte Recht hat, einen Staat im Staate zu machen. Als ein Staatsſprößling, auf deſſen Unterricht und Bildung ſo viel und lange gewirkt iſt, ſollte er auf der Akademie Einſicht und gute Sitten genug haben, die öffentliche Ruhe nie zu ſtöhren und jeden landesherrlichen Befehl aufs pünktlichſte zu befolgen. Allein ein bis jezt reger Renommiſten-Sinn, den die bisherige akademiſche Polizey hier nur zu ſehr unterhalten und verwöhnt hat, iſt es vielleicht, meine Herren, worauf wir Sie bitten dürfen Rückſicht nehmen zu wollen. Die ingenuae artes ſind hier bis jezt noch nicht ingenue betrieben worden; und darum ſind die Sitten der hieſigen Studenten noch roh, und ſie — wie Wilde. Die Ueberſicht der ganzen Einrichtung und Führung unſerer Univerſität überzeugt ſchon uns davon: wie viel mehr Sie, meine Herren! Aber auch eben dieß iſt es, was uns von Ihrer Einſicht erwarten läßt, daß man mit den verzogenen groſſen Kindern unter uns Mitleid haben und nur noch einige Tage Ruthe und Stock zurück halten wird: und wir verſprechen das Beßte.

Die Commiſſarien dankten dem Naſtorp und Röner in ſehr verbindlichen Ausdrücken, ſagten ihnen ihre Bitte zu; und ſiehe da: kaum hatten die bisherigen Amiciſten und deren Freunde den andern Tag ihre Bereitwilligkeit, der neuen Einrichtung des Fürſten in Allem zu folgen, den Herren kund gemacht: ſo erſchienen nach und nach beynahe Alle, gaben ihre Namen an, und erklärten, daß ſie ſich in Rückſicht ihrer Studien gänzlich den Anordnungen des Fürſten überlaſſen wollten.

Einige widerſpenſtige, faſt lauter Theologen, wurden zum Thor hinaus gebracht, welche dann nach Kappershauſen, Gießen, Altorf und ſonſtwohin wanderten, um ihr renommiſtiſches Weſen dort weiter zu treiben.

Den bisherigen Lehrern der Amiciſten, den Herren, Schwarz, Rothe und Köhler, wurde aufgetragen, einſtweilen nützliche Collegia über humaniſtiſche Gegenſtände zu leſen. Sie thaten es, und da ſie gut laſen, hatten ſie Zuhörer genug. Der eine erklärte die Bücher des Quintilianus, der andere erzählte die Geſchichte des Fürſtenthums Colchis öffentlich, und der Dritte betrieb die Claſſiker; und alle drey wußten ihren Vortrag ſo zu würzen, daß meiſt alle Studenten in dieſen Lehrſtunden ihre Zuhörer waren.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Neue Einrichtung der Univerſität zu Schilda.

Der Fürſt Moritz und ſeine Räthe ſahen ſehr richtig ein, daß eine Univerſalfabrik, worauf künftige Lehrer der Religion, nebſt Staats- und Geſchäftsmännern, Aerzten, Dichtern, Philoſophen und Schullehrern zugleich gebildet werden ſollen, ganz und gar nichts tauge: und daß die Herren in dieſem Stück recht dachten, lehrt, leider, die leidige Erfahrung ſo vieler gelehrten Univerſalfabriken in Deutſchland, vornehmlich die zu X, zu Y und zu Z. Auch auf ſie paßt das Bild von dem Thurmbau zu Babel: denn auch hier hämmert und zimmert jeder nach ſeiner Innung, aber mit ſo einem Gepolter und Durcheinanderlaufen und Zuſammenſtoſſen wegen der Menge und der Verſchiedenheit der Meiſter, der Geſellen und Handlauger, daß zulezt keiner mehr den andern verſteht, einer den andern hindert, ja, einer dem andern entgegen meiſtert, und dadurch denn alle ganz natürlich eine Verwirrung hervorbringen, die den ſymmetriſchen und eumetriſchen Bau des Ganzen eher ſtöhrt, als fördert.

Alſo wurde die ſogenannte Theologie, das Jus und die Medicin gänzlich von der Schildaiſchen hohen Schule getrennt. Man ließ ihr zwar den Namen einer Univerſität, aber die Würden des Kanzlers, Prorektors, Direktors, Syndikus, und wie die übrigen Prälatur-Perſonnagen aus den päpſtelnden Zeiten mehr heißen, wurden gänzlich aufgehoben. Die Profeſſoren waren von einander ganz und gar unabhängig und ſtanden geradezu unter dem Curatorium zu Colchis. Der Fürſt ſorgte für brave, gelehrte Männer, deren mündlicher Vortrag durchaus als deutlich, leichtfaßbar und unterhaltend erprobt ſeyn mußte; und dieſe lehrten die Philoſophie, die Mathematik, die Geſchichte, die ſchönen Künſte, die Sprachen und die Erdbeſchreibung gründlich und mit Geſchmack; und ſo bereiteten ſie die jungen Leute zu den ſogenannten höhern Wiſſenſchaften, die, wie man bald finden wird, anderwärts hin verlegt wurden, vortrefflich vor.

Wie vorſichtig der Fürſt in der Wahl der neuen Lehrer war, und wie ſehr er darauf hielt, daß ſie gute Menſchen durchaus ſeyn mußten, zeigt dieß, daß er einen gewiſſen Schaumannichius, der von fern her ihm empfohlen wurde, verwarf, weil er erfuhr, daß er ein Narr auf ſeine Larve war, ſtatt Gründlichkeit äſthetiſchen Schnickſchnack in der Philoſophie mit lateiniſcher Schrift auftiſchen ließ, und vorzüglich, daß er zwey Mädchen mit Eheverſprechen, und das eine davon ſogar mit wirklicher Verlobung hingehalten, und endlich eine ganz andere geheurathet hatte, und dieß obendrein blos aus Hoffnung auf Protection. Der Kerl iſt ein Schurke, ſagte Moritz: und Schurken können mir nicht dienen. Nicht einmal zu einem Univerſitätsbothen wollte er einen jungen Menſchen nehmen laſſen, nachdem ihm hinterbracht war, daß er ein Süßling und dabey ſo unverzeihlich ſtolz ſey, daß er ſich ſogar ſeiner Mutter ſchäme, und an Markttagen, wenn ſein Weg ihn über den Markt führe, einen Nebenweg nehme, um von ſeiner Mutter, die dort in einer Bude Strümpfe verkaufte, vor den Leuten nicht angeſprochen ſeyn zu wollen. Der arme Sünder hieß Schallerduft. Eben ſo ſtrenge verfuhr Moritz in der Wahl aller übrigen. Was er demnach wählte, war gewiß gut und brauchbar. Er wählte beynahe lauter anderwärts abgeſezte oder verfolgte Männer, indem er meynte, daß dieſe wenigſtens iberal denken und keine Heuchler ſeyn müßten.

Jeder Student, der im Lande dereinſt beördert ſeyn wollte, mußte wenigſtens zwey Jahre in Schilda ſtudiert, und ohne Ausnahme die allgemeinen Humanitäts-Wiſſenſchafen, vorzüglich Geſchichte und Philoſophie, berieben haben. Wo der Menſch verſäumt iſt, agte Moritz, kann der Bürger nicht gut weren. — Damit aber die Unkoſten des Studierens icht zu hoch laufen mögten, wurden alle unnöthien Ab- und Ausgaben abgeſchnitten, welche auf andern Gelehrten-Innungen nur gar zu häufig ſind.

Kein Student bezahlte etwas für die Matrikel: denn da er nicht den geringſten Vortheil, Rang oder Privilegium durch ſie erhalten darf, ſagte der Fürſt: ſo wäre es unbillig, für ſo was noch Geld zu nehmen.

Um die Profeſſoren nicht zu nöthigen, durch Nachſicht gegen die Unart der Studenten ſich Zuhörer und Honorar zum Auskommen anzuſchleichen, oder andere Neben-Erwerbszweige zum Nachtheil ihres Hauptberufs einzuſchlagen: ſo ließ Fürſt Moritz ſie alle ſehr gut beſolden, und ſie hatten ihr reichliches Auskommen. Da nun eben darum kein Student die Collegien mit Geld noch honorirte: ſo durfte der Minderbemittelte, um ſich vom Honoriren zu befreyen, nicht betteln, kriechen, lügen oder heucheln lernen; und er konnte, wie der Mehrbemittelte, jezt alles mitbenutzen, was in den Hörſälen zu benutzen vorkam.

Damit auch die Profeſſoren von dem Dämon des Finanzgeiſtes ungeſtöhrt bleiben und den übrigen Einwohnern die gemeinen Laſten nicht vermehren oder die Mittel, ſie zu erſchwingen, nicht erſchweren mögten: ſo war es ihnen unterſagt, den Bürgern die beſſern und geräumigern Häuſer wegzukaufen, dadurch die vermögendern Studenten an ſich zu locken und ſo durch Stubenmiethe, der übrigen Bürgerſchaft des Jahres mehrere tauſend Thaler zu entziehen. *) Landgüter durften ſie noch weniger kaufen. **)

---

*) Hochbeinige Studenten ſuchen ein Art von Ehre darin, bey einem Profeſſor zu wohnen, ſehen darum über die Andern hinweg, und erregen dadurch oft Feindſchaft und Händel. Ich könnte von mehr als fünf Univerſitaten Beyſpiele darüber anführen. Auch weiß ich Beyſpiele die Menge, daß Profeſſoren-Studenten oft noch liederlicher mit ſich und dem Ihrigen umgehen, als andere, und daß folglich Eltern, die das Univerſitatsweſen nicht kennen, ſehr irrig glauben, ihre Söhne ſeyen gut aufgehoben, wenn ſie erfahren, daß ſie bey einem Profeſſor wohnen. — Ich wohnte einſt auch bey einem: aber was halfs! — Die Profeſſoren haben bey der jetzigen Univerſitaten-Verfaſſung auch etwas ganz anders zu thun, als daß ſie, wie Freund, ſich um ihre Hausgenoſſen bekümmern könnten. Eine ſtrengere Aufſicht auf Ordnung und was dahin gehört, würde überdem ihre Stuben leer machen: und das kann man ihnen doch — jezt — nicht zumuthen! Alſo — laſſen auch ſie es gehen, wie es geht!

**) Wenn dieſer und jener Profeſſor, bey jeder eintretenden Beſoldungs-Vakanz, um Vermehrung ſeiner Beſoldung jedesmal einkommt, indem er ſich auf die Unmöglichkeit beruft, ſonſt auszukommen, und wenn das Oberſchul-Collegium oder Curatorium nur ſo erfährt, daß der querulirende Herr Supplikant dennoch Geld genug übrig hatte, ſich ein Haus mehrere tauſend Thaler koſten zu laſſen, ohne doch eignes Vermögen dazu gehabt zu haben: ſo möcht' ich wohl wiſſen, ob die Vorſteher jener Collegien nicht auf den Gedanken kommen mögen: daß der Finanzgeiſt dieſes Herren wohl leichter reger ſey, als deſſen wiſſenſchaftlicher

Allen ordinären Profeſſoren wurde ein ſogenannter extraordinärer, als Anzögling, zugefügt, und hatte auch Beſoldung zur Gnüge. Seine Pflicht war, Tag für Tag auf beſtimmte Stunden, in welchen ſein College nicht las, zu Hauſe zu ſeyn, um als Repetent jedem über Zweifel oder Dunkelheiten Auskunft zu geben. Auch diente er als Supplent, im Falle der ordinäre durch Krankheit oder nöthiges Verreiſen am Unterrichtgeben verhindert wurde. Starb der Ordinäre, oder wurde dieſer anderswo befördert, oder unvermögend vor Alter oder Schwäche; und hatte man ſeit ſeiner Anſtellung zum Anzögling gegen den Adjunkten nichts: ſo war die erledigte Stelle und Beſoldung ſeine. Ihm folgte als Anzögling und Repetent wieder ein Geſchickter.

Gemeinſinn, und ob ſie dann einander nicht anſehen mögen mit der geheimen Frage: risum teneatis amici? — Indeß, ſo lange in gewiſſen Ländern der Korporal mehr gilt, als der geſchickteſte Schulmann: ſo kann man den Herren es nicht ſehr übel nehmen, wenn ſie gelenkig ſind und im mindern Maaße eben ſo zu — acquiren ſuchen, wie dieſer oder jener Fürſt, Mätreſſe, Miniſter oder Rath! Gilt's doch heutzutage vielen Diplomatikern gleichviel, ob Liſt oder Stärke ſie in den Beſitzſtand bringt! — Und ſoviel kömmt denn auf Conſequenz an — von Oben bis Unten! —

Um zu verhüthen, daß die gute Beſoldung all die Herren nicht läſſig machen mögte: ſo erhielten die Schulen das Recht, wenn dergleichen bemerkt würde, es dem fürſtlichen Commiſſär anzuzeigen. Auch achtete darauf der Referent ans Curatorium, welches Amt der Antheil des Profeſſors Schnutenius geworden war, nebſt einem Gehalt von 800 Thalern.

Da alles Innungsmäßige aufgehoben ward, und der Fürſt durchaus auf den Grundſatz hielt: Liberalia liberaliter tractanda ſunt: ſo wurden zwar nicht mehr Magiſter und dergleichen gemacht; aber wer ſich am beßten dazu ſchickte, das wußte man aus den Conduitenliſten und den Disputir-Uebungen nachher beſſer, als vorher aus dem Examen. Dieß war ſonſt meiſt Spiegelfechterey und nur von einigen Stunden; jene reichten mit der Zeit über ein Jahrzehend hinaus und hatten, als etwas Oeffentliches, mehr öffentliche Ueberzeugung. Hatte nun in der Folge jemand zum Lehrſtande an einer höhern oder niedern Schule Luſt: ſo kam er dazu, ſobald das Zeugniß ſeiner lezten Lehrer, nebſt der Conduitenliſte, ihn fähig dafür erklärten. Anfänglich mußte er aber durchaus als Adjunct in dem Fache arbeiten, worin er dereinſt dem Lande ganz nützen wollte. Dann ſtieg er, bey Vakanzen, ſtuffenweiſe bis zu dem Poſten herauf, dem er gewachſen und beſtimmt war.

Die Disputir-Uebungen wurden eben ſo ſcharf anbefohlen, als die ſchriftlichen Aufſätze. Dieſe waren mehr für die mittlern Claſſen, und beſtanden in Erzählungen, in Beſchreibungen von ſinnlichen Gegenſtänden, oder in Erklärungen und Beweiſen über nichtſinnliche von leichterer Art; in Briefen, kleinen Anreden und dergleichen, je nachdem die Claſſe es zuließ. Jene gingen bloß die höhern Schulen an, ich meyne die philoſophiſchen, und mußten einmal wöchentlich im Hörſaal, und einmal zu Ende jedes Monats öffentlich auf dem großen Disputatorio gehalten werden. Der Inhalt derſelben war vorſchriftsmäßig alles das, was in dem Hörſaal war vorgetragen, und ſie dienten daher eben ſo zur geſchärftern Wiederholung, als zur Uebung im Vortrag und in Behauptung und Beſtreitung des Erlernten. Dem monatlichen Disputiren wohnten alle Schulen bey, und vom Disputiren ſelbſt, waren nur Kranke ausgenommen. Schnutenius fand ſich hier auch ein, um darüber zu referiren.

Jedesmal diſputirten ihrer Sechſe, und jeder eine halbe Stunde, folglich in drey Stunden alle. Die Diſputirform war dreyfach: die Sokratiſche, die forenſe und die ſyllogiſtiſche. Die ſechs Opponenten theilten ſich je zwey und zwey darein. Die ſchriftlichen Aufſätze dieſer Schulen, nebſt den Auflöſungen von Problemen und dergleichen revidirten die Referenten, jeder nach ſeinem Fache. Die beſten wurden aufgehoben und der Conduitenliſte dereinſt beygelegt. Läſtig für die Lehrer war das allerdings: aber mein Amt, ſagte Moritz, iſt nicht minder läſtig; und wer ſich räſonnabel bezahlen läßt, muß auch räſonnabel arbeiten, oder ſein Amt niederlegen, wenn er nicht ein Dieb an der Staatskaſſe werden will.

Vorher war es in Schilda Mode geweſen, wie anderwärts, die Collegien nach Belieben zu beſuchen: aber man weiß, warum. Jezt lehrten ganz andere Männer, jezt herſchte ein ganz anderer Vortrag und Geiſt, jezt erſchienen die Wiſſenſchaften als intereſſant an ſich, jezt lamen nach und nach junge Leute dahin mit mehr Bildung von Innen und Außen, jezt war der Haufen der Studierenden durch die Sonderung der Studien vermindert, vermindert darum auch die Verführung und Verwilderung durch Beyſpiel und durch Mangel an zureichender Aufſicht, *) jezt wußte jeder, daß die Regierung bey Beförderungen nur auf Geſchicke und Selbſtverdienſt ſehen ſollte, und daß es folglich blos bey einem jeden ſtand, ob er eine unnütze Laſt ſeines Vaterlandes zu ſeiner eignen Schande und zum Kummer ſeiner Eltern, oder deſſen geſchickte und treue Mitſtütze werden wollte und dadurch ein zufriedenes und ſorgenloſes Leben für die Zukunft

---

*) Wer die Renommiſterey und deren Sprache auf einer Univerſität gewahr wird, der forſche nur nach, und er wird finden, daß der größte Theil beyde ſchon auf den untern Schulen getrieben hat; aber auf denen vorzüglich, wo die Schüler näher und zahlreicher zuſammenwohnen, und wo das Anſehn der Menge ſchon machet, daß der Geſchmack- und Anſtandsloſe, wie der Leichtſinnige und der Kindiſch-ehrbegierige nicht weniger ſeyn will, als der erwachſene, renommirende — Schwindelkopf, vulgo, dumme Junge. In dieſer Rückſicht wäre ſehr zu wünſchen, daß die Unterlehrer und die Inſpectoren auf zahlreichen Waiſenhäuſern und Gymnaſien etwas mehr Einſicht und Achtung gegen ſich und die Menſchheit haben möchten, um die edeln und unermüdeten Bemühungen manches Vorſtehers derſelben, z. B. eines **Meierotto**, nicht ſelbſt vereiteln zu helfen.

ſich zubereiten, jezt waren die Collegien geſetzmäſſig vorgeſchrieben und ſo der Willkühr der Faulen oder Bequemen entzogen, jezt mußte jeder ſeine Zeit zu Rathe halten, wenn er nicht mit Schimpf und Schande disputiren oder ſeine Aufſätze mit Verachtung zurückgewieſen ſehen wollte, jezt foderte das Intereſſe der Profeſſoren ein ganz anderes Betragen gegen einander und gegen die Studenten, jezt despotiſirte kein Syndikus oder Prorector mehr, der von der Unart der Studenten ſeinen Vortheil zu ziehen ſuchte: — und nun weiß man genug, wie und wodurch Moritz das endlich zur Wirklichkeit brachte, worauf ſo mancher andere Fürſt bis jezt noch vergeblich ſinnen und projectiren läßt.

Um indeß den genannten Förderungsmitteln des Fleißes noch ein äußeres hinzuzufügen, mußte jeder Famulus jedes Profeſſors in der erſten Viertelſtunde jeder Vorleſung in dem Hörſaal gegenwärtig ſeyn, und die Namen der fehlenden Zuhörer aufſchreiben. Außer ärztlich beſcheinigten Krankheitsfällen, durfte Keiner viermal wegbleiben, oder er wurde, als ein unwürdiges Mitglied, von der Zahl der Studierenden ausgeſchloſſen. Jeder wußte dieß, aber mit der Zeit hatte jeder ſchon zuviel Einſicht und Lebensart, als daß er ſeine Beſtimmung hätte aus den Augen laſſen ſollen; und daher kam es, daß in ſechs und zwanzig Jahren dieſe Strafe nur dreymal vollzogen wurde.

Dieß ohngefähr waren die Hauptanſtalten für die Ausbildung des Innern der Studenten: für die des Aeußern ließ Moritz nicht minder ſorgen. Die eine Hälfte des ehemaligen geräumigen Promotions-Saals diente zum Diſputatorium; die andere Hälfte wurde zu einem Verſammlungsſaal für die Profeſſoren und die Studenten eingerichtet. Hier konnte jeder von ihnen Abend für Abend von fünf bis ſieben Uhr ſich einfinden; aber Mittwochs und Sonnabends war dieß ein Müſſen. Die beſſern politiſchen und gelehrten Zeitungen, nebſt den merkwürdigern Journalen, lagen in beſtimmten Fächern, und dienten Jedem zum Stoffſammeln zu mehrerer nützlichen Unterhaltung. Außer einigen guten Geographieen und Zeitungswörterbüchern, die auch ihr eigenes Fach hatten, fand man die richtigern General- und Special-Karten an den Wänden herum abgerollt.

Man bediente ſich dieſer Unterhaltungsmittel zur Uebung in der Anwendung ſeiner Kenntniſſe von der Geographie, Geſchichte, Statiſtik, Productenkunde und der Kritik. Der reell- und mannigfaltig-unterhaltende Ton des geſellſchaftlichen Umgangs gewann dadurch allgemein, um ſo mehr, da die Herren Profeſſoren hier als Freunde erſchienen, welche die irrigen Ausdrücke und Urtheile ihrer jungen Freunde mit einer Schonung und Feinheit berichtigten, die von Superiorität nichts an ſich hatte, die nur noch mehr Zutrauen erweckte und ganz für ſie einnahm. Eben hier lernten ſie die Studenten auch von Seiten kennen, die ſie im Hörſaal und auf dem Disputatorium nicht ſo erkennen konnten. Hiedurch gewann die Conduitenliſte an mehrerer Beſtimmtheit, folglich wurde der Regierung es auch erleichtert, für dieſen oder jenen Poſten das angemeßnere Subject dereinſt auszuwählen.

Die ehemalige Reitbahn, die, wie wir bald ſehen werden, aufhörte, konnten die Herren als Ballonplatz benutzen, und ſie thaten es, um den ganzen Körper zur Muskel- Nerven- und Lungenſtärkung in friſcher Luft zu bewegen. Zu eben dieſem Zwecke gingen ſie, in Begleitung dieſes oder jenes Profeſſors, auch auswärts in Gärten oder auf ein Dorf; und die Herren Profeſſoren ſtanden gar nicht an, mit ihren Begleitern ein Glas Milch oder einen Krug Bier, unter freundſchaftlichem Geſpräch, auszuleeren. Dadurch gewann der anſtändige Ton immer mehr; und obgleich die Theegeſellſchaft ganz aufgehört hatte: ſo kam doch täglich weit mehr Politur in Schwang, als man durch ſolche ſuperfeine, petimätriſche, einſeitige und partheyiſche Anſtalten jemals hätte bewirken können.

Eben durch den Umgang mit den Profeſſoren hörte auch die Burſchenſprache endlich ganz auf, und das ehemalige Burſchen-Lexikon des Profeſſors Simon diente nur dann und wann noch in luſtigen Geſellſchaften über den ehemaligen renommiſtiſchen Unſinn lachen oder ſtaunen zu machen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

Der vorherige Fechtboden, der auch aufhörte, wie die Folge lehren wird, wurde dem Vorſteher der akademiſchen Leſebibliothek, eben dem Manne, der nach dem Bericht im I. Th. dieſes Werkchens, S. 373, von Schilda weggezogen, aber gleich unter Moritzens Regierung wieder dahin gekommen war, zum bequemern Aufſtellen und Abholen der Bücher eingeräumt. Dieſer Mann hatte Einſicht und guten Willen genug, zum Beßten der Univerſität, ſelbſt mit Aufopferung, ſein Scherflein beyzutragen. Er ließ ſich alles, was an Büchern, Journalen und Zeitungen herauskam, zuſchicken, ging es kurſoriſch durch, und was er für die neue Einrichtung der Studien gut fand, zeigte er dem Profeſſor, in deſſen Fach die Schrift einſchlug, an; und fand auch dieſer ſie gut: ſo ließ er ſie binden, und nun ſtand ſie jedem auf jede acht Tage für einen Groſchen zu Dienſte. Hiedurch erſparten die Profeſſoren und Studenten an Ausgabe für Bücher viel, und konnten um eine Kleinigkeit gleichen Kenntnißgang halten mit den herauskommenden beſſern Producten der Litteratur. Die Studenten machten ſich noch nebenher Auszüge aus den Büchern, beſprachen dieſe mit Andern, und ſammelten ſich einen Ideen-Vorrath für ihr Fach zur Benutzung auf die Zukunft. Dieſe Beſchäftigung in Nebenſtunden vermehrte ihre ex- und intenſive Einſicht merklich, und das Wohlbehagen darüber machte ſie endlich gar kargen mit Minuten.

Eben dieſer Vorſteher führte auch die Aufſicht über die periodiſchen Schriften in dem Verſammlungsſaal. Sobald die Stücke zu einem Bande alle da und durchleſen waren, wurden ſie eingebunden und aufbewahrt; und auf dieſe Art entſtand ein ſtehendes Repertorium von den merkwürdigſten gelehrten Zeitungen und Journalen. So eingebunden, ſtanden ſie jedem, der vielleicht verhindert geweſen war, die einzelnen Stücke im Zuſammenhang durchzuleſen, zum ſtatariſchen Leſen immer wieder zu Gebote. Den Nutzen davon vergrößerte er noch dadurch, daß er eine Inhalts-Anzeige nach der Materie alphabetiſch verfertigte und ſo das Aufſuchen, die Ueberſicht und die Benutzung der zerſtreuten gleichartigen Gedanken erleichterte.

Da er bey der Einrichtung ſeiner Leſebibliothek ganz anders verfuhr, als die gewöhnlichen Bücherverleiher, die nur für Unterhaltung durch fade hirnloſe Romane und ſittenverderbende Zotenbücher — freilich des größern Vortheils wegen — zu ſorgen ſuchen, ohne auf Pflicht und Ehre oder den Nutzen der Leſer mitzuſehen, was die meiſten von ihnen aus Mangel an gebildeter Einſicht und gemeinnütziger Denkungsart nicht einmal können: ſo ging ſein Hauptaugenmerk bey der Bücherwahl erſt auf das Nothwendige, dann das Nützliche und zuletzt auf das Angenehme. Dieſes betrachtete er als eine Würze für den Geſchmack am Erſtern und Zweyten, und verband beydes nach dem: omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci. Er wußte zu gut, daß die Seelenkräfte des Menſchen in gewiſſem Verhältniß beſchäftiget und kultivirt werden müſſen, und dieß nach der Stufenfolge der Jahre und der Anlagen; und darum ſorgte er für ausgeſuchte Gedichte, Schauſpiele und Romane, zur Beſchäftigung des ſogenannten untern Erkenntnißvermögens, eben ſo angemeſſen, als er für jene der höhern durch die beſſern Werke der entſprechenden höhern Litteratur vorzüglich geſorgt hatte.

Der Geſchmack am Leſen änderte ſich durch dieſe Bildungsmittel nach und noch ſo glücklich, daß die ſtudierende Schildaer Jugend die Werke eines Campe, Engel, Funcke, Garve, Hegewiſch, Schmid, Meiners und Anderer weit lieber las, als die Geburten der Herren Spieß, Cramer, Albrecht und Conſorten, die ſo häufig ſonſt geleſen wurden. Wie aber der wiſſenſchaftliche Geſchmack ſich geändert hatte, ſo änderte ſich auch der moraliſche. Jeder ſchäzte Ordnung, und Eigenthum heilig, und brachte daher den Leſebibliothekar weder um ſeine Bücher noch um die Bezahlung. Vorher, ehe er Schilda verlaſſen hatte, machte er die traurige Erfahrung, daß eben die, welche dereinſt Gerechtigkeit handhaben oder den Leuten das Verbot erklären ſollten: „Du ſollſt nicht ſtehlen“ gerade diejenigen waren, welche die Niederträchtigkeit begingen, ihn nicht nur zu betrügen und zu beſtehlen, ſondern es ihm auch unmöglich zu machen, ſein Inſtitut zum Beßten der Univerſität der Vollkommenheit immer näher zu bringen. Er fand zu ſeinem Befremden, daß die wiſſenſchaftlichen Werke gerade am meiſten vermißt wurden; aber ſein Befremden hörte auf, als er dahinter kam, daß niederträchtige Antiquare, welche die Kennzeichen ſeiner Bücher unmöglich verkennen konnten, ſie doch wegkauften, weil ſie dieſelben mit größerm Vortheil wieder an Mann bringen konnten als Romane u. dgl. Jezt aber, nach ſeiner Zurückkunft, da der Student allmälig aufhörte, Büberey zu treiben, jezt ward ſeine Anſtalt, als Leſebibliothek auf einer Univerſität, in Zeit von drey Jahren, ein Muſter für ähnliche Anſtalten. Was er ſonſt auf den Erſatz der geſtohlnen Bücher verwenden mußte, verwendete er jezt zum Anſchaffen ganz neuer.

Die Univerſitätsbibliothek ließ der Fürſt durch den D. Schmid reformiren. Dieſer einſichtige Mann ſorgte auftragsmäßig dafür, daß alle Werke, die für Schilda nicht mehr paßten, als medicinische, juriſtiſche und theologiſche, dahin geſchafft wurden, wohin die ihnen entſprechende Wiſſenſchaften ſelbſt verlegt waren. Dann wurden auch die fortgeſchafft, die mit dem Geiſt der Zeit nicht mehr ſtimmten, und zu hiſtoriſchen Belegen oder des etwas nicht mehr dienen konnten. Was aber den Lehrern und den Studierenden zu Schilda für ihre Fächer als klaſſiſch brauchbar war, das wurde Fach für Fach angeſchafft, und ſtand jedem zum Gebrauche frey. Die Stunde dazu war, Sonn- und Feiertage ausgenommen, täglich die von Eilf bis Zwölfe. Auch hier fand man eine allgemeine Inhalts-Anzeige von allen Büchern alphabetiſch.

Was endlich das alles wirkte, zeigte der Erfolg. Die Humanität der Studenten ward, nach dem Wachsthum ihrer Einſicht, immer reger, ſo daß ſie durch den Schulkommiſſär die Erlaubniß auswirkten, daß jeder von ihnen, wie in der Folge jeder Ankömmling, ein für allemal 40 Thaler entrichten mögte, um nach und nach ein Kapital davon zu ſammeln und dann von deſſen Zinſen Anſtalten einzurichten, die zum Beſten der Studierenden dienen könnten, ohne dem guten Fürſten darum weiter zur Laſt zu fallen. Durch dieſen Edeln, hieß es in ihrer Bittſchrift, ſind wir von Matrikel-Gebühren und vom Honoriren der Collegien frey: man erlaube uns alſo, das dadurch Erſparte zu gemeinnützigen Zwecken anzuwenden. Man erlaubte dieß, und die Anſtalten, die ſie vorſchlugen, waren:

a) ein akademiſches Krankenhaus,

b) eine akademiſche Leihbank, und

c) eine akademiſche Unterſtützungskaſſe.

Auf das erſte kamen ſie durch eine Erfahrung während einer Pocken-Epidemie. Ihrer Neune ſtarben daran, blos aus Mangel der gehörigen Wartung, wie der Arzt verſicherte. Dann erkrankt, wie ſie in ihrer Bittſchrift weiter bemerkten, ein Student oft in einem Hauſe, wo das Gewerbe des Hauswirthes oder deſſen Fühlloſigkeit eine angemeßne Pflege nicht zuläßt oder nicht achtet. Beſoldete Pfleger ſind gewöhnlich gemeine Leute, die vor Müdigkeit des Nachts einſchlafen oder durch ihre Unbehülflichkeit das Krankenlager mehr erſchweren, als erleichtern. Oft auch bewohnt der Patient eine Stube, die zu ſeiner Wartung zu klein, oder zur Luft-Temperatur zu ungeeignet iſt. Haben aber wir, ſo fuhr die Bittſchrift fort, ein eignes Krankenhaus unter der Aufſicht eines geſchickten akademiſchen Arztes und zweyer Krankenwärter, deren einer zugleich den Speiſewirth macht; wird ferner dieß Haus zweckmäßig eingerichtet, und pflegen den

Erkrankten je Zwey und Zwey von uns mit, wenigſtens des Nachts: dann können unſere Eltern und wir unſer Schickſal gelaßner ertragen, wenn eine ſchwere Krankheit oder eine anhaltende uns ans Bette feſſeln ſollte.

Dieſer Vorſchlag fand Beyfall ſowohl bey dem Fürſten als den Eltern, und viele von dieſen ſchickten, als Beytrag dazu, weit mehr als ihre Söhne verlangt hatten. Dadurch entſtand ſchon das erſte Jahr eine Summe von 12,000 Thalern; und 1800 davon reichten hin, den Flügel der alten Reſidenz zu Schilda, den der Fürſt, nebſt der Hälfte des Gartens, dazu hergegeben hatte, ganz in Stand zu ſetzen. Wenn nun jemand erkrankte, und der Arzt es für gut oder nöthig fand, ihn ins Krankenhaus bringen zu laſſen: ſo geſchah dieß, und er hatte eine Pflege, wie er ſie im elterlichen Hauſe oft nicht beſſer hätte haben können. Genaß oder ſtarb er: ſo wurde Arzt, Arzney, Nahrung und Pflege, oder das Begräbniß, das aber immer ſtill und ſimpel war, aus der gemeinen Kaſſe vergütet, geſezt, daß die Angehörigen des Hergeſtellten oder des Verblichnen es nicht, wie gewöhnlich geſchah, ſelbſt thaten.

Die Krankenwärter hatten für ihre Mühe freye Miethe, und der, welcher eigentlich zur Bedienung der Kranken beſtimmt war, erhielt Tag für Tag, ſo lange ſein Dienſt dauerte, ſechs Groſchen. Dabey hatte er den vierten Theil des Gartens zu ſeiner Benutzung. Der Andere, der den Speiſewirth machte, ſpeiſte außerdem Studenten, und ſtand ſich, da er den übrigen Garten zugleich inne hatte, ohne allen fernern Gehalt gut, und zog nur für Getränke, Speiſen und Wäſche der Kranken ſein Beſtimmtes. Die gute Pflege machte indeß, daß die Krankheiten gewöhnlich nicht lange währten, und wenigſtens der Kranke aus Verſäumniß für Lebenslänge nicht ein Schwächling blieb.

Die akademiſche Leihbank ſollte die gutmüthigen Unbefangenen unter ihnen, die bey außerordentlichen Fällen des Geldes bedürfen mögten, mit dieſem bis zum nächſten Wechſel unterſtützen, und ſie dadurch der Nothwendigkeit überheben, das Ihrige dem Wucher der Juden oder der auf Pfand Geldleihenden preis zu geben. Herr Referent Schnutenius führte, mit Genehmigung des Fürſten und der Studenten, die Aufſicht über das Geld zu all dieſen

Anſtalten, und ſtreckte jedem, deſſen Bedürfniß unverſchuldet und begründet befunden wurde, auf einen Schein vom Schulkommiſſär das Benöthigte vor, und der Empfänger erſtattete es, ſobald ſein Wechſel ankam, ohne den mindeſten Zins, gegen Einlöſung ſeines Schuldſcheins.

Hiedurch entging den Wucherern die Gelegenheit, jungen, unerfahrnen Leuten, wie ſonſt gar zu häufig und zu übertrieben geſchah, im Fall der Noth, nach der Schildaer Ausdruck, die Mutterpfennige abzukirren. Sie nahmen ſonſt, mir nichts dir nichts, von jedem Thaler, Woche für Woche, 18 Pfennige: und ſo kam es, wie noch heutzutage auf den meiſten Univerſitäten, daß Unvorſichtige oder Leichtſinnige immer tiefer in Schulden geriethen, endlich, um auszukommen, ſogar die Alltagskleider durch ihre Stiefelwichſer verſetzen ließen, nun aber die Stube hüten mußten, folglich die Collegien verſäumten, dann, wenn nicht bald außerordentliche Hülfe von Hauſe kam, um die ſich nicht jeder anzuſprechen getraute, entweder zu Niederträchtigkeiten ihre Zuflucht nahmen, oder in Melancholie verſanken und am Ende, um ihrer Tortur los zu werden, ſich ſelbſt das Leben nahmen oder Soldat wurden. Mehr als einmal war beydes der traurige Fall im alten Schilda: im neuern mußten die Wucherer freylich jezt es weit ſachter gehen laſſen und fein hübſch arbeiten, wie andere ehrliche Leute, und das ewige Spazierengehen und Spazierenfahren ein klein wenig einſtellen. Die Stiefelwichſer verloren auch merklich dabey; aber dagegen war der Student jezt ſicher, daß er ihn aus Hofnung eines Extraverdienſtchens nicht zum ſogenannten Verkeilen zu beſchwätzen ſuchte oder ihn nicht gewöhnte, dergleichen auf die leichte Achſel zu nehmen.

Die akademiſche Unterſtützungskaſſe hatte den edeln Zweck, den Unvermögendern ihres Standes, die es verdienten und noch kein Stipendium hatten, oder ſich oft bis zur Entbehrung des Nothdürftigen beſchränken mußten, auf alle Weiſe ihre Subſiſtenz auf der Univerſität zu erleichtern, aber glimpflich, damit ihre Delikateſſe nicht darunter leiden mögte. Schnuptenius wußte dieß ſchon zu machen bald auf dieſe, bald auf jene Art; und Mangel oder Noth ſtöhrte wenigſtens keines Einzigen heitern Muth mehr, und Alle konnten dem Studieren forthin ohne Kummer und Sorgen obliegen.

Mit der Zeit nahm das Kapital zu dieſen Anſtalten ſo zu, daß ſtatt der 40 Thaler nur 10 gegeben werden durften; und dieſe erübrigte der Student ſchon durch das Abſchaffen des täglichen Friſörs. Denn um nicht Tag an Tag früh morgens fades Geplauder anzuhören und vom Perückenmacher abzuhängen, fanden alle für gut, ihr Haar ſchlichtweg kurz und rund zu tragen. Sie thaten es wirklich alle, und auch dieſes, damit ich es nebenher erwähne, verminderte die Schildaer Klatſchlytaney, worin die Herren Friſörs ſonſt Hauptmeiſter zu ſeyn pflegen.

Endlich, da wegen der ordentlichen Lebensart der Studenten ſelten Krankheiten unter ihnen vorfielen, und da es derer, die der Unterſtützung bedurften, nicht viele gab, das Kapital aber durch den jährlichen Beytrag und die jährlichen Zinſen immer anwuchs: ſo ließen die Studenten den Fürſten durch den Commiſſär und den Schnutenjus bitten, einen Theil davon zur

Beſoldung ihrer Lehrer mit anzuwenden, um der Staatskaſſe auf ihre Rechnung nicht länger zur Laſt zu fallen. Moritz nahm das an und lobte ihren Patriotiſmus öffentlich in der Zeitung.

Ehe aber die Schildaer Studenten durch Hülfe der neuen Einrichtung der Univerſität ſo weit gekommen waren, daß ſie, wie Paulus von dem Gerechten ſagt, ſich ſelbſt Geſetz wurden: da that es wahrlich Noth, wenn es Ernſt werden ſollte — was es auf den meiſten Univerſitäten äußerſt ſelten wird — den verwöhnten und verzognen Schwindelköpfen den ſtudentiſchen Schildaiſmus ganz aus dem Kopf zu bringen, daß man ſie ein biſchen knapp anhielt, und ſie durch äußern Geſetzzwang dahin zu zügeln ſuchte, wohin gebildete Vernunft und ernſtliches Erwägen ihres eignen Wohls ſie noch nicht leiten konnte. Zu dieſem Zwecke dienten alſo anfänglich noch folgende Verordnungen:

Allen Pferdeverleihern war bey Strafe verboten, irgend einem Studenten ein Pferd, Wagen, Cabriolet oder Schlitten zu vermiethen. Wollte aber ja ein Student eine nothwendige

Reiſe zu Pferde oder in einem Wagen thun: ſo mußte er einen Zettel von einem Profeſſor und dem Schulkommiſſär vorzeigen, denen er die Nothwendigkeit ſeiner Reiſe bewieſen hatte: und der Pferdeverleiher konnte ihm ein Pferd, einen Wagen u. dgl. geben. Damit aber die Kaprizibſen nicht, wie vorher unter Schneller, dennoch zu Fuße wegſchlendern und die Collegien verſäumen mögten; ſo führte man die Aufſicht der Famulen über die Abweſenden ein.

Die Geſetze über das Borgen, ehe die Leihbank entſtanden war, wurden ſo eingerichtet, daß der Student und der Bürger keinen Schaden, ſondern wahren Vortheil dabey haben mußten. Aber dieſe Geſetze wurden auch ſtrenge gehalten: denn wenn ein Bürger mehr borgte, als das Geſetz erlaubte, ſo mußte er, wenn es zur Klage kam, den Ueberſchuß fahren laſſen, ohne daß der Fiskus ihn einzog, wie auf andern Univerſitäten, wo auri ſacra fames zu regieren pflegt. Der Fiskus, ſagte Moritz, ſoll ſich wenigſtens auf Unkoſten der Studenten und der Bürger nicht bereichern. Weil dieſes geſchah, ſo hütete ſich der Bürger, mehr zu borgen, als er durfte, und der Student war genöthigt, Dekonomie zu lernen, wenn er nicht darben und hungern wollte.

Jedes halbe Jahr mußten die Profeſſoren die Conduitenliſte über alle ihre Zuhörer einreichen, um daraus weiter ſehen zu können, ob und wie ſie in der wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Bildung zunahmen. Dieſer Liſte fügten ſie auch jene ihrer Famulen bey, über das Beſuchen oder Nichtbeſuchen der Lehrſtunden.

Jeder Student mußte halbjährig drey, höchſtens vier Collegia beſuchen, und unter dieſen mußte jedesmal irgend ein klaſſiſcher Autor ſeyn: Moritz wollte ſchlechterdings der alten Litteratur, nach Möglichkeit, aufzuhelfen ſuchen. Der Curſus mußte ſo eingerichtet werden, daß die jungen Leute innerhalb zwey Jahren die theoretiſche und praktiſche Philoſophie, die Mathematik, wenigſtens die reine, nebſt der Algebra, — die angewandte und die höhere zu hören, ſtand blos bey ihnen — die Phyſik, die deutſche, alte und allgemeine Europäiſche Geſchichte, nebſt der Erdbeſchreibung zu Rande brachten.

Die akademiſche Polizey in Schilda war einem Rathsgliede unterworfen, der den Titel eines fürſtlichen Commiſſärs führte, und geringere Vergehungen der Studenten richten und ſchlichten konnte. Gröbere Verbrechen wurden ans Curatorium nach Colchis gemeldet, und gemeiniglich damit beſtraft, daß man den jungen Mann nach ſeinen Eltern zurück ſchickte. Förmliche Relegationen, zumal ſolche, die man cum infamia nennt, wurden ganz aufgehoben. Fürſt Moritz hielt es für etwas Einfältiges, junge Leute mit Förmlichkeiten zu beſtrafen, welche ehemals blos bey groben Verbrechern Mode waren, die aber zu unſrer Zeit von allen kultivirten Nationen längſt abgeſchaffet ſind. Junge, unbeſonnene Leute können ſich noch immer beſſern, ſagte er; es iſt daher höchſt ungerecht, wenn Lehrer, die doch Menſchen- und Jugendfreunde ſeyn ſollten, ſich die Mühe geben, das Glück derſelben durch Relegationen und deren Bekanntmachung auf immer zu ſtürzen, ſo ſelten die Herren ihren Zweck auch erreichen mögen.

Die Duelle insbeſondere kamen mit der Zeit ganz und gar ab: denn der renommiſtiſche Ton und Geiſt hatte nach und nach ein Ende, und die Fechtmeiſter und der Fechtboden wie andere halsbrechende gymnaſtiſche Uebungen wurden anfänglich gleich eingeſtellt. Kein Student durfte Degen oder Rappiere führen, und kein Studente kannte endlich noch den Gebrauch derſelben. Wer fechten lernen will, ſagte der Fürſt, mag Soldat werden: da hat er Zeit und Beruf dazu, und lernt er es dann umſonſt. Ich will auf der Univerſität Gelehrte, und nicht Fechtmeiſter gebildet wiſſen. Man ſtellte ihm zwar vor, daß er wenigſtens den Adlichen erlauben mögte, Fechtboden und Reitbahn zu beſuchen: er aber antwortete, daß adliche Studenten, als Studenten vor den bürgerlichen gerade nichts zum Voraus hätten; alſo in dieſem Stück auch kein Privilegium haben dürften. So was verleite zum Nachahmen, oder die Beſchränkten zu Neid und Händeln. Dann auch könne der Adliche ſich nicht immer mit Adlichen üben: und nun ginge es vorwändlich weiter. Will der Adliche, ſezte Moritz hinzu, fechten, reiten, tanzen und dergleichen lernen, ſo mag er dereinſt nach Colchis kommen: da ſind die Meiſter dazu in Menge: zu Schilda darf man mir nur ſtudieren, und ſonſt nichts!

Es geſchah zwar dann und wann, daß Hitzköpfe ſich veruneinigten; und da trug ſichs denn auch zu, obgleich ſelten, daß ſie ſich maulſchellirten oder gar prügelten. Die Thäter, wenns herauskam, wurden freylich beſtraft, aber der Fürſt urtheilte doch ganz weislich, daß ſolche Händel, ſo bübiſch ſie auch wären, doch beſſer wären, als die gleichfalls bübiſchen, aber höchſt ſchädlichen und gefährlichen Duelle. Können daher dieſe, ſagte er, blos dadurch aufgehoben und verhindert werden, daß man jene zuläßt: je nun, ſo muß man ſie toleriren! Wenn daher ſo was vorfiel, ſo nahm der Kommiſſarius dann erſt Notiz davon, wenn die Sache zur Klage kam. Traf dieß aber einen und denſelben, als Beklagten, das dritte Mal: ſo wurde er, als Ruheſtörer, entfernt. Dieß wußte man; und darum war jeder ſauſtiſchen und artig.

Die beſſere Einrichtung der Univerſität zu Schilda, und der verfeinerte Studententon hatte nach und nach auch großen Einfluß auf die Sitten und das Betragen der Bürger und ihrer Angehörigen. Sie ſahen nichts Renommiſtiſches mehr, und renommirten daher ſelbſt auch nicht mehr. Pferdeverleiher, Trödler, Juden, Stiefelwichſer, Perückenmacher, Hurenwirthe und dergleichen verdienten, wie geſagt iſt, wenig mehr, und mußten daher ganz begreiflich ihre ehemalige, vornehme Rolle aufgeben. Alſo waren die Tanzplätze, Fuſelhäuſer, Keller und andere Oerter dieſer Art auch nicht mehr ſo voll, wie ſonſt; es fielen nicht mehr ſo viel Händel vor, und die Stadt lebte ziemlich im Frieden. Wie die Bürger den Studenten vorher in der Liederlichkeit nachgeahmt hatten, ſo ahmten ſie ihnen nachher auch in ihrer verbeſſerten Lebensart nach, und fühlten die Vortheile davon bald ſo handgreiflich, daß ſie ihrem guten Fürſten nicht laut genug dafür danken konnten.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Einrichtung der Brodſtudien.

Der Fürſt **Moritz** wollte durchaus nicht, daß man die künftigen Lehrer der Volksreligion, die Juriſten und die Aerzte zu **Schilda** auf der Univerſität bilden ſollte. Dieſe Leute müßten, meynte er, das Erhabene und Wichtige ihres künftigen Berufs näher kennen lernen, und dieſes könne ihnen kein Univerſitäts-Profeſſor beybringen. Die Profeſſoren nämlich erfüllten ihre Pflicht ſchon vollkommen, wenn ſie den jungen Leuten die Wiſſenſchaften, als ſolche, liebenswürdig machten: künftige Geſchäftsmänner, Aerzte u. ſ. w. müßten noch außerdem den Einfluß ihrer Kenntniße auf das Wohl der Menſchen und auf den Staat einſehen und ſie darauf anwenden lernen: und dieſes könne auf einer Univerſität ſchlechterdings nicht geſchehen. *) Er machte alſo zur Vorbereitung künf-

---

*) „Handwerksleute und Künſtler, ſagt **Reinhard**, erfüllen ihre Pflicht oft weit beſſer in ihrer Art. Denn ſie ſagen ihren Lehrlingen nicht nur, **was** ſie zu thun haben; auch empfehlen ſie ihnen Handwerk und Kunſt nicht blos von der nützlichen Seite, ſondern zeigen auch zugleich, **wie** Alles angegriffen und verrichtet werden muß. Von Lehrern und Predigern hingegen iſt in dieſer Rückſicht, beym mündlichen und ſchriftlichen Vortrage, zu allen Zeiten ſehr gefehlt worden. Wie viele haben ſich nicht ſchon in der Welt zur Lehrer der Tugend ausgegeben, die zwar eine Menge Mittel aufzukramen hatten, aber doch ſelbſt nicht wußten, wo oder wie ſie angewandt werden müßten: Wer ſollte indeß nicht einſehen, daß es zum thätigen Chriſtenthum keinesweges hinlänglich ſey, zu wiſſen, was und warum man dieſes und jenes zu thun habe? Daß man vielmehr hier eben ſo, wie in andern menſchlichen Wiſſenſchaften und Künſten, vor allen Dingen zeigen müſſe: wie und durch welche Mittel das Erforderliche geleiſtet werden könne? Denn wenn das nicht geſchieht, ſo wiſſen

tiger Theologen, Juriſten und Aerzte folgende Einrichtungen.

Das Conſiſtorium zu Colchis wurde mit lauter geübten, gelehrten, helldenkenden und tugendhaften Männern beſezt. Lange freilich mußte Fürſt Moritz ſuchen und wählen laſſen, bis er ſechs ſolche Männer finden konnte. Er fand ſie endlich, und zwey von ihnen mußten die geiſtlichen Geſchäfte des Landes beſorgen, die vier übrigen aber die zum geiſtlichen Stande beſtimmte Jugend unterrichten und praktiſch anführen.

Wenn nun ein junger Menſch auf Schulen das Seinige gelernt hatte, und von Schilda, mit den erfoderlichen Vorkenntniſſen verſehen, in Colchis Theologie ſtudieren wollte: ſo erhielt er, nach einer ſcharfen Prüfung, einen Plan, nach welchem er im erſten Jahre ſeine Studien einrichten mußte. Die Prüfung wurde dazu vorgenommen, damit man alle Partheylichkeit bey der Conduitenliſte und den Teſtimo-

---

Anfänger ſich nicht zu helfen, und alle ihre Bemühungen ſind in der Hauptſache umſonſt." Man erwäge dieß in Reinhards vortrefflicher Schrift: „Vom Werth der Kleinigkeiten in der Moral" S. 2. und 3. der 2ten Aufl. Was hier in Rückſicht auf die Theologen gilt, gilt auch in Rückſicht auf die Juriſten und Aerzte.

nien durchaus verhüten könnte. In vierzehn Jahren hatte man aber noch keinen zurückgewieſen, was ſonſt geſchehen wäre, wenn man Unfähige entdeckt hätte.

Die Glaubenslehre wurde nicht nach dem Zuſchnitt der ſymboliſchen Bücher, oder nach einem alten oder neuen kreuzorthodoxen Lehrbuche, ſondern nach einer hellen, ganz vernünftigen Erklärung des neuen Teſtaments vorgetragen. Da hörte man kein Wort von kirchlicher Hyperphyſik, von Trinität, von zwey Naturen und zwey Willen in Chriſto; nichts von deſſen Gottheit oder wirklicher Gegenwart im Abendmal und dergleichen; nein, die ganze Dogmatik bezog ſich auf die Lehre von Gott, und unſerm Verhältniß gegen ihn in dieſem und in jenem Leben, und dieß blos und allein, wie Chriſtus ſie vorgetragen, und die Vernunft ſie für alle Völker in allen Zeiten gutheißt. Auf dieſe Art war das ganze dogmatiſche Syſtem ſehr kurz, ſelbſt intereſſant, und konnte ganz bequem in ſechs Monaten erlernt werden. Ich will durchaus nicht, ſagte Moritz, daß man meine Unterthanen irgendwo täuſche, ſo wenig in der Schule als in der Kirche. Wahrheit, nur Wahrheit ſoll man ſie lehren: denn nur dieſe gewinnt bey jeder Prüfung, ſo wie Irrthum, für wie heilig er immer gehalten ſeyn mag, endlich entdeckt wird, und dann bey den Schwachen einen Argwohn erregt, der auch der übrigen Wahrheit Abbruch thut.

Die chriſtliche Moral wurde, in dieſer Rückſicht, gerade nur nach dem Sinne Jeſu und ſeiner hellern Apoſteln abgehandelt, und es wurde zugleich gezeigt, daß jene Aufklärer des Menſchengeſchlechts, für ihre Zeit und für ihre Gegend, in dieſem Stück gerade nichts anders gelehrt hätten, als was die geläuterte Vernunft die Menſchen auch lehrt. Was vom Manichäismus hier und da mit unterläuft, wurde nach dem Geiſt der damaligen Zeit beleuchtet und entweder ganz abgewieſen oder ſo gedeutet, daß auch der Vernünftige eben die Sprache führen konnte. Dabey wies der Moraliſt, daß die gewöhnlichen Lehren von Vereinigung mit Gott, Rechtfertigung, Buße, Glauben an Chriſtum, Genugthuung und Verdienſt Jeſu, Gebet, Wirkſamkeit der Sakramente grobe Irrthümer ſeyen, die der Prediger ja nicht verbreiten, ſondern allmälig und glimpflich aus dem Wege räumen helfen müſſe, um der wahren Moralität deſto mehr Eingang und Wirkſamkeit zu verſchaffen.

Die Bibel wurde auch erklärt, aber nur als eine ganz natürlich entſtandene Sammlung von Schriften, aus denen man hiſtoriſch gewiß werden könne, wie die Verfaßer derſelben, jeder nach dem Grade ſeiner Einſicht, und nach der Denkart ſeiner Zeit und ſeiner Nation, bald ſo, bald anders über Gott und deſſen Verhältniß zu den Menſchen und umgekehrt, gedacht haben. — Aber da der Fürſt durchaus verlangte, daß ſeine Theologen mit den Sprachen, worin dieſes Buch geſchrieben iſt, und mit denen dahin einſchlagenden Vorkenntniſſen bekannt ſeyn ſollten: ſo wurde auch die Exegeſe der Bibel, gar nicht mehr ſchwer. Sie war wenigſtens weit zweckmäßiger, als ſie auf jenen Univerſitäten zu ſeyn pflegt, wo man zwey Jahre hintereinander einem Haufen, meiſt ganz unwiſſender Menſchen das neue Teſtament vorleiert. Denn die Leute behalten von dem ganzen Kram nichts, und wenn ſie ja etwas behalten, ſo beten ſie es her wie ein Papagey, weil ſie aus Unkunde der Sprachen und andrer pſychologiſcher und hiſtoriſcher

Kenntniſſe keinen Grund ihrer Exegeſe anzugeben im Stande ſind.

Die Exegeten zu Colchis bemühten ſich vorzüglich, zu beweiſen, daß die von ihnen vorgetragene Dogmatik und Moral wirklich auch im neuen Teſtament gegründet ſey, daß aber vielen ſogenannten Orthodoxien, z. B. dem Artikel von der Dreyeinigkeit, vom Glauben u. ſ. w. aller bibliſcher Grund abgehe. Auf dieſe Art griff der eine Vortrag in den andern, der eine befeſtigte den andern, und ſo ſtand die Lehre von jeder Seite feſt.

Der Lehrer der ſo wichtigen, ſo nothwendigen, aber doch ſo ſehr vernachläſſigten Kirchengeſchichte, machte ſeine Zuhörer vorzüglich auf die allmälige Erfindung und Einführung der ſogenannten orthodoxen Dogmen aufmerkſam, und ließ ſie dabey richtig urtheilen über den Entſtehungsgang aller jener Artikel, welche bloße Erdichtungen menſchlicher Unwiſſenheit, oder des Partheygeiſtes und der Cabale geweſen ſind. Dieß warf immer mehr Licht auf das Ausmerzen der blos kirchlichen Lehren aus dem Umfange der ächtchriſtlichen Dogmatik, Moral und der Bibel.

Auf ähnliche zweckmäßige Art lernten die Theologen auch die übrigen zunächſt in ihr Fach einſchlagenden Wiſſenſchaften, z. B. die theologiſche Litteratur, die Polemik u. ſ. w.

Nach Verlauf eines mit hinlänglichem Fleiſſe zurückgelegten Jahres, beſchäftigten ſich die Theologen zu Colchis mit praktiſchen Uebungen, arbeiteten Predigten aus, und hielten ſie, beſuchten das Schulmeiſter-Seminarium, katecheſirten, und legten ſich unter der Leitung geſchickter Männer auch auf Oekonomie und andre Dinge, die ihnen in der Folge bey ihrem Amte, entweder zur Belehrung oder zum Beyſpiel für ihre Untergebnen nützlich werden konnten.

Für die Bildung der künftigen Juriſten hatte der Fürſt eine Anſtalt zu Schmerlenbach, einer Stadt vier Meilen von Colchis treffen laſſen. Vier Rechtsgelehrte waren hier angeſtellt, welche den Charakter der jungen Juriſten, eben ſo ſcharf prüften, als deren Kenntniſſe. Friedfertig mußten ſie durchaus ſeyn und außerdem einen guten Vorrath humaniſtiſcher und philoſophiſcher Kenntniſſe, und vorzüglich eine gute Kenntniß des natürlichen Rechts ſchon mitbringen. Welche tüchtig befunden wurden, und

aß war in neunzehn Jahren nur einmal nicht
er Fall: denn, wie man weiß, wurde jeder zum
Studieren Unfähige ſchon aus der dritten Claſ-
chon entlaſſen; — alſo den Tüchtigbefundenen
rklärten die vier Herren die Geſetze des Landes,
nd zeigten deren Anwendung genau ohne alle
Winkelzüge, Rabuliſterey und Controverſen.
Hatten die Zöglinge nach dieſer Anleitung ein
Jahr die Landesrechte erlernt, ſo ließ man ſie
praktiſche Uebungen anſtellen, wozu die fürſtliche Regierung zu Schmerlenbach hinlängliche Gelegenheit darboth.

Der Fürſt gab ſehr gerne zu, daß zu einem gelehrten Juriſten, im eigentlichen Verſtande, weit mehr als dieß gehöre, und daß ein ſolcher allerdings das römiſche und geiſtliche Recht und manch andre Dinge wiſſen müſſe. Aber ſeine Juriſten, meynte er, hätten ſchon genug, wenn ſie die Landesgeſetze recht inne hätten und durch Uebung die Fertigkeit beſäßen, ſie in allen Fällen vernünftig und unpartheyiſch anzuwenden. Zu gelehrte Juriſten, ſagte er öfters, wollen glänzen mit ihrer Kenntniß, verwickeln darum die Fälle, um ſie künſtlicher zu löſen, und werden

Händelmacher, erſchweren und verlängern die Prozeſſe, und machen, zum Ruin der Partheyen, Recht und Unrecht zur theuerſten Waare im ganzen Lande. Daß ſich aber keiner darüber ertappen laſſe! Sonſt wandert er ohne Nachſicht nach Felſenburg. — Dieß wußte man, und die Juriſten blieben ehrlich.

Für das Studium der Medicin ſorgte Fürſt Moritz ganz vorzüglich. Große Theologen, ſagte er, haben wir nicht ſo nöthig, und große Rechtsgelehrte auch nicht. Machen die einen dummen Streich: ſo betrifft das meiſt Sachen, und er läßt ſich vermitteln; macht ihn aber ein Arzt: ſo betrifft er Perſonen, und man verſcharrt das corpus delicti, und damit iſt es mit der Vermittelung alle! Alſo geſchickte, erfahrne und menſchenfreundliche Aerzte bedürfen wir vorzüglich, und bedürfen ſie um ſo mehr, je mehr wegen der erkünſtelten widernatürlichen Abwechſelung im Vermehren und Vermindern der Reizungen durch Speiſen, Kleidungen, Getränke, Tänze und vornehme Lebensart die Krankheiten in den größern und luxuriöſern Städten alle Tage ſich vermehren, verwickeln und verſchlimmern.

Es wurde deswegen ein mediciniſches Collegium in Krickſtatt, einem Flecken zwey Stunden von Colchis, angeſezt, welches den Beruf hatte, die jungen Aerzte zuzuſtutzen. Statt aber, daß die Theologen und die Juriſten in zwey Jahren ausſtudieren konnten, mußten die Mediciner drey Jahre ſtudieren, und man ſah es ſogar gerne, wenn ſie noch länger bleiben wollten. Die erſten zwey Jahre wurden auf die theoretiſche Arzneykunde verwendet, und im dritten Jahre wurden praktiſche Uebungen mit ihnen vorgenommen. Daher hatten dann die jungen Männer hernach am Ende ihrer akademiſchen Laufbahn und zu Anfange ihrer Praxis gar nicht nothwendig, Handbücher für angehende Aerzte Medicinas clinicas, Tiſſots Avis au peuple oder Anleitung fürs Landvolk, *) Woyts Schazkammer, den barmherzigen Samariter, und andere Tröſter dieſer Art anzuſchaffen, und nach deren Anleitung die Kranken zu vergiften und zu tödten!

---

*) Schnurriger hätte dieſer Titel nicht überſezt werden können: Peuple heißt hier — Nichtärzte.

Der botaniſche Garten, das anatomiſche Theater, die Präparaten- und Inſtrumenten-Kammer, das chemiſche Laboratorium, die Apotheke, das mediciniſche und chirurchiſche Clinikum, das Lazareth, die Anſtalt zur Geburtshülfe, die Bibliothek, die koſtbaren Abbildungen von allen Theilen des menſchlichen und thieri- Körpers, die Einrichtung für die theoretiſche und praktiſche Vieharzneykunde, kurz alles, ohne deſſen Daſeyn und Benutzung, unter geſchickten Anführern, kein Arzt für Menſchen und Vieh tüchtig werden kann, ließ in Krickſtatt zu ſeiner Vollkommenheit nichts zu wünſchen übrig.

Die Lehrer alle waren ausgeſuchte, einſichtige, menſchenfreundliche und unverdroßne Männer, halfen überall aus, nach und ein, verſtanden die Kunſt, auch das Verwickelte und Ekelerregende ſo vorzutragen und zu behandeln, daß die Aufmerkſamkeit ihrer Zöglinge immer mit Intereſſe unterhalten wurde, und auf das, worauf es jedesmal ankam, feſt gerichtet blieb und nicht ermüdete. Den Gewinn davon ſpürten die Zuhörer ſo erfreulich, daß ſie ihre Lehrer, Fach für Fach, ſchäzten und liebten, wie die Mediciner zu Halle ihren thätigen und groſſen Phyſiologen Reil.

Die Scharlatanerie mit dem Diſputiren pro gradu und mit dem Promoviren wurde gänzlich aufgehoben, und es war genug, daß jemand ein Zeugniß ſeiner Geſchicklichkeit vom Collegium Medicum hatte, um praktiziren zu können, wo er nur wollte. Da aber der Fürſt den Grundſatz hatte, daß Männer, welche ihm in ſeinem Lande das Menſchen-Kapital erhalten hälfen, es verdienten, die Zinſen davon vorzüglich mit zu ziehen: ſo beſoldete er alle Phyſiker in Städten und Dörfern ſehr anſehnlich, und gerade darum hatte beynahe keiner nöthig, ſich aufs Gerathewohl an einen Ort zu ſetzen, und Praxis zu erſchleichen. Da obendrein jeder Stadt- und Land-Phyſikus, nach der Größe ſeines Kreiſes oft vier bis fünf Adjunkten hatte: ſo wurden die Ueberzähligen, die nicht mehr in Krickſtatt bleiben wollten, einem von dieſen beygefügt, und ſie hatten gleich Praxis und Brod.

Fremde Scharlatane, Empiriker und Quakſalber, die nur auf Geld, und nicht auf Menſchen ſehen, wurden gar nicht geduldet, geſezt auch, ſie wären auf der berühmteſten Univerſität Doctores Medicinae und chirurgiae geworden, hätten das tentamen pariter et examen rigoroſum rühmlich überſtanden und dadurch den Namen virorum doctiſſimorum und clariſſimorum verdient: denn man wußte zu Colchis gar zu gut, daß ſolche akademiſche Dignitäten weiter nichts ſind, als Schnickſchnack, den man aller Orten haben kann, für vollwichtiges Gold und Silber.

Durch das erwähnte Abſondern der Studien wurden die Kenntniſſe der jungen Leute inniger, feſter. Anderwärts, wo der Theologe, Juriſt und Mediciner alles durcheinander hört, ſogar die heterogenſten Collegien, erhaſchen ſie von Allem etwas, und im Ganzen nichts: denn pluribus intentus minor eſt ad ſingula ſenſus; und daher das Schimmern ohne Grund und Gehalt. Freilich leben wir in finanziöſen Zeiten, wollen Genuß vollauf, doch ohne viele Koſten, und ſtudieren darum mit Extrapoſt; aber der Erfolg zeigt auch die Frucht davon.

Daß vorzüglich auf die Sitten derer, die ſich zu Aemtern vorbereiteten, aufs ſtrengſte geſehen, und jeder ungeſittete, ausſchweifende Menſch oder Schwachkopf ſofort abgewieſen wurde, weiß man ſchon. Auch weiß man, daß vorzüglich-fähige, fleißige und ordentliche Jünglinge, denen die Mittel abgingen, ihre Anlagen, nach deren Gehalt, auszubilden, auf alle Art öffentlich unterſtüzt wurden: und daß nur Talent Talent weckte und förderte, und nachher nur tüchtige Männer, nicht Gold- und Ahnenſchwere Collegen der Mehlſackträger auf Vieren, zu den öffentlichen Bedienungen berufen wurden, war ein Vorverdienſt des Fürſten von Colchis.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Welches das lezte iſt.

Fürſt Moritz genoß das höchſte Glück, welches Fürſten genießen können, in der Liebe ſeiner Unterthanen, und in der Verehrung von ganz Europa, — ſo weit es klug war. Gern hätte er geſehen, daß man ihm nachgeahmt hätte in andern Ländern, und noch lieber, daß andere Fürſten ihm Beyſpiele zur Nachahmung gegeben hätten; aber das wünſchte er vergebens. Vielmehr, wie es der ganzen Welt geht, beſonders der guten, ſo ging es auch ihm. Er war für ſeine Herren Collegen zu groß, um durch Nachahmung ihn zu erreichen, aber ſie für ſich waren nicht zu klein, um nicht zu ſuchen, ſein Verdienſt durch Misdeutung zu verkleinern. Bald hieß es: „Fürſt Moritz laborirt an der „Neuerungsſucht; er wird aber ſchon ſehen, daß „unſere Vorfahren keine Grützköpfe waren. Ich „lobe mir, wie altes Geld und alten Wein, ſo „auch altes Regiment und alten Glauben. Der „Teufel hol' das Reformiren!“ — Andere meynten: „Er habe gar keine noble Santimans, „gar nichts Fürſtliches an ſich, achte keinen „Glanz, keinen Hofſtaat, keine Fâten, familiariſire ſich mit dem Bürgergrob, halte auf „keine Ahnen, verkenne deren Meriten, und „regiere wie ein Pedant.“ — Die Herren Gelehrten auf ausländiſchen Univerſitäten, die durch die im Fürſtenthum Colchis jezt durch Contraſt am Pranger ſtanden, ſchrieben, um ſich zu retten, gar Satyren auf ihn und ſeine

Reformen — wie man aus eben der Urſache hämiſch-bittere Recenſionen auch über dieſe Annalen ſchreiben wird. — Alle ſeine Reformen hießen kindiſches Blendwerk, Eingebungen von Ketzern und Philoſophen, und Er — ein gemeiner Kopf, der ſich nicht fürſtlich zu erheben wiſſe. — Moritz wußte das, Moritz las das, zuckte die Achſeln, und blieb, der er war, der Titus ſeines Volkes.

Sein Sohn, der Prinz Carl von Colchis, ganz nach ſeines Vaters Grundſätzen von Müller erzogen, war ein junger Mann, voll Feuer und Thätigkeit, ein Muſter der Mäßigkeit und Arbeitſamkeit, der immer mit ſeinem Vater Geſchäfte betrieb, aber nichts mehr fürchtete, als den Tag, woran er dieſe allein würde betreiben müſſen. Der Prinz ging nicht auf Reiſen, weil ſein Vater überzeugt war, daß er im Auslande wenig Brauchbares lernen würde, und nicht wollte, daß ſein Sohn ausländiſche Thorheiten mitbringen ſollte.

Stein, Müller und Schmid waren die erprobten Freunde des Regenten, und in allen wichtigen Geſchäften ſeine Räthe. Sie mißbrauchten ihr Anſehen niemals, und ließen ſichs nimmer einfallen, die fürſtliche Gewalt zur Ausführung ihrer Privatabſichten anzuwenden. Daher hatte der weiſe Fürſt auch niemals Urſache, ihnen ſeine Gunſt zu entziehen, und hielt ſie immer ſeiner vorzüglichen Freundſchaft würdig.

Zwar gaben ſich viele von dem Adel, vorzüglich Einige unter dem Militär, alle glimpfliche Mühe, den Fürſten von dieſen Männern allmählig abzuziehen, blos, weil ſie fürchteten, daß die Regierung nach und nach zu bürgerlich werden mögte. Aber der Fürſt merkte ihre Abſicht, und ließ nun und dann, wie ſo nebenher, ein Wörtchen fallen, daß eine gute Regierung nie zu bürgerlich ſeyn könne. Die Bürgerlichen, ſagte er öfters, ſind es am Ende doch immer, welche das ſäen, wovon die Adlichen die Ehre erndten: und das finde ich von Seiten der Fürſten unbillig, und von Seiten der Adlichen nicht edel.

Die Induſtrie blühte im ganzen Lande, und daher nahm der Wohlſtand der Einwohner ſichtbar zu. Ausländiſche Waaren waren zwar durchaus verboten, aber die inländiſchen gaben dafür auch keine Acciſe. Die Armenhäuſer gingen beynahe ganz ein, weil jeder ſein beſſeres Auskommen durch Arbeit haben konnte. Da man kein müßiges Geſindel litte, ſo wurden die Zuchthäuſer und Gefängniſſe endlich faſt auch leer. Galgen und Räder fielen zuſammen, und niemand brachte ihre Reparatur in Vorſchlag. Die Criminaljuſtizbeamten hatten wenig oder nichts zu thun, und beſchäftigten ſich mit ökonomiſchen Angelegenheiten.

Die Armee war in dem beſten Zuſtand, und doch waren nur wenig Soldaten in den Garniſonen, weil ſie Handwerke und Ackerbau mit betrieben. Obgleich damals rund um das Fürſtenthum Krieg war: ſo machte Moritz doch weder Offenſiv- noch Defenſiv-Allianzen, und ließ ſich durch keines Diplomatikers Geld verleiten, ſein Land ins Verderben zu ſtürzen. Seine Nachbarn fürchteten ihn: denn ſie wußten, daß, ſo ſehr er auch den Frieden liebte, er doch der Mann ſey, der ſich nicht ungeahndet würde necken laſſen.

Die Preßfreyheit war unbeſchränkt, und dennoch erſchien kein ſchändliches oder ärgerliches Buch, weil die Regierung keinen Stoff dazu hergab, und die Buchhändler ſelbſt es unter ihrer Würde hielten, Zoten oder Pasquillen in Verlag zu nehmen. Die Schriftſteller dachten nicht niedriger.

Wie ſehr Fürſt Moritz die Preßfreyheit ſchätzte und nach welchen Grundſätzen er für die ungehinderte Aeußerung aller und jeder Gedanken war, ſowohl über den Staat, als über die Religion, ſah man näher, als ein Kappershauſer Student, von dem Rufe der neuen Einrichtung zu Schilda angelockt, dahin kam, und ſich durch ſeine Aufführung und durch litteräre Verſuche dem Fürſten Moritz zur dereinſtigen Verſorgung bemerkbar machen wollte. Noch zu Kappershauſen hatte dieſer herrſchſüchtige junge Mann, wofür ihn die Schildaer Conduitenliſte ausgab, mit dem Zuſatz, daß er gar ſchon den Hofmann zu machen ſuche, eine kleine Schulchrie aufgeſezt, worin er die Beſorgniß begründen wollte: „daß der Glaube „an das Daſeyn Gottes auf den ſchwachen Stützen der Moral ſich ſchwerlich lange halten würde." So wahrſcheinlich es auch ſeyn mag, daß er dieſe Behauptung, nebſt deren Gründen, aus des Herrn Eberhards philoſophiſchem Archiv entlehnt hatte, ſo triumphirend trat er doch hernach auf, als ihm zu Schilda durch die Zeitungen bekannt ward, daß ein auswärtiger nimböſer Mann, ein Mann ohngefähr, wie Fichte, den Begriff von Gott, als einer beſondern Subſtanz, für einen widerſprechenden erklärt hatte.

Er las dieß auf dem Schildaer Studenten-Converſatorium, und um auf ſeine philoſophiſche Divinationsgabe recht merken zu machen, erhob er ſeine Stimme mit den Worten: „Da haben wir's ja! Sagt' ich das zu Kappershauſen nicht ſchon vorher?" Und nicht lange, ſo eilte er nach Hauſe, und ſchrieb für Gottes Daſeyn, wie ehedem Cicero pro aris et focis, und ſuchte ſich als den Mann zu zeigen, dem die gelehrte wie die politiſche Welt es zu verdanken haben müßte, daß Er es ſey, der geharniſcht hin und auftrete, ne quid detrimenti capiat respublica: Seine Lehrer und Freunde, denen er ſein Geſchreibſel ſtückweiſe pathetiſch vorlas, mogten ihm noch ſo bedeutend vorſagen: daß zu einem Winter mehr als eine Krähe gehöre, oder, daß man ſehr gegen alle Logik verſtoße, wenn man aus einem einzelnen Falle gleich eine allgemeine Folgerung ziehen wolle;

auch, daß es ein wenig unphiloſophiſch ausſehe, die Vertheidigung irgend eines Satzes vor die Bruſt zu nehmen, um über ſie hinaus, wie unvermerkt, ſein liebes Ich mit Ehren produciren zu können: — Alles das half nichts! Er ſchrieb weiter; und ſo wenig er auch der Fehde gewachſen war, indem er weder den Kampfplatz ſeines Gegners, noch deſſen Waffen gehörig kannte: ſo ſchrieb er doch weiter und — Nicolaiſirte.

Wie nun Menſchen von der Art ſind: er fühlte ſich dabey, wer weiß wie, kehrte ſich an Keinen, und ſchickte ſein ſogenanntes philoſophiſches Machwerk nicht nur in die Welt, ſondern auch an den Fürſten Moritz geradezu. Moritz las das Ding, zuckte die Achſeln, ſchrieb einiges an den Rand, und gab es nachher ſeinem Freund Müller, mit der Bitte, dem Einſender danach zu antworten. Müller that das, und die Antwort war ſo liberal, ſo praktiſch benutzbar, daß liberale Leſer ſie gewiß gern ganz leſen werden. Sie war alſo dieſe:

Mein Herr,

Quid valeant humeri, quid ferre recuſent, iſt eine Regel, an die Sie, wie es ſcheint, wohl nicht gedacht haben, ehe Sie ſich zu der Schrift anſchickten, für deren Ueberſendung unſer gnädigſter Fürſt Ihnen weit mehr würde haben danken laſſen, wenn dieſelbe ungedruckt geblieben wäre, und dieß zur größern Empfehlung der neuen Einrichtung auf der Univerſität zu Schilda. Sie haben zwar ein Thema des Tags berührt, aber auf eine Art, die weder für die berührte Sache, noch für Sie ſehr vortheilhaft ausfallen wird: dazu ſind der Blößen gar zu viel darin. Gut für Sie wäre es immer, wenn dieſe blos litterariſch wären; aber es ſchimmern auch einige moraliſche durch: und ſo etwas iſt eine fatale Empfehlung für Kopf und Herz zugleich. Ich muß Sie bedauren, wenn Sie nicht Sinn genug haben ſollten, aus Allem, was jezt im Fürſtenthum vorgeht, bald abzunehmen, daß nicht noch Pfaffen regieren, ſondern ein Fürſt, der den Werth des Menſchen im Menſchen ſelbſt ſucht, und zu viel Einſicht hat, als daß es jemanden gelingen könnte, ihn durch äußeres Gepränge, zumal aus den Arſenalen der Schule, für ſich einzunehmen. Unſer Fürſt hat recht geſunden Menſchenverſtand, und erkennt durch deſſen Hülfe mehr als zu gut, daß der Glaube an das Daſeyn Gottes der Einhülfe der Schulen ſo wenig bedürfe, daß er eben dadurch, bey recht ſehr Vielen, um ſo eher aufhört, wirkſam aufs Herz zu ſeyn. Gerade die berühmteſten Schulen liegen darüber in Widerſtreit, lehren zweifeln und machen am Ende kalt, wenn nicht noch etwas ärgers.

Sie ſelbſt, mein Herr, führen eine Beweisart darüber, deren Unzulänglichkeit gleich auffält, ſobald man ſie nur näher ins Auge faßt. Der Anblick der Natur reißt freylich jeden unverdorbenen Menſchen zur Bewunderung ihrer Schönheit, Güte, Größe und Harmonie; aber auch die durchſtudierteſte Betrachtung derſelben lehrt uns Gott doch nur als das phyſiſch-höchſte, nimmermehr aber als das moraliſch-höchſte Weſen auffinden. Als allmächtig und allweiſe ſteht Gott in dem Buche der Natur zwar erkennbar da; aber nicht ſo als heilig und gerecht. Um ihn von dieſer Seite auch zu finden, ſehen die Schulen ſich ja genöthigt, jeden Unglücklichen, der dieß ohne Verſchulden iſt, auf eine zukünftige Welt zur Schadloshaltung hinzuweiſen! Soll alſo erſt da Gott als heilig und gerecht erſcheinen: ſo kann man ihn von dieſer Seite aus der Einrichtung und Beſchaffenheit der gegenwärtigen Sinnenwelt doch wohl nicht erkennen. Woher ſoll denn, nach dieſer Vorausſetzung, die innigſte Verehrung Gottes, und ein ganz unerſchütterliches Zutrauen zu ihm, auch unter den härteſten Schlägen des Schickſals, entſtehen? Ein einſeitiger Gott iſt immer nur ein halber Gott, folglich gar kein Gott.

Das Traurigſte bey Ihrer Beweisart über das Daſeyn Gottes iſt noch dieß, daß eben ſie geradezu auf einen förmlichen Widerſpruch der Vernunft mit ſich ſelbſt führt. Sie nämlich ſchließen auf dieſe Art: „Die Welt iſt ein Inbegriff von lauter Bedingungen, ſo, daß jede Urſache eine höhere vorausſezt, durch welche ſie da iſt. Nehmen wir nun an, ſo fahren Sie fort, daß es keine unbedingte, für ſich ſelbſt beſtehende Urſache gebe, welche, als der Urheber der Welt, den Grund der ganzen Reihe aller Bedingungen in ſich enthalte: ſo giebt es eine unermeßliche Reihe von Bedingungen ohne eine Urſache. Da aber dieſes dem Kauſalgeſetze widerſpricht: ſo muß eine unbedingte Urſache der Welt da ſeyn, folglich ein Gott.“

Dieſer Schluß klingt, nach der ſpeculativen Vernunft, freylich faſt unwiderleglich; und doch beweiſen, durch Hülfe eben dieſer Vernunft, andere Philoſophen Ihnen gerade das Gegentheil. Es giebt, ſagen ſie, keine erſte abſolut nothwendige Urſache der Welt, ſondern Alles iſt bedingt, und alle Veränderungen in der Welt ereignen ſich nach ewigen und nothwendigen Geſetzen der Natur. Gäbe es eine ſolche Urſache: ſo hätte die Welt einen Anfang in der Zeit gehabt, weil ſie ſonſt ewig wäre und keinen Urheber hätte, welches der Vorausſetzung widerſpricht. Der Anfang aber ſezt eine Zeit voraus, in welcher ein Ding, das zu exiſtiren anfängt, noch nicht da war. Sollte die Welt alſo ihren Anfang nehmen: ſo mußte eine Urſache wirkſam werden, welche bis dahin unwirkſam geweſen wäre. Dieſe Urſache mußte nun entweder von Ohngefähr, oder, ohne durch etwas beſtimmt zu werden, zu wirken anfangen — welches dem Kauſalgeſetze, das kein Entſtehen ohne Urſache zuläßt, zuwider iſt; oder ſie mußte durch eine in der Zeit vorhergehende Urſache beſtimmt werden, und alſo auf dieſe nothwendiger Weiſe gefolgt ſeyn — dann aber war ſie ebenfalls bedingt, gehörte mit zur Reihe der Bedingungen, und war nicht die erſte Urſache. Daſſelbe gilt auch von der vorhergehenden und von allen dieſer wieder vorhergehenden — bis ins Unendliche fort. Es giebt alſo ganz und gar keine erſte unbedingte Urſache, als Urheber der Welt; es iſt kein Gott, ſondern Alles geht und verändert ſich nach den ewigen Geſetzen der Natur.

Sehen Sie nun, wohin die ſpeculative Vernunft Sie und Ihre Gegner führt? Bey näherer Unterſuchung müſſen Sie ſogar finden, daß Ihrer und Ihrer Gegner Schlußart, ſo richtig ſie auch ſcheinen mag, eine Selbſttäuſchung unterliegt. Ein Anderes iſt es doch, wenn ich von der Welt, als von einem Gegenſtande des ſinnlichen Erkenntnißvermögens rede; und wieder ein Anderes, wenn ich von ihr, als von einem Gegenſtande des reinen Verſtandes, rede. Sie aber, mein Herr, wie Ihre Gegner, überſehen dieſe Verſchiedenheit: und dieß iſt es, warum beyde falſch ſind. Bey der Ihrigen trägt man das auf die Welt, als einen Gegenſtand des ſinnlichen Erkenntnißvermögens, über, was nur von ihr, als Gegenſtand des reinen Verſtandes gelten kann; bey der andern behauptet man das zugleich von der Welt, als Gegenſtand des reinen Verſtandes betrachtet, was einzig und allein auf ſie, als Gegenſtand des ſinnlichen Erkenntnißvermögens paßt.

Dieſer Wink kann Ihnen den Widerſpruch der Philoſophen erklären und Sie nun noch vollkommner, als vorher, zu der Einſicht führen: daß man durch die Betrachtung der Welt ſchlechterdings nicht zu einem wahren und haltbaren Glauben an Gott gelangen könne. Der einzig mögliche Weg dahin geht durch das Gebiet der praktiſchen Vernunft, ſo wenig ſie Ihnen auch zu behagen ſcheint. Es würde mich zu weit führen, Ihnen dieſen Weg vorzuzeichnen, und ich finde das gar überflüßig, da Sie einen ſehr geſchickten Mann zum Lehrer haben, der mich dieſer Mühe gern überheben wird.*) Sie ſcheinen Ihre Philoſophie wohl noch in Kapperhauſen, aber nicht im neuen Schilda gehört zu haben.

---

*) Leſern, welchen daran liegt, den hier angewieſenen Weg in der Kürze kennen zu lernen, finden ihn in dem vortreflichen Werkchen, betitelt: Gottlieb Denkers letzte Reviſion des Kirchenglaubens, (1799) S. 87.

Was in Ihrer Schrift am meiſten befremden muß, iſt, daß Sie mit dem Herumwerfen von Atheiſten und andern gehäſſigen Benennungen gar nicht unfreygebig ſind. Sie ſcheinen aber nicht bedacht zu haben, daß man in einem gewiſſen Sinne, um mich gelinde auszudrücken, die Leibnitziſch-Wolffiſche Schule eben ſo, wie die Kantiſche, in Beziehung auf einander Atheiſten nennen könne: denn beyde Schulen leugnen ſich einander die Prämiſſen ab, woraus ſie das Daſeyn Gottes folgern; folglich auch den Schluß: daß ein Gott iſt. Aber aus dieſem relativen Atheismus folgt nicht der abſolute.

Alſo, mein Herr, folget auch daraus, daß jemand mit Ihrem Gegner behauptet: Gott ſey die überſinnliche moraliſche Weltordnung, oder mit Ariſtoteles: es ſey ein Accidens, oder mit Spinoza — eine Modification, wohl ein relativer Atheismus, aber nimmermehr der abſolute. Jede dieſer Behauptungen ſtützt ſich ſo gut auf Gründe, wie Ihre, jede hat ihre eigne Sprache, wie Ihre, jede eben ſo ihre eigne Conſequenz. Aber wie Ihre Gründe, Ihre Sprache und Ihre Conſequenz gleich inconſequent und ſalſch werden, ſobald man von Ihrem Sinn dabey abweicht, eben ſo geht es auch jenen, wenn man es bey jenen nicht anders macht.

Sie wiſſen, Worte gelten wie die Münzen. Wie nun ein Dukaten oder ein Friedrichs d'or nicht mehr ein Dukaten oder ein Friedrichs d'or bleiben, ſobald man ihren Stempel umändert, ſo iſt es auch mit den Wörtern, deren ſich jemand zum Ideen Commerz bedient. Als gerader, ehrlicher Mann werden Sie aber jene, welche den Wortſtempel Anderer verändern, um deren danach berechneten Ideen-Gehalt herabzuſetzen, eben ſo wenig loben können, als die, welche den Stempel der Münzen verändern, um die darin bezahlte Summe unrichtig zu finden. Und wenn dieß vollends mit einer Manier geſchieht, die mehr Blößen verräth, als daß man nicht vermuthen ſollte, es liege eine zweydeutige Abſicht dabey zum Grunde: ſo mag ich das nicht ſo nennen, wie ich das finde. Zu Ihrer Belehrung und Warnung für die Zukunft will ich mich näher erklären.

Ihr Gegner reducirt ſeinen Glauben an das Daſeyn ſeines Gottes auf das Gefühl. Sie nun, um ihm gleichſam den lezten

Herzensſtoß zu verſetzen, ſagen: „das Gefühl habe ſubjective Gründe, und ſey wandelbar, wie dieſe: es könne dem Einen fehlen, und der Andere, der es bisher gehabt habe, könne es verlieren. Da denn — meynen Sie — wäre es um die Moral und mit ihr um Gott und den Glauben an ihn geſchehen.“ — Nehmen Sie hier den Ausdruck „Gefühl“ nicht in einem ganz andern Sinne, als worin Ihr Gegner ihn nimmt? Wird hier alſo deſſen Wortſtempel nicht umgeändert? — Haben Sie es nicht auch überſehen, daß Vorſtellungen und Begriffe eben ſo ihre ſubjectiven und wandelbaren Gründe haben, wie das Gefühl? Denken ſie doch an die Verſchiedenheit und Wandelbarkeit der Vorſtellungen und der Begriffe, welche die verſchiedenen Köpfe der verſchiedenen Schulen unter den Griechen, Römern, Juden, Chriſten, Muhamedanern, Pietiſten und Andern ſich von Gott gebildet haben, ja, manche Philoſophen ſelbſt von dem Grundſatz des Widerſpruchs und des zureichenden Grundes! Alle feinern Operationen des Denkens haben am Ende ja wohl auch einen Anſtrich von jenen gröbern, wodurch ſie entſtehen oder worauf ſie ſich beziehen!

Genug, Sie haben Ihrem Gegner erſt Wunden geſchlagen, um ſich hernach die Miene des barmherzigen Samariters geben zu können, der Balſam darein gießen wolle. Hiebey aber gingen Sie ſo ungeſchickt zu Werke, daß Sie nicht einmal merkten, daß eben die Wunden, die Sie Ihrem Gegner zu ſchlagen glaubten, Sie ſich geradezu ſelbſt ſchlugen: denn wäre es um die Moral und mit ihr um Gott und den Glauben an ihn darum geſchehen, weil nach Ihres Gegners Behauptung der Glaube an Gott blos auf dem Gefühle beruhe, das aber nach Ihrer Behauptung, als ſubjectiv, wandelbar ſeyn ſoll: ſo ſteht es um eben das eben ſo ſchlimm nach Ihrer Behauptung, ſobald Sie nicht durchaus das leugnen oder widerlegen können, was Ihnen die Geſchichte der Philoſophie auch von der ſubjectiven Wandelbarkeit der Vorſtellungen und der Begriffe zeigen kann.

Kurz, Sie ſehen, daß es eine recht misliche Sache um die liebe Philoſophie iſt, wenn die Geſchichte derſelben unſern Dünkel nicht in Schranken hält, und wir alle die gleich gekreuzigt wiſſen wollen, die nicht ſo philoſophiren, wie wir. Alsdann wollen nur Wir — Wir herrſchen, und machen's dann, wie D'Alembert ſagt: pour être entendu, il faut crier. Wie mißlich aber dieß oft ausfalle, lehrt ſchon das Sprichwort, wonach es heißt: wie man in den Wald hineinſchreit, ſo ſchallt es zurück; und dabey geht man dann zuweilen in ſich und denkt mit Reue und Beſchämung: O, ſi tacuiſſes, philoſophus manſiſſes

Jezt noch einige Nebenwinke! Sie finden es ſchön, daß der Dogmatiker Plato im II. B. ſeiner Republik geſagt hat: „Man muß keinen Poeten ſagen laſſen, daß diejenigen unglücklich ſind, welche Gott ſtraft, — wofern es uns ein Ernſt iſt, daß unſere Republik wohlgeordnet ſey, und wollen nicht zugeben, daß weder Alte noch Junge dergleichen vorbringen oder anhören, es ſey in Verſen oder Proſa; weil ſie die Gottheit beſchimpfen, dem Staate ſchaden und ſich ſelbſt vernichten.“ — Sonderbar, daß auch Sie nicht einſehen, was für ein Misbrauch mit dem Citiren aus Plato's Republik getrieben wird! Findet jemand das Citat daraus für ſein Syſtem nicht paſſend: ſo heißt es gleich: o, das beweiſet nichts, denn Plato's Republik iſt ein Ideal, das nie realiſirt werden kann. Im entgegengeſezten Fall heißt es freilich anders. — Vergeſſen

Sie doch nie wieder, daß jeder Autor, er heiße, wie er wolle, nicht mehr und nicht weniger gelte, als ſeine Gründe gelten: denn in der Republik der Gelehrten gilt weder Ariſtokratismus noch Deſpotismus.

Daß Plato's Stelle hier gar nichts gelte, werden Sie vielleicht zugeben, wenn Sie bedenken, daß Plato ſehr irrte, wenn er glaubte, daß irgend ein Menſch Gott in der eigentlichen Bedeutung beſchimpfen und dem Staate ſchaden könne, wenn er dieß oder jenes von Gott behauptet. „In meinem Lande, ſagte Friedrich II. kann jeder glauben, was er will, wenn er ſonſt nur ehrlich iſt:" und daran hatte Friedrich recht und ſah dem Staatsweſen tiefer auf den Grund, als Plato. Denn der Staat hat, als Staat, es nur mit der Gerechtigkeit nach den ſogenannten vollkommnen Pflichten; und die Humanität oder Religioſität mit der Billigkeit nach den — unvollkommnen Pflichten zu thun. Dieß leztere könnte auch Sache der Kirche ſeyn, wenn man nur hinzuſetzen wollte, daß ſie nie, wie ſonſt die zu Rom, Zwangsmittel da brauchen dürfe, wo nur Ermahnung oder Ueberredung gelten darf — um nicht wieder einen Staat im Staate einzuführen.

Friedrich II, wie alle, welche die Kunſt zu regieren ſo inne haben, wie er ſie hatte, würde kein Bedenken gefunden haben, einen Staat von lauter Atheiſten zu regieren, geſezt, daß die menſchliche Natur ihn zuließe. Und daß er hiebey ſeinen Staatszweck durch angemeßne, vernünftige Geſetze und durch eine wachſame Polizey gewiß würde erreicht haben, dafür kann Ihnen die Kenntniß der Kirchenſecten und der Staaten bürgen. Bedenken Sie doch nur, wie es in Rom, in den Klöſtern, wie überhaupt in den erzkatholiſchen Staaten zugeht: und doch müſſen Sie eingeſtehen, daß in Rom, in den Klöſtern, wie überhaupt in den katholiſchen Staaten die beſtimmteſte Lehre von Gott und von göttlichen Dingen verhandelt wird.

Aber auch die unrichtigſte, werden Sie einwenden. — Gut: indeß richtig oder unrichtig, thut hier nichts zur Sache: denn die Unrichtigkeit jener Lehre wird von denen nicht anerkannt, bey welchen ſie wirken ſoll, und findet ſich nur in der Denkungsart der Proteſtanten über das Kirchenſyſtem der Katholiken, wie dieß auch umgekehrt von der Unrichtigkeit des Kirchenſyſtems der Proteſtanten in der Denkungsart der

Katholiken gilt. Aber eben die, die ſich zu dieſem oder jenem Syſtem bekennen, halten größtentheils ihr Syſtem für richtig, Katholiken, wie Proteſtanten: und doch haben dieſe, wie jene, um ſo mehr oder weniger Zuchthäuſer, und Galgen und Räder beſezt, je mehr oder weniger ſie gerade darum mehr oder weniger Moral haben, je mehr oder weniger ſie Kirchthum haben.

Merken Sie bald, daß man ſehr unrecht thut, wenn man den Staat auf die Kirche bauen will? — Eben dieß können Ihnen auch die Schulen der Philoſophen zeigen. Bekanntlich ſind dieſe in ihren Behauptungen nicht minder einig, wie die Theologen, jeder nach den Philoſophemen ſeiner Schule, und dieß ſelbſt in Hinſicht auf die von Ihnen ſogenannte Grundlehre aller übrigen moraliſchen Lehren, ich meyne die von dem Daſeyn Gottes. Ihre eigne Streitſchrift dient ja zur Beſtätigung meiner Bemerkung darüber. — Und doch ſtanden die meiſten Staaten feſt, ſo unfeſt die Kirchen- und Schul-Syſteme auch wankten oder gar einſtürzten. Ihre Behauptung über die nothwendige Verbindung Ihrer beſtrittenen Lehre mit dem Wohl der Staaten geht alſo weiter, als Vernunft und Erfahrung es zuläßt. Wie, wenn

Ihnen Jemand durch Hülfe der Geſchichte gerade das Gegentheil bewieſe? Doch, ich will Sie nur aufmerkſam machen! Genug ſey es, wenn Sie Plato's Stelle jezt nur falſch und unſchön finden.

Sie, als Philoſoph, hätten wohl auch etwas vorſichtiger in dem Nachſchreiben Ihres Citats ſeyn können. Sie werden dieß einſehen, wenn Sie die Stelle grammatiſch-logiſch zergliedern, worin Sie Plato ſagen laſſen: „Wir wollen nicht zugeben, daß weder Alte noch Junge dergleichen vorbringen.“ Hier herrſcht jezt eine doppelte Verneinung, und hebt den Sinn: und ſowas ſteht einem — Philoſophen nicht zum beſten.

Ich will Sie auf noch eine Inkonſequenz Ihrer Abhandlung aufmerkſam machen. Sie kennen gewiß Eberhards „Apologie des Sokrates,“ und deren Tendenz. Wenn nun zur Zeit der Erſcheinung derſelben ein Melchior Götz, oder deſſen Gleichen einer — dieſe vortreffliche Schrift bey dieſem oder jenem Mächtigen darum als confiskabel hätte inſinuiren wollen, weil ſie gewiſſe Lehren, deren Nothwendigkeit und Wahrheit alle chriſtliche Kirchenpartheyen zu der Zeit noch bewieſen, rein weg demonſtrirt: würden Sie das gutgeheißen haben? Hätten Sie den Conſiſtorial-Präſidenten nicht einer Voreiligkeit zeihen müſſen, der die Confiskation derſelben bey ſeinem Fürſten bewirkt hätte, blos aus der Beſorgniß: die chriſtlichen Kirchengemeinden mögten ſonſt Schaden nehmen, oder gar eingehen, wenn man ein Buch ungehindert kaufen und leſen ließe, das dem Kirchenglauben ſo mächtig im Wege ſteht? —

Fürſten und Conſiſtorial-Präſidenten waren aber damals klüger; und die chriſtlichen Kirchengemeinden beſtehen dennoch jezt noch, troz der Eberhardiſchen Apologie. Alſo werden auch die Staaten forthin beſtehen, auch troz der ungehindert frey circulirenden Schrift Ihres Gegners. Und doch wagten Sie es, unſern Fürſten zum Verbot und zur Confiscation derſelben aufzufodern, wie wenn ſolche gewaltſame Maßregeln nicht Aufſehen erregten und dadurch gerade das Gegentheil von dem bewirkten, zu deſſen Hinderung man ſie zu ergreifen meynt! Gut nur, daß unſer Fürſt kein Betbruder iſt, und zuviel Achtung gegen ſeinen Poſten hat, als daß er ih und ſich durch zweckwidrige Verfügungen öffentlich compromittiren oder proſtituiren ſollte. Solche Verbote ziehen obendrein oft Schriften von dieſer und jener Seite nach ſich, die das corpus delicti bey Einigen zu mehr Notiz und Celebrität verhelfen, und dadurch das Uebel ärger machen. Schriften, wie die Ihres Gegners iſt, die in den höhern Regionen der Metaphyſik kaum erreichbar herumſchwärmen, ſchaden im Ganzen nie: denn wer lieſt ſie, wer verſteht ſie, zumal vom gemeinen Leſer-Haufen? Sie ignoriren iſt das beßte Mittel, ſie zu beſchränken; und geht der Verfaſſer derſelben vielleicht als ein philoſophiſcher Heroſtrat auf Nachruhm aus, — ihn zugleich unbemerkt ſchweigen und ſchwinden zu machen.

Ich hoffe, Sie werden hierin ganz meiner Meynung ſeyn, und in Zukunft nie wieder irgend einen Mächtigen auf Schriftſteller einzuhetzen ſuchen, die nicht ſo denken, wie Sie. Dieß können Sie um ſo leichter, da Ihr ſchriftſtelleriſcher Ruf es Ihnen noch nicht zum Bedürfniß macht, ein Syſtem nicht ſinken zu laſſen, um ſelbſt nicht mit zu ſinken. Jung genug ſind Sie auch noch, um für die Erlernung des Beſſern noch nicht unempfänglich oder zu gemächlich gewerden zu ſeyn. Das erlernte Beſſere wird Sie dann mit **Eberharden** gewiß wünſchen machen: „Mögte doch endlich die geſunde Ver„nunft allein herrſchen, der Partheygeiſt ſchwei„gen, und ein jeder in ſeiner Sphäre ſein eige„nes Glück genieſſen und ſeinen Brüdern das „ihrige gönnen!“ *) —

Zum Beſchluß und zum Dank für Ihre eingeſchickte Abhandlung an unſern Fürſten werden Sie mir erlauben, von dem erwähnten Weiſen Ihnen einen Gedanken noch herzuſetzen, der es werth iſt, daß jeder Polemiker ihn vor jeder Streitſchrift recht bedächtig leſe, und dann weiter nichts ſchreibe, als was deſſen Geiſt gutheißt. Hier iſt er! „Was wir Ueberzeugung zu nennen pflegen,“ ſchreibt der Verfaſſer der **Apologie des Sokrates**, im II B. S. 22, u. 23, „iſt oft nichts anders als Gewohnheit „gewiſſer Gedanken, mit denen wir uns bekannt „gemacht haben. Wie ſchwer läßt ſich dieſe in „vielen Fällen von der wahren Ueberzeugung „unterſcheiden, der die Seele geneußt, wenn „das innere Auge wirklich das Ideenband ſelbſt

---

*) Apol. des Sokrates, 1778. II. B. S. 15.

„anſchaut. Es iſt dem menſchlichen Geiſte nicht
„möglich, allemal die Gründe ſeines Gewißſeyns
„bey der Hand zu haben; meiſtentheils
„muß es ihm an einem dunkeln Erinnern, an
„einem gefühlten Eindrucke der Beweiskraft,
„die ihn ehemals befriedigt hat, genug ſeyn.
„Wie leicht iſt es, ſich hier zu irren und zu
„glauben, daß ehemals die Vernunft die Verbindung
„auch zwiſchen denen Gedanken eingeſehen
„habe, deren ganze Ueberzeugungskraft
„bloß auf der Gewohnheit des wiederholten Nebeneinanderdenkens
„derſelben beruht. Inzwiſchen
„haben wir auf ſolchen Grundſätzen immer
„fortgebauet. Wenn alſo dieſe Gründe erſchüttert
„werden: ſo wankt das ganze Gebäude
„unſeres Wiſſens, und ſo iſt unſere Ruhe
„dahin. Nun müſſen wir von neuem anfangen
„zu lernen, zu prüfen, uns mit ungewohnten
„Gedanken bekannt zu machen und Schritt vor
„Schritt zu gehen, um nicht wieder Gefahr zu
„laufen, in die Luft gebaut zu haben. Iſt es
„wunder, daß der Geiſt, dem bey ſeiner bisherigen
„Ueberzeugung ſo wohl war, vor dieſer
„ſauren Mühe und bangen Unruhe zurückſtrebt?“ —

Jezt habe ich weiter nichts hinzuzuſetzen, als die Bitte, mit meiner aphoriſtiſchen Antwort für lieb zu nehmen, und feſt zu glauben, daß unſer Fürſt den natürlich geſunden Menſchenſinn dem gekünſtelten vorzieht und nichts höher ſchätzt, als das gegenſeitige Bereitſeyn, ſich friedfertig zu verſtändigen und zu ertragen. Ich bin

Ihr

Diener, Müller.

In einem Lande, wo Fürſt und Räthe Grundſätze hegen, wie Müller ſie äußerte, war es wohl natürlich, daß man das Wort: Toleranz beynahe als ein infamirendes anſah. So mancherley daher die Religionen im Fürſtenthum auch waren: ſo lebten doch aller und jeder Anhänger in Einigkeit und im Frieden, weil es Keinem einfiel, den Andern wegen idealiſcher Dinge zu bezanken und zu befehden. — Mit einem Worte: Die Regierung des Fürſten Moritz war eine muſterhafte Regierung und nun ſieht man, daß Schneller (im II. Th. S. 71) gar zu voreilig war, als er meynte: Moritz würde dereinſt nicht im Stande ſeyn, einen ganzen Stall voll Eſel zu reformiren.

Nun könnte der Verfaſſer dieſe Annalen beſchließen: denn er hat die gänzliche Kataſtrophe der Univerſität zu Schilda erklärt, und alſo ſein Argument ausgeführt. Er wird es auch thun, ſobald er noch ein paar Worte von einigen Perſonen geſagt haben wird, die in dieſen Annalen eine ausgezeichnete Rolle geſpielt haben.

Der Ex-Kanzler von Ekolsbach war wegen ſchlechter Streiche ſeines Amtes, als Oberforſtmeiſter, entſezt worden. Er zog dann auf ſein Landgut, hielt große Feſtins, ſpielte, machte Schulden und gerieth ganz ins Verderben. Seine Gläubiger ließen ſein Gut verkaufen; und Herr von **Ekolsbach** war ein gänzlicher Bettler.

In ſeiner Noth verkaufte er noch alles, was er hatte, und kam endlich zerlumpt und zerriſſen eines Tages in einen Wald, wo eben der Oberforſtmeiſter **Schneller** Holzanſchläge zu machen hatte. Dieſer erkannte ihn, lief auf ihn zu und rief: ſind Sie's oder ſind Sie's nicht, gnädiger Herr!

Ekolsbach: Es hat ſich was zu gnädigen Herren! Sehen Sie dann nicht, daß ich ganz auf den Hund bin?

Schneller: Das ſehe ich leider zu ſehr! Aber wenn ich kann, ſoll Ihnen wieder geholfen werden. Sie haben den Grund zu meinem Wohlſtand gelegt und ich kann gegen Sie nicht undankbar ſeyn.

Ekolsbach: Na, das iſt doch noch'n Tropf! Wiſſen's was? Sie ſind Oberforſtmeiſter, und können mich zu Ihrem Hegebereiter machen.

Schneller: Topp, kommen Sie mit!

Ekolsbach begleitete den Oberforſtmeiſter nach Hauſe, und was für Augen die gnädige Frau machte, als ſie ihren ehemaligen Herren Gemahl in ſolch zerrißnen Umſtänden vor ſich ſah, begreift ſich. **Schneller** indeß ließ ihn kleiden, und Ekolsbach ward deſſen Hegebereiter, wozu er ſich auch weit beſſer ſchickte, als zum Kanzler einer Univerſität.

Minchen, die Gattin des Leibarztes Stein, hatte das Glück, der jungen Gemalin des Erbprinzen zu gefallen und ihre beſte Freundin zu werden. Obgleich Minchen nicht von Adel war, ſo ſchäzte die Erbprinzeſſin ſie doch höher als alle andre Damen des Hofes.

Und nun endiget der Verfaſſer dieſe Annalen, und bedauert aufrichtig, daß das Schlechte, die Bocksſtreiche, die Harlekinaden, und die Poſſen, welche er von Schilda und von dem Fürſtenthum Colchis erzählt hat, man aller Orten noch im Original finde, daß aber hingegen das Gute, was er hin und wieder anbrachte, großentheils noch zu den frommen Wünſchen gehört. Er befürchtet ſogar, daß dieß in dem Grade ſchlimmer werden wird, in welchem ſchwache und von Finſterlingen berückte Fürſten es nöthig zu finden anfangen, einer lieberalen Erziehung und Regierung der Völker die militäriſche vorzuziehen, bis endlich, was dann, leider, wieder zu befürchten ſteht, ein Carl, der Erſte und ein Ludwig, der Sechszehnte, zur erneuerten Warnung, auch wieder Collegen erhalten werden.

Ende des dritten und lezten Theils.

Nachſchrift.

Ich finde für nöthig, bevor ich die Feder, womit ich dieſe Annalen niedergeſchrieben habe, ganz weglege, noch ein Wort mit meinen Leſern im Ernſte zu ſprechen.

Kaum war der erſte Theil erſchienen, ſo fanden ſich müßige Köpfe und unberufene Witzlinge genug, welche jede Erzählung ſo oder anders deuteten, und jede Perſon ſogar mit Namen zu nennen wiſſen wollten. In Halle fand man z. B. den Profeſſor Pillendrechsler, den Fünfkäs, den Kanzler von Ekelsbach, den Sekretär Schneller, den Pedell Krabſch, ja, ſogar die Gevatterin und den Eſelstreiber. Ich hatte das Ding vorausgeſehen, und ſchwieg, wenn ich das Klügeln darüber hörte.

Aber oftmals fragte man mich ſelbſt, und wollte die nähern Beſtimmungen von mir heraushaben. Da dann konnte ich nicht anders, als den einfältigen Wahn, daß meine Perſonnagen wirkliche Individuen bedeuten ſollten, lebhaft zu widerlegen, und den Widerſpruch oder die Unmöglichkeit dieſer oder jener Beziehung auf Dieſen oder Jenen anzuzeigen. Aber ich predigte vergebens: man wußte alles beſſer!

Da ich nun in Halle ſelbſt lebe und wenig Freunde dort habe; da ſelbſt Einige der dortigen Herren das Ihrige dazu beygetragen haben, mich zu necken, wie man dieß im lezten Bande meiner Lebensgeſchichte leſen kann: ſo konnte ich es freilich nicht paradox finden, daß man vermuthete, ich hätte mich an den Herren in meinen Annalen rächen wollen.

Indeß man irrte; und um dieß zu zeigen und dadurch einer hämiſchen Deutung auf Unſchuldige vorzubeugen, hatte ich nur nöthig, die Deuteler oder Horcher es merken zu machen, wie ich ſonſt immer gewohnt ſey, Leute, die mich drücken, mit Namen zu nennen, und wie gerade die Männer, die man dem Simon, dem Fünfkäs, dem Pillendrechsler u. ſ. w. unterſchieben wollte, mich nie beleidigt hatten. Mehrere gaben mir dann auch recht, und die Applikation hörte für Halle ſo ziemlich auf.

Aber ich erſchrack wirklich, da man mir von fremden Orten her ſchrieb: ich ſey im Verdacht, auswärtige Univerſitäten abſichtlich und beſtimmt geſchildert zu haben. In Jena z. B. fand man die Realität zu allen meinen Hiſtorien: alle meine Perſonen lebten in Jena, und ſollten ſo deutlich beſchrieben ſeyn, daß Jeder ſie greifen konnte. In Erlangen wurde eben die Anmerkung gemacht; nicht minder in Leipzig, und ſogar in Altorf. Hier lebt Herr Siebenkees: wer konnte mein Fünfkäs anders ſeyn, als dieſer! — Zum Unglück nenne ich einen Doktor Ackermann: und gerade iſt der gelehrte Doktor Ackermann Profeſſor der Medicin zu Altorf: alſo Beweis genug, daß ich Altorf gemeynt habe, u. ſ. w. Ich kann die Briefe darüber vorlegen.

Wenn Alles — ſo ſchloſſen Andere — oder doch ſehr Vieles, was Laukhard in ſeinen Schildaer Annalen aufſtellt, z. B. von Gießen wahr iſt: ſo muß er Gießen zum Vorbild gehabt haben; und dann iſt ſein Buch eine Satire auf Gießen! Aber eben ſo ſchloſſen die Herren zu Leipzig, zu Jena, zu Altorf, zu Göttingen, zu Marburg, zu X. und zu Y. und zu Z. Als ich dieſes bemerkte und alles genauer überlegte, da hörte ich auf, zu befürchten,

ten, daß man mich für einen Paſquillanten halten mögte.

Findet man aber mein Schilda auf ſo vielen, vielleicht auf allen deutſchen Univerſitäten: ſo iſt dieß ein Beweis, daß viele deutſche Univerſitäten gelehrte Handwerksinnungen à la Schilda ſind, die einer ſtarken Reform von unten bis oben bedürfen: und dann iſt der Inhalt meiner Schrift nur Angabe allgemeiner Fehler. Fehler aber im Allgemeinen angeben, iſt nicht nur erlaubt, ſondern ſogar nützlich und nothwendig, zumal, wenn die Moraliſch-Kranken ſich in ihrem ſchlendrianiſchen Hoſpital wohl befinden, und darum zu ihrer Heilung nicht ſelbſt Hand anlegen wollen. Wer denn will mir das Recht ſtreitig machen, Fehler, Poſſen und Bocksſtreiche durchzuhecheln, welche einer großen Anzahl gelehrter Innungen gemein ſind und nicht nur Einzelne, ſondern ganze Corporationen verderben helfen! — Beſſere man nur die gerügten Dinge: und die Satire hört auf, Satire zu ſeyn! Will man dieß aber nicht: je nun, ſo muß man ſich es auch gefallen laſſen, daß Andere unſre Bocksſtreiche mitnehmen, und man muß obendrein ſich freuen, wenn ſie uns nicht gar noch nennen.

Ich, der ich auf Univerſitäten ſo lange mich herumtreibe, habe allerdings die in dieſen Annalen vorgebrachten Dinge gerade da geſehen, erfahren und — wie meine Lebensgeſchichte das ausweißt — ſie ehemals, leider, ſelbſt mitgemacht; und daher kömmt es denn ganz natürlich, daß — einige Schattirungen hier und da abgerechnet — manche erzählte Begebenheit auf dieſer und jener hohen Schule Deutſchlands wirklich geſchehen iſt und noch Manchem in friſchem Andenken vorſchwebt. Aber eben das wollte ich, und eben dieß beweißt, daß ich keinen Roman habe ſchreiben wollen. Hätte ich das gewollt: ſo würde ich meine Scene weder nach Schilda noch auf irgend eine Univerſität verlegt haben, indem nach meiner Einſicht, unter allen Roman-Helden keiner trauriger und elender ausſieht, als ein Univerſitäter in dem Koſtum eines Roman-Helden. Daher haben die Rinteler in ihren theologiſchen Annalen ſehr unrecht gethan, daß ſie mein Schilda einen Roman nannten.

Sonſt weiß ich auch nicht recht, wie ich zu der Ehre komme, daß mein Schilda in theologiſchen Annalen recenſirt wird, es müßte denn ſeyn, daß Schilda und Theologie ſo heterogen nicht wären, als ſie dem erſten Anblick nach zu ſeyn ſcheinen. Uebrigens mußten die Herren zu Rinteln ſchon etwas unfreundlich mit mir umgehen: denn ſie exiſtiren ja auch auf einer Univerſität, und zwar auf einer, welche — doch ich will ja keine auszeichnenden Eigenthümlichkeiten anführen!

Aehnliche Recenſionen erwarte ich noch mehrere, zumal von Recenſionsfabriken auf Univerſitäten; und es ſollte mich ſehr wundern, wenn mein Schilda auch nur vor eines einzigen derartigen Recenſenten Augen Gnade finden ſollte. Doch, das thut alles nichts! Dergleichen giebt Stoff zu einem neuen Werkchen und zur Beſtätigung durch — Belege. Denn auch kann es den Annalen nicht beſſer gehen, als es deren Verfaſſer geht: den mag auch faſt keiner von den gewöhnlichen Inhabern der Gelehrſamkeit, die ſich ſo äußerſt ungern auf die Finger ſehen laſſen, gern um und neben ſich ſehen: aber er ſchiert ſich darum nicht viel! Er darf ja noch immer einige wahre Gelehrte, worunter auch — laut Briefen — ſolche ſind, die er nicht perſönlich kennt, zu ſeinen Gönnern und Freunden rechnen.

Um noch ein Uebriges zu thun, will ich hiemit öffentlich erklären, daß alle meine Perſonen, keine einzige, auch ſelbſt den Eſelstreiber, und den Friſeur Bechmann nicht ausgenommen, blos erdichtete Perſonen ſind, welchen kein wirkliches Individuum, kein individueller Profeſſor, Eſelstreiber oder Friſeur entſpricht: und nun würde man mir unrecht thun, wenn man mein Werk ein Pasquill nennen wollte. Aber dabey glaube ich gar gern, daß Dieſer oder Jener merklich getroffen iſt, ja, daß einzelne Züge bey einzelnen Individuen zum Sprechen ähneln: Dieſes indeß war meine Abſicht; und wen es darob juckt, der mag ſich kratzen!

Ob ich übrigens einigen Nutzen ſtiften werde, weiß ich nicht; doch ſcheint es mir ſo, weil ich wirklich erfahren habe, daß man in einer ſehr anſehnlichen Verſammlung wegen eines häßlichen Misbrauchs meine Annalen angeführt hat. Geſchieht dieß mehrmals und ſtellt man nur die auffallendſten der gerügten Misbräuche von unten bis oben ein, um ſich wenigſtens vor der übrigen vernünftigen Welt nicht mehr ſchämen zu müſſen: ſo bin ich belohnt genug: geſchieht es nicht, ſo mag es bleiben wie es iſt! Aber doch ſteht zu hoffen, daß Fürſten und ihre Miniſter über die unſinnigen Misbräuche, welche auf den Univerſitäten im Schwang gehen, vorzüglich von Seiten und durch die Verſchuldung der Profeſſoren, dereinſt die Augen öffnen und dem Dinge, ſey es auch mit Gewalt, ein Ende machen werden: Denn

> Cuncta prius tentanda; ſed immedicabile vulnus
> Enſe recidendum eſt; ne pars ſincera trahatur.

Diejenigen meiner Leſer, die ſich vielleicht an die hier unvermeidlichen poſſen- und pöbelhaften Ausdrücke u. dgl. geſtoßen haben, erinnere ich, daß ſie in meinem dummen Teufel, welcher ſchon unter der Preſſe iſt, mehr Dezenz, mehr Reinheit der Sprache, aber auch mehr Präciſion, Ordnung und Intereſſe finden werden, als es, wenigſtens mir, möglich war, in den Annalen von Schilda anzubringen. Das Original davon iſt nicht das erbaulichſte: die Copie — konnte alſo nicht viel anders ſeyn.

Was von andern Gegenſtänden, die aber das Thema des Tages ausmachen, noch ſonſt darin vorkömmt, mag ſich durch ſich ſelbſt entſchuldigen. Halten die Gründe nicht Stich, worauf ſo mancher Wink angelegt iſt: ſo muß ich bedauren, daß meine Einſicht nicht ſo richtig als meine Abſicht dabey gut war. Sachkundige, welche die Geſchichte des Menſchen und der Menſchheit kennen, werden indeß ſchon zu würdigen wiſſen, was dem Blinzler aus den ſogenannten höhern Kaſten ein Gräuel der Verwüſtung ſeyn wird.

Nun komme ich zu Vorwürfen, die ich nicht ganz verachten, noch weniger leichtweg abfertigen kann. Selbſt Damen und Bürger, ich weiß es, finden es ſonderbar, daß ich mit der Zuchtruthe auf Andere frey herumtappe und doch nicht einzuſehen ſcheine, wie ſehr ich ihrer noch ſelbſt bedürfe. — Sogar ein Student von Einſicht ſoll den Vorſatz gefaßt haben, ein Werkchen herauszugeben, worin ich als der Obermeiſter der Schildaer Gelehrten-Innung, die Hauptperſon machen ſolle, u. dgl.

Der Vorwurf mit dem freyen Herumſchwingen der Zuchtruthe trifft mich allerdings; und ich, der ich das:

Loripedem rectus derideat, aethiopem albus:
Quis tulerit Gracchos, de ſeditione querentes!

mehrmals anführe, hätte gewiß das wenigſte Recht dazu — ſobald ich ſie nur auf Andere, und nicht auch auf mich ſelbſt ohne Schonung fallen ließe. Aber daß dieß mein Fall nicht iſt, dafür bürget meine Lebensgeſchichte von Anfang bis zu Ende, und ſelbſt an einigen Stellen dieſe Annalen, für jene nämlich, welche mich und mein Weſen näher kennen werden. Was alſo ich ohne alle Schonung an mir ſelbſt vornehme, das wird mich wohl auch Gnade da finden laſſen, wo man einſieht, daß ich mit eben dem Maaße Andern einmeſſen könne, womit ich mir ſelbſt einmeſſe.

Will man indeß auch hierauf keine Rückſicht nehmen, ſo wird man ſie wenigſtens darauf nehmen, daß ich in dieſen Annalen, ſo leicht es auch geweſen wäre, doch alle Züge vermieden habe, wodurch gewiſſe Männer und Schulen ſo kenntlich hätten werden können, daß man auf den erſten Anblick gerade ſie für die geſchilderten hätte erkennen ſollen. Ich that das aber nicht und winkte mehr auf Sachen als auf Perſonen, mehr im Allgemeinen als im Beſondern an.

Will demohnerachtet jener Herr Wort halten: wohlan, ich ſtehe zu Dienſten nach dem:

Hanc veniam petimusque damusque vicissim.

Will er indeß nur Wahrheit ſchreiben: ſo zweifele ich ſehr, ob er — in Beziehung auf meine Fehler und Schwächen — mein ungeheucheltes, offenes Bekenntniß in meiner Lebensgeſchichte übertreffen wird. Dann auch bitte ich ihn, den wichtigen Unterſchied nicht zu überſehen, der zwiſchen einer Schrift und deren Steller obwaltet. Iſt meine Schrift gut, und ſtellt ſie Misbräuche und Mängel auf, welche junge, hoffnungsvolle Männer ſowohl für ſich ſelbſt, als für den Staat, in dieſem oder jenem Poſten entweder minder oder gar nicht brauchbar werden laſſen: dann hat ſie das Verdienſt, auf ein Gelehrten-Hoſpital aufmerkſam gemacht zu haben, und dieß zum Beßten der Menſchheit. Hat ſie obendrein dem erwähnten Hoſpital eine Apotheke gegen über geſtellt: dann ſteigt ihr Verdienſt höher: — und dann könnte es leicht gleichviel ſeyn, wie ihr Urheber ausſehe, um ſo mehr, wenn die Schuld von ſeinem phyſiſchen und moraliſchen Ausſehen gerade auf die Gelehrten-Hoſpitäler am grellſten fallen dürfte. —

Will der erwähnte Herr indeß auch nur gerecht ſeyn: ſo hoffe ich, daß durch ihn meine Leſer mich jezt gewiß beſſer finden werden, als ich mich ſonſt ſelbſt fand. Dies diem docet, und darum ſchwindet mein ehemaliger Renommiſtengeiſt, dieß abſcheuliche Product des nicht ſeltenen Univerſitätsgeiſtes, immer mehr. An mir, gerade an mir, kann man es, leider, handgreiflich ſehen, was aus jungen, raſchen Leuten zu werden pflegt, wenn die Univerſitäten das nicht ſind, was ſie ſeyn ſollten. Und wer nun noch einen Stein auf mich werfen will, der werfe ihn: ich kenne Voltaire's Candide.

Halle, den 20ten April 1799.

Fr. Chr. Laukhard.

Verbeſſerung der Druckfehler.

Im zweyten Bande.

Seite 35 Zeile 8 von unten: ſtäche, gleich.
— 69 — 1: ſtanden.
— 74 — 3: dergleichen:.
— 94 — 1: gefehlt?.
— 98 — 5: Rheinwein.
— 99 — 8: wollen!.
— 107 — 8: pereat..
— 112 — 5: illicita.
— 117 — 7 v. unten: Jaup.
— 119 — 10 v. unten: jezt.
— 120 — 18: zögen.
— 125 — 18: ſoll.
— 162 — 5: Studenten ungebührlich oder ſchlecht bey.
— 172 — 18: Männer, die ohngefähr, wie Fichte.
— 197 — 14: Probabilität.
— 201 — 9: Bächen.

Im dritten Bande.

Seite 7 Zeile 3 in der Anmerkung: Brumbey.
— 14 — 9: beſchenieet.
— 14 — 12: Bootsknechte.
— 76 — 6 von unten: ganze Nacht ha'
— 80 — 5 v. unten: Monopol.
— 105 — 6: Φιλοσοφω.
— 120 — 9: Menſchenkindes, das.
— 130 — 13: beſſer, und um ihn.
— 131 — 13: ihn überzeugt.
— 132 — 20: in ihrem.
— 136 — 14: eine periodiſche.
— 137 — 8: Schilda verſirte.
— 137 — 18: Doch, wir wollen.
— 143 — 16: per eminentiam.
— 147 — 5: Jeney..
— 148 — 18: Ehe, als.
— 158 — 6: bekannt geworden.
— 159 — 14: entdecket .

Leben und Thaten

des

Rheingrafen Carl Magnus,

den

Joſeph II. auf zehn Jahre ins Gefängniß
nach Königſtein ſchickte, um da die Rechte der
Unterthanen und anderer Menſchen
reſpectiren zu lernen.

Zur
Warnung für alle winzige Deſpoten,
Leichtgläubige und Geſchäftsmänner

geſchildert

von

Friderich Chriſtian Laukhard.

1798.

A/51/346

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An die Leſer!

Es würde von einem hohen Grade von Prätenſion und Impertinenz zeugen, wenn ich von meinen Leſern fodern wollte, die in dieſen Blättern erzählte Geſchichte für wahr zu halten, ohne Ihnen die Gründe vorzulegen, welche ſie zu dieſem Beyfall bewegen können. Ich muß ſie alſo mit meiner ehemaligen Lage, worin ich die hier mitgetheilten Begebenheiten ſelbſt erfahren habe, bekannt machen, und dann mögen ſie ſelbſt zuſehen, ob ich Wahrheit habe ſchreiben können?

Ich bin in dem Lande des Rheingrafen Carl Magnus, deſſen Leben hier erzählt wird, gebohren. Mein Vater war Mitglied der gräflichen Geiſtlichkeit, und hatte mit dem Grafen, und deſſen Dienerſchaft viel zu ſchaffen. Einige der Helfershelfer des Grafen, deren ich auch gedenke, namentlich Häfner, Breckenfeld, und Schad, waren meines Vaters erklärte Feinde, weil er, nach ſeiner ihm ganz eignen Freymüthigkeit, ſie immer ſo beſchrieb, wie ſie es verdienten: und eben daher warfen ſie ihm, unter des Grafen Protektion, im Jahre 1764, einen Proceß an den Hals, welchen ich im erſten Bande meiner Lebensbeſchreibung angeführt habe, und der unſre ganze Oekonomie damals ſehr zerrüttete.

Da mein Vater unſchuldig war: ſo ließ er ſich es recht angelegen ſeyn, der elenden Haushaltung zu Grehweiler genau nachzuſpähen; und jederman konnte von ihm allemal die beſten Nachrichten in dieſer Abſicht erhalten. In unſerm Hauſe wurde faſt beſtändig von dieſen Begebenheiten geſprochen, und ich dadurch mit dieſer Hiſtorie bekannter, als ich es jemals mit der evangeliſchen werden konnte, wenn ich ſie gleich mehr als funfzigmal geleſen habe.

Die Quellen, woraus mein Vater, und folglich auch ich, ſchöpften, waren, wie man ſagt, testimonia omni exceptione majora. Denn der Hofrath Kremer war meines Vaters vertrauteſter Freund, und der Archivrath Dautel war ſein Schwiegervater. Außerdem erſchienen hernach, als die kaiſerliche Commiſſion eintrat, alle Stückchen der gräflichen Regierung, und alle begangene Schurkereyen in einem Lichte, daß die Kinder auf der Straße davon zu ſprechen wußten. Und da ich, um dieſe Zeit, mich lange in jenen Gegenden herumgetrieben habe: ſo kann man wohl abnehmen, daß ich nach meiner mir von dem Herrn Recenſenten in der Jenaer allgemeinen Literatur-Zeitung zugeſtandnen unerſättlichen

Neugierde nicht werde unterlaſſen haben, dem Zuſammenhang und den Urſachen der Begebenheiten nachzuſpähen, und ein Gemälde einer erzelenden Regierung in meinem Gehirne zu entwerfen.

Schon im Jahre 1781 ſchickte ich einen, aber ſehr unvollſtändigen, Aufſatz über einige Pfälziſche und Rheingräfliche Vorfälle, an den Hn. Hofrath Schlözer, zum Einrücken in den damals erſcheinenden Briefwechſel. Der würdige Gelehrte billigte meine Arbeit, und ermunterte mich, ihm etwas mehr Vollſtändiges und Detaillirtes über den Rheingrafen Carl Magnus einzuſchicken: allein dieſes unterblieb, ob ich es gleich verſprochen hatte: denn mein Unſtern warf mich bald hiehin, bald dorthin. Als ich hernach im Jahr 1783 Hn. Schlözer hier zu Halle auf dem Löwen zuſprach, erinnerte mich derſelbe an mein Verſprechen über den Rheingrafen, mit dem Zuſatz: daß eine treue und freymüthige Erzählung ſolcher Vorfälle belehrend und nützlich werden müßte. Ich verſprach alſo dieſe Arbeit von neuem: aber von neuem wollte es das Schickſal, daß ich ſie nicht lieferte: denn ich ward bald hernach Soldat; und in dieſem Stande ſchreibts ſich ſehr mißlich. —

Meine Leſer ſehen indeß, daß ich das Weſentliche zu der Biographie des Rheingrafen habe wiſſen können: und nun iſt nur noch die Frage: Ob ich ſie auch ſo habe wollen ſchreiben, wie ich ſie habe können ſchreiben? — Dieſes kann nicht eher entſchieden werden, als bis man mehrere gleichzeitige Zeugen verhört hat. Einige Concluſa der Kammer zu Wetzlar und des Kaiſers ſelbſt, in der Sache des Rheingrafen, ſtehen zwar in einigen Sammlungen öffentlicher Staatsſchriften, auf die ich mich eben darum hier und da auch berufen habe: aber dieſe geben blos Reſultate, und berühren die Geſchichte nur ſummariſch. Es leben indeß noch Leute genug, die alles, eben ſo wie ich, mit angeſehen, und erfahren haben; und auf das Zeugniß dieſer Männer berufe ich mich hier öffentlich. Man frage z. B. die Herren Schröter, Amtmann zu Grehweiler, Schneider, Chirurgus zu Flonheim, Breitenbach, Gaſtwirth zu Grehweiler, Schmul, Schuzjuden zu Alzey, Job, Amtskellner zu Budesheim, den Herrn Baron von Hunolſtein zu Niederwieſen, und den jezt in Berlin lebenden Herrn Obriſtwachtmeiſter von La Roche: und man wird erfahren, ob ich Wahrheit oder Unwahrheit geſchrieben habe. Freilich wird vielleicht ein Kammerrath Fabel, ein Herr von Zwirnlein und andere, meinen Nachrichten hier und da widerſprechen, aber dieſe Menſchenkinder können in ihrer eignen Sache keine Zeugen ſeyn.

Und ſo viel denn von der Glaubwürdigkeit meiner Nachrichten!

Warum ich aber dieſe ſkandalöſe Chronik — denn das iſt ſie, und ſoll ſie ſeyn — der Welt mittheile, da ſie einen Grafen betrifft, deſſen Familie mit unter die älteſten und berühmteſten Deutſchlands gehört? — Wer ſo fragt, dem rathe ich, den Artikel Suetone in Bayle's Wörterbuch nachzuleſen; und wenn er dann noch zu fragen hat, ſo habe ich wenigſtens ihm nicht zu antworten.

Wenn's in den meiſten Rheingegenden ſonſt zuging, wie man's hier beſchrieben findet — da ärger, dort gelinder: — ſo weiß man, warum die Klubbiſterey und das Neufränkiſche Syſtem gleich anfangs jenſeits des Rheins ſo viele und ſo enthuſiaſtiſche Anhänger gefunden hat. Wahrlich, die regierenden Herren haben es ſich und ihren Unterherren meiſt ſelbſt zu zuſchreiben, wenn ihre Unterthanen gegen ſie nicht ſo anhänglich mit Gut und Blut geſonnen ſind, als die Preußen jezt gegen ihren Friedrich Wilhelm, den Dritten.

Das Komiſche unſers Carl Magnus nimmt mit dem zweyten Kapitel ein Ende. Seine Schwindeleyen hören von da an auf, vorzüglich nur ihm zu ſchaden: er wird regierender Graf, und tritt dadurch an die Spiße von Unterthanen. Was er nun Schlechtes beginnt, hat Einfluß auf das Wohl und Wehe von Tauſenden. Die Scene wird alſo ernſthafter; und eben dieß foderte eine ernſthaftere Behandlung. Hätte ich die Folge in eben dem Tone erzählen wollen, worin das Vorhergehende erzählt iſt: ſo hätte man vermuthen können, ich ſchriebe einen Roman; und dieß würde den Zweck vereitelt haben, den ich bey dieſem Werkchen vor Augen hatte. Es ſoll, als wahre Geſchichte, lebhaften Abſcheu vor Deſpotismus, Verſchwendung, Leichtgläubigkeit, Betrug und dergleichen einflößen; und darum habe ich mich bemüht, die Begebenheiten ſo, wie ſie am Grehweiler Hofe und anderwärts vorfielen, ungeſchminkt, doch treu wieder vorzuführen. Das Mannigfaltige in der Sache ſichert ohnehin vor langer Weile; und ſo war es nicht nöthig, ein Mittel dawider von dem Style herzunehmen. Was ich ferner wollte, zeigt der Beſchluß des Werkchens.

S. 57. heißt es unten in der Anmerkung: daß man in Preußen gern Geld einnehme, zumal jezt. Aber ich ſchrieb dieß noch vor dem Abſterben Friedrich Wilhelms II, und zielte damit auf die in Preußen allgemein verhaßte Tabaks-Regie, welche dieſer König ſelbſt gegen ſein Wort wieder eingeführt hatte, um —. Man leſe die Aktenſtücke darüber im Kosmopoliten. — Auf eben jene Zeit zielt die Anmerkung S. 122. über anbefohlne unvernünftige Salbadereyen auf der Kanzel; — ferner die Aeußerung in der Anmerkung S. 148, daß man uns verbiete, ſo Chriſt zu ſeyn, wie Chriſtus es zu ſeyn lehrte, u. ſ. w. — dann das in der Anmerkung S. 163, über das in Preußen anbefohlne Anſchaffen der 6. Bände von Baumgarten-Cruſius Schrift und Vernunft für denkende Chriſten, u. ſ. w. — Daß alles das durch unſeres jetzigen Königs Einſicht und Klugheit, zur allgemeinen Freude aller Einſichtigen, wieder aufgehoben ſey, weiß und rühmt jeder.

Ich hätte dieß Buch, ohne mich als Verfaſſer zu nennen, herausgeben, und dadurch unbekannt bleiben können: allein ich that es nicht, weil ich mich nicht fürchte, und weil ich glaube, daß ein ehrlicher Mann, der ſkandalöſe Perſonalien zu erzählen hat, auch ſeinen Namen hergeben muß. So eine Publicität vermehrt allerdings die Glaubwürdigkeit der Nachrichten und ſezt ſie, ſobald ihnen nicht widerſprochen wird, außer Zweifel.

Daher haben die Eudämoniſten, ich meyne jene elenden Nachtſudler, welche in der jämmerlichen Unſinns-Kloake, Eudämonia genannt, ſehr weit das Ziel vorbey geſchoſſen, als ſie mir das anonymiſche Buch, **Obſkuranten-Almanach**, zuſchrieben. Wäre dieß Buch von mir: ſo würde ich mich genannt, aber dann auch mit ihnen, namentlich mit den Herren von **Grollmann** in Gießen, **Jung** in **Marburg**, **Stark** in Darmſtadt und den andern noblen Herren dieſes Gelichters ganz anderes Deutſch geſprochen haben, als es gethan hat der ungenannte Verfaſſer des Almanachs. Die Menſchen haben mich unter der Vorausſetzung, daß ich den Almanach geſchrieben habe, einen **Schurken** genannt, den man in effigie hängen müſſe: aber ihre Titel ſollen ſie ſamt und ſonders bald nach richtigen Thatſachen von mir wieder erhalten, in einer Schrift, unter dem Titel: **Ein Wort deutſch geſprochen mit den Eudämoniſten.** — Die Kakodämoniſten und alle ihres Gleichen ſollen mich übrigens nicht um eine Minute Schlaf bringen, folglich meine Galle noch weit weniger ergießen helfen. Aber ſchädliche und ſchändliche Nachtmenſchen muß man ſchon, um der Schwachen willen, in ihrer Blöße zur Schau ſtellen. Und das ſoll geſchehen, ſo bald ich mit meinen **Annalen der Univerſität zu Schilda** — fertig bin.

Halle, im Februar 1798.

F. C. Laukhard.

Inhalt

Erſtes Kapitel. Jugendgeſchichte unſeres Helden. Seite 1

Zweytes Kapitel. Soldaten-Leben unſeres Helden, nebſt einer Liebes-Avantüre. 19

Drittes Kapitel. Regierungs-Anfang unſeres Helden. 45

Viertes Kapitel. Unſinnige Verſchwendung unſeres Helden. 62

Fünftes Kapitel. Der Herr Oberſchulz Häfner und deſſen Bübereyen. 75

Sechſtes Kapitel. Herr Braun und Herr Rohard. 90

Siebentes Kapitel. Die Landkaſſe. Rheingräfliche Weinſchenken. 97

Achtes Kapitel. Der Herr Breckenfeld und der Herr Arnoldi. 109

Neuntes Kapitel. Schöne Raritäten. 122

Zehntes Kapitel. Noch ſchönere Raritäten. 134

Eilftes Kapitel. Geiſtlichkeit in der Rheingrafſchaft. 147

Zwölftes Kapitel. Hudibraſſiaden, aber nicht zum Lachen, oder politiſcher Religionszwiſt, Intoleranz und geiſtliche Pudenda in der Pfalz. 181

Dreyzehntes Kapitel. Der Karren ſoll aus dem Moraſte gezogen werden; aber es geht nicht: er war zu tief verſenkt. 212

Vierzehntes Kapitel. Die Wildermänner von Wetzlar kommen. = Seite 230

Funfzehntes Kapitel. Höchſt ungerechtes und Reichs-Conſtitutions-widriges Verfahren des Mainzer Hofes gegen einige Rheingräfliche Unterthanen. = 255

Sechszehntes Kapitel. Beſchreibung der kaiſerlichen Commiſſionen im Allgemeinen, und jener für Grehweiler im Beſondern. Folgen und Benehmen der leztern. = 269

Siebzehntes Kapitel. Tragi-komiſches Ende des Grafen Ludwigs. = 283

Achtzehntes Kapitel. Nobles Benehmen der Commiſſion. Das Ungewitter bricht über Carl Magnus vollends los. = 296

Neunzehntes Kapitel. Lage des Rheingrafen auf der Bergfeſtung Königſtein. 313

Zwanzigſtes Kapitel. Begebenheiten in der Grafſchaft, während des Arreſtes des Grafen. = = 326

Ein und zwanzigſtes Kapitel. Die Commiſſion geht zu Ende. = = 337

Zwey und zwanzigſtes Kapitel. Lezte Thaten unſers Rheingrafen. = 346

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Jugendgeſchichte unſeres Helden.

Gewöhnlich ließt ſich nichts ekelhafter, als eine Jugendgeſchichte, wenns auch die eines Platons iſt, zumal nach dem gemeinen Stempel. Um die Lücken dabey auszufüllen, fand man vorzeiten gut, ſchon des Helden Erzeugung, oder Geburt mit einem Mährchen von höherer Abkunft, von Bienen in dem Munde des Ebengebohrnen u. dgl. fein auszuſchmücken. Selbſt die Evangeliſten ſcheinen dieß gewußt zu haben, und erzählen eben darum wohl auch ſo wenig von den erſten Begebenheiten ihres Helden. Und ſo, lieber Leſer, werde ich es auch mit der Jugendgeſchichte meines Carl Magnus machen.

Carl Magnus oder Carolus Magnus war einige Jahre vor ſeinem Bruder Ludwig — Lutz ſpricht der Pfälzer — zu Grehweiler in der Unterpfalz, 1718, gebohren. Sein Vater hieß Johann, Karl, Ludwig. Sein Geſchlecht iſt das alte berühmte Haus der Wild- und Rheingrafen, deſſen Urſprung ſich verliert in den finſtern Zeiten des Mittelalters. Ich habe die eine Schweſter unſers Grafen, die Gräfin Charlotte, über die Genealogie ihres Hauſes oft ſprechen hören, und bin durch ſie belehrt worden, daß und wie ihre hochgräfliche Familie mit allen hohen chriſtlichen Häuſern näher oder entfernter verwandt war. Carl Magnus war ſogar ein Vetter von ſeiner Majeſtät, Ludwig XV. Die liebe Gräfin ward niemals müde, ihr hohes Haus und deſſen Glanz pathetiſch herauszuſtreichen: und ſo — war das Geſpräch dieſer Dame ſehr langweilig und fade.

In Rückſicht der Stammbäume bin ich ein garſtiger Ketzer, und glaube, wie jeder Vernünftige, daß die, welche man Durchlaucht, Hochgebohren und Hochwohlgebohren nennt, ihrer Abſtammung wegen, keiner Puffbohne mehr werth ſind, als wir übrigen Menſchenkinder, indem wir Alle, die wir auf Gottes Erdboden wallen, auf einerley Art empfangen und durch einerley Kanal auf die Weltbühne gefördert werden; auch alle, der König wie der Bettler, Kinder Eines Vaters ſind; folglich in dieſer Hinſicht einander vollkommen gleichen. Ich werde alſo das genealogiſche Herzählen der Gräfin Charlotte ſtille ruhen laſſen.

Eins kann ich indeſſen nicht vorbeygehen, weil es in der Folge dieſer Geſchichte Verſchiedenes aufklären muß. Damals nämlich, als unſer Held gebohren wurde, war die Familie, oder das Haus der Rheingrafen in fünf Aeſte getheilt. Zwey davon führten den fürſtlichen Titel von Salm; und die übrigen hießen Rheingrafen von Grumbach, Dhaun und Grehweiler. Die fürſtlichen Häuſer haben vor den gräflichen keine andern Vorzüge und Rechte, als den bloßen Fürſten-Titel: denn in Abſicht ihres Anſehens, als Reichsſtände, gehören ſie zu der rheiniſchen Grafenbank. Die fürſtlichen Häuſer ſind katholiſch; die gräflichen lutheriſch. Aus dieſem Umſtande ſind in gewiſſen Aemtern, welche von den genannten Familien gemeinſchaftlich regiert werden, Händel und Zänkereyen entſtanden, über die man in der Folge erſtaunen wird. Eine Nachricht darüber wird Jedem, der unſer ſogenanntes Vaterland, und in dieſem die allerliebſte Haushaltung der Deſpoten dort überm Rhein, gern näher beſchauen mögte, gewiß nicht unwillkommen ſeyn. Doch davon an ſeiner Stelle!

Die Erziehung der vornehmen Herren in der Pfalz, ich meyne der Grafen und Edelleute, auch wohl mitunter der Prinzen, iſt ſehr elend, ſo elend, daß man dort im gemeinen Leben von einem ganz ſittenloſen, unflätigen Menſchen zu ſagen pflegt: „Er ſey ſo ungeſchliffen, als wenn er, wie ein großer Herr, erzogen wäre.“ — Wirklich, wer die vornehme Pfälzer-Jugend ſo anſieht, ſollte glauben, ihre Erziehung ſey nach dem Gedanken eingerichtet, welchen der Epigrammatiſt hat, wenn er ſpricht:

Gott ſchuf den Edelmann,
Und ſteckt' ihm einen Degen an,
Und ſprach: was nüzt ihm eine Seele!
Genug, er hat ja Schlund und Kehle.

In den ganz neuern Zeiten mag ſich dies Unweſen etwas gebeſſert haben; aber noch zu meiner Zeit waren Impertinenz, Unwiſſenheit, Grobheit, Zügelloſigkeit und ein winzig Biſſel Franzöſiſch die Hauptkennzeichen, wodurch ſich ein hochadlicher junger Herr von einem Bürgerlichen unterſchied. Der verſtorbene Fürſt von Naſſau-Weilburg, ein Herr, der wegen ſeiner Gutmüthigkeit, und wegen der vielen Wohlthaten, die er ſeinen Unterthanen erwies, noch von jedem verehrt wird, der ihn gekannt hat, hatte immer ſein Feſt, wenn er ſo einen Herrn Grafen oder Adelichen, um mich ritterlich auszudrücken, auf den Sand ſetzen konnte. Aber dafür rächten ſich auch dieſe Herrlein, wenn gleich nur nach ihrer Art, und nannten ihn — den Bauer. Der Fürſt ſchäzte nämlich, als ein guter Wirth, die Landökonomie, und unterhielt ſich darüber oft und gern mit ſeinen Bauern.

Carl Magnus genoß denn auch, ſobald er im Stande war, ſeine Plumphoſen allein anzuziehen, auf dieſem hochadlichen Fuße eine äuſſerſt elende Erziehung, wie ſein übriges Geſchwiſter. Sein Vater, der die Weinflaſche mehr liebte als ſeine Kinder, übergab ſie einem Kandidaten, welcher mit der Zeit, um ihm ſeine treuen Dienſte hochgräflich zu belohnen, Pfarrer ward, ſeine Pfarre aber, wegen Anſchuldigung von Ehebruch und andern Exceſſen, bey Nacht und Nebel verließ, und mit einem verruchten Weibsſtück in die Welt lief, bis er endlich als Matroſe nach Indien abfuhr. Dieſer Wundermann hieß Grauel, und hatte, wie ſich nach dem Vorhergehenden denken läßt, zu nichts weniger Geſchicke, als zur Erziehung, zum Unterrichte und zur Bildung irgend eines Grafen, vielweniger eines Menſchen.

Der alte Graf liebte, außer der Weinflaſche, auch die Herrnhuter, die ſich damals, als proteſtantiſche Jeſuiten, in ganz Deutſchland einſchlichen. Um im blinden Zelotismus ſeinen katholiſchen Herren Vettern keinesweges nachzuſtehen, verehrte, wie ſie ihre Mönche, er auch ſeine, und beſuchte ihre heiligen Zuſammenkünfte ſo fleißig, daß dieſe und die Weinflaſche es ihm unmöglich machten, ſich, wenn er auch Anlage dazu gehabt hätte, welches doch nicht der Fall war, um die Erziehung ſeiner Kinder zu bekümmern. Herr Grauel, der wenigſtens ſoviel Lebensart hatte, daß er es für Pflicht hielt, ſeinem hochgräflichen Principal ſich überall und immer anzuſchmiegen, trank und betete, wie dieſer, und beſorgte außerdem die Privatangelegenheit, den voll- und zartfühligen Dorfmädchen auf dem Felde und in den Scheunen vor lauter überwallender Menſchenliebe nachzuſchleichen, ſo pünktlich, daß er die unbedeutende Kleinigkeit nicht einmal achtete, ſeine Zöglinge ohne Aufſicht zu laſſen, und ſie dadurch der Verſuchung preiszugeben, zu treiben, was ihnen beliebte, und ſich zu ihren künftigen Bubenſtücken frey und ungeahndet anzuzuſchicken. Wie eifrig dieß wirklich geſchehen ſey, werden wir nicht ermangeln, in der Folge treu darzuſtellen: und man wird ſich entſetzen.

In der Rheingegend war es zu der Zeit Sitte, kein adliches oder gräfliches Kind auf vornehme Art auszubilden, ohne ihm eine Franzöſin zur Hand zu geben, welche die Pflicht auf ſich hätte, demſelben die Kunſt, franzöſiſch zu plappern, die man dort für eine Haupteigenſchaft des Adels anſieht, ſtandesmäßig beyzubringen. Dieſe Unart iſt in jenen Gegenden ſo eingeriſſen, daß die daſigen Herren und Damen es ſich zur Schande rechnen, ihre Mutterſprache regelmäßig zu erlernen, und daß ſie gar eine Ehre darin ſuchen, alles, was ſie ſagen, mit franzöſiſchen Wörtern und Redensarten durchzuſtechen, und auf dieſe Art ihren Vortrag bis zum Ekel zu verhunzen.

Die Dame, welcher man den Beruf auftrug, unſerer hochgräflichen Jugend die franzöſiſche Sprache einzuflößen, war eine Pariſerin, und gab ſich für die Wittwe eines Markis aus, der im Felde, ich weiß nicht, bey welcher Gelegenheit, auf dem Bette der Ehre ſein Leben beſchloſſen hätte. Sie war von der Sekte der Hugenotten; und da ſie für gut fand, den betbrüderlichen Hang des alten Grafen zu ihrem Intereſſe glimpflich zu benutzen: ſo wollte ſie Frankreich blos verlaſſen haben, um ihre Religion nach ihrer Ueberzeugung ungehinderter auszuüben. Kurz, ſie verſtand die Kunſt, ſich in jeder Rückſicht ſo fein zu nehmen, daß ſie endlich den alten Grafen und deſſen hochgräfliche Ehehälfte, und durch dieſe den ganzen Duodez-Hof, nebſt dem ganzen Ländchen beherrſchte. Da man ſich ſehr freygebig gegen ſie bezeigte: ſo war ſie ohne Schwierigkeit bald im Stande, ein hübſch Sümmchen Geld zuſammen zu ſcharren, und es durch eine ihrer Creaturen, den damaligen Rector in Buchsweiler, und nachmäligen Hofprediger zu Grehweiler, Namens Engelbach, einen Erzbethbruder von Sinzendorfs Sekte, zu Strasburg gegen ſtarke Zinſen anzubringen.

Und dieſe ſo angeſehne, mächtige und ſo mannigfaltig begünſtigte Markiſe war, wie man endlich erfuhr, weiter nichts, als die Witwe eines Fleiſchers bey einem Invaliden-Korps in Frankreich. Ich würde dieſen Umſtand kaum berühren, wenn das erkünſtelte Benehmen dieſes verſchmizten Frauenzimmers nicht Auftritte bewirkt hätte, deren komiſcher Gang in der gräflichen Familie eben ſo ſonderbar als lächerlich ausfiel.

Man kann leicht denken, daß unter der poſitiven Direction einer Markiſe, wie dieſe, und unter der negativen Aufſicht eines Mannes, wie Grauel, für die Bildung der gräflichen Jugend wahrlich nicht ſehr erbaulich geſorgt war. Dieſer ließ ſie ausſchweifen, und jene lehrte ſie, verſchmizt raffiniren, und ihren Werth, als gräfliche Abkunft, in Dingen ſuchen, worin ſie, als Menſchen, ihn nie finden konnten. Das Beyſpiel des Vaters diente ihnen obendrein zur Religion ohne Tugend. Sie vegetirten indeſſen nicht übel, und wuchſen heran und wurden mannbar. In dieſem Zuſtande heurathete Graf von Ortenburg die eine der jungen Gräfinnen nach Baiern; die andere, Namens Alexandrine, ſank unverehlicht herab in die Gruft ihres Stammes; und die Genealogie-ſüchtige Charlotte blieb endlich vor Anbetern ſicher, weil es ihr an Vorzügen des Geiſtes und des Körpers in gleichem Maaße mangelte. Ich ſage: endlich, und man wird in der Folge finden, warum.

Die Guvernante, welche am Grebweiler Hofe Madame la Marquiſe genannt wurde, merkte endlich, daß es den jungen Grafen anfing, nach dem Baume in der Mitte des Paradieſes zu lüſten; und um von daher auf eine ganz natürliche Art recht viel Vortheil ziehen zu können, gab ſie vor, daß ein erhaltener Brief ſie nöthige, eine Reiſe nach Frankreich anzutreten, wo ſie, wie man ihr geſchrieben habe, einige Familien-Angelegenheiten mit in Ordnung zu bringen hätte. Sie verſprach, nach deren Beſorgung ſich da gleich wieder einzufinden, wo ihre Pflicht ihre Gegenwart eben ſo dringend fodere, als die Hochachtung gegen ein hochgräfliches Haus, deſſen hofnungsvolle junge Blüte ſie für die Erfüllung ihres Berufs ſchon überreichlich ſegne. —

Floskeln von dieſer Art befeſtigten das Zutrauen, und lockerten die Börſen des alten Grafen zu einer ſo reichen Spende, daß die Frau Markiſe ihre Reiſe nach Paris, ganz ihrem Stande gemäß, antreten und vollenden konnte. Was ſie konnte, das that ſie, und nicht lange, ſo erſchien Madame la Marquiſe glücklich wieder am Hofe, aber in Begleitung einer funfzehnjährigen, zartblühenden Roſe von Mädchen, die ſie die Ehre hatte, als ihre Tochter zur Empfehlung vorzuführen; die aber, wie man nachher auch erfuhr, ein Kind der Liebe war, gezeugt von ihrer Schweſter in einem Liebesbündniß mit einem vornehmen franzöſiſchen Offizier. Sie wollte von ihr bisher geſchwiegen haben, um jezt durch ſie deſto angenehmer zu überraſchen: es ſollte keinen Hof weiter geben, wo ihre Tochter ſich ſtandesmäßiger zeigen und bilden könnte, als an dem Hochgräflichen zu Grebweiler. Sie fügte, um eine wohlthätige Aufmerkſamkeit auch auf ſie zu wecken, mit lebhafter Dekoration hinzu, wie ſie und die ihrigen einen Proceß verloren hätten, deſſen glücklicher Ausgang ſie alle in die beſten Umſtände hätte ſetzen müſſen; wie ein gewiſſer franzöſiſcher Graf ihrer Tochter ſeine Hand geboten habe, ſobald ſie ſich entſchlieſſen wollte, katholiſch zu werden, wie aber der Allerhöchſte ihre Tochter und ſie behüten ſollte, der Religion ihres Hauſes die Schande je anzuthun. —

Auch dieſe Hiſtörchen wurden in Grehweiler gut aufgenommen, und die ſchlaue Dame gewann durch ſie an Achtung und Einfluß. Ihre empfohlne Tochter galt, was ſie galt, und entzückte jeden, der ſie erblickte. Selbſt bejahrte Grehweiler haben mich oft verſichert, daß Markiſin Gogo — ſo hieß ſie — das ſchönſte Mädchen auf weit und breit geweſen ſey.

Eine Schönheit von ſo ſeltner Art konnte vor unſerm Carl Magnus und deſſen Bruder unmöglich herumſchweben, ohne auf deren lüſternes Herz den feſſelndſten Eindruck zu bewirken. Gogo's angebliche Mutter bemerkte dieß mit ſtiller Freude, und hatte ſchon damals den Plan gewiß im Sinne, den ſie willens war, dereinſt auszuführen, wenn Freund Zufall, wie ich bald erzählen werde, nicht mit ins Spiel getreten wäre.

Dem alten Grafen kam während der Zeit einmal der Gedanke an, zu erfahren, ob ſeine Söhne wohl auch etwas gelernt hätten. Da aber ſein Grafenſtand ihn in ſeiner Jugend der bürgerlichen Mühe, etwas zu lernen, ſelbſt überhoben hatte, und er eben darum jezt außer Stande war, ſie in dieſer Rückſicht zu prüfen: ſo führte er ſie zu dem damaligen Pfarrer Tenner zu Wendelsheim, welcher für den gelehrteſten Mann in der ganzen Gegend mit Recht gehalten wurde. Tenner befühlte den jungen Herren den Puls ihres Kopfes, und hatte die Undelikateſſe, ihrem Herrn Vater geradezu herauszuſagen, daß ſie in jeder Hinſicht elende Schächer wären.

Dieſes treuherzige, freilich etwas unfeine Geſtändniß hat unſern Carl Magnus gegen den geraden Mann ſeit jener Zeit ſo erbittert, daß er, um ſich zu rächen, ihn noch hernach, als er zur Regierung gelangt war, wegen Heterodoxie förmlich belangen ließ. Damals nämlich erregten die Schriften des Edelmann, eines, wie man weiß, ſeltſamen Kopfes, auch in der Pfalz Aufſehen; und ein gewiſſer Schittehelm, kurfürſtlicher Bergmeiſter, bekannte ſich ziemlich öffentlich zu dem pantheiſtiſchen Syſtem, welches Edelmann in ſeinen Schriften aufſtellt. Tenner war ein ſehr vertrauter Freund des Schittehelm, und ſo — gerieth auch er in den Verdacht des Pantheismus. Dieſen Verdacht ſuchten die Herrnhuter-Prediger, die von Tenner, ſamt ihrem Kreuz-Luft-Vögelein, Kreuz-Holz-Würmelein und dergleichen, lächerlich gemacht wurden, aus heiliger Rachſucht noch zu vermehren. Tenner lachte aber der Verketzerung, bis endlich der Graf ihn gar vor das Conſiſtorium fodern und um ſeine Rechtgläubigkeit befragen ließ. Hier ſah er die Schlinge, und um ihr zu entgehen, verſicherte er mit vollem, rechtgläubigen Munde: Er glaube alles, was im Katechismus ſtehe; und das Glaubensgericht war zu Ende, troz der Brille von Tenner. Denn eine Brille war es, was der Vorgeladene hier bekannte, nur um der Neckerey eines authoriſirten Lügen-Departements durch einen theologiſchen Freypaß los zu werden. Andere geſcheide Leute kannten den Hn. Pfarrer von einer vernünftigern Seite, der, wie ſie verſicherten, blos darum, weil er die Theologie für eine Peſt der Menſchheit hielte, ſie keinen ſeiner Söhne ſtudieren ließ.

Um die elenden Schächer, die jungen Grafen, doch noch etwas lernen zu laſſen, wollte ihr Hr. Vater, ſie ſollten — die Welt ſehen. Welt-ſehen hieß aber damals, wie oft noch jezt, das Geld der Unterthanen in fremder Herren Dienſten oder Ländern durchzubringen, und noch verdorbener zurückzukommen, als man hinkam. Der alte Graf hatte freilich zu wenig Einſicht, um die Thorheit nicht mitzumachen, welche, als ein Ueberbleibſel aus den barbariſchen Ritterzeiten, es zur Brod-Etikette der kleinern Fürſten macht, ihre Söhne in die Schwerdtſchule der Gröſſern zu ſchicken, und ſie nicht lieber zu dem humanſten aller Gewerbe, zur Landökonomie, oder zu irgend einer andern gemeinnützigen Beſchäftigung von Jugend auf anzuhalten. Wenn aber die erwähnte Thorheit, leider auch noch jezt ſo altritterlich herrſcht, daß ſelbſt Herren, die zur Regierung beſtimmt oder berufen ſind, es höher zu achten ſcheinen, einem Mächtigen in Unterthänigkeit zu dienen, als in ihrem eigenen Lande durch eine wohlthätige Regierung ſich wie Vater zu zeigen: wie könnte man es unſerm Alten übel nehmen, wenn er nach dem Tone ſeiner Zeit für gut fand, ſeinen Carl Magnus, wie deſſen Bruder, zum Militärdienſte eines Mächtigern zu beſtimmen!

Regieren, dachte er, wie ich nicht zweifle, wird der Aeltere von ſelbſt lernen, wie ich es lernte: und hierin hatte er gar nicht unrecht. Die Folge dieſes Büchleins wird zur Genüge darthun, wie vortrefflich ſein Carl Magnus das Regieren gelernt hat. Er, wie ſein Vater, hatten den orientaliſchen Herrſcher-Glauben, daß ſie, als Herren der Geſetze und ihrer Unterthanen, dieſe und jene behandeln könnten, wie ihre Laune und ihr jedesmaliges Intereſſe es erfodere, oder wie der Kammerdiener oder eine Zofe es wünſche. Und dieſer Herrſcher-Glaube macht das Regieren zu einer ſo federleichten Kunſt, daß ſelbſt der kurzſichtigſte Gänſehirt Einſicht genug haben möchte, ſie, wie unſer Carl Magnus, von ſelbſt bald zu faſſen.

An der erſten Erforderniß hiezu, ich meyne eine heroiſche Unmenſchlichkeit, fehlte es unſerm Helden ſchon in ſeiner Jugend nicht. Um meine ne Leſer mit Beiſpielen, die dieſes beſtätigen, und die man in der Rheingrafſchaft in Menge noch höret, kurzum zu verſchonen, will ich nur eins anführen, das aber ſeine Regierungsanlage, von dieſer Seite, ſo unwiderſprechlich zeiget, wie die Fortdauer des jetzigen Krieges Pitts Anlage zum Miniſterium der Hölle.

Alſo — Carl Magnus ritt einmal nach Münſterappel, einem Dorfe, eine Stunde von Greyweiler. Unterwegs ſtieß er auf einen alten verkümmerten Bettler, und dieſen trieb er mit der Hetzpeitſche ſo lange vor ſich her, bis er vor Entkräftung hinſtürzte. Ungerührt gab er dem Wundgepeitſchten noch eine Menge Hiebe, lachte und ſpottete ſeines Flehens, und — ritt weiter. Sehet Leſer, auch ſolche Lotterbuben werden Regenten!

An einem andern nicht minder nöthigen Erfoderniß zu einer orientaliſchen Regierung fehlte es unſerm Carl Magnus ſchon auch in ſeiner Jugend nicht; es iſt das majeſtätiſche Hinausſetzen über Gerechtigkeit und Billigkeit. Noch unter der Aufſicht ſeines ehrwürdigen Hofmeiſters borgte er hier und da Geld von vermögenden Leuten, und verſprach, es bald wieder abzutragen. Da aber bey ihm, wie bey manchem Erbprinzen, und manchem Andern, die Bedürfniſſe immer größer wurden, und er, wie ſie, dadurch immer weniger im Stande war, als ehrlicher Mann Wort zu halten: ſo ſezte er ſich darüber hinaus und blieb Schuldner. Als er hernach zur Regierung kam, ſchritt er noch weiter, und ſchlug die Bezahlung geradezu ab, unter dem Vorgeben: man habe ihm nur aus Wucher geborgt, und darum ſey er nicht verpflichtet, ihre Foderung zu befriedigen. Eben der obengenannte Schittehelm hat an ihm auf dieſe Art einige tauſend Gulden eingebüßt. Den Erben Stuz gieng es nicht beſſer.

Der Vater unſeres Helden achtete die Gerechtigkeit und das Eigenthumsrecht nicht erbaulicher. So ſezte er einſt den Amtmann Dautel ab, weil dieſer, als ehrlicher Mann, es eine Himmelſchreiende Ungerechtigkeit nannte, daß er, wie es der alte Graf verlangte, einer Witwe ein Grundſtück durch Abſpruch rauben ſollte, und es dann dem Forſtmeiſter, dem es gelegen war, von Rechtswegen zuerkennen. Ich weiß der Beyſpiele dieſer Art abſcheulich viel, aber hieran mag es genug ſeyn, um einzuſehen, daß die Jungen zwitſchern, wie die Alten ſingen.

Zweytes Kapitel.

Soldatenleben unſeres Helden, nebſt einer Liebes-Avantüre.

Der alte Rheingraf hatte, wie wir wiſſen, einmal beſchloſſen, daß ſeine Söhne, um die Welt zu ſehen und dadurch aufzuhören, elende Schächer zu ſeyn, in fremde Dienſte treten ſollten. Als Freund des damaligen Kurfürſten von der Pfalz, Carl Philipps, ſchwachköpfigen Andenkens, wünſchte er, daß ſie ihren Eintritt in die große Welt am Pfälziſchen Hofe machen mögten. Alles war auch eingelenkt, um den jungen Grafen einen Kammerherren-Schlüſſel und eine Offizierſtelle bey Kurpfalz auszuwirken. Dieſer Plan wurde aber durch die Herrnhuter und die Markiſin vereitelt.

Unter dem Kurfürſten, Carl Philipp, ſpielten die Jeſuiten in der Pfalz den Allmächtigen. Dieſe Herren waren fein, mehr als zuviel ihren kurzſichtigen Gewiſſens-Klienten die Führung der Regierung, oder die Uebertragung derſelben an Miniſter ſo gefahrvoll für Zeit und Ewigkeit zu ſchildern, daß die beängſtigten Herren nicht eher im Innern ruhig wurden, bis der Herr Gewiſſensrath ſich erbitten ließ, für ſie ein Geſchäft zu führen, wobey ſie für Leib und Seele ſo unendlich viel zu fürchten hatten. Dieß war auch der Fall unter Carl Philipp; und der Beichtvater deſſelben, beſonders Pater Hyacinthus, machte den Premier-Miniſter, und führte, als Vicekurfürſt, alle Geſchäfte, von welcher Art ſie auch ſeyn mogten. Was Pater Frank nachher getrieben hat — wieder am Pfälzer Hofe — lehrt der deutſche Zuſchauer und Nicolais Reiſe bis zum Erſtaunen. Es wird daher keinen befremden, daß ſo viele Proteſtanten, welche in der Pfalz um Aemter oder ſonſt etwas anſuchten, eben darum ihre Religion änderten, katholiſch wurden, und dann ſicher waren, das zu erhalten, was ſie ſuchten, was ſie aber als Proteſtanten ſonſt gewiß nie hätten erwarten dürfen.

Carl Philipp war, um intolerant zu ſeyn, in der theologiſchen Religions-Mäkeley zwar zu unbewandert; und von dieſer Seite konnte man für die Religion der jungen Grafen unbekümmert ſeyn: aber da eben dieſer Kurfürſt, wie Al-Walid, der Kalife, den ganzen Tag Fliegen fing, und die Regierungsgeſchäfte ſeinem Beichtvater überließ, ſo änderte ſich die Ausſicht. Die Herrhuter, welche die Proſelytenſucht ihrer katholiſchen Collegen kannten, und recht gut wußten, daß ihr gemeinſchaftlicher Bekehrungseifer in dem Grade größer wird, in welchem der Vortheil von dem Bekehrten zu erwarten ſteht, beſorgten daher mit Recht, daß vorzüglich Carl Magnus, als der künftige Regent zu Grehweiler, von den Jeſuiten angekirrt, um vorgeſpiegelter zeitlicher oder ewiger Vortheile willen, in ihre Religions-Schlinge fallen mögte. Sie beredeten alſo den alten Grafen, ſeine und ſeiner Kinder Seligkeit gewiſſenhaft zu bedenken und ſie ja nicht nach Mannheim zu ſchicken. Dieſen Ton ſtimmte auch die Guvernante an, und rieth zur Sendung nach Paris.

Aber Paris war ein Donnerwort, vor deſſen Schall der Alte zurückbebte, und dieß aus Gründen. Er war ehemals ſelbſt da geweſen, gerade zu einer Zeit, wo auch Graf Rheinhard von Hanau ſich dort aufhielt.

Dieſer Rheinhard war ein Herr von ausgebreiteter Kenntniß und ſehr feiner Lebensart. Ludwig XIV. ſchäzte ihn, und der Herzog Philipp von Orleans, ſonſt Duc règent genannt, behandelte ihn wie Freund. Selbſt mehrere franzöſiſche Schriftſteller eigneten ihm ihre Bücher zu: eine Ehre, welche einem Deutſchen ſonſt ſelten erzeigt wurde. Dieſe hervorſtechende Art, den Grafen Rheinhard zu behandeln, erregte die Eiferſucht unſeres Alten. Um indeß von Beehrung dereinſt auch ſprechen zu können, machte er mehr Aufwand, als ſein Beutel zuließ. Dieß verſteckte ihn in Schulden, und ſeine Gläubiger, aus Furcht, er mögte ſich heimlich entfernen, ließen ihn einſtecken. Dieſe Lage war freilich nicht ſehr rühmlich, aber kaum erfuhr ſie Graf Rheinhard: ſo rettete ihn der Edle, und tilgte ſeines Neiders Schulden. Von dieſer Zeit an konnte unſer Alte die Namen Paris und Frankreich, wie wenn dieſe an ſeiner unſinnigen Verſchwendung Schuld geweſen wären, nicht mehr hören. *)

---

*) Wie im Vorbeygehen, will ich hier anmerken, daß die deutſchen Herren, wenn ſie ſonſt nach Paris kamen, meiſt blos nur das galten, was ihr Beutel galt. Die Franzoſen waren von jeher ſchlechte Genealogiſten, und kum-

Sehr natürlich alſo war es, daß unſer Alte von Paris anfänglich nichts wiſſen wollte. Aber die Guvernante holte ihn herum, und ſtellte ihm den franzöſiſchen Militärdienſt ſo annehmlich vor, daß er endlich nachgab. Die Guvernante hatte Bekanntſchaft in der Armee; und ihre ſogenannte Tochter war ja die Tochter eines vornehmen franzöſiſchen Offiziers! Die jungen Grafen brachten obendrein Geld mit: und ſo war es etwas leichtes, ſie gleich hoch anzubringen. Wirklich erhielten ſie Compagnien bey dem Regiment Royal Allemand aber nach der damaligen Unart bey dem franzöſiſchen Militär, mit ſchwerem Gelde.

Die franzöſiſche Armee ſtand eben damals gegen Karl VI. im Felde; und ſo mußten unſere Herren gleich dahin mit. Aber hier ſah man,

---

merten ſich um die deutſchen Geſchlechter faſt gar nicht. Wer alſo zur Zeit der königlichen Herrſchaft nach Paris kam, durfte nur Geld die Fülle haben: und er galt für einen Edelmann, und auch für noch mehr. Wer keins hatte, und ſtammte er in gerader Linie von Bileams Eſel, oder von den Ochſen zu Boſan ab, galt für nichts. — Es iſt übrigens recht gut, daß unſere deutſchen Herren wohl ſchwerlich mehr nach Frankreich wandern werden. Vielleicht werden ſie eben darum geſcheider: denn aus dieſem Lande ſind ſie gewöhnlich mit weit mehr Geckerey zurückgekommen, als mit welcher ſie hingiengen.

was für ein Soldat Carl Magnus war! Schon den erſten Feldzug fand er ſo beſchwerlich, daß er eine Gicht vorſchüzte, und nach Spa in die Bäder ging. Sein Bruder Ludwig neckte ihn mit dieſen Bädern hernach noch oft, und er ward allemal verlegen-blaß, wenn er dieſen Kur-Ort nennen hörte. Gegen den Herbſt, als der Feldzug zu Ende war, kehrte er zurück, erblickte aber Verachtung auf den Geſichtern der Offiziere, und mußte nebenbey hören: daß es ſich freilich ſehr ehrenvoll Soldat ſeyn ließe, wenn man den Feldzug am Spieltiſch mache, und die Winterquartiere in der Garniſon. Dieſen Vorwurf — ſo geduldig war er! — nahm er gelaſſen hin; aber ſein Bruder fühlte ihn tiefer, und gerieth darüber einigemal in Händel.

Endlich ging es wieder ins Feld, und Carl Magnus trieb ſeine Sachen noch ſchlechter, ſo ſchlecht, daß der Feldmarſchal Graf von Sachſen, ihn gar von allen Dienſten entfernen wollte. Er ließ ihn wirklich einziehen und ſeine Sache ſchon unterſuchen. Er war unverzeihlich nachläßig im Dienſte geweſen, und es fehlte ihm durchaus an Muth. Auf Gottes Erdboden hat auch wohl keiner ärger poltronirt, als er.

Der Alte erfuhr dieß Unglück, und beſchloß, alles aufzubieten, um ihn zu retten. Die Unterſuchung — dieß wünſchte er — ſollte unterdrückt werden, und ſein Sohn beym Regiment und bey Ehren bleiben. Um dieß auszuwirken, both er dem Feldmarſchal eine Lieferung Rekruten. Der Feldmarſchal willigte ein: und nützliche Landleute wurden das Sühnopfer für die Ehre eines unnützen Grafen! Einige nahmen die Montur willig, und ſanken in ihrem Ungefühl ſo verächtlich tief, daß ſie ſich ſogar brauchen ließen, die Widerſpenſtigen des Nachts aus den Betten mit Gewalt zu haſchen, und nach Landau fortzuſchleppen. Andere widerſezten ſich bis aufs Blut, und wieder Andere gingen nach Indien. *)

---

*) Ungerechtigkeiten und Unmenſchlichkeiten von dieſer Art waren bey den Sultanen jenſeits des Rheins nichts neues. Ich kenne mehrere Herren, und namentlich die Grafen von Wartenberg und von Leiningen, nebſt dem Fürſten von Salm-Kyrburg, welche ihre Unterthanen, ſogar beweibte, für baares Geld, das Stück zu 40 — 50 Gulden, an die Franzoſen, Dänen und Preußen, wie Schlachtvieh, verhandelt haben. Dergleichen iſt freilich gegen die Reichsgeſetze, und ein Eingriff in die Rechte der Menſchheit: aber Landbürger- und Menſchen-

Zu Münſter unter Rheingrafenſtein ſprang ein Knecht, um den Rekruten-Räubern zu entgehen, aus dem Fenſter, und brach das Bein. Ich ſelbſt habe ihn hinkend ſein Brod vor den Thüren betteln ſehen. — Gegenſtände von dieſer Art ſind die eindringendſten Prediger gegen alles, was Deſpot und Deſpotismus heißt. — Ein Bauerburſche in Oberſaulheim, den man auch des Nachts, wie gewöhnlich, mit Gewalt aus dem Bette holen wollte, brauchte Gewalt gegen Gewalt, und ſchlug einen von des Grafen Bedienten auf den Kopf, daß er vor Betäubung hinſtürzte. Der Burſche wurde aber übermannt und nach Grehweiler weggeſchleppt. Hier ließ ihm der Graf funfzig Hiebe auf den Hintern geben, aber ſo,

---

rechte ſind den Duodez-Monarchen eben ſo unbekannt, als manchem Monarchen in Quart und in Folio. Auch dieſe verhandeln ihre Unterthanen an die Engländer nach Amerika, oder zur Schlachtbank gegen Frankreich. Die Gerichte des deutſchen Staatskörpers haben längſt ihre Kraft verloren: man lacht ihrer, ſobald von Rechten und Vorzügen eines deutſchen Bürgers die Rede iſt. Sie ſind wie vertilgt durch das Jus de non appellando. Unſere Exiſtenz wird immer prekärer, und die der Unterthanen jenſeits des Rheins war es längſt. Nothbedrungen von ihren eignen Herren, hießen ſie alſo die Franzoſen unter Cüſtine und nachher willkommen. Die Zeit wird mehr lehren.

daß der Zerquetſchte einige Stunden hernach daran ſtarb. Noch heutzutage ſpricht man von dieſer Grauſamkeit, und verflucht ſie.

Wie geſagt, nützliche Landleute wurden das Sühnopfer für die Ehre eines unnützen Grafen! Die Rekruten kamen an, und der Feldmarſchal war befriedigt. Carl Magnus kam auf freyen Fuß, und blieb, was er war. Um ihn zu Anfange vor Schimpf zu decken, und den ganzen Handel durch ſeine Abweſenheit der Rüge zu entziehen, mußte er auf Urlaub zu Hauſe. Wer war froher, als unſere Memme!

Ludwig blieb, und ward nach und nach Soldat mit Leib und Seele. Er begriff ſein Handwerk, gewann es lieb und brachte es darin hoch. Er fand Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, und ſtieg endlich bis zum Marèchal de camp. Daß unfeine Streiche dabey nicht ausblieben, und er manchmal ausſchweifte, daran war urſprünglich Grauel und ſeine Erziehung Schuld. Und dann, was thut Blut und Gelegenheit nicht, zumal bey Herren, die aus Mangel an kultivirter Einſicht ſich für moraliſch eximirt halten, als Menſchen, weil ſie es in mancher Rückſicht politiſch ſind, als Grafen! — Zwar iſt, ohngefähr 1778, auch Carl Magnus Marèchal de camp geworden; aber man wird ſchon ſehen, wie.

Unſer beurlaubte Graf rechnete auf nichts freudiger, als daß die ſchöne Gogo, in ſüßen Schäferſtunden, ihn für ſeine überſtandene Leiden ſchadlos halten würde, und eilte eben deswegen recht ſehnlich nach Grehweiler. Er kam an, und man denke ſein Erſtaunen, als er Gogo und die Markiſe nicht mehr antraf. Sein Vater hatte beyde in Ungnade von ſeinem Hofe entlaſſen, und dieß auf folgenden Vorfall. Er hielt, wie jeder größere Fürſt, einige Hofkavaliere, oder arme Edelleute, die vor zu ſehr kultivirtem hohen Geſchmack und dieſem endlich nachhinkendem Hunger ſich unterthänigſt herabließen, alle Albernheiten ihres hochgräflichen Tiſchhalters zu bewundern und mitzumachen. Einer dieſer Paraſiten war ein gewiſſer Herr von Breck, ein Erzſchwindelkopf, der aber das große Verdienſt hatte, von Perſon ziemlich gut gemacht zu ſeyn. Dieß Verdienſt verſchaffte ihm in der Nähe Zutrit zu einem Fräulein, das bis zum Anbeten reich war, folglich das Gegenverdienſt erwerben konnte, einen abhängigen armen Hofkavalier in einen ſelbſtſtändigen reichen Edelmann umzuſchaffen.

Eine Umwandlung von dieſer Art, die dem Grehweiler Hofe neuen Glanz und im Fall der Noth eine Aushülfe durch Vorſchuß ſchaffen konnte, mußte dem alten Grafen, als Schutzherrn ſeiner Hofkavaliere, behagen, und ihn nun antreiben, das Verdienſt des Hn. von Breck mit dem Verdienſte des reichen Fräuleins ohne Zögern in Verbindung bringen zu helfen. Er machte alſo den Vermittler; und ſein hochgräfliches Fürwort hatte ſo viel Gewicht, daß Hr. von Breck ſich der ſchönen Zukunft ſchon in Adoniſchen Träumen erfreute.

Madame la Marquiſe war, wie man bald leſen wird, unvorſichtig genug geweſen, als Guvernante etwas zu verſehen, das ein Stammſüchtiger Vater ſobald nicht verſchmerzen konnte. Der alte Graf hatte alſo in ſeinem Zorne für gut gefunden, das ſonſt entſcheidende Hof-Orakel bey dieſer Bewerbung nicht um Rath zu fragen. Die Markiſe wußte demnach von der ganzen Einfädelung nichts, und noch weniger von dem

Antheil, den ſelbſt ihr hoher Gebieter daran gehabt hatte.

In dieſer Unwiſſenheit beſucht ſie das angekirrte Fräulein, und fängt, nach geendigtem Wettergeſpräche, das auch bey Hofdamen Mode iſt, an, die Hofherren zu muſtern, wie Hr. von Schirach die Weltbegebenheiten muſtert, und hat, wie dieſer, das Unglück, Sachen zu berühren, welche ſie zu ihrer Ruhe weit klüger gar nicht berührt hätte. Denn nicht lange, ſo traf ihre Muſterung einen ihrer Erzfeinde ſo erniedrigend, aber doch ſo wahr und treffend — was, unter uns geſagt, Hn. Schirachs Sache eben ſo ſelten iſt, als manches Recenſenten — daß das anfänglich verlegene Fräulein endlich ganz Ohr wird, und nach und nach einen Entſchluß reifer werden läßt, der ein Gewitter nach ſich zog, das deſſen Urheberin um ſo ſchmerzlicher traf, je unwiſſender ſie es erregt, und mit Brennſtoff bis zum Losdonnern gefüllt hatte.

Zum Unglück für die Markiſe war der erwähnte und bis zum Abſcheu ſchwarz dargeſtellte Erzfeind gerade der Herr von Breck: und nun kann man begreifen, wie erboßt und rachſüchtig nicht nur er, ſondern auch der regierende Graf werden mußte, als das jezt mehr als zu ſehr belehrte Fräulein dem Hn. von Breck in vollem Ernſt hedeuten ließ, ſie forthin mit allen Beſuchen, ſelbſt mit Briefen, ja, mit jeder weitern Fürbitte, ſie ſey von wem ſie wolle, durchaus zu verſchonen.

Beſtürzter fiel Ikarus gewiß nicht, als jezt Herr von Breck von ſeiner ſo ſüß und ſicher geträumten Höhe fiel. Alle Verſuche, ſich wieder hinaufzuſchwingen, waren fruchtlos; aber nicht ſo fruchtlos ſeine und ſeines Vermittlers Rache. Kaum erfuhr man, daß Madame la Marquiſe eben die geweſen war, der man die Zerrüttung des ſo Ausſichts-reichen Plans zu danken hatte, als auch des Grafen Zorn um ſo unverſöhnlicher tobte, je weniger er ein Benehmen von der Art von der Markiſe erwartet hatte, und je empfindlicher ihn die Verſäumniß der goldnen Klugheits-Regel — Trau, ſchau, wem! — an ſeine kurzſichtige Leichtgläubigkeit erinnerte.

Das Geſchehne ließ ſich freilich nicht ändern, aber es machte es höchſt nöthig, für die Zukunft alles ſo einzurichten, daß nicht etwas Aehnliches oder gar etwas noch Aergeres weiterhin geſchehen mögte.

Dieß that man, und die Markiſe erhielt, nach bittern Vorwürfen, den geſchärfteſten Befehl, ſich mit ihrer Tochter ohne allen Verzug, noch denſelben Tag, vom Hofe zu entfernen, und das gräfliche Gebiet nie wieder zu betreten, oder eine weit eindringendere Ahndung gewiß zu erwarten.

Dieſe Strafe war an ſich allerdings hart, aber in Beziehung auf die Markiſe doch noch gelinde. Kurz vorher erwähnte ich eines Verſehens, das ſie ſich als Guvernannte zu Schulden habe kommen laſſen. Es war dieſes. Sie führte, wie wir wiſſen, die Mitaufſicht nicht nur über die jungen Grafen, ſondern auch über die Gräfinnen. Die erſtern traten mit der Zeit in Dienſte; die eine der jungen Gräfinnen heurathete nach Bayern, wie ich oben erzählt habe; und ſo erſtreckte ſich ihre Aufſicht endlich nur noch auf die Comteſſen, Alexandrine und Charlotte. Die Aufſicht über dieſe hätte ſich in dem Verhältniß mehren ſollen, in welchem die Anzahl ihrer Zöglinge ſich minderte, und in welchem die Entwickelung des Geſchlechtstriebes eine eigene Behandlung für ſeine Richtung erfodert hätte.

Die Markiſe machte es umgekehrt: Alexandrine und Charlotte waren ſich jezt beynahe ganz überlaſſen, und dieß in der gefährlichſten Periode ihres Lebens. Als junges Blut waren ſie, wie man ſpricht, von verliebter Complexion und dieſe nährten ſie, ohne von ihrer Aufſeherin darin geſtöhrt zu werden, durch ſchlüpfrige Lectüre. Wovon ihre Phantaſie ſtrozte, und wonach ihre Sinnlichkeit geizte, danach ſtrebten ſie zuweilen, wie es vorkam, ohne von der Markiſe zurechtgewieſen zu werden, oder von ſelbſt auf eine Convenienz zu achten, die nach dem Unterſchiede der Geburt und der Stände das Natürliche künſtlich meiſtern ſoll. Hübſche Bürgerſöhne waren ihnen alſo eben ſo willkommen, wie ihren Kammermädchen — adliche. Roſt ſagt ganz richtig:

> Das gnäd'ge Fräulein ſey auch noch ſo ſchön und reich,
> So denkt ſie doch im Fall der Liebe
> Mit ihrem Kammermädchen gleich. *)

---

*) Die gnädigen Herrlein und ihre Kammerdiener nicht anders. Selbſt hohe Herren, die in dieſem Kriege den Kreuzzug mitmachten, um die politiſche Republik in Frankreich umzuſtoßen, huldigten der natürlichen — im Reiche der Liebe. Belege findet man im III. B. meiner Lebensge-

Unter allen, welche ihnen den Hof machten, gefiel vorzüglich der Förſter Krapp zu Schneeberg, einem Falkenſteiniſchen Vorhof unweit Grehweiler. Ein auffallender Vorzug dieſes blühenden Mannes war eine Herkuliſche Lendenkraft, die dem geübten Auge unſerer elaſtiſchen Gräfinnen nicht entwiſchte. Jagdgeſchäfte nöthigten ihn oft nach Grehweiler; und was Alexandrine hier öfters erblickte, danach lüſterte es ſie endlich unwiderſtehlich. Die Markiſe merkte dieß lange, aber ſtatt zu warnen, zeigte ſie ſich nachgiebig, ſo, daß eben ſie den vertrauten Umgang gar noch fördern half.

Der alte Graf glaubte ſeine Töchter unter der Leitung der Markiſe ſicher, bekümmerte ſich alſo um beyde wenig, und erfuhr von dem erwähnten Umgang eher nichts, bis er die Mähre aller Pfälzer geworden war. Da aber erboßte

---

ſchichte. — Wie aber die Natur in dieſer Rückſicht republikaniſch iſt für die Sinne der Mächtigen, ſo wird ſie in politiſcher Rückſicht es auch für ihre Vernunft werden, wenn der indolente Egoismus und die Dünſte der Hofluft ſie nicht mehr hindern, einzuſehen: daß alle übertriebene Kunſt endlich der einfachen Natur weichen muß, ſobald die Menſchen nur ernſtlich anfangen, blos das zu ſuchen, was ſie blos ſollen. Opinionum commenta delet dies, ſagt Cicero, naturae judicia confirmat.

er gewaltig, ſowohl über die Markiſe, als über den erzverwegenen Förſter, der die Dreyſtigkeit hätte haben können, ſeine unadlichen Hände nach dem hohen Grehweiler Stammbaum auszustrecken. — Und gerade in dieſe Zorn-Periode fiel das Verſehen der Markiſe gegen den Herrn von Breck und deſſen Vermittler; und nun — wer könnte es dem Alten übel deuten, daß er endlich durchfuhr, wenn gleich freilich viel zu ſpäte!

Die Markiſe, dieſe verſchmizte und gefährliche Urheberin von ſo vielen unangenehmen Auftritten in der gräflichen Familie war jezt zwar entfernt; aber dadurch waren die Folgen noch nicht gehoben, welche die Führung ihrer Aufſicht, ſowohl in der Nähe, als weit und breit nach ſich zog. Das ſchadenfrohe Gerücht erreichte ſogar den Grafen Ludwig, und weckte deſſen gekränktes Ehrgefühl ſo rachſüchtig auf, daß er dem frevelhaften Förſter den Tod ſchwur, ſo bald er nach Grehweiler auf Urlaub kommen würde. Die Zeit mildert indeß alles, und dann ein unpartheyiſcher Blick und Griff in das Innere unſeres eignen Buſens lehrt uns, die Fehltritte Anderer hinter einem ſchonenden Vorhang verzeihen. Er kam alſo, und achtete das Wirbeln ſeines Ehrgefühls anfänglich zwar noch etwas, endlich aber ſo wenig, daß er den Förſter öfters beſuchte, und ſich deſſen edlen Rebenſaft, bey frohen Malen, in einer gnädigen Vergeſſenheit vortreflich ſchmecken ließ.

Was aber dem Förſter ungeahndet hinging von Seiten des Bruders, das büßte Gräſin Alexandrine doppelt von Seiten ihres Vaters. Dieſer litt an der Stammſucht unheilbar arg, und darum war es ihm unmöglich, den Wurmſtich ſeines Stammbaums ſobald oder je zu vergeſſen. Aetzende Vorwürfe waren daher die Lava, durch deren toſenden Auswurf er ſein ſprudelnd-kochendes Innere faſt täglich zu lüften ſuchte. Ob aber dieſe Vorwürfe, oder irgend eine andere Krankheit es bewirkt habe, daß die Gräſin Alexandrine den Sturm nicht lange überlebte, iſt ein Umſtand, den ich unentſchieden dahinſtelle. Genug, ſie ſank bald hernach herab in die Gruft ihres Stammes.

Auch dieſe hinterließ ein Etwas, das für die Sittlichkeit und den Geſellſchaftston der Pfälzer eine ſehr ſchlimme Folge gehabt hat. Man weiß, daß Alexandrinens Lectüre nicht die reinſte geweſen war. Als Herrnhuterin erfuhr auch ſie die nachtheilige Wirkung von dem religiöſen Tändeln mit Bildern, deren myſtiſche Bedeutung, durch ein ſanftes Natur- und Phantaſien-Spiel, Gefühle hervorbringt, die nichts weniger als religiös ſind. Ihre Bücherſammlung entſprach ganz dieſer feinſchwärmenden Richtung. Alle waren entweder herrnhuteriſche Predigten und Gebetbücher, oder Romane und Robinſoniaden von der ſchlüpfrigen und enthuſiaſtiſchen Gattung.

Eine vermiſchte Lectüre ſolcher Werke, weckt und belebt die Empfindungen gewöhnlich um ſo lebhafter, je zuſammengeſezter und ungleichartiger ihre Wirkung iſt, ſo daß feurige Betſchweſtern gemeinhin auch feurige Buhlinnen ſind. Was die Markiſe von dieſer Seite für die jungen Gräfinnen nicht klug und einſichtig genug gewählt und gelenkt hatte, das ſpielte man jezt gar aus in einer Lotterie! Die Looſe wurden unter den Beamten, Pfarrern und Schulmeiſtern vertheilt, und es war erbaulich anzuſehen, wie die Lehrer der Jugend und des Volkes mit dem galanten Sachſen, mit dem im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier, mit den Gedichten für heroiſche Geiſter, und mit andern

Büchern von eben ſo ſchlüpfriger Art weit und breit verſorgt und unterhalten wurden. Das freilich fehlte in einer Gegend, wo der Wein die Zungen ohnehin ſchon ungebunden ſpielen, die Herzen hüpfen und die Hände nicht immer zum Glaſe greifen macht!

Wie aber einmal der Geſchmack auch der Gräfin Charlotte war, ſo hatte man die Lotterie ſo eingerichtet, daß der größte und beſte Theil von der Bibliothek ihrer Schweſter ihr im Ausſpielen zufiel. Charlotte benuzte dieſen Gewinn nachher zu einem ganz eignen Gebrauch nach einer ganz eignen Erfindung. Zu Mainz nämlich lebte eine reiche Witwe, welche ſich zum Zeitvertreib gern mit Bücherleſen abgab. Dieß erfuhr Charlotte durch einen Bauer aus Wendelsheim, Namens Schworm, und ließ ihr durch eben dieſen Schworm ihren Bücher-Vorrath zum Leſen anbieten. Das gefiel der Witwe, und ſie freute ſich der hohen Aufmerkſamkeit der Gräfin Charlotte. Dieſe merkte ſich den Ehrgeiz der Witwe, ſchickte Bücher über Bücher, und borgte von ihr, wie nur ſo nebenher, aber nach und nach über zehntauſend Gulden, ohne an deren Zurückbezahlung je nur zu denken.

Das alles hatte man der Markiſe auf eine nahe oder entfernte Art mitzudanken; und ſo war es nicht übel, daß ſie über die Gränze gejagt war. Jeder Hellſehende freute ſich ihrer Entfernung, nur nicht unſer Carl Magnus, als er auf Grehweiler ankam. Alles Schändliche, was man ihm von ihr erzählte, traf nur ſein Ohr nach dem Wohlſtande im Zuhören, nicht ſein Herz nach der Liebe zu Gogo. Er hielt dieſe noch immer für die Tochter der Markiſe: und wie hätte er eine Mutter ſchlecht finden können, deren Tochter ſein höchſtes Gut war!

Die Markiſe hatte ſich dahin begeben, wo der Quell ihres Unterhalts angelegt war. Carl Magnus forſchte dieß aus, und nicht lange, ſo mußte ſein Befinden es nöthig machen, auf eine Zeitlang zur Erholung herumzureiſen: und er ſchlüpfte — nach Strasburg. Hier ankommen und in Gogo's Arme fliegen, war eins. Keiner konnte willkommner ſeyn, als er; keiner bath öfterer um Verzeihung, ſich auf ein Stündchen entfernen zu müſſen, als die Markiſe, und keiner hatte mehr berechnetes Intereſſe, den lüſternen hohen Gaſt recht feſt zu feſſeln, als die einſtudierte Gogo. Scene und Handlung laſſen ſich errathen.

Die Markiſe entfernte ſich, und da übernahm es Gogo ſtufenweiſe, ihn für ſeine Reiſe-Beſchwerden zu entſchädigen. Erquickt, wie die Lage es zuließ, fing ſie an, ihre Mutter zu vertheidigen, ſchimpfte auf Hofkabalen, und nannte eine Verbannung barbariſch, die durch nichts verſchuldet wäre, als durch das Beſtreben, ein unſchuldiges Fräulein vor einem habſüchtigen Wüſtling zu warnen. — Carl Magnus glaubte alles, denn Gogo hielt ihre Apologie in ſeinen Armen, und ihr Buſen überzeugte ihn mehr, als ihre Worte. Die Philoſophie der Grazien hat ihre eigne Logik und Redekunſt: man kennt ſie.

Die Markiſe räuſperte endlich von ferne, und Gogo faßte ſich, wie es ſich ziemte. Als ſie hereintrat, bath Carl Magnus, ihm die Sünde ſeines Vaters nicht zuzurechnen: Gogo habe ihm über alles Auskunft gegeben: Er erkenne ihre Unſchuld, und ſobald er zur Regierung kommen würde;, wolle er dieß zeigen: Herr von Breck ſey gewiß blos an allem Schuld. — So der befangene Verliebte; und ſchon dieß war Triumph für die Schlaue. Hielt Carl Magnus ſie für ſchuldlos: ſo hielt er ihre fernere Ausſage auch für wahr; und dann hatte ſie gewonnen. Sie bath ihn alſo, für ſich ganz ruhig zu ſeyn: er ſey ja an allem ohne Schuld! Sein Vater habe ſich wohl auch von Herrn von Breck nur übereilen laſſen: doch, ſie wolle ihre Unſchuld dem Allwiſſenden anheimſtellen, und ihm zu Ehren die Erniedrigung geduldig tragen, die ihrem Geſchlechte in ihr widerfahre. Gott, fügte ſie hinzu, würde ſie ſchon ſchützen, und ſie den Tag noch erleben laſſen, wo ihre Tochter eine Erbin von mehr als zwey Millionen werden würde. Sie würde ſich über nichts mehr freuen, als wenn gewiſſe Familien-Verhältniſſe, wie ſie hoffe, ſie bald nicht mehr hindern würden, durch gewiſſe Herren aus ihrer Familie dem Herrn Grafen eine Generals- oder Admirals-Stelle auszuwirken. Hätte ſie dieſes vermittelt, und fände Gogo dann den Mann, der es verdiente, ihr Herz und ihren Reichthum mit ihr zu theilen: dann wünſche ſie recht ſehnlich, aufgelößt zu werden, um bey ihrem lieben Heiland ewig, ewig ſeyn zu können.

Carl Magnus glaubte auch das: denn zwey Millionen, eine Admiralsſtelle und Gogo: lieber Himmer, wer hätte da nicht glauben wollen! Wie geſagt, er glaubte alles, ja, er fühlte ſich ſchon glücklich, als die Markiſe ihm nur erlaubte, ſie ſchriftlich zu verſichern, daß er, ſobald er regierender Graf ſeyn würde, keine andere Gemahlin wählen wolle, als Gogo.

Und gerade das war es, worauf die Markiſe ſchon zu Grehweiler ihren Plan angelegt hatte, ihn hier verſteckte, aber ſo lockend verfolgte, daß ſie wie gewiß war, Carl Magnus würde nicht entwiſchen. Sie erreichte, was ſie ſuchte. Die Ehe-Verſicherung wurde gegenſeitig unter Scenen, die ſich denken laſſen, unterſchrieben: und unſer Held war ſchon ſelig, wie Hermes und Hilmer, durch — Glauben.

Der Freudige giebt gern: Gogo und die Markiſe erfuhren das an unſerm Helden. Zwey Millionen reichten auch ja hin, keinen Aufwand zu groß zu finden, zumal für Engel Gogo. Er hatte dieſe Summe damals freilich nicht, aber er erwartete ſie für dereinſt ohne Zweifel.

Reichte alſo die Löhnung vom Regimente, nebſt dem anſehnlichen Zuſchuß von ſeinem Vater, zu ſeinen neuen Ausgaben nicht zu: je nun, er borgte auf die 2 Millionen in Hofnung, und auf ſeine Grafſchaft in der Zukunft! Sein Verfahren war nach ſeiner Erwartung konſequent, außer, daß er es überſah, daß Hoffen und Harren keine Hypothek ſind, worauf man Geld mit Sicherheit aufnimmt. Kurz, er borgte unberechnet viel, und hatte, da die Millionen, wie man einſieht, ausblieben, zur Zeit ſeiner Regierung noch vollauf zu zahlen, meiſt blos an Zinſen.

Sein Vater erfuhr dieſe Wirthſchaft, auch die Urſache und den Zweck, warum und wozu. Das erſtere misfiel ihm, vorzüglich wegen des leztern. Es hinderte ſeinen Sohn, ſich ehelich zu verbinden mit der Gräfin Jeannette von Püttlingen, die reich war, und die er die väterliche Huld gehabt hatte, für ihn zu beſtimmen. Er führte ſie ihm vor, aber Gogo behielt im Stillen bey ihm den Vorzug. Die Gräfin war häßlich, und Gogo ſchön zum Entzücken. Zwey Millionen hatte ſie wohl auch nicht, auch nicht Vermittler zur Admiralsſtelle: Vorzüge, welche Carl Magnus in Pette hielt und für gewiß. Sein Vater ſah alſo ſeinen Plan wanken, und dieß wegen Perſonen, die er vertrieben hatte, und die er jezt obendrein haßte. Das ſezte Debatten, und um dieſen auszuweichen, packte unſer Held auf, und zum Regimente.

Im Regimente wußte man aber auch ſchon, was der Vater wußte, und außer dieſem die halbe Gegend. Verliebte ſchweigen ſelten, und was er nicht ſagte, verrieth ſein Aufwand und ſein Beſuch bey der Gogo. Seine Necker wünſchten ihm daher Glück und lachten; aber es gab Andere, die es ehrlich meynten, und dieſe zeigten ihm den Dunſt der Markiſe. Er ſtuzte anfänglich nicht wenig, widerſprach und berief ſich gar auf Beweis. Man führte ihn bis zur Evidenz: und nun erfuhr er, was wir ſchon wiſſen.

Beſchämung, Wuth, Reue und Stolz wechſelten jezt in ihm ab, aber fruchtlos. Seine Handſchrift über das Eheverſprechen ſollte zurück, und ſeine Freunde riethen zur Unterhandlung in Güte. Er folgte, aber ſein Verſuch mislang: die Markiſe hielt ſich an ſein Wort und Siegel, und foderte für den Abſtand, ich weiß nicht, wie viel. Er gab es endlich, und erhielt, was er ſuchte. Baron von **Nordsmann** — man wird ihn noch kennen lernen — heurathete hernach die **Gogo.** —

Leſer, kann etwas romanhafter erdacht werden, als dieſe wirklich wahre Geſchichte? Aber es geht ſo: in ſolchen Wäſſern fängt man ſolche Fiſche! Trau' alſo, aber ſchau auch, — wem!

Drittes Kapitel.

Regierungs-Anfang unſeres Helden.

Der alte Graf ſtarb, wenn ich nicht irre, 1744 plötzlich am Schlagfluß, und hinterließ unſerm **Carl Magnus** ein Ländchen, welches damals ohngefähr 60,000 Gulden jährlich eintrug. **Carl Magnus** war zu der Zeit noch bey der Armee, er verließ ſie aber bald ganz, blieb jedoch immer in Kriegsdienſten, wiewohl nur dem Namen nach, und rückte hernach von Poſten zu Poſten bis zum Maréchal de camp, und dieß folglich ohne alles militäriſche Verdienſt. Aber ſo ungerecht ging es vorzeiten in Frankreich zu, daß Offiziere, ohne Dienſte zu thun, immer wie wirklich dienende vorausrückten, dadurch andern erfahrnen und verdienten Männern den Weg ſperrten, und ſo, was das Schlimmſte war, allen militäriſchen Wetteifer erſtickten. Außerdem iſt es unbeſchreiblich, wie viel Geld an Löhnung ehedem an ſolche Quaſi-Offiziere verſchwendet wurde.

Der alte Graf führte, außer ſeinen Hofkavalieren, wenig Hofſtaat, aber Herr **Carl Magnus** vermehrte denſelben ſehr. Gleich beym Antritte ſeiner Regierung ließ er das alte Grehweiler-Schloß, weil es ihm nicht ſchön und bequem genug vorkam; einreißen, und führte ein neues großes Gebäude auf, welches mehr als 180,000 Gulden gekoſtet hat. Dieſes Gebäude machte ſeinem Baumeiſter wirklich Ehre und ſchwerlich fand man ſonſt jenſeits des Rheins irgend ein Schloß, welches man mit dieſem auch nur von weitem hätte vergleichen können. Selbſt die Reſidenzſchlöſſer des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, und des Kurfürſten zu Mainz ſtanden ihm an Eleganz weit nach. Dieſe Pracht hat aber in dem jetzigen Kriege auch ihr Ende genommen, und das ſonſt ſo ſchöne Gebäude ſieht jezt einer Eulen-Reſidenz ganz ähnlich.

Die Neufranken zerſtöhrten es zur Rache für das Vergangene, und zur Warnung für die Gegenwart und Zukunft.

Der Bau des Schloßes war nicht das Einzige, was unſer junge Herr übernahm: er baute außerdem viele andere Häuſer zu Grehweiler, Oberhauſen, Wendelsheim und anderwärts, und half dadurch dieſe Oerter wirklich verſchönern. Dieſes wäre an ſich ganz gut und löblich geweſen, wenn es ſeine Kaſſe nur hätte leiden können. Dieſe aber litt es nicht; und da er eben darum genöthigt war, neue Auflagen, Geld-Anleihe und folglich Schulden zu machen: ſo war ſein Bauen kein Verdienſt, ſondern ſträfliche Verſchwendung.

In dieſer rückte er immer weiter. Ein hoher Berg, ohnweit des Schloſſes, welcher mit Dornen, Geſträuche und wilden Kräutern bewachſen war, wurde mit ſchweren Koſten umgeformt, und in einen — nach damaliger franzöſiſcher Art — Geſchmack-vollen Garten, mit Parterren, Alleen und Parken verwandelt. Dieſer Berg gewährte, in ſeiner neuen Geſtalt, die angenehmſte Promenade, hatte aber bey alle dem den Fehler der übrigen Gärten des Grafen, daß er, wie dieſe, mit Statüen, Fontänen, und mancher andern Künſteley widrig überladen war. Auch hier ſah man Waſſerſtrahlen aus dem Schlunde von Hirſchen und wilden Schweinen emporſpringen; auch Bäumchen, Hecken und Pyramiden zugeſtuzt wie Thiere!

Die Natur iſt, für ſich, in allen ihren Geſtalten meiſt vollkommen und ſchön, und die Kunſt kann nur, inſofern ſie der Natur getreu und edel nachahmt, dem Kenner gefallen. Das Unnatürliche fällt auf und beleidiget. Freilich Herren, die ſelbſt meiſt lauter überladene Kunſt ſind, lieben gewöhnlich nur das Gleichartige; und Viele von ihnen ſuchen durch eben dieſes ihre Unterthanen immer weiter auf Irrwege abzuleiten. — Auch auf ihren Reiſen fanden ſie den einfachen, großen und edlen Geſchmack der Engländer in den Gärten des alten Frankreichs ſelten: und ſo konnten ſie ihn nach Deutſchland auch nicht herüberbringen. *)

---

*) Zu Frankfurt am Mayn ſteht ein koſtbarer Springbrunnen; aber leider ſteigt auch hier das Waſſer ſogar den Göttern aus Mund, Naſe und Ohren!

Die Wege in ganz Deutſchland waren vor ohngefähr 30 — 40 Jahren nirgends elender, als in der Pfalz und im Mainziſchen, ſelbſt Preußen nicht ausgenommen. Unſer Carl Magnus hat das Verdienſt erworben, daß er eher, als die Herren Kurfürſten, anfing, Chauſſeen anzulegen, und dadurch die Wege in ſeinem Ländchen in einen recht guten Stand zu ſetzen. Alle Reiſende freuten ſich, ſobald ſie das Grehweileriſche betraten.

Auch dieſes war ſehr löblich und gut; aber das war unrecht, daß der Graf zur Verbeſſerung der Wege, und zur Anlage einer Chauſſee von ſeinen Unterthanen erſt Geld foderte, und hernach eben dieſe Unterthanen dennoch zwang, die Wege obendrein ſelbſt zu machen. Ein Landesherr iſt allerdings befugt, Verbeſſerungen dieſer Art vorzunehmen und ſeine Leute, wenn ſie nicht wollen, zur Mithülfe anzuhalten; aber er darf dabey kein Plus für ſeine Beutel ſuchen, wie Carl Magnus es ſuchte.

Ich habe oben geſagt, daß der alte Graf den Plan hatte, ſeinen Carl mit der Gräfin Jeannette von Püttlingen in Verbindung zu bringen. Dieſe Dame war, wie ich da auch ſagte, reich, und folglich eine angemeſſene Parthie für einen Grafen, der Schulden die Menge hatte. Ob ſie nun gleich herzlich garſtig ausſah von Angeſicht, und obendrein einige recht arge Fehler zeigte, unter welchen der impertinenteſte Stolz nicht der geringſte war: ſo faßte doch der Graf, welchen die Gogo jezt nicht mehr feßelte, den heldenmüthigen Entſchluß, ſie zu ehlichen — ohne Zweifel, um ihr Geld in ſeine Beutel einzufangen. Die Dame machte auch wenig Umſtände, ſelbſt troz der Geſchichte mit Gogo: denn Carl Magnus war wirklich ein ſchöner Mann und ein Stück von Regent, wenn gleich nur in Duodez; und Regenten — wie man ſagt — gefallen den Damen immer, weil — wie man wieder ſagt — dem lieben Frauenzimmer nichts kitzelnder ſchmeicheln ſoll, als — Herrſchen und Befehlen.

Das Beylager wurde alſo bald, und mit aller Pracht vollzogen, und die Reichthümer der hohen gräflichen Braut folgten ihr nach Grehweiler nach. Der Graf gab ſich anfänglich alle Mühe, ſich ihrer Liebe und Gewogenheit feſt zu verſichern, und fing, als er glaubte, dieß bewirkt zu haben, wie aus der Ferne an, etwas von zerrütteten Umſtänden fallen zu laſſen, in der Vorausſetzung, ſie würde jezt delikat genug gegen ihn geſonnen ſeyn, ihm Vorſchuß von ſelbſt anzubieten; aber er fand das merklich anders. Geld habe ſie freilich, — ſo erklärte ſie ſich ohne Umſtände — auch ſey ſie bereit, dem Herrn Gemahl damit auszuhelfen. Da aber der Herr Graf die üble Gewohnheit habe, ſich weiter zu ſtrecken, als er ſich decken könne — welches, wenn der Herr Graf dieß zu bemerken erlauben wolle, ſelten ein gutes Ende zu nehmen pflege — und da ſie die Pflicht auf ſich habe, für ſein Beſtes als Gattin, und im Fall ſie Kinder zeugen ſollten, zumal Töchter, für deren dereinſtiges Auskommen als Mutter zu ſorgen: ſo werde der Herr Gemahl ſelbſt einſehen, daß ſie eine eben ſo ſchlechte Gattin, als Mutter dereinſt ſein würde, wenn ſie irgend einem, er ſey wer er wolle, ihr Geld anders leihen wollte, als wenn dieſer ſich gefallen laſſe, es ihr durch eine hinlängliche Hypothek zu ſichern.

Recht ſo! würde Lavater ſagen, wie das Geſicht ſo die Seele, wie die Seele, ſo die

Handlungen! Worte hören wir hier, gefärbt mit Feinheit und Moralität; aber im Innern webt eine egoiſtiſche Spinne, dick angeſchwollen von dem Gifte des unmenſchlichſten Geizes. — So ganz unrecht, wie die Folge lehren wird, hätte Lavater auf dieſe Art hier nicht pathognomiſirt; aber der gräfliche Wirthſchafts-Karren war feſt gefahren und ſtach tief im Sumpfe der Schulden, bedurfte alſo, um herauszukommen, Vorſpann, ich meyne Vorſchuß, und um ihn von ſeiner Gemahlin bald zu erhalten — Andere ſchon weigerten ihn — war der Herr Graf genöthigt, ihr ſeine Domänen als Unterpfand zu verſchreiben. Er verſchrieb ſie ihr meiſt alle, und nun erhielt er eine beträchtliche Summe, aber nicht anders als zu Sechs fürs Hundert.

Nur noch etwas Geduld, und wir werden finden, daß die Gräfin ihre Gelder mit der Zeit noch einmal ſo hoch anbrachte; aber wir werden auch die Mittel verabſcheuen, durch die man die Unterthanen zwang, dieſen hohen Zinsfuß anzunehmen. — Uebrigens hatte die Gräfin, wie prognoſtiſch, recht, daß ſie für künftige Töchter ſchon damals beſorgt war: denn Söhne gebahr ſie keinen, wohl aber der Töchter mehrere, deren indeß nur zwey ſie überlebt haben.

In die erſten Regierungsjahre unſeres Rheingrafen fällt eine kleine Abänderung in der Kirchenzucht ſeiner Grafſchaft, die ich nicht übergehen darf. Bis dahin mußten diejenigen, welche einen unprivilegiirten oder unehelichen Beytrag zur Bevölkerung geliefert hatten, ſich der öffentlichen Kirchenbuße vor der ganzen Gemeinde unterwerfen. Bey einem ſolchen hildebrandiſchen Unfuge wurden erſt Bußlieder hergeleyert, dann über das willkührlich ſo geſtempelte Laſter der Hurerey eine ächtpfäffiſche Predigt abgedonnert, und in dieſer alle Stellen, worin die Blut-rothe Sünde bis zum Ekel pöbelhaft geſchildert wird, aus dem alten Teſtamente wie am Schnürchen hergezählt, und mit einer maſſiven Pfaffen-Exegeſe kräftig begleitet. *) Nach dieſem mußte die büßende

---

*) Wer die jezt ſchmuzige Kraftſprache der alten jüdiſchen Schriftſteller nur etwas von Oben herab Eingegebenes halten will, der macht dem theologiſchen heiligen Geiſt das Kompliment, daß dieſer in der moraliſchen Aeſthetik wenig bewandert und ein erzplumper Zoten-Mahler geweſen ſey. Zur Probe leſe man den 25ten Vers im 16ten Kap. und den 20ten V. im 23ten K. des Ezechiels, oder den 8ten Vers im 5ten Kap. des Jeremias. Im Dictionnaire philoſophique des Hn. von Vol-

Perſon vor der ganzen Gemeinde bekennen — was jeder ohnehin wußte — daß ſie eine Hure oder ein Hurer ſey, und dann wurde ſie, nachdem ſie die ganze Predigt über gekniet hatte, endlich von ihrer Sündenſchuld losgeſprochen und zum Nachtmahl wieder zugelaſſen.

---

taire findet man unter dem Worte, Ezechiel, von der Art noch mehr. — Schrieben aber jene Leute, wie jeder andere Schriftſteller, nach dem Tone ihrer Zeit, und nach ihrer eignen Denkart und Sprache: je nun, ſo hält man ihnen ihre ſinnlichen Bilder und Ausdrücke in eben dem Sinne zu gute, in welchem man dem Homer ſeine Vergleichungen mit Ochſen, Eſeln u. dgl. zu gute hält.

Aber, was nach dieſer Vorausſetzung, für die Urzeit der Schriftſteller paſſend war, iſt es nicht mehr für unſere Zeiten: und darum ſollte jeder delikate Religionslehrer durchaus die Klugheit haben, keine Stelle von der erwähnten Art heutzutage noch anzubringen, vielweniger ſie noch gleichſam zu exegeſiren. Der moraliſche Naturforſcher denkt leicht, warum nicht.

Wer neugierig noch ſelbſt, in dieſer Schilderung der Pfälzer-Kirchenbuße, einer derben Kraftſprache zeihen möchte, den bitte ich, die Kritik der Urtheile über Kirchenbuße, eheliche und uneheliche Geſchlechts-Verbindungen, nach Naturrechtlichen Grundſätzen, vorher zu prüfen, wie ſie Hr. Ritter im 1 B. der Euſebia, herausgegeben von D. Henke, S. 361 — 432 geliefert hat. Etwas wahreres, lehrreicheres und gemeinnützigeres las ich lange nicht! Hält man aber dieſe äußerſt wichtige Kritik mit der ihr ſchrecklich entgegenſtehenden Praxis der jenſeitigen Rheinländer zuſammen, zumal wie ich ſelbſt ſie gefunden habe, dann wird man zufrieden ſeyn, daß es beym Obigen noch blieb. Schon das Andenken an ſolche widerrechtliche, zweckwidrige und empörende Barbareyen macht die Galle etwas rege, wenigſtens mir: und dieſer Zuſtand tingirt die Feder.

Pfarrer Roos, Vater des Profeſſors Roos zu Gießen, ſtellte dem Grafen das Abgeſchmackte und die Folgen dieſer Kirchenbuße vor, und machte ihm begreiflich, daß man die Gaudiebe, Spitzbuben und anderes Geſindel, welches die öffentliche Sicherheit ſtöhre, und in jenen Gegenden — wie wir gleich ſehen werden — nicht ſelten ſey, mit weit größerem Rechte zu einer öffentlichen Buße zwingen könnte, als ein armes verführtes Mädchen, oder einen ſchwachen, lebhaften Jungen, der einmal einen ſehr natürlichen und darum leicht verzeihbaren Fehltritt gethan hätte. Er zeigte ferner, daß eben dieſe Kirchenbuße zu geheimen Sünden, zu Verſuchen zum Misgebähren, zum Kindermorde zur Verachtung und ſchlechten Erziehung der natürlichen Kinder, zur Auswanderung, ja, zuweilen zum Selbſtmorde oder zu gefährlichen Krankheiten vor Gram und Kummer Anlaß gebe.

Dieſe Vorſtellung leuchtete dem Grafen ein, aber er benutzte ſie; zu einer Finanz-Spekulation, indem er befahl, daß die, welche ſich der öffentlichen Kirchenbuße nicht unterziehen wollten, ein gewiſſes Geld an die gräfliche Kammer zahlen ſollten.

Geldſtrafen von der Art ſind wahrlich höchſt ungerecht, weil ſie höchſt zweckwidrig ſind. Sie ſind wie das Fegefeuer der Katholiken, das nur für die Armen iſt, indem der Reiche durch Stipendien für Seelen-Meſſen ſich davon zu befreyen ſucht. Alſo man ſtraft, nicht um zu beſſern, denn dadurch würde man an Strafgebühren verlieren, ſondern, um zu ſtrafen. Man ſtellt ſich, als wolle man einen gewiſſen Zweck erreichen, und iſt doch ſchon vorher überzeugt, daß er durch das angewandte Mittel nicht werde erlangt werden. Man will das Mittel, nicht den Zweck: Geld, und nicht Beſſerung. Hr. Ritter behauptet daher ganz richtig: daß der Staat und die Kirche ſich in dieſem, wie in ſo manch andern Stücken weit unmündiger zeigen, als die, deren Vormund ſie ſeyn wollen. Man leſe die gerühmte Kritik S. 428. *)

---

*) Mich wunderts, daß in Gegenden, wo ein Herder, ein Löffler, ein Schneider Vorſteher der geiſtlichen Sachen ſind, man die Fratze der Kirchenbuße, und die unbillige Geldſtrafe auf uneheliche Schwangerungen, wie ich höre, noch ſtattfinden laſſe. Da lobe ich mirs im Preußiſchen, wo man, ſogern man dort auch Geld ein-

In der Rheingrafſchaft Grehweiler und in einigen andern Sultaneyen jenſeits des Rheins hat man, unter dem Namen: Baſtart-Fall-Zins, noch eine andere Abgabe, die eben ſo ſchändlich iſt, als die zum Abkaufen der Kirchenbuße. Dieſer Zins iſt auch ein gewiſſes Geld, welches die Eigenthümer jener Häuſer entrichten müſſen, worin uneheliche Kinder geboren werden. Sobald einmal ein ſolcher Baſtart-Zins, den man auch Bankert- oder Brunkert-Zins nennt, auf einem Hauſe haftet: ſo iſt er nicht mehr davon abzubringen. Eben darum iſt es oft geſchehen, daß außereheliche fremde oder einheimiſche Kreißende aus den Häuſern geworfen wurden, blos um ſich keinen Baſtart-Fall aufs Haus zuzuziehen. Unſer Rheingraf, der für das lucri bonus odor eine ſcharfe Naſe hatte, ſchaffte dieſe Baſtart-Fälle um ſo weniger ab, da ſie hergebrachter Maßen ſeinen Finanzen etwas eintrugen.

Ueberhaupt, was Geld einbrachte, war unſerm Helden wie allen, die ihren Schatz unſin-

---

nimmt, zumal jezt, doch Verirrungen von der Art aus der Liſte der finanziöſen Verbrechen rühmlich geſtrichen hat.

nig erſchöpfen, ſehr willkommen, wenn es den Zweck des Staates übrigens auch aufhob und die Sicherheit der Unterthanen ganz und gar untergrub. So graſſirte in der Rheingrafſchaft auch damals eine Räuberbande, welche die Straßen in den Gebirgen der Pfalz unſicher machte, und manchen Reiſenden ausplünderte, auch todtſchlug. Da aber dieſe Rotte ihr Neſt rein hielt, ich will ſagen, da ſie in der Grafſchaft ſelbſt nicht ſtahl, und ihre Abgaben richtig abtrug: ſo kümmerte man ſich in Grehweiler um ſie wenig, und ließ ſie ungeſtöhrt gehen, ob ſie gleich als Gaudiebe ziemlich bekannt waren. Die geſtohlenen Sachen wurden an Juden in Niederwieſen, einem Dorfe des Barons von Hunolſtein, verkauft und durch dieſe weiter herum vertrödelt.

Einſt wurde ein Kaſtenträger, der mit Galanterie-Waaren handelte, zwiſchen Mörsfeld und Kriegsfeld todt gefunden. Er war aus dem Degenfeldiſchen, und kam ſehr oft in die Gegend um Grehweiler. Man wußte nicht, wie dieſer Mann ums Leben gekommen war, begrub ihn dennoch ohne weiteres und ſezte, wie es in der Pfalz Mode iſt, ein ſteinern Kreuz auf den Ort, wo man ihn gefunden hatte. *) Indeſſen verriethen ſich die Thäter ſelbſt, und wurden zu Grehweiler eingezogen. Sie waren von der Bande, und gaben mehrere gräßliche Einwohner an, beſonders zwey aus Wendelsheim, die Hauptanführer ſeyn ſollten, oder vielmehr waren. Sie führten bey ihrer Rotte einen Namen, wie er ſich für ihr Gewerbe ſchickte: Greiff-an und Pack-an.

---

*) In katholiſchen Gegenden erinnert ein Kreuz von der Art die Vorübergehenden an eine Fürbitte zu Gott für den Erſchlagenen, im Fall ſeine Seele im Fegfeuer noch etwas abzubüßen haben ſollte. Das Kreuz deutet auf einen Chriſten: Juden kriegen nichts, denn für die iſt die Hölle, woraus man ſie nicht losbethen kann; und zur Zeit der Einführung dieſes Kreuzzeichens gabs in Deutſchland nur Juden und Chriſten. — — Was aber die Zeichen katholiſcher Vorurtheile in proteſtantiſchen Gegenden jezt noch bedeuten ſollen! Aber daran ſieht man den Schlendrian der Mode, auch bey veränderter Grundlage dieſer Mode. So auch darf man in katholiſchen Gegenden zur Faſtenzeit, ohne das Faſten zu brechen, oder vielmehr, um es deſto leichter auszuhalten, Brezel und ſowas zur Erfriſchung zu ſich nehmen. In Halle iſt man nicht mehr katholiſch, man läßt ſich aber die Brezel in der katholiſchen Faſtenzeit dennoch immerfort noch recht wohl ſchmecken, auch troz ſeiner Proteſtation gegen alles, was katholiſch heißt. Der Vortheil des Bäcker-Gewerbes gilt hier mehr, als die Konſequenz im Denken und Handeln, wenn gleich noch ſo Viele ihrer Geſundheit dadurch Eintrag thun. Echte Philoſophen, ſo viel mit Aufklärung, ſobald ein Magen- oder Beutel-Intereſſe dabey ins Spiel kommt.

Billig hätten dieſe Spitzbuben und Räuber, die das Grundwohl der Geſellſchaft untergruben, gehängt, oder wenigſtens in eine Lage verſezt werden ſollen, worin es ihnen unmöglich geworden wäre, die öffentliche Sicherheit weiterhin zu ſtöhren: Aber der Herr Graf behandelte ſie nach ſeiner finanziöſen Art gelinder, gab ſie frank und frey, und konfiſcirte blos einen Theil ihres Vermögens, und nahm auf dieſe infame Art einen offenbaren Antheil an ihrem Rauben, zum Nachtheil der ganzen Gegend.

Die Spitzbuben, hiedurch aufgemuntert, ſezten ihre Räuberey jezt ungeſcheuet fort; und ſo dringend auch von der kurfürſtlichen Regierung zu Manheim wiederholte Erinnerungen zur Ausrottung dieſer gefährlichen Bande gemacht wurden, ſo unterblieb doch die Inquiſition; ja, man hatte ſogar einen von den Bedienten des Grafen, der deſſen Fac-totum war, in Verdacht, daß er mit den Straſſenräubern unter einer Decke liege. Genug, der Unfug griff immer weiter, bis endlich die Pfälzer-Regierung, durch ausgeſchickte Streifwachen, einige Banditen auffangen und nach Alzey aufs Schloß in Verhaft ſchleppen ließ. Jezt war man zu ernſthaftern Maaßregeln aufgefodert, unterſuchte alſo regelmäßig und ſchärfer, brachte die Eingezogenen zum Geſtändniß ihrer Diebereyen und Morde, und verdammte ſie zum Galgen. Eben dieſe Strafe wiederfuhr einigen ihres Anhangs zu Kreuznach. Doch geſprengt war dadurch die Hauptbande noch immer nicht ganz; denn der Hauptſitz derſelben war in Grehweiler und in andern kleinern Ländchen, deren Beherrſcher die höchſte Gerichtsbarkeit zwar haben, ſie aber wenig ausüben, ſo fern nämlich die öffentliche Sicherheit es erfodert.

Nur die häufige Auswanderung nach Weſtindien und nach Spanien in die Sierra Morena verminderte endlich das Geſindel; und erſt ſeit jener Zeit iſt man auf den Landſtraßen in der Pfalz ziemlich ſicher, wenn es gleich, wenigſtens zu meiner Zeit noch, nicht ganz an Oertern fehlte, wo die Spitzbuben ohne alle Furcht wohnen durften. Solche Oerter waren damals — jetzt hat der Krieg ſie vielleicht gereiniget — der Matzenberg und der Kahlenberg: jener im Gebiete des Grafen von Leiningen, dieſer in der Herrſchaft des Barons von Hunoltſtein. Hier wurde Keiner eingeſchränkt, er mogte treiben, was er wollte, ſobald er dem gnädigen Herrn ſeine Abgaben nur entrichtete. That er dieſes, dann hatte er freyes Feld, und ſein Herr kümmerte ſich nichts darum, woher das Geld ſein mogte.

Der verſtorbene Graf von Heydesheim ſprach einſt mit dem Grafen von Leiningen über die Schändlichkeit, die er darin zu finden glaube, daß man Leuten, die nichts hätten, und ſehr wahrſcheinlich von der Stöhrung der öffentlichen Sicherheit lebten, Schutz gebe. Aber der Herr Graf von Leiningen erwiederte: „Mein lieber Herr Vetter, wenn ich keine Spitzbuben auf dem Matzenberg wohnen laſſe: wer Teufel wird denn da wohnen wollen? Und wenn keiner da wohnet: wer wird mir einen Heller davon abgeben? Nein, lieber Herr Vetter, ich nehme, wo ich was kriegen kann, und damit Holla!“ — Ein artiger Graf!

Viertes Kapitel.

Unſinnige Verſchwendung unſeres Helden.

Die Vergrößerung, welche Carl Magnus gleich zu Anfange ſeiner Regierung mit ſeinem

Hofſtaate vornahm, wurde immer höher getrieben, und dadurch die Summe ſeiner Ausgaben unbeſchreiblich vermehrt. Sollte man glauben, daß ein Graf, wie der Unſrige, der nur 60,000 Gulden Einkünfte hatte, einen Marſtall von hundert zwanzig Pferden, eine Bande Hofmuſikanten, Huſaren, Heiducken, ein Marionettenſpiel, worauf ſechs Perſonen beſoldet wurden, die an zu Zeiten Schön-Schattenſpiel auch der Wand machen mußten, Laufer, Mohren und was ſolcher Leute mehr iſt, wie ein großer Fürſt unterhielt? Mit den Pferden, deren Einkauf und Unterhalt ſo viel koſtete, war er immer unglücklich, und der Abdecker holte gewöhnlich eins nach dem andern, weil ihn ſein Pferde-Jude immer gar arg anführte. Als man ihn dieß bemerken machte, trug er die Beſorgung des Pferde-Einkaufs den Juden Salomon und Nathan auf, die ihm zwar recht ausgeſuchte lieferten, aber auch ſo hoch berechneten, daß ſie in kurzer Zeit viel vermögende Leute wurden. Wir werden dieſe Juden noch als Erzböſewichter handeln ſehen. Man nimmt es doch nicht übel, wenn ich von unbändigen Thieren auf unbändige Menſchen zurückkomme?

Da der Herr Graf Hofkavaliere hielt, ſo foderte es die Etikette, daß Madame auch Hoffräuleins hielte; und ſie hielt ſie anſehnlich. Als ſie der Entbindung näher kam, mußten ganz natürlich Ammen, Kinderwärterinnen und Mamſellen in Menge herbeygeſchafft werden. Unter den Hoffräuleins gab es eine gar poſſierliche, Namens *Rothberg*, welche ſich allen unverheuratheten Pfarrern in der Runde zur Ehe antragen ließ. Sie glaubte, für ihre große Liebe zum Chriſtenthume ſchicke ſich keine andere Verbindung, als die mit einem Wortdiener Chriſti. Einem jungen Kandidaten, von zwey und zwanzig Jahren, rieth ſie, ja keine Frau zu nehmen, die nicht wenigſtens 36 Jahre alt wäre: jüngere nämlich, meynte ſie, hätten unreines Fleiſch; und von dieſem Ausdruck hieß ſie in der ganzen Gegend: *das unreine Fleiſch*.*)

---

*) Nirgends in ganz Deutſchland habe ich die Beynamen ärger im Schwunge gefunden, als in der Pfalz: faſt jedermann, er ſey von welchem Stande er wolle, hat dort einen; ſelbſt Damen. So komiſch viele derſelben ſind, ſo beleidigend und Ehren-rühreriſch ſind die meiſten. Ich merke dieß nur an wegen der Beyſpiele in der Folge. — Woher das komme? Vom Wein erhizt, ſpricht man in einem Weinlande gern über die Schnur der Decenz, und in einem Deſpotenlande fühlt man, der Hudeley gewöhnt, das Beleidigende darin weniger. Auch was ein

Wo vieles drauf geht, ohne ein angemeßnes Auskommen dazu zu haben, da entſtehen Schulden und die Begierde nach Gelde, ſowohl um des Mahnens über dieſe los zu werden, als um jenes fortzuſetzen. Dieß Poſtulat aus dem Leben aller Verſchwender lockt Betrüger, und hilft ihr Creditif begründen. Unſer Held war ein Verſchwender; er war daher auch eine Lockſpeiſe für die genannte Klaſſe.

Alſo, einer aus dieſer, ein Erzbetrüger, Namens **Fuchs**, welcher nachher im Würtembergiſchen gehängt iſt, kam ohngefähr 1750 nach Grehweiler, und ſchwazte unſerm Grafen ganz willkommen ein, daß gewiſſe Berge in ſeinem Ländchen Erz, Silber und Gold führten, und daß man durch deren Bearbeitung eine ſeanſehnliche Summe gewinnen könnte, daß ſie den Ertrag der Koſten zehnmal überſteigen müßte: das Grehweiler-Ländchen ſey ein zweytes **Peru**.

Daß dieſes unſerm **Carl Magnus**, der

---

ein fader Witzling unter frohen Freunden ſcherzweiſe vorbringt, damit trodelt der Schadenfrohe zum Beſchimpfen nachher weiter. In Preußen fühlt man ſich ſchon mehr, und findet die Beynamen höchſt nur noch beym Pöbel.

nebſt ſo vielen Schulden ſo viel Bedürfniſſe hatte und ſo wenig Geld, nicht anders als äuſſerſt angenehm geweſen ſeyn müſſe, glaubt ein jeder. Seine Kaſſe reichte nie zu, und um nur ſeinen Kredit nicht ganz ſinken zu laſſen, durfte er wenigſtens mit den Intereſſen nicht zurückbleiben. Aber ſchon mußte er, um dieſe abzutragen, den größten Theil ſeiner Einkünfte dazu verwenden, zumal für das Kapital von ſeiner Donna, die von Nachſicht oder Aufſchub nichts wiſſen wollte. Sie genoß zwar alle Pracht und allen Aufwand mit, den ihr Herr Gemahl machte; allein ſie verbath es ſich, zur Unterhaltung dieſes Luxus auch nur das Geringſte beyzutragen. Sie hatte den ſchönen Grundſatz, daß jeder, wer eine Frau heurathe, ſie auch ohne ihr Zuthun ernähren müſſe, und ihr Alles fein hübſch anſchaffen, was ſeine Hausehre ſtandesmäßig für ſie erfodere. Wir werden weiter unten ſehen, wie brav dieſe Dame, die den eben erwähnten Grundſatz ganz in Ehren hielt, ſich ihres endlich in die tiefſte Noth herabgeſunkenen Gemahls angenommen hat, wenn es gleich für ſie etwas leichtes geweſen wäre, ihn noch zu retten, oder ihm wenigſtens ſeinen Aufenthalt im Gefängniß zu erleichtern.

Der Vorſchlag des Mosjeh Fuchs wurde angenommen; es fehlte aber noch immer an Vielem, vorzüglich an dem nervus rerum gerundarum, an Gelde, um die Bergwerksſache ernſtlich anzugreifen: und ſo hatte Herr Fuchs Muße, ſeine liebe lange Zeit mit Projektiren, Saufen und Spielen hinzubringen, Geld dazu hatte er freilich nicht, wie keiner ſeines Gleichen es hat; aber der Herr Graf war zuvorkommend genug, ihm einiges auf künftige Abrechnung vorzuſchießen. Der Graf hätte ſich die Folgen dieſer Gefälligkeit recht gut erſparen können; aber er gehörte zu denen, welche etwas recht feſt glauben, weil ſie Urſache haben, es recht ſehnlich zu wünſchen. Man hatte ihn vor Fuchſen gewarnt; aber wer wäſcht einen Mohren weiß! Herr Fuchs nämlich hatte ſchon einen Pfarrer in der Rheingrafſchaft, der den unſeligen Einfall gehabt hatte, Gold zu kochen, exemplariſch angeführt; und dieſer Pfarrer ermangelte keineswegs, dem Herrn Grafen alles pflichtmäßig zu entdecken. Aber der Graf, von Fuchſens Verſprechen geblendet, hörte nicht — bis endlich ſein Herr Fuchs einen falſchen Schein von 1000 Gulden auf ihn geſchrieben hatte, und ganz im Stillen für gut fand, ſich geſchwind zu entfernen.

Nun war der Betrüger zwar weg; aber die Idee, aus Bergwerken Geld zu gewinnen, ſaß dem Grafen noch immer unausrottlich feſt. Ein gewiſſer Haberkorn, ein in jeder mineralogiſchen Rückſicht erzunwiſſender Menſch, aber ein Proiektfabrikant von der erſten Größe — ſeine über allen Glauben große Naſe hatte ihm den Beynamen, Schnautzprügel, zugezogen — bekam die Aufſicht über die Bergwerke, welchen es nur noch an dem Anlegen fehlte. Haberkorn ernannte flugs Oberſteiger, Schichtmeiſter, Knappen und Gott weiß, was alle noch für Helfershelfer, welche dann auch alle richtig beſoldet wurden, wenn ſie gleich noch nicht das Mindeſte zu thun hatten. Endlich fing man wirklich an zu graben, und grub hin und her, bis mehrere fruchtloſe Verſuche ſie alle handgreiflich überzeugten, daß Herr Fuchs ſich als Betrüger, Herr Haberkorn als Ignorant, und der Herr Graf, als leichtgläubiger — Verſchwender, verächtlich gezeigt habe.

Haberkorn war indeß Bergmeiſter, und behielt dieſen Titel, ſamt der Beſoldung. Im Ländchen hatte er jezt, als Bergmeiſter, freilich nichts mehr zu ſchaffen, aber, um ſeine Tage nicht ganz müßig hinzubringen, fiel der projektvolle Sünder auf den finanziöſen Gedanken, Leute in der Ferne von da an eben ſo zu bedienen, wie vorher ſeinen Grafen in der Nähe. Er ließ alſo beſonders durch Juden, namentlich durch **Salomon**, **Nathan**, **Jekuf** und **Seligmann**, ein ſehr ergiebiges Bergwerk auspoſaunen, wozu nur noch drey bis vier Stämme, oder fünf bis ſechs Kuren zum Ankaufe zu haben wären. Zugleich gab er ſeinen Unterhändlern die Vollmacht, dieſe auspoſaunten Geldquellen gegen gleich baare Zahlung, das Stück zu 4 — 5 bis 600 Gulden an Kaufluſtige loszuſchlagen.

Da die Patente dieſer Leute mit der Unterſchrift des Wild- und Rheingräflichen Bergamts ausgeſtellt und mit dem Bergſiegel bekräftiget waren: ſo fanden ſie Glauben; und viele reiche Leute zu Frankfurt, Mannheim, Strasburg, Maynz, Trier, Kölln und anderwärts kauften die Antheile, und erfuhren erſt hinterdrein, daß ſie leider nur im Monde zu finden wären. Durch dieſen saubern Kunſtgriff ſchlichen mehrere tauſend Gulden nach Grehweiler; und weil hernach, als die Klagen der Betrogenen einliefen, der Graf den Haberkorn nicht zur Strafe zog, ſondern ihn noch gar zum Kammerrath ernannte: ſo ſcheint es wohl, daß man ganz richtig folgern könne: der Herr Graf habe an dieſer ſehr reellen Einnahme ſelbſt Antheil genommen.

Endlich kam auch Bruder Ludwig aus dem Felde mit einer Penſion, die ſeinem Poſten angemeſſen war. Er war, wie ich bereits erwähnt habe, ein guter Soldat, und verdiente mit Recht, was man ihn an Beſoldung genießen ließ. Auch war er weit humaner und artiger als ſein Herr Bruder, und er würde ſeine Lebenszeit vielleicht mit Ehren benuzt und geendiget haben, wenn er nicht endlich auf die Tollheit verfallen wäre, ſeinem Bruder nachzuahmen, und wenn er bey dieſer Schwindeley nie einen gewiſſen Herrn Braun gekannt hätte, von welchem bald mehr folgen wird.

Graf Ludwig hatte an den gräflichen Domänen allerdings Antheil, aber ſie waren von ſeinem Bruder verſezt und verpfändet. Dieſer machte ſich alſo gleich anheiſchig, ihm alles zuliefern, was ſein tägliches Auskommen erfodere, und dieß ſo reichlich, daß ſeine jährliche Penſion aus Frankreich, welche 800 Laubthaler betrug, ganz für ſeine beſondern Ausgaben bleiben ſollte. Graf Ludwig war dieſes zufrieden; aber da auch er allerley Geſindel mitbrachte, welches ernährt und gekleidet werden mußte: ſo hatte der arme Carl Magnus zu ſeinen ohnehin ſchon überſtarken Ausgaben einen fürchterlichen Zuwuchs.

Unter den Beamten des Grafen, deren meiſte bald als erzſchlechte Menſchen erſcheinen werden, waren damals nur zwey redliche Männer: der Hofrath Lauz und der Archivrath Dautel. Dieſer war unwiderſprechlich der gelehrteſte Juriſt in der ganzen Gegend, aber ein höchſt ſeltſamer Mann. Er war ein gebohrner Strasburger und ein Enkel des berühmten Rechtsgelehrten Johann Schilter. Da er ſich, von Jugend auf, dem Studium der Rechte gewidmet hatte, auch Doctor darin geworden war: ſo hätte er gern Profeſſor der Rechtsgelehrſamkeit zu Strasburg werden mögen. Weil er aber mit der Sprache nicht recht vorankounte: ſo war er ſchon zufrieden, einen Poſten in einem Archive zu finden, wobey mehr zu ſchreiben als zu reden war. In ſeiner Kleidung trug er ſich ſo ſchlicht und recht, wie man ſich im Jahre 1701 getragen hat; aber eben darum war er an dem glänzenden Hofe unſeres Rheingrafen gar nicht angeſehen. Mit Beynamen nannte man ihn den Kreuzbauer, und dieß, weil er eine Perücke mit drey Zöpfen trug, die damals Kreuzbauern hießen.

Hofrath Lautz war ein ganz vortreflicher Mann, ehemals Kammer-Advocat zu Wetzlar. Dieſer Mann both alles auf, um den Grafen von ſeinen übertriebenen Ausgaben zurückzuhalten, und foderte endlich ſeinen Abſchied, als er ſah, daß ſein Herr ſeinen pflichtvergeßnen Rathgebern mehr Gehör gab, als ihm. Jeder Höfling freute ſich darüber, denn vor ihm fürchteten ſich alle: aber der Graf, der auch, als verdorbener Menſch, die Rechtſchaffenheit und das Verdienſt dieſes angeſehenen und berühmten Mannes ſchätzen mußte, both ihm, um ihn nicht zu verlieren, eine Erhöhung ſeines Gehaltes. Lautz verbath dieß, verließ den Hof und privatiſirte eine Zeitlang, bis man ihn als Syndikus nach Frankfurt am Main berief, wo er auch nicht lange hernach geſtorben iſt. — Auch dieſer brave Mann hatte, wegen ſeines eheloſen Lebens, den Beynamen Kapaun.

Bisher war es am Grehweiler Hofe, wie meine Leſer dieß gewiß nicht mehr bezweifeln, bunt genug zugegangen; aber daß es nicht noch weit bunter zuging, das war das Verdienſt der Herren Lautz und Dautel. Dieſe wenigſtens bothen alles auf, daß die Gerechtigkeitspflege, ſo gut und viel ſie konnten, aufrecht erhalten werden ſollte, wenn ſie gleich oft mit Unwillen ſehen mußten, wie unmöglich man es ihnen machte, alle Abwege hierin zu verhüten. Kaum aber war Lautz abgezogen, ſo war der Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht wie vertilgt, und ſelbſt die kurfürſtliche Rechtsbude zu Mannheim konnte ſich in keiner verdammlichern Lage befinden, als die gräfliche zu Grehweiler: *) denn hier galt von der Zeit an weiter

---

*) Damit die Herren Pfälzer über dieſen Querblick nicht ihre Naſe rümpfen mögen, bitte ich ſie, die Aktenſtücke nachzuſehen, welche in Schlözers Briefwechſel vom Jahr 1780 vorkommen. Ich weiß zwar recht gut, daß Herr Graf von Oberndorf — den man den Erzmogul nannte, um ihn von Hn. Koch zu Alzey, welcher der große Mogul hieß zu unterſcheiden. — ſich wegen eben jener Stücke bey der Regierung zu Hannover beſchwert hat; aber

nichts, als der Wille und das Intereſſe des Grafen und ſeiner Lieblinge und Räthe.

Dieſem alles um= und niederreißenden Strohme war Lautzens Nachfolger nicht gewachſen. Er hieß Kremer, und war unläugbar ein geſchickter und rechtſchaffner Mann; allein ein Mann, der die Ruhe und den Frieden liebte, und Vater von eilf Kindern war; der alſo ſchon um dieſer willen weit nachgiebiger an ſich halten mußte, als Lautz, der weder Frau noch Kinder hatte. Und von dieſer Seite läßt es ſich wohl nicht bezweifeln, daß das Heurathen entmanne: denn entmannt, wenigſtens moraliſch, war der neue Hofrath gewiß, und er zog ſich den Schimpfnamen, Maulaffe, blos dadurch zu, daß er zu Allem, was der Graf und deſſen Favoriten vortrugen, ſchwieg, mit aufgeſperrtem Munde daſtand, ihnen gelaſſen zuhörte,

---

die damaligen Herren zu Hannover dachten nicht, wie die Herren in der Pfalz, wo jeder Vornehme, eben weil er vornehm war, immer Recht hatte, — wie jezt ſelbſt in Hannover Hr. Pitt gegen Hn. von Berlepſch, — und foderten ſeine Excellenz auf, den Beweis zu führen, daß die Berichte in Schlözers Briefwechſel nicht wahr ſeyen. Allein der Herr Miniſter war dazu nicht im Stande, und ſo blieb die Sache, wie ſie damals war, ſchändlich am Pranger hangen, und mein Queerblick ſchießt eben darum hier auch nicht vorbey. —

und, wenn er gefragt wurde, weiter nichts ſagte, als: „Ja, ja: da haben Sie ganz recht!“ Ich werde in der Folge noch Manches anführen, welches Hofrath **Kremer** billig hätte ſollen hindern oder verhüten. Uebrigens war er ein Bruder des pfälziſchen Ehegerichts-Raths **Kremer**, der das Leben des Kurfürſten **Friedrichs** des **Siegreichen**, ſo gründlich gelehrt, aber äußerſt langweilig beſchrieben hat. *)

Fünftes Kapitel.

Der Herr Oberſchulz Häfner, und deſſen Bübereyen.

Schlechte Herren haben gewöhnlich ſchlechte Diener, und wo man dieſe antrifft, da ſezt man jene voraus, oder man hält ſie für Menſchen, die für Sittlichkeit und Ordnung wenig Ein-

---

*) Dieſer **Kremer**, der Ehegerichtsrath, welcher kinderloß zu Mannheim lebte, lag von früh biß in die Nacht entweder im Archiv oder in der Bibliothek, korreſpondirte fleißig mit dem Bibliothekar der Vatikaniſchen Bibliothek, und ſammelte ſogar von Rom aus Beyträge zur Pfälziſchen Geſchichte, die er dereinſt ſchreiben wollte. Der Tod kam ihm hiebey zuvor, und waß er an Handſchriften, Urkunden, Nachrichten und Berichtigungen hinterließ, kaufte der Kurfürſt von der Pfalz; und nun liegt es auf deßen Bibliothek, indecoro pulvere ſordidum, den Mäuſen und Motten zur Nahrung.

ſicht und Achtung haben. Das Sprichwort: Gleich ſucht ſich, gleich findt ſich, iſt der Erfahrungsgrundſatz, wonach man hier ſein Urtheil abmißt; und es iſt ſelten, daß man hierin getäuſcht wird. Unſer Carl Magnus war ohne Widerrede ein ſehr ſchlechter Herr; und ſo würde es ein Wunder geweſen ſeyn, wenn der größte Theil ſeiner hohen und niedern Dienerſchaft anders geweſen wäre, wenigſtens im Durchſchnitt und auf die Dauer. Sie war aber größtentheils, wie er, wie die Folge es lehren wird; und der erſte ſchlechte Beamte von denen, die er im Dienſte hatte, war der recht arge Bube — Benedict Häfner.

Die Jugendgeſchichte dieſes erzfatalen Mannes gehört nicht hieher. Seine Ekelnamen waren: mala Vulpes, Rothius, Nebukadnezar, und Marlene. Die beyden erſten legte man ihm bey, weil er ein rothköpfiger Schurke war: den dritten hatte er von ſeinem Hunde gleiches Namens, und den vierten von einem liederlichen Mädchen, das Magdalene hieß, und durch ihn Mutter ward. Das einzige Gute, das ich an ihm rühmen kann, war: Er ſchrieb eine gute Hand, und rechnete fertig; und dieß machte, daß ihn der Schaffner Schutz, zu Johann bey Alzey, als Schreiber in Dienſt nahm.

Damit man ſich einen Begriff von den pfälziſchen Schaffnern machen könne, muß man wiſſen, daß die geiſtlichen Güter in der Pfalz von einem gewiſſen Corpus verwaltet werden, welches ſich zu Heidelberg aufhält und die Adminiſtration genannt wird. Dieſes Corpus zwackt die Kirchen abſcheulich, und dieſer Umſtand nöthiget deſſen Glieder, die Unterverwalter oder die Schaffner zu ſchonen, und mit ihnen, wie man ſpricht, in Ein Horn zu blaſen. Sie haben alſo mit den Kirchengütern frey ſchalten und walten, ſtehen ſich ohnehin ſehr hoch, und ſind auf ihrem Poſten, troz ihrer Betrügerey, ganz ſicher. Ich wüßte kein Beyſpiel, daß irgend einer ſeines Amtes entſezt wäre. In ihren Häuſern geht es auf einen hohen Fuß, ſo daß der Pfälzer, um einen Menſchen, dem es recht wohl geht, anzuzeigen, ſagt: Er lebt, wie ein Schaffner.

Sonſt ſind es größtentheils elende Wichte: denn welcher ehrliche, einſichtige Mann würde 5, 6 und mehrere tauſend Gulden hingeben, um das Privilegium zu erkaufen, die Kirchen zu betrügen und betrügen zu helfen! Ob man ſie aber gleich ſamt und ſonders für böſe Buben hält, ſo beſucht ſie doch jederman, freilich nur wegen ihres guten Tiſches, und wegen ihrer reichen Töchter. Auch bekömmt jeder Schaffner jedes Mädchen zur Frau weit eher, als ein Geheimrath oder ein Oberamtmann. Doch wer mehr hievon wiſſen will, der leſe das Buch meines verſtorbenen Freundes, Hundel, über den gegenwärtigen Zuſtand der proteſtantiſchen Kirchen in der Pfalz. Leipzig, bey Reich, 1779.

Häfner fand bey dem Schaffner Schutz recht ſein Element: denn dieſer war ein Erzdummkopf; und ſo konnte der ränkevolle Häfner beginnen, was er wollte. Er erwarb ſich auch bald ein hübſches Sümmchen, und nicht lange ſo erſchien er ausſtaffiert wie ein Kavalier, ob er gleich zerlumpt und zerfezt hingekommen war. Dieſe Erſcheinung fiel auf, und Häfner der Schlaukopf, merkte, daß er ſich eine Stütze ſchaffen müßte, um ſich in ſeinem Poſten zu erhalten. Hiezu wählte er Folgendes.

Sein Schaffner hielt ſich eine Schuſterstochter zur Mätreſſe unter dem Namen einer Haushälterin, und war ihr ergeben, inniger als mancher Mann ſeiner Frau. Häfner ſchmeichelte ſich bey dieſer ein, und verſprach ihr die Ehe, ſobald ſein Herr nichts dawider haben würde. Um dieſen für ſeine Abſicht zu gewinnen, ſagte er ihm in vollem Ernſte zu, daß, wenn er in ſein Vorhaben willige, er es ſich zur heiligen Pflicht machen wolle, ihn nie zu verlaſſen. Dieß war dem Schaffner willkommen: denn nun, dachte er, könnte er ſein Weſen mit der Frau Häfnern ungeſtört fortſetzen, ohne eben einen Baſtartfall fürchten zu müſſen. Häfner erhielt alſo die Schuſterstochter, und der wachſame Leumund der dortigen Gegend nannte ſie, von der Zeit an, die Pechfärzerin, auch von einem Schuſtermeſſer die Kneipe. Frau Häfnern blieb auch wirklich die Mätreſſe des Schäffners nach wie vor, betrog aber dieſen, wie ihren Mann, recht, wie man ſagt, nach Noten. Was ihr Mann ihr erlaubt hatte für ſeinen Herrn Schaffner, das erlaubte ſie ſich — nach eben dem Leiſten — für Mehrere. Warum hatte der gewinnſüchtige Bube ihr den Nebenweg ſelbſt offen gelaſſen! Es heißt auch hier, und vorzüglich hier:

Laeſa pudicitia eſt? deperit illa ſemel.

Die Delikateſſe eines Weibes iſt wirklich eine ſehr zarte Blume, und ſie welkt um ſo eher, je weniger der Mann ſelbſt ſie ſchonet.

Während dieſer Lage der Dinge, kam Carl Magnus einſt nach Johann, und ſprach bey dem Schaffner Schutz ein als Gaſt. Hier ſah er den gepuzten Schreiber Häfner, und deſſen Ehehälfte, und empfand beym erſten Anblick gegen dieſe ſo ein Etwas, das er gegen ſeine Jeannette nicht zu empfinden gewohnt war. Schutz erzählte dem Grafen, ſo nach ſeiner Art, recht viel von der Geſchicklichkeit ſeines Häfners: der Graf hörte das an und lobte es, fand aber, daß Madam Häfner, wie nämlich ſie ſich ſeinen lauſchenden Blicken zu zeigen wußte, ihm wohl noch behaglicher dienen könnte. Er bath alſo den Herrn Häfner, er mögte ihn beſuchen, und trug ihm, als er es that, das Amt eines Oberfeldmeſſers an, mit einer recht guten Beſoldung. Häfner nahm dieß Anerbieten an, und auf dieſe Art kam der Schaffner Schulz um ſeinen Schreiber, aber auch um ſeine Schreiberin, die von da an Geheimſchreiberin unſeres Grafen ward.

Schutz, um dieſen Verluſt zu erſetzen, legte ſich eine andere Schuſterstochter aus Alzey zu, der man wegen ihrer niedlichen Geſtalt den Beynamen gab — das Püppchen. Sie überlebte ihren Schaffner, und heurathete nachher den Alzeyer Perückenmacher Ackermann, verfiel aber nicht lange darauf in eine Art von Wahnſinn, und machte in dieſem verwirrten Zuſtande ihren Mann des Nachts im Schlafe zum Combabus ganz und gar. Der arme Mann brachte ein halbes Jahr mit der Heilung zu, und nachdem der Chirurgus Ernſt dieſe glücklich vollendet hatte, vergaß er den Verluſt ſeiner Mannheit, nahm ſeine Frau geduldig wieder zu ſich, und beyde lebten von da an in aller Keuſchheit. Dieſe Caſtrationsgeſchichte war damals das alltägliche Thema in jeder Geſellſchaft weit und breit.

Schutz ſelbſt ſtarb 1778, und wurde am Palmſonntage begraben. Den Gründonnerſtag darauf ſprengten einige Juden in der Gegend aus: der Schaffner Schutz ſey nicht mehr im Grabe: man mögte nur nachſehen: die Nacht zuvor habe ihn der Teufel herausgeholt: ſie wären gerade vorbeygegangen, und hätten es mit ihren eignen Augen geſehen. — Gleich war nichts gewiſſer als dieß; und wer konnte es den Pfälzern auch nur verdenken, daß ſie glaubten: der Teufel habe einen ihrer Schaffner aus dem Grabe geholt! Berichten doch recht gravitätiſche Hiſtorienſchreiber das auch von dem Gnoſtiſchen Ketzer Valentinus und von Papſt Sylveſter, dem Zweyten! Genug, nichts war gewiſſer als die Ausſage der Juden, und dieß ſolange, bis der junge Schutz, der ſeinem Vater im Amte gefolgt war, die Juden verklagte, und, um ſeine und ſeines Vaters Ehre zu retten, vom Gerichte foderte: es mögte das Grab öffnen laſſen. Er erhielt dieß, aber nur mit großer Mühe: und nun fand man wohl noch den Schaffner, aber nichts von dem gewöhnlichen Leichenputz.

Freilich ſtuzte man, und man würde weiterhin doch als gewiß behauptet haben: der Teufel hätte den Schaffner wenigſtens entkleidet, wenn nicht durch einen Zufall der wahre Teufel oder der Thäter wäre entdeckt worden. Es war ein armer Schornſteinfeger-Geſelle aus Kirchheim, den das Bedürfniß eines Hemdes zu dieſer Schauerthat vermogt hatte; und, während er ſie vornahm, waren die Juden vorhergegangen und hatten ihn eben ſo in Angſt geſezt, als er ſie. Man würde ihn häßlich beſtraft haben, wenn er nicht frühe genug die Flucht ergriffen hätte. Dieß zur Abwechſelung: jezt wieder zu unſrer nobeln Sippſchaft!

Der Schreiber Häfner war nun, wie man weiß, Oberfeldmeſſer der Grafſchaft geworden, und bald hernach ward er gar Oberſchulz zu Wendelsheim, wo ihm der Graf noch obendrein das dortige große Gut zur Verwaltung auftrug. Der Graf nämlich fand für gut, den Häfner zu entfernen, um die Gräfin es nicht merken zu laſſen, daß blos fremdartiges Schürzenverdienſt ihn ſo liberal gegen einen Verdienſt = loſen, ſchlechten Menſchen gemacht habe. Das erwähnte Gut war, um dieß im Vorbeygehen mitanzumerken, eben das Gut, welches der berüchtigte Schlappohr ehemals in Pacht gehabt hat, und worauf er jezt noch — wie man in der Pfalz glaubt — ſpucken geht, in Geſellſchaft des Muhkalbs. Man findet dieß im erſten Bande meiner Lebensgeſchichte.

Zu Wendelsheim war zu der Zeit ein junger Menſch angeſtellt, Namens Freiensleben, der in der Tonkunſt ſtark war, ſonſt aber den Pickelhäring ſpielte und, ſo zu ſagen, den Hofnarren des Grafen machte. Er war ein gebohrner Strasburger, und ſollte dereinſt Organiſt in Grehweiler werden, wenn nämlich der damalige Organiſt entweder abgehen oder ſterben würde. Man gab ihn für ein uneheliches Kind eines deutſchen Fürſten aus. Dieſer Tauſendkünſtler fand die Frau Oberſchulzen nach ſeinem Geſchmack, und ſie ihn nach ihrem: Aber die Sache wurde verrathen, und Freiensleben mußte ſtehendes Fußes aufpacken. Sein Ekelname war Dickſchwanz, denn er trug einen ſehr dicken Haarzopf.

In der Gemarkung zu Wendelsheim waren damals die Aecker von ſehr ungleichem Maaße: einige beſtanden aus 120, andere aus 130, 140 und mehreren Quadratruthen. Um dieſe Ungleichheit einzugleichen, maß der Oberſchulz die ganze Gemarkung von neuem, ſezte die Zahl der Quadratruthen auf den Morgen zu 130, und behielt bey dieſer finanziöſen Meſſung viel Feldes übrig. Dieß erklärte er für res nullius, und nahm es für den Grafen in Beſitz. Das war auf jeden Fall eine neue Art zu acquiriren, die aber dem Grafen gar nicht misfiel. Häfner erhielt die Aufſicht über die neue Erwerbung, und ſein voriges Gut wurde einem Andern in Pacht gegeben, doch unter ſeinem Vorſtand. Um ihm eine hübſche Wohnung einzuräumen, ließ der Graf ein ſchönes Gebäude zu Wendelsheim für ihn aufbauen, wozu die Bauern die Frohndienſte leiſten mußten, aber das Frohngeld doch auch noch bezahlen, was ſonſt wegfiel, ſobald ſie die Frohndienſte ſelbſt verrichteten.

Häfner ging in ſeiner Ungerechtigkeit immer weiter. So rieth er dem Grafen, eine Ziegelſcheune in Wendelsheim anzulegen, wegen der vielen Vortheile, die ſie ſeiner Kammer verſchaffen würde. Was Geld bringen ſollte, ergriff Carl Magnus mit beyden Händen, daher auch dieſen Vorſchlag. Man ſchritt zur Ausführung, und das Grundſtück, worauf die Ziegeley zu ſtehen kam, wurde dem Bauer, Auguſtin Schwab, abgenommen. Schwab ſchrie über gewaltſamen Eingriff in ſein Eigenthum, und foderte dieſes entweder zurück, oder wenigſtens Erſatz; aber vergebens. Er erhielt weiter nichts, als die Antwort: daß der Graf das Grundſtück beſſer benutzen könnte, als er: Er hätte es ja nur blos zu Rüben- und Kartoffel-Gruben gebraucht; und dazu fände er Platz genug in ſeinem Garten: Man wollte ihm ganz wohlmeynend rathen, ſich bey dieſem Beſcheid zu beruhigen; ſonſt würde man die Mittel bald finden, ihn zur Ruhe zu verweiſen. —

Freilich räſonnirte damals die ganze Gegend über die höchſt ungerechte Art, Güter zu erwerben, und Prachtgebäude aufzuführen und Ziegelſcheunen anzulegen: man beſchuldigte den Grafen laut einer räuberiſchen Art, den ruhigen Beſitzſtand zu ſtören und als Landesherr das Eigenthum ſeiner Unterthanen der Sicherheit zu entziehen. Allein wer vermogte zu helfen! Kein Bauer durfte es wagen, um Hülfe gegen ihren Tyrannen höhern Orts anzuſuchen. Man kennt in der Pfalz den Gang der Juſtiz zu Wetzlar, Regensburg und Wien! Man rühme unſere deutſche Reichsverfaſſung, wie hoch man kann: es iſt Dunſt! Sie iſt ein Spinngewebe, das die Mücken zum Ausſaugen für die Kreuz- und Stern-Spinnen feſt hält, aber die Horniſſe ariſtokratiſch durchbrechen läßt, und ſumſen und ſauſen nach Belieben. —

Die Güter waren erworben, Häfners Palaſt war fertig, und der Graf fand, wenn er nach Wendelsheim kam, ein Quartier, worin er ſich unſchenirt amüſiren konnte, ſo hoch und tief er wollte. Er kam auch richtig faſt alle Wochen, und Häfner wußte zu leben und machte ihm Platz unter dem Vorgeben von Geſchäften außerhalb des Hauſes. Die Gräfin erfuhr endlich, troz der Entfernung, doch ſo etwas von der hübſchen Wirthſchaft zu Wendelsheim; aber der Graf half ſich anfänglich durch Ausreden, und ſpielte zulezt den Großen — Abderitiſch-ſultaniſch. Häfner wußte freilich auch um die geheime Abſicht der öftern hochgräflichen Beſuche; aber ſein Intereſſe machte ihn tolerant, und der Verworfene entſchädigte ſich in den Armen der Großdirnen und der Bauerweiber.

Die Bauern wußten indeſſen nicht ſo zu leben, wie er, und dieſe Unwiſſenheit zog ihm manche unſanfte Erinnerung zu, vorzüglich einſt unter der derben Fauſt von Heinrich Lahr, den man gemeinhin den rothen Förger nannte. Häfner hatte dieſes Mannes Weib mit Gewalt zu ſeinem Willen zwingen wollen; aber ſie verſtand das unrecht, ſchrie um Hülfe, und Lahr ſprang hinzu und half, und der Herr Oberſchulz konnte ſeine wunden Lenden kaum noch ſchleppen.

Was er hier mit der Haut bezahlte, bezahlte er anderwärts mit dem Beutel. So verworfen er war, und ſo richtig man aus ſeinen Handlungen folgern konnte, daß auch nicht ein Fünkchen von menſchlichem Gefühl in ihm noch lodere: ſo ſchien er es doch zu arg zu finden, daß man ihn als den Vater zu einem Kinde von einer gemeinen Sumpfnymphe öffentlich nennen ſollte. Vielleicht ſchämte er ſich nur hier der Folge eines Geſchmacks, der bis zum Abſcheu unbändig und viehiſch war. Als daher ein Fall von der erwähnten Art eintrat, gab er Geld über Geld, um einen faden Bauerkerl dahin zu bringen, daß er die Vaterſchaft für ihn annahm. Eben dieſer Fall war es, der ihm den Beynamen Marlene zuzog, und der das Pfälzer Publikum über ſeine geprellte Vorſicht ſchimpfen und lachen machte.

Aber alles das witzigte den rohen Wüſtling nicht im mindeſten. Noch kurz zuvor, ehe er aus Furcht vor der kaiſerlichen Commiſſion ſein Heil in der Flucht ſuchte, hatte er eine ſeiner Mägde entjungfert. Und Vorfälle dieſer Art rührten ſeine theure Ehehälfte ſo unbegreiflich wenig, daß ſie die Unverſchämtheit haben konnte, ſich öffentlich darüber luſtig zu machen. Vielleicht aber wählte ſie dieß als Mittel, dem größern Schimpfe durch einen kleinern, wie ſie ihn ſich dachte, zuvorzukommen. Doch ſie war die Mätreſſe eines Grafen, durch deſſen Höhe ſie ſich über alle Niedrigkeit erhaben dünkte!

So gar erfuhr man durch ſie, — ohne Zweifel, um ſich der Gräflichkeit lauterer rühmen zu können, — daß ihr Herr Gemahl dem Grafen ſein Ehrenwort habe geben müſſen, daß er auf alle Bettgemeinſchaft mit ihr verzichten wolle. Dieß indeß war wohl nur ein Kunſtgriff, den hochgräflichen Gaumen vor den Stacheln der Eiferſucht zu ſichern! Ein Menſchthier, wie Häfner es war, daß ſo einer das habe achten ſollen, was ſein Nebenbuhler ſelbſt nicht achtete — credat Iudaeus apella!

Sechſtes Kapitel.

Herr Braun und Herr Rohard.

Was Häfner für Carl Magnus war, war Herr Braun und Herr Rohard für Grafen Ludwig. Braun ſtand ehedem als Bedienter bey Stanislaus Laſcynsky, Könige von Polen und Schwiegervater Ludwigs XV, zur Zeit, als Stanislaus zu Lüneville in Lothringen reſidirte. Der unruhige Burſche, der weiter nichts als die Kochkunſt gelernt hatte, konnte an dem Hofe dieſes rechtſchaffenen Fürſten, deſſen Andenken ewig in Segen bleiben wird, nicht lange ſtallen, und ging mit dem engliſchen Ebentheurer Baltimore auf Reiſen, durchkreuzte mit ihm Europa, Aſien, Afrika, und Amerika, überwarf ſich mit dem Lord, trat in holländiſche Kriegsdienſte, ward Sergeant, lief mit den Werbegeldern davon, flüchtete nach Frankreich, traf dort den Grafen Ludwig noch in Dienſten, und ward deſſen Koch. Als Koch konnte er ihn zu Grehweiler recht gut entbehren, denn er hatte den Tiſch bey ſeinem Bruder; aber er behielt ihn, und dieß wegen der jungen hübſchen Frau, die Braun dort genommen hatte. Um ihn noch beſſer zu verſorgen, und ſich ſeines Bleibens dadurch noch feſter zu verſichern, beredete er ſeinen Bruder, daß er in dem weitläufigen Gebäude, das Herr Häfner zu Wendelsheim bewohnte, eine Wirthſchaft anlegen und ſie ſeinem Braun übergeben mögte. Dieß geſchah, und nun war Herr Braun Gaſtwirth zum Engel in Wendelsheim. Sein Beyname hieß Löffel.

Herr Rohard war gleichfalls ein Ebentheurer, der in verſchiedenen Armeen als Soldat gedient hatte, und endlich als Kammerdiener in des Grafen Ludwigs Dienſte genommen wurde. Er und Braun waren ganz die Leute, wie Graf Ludwig ſie brauchte.

Einſt witterten beyde einen Vorrath von Wein in Ingelheim aus, der für 6000 Gulden zu haben ſein ſollte. Der Beſitzer war erböthig, ihn zu creditiren, wenn man ihm nur Sicherheit zur Genüge ſtellen würde. Graf Ludwig hatte, wie ſein Bruder, immer Geld nöthig, und ſeine Penſion von Frankreich wollte durchaus nirgends zureichen. Seine Unterhändler ſahen ſich alſo genöthiget, ihre Zuflucht zum Borgen zu nehmen. Das Borgen, im Wege Rechtens, ging nicht immer von Statten: denn hinlängliche Sicherheit konnten ſie überall nicht ſtellen. Da aber der gute Wirth vorſichtig iſt, und ſein Geld nicht aufs Gerathewohl hingiebt: ſo mußten ſie ſpeculiren, wo und wie ſie Geld erſchleichen könnten.

Den Wein in Jugelheim wollten ſie zu einer Speculation von dieſer Art benutzen. Sie reiſeten alſo hin, Braun als Hofrath des regierenden Grafen, und Rohard als deſſen Secretär. Beyde waren nichts weniger, als das, wofür ſie ſich ausgaben. Der Wirth zu Jngelheim hatte den Wein; ſie kehrten alſo bey dieſem ein, und eröffneten die Unterhandlung unter dem Vorgeben: daß ſie Befehl hätten, im Namen ihres Herrn, des regierenden Grafen, für deſſen Bruder auf den Wein gut zu ſagen. Der Wirth der keinen Betrug vermuthete, war ſchon froh, daß die Herren die Sicherungs-Akte der Stelle entwerfen wollten. Sie ſezten auf ſich, aber während ſie entwarfen, tritt der Jude Mayer aus Bockenheim in die Stube, und kannte die Herren.

Er trat näher, und grüßte ſie mit den Worten: Guen Dak, Herr Braun! Guen Dak, Herr Rohard! — Der Wirth zieht den Mayer auf die Seite, und bittet ihn, daß er Reſpect gegen die Herren haben wolle. — Ja, doch, ſagt Mayer, das eß ja Herr Braun, und der da — eß ja Herr Rohard! — Kann ſeyn, erwiedert der Wirth; aber der Eine iſt Hofrath, und der Andere iſt Sekretär. — Na, mei Seel, fährt Mayer mit Lächeln fort, Herr Braun eß ä Wert wie Er: es eß der Engelwert von Wendsheim; und das da — eß der Kammerdiener vom Graf Lutz.

Wirth? Kammerdiener? ruft der Wirth: ey, ſo hole ſie der Geyer! Ja ja, nun merk' ich, worauf es angelegt war! Wiſſen ſie was, meine Herren? Den Augenblick zur Thür hinaus, oder ich mache Ihnen Füße! —

Braun und Rohard fanden nicht für gut, noch zu verweilen, und zogen beſchämt ab, rächten ſich aber hernach auf gut ſchurkiſch an dem Juden Mayer, indem ſie ihn der Theilnahme mit einem falſchen Geldmünzer beſchuldigten, und ihn auf mehrere Monate nach Grebweiler ins Loch ſpatzieren machten. Er war ohne Vermögen, ſonſt hätten ſie ſich an dieſem gerieben.

Ein Vormund zu Flörſchheim ließ bekannt machen, daß er 4000 Gulden Pupillengelder auf ſichere Hypothek verleihen wolle. Braun reiſete hin und negocirte das Geld im Namen der Wendelsheimer Gemeinde. Er hinterließ dem Vormund eine Verſchreibung des großen Gemeinwaldes, in welcher aber das Siegel und die Namen des Schulzen und der Vorſteher alle falſch waren: und die Pupillen waren geprellt.

Graf Lutz wollte einſt von dem Kaufmann Achenbach zu Kreuznach Geld erheben laſſen. Braun nöthigte unter allerley Vorſpiegelungen einige Bauern zur Unterſchrift. Dieſe ſahen hernach den Betrug ein und weigerten die Zahlung. Der Betrug war erweislich, und Graf Lutz hatte das Geld verſchwendet. Achenbach hatte anfänglich Schwierigkeit, zum Erſatz zu gelangen: aber Achenbach verſprach dem regierenden Grafen ein anſehnliches Präſent nebſt den Intereſſen; und flugs wurden die Bauern gezwungen, das Kapital nebſt den Intereſſen abzutragen.

Braun war einſt in Geſchäften nach Darmſtadt geritten, und ſein Geld war alle. Er ſchickte alſo ſeinen Kerl, den Benz aus Wendelsheim, mit ſeinem Pferde nach Stockſtadt, um es da gegen jeden Preis zu verhandeln. Der Wirth Bechtel in Stockſtadt, welcher den unterhandelnden Schurken nicht kannte, kaufte das Pferd, und ritt es einige Tage darauf nach Darmſtadt, wo Herr Braun es ſofort, als ſein entführtes Eigenthum, vindicirte. Braun hatte abſichtlich auf alles Acht geben laſſen, und Bechtel mußte nur froh ſeyn, daß er nicht noch obendrein beſtraft wurde. Dieſe Spitzbüberey blieb lange unbekannt, bis endlich Benz ſelbſt ſie entdeckte. Aber Bechtel blieb doch betrogen.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Prellereyen und falſche Schuldverſchreibungen erzählen wollte, welche Baun und Rohard im Namen des Grafen Ludwigs betrieben haben. Aber man hat ſchon Federn genug, um die Buben als Raub- und Galgenvögel daran zu erkennen.

Der Oberſchulz Häfner kam anfänglich mit Herrn Braun gut zu rechte. Da ſie aber in einem Hauſe wohnten, ſo mußten allerhand unangenehme Bagatellen nach und nach vorfallen. Dieſe wurden dadurch noch vermehrt, daß ihre Weiber, alle beyde, gräfliche Mätreſſen waren, deren eine immer mehr ſeyn wollte, als die andere. Bey beyden Weibern wurden wöchentlich einige Aſſembleen gehalten, wo ſich die Erzklatſchen des Dorfes Wendelsheim einſtellten, und den Namen manches Mannes und manches Weibes jämmerlich zerfleiſchten. Die Oberſchulzen war etwas ſtolz und geizig; daher war die Zuſammenkunft bey ihr nie ſo zahlreich, als bey der Frau Braunen, welche immer reichlich auftiſchte, und, als eine Bauerstochter, auch weniger Hochmuth merken ließ.

Braun ſah natürlich aus, wie der Eckſteinbauer in der franzöſiſchen Karte (Valet de carreau); und darum wird in jener Gegend dieſe Karte noch immer der Herr Braun genannt.

So viel Graf Ludwig ſeinem Braun auch ſchenkte, und ſoviel dieſer durch allerhand Schurkerey auch noch verdiente, ſo wollte doch nichts bey ihm erklecken. Ja, endlich, als der Graf ſtürzte, befand er ſich in der höchſten Armuth, und mußte ſelbſt bey jenen betteln gehen,

hen, welche er vordem um das Ihrige betrogen hatte. Von ſeinen tollen Poſſen und ſeiner Reiſe nach der Lauſitz will ich unten reden, wenn ich von des Grafen Ludwigs komiſcher Vermählung handeln werde.

Rohard verließ ſeinen Herrn, ſobald dieſer nichts mehr zu geben hatte, nahm eine Frau, und errichtete einen Pfennigskram, wobey er vielleicht wohl noch lebet.

Siebentes Kapitel.

Die Landkaſſe. Rheingräfliche Weinſchenken.

Man weiß ſchon, die Gräfin Jeannette war von dem Umgange des Grafen mit der Oberſchulzen Häfner unterrichtet. So ſehr daher der Graf ſich auch bemühte, ſeiner Gemahlin allen Argwohn darüber auszureden, ſo ſehr mußte der Oberſchulze dennoch immer auf ſeiner Hut ſeyn, und fürchten. Er war geſtürzt, ſobald die Eiferſucht auf die Gräfin ſtärker gewirkt hätte, als der Geiz. Alsdann both ſie dem Grafen ein neues anſehnliches Kapital; und Häfner war verloren, wenn ſie, um ihre Nebenbuhle-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

rin glimpflich zu entfernen, es ſich als Preis ihrer Gefälligkeit erbethen hätte, den Oberſchulzen ſeinem Poſten zu entſetzen. Um dieſem vorzubeugen, mußte er auf Mittel ſinnen, ihrem Geize eine Nahrung vorzulegen, die ihre Eiferſucht unwirkſam machen und ihn vor den Folgen derſelben ſichern konnte.

Ein Mann, wie Häfner, der nichts achtete, ſobald ſein Vortheil es erheiſchte, brachte dieß Mittel in kurzem aufs Reine. Er fand es in den Umſtänden der Zeit, und war, wie er die Gräfin kannte, im voraus verſichert, daß er durch deſſen Anwendung ein Verdienſt um ſie erwerben würde, das ihm ihre Gunſt zugleich verbürgte. Die Gräfin nämlich war um einige Kapitale betrogen worden, welche ſie im Auslande verliehen gehabt hatte. Sie klagte ihm dieß, und, ſo vorbereitet er war, ſchlug er ihr vor, zur Verhütung ähnlicher Fälle für die Zukunft, alle ihre Kapitale im Auslande aufzukündigen, und ſie im Lande des gebietenden Herrn Gemahls ſelbſt anzulegen. Zu dieſem Behufe, rieth er weiter, mögte man eine eigne Kaſſe errichten, welche unter hoher Genehmigung des Herrn Grafen eine Landkaſſe heißen könnte.

Er allenfalls wäre ohnmaßgeblich erbötig, dieſer Kaſſe als Curator vorzuſtehen.

Jeder Landesherr, fuhr er fort, wäre über die Geſetze erhaben; und ſo wären der Herr Graf nicht verbunden, ſich nach der Intereſſe-Ordnung zu richten, und könnten ſo viel Procente fodern, als es beliebte. Für die Sicherheit ließe ſich dadurch ſorgen, daß man nur denen borgte, welche liegende Gründe zum Pfande hätten. Aber geſezt auch, die Aecker und Häuſer der Borgenden wären als Hypothek ſchon verſchrieben; das könnte der Landkaſſe keinen Eintrag thun, ſobald ein Geſetz ſie über jede andere Schuldfoderung erhöbe. Andere Schuldner müßten alsdann im Falle eines Concurſes nachſtehen; und die Landkaſſe bliebe geſichert.

Dieſes teufliſche Project gefiel der Gräfin, und, ohne daß jemand das mindeſte davon erfuhr, wurden die Zinſen auf zwölf Procent feſtgeſezt, troz dem Verbothe, nicht mehr als fünfe nach dem Reichsgeſetz zu fodern. Von dieſen zwölf Procenten ſollten 6 der Gräfin, 4 dem Grafen, und 2 dem Adminiſtrator, dem Erzſchurken Häfner, zufallen.

Die Gräfin lieferte gleich anſehnliche Summen, und der Graf ließ bekannt machen: Daß er aus Landesväterlicher Huld — Wie man doch die ſchönſten Benennungen ſo ſchändlich misbraucht! — weiterhin nicht geſtatten könnte, daß die Einwohner ſeiner Grafſchaft, welche Grundſtücke beſäßen, ferner noch Geld darauf im Auslande aufnähmen. Er habe daher mit dem Gelde ſeiner Gemalin, der gnädigen Landesmutter, eine Landkaſſe errichtet, woraus jedem nach Umſtänden gegeben werden ſollte, ſoviel er nöthig hätte.

In der weitern Ankündigung erwähnte man auch nicht das geringſte von den zwölf Procenten, ſondern man ſprach nur überhaupt von leidlichen Zinſen. Zu zwölf Procent hätte ſich gewiß keiner verſtanden, der Vermögen und guten Willen genug gehabt hätte, das Geborgte dereinſt ehrlich zu erſtatten: und dann würde der Zulauf zu der Landkaſſe nie ſo ſtark geworden ſeyn, als er nach deren Eröffnung es geworden iſt.

Den Bauern in der Grafſchaft war das gräfliche Anerbiethen ſehr willkommen. Die Entſtehung der Landkaſſe fiel gerade in das Jahr nach dem ſiebenjährigen Kriege, und damals hatten viele Geld nöthig. Andere ſuchten Kapitale, um neue Grundſtücke anzukaufen, oder ergiebige Projecte auszuführen; kurz, der Landkaſſe fehlte es nicht an Zuſpruch, und die Gräfin mußte bald neue Summen hergeben. Der Oberſchulz Häfner, um noch mehr Kunden anzulocken, verſicherte die Leute, daß man das Geld nimmermehr zurückfodern würde, wenn ſie die Intereſſen nur gehörig abtrügen. Auch war er ſo klug, daß er ſelbſt all ſein baares Geld in die Kaſſe hineinlegte, und hatte den Vortheil, daß er die zwölf Procente davon allein einſteckte. Als Oberkaſſirer hatte er ja dem Grafen nichts abzugeben; und was konnte dieſer von dem jedesmaligen Beſtande wiſſen!

Man poſaunte die Landesväterliche Huld der Grehweileriſchen Regierung weit und breit aus, und es gab Viele, die allen Ländern ſolche wohlthätige Kaſſen wünſchen wollten. Freilich, wenn die gräfliche Regierung nur geringe Zinſen gefodert und die Kapitalien hernach nicht auf eine drückende Art eingetrieben hätte: alsdann hätte die Landkaſſe allerdings nützlich werden können. Aber man hätte dann auch nicht offenbaren Verſchwendern und jungen unmündigen Burſchen

Geld leihen müſſen! Wie ſchädlich ſie jezt dem Grehweiler Ländchen geworden ſey, werden wir aus den Folgen der damaligen Einrichtung der Landkaſſe ſehen.

Johann Wolf, Waſenmeiſter zu Wendelsheim, hatte den Waſen, oder das Recht, das verreckte Vieh in der Grafſchaft abzuhäuten und die Häute zu ſeinem Nutzen zu verwenden. Er beſaß außerdem ein artiges Gut und ein hübſches Haus. Aber da er mit ſeiner Schweſter Haus hielt, indem er unverehlicht war, auch das Weinglas ein wenig ſtark liebte und obendrein fleißigen Antheil an Bergwerken und Lotterien nahm: ſo ſah er ſich endlich genöthigt, Geld aufzunehmen, und gerieth an die Landkaſſe, von der er ſich 1800 Gulden geben ließ.

Wolf kam nach Verlauf des erſten Jahres, die Intereſſen abzutragen, nach dem gewöhnlichen Fuße, nämlich zu fünf fürs Hundert, und und hatte die 90 Gulden dazu in Bereitſchaft. Aber, lieber Wolf, ſagte der Oberſchulz, ich weiß noch wirklich nicht, wie hoch die Intereſſen laufen werden: mich dünkt, es wird wohl etwas mehr betragen. Aber das thut ja nichts! Behalte er fürs erſte das Geld noch immer. —

Wolf ließ ſich das nicht zweymal ſagen, und ſtrich ſein Geld wieder ein. Apropo, fuhr der Oberſchulz fort, will Er vielleicht noch mehr? Wolf ließ ſich auch das gefallen, und nimmt noch 400 Gulden. Eben dieß wünſchte Häſner.

Es verläuft noch ein Jahr: Wolf hatte Unglück gehabt, und geht zum Oberſchulzen, und bittet um Nachſicht wegen der Intereſſen. Thut nichts, lieber Wolf, erwiedert der Oberſchulz: Er wird ja ſchon bezahlen! Jezt laß er mich: ich habe gar viel zu thun. — Wer war froher als Wolf! Das Jahr verging wieder: Wolf meldete ſich nicht, und der Oberſchulz ruhete — ruhete ſogar noch zwey Jahre. Auf einmal, ehe Wolf es vermuthete, wurde ihm der Befehl zugeſchickt, die Intereſſen an die Landkaſſe abzutragen, und das binnen vierzehn Tagen: man müſſe Rechnung thun. Wolf kam nicht: denn nun war man mit den Intereſſen zu zwölf Procent vorgerückt, und foderte dieſemnach 1008 Gulden nur an Intereſſe, und kündigte zugleich das Kapital auf, unter dem Vorgeben: daß man einem ſo liederlichen

Schuldner — der aber Wolf längſt geweſen war — nicht mehr borgen mögte.

Wolf konnte ſich durchaus nicht helfen, und nun wurde der Kammerrath Schad, von dem ich bald mehr anbringen werde, hingeſchickt, die Sache ins Reine zu bringen. Dieß Geſchäfte war bald abgethan. Wolfs Waſen wurde an den Scharfrichter Buſch zu Alzey verkauft, und ſein Gut, nebſt dem Hauſe, fiel der Landkaſſe zu, und wurde zu den herrſchaftlichen Gütern eingezogen. Wolf war ſchon alt, ſo wie ſeine Schweſter, und mußte von da an betteln gehen.

Als er hernach einmal einen krepirten Hund abgehäutet hatte, verklagte ihn ſein Nachfolger, der Buſch von Alzey, wegen eines Eingriffs in ſein Handwerk, und Wolf, dem man nichts mehr nehmen konnte, kam auf vier Tage nach Grehweiler ins Block, das heißt, ſeine Füße wurden zwiſchen zwey Hölzern von beträchtlicher Größe und Schwere eingepreßt; und ſo mußte er vier Tage und vier Nächte darin liegen: eine Quaal, wogegen das Krummliegen bey den Soldaten nur ein Kinderſpiel ſeyn ſoll.

Wolf iſt ſehr alt geworden, und hat das ganze Land unter dem Namen des alten Schind-Hannes als Bettler und als Denkmal des Deſpotismus durchſtrichen. Als er ſtarb, machte ein Rheingräflicher Dichterling folgendes Epigramm auf ihn:

Grabſchrift des alten Schind-Hannes.

Ich war ein armer, alter Schinder,
Und doch im Schinden viel gelinder,
Als wie der Kamm-Rath Schad,
Der mich, den Schinder ſelbſt, geſchunden hat.
Ich ſchund nur todtes Vieh und meiſt krepirte Hunde,
Indeß der Kamm-Rath Schad lebend'ge Menſchen ſchunde.

Das Epigramm iſt zwar im Ausdruck holprich und unedel; doch fehlt es ihm nicht an beißendem Witz, und ich wünſchte, daß jeder von des Kammerrath Schads Gelichter mit dergleichen Epigrammen, als wohlverdientem Brandmark heimgeſucht würde.

Georg Eckel, ſonſt Mäuer-Hangery genannt, ein fleißiger und geſchickter Mauermeiſter zu Wendelsheim, hatte lange Zeit ſein Handwerk getrieben und ſich wie ein braver Mann genährt. Endlich ging ein Bauergut auf, welches der vorige Beſitzer ſehr verſäumt hatte; und Eckel bekam den unſeligen Einfall, dieſes Gut anzukaufen und die Kelle mit dem Grabſcheid zu vertauſchen. Aber es mußte baar Geld gleich dafür da ſeyn, und Eckeln fehlten 1500 Gulden an der Kaufſumme. Er ging alſo zum Oberſchulzen, und dieſer ſchoß ihm das Geld ſogleich aus der Landkaſſe vor.

Eckel verkaufte ſein bisheriges Haus und zog auf das Gut. Aber er verſtand die Oekonomie nicht ſo, wie ſeine Profeſſion. Dann ſtarb ſeine Frau; und ſeine noch nicht erzogenen Kinder konnten ihm nicht helfen: er mußte alſo mit lauter fremden Leuten wirthſchaften, und dieſe betrogen ihn, wo ſie konnten: und ſo ging es mit ihm den Krebsgang. Auch dieſer entrichtete ſeine 180 Gulden Intereſſen, nach dem zwölf Procent-Fuß jährlich nicht richtig. Endlich foderte man die Intereſſen mit dem Kapital zugleich. Der Kammerrath Schad erhielt auch hier die Commiſſion, und Eckel wurde von Haus und Hof gejagt, und das Gut wurde einem Andern käuflich übergeben. Jezt w Eckel im eigentlichen Verſtande ein Bettler. Sein Sohn lebt noch und iſt Schulmeiſter zu Eichloch. *)

In allen Oertern der Rheingrafſchaft ſind nicht blos ein oder zwey Einwohner, nein, Viele — Viele ſind durch die verdammte Landkaſſe zu armen Leuten und Bettlern geworden. Ich würde meine Leſer nur ermüden, wenn ich mehr individuelle Nachrichten von den böſen Folgen dieſer Landesväterlicher Spitzbüberey liefern wollte. Die Leute nannten die Kaſſe endlich die Landkatze, und, um ihre Wirkung zu bezeichnen, ſagten ſie: Die Katze ſpanzt, die Katze krazt, beißt, ſtiehlt und reißt Alles an ſich. — Zulezt, nachdem kein Menſch mehr Geld daraus nehmen wollte, zog die Rheingräfin und deren Gemahl, welche wenigſtens 100,000 Gulden von ihren Unterthanen auf die unverantwortlichſte, grauſamſte Art gezogen

---

*) Damals wanderten aus jenen Gegenden — zur Schande der Fürſten — Viele aus, und gingen nach Rußland, wo man ihnen in Kaſan und Aſtrachan Wohnſitze anwies. Eckel wollte auch hin, aber ſein Verſuch dazu ſchlug fehl. Er fing alſo ſein Handwerk wieder an, und erholte ſich.

hatten, die ganze Sache ein. Auch Häfner hatte dabey ſein Schäfchen nicht übel geſchoren. Und woher das alles! —

Zu den ſchönen, finanziöſen Anſtalten, wozu der Oberſchulze Häfner den Grafen weiter bewogen hat, gehört auch das Monopolium mit dem Weinſchenken. Vorher war dieſes den Gemeinden überlaſſen geweſen, und die Abgaben, welche der Weinſchenker entrichtete, wurden zu gemeinen Unkoſten verwendet. Der Oberſchulze beredete den Grafen, dieſen Artikel forthin für ſich zu benutzen, und, nachdem er ihm alle Vortheile, welche aus ſolchen Wirthſchaften entſpringen könnten, hergerechnet hatte, ließ der Graf in allen Ortſchaften ſeines Gebiets herrſchaftliche Schenken anlegen, und alle andere verbiethen.

Die gräflichen Wirthe erhielten den Wein, der elend und ſchlecht war und doch hoch zu ſtehen kam, vom Grafen. Dabey durften ſie auch Muſikanten halten; und, wenn eine Schlägerey ausbrach, oder ſonſt eine Unordnung vorfiel: ſo wurde das nicht geachtet. Es hieß: wenn man Leute, die ſich in herrſchaftlichem Wein berauſchten, und hernach Stänkereyen anfingen, ſtrafen wollte: ſo würden die Gäſte bald ausbleiben. Da nun auf dieſe Art in den Schenken des Grafen alles erlaubt war, ſo zog ſich bald alles Geſindel dahin, und Sonntags wenigſtens war es gar nicht rathſam, in eine Rheingräfliche Kneipe einzukehren. So iſt es auch geblieben bis auf die Ankunft der kaiſerlichen Commiſſäre, welche dann das Monopol der Schenken wieder aufhoben, den Unordnungen aber ihren Lauf ungehindert ließen. Eben aus dieſer Urſache trifft man in der Rheingrafſchaft die ärgſten Säufer und Stänker der ganzen Pfalz an.

Achtes Kapitel.

Der Herr Verckenfeld und der Herr Arnoldi.

Dieſe beyden abgefeimten Schurken muß ich auch beſchreiben. Wenn ich hier gleich anmerke, daß das Grehweiler Publikum den Erſtern mit dem Eckelnamen Verreck-im-Feld beehrte, ſo erwartet man ſchon nicht viel Gutes. Er war aus dem Hannöveriſchen, und hatte ein häßliches Weib, welches Taback ſchmauchte, troz einem Muſketier. Er hatte nicht ſtudiert und war ein verdorbener Ladendiener. Nachdem er viele tolle Streiche verübt und ſich von einem Orte zum andern herumgetrieben hatte, kam er endlich, Gott weiß, wie, nach Rödelheim bey Frankfurt am Main in die Dienſte des Grafen von Solms. Dieſer Graf war ein reicher, aber äußerſt geiziger Herr, ein wahrer Jude von der filzigſten Art. Er verlieh ſein Geld zu ſechs Procent; und, um einen Haſen einzukaufen, konnte er eine halbe Stunde ſchachern. Sein Verfahren gegen ſeinen Bruder und deſſen Kinder iſt ſo häßlich, daß es erzählt zu werden verdiente; aber hier iſt der Ort nicht.

Die Hofjuden unſers Carl Magnus, Salomon und Nathan, waren mit dem Grafen von Solms, der ihr Ebenbild war, bekannt, und nahmen von daher Gelegenheit, eine Anleihe für ihren Herrn bey ihm auszumitteln. Der Graf von Solms wollte ſich zu einem Credit von 50,000 Gulden, die ſie für ihren Herrn ſuchten, durchaus nicht verſtehen, bis man ihm hinlängliche Sicherheit geſtellt hätte: und in dieſer Abſicht ſchickte er den Breckenfeld nach Grehweiler, wo er die Hypothek, die man ihm ſtellen würde, unterſuchen ſollte. Breckenfeld kam dahin, fand aber, wie man ſpricht, faule Fiſche in der Brühe: denn man hatte einen Wald zwiſchen Bockenheim und Wonsheim als Hypothek verſchrieben, folglich eine Strecke, wo noch nie eine Staude geſtanden war, geſchweige denn ein Hochſtamm, und noch weniger ein Wald. Spitzbübereyen von dieſer Art waren am Greyweiler Hofe nicht ſelten, wie die Fortſetzung dieſer Geſchichte zeigen wird.

Breckenfeld mußte daher geſtempelt werden, und er wurde es: der Graf Carl Magnus verſprach ihm das Amt eines Rentmeiſters, nebſt einer anſehnlichen Beſoldung. Die Hypothek des im Monde exiſtirenden Waldes wurde alſo als richtig anerkannt, und der Graf von Solms gab die 50,000 Gulden darauf her, wenn gleich auf ächt jüdiſch, ich meyne, er gab mitunter 20,000 Gulden in böſen Kreuzern, Bairiſchen halben Gulden und anderm Gelde, wobey viel verloren ging. Indeß was nimmt man nicht in der Noth!

Breckenfeld hatte jezt ſein Schurkenbrod verdient, und verließ herzlich gern einen Hof, wo alles ſo knauſerig eingerichtet war, wie an dem zu Rödelheim bey dem Grafen von Solms. Das Schloßgebäude fiel zuſammen, kein Kutſchpferd, kein Reitpferd war da, Jahr ein Jahr aus aß man geräuchert Fleiſch, Kartoffeln, Möhren, und ſolches. Man zog zwar wälſche Hüner und Kapphähne, aber man verkaufte ſie nach Frankfurt. Der Graf ſelbſt ſpuchte in den Küchen, Kellern und Ställen herum. Kurz, es ging an dem Rödelheimer Hofe ſo abgemeſſen knapp zu, daß Breckenfeld dieſen Hof ſchnell verließ, um an einen unendlich glänzendern zu ziehen, an den zu Grehweiler.

Ein Pendant von dieſem Breckenfeld war Arnoldi. Die frühere Geſchichte dieſes Wichtes iſt mir nicht ganz bekannt, und ich kann von ihm, in dieſer Rückſicht, weiter nichts ſagen, als daß er durch Breckenfeld nach Grehweiler hinkam. Er hatte keine Frau, und man nannte ihn, wegen ſeiner kleinen Geſtalt, das Popelmännchen. Er erhielt am Grehweiler Hofe die Stelle eines Kammerſekretärs: und nun hatten zwey Spitzbuben die Beſorgung der gräflichen Finanzen in den Klauen. Arnoldi

noldi ſoll indeß, ſelbſt nach dem Zeugniß von Männern, welche ihn, als einen Buben, haßten und verachteten, gar nicht ungeſchickt geweſen ſeyn. Aber die Geſchicklichkeit iſt an einem Böſewichte nur noch gefährlicher!

Im Lande konſpirirten alle drey — Häfner, Breckenfeld und Arnoldi — mit dem Kammerrath Schad, die Finanzen des Grafen möglichſt zu erhöhen und ſich nebenher zu bereichern, und dieß auf Koſten der Unterthanen, die in Grund und Boden jämmerlich ruinirt wurden. Jeder von ihnen hatte gleich teufliſche Projekte, und es läßt ſich ſchwer beſtimmen, wer von dieſer Quaternität die erſte oder die lezte Perſon ſeyn mogte, ſobald von Planen und Ausübung der Spitzbüberey die Rede iſt. Wenn ich nicht fürchten müßte, die Geduld meiner Leſer zu erſchöpfen, ſo könnte ich Stückchen anführen, die bis zum Verfluchen darthun, wie dieſe Erzböſewichter die armen unglücklichen Unterthanen bis aufs Blut geneckt, und zu mehr denn zu Hunderten an den Bettelſtab gebracht haben. Ich will nur Einige davon ausheben, die freilich, weil ſie in einem kleinen Lande vorfielen, kein ſolches Aufſehen erregt haben, als die es erregen, welche in größern Ländern vorgehen. Der politiſche Beobachter wird indeß genug Stoff zum Denken darin antreffen und dann ſie würdigen, wie ſie es verdienen. Der Favorite eines Grafen oder ſonſtigen Sultans im Kleinen, kann freilich nicht ſo große oder dumme Streiche anzetteln, als der Favorite eines Sultans im Großen; aber eben ſo ſtark kann er Schurke ſeyn als dieſer und wohl mitunter noch ärger. Gott ſieht das Herz an, ſagt einer von den Edelſten; und der Weiſe macht es nicht anders.

Ehemals kauften die Unterthanen des Grafen, der ſelbſt kein Salzwerk hatte, ihr Salz im Auslande, aber gutes und wohlfeiles in der Nähe, nämlich zu Creuznach. Breckenfeld und Arnoldi zwangen nachher die Unterthanen, es in Mainz zu holen, alſo auch im Auslande, aber ſchlechtes und theures. Die Mainzer Salzniederlage hatte ihnen verſprochen, alles Salz, was etwan der Graf und ſein ganzer Troß bis zu den Hofjuden herab, brauchen würde, frey nach Grehweiler zu liefern, ſobald ſie es bewirken würden, daß alle Grehweiler ihr Salz in Mainz holen müßten. Sie bewirkten es, wenn gleich zur größten Laſt der Unterthanen. Denn nur einige wenige Rheingräfliche Dörfer ſind näher bey Mainz als bey Creuznach; die andern haben neun, zehn und mehr Stunden dahin; mußten alſo weit mehr abreißen und verſäumen, auch mehr zahlen, und hatten weit ſchlechteres Salz, als ſie in der Nähe zu Creuznach hätten haben können. Auch dieſe Verfügung wurde hernach durch die kaiſerliche Commiſſion aufgehoben.

Schon von alten Zeiten her beſtand das Geſetz, daß jeder Gutsbeſitzer jährlich eine gewiſſe Anzahl Sperlingsköpfe liefern mußte, und das aus dem guten Grunde, damit dieſe Vögel, welche da herum den Gärten und Weinbergen ſo ſehr ſchaden, verringert werden mögten. Die Kammer zu Grehweiler verordnete, daß man forthin keine Sperlingsköpfe mehr liefern ſollte, wohl aber ſtatt deren eine gewiſſe Abgabe an Geld entrichten.

Ein artiges Ding war es auch mit der Lotterie zu Grehweiler und mit dem Waiſenhauſe, welche beyde der Graf auf Anſtiften des Breckenfeld und des Arnoldi anlegte.

Waiſenhäuſer ſind überhaupt Anſtalten, wovon der Sachkundige nichts halten kann, wenigſtens nicht viel, und das aus dem guten Grunde, weil darin von den Directoren und Adminiſtratoren mancher Betrug geſpielt, und die einer ſolchen Anſtalt anvertraute Jugend gröſtentheils verdorben wird. Sogar das Waiſenhaus zu Halle, wenns gleich vor allen andern unleugbare Vorzüge hat, giebt Beweiſe zu dieſer Behauptung. ' Dem ohngeachtet legte Carl Magnus ein Waiſenhaus in Grehweiler an, und um einen Fond dazu zu verſchaffen, ließ er im ganzen Lande Collecten ſammeln, und ſchickte, Jahr für Jahr, ein paarmal einige Waiſenkinder mit dem Waiſenvater herum ſchnurren, ich meyne, betteln. Sie hielten eben ſo, wie die Kapuziner, Franziskaner und Eremiten, ihre Termine. Sie kamen regelmäßig nach Eyern, nach Butter, nach Kraut und Rüben, nach Getraide, nach Hülſenfrüchte, nach Fleiſch, nach Federvieh und nach Wein. Da ihrer nur wenige waren, ſo brachten ſie immer mehr zuſammen, als ſie brauchten, und dieſer Ueberſchuß wurde dann hingebracht, wo ihn die Herren wollten.

Für die Bekleidung der Waiſenkinder wurden anfänglich in jeder Kirche Collecten geſammelt; nachdem aber dieſe nach und nach magerer ausfielen, indem man die Unterſchleife der Herren witterte: ſo wurde auf die Rauchfänge eine neue Steuer gelegt; zum Beßten des Waiſenhauſes. Als die Kaiſerliche Commiſſion eintrat, hörte zwar das Waiſenhaus auf, und ſodann auch die Termine; aber die Auflage auf die Rauchfänge — zum Beßten des Waiſenhauſes — blieb! Der Kammerrath Haberkorn, von welchem oben geſprochen iſt, war Oberwaiſenvater. Wer bedenkt, daß eben dieſer Haberkorn ein Erzbube war, wird folgendes Stückchen nicht unglaublich finden.

Ein Müller, deſſen Frau kurz vorher geſtorben war, und der ſeinen Bruder unverſöhnlich haßte, ihm folglich die Vormundſchaft über ſeine Kinder nicht anvertrauen wollte, foderte auf dem Todesbette, in Beyſeyn des Kammerraths Schad, daß ſeine Kinder im Waiſenhauſe zu Grehweiler erzogen werden ſollten. Es gab Leute, welche behaupteten, daß Schad, welcher den lezten Willen des Müllers hatte aufſetzen müſſen, dieſe Verordnung eingeſchoben hätte. Genug, die Kinder kamen ins Waiſenhaus, und Haberkorn, Schads College, erhielt die Aufſicht über ihr Vermögen. Endlich gieng das Waiſenhaus ein, und die Müllerskinder verloren 5000 Gulden! —

Um auch eine Feuerkaſſe zu haben, taxirten die abgefeimten Buben alle Gebäude im ganzen Lande, und ſezten ein gewiſſes Procent feſt, welches die Beſitzer jährlich an den Rentemeiſter Breckenfeld entrichten mußten. Einige Jahre darauf entſtanden einige Feuersbrünſte, und da die, welche ſie erlitten hatten, die Beyſteuer foderten, hatte die Feuerkaſſe kein Geld, und die Leute blieben ohne Hülfe. Auch dieſer anomaliſche Erwerb für die Finanzen — ging durch die Kaiſerliche Commiſſion unter.

Die Einrichtung der Lotterie zu Grehweiler war noch bübiſcher. Lotterien ſind überhaupt ein betrügeriſcher Lockvogel, um dumme, träge und gewinnſüchtige Leute um ihr Geld zu bringen, und ſollten eben darum in einem wohleingerichteten Staate durchaus nicht geſtattet werden. Sie werden aber aller Orten geſtattet, weil man ſie nicht aller Orten abſchafft. Selbſt der König von Preußen läßt die Lotterie zu Berlin, und verbietet bey ſchwerer Strafe, nur nicht in fremde zu ſetzen. Aber er hat recht und kann ohne großen Verluſt vor der Hand nicht anders. Würde er die berliniſche Lotterie ganz abſchaffen, ohne daß ein Reichsgeſetz ſie überall aufs ſtrengſte verböthe: ſo würden viele Tauſende jährlich den ausländiſchen Lotteriebuden zufliegen, und dann würden die wohlthätigen Nebenzwecke der Berliniſchen vereitelt worden. Die Sucht, in die Lotterie zu ſetzen, die freilich durch deren Beſtehen unterhalten wird, iſt ſelbſt im Preußiſchen auch noch ſo unſinnig groß, daß man Leute, welche ihr ganzes Vermögen darin verlottert haben, doch noch ſieht den geringen Verdienſt ihres Erwerbes zu den Einſammlern dieſer Trugbuden hintragen. Freilich, Jeder will ohne Mühe Reich werden, um bequem und glänzend leben zu können; und ſo lange dieſe Begierde durch das Beyſpiel der verzehrenden Klaſſe unter der ernährenden erhalten wird, iſt der Sturz der Lotterien noch nicht zu hoffen.

Der Graf von Grehweiler wurde von ſeinen Finanziers, Breckenfeld, Schad und Arnoldi, überzeugt, daß eine Lotterie ein hübſches Mittel ſey, Geld ohne Zwang einzuſammeln. Es mogte auch ein und anderer von ihnen nicht gemeine Kenntniſſe von ſolchen honetten Arten, den Leuten das Geld abzuluchſen, beſitzen. Vielleicht hatte ſelbſt einer von ihrer Klicke ſonſt einem ſolchen Glückshafen vorgeſtanden. Kurz, es wurde ein plauſibler Plan abgedruckt, und Looſe ausgeboten. Eine Menge Juden mußte herum wandern, die Looſe zu vertrödeln, aber es fehlte an Abſatz. Man traute dem Grehweiler Hofe wenig oder nichts mehr zu; und dann iſt der ſchachernden Lotterietrödler in der Pfalz kein Ende. Da kommen Einige mit Looſen aus der Lotterie zu Mannheim, Mainz, Carlsruhe, Kölln, Trier, Neuwied, Braunfels, Frankfurt, Würzburg, Ravenſtein, und was weiß ich, zu welcher nicht noch mehr!

Die öffentliche Polizey in der Pfalz iſt, leider, ſo ſchlecht, daß man nicht nur jedem erlaubt, ſein Geld hinzuwerfen, wohin er will, ſondern auch jedem geſtattet, die Unterthanen in der unſeligen Lottoſucht durch die Verbreitung verführeriſcher Plane und dergleichen noch zu beſtärken. Der verſtorbene Pfarrer **May**, zu Eberſtadt bey Darmſtadt, hielt einſt eine vortreffliche Predigt über die Lotterieſucht und deren nachtheilige Folgen, und ließ die Predigt, um mehr Nutzen damit zu ſtiften, drucken: allein man nahm ihm dieß zu Darmſtadt gewaltig übel, wie wenn er den Vortheil des Hofes verrathen hätte, indem er deſſen Unterthanen über den ihrigen belehrte.

In der Rheingrafſchaft verfuhr man anders. Anfangs ſtellte man es jedem frey, Looſe zu nehmen oder nicht; hernach aber, als man merkte, daß die Leute nicht recht wollten, wurden ſie dazu gezwungen; und es verſteht ſich von ſelbſt, daß nur Wenige gewannen. Es war ja eine Anſtalt zum Vortheil des Landesherrn, und nicht der Unterthanen! Es konnte daher nicht ausbleiben: die Leute verwünſchten die Lotterie, und nannten ſie den Sch—ßhafen, wenn man ſie ihnen gleich als einen Glückshafen ankündigen ließ. Man muß nämlich wiſſen, daß die Pfarrer der Rheingrafſchaft die Lotterie jedesmal von den Kanzeln verkündigen und dem Volke als eine ſehr heilſame, wohlthätige Einrichtung empfehlen mußten. — Wozu doch die Kanzel nicht alles benutzt wird! *)

Neuntes Kapitel.

Schöne Raritäten.

Der unſinnige, übermäßige Aufwand, den Carl Magnus und ſein Hof machte, und der täglich vermehrt wurde, um, wie man fälſchlich glaubte, den Credit durch Luxus zu erhalten, koſtete weit mehr, als das Land und alle Finanzoperationen ſeiner ſpitzbübiſchen Unterhändler aufzubringen im Stande waren. Man wollte ſchlechterdings die erſte Rolle in jener Gegend ſpielen, und kannte keine edlere Art,

---

*) Was in der Rheingrafſchaft auf hohen Befehl für die Lotterie geſchah, das geſchieht anderwärts auf hohen Befehl für dogmatiſche Schulfragen. Aber wie man in der Rheingrafſchaft die Demonſtrationen der Pfarrer für die Lotterie verachtete und aus der Kirche blieb, ſo verachtet man anderwärts die Demonſtrationen für die Erbſünde, Erlöſung durch Chriſti Blut, Dreyeinigkeit u. ſ. w., und bleibt zu Hauſe, und lieſt ein vernünftiges Buch, um die anbefohlnen, unvernünftigen Salbadereyen nicht, gleich dem Pöbel, mit anhören zu müſſen. — Und dann fragt man noch, woher heutzutage der Kaltſinn gegen Prediger und Predigten entſtehe, und ſpricht wohl gar eben darum von Verfall der Religion.

ſich auszuzeichnen, als Verſchwendung. Die Gräfin Jeannette hatte ſo lange Geld hergegeben, als man ihr Sicherheit ſtellen konnte; ſobald aber dieſe wegfiel, ſo hörte auch ſie auf, und ſie that recht daran. Ihr Gemahl würde in kurzer Zeit auch mit ihrem Vermögen ganz aufs Reine gekommen ſeyn; und dann war das Loos ihrer Töchter erbärmlich, wie ſelbſt ihr eignes.

Man mußte alſo andere Quellen aufſuchen, um Geld herbeyzuſchaffen, das iſt, man mußte neue Schulden machen, aber nur da, wo noch Credit zu erwarten war — außer Landes. Ich habe ſchon oben berichtet, daß Carl Magnus bey dem Grafen von Solms 50,000 Gulden erborgt habe. Eine eben ſo ſtarke Summe wurde in Mannheim bey dem kurfürſtlichen Lehnpropſt, dem Freyherrn von Kunzmann, aufgenommen.

Dieſer Lehnpropſt war ein kleines, durchaus verwachſenes buckliches Männchen, dabey geizig, liſtig und durchtrieben. Da er diejenigen Güter zu beſorgen hatte, welche in der Pfalz kurfürſtliche Lehen ſind: ſo durfte keins davon verkauft werden, ohne daß er eine Summe daran verdient hätte. Bey der Kurfürſtin ſtand er überaus gut; und wer bey dieſer gut ſtand, der konnte machen, was er wollte. Das ſo erworbene Geld hat dem Kunzmann aber wenig geholfen: denn da er es allemal auf ſehr hohe Zinſen hingab, die kein ſolider Mann annimmt: ſo wurde er ſtattlich angeführt, und kam oft um Kapital und Zinſen. Der liederliche Breck hat ihm auf dieſe Art 10,000 Gulden abgeborgt, von denen er nie das Mindeſte zurückbekam. Und nicht beſſer ging es ihm mit den 50,000 Gulden für Carl Magnus. Seine Liſt und Durchtriebenheit unterlag hier ſeinem Geize.

Um auch den Mannheimer Stadtdirektor Gowin um eine Summe anzuführen, wurde Herr Breckenfeld dahin geſandt. Gowin iſt noch der Inhalt der luſtigen Geſpräche in Mannheim wegen ſeiner außerordentlichen Albernheit, und der daher entſtandenen lächerlichen Streiche. Ich will nur einen davon anführen.

Einſt wollte er, der Stadtdiener ſollte hinten auf ſeinem Wagen ſtehen, wenn er aufs Rathhaus fahren würde. Dieſer hatte eben keine Luſt, den Bedienten des Direktors zu machen, und ging neben dem Wagen an. Er brauchte auch nicht ſtark zu gehen, um mit dem Wagen fortzukommen: denn Gowin hatte ein Korpus, troz dem dickleibigſten preußiſchen Feldwebel, und fuhr alſo, ſowohl wegen ſeiner Korpulenz, als aus Geiz, damit die Räder und das Geſchirre nicht leiden mögten, ſtäts, wie man eine Leiche fährt. Endlich wurde er inne, daß der Stadtdiener nicht hinten aufſtand, und ſprach zu ihm alſo:

Stadtdirektor: Aber Menſch, hab' ich ihm nicht befohlen, hinten aufzuſtehen, wenn ich aufs Rathhaus fahren würde? Warum gehorcht er nicht?

Stadtdiener: Aber wie fahren Sie denn auch, Herr Direktor? Das geht ja, als wollten ſie mit Extrapoſt zur Hölle fahren: Die Pflaſterſteine geben Feuer, und ich kann das fürchterliche Schütteln nicht mehr aushalten.

Stadtdirektor: So? — He da, Kutſcher!

Kutſcher: Was befehlen Sie, Herr Direktor?

Stadtdirektor: Hab' ich dir nicht geſagt, du ſollteſt gemach fahren, und du fährſt wie der Oberjägermeiſter Hack? Sag' Kerl, habe ich meine Gäule und mein Geſchirr geſtohlen?

Kutſcher: Ei, mein Gott, Herr Direktor, ich fahre ja ſo langſam, als wenn ich ein Fuder Miſt führe!

Stadtdirektor: Aber der Stadtdiener da ſagt ja, du führeſt wie ein Extrapoſtillon.

Kutſcher: Sie müſſens ja doch ſelbſt wiſſen, Herr Direktor, wie ich fahre: Sie ſitzen ja im Wagen!

Stadtdirektor: Dummkopf! Eben weil ich im Wagen ſitze, wie kann ich da wiſſen, ob du ſchnell oder langſam fährſt? Seh' ichs denn? —

So dumm **Gowin** war, ſo geizig war er, und unmöglich konnte man etwas von ihm erlangen, wenn man ſeinem Geize nicht erſt ein Opfer brachte, oder wenigſtens aus der Ferne zeigte. **Breckenfeld** wußte, daß **Gowin** ein Gut in Sobernheim hatte, welches er für 12,000 Gulden verkaufen wollte, aber nicht anbrachte, weil es zu hoch geſchäzt war. **Breckenfeld** machte ſich bey **Gowin** zu thun, und leitete unter andern das Geſpräch, wie von ohngefähr, auf das Gut zu Sobernheim. Das meynte er, ſey ſo ein Gut für ſeines Grafen Bruder, den Lutz. Es ließe ſich auch einiges dabey verdienen: Graf Lutz ſey ſchenerös!

Gowin: Eh bien, machen Sie, Herr Rentemeiſter, daß wir Handels eins werden: ich werde erkenntlich ſeyn.

Breckenfeld: das wollte ich wohl, Herr Direktor, allein das Geld fehlt jezt zu Grehweiler; und der Graf Lutz würde ſich nie entſchließen, ein Gut auf Kredit zu kaufen: das iſt ein Herr von Ordnung. Wüßten wir nur, wer dem regierenden Herrn, ſoviel als das Gut beträgt, auf ſichere Hypothek, wie es ſich verſteht, vorſtrecken wollte: dann ließe ſich die Sache machen. Der regierende Herr muß an den Grafen Lutz wohl noch zweymal ſoviel auszahlen; und, wie ich gehört habe, ſoll das bald geſchehen. Riskiren thäte alſo der nichts!

Gowin: Je nun, wenn die Hypothek richtig wäre. —

Breckenfeld: Vollkommen richtig! Sie würde geſtellt werden auf ein Gut von vortreflichen Aeckern, vielen Weinbergen, ergiebigen Wieſen und ſtarkem Gehölze.

Gowin: Gut, gut, Herr Rentemeiſter! Beſorgen ſie nur die Hypothek; und ich bin im Stande und ſchieße das Geld dem regierenden Grafen allenfalls ſelbſt vor: aber daß ich es ja bald richtig wieder bekomme!

Breckenfeld: Verſteht ſich, Herr Direktor, und gewiß noch mehr, als der Kaufpreis austrägt: denn, wie geſagt, Graf **Lutz** iſt ſchenerbs.

Gowin: Und ich, Herr Rentemeiſter, werde es nicht minder ſeyn. Machen Sie aber nur bald! —

Breckenſeld nahm Abſchied, und beſorgte zu Grehweiler die Hypothek auf ein Gut, wie er es beſchrieben hatte, nur mit dem Unterſchiede, daß es nirgends zu finden war, reiſete dann nach Mannheim, legte dem Direktor die Hypothek vor, nebſt der Vollmacht, im Namen ſeines Herrn mit dem Herrn Direktor über das Gut zu unterhandeln, jedoch auf Ratifikation des Grafen **Ludwigs**. **Gowin** unterhandelte, fand die Hypothek richtig, und gab das Geld her in der Vorausſetzung, daß es in einigen Tagen in ſeinen Kaſten zurückrollen würde. Aber Graf **Ludwig** ratificirte den Handel nicht;

und ſo war Gowin geprellt; wenigſtens mußte er hernach der allgemeinen Concurs-Maſſe beytreten. Gott weiß nun, ob und wann ſeine Enkeln dieſe Summe dereinſt erhalten werden!

Was die Unterhändler unſers Carl Magnus trieben, trieb er zuweilen ſelbſt. Einſt zu Frankfurt beſuchte er früh Morgens den reichen Materialiſten Leonhardi, und bath um Vorſchuß von 1000 Dukaten auf einen Wechſel. Er wollte den Abend zuvor unglücklich geſpielt haben, und ſeine Schuld, Ehrenthalben, gern gleich abtragen. Leonhardin gefiel der anſehnliche Abzug, den der Graf ihm zum voraus erlauben wollte, und war bereit, ihm zu dienen. Der Graf empfiehlt ſich und giebt vor, er wolle zu Hauſe, und dort den Wechſel in Ordnung bringen laſſen. — Leonhardi ſollte nicht wiſſen, ob der Herr Graf, oder jemand anders den Wechſel unterſchrieben hätte. — Nicht lange ſo erſcheint ein Bedienter, und dankt dem Leonhardi für ſeine Bereitwilligkeit, dem Grafen mit dem Gelde auszuhelfen, indem der Mitſpieler ſich gedulden wolle, bis ſein Herr die verſpielte Summe ihm von Grehweiler aus beſorgen könne. — Dieß ſollte den Leonhardi ſicher machen. —

Leonhardi bedauerte den Verluſt des Abzugs, aber auf kurze Zeit nur: denn ſchon nach Tiſche erſchien der Bediente wieder, unter dem Vorgeben: der Mitſpieler habe ſo eben zum Erſtaunen ſelbſt verloren, und wünſche daher ſein Geld vom Grafen noch zu Frankfurt in Empfang zu nehmen: ſein Herr Graf ſey alſo genöthiget, den Herrn Leonhardi um die angeſprochne Summe von neuem zu bitten: ſein Herr habe ihm den Wechſel, den er darauf geſtellt hätte, gleich mitgegeben, und laſſe dem Herrn Leonhardi ſagen, daß es bey dem bewilligten Abzug nach wie vor verbleibe, nur müßte er bitten, ihn nicht lange aufzuhalten, denn er ſitze zu Hauſe und warte.

Wer war froher, als Leonhardi! Er nimmt den Wechſel an ſich, durchſieht ihn flüchtig, und zahlt das Verlangte. Wie gewöhnlich, ſo kam indeß auch hier die beſſere Einſicht nach, wie die Reue. Denn als zur Verfallzeit der Graf entweder zahlen oder den Wechſel verlängern ſollte, läugnete er die Richtigkeit des Wechſels, der im Grunde wirklich mit einer falſchen

Unterſchrift verſehen war. Der Bediente ſollte entlaufen ſeyn, und darum die Sache nicht näher erörtert werden können. — Da ſtand nun Leonhardi, und mußte ſich ſchon fügen, als der Graf ihm eine Handſchrift auf 1000 Dukaten anboth, aber mit dem Bedinge, daß er den Wechſel dagegen zernichten ſollte. — Die ganze Gegend ſprach von Betrug, aber Niemand war im Stande, ihn gerichtlich nachzuweiſen.

Regis ad exemplum totus componitur orbis, das ſoll ſagen: Was der Leithammel treibt, das treiben alle Schafe, oder mit eigentlichen Worten: Was die Großen vorthun, thun die Kleinen nach. Wie alſo der Rheingraf — als dux gregis ipſe caper — der Gerechtigkeit ſpitzbübernd vorbeyging, ſo gingen ihr auch ſeine Untergebne vorbey, ich meyne ſeine Gerichte. Denn als der Bergverwalter Kunz von Mörsfeld einſt ſein Pferd vor der Hausthür des Gaſtwirthes zu Münſterappel angebunden ſtehen ließ und hineingegangen war, einmal zu trinken, band, um Kunzen einen Poſſen zu ſpielen, der ſaubere Herr Braun, der gerade zu Fuße herankam, [illegible] Pferd los und ritt damit nach Grehweil[illegible]ier gab er es einem gewiſſen

Kerl, den man den **krummen Hannes** nannte, es wieder nach Münſterappel zurück zu reiten.

Der krumme Hannes, welchem der Graf — Man denke! — wegen ſchlechter Streiche die Aufſicht über den Park genommen hatte, ritt das Pferd nicht nach Münſterappel, ſondern nach Bingen, verkaufte es da, und ſtrich hernach herum von Ort zu Ort unter allerhand Geſtalten. **Kuntz** klagte, und der Herr **Braun** hätte nach allen Rechten das Pferd erſetzen müſſen, wenn noch Gerechtigkeit in Grehweiler geweſen wäre: ſo aber hatte **Kuntz** das Nachſehen für ſein junges vortreffliches Pferd. Doch, wir ſind mit der Borgerey noch nicht zu Ende!

Alſo die Grehweiler Herren, groß und klein, borgten nicht nur Summen zu mehreren Tauſenden, ſie borgten auch geringere zu 8, 6, 4, und 200 Gulden, ja gar zu 50 und 25. So zum Beyſpiel, trug der Mauermeiſter **Biel** in Münſterappel die Stirn etwas hoch und wollte gern gräflicher Baumeiſter heißen. Man gab ihm zu verſtehen, daß er das Patent dazu bald haben könnte, wenn er der gräflichen Kaſſe 400 Gulden borgen wollte.

Er borgte ſie und erhielt dafür einen — leeren Titel.

Um Grehweiler herum, weit und breit wird ſchwerlich irgend ein wohlhabender Mann zu finden ſeyn, bey welchem Carl Magnus, deſſen Bruder, oder deren Unterhändler nicht geborgt, und — wie man zu ſprechen pflegt — einen Bären angebunden hätten; und doch wurde der Hofſtaat immer und immer vermehrt, ſo, daß das Geldaufnehmen beſtändig fortdauern mußte.

Endlich erkannte man durchgängig, daß, wer dem Grafen zu Grehweiler Geld borge, ſelbiges in einen durchlöcherten Sack werfe. Wo daher die Geſchäftsträger des Grafen hinkamen, wurden ſie abgewieſen, mit der Bemerkung: daß die hochgräflichen Wechſel überall nichts gelten wollten, auch die hochgräflichen Hypotheken nicht. Man war alſo genöthiget, ein neues Project zum Geld-Borgen aufzufinden, und man fand eins: welches, ſo ſchändlich es auch war, doch auf eine Zeitlang glückte. Ich will es gleich näher beſchreiben.

Zehntes Kapitel.

Noch ſchönere Raritäten!

Breckenfeld, Häfner und Arnoldi gaben dem Grafen, der nun ſich alles gefallen laſſen mußte, was die Spitzbuben wollten, den Anſchlag, Geld auf die Gemeinden aufzunehmen. Der Graf war es zufrieden, und ſofort wurden die Alimente der Gemeinden, oder die Wälder, Wieſen und andere Grundſtücke, an deren Ertrag die Gemeinden Antheil haben, zu Hypotheken verſchrieben.

Zu Wendelsheim fing man damit an, daß man den Schulzen und die Gerichte für den Grafen einnahm, und dann mit dieſen alle Ortſchaften, wo gemeines Gut zum Verſetzen anzutreffen war, genau durchſuchte. Man wollte zum voraus wiſſen, wie hoch man den Ertrag darauf rechnen könnte. Die Verſchreibungen nachher waren ſo eingerichtet, daß jedesmal beſagt wurde: die Gemeinde hätte eine gemeine Schuld abzutragen, ohne daß ſie die Baarſchaft dazu vorfinde, und folglich ſey ſie genöthiget, unter Genehmhaltung ihrer Herrſchaft Geld aufzunehmen: die Gemeinde habe um dieſe Genehmhaltung nachgeſucht, und man ertheile ſie hiemit um ſo lieber, eines Theils, um den Creditor vollſtändig zu ſichern, andern Theils, um die Noth der Gemeinde deſto eher Landesväterlich zu heben. —

Das Borgen hatte unter dieſen Umſtänden keinen Anſtand, weil jeder, welcher Geld übrig hatte, einer Gemeinde gern vorſchoß, indem er die ſtärkſte Sicherheit zu haben glaubte. Die Schulden, welche nach dieſem Kunſtgriff auf die gemeinen Alimente gemacht wurden, beliefen ſich auf mehr als 200,000 Gulden.

Dieſe ergiebige Quelle wurde ſo lange benuzt, bis endlich alle Gemeinheits-Alimente verſezt und verpfändet waren. Das Bedürfniß dauerte aber nachher noch fort, und man mußte immer wieder Geld haben. — Wem es gelingt, durch Recht oder Unrecht Geld nach Belieben zu haben, der wird verleitet, ſeine Bedürfniſſe eher zu mehren als zu mindern. — Breckenfeld und die andern Schurken fanden indeß auch hier Rath. Sie ſchlugen vor, die Glieder der Gemeinden zu bereden, ihre Namen zu gewiſſen Hypotheken zu unterſchreiben, und ſo ihr

Haab und Gut für den Grafen zu verpfänden. Auch dieſer Vorſchlag ging von Statten, wenn gleich anfangs ſich viele Schwierigkeiten dabey einfanden. Um dieſe zu heben, bewirkte man die erwähnte Unterſchrift folgendermaßen.

Der Kammerrath Schad, Breckenfeld oder ein Anderer von des Grafen Beamten kam und ließ die Gemeinde unter freudigen Aſpekten zuſammenrufen. Alsdann wurde Wein gegeben, und zwar ſtarker und viel; und wenn der Abgeſandte hernach merkte, daß die Köpfe benebelt und die Leute guter Dinge waren, dann erſt ſtellte er vor: wie Seine Hochgräfliche Gnaden, ihr theuerſter Landesvater, genöthigt wären, die geringe Summe von zwey bis dreytauſend Gulden aufzunehmen, und dieß zum Beßten des Landes. — Man muß nur wiſſen, daß man allemall eine Null verſchwieg und ſtatt 40,000 nur 4000 angab. — Die Gemeinheitsglieder, die ſich bisher immer ſo folgſam gezeigt hätten, als welches der regierende Herr nicht ohne Rührung und Wohlgefallen bemerkt habe, mögten alſo, wie es ſich von ſo guten und getreuen Unterthanen nicht anders erwarten laſſe, die Liebe für ihn haben, und die geringe Summe unterſchreiben: Sie hätten ja gar nichts zu riskiren, denn der Herr Graf würde die kleine Schuld ganz gewiß in Kurzem abtragen.

Jene Bauern, welche zu ſehr benebelt waren, um die Pfiffe der Hofſprache zu wittern, und die ſich durch ſie und die herablaſſende reichliche Bewirthung geſchmeichelt fanden, ließen ſich verleiten, und unterſchrieben. Aber Viele, deren Ueberlegungskraft noch feſten Fuß hatte, und die die Ränke des Grehweiler Hofes zur Genüge kannten, und darum einſahen, daß am Ende ſie würden zahlen müſſen, unterſchrieben nicht, und ſezten ſich wider das Begehren des Negozianten. Dieſe wurden ſofort als Rebellen behandelt, und man that ihnen allen Aerger und Schaden an, ſobald man konnte. Hievon nur ein Beyſpiel!

Conrad Lahr, Webermeiſter und Krämer zu Wendelsheim, war auf keine Weiſe zu bewegen, ſeinen Namen zu dergleichen Hypotheken herzugeben. Er war Kirchenvorſteher; und der Pfarrer des Ortes, mein Vater, hatte ihm bewieſen, daß dieſe Unterſchriften einen übeln

Nachklang haben dürften. Dieß beſtärkte ſeine Weigerung. Der Oberſchulz Häfner warf daher einen tödtlichen Haß auf den Lahr, und gab dem Grafen unter die Hand, den einzigen Sohn des Lahr, auf welchem das ganze Gewerbe ruhte, unter die Grehweiler Kraut-Miliz zu ziehen. Das geſchah, und das Hausweſen des Lahr, der auf dieſe Art ſeinen einzigen Sohn verloren hatte, gerieth ſehr in Rückgang. Er machte Vorſtellung über Vorſtellung, aber es half nicht: des Grafen, oder vielmehr Häfners Mütchen mußte gekühlt werden.

Der junge Lahr, hiedurch mismuthig gemacht, verging ſich endlich, und entwendete, in Geſellſchaft eines liederlichen Burſchen, Namens Hees, der ihn verführt hatte, einem Juden einige Waaren. Die Sache ließe ſich abmachen, wenn man dem Menſchen etwan 25 aufgeworfen hätte, wie es ſonſt bey den Soldaten Mode iſt. Allein das ſchien der Gerechtigkeit des Grafen zu wenig: er ſchickte ihn auf ein Jahr nach Carlsruhe ins Zuchthaus, wo ihn der Vater mit ſchweren Koſten obendrein erhalten mußte.

Michael Baum hatte ehemals, als franzöſiſcher Huſar, ſich ſo gehalten, daß er nicht nur das Schild du merite militaire, ſondern auch einen Jahrgehalt von 216 Liver verdient hatte. Es iſt bekannt, daß ein Menſch, der eine Penſion von Frankreich zog, ſelbige verlohr, wenn er ſich grober Verbrechen bis zur Klage ſchuldig machte, er mogte übrigens ſich aufhalten, wo er wollte. Dieſer Baum nun war nicht dahin zu bringen, ſich für den Grafen zu unterſchreiben; alſo erboßte dieſer, und ſchrieb an das Regiment Eſterhazy: Baum ſey ein ſchlechter Kerl und der königlichen Penſion nicht werth. Baums Penſion wurde hierauf eingezogen, und er mußte ſich gedulden. Er thats. Der Graf, hiemit noch nicht zufrieden, wollte endlich auch das Ecu du merite ihm nehmen laſſen, aber da ergrimmte Baum, wie billig, und nahm ſeine ganze Rüſtung und begab ſich nach Rocroi in Champagne, wo damals gerade Muſterung gehalten wurde. Er trat dreiſt und unerſchrocken vor die Fronte, und ſtellte den Hauptleuten das Unrecht vor, welches er litte, und dieß in ſo ſtarken Ausdrücken, daß man ihm auf der Stelle alles erſezte, die Reiſekoſten vergütete, dem Grafen aber durch den

Auditör bedeuten ließ: den Baum forthin ungehudelt zu laſſen; ſonſt würde man ſelbſt ihm und ſeinem Bruder die Penſionen nehmen müſſen: Baum verdiene ſie weit eher, als mancher Maréchal de camp u. ſ. w. Baum überlebte die Freude dieſer Genugthuung nicht lange.

Vorgänge von dieſer Art machten allerdings aufmerkſam; aber eben dadurch fand man den Grund davon überall ſo abſcheulich, daß ſelbſt diejenigen, welche vorher mehrmals unterſchrieben hatten, endlich durchaus nicht mehr wollten. Erzwingen aber ließ ſich hierin nichts, und da man dem allen ohnerachtet ſich noch immer nicht beſchränkte, und folglich auch noch immer anderer Leute Geld ſuchen mußte: ſo erdachte man abermals ein neues Mittel, und — fabricirte falſche Obligationen, und unterſchrieb ſie mit falſchen Namen. Dieſer Kunſtgriff, der abſcheulichſte und bübiſchte von allen, glückte über allen Glauben: Aber eben er war es auch, der dem Grafen und ſeinen Conſorten hernach am Ende vorzüglich den Hals brach.

Bey dem kurfürſtlich-Mainziſchen Kanzler, Freyherrn von Bentzel, und bey dem Grafen von Lamberg, ebenfalls zu Mainz, wurde unter andern, durch den erwähnten Kunſtgriff, eine Hypothek niedergelegt, worin ſie einen ausſchließlich eignen Wald des Fürſten von Weilburg als ein gemeinſames Grundſtück einiger Rheingräflichen Gemeinden angegeben, die Hypothek ſelbſt aber mit falſchen Namen unterſchrieben hatten, bis auf die Namen der Schulzen und einiger Gerichtsmänner.

Um die falſchen Namen mit verſchiedner Hand verſchieden geſchrieben zu erhalten, ſchrieb ſie, wer da konnte — Madam Häfner, Madam Braun und die Schulknaben. Dieſe mußten die Namen ihrer Väter ſchreiben, und auch ſie ſignirten die ſchurkiſchen Hypotheken. So denn erwarb man abermals große Summen für den — Grafen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Graf das ſo oft und ſo anſehnlich erborgte Geld bey weitem nicht alle erhalten hat. Sein nachheriger Defenſor in Wetzlar bewies ſogar, daß z. B. von 100,000 Gulden, kaum 60,000 für ihn in Empfang genommen ſeyen. Die Erzſchurken, welche dieſe ſchändlichen Unterhandlungen betrieben, eigneten ſich allemal einen Theil davon zu: und ſo war es ſehr begreiflich, daß **Häfner**, **Breckenfeld**, **Arnoldi**, **Braun**, **Rohard** und **Schad**, nebſt den Juden **Salomon** und **Nathan**, und anderm Hofgeſindel, wohlhabende Herren wurden.

Aber auch hier hieß es: Wie gewonnen, ſo zerronnen! Denn dieſe erzſchlechte Menſchen ahmten ihren Herren nach, lebten auf hohem Fuß, gaſtirten, ſtellten Luſtreiſen an, und verſchwendeten das äußerſt ſchändlich erworbene Geld auf die unverantwortlichſte Weiſe. Wer wird es glauben, daß blos an friſchem Fleiſche jährlich für 500 Gulden in die Küche des Kammerraths **Schad** geliefert wurde! Die Juden ſogar vergaßen, daß ſie arme Juden geweſen waren, und hielten Bediente und Equipagen, und wurden impertinent ſtolz und rachſüchtig. So ging **Nathan** den Bereiter zu Grehweiler einſt an, ihm ein Pferd zu zureiten. Der Bereiter ſchlug es ab mit dem Zuſatz: daß, ſeitdem aus dem Juden ein Herr, und aus der Hure eine Mamſel geworden ſey, es keine gute Zeit mehr wäre. **Nathan**, den das ärgerte, klagte darüber bey dem Grafen, und dieſer, um ſeinem beſchnittenen Favoriten ſich gefällig zu zeigen, entließ den Bereiter, und nahm einen andern.

Auch den unbeſchnittenen Favoriten mußte der Graf nach der Pfeiſe tanzen, und ſich von ſeinen Beammten behandeln laſſen, wie ſie wollten. Da er ſelbſt auf ſehr unrechten Wegen ſich ſo oft betreten ließ, ſo mußte er jeden von ihnen fürchten, und durfte nicht einmal fragen, wie ſie ihre Aemter verwalteten. Ein gewiſſer Schneider zu Wendelsheim, genannt Prieſterſpach, entwarf eine weitläufige Schrift gegen den Oberſchulz Häfner und ſchickte ſie dem Grafen, aber ohne ſich zu nennen. In dieſer Schrift waren mehrere Spitzbübereyen verzeichnet, welche Häfner begangen, auch mancher Betrug entdeckt, den er dem Grafen geſpielt hatte.

Der Graf, ſtatt zu unterſuchen, ob die Vorwürfe gegründet wären, welches er ohnehin wußte — inquirirte auf den Urheber der Schrift, und Prieſterſpach wurde verrathen. Was geſchah! Der Schinder von Alzey mußte kommen, ein großes Feuer im Beyſeyn der ganzen Grehweiler-Gemeinde anzünden und die Schrift darinn verbrennen. Dann mußte Prieſterſpach ſich als einen boshaften Verläumder und Läſterer öffentlich erklären, und dem Oberſchulzen und deſſen Frau Abbitte leiſten. Jedermann murrte über dieſes Verfahren, aber Niemand widerſezte ſich demſelben thätlich. Prieſterſpachs Ehre iſt indeß doppelt gerettet, während das Scheuſal Häfner, auch von einem Grafen geſchüzt, mit ewiger Schande bedeckt bleiben wird. — Und dann, was Carl Magnus damals an einem Unſchuldigen rächen wollte, rächet die Wahrheit jezt hier an ihm.

Man ſagt mit Recht: der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er zerbricht. So gings auch den Geld-Negozen des Grafen! Man hatte abermals eine mit falſchen Namen unterſchriebene Hypothek ausgefertiget, worauf man eine Summe in Worms erheben wollte. Der Amtmann Goll, der damals in Worms advocirte, kam von ohngefähr nach Werrſtadt und erfuhr den ganzen Hergang. Er eilte nach Worms zurück, und warnte den Kapitaliſten, an den man wollte, und dieſer ließ den Breckenfeld und den Arnoldi den Augenblick einſtecken, ſobald ſie mit ihrer falſchen Hypothek herausrückten. Da aber in Worms, wie beynahe in allen Reichsſtädten, um Geld Alles feil iſt, beſonders die Gerechtigkeit: ſo koſtete es den Grafen nicht viel Mühe, ſie bald zu retten, und dadurch ſich und ſie der Gefahr einer weitern Entdeckung à la Pitt zu entziehen.

Ich mag dieſes verhaßte Kapitel über die Spitzbübereyen des Grehweiler Hofes oder deſſen Agenten nicht mit noch mehr Nachrichten vergrößern, ſo lebhaft ich mich auch bis auf die heutige Stunde noch ſehr vieler erinnere. Weiterhin wird man ſchon ſehen, was für fürchterliche Folgen daraus endlich entſtanden ſind.

Um die Intereſſen abzutragen, nahm der Graf die gemeinen Allimente der ganzen Grafſchaft in Beſchlag; aber das reichte bey weitem nicht zu, die Intereſſen von mehr als einer Million zu entrichten. Schon dieſe beliefen ſich jährlich auf 60,000 Gulden. Man hatte alſo vollauf zu thun, um nur die Gläubiger durch Verſprechungen hinzuhalten. An neue Borgereyen durfte man nicht mehr denken, denn die fides punica der Grehweiler Herren war aller Orten abſcheulich verrufen, und aller Orten wurde von nichts angelegentlicher geſprochen, als von den Schulden des Rheingrafen, und von der ſaubern Art, ſie zu häufen. Wo alſo ſollte Geld hergeborgt werden, da, leider, der Credit vollends verſchwunden war?

Der Graf machte ſich zwar abermals an ſeine Gemalin, und ſtellte ihr ſeine Noth in den dringendſten Bittworten vor; aber er predigte tauben Ohren. Wie man's treibt, ſo geht's, oder, Geld verloren, viel verloren; Ehre verloren, alles verloren — das war die Epiſtel, deren Sinn und Gehalt ſie ihm zur Benutzung für ſeine Haus-Philoſophie kommentirte. Er ſah dieß auch ein, wenn gleich zu ſpät, und entſchloß ſich, eine Reform mit ſeinem Hofe vorzunehmen, und er nahm ſie vor. Worin ſie beſtanden habe, wird man ſehen, ſobald ich nur erſt einiges von der geiſtlichen Regierung unſers Carl Magnus werde geſagt haben.

Eilftes Kapitel.

Geiſtlichkeit in der Rheingrafſchaft.

Seitdem das ſogenannte geiſtliche Intereſſe mit dem weltlichen verbunden iſt, oder Aaron dem Moſes auf altjüdiſch aushilft, und umgekehrt, obſchon freilich entſcheidend nur da, wo die Einſicht des Machtverwalters nicht hinreicht, der Aaroniten, wie Friedrich der Zweyte, die Nordamerikaner und die Neufranken zur Mitregentſchaft zu entbehren, ja, ſie und ihre hyperphyſiſche Krambude als ſchädlich und erniedrigend einzuſchränken, ſeitdem, ſage ich, findet man bey jeder Regierung auch etwas von der Geiſtlichkeit anzuführen; und ſo, hoffe ich, werden meine Leſer mir es zu Gute halten, wenn ich ſie mit einer Dienerſchaft bekannt mache, welche in dem Rheingräflichen Gebiete, unter Carl Magnus, ihr Weſen mit der Kircherey getrieben hat. — *)

---

*) Zürnen Sie nicht, lieber Herr Paſtor, wenn ich nicht ſage — mit dem Evangelium: denn, auf Ehre, das kannten und trieben Ihre Rheingräflichen Collegen nur nach der Kircherey, wie mancher Juriſt das Römiſche Recht

Einige von dieſen Herren leben noch jezt; andere aber ſind längſt den Weg alles Fleiſches gewandelt, wenn ſie gleich nicht alle den beſten Geruch hinterlaſſen haben. Die guſtöſen Herren, zumal in jener Gegend, lieben gewöhnlich

---

nur nach der Juriſterey treibt. Das erhabne Evangelium, oder, der verbrämte [illegible] Innbegriff der objectiven moraliſchen Vernunftgeſeze, aufgefunden durch die ſubjective Subſumtion des adäquirenden moraliſchen Genies in Chriſtus, oder des λογος — ſagen Sie mir, als ehrlicher Mann: finden Sie das in irgend einer autoriſirten Lehrordnung irgend einer Kirche? Finden ſie nicht vielmehr, daß man die wenigen Edlen noch immer verkezere und verfolge, welche, es in Chriſtus Sinn zu behandeln, wie dieſer es zur Veredlung der Menſchheit verkündigte, und wie Luther, Calvin, Semler, Kant, Spalding, Teller, Nöſſelt, Niemeyer, Roſenmüller, Henke, Löffler, Pölitz, Schmidt, Venturini und andere brave, ehrwürdige Männer es von der entehrenden Verkleiſterung der ſcholaſtiſchen und kirchlichen Grillenfängerey reinigten, und in ſeiner urſprünglich-einfachen, edlen und edelfeſſelnden Geſtalt wieder hinſtellten? — Sehen Sie, lieber Mann, wir ſollen Chriſten ſeyn; und man wehret es uns, es gerade ſo zu ſeyn, wie jener Edle es lehrte! — Ich bedaure ſie, wenn Ihre Lage mit Ihrer Einſicht kontraſtiert, zumal in einem Lande, wo Obſcuranten-Produkte es nöthig machen, einen Brumbey zu fürchten, um nicht wie ein Schulz zu Gielsdorf geſtürzt zu werden.

Liegt übrigens ihnen daran, ein Wort zur rechten Zeit zu leſen, über das Verhältniß des reinen Chriſtenthums zu dem unreinen kirchlichen, wie auch über die Befugniß des ehrlichen Volkslehrers, hiebey mehr Gott als Menſchen zu gehorchen: dann empfehle ich Ihnen die Vordie Egyptiſchen Fleiſchtöpfe, auch die zweyfüßigen; und da Fleiſch, vorzüglich bey warmer Temperatur, wofür die Hildebrande, troz allem ihrem Deklamiren wider die Bauchphiloſophie,

---

rede zu der Sammlung erbaulicher Gedichte — für die politiſchen Vampyrs von S. LIV. bis S. LXXV. Wahrer, freymüthiger praktiſcher und wärmer ſchrieben bis jezt hierüber Wenige. Und wollen Sie das gewöhnliche Homilieten- und Homilien-Weſen poetiſch-ſatyriſch geſchildert finden, aber auch den ächten und ehrwürdigen Karakter der Religion und deren einſichtiger Verehrer und Lehrer, nach ihrer wahren Würde behandelt, betrachten: dann leſen Sie in eben der Sammlung die vierte Aufſtellung des Zuchtſpiegels zur Beleuchtung der Kirchenlehrer und des Kirchenweſens von S. 169 bis S. 360. Nützlicher und angenehmer können Sie Ihre Erholungsſtunden gewiß nicht verwenden.

Jeder andere Leſer, vorzüglich die von dem Gelichter unſeres Helden und deſſen Unterhändler, wird ſich nicht minder erbauen an der übrigen Aufſtellungen des Zuchtſpiegels für Fürſten, Hofleute, Adliche, Soldaten, Aerzte und Juriſten. Man wird in der ganzen Sammlung beſtätigt finden, wie wahr der Sammler ſagt:

Die Geiſſel in der Dichter Händen
Kann Narren in die Schule ſenden:
Denn Leute giebts in großer Zahl,
Die durch Philoſophie nicht klüger werden wollen:
Die geiſſeln ſie denn allzumal
Mit bitterm Spott, damit ſie fühlen ſollen,
Was weder trocken hingeſagt,
Noch weinerlich geklagt
Sie je begreifen. —

exemplariſch zu ſorgen gelernt haben, zur Fäulniß ſehr geneigt iſt; Fäulniß aber jenen Geruch nicht verbreitet, welchen man den der Heiligkeit öfters nennen hört: ſo muß man konſequent ſeyn, und Geduld haben — auch mit meiner Relation über ſie — oder das Geruchs-Organ zuhalten und von der Herren Modergruft, nach einer vernünftigen Diätetik, ſich fein hübſch ſchnell entfernen.

Als Carl Magnus die Regierung antrat, war ein gewiſſer Engelbach Hofprediger und Inſpector. Man nannte ihn nebenher den Baß, weil er auf der Kanzel fürchterlich lärmen und den Brummton ſehr tief führen konnte. Er war den Herrnhutern zugethan und deswegen ein Günſtling des alten Grafen. Er ſoll es in ſeiner Gewalt gehabt haben, ſo eindringend zu predigen, daß ſeine Zuhörer oft vor lauter Wehmuth hätten weinen müſſen, oft aber auch durch ſeine tiefſchneidende Baßſtimme ſo in erſchütternde Furcht gerathen wären, als wenn der leidige Satan ſie alle hätte holen wollen. Ob gleich er ein frommer Mann war, nach Herrnhuter Art, ſo war doch ſeine Tochter Sibilla kein Gefäß ihm zu Ehren. Wer die Geſchichte des Graſen Gottfried von Wartenberg dereinſt ſchreiben wollte, müßte ihrer ſaubern Gefälligkeit rühmlichſt gedenken.

Als Carl Magnus auftrat, der nichts weniger als Herrnhuter war, vereinigte ſich die ganze Rheingräfliche geiſtliche Sippſchaft wider ihren Inſpector, und verlangte: er ſollte ſeine Herrnhuterey abſchwören. Engelbach war dazu nicht zu bewegen, und nun fand der Herr Graf für gut, ihn ſeines Poſtens zu entlaſſen. Er hat eine Abhandlung de ſanguine expiatorio Ieſu Chriſti geſchrieben, worin er behauptet: daß das Bockeblut und das Kälberblut des alten Teſtaments auch Jeſu Blut geweſen ſey, und was ſolcher Abgeſchmacktheiten der Blut-Religion mehr iſt. Auf ihn folgte

Johannes Herrenſchneider, vorher Conrector zu Grünſtadt, ein ſehr orthodoxer Mann, dabey aber ein wahrer Pfaffe, das heißt, geizig, gefräßig bey Andern, rachſüchtig, hämiſch und impertinent-ſtolz. Um durch etwas ſeinen Namen zu verewigen, ſudelte er einen Katechismus, den er die Heilsordnung benannte. Sogar die Bauern fühlten die Armſeligkeit dieſes zuſammengeſtoppelten Wiſches, und gaben ihm, nach ihrem Dialekt, den Spott-Namen: Gäulsordnung. Es ſollte ſo was für die Pferde ſeyn, meynten ſie, nicht für Menſchen. — Durch Amts- und Schriftſteller-Stolz angetrieben, beredete er den Grafen, dieſe Heilsordnung in die Rheingräflichen Schulen einzuführen: und ſie wurde eingeführt, ſo ſehr ſich auch einige Pfarrer widerſezten.

So lange Carl Magnus Credit fand, oder die gerügten Spekulationen gelangen, und er dadurch im Stande blieb, ſein Brauſeleben hoch fortzuſetzen, hofierte ihm keiner kriechender, als der niedrig intereſſirte Herrenſchneider. Er war täglich ſein Gaſt, affektirte eine devote Anhänglichkeit, und nahm ſich recht ſehr in Acht, kein Wörtchen hören und keine Miene blicken zu laſſen, die den Grafen nun und dann zu etwas Beſinnung hätte wecken können. Kurz, er ließ es unbekümmert gehen, wie es ging, und war, gerade weil er nie krähte, und ſich das gräfliche Futter erklecklich ſchmecken ließ, der beſte Hahn im Korbe; und nun auch natürlich der Herr Graf ihm ein Abgott!

Und eben dieſen Abgott, ſobald er zu wanken anfing, half keiner zelotiſcher ſtürzen und zertrümmern, als der ſaubere Gaſt — **Herrenſchneider!** Als Hofprediger und Hausfreund hätte er — dieß lehrte ihn das herannahende Commiſſions-Gewitter mit Furcht und Zittern einſehen — den ehrlichen Mann zur gelegenen Zeit zeigen ſollen und warnen. Dieß hatte er unterlaſſen, und eben dieß, mußte er fürchten, mögte die eingetretene Commiſſion an ihm rügen. Alſo, um gleichfalls darzuthun, daß er nicht geſchwiegen habe, weil er die Lebensart des Grafen und deſſen Hofes guthieß, ſpielte er den Ankläger, und ward der ärgſte Angeber der Verbrechen des Grafen und deſſen Unterhändler. Er bewies demnach, daß er temporiſirte, und ſeine und die Moralität Anderer nur ſchäzte nach den Umſtänden, nicht nach der Pflicht und der Handlung ſelbſt.

Vorher, als Günſtling des Grafen, ſuchte er eine wichtige Perſon zu ſpielen, hildebrandiſirte, wo er konnte, und ſtrebte nach nichts ernſtlicher, als nach der unbedingten Herrſchaft über die ihm untergebnen Pfarrer und Schulmänner. Er trieb zu Grehweiler das im Kleinen, was der Vicegott zu Rom im Großen treibt. Dieß ſezte Hobbeſiſches Blut, und zog ihm den bitterſten Haß zu. Hierin kannte der geweſene Hofkapellan und nachherige Pfarrer zu Münſter am Rheingrafenſtein, Herr Valentin, endlich keine Grenzen mehr. Seine Erbitterung wiegelte ſeine Rachſucht in dem Grade auf, daß er darauf ausging, ihn aus der Welt zu ſchaffen.

Um dieß auszuführen, ſchleicht er an einem Winterabende, im Dunkeln, an des Hofpredigers Fenſter, gerade, als dieſer mit Frau und Kindern zu Tiſche ſizt. Sie eſſen, und nichts Arges erwartend, ſtürzt der Hofprediger, ſtark verwundet, plözlich dahin, und gegen ihm über eine ſeiner Töchter, ein Mädchen von neun Jahren, auf der Stelle todt zu Boden. Die Hand des Böſewichts hatte beym Abdrücken des Mordgewehrs, vor verwirrender Beſtürzung, die Abſicht und die Richtung ſeiner Rachſucht verfehlt, und ſo — eine Unſchuldige getödtet, während er dem bezielten Schuldigen nur eine ſtarke Wunde anſchoß.

Wer war der Thäter? Valentin war ungeſehen hin und von dannen geſchlichen und entwiſcht. Die Mordſcene fiel in den Anfang der eingetretenen kaiſerlichen Commiſſäre. Der Graf war bey dieſen, wie wir geſehn haben, von ſeinem Hofprediger ſchwerer Verbrechen beſchuldiget worden, und ward dadurch deſſen Feind. Er hatte laut gegen ihn getobt, und dieß und das ihm zugeſchworen. Er wollte ſo etwas von ihm nicht erwartet, noch weniger verdient haben. Er hatte ihn einen Niederträchtigen, einen Buben von Pfaffen genannt, der nicht werth wäre, länger zu leben. Kurz, er hatte Haß und Rachſucht gegen ihn, öffentlich genug geäußert und hiedurch es ſelbſt veranlaßt, daß jederman ihn für den Mörder hielt. Die kaiſerliche Commiſſion war ſchon im Begriff, eine Unterſuchung wider ihn anzuſtellen; aber eben jezt entdeckte man den Thäter. *)

Valentin kannte den Schneckengang der dortigen Juſtiz, und nahm Gift, um einem langwierigen Gefängniß und dem ſichern Tode

---

*) Angehende Criminal-Richter mögen hier Vorſicht lernen, und es nie vergeſſen, daß auch ein handgreiflicher Schein dennoch trügen kann. Wenn man den Valentin nicht entdeckt hätte, wer hätte den Grafen von dem gravirendſten Verdacht befreyen können? Und doch war er an der Mordthat ſelbſt — unſchuldig. — Daß aber weiſe Mäßigung gegen jeden Feind, auch bey den unverdienteſten Unbilden, ein ſehr heilſames Mittel ſey, ſich gegen jeden Verdacht bey unverſehenen Fällen, die dem Feinde zuſtoßen, zu ſichern, dieß mögen junge unerfahrne Brauſeköpfe ja nicht überſehen.

durch Henkers Hand, zuvor zu kommen. — Man bedenke, was für eine Geiſtlichkeit es ſeyn mußte, unter welcher ſolche entſetzliche Dinge vorgingen! — Herrenſchneider ward, unter den erwähnten Umſtänden, ſeines Lebens zu Grehweiler müde, und zog von da nach Rappoltsweiler im Elſaß. Endlich berief man ihn in ſeine Vaterſtadt, Strasburg, und wählte ihn dort zum Prediger. Hier war er, als die Revolution in Frankreich ausbrach, troz ſeiner Orthodoxie, doch ſehr nachgiebig, ſteckte die Nationalkokarde an, und ſchrie, gleich dem beſten Jakobiner: Es lebe die Republik! — Palingenius ſagt nicht unrecht:

> Deme illis lucrum, Superos et templa negabunt.

Durch Herrenſchneider regierte Carl Magnus die ganze übrige Geiſtlichkeit ſeiner Grafſchaft, oder vielmehr Herrenſchneider, ſo lange er des Grafen Herz in Händen hatte, regierte ſie unter des Grafen Schutz. Ein ſolches par nobile fratrum taugte freilich ſelbſt zu wenig, um durch ihre Regiererey bey Andern etwas Gutes hervorzubringen.

Nichts war den Pfarrern mehr zuwider, als die Kirchenviſitationen, welche der Hofprediger jährlich anſtellte, und die man weit füglicher Küchenviſitationen hätte heißen können. Herrenſchneider war ein Bauchphiloſoph von einer feinfühligen Zunge und von einer Verdauung zum Erſtaunen. Er hielt alſo die Kirchenviſitationen, um ſeiner lieben Darm-Philoſophie fürbaß fröhnen zu können, und dieß auf Koſten Anderer. Die Bauern mußten ihn von Ort zu Ort herumſchleppen, und dadurch war er ſicher vor Indigeſtionen und Infarkten. Da die Fuhren ihn nichts koſteten, und er jeden erſpahrlichen Aufwand in ſeinem Hauſe gern erſpahrte, ſo führte er ſeine zahlreiche Familie auf dieſer heiligen Wanderung jedesmal mit, als Begleitung.

Daß den armen Pfarrweibern allemal angſt und bange ward, begreift ſich, wenn ich verſichere, daß die Frau Hofpredigerin eine gar häßliche, unverſchämte Frau war, die ſich über alles aufhielt. Ich habe einſt ſelbſt ſie ein recenſirendes Küchen- Tiſch- und Bett-Geſpräch mit meiner Mutter führen hören, und will's zur Erbauung herſetzen.

Meine Mutter: Wie hats Ihnen denn zu Bockenheim gefallen?

Hofpredigerin: Ach, Herr, mein Gott! Frau Pfarrin, wenn ich da noch einen Tag hätte bleiben müſſen, ich glaube, ich wäre vor Hunger umkommen!

Meine Mutter: Wie denn ſo?

Hofpredigerin: J, Herr Jeh: es war alles ſo ſchlecht, daß man es nicht genießen konnte! Alt Rindfleiſch, kaum halb gahr: die Brühe am Ragout ſchmeckſelte: die Braten waren verbrannt, und die Torten und Paſteten — fi, ich mag gar nicht mehr dran denken!

Meine Mutter: Die Frau Pfarrin ſoll doch eine gute Köchin ſeyn!

Hofpredigerin: Dann hat ſie's uns zum Tort gethan. Eſſen war zwar genug da, aber nicht für Leute, wie wir ſind. Ich verſichere Sie: es war wahrer Bauerfraß. Wir werden's uns aber ſchon merken.

Meine Mutter: Ich bin noch niemals zum Eſſen dageblieben: wenn ich aber ſonſt hinkam, ſo war doch der Kaffee und der Kuchen gut!

Hofpredigerin: Ei, du lieber Gott! ja, der Kaffee, der war ſo dünne, ſo dünne wie Lauerwein, und der Kuchen zähe wie Gerbsleder! Und glauben Sie wohl, liebe Frau Pfarrin, daß die Tiſchtücher ſchmutzig waren, die Meſſer ſtumpf, und die Löffel ſchmierig? Die Betten waren vollends zum närriſch werden! Kurz, nach Beckenheim komme ich nie wieder; aber zu Ihnen, Frau Pfarrin, — mit vielem Vergnügen. —

Meine Mutter kannte die Frau Hofpredigerin zu gut, als daß ſie dieſes Kompliment nicht für das hätte nehmen ſollen, was es war — leere Worte. Von uns, zu Wendelsheim, ging der Zug nach Eichloch, und zu Eichloch traf die erbauliche Kritik ſie vielleicht noch ärger. Mußten nun die armen Weiber ſich nicht ängſten, wenn die Zeit der Kirchenviſitation heranrückte? Uebrigens fielen die Unkoſten den ſchon tief verſchuldeten Kirchen jedesmal zur Laſt, und ſie ſanken immer tiefer. Ueberhaupt ſind alle Kirchenviſitationen grobe Anomalien; und wer das nicht glauben will, der leſe den Artikel: Kirchenviſitation in den Karrikaturen: und er wird ſich überzeugen und nebenher eine

Kirchrechnung antreffen, die allerliebſt iſt.

Auf Betrieb des Hofpredigers, ließ der Graf alle zwey Jahre über vorgeſchriebene Texte predigen, wozu jener die Themata angab. Dieſe waren gewöhnlich nach Strasburger Zuſchnitt, und eines Schülers von Doctor Lorenz würdig. So hieß es damals, als die Pfarrer den Befehl erhielten, über die Höllenfahrt Jeſu zu predigen:

1) Wie der Herr Jeſus zur Hölle gefahren,

2) Warum er dahin gefahren ſey.

Zu einer andern Zeit ſollten ſie handeln über die Lehrer des Evangeliums, als das Salz der Erden. Man denke ſich das Unſchickliche vor einer Gemeinde Bauern! Hier ſollte abgehandelt werden

1.) das Salz der Erden ſelbſt,

2.) wie das Salz dummlich werde.

Wenn der Herr Hofprediger nicht ſelbſt dummlich Salz geweſen wäre: — doch er war orthodox, und wer hätte ihm nun das Recht ſtreitig machen können, Unſinn auf Unſinn zu häufen!

Was verdorbene ſinnliche Menſchen in dem Bewußtſeyn ihrer moraliſchen Stärke nicht finden können, ſuchen ſie, von Selbſtliebe angetrieben, außer ſich in den kirchlichen Heilsmitteln des Glaubens, und dieß um ſo hartnäckiger, je ärmer ſie am Geiſte, oder je reicher ſie an den Früchten des verbotenen Baumes oder an Bosheit und Ausſchweifung ſind. Die anſcheinende Religioſität der meiſten Menſchen iſt daher gewöhnlich eine Folge ihrer Kurzſichtigkeit und Selbſtliebe, oder das irrig ergriffne Mittel, alles das als rechtgläubige Zeloten bey dem Gott ihrer Phantaſie wieder auszuwetzen, was ſie, als ſchlechte Menſchen, in der wirklichen Welt, an ſich und Andern eingeſchartet haben. Friedrich der Große, um ein Beyſpiel vom Gegentheil anzuführen, ſah, ſich ſelbſt genug, ruhig und getroſt über alle Kirchen, Pfaffen und Pfaffereyen hinaus und war der Stolz ſeiner Nation und ein Wohlthäter der Menſchheit. Aber ein Carl der Neunte, und andere ſeines Gleichen — machten den Schwerdt-Apoſtel und eiferten für Pfaffengrillen um ſo gebieteriſcher, je weniger ſie ächte Moral und Religion kannten und übten.

Den Willen unſeres himmliſchen Vaters durch Anſtrengung und Ausbildung aller unſerer Kräfte auszuführen, oder uns ſelbſt zu heiligen, um uns unſerer ſelbſt erworbnen Seligkeit ſelbſt zu nähern, iſt für die genannten Menſchen, als religiöſe Zwergen, gar ſchwer, und ſie finden es leichter, durch Herr, Herr rufen, zu ihrem Phantaſie-Himmel auf kirchlicher Extrapoſt hinzueilen, und wenn es erſt auf dem Sterbebette ſeyn ſollte. *)

---

*) Als ich im lezten Bande meiner Lebensgeſchichte zu ſchreiben war, hörte ich: Herr Salzmann wolle, wie er im Carl von Carlsberg die Welt als eine politiſche Wüſteney oder Hölle geſchildert habe, ſo in einem ähnlichen Buche eben dieſe Welt jezt als einen Himmel auf Erden ſchildern. Nach dieſem Hörenſagen glaubte ich, er würde einen Antipoden von Roman zum Carl von Carlsberg liefern wollen, und merkte eben darum das darüber an, was in dem angeführten Bande S. 64 unten zu leſen iſt. Jezt aber finde ich das Gegentheil, nehme daher meine Anmerkung in Beziehung auf den Himmel auf Erden zurück, und bitte Herrn Salzmann um Verzeihung. Sein Himmel auf Erden iſt nichts weniger als ein antipodiſcher Roman von Carl von Carlsberg; es iſt eine Anweiſung, wie man ſeine Würde und ſein Glück, als vernünftiger Menſch, auf die einzigmögliche und einzig haltbare Art begründen und fördern ſolle, und wie man eben dadurch den Himmel ſchon auf Erden haben könne. Ich finde dieſe Anweiſung ſo gründlich und allgemein faßlich, daß ich ſie jedem, dem es eine ernſtliche Angelegenheit iſt, ſeine Würde und ſein Wohlergehen ehrlich und haltbar zu fördern, wohlmeinend empfehle, vorzüglich allen Lehrern der Kinder und des großen Haufens

Freilich leidet das phantaſtiſche Himmelreich keine Gewalt, und eben darum iſt es die Sache aller Schwächlinge im Denken und im Handeln. Ein Schwächling von dieſer Art,

---

Hier wird man den himmelweiten Unterſchied zwiſchen dem wahren oder dem Vernunft-Himmel und dem erträumten Phantaſie- oder Prieſter-Himmel bald auffinden, und dadurch wird wahre Moral und wahre Religion unendlich kräftiger gefördert werden, als durch das orientaliſirende Pfaffenſyſtem, welches dieſe wie jene bisher beynahe einzig und allein gehindert und falſch geleitet hat.

Alle Kirchen in den preußiſchen Landen haben des Baumgarten-Cruſius Schrift und Vernunft für denkende Chriſten müſſen anſchaffen. Das Werk beſteht aus ſechs Bänden, und koſtet für die Kirchen drey Rthl. und, in Pappband eingebunden, jeder Band noch 3 Gl. Die Gottſeligkeit iſt freilich zu allen Dingen nütze, alſo auch zu einer Speculation für einen Buchhändler. Wenn aber dieſer es dahin zu bringen wußte, daß alle Kirchen in den preußiſchen Landen ihm contribuabel werden mußten: ſo hätte er, wie er als Kaufmann für ſeinen Beutel zu ſorgen gelernt hatte, auch als Mann von Einſicht, von Ehre und Patriotiſmus dahin ſehen ſollen, daß die Tauſenden von Predigern und Schulmännern in den preußiſchen Landen ein Werk erhalten hätten, deſſen ſich der dortige denkende Chriſt — für das viele Geld — nicht ſchämen durfte. Männer, die der Bearbeitung eines ſolchen Werkes gewachſen geweſen wären, fand Hr. Pauli zu Berlin an Spalding und Tellern, und zu Halle an Nöſſelt und Niemeyer, und an Andern anderswärts in Preußen. Aber Buchhändler Pauli geht alle dieſe vorbey, und läßt von einem theologiſchen Schmetſinnaus in Merſeburg, alſo außer Landes, ein Werk weiter zuſammenſchmieren, deſſen Titel ſchon voller Druckfehler iſt, indem er dem Inhalte gemäß, heißen ſollte: Pfaffen-Grillen und Unvernunft zum Achſelzucken für denkende wenn gleich nicht nach Herrnhuter Zuſchnitt, war **Carl Magnus** in hohem Grade; und ſo unverſchämt er ſich alles erlaubte, was Gewiſſen, Ehre und Vernunft verbieten, ſo ein eifriger Anhän-

---

Chriſten. — Hr. **Pauli** wird, wenn er nur noch halbweg geſunden Menſchenverſtand hat, wie ſich das von einem ſo ſpeculativen Bücherkrämer nicht anders erwarten läßt, dieß gleich einſehen, wenn er die zwote Abhandlung in dem letzten Bande nur obenhin anſieht, und da Gott, als den alleinigen Urheber der Beſſerung und der Vervollkommung des Menſchen, dargeſtellt antrifft. Denkt er dann nur noch etwas unbefangen nach, wohin ſolche gotteslaͤſterliche Lehren, zumal in Baumgartens Cruſius Sinn, wohl alle noch führen: dann, hoffe ich, wird ihm ſeine Theilnahme an einer fremden Sünde und Schande leid werden; und vielleicht entſchließt er ſich, um indirecte zu zeigen, daß er ſelbſt die intellectuellen und moraliſchen Kräfte des Menſchen für keine taube Nuß halte — ſonſt hätte er den Baumgarten Cruſius mit einer unnützen Arbeit nicht inkommodiren, noch weniger das viele Geld von ſo mancher armen und oft verſchuldeten Kirche für ein ſehr überflüßiges Werk nehmen dürfen — vielleicht, ſage ich, entſchließt er ſich alsdann, allen Kirchen in den preußiſchen Landen **Salzmanns Himmel auf Erden** gratis nachzuliefern: und dieß wäre ohnmaßgeblich die heilſame Buße, die er zu ſeiner Ehre und Beruhigung und zur Ausſöhnung mit allen denkenden Chriſten in der ganzen deutſchen Welt ſich ſelbſt auferlegen könnte. Seine geiſtlichen Helfershelfer mögen das Ihrige immerhin weg haben: es wird ihm wahrlich wahre Ehre bringen, wenn er, ohne ſie, das wieder gut zu machen ſuchen wird, was er mit ihnen gar ſchlecht gemacht hat.

Uebrigens mag Hr. **Pauli** nur nicht glauben, daß man ſeines Speculations-Ganges nicht recht kundig ſey: man weiß ihn ſehr genau, auch ohne mit Hn. Kummer in Leipzig und einigen Herren von der höhern geiſtlichen ger der Lutheriſchen Lehre war er, und beſtrebte ſich, ſie auf alle Weiſe auszubreiten. Sein Ländchen enthielt viele Katholiken und Reformirten; und, um deren Häufchen nach und nach einzuſchmelzen und die Heerde des lutheriſchen Schafſtalls zu Gottes Ehre zu mehren, und dadurch ſein Sünden-Conto kaufmänniſch auszutilgen, befahl er, daß alle Kinder der gemiſchten Ehen, oder ſolcher, worin der Mann oder die Frau Lutheriſch war, ohne Unterſchied Lutheriſch werden ſollten; und die Pfarrer erhielten den ſtrengſten Befehl, ſich hiernach ohne Ausnahme durchaus zu richten.

Natürlich mußte dieſes vielen Wirrwarr nach ſich ziehen, und die Einigkeit mancher ſonſt ruhiger Ehen gänzlich aufheben, und gewiß alle gemiſchten Ehen fernerhin erſchweren oder

---

Clicke in Berlin Rückſprache genommen zu haben. Hr. Pauli kann ſich auch nicht berufen auf die Speculation, die der Hr. Vieweg, der Aeltere, mit den Kupfern zu Göthens Hermann und Dorothea gemacht hat: denn beyde Speculationen ſind freilich nicht ganz ehrenvoll, aber doch noch disparat, wie daß in einer hiſtoriſch-kritiſchen Uebersicht der Speculationen unſerer deutſchen Herren Verleger vielleicht bald näher wird gezeigt werden. Alſo bis dahin in dieſer Rückſicht Geduld; Verſuche Hr. Pauli indeſſen den Vorſchlag mit Hrn. Salzmanns Himmel nicht!

hindern. Viele Eltern, durch kirchliche Religions-Scrupel angetrieben, ſchickten ihre Kinder ins Pfälziſche, um ſie dort katholiſch oder reformirt erziehen zu laſſen. Aber, um auch dieſes zu hintertreiben, nahm man allen denen, welche ihre Kinder zu dem erwähnten Zwecke außer Landes geſchickt hatten, einen Theil ihres Vermögens, oder ſteckte ſie, wenn ſie keins hatten, zu Grehweiler ins Block.

An einigen Orten wollten die Katholiken einen Winterſchulmeiſter auf eigene Koſten anſtellen; allein man verbot es ihnen, und durchſuchte ſogar des Nachts ihre Häuſer, ob man einen Schulmeiſter darin finden würde. Hätte man einen gefunden: ſo würde ſowohl er als ſeine Hehler arg davon gekommen ſeyn. Und an allem dieſem Unweſen war urſprünglich niemand Schuld, als der hyperorthodoxe Hofprediger, der die ehedem im Elſaß wüthende Intoleranz der Pfaffen-Religion mit der Muttermilch eingeſogen, und mit ihr nachher den Carl Magnus inficirt hatte. Mich wundert nur, daß er ihn nicht noch auch zu einem Religions-Edict verführt hat!

Als die Commiſſion eintrat, erhielt ein gewiſſer Herr von Moſer, Bruder des berühmten Publiciſten, die Aufſicht über die religiöſen Einrichtungen der Grafſchaft; und da auch dieſer ſehr warm Lutheriſch war, ſo wurden auch noch damals die Kinder der gemiſchten Ehen immer mit Gewalt zum Lutherthum gezwungen. Hernach aber hat das Einzwängen nachgelaſſen, und da konnten die Eltern ihren Kindern einen Kirchen-Namen geben laſſen, welchen ſie wollten. Ohne Zweifel hat das vermehrte Ideen-Commerz, durch den Krieg, die Reſte des herrſchenden kirchlichen Unſinns wo nicht ganz gehoben, doch gewiß ſehr noch gemindert. — Aber es iſt Zeit, von der Charakteriſtik des Hofpredigers zur Charakteriſtik der übrigen rheingräflichen Pfarrer überzugehen.

Alſo, Pfarrer Jäbel zu Münſterappel war ein ausgemachter Süßling; und ob er gleich kein Wort hebräiſch inne hatte, ſo behauptete er doch ſteif und feſt, daß wir dereinſt im Himmel alle hebräiſch reden würden; aber der Teufel in der Hölle — lateiniſch. Armer Cicero! Die lateiniſche Sprache hielt er für die Sprache des Antichriſts, und für dieſen den Papſt und deſſen Geiſtlichkeit. Er predigte von dieſen Siebenſachen ſehr oft; und ſeine Gemeinde war zu meiner Zeit vollkommen überführt, daß der Papſt der Antichriſt, und die römiſche Kirche die groſſe Hure von Babylon ſey. Bey dem Rheingrafen ſtand er in groſſem Anſehen, und dieß, weil er deſſen Anſtalten mit dem Waiſenhauſe, mit der Lotterie u. ſ. w. begünſtigte und guthieß. Als nachher der Graf geſtürzt war, machte Fäbel auf ihn und ſeine Anſtalten Pasquille: denn er war ein Poete und konnte — reimen.

Herr Geiger, Pfarrer zu Eichloch, war ehemals Feldprediger bey einem franzöſiſchen Regiment geweſen, und eben deswegen von unſerm Gafen zu einer Pfarre befördert worden. Man nannte ihn den Suppenſchwaben, weil er in Schwaben geboren war. Er konnte fluchen bis zum Erſchrecken, und hatte in ſeinem Hauſe eine ächt militäriſche Einrichtung eingeführt. Seinen älteſten Sohn nannte er ſein Zundermännchen, und ſeine Tochter Liſette war das ſchönſte Mädchen in der ganzen Grafſchaft. Mehr kann ich von ihm nicht anführen.

Meiſter Wagner, Pfarrer zu Werrſtadt, war das elendeſte, unwiſſendſte und ſittenloſeſte Geſchöpf, das ſich auf Gottes Erdboden denken läßt. Er hatte ſich ehedem die Gunſt der Ganerben zu

Bechtelsheim durch Einſchmeicheln erſchlichen, und war eben da, durch Hülfe der Soldaten, als Pfarrer gewaltſam angeſtellt worden. Als aufgedrungen haßten ihn die Bauern, und wollten ihn todtſchlagen. Nachher berief ihn Carl Magnus, bey dem er ſich ebenfalls eingeſchmeichelt hatte, nach Werrſtadt. Hier zeugte er, außer einer Anzahl Töchter, noch vier Söhne, die er mit der Zeit alle, durch den Grafen unterſtützt, die Theologie ſtudieren ließ. Einer dieſer Herren iſt der in meiner Lebensgeſchichte hinlänglich beſchriebene Magiſter Weitmaul zu Udenheim. Als Carl Magnus verfiel, ward Pfarrer Wagner zu Werrſtadt einer ſeiner ärgſten Feinde und Angeber.

Meinen Vater, den Pfarrer Laukhardt zu Wendelsheim, wird man kennen nach der Schilderung in meiner Biographie. Da ſteht er, wie er leibte und lebte. Ohne Selbſtſucht kann ich verſichern: er war brav, und an Sprachkenntniß und Einſicht glich ihm da herum keiner. Daß er, wie der gute Semler, endlich auf Goldkocherey verfiel, war eine Folge der alchymiſtiſchen Lectüre, und eine Schwäche, die vorzüglich ihm ſchadete, und für die er, wie alle

Goldkocher, durch theures Lehrgeld büßen mußte. Dieß ſey von dem mir Unvergeßlichen hier genug! Ich hoffe, die Leſer dieſer Schrift haben auch meine Lebensgeſchichte geleſen, oder ſie werden ſie noch leſen: ich ſchmeichle mir, es wird ſie nicht gereuen. Für die gute Aufnahme derſelben, danke ich hier dem Publikum und den Recenſenten, vorzüglich jenem in der allgemeinen Literatur-Zeitung zu Jena, und dem in der allgemeinen deutſchen Bibliothek.

Dietſch, Pfarrer zu Steinbockenheim, ſaß auch zugleich im Conſiſtorium. Er war ein Mann, der den Frieden liebte, und ſich von daher den Lauf der Dinge wenig kümmern ließ, zumal der gräflichen. Er iſt nicht ganz leer an Kenntniſſen, aber ſie riechen alle nach Orthodoxie, und verfinſtern ihn und ſeinen Vortrag. Er trug gern neue Mähren, und dieſerwegen war er der Schweſter des Grafen, der **Charlotte**, nie unwillkommen. **Breckenfeld**, **Arnoldi** und **Häfner** waren ſeine Freunde; und andere ehrliche Leute, die er ſonſt darob verſäumte, beſuchte er erſt wieder, ſeitdem jene das Reißaus ergriffen hatten.

Sein Vorgänger, Namens Miſer, hatte die Pfarre von ſelbſt aufgegeben, indem er die Einwirkung des heiligen Geiſtes, die er zur heilſamen Führung des Predigtamts für nöthig hielt, an ſeiner Seele nicht verſpührte. Er lag oft Tag und Nacht auf den Knieen, und bath um dieſe Gnade; aber vergeblich. Endlich hielt ſich der Unglückliche für unwürdig, die Schafe Jeſu weiter zu weiden, und legte einen Poſten nieder, worauf ihn der Herr, wie er wähnte, nicht länger haben wollte, und kämpfte lieber mit Mangel. Seht Obſcuranten, dahin führt Ihr mit Eurer theologiſchen Camera obſcura!

Köſter, Pfarrer zu Oberſaulheim, der Salamander genannt, und Wolf, zweyter Pfarrer zu Werrſtadt, mit dem Zunamen, der Abſatz, waren ſehr koleriſche Männer, und liebten den Wein ein wenig übers Maaß. Beydes verleitete ſie öfters zu Aeuſſerungen über ihre hochzugebietende Herrſchaft, die ihnen Haß und Verdruß zuzogen. Köſter wurde ſogar einmal darüber gepfändet.

Lichtenberger, Pfarrer zu Flonheim, war ein Mann, der bey ſeinem Abſterben 48,000 Gulden Baarſchaft zurückließ: und das iſt auch alles, was ſich von ihm ſagen läßt. Wer ſo — für Moſes und die Propheten ſorgt, hat freilich wenig Zeit übrig, für Chriſtus zu ſorgen! — Sein Nachfolger, Herr Stuber, hat bey weitem nicht ſoviel klingenden Werth, aber einen weit mehr geltenden: denn er iſt gelehrter und humaner.

Pfarrer Fliedner zu Bornheim, mit dem Zunamen: die Traſſel, war ein gewaltiger Mährchenträger, aber ein ſolcher, der jede nach ſeiner Art umkleidete, und auf dieſe Art oft Zank und Streit ſtiftete. Man wurde das bald inne, und hernach hieß eine jede Lüge — eine Bornheimer Nachricht. Sein Sohn folgte ihm in dem Amte, gleicht ihm in allen Stücken, und führt den Nebennamen Curtius Rufus.

Dieſe Pfarrer habe ich alle ſelbſt näher gekannt, und ſie geſchildert, wenn gleich nur im Kleinen, wie ich ſie gefunden habe. Die Rheingrafſchaft zählt freilich mehr Pfarrer, die ich aber nicht ſchildere, weil ich ſie nicht kenne. Sie wohnen auf dem Hundsrück, folglich in einem Winkel, wohin ich, um ſie ins Viſier zu nehmen, niemals gekommen bin. Wenn aber die meiſten der Herren, welche dem Hofe und ihrem hochſtrengen Herrn Inſpector gleichſam unter den Augen wohnten, Menſchenkinder waren, wie man ſie eben jezt kennen gelernt hat: was und wie mogten die ſeyn, welchen die Entfernung das Privilegium gab, zu ſeyn und zu thun, was und wie es beliebte! Doch, wir wollen gerecht ſeyn, und einer trügeriſchen Analogie nicht etwas aufopfern, was vielleicht eine Ausnahme von der Regel iſt, und folglich hier, als gut, gerechten Anſpruch auf Schonung hat.

Die Rheingräflichen Pfarrer kamen jährlich gegen den Herbſt einmal zuſammen, um über ihre und ihrer Schafe geiſtliche Angelegenheit gemeinſchaftlich zu konferiren. Auf einer dieſer Zuſammenkünfte behauptete Herr **Wagner** gegen ſeinen Collegen **Wolff**, einen ziemlich gelehrten Mann: daß die vierte Bitte, „unſer täglich Brod gieb uns heute" eigentlich das heilige Abendmal bedeute, und **Wolff** leugnete dieß. In der Hitze des Streites entfuhr **Wolffen** die Aeußerung: daß die körperliche Nahrung dem Menſchen weit nothwendiger ſey, als das Abendmal, indem Abraham, Jakob, Hiob und andere Heiligen wohl ohne Nachtmal des

Herrn, aber nicht ohne leibliche Nahrung hätten leben können. **Wagner** appellirte an ſeine mitverſammelten Amtsbrüder, unter dem Vorſitz des Hofpredigers **Herrenſchneider**, und dieſer und die übrigen bekannten einmüthig: **Wagners** Auslegung ſey weit frömmer, als die des Herrn Collegen **Wolff**; und ſey darum vorzuziehen. Gut, erwiederte **Wolff**, viele Mönchs-Mährchen und Aſceten-Träume lauten auch fromm, und ſind nichts weniger als wahr! Kurz, **Wolff** beharrte bey ſeiner Behauptung, und kam von der Zeit an in den Verdacht der Ketzerey. —

Carl Magnus hielt ſeine Geiſtlichen, wie man in der Pfalz ſpricht, recht in der Kur. Jeden Neujahrstag mußten ſie in Corpore bey ihm erſcheinen, und ihren Glückwunſch perſönlich ihm zu Füßen legen. Eben dieſes mußte geſchehen, ſo oft ſeine Gemalin entbunden ward. Kam einer nach Grehweiler — gleichviel, warum — ſo foderte er, daß er ihm den Hof machen mußte. Bey Aufwartungen von dieſer Art wurden die ſchwarzen Herren — ich hätte es keinem rathen wollen, in einem hellfarbenen

Rock aufzutreten — jedesmal zur Tafel da behalten. War einer oder andrer ſo glücklich, daß er auf ein hohes Ereigniß ein Carmen gedruckt oder auch nur geſchrieben bringen konnte: ſo war er der Gunſt des Hofes gewiß. Der Graf ſah das, als einen Beweis von unterthäniger Aufmerkſamkeit und Achtung äußerſt gern, warf ſich majeſtätiſch in die Bruſt, und dünkte ſich, wer weiß, wie groß! Er war ja ſo klein im Innern, und bedurfte der ſcheinbaren Größe von außen!

Die Gräfin Charlotte hatte hierin den Geſchmack ihres Bruders. Sie bath einſt ſogar ſelbſt — ſo kleinlich dachte auch ſie — den Kanzelliſten Lobbauer, daß er ja die Güte haben wolle, ein Carmen auf ihren Geburtstag aufzuſetzen. Lobbauer that es, und der Schluß davon war dieſer:

Ihr Excellenz verzeihn, daß ich nicht mehr geſchrieben:
Hinführo ſchreib ich mehr, wenns Ihnen ſollt belieben,
Und bleib Ihr Serviteur, bis ich von hinnen fahr':
Das iſt gewißlich wahr.

Und für dieß allerliebſte Geſindel erhielt Lohbauer eine ganz ſchöne Doſe, als Geſchenk für die Bettel=Ehre.

Wie ſehr ſich der Graf um geiſtliche Bagatellen bekümmerte, mögen folgende kindiſche und zweckloſe Verfügungen darthun. Am Karfreytage mußten, auf ſeinen Befehl, Nachmittags, während des Geſanges, alle Glocken im Lande geläutet werden — zum Zeichen: daß man den Herrn Jeſus gern zu Grabe läuten würde, wenn er jezt noch einmal ſterben und begraben werden ſollte. — O des gräflichen Unſinns! Erinnerte man ſich denn nicht, von welchen Chriſtus die Todten begraben wiſſen wollte, und wie wenig eben darum Er wenigſtens auf Begräbniß=Prunk etwas hielte? —

Auch durften, wieder auf ſeinen Befehl, keine Brautleute getraut werden, die nicht vorher den Katechismus bey ihrem Pfarrer hergeſagt hatten. — Wozu wohl dieß? Vielleicht, um bey reifern Jahren das Meiſte von dem unſinnig zu finden, was man in den unreifern als etwas Göttliches papagaymäßig hätte lernen müſſen! — Man hätte indeß ſehen ſollen, wie von da an die Mädel den Katechismus ſtudierten!

Recht thätig nahm ſich der Herr Graf auch der Kirchen-Einkünfte an, und errichtete, nach Art der Heidelberger Adminiſtration, eine Schaffnerey, welche die Revenüen der Kirchen beſorgen mußte. Die Grehweiler Kirchen waren vorzeiten alle katholiſch, folglich dotirt, und für jene Zeiten vor der Reformation reichlich dotirt. Des Grafen Vorfahren waren gleich zu Anfange der Reformation ſtrenge lutheriſch; und aus dieſem Stamme hatte im ſechszehnten Jahrhunderte das Lutherthum an dem Rheingrafen Johann einen Verfechter, der in ſeinem Reformationseifer ſo ſtürmiſch weit ging, daß er einen katholiſchen Prieſter, der ſich irgendwo eindringen wollte, erſchoß, und den Mönchen im Kloſter Erbach drohte, ihren Käfig mit Feuer und Schwerdt zu zerſtöhren, wenn ſie ſich noch einmal einfallen laſſen würden, einen ſeiner Unterthanen zu ihrem Götzendienſte zu verführen oder aufzufodern.

Es läßt ſich denken, daß Grafen von einer ſolchen Sinnesart den Kirchen ihre Einkünfte gelaſſen haben. Auch Carl Magnus beraubte ſelbige nicht gerade zu, aber ihre Einkünfte verwaltete er zu ſeinem Nutzen, und ließ, ſo ſehr er ſonſt Freund von Bauen war, einige reichlich dotirte zerfallen, nur, um ihre Einkünfte ganz an ſich ziehen zu können. Und ſo ſieht man, daß ſeine Religioſität zum Theil eine Maske war, die ihn bey dem Pöbel decken ſollte, während er, wie Collegen im Größern, nicht Länder, nein Einkünfte der Kirchen raubte. — Sein Kirchenſchaffner hieß Juſtinus, und war ein Mann, der ſich alles gefallen ließ, folglich auch die Kirchengelder, wie es ihm befohlen war, jedesmal für den Grafen richtig einlieferte — wohlverſtanden! — wenn er vorher ſelbſt ſeine Hände darin gewaſchen hatte. Raben, konnte er denken, verſtehen ſich, und laſſen einander ihre Augen.

Der Pfarrer Köſter gerieth über dieſen uſurpirenden Eingriff ſo ſehr in Eifer, daß er ihn auf der Kanzel laut rügte, und unter andern das alte Lied: Gott hat das Evangelium — von Albertus Alberus, dabey anführte. Dieß Lied enthielt den deutlichlichſten Fingerzeig, zumal nach Folgendem.

Die Schätz der Kirchen nimmt man hin,
Das wird ihn'n bringen kein Gewinn;
Die Schätz der Kirchen ſind ihr Gift, *)
Sie ſind von ihnen nicht geſtift;
Noch **) rauben ſie der Kirchen Gut,
Sieh, was der leidig' Geiz nicht thut!
Das iſt ein Zeichen vor dem jüngſten Tag.

Albertus Alberus, dachte freilich nicht wie Ambroſius, der zu der Zeit, als man, nach Iſidorus Bemerkung, goldene Kelche und hölzerne Prieſter hatte, jene den ſteinernen Kirchen, die weder froren noch hungerten, entzog, um ſie, wie er ſagte, an die lebendigen Tempel Gottes, an nothleidende Armen, auszutheilen. Aber Carl Magnus handelte auch nicht, wie Ambroſius, und da er das zu ſeinem Luxus verwendete, was er den Kirchen, nach dem ſogenannten Majeſtätsrecht, entzog: ſo war es ſehr natürlich, daß er, wie alle kleinlichen Menſchen, es Köſtern derb verargte, daß dieſer durch ein angeführtes Lied auf das Ungerechte einer Handlung merken machte, die der Herr Graf ſich nicht geſchämt hatte, ſelbſt zu begeben. Köſter ward alſo rachſüchtig beſtraft, und es fehlte wenig, daß man ihn ſeines Amtes nicht entſezt hätte. Der Pfarrer Wagner von Werrſtadt war ſo kollegialiſch geweſen, ihn dem Grafen anzugeben; und dieſer dachte ſo deſpotiſch-niedrig, daß er auf die widerſprechendſte Art ſich zu jenen Räubern herabließ, welche Steine gegen den Mond hinwarfen, blos, weil er bey ihren Streifzügen ſie einſt durch ihren Schatten verrathen hatte.

---

*) Gift, Mitgift von Mitgeben. —

**) Dennoch, doch.

Wie ſich die Rheingräflichen Pfaffen, zur Zeit der Commiſſion, gegen ihren Grafen betragen haben, werde ich weiterhin nicht übergehen.

Das gerügte ſchlechte Einzelweſen der kirchlichen Volkslehrer in der Pfalz hängt größtentheils ab von dem Gemeinweſen der kirchlichen Verfaſſung der Pfälzer, ſowohl jener, welche katholiſch ſind, als jener, welche lutheriſch oder reformirt ſind, und dieß eben ſo ſehr in Rückſicht auf die Herrſchenden, als in Rückſicht auf die Gehorchenden. Um alſo jenes Einzelweſen nach Grund und Folge, oder nach Urſache und Wirkung gehörig ſchätzen zu können, iſt es nöthig, daß man das Gemeinweſen der verſchiedenen Kircherey in der Pfalz ſelbſt näher kennen lerne, und dieß wieder nach Grund und Folge, und dem gegenſeitigen Einfluß von beyden auf die dortigen Katholiken, Lutheraner und Reformirte.

Eine Auskunft darüber kann zugleich zur Beleuchtung der kirchlichen Verfaſſung der Pfälzer, und zur nähern Kenntniß der ſo oft zur Sprache gebrachten, aber bis jezt — zur Schande unſerer deutſchen Verfaſſung — noch immer nicht gehobenen Religionsbeſchwerden für die Proteſtanten in der Pfalz benuzt werden. Ich will es alſo verſuchen, dieſe Auskunft im folgenden Kapitel ſo zu geben, daß meine Leſer es nicht bereuen werden, mir auch dafür ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt zu haben.

Zwölftes Kapitel.

Hudibraſſaden, aber nicht zum lachen, oder politiſcher Religions-Zwiſt, Intoleranz und geiſtliche Pudenda in der Pfalz.

Gleich im erſten Kapitel ſind Händel und Zänkereyen erwähnt worden, welche nach der dortigen Angabe daraus entſtanden, daß die verſchiedenen Sproſſen des Rheingräflichen Hauſes verſchiedener Religion waren; und dabey gewiſſe Aemter gemeinſchaftlich regierten. Obgleich dieſe Häuſer von Einem Stamme abhingen und untereinander nahe verwandt waren, ſo ſtanden ſie dem ohnerachtet niemals in guter Eintracht, und trieben ihre Zänkereyen oft recht ins Läppiſche. Schade iſt es nur, daß ſolchen winzigen Monarchen es nicht erlaubt iſt, Krieg zu führen, wie dieß ihren größern Collegen, leider nicht zu währen ſteht: ſonſt würden die Befehdungen zu unſern Zeiten eben ſo häufig vorfallen, als ehemals zu den Zeiten des Fauſtrechts.

Die Zwiſtigkeiten unſerer verſchiedenen Rheingräflichen Häuſer wurden vorzüglich darum vermehrt, daß die fürſtlichen Häuſer eben deswegen, weil ſie katholiſch waren, den gräflichen, die lutheriſch waren, allen nur möglichen Eintrag thaten; und dieſe natürlich jenen nicht minder. Ich habe jezt nicht nöthig, noch zu erinnern, daß die Unterthanen, Kirche für Kirche, ganz zeloriſch alles das trieben, was ihre Herren trieben. Ich will Fälle anführen, die dieß, in Rückſicht auf Intoleranz, unwiderſprechlich zeigen werden.

So, zum Beyſpiel, wollte Rath Bola, *) der katholiſch war, ſeinen Bruder in der lutheriſchen Kirche zu Flonheim zur Erde beſtatten laſſen. — Flonheim, muß man wiſſen, iſt ein Flecken, der von den Rheingrafen aller Linien gemeinſchaftlich beherrſcht wird, wie Bornheim und Ufhofen. — Da aber Bola's Bruder auch katholiſch geweſen war, ſo weigerten ſich die Lutheraner zu Flonheim, die Leiche eines Katholiken in ihre Kirche aufzunehmen. Rath Bola ſtüzte ſich auf ſeinen Glaubensgenoſſen, den Fürſten von Kyrburg, der als Rheingräflicher Abkömmling über Flonheim mit zu befehlen hatte, und ließ auf deſſen Wort das Grab dennoch in der lutheriſchen Kirche aufwerfen. Das Grab war bis zum Einſcharren fertig; aber, ſiehe da, die Nacht vor dem Begräbnißtage rotten ſich die lutheriſchen Weiber zuſammen, dringen in die Kirche, und werfen das Grab, mir nichts, dir nichts, zu. **)

---

*) Eigentlich Amtmann; aber Amtmann Bola bediente ſich, wie ſeine Collegen in der Pfalz, des Titels Rath: und ſie und ihre Herren dünkten ſich dadurch — größer!

**) Weiber ſind feiner organiſirt; fühlen alſo jede Beleidigung tiefer und zurückſchnellender. Auf dem ſchönen Geſchlechte, ſagt Fr. Schulz in den Texten zum

Was wollten Rath Bola und der Fürſt von Kyrburg jezt machen! Den folgenden Tag erſchien noch gar eine Commiſſion vom Grafen zu Grehweiler, der lutheriſch war, und befahl dem Rath Bola, oder vielmehr ſie zwang ihn, die Leiche, ſeines Bruders auf der gemeinen Begräbnißſtätte, und durchaus nicht in der Kirche beyzuſetzen.

Solche läppiſche Ausbrüche der Intoleranz ſind in jenen Gegenden eben nicht ungewöhnlich, und der Grund davon ſchreibt ſich von vorigen Zeiten her, wenn gleich nur zum Theil. Schon in jenem Kriege, welchen Ludwig, der Funfzehnte, oder vielmehr der herrſchſüchtige Miniſter dieſes gekrönten Dummkopfs mit dem eben ſo ſchwachköpfigen Carl, dem Sechsſten, führte, drang ein franzöſiſches Freykorps in die Pfalz ein, unter der Aufführung eines gewiſſen Oberſten

---

denken — S. 10. N. 90, ruht der Geiſt der Revolution: Voltaire und Rouſſeau, Condorcet und Mirabeau gingen in ſeine Schule. — Man denke an die Mutter der Gracchen, an Aſpaſia, an die Fiſchweiber zu Paris, an Madame Roland, Corday und ſolche mehr. — Nirgends in der weiten Welt, ſchreibt Riem in ſeiner Reiſe durch Holland, iſt der Einfluß der Pfaffen und Weiber ſtärker, als in der bataviſchen Republik, und zwar ſind beyde gleich unkultivirt. — Und darum deſto ärger!

Kleinholz. Dieſer Kleinholz war erzbigot-katholiſch, dabey aber ein abſcheulicher Räuber und ein Erzböſewicht. Er dachte, wie mancher andere Bock-ſelige Länderdieb, der liebe Gott müſſe ihm ſeine Sünden ſchon vergeben, wenn er ſich der Religion nur annähme und die Pfafferey ſeiner Parthey ſchützte und förderte. Als Katholik, ging er nun darauf aus, zum Vortheil ſeiner heiligen Kirche den Proteſtantismus in der Pfalz nach Möglichkeit zu ſchwächen oder gar aufzuheben, und dann den katholiſchen Glauben dort weiter anzupflanzen und wieder zur allein ſeligmachenden und herrſchenden Religion zu inſtalliren. Um dieß auszuführen, ſezte er, weil er Macht und Zeit genug hatte, ſein Unweſen in der Pfalz hildebrandiſch zu treiben, aller Orten katholiſche Prieſter als Pfarrer ein, auch da, wo vorher keine waren, unter andern auch in Flonheim.

So lange der Krieg anhielt, mußte man freilich alles dulden, was dem ſoldatiſirenden Kirchenbüttel beliebte, ſobald aber der Friede eintrat, und der Räuber Kleinholz ſelbſt wegen begangner grober Verbrechen ſich hatte flüchtig machen müſſen, foderten die Proteſtanten, jenſeits des Rhein, ihre alten Rechte zurück, und zwar, wie die Rheichsgeſetze ſie mit ſich bringen. Einige hohe Reichsſtände waren ihnen hiezu auch gleich behülflich; aber die Katholiken bothen aus blinder Glaubenswuth alles auf, die ihnen von Kleinholz eingeräumten Stellen und Rechte mit aller Macht und auf allen Wegen zu behaupten.

Auch in Flonheim, wie ich eben erzählte, hatte Kleinholz einen katholiſchen Pfarrer angeſtellt und den lutheriſchen genöthiget, ſeine Beſoldung mit demſelben zu theilen. Dieſe beſteht meiſtens in Zehnten, die der Pfarrer an Garben, welche der Ackerbeſitzer für ihn zurückläßt, zur Aerntezeit ſelbſt einſammeln muß. Was nun ſeit Kleinholzens Tyranney der lutheriſche Paſtor dem katholiſchen bis dahin zur Hälfte hatte laſſen müſſen, das ſollte er von da an wieder ganz allein an ſich nehmen. Das Kammer-Gericht zu Wetzlar erkannte dieß für recht, und befahl dem katholiſchen Pfarrer, ſich von der Beſoldung ſeines lutheriſchen Collegen weiterhin nichts mehr anzumaßen. Aber, was halfs! Was der heilige Vater in Rom autoriſirt und beſtätiget — dachte jener — das kann dieſer nicht umſtoßen, und wenn er zehn

Kammergerichte auf ſeiner Seite hätte: und nach dieſem erbaulichen Grundſatz war er klug, wie die Schlangen, kam ſeinem lutheriſchen Collegen ſein hübſch zuvor, und nahm jedesmal, ehe noch der Ackereigenthümer ſein Getreide einfuhr, die Hälfte der Zehntgarben an ſich, und ließ die übrige Hälfte ſeinen lutheriſchen Collegen.

Darüber entſtanden neuerdings Klagen, auch neuerdings entſchied das Kammergericht zum Vortheil der Lutheraner; aber wieder ohne alle Wirkung. Die lutheriſchen Einwohner ſahen ſich alſo genöthigt, ihr Recht ſelbſt auszumitteln; und da die katholiſchen hierin um nichts nachgaben, ſo entſtanden Prügeleyen auf dem Felde und in den Schenken: die gemeinſchaftlichen Herrſchaften befehdeten ſich, und am Ende nach einem Proceß von mehr als zwanzig Jahren, kam es zu einem Vergleich, aber — zum Nachtheil der Lutheraner.

Seit dieſer Zeit iſt beynahe kein Jahr vergangen, daß nicht ein und der andere Lutheraner zu Flonheim, Bornheim und Ufhofen katholiſch geworden wäre. Die Beweggründe zu dieſer Umänderung des Kirchen-

Namens waren, wie ſich denken läßt, größtentheils ökonomiſch. Man wollte ſich bey der katholiſchen Herrſchaft oder bey deren katholiſchen Amtmann, um, es forthin gelinder zu haben, einſchmeicheln; oder man wollte der Strafe für Bubenſtücke entgehen, wie zu Bornheim ein gewiſſer Schnell, der ſich dadurch vom Galgen rettete; oder man wollte zur Parthey der Mächtigern gehören, um die Mindermächtigen ungeahndet mit drücken zu dürfen; und ſo weiter. Das war dort zu Lande allgemeine Praxis, und wer wollte ſie nicht loben!

Auch zu Badenheim, einem Dorfe des Grafen von Schönborn zu Mainz, hatte Kleinholz einen katholiſchen Pfarrer angeſtellt. Weil aber dieſer mit den hundert kleinen Thalern, die das Pariſer Propaganden-Inſtitut den aufgedrungenen katholiſchen Pfarrern zahlen ließ, nicht zureichte: ſo zog der Graf, deſſen Linie ſelbſt katholiſch iſt, von der Beſoldung des lutheriſchen Pfarres die Hälfte ein, um den katholiſchen damit auszuhelfen. Auch wurde dieſem die Pfarrwohnung eingeräumt, und der lutheriſche war gezwungen, ſich anderwärts einzumiethen. Nachdem man zu Wetzlar und zu Regensburg ſich über dieſen willkührlichen Eingriff endlich müde gezankt hatte, mußte man einen Vergleich eingehen, und die Lutheraner zogen wieder den Kürzern.

Dieß wird keinen Sachkundigen befremden, indem die Katholiken hierin, nach ihrem Kirchenſyſteme, ganz folgerecht zu Werke gehen. Die Erde, wie deren Fülle, iſt des Herrn. Der Papſt iſt deſſen Stellvertreter, und hat, als ſolcher, bald dieſes, bald jenes Land ſonſt verſchenket. Das Zufällige oder Hinzukömmliche folget dem Weſentlichen: wem alſo die Erde gehört, dem gehört auch das Hinzukömmliche derſelben, folglich auch die darauf getroffene Einrichtung; und ſo war es im Syſteme, daß der Papſt jene Fürſten entthronte, die ſich weigerten, nach ſeiner Pfeife als blindfolgſame Kinder zu tanzen.

Zeitbegebenheiten haben zwar den Papſt und deſſen Anhang unter den Mächtigen genöthiget, Verträge einzugehen, die dieſem Syſteme zuwider ſind; allein Noth-Erfolg iſt von denen Geſetzen keins, das einem höhern, unveräußerlichen göttlichen Rechte Abbruch thun könnte. Und eben dieß macht, daß die Päpſte Jahr aus

Jahr ein gegen den Weſtphäliſchen Frieden und andere öffentlichen Verträge, die ihrem Syſteme oder ihren Finanzen Abbruch thun, feyerlich noch proteſtiren. Präſcriptions-Recht kann alſo, wie ſie meynen, gegen ſie und ihre Rechte nicht eintreten; und ſo müßten ſie und ihr Anhang für das lucri bonus odor wenig Sinn haben, wenn ſie, ſobald ſie der Stärkere oder der Liſtigere ſind, nicht jede Gelegenheit benutzen wollten, das ihnen zugehörige Entrißne, aber nach göttlichen Rechten — laut ihrem Syſteme — Unveräußerliche zu vindiciren. *)

Dieß iſt der Schlüſſel zu den verſteckten Grund-Prämiſſen, nach welchen alle Streitig-

---

*) Was hier im Allgemeinen geſagt iſt, zeigte unter andern General Tylli nach der Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag, handgreiflich. Nunmehr ſollte er die katholiſche Gegenreformation mit Zwangsmitteln unterſtützen, und das ſonſt den Katholiken Entfallene an ſie zurückbringen. Endlich, nachdem er auch den König von Dännemark bey Lutter am Barenberge geſchlagen hatte, erging 1629 den 6ten März ein ſchon lange in Bereitſchaft gehaltenes förmliches Reſtitutions-Edikt, nach welchem alles, was von Stiftern, Klöſtern und Kirchen — nach der katholiſchen Meynung widerrechtlich — in evangeliſche Hände gekommen war, auf katholiſchen Fuß wieder hergeſtellt werden ſollte ꝛc. ꝛc. Man leſe den II. Theil von Pütters hiſtoriſcher Entwickelung der heutigen Staatsverfaſſung des Teutſchen Reichs, S. 35 u. f.

keiten zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, von dieſen wider jene entſchieden werden, und — warum alle Obſcuranten, von Alonſius Hoffmann an bis auf den elenden Zionswächter in Eiſenach, den Göchhauſen und Conſorten, ſo widerſinnig und erbärmlich-laut gegen alles, was Reformation und Aufklärung heißt, wie Don Quixote gegen ſeine Windmühlen, zu Felde ziehen. *)

Dieſem Geiſte des Katholicismus gemäß, unterhalten die Katholiken in jenen Gegenden eine Gewohnheit, welche ihre hergebrachte, willkührliche Rechthaberey maſſiv-deſpotiſch verräth, und den Haß und die Feindſchaft der Diſſidenten gegen einander mit bitterm Zeloten-Spott jährlich erneuert. Es iſt die Controvers-Predigt am Fronleichnamsfeſte über einen der vornehmſten Glaubens-Artikel der römiſchen Kir-

---

*) Soll alles bleiben, was und wie es einmal jezt iſt, nach Fug und Unfug, es betreffe die Uſurpationen der dreyfachen oder der einfachen Krone: dann thaten Chriſtus und Luther ſehr unrecht, daß ſie das Hergebrachte ihrer Zeit beſtritten und verließen, und dann gute Nacht Vernunft, gute Nacht Veredlung, gute Nacht Gott und was von dieſem als rechtlich erkennbar, als wahr, als gut und ſchön der menſchlichen Vernunft zum Ideal, wonach wir ſtreben ſollen, theoretiſch oder exemplariſch vorgelegt iſt! Dann wieder Heyde und Jude geworden! u. ſ. w.

che, nämlich über die Fratze von Chriſti Fleiſch und Blut in ihrem ſogenannten allerheiligſten Sakrament des Altars.*) Dieſe Predigt über einen, zu Chriſti Zeit ſymboliſch-heiligen, nachher aber durch Hoheprieſter-Misverſtand äußerſt verworrenen, und durch Verfolgung ſelbſt verdammlichgewordenen Lehr-Punkt, hält gewöhnlich ein Mönch, der als Kloſterprediger ſich den Ruf eines tüchtigen Ketzer-Hammers erworben hat. Sie wird ihm von dem katholiſchen Pfarrer aufgetragen, der es mit den Lutheranern und Reformirten ſeines Wohnortes nicht ganz verderben darf, ihnen aber eine derbe Strafpredigt nicht gern ſchuldig bleiben oder eine gemäßigte ſelbſt halten mögte.

Jener Mönch nun, der als eximirter päpſtlicher Kirchenbüttel, nicht wie der Herr Pfarrer, vom Landesherrn oder deſſen Vicariat in unmittelbaren Anſpruch genommen werden kann, ſondern nur vom päbſtlichen Nuntius oder vom Papſte ſelbſt, — welche beyde aber, im

---

*) Kant in ſeinem Verſuch über das Gefühl des Schönen und Erhabenen nennt die Reliquien oder die Gebeine und andere Ueberbleibſel der kanoniſirten Heiligen der Katholiken —— Fratzen. In eben dem Sinne gilt das Wort Fratze auch hier.

Klagefall, als Richter in ihrer eigenen Sache und alſo partheyiſch, ihn als Mann, voll von Eifer für die Sache Gottes eher im Geheimen loben, als ihn wie einen menſchenfeindlichen Anfacher feindſeliger Geſinnungen, oder Ruheſtörer öffentlich tadeln oder beſtrafen würden — dieſer Mönch nun, wiederhole ich, zieht am Fronleichnamsfeſte auf die Ketzerhunde von Proteſtanten dermaßen los, und betreibt die elende Läſterung, daß Doctor Martin Luther die Ableugnung der Brodverwandlung vom Teufel gelernt habe, ſo mönchiſch-kräftig, daß die leichtgläubigen katholiſchen Zuhörer, deren Empfänglichkeit ſchon durch den langen, morgenländiſchen Anzug, und den Nimbus von Heiligkeit des ſelten öffentlich erſcheinenden Mönches vorbereitet und geſpannt iſt, meiſt alle von heiligem Eifer ergriffen werden, den Bürger und Menſchen über den Katholiken und Chriſten vergeſſen, und gleich den nämlichen Tag, ſobald ſie berauſcht ſind, welches an hohen Feſten jedesmal geſchieht, beſonders am Fronleichnamsfeſte, als dem Triumphtage ihrer Kirche, allen Unfug an den Proteſtanten und deren Eigenthum verüben; und dieß mit geheimem Beyfall ihrer Obern. *)

Die Proteſtanten, und beſonders ihre Pfarrer, unterlaſſen natürlich auch nicht, ſich des Vergeltungsrechts, ſo oft und ſo gut ihre bedrückte Lage es zuläßt, Hobbeſiſch zu bedienen. Jene ſpielen Zahn um Zahn, verfallen in Händel, werden verdammt und müſſen zahlen; dieſe gehen, zur Schadloshaltung, die Irrſaale der katholiſchen Kirche haarſcharf durch, und unterrichten ihre ſchon erbitterten Schäflein noch erbitternder über den Entchriſt und den Fall Babels, und dergleichen. Und dieſes unchriſtliche, höchſt unvernünftige Benehmen von beyden Seiten, hat bisher eine feindſelige, höchſtge-

---

*) Vielleicht befremdet einige meiner Leſer der Ausdruck: Ketzerhunde von Proteſtanten, und ſie zeihen mich darob wohl einer Exaggeration. Allein jeder Proteſtant in der Pfalz kann ſie des Gegentheils verſichern, wie auch, daß oft noch das Beywort: von Gott und der Kirche verflucht, hinzugeſetzt wird. — Wen aber Gott und die Kirche verflucht, und wer dieß hört und doch nicht glaubt, indem er Proteſtant bleibt: wer wollte den ſchonen! —— Um dieſen Unfug recht zu würdigen, wünſchte ich, daß wenigſtens irgend ein Recenſent ſich die Mühe gäbe, die gedruckten Controverspredigten, die Pater Hahn, am erwähnten Tage, zu Mühlheim am Rhein gehalten hat, mit meiner Schilderung zu vergleichen: und ich bin gewiß, er wird mir das Zeugniß geben: ich ſchreibe nicht zuviel.

ſchärfſte Intoleranz unterhalten und dadurch die allgemeine Ruhe gar ſehr und oft geſtöhrt, ſo daß man auch hier mit Recht ausrufen kann:

Tantum Relligio potuit ſuadere malorum?

Das Schlimmſte bey dieſen Neckereyen iſt, daß die verſchiedenen Herrſchaften, bey der Entſcheidung über eingeklagte Streitſachen ihrer Unterthanen, deren Glauben zum Maaßſtabe von Recht und Unrecht annehmen, und dadurch ſich, wie ihre exequirende Gewalt, verhaßt machen. Da aber hiebey die Proteſtanten, als der ſchwächere Theil in jener Gegend, gewöhnlich den Kürzern ziehen, ſo iſt die Frage bald gelößt: warum die Proteſtanten jenſeits des Rheins, wie wir geſehen haben, häufiger als anderwärts katholiſch werden, und warum eben ſie, wie aus eben der Urſache ſelbſt die Proteſtanten in Frankreich, dem Neufränkiſchen Regierungsſyſtem nach Freyheit und Gleichheit weit williger ſich anſchmiegten, als die Katholiken in eben der Gegend. Die Schuld lag nicht an den Proteſtanten als Proteſtanten, ſondern an den Proteſtanten, die als Proteſtanten von ihrer katholiſchen Obrig=

keit auf die ungerechteſte und verhaßteſte Art gedrückt und verfolgt wurden.

Nur dieſer höchſt ungerechte Druck, nicht aber ihr Kirchenſyſtem, wiegelte ſie gegen ihre Obrigkeit auf; und dieß findet man beſtätiget, wenn man ſich beſinnt, daß nur auch ein ungerechter, wenn gleich anderartiger Druck ſelbſt alle hellen Katholiken in Mainz zu eifrigen Republikanern umſchaffte, während die Proteſtanten zu Frankfurt am Mayn, die von deſpotiſchem Druck nichts wiſſen wollten, troz der nämlichen Auffoderung von Cüſtine, ihrer Verfaſſung und Obrigkeit getreu blieben. Doch darüber giebt meine neuere Lebensgeſchichte Auskunft genug da, wo ich von meinen Begebenheiten während der Belagerung von Mainz u. ſ. w. gehandelt habe.

Die erwähnte Unordnung, als Folge einer ſyſtematiſch-unterhaltenen Intoleranz, die auf eine Parität der politiſchen Rechte unter den ververſchiedenen Confeſſioniſten keine Rückſicht nimmt, erſtreckt ſich ſogar bis auf die Lehrer und Schüler in den dortigen Schulen. Zu Kyrn, zum Beyſpiel, iſt eine lateiniſche katholiſche und lutheriſche Schule, welche zu allen Zeiten beyde ſehr ſchlecht beſtellt waren, und wovon die lutheriſche nur damals ſo halb und halb anging, als Herr Stuber daran Lehrer war. Auf der katholiſchen Schule lehrten ſogenannte Piariſter oder patres piarum ſcholarum. Die Schüler beyder Anſtalten haßten und verfolgten ſich ärger, als die Obſtweiber auf dem Markte zu Halle, und bekriegten ſich eben ſo, wie die Schüler des Grauenkloſters zu Berlin die Alumnen des dortigen Joachimsthals ſonſt zu bekriegen pflegten, nur aus einem gehäſſigern Beweggrund.

Einſt wurde ein lutheriſcher Schüler von den katholiſchen ſo zerſchlagen, daß er eine geraume Zeit unter den Händen eines Wundarztes liegen mußte. Simon, der Rektor der lutheriſchen Schule, machte deswegen eine ſo triftige Vorſtellung, daß die Piariſten-Schüler zur Strafe gezogen wurden. Die Piariſten-Lehrer ärgerten ſich darüber, einmal, weil ſie die Fehden ihrer Schüler mit den ketzeriſchen billigten, und dann, weil man die Abſtrafung der muthwilligen Buben, um ſie nicht zu gelinde ausfallen zu laſſen, nach Simons Bitte, ihnen entzogen hatte. Anfänglich, ſo lange der Fürſt

Dominik noch lebte, waren ſie ziemlich ruhig, aber kaum war dieſer, einige Monate darauf, verſchieden, ſo hezten ſie ihre Schüler gegen den Rector Simon ſo bedeutend auf, daß ſie ihre Zeit wahrnahmen, und den Rector des Nachts, als er von Monſingen zu Hauſe gehen wollte, überfielen, zuſchanden prügelten und darauf in die Nahe warfen, mit den Worten: Verreck du verfluchter Hund, du Infamer, du Kezer! — Zum Glück ertrank Simon nicht, und foderte die Regierung auf, dieſen wüſten Eingriff in die öffentliche Sicherheit an den Piariſten-Schülern, von Amtswegen, exemplariſch zu ahnden. Man fing alſo eine Art von Unterſuchung darüber an, aber da Simon die Thäter nicht beſtimmt nennen konnte, und der Fürſt Dominik nicht mehr am Ruder ſaß: ſo hatten die Richter, die Katholiken waren, jezt Gelegenheit, von dem wirklich fatalen Attentat weiter keine Notiz zu nehmen, und verdammten den Rector noch gar in die Sporteln.

Auch bis auf Eheſachen wird dieſe Intoleranz ausgedehnt, ſelbſt unter den Großen. So rieth man dem lezten, zu Paris mit dem Fallbeil hingerichteten, Fürſten von Salm-Kyrburg, aus ſehr guten politiſchen Gründen, daß er die ältere Tochter unſeres Rheingrafen, Carl Magnus, zur Gemohlin wählen mögte. Er war ausſchweiſend und wirklich boshaft, und fand daher zu einer verkleiſternden Beruhigung es nöthig, pfäffiſch-fromm zu ſeyn. Er zog alſo, da ihm der Vorſchlag einträglich ſchien, ſeine Hofpfaffen darüber zu Rathe. Die Entſcheidung derſelben läßt ſich denken: ſie ſchilderten ihm die Vermählung eines rechtgläubigen Fürſten mit einer ketzeriſchen Dame, und wenn ſie die Tochter eines Kaiſers wäre, als eine verbotene gottloſe Handlung, die nur dann wegfiele, wenn die erwähnte Braut zur Religion ihres hohen Bräutigams zum voraus überginge. Herr von Sparr erhielt alſo den Auftrag, der jungen Gräfin den Uebergang zum Katholicismus vorzuſchlagen. welchen aber dieſe nach eben den Gründen von ihrer Seite abwies, nach welchen man ihn von jener Seite verlangte. Es war übrigens auch recht gut, daß die Gräfin jenen wüſten Narren nicht ehlichte, der alles männliche Mark zu Paris in den Buhlhäuſern und bey den Theater-Nymphen ſchändlich verelektriſirt hatte, und ſeine nachherige Gemalin, eine Tochter des Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen, aufs ſchnödeſte behandelte.

Kaiſer Joſeph, der Zweyte, war, wie jederman bekannt iſt, kein Freund der Pfaffen, und folglich tolerant. Als daher der Adminiſtrator der Grafſchaft Falkenſtein, welche an an das Rheingräfliche Ländchen angränzt, ſich endlich zu Tode geſoffen hatte, wurde Herr von Moſer, eben jener gelehrte, ehrwürdige Greis, welcher die patriotiſchen Gedanken geſchrieben hat, Adminiſtrator dieſer Grafſchaft. Moſer fand für gut, den Gerichtsſchreiber von Gerbach eine Stunde von Grehweiler, abzuſetzen, und ihn zu Winweiler einſperren zu laſſen, wegen ſeiner fürchterlichen Schurkereyen, unter welchen ſogar Bündniſſe mit Dieben und Falſchmünzlern begriffen waren. Der Böſewicht entkam dem Gefängniß, und rettete ſich durch die Flucht. Endlich kam Moſer nach Darmſtadt als Regierungs-Präſident, und nun ließ der entwichene Gerichtsſchreiber für ſich um Gnade bitten. Sauer, Moſers Nachfolger, wollte den gefährlichen Buben nicht wieder aufnehmen: aber was hatte dieſer zu thun! Er ward

— katholiſch', und, ſiehe da, er erhielt ſogar ſein voriges Amt zurück. **Moſer**, der dieſes erfuhr, ſchrieb, um ſich und ſein Verfahren gegen den Schurken zu rechtfertigen, an den Kaiſer, und **Joſeph** befahl, die Sache gegen den Spitzbuben genau zu unterſuchen. Man mußte gehorchen, und unterſuchte, aber ſo gelinde, daß der Infame — blieb, was er war.

Wie mußte **Moſern** hiebey zu Muthe ſeyn! Welcher einſichtige, unpartheyiſche Mann findet hier Achtung gegen die öffentliche Sicherheit, gegen kaiſerlichen Befehl, gegen Reichsverfaſſung und gegen Gerechtigkeit? — O, wenn es irgendwo wahr iſt, daß die Geſetze, welche in den Hörſälen und Compendien Jungfern ſind, in den Gerichtshöfen zu Huren werden, dann iſt dieß im ausgedehnteſten Sinne wahr in der **Pfalz**! Und warum? Weil der Landesherr **Hildebrandiſch**-katholiſch iſt, wenigſtens ſonſt ſo es war, und ſeine Regierung — **jeſuitert.** *) — Doch, ich will

---

*) Und all dieß Unweſen ſchreibt ſich **urſprünglich** von einer **Ohrfeige** her, die der Pfalzneuburger Prinz, **Wolfgang Wilhelm**, vom Kurfürſten von **Bran-**

weiter erzählen und meinen Leſern im Gloſſiren nicht vorgreifen!

Der Amtsſchreiber **Goos** war ehemals lutheriſcher Pfarrer in der Grafſchaft Falkenſtein. Er war ein ſchlechter Wirth, und als er ſich vor Schulden nicht mehr retten konnte, und noch überdieß ein lediges Mädchen zur Mutter gemacht hatte, ward er, um ſich zu retten, katholiſch, und erhielt ein ſehr einträgliches Amt zu **Winweiler**, zum Willkommen. Er trieb

---

denburg, zu deſſen Tochtermann er ſchon beſtimmt war, zu **Cleve** über Tafel bekommen hatte. Dieſe Ohrfeige brachte den Prinzen ſo auf, daß er die Tochter des Kurfürſten von **Brandenburg** verließ, ſich mit der Schweſter des Herzogs **Maximilian** von **Baiern** vermählte, und 1614 den 25ten May **katholiſch** wurde. Wie [illegible] er, als katholiſcher Proſelyt, eine gewaltſame katholiſche Gegenreformation in Neuburg, Sulzbach und Hilpoltſtein betrieben habe, und wie eben dieß nachher von ſeiner Linie getrieben ſey, als ſie 1685 zum Beſitz des Kurfürſtenthums **Pfalz** gelangte, findet man, außer Andern, im II. Th. von **Pütters** oben angeführter **Hiſtor. Entwickelung** — S. 31 u. f. Und ſo ſieht man, daß **Cicero** recht hat, wenn er ſagt: parva ſaepe ſcintilla magnum excitavit incendium! Auch ſieht man, daß die **Obſkuranten**, mit ſamt ihrem Anhange unter kleinlichen Fürſten, keine Urſache haben, ſich über die **Langmuth** der Völker zu beſchweren, ſobald die Geſchichte von Volk zu Volk es zeigt, daß dieſe meiſtens in aller Geduld ſtill hielten, wenn ſie und das Ihrige das Opfer für die Rachſucht oder jede andere Leidenſchaft eines unbändigen, ſtolzen oder dummen Wütherichs werden mußten. —

aber ſeine Schurkereyen öffentlich und ungeſtraft weiter. Ich weiß gar viele Beyſpiele von Leuten, welche entweder wegen begangner Bübereyen, oder wegen eines zu erhaltenden Aemtchens die Religion verändert haben: aber es waren alle durch die Bank erzſchlechte Menſchen, welche die angenommene Religion, oder vielmehr den angenommenen Kirchen-Namen, denn Religion kennen und haben ſolche Menſchen nicht — nur zum Deckmantel ihrer Bosheit oder ihres Vortheils benuzten.

Der hildebrandiſche Pfiff der Katholiken zeigt ſich auch dann, wenn proteſtantiſche Pfarreyen von katholiſchen Herren zu vergeben ſind. Solche Pfarreyen werden, mir nichts dir nichts, ordentlich verhandelt. Da aber ein rechtſchaffner Mann kein Amt für Geld erhandeln mag, und der katholiſche Herr Patron unter mehrerern Anſprechern gerade mit dem Schlechteſten den Handel abſchließt, damit der katholiſche Herr Paſtor, ſo dumm und ſchlecht er ſeyn mag, dem proteſtantiſchen ja überlegen bleibe: ſo werden ſolche Stellen allemal mit elenden, jämmerlichen Wichten beſezt. Geh nur einer übern Rhein, und frage nach den Herren Steuber, Wagner, Burkard, Hasler und andern, und jeder wird ihm das ſchofele Weſen dieſer Wichte beſchreiben können!

Durch dieſe Spekulation gewinnen aber die Katholiken ſehr: denn die ehrloſen, unwiſſenden Menſchenkinder, die dem Herrn Chriſtus eine Ohrfeige geben und mit Simon ihre Pfarre erhandeln, müſſen hernach ſich alles gefallen laſſen, was dem katholiſchen Herr-Patron, oder den katholiſchen Pfarrern zu thun oder zu verfügen einfällt. Zwar ſind die leztern, dort überm Rhein, auch beynahe alle elende Wichte und ungeſittete arme Sünder, denen blos ihre Weihe bey ihren unwiſſenden, blindgläubigen Untergebenen den Reſpect noch erhält; aber eben darum ſind dieſe Geſalbten deſto dreiſter, und bedienen ſich ihres Privilegiums fori et canonis ungeſcheuet und ungehindert, und kabaliren, wo und wie ſie können.

Wie lächerlich-weit der erwähnte Reſpect dort herum ſich ſtrecke, lehrt folgender Auftritt. Der katholiſche Paſtor zu Sulzheim, Mainziſcher Hoheit, hatte in einem angränzenden Dorfe einem Kranken die heilige Wegzährung gereicht, und ſich hernach im Wirthshauſe, wie gewöhnlich, im Trinken übernommen, ſo, daß er auf dem Rückwege auf der Straße umſchankte und ohne alle Beſinnung liegen blieb. Eins ſeiner Pfarrkinder, ein Bauer aus Sulzheim, der gerade den Weg von Mainz herabkam, wohin er Getraide gefahren hatte, fand das hochehrwürdige Schwein, und als er nach langem Begaffen und Hin- und Herſehen ſeinen Herrn Paſtor daran erkannte, hob er ihn auf, und legte ihn auf ſeinen Wagen. Während des Fortfahrens ging er aus Ehrfurcht gegen die Platte ſeines geiſtlichen Herrn, die man dort den groſſen Thaler nennt, ich meyne die Tonſur, neben dem Wagen her, den Hut unter dem Arm. Ein Kaufmannsdiener aus Alzey begegnete dem hübſchen Fuhrwerk, und fragte den Bauer, warum er bey dem ſchlechten Wetter ſeinen Hut unter dem Arm trage? Ach, verſezte dieſer, ihr Hochehrwürden da, hat ſich ein wenig behauen; und man muß doch der Geiſtlichkeit ihren Reſpect anthun! Der Kaufmannsdiener rief, bravo, lachte und ritt weiter. — Behauen nennen die Pfälzer unter andern auch das Beſaufen.

Jenſeit des Rheins iſt das Vollſaufen unter allen Ständen, ſogar unter dem ſchönen Geſchlechte, vorzüglich aber unter den Pfaffen ſehr Mode; und ſo nimmt man es kaum übel. Hingegen auch das unſchuldigſte Kartenſpiel rechnete man zu meiner Zeit den geiſtlichen Herren zu einem Verbrechen an, und man würde jeden, der es ſonſt getrieben hätte, ganz gewiß mit Suſpenſion beſtraft haben. Doch in dieſem Stücke iſt man jezt toleranter geworden: die Karte hatte ſich, als ich vor einigen Jahren jene Gegenden noch einmal beſuchte, mit der Weinflaſche ſehr artig verſchwiſtert.

Menſchen aber, wie die Pfälzer Pfaffen, die meiſt alle nur an einer ſinnlichen, niedrigen Beſchäftigung Behagen finden, und von dem Vergnügen einer liberalen, edlen Anwendung ihrer Seelenkräfte wenig oder nichts wiſſen, mußten ſich ganz natürlich in dem Beſitzſtande ihres Weſens geſtört finden, als ein Mann in ihrer Nähe es wagte, Einſichten mitzutheilen, deren Grund und Werth ſie nicht prüfen konnten, und die ſie blos darum verwarfen, weil ſie gegen den mechaniſchen Gang ihres hergebrachten Denkens verſtießen, und ſie und ihr Weſen in einem Lichte darſtellten, worin beyde, nicht zur Empfehlung bey Vernünftigen, abſtachen. Dieſer Mann war Doctor Bahrdt für die Pfälzer während ſeines Aufenthalts zu Heydesheim.

Als er daher die Gemalin unſers Carl Magnus, nachdem dieſer zu Königſtein gefänglich eingezogen war, einigemal beſuchte, machten die Pfaffen der Grafſchaft, wenn gleich nicht alle, gemeinſchaftliche Sache, und ſchmiedeten eine Vorſtellung, worin ſie der Gräfin zu ihrem hohen Seelenheil zu bedenken vorlegten: Daß es ein höchſt böſes Beiſpiel werden könnte, wenn ſie einen ſo großen Ketzer und Böſewicht, als Bahrdt wäre, ihres Umgangs weiter würdigen wollte: das würde ſcheinen, als billigte ſie Bahrdts irreligiöſe Meynungen; und dieß könnte ihre Unterthanen*) der Gefahr nahe bringen, ſich von Bahrdts Ketzerey anſtecken zu laſſen.

Die Gräfin ließ indeß die hochweiſen Herren kurz abfertigen mit der Antwort: daß ſie mit Bahrdten ganz und gar keine theologiſchen Unterredungen halte, und daß eben darum ihre Beſorgniß ſehr überflüßig ſey. — Dieß beruhigte die wenigſten, und einige von ihnen, gerade die armſeligſten, wie das gewöhnlich der

---

*) Nicht doch: ſie ſtanden ja damals unter der kaiſerlichen Commiſſion!

Fall iſt, ſelbſt bey Philoſophen wider Kant, hielten es für ihre Schuldigkeit, gegen Bahrdten öffentlich aufzutreten, und ihre lieben Schäflein jeden Sonntag vor der teufliſchen und Seelen-verderblichen neuen Lehre des Doctor Bahrdts wie fanatiſch zu warnen. Meiſter hierin waren Mosjöh Wagner in Werrſtadt, und Signor Fabel zu Münſterappel.

Luſtig war es anzuſehen, wie damals, als Bahrdts beſſere Lehre unter den vernünftigern Pfälzern allmälig in Umlauf kam, die Bonzen der Lutheraner mit den Talapoinen der Katholiken, und den Derwiſchen der Reformirten gemeinſchaftliche Sache machten, um der großen Gefahr ihres lieben Chriſtenthums mit vereinten Kräften, wie Schutzengel, entgegen zu gehen. Die armſeligen Männlein haſſen und verfolgen einander zwar der Regel nach, wo und wie ſie können; allein, da ein Mann auftrat, der gegen gewiſſe Fratzen ihrer gemeinſamen kirchlichen Innung mit Beyfall eiferte, ſo vergaßen ſie ſofort ihre lites domeſticas, um dem allgemeinen Feinde deſto mächtiger die Spitze biethen zu können — gerade, wie unſere Fürſten, als ſie im ſtolzen Siegeston auf die Neufranken einwollten!

wollten! In allen Geſellſchaften, wo nur Geiſtliche zu ſehen und zu hören waren, mußte Bahrdt herhalten, und beſonders wurde ſein neues Teſtament, das doch in der Pfalz gedrukt worden war, was aber die hochgelahrten Herren vor lauter dogmatiſcher Weisheit nicht verſtanden, barbariſch mitgenommen und als die ärgſte Teufelsbrut verſchrieen. Mein Vater und ich haben uns oft·fürbaß darüber — divertirt.

Der Inſpector Kratz zu Dogelsheim, welches damals dem Fürſten von Leiningen gehörte, ging in ſeinem Eifer für die Behauptung der Gottheit Chriſti, und der Dreyeinigkeit ſo hyperorthodox-weit, daß er die Taufformel dahin änderte, daß er ſtatt: im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes von der Zeit an ſagte: im Namen Gottes des Vaters und Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geiſtes. Dieß ſollte ein Stichblatt ſeyn gegen alle Sociniſirende Bahrdtianer. Der katholiſche Paſtor zu Bechtolsheim, der davon hörte, ſchrie gleich über Verhunzung der Taufformel, und behauptete, Kratzens Tauferey ſey keine gültige Taufe. Das Leiningiſche Conſiſtorium ward aufmerkſam und befahl Kratzen, ſolche freventliche Neuerungen forthin zu unterlaſſen, war aber doch noch ſo klug, daß es kein Umtaufen jener Kinder verordnete, welche der Inſpector nach ſeiner neuen Formel getauft hatte.

Da aber Kratz auch mehrere Katholiken-Kinder getauft hatte, ſo ließen deren Eltern, ſobald ſie den Tauf-Streit erfuhren, ſie von ihren Paſtoren umtaufen. Auch das kurfürſtliche hochwürdige Vicariat zu Mainz erklärte die Aechtheit einer Kratziſchen Taufe für zweifelhaft, und rieth daher nach, was weiß ich, welchem Canon eines mir auch unbekannten Conciliums *), die von Kratzen getauften Kinder lieber umzutaufen, als ſie der Gefahr einer ewigen Verdammniß auszuſetzen. — Das Leiningiſche Conſiſtorium ſtrafte hernach die Eltern, welche ihre Kinder hatten umtaufen laſſen, Kopf für Kopf zu fünf Gulden. — Ich mögte hier nur wiſſen, wo Mosjöh Ballhorn den größern Eſel geſpielt habe, ob im Leiningiſchen Conſiſtorium, oder im Vikariat zu Mainz?

---

*) Man beruft ſich auf Concil. Sardic. l. Can. 19.

Doch, was kümmert uns Ochs und Eſel und alles, was zu ihrem Stall und zu ihrer Krippe gehört, hier noch weiter! Mir mag es genug ſeyn, daß Leſer, welche Pütters Darſtellung der Pfälziſchen Religionsbeſchwerden geleſen haben, ſchon wiſſen werden, die hier gelieferten Belege gehörig zu würdigen, und daß Andere, welche, als moraliſche Naturforſcher, die Wirkungen beobachten, welche das collidirende Kirchthum auf blinde Anhänger gegenſeitig äußert, es ganz begreiflich finden müſſen, daß alle einſichtigen Pfälzer den bitterſten Haß gegen alles, was Pfaffe und Pfafferey heißt, in ſich nähren, und alle kirchlichen Don-Quixotiaden aufs ſpöttiſchſte perſifliren.

Da übrigens alle Vorſtellungen der proteſtantiſchen Stände es nie haben bewirken können, daß der Kaiſer und die katholiſchen Stände im Ernſte ſich entſchloſſen hätten, alles ehrlich abzuſtellen, was den Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten im Riswick- und Badiſchen Frieden gegen den Inhalt des Weſtphäliſchen Friedens aufgedrungen worden iſt, ja, da der Katholicismus, ſeinem Grundſyſteme gemäß, es nicht einmal für immer kann: ſo wird jeder

Menſchenfreund, der die einſtmalige Abſtellung der Pfälzer Religionsbeſchwerden meinem Vaterlande mit mir wünſchet, es gewiß als eine wohlthätige Fügung des bildenden Genius der Zeit anſehen, wenn die Neufranken den Rhein zur Gränze feſt behaupten, und dadurch etwas von dem heben, was ſonſt nur das Werk einer blutigen Selbſthülfe wahrſcheinlich hätte werden können. — Jezt wird es Zeit ſeyn, auf die politiſche Haushaltung unſers Helden zurück zu kommen.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Karren ſoll aus dem Moraſte gezogen werden; aber es geht nicht: er war zu tief verſenket.

Es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß eine verdorbene Wirthſchaft nicht leicht aufzuhelfen iſt: das wußte ſchon Salomon und Sirach, und das beſtätigen alle verſchwenderiſche Wirthſchaften im Kleinen und im Großen, von Ludwig, dem Sechszehnten, bis auf Pitt den Raſenden, und einen gewiſſen Philoſophen jezt zu Köthen: und ſo war es auch mit der Wirthſchaft unſers **Carl Magnus**.

Einige ſeiner Bekannten und Tiſchgenoſſen, ſelbſt Geiſtliche, machten ihn nach dem Sprüchelchen:

Principiis obſta: ſero medicina paratur aufmerkſam auf den elenden, immer mehr ſinkenden Zuſtand ſeiner Finanzen; aber — wer ſie nicht hörte, war Carl Magnus. Dem Hofrath Kremer ſagte er einſt geradezu: er ſolle ſich um ſeine Pandekten bekümmern, und ſeine Naſe nicht in Dinge ſtecken; die ihn nichts angingen. Der Hofrath ſchwieg alſo, und die gräfliche Wirthſchaft ſank immer tiefer.

Als endlich der Geldmangel bey ihm ſo einengend einriß, wie vorher ſelten, und ihm Niemand mehr borgen wollte, auch nicht einmal mehr der Kaufmann, der Fleiſcher, wie überhaupt alle nicht, welche an ſeinen Hof ſonſt lieferten: da ſchien es doch, als wenn dem Grafen ein Licht aufginge; aber dieſes würde doch nicht helle genug geleuchtet haben, um ihn ſeine äuſſerſt mißliche Lage erkennen zu laſſen, wenn nicht andere dringende Dinge hinzu gekommen wären.

Der oben genannte Graf von Solms-Rödelheim erfuhr die ſchlechten Umſtände, worin ſich Carl Magnus befand, und, da er abſcheulich geizig war, ſo befürchtete er, ſeine 50,000 Gulden mögten verloren gehen. Um alſo dieſe zu retten, wollte er in aller Höflichkeit die Foderung verſuchen, und ſchrieb deswegen eigenhändig, doch in etwas ſtarken Ausdrücken, an den Grafen. Der Brief wirkte gewaltig, denn es war ein erſter Brief dieſer Art, und der Graf wurde von dem Augenblick an, ſo übellaunig, daß der Aventurier Nordmann, welcher, wie ich oben gemeldet habe, die ſchöne Gogo geheurathet hatte, und mit ihr ſich damals am Grehweiler Hofe aufhielt, — bald merkte, daß etwas Wichtiges im Werke ſeyn müſſe. Er faßte alſo den Entſchluß, den Grafen darüber auszufragen, und ſprach alſo:

Nordmann: Sie ſind mismüthig, Herr Graf: darf man wiſſen, warum?

Graf: Kömmt mir öfters ſo: wird ſchon wieder vergehen!

Nordmann: Aber auch wiederkommen, wie ich merke, und ärger noch. Sie kennen mich, Herr Graf, haben Sie Zutrauen: entdecken Sie mir, was Sie verſtimmt!

Graf: Können Sie mir helfen?

Nordmann: Vielleicht, laſſen Sie hören, wo es fehlt!

Graf: Ich habe einmal bey einem Vorfall 50,000 Gulden vom Grafen von Solms-Rödelheim entlehnt, und habe bisher den Abtrag des Kapitals und der Intereſſen von einigen Jahren vergeſſen: nun fodert er beydes: hier iſt der Brief. (Giebt ihm den Brief.)

Nordmann: (nachdem er geleſen hatte.) Das ſind ſchlechte Aſpekten! Haben Sie denn kein Geld vorräthig?

Graf: Foutre! ſind 50,000 Gulden Kapital und 7800 Gulden Intereſſen eine Kleinigkeit?

Nordmann: Hören Sie, Herr Graf, ich ſchaffe ihnen Ruhe: ich kenne den Grafen von Solms. Ich reiſe zu ihm, und, ich wette, ich beſänftige ihn, daß er noch wartet. Aber eins, Herr Graf, müſſen Sie durchaus thun, wenn er und Ihre übrigen Creditoren noch länger geduldig warten ſollen.

Graf: Und das wäre?

Nordmann: Sie müſſen Ihren Hofſtaat einſchränken! Wozu auch die vielen Heiducken, Huſaren, Lakayen, Köche, Muſikanten, der große Marſtall, und andere koſtſpielige Menſchen und Thiere? Das alles muß reducirt werden; und wenn das geſchieht, dann erfahren's Ihre Creditoren, und dann heißt es: pardieu, der Rheingraf wird ſparſam: er hat Luſten, uns zu bezahlen; wir wollen alſo Geduld mit ihm haben. Sehen Sie, ſo muß es gehen!

Graf: (mit einem Seufzer) Ich ſehe wohl, ich muß in eine harte Nuß beißen.

Wirklich zog Nordmann nach Rödelheim, und war ſo glücklich, den Grafen von Solms zu bereden, daß er noch ſchwieg und von der Reform alles erwartete.

Nun ging's ans Reformiren. Zuerſt mußten die Huſaren und die Heiducken fort, dann die Hofmuſikanten, welche, wie Kenner verſicherten, ſehr geſchickt waren, und eben darum an andern Höfen bald wieder Brod fanden. Von da gings an den Marſtall, welcher bis auf zwölf Pferde reducirt wurde. Auch die Bedienten wurden herabgeſezt, ſo daß jede gräfliche Perſon nur einen zurückbehielt. Aber zur Abſchaffung der ſchönen Orangerie war der Rheingraf auf keine Weiſe zu bewegen, ob man ihm gleich von Mannheim aus 20,000 Gulden baar dafür zahlen wollte. Dieſe Orangerie war gewiß einzig in Deutſchland, wie denn überhaupt alles, was der Graf anlegte, von einem Geſchmack im Großen zeugte. Sie wurde auch von ſehr geſchickten Aufſehern in Stand und Ordnung gehalten.

Jezt wurde auch der Hofrath Kremer zu Hülfe genommen, ſo ſehr der Graf Seiner ſonſt nicht achtete. Er ſollte Mittel erfinden, den zerrütteten Zuſtand der Finanzen wieder herzuſtellen. Aber Kremer war der Mann nicht, der Schleichwege hätte wählen mögen, und dann haßte er die Helfershelfer des Grafen zu ſehr, als daß er das ſollte haben verbeſſern wollen, was dieſe auf mehr als eine Art verdorben hatten. Doch rieth er dem Grafen, den Breckenfeld, Arnoldi, Häfner, Schad und deren Anhang gleich zu verabſchieden; aber die ſchändlichen Menſchen hatten ein Mittel gefunden, daß der Graf ſie nicht entlaſſen konnte, ohne ſich aufs häßlichſte zu beſchimpfen.

Häfner ſowohl als die andern Buben hatten ihre Beſoldung ſeit mehreren Jahren ſtehen laſſen, und hatten ſtatt deren mit einem Schuldſcheine darüber von des Grafen eigener Hand jedesmal für lieb genommen. Wollte man ſie alſo verabſchieden: ſo rückten ſie mit ihren Schuldſcheinen hervor, und man mußte ſie abbezahlen; und dazu war auf den Punct nicht einmal ſo viel Baarſchaft da. Auch waren die Böſewichter dem Grafen wirklich nothwendig geworden, und je dringender ſeine Lage war, deſto mehr hoffte er, daß eben ſie ihn von neuem retten ſollten. Nur den einzigen Häfner hätte er gern geſtürzt, und das aus folgendem Grunde.

Der erwähnte Nordmann rieth dem Grafen, eine Fabrik anzulegen, worin baumwollene Zeuge ſollten gemacht werden. Einer von Nordmanns Bekannten, Namens Brauns, den man aber nicht mit Herrn Braun verwechſeln muß, und der ſchon vorher einer andern Fabrik von eben der Art, ich weiß nicht mehr, wo, vorgeſtanden hatte, ſollte ſie unter ſeiner Aufſicht haben. Der Vorſchlag gefiel dem Grafen, und wurde angenommen, als ein Mittel, ſich zu helfen. Die Gräfin ſchoß einſtweilen das Geld zur Anlage vor, und die Ausführung ging von Statten. Der Graf räumte eins von ſeinen ſchönen Gebäuden zu Grehweiler dazu ein, und der Aufſeher trat an und brachte ſachkundige Ar=

beiter gleich zum Anfange mit. Die Baumwolle wurde im Lande geſponnen, viele Hände wurden beſchäftiget, und die erſten Arbeiten geriethen ſo glücklich, daß die Grehweiler Fabrik reichlichen Abſatz hatte. Dieſer augenſcheinliche Vortheil berechtigte den Nordmann, zu mehreren Anſtalten dieſer Art zu rathen; aber der Satan der Sinnlichkeit machte bald einen Strich durch die Rechnung.

Man erinnert ſich, daß Carl Magnus die ſchöne Gogo ehedem bis zum Verloben geliebt hatte. Gogo war jezt Nordmanns Frau. Sie war zwar älter geworden, aber nicht ſpröder, und ihre Schönheit hatte, wie die Schönheit der Frau Kriegsräthin Cranz, auf den mancherley Wallfahrten, die ſie mit ihrem Ebentheurer gemacht hatte, etwas gelitten: aber alte Liebe roſtet nicht, und Carl Magnus hing mit Leib und Seele wieder an Gogo. *)

---

*) Freilich:

Die alte Liebe roſtet nicht,
Und kommt ſie erſt ans Gähren,
Da red'et nur von Ehr' und Pflicht,
Man lacht doch eurer Lehren!

Dieß iſt ſo wahr, daß ich eine Biographie von einem, als Fermier général, wohlbekannten Franzoſen liefern könnte, der ein unbegreiflich-großer Schwächling in alter und neuer Liebe war, ſo daß er ſich und das Seine oft

Nordmann hielt ſich zu der Zeit nur einige Stunden von Grehweiler auf, und ſo wurde er vom Grafen recht fleißig beſucht, zumal, wenn er nicht zu Hauſe war.

Die Oberpfalzen **Häfner** fand ſich um dieſe Zeit in ihrer Erwartung ſehr lange getäuſcht, und ergrimmte, als ſie die Urſache davon erfuhr, vor Eiferſucht ſo heftig, daß ſie dem Grafen Rache ſchwur. Sie wußte um deſſen mißliche Lage, und um dieſe noch verlegener zu machen,

---

auf die ſchändlichſte Art verſchwendete, und bisher, als ein gutwilliges Kind, ſich in allerhand Händel einflechten ließ, die ihm, nebſt ſeinen Liebhabereien ſo arg mitſpielten, daß er endlich beynahe nichts mehr hatte, trotz einem ererbten großen Vermögen, und troz der Contrebanderey, die er, wenn er gleich Fermier général war, doch trieb, und dieß obendrein auf Koſten Anderer: und daß er, um nicht gar zu ſauren, ſich verzehren laſſen mußte, von ſo vornehmer Herkunft er auch war, ein Monopol anzunehmen; das ihm eben ſo lächerlich als verhaßt werden ließ; und der bey allen dieſen Streichen dennoch eine Orthodoxie ſo widerſinnig elicirte, daß er Großinquiſitor in Spanien hätte werden können, oder Geiſterſeher-Banner in Baiern — kurz, eine Biographie, bey der man, ſo buchſtäblich wahr ſie auch werden ſollte, in Zweifel gerathen würde, ob man ein Mährchen, oder eine wahre Geſchichte laſe. Genug man würde einſehen, daß man zur allgemeinen Warnung, um nicht endlich gar noch von Bettel-Luft leben zu müſſen, nicht oft und dringend genug wiederholen kann:

Die alte Liebe roſtet nicht,
Und kommt ſie erſt aus Gähren,
Da pred'get nur von Ehr' und Pflicht,
Man lacht doch eurer Lehren!

mußte ihr Mann ſtolz und trotzig ſeinen Abſchied fodern, aber auch ſeine Beſoldung. Er hatte zum voraus einen andern Dienſt auswärts ſuchen müſſen, und ihn bey dem Fürſten von Salm-Kyrburg auch erhalten. Und gerade dieß machte ſie und ihn trotziger.

Der Graf hätte ihrer Foderung, um der verhaßten Menſchen, wie er jezt ſelbſt wünſchte, gleich los zu werden, gern entſprochen; aber er konnte nicht. Er zog indeß den Hofrath Kremer darüber zu Rathe, und dieſer rieth ihm, die Amtsführung des bübiſchen Oberſchulzen genau durchſehen zu laſſen, und ihn dann zur Rechenſchaft vorzufodern. Es könnte alsdann nicht fehlen, daß man Grunds genug finden würde, mit dem Buben abzurechnen, und ihn, wie er es verdiente, mit einem Brandmark fortzujagen.

Dieſer Rath gefiel dem Grafen, und, um ihn auszuführen, ſchickte er eine Commiſſion nach Wendelsheim. Aber es ging auch hier, wie es überall geht, wo im Gange der Geſchäfte Spitzbüberey zur Rutine geworden iſt. Der Commiſſär Stuz ließ ſich durch Geld und durch die Schmeicheleyen der Frau Oberſchulzen blenden, und nun lautete, nach Verlauf von einem Vierteljahre, der Bericht: daß alles richtig, und der Herr Oberſchulz, als ein braver, rechtſchaffner Verwalter befunden ſey, dem man wegen des wider ihn erregten Verdachts die ellatanteſte Genugthuung nicht verſagen könnte.

Dieß machte den Häfner noch trotziger, und noch trotziger forderte er jezt ſeinen Abſchied, nebſt der rückſtändigen Beſoldung und vorzüglich beſtand er auf eine förmliche Ehren-Erklärung, um, wie er, der Erzſchurke, ſich ausdrückte, ſich als rechtlichen Mann überall legitimiren zu können, beſonders, da er eben jezt im Begriffe ſtehe, die Dienſte des Fürſten von Salm-Kyrburg anzutreten.

Dieſer Zuſatz war ein Donnerſchlag für unſern Grafen, und machte ihm, weil er nie daran gedacht hatte, „Recht zu thun, um Keinen zu fürchten”, den Knoten noch verſchlungener. Carl Magnus hatte nämlich kurz vorher einen ſchweren Proceß mit ſeinen Anverwandten, oder, wie man ſagt, mit ſeinen Agnaten, geführt, wegen der Erbfolge des lezten Grafen von Dhaun, welcher ohne Kinder verſtorben war. Der Proceß war zwar zu Ende, allein Carl Magnus beſann ſich, daß Häfner in Angelegenheiten eben dieſes Proceſſes einigemal nach Wetzlar war geſchickt worden, und daß er gar Manches darüber wußte, welches, wenn er es entdeckte, ihn — den Grafen — in einen noch ſchwerern und infamen Proceß verwickeln konnte.

Der Fürſt von Salm-Kyrburg war einer dieſer Agnaten, und nun läßt ſich das Erſchrecken und die Beſorgniß des Grafen denken, als er hörte, daß Häfner gerade bey dieſem Fürſten in Dienſte treten wollte. Um alſo allen Unannehmlichkeiten von dieſer und jeder andern Seite vorzubeugen, ſah er ſich genöthiget, ſelbſt dem Schurken noch gute Worte zu geben, und ihn wie Freund zu bitten, daß er die kleine Irrung vergeſſen und ferner bey ihm in Dienſten bleiben wolle. Die Ehren-Erklärung wurde auch wirlich ausgefertiget, iſt aber hernach von der kaiſerlichen Commiſſion als rechtskräftig nicht anerkannt und darum von ihr verworfen worden. Man erfuhr mit der Zeit, welchen Urſprung ſie gehabt hatte.

Wie der Graf mit Häfnern zerfallen war, ſo zerfiel er auch bald mit Nordmann, und dieß auf folgende Weiſe. Ein gräflicher Unterthan hatte unter den pfälziſchen Soldaten Dienſte genommen, welches der Graf nicht hindern konnte, da der Kurfürſt von der Pfalz Oberlehnsherrn der Grafſchaft iſt. Dieſer Burſche kam nachher öfters auf Urlaub nach Hauſe, und trieb, im Vertrauen auf ſeine Soldaten-Jacke, allerley Unfug. Der Graf ließ ihn einigemal einſtecken und abſtrafen im Block. Als der Wildfang es dennoch immer gröber trieb, ließ der Graf das Regiment bitten, es mögte den Unbändigen in der Garniſon behalten, oder gewärtig ſeyn, daß er, als deſſen Landesherr, ihn bey dem nächſten Vergehen nach Verdienſt beſtrafen würde. Man lachte darüber bey dem Regimente: denn die Impertinenz der pfälziſchen Militär-Gerichte übertrifft noch die Impertinenz mancher andern. Als darauf der Beklagte abermals nach Hauſe kam und Unruhen wieder anfing, ſo ließ ihn der Graf einziehen, und auf Anrathen des Hn. von Nordmann für 75 Gulden an einen Däniſchen Werb-Offizier verhandeln. Nordmann ſelbſt hatte den Burſchen den Dänen zugeführt.

Jetzt ſprühte der General des Regiments Feuer und Flamme, und beſtand auf Genugthuung, wie man ſie ihm allerdings ſchuldig war. Die Regierung zu Mannheim foderte das Nämliche; und als der Graf alle Schuld dem Nordmann zuſchob, der ſich gerade damals im Pfälziſchen aufhielt, ſo wurde dieſer eingezogen, aber auch bald wieder entlaſſen, indem er zeigte, daß er alles auf des Grafen Befehl gethan habe. Vielleicht hatte auch, wie man vermuthete, die hübſche Gogo eine Bitte für ihn eingelegt; und übrigens war Nordmann ein armer Teufel, der nichts hatte, als ſein Bißchen Leben, von dem folglich für die heilige Juſtiz nichts zu ziehen war. Wie Nordmann ſich dafür nachher an dem Grafen gerächt habe, wird im folgenden Kapitel vorkommen.

Die ganze Schuld blieb jetzt auf dem Grafen, welcher auf jeden Fall mußte geſtraft werden, aber nicht ſo, wie ihn der Mannheimer Hof ſtrafte: denn dieſer ſchickte ihm, ohne alles Weitere, eine Compagnie Huſaren nach Grehweiler, welche mit blanken Säbeln zur Exekution einzogen, und in den Quartieren und

Schenken auf die inſolenteſte Art hauſten. Der Graf wäre vor großer Angſt beynahe verzweifelt; aber ſein Bruder Lutz trat für ihn auf, fuhr den Rittmeiſter mit den gröbſten Worten an; und als dieſer mit ſeinem Befehl von der Regierung vorrückte, verachtete er denſelben, und foderte ihn auf ein Paar Piſtolen. Der Rittmeiſter verbath dieſe, unter dem Vorgeben: daß er in Dienſten ſey, und darin ſich nicht duelliren dürfe. Lutz ſpottete dieſer Entſchuldigung, als einer, die nichts gelte. Villars, rief er, ſchlug ſich einſt am Tage der Schlacht; aber Villars war kein feiger Pfälzer! Und damit kehrte er ihm mit Verachtung den Rücken zu, und ging. *)

Als er nachher hörte, daß die Pfälzer Unterhelden im Weinhauſe allerley Unfug anhuben, ohne daß ihre Vorgeſezten ſie daran hinderten, lief er ſtracks hin, trat mitten unter ſie ein, und

---

*) Als Villars ſich geſchlagen hatte, ſtellte man ihm vor, daß er ſehr gefehlt habe, indem er ſein Leben hätte verlieren können, welches für die darauf erfolgte Schlacht von ſo großer Wichtigkeit geweſen wäre. Villars antwortete ganz kalt: Ich bin meinem Vaterlande mein Leben ſchuldig, aber nicht meine Ehre. — Alſo, die liebe Ehre! —

ſprach mit derber Stimme: Hunde, die ihr ſeyd, wenn mir nur noch ein Einziger von euch auch nur noch Einen Mucks thut, ſo ſteche ich den Sackerment todt, wie eine Ratte: ja, ich thu's, ſo wahr ich Graf Lutz heiße! — Die Bengel erſtarrten, und keiner hatte das Herz, ein Wort entgegen zu muckſen. So wenig gehört dazu, einen Schwarm von Lotterbuben zur Ordnung zu bringen!

Graf Ludwig war, wie wir hier von neuem ſehen, durchaus ein Mann, dem es an perſönlichem Muthe nicht fehlte. Dem Commendanten von Mainz, Herrn Ried, welcher ihn durch ſchale Anſpielungen in Schornsheim beleidigt hatte, gab er in Beyſeyn mehrerer Mainzer Offiziere derbe Naſenſtüber, und nahm dabey einen ſolch impoſanten Ton an, daß keiner der Herren es wagen mogte, ſich des Generals anzunehmen, der wegen Naſenbluten ſich entfernen mußte. Ich glaube, hätte Graf Lutz mit dem Degen bezahlen können: er wäre Keinem etwas ſchuldig geblieben.

Carl Magnus kroch indeſſen zum Kreuze, und leiſtete Erſatz, wie man ihn verlangt hatte: Er ſchickte nämlich einen von ſeinen Soldaten nach Düſſeldorf, und bezahlte die Unkoſten.

Obgleich niemand läugnen wird, daß der Rheingraf kein Recht hatte, den Soldaten eines fremden Herrn zu verhandeln, und daß er durch eben dieſe Verhandlung allerdings Ahndung verdient hatte: ſo wird auch auf der andern Seite niemand läugnen wollen, daß das Zufahren des Pfälzer Hofes höchſt ungerecht und eigenmächtig geweſen iſt. Der Kurfürſt war keinesweges der Herr des Rheingrafen: dieſer war, wenn ſchon im kleinerm Format, eben ſo gut, wie er, ein unmittelbarer Kopf des vielköpfigen Dinges, deutſches Reich genannt; und es iſt ſchon ſeit 300 Jahren hoch verboten worden, daß kein Kopf in Deutſchland den andern beißen ſoll. Alſo war das geſetzwidrige Zufahren des Herrn Kurfürſten, oder ſeiner Unterregenten, wenn gleich in einer ſehr rechtmäßigen Sache, doch allemal ſehr unrechtmäßig, und ſo ein Stück von regentiſchem Egoismus, und eine derbe Probe vom Deſpotismus oder von dem Beſtreben des Stärkern, den Schwächern, wann, wo und wie es geht, zu drücken, nach dem Bekannten:

Sic exſpirat aper majoris dentibus apri.

Wenn aber das wilde Bären-Recht, bey Streitſachen eines Stärkern gegen einen Schwächern, in Deutſchland lange Praxis iſt: — und an Proben davon fehlt es auch in dieſer Geſchichte nicht — ſo muß man, wenn man die Vortreflichkeit der deutſchen Reichsverfaſſung, ſelbſt noch heutzutage, bis in den Himmel erhoben findet, oder, wenn ſonſt ſcharfſichtige Schriftſteller der Wahrheit vorbeyſchleichen, ihre ſonſt wohlbekannten Grundſätze ignoriren, und recht böſe zu thun ſcheinen wollen, wenn ſie von Projekten des Preuſſiſchen Hofes auf eine Verbeſſerung der Lage der Deutſchen durch eine Umänderung ihre konſtitutionellen Form, geographiſch und politiſch genommen, handeln, und ſich dabey gebährden, wie wenn dem Kaiſer das größte Unrecht dadurch geſchehen würde, — wahrlich die Achſeln zucken. Doch ich will — für dießmal — hier abbrechen, und eine beſſere Ausführung des jezt berührten Punktes dem Herrn Kanonikus Riem wohlmeynend empfehlen dahinſtellen. —

Vierzehntes Kapitel.

Die Bildermänner von Wetzlar kommen.

Das Gerüchte von dem Unvermögen des Grafen, ſeine Schulden abzutragen, verbreitete ſich aller Orten, und alle ſeine Schuldner ſtanden nach und nach auf, und foderten ihr Geld mit Macht. Nur diejenigen ſchwiegen noch, welche auf die Gemeinden Geld gegeben hatten, und auf die Sicherheit von deren Hypothek bauten. Aber auch dieſe, ſobald ſie inne wurden, daß es mit ihrer Hypothek ſchlecht ausſehe, erwachten und mahnten dringend, zwar nicht den Grafen, aber die Gemeinden. Erſt, als dieſe die Zahlung weigerten, gingen ſie den Grafen an, nicht, um ihn zu mahnen, ſondern — zu bitten, daß er die Gemeinden zwingen mögte, ihre Hypothek einzulöſen. Der Graf aber zwang ſie nicht, weil er es nicht füglich konnte, und weil er recht gut wußte, wie und für wen das Geld gehoben war.

Nach langem vergeblichen Mahnen und Bitten wurden die Creditoren endlich aufgebracht, und klagten zu Wetzlar. Hier hätte der Graf leicht Zeit gewinnen können, ſie hinzuhalten, wenn unter ihnen keine Leute geweſen wären, die in Wetzlar mächtigen Anhang gehabt hätten. Dieſen hatten dort der Graf von Solms, der Graf von Lamberg, der Kanzler Bentzel von Mainz, Herr von Reineck aus Frankfurt, und ſolche mehr: und darum war für Carl Magnus keine Hülfe zu Wetzlar.

Meine Leſer ſind vielleicht nicht alle von dem Gange der Juſtiz in Wetzlar unterrichtet; und dieſen, hoffe ich, wird es nicht zuwider ſeyn, wenn ich drey Worte davon anbringe. Dieſe Worte heißen im Kurzen alſo: Wer in Wetzlar keinen Anhang hat, und nicht reich genug iſt, ſich Gehör und günſtigen Rechtsſpruch durch Beſtechung zu erkaufen, der muß warten, und wenn er die gerechteſte Sache von der Welt haben ſollte.

Das iſt freilich eine traurige Wahrheit, die aber allgemein bekannt iſt, zumal denen, die den Gang der Juſtiz in dieſem illüſtern Reichsgerichte je haben kennen lernen. Daher werden eben da ewige Proceſſe geführt, und eben dieſerhalb, meynt Käſtner, wohnen in Wetzlar die

— Unſterblichen! Auch darum iſt der Chikane, der Kabalen und der rabuliſtiſchen Ränke der Prokuratoren und des andern Reichs-Gerichts-Geſindels — wenn gleich mit etwas Ausnahme — kein Ende vom unterſten bis zum oberſten.

Man hat zwar, vor ohngefähr dreyßig Jahren, auf Betrieb mehrerer deutſchen Fürſten, vorzüglich Friedrichs, des Zweyten, eine Gerichts-Unterſuchung in Wetzlar angeſtellt, und dabey mehrere Aſſeſſoren der Kammer arg hergenommen, beſonders den Papius und den Nettelbla; aber im Grunde iſt es geblieben, wie es war: denn bey manchen Collegien iſt gar keine Verbeſſerung anzubringen, oder man müßte ſie gerade übern Haufen werfen, und ſie ganz von neuem eingerichtet aufſtellen. Dieß im Vorbeygehen!

Unſer Carl Magnus hatte weder Anhang in Wetzlar, noch Geld zu Grehweiler, und dieß war denn genug, daß das Kammergericht zu Wetzlar eben nicht langſam mit ihm zu Werke ging. Es erſchienen bald faſt wöchentlich Bildermänner von da aus mit einem mandatum sine clausula. Dieſe Bildermänner ſind die Kammerbothen des Gerichts, welche die Befehle in ganz Deutſchland herum bringen, und an der Seite auf der Bruſt ein Schild mit des Kaiſers Bildniß tragen, und daher ihren Namen führen.

Daß dieſe Kammerbothen, bey der jetzigen guten Einrichtung des Poſtweſens in Deutſchland, ſehr überflüßig ſind, iſt für ſich klar. Die reitende Poſt könnte jedes mandatum viel ſchneller herüberfördern, und koſtete nicht den funfzigſten Theil von dem, was ſo ein Bildermann koſtet. Aber die Herren zu Wetzlar können ſie als mündliche Unterhändler brauchen zu dem, was ſie ſich ſchämen müßten, ſchriftlich an die Hand zu geben; und darum laſſen ſie Poſt Poſt ſeyn, und halten ihre Handlanger bey.

Dieſe Helfershelfer der Wetzlariſchen Blutegel müſſen nämlich in ganz Deutſchland, da wo ſie Partheyen haben, fein hübſch zu verſtehen geben: wie dieſer oder jener Proceß eingefädelt ſey; wer darin den Referenten, Conſulenten und Decidenten mache; wie man dieſen beykommen könne durch dieſes und jenes; was man für ſie geleiſtet habe, bald durch Fürbitte, bald durch Geſchenke, und dergleichen: und das eben iſt der Dünger, worin ihre Schlange ihr Neſt hat und ſich warm hält! Man ſieht hieraus, daß den Herren zu Wetzlar ſelbſt viel daran liegt, dieſe ihre Condúctörs nicht abzuſchaffen, und daß folglich die Wetzlariſchen mandata mit und ohne Clauſel durch ſolches Juſtiz-Geſindel ſolange werden herum getrödelt werden, bis eine mächtige Hand ſie mit ſamt ihren Suffiörs zum Tempel der Injuſtiz hinauswirft. Sie alle ſind ein veralteter Krebsſchaden, deſſen Heilung keine Palliative, wohl aber ein Meſſer oder ein Brenneiſen erfodert.

Man kennt auch die Bildermänner aller Orten, wohin die Camera Imperialis ſie noch ſenden darf, hinlänglich als Flegel, und behandelt ſie meiſt als ſolche, und ſieht ſie lieber gehen als kommen. Einſt hatte Herr von Wallbraun zu Partenheim einen Proceß, um deſſen willen ihm einigemal ſo ein Kerl zugeſchickt wurde. Er ward aber der Senderey müde, und ließ den Bildermann — wie tief nämlich das Anſehn der Kammer zu Wetzlar geſunken iſt — durch ſeine Leute tüchtig ausprügeln und zum Guckuck jagen. Dieß Schickſal haben die wetzlariſchen Juſitz-Engel ſchon oft gehabt, ohne daß eben viel Aufhebens darüber wäre gemacht worden.

Der Graf Lamberg und der Kanzler Bentzel, beyde zu Mainz, hatten, wie man weiß, auf einige Gemeinden Geld hergegeben, und foderten, durch das Gerücht ſcheu gemacht, endlich auch ihre Zahlung. Da aus dieſer, nach dem Vorhergehenden, nichts wurde, ſo klagten ſie zu Wetzlar, und erhielten einen Exekutionsgebühr gegen die Gemeinden Wendelsheim, Munzler und Steinbockenheim. Die Summe ihrer Foderung war ſtark, und ſo entſtand unter den Leuten, wie natürlich, ein Aufſtand, und dieſen half der beleidigte Nordmann noch anſehnlich mehren. Es war eben ein Jahrmarkt in der dortigen Gegend, den man wegen ſeiner Berufenheit von weit und breit her beſuchet; und auf dieſem fand Nordmann aus Grehweileriſchen Ortſchaften mehrere Einwohner, welche bey einem Glaſe Wein es gewaltig aufmutzten, daß man ſie verdammt hätte, ihres Grafen Schulden abzutragen. Nordmann war ſchon vorher davon unterrichtet, und um dem Grafen, wegen der ihm zugeſchobenen Verhandlung des Soldaten, einen Poſſen wieder zu ſpielen, rieth er den Bauern, bey dem Kurfürſten von der Pfalz um Schutz gegen dieſes Zumuthen anzuſuchen.

Nordmanns Rath gefiel den Bauern: ſie theilten ihn einigen Leuten mit, welchen ſie Einſicht zutrauten, aber da lauteten die Urtheile darüber verſchieden. Die Prediger, was das ſonderbarſte iſt, waren faſt alle Nordmanns Meynung, auch viele andere gräfliche Unterthanen, wenn gleich wieder andere, aus Furcht, ihren Souverain vor den Kopf zu ſtoßen, jene Bittſchrift nicht mit unterſchreiben wollten, welche an den Kurfürſten gerichtet ward. Nordmann fertigte endlich den Aufſatz aus, von dem man vermuthete, daß ihm der Oberſchulz Pflug von Wöllſtein entworfen hätte.

In dieſer Schrift ſtellten die Bauern alles vor, was man ſchon weiß, und bathen den Kurfürſten, ſie gegen den Ausſpruch der Kammer zu Wetzlar zu ſchützen, und dahin zu ſorgen, daß eben der bezahlen müſſe, der das Geld erhalten habe — ihr Graf, und nicht ſie. Die Abgeſandten überreichten ihren Aufſatz zu Mannheim zuerſt einigen Miniſtern, und dieſe hießen ihm gut, und freuten ſich ſchon der Gelegenheit, ſich an dem Rheingrafen zu reiben und mitunter auch für ſich zu ſorgen. Von dieſen aufgemuntert, gingen ſie zum Kurfürſten; aber hier lautete das Lied anders. Er wandelte eben im Schloßgarten allein, las den Aufſatz gleich durch, ward unwillig und fragte: Was denkt Ihr von mir, Leute? Glaubt Ihr, daß ich etwas thun ſoll, was ich nicht thun darf? Ich habe Eurem Grafen nichts zu befehlen: ſuchet Hülfe beym Kaiſer und den Reichsgerichten; Es kann ſeyn, daß Ihr Recht habt, aber ich kann das nicht ausmachen, und Euch alſo auch nicht helfen. —

Das hatte man nicht erwartet, und der Fürſt entſchied hier anders, als ſeine Miniſter. Er bewies wenigſtens hier Einſicht und Achtung gegen Recht und Gerechtigkeit; und nach dieſem zu urtheilen, mögte er von der obigen Huſaren-Exekution wohl gar nichts gewußt haben, welches alsdann freilich noch unverzeihlicher geweſen wäre. — Wer weiß auch, ob er an den Fehlern immer Theil gehabt habe, welche unter ſeinem Namen begangen ſind. Es ſcheint vielmehr, ſo wenig ſich auch dieß entſchuldigen läßt, daß er alsdann von der Sache entweder gar nichts gewußt habe, oder ſie nicht recht gewußt habe. Freilich, hätte er, als Fürſt, überall ſelbſt forſchen und ſelbſt herrſchen ſollen, und dieß nicht Miniſtern und Lieblingen überlaſſen: aber ſeit Friedrichs des Großen Tode, ſind Fürſten von der dazu nöthigen Energie und Konſequenz ſelten. Genug, die Bauern fanden nicht, was ſie ſuchten, und ſo rieth Nordmann, der einmal ihr Vertrauter und geheimer Rath geworden war, zu einer Deputation nach — Wetzlar.

Hiezu kam ein Umſtand, der dieſe Deputation noch förderte. Hofrath Kremer ſah lange ein, daß die Haushaltung des Grafen ihrer gänzlichen Auflöſung nahe ſey, und ſuchte, um ſich zu ſichern, vom Grehweiler Hofe je eher je lieber wegzukommen. Die Ausſicht dazu öffneten ihm die Fürſten von Naſſau, welche ihm die Stelle eines Naſſauiſchen Geſammtrathes zu Weilburg zuſagten, ſobald der damalige, ein Greis von 78 Jahren, entweder ſeine Stelle niederlegen, oder das Zeitliche mit dem Ewigen wechſeln würde. **Kremer** war daher für die Zukunft gedeckt, und fand nun keine Urſache, ſeines Grafen weiter zu ſchonen. *)

Außerdem hatte **Kremer** — **vielleicht** — noch einen Grund, ſich der gräflichen Unterthanen anzunehmen, und den Grafen, der bisher nicht hatte hören wollen, es fühlen zu laſſen, daß man das ärndte, was man ſäet, wie im Guten, ſo auch im Argen. Er konnte nämlich als gewiß vorausſetzen, daß der Graf, ſobald die Laſt der Schulden, — wie er es verdiente — auf **ihn allein** zurückfiele, eine kaiſerliche Commiſſion würde leiden müſſen: und in dieſem Falle war es wahrſcheinlich, daß man entweder den Fürſten von **Naſſau-Weilburg** oder von **Naſſau Uſingen**, als die dortigen nächſten Reichsſtände, die den Rheingrafen kommiſſioniren konnten, zu Commiſſarien ernennen würde. Commiſſionen ſind aber ergiebige Goldgruben für die, welche ſie erhalten, wie ich bald zeigen werde in dem Kapitel von den kaiſerlichen Commiſſionen. **Kremer** konn-

---

*) **Curtius** ſagt wohl nicht unrecht (L. VI. C. 6.): Nemo fere parcit morituro, nec cuiquam moriturus, ut opinor.

te alſo einem ſeiner künftigen Herren einen groſſen Vortheil ſchaffen, und ſich dadurch nicht wenig geliebt machen.

Es iſt daher kein Wunder, daß er, ſo ſchüchtern er ſonſt geweſen war, endlich aus ſeiner Unthätigkeit, die der Graf freilich ſelbſt mit verſchuldet hatte, erwachte, und ſich in Angelegenheiten miſchte, die er bisher wenig oder gar nicht geachtet hatte. Erſt alſo machte er ſich an den Grafen, und ſtellte dieſem vor: daß er ſchon wegen der Schulden auf ſeinen Namen Commiſſionsfähig immer wäre, daß aber, wenn er ſich ſelbſt auch als die Urſache der Schulden auf die Gemeinden angäbe, man die Commiſſion vielleicht ſeinen eigenen Beamten anvertrauen würde, entweder dem Rath Dautel, oder wohl auch ihm ſelbſt — dem Hofrath Kremer. Geſchähe dieſes: ſo verlöre er wenigſtens die Regierung nicht, und er habe alsdann weiter nichts zu thun, als ſich auf eine Zeitlang etwas einzuſchränken.

Dieſe Vorſtellungen, ſo gegründet oder ungegründet ſie ſeyn mogten, hieß der Graf, der einmal in die Enge getrieben war, gut, verſprach, ſich in Alles zu fügen, und hatte nichts dawider,

wider, wenn die Sache ſeiner Bauern in Wetzlar betrieben würde. Kremer alſo wendete ſich im Namen der Beſchwerten an den Prokurator von Boſtel, einen ſehr gelehrten Juriſten und recht braven Mann, welches gewiß eine Seltenheit in Wetzlar; und Herr von Boſtel wußte die Sache ſo einzuleiten, daß den klagenden Creditoren ein Beweis aufgegeben wurde, den ſie unmöglich führen konnten, oder, wenn ſie ihn führten, der ihre Sache verſchlimmerte. So z. B. ſollten ſie darthun, daß die Unterthanen das Geld ſelbſt negotiirt und erhalten hätten. Dieß ging nicht: denn das hatten jedesmal die gethan, welche, als gräfliche Unterhändler, wir ſchon kennen. Worauf dieß führen ſollte, merkt man gleich.

Bey alle dem ſtand die Sache der Unterthanen noch immer nicht zum Beſten: ihre Hypotheken waren in den Händen der Gläubiger; und nach dem Buchſtaben der Geſetze war es, wenn es darauf ankam, einem Händelmacher etwas leichtes, ſie zur Abtragung der Schuld gerichtlich anzuhalten. Eben darum waren damals Einige der Meynung, daß blos Kremers Anſchlag dem Grafen den lezten Streich verſezt habe. — Und hätte man bisher ſich nicht geſcheuet, alle Ränke aufzubiethen, um durch Betrug eine fürchterliche Schulden-Maſſe anzuhäufen: ſo hätte man — dieß meynten noch Andere — nun auch fortfahren müſſen, Ränke weiter zu brauchen, um den Unterthanen die Bezahlung der Schulden durchaus aufzudringen, und ſo — den Grafen davon zu befreyen. Man müſſe nie — wie ſie hinzuſezten — auf halbem Wege ſtehen bleiben, noch weniger umkehren, wenn das Stehenbleiben oder Umkehren mehr Nachtheil als Vortheil bringen ſollte.

Das war freilich ſehr Cartouchiſch, oder, wie man dergleichen heutzutage feiner zu geben pflegt — ſehr politiſch: aber alle möglichen Ränke waren im Innlande und Auslande längſt erſchöpft; und Geld war auch, wie wir wiſſen, nicht mehr da, um durch Beſtechung in Wetzlar etwas zum Beſten des Grafen auszurichten. Auch war dieſer damals das allgemeine Stichblatt der nachtheiligſten Gerüchte: und ſo verachtete und verdammte man ihn zu ſehr, als daß noch Mitleid für ihn hätte wirken können.

Ueberdem waren **Arnoldi**, **Schad**, **Breckenfeld**, **Häfner** und Conſorten bisher die

Unterhändler des Grafen geweſen, aber auf eine Art, die ihn, wie er am Ende ſelbſt einſah, in den tiefen Abgrund geſtürzt hatte: und darum war es weder ihm noch ihnen möglich, ſich für die Benützung irgend eines ihrer alten Schleichwege nocheinmal gegenſeitig im Vertrauen mitzutheilen. Iſolirt und gedrängt alſo, wie der Graf nun einmal da ſtand, hielt er ſich ganz an Hofrath Kremer, als ſein leztes Alles; und dieſer und Rath Dautel fanden jezt Gehör, ſo bald und oft ſie wollten.

Beyde waren die Männer nicht, welche in die Fußſtapfen eines Breckenfelds oder Häfners hätten treten mögen; und da beyde vielleicht von dem Grundſatz ausgingen: daß der, wer geſündiget habe, auch büßen müſſe, und daß es höchſt ungerecht ſeyn würde, mehrere unſchuldige Gemeinden ihrem höchſt ſchuldigen Grafen aufzuopfern: ſo konnte Kremers Rath nicht leicht anders ausfallen, als er wirklich ausfiel.

Den vorher erwähnten Vortheil konnte er einem ſeiner künftigen Herren immer zudenken, zum voraus verſichert, daß ihn jede andere auswärtige Commiſſion, die er, wenn alles rechts lich zuginge, für unvermeidlich hielt, vielleicht weit ſchröpfender ſuchen würde, als einer ſeiner künftigen Herren, zumal, wenn man ihm die Führung derſelben anvertrauen ſollte. Kremers ehrlicher Karakter, denk' ich, ſteht alſo noch aufrecht: aber als Beſchreiber dieſer Geſchichte hielt ich es für Pflicht, auch das mitanzuführen, was damals — nach dem Dafürhalten — einigen Schatten auf ihn wirklich oder ſcheinbar werfen konnte.

Was Kremer gethan hatte, thaten auch die beſchwerten Unterthanen. Durch Nordmann angetrieben, ſchickten ſie eine Deputation Bauern nach Wetzlar, um die Entſcheidung der Schuldſache dort gehörig einzuleiten. Unter dieſen war ein gewiſſer Töpfer, Namens Engel, eben der, deſſen ich im erſten Bande meiner Lebensgeſchichte erwähnt habe. Dieſer Engel wußte um die geheimſten Begebenheiten des Grafen ſehr genau, auch um die des Oberſchulzen Häfner, der für ihn, als ſeinen ſonſt innigſten Vertrauten, kein Geheimniß gehabt hatte. Zu Wetzlar ging Engel in alle Geſellſchaften, wohin Leute ſeiner Art kommen konnten; und da er artig und naiv erzählte: ſo hörte man ihn gern, und eben durch ihn wurden die Begebenheiten von Grehweiler das Geſpräch des Tages unter den Vornehmen und andern Cirkeln dieſer Stadt. Selbſt der Graf Spauer, Präſident der Kammer, ließ Engeln mehrmals zu ſich bitten, und lachte oft laut auf, wenn Engel von Braun oder Häfnern eine Schnurre anbrachte.

Eine Hauptſtütze bekamen die Grehweiler Unterthanen an dem Fürſten Dominik von Salm-Kyrburg. Dieſer Edle und der Graf von Grumbach nahmen ſich, als Agnaten des Rheingrafen, dennoch der Sache der Gemeinden an, und ſchickten, um das Grehweiler Ländchen vom Verderben zu retten, und dadurch für Carl Magnus und deſſen Kinder am Ende ſelbſt zu ſorgen, den Kyrburger Geheimerath Embden an das Kammergericht nach Wetzlar, und ließen durch dieſen, der in der Gemeinden Sache ſelbſt ſehr nachdrücklich ſchrieb, auf eine nähere und unpartheyiſche Unterſuchung des ganzen Handels antragen. Die Unterſuchung ging regelmäßig vor ſich, und nach deren Vollendung erhielten die Kläger das Urtheil: „daß nicht die belangten Gemeinden, ſondern der Rheingraf ihr Schuldner ſey, und daß ſie ſich an die kaiſerliche Commiſſion, die zu ſeiner Zeit zu Grehweiler eintreten würde, ganz allein zu halten hätten." — — —

Fürſt Dominik war ein ſo eigner, rechtſchaffner Sonderling, daß meine Leſer es zu Gute halten müſſen, wenn ich dieſen philoſophiſchen Sonderling näher vorführe.

Er hieß, wie man geſehen hat, Dominik, und aus dieſem Vornamen machten die kurzſichtigen Leute, die nicht wußten, was ſie an dem rechtſchaffnen Fürſten hatten, den Spitznamen Dumm-Nickel. Er wußte dieß, war aber an ſich zu groß, als daß ihn eine ſolche Kleinigkeit gekümmert hätte. Er lachte oft ſelbſt darüber. Seine erſte Jugend hatte er größtentheils in Frankreich zugebracht, war aber von den franzöſiſchen Moden und Sitten ſo wenig Freund geworden, daß er nicht einmal gern franzöſiſch ſprechen hörte. Aus Grundſätzen war er ein Weiberfeind; und einer dieſer Grundſätze war: daß kein Mann, der ein Weib habe, ſein eigner Herr ſey, indem jeder Geehlichte gewiſſer Maßen unter dem Pantoffel ſtehe, entweder der Liebe, oder der Herrſchſucht, oder des Murrſinns u. dgl.

Ich bedaure den rechtſchaffnen Mann noch auf dieſe Stunde, daß ein eigenſinniges Vorurtheil, durch Temperament unterſtützt, ihn abhielt, das mitvollendende Glück der Menſchheit, welches vorzüglich in Geſellſchaft eines einſichtigen, biedern Weibes zu finden iſt, zur belebenden Humanität nach Kopf und Herz zu genießen! Aber dieſe Denkungsart war einmal ſein Steckenpferd, wenn gleich ein vernageltes. Er ritt es wirklich arg, ſo, daß er nicht einmal ein Frauenzimmer an ſeinem Hofe duldete; noch weniger einen Bedienten, der ein Weib hatte. Sobald einer von ihnen ſich nur verlauten ließ, daß er eine Heurath im Sinne habe, den Augenblick entließ er ihn. Und doch war er ſonſt der wärmſte Menſchenfreund!

Dieſe Grille kann man um ſo mehr bewundern, da Fürſt Dominik ein Katholik war, folglich die Ehe für ein Sakrament halten mußte, oder für ein Mittel, Gottes Gnade zu erwerben und zu vermehren. Aber es ging ihm hierin, wie dem großen engliſchen Dichter und Philoſophen Pope. Dieſer war auch Katholik, und darum mußte ihm, wegen der katholiſchen Lehre über Fegefeuer und Exorcismus der Glaube an Geſpenſter ein Quaſi-Glaubensartikel ſeyn: und doch entließ Pope jeden Bedienten, von dem er merkte, daß er an Geſpenſter glaube.

Die Wittwe eines verſtorbenen Hofraths hatte indeß doch das Glück, die Vertraute des Fürſten Dominiks zu ſeyn. Sie war zu alt, um zu Verdacht Anlaß zu geben, aber ſchlau genug, ihn ſo für ſich einzunehmen, daß er halbe Tage bey ihr zubrachte, und ihr von ſeinen geheimſten Anſchlägen Auskunft gab — zum Beweiſe: daß der Mann doch am Weibe hängen muß, und ſollte ſie eine Matrone weit über funfzig ſeyn.

Wie die Weiber, ſo haßte Dominik auch die Jäger: keiner von ihnen durfte ihm nahe kommen. Wer Thiere plagen, und während dieſes Plagens die Früchte der armen Bauern zertreten kann, das iſt ein Unmenſch, und der bleibe mir weit vom Leibe: dieß war ſeine Maxime über die Jäger. Auch die grüne Farbe, eben weil die Jäger ſie gewöhnlich tragen, konnte er durchaus nicht vor ſich ſehen. Wer etwas bey ihm zu ſuchen hatte, durfte nicht grün erſcheinen, oder er fand kein Gehör.

Dieß waren die ſchwachen Seiten des Fürſten: Aber an Herzensgüte, an Liebe zur Gerechtigkeit, und an treuer, unermüdeter Verwaltung ſeines Amtes übertraf ihn von den deutſchen Fürſten keiner: nur der Markgraf von Baden kam ihm hierin gleich. Sein Hofſtaat war ſehr einfach; Gaſtereyen und Feten — fremde Dinge; und da er keine Schulden hatte, die Auflagen kaum fühlbar. Das Wohl ſeiner Unterthanen betrachtete er als die Quelle von ſeinem: um dieß nicht ſinken zu laſſen, hob er jenes unermüdet höher. Wer an den Bäumen ohne Unterlaß ſäget und ſchneidet, ſagte er öfters, nimmt ihnen den Saft, und ſie verdörren. Dieß auch, und der Haß gegen alles, was Ungerechtigkeit hieß, ſelbſt an Verwandten, bewog ihn, ſich der Grehweiler anzunehmen.

So denn hätte Fürſt Dominik recht glücklich leben können, wenn er keine Neffen gehabt hätte. Er war, wie ſich denken läßt, nie verheurathet, wohl aber ſein Bruder, ehemals General in franzöſiſchen Dienſten. Dieſer hatte zwey Söhne, deren älterer, ein Erzwildfang, gerade zu **Dominiks** Nachfolger beſtimmt war. Ein erzſchlechtes Stück von Hofmeiſter — O Ihr, die Ihr ſtudiert, um Euch zu Erziehern auszubilden, merket hier auf, und ſeht an **Dominiks** Nachfolger, ſeht an **Carl Magnus** die Früchte einer verfehlten Erziehung, und ſchaudert! In Euern Händen liegt oft nahe, oft ferner Fluch und Segen für Euch, für Eure Zöglinge, oft auch für Tauſende, ja, für eine ganze Nation! — Eltern, ſeht Euch vor, und lernt den braven Erzieher ſchätzen, höher denn alles Gold! — Seht auch Ihr Uebrigen: es liegt oft nur an den Bürgerlichen, wenn Fürſten- und Edel-Kinder ſie drücken und verachten, und ſich ſamt ihnen zu Grunde richten! — Alſo, ein erzſchlechtes Stück von Hofmeiſter hatte die jungen Herren verhunzt, beſonders den ältern, und Paris hatte die Verhunzung an dieſem vollendet. Der jüngere beſann ſich und ward wieder gut durch ſich; aber der ältere ſchweifte ſchon in der frühen Jugend ſo unbändig aus, daß er dem alten **Dominik** tauſend Verdruß zuzog. Weil ihm dieſer, um ihn in Schranken zu halten, nicht ſo viel Geld gab, als er zu ſeinen Bubenſtreichen nöthig hatte, ſo mußte geborgt werden; und hiebey halfen ihm die Bedienten des alten Dominiks aus Hoffnung auf einen Lohn für dereinſt. Wenn der Fürſt es erfuhr, ſo jagte er die Bedienten fort, die, wie er ſagte, ſeinen Neffen deboſchirten.

Weil Dominik keinen Glanz machte, ſo war er auch nicht recht beliebt bey Vielen ſeiner Unterthanen, welche den ſtillen, ſchlichten Landesvater nicht leiden konnten, und lieber einen Soldaten oder Komödianten zum Herrn gehabt hätten. Die Mode einiger Rheinländiſcher Sultane, den franzöſiſchen Hofgeſchmack nachzumachen, hatte die Augen der Leute verwöhnt, und ſie erwarteten das an Dominiks Nachfolger, was ſie an dieſem nicht fanden. Sie fanden es nachher, aber ſo beißend, daß ihnen die Augen davon übergingen. Sie hatten ſich vom jungen Prinzen zwar alles Gute verſprochen, fanden aber bald das Gegentheil. Gleich nach dem Abſterben des alten, edeln Dominiks — ich glaube, es war 1779 — gab ſein Nachfolger die franzöſiſchen Kriegsdienſte auf, und traf ſolche Veränderungen in der einfachen Regierungsweiſe ſeines Vorfahrs, daß allen Einſichtigen bald Angſt und bange ward. Sein franzöſirender Hofſtaat überſchritt alle Gränzen ſo arg, daß in dem kleinen Kyrburg — drey beynahe öffentliche Bordelle waren. Schulden wurden mehr als zuviel gemacht, und um ſie zu tilgen, wurden die Unterthanen fürchterlich gedruckt und geſchunden. Da nun ſahen und fühlten ſie die Folgen des franzöſiſchen Hofgeſchmacks und wünſchten die edle, deutſche Einfalt ihres verkannten **Dominiks** zurück: aber zu ſpät.

Zur Gemalin nahm der Wüſtling, nach der oben erwähnten fehlgeſchlagenen Speculation auf die ältere Tochter unſeres **Carl Magnus**, eine Tochter des Fürſten von **Hohenzollern-Sigmaringen**. Bey dieſer Dame war die ſchönſte Seele mit dem ſchönſten Körper vereint, aber für Reize von dieſer Art hatte der Abgeſtumpfte keinen Sinn mehr, und er ſtürmte oft mit den bitterſten Kränkungen auf dieſe Edle. Ihre Bemühungen, ihn zur Ordnung und Häuslichkeit zurück zu bringen, waren vergeblich. Wie verſchwenderiſch mit ſich er vorher zu Paris gelebt hatte, weiß man aus dem Obigen. Bey der franzöſiſchen Revolution ergriff er die

Parthey des Herzogs von Orleans, und ſein Lohn dafür war 1795 auf der Pariſer Guillotine eben ſo ſchändlich, als vorher ſein Leben. Sein Name iſt in Frankreich und in Deutſchland ein Scheuſal geworden.

Ich habe oben geſagt: dieſes Scheuſal habe zu einer verkleiſternden Beruhigung es nöthig gefunden, pfäffiſch-fromm zu ſeyn: und doch machte er zuweilen Mine, wie er den Freydenker ſpielen wollte! Wenn es aber wahr iſt, was Locke ſagt, daß blos ein anhaltendes und aufrichtiges Studium der Natur Dinge, alſo Naturgeſchichte, Phyſik und Chemie, im Stande ſey, die Vorurtheile der Jugend gründlich zu heben, und daß es durchaus keinen laſterhaften Freydenker geben könne, oder daß kein Menſch, ſo lange er, von Sinnlichkeit ſklaviſch beherrſcht, ſein laſterhaftes Leben fortführt, die eingeſogenen religiöſen und andere Vorurtheile ablegen, und dadurch zum ungehinderten, freyen Denken nach der Natur der Dinge, und deren richtiger Würdigung, und nicht nach den hergebrachten Meynungen der Menſchen, denken lernen könne: ſo müſſen alle Böſewichter, wie weiland der Herzog von

Orleans, der Fürſt von Salm-Kyrburg, Robespierre und andere dieſes Gelichters, im Grunde alle Arten vom pfäffiſchem Aberwitz für wahr gehalten haben; und dieſemnach könnte man alles verwetten, daß dem Fürſten von Salm-Kyrburg — der Teufel, die Hölle und andere morgenländiſche Mythen im verkehrt-realiſirten Pfaffen-Sinn vor und auf der Guillotine recht lebhaft werden vor Augen geſchwebt haben. Er war viel zu kurzſichtig, um nach feſten Grundſätzen ein Freygeiſt des Kopfs zu ſeyn; und was er als Freygeiſt des Herzens zu verwerfen Mine machte, um ungehinderter ſeinen Lüſten fröhnen zu können, hörte darum nicht auf, ſeine trübe und dunkele Seele phantaſtiſch zu foltern, ſo ſehr ſeine heitere Seele bey guten Dingen über dasſelbe auch lachte. Es ging ihm gewiß, wie jenen, von welchen Seneka bemerkt: Was ſie bey hellem Tage leugnen, das fürchten ſie des Nachts oder bey Gewittern. Genug, er war ein Scheuſal, wie man ſie am Rhein unter ſeines Gleichen ſonſt nicht ſelten gehabt hat.

Was alſo die Neufranken, unter Cüſtine, an den Schlöſſern der Großen in der Rheingegend als Denkmal der Verwüſtung hinterließen, war mehr als Haß gegen den Adel als Adel. Auch waren es die Neufranken nicht allein, welche hier die Strafgerechtigkeit zum Erſchrecken verübten. Die verſteckte Rachſucht der Deutſchen belebte und richtete die Fäuſte der Neufranken: und am Ende hatten die lieben Großen dieſe Behandlung meiſt alle ſelbſt verſchuldet. Es kann ihres Gleichen zum Notabene dienen unter dem Motto:

Discite juſtitiam moniti!

Funfzehntes Kapitel.

Höchſt ungerechtes und Reichs-Conſtitutions-widriges Verfahren des Mainzer Hofes gegen einige Rheingräfliche Unterthanen.

Der Graf **Lamberg** und der Kanzler von **Bentzel** zu Mainz achteten den Wetzlariſchen Beſcheid ſo wenig, daß ſie, durch ihn ſchrecklich aufgebracht, vielmehr beſchloſſen, ſich zu rächen und ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen. Der Herr Erzbiſchof und Kurfürſt, deſſen rechte Hand **Bentzel** war, kam ihnen hiebey ganz jeſuitiſch oder vielmehr à la Robespierre nach willfährlicher Willkühr ohne die mindeſte Einſchränkung nach Wunſche zu ſtatten. Die Sache wurde auf folgende Art ausgeführt. Der Amtsverweſer des Mainziſchen Amtes Neubamberg mußte einige Rheingräfliche Gerichtsleute und Schulzen, ihrer Neune an der Zahl, unter denen der Schulz Hahn von Wendelsheim, Matthes, Schmid, der vorher erwähnte Engel und andere ſich befanden, nach Wöllſtein abholen, um da, wie er ſagte, einige Gränzſtreitigkeiten mit ihnen gemeinſchaftlich beyzulegen. Die Leute, welche nichts Böſes erwarteten, gingen unbefangen mit, und kaum waren ſie in Wöllſtein angekommen, ſo wurden ſie auf der Stelle gefänglich angehalten und nach Neubamberg abgeführt.

An eben dem Tage hatte Heimbach auch die beyden Grehweiler Hofjuden, den Salomon und Nathan, welche das eingeklagte Geld zu Mainz negotiirt hatten, in Volksheim eingezogen.

Der Rheingraf, dem damals von Tag zu Tage die Ausſicht immer beſchränkter und trüber gemacht wurde, erſchrack gar mächtig, als er die Feſtſetzung ſeiner Unterthanen erfuhr, und ſchickte den Hofrath Kremer, um über dieſe Verletzung der öffentlichen Sicherheit Belehrung einzuholen, nach Neubamberg. Hier konnte ihm Heimbach weiter nichts berichten, als: daß er bey dieſer Einziehung blos einen kurfürſtlichen Befehl befolgt habe, welchen er auch vorzeigte. Kremer begab ſich hierauf nach Mainz, erhielt aber auch da ſchlechte Antwort. Die Leute, hieß es, hätten ſich ehemals unterſchrieben, wollten aber jezt nicht bezahlen, und wären dieſerhalb zu Wetzlar mit einer Vorſtellung eingekommen, und hätten hiedurch deutlich genug gezeigt, wie wenig Luſt ſie hätten, zu bezahlen: Es ſey daher nicht mehr als billig, daß man ſie feſthalte, bis ſie ihre Schuldigkeit leiſten würden, und dann ſollten ſie den Augenblick loskommen.

Kremer, der den Weg einer gütlichen Vermittelung fruchtlos verſucht hatte, ließ nun ungeſäumt dieſes höchſt ſeltſame und allen Geſetzen und Rechten widerſtrebende Verfahren durch Herrn von Boſtel zu Wetzlar einklagen, und bald darauf erhielt der Kurfürſt von Mainz durch einen Bildermann das Mandat: die gefangenen Rheingräflichen Unterthanen ſogleich wieder auf freyen Fuß zu ſtellen: aber dafür hatte man zu Mainz keine Ohren! Weil man indeß doch befürchtete, daß das Kammergericht etwan dem Kurfürſten von der Pfalz die Ausführung des Mandats auftragen mögte: ſo brachte man die Leute, welche bisher in Neubamberg geſeſſen hatten, um ſich ihrer auf jeden Fall noch mehr zu verſichern, nach Mainz in die abſcheulichſten Gefängniſſe, wohin man ſonſt nur überführte Erzſpitzbuben, Räuber und dergleichen zu ſetzen pflegte.

Die Barbarey der Mainzer Herren ging immer weiter. So unmenſchlich die Gefängniſſe waren, ſo karg war die Nahrung der Eingeſperrten. Man ließ ihnen weiter nichts reichen als Waſſer und Brod, und nur aus beſonderer hoher Gnade wollte man es endlich geſchehen laſſen, daß die Angehörigen der Unglücklichen ſie mit andern Lebensmitteln aus dem Ihrigen verſehen durften.

Nachdem ſie einige Monate in Mainz geſeſſen waren, ließ man ihnen die Freyheit anbiethen, aber unter einer Bedingung, die ſie alle einhellig verwarfen; und dieſe Bedingung war keine andere, als — katholiſch zu werden!

Man denke! Menſchen, denen Menſchenrechte und Reichsgeſetze nicht das mindeſte galten, gilt der Katholicismus als ein non plus ultra, und — wofern die Mainzer Herren die Eingezogenen wirklich für Verbrecher hielten — als ein Mittel, ſie zu entlaſſen, und ihnen folglich, nach eben der Vorausſetzung, die Thür wieder zu öffnen, die öffentliche Sicherheit der Umänderung eines Kirchen-Namens aufzuopfern. — Was die erzbiſchöflichen Leute für Begriffe haben mußten von Menſchenwerth und Verdienſt! von innerer Moralität nach der moraliſchen Natur des Menſchen, und von äußerer nach Kirchthum!

Jenes Anerbiethen war auch wirklich eine ganz eigne Art, den Apoſtel des Katholicismus zu machen: denn nach dieſer durfte man nur unſchuldige Proteſtanten auffangen, ſie einſtecken und ſie ſo lange und ſo barbariſch ſitzen laſſen, bis der heilige Geiſt der Noth ſie erleuchtete, und ſie katholiſch werden wollten. Vortreffliches Apoſtolat, ganz dem Geiſte des ächten Katholicismus würdig!

Der Jude Nathan von Grehweiler, und ein Bauer aus Münſter unterlagen der Behandlung, und ſtarben im Gefängniß; aber auch das bewog den Kurfürſten, oder vielmehr deſſen Kanzler zur Entlaſſung dieſer Leute ſo wenig, als die oft wiederholten Befehle der Kammer zu Wetzlar, und des Reichshofraths nachgehends zu Wien. Sie ſollten und mußten ſitzen: Gewalt ging vor Recht!

Als hernach die Commiſſion eintrat, ſo foderte auch dieſe die Loslaſſung der Gefangenen; aber wieder vergebens. Die Regierung zu Mainz erklärte geradezu, daß man ſich von der Commiſſion eben ſo wenig befehlen ließe, als von der Kammer zu Wetzlar, und dem Reichs-Hofrath zu Wien: und die Leute blieben ſitzen! Erſt, nachdem man endlich einſah, daß das Zurückbehalten derſelben weder den Grafen, der erſchöpft war, noch die Angehörigen, die einen hohen Richterſpruch für ſich hatten, auch nicht die Commiſſion, die noch immer nichts erübrigen konnte, dahin bringen würde, daß Lamberg und Beutzel das erhielten, was ſie durch das Feſthalten der Leute ſuchten, da erſt ließ man ſie los, doch auch nicht ganz unentgeldlich: Jeder mußte Kopf für Kopf noch 500 Gulden abtragen.

Die kaiſerliche Commiſſion verſprach zwar, dieſes Geld den Leuten dereinſt zu erſetzen, es iſt aber bis jezt noch nicht geſchehen, und wird wahrſcheinlich auch nimmermehr geſchehen. Die armen Leute waren an die vier Jahre geſeſſen, und ihre Oekonomie war durch ihre lange Abweſenheit beynahe ganz zerrüttet worden.

Man mag ſagen, was man will, ſo war dieſes Verfahren des Mainzer Hofes ein abſcheulicher Eingriff in die gemeinen Rechte unſerer Nation. Dieſe Rechte verbiethen jedem, er ſey, wer er wolle, ſich Recht zu ſchaffen. Der beſchriebene Eingriff iſt um ſo abſcheulicher, da er von einem Kurfürſten begangen wurde, welchem, als Erzkanzler des Reichs, an der Aufrechthaltung der deutſchen Rechte ſehr viel gelegen ſeyn muß. Als ehemals das Fauſtrecht noch galt, und gar kein Recht, kein Geſetz geachtet wurde, da freilich war es niemanden zu verdenken, wenn er ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen ſuchte: aber zu unſern Zeiten ſollte dergleichen nicht mehr gehört werden.

Man hat dem Kaiſer Karl, dem Fünften, es verdacht, daß er den Landgrafen Philipp von Heſſen ins Garn lockte und gefangen nahm: aber Karl der Fünfte hatte wirklich mehr Recht, den Landgrafen hinzuſetzen, als der Mainzer Kurfürſt, fremde Unterthanen in Feſſeln zu legen, und dieß ſo lange, und obendrein feierlich Abſolvirte.

Als Robespierre in Frankreich wüthete, war die alte Ordnung der Dinge aufgehoben, und da konnte er es nöthig finden, das durch Schrecken zu bewirken, was er durch eine neuorganiſirte Ordnung der Dinge noch nicht konnte: als aber die Mainzer ſich des Schreckensſyſtems bedienten, da hatte Deutſchland noch geſetzliche Verfaſſung; und ſo erſt hieß es recht ſchändlich, alle Geſetze zu Boden zu treten, und den Robespierre vor dem Robespierre ſpielen!

Als Preußen Mainz zurückerobert hatte, da ermahnte man alle Mainzer, der Obrigkeit unterthänig zu ſeyn, denn es ſey keine Gewalt, denn von Gott: als aber das Kammergericht zu Wetzlar und der Reichshofrath zu Wien den Reichs-Erzkanzler zum Gehorſam gegen die Reichsgeſeze und deren Oberaufſeher auffoderten, da trozte man, und erkannte keine andere Obrigkeit und Gewalt, als ſich und die ſeine!

Und alle dieſe Inkonſequenzen, all dieſe Barbarey und Anarchie war es, was alle hellen Mainzer zur Klubbiſterey beſtimmte, und ſie gegen ihre alte Obrigkeit und Regierung aufbrachte: und dennoch nahm man es ihnen übel, daß ſie ſich in die neue Ordnung ihres Eroberers, des Cüſtine, fügten, wie die Südpreußen ſich in die neue Ordnung ihres Eroberers gleichſam fügen! Und doch nannte man jene — Rebellen, und dieſe — gehorſame Kinder!

Der Mainzer Regierungs-Unfug ſteht am Pranger in dem Niederſächſiſchen Merkur, in den Flugſchriften der Klubbiſten, in dem neuen grauen Ungeheuer, in verſchiedenen Schriften von Rebmann, auch in meiner Lebensgeſchichte und anderwärts. Noch ärger wird man ihn finden in Eickemeyers Denkſchrift über die Uebergabe von Mainz an Cüſtine. Dieſe Schrift iſt ſchon unter der Preſſe, begleitet mit Anmerkungen von mir, und erſcheint vielleicht mit dieſer. Man hat für gut gefunden, die erſten dieſer Schriften hoch und ſtreng zu verbiethen, dabey aber die Kleinigkeit überſehen, daß Verbothe von der

Art das Geſchehene nicht ungeſchehen machen können, und daß einen ſchändlichen Robespierrismus nichts ärger verräth, als wenn eine gewiſſe Klaſſe von Staatsbürgern das Recht haben will, zu handeln, wie es beliebt, und daß andere Staatsbürger, denen dieß Handeln wider alle Geſetze wehe thut, oder die es lächerlich finden, nicht einmal das Recht haben ſollen, zu ſagen oder zu erfahren: Dieß that der und der: und das war unrecht, weil es gegen die Geſetze der Vernunft oder des Staates iſt, oder weil es die Regierung lächerlich und dadurch verächtlich macht. —

Das beſte Mittel, ſolche Kopieen zu verhüten, iſt — kein Original dazu hergeben. Das Echo ſchweigt, wenn man es nicht durch Lautrufen weckt; und wenn ein Herzog von Alba den Wütherich nie getrieben hätte, ſo hätte ein van der Bynckt ihn nie als Wütherich ſchildern können. Beſſere Fürſten, ein Friederich der Große, ein Joſeph und Leopold der Zweyte, ſuchten recht zu handeln, und ſcheuten Niemand; verbothen darum auch keine Schriften. Wer alſo (einige Fälle ausgenommen) verbiethet Schriften? —

Heimbach, welcher ſich bey der Mainzer Gräulgeſchichte als ein Werkzeug der Mainzer Injuſtiz hatte brauchen laſſen, wurde eine Zeitlang hernach, wahrſcheinlich von einigen Verwandten der Gefangenen, bey Bockenheim des Nachts angefallen und bis auf den Tod zerprügelt. Er erholte ſich wider alles Erwarten, wurde aber wegen der vielen Scharkereyen, deren er ſich ſchuldig gemacht hatte, endlich vom Kurfürſten fortgejagt, und ſein ganzes Vermögen wurde von dem Fiskus eingezogen.

Sobald die Gefangennehmung der Rheingräflichen Unterthanen überall gerüchtlich herumging, ſo getraute ſich kein Grehweiler in ein fremdes Gebiet hinüber, aus Furcht vor etwas Aehnlichem. Dieß ſchadete dem Erwerbſtande und dem gegenſeitigen Verkehr außerordentlich: denn auch die Mainzer mußten Repreſſalien befürchten. Beſonders hielt **Carl Magnus** ſich ganz ſtille, und kam gar nicht mehr vor ſein Schloß. Seine Helfer, der Oberſchulz **Häſner** und die übrigen bekannten Buben, die ſoviel Unheil hatten entſtehen und verbreiten helfen, ſuchten ihre Sachen in Ordnung zu bringen und abzufahren, doch wollten ſie erſt noch ihre rückſtändige Beſoldung einziehen: aber es fehlte überall an Geld.

Hofrath Kremer ging mit der Zeit auch fort, und hatte einen jungen gelehrten Mann zum Nachfolger, Namens Vulpius, welcher aber nicht lange dablieb, geadelt wurde und Kammer=Aſſeſſor zu Wetzlar ward. Hofrath Vulpius befolgte den nämlichen Plan, welchen ſein Vorgänger angelegt hatte: er ſuchte die Unterthanen durchzuhelfen, und dem Grafen, wie billig, alle Laſt der Schulden aufzubürden: und hierin ſtand ihm der Procurator Voſiel zu Wetzlar als ehrlicher Mann redlich bey.

Die vielfachen Gläubiger, welche nach und nach alle an den Grafen verwieſen wurden, waren mit dieſer Verweiſung ſchlecht zufrieden, und appellirten nach Wien an den Reichshofrath. Damals regierte Joſeph, der Zweyte, ein Fürſt, der gerade durch war, und offenbares Unrecht durchaus nicht leiden konnte. Als er alſo einſt auf einer Promenade von den Gräueln hörte, welche zu Grehweiler begangen waren, entrüſteten ſie ihn ſo ſehr, daß er auf der Stelle den Befehl gab, alles gründlich zu unterſuchen. Man unterſuchte, und da denn zeigten ſich die Ungerechtigkeiten des Grafen, vorzüglich bey den erzwungenen Unterſchriften, ſo daß auch der vortreffliche Kaiſer die Unterthanen ſofort von aller Schuld losſprach, die Gläubiger allein an den Grafen wies, und für dieſen auch gleich eine Commiſſion beſtimmte.

Graf Ludwig hatte nicht minder eine ungeheure Menge Schulden, und ſogar auch auf falſche Wechſel, falſche Handſchriften und falſche Hypotheken. Jezt auch erhoben ſich die Schuldner dieſes Herrn, aber der war zum Zahlen noch weniger im Stande. Einige ſeiner Creditoren ſchrieben nach Frankreich, um ſeine jährliche Penſion dort in Anſpruch nehmen zu laſſen; allein dieſe, wie man zurückſchrieb, war davon frey. Auch Graf Ludwig blieb von da an zu Hauſe, und getraute ſich nicht, außer ſeiner Klauſe ſich zu zeigen.

Der Befehl zur Sendung einer Commiſſion wurde endlich förmlich gegeben, und dieſelbe dem Fürſten von Naſſau-Weilburg aufgetragen. Wer war froher, als die Rheingräflichen Unterthanen, als ſie vernahmen, daß der Fürſt von Weilburg ihr Commiſſarius werden ſollte! Und gewiß unter den kleinern Regenten in Deutſchland verdiente dieſer Fürſt vorzügliche Achtung. Er war vorzeiten General in Holländiſchen Dienſten geweſen, und war Schwager des Erbſtatthalters: und doch führte er einen weit einfachern Hofſtaat, als mancher Edelmann, obgleich alles, nach Holländer Weiſe, aufs Geſchmackvollſte bey ihm eingerichtet war. Seine Unterthanen regierte er mit väterlicher Schonung, und ſein Sohn, der ihm in Allem gleich war, iſt ſehr zu bedauren, daß er bey der Invaſion der Neufranken, als Unſchuldiger, mit den Schuldigen ſo viel hat leiden müſſen.

Der Fürſt von Naſſau-Weilburg nahm das Commiſſariat an. Vielen meiner Leſer, vorzüglich jenen, deren Landesherren nicht commiſſionirt werden können, wird es wohl nicht bekannt ſeyn, was eine kaiſerliche Commiſſion auf ſich habe, und wie ſelbſt bey dieſer häßliche Unterſchleife vor ſich gehen; und eben dieſe meiner Leſer ſehen es vielleicht gern, wenn ich zum voraus einiges darüber anführe: ich will alſo ein eigenes Kapitel davon herſetzen.

Sechszehntes Kapitel.

Beſchreibung der kaiſerlichen Commiſſionen im Allgemeinen, und jener für Gebweiler im Beſondern. Folgen und Benehmen der leztern.

Ich habe wohl nicht nöthig, hier weitläufig anzuzeigen, um welche Zeit die kaiſerlichen Commiſſionen entſtanden ſind, oder Beyſpiele aus der alten Geſchichte anzuführen, wie dieſer oder jener Kaiſer da- oder dorthin eine Commiſſion zur Unterſuchung geſchickt habe: das will ich denen überlaſſen, welche ſich mit der deutſchen Geſchichte und dem deutſchen Staatsrechte abgeben: meine Schrift kann ſich auf beydes nicht einlaſſen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man heutzutage gegen ſolche Landesherren, welche mächtig genug ſind, einen Recurs an den Reichstag durchzuſetzen, oder welche das ſogenannte Ius de non appellando auf dieſe oder jene Art erworben haben, und eben darum unter einer exekutiven höhern Gewalt für jeden Fall nicht mehr ſtehen, ſchwerlich noch eine kaiſerliche Commiſſion finden oder exquiren wird, wohl aber gegen geringere Herren, wie da ſind kleinere Fürſten, Grafen, Edelleute, Reichsſtädte und dergleichen. Wenn demnach einer oder eine von dieſen mehr Schulden anhäuft, als er oder ſie je bezahlen würde, wenn man ſie in ihrem Weſen ruhig fortſchalten und walten ließe: alsdann kommen die Gläubiger mit ihrer Klage höhern Ortes ein; und findet man dieſe hier gegründet, dann wird eine Debit-Commiſſion angeſtellt, welche die Einkünfte der beklagten Parthey gegen die Schulden-Maſſe berechnet und die erſtern ſo lange in Beſchlag nimmt und verwaltet, bis die Schulden abgetragen, und die Kläger oder deren Erben in der Concurs-mäßigen Ordnung nach und nach befriedigt ſind.

Da dem Beklagten ein gewiſſes Auskommen von der Commiſſion ausgeſezt wird, und die Kläger nur aus den übrigen Einkünften, und nicht, wie bey andern Concurſen, aus dem noch vorräthigen Vermögen des Beklagten, ſoweit dieß reicht, auf einmal befriediget werden; da obendrein, wie die Folge zeigen wird, die Executoren der Commiſſion ſich auch nicht vergeſſen: ſo gehen oft hundert und mehr Jahre hin, ehe die Gläubiger oder deren Erben zu dem Ihrigen gelangen. Wer dieß erwägt, und dann Moſers Lehr- und Warnungs-reiches Werk vom Reichsſtändiſchen Schuldenweſen aufmerkſam geleſen hat, der wird ſchon einſehen, wie gefährlich es ſey, einem Commiſſions-fähigen Landesherrn etwas zu borgen, außer in Nothfällen, bey denen die Abkömmlinge des Fürſten oder die Landſtände in die verlangte Summe willigen, und den Schuldſchein mit unterſchreiben. In jedem andern Falle geht man ſelten ſicher, und eben darum wäre es für unbefangene Capitaliſten immer beſſer, wenn die Commiſſions-fähigen regierenden Herren für ganz creditlos erklärt wären. *)

Das erkennende Forum für dieſe Commiſſionen iſt das Reichsgericht. Da dieſes aber ſie nicht ſelbſt exequiren kann: ſo wird die Ausführung derſelben einem Agnaten oder benachbarten Reichsſtande aufgetragen, aber einem, der mächtiger iſt, als der commiſſionirende; der alſo dieſem, wofern er nicht Luſt haben ſollte, ſich in das Erkenntniß zu fügen, den Daumen auf dem Auge halten kann.

---

*) Man leſe Pütters hiſtoriſche Entwickelung — III B. S. 240.

Jedem Verſchwender — auf Koſten Anderer — geben die Geſetze, ſobald man klagbar über ihn einkömmt, einen Vormund; und dieſemnach hätte die Anſtalt mit der kaiſerlichen Commiſſion eigentlich nichts böſes; ja, als höhere Vormundſchaft ſowohl für den Schuldner, als deſſen Gläubiger, wäre ſie eine recht gute Sache, die man loben könnte, wenn es nur regelmäßig und rechtlich dabey zuginge. Aber — es iſt beynahe noch keine Commiſſion geſchickt worden, wobey man nicht über allerhand Misbräuche und Eingriffe hätte klagen müſſen.

Der Graf **Kolb** von **Wartenberg** mußte ſchon vor dreißig Jahren eine Commiſſion über ſich ergehen laſſen, und nachdem man dieſe geändert hatte, fand es ſich, daß **jährlich** mehr als 3000 Gulden von den Commiſſarien waren unterſchlagen worden. — Das große Gau-erbliche Dorf **Schornheim** hatte vor vierzig Jahren auch eine kaiſerliche Commiſſion wegen der Gemeinde-Allimente: die Herren Commiſſarien blieben, bis alle Allimente verzehrt waren, und gingen dann ab, ohne die Streitſache ausgemacht zu haben. Dieſes war damals auch nicht mehr nöthig: denn wo nichts iſt, hat der Kaiſer ohnehin ſein Recht verloren!

Der eigentliche Commiſſarius iſt allemal ein Reichsſtand; und kann alſo, wegen eigener Regierungsgeſchäfte, die Geſchäfte der Commiſſion nicht auch noch ſelbſt beſorgen. Er ernennt daher eine neue Commiſſion, welche dann eine ſubdelegirte Adminiſtrations-Commiſſion genannt wird. Die ſubdelegirten Commiſſarien ſind größtentheils — von Adel; und da die Führung ſolcher Geſchäfte immer ſehr einträglich iſt: ſo überträgt ſie der Commiſſarius ſeinen Günſtlingen, die dann ihre Sekretärs halten, durch deren Hände die Geſchäfte gehen, aber ſo, daß ſie ſelbſt nie dabey zu kurz reichen. Es iſt daher kein Wunder, daß die Commiſſionen immer in die Länge gezogen werden, und daß ſie an machen kleinen Höfen lange genug exiſtirt haben, ohne daß auch nur für einen Pfennig Schuld wäre bezahlt werden.

Ob eine Verfaſſung, bey welcher ſolche Unordnungen und ſolche willkührliche Ungerechtigkeiten nicht nur möglich ſind, ſondern ſelbſt häufig und ohne Scheu getrieben werden, auf viel Empfehlens rechnen könne, mögen Andere entſcheiden. Ich wenigſtens kann eine Verfaſſung nicht loben, die ſoviel Schlupfwinkel und ſo arg durchlöchertes Flickwerk hat, daß es Untergebenen keine Schwierigkeit macht, die von Oben herab vorgeſchriebenen Mittel zur Gerechtigkeit in Mittel zu neuer Ungerechtigkeit umzuſchaffen. Es iſt wirklich ſehr ſchlimm, daß es auch hier, und vorzüglich hier, wie man gleich näher ſehen wird, noch immer bey Juvenalis Frage ſein Bewenden hat:

— — — Sed quis cuſtodiet ipſos
Cuſtodes?

Die kaiſerlichen Commiſſionen ſind theils blos Finanz-Comiſſionen, das heißt, ſie beſchäftigen ſich nur mit den ſtändigen Einkünften des Commiſſionaten; beſorgen mit deſſen Kammerräthen, und Rechnungsbedienten, die ſie in kaiſerliche Pflicht nehmen, die Einnahme und Ausgabe des Beklagten, aber ohne ſich in die Regierung zu miſchen; oder ſie verſehen zugleich auch das Juſtiz- und Regierungsweſen.

Im erſten Fall ſind die Unterthanen ſehr übel daran: denn alle Gefälle, die ſonſt gewöhnlich waren, müſſen an die Commiſſion entrichtet werden. Da aber die Strafgelder dem Commiſſionirten anheim fallen, oder bleiben: ſo macht ſich dieſer, um außer ſeinem angewieſenen Auskommen noch etwas mehr für ſich zu haben, hundert Gelegenheiten, ſeine Unterthanen durch Strafen auszumärkeln. So ein Weſen herrſchte in der Grafſchaft Wartenberg, wo, während der Commiſſion, die gräflichen Unterthanen oft geſtraft wurden, ohne zu wiſſen, warum. Außerdem erfinden die Herren noch allerhand Mittel, ſich Geld nebenher zu verſchaffen, ſo ungerecht dieß immer geſchehen mag. Auf dieſe Art werden die Aemter für Geld verkauft: für Geld werden Privilegien ertheilt: für Geld hat der Verbrecher freyen Spielraum, u. ſ. w. Wie ſehr aber durch all das Unweſen der Wohlſtand und die Sittlichkeit untergraben werde, bedarf keiner Erörterung.

Lucri odor bonus eſt ex re qualibet, ſoll zwar Veſpaſianus ehemals geſagt haben, und ich will die Veranlaſſung dazu auch nicht leugnen, ob es mir gleich etwas ſpaniſch vorkömmt, daß ein Mann, der auf ſeine perſönliche Ehre ſehr eiferſüchtig war, ſich bis dahin ſollte erniedriget haben, ſogar von geheimen Gemächern Abgaben zu fodern: wenn's aber dennoch wahr wäre, ſo that er's, um den öffentlichen Schatz zu Beſtreitung öffentlicher Abgaben anzufüllen, und nicht, um ſeinen eignen Beutel für Heldenſchaften im Felde oder auf Dunen damit auszuſpicken. Ganz anders verhält es ſich mit den Geldſtrafen und andern preſſenden Auflagen, welche die erwähnten Herren, nebſt andern, zu fodern pflegen. Aber nunc vere aurea ſaecula ſunt, rief ſchon Propertius: und ſo geſchieht unter der Sonne ſelten etwas neues!

Seltner iſt der Fall, daß die kaiſerliche Commiſſion auch zugleich die Regierung erhält; und in dieſem Fall haben die Unterthanen des Eingeſperrten oder des Entſezten einen eignen neuen Regenten am Commiſſarius. Dieß war, wie wir bald ſehen werden, der Fall in der Rheingrafſchaft Grehweiler, nachdem Kaiſer Joſeph der Zweyte, den Rheingrafen Carl Magnus zur zehnjährigen Gefangenſchaft verdammt hatte.

Ich habe vorher geſagt, daß der Fürſt von Naſſau-Weilburg die Commiſſion für Grehweiler angenommen habe. Als regierender Herr, konnte er ſich mit der Ausführung derſelben nicht ſelbſt abgeben, und ernannte ſtatt Seiner einen gewiſſen Herrn von Botsheim, deſſen

Schimpfname **Buckelorum** hieß, und den Bruder des berühmten Staatsgelehrten **Mosers** zu ſeinen Subdelegirten. Der Sekretär derſelben war ein gewiſſer **Schloſſer**.

Dieſe untergeordneten Commiſſarien fingen ihr Geſchäft raſch damit an, daß ſie die Beamten des Grafen, welche der Hofrath **Kremer** und Hofrath **Vulpius** beym Reichsgerichte als Schurken verklagt hatten, ergreifen und einſtecken ließen.

Häfner war frühzeitig von jemanden gewarnt worden, packte alſo ſeine beſten Sachen an Silberzeug und an Koſtbarkeiten ſeiner Frau heimlich ein, borgte in aller Eile noch eine Summe von 1600 Gulden in Creuznach auf ſeine Aecker, und ſchlich unangefochten von dannen. Man ſchickte ihm zwar Steckbriefe nach, aber ohne Erfolg. Er iſt hernach in Holland geſehen worden, von wo aus er ſich nach Amerika begeben hat. Er war ein durchtriebener Schurke, und hat, als ſolcher, ſein Auskommen in einer fremden Weltgegend ohne Zweifel auf dieſe oder jene Art gefunden.

Seine Frau glaubte, daß man ihr nichts anhaben würde, und blieb zu Wendelsheim.

Aber auch ſie wurde eingezogen und unter lautem Jubel des gemeinen Haufens nach Grehweiler abgeführt und eingeſteckt. Hier ſaß ſie über Jahr und Tag, wurde an die funfzigmal verhört und endlich — losgelaſſen, nachdem ihre Habſeligkeit beynahe ganz verſpendiret war. — Unrecht gedeihet ſelten!

Da ſie noch immer hübſch war, und die Herren Geiſtliche in der Pfalz eben nicht ſehr delikat ſind; auch Chriſtus ſich der Magdalene annahm, ſo eine berufene Sünderin ſie auch war: ſo ſezte ſich ein reformirter Prediger über alle Convenienz hinaus, verliebte ſich in ſie, und nahm, nachdem ſie von Häfner, der ſie verlaſſen hatte, geſchieden war, ſie zur Frau. Eine Dame alſo, welche den Schaffner Schutz, den Oberſchulzen Häfner, den Rheingrafen Carl Magnus, den Notarius Stutz, und wer weiß, wie viel Männer mehr, heimlich und öffentlich erprobt hatte, ward noch die Gemalin eines Pfälzer Predigers! Vorher war ſie nie Mutter geworden; aber ihrem geiſtlichen Ehe-Herrn gebahr ſie zwey Kinder — zum Beweiſe, daß Mätreſſen-Kniff, und Pfaffen-Energie — : doch was kümmerts mich!

Der Breckenfeld und Arnoldi ſuchten bey guter Zeit ihr Heil in der Flucht, aber wohin — das blieb ein Räthſel. Vom Herrn Braun kömmt weiterhin noch etwas Eigenes.

Der Kammerrath Schad wurde ergriffen und ſo lange feſtgehalten, bis all ſein Hab und Gut zerſplittert war. Nachher bettelte er in der Gegend herum, und zuweilen vor den Thüren deren, die er ehedem aufs ſchändlichſte geneckt und betrogen hatte. Seine Aufnahme läßt ſich denken: indeß einem jeden das Seine!

Aber Viele — wie man das der urſprünglichen Einrichtung der menſchlichen Natur zum Ruhme laſſen muß, — erbarmten ſich Seiner, entweder weil ſeine Gefangenſchaft und der Verluſt ſeines Vermögens ſeine Feinde verſöhnt hatte, oder weil er ihnen zum Maaßſtabe ihres glücklichern Abſtandes gegen ihn in ſeiner Erniedrigung, oder endlich, weil der wirklich Unglückliche eine res ſacra iſt, bey deren Anblick die politiſche Denkkunſt ins Stecken geräth, und blos die liebe gute Natur ſich regt, und denen Gutes zu thun antreibt, die deſſen augenſcheinlich bedürftig ſind. Chriſti edler Rath über die Behandlung unſerer Feinde wirkte bey Manchem wohl auch nicht weniger.

Die übrigen Civilbedienten des Grafen wurden von der Commiſſion in ihren Aemtern beſtätiget; und wer am tollſten hofiren konnte, erwarb die Gunſt der Commiſſarien am höchſten. Beſonders hatte ein gewiſſer Mosjöh **Fabel**, ein über allen Glauben elender Menſch, das Glück, — Einige ſprachen ſtark davon, daß nicht er, ſondern ſeine ſchöne Frau dieſes Glück begründet habe — daß ihn die Commiſſarien zum Kammerrath ernannten, und daß er das ganze Ländchen mehr regierte, als ſelbſt die Commiſſion. Der Amtmann **Schröter** hingegen, ein Mann von vielen Kenntniſſen und von unerſchütterlicher Ehrlichkeit, der zum Hofiren zu groß war, misfiel den Commiſſarien, weil er nicht alles billigte, was die Herren wollten, und wurde daher, zwar nicht unmittelbar von ihnen, aber doch mittelbar durch den Kammerrath **Fabel** und den Oberſchulzen **Heinz** jämmerlich geneckt und hintangeſezt.

Zu Anfange reſidirte die kaiſerliche Commiſſion zu Grehweiler, zog aber mit der Zeit, weil ſie es zu läſtig fand, die Adminiſtration des

Landes im Lande ſelbſt zu führen, nach Kirchheim, wo der Fürſt von Naſſau-Weilburg ſeinen Hof hielt, und ließen ihre Grehweiler Creaturen die Commiſſionsſachen einleiten, welche ſie hernach zu Kirchheim mit Machtſprüchen entſchieden.

Als der Graf ſelbſt noch regierte, durfte man gegen ihn mehr reden, und ſeine Handlungen lauter und öffentlicher tadeln, als man zur Zeit der Adminiſtration von der Commiſſion nur muckſen durfte. Es fällt mir hier ein Beiſpiel ein, welches ich nicht übergehen mag.

Der Schulmeiſter Müller zu Oberſaulheim war vor Alter genöthiget worden, ſich einen Gehülfen, Namens Knoch, anzunehmen, und gab ihm ſeine Tochter zur Frau. Das Conſiſtorium zu Grehweiler hatte längſt vorher dem Knoch die Nachfolge im Schulamte zugeſichert, wenn Müller dereinſt ſterben würde. Auch hatte Knoch alle Schul-Verrichtungen ſchon ſeit achtzehn Jahren treu verſehen. Aber Knoch war ein Mann, der nicht ſchweigen konnte, machte alſo allerhand kritiſche Bemerkungen über das Verfahren der Commiſſion in dieſem und jenem Punkte. Die Herren erſuhren dieß, erboßten mächtig, und ſuchten ſich zu rächen.

Dazu fand ſich die Gelegenheit, als der alte Müller geſtorben war: denn nun wurde der Schulz zu Oberſaulheim angewieſen, einige Bauern aufzuwiegeln, daß ſie ſich beſchweren mögten: Knoch habe ihren Kindern nichts beygebracht, ſey folglich ein ſchlechter Schulmeiſter, den man unmöglich länger im Amte dulden könnte. Knoch bewies zwar hinlänglich, daß die Kinder dieſer Leute ſelten zur Schule gekommen wären, folglich nichts hätten lernen können. Aber es half einmal nichts; er wurde abgewieſen und mit ſechs Kindern von Amt und Brod getrieben.

Die Commiſſion ſezte zwar einen braven brauchbaren Mann nach Oberſaulheim als Schulmeiſter: allein ihr Verfahren gegen Knoch war höchſt rachſüchtig, und hat ihr wenig Ehre gemacht. Noch vor einigen Jahren lief Knoch im Lande herum, und machte, weil er nicht betteln wollte, auch keine Einkünfte hatte, den Heuraths-mäckler, und hielt eine genaue Liſte von allen ehbaren Junggeſellen und Jungfern auf zehn Meilen in der Runde.

Aber von dem Verfahren der ſubdelegirten Commiſſion zu Grebweiler habe ich noch einiges in der Folge zu ſagen. Jezt alſo etwas anders, worauf der Leſer vielleicht ſchon gewartet hat.

Siebzehntes Kapitel.

Tragi-komiſches Ende des Grafen Ludwigs.

Graf **Ludwig** war eben ſo, wie ſein Bruder, wegen ſeiner vielen Schulden und des dabey geſpielten häufigen Betrugs angeklagt worden, und der Kaiſer hatte auch gegen ihn die Commiſſion erkannt, welche aber eben dieſelbe ſeyn ſollte, die für ſeinen Bruder beſtimmt war. Indeſſen da viel mala fides dem Grafen **Ludwig** zur Laſt fiel: ſo riethen ihm ſachkundige Leute, je eher je lieber wegzugehen und von neuem franzöſiſche Dienſte anzutreten. Dieſe hätten ihm gewiß nicht entſtanden, da er ſich ehedem immer als ein beherzter Offizier gezeigt hatte. Auch würden die Franzoſen, wofern einige Schuldner nicht ausdrücklich darauf gedrungen hätten, es ignorirt haben, daß einer ihrer Marèchaux de Camp in

Deutſchland Schulden hätte, und durch welche Adels-Streiche ſie entſtanden wären.

Graf Ludwig ſtand auch auf dem Punkt, abzufahren, als ein gewiſſer Ebentheurer, mein Namens-Verwandter, in jene Gegend kam, der dem ganzen Dinge eine andere Wendung gab. Dieſer Herumſtreicher machte mit dem Herrn Braun Bekanntſchaft, und erfuhr durch ihn, daß Graf Ludwig ſich anſchicke, Deutſchland zu verlaſſen. Wie er dieß hörte, beſann er ſich einen Augenblick, und fragte dann: ob ſich die Abfahrt nicht noch ſechs Wochen verſchieben laſſe? Als Braun dieſes bejahte, bath er ihn um die Gefälligkeit, ihn bey dem Grafen Ludwig einzuführen. Das geſchah, und der Ebentheurer machte dem Bedrängten ſo viel Dunſt vor, daß er ihm ſchon die Erlaubniß gab, nach Gutdünken zu ſeinem Vortheil zu handeln.

Der Plan des Ebentheurers beſtand in Folgendem. Er war vorzeiten ſelbſt, nach mannigfaltigem Herumirren, in die Oberlauſitz gekommen, und hatte da einen gewiſſen, ſehr reichen Advokaten, Buder zu Obergurken bey Bautzen, kennen lernen. Dieſer Buder war ein arger Geizhals, und eben deßwegen ließ er ſich von dem Ebentheurer durch reichhaltiges Verſprechen hinters Licht führen, und gab ihm Geld über Geld, um allerhand Projekte mit ihm auszuführen.

Eins dieſer Projekte war die Heurath eines gewiſſen Fräuleins mit dem Regierungs-Rath von M — — aus dem Darmſtädtiſchen. Man muß wiſſen, daß der Ebentheurer ein geborner Darmſtädter, und ſonſt noch in ganz Deutſchland bekannt war. Herr von M — — hatte Vermögen, und das Fräulein ein hübſches Gut, welches aber dem Advokaten Buder, wegen des darauf vorgeſchoßnen Geldes, beynahe ganz eigen war. Budern war mit dem Gute nicht gedient, und wünſchte lieber ſein Geld zurück zu haben. Um ihm dieſes zu verſchaffen, ging der Plan des Ebentheurers dahin, daß Herr von M — — das Fräulein heurathen, dann das Gut frey machen und ſo den Advocaten befriedigen ſollte.

Als er aber ins Darmſtädtiſche zurück kam, hatte der Regierungs-Rath unter der Hand ſelbſt eine Bekanntſchaft gemacht, wovon er ſich größern Vortheil verſprach, und dieß machte, daß ihm der Plan des Ebentheurers nicht mehr anſtand. Dieß ärgerte ihn ſehr, und noch mehr, daß Herr von M — — ihm die Reiſekoſten nicht erſetzen wollte. Er ſchimpfte daher fürchterlich auf die Cavaliers-Parole, und ſchwor hoch und theuer, daß er ſich rächen würde. Doch er vergaß dieß, indem ſich eine neue Gelegenheit anboth, ſein Projekt dennoch auszuführen.

Da ſich Gleich und Gleich gern geſellet, ſo gerieth der Ebentheurer leicht in die Bekanntſchaft des Herrn **Braun**; und dieſem entdeckte er, bey einem Glaſe Wein, die Urſache ſeiner Zurückreiſe aus der Lauſitz, aber auch deren Erfolg. **Braun** dachte einige Minuten darüber nach, und rief dann: Grenaten-Wetter, wenn das nicht was für meinen **Lutz** wäre! Der Ebentheurer ließ ſich das Ding näher erklären; und ſchon den andern Tag wurde dem Grafen der Heuraths-Vorſchlag kund gethan.

Man kann leicht denken, wie ſehr ihm dieſer behagt habe, indem er gleichſam eine gewiſſe Rettung dadurch vor ſich ſah, und ſchon wie gewiß erwartete: denn der Ebentheurer hatte nicht ſchlecht aufgeſchnitten von dem Reichthume des Fräuleins, von deren großem und einträglichem Gute, von ihrer Freude, wie er zum voraus verſichern könnte, über die Verbindung mit einem Herrn, wie Seine Excellenz wären, und was des überraſchenden Blendwerks mehr war. Dieß war für Lutzen ſchon genug: denn Lutz brauchte ja nur Geld; und was alles Uebrige betraf, ſo war ſeine Delikateſſe eben nicht weit her. Hier iſt ein wahrlich nicht erdichtetes Geſpräch zwiſchen ihm und dem Landſtörger. *)

Ebentheurer: Aber, Ihr' Excellenz, auf Ehre: Fräulein Scharlotte iſt ſchön wie'n Engel!

Lutz: Wenn's nur in der Kaſſe richtig iſt: dann mag ſie meinetwegen garſtig ſeyn, wie der Teufel und ſeine Großmutter!

Ebentheurer: Aber, es iſt doch beſſer, Herr Graf, man hat was Hübſches, als was Garſtiges!

Lutz: Mir iſt das alles eins: Geld iſt die Löſung! Meynen ſie denn, ich ſey noch ein Geck, wie ein Kerl von achtzehn Jahren? Ich halte auf Realitäten.

---

*) Landſtörger iſt ein gutes deutſches Wort, welches billig wieder in Umlauf kommen ſollte.

Ebentheurer: Ganz recht, Ihr' Excellenz: erſt Geld, dann Tugend!

Lutz: Tauſend Element, Tugend! Geld, ſage ich, iſt die Löſung! Was geht's mich an, ob meine Frau tugendhaft iſt, oder nicht: das iſt ein Accidens für den Beichtſtuhl; Geld — für Küch' und Keller! —

Da Graf **Lutz** ſo indelicat und abgeſtumpft ſich äußerte, ſo fanden ſich freilich manche Schwierigkeiten nicht, die ſich ſonſt zu finden pflegen bey Anträgen von der erwähnten Art. Aber da nur Geld die Löſung des Grafen ausmachte, und zwar die einzige; und da Fräulein **Charlotte** von dieſer Löſung gänzlich entblößt war: ſo hätt' jeder Andere, nach einer ſolchen Aeußerung, wenigſtens eingelenkt; aber unſer Landſtörger that das nicht, und verfolgte ſeinen Plan unbekümmert weiter.

Er ſchrieb an den Advokaten **Buder**, machte dieſem ein Langes und ein Breites vor von des Grafen Reichthum und den großen Vortheilen, welche daraus zu ſchöpfen ſeyn würden, und foderte ihn gar auf, die Heurath ſchon einzuzuleiten, aber auch nur noch einige Zeit ſeine Foderung aufzuſchieben: denn er ſollte ſehen, es würde alles beßer gehen, als er es erwartete.

Auch ſchrieb er an Fräulein Charlotte, machte dieſer ein häßliches Bild von dem Herrn von M — —, und empfahl den Rheingrafen Ludwig. Da nun das liebe Frauenzimmer nach Titel, Ahnen und dergleichen gewöhnlich mehr fragt, als nach allem Uebrigen: ſo mußte der Herr Graf ihr allerdings beſſer anſtehen, als ein bloßer Edelmann, zumal, da der Herr Graf noch obendrein ein Stück von General war. Das ſchöne Geſchlecht iſt nämlich — ſo widerſinnig es auch klingen mag, denen nach Kunſt vorzüglich gewogen zu ſeyn, deren Gewerbe es nach der Natur haſſen ſollte, wofern man nicht behaupten will, daß Herrſchen und Grauſam-ſeyn einen Grundzug in der ſinnlichen Natur des Weibes ausmache — den Soldaten weit mehr gewogen, als der Dienerſchaft irgend eines andern Standes — einmal wegen der kleinlichen Genauigkeit im peinlichen Anzuge, die mehr Sache der Weiber als des Mannes iſt; und dann wegen der maſſiven Soldaten-Moral, die kein Freund von langem Schmachten iſt, was nach der Oper: der Doctor und der Apotheker, auch von dem meiſten Frauenzimmer gelten ſoll. Da obendrein durch den Beyſtand und den Vorſchub des Ebentheurers von beyden Seiten gar arg bramarbaſirt wurde, und man goldene Berge vormahlte: ſo kam die Heurathsgeſchichte bald aufs reine, und dieß um ſo eher, da Fräulein Charlotte keine nahen Anverwandten mehr hatte, welche ihr hätten befehlen können, ſo oder anders zu handeln.

Der Ebentheurer beredete endlich ſeinen Bruder, einen Landgeiſtlichen, dem Grafen Ludwig Reiſegeld vorzuſchießen: und nun ging der Zug nach der Lauſitz zu. Von Bedienten wurde weiter nichts mitgenommen, als ein Lakay und dann der würdige Herr Braun, welcher den Charakter eines Sekretärs annahm. Aber ſchon in Gotha war das Geld alle: denn Lutz und ſeine Begleiter ließen draufgehen, was da konnte, und man mußte zuſehen, woher wieder Vorſchuß kommen ſollte. Dieß war in einer Gegend, wo man das Unweſen der Reiſenden nicht kannte, und wo des Grafen Titel und Stand ſchon die halbe Bürgſchaft ausmachte, eben nicht ſchwer. Sie behalfen ſich nur bis auf Leipzig, und hier war ihre Verlegenheit gehoben, indem ſie hier abermals eine derbe Summe aufnahmen, womit ſie denn endlich im Jahre 1771 in der Lauſitz ankamen.

Der Graf logirte ſofort bey dem Advokaten Buder, der ihm alles, weſſen es bedurfte, in aller Zuverſicht vorſtreckte: und in kurzer Zeit war der Herr Bräutigam mit ſeiner Charlotte vermählt.

Aber nicht lange, da ſahen beyde mehr als zu gut, daß ſie von beyden Seiten tüchtig betrogen waren der Graf hatte nichts, und das Gut ſeiner Gemalin war verſchuldet. Daß ihre Ehe alſo höchſt unzufrieden müſſe geweſen ſeyn, verſteht ſich von ſelbſt. Die thätliche Abneigung gegen einander, wie gegen den Kuppler, vorzüglich von Seiten der Charlotte, läßt ſich auch ohne etwas weiteres errathen.

Der Graf erhielt einige Gelder theils aus Frankreich, theils von ſeinem Vetter, dem Grafen von Grumbach, jenem, welcher hernach im Holländiſchen Kriege unter dem Namen, Graf Salm, ſo berühmt und berüchtigt geworden iſt. Dadurch wurde er in den Stand geſezt, getrennt von ſeiner Gemalin ſich hinzubringen;

und ſo lebte er denn bald hier, bald da herum, verſöhnte ſich dann und wann mit ſeiner Ehehälfte; aber meiſt, um ſich von ihr bald wieder zu trennen. Es war überhaupt eine komiſche Wirthſchaft, wie man dieß von ſelbſt einſehen wird. Um ſich auf ſeine Art einen Zeitvertreib zu verſchaffen, machte er den Liebhaber bey der Tochter des Ebentheurers: und es erſchien mit der Zeit ein lebendiger Zeuge von der Innigkeit ſeines Umgangs mit derſelben.

Aus Aerger und Mismuth legte er ſich endlich aufs Brandteweinſaufen; und da ſein ganzes Leben voll Strapatzen geweſen war, beſonders ſeit ſeiner Zurückkunft aus Frankreich, an dem Hofe ſeines Bruders: ſo zerrüttete er ſeine Geſundheit in dem Grade, daß er ſich eine Krankheit zuzog, woran er im Jahre 1775 jämmerlich geſtorben iſt.

Auch er erfuhr es alſo, daß eben diejenigen, welche das Privilegium zu haben wähnen, ſich von allen Geſetzen loszuzählen, eben dadurch jenem Geſetze deſto eher gehorchen müſſen, welches dem Grafen, wie dem Ebentheurer, dem König wie dem Bettler unausweichbar vorſchreibt: Was du ſäeſt, das wirſt du erndten.

Kaum war Graf Ludwig aus der Pfalz abgereiſet, als die kaiſerliche Commiſſion bekannt machte, daß ſie vom Reichs-Oberhaupt Befehl habe, ihn auch fiskaliſch vorzunehmen. Sie foderte ihn auch wirklich auf, ſich zu ſtellen, aber wer ſich nicht ſtellte, war Graf Ludwig. Hätte er ſich geſtellt: ſo würde man ihn eben ſo behandelt haben, wie man nachher ſeinen Bruder, den Carl Magnus, behandelt hat.

Nach ſeinem Abſterben foderte, die verlaßne Charlotte, als deſſen rechtmäßige Wittwe, von der kaiſerlichen Commiſſion ihren Wittwengehalt, bekam aber nichts, weil — wie man zurückſchrieb — der Graf ſich erſt geehlicht habe, nachdem er ſchon wegen vieler Verbrechen angeklagt geweſen wäre; folglich als Solcher damals nicht mehr das Recht gehabt hätte, ſeine Perſon an jemanden hinzugeben, folglich auch nicht, zu heurathen. — Ob dieſe Antwort ein gültiger Rechtsgrund geweſen ſey, Ludwigs Wittwe abzuweiſen, mögen andere entſcheiden.

Der ſaubere Herr Braun konnte nach ſeines Herrn Tode fernerhin in der Lauſitz nicht mehr beſtehen; und da er den erwähnten Ebentheurer mehr als einmal beleidiget hatte, und von dieſem übel zugerichtet worden war: ſo verfügte er ſich ganz in der Stille wieder in die Pfalz. Seine Frau hatte, während ſeiner Abweſenheit, ſich mit einem liederlichen Burſchen eingelaſſen, und von dieſem ihren Unterhalt gezogen. Braun ſezte ſich über dieſen Punkt ganz nachgiebig hinaus, wie alle, welche über Ehre und Schande ſolider denken wollen, als es die Convenienz ſonſt mit ſich bringt. Weil er indeß nichts mehr hatte, und das Arbeiten ihn gar nicht behagen wollte: ſo wanderte er in der Gegend herum fechten und ſchnurren, ging bethiſch, trug Gevatter- und Liebesbriefe, und erzählte in den Schenken ſeine Ebentheuer für ein Glas Wein oder Bier. Endlich ſtarb er in den mißlichſten Umſtänden ums Jahr 1781; und wer von ihm jezt noch ſpricht, ſezt gewöhnlich hinzu: Es war doch ein Hauptſpitzbub' der Braun! Aber, was hat es ihm geholfen! Ende ſchlimm, Alles ſchlimm!

Der Kammerdiener des Grafen Ludwigs, Signor Rohard, nahm ſeinem Abſchied, als es mit ſeinem Herrn ſchief ausfiel, und richtete ſich ein, wie man ſchon weiß.

Der Ebentheurer, welcher den Grafen nach der Lauſitz gelockt hatte, lebt noch, wie ich nicht anders weiß, bis auf den heutigen Tag, und, wie ich höre, in guten Umſtänden. Vielleicht ſchildere ich ihn dereinſt ausführlich. Heute, gerade da ich dieſes ſchreibe, meldet mir ſein Sohn in einem Briefe, daß er im Jahre 1788 in Frankreich, und ſchon vorher in Barbados und London geweſen ſey, jezt aber auf der öſtlichen Gränze von Deutſchland den Hofmeiſter mache. Er iſt alſo, da der Apfel nicht weit von ſeinem Stamm fällt, auch ſo ein Stück von Ebentheurer; und dieſe werden, wie die Heiligen Gottes, gar wunderlich geführt. Meine eigene Lebensgeſchichte zeigt es augenſcheinlich.

Die Schuldner des Grafen Ludwigs ſind alle nicht bezahlt worden, nach dem Schulſpruch? Aus nichts wird nicht: Man kann alſo leicht denken, in welchem Segen ſein Andenken noch lange bleiben wird, und wie rühmlich man von ihm noch ſprechen mag!

Achtzehntes Kapitel.

Nobles Benehmen der Commiſſion. Das Ungewitter bricht über Carl Magnus vollends los.

Die Commiſſion fing ihre Proceduren gegen den Grafen damit an, daß ſie alles, was ſein war, in Beſchlag nahm und nach und nach verkaufte. Da aber die Gemalin des Grafen auch viel Geräthe, Koſtbarkeiten und dergleichen eigen hatte, und man ihr alles das ließe, wovon ſie verſicherte, daß es ihre ſey: ſo verſicherte ſie dieß bey allem, was ihr anſtand; und ſo behielt ſie das Beſte.

Die ſchöne Orangerie zu Grehweiler, die Geräthſchaften der Fabriken, die man, ſo gut eingerichtet und ſo ergiebig ſie auch waren, zum Beſten des Grafen und der Creditoren nicht fortſetzen ließ; die Mobilien des Schloſſes, die Tapeten, die zwar kleine, aber ausgeſuchte Bibliothek; die Pferde, Kutſchen und alle andere Dinge, welche dem Grafen zugehörten, wurden ſo verſchleudert, daß alle Kenner verſicherten: es ſey nicht der funfzigſte Theil des Werthes herausgekommen. Man bedenke nur, daß man die Orangerie, deren wichtigſter Beſtandtheil warme Pflege erfoderte, mitten im Winter öffentlich verkaufen ließ! Und nun noch, wie? Einen geſunden Citronen- oder Granaten-Baum konnte man für fünf bis ſechs Batzen haben!

Ein überaus vollſtändiger Atlas von mehr als 20,000 Stück Karten, wurde für ſechs Gulden verkauft! Die ſchönſten Kupferſtiche, wovon der Graf eine große und prächtige Sammlung hatte, ſind für ein Spottgeld hingegeben, und eine ungeheure Menge Muſikalien und Inſtrumente beynahe weggeworfen worden. Man hat zwar der Commiſſion, wie ſie es verdiente, darüber Vorwürfe gemacht; aber ſie hatte ja den Befehl, die Effecten des Grafen an den Meiſtbiethenden gegen gleich baare Zahlung loszuſchlagen! Wenn ſie alſo auch die ſchicklichſte Zeit zu dieſem Verkaufe nicht abwartete, oder nicht ſolche Anſtalten vorher dazu traf, daß das Publikum weit und breit dafür intereſſirt, und dadurch der größere Vortheil des Grafen und deſſen Creditoren vorbereitet und nachher befördert wurde;

ſo hatte ſie doch den aufgetragenen Befehl nicht übertreten; und das iſt in ſolchen Miethlingsfällen ja ſo Mode!

Der Graf erhielt von der Commiſſion den Befehl, ſich aus ſeinem Wohnorte nicht zu entfernen, weil man ſeiner Gegenwart bey dem Verhöre nöthig hätte. — Ueber dieſe Zumuthung ſtuzten einſichtige Männer, und riethen dem Grafen, ſich heimlich davon zu machen, wenn ihm anders ſeine Freyheit lieb wäre. Aber Carl Magnus konnte ſich gar nicht vorſtellen, daß man ihm, als einem Sitz- und Stimm-fähigen Reichsſtand, ſeine Freyheit rauben würde. Um indeß doch nicht aufs Gerathewohl hinzuleben, fragte er den Commiſſarius, den Herrn von Botzheim: ob er für ſeine Perſon Gefahr laufe? Und dieſer gab ihm natürlich zur Antwort: daß er ganz und gar nichts zu befürchten habe: er ſolle ſich nur ganz ruhig verhalten und da bleiben. Auf dieſe Verſicherung blieb Carl Magnus in ſeinem Schloſſe, und hoffte auf beſſere Zeiten.

Sein Einfluß auf die Regierung hatte ſchon längſt aufgehört, doch ſchmeichelte er ſich immer noch, daß nach vollendeter Unterſuchung, dieſer wieder hergeſtellt werden würde. Er verlangte daher, daß die Commiſſion, oder vielmehr die Beamten zu Grehweiler, ihm Rechenſchaft von allen Befehlen, Verordnungen und Anſtalten geben ſollten, welche in der Grafſchaft erfolgen würden, oder ohne ſein Zuthun ſchon getroffen wären. Der Amtmann Schröter, welcher dieſes für ſehr erlaubt und billig hielt, that es, aber ſobald die Commiſſarien das erfuhren, ſo nannten ſie es eine ſträfliche Willfährigkeit, und gaben ihm einen derben Verweis. Man merket die Urſache leicht, warum es den Commiſſarien unlieb ſeyn mußte, daß der Graf von ihrer Haushaltung genaue Nachricht haben wollte: es ging bey ihrer Verwaltung ſehr anomaliſch zu; und darum ließen ſie ſich nicht gern die Karte überſehen.

Die Sache des Grafen wurde nach eingezogenem Verhöre über den Grafen und nach deſſen Eingeſtändniß, am Reichshofrathe zu Wien endlich näher unterſucht; und da ſie ſchon, wie man weiß, zu Wetzlar zum Vortheil der Unterthanen, welche ihre Namen unter die bald richtigen, bald falſchen Hypothelen geſchrieben hatten, recht erwünſcht eingeleitet war: ſo wurde beſchloſſen, daß die gräflichen Unterthanen nicht verbunden wären, für ihren Herrn zu bezahlen, und daß dieſer allein für den Riß ſtehen ſollte. Eben dieſes hatte ſchon vorher die Kammer zu Wetzlar entſchieden. Doch davon handelte ich ſchon oben.

Obgleich der Rheingraf ſeine Verbrechen im Verhöre ſelbſt eingeſtanden hatte, und darum das Urtheil des Reichshofraths für billig hielt: ſo konnte er doch nicht für billig halten, daß man ihm die Regierung genommen und obendrein, wie er nach ſeiner Verwöhnung meynte, ſo wenig zum Unterhalt angewieſen hatte. Er bekam nämlich für ſeine Perſon jährlich nur 3600 Gulden Rheiniſch, ſeine Gemalin 1800, und die beyden jungen Gräfinnen, jede 1000; die ganze Familie alſo 7400 Gulden: eine Summe, welche manche gräfliche Familie in und außer Deutſchland nicht immer zu verzehren hat. Er nahm alſo einen Advokaten an, und führte durch dieſen ſeine Beſchwerden darüber in einer Vorſtellung an den Kaiſer.

Aber auch der Kaiſer ſprach, wie der Reichshofrath, und ſo erfolgte die Erklärung: „Daß der Rheingraf **Carl Magnus**, wegen ſeiner während ſeiner Regierung begangnen Frevel und wegen offenbarer Falsorum hiemit der Regierung unfähig erklärt ſey, und daß auch deſſen Bruder **Ludwig**, im Fall des Ablebens des Rheingrafen, ſich aus eben ähnlichen Urſachen keine Hoffnung zur Succeſſion zu machen habe; daß aber übrigens der Kaiſer den Agnaten gar nicht präjudiciren wolle.“

Zwar iſt der Kaiſer nicht befugt, ohne vorhergehende Bewilligung der Kurfürſten, Fürſten und Stände, einen wirklich regierenden Reichsſtand, der ſeine landesherrliche Gewalt misbraucht, es durch eine höhere Macht fühlen zu laſſen, daß er nicht unabhängig ſey, oder ihn des Sitz- und Stimm-Rechts zu berauben, oder einzukerkern, oder gar der Regierung zu berauben: aber neuere Beyſpiele haben hinlänglich gezeigt, daß auch hier Jus und Factum noch immer ſehr verſchieden ſind. Denn noch im Jahre 1770 wurde auf bloße Entſcheidung des Kaiſers, nach einem Gutachten des Reichshofraths, der regierende Graf, **Friedrich** von

Leiningen-Guntersblum, wegen ſeines — „gemein-ärgerlichen und die Würde eines Reichsſtandes höchſt verunehrenden Betragens“ — gefänglich eingezogen. *) Eben dieß Schickſal erfuhr der Reichs-Erbtruchſeß, Graf Gebhard, Xaver von Wolfegg-Waldſee im Jahre 1778. Man findet dieß im II. Th. von Moſers Zuſätzen zu ſeinem neuen Staatsrecht, S. 460. Im nämlichen Jahre jagte man den D. Bahrdt, der ſelbſt nach den Reichsgeſetzen nur vor das Forum des Corporis Evangelicorum gehörte, aus den Gränzen des Reichs, jenen nämlich, in welchen man die Machtſprüche des Reichshofraths anerkennt und befolget.

Nimmt man zu dieſem das Urtheil über Carl Magnus und deſſen Bruder, ſo muß einem Zweyerley dabey einfallen: einmal, daß es höchſt gerecht war wegen der beſchriebenen groben Ungerechtigkeiten beyder Brüder; zum andern aber, daß es dennoch, da man es ohne Einſtimmung der übrigen Reichsſtände gefällt hatte, höchſt deſpotiſch und ungerecht war. Denn zur förmlichen Abſetzung eines Reichsſtandes

---

*) Dieſer Graf Friedrich ſtarb hernach den 22ten Sept. 1774, als der Lezte ſeines Stammes.

von ſeinen Rechten reicht der bloße Wille des Kaiſers nicht hin, troz ſeinem oberreichsrichterlichen Amte; und noch weniger hat der Reichshofrath das Recht, einen Reichsſtand für ſich allein zu richten. Dazu war allerdings, wie vorhin bemerkt iſt, die Zuſtimmung der übrigen Reichsſtände nöthig.

Allein geſetzwidrige Abweichungen von der angeführten Art ſind unter dem ſonſt vortrefflichen **Joſeph** II. mehr vorgefallen. Doch ich will eine fernere Unterſuchung darüber unſern Publiciſten anheimſtellen. Uebrigens litte hier Niemand für ſeine Perſon ganz unrecht; und ſo kann man das gerügte Verfahren noch immer etwas entſchuldigen. Eben darum ſagt auch wohl Hr. **Häberlin**: „Zu allen dieſen Vorfällen hat das Reich geſchwiegen, und ſo mögte daſſelbe dadurch wohl zu erkennen gegeben haben, daß es nicht glaube, der Kaiſer habe hierdurch geſetzwidrig gehandelt.“ *)

So viel **Carl Magnus** ſich auch noch beſtrebte, das über ihn einbrechende Gewitter von ſeinem Hauſe abzuleiten oder zu mildern, ſo fruchtlos that er es. Es drängte ſich immer mehr Gewitter-Stoff zuſammen, und dieß von weit und breit, und obendrein durch Leute, um welche er es am wenigſten verdient hatte. Diejenigen der Rheingräflichen Geiſtlichen, welche, als ſeine hofierenden Schmeichler, keinen Galla-Tag ſonſt ohne Glückwunſch, Aufwartung oder Carmen vorbeyließen, wurden, wie man weiß, gleich beym Eintritt der kaiſerlichen Commiſſion die ärgſten Feinde und Denuncianten des Grafen. Herrenſchneider, der Hofprediger, war vorzeiten, als Prorector am Gymnaſium zu Grünſtadt, des Commiſſarius von Botzheim Lehrer geweſen, und nahm ſich von daher die Freyheit, ſeinem ehemaligen Zögling, mit Rath und That an die Hand zu gehen, und ihm alles zu entdecken, was er nur wußte.

---

*) Handbuch des teutſchen Staatsrechts, II. B. S. 240.

Als hernach die Commiſſion anbefahl und im ganzen Lande bekannt machen ließ: daß jeder, der von der ungerechten Haushaltung des Grafen und deſſen Mithelfer etwas wüßte, ſich ungeſcheuet melden und es zur Klage bringen ſollte, ſezten dieſe Herren auf ihrem jährlichen Convente eine erzſcharfe Schrift auf, in welcher ſie des Grafen Regierung mit den häßlichſten Farben ſchilderten und vorzüglich den Zwang zur Unterſchrift falcher Obligationen heraushoben. Die meiſten von ihnen ſchmiegten ſich unter die Commiſſion weit ergebner, als ſie vorher den gehorſamen Diener des Grafen geſpielt hatten. Man weiß aus dem Vorhergehenden, warum! Ihre Klagſchrift iſt ſogar als ein Document an das Reichsgericht geſchickt worden.

Indeß nicht ſo willfährig nahm die Commiſſion andere Anfoderungen zur neuen Durchſicht vorher entſchiedner ungerechter Händel an; und darum war es vergebens, als mein Vater ſie auffoderte, die oben erörterte Sache des Auguſtin Schwab von neuem rechtlich durchzugehen, ſo ſehr er auch verſicherte, daß man auf grobe Ungerechtigkeit ſtoßen würde. Die Herren ſahen freilich ein, daß dabey für ſie, wie man zu ſagen pflegt, keine Seide zu ſpinnen ſeyn würde, und ſo war es natürlich, daß ſie die Reviſion in allen Gnaden abſchlugen.

So ein derber Donnerſchlag die vorhin erwähnte Sentenz für Carl Magnus geweſen war, ſo ließ ſich nach der immer mehr geſchärften Lage der Dinge immer vorausſehen, daß eine noch ärgere Demüthigung für ihn erfolgen würde. Sie erfolgte auch wirklich, als das von Joſeph II, den 21ten Jul. 1775, unterſchriebne Ultimatum ankam, des Inhalts: „Daß der Rheingraf wegen ſeiner groben Verbrechen die höchſte Strafe zwar verdient habe, daß aber der Kaiſer in Rückſicht ſeines alten und ehrwürdigen Hauſes die Strafe dahin mildern wolle, daß derſelbe wegen eingeſtandener ſchändlicher Betrügereyen, unverantwortlichen Misbrauchs der landesherrlichen Gewalt, und vielfältig begangener, befohlner und zugelaßner Fälſchungen zehn Jahre lang auf einer im Römiſchen Reiche gelegenen Feſtung in peinlichen Haften zu halten, der bisher genoſſenen Competenz gänzlich zu priviren und ſtatt derſelben ihm nichts als der höchſt nothwendige Unterhalt aus ſeiner Concursmaſſe abzureichen ſey." *) Beyher ſollte dieſe Sentenz unwiderruflich ſeyn, auch keine Appellation dawider ſtatt finden.

Als der Fürſt von Naſſau dieſen harten kaiſerlichen Ausſpruch durch die Mittheilung des Kraisdirectoriums erhalten hatte, reiſete

---

*) Man leſe den II B. der Regensburgiſchen Merkwürdigkeiten für das Jahr 1775, S. 843, und den II Th. von Moſers Zuſätzen zu ſeinem neuen Staatsrecht, S. 435.

er gleich ſelbſt nach Grehweiler, um den unglücklichen Grafen vorzubereiten, nahm aber vorher alle Maßregeln, daß er ihm nicht entwiſchen konnte, um nicht ſich ſelbſt eine Verantwortung zuzuziehen.

Carl Magnus hatte auf Kremers Vorſtellung (S. 240.) anfänglich nichts weniger vermuthet, als einen Schlag von der Art, wie einer ihn jezt förmlich bis zur Ausführung treffen ſollte. Hätte er damals nur von ferne befürchtet, daß man ihn ſo ganz außer aller Thätigkeit verſetzen und ſo arg beſchränken würde: er hätte Himmel und Erde aufgebothen, um ſich in ſeinem Poſten als regierender Herr zu behaupten. Denn auch er war einer von denen, welchen nichts weher thut, als der Verluſt der Herrſchaft, ſo klein und gering ſie auch ſeyn mag. Wie ſehr alſo mußte es ihn ſchmerzen, da er auf einmal von der Höhe eines Regenten zum Nichts eines Privatmanns herabſank!

Er war ganz betäubt, und in dieſem Zuſtande hörte er die Sentenz an, ohne auch nur ein Wörtchen vorzubringen. Endlich ſchlug er ſich vor die Stirn, und rief: Warum hab' ich das nicht eher gewußt, ich Dummkopf!

— Der Fürſt ſuchte ihn zu tröſten, indem er ihm vorſtellte: Man könne das Ding ja noch herumdrehen: vielleicht wäre die Sentenz nicht ſo arg gemeynt, und er hoffe, ſie würde ſich noch ändern laſſen. — Aber der Graf gerieth in eine Art von Tiefſinn, erwiderte kein Wort, und lief nur in dem Zimmer herum, bis er endlich wie verwirrt ſich in einen Lehnſtuhl hinwarf.

Der Fürſt entfernte ſich und erſuchte die Gräfin, ſich ihres Gemahls anzunehmen: aber — die von nichts wiſſen wollte, war die Gemahlin Jeannette! Sie erklärte kurz und ſtolz: Sie hätte an ſeinen Vergehungen keinen Theil gehabt, hätte alſo auch nicht nöthig, ſich in ſein Unglück zu miſchen. Aber vor Schreck und Wuth war ſie beynahe außer ſich, als ſie hierauf erfuhr, daß ihr Gemahl der Regierung ganz und gar beraubt ſey. Da erſt rennte ſie in ſein Zimmer, überhäufte ihn ohne die mindeſte Schonung mit den bitterſten Vorwürfen, ſogar mit Schimpfwörtern, und erklärte ihm geradezu, daß ihre Ehre es jezt erfodere, ſich von ihm ſcheiden zu laſſen.

Und wirklich ließ ſie den Rath Dautel zu ſich kommen, und fragte: Ob der eingetretene Straf-Fall ſie nicht berechtige, alle fernere Verbindung mit dem Grafen aufzugeben? Da Dautel es verneinte, ſo wendete ſie ſich an den Advokaten Pflug, und nun hörte ſie: daß man die Eheſcheidung für ſie allerdings bewirken könne, daß aber alsdann das Geld wegfalle, welches ſie zu ihrem Unterhalt von der Commiſſion ſonſt erhalten würde. Und blos dieß machte, daß ihr Geiz jezt das bewirkte, was ihre Eitelkeit nicht mehr konnte.

Aber von dieſer Zeit an hat ſie allen Umgang mit dem Grafen aufgegeben. — Dieſer Zug iſt für den Beobachter des menſchlichen Herzens ſehr bedeutend. Gräfin Jeannette ließ es ſich gefallen, daß ihr Herr Gemahl mehr als eine Mätreſſe hatte, daß er die eheliche Treue auch ſonſt noch brach und ſich der infamirendſten Verbrechen ſchuldig machte: und ſie dachte an keine Trennung. Aber ſobald eben dieſer Mann ſeinen Glanz verloren hatte, da erſt war er ihrer nicht mehr würdig. Sie verließ und verachtete ihn von da an ſo unbegreiflich hart, daß ſie ihn während ſeiner langen Gefangenſchaft auch nicht einmal beſuchte, ja, ſogar ihren Töchtern es jedesmal verwies, wenn dieſe, durch Kindesliebe angetrieben, dem Naturzug folgten, und ihren unglücklichen, verlaßnen Vater in ſeiner traurigen Lage durch ihren Beſuch zu tröſten ſuchten.

Hoc demum eſt pietas, hoc ſocialis amor!

Daß Gräfin Jeannette von Muttergefühl eben ſo wenig wußte, als von Mitleid gegen einen unglücklichen Gatten, zeigt folgende Anekdote bis zum Verfluchen. Eine Frau, Namens Weneke aus Eichloch, deren Mann aus der Landkaſſe Geld geborgt gehabt hatte, und dadurch ſeinen Ruin vor ſich ſah, ging die Gräfin an, und bath um Nachlaß der ſie vollends ruinirenden hohen Intereſſen. Um die Landesmutter eher zum Mitleid zu bewegen, ließ ſie einfließen: Daß Kummer und Noth ihr tägliches Brodt ſey, indem ſie innerhalb Jahresfriſt bey aller ihrer Dürftigkeit drey liebe Kinder verloren hätte. Nun wohlan, rief die Gräfin, ſo ſeyd doch nur froh, ihr Bettelbagage, daß ihr drey Mäuler weniger zu nähren habt, und zahlt um ſo eher. — Konnte der neufränkiſche Commiſſär Rougemaitre als Feind ärger und unmenſchlicher ſprechen, wie hier eine Gräfin, als Mutter ihrer Unterthanen? —

Nach publicirtem Ultimatum wurde der Graf ſcharf bewacht, und durfte ohne Begleitung nicht aus ſeinem Zimmer. Er war immer ſehr kleinlaut und verlohr allen Muth. Er ließ mehrere Perſonen, welchen er Unrecht gethan hatte, zu ſich kommen, bath ſie um Verzeihung, und weinte wirklich rührend.

Das freilich war jezt Schwachheit, und half das Geſchehne nicht ungeſchehen machen. Erkennen, daß man Unrecht gethan hat, iſt recht: dem Beleidigten es ſagen, und ihm ſeine Reue darüber zu erkennen geben, iſt auch recht, wenn man es nämlich noch beſſern kann, und nicht außer Stande iſt, neue Beleidigungen den alten beyzufügen. Aber dann erſt pater peccavi ſagen wollen, wenn man überhaupt nicht mehr ſündigen kann, iſt Kleinmuth und aſcetiſche Faſeley. An Einige ſchrieb er gar Briefe, bath ſie, ihm zu vergeben, und Gott für ihn zu bitten u. ſ. w.

Indeſſen hatte man für den Grafen eine ſehr demüthige Supplike an den Kaiſer aufgeſezt und ſie ihm zu Wien einreichen laſſen, nebſt noch einer wie im Namen der Unterthanen. Beyde aber kamen zurück mit der Erklärung: daß der Spruch über den Grafen mit Ueberlegung gegeben ſey, und daß der Kaiſer nicht gewohnt ſey, Befehle ergehen zu laſſen, um ſelbige ſofort zu ändern oder zu widerrufen: und dabey hatte es ſein Bewenden.

Ohngefähr ſechs Wochen nach dem ſtrengern Haus-Arreſt wurde der Graf Abends abgeholt, in einer Kutſche, und ſo in Begleitung von Huſaren nach der Feſtung Königsſtein bey Frankfurt abgeführt. Die Gräfin nahm kalt und ſteif Abſchied von ihm, ihre Tochter aber, die Gräfinnen Chriſtiane und Louiſe, zerfloſſen in Thränen. Den Grafen ſelbſt mußte man in den Wagen tragen, weil er von Ohnmacht in Ohnmacht fiel.

Der Jan Hagel zu Grehweiler bewies auch bey dieſer Gelegenheit, daß Jan Hagel immer und überall — Jan Hagel iſt. Man lief hinter dem Wagen her, und ſchrie: „Da holt der Teufel den Rheingrafen! Glück auf den Weg! Jezt wird ihm ſein Schinden wohl vergehen! —

Beynahe jederman gönnte dem Grafen ſein Schickſal, und keiner erklärte das Urtheil Joſephs

II. für ungerecht, ſelbſt nachher Friedrich II. nicht. Denn als 1778 die Rheingräfliche Familie durch den Baron von Hofenfels, Sohn des Pfarrers Simon zu Dilkirchen, und Geſandten des Herzogs von Zweybrücken am Berliner Hofe, eine Bittſchrift an ihn überreichen ließ, worin er erſucht wurde, ſich bey dem Friedensſchluß nach dem Baierſchen Succeſſionskriege des unglücklichen Grafen anzunehmen, antwortete er ganz kurz: daß er von der Sache unterrichtet ſey, und daß der Kaiſer, deſſen Gerechtigkeitsliebe er kenne, hierin recht gehandelt habe. *)

Neunzehntes Kapitel.

Lage des Rheingrafen auf der Bergfeſtung Königſtein.

Die Feſtung oder das Bergſchloß Königſtein iſt ein elendes, jämmerliches Neſt, welches von

---

*) Alſo ſelbſt Friedrich II. billigte Josephs Verfahren. Aber, eben dieſer Friedrich hatte im ſiebenjährigen Kriege Einige, blos aus Verdachtsgründen, einziehen und lange genug ohne Rechtsmittel ſitzen laſſen, wie man zu Magdeburg und anderwärts das hören kann. Dergleichen ſteht freilich nicht zu entſchuldigen, und thut Friedrichs ſonſtiger Größe wahren Abbruch.

Mainziſchen Soldaten ſonſt beſezt wurde und gröſtentheils einen Offizier zum Kommendanten hatte, den man in Mainz nicht mehr haben wollte.

Der Kommendant, welchem Carl Magnus übergeben wurde, war ein eingemachter Grobian, ſtolz, wie ein Strohjunker, auf ſeinen Adel, impertinent wegen ſeines Portepee's, und bigot wie eine Betſchweſter, dabey im höchſten Grade unwiſſend, und von ſo elenden Sitten, als ſie der roheſte Bauerlümmel vom Hundsrück nur haben kann. Das war der Kommendant, unter deſſen Aufſicht der Graf nun als Gefangener ſtehen ſollte.

Carl Magnus kam anfangs gar nicht aus ſeinem Zimmer. Er weinte und jammerte ohne Unterlaß, betete auch mit unter, oder las in einem Buche. Endlich aber, nachdem er dieſe Lebensart einige Monate getrieben hatte, milderte die Zeit den Schmerz, und er ſehnte ſich nach Geſellſchaft.

Der Kommendant, welcher den Befehl vom Kurfürſten zu Mainz hatte, dem Rheingrafen es an nichts mangeln zu laſſen, und ihn, wenn er es verlangte, an ſeinen Tiſch zu ziehen, both ihm dann auch ſeine Geſellſchaft an, und der Graf ließ ſie ſich gefallen, aus Mangel einer beſſern. Bey dem Kommendanten aßen täglich, wie überhaupt bey allen Mainzer Adlichen es damals ſo Mode war, einige katholiſche Pfaffen; und dieſe machten ſich ein Geſchäft daraus, den Grafen zu bekehren, wie ſie ſchon Mehrere auf Königſtein bekehrt und zu ihrer Kirche gelockt hatten.

Im Vorbeygehen will ich hier anmerken, oder vielmehr nach dem Obigen nur erinnern, daß man in der Pfalz und im Mainzerlande die Gewohnheit hatte, zu jedem proteſtantiſchen Verbrecher, ſobald er eingezogen war, ſofort katholiſche Pfaffen zu ſchicken, die für deſſen Seelenheil ſorgen, und ihn zum wahren Glauben bekehren ſollten. Hatte ſo ein Eingezogner ein Kapital-Verbrechen begangen und wollte er nicht anbeiſſen, ſo wurde ihm ſein Recht angethan, und er hingerichtet. Ließ ſich aber der proteſtantiſche Mörder, Räuber oder Gaudieb die heilige Fratzerey der Römiſchen Kirche aufbinden, ſo war er der Begnadigung vor Gott und Menſchen ſicher, und kam ſehr leidlich davon.

Ich hoffe, das Unweſen ſoll bald ganz aufhören und niemals wieder kommen.

Dem Grafen, als einem ſo hergebrachten Lutheraner, waren die Bekehrungs-Dialogen der katholiſchen Pfaffen äuſſerſt zuwider, und er widerſprach ihnen, ſo gut er vermogte. Da er aber in ſeiner Kircherey ſehr ſchlecht zu Hauſe war: ſo begnügte er ſich, Machtſprüche zu thun, und mit „das iſt nicht wahr: jenes iſt gelogen" u. ſ. w. um ſich zu werfen, worüber denn der alte dumme Kommendant ſehr entrüſtet wurde.

Als die Pfaffen einſahen, daß dem Rheingrafen auf dem Wege der Diſputation nicht beyzukommen war, da ſchlugen ſie einen wirkſamern ein, dieſen: daß ſie ihm zu verſtehen gaben: der Kaiſer würde ihn gleich frey laſſen, und in ſeine alten Rechte wieder einſetzen, wenn er nur die Religion ſeiner kaiſerlichen Majeſtät bekennen wollte. Dieſes wirkte mehr, als alle Diſputationen und alle pfäffiſche Sophismen, und der Graf ſchien ſchon an der Thüre des katholiſchen Schafſtalls zu ſtehen, als auf einmal ein Strich durch die Rechnung der Pfaffen gezogen wurde.

Der Graf von Ortenburg, Schwager unſers Carl Magnus, beſuchte nämlich den

Rheingrafen auf Königſtein, und brachte einen öſtreichiſchen Offizier mit, welcher zwar auch katholiſch, dabey aber ein ſehr heller Kopf war. Gerade über Tiſche bey dem Kommendanten, wo auch mehrere katholiſche Pfaffen zugegen waren, fiel das Geſpräch auf Joſephs Orthodoxie. — Man muß wiſſen, daß gerade damals die Kaiſerin Maria Thereſia geſtorben war. — Der Offizier erzählte unter andern, daß der Kaiſer die Konvertiten-Kaſſe — einen Fond, woraus ſonſt jeder Konvertit, oder ſolche, die ſich von dem Judenthum oder der Ketzerey zum Chriſtkatholiſchen Glauben bekehrt hatten, Unterſtützung erhielten — kaſſirt habe. Was? fing der Rheingraf an, alſo hält der Kaiſer nichts aufs Bekehren?

Offizier: Nicht das mindeſte!

Graf: Aber es muß ihm doch angenehm ſeyn, wenn jemand den Glauben annimmt, den er bekennt!

Offizier: Darum bekümmert er ſich gar nicht, Herr Rheingraf! Der Kaiſer hält vielmehr den für einen ſchlechten Menſchen, der katholiſch wird, weil er weiß, daß ein ſolcher gewöhnlich eine Nebenabſicht hat: denn entweder hat er ſchlechte Streiche verübt, oder er will ſie verüben, oder er ſucht etwas anderes darunter. Mit einem Worte: wer beym Kaiſer etwas ſuchen will, dem rathe ich, ja nicht unter der Larve eines Neubekehrten aufzutreten: ſonſt fällt er durch, wie Salomons Katze.

Der Offizier fuhr in dieſem Tone fort, und als die geiſtlichen Herren widerſprechen wollten, führte er für ſeine Behauptung mehrere Beyſpiele an, ſo daß ſie ſchweigen mußten. Der Rheingraf, welcher nun einſahe, daß eine Religions-Aenderung ihm zu nichts nützen würde, brach alle weitere Unterhandlung mit den Schwarzröcken ab, und blieb bey ſeinem Lutherthum, für welches er ohnehin jezt viel Vorliebe gefaßt hatte, und dieß durchs Diſputiren darum.

Doctor Bahrdt führte ihn nach ſeiner Art etwas weiter. Der Pfarrer Geiger von Eichloch beſuchte den Grafen auf dem Königsſtein öfters; und da der Sohn dieſes Pfarrers damals gerade Profeſſor an dem Philanthropin zu Heidesheim war, ſo geſchah es, daß Bahrdt, welcher das Heidesheimer Philanthropin um jene Zeit dirigirte, in Geſellſchaft des Pfarrers Geiger den Grafen auf dem Königſtein mitbeſuchte. Der Graf behielt die Herren zu Tiſche; und da nun hatte der joviaʃiſche Bahrdt Gelegenheit, die katholiſchen Herren, die auch in ſeinem Beyſeyn es nicht unterließen, ſo nach ihrer Art über theologiſche Gegenſtände polemiſch zu faſeln, ſo herum zu trillen, daß die ganze Geſellſchaft laut auf lachen mußte, und die Herren in aller Beſchämung für gut fanden, ihre theologiſche Schnurr- und Queer-Pfeife behende einzuſtecken. Bahrdts argumenta ad hominem hatten ſo viel Lächerliches und Abſurdes aufgedeckt, daß Carl Magnus, ſo kurzſichtig er ſonſt auch war, beynahe nicht mehr ans Lutherthum glauben wollte, vielweniger ans Papſtthum, wenn Pfarrer Geiger, als des Grafen Beichtvater, nebſt der Nothlage, worin er ſich befand, und die, wie man ſpricht, bethen lehrt, ihn nachher nicht zu ſeiner Glaubenskrippe zurück geführt hätten. Auf Mittelköpfe wirkt nämlich das Lächerliche ſtärker als das Tiefdurchdachte: Voltaire glücklicher als Rouſſeau; aber was vermag nicht der Mechanismus der Gewohnheit, nebſt Noth und Beichtvater!

Die älteſte Tochter des Grafen, Gräfin Chriſtiane, eine Dame, welche, wie ihre Schweſter, das Gegenſtück zu ihrer Mutter war, folglich nicht das geringſte von dem Stolz und dem Geiz derſelben an ſich hatte, heirathete nicht gar lange nach dem gefänglichen Hinſetzen ihres Vaters den regierenden Sohn des vorher erwähnten Grafen von Ortenburg.*) Da ſie auf dieſe Art nicht weit von Wien war, ſo machte ſie eine Reiſe dahin, und ſuchte eine Gelegenheit, den Kaiſer zu ſprechen, welche auch bey Joſeph II. nicht ſchwer zu finden war. Sie ſtellte ihm die Noth ihres Vaters vor, und bath mit einem Fußfall um die Milderung ſeiner Strafe. Aber Joſeph zuckte die Achſeln, und erklärte mit Bedauern: daß er in dieſem Stück nichts ändern könne: ſie ſollte, wie er hinzufügte, nur zufrieden ſeyn, daß er ſich nicht das Gutachten der Reichsſtände ausgebeten habe; ſonſt würde ihr Vater vielleicht ganz geächtet worden ſeyn.

---

*) Dieſer Stamm iſt der einzige Lutheriſche Landſtand des Baieriſchen Kraiſes.

Auch bath der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, Ludwig IX, welcher ſonſt bey dem Kaiſer viel galt, für den gefangenen Rheingrafen: eben das that der Fürſt Dominik von Kyrburg; aber ebenfalls vergebens: Joſeph berief ſich immer auf die Gerechtigkeit ſeines Ausſpruchs, und ließ es dabey bewenden. Man ſah nun wohl ein, daß der Graf ſehr wahrſcheinlich ſeine zehn Jahre zu Königſtein würde ſitzen müſſen; und jederman, beſonders die Adlichen und Grafen, die ſo gern ungeahndet freye Hand haben mögen, ſchimpften — wie ſie es nannten — auf die fürchterliche Tyranney des Kaiſers. — Es iſt überhaupt eine ſchlimme Sache, als Fürſt ſeinen guten Namen immer und überall zu behaupten. Thut der Fürſt Gutes: ſo heißt es, es werde ihm von Günſtlingen eingegeben; und ſtraft er jemanden: ſo ſoll er hart und grauſam ſeyn.

Die Gemalin des Grafen hat ihn auf dem Königſtein, wie ich oben erwähnte, auch nicht einmal beſucht, ſo ſehr er darum bat und bitten ließ: ſie erklärte immer, daß es ihrer Würde unanſtändig wäre, einen gefangenen Ehemann zu beſuchen, ſie wolle bloß Umgang mit dem freien. — Sie muß ihn alſo niemals wirklich geliebt haben, und dabey ſehr kurzſichtig geweſen ſeyn, indem ſie nicht einſah, daß gerade die Anhänglichkeit an ihren unglücklichen Gemahl ihr wirklich Ehre bringen würde. Wer lieſt nicht mit Vergnügen und Rührung, was Ovidius von ſeinem Weibe rühmt, nachdem ihn der Kaiſer aus Rom relegirt hatte: *)

— — Conjux, humeris abeuntis inhaerens,
Miſcuit haec lacrymis triſtia dicta ſuis:
Non potes avelli, ſimul, ah, ſimul ibimus inquit;
Te ſequar et conjux exſulis exſul ero:
Et mihi facta via eſt, et me capit ultima tellus:
Accedam profugae ſarcina parva rati.
Te jubet ex patria diſcedere Caeſaris ira,
Me pietas; pietas haec mihi Caeſar erit.

Damit aber keiner denken möge: des Ovidius Frau ſey aus der Bürgerkanaille geweſen, bey welcher derley Tugenden vielleicht ſtatt finden könnten, ſo merke man, daß Ovidius von ſehr gutem alten Adel war. Er ſagt:

---

*) Triſt. L. I. El. III, 79.

Si quid id, a proavis usque et vetus ordinis
haeres;
Non modo fortunae munere factus eques. *)

Mit Vergnügen habe ich in der däniſchen Geſchichte die Liebe der Leonore, — Tochter Chriſtians IV, für ihren unglücklichen Ehemann, den Grafen Ulefeld, geleſen: Aber Gräfin Jeannette dachte entweder nicht delikat genug, oder ſie dachte zu delikat.

Der Graf, deſſen Religiöſität durch den erwähnten Pfarrer Geiger im Geleiſe erhalten wurde, vertrieb ſich die lange Weile mit Leſung mehrerer Bücher, vorzüglich geiſtlicher und myſtiſcher Bücher; und unter dieſen ſtand Arnds wahres Chriſtenthum, Gottfried Arnolds Abbildung der erſten Chriſten, und der aſiatiſche Prinz Menoza oben an. Auſſerdem las er Zeitungen und diſputirte aus denſelben mit ſeinem Bedienten. Pfarrer Geiger mußte auch alle ſechs Wochen nach Königſtein herauf kommen, von geiſtlichen Dingen da mit ihm reden, und ihm dann das Nachtmahl reichen. Das Präſent dafür war jedesmal anſehnlich, und beſtimmte

---

*) Triſt. L. IV. E. X, 7.

den Rheingräflichen Seelenhirt, des Grafen Frömmigkeit und Geduld im Leiden als exemplarlich herauszuſtreichen.

Indeſſen war dieſe Geduld dennoch immer nicht weit her: denn öfters wurde er ſo wild, daß er zum Erſchrecken fluchte, und wider den Kaiſer und ſeine andern Feinde in die heftigſten Invektiven ausbrach.

Der Pfarrer **Fabel** von Münſterappel, ein Verſifer von der traurigen Geſtalt, ließ eine Elegie auf ihn drucken, worin jede Strophe ſich endigte, wie folget:

Nun ſitzeſt du, Carl Magnus, und trauerſt ganz alleine,
Dort auf dem Königsſteine.

Ohne Zweifel iſt der Graf durch die darin vorkommenden herzbrechenden Gedanken mächtig geſtärkt worden!

Gegen das Ende ſeiner Gefangenſchaft erhielt der Graf einige Freiheit: es wurde ihm erlaubt, außerhalb der Feſtung, auch ohne Begleitung, ſpazieren zu gehen: doch wurde ihm eingeſchärft, daß, wenn er entwiſchen würde man ihn aber wieder erhaſchte, er alsdann weit enger gehalten werden ſollte: und ſo entwiſchte er nicht. Wo hätte auch ein Mann hinwollen, der die ſechzigen weit hinter ſich hatte!

Doch war dem Grafen eine Freude noch vorbehalten, die ihm wirklich ſehr willkommen ſeyn mußte. Wir wiſſen, daß er in ſeiner Jugend in franzöſiſchen Kriegsdienſten geſtanden war: dieſe hatte er zwar aufgegeben, aber mit Vorbehalt des Fortsrückens. Dieſes war, wie man auch weiß, für ihn geſtiegen bis zum Maréchal de Camp. Der Prinz von Montbarrey, den der arme Graf dauerte, ſtellte alſo dem Könige von Frankreich vor, daß es Seiner Majeſtät Ehre machen würde, wenn man dem unglücklichen Rheingrafen nicht nur das Patent als Maréchal de Camp, ſondern auch die damit verbundene Penſion ertheilte. Ludwig XVI. willigte ein, und ſo erhielt der Graf das Patent zu einem Titel mehr, und jährlich eine Summe, wofür er recht artig leben konnte, wenn gleich ohne alles militäriſche Verdienſt. Ludwig XVI. wußte damals gewiß noch nicht, daß auch Er einmal im Kerker ſchmachten würde, aber in einem ganz andern Kerker, als der des Rheingrafen war. —

Zwanzigſtes Kapitel.

Begebenheiten in der Grafſchaft, während des Arreſtes des Grafen.

Die Gräfin Jeannette theilte nach der Vermählung ihrer älteſten Tochter ihr Vermögen in zwey Theile; deren einen ſie der jungen Gräfin von Ortenburg gab, den andern aber für ſich behielt, damit er einmal an ihre jüngſte Tochter, die Louiſe kommen ſollte. Sie überlebte dieſes Geſchäfte nicht lange, und ſtarb den 13ten März 1780. Bey dem Begräbniß dieſer Dame inſinuirten ſich die Rheingräflichen Pfarrer ſchlecht bey der kaiſerlichen Commiſſion: ſie kamen nämlich alle zuſammen, und trugen den Sarg der Gräfin zur Gruft, welches von Seiten der Commiſſion, als eine ſträfliche Anhänglichkeit ausgelegt, und mit einem derben Wiſcher regalirt wurde. Da die Gräfin obendrein an einem Sonnabend, Abends um 10 Uhr, weggeſchafft wurde, ſo hatten die chriſtlichen Gemeinden den Sonntag brach liegen müſſen, indeß ihre Seelſorger das Geſchäft der Todtengräber verrichtet hatten.

In der Grafſchaft herrſchte die Commiſſion unumſchränkt, und beynahe eben ſo deſpotiſch-ausgelaſſen, wie ehedem der Graf. Die Unterthanen hatten, wie der Eſel in der Fabel, beynahe blos andre Zäumſättel aufgelegt bekommen. Anfänglich waren Botzheim und Moſer die Subdelegirten der Commiſſion; hernach aber erhielt ein gewiſſer von Zwirnlein die ganze Adminiſtration, und regierte alles durch den Sekretär Schloſſer. Der alte Rath Dautel zu Grehweiler ſtarb auch um dieſe Zeit, und der Kammerrath Fabel war nun das Factotum in der Grafſchaft: denn der ehrliche und geſchickte Amtmann Schröter galt für gar nichts.

Die Schweſter des Grafen, die Charlotte, eine damals ſchon ziemlich bejahrte Dame, welche weiter nichts hatte, als ihre Penſion von der Commiſſion, wurde von dieſer auf das ſchändlichſte geneckt und geplagt. Sie hatte mehrmals von der Adminiſtration nicht zum beſten geſprochen, und deswegen ſuchten die Herren ſich zu rächen, und zahlten ihr ihre Penſion ſo verzettelt und ſo unregelmäßig, daß ſie oft Noth leiden mußte. So lange ihre Schwägerrin, die Jeannette, noch lebte, gings: aber nach deren Tode lebte ſie ganz für ſich, und mußte fürlieb nehmen, wenn ihr der Kammerrath Fabel heute drey, und in acht Tagen wieder drey Gulden gab, mit der Entſchuldigung: es ſey nichts in der Kaſſe.

Die Gräfin Louiſe, die jüngſte Tochter des Rheingrafen, bekümmerte ſich wenig um das, was ihr die Commiſſion geben mußte: ſie hatte ohnehin genug.

Die Aemter in der Grafſchaft wurden auch regelmäßig verkauft. Wer nur Dorfſchulze werden wollte, mußte dem Commiſſions-Sekretär und dem Kammerrath Fabel ſpendiren: ſonſt bekam er das Amt nicht. — Die liebe Gerechtigkeit war auch für Geld und Gunſt zu haben. Um nur ein Beyſpiel darüber anzuführen, will ich mit einer Schwängerungshiſtorie dienen, die ſich zu Wendelsheim zugetragen hat. Der Sohn eines Gewiſſen — ich nenne ihn nicht, weil er rechtſchaffene Verwandte hat, bey welchem die Herren einzukehren und umſonſt zu zechen pflegten, wenn ſie dahin kamen — ließ ſich mit einem ſonſt unbeſcholtenen Mädchen ein, und machte es zur Mutter. Da aber ſein Vater das Mädchen für keine ſortable Parthie hielt, indem ſie nicht reich war: ſo wollte er durchaus nicht, daß er ſie heurathen ſollte: er hatte ſchon eine andere für ihn beſtimmt, welche zwar auch ſchon Mutter war, aber doch baar Geld hatte. Darüber kam die Sache zum Proceß. Das Mädchen bewies den genauern Umgang durch eine Menge Zeugen, und dieſe beſtätigten ihre Ausſage eidlich: aber was half das! Der Vater, der ſchon lange bey der Commiſſion gut ſtand, gab noch eine hübſche Summe: und ſo wurde auch ſein Herr Sohn zugelaſſen zum Eide, und er ſchwur ſich los. Jedermann ſtuzte über dieſe Unthat; aber wer konnte helfen! Die Sache war einmal abgethan. —

Ein gewiſſer Doctor der Medicin ließ ſich in Grehweiler zur Zeit der Commiſſion nieder; und ob er gleich nichts gelernt hatte, ſo hatte er doch ein Diplom, welches er vorweiſen, und Geld, welches er ſpendiren konnte: und dafür bekam er die Erlaubniß zu prakticiren, d. h. zu quakſalbern im ganzen Lande. *)

---

*) Man thut der guten Univerſität zu Wittenberg ſehr unrecht, daß man ſie der anomaliſchen Doctor- und Magiſter-Promotionen ſo ſehr und faſt allein beſchuldigt,

Es lebte aber damals ein gewiſſer Apotheker Köſter im Lande, ein Mann, zwar ohne Doctordiplom, der auch nicht auf Univerſitäten für aus allerley Büchern zuſammengeſchriebne Gelehrſamkeit, Geld gegeben und dafür Teſtimonien nach Hauſe gebracht hatte, der aber durch das Leſen vieler gründlicher Schriften und durch lange Erfahrung und glückliche Kuren einen großen Namen in der ganzen Gegend weit und breit erworben hatte; der ſelbſt der Herrſchaft zu Grehweiler Arzt mit Nutzen geweſen war, nachdem der Doctor Wegele von Alzey die Gräfin Charlotte dem Grabe beynahe überliefert hatte; ein Mann alſo, von eben ſo vielem Geſchicke als gutem Rufe: und dieſem Manne zog die hochlöbliche Commiſſion einen bediplom-

---

Dieſe Univerſität fehlt nur darin, daß ſie den akademiſchen Schmuckſchnack, ich meyne die Doctor- und Magiſter-Diplome, gar zu wohlfeil ertheilt. Andre Akademien ſind in dieſem Stücke klüger, und laſſen ſich weit mehr bezahlen. Sumimus pecuniam, et mittimus aſinum in patriam, iſt das Symbol aller Fakultäten auf allen Univerſitäten.

Afflent Auſoniae, moeſtiſſima turba ſorores!

Wer mehr hievon leſen will, leſe meine Annalen der Univerſität zu — Schilda.

ten Quackſalber vor, und verboth dem hundertfach erfahrnern **Köſler** alle fernere Praxis im Lande.

Auf dem **Hundsrück** verlangte der Pfarrer **Beizroth** einen Vikarius: die Commiſſion hätte allerdings ein Landskind nehmen ſollen: aber da nur ein einziges dazu da war, welches indeß kein Geld geben mogte, ſo **verkaufte** man die Pfarrey an einen Fremden. Dieſer Spaß wurde einſt dem Herrn von **Zwirnlein** öffentlich vorgeworfen; er entſchuldigte ſich aber, und wollte nichts davon gewußt haben: die ganze Sache ſollte durch die Hände des Sekretärs **Schloſſer** gegangen ſeyn. Das war doch ſehr artig!

Ohngefähr im Jahr 1774 oder 75 fiel es dem Mannheimer Hofe ein, eine Chauſſée von Mannheim aus über den Hundsrück durch einen Theil der Rheingrafſchaft anzulegen. Die Commiſſion, um die Bauren, die an ihren Grundſtücken dabey einbüßen mußten, zu beruhigen, verſicherte ſie heilig, daß man den Schaden aufs **höchſte** ſchätzen, und dann aufs pünktlichſte erſetzen würde. Der Kurfürſt hat freilich alles erſezt, und das Geld an die Commiſſion zum

Auszahlen abgeſchickt: aber wie viele Heller ſind den Acker-Beſitzern für ihren Verluſt zu Theil geworden? — Freilich half eine ſolche Summe einigen Wenigen mehr, als Vielen!

Auf dem Jahrmarkte eines Rheingräflichen Dorfes fanden ſich einſt einige Pfälzer Dragoner ein, und zogen bey entſtandener Balgerey mit den Bauern, ihre Säbel, und hieben, wie unſinnig um ſich. Die Bauerburſche wehrten ſich ritterlich, und holten allerley Werkzeug, unter andern ein Strohmeſſer, womit einer einem Dragoner die Hand herunter hieb. Ein andrer Dragoner wurde mit einer Miſtgabel ſo zerſtochen, daß er über ein halbes Jahr danieder lag: ein dritter verlohr ein Auge. Die Bauerburſche waren auch übel zugerichtet, und der Nachtwächter, welcher Frieden hatte bieten wollen, verlohr drey Finger. Dieſer Vorfall machte Aufſehen; und obgleich beweisbar war, daß die Dragoner die Urheber der Schlägerey geweſen waren: ſo verlangte das Regiment dennoch Erſatz und Genugthuung, und drohte ſogar, alle Rheingräfliche Unterthanen, die in ihre Gegend kommen würden, einzuziehen, wenn man nicht Genugthuung leiſten würde. Was war zu thun? Man ließ die Leute auf Unkoſten des Ländchens heilen, und gab dem Dragoner-Regiment den gefoderten Erſatz. Es ſey, hieß es, nicht rathſam, mit mächtigen Herren Proceß zu führen. Man denke! —

Wer Strafe verdient hatte, konnte leicht frey davon ausgehen, wenn er ſich mit dem Commiſſions-Sekretär nur — ſezte: dieſes war wirklich der Ausdruck für dieß ſchöne Manövre. Man geſtand, geſündigt zu haben, war erkenntlich, griff in die Taſche, legte ein Sühnopfer auf den Altar der Juſtiz, und erhielt ſodann die Abſolution in der beſten Form. Einige Beyſpiele ſollen dieſes beweiſen, damit man meine Ausſage nicht für Verläumdung halten möge.

Das Schatzgraben iſt in der Pfalz, wie billig, bey Zuchthausſtrafe verboten, aber erſt ſeit kurzer Zeit: denn der Kurfürſt Carl Philipp hielt Hofſchazgräber eben ſo gut, wie Carl Theodor noch zum Skandal des Jahrhunderts Hofnarren hielt. Vor ungefähr 70 Jahren verſchwendete der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, Ernſt Ludwig, der auch noch ein groſſer Liebhaber der Goldmacherey war, an die

Hebung eines Schatzes zu Rheinheim in der Nicolai-Kirche, viele Tauſende, und wurde, wie natürlich, von den Schatzgräbern angeführt.

Ohngefähr 1773 fand ſich ein Geiſterſeher und Schatzgräber bey einem Müller bey Ufhofen ein, und machte ihm weis, in der Nähe ſeiner Mühle ſtehe ein Schatz, welcher, ich weiß nicht, wie viele Hunderttauſende betrage. Der Teufel habe ihn in Verwahrung, weil er ihm für eine große Summe holländiſcher Dukaten verſezt ſey. Man fing an zu graben und zu machen; endlich aber endeckte ein redlicher Förſter den Betrug, und einige von den Betrügern und Betrognen wurden feſtgeſezt. Der Müller fürchtete ſtarke Strafe, verſöhnte ſich alſo mit der Commiſſion, und ging frey aus. Die Helfershelfer des Schatzgräbers wurden, nicht als Schatzgräber, ſondern als Diebe, eine Zeitlang feſt gehalten, und dann auf freyen Fuß geſtellt.

Ein gewiſſer Lange, welcher vorher den Preußen gedient hatte, hernach aber ſich als Kneipenwirth in Wendelsheim niederließ, machte in Geſellſchaft eines gewiſſen Thorreiters die Straßen in der Gegend unſicher, und ſtahl in den Dörfern. Seine Frau, aus Schleſien gebürtig, ſchlug die Karte, wahrſagte, und ſtahl Kleinigkeiten. Man requirirte von verſchiednen Orten her an die Commiſſion, und verlangte, ſie mögte die Diebe feſt halten. Allein da Lange immer Haſen und Krebſe in eine gewiſſe Küche lieferte, ließ man ihn frank und frey herumgehen, bis endlich beyde verſchwunden waren. Lange nämlich geſellte ſich zu einer Diebesbande im Trieriſchen, und Thorreiter ließ ſeine Frau ſitzen, und ging mit der Langen unter die Kaiſerlichen.

Die Proceſſe, welche ſchon unter der Regierung des Grafen lange genug dauerten, wurden nachher noch weit länger ausgedehnt. Dem Amtmann Schröter wurde ein Verweis gegeben, weil er Kleinigkeiten ſchnell ausmachte: Das hieſſe ja, ſagten die Herren, das herrſchaftliche Intereſſe ſchwächen, und den Sporteln Abbruch thun. War der Credit der Rheingräflichen Unterthanen ſchon zu des Grafen Zeiten ruinirt worden, ſo ging er nun vollends unter, und kein Menſch mehr wollte mit einem aus der Grafſchaft zu thun haben. Es geht her, wie im Grehweileriſchen: ſagte man, wenn von einer recht Polniſchen Haushaltung die Rede war.

Bey dem allen hielten die Herren doch ſtreng auf Orthodoxie und Rechtgläubigkeit, wie man denn überhaupt in allen ſchlecht regierten Ländern auf dergleichen zu halten pflegt. Einige Pfarrer, nämlich Herr Dietſch und mein Vater wurden einig, ſtatt der Heilsordnung des Hofpredigers Herrnſchneider, die Glückſeligkeitslehre des Herrn Dietrich zu Berlin, in den Schulen ihrer Pfarrey einzuführen, nebſt einem beſſern A-B-Cbuch: allein die Commiſſion fand für gut, dieſe ſchädliche Neuerung zu verbieten, und ſo blieb es bey der alten Gäulsordnung, und bey dem alten A-B-Cbuch, mit herzbrechenden ſchönen Verſen, wie dieſen:

Der Affe gar poſſirlich iſt,
Zumal wenn er vom Apfel frißt.
Wie grauſam iſt der wilde Bär,
Wenn er vom Honigbaum kommt her.
Die Kloſter-Nonne will thun Buß,
Ein Nagelbohr man haben muß. u. ſ. w.

Wie mich ſelbſt die liebe Commiſſion in Anſpruch genommen hat, ſteht ſchon beſchrieben im II. B. meiner Lebensgeſchichte.

Ein

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Die Commiſſion nimmt ein Ende.

Wenn die Rheingräflichen Schulden hätten bezahlt werden ſollen, ſo war ceteris paribus, eine Alles genau berechnende und durchaus ſehr ſparſame Commiſſion wenigſtens ein halbes Jahrhundert nothwendig: Aber bey der ſchönen Haushaltung der damaligen Commiſſarien hätten gar leicht einige Jahrhunderte dazu nicht hingereicht. Man kam ihnen indeß bald auf die Spur, und mehrere, auch nur Halbeinſichtige merkten, daß eben jene Commiſſion gar nicht das Mittel ſey, die ungeheuren Schulden des Rheingrafen nach und nach abzutragen. Die Creditoren fingen freilich auch an zu murren; aber was wollten und konnten ſie thun? Es war eine Hochpreisliche kayſerliche Adminiſtrations-Commiſſion, welche von ihnen ſelbſt gefordert und genehmiget war.

Der Rheingraf von Grumbach war, da Carl Magnus keine männlichen Erben hatte, der nächſte Erbe zur Grehweileriſchen Herrſchaft. Im Römiſchen Reiche iſt es nämlich einmal Geſetz, daß kein Frauenzimmer in der Regierung ſuccediren kann, nach der uralten Obſervanz der Lex Salica, ob man gleich nicht Unrecht hätte, auch für die Regierung den Weibern die Succeſſion ihrer Väter einzuräumen. Die alte Geſchichte bezeugt, daß Semiranus recht gut regiert habe; Zenobia war auch keine unebne Regentin; und Eliſabeth von England war eine große Königin, ſo wie beyde Catharinen in Rußland große Kaiſerinnen waren; und wer hat endlich an der öſtreichiſchen Maria Thereſia viel auszuſetzen? Ich getraue mir zu behaupten, daß die Regierungen der Weiber immer noch erträglich ausfielen, da im Gegentheil gar viele Männer-Regierungen ganz ſchlecht geweſen ſind. Aber in Deutſchland geht es nun einmal nicht, daß Weiber ihrer Väter Regierung erben, ob man gleich zugiebt, daß müßige, Hochwürdige Aebtiſſinnen regierende Reichsfürſtinnen ſind. Das iſt freilich ſeltſam, es iſt aber einmal nicht anders!

Der alte Rheingraf von Grumbach hatte eben auch keine Erben; und ſeine Gemahlin, eine Prinzeſſin von Leiningen, hat ſich über die Inkapacität ihres Eheherrn oft beſchweret.

Wenn nun die Commiſſion zu Grehweiler hätte fortdauern ſollen: ſo konnte das Grehweiler Ländchen noch lange Zeit von ihr verwaltet werden, ohne daß es an Grumbach gekommen wäre. In dieſer Verwirrung fanden geſcheute Männer einen glücklichen Ausweg.

Die jüngſte Tochter unſers Carl Magnus, die Louiſe, war eine Dame von großen Reichthümern, und eben deswegen eine Parthie, die auch für manchen Fürſten geweſen wäre. Sie war aber eben mit ihrem Gelde auch im Stande, zwar nicht die Schulden ihres Vaters alle zu tilgen, aber doch für eine gute Caution zu ſtehen, und wenn ihr dereinſtiger Gemahl wieder regierender Graf werden konnte, bey halbweg guter Haushaltung, das Land mit frey zu machen.

Der Graf von Grumbach hatte einen Bruder, Namens Carl, welcher der präſumtive Erbe der Grafſchaften Grumbach und Grehweiler war. Dieſer Herr hatte ehemals in Holland Kriegsdienſte gethan, und ſich nebſt einer großen Summe Geldes einen ſehr zweydeutigen Namen, im Patriotenſpektakel vom Jahre 1787, erworben. Ich weiß nicht, in wiefern die Anſchuldigung, welche man ihm gemacht hat, und die Vorwürfe in der Schrift: „die Preußen vor Europens Richterſtuhl“ wahr und gegründet ſind: aber das weiß ich, daß er ſonſt ein gutmüthiger, ehrlicher Mann iſt, wenigſtens gegen andere Leute, wenn er's gleich gegen die Holländer nicht geweſen wäre. Man handelt oft aus Grundſätzen, welche man, ſo ſchief ſie ſind, doch für recht hält. Dieſer Graf ſollte, als Hauptperſon, das Projekt helfen ausführen, welches mehrere gute Leute in der Rheingrafſchaft gemacht hatten, um der Tyranney der Commiſſion bald los zu werden; und er ſollte daher die Rheingräfin Louiſe heurathen, und die Regierung zu Grehweiler dann ſelbſt antreten.

Der Rheingraf Carl Magnus war über dieſen Vorſchlag hoch erfreut: denn er, für ſich, hatte ganz und gar keine Hoffnung, je wieder zur Regierung zu gelangen. Wenn alſo die Zeit ſeiner Verhaftung auch verfloſſen geweſen wäre; alsdann wäre die Commiſſion doch geblieben: und dieſe haßte er von ganzem Herzen. Um demnach ihrer dereinſt gewiß los zu werden, gab er ſein Wort; und ehe man ſich es verſah, war die Gräfin Louiſe Gemahlin des Rheingrafen, Carls von Grumbach.

Mit der Wegſchaffung der Commiſſion ging es indeß nicht ſo gleich: ehe man hiezu das Mindeſte verſuchen konnte, mußte man erſt die Genehmigung des Kaiſers einholen. Aber um auch dieſe zu bewirken, wurde bald Rath geſchafft. Der Hauptzweck der Commiſſion war die Befriedigung der Gläubiger: um alſo mit dieſen aufs Reine zu kommen, foderte Graf Carl die Vorzüglichſten von ihnen auf, und fragte: Wie weit ihre Bezahlung gediehen ſey? Dieſe antworteten mit Achſelzucken: Seit zwölf Jahren habe man noch keinen Heller geſehen. Nun, wann wird denn einmal etwas werden? fragte der Graf weiter. Das wiſſe der Himmel, hieß es: es ſchiene, als wenn nichts daraus werden würde. — Aehnliche Klagen erſchollen von allen Seiten.

Meine Leſer wundern ſich vielleicht, wo in aller Welt die ſchönen Einkünfte der Rheingrafſchaft hingekommen ſeyn mögen, da doch die regulirten Ausgaben die Einnahme bey weitem nicht erreichten. Aber ich muß ſie bitten, daß ſie ſich an eine kommiſſariſche Verwaltung erinnern wollen; und wenn ſie von dieſer dann das überdenken, was im 16n Kap. S. 269 u. ff. darüber vorkömmt: dann wiſſen ſie, wo das Geld hinkam. Es ſoll ja keine leichtere Rechnung ſeyn, als die über Einnahme und Ausgabe, ſagt der berühmte Juriskonſult, Herr Oberamtmann — Schleicher.

Ganz in der Stille wurde das Unweſen mit dem Nichtbezahlen dem Fürſten zu Naſſau entdeckt, und ihm zugleich der Antrag gemacht, die Commiſſion von ſelbſt aufzugeben: und dieſer brave Fürſt war es herzlich gern zufrieden, weil er ſelbſt ein Land zu verſehen hatte, und weil zu ſeinem Leidweſen er Anomalien bey der Commiſſion dulden mußte, ohne ſie hindern zu können.

Hierauf wurden die Gläubiger ſamt und ſonders gefragt: Ob ſie den Rheingrafen Carl für ihren Schuldner annehmen und ihre Bezahlung von ihm erwarten wollten, oder von der Commiſſion? Alle wählten das Erſte; und nun genehmigte der Kaiſer das Eine wie das Andere: und die Commiſſion hatte ein Ende — zum allgemeinen Jubel aller Gläubiger.

Nichts würde ſchwerer geweſen ſeyn, als eine Reviſion der Adminiſtration zu machen: aber, da es ein altes wahres Wort iſt, daß, wo nichts iſt, auch ſogar der Kaiſer ſein Recht verliert: ſo war der Graf Carl, — um des Commiſſionsweſens je eher je lieber ganz überhoben zu ſeyn — mit einer Taliter-qualiter-Abrechnung zufrieden.

Der Rheingraf Carl Magnus hatte indeſſen bereits ſechs Jahre und drey Monate abgeſeſſen, als auf verſchiedene Fürbitten ein Reichs-Hofraths-Concluſum ihm von ſeiner zehnjährigen Gefängnißſtrafe drey und drey Vierteljahre nachließ. *) Er kam alſo nach Grehweiler zurück; und ſein Herr Schwiegerſohn, der Rheingraf von Grumbach, zeigte ſich ſo artig, daß er ihn allemal, wenn etwas Wichtiges geſchehen ſollte, wenigſtens fragte: ob es ſo oder ſo recht ſey; und der alte Graf war auf ſeiner Seite auch ſo höflich, daß er ihm niemals widerſprach.

Das ſchöne, vom Oberſchulzen Häfner zuſammengeſtohlne Gut zu Wendelsheim

---

*) Reuß im III. Th. ſeiner Staats-Canzley, S. 431.

wurde dem Bruder des damals regierenden Fürſten von Salm-Kyrburg überlaſſen, welcher das Haus von der Zeit an bewohnte. Graf Carl baute für ſich ſelbſt, um beſſere Menage machen zu können, ein Schloß zur Wohnung zu Werrſtadt, und überließ ſeinem Schwiegervater das zu Grehweiler, welches aber während ſeiner Abweſenheit ſehr übel zugerichtet war.

Ich habe mich, als ich vor zehn und dann vor vier Jahren in jenen Gegenden war, genau erkundiget: ob auch jenen, welche vom Rheingrafen Carl Magnus, oder vielmehr von deſſen erzſchlechten Bedienten, waren mishandelt, betrogen oder durch ungerechte Händel verarmt worden, eine Vergütung geworden ſey? Man wußte aber nicht ein Beyſpiel, daß ſo etwas je geſchehen ſey. Ich fragte ferner: wie denn die neue Regierung ihr Weſen triebe, und hörte, daß es größtentheils beym Alten geblieben ſey; daß jedoch es etwas beſſer herginge, als zu den Zeiten der kaiſerlichen Commiſſion, und vorher. — Gebeſſert war alſo im Grunde nicht viel, aber doch etwas: und das iſt allemal bey einer deſpotiſchen Regierung viel, gerade, weil es ſich gar ſelten zuträgt. Es heißt nicht umſonſt: „Betet für eure Obrigkeit: ſonſt möchte der Teufel ſie holen, und er dann ſelbſt kommen, euch zu regieren.“ —

Wohl nur uns, daß Frankreich einen ſo kräftigen Exorcismus wider dieſen wie jene anbringt, daß die anderthalb Millionen Republikaner, die wir nur noch vor ſechs Jahren in Europa zählten, ſeit der Zeit bis zu vierzig Millionen herangewachſen ſind, während indeſſen, ſeit eben der Zeit, die ſiebzig Millionen Monarchiſten bis auf dreyßig Millionen herabſanken — jene noch miteingerechnet, welche ſelbſt in Monarchien ſchon ſo eifrig republikaniſch ſind, daß nur ein Friedrich Wilhelm III. mit ſeiner humanen Gerechtigkeitsliebe ſie zurückhalten kann, dem Monarchismen nicht von ſelbſt zu entſagen. *)

---

*) Das angegebne Verhältniß, nach welchem die politiſche active, ſelbſtſtändige Menſchenzahl ſchon um zehn Millionen über die politiſch-paſſive, unterthänige in Europa hervorragt, giebt Winke, vor denen jetzt jeden Despoten und Viceteufel ſchaudern muß, welche mithin ihn oder vielmehr ſeine Helfershelfer auch etwas, wohl zur Beſinnung führen werden. Sonſt ſtehen Stürme zu befürchten, wie bey gehobnem Gleichgewichte der Atmoſphäre — Winde. Intelligenti pauca!

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Lezte Thaten unſers Rheingrafen.

Als die neufränkiſche Revolution ausbrach, wurden die Gegenden dort über dem Rhein ganz mit Emigranten angefüllt, und dieſe trieben ihr Weſen, wie ſo verdorbene Leute es konnten: dadurch aber wurden die Sitten der guten Pfälzer merklich verſchlimmert. Als ich 1793 dahin kam, war Alles anders geworden: die Bauern warfen mit franzöſiſchen Brocken um ſich, und die Bauerweiber und Bauermädchen wußten recht viel von den franzöſiſchen Herren aufzutiſchen. Faſt in jedem Dorfe hatten die noblen Männleins ihres Namens Gedächtniß geſtiftet, und hier und da Frauenzimmer verführt, welche ſonſt im beſten Rufe geſtanden waren. Man weiß ja ohnehin, daß das überrheiniſche Frauenzimmer eben nicht ſehr grauſam iſt. Auch unſer Rheingraf wurde damals von den Emigrirten häufig beſucht, und ſie lagen ihm an, für die gute Sache des franzöſiſchen Adels und der franzöſiſchen Prieſterſchaft den Degen zu ziehen, um ſo eher, da er Maréchal de Camp wäre. Allein Carl Magnus entſchuldigte ſich mit ſeinem hohen Alter: er zählte damals ſchon 74.

Im Jahre 1792 kam Cüſtine in jene Gegenden, und ſeine Emiſſarien, worunter Georg Forſter ſich am wirkſamſten zeigte, zwangen die Unterthanen aller dortigen Duodezmonarchen, die des Kurfürſten von der Pfalz allein ausgenommen, Freiheitsbäume zu errichten und die rothe Mütze einzuführen. Dieſes gelang ihnen meiſtentheils; und eben deswegen flüchteten die meiſten Adlichen und Grafen aus dem Lande, zumal jene, die ſich nichts Gutes bewußt waren.

Man rieth auch unſerm alten Grafen, ſich fortzumachen: er wollte aber nicht, und erklärte, daß ihm das neue Syſtem recht ſey, und daß er wünſche, ſeine Unterthanen, — ſo nannte er ſeine geweſenen noch immer, — mögten frey werden. Das ſchmeichelte ſeinem Stolz: denn ſo hatte er doch die Freude, daß die, welche Er nicht regieren ſollte, auch niemand anders regierte.

Als nachher die Emiſſarien des Cüſtine ſogar ihn ſelbſt angingen, daß er den Eid der

Freiheit und Gleichheit ſchwören ſollte, that er es recht gern, und ermahnte ſogar ſeine Kinder, ein Gleiches zu thun. Dieſe aber lieſſen es, und emigrirten, wofür denn Georg Forſter das Rheingräfliche Schloß zu Werrſtadt plündern ließ. — Georg Forſter war damals weit raſender, als ſelbſt die franzöſiſchen Freiheitsapoſteln. Doch, er kannte das dortige Herren-Weſen auch näher.

Nun wurde, freilich nur auf eine Zeitlang, die gräfliche Regierung ganz abgeſchafft, und alles nach einer gewiſſen Form eingerichtet, welche der Mainzer Convent vorgeſchrieben hatte.

Als hierauf, 1793 im Frühling, die Preuſſen in jene Gegenden eindrangen, ſtürzte das neue Syſtem um, und die alte Einrichtung kam wieder zum Vorſchein. Aber die armen Unterthanen wurden durch Fuhr- und Schanzdienſte, durch Requiſitionen und Lieferungen von jeder Art, durch Ordonnanzen und Einquartierungen gar ſehr mitgenommen. Und als hernach die Preußen über den Rhein zurück mußten, da ſtröhmten die Franzoſen wieder ein, und da wurde das Elend immer größer, indem bald

Kaiſerliche, bald Franzoſen jene Gegenden verwüſteten.

Unter dieſen unruhigen Umſtänden ſtarb endlich der Rheingraf **Carl Magnus** im Jahr 1795, nachdem er alles erfahren und überſtanden hatte, was das Schickſal Hartes und Bitteres hat; und da er ſelbſt an allem, was ihm widerfuhr, Schuld war: ſo mußte ſeine Lage noch trauriger ſeyn, als ſie geweſen ſeyn würde, wenn ihn unverſchuldete Uebel getroffen hätten.

Das Unglück wollte, daß er einen Herrnhuteriſchen Vater hatte, und einen ſchlechten Hofmeiſter; daß alſo ſeine Erziehung erbärmlich ausfiel, ſeine Einſicht beſchränkt blieb, und ſeine Sinnlichkeit herrſchend ward, endlich über alle Gränzen des Rechts und der Pflicht hinaus. Dazu kamen ſchlechte Leute, die bei ſeiner Prachtliebe, ſeine Rathgeber in ſeiner Regierung und Verſchwendung wurden. Ohne dieſe hätte er immer ein erträglicher Regent werden können: denn im Ganzen genommen ſind die Regenten meiſt, wie ihre Lieblinge und ihre Rathgeber ſind. Sind dieſe ehrliche Leute: ſo iſt der Herr auch ehrlich; ſind dieſe hartherzig und Schurken: ſo iſt der Herr größtentheils eine Geißel ſeiner Unterthanen und der Spott des Auslandes. In der That, es gehört mehr als gemeines Genie, mehr als gemeine Kraft dazu, keine Lieblinge zu haben, oder ſich von ihnen nicht irre führen zu laſſen! Man frage einen Biſchofswerder, der zu Reichenbach, zum Wirrwarre für ganz Europa, Preußens Intereſſe ſchwinden ließ, nebſt Wöllner und Conſorten.

Nach Briefen, welche ich ſeit meiner Zurückkunft aus Frankreich von Freunden und einſichtigen Männern überm Rhein her erhalten habe, wünſchten die Bewohner jener Gegenden ſchon lange, daß ihre Länder in Zukunft ein Anhang der franzöſiſchen Republik werden mögten: denn von Deutſchland her ſey für ſie nun und nimmermehr eine Rettung abzuſehen. — Dieſer Wunſch iſt jezt erreicht: und ſo kann aus der Pfalz am Rhein und den dazu gehörigen Ländereien ein Departement werden, welches gewiß keinem der 83 Departementer der Republik das geringſte nachgeben wird. Wer wollte den guten Leuten das auch nicht gönnen, wie auch, daß ſie ſich bald wieder erholen und für ihre ſo mannigfaltigen Drangſale einen guten Erſaz genießen mögen! Die Zeit wird es dann auch ſchon geben, daß ſie ſamt und ſonders geſcheuter und klüger werden, ihren Dünkel, ihre Thorheiten, ihre Poſſen, ihre Intoleranz, ihren Glauben an Sympathie, Hexen, Kobolde und viele andere Poſſen und Fratzen fahren laſſen.. Denn um eine gute Regierung zu haben, muß man ſich ſelbſt gut regieren können. *)

Zum Beſchluß dieſer Schrift will ich recht herzlich wünſchen, daß ſie gute Früchte tragen möge. Auf ganz groſe Herren habe ich dabey eben nicht gerechnet, ob gleich auch dieſe hier und da eine heilſame Lektion für ſich daraus nehmen könnten. Aber ſo ganz groſe Herren handeln größtentheils, wenigſtens nach ihren Prätenſionen, recht; und wenn ſie auch erweislich unrecht handeln: ſo wagt es keiner, ihnen das zu ſagen; und wenn ja dann und wann dieſer oder jener ſo was von ihren Unthaten in die Welt hinein ſchreibt, wie Riem und Rebmann:

---

*) Qui iſtis bene imperabitur, qui male ſibi imperant! Vopiſcus in Aureliano C. 7. — Daß aber Viele bloß male thun, liegt in den meiſten Gegenden mehr an den Regierenden, als an den Regierten. Man leſe die Vorrede zu der Sammlung erbaulicher Gedichte für die politiſchen Vampyrs, S. XXI. u. f.

ſo haben ſie immer Einige um ſich herum, denen daran liegt, daß ihr Auguſtiſſimus oder Sereniſſimus ja nicht erfahre, daß man ſie und ihr Unweſen tadelt, ſo daß gar nicht zu hoffen ſteht, ſie werden ſo was zu Geſicht bekommen. *) Alſo auf ganz groſſe Herren habe ich bey meinem Büchlein nicht gerechnet.

Es giebt aber kleinere Herren, die wohl Büchlein zu ſehen bekommen, wie das meinige iſt; oder ſollten ſie auch ſelbſt ſo träge ſeyn, danach zu fragen: ſo giebt es Andere, denen aus Schadenfreude oder aus Spottſucht daran liegt, daß ſie erfahren, wie man ſie und ihres Gleichen darſtellt. Ich rechne alſo ſo halb und halb darauf, daß wenigſtens einige kleine Herren, ich meyne Fürſten im Duodezformat, Grafen und Adliche, und dann beſonders die Diener dieſer Herren, als Geheimräthe, mit dem Titel Excel-

---

*) Daß alles das ſehr unrecht iſt, und die nachtheiligſten Folgen haben kann, hat Archenholzens Minerva daraus bewieſen: daß die franzöſiſche Regierung die Vorſchläge eben der deutſchen Schriftſteller jezt beym Friedensſchluß benuzet, von denen die Herren in Deutſchland zu ſtolz waren, Notiz zu nehmen. — Und durch eben dieſe Camera obſcura der Hofleute wächſt das Publikum ihren Herren über den Kopf. —

Excellenz *) Hofräthe, Kammerräthe, Archivräthe, Lehnräthe, Amtleute und wie ſonſt die Herren und Herrlein alle heißen, dieſes Buch in die Hand nehmen, und wegen ſeines für ſie gewiß ſehr lehrreichen, wenn gleich nicht ſanſt auffallenden Inhaltes auch leſen werden. Es iſt ja obendrein auch ſo geſchrieben, daß es ſich leſen läßt, wenigſtens ſo gut, als manche Ritter- und Geiſtergeſchichte, und wohl noch beſſer, indeß ohne Ruhm zu ſagen, wie ſich das von ſelbſt verſteht.

Aber beym Leſen allein mögen ſie — bitt' ich — es nicht bewenden laſſen, ſondern auch bedenken, daß die Strafe verdorbener, ſchlechter Menſchen, wie der Schurken, Betrüger und Schwächlinge niemals ausbleibt. — Und wird dann meine Schrift den Nutzen ſtiften, daß ein einziger, auch noch ſo kleiner, Duodezſtaat in Deutſchland von Despotie und Unterdrückung befreiet würde, oder auch nur Erleichterung erhielte: ſo gehörte dieſelbe unter

---

*) Jeder Geheimerath eines winzigen Fürſten z. B. des von Braunfels läßt ſich Excellenz tituliren: Königliche Geheime-Räthe nicht!

die guten Schriften des Jahrhunderts. Und dieſes wünſche ich herzlich.

Sollte aber meine Erwartung in dieſer Rückſicht zu hoch geſpannt ſeyn: ſo bitte ich jeden Recenſenten, dem das Wohl ſeiner Mitmenſchen befördern zu helfen, mehr am Herzen liegt, als durch erkünſteltete Wortklauberey ſeinem Schriftſteller den Vorrang abzugewinnen, genau zu zuſehen: Ob dieſe Schrift wohl dazu geeignet ſey, daß man ſie für Schulbibliotheken, als einen Wegweiſer zur Ordnung und Vorſicht im geſellſchaftlichen Leben, allen jungen Leuten empfehlen könne. Politiſche und moraliſche Maximen ſind wenigſtens genug darin aufgeſtellt; und die Befolgung oder Nichtbefolgung derſelben, denk' ich, ſind nach Grund und Folge ſelbſt ſo ins Handeln verflochten, daß es jungen Leuten leicht werden wird, einen anſchaulichen Begriff davon einzuſammeln, und durch den motivirten Ueberblick der Begebenheiten von Aufang bis zu Ende eben ſo wohl vor ähnlicher Handlungs-Art zurück geſchreckt zu werden, als die nöthige Vorſicht zu lernen, mit der man Menſchen und Geſchäfte von der beſchriebenen Art, als kluger Mann, behandeln muß. Dadurch erſpahrt man das theure Lehrgeld, das ſo Mancher für das Klug-werden durch Schaden, oft ſo bitter-hoch entrichtet.

Ende.

Verbeſſerung der Druckfehler.

Seite	1	Zeile	7:	für gut.
—	7	—	19:	auf ſich hatte.
—	19	—	21:	zuviel, ihren.
—	21	—	5:	Herrnhuter.
—	63	—	9:	die auch zu.
—	[illegible]	—	10:	an der Wand.
—	77	—	2:	Schütz; und ſo überall für Schutz.
—	78	—	7:	Geheimerath.
—	80	—	22:	Schaffner Schütz.
—	91	—	8:	dadurch.
—	92	—	21:	auf der Stelle — Sie ſezten ſich.
—	119	—	10:	vereitelt werden.
—	129	—	19:	Nicht lange, ſo.
—	142	—	24:	Favoriten.
—	153	—	24:	ſonſt im Groſſen trieb.
—	159	—	3.	der Kuchen.
—	162	—	11:	Als ich am.
—	167	—	16:	Fabel; und ſo überall.
—	176	—	23:	hatte lernen.
—	213	—	10:	ſtecken, die
—	241	—	6:	in Wetzlar iſt; und.
—	279	—	9:	derer, die.
—	281	—	9:	Commiſſion.
—	286	—	5:	ſchwur.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Faſten-Reſſource.

Herausgegeben
von
Laukhard und Dornenſieg.

Halle, gedruckt bey Joh. Chr. Hendel.
1800.

Vom Urſprung der Faſten,

ſtatt einer Vorrede.

Der Urſprung des religiöſen oder freywilligen Faſtens verliert ſich in das graueſte Alterthum, und wenn uns ſchon ältere und neuere Lehrer der chriſtlichen Kirche, oder chriſtliche Pfaffen weiß machen wollen, Faſten ſey ein gar heiliges Ding, ſo kann doch der Kenner der Geſchichte nicht anders ſagen, als daß es einen gar häßlichen Urſprung habe und aus einer äuſſerſt abgeſchmackten und dummen Vorſtellung herkomme. Ich will hier nur ſo im Vorbeygehn bemerken, daß ſehr viele Lehren der chriſtlichen Sektenreligion aus heidniſchen Fratzen abſtammen, und daß mancher ſich ſchämen würde, ſeinen anders denkenden Bruder gewiſſer Ideen wegen zu verketzern und zu verdammen, wenn er wüßte, daß eben dieſe Ideen ſich auf alte morgenländiſche Grillen ſtützen, die gerade ſo viel werth ſind, als das Mährchen von der Mutter Gans.

Doch wieder zum Faſten. In Orient hatten einige ſogenannte Weiſe oder Philoſophen — wie's denn überhaupt unter den Philoſophen gar poſſirliche Vögel giebt — den tollen Gedanken, daß die Materie der Welt von einem böſen Geiſt erſchaffen ſey, daß folglich auch der Körper des Menſchen dieſem garſtigen Dämon ſeinen Urſprung verdankte. Dieſer böſe

Geiſt war aber kein Geſchöpf, ſondern ein für ſich beſtehendes ewiges und fürchterlich mächtiges Weſen, welchem der gute Geiſt, oder die Lichtquelle, wie er auch genannt wird, nichts anhaben könnte. Um aber doch zu zeigen, daß er nicht umſonſt da ſey, ſchuf der gute Geiſt den Geiſt des Menſchen, und verband ihn mit dem vom böſen Geiſt erſchaffenen und mit einer thieriſchen Seele begabten menſchlichen Leib. Nun beſtand der Menſch aus zwey Subſtanzen, welche zwey allmächtige aber unter ſich ewige Kriege führende Weſen zu Urhebern hatten.

Die Philoſophen, welche dieſe herrliche Sachen entdeckten, waren leider auch die Oberprieſter bey einigen orientaliſchen Völkern, beſonders bey dem mächtigſten derſelben, den Perſern. Nun gings los: denn die löbliche Philoſophie mußte ſich doch auch an der Sektenlehre zeigen. Da hieß es denn: der böſe Geiſ — unſer nachmaliger Mosjeh Teufel, den aber doc der pfaffiſche Aberwitz zu einer obgleich durchaus böſen mit Gott in ewiger Fehde befaßten Creatur gemacht hat — alſo der böſe Geiſt hat den Körper gemacht, wollen wir nun, wie es unſre Schuldigkeit iſt dem guten Geiſt, mit welchem wir dereinſt ſollen vereiniget werden, einen Gefallen thun, ſo müſſen wi das Geſchöpf des Gott ſey bey uns auf alle nur erſinnliche Art hunzen und ſchabernacken.

Wodurch kann man aber den Körper mehr quälen als durch Hunger? Wer alſo ein wahrer Schüler de

me

morgenländiſchen Weisheit ſeyn wollte, der faſtete bis zum Schwarzwerden, und nur das Aeuſſerſte der unangenehmen Empfindung des Hungers zwang den Selbſtverläugner, Speiſe zu nehmen.

Die Juden lernten in dem babyloniſchen Gefängniß, oder doch um jene Zeiten den böſen Geiſt auch kennen, formeten ihren neuen Satan daraus — denn der ältere jüdiſche Satan iſt ein ganz andrer Kerl — und führten das Faſten unter ſich auch ein, als das kräftigſte Mittel, dieſen fatalen Gaſt ſich vom Hals zu ſchaffen.

Jeſus und ſeine Schüler, freilich weiſer und beſſer als jene orientaliſche Philoſophen, und als alle jüdiſche Sylbenſtecher, waren doch entweder aus Klugheit oder aus wirklicher Ueberzeugung, immer noch Anhänger, oder wenigſtens keine Gegner mehrerer alten Vorurtheile. Sie ließen daher den Satan, wie er war, und gaben zu, daß ihre Anhänger faſteten, um das Fleiſch zu züchtigen und zu bändigen, ob ich gleich beynahe überzeugt bin, daß ſie das Faſten nicht zu einem Grundartikel ihrer Lehre gemacht haben.

Aber das geſchahe doch gar bald: denn ſchon im zweyten Jahrhundert nach Chriſti Geburt findet man häufigere Faſttage, worunter das vierzigtägige Faſten vor Oſtern das vornehmſte iſt. Der Herr Jeſus, heißt es, hat vierzig Tage in der Wüſte gefaſtet, und hat alsdann den Teufel beſiegt, alſo muß auch jeder Chriſt vierzig Tage vor Oſtern faſten, damit er dem Teufel beſiegen könne. Alles war ſo ein Räſonnement nach Pfaffen Art.

Andre Chriſten, die man aber Ketzer nennt, glaubten auch, daß man den Leib kaſteien müßte, aber nicht durch Faſten, ſondern durch alle Arten von Ausſchweifungen, durch Freſſen, Saufen, Huren und Buben. Dieſe Ketzerey oder Philoſophie, wie man will, ſcheint noch zu unſrer Zeit ihre Anhänger zu haben.

Aber es blieb nicht beym Räſonniren: denn bald feindeten ſich die Chriſten einander an, und erregten Verfolgung, und ſiehe da, das Faſten war eine Haupturſache dieſes Unheils. Ein ſtolzer Römiſcher Biſchof, Victor, verbannte die ganze Aſiatiſche Kirche, weil ſie ſich unterſtanden hatte, ihren Gliedern zu erlauben, einmal in den großen Faſten ein Bißchen Hammelfleiſch zu eſſen. Ich übergehe andre Poſſen dieſer Art, womit die Kirchengeſchichte bis zum Eke angefüllt iſt.

Die Mönchsmoral erhob die Faſten zum Rang der allerbeſten Werke, womit der Menſch Gott gefallen kann: um aber doch nicht zu ſtreng zu ſeyn, verboten ſie bloß das Fleiſcheſſen an gewiſſen Tagen, d doch in der alten Kirche nicht nur das Fleiſcheſſen ſondern überhaupt das Satteſſen verboten war. Hierin waren alſo die neuern Mönche etwas laxer un nachgiebiger, als ihre Vorfahren, die alten Philoſ

phe

phen, Juden und chriſtlichen Sittenprediger der alten Kirche.

In der Proteſtantiſchen Kirche hat man alle freiwillige religiöſe Faſten abgeſtellt; — denn unfreiwilliges Faſten findet leider! auch bey den Proteſtanten oft genug ſtatt — doch herrſcht hier und da noch die Gewohnheit am Bußtage und am Charfreytage zu faſten, das heißt, vor vier oder fünf Uhr des Abends ganz und gar nichts zu eſſen, z. B. im Erbachiſchen wo ſogar das Vieh am Charfreytage kein Futter bekommt.

In der Römiſchen Kirche aber ſind die Faſttage durchs ganze Jahr und die vierzigtägige Faſtenzeit geblieben, doch macht der Pabſt gewöhnlich die großen Faſten dadurch erträglich, daß er an mehreren Tagen erlaubt, Fleiſch zu eſſen. Uebrigens bemerke man, daß der reiche Katholik niemals beſſer iſſet und trinkt, als gerade am Faſttag, und wer ein Benediktiner Kloſter beſuchen will, der thue es an einem Faſttage: denn an ſolchen Tagen wird allemal der beſte Wein aufgetiſcht.

Die Geiſterſeher, Wahrſager, Schatzgräber und andre Inſekten der Finſterniß, pflegen auch ſich zu ihren hohen Geheimniſſen durch Faſten vorzubereiten.

Uebrigens aber ſind die Faſtenſpeiſen, Fiſche, Mehlſpeiſen u. dergl. ſchwer zu verdauen, verderben, nach dem Urtheil eines großen Arztes, den Magen und verſtopfen die Gedärme, wenn man ſie nämlich oft oder gar eine Zeit lang beſtändig ißt: thut man das aber nur alle Woche ein Mal, ſo ſind ſie unſchädlich.

Ob unſre Faſtenſpeiſen, wovon wir heute unſern Leſern das erſte Gerichtchen auftiſchen, verdaulich oder unverdaulich ſind, ob unſre Gäſte über Verſtopfungen oder Durchfall klagen werden, wiſſen wir nicht; doch hoffen wir, daß niemand uns als Sudelköche anklagen ſoll.

Laukhard.

Der Glaube an Geiſtererſcheinungen iſt heutiges Tages in unſern Gegenden, und beſonders in unſerm aufgeklärten Halle, ſo ſehr verſchwunden, daß ſich nicht leicht ein Großmütterchen finden wird, die nicht in die Erzählungen ihrer Aeltermutter, an welche ſie in ihrer Jugend ſteif und feſt glaubte, einiges Mißtrauen ſetzen ſollte. Ob man nicht etwa zu weit gegangen ſey, ob man nicht mit dieſem mit Religion ſo feſt verwebten Glauben auch zuvie von derſelben weggeworfen habe, dies zu unterſ chen, würde dem in der Ankündigung gegebene Verſprechen geradezu entgegen ſeyn.

Es ſey mir aber erlaubt, unter den vielen Beiſpielen von dem Guten, das jener Glaube ſtiftete, — und die Geſchichte unſrer ehrwürdigen Vorfahren, die darauf exemplariſch lebten und ſtarben, iſt voll davon — ein neueres hier vorzulegen.

Auf einer Reiſe in Weſtphalen führte mich in der ſpäten Abenddämmerung einer ſchönen Juniusnacht mein Weg auf eine Stadt, bey deſſen etwa eine halbe Viertelſtunde davon entlegenem Kirchhofe ich vorbeireiten mußte. Da mir bekannt war, daß der über den Kirchhof führende Fußſteig näher zur Stadt ſey, ſo übergab ich dem Boten, den ich bey mir hatte, mein Pferd, und ſchlug den Fußſteig ein, um ſo mehr, da ich, wie mehrere von meiner Gemüthsart, immer gern auf Kirchhöfen gewandelt bin. — Hier ſah ich eine rührende Scene. Zwiſchen zwei Gräbern lag ein Jüngling mit gefalteten Händen. Er war ſo tief in ſeinen Gedanken und ſeinem Selbſtgeſpräch verſunken, daß er meine Anweſenheit nicht bemerkte. Ungeachtet der Dämmerung erkannte ich ihn ſogleich.

Er war im ſechſten Jahre Wayſe geworden, jetzt ungefähr achtzehn Jahr alt, war auf einem entfernten Gymnaſio geweſen, vor einigen Tagen nach ſeiner Vaterſtadt zurückgekommen, und ſollte nun, wie ich nachher erfuhr, den folgenden Tag auf die Univerſität nach Halle gehen. Das ziemlich anſehnliche Vermögen, welches er beſaß, ſchützte ihn nicht vor Kränkungen mancherley Art.

Verfolgte ich meinen Weg noch zwei Schritte weiter, ſo mußte er mich bemerken, und ich hatte von ſeinem Selbſtgeſpräch ſchon zu viel gehört, als daß ich, ſo ein abgeſagter Feind alles Lauſchens ich auch bin —, und daß Lauſchen nicht hübſch ſey, darin ſtimmt der größte Theil der Halliſchen Schönen mit mir überein — ihm nicht ferner hätte zuhören ſollen, um ſo mehr, da ich ihn ſonſt in ſeinen ſeligen Empfindungen hätte ſtören müſſen.

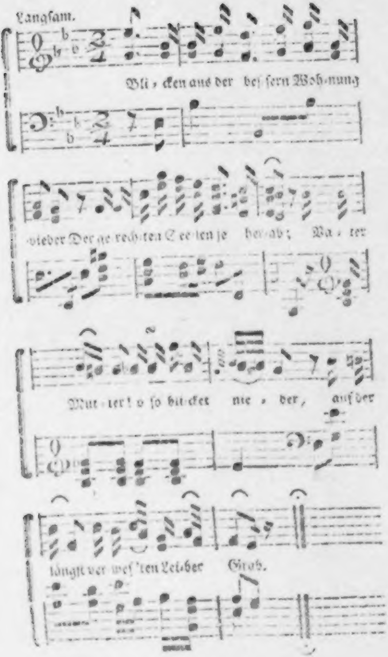
Ich ſtelle ſie den Leſern in nachſtehendem Gedicht dar, wenn es gleich unmöglich iſt, bei denſelben den Eindruck zu bewirken, welchen die Scene auf mich machte — die unbeſchreiblich ſüße Wehmuth hervorzulocken, mit der ſie mich erfüllte. —

Am Grabe der Eltern.

Blicken aus der beſſern Wohnung wieder
  Der Gerechten Seelen je herab:
Vater! Mutter! o ſo blicket nieder
  Auf der längſt verweſ'ten Leiber Grab,

Wo Eur Sohn, dem, da er kaum Euch kannte,
  Euch der Tod entriß, jetzt niederſinkt,
Welcher ſtets von Sehnſucht nach Euch brannte,
  Hier dem Jammer nun ein Opfer bringt.

Schüchtern riß das Moos von manchem grauen
  Eingeſunknen Grabſtein meine Hand,
Bis ich Eure Namen eingehauen
  Wehmuthsvoll in dieſen Steinen fand.


Langſam.
Bli- cken aus der beſ- ſern Woh- nung
wieder der ge- rech- ten Seelen je her- ab; Va- ter
Mut- ter! o ſo bli- cket nie- der, auf der
längſt ver- weſ'ten Lei- ber Grab.

Und nun lieg ich hier. — O meine Theuren!
Nähme doch der Gottesacker ſchon
Auf in ſeinen ſanften Schooß auch Euren
Tief gebeugten Ruh bedürft'gen Sohn!

Aber iſt des Jünglings Wunſch vergebens;
O ſo ſeys die Bitte nicht, daß Ihr
In Geſtalten Eures Erdenlebens,
Selge Geiſter, ſchwebet her zu mir!

Warum hüllt in einen dichten Schleier
Ein der Mond ſein blaſſes Angeſicht?
Gönnt der traurigen Gedächtnißfeyer
Er jetzt ſeine Gegenwart mir nicht?

Was umſäuſelt mich? — Ihr Unſichtbaren,
Seyd Ihrs oder täuſcht mein Wunſch mich nur?
Nein, nicht Täuſchung iſts! Im wunderbaren
Schauer fühl' ichs, der mich jetzt durchfuhr.

O mein Vater! meine Mutter! höret!
Knieend, wo im Frieden Eur Gebein
Lange ruht, auf dieſer Stäte ſchwöret
Euer Sohn, auch Euer werth zu ſeyn.

Ihr umſchwebt mich: der Gedanke gebe
Neue Kräfte mir; denn ſchwach bin ich!
Leb ich Euer unwerth, ſo durchbebe
Eures Zorns ein Schreckensſchauer mich!

Unterdeß wall' ich von Euch geleitet
Ein durch Leiden, bis den Leib zur Gruft,
Die den Geiſt zum Himmel vorbereitet,
Einſt der Herr des Himmels zu ſich ruft.

Als mein junger Freund geendet hatte, ſtand er haſtig auf und ging fort. Langſam ſchlich ich ihm nach, und nahm mir vor, ihn den folgenden Morgen zu beſuchen; aber er war ſchon abgereiſet. Vier Jahre nachher habe ich ihn geſprochen. Sein unbeſcholtener Lebenswandel, ſeine Häuslichkeit, ſeine Schwermuth hatten ihn in Halle beliebt gemacht, und wenn es mir gleich nicht erlaubt iſt, ſeinen Namen zu nennen, ſo glaube ich doch, daß vielleicht einige Leſer und Leſerinnen den liebenswürdigen Schwärmer an einigen Zügen erkennen, und ſich ſeiner mit Vergnügen erinnern.

Der junge Mann war ſeinen frommen Vorſätzen treu geblieben, aber auch dem Glauben, daß die Geiſter ſeiner Eltern ihn umſchwebt hätten. Wer hätte wohl ſo grauſam ſeyn können, ihm dieſen ſchönen Glauben nehmen zu wollen?

Dornenſteg.

Schreiben eines reiſenden Otaheiters an ſeinen Freund.

— — — Du weißt, daß ich mit dem Schiffe Caſem von unſrer glücklichen Inſel abfuhr. Es war nach Portsmuth beſtimmt, aber beym Einlaufen in dieſen Hafen begegnete ihm grad der Satyr, ein Schiff, das nach Deutſchland abging und mit Waaren, beſonders für die Leipziger Meſſe, beladen war. Von Leipzig hatte ich ſchon manches gehört, und da doch noch keiner unſrer Landsleute nach Deutſchland gekommen war, ſo reſolvirte ich mich kurz und ging mit dahin ab.

Es iſt unmöglich Dir zu beſchreiben, wie mir zu Muthe war, als ich ans Land ſtieg. Du haſt ſo gut wie ich vieles von der Lebensart und den Sitten der Europäer gehört; aber Du ſollteſt das Weſen nur ſelbſt mit anſehen! Alles war mir neu. Hätte ich Dir gleich nach dem erſten Eindrucke, den die Nation, an deren Küſte ich landete, auf mich machte, eine Beſchreibung gegeben, ſo würde ich mich wahrſcheinlich derſelben Ungerechtigkeit gegen ſie ſchuldig gemacht haben, welche die meiſten der reiſenden Europäer gegen uns und unſre Nachbaren begehen. — So nennen ſie z. B. wenn ſie an irgend einem Vorgebürge ein paar Menſchengeſichter geſehen haben, dieſe die platt- oder ſtumpfnaſige Nation, eine andere die mit aufgeworfenen Lippen u. ſ. w. und geben Eigenheiten einer oder einiger Perſonen für Eigenheiten eines ganzen Volks, für Nationalcharakter aus. Wenn ich nun, weil ich wirklich, da ich aufs feſte Land kam, mehrere lange Ohren, die ſich bey meiner Erſcheinung noch um ein Großes verlängerte, erblickte, deswegen die ganze Nation die langohrige, oder, wie ich durch ein

Ländchen reiſete, (mich dünkt: ſie nannten es das Gothaiſche) und die Leute mich großentheils durch Gläſer betrachteten, dieſe die Blödſichtigen nennen wollte, ſo thäte ich doch offenbar Unrecht; denn wenn es gleich wirklich in Gotha einige Blödſichtige z. B. einen R... und andere geben mag, ſo giebt es doch auch daſelbſt und in der Nachbarſchaft ſehr helle Augen, namentlich die eines Sternſehers, der ſeines Gleichen ſucht, und den deßwegen vorm Jahre ein andrer ziemlich weit davon entfernt wohnender berühmter Sternſeher eines weſtlichen Volkes, das jetzt viel Aufſehen macht, beſuchte.

Die Menſchen werden hier, wie bey uns in zwey Geſchlechter eingetheilt, das männliche und das weibliche. Letzteres wird auch das ſchöne genannt, und die einundſiebzigjährige Mamſell Y. wird ſchon wiſſen mit welchem Rechte. Auch habe ich nichts dabey zu erinnern, und geſtehe daß die Weiblein, die ich in der Straße ſehe, wo ich wohne, mir allerdings ſehr hübſch vorkommen. Einige behaupten zwar noch ein drittes Geſchlecht und nennen es (Hermaphroditen) Leute beyderley Geſchlechts; ich kann aber noch nicht recht daran glauben, und dächte, wenn ſie durchaus drey Geſchlechter haben wollen, — denn die Zahl 3 geht ihnen hier über alles, wie bey uns die 0, das Bild der Sonne; doch fangen auch hier Einige z. B. Herr Fichte an die 0 vorzuziehen — — daß ſie beſſer thäten, die Geſchlechter wie in ihren Sprachlehren einzutheilen. Da haben ſie Wörter, die männlichen, andere die weiblichen, und noch andere, die keinerley Geſchlechts ſind. Wenigſtens glaube ich, daß manches menſchenähnliche Weſen, mit einem Buttermilchsgeſicht und in Mannskleider geſteckt, nicht zu den Mannsperſonen gezählt werden dürfe. Hingegen gibt es auch ſolche bärtige Perſonen in weiblicher Kleidung, mit einem Bierbaß und heldenmäßigen Anſtand, daß man billig an ihrer Weiblichkeit zweifeln ſollte.

Von allem, was mir in dieſem Lande aufgefallen iſt, Dir Nachricht zu geben, iſt mir nicht möglich: ich müßte ſonſt ganze Bände ſchreiben. Du mußt vorlieb nehmen mit dem, was mir ſo eben in den Sinn kommt.

Auf meiner Reiſe nach Leipzig paſſirte ich auch Halle, wo es mir auſſerordentlich wohl gefiel. Ich logirte im goldnen Löwen und wurde da ſehr gut behandelt, nicht geprellt, wie es in manchen Gaſthöfen in hieſiger Gegend geſchehen ſoll und wie es einem meiner Freunde, dem Herrn Baron v. E... begegnete, der mich in den Gaſthof nöthigte, wo er abgetreten war. Er hatte ſeine Gemahlin und eine Geſellſchafterin bey ſich: wir ſpeiſten des Abends zuſammen, und das Hauptgericht war ein Kalbsbraten, wahrſcheinlich noch etwas älter als das Kalb, von dem er genommen war. Dabey tranken wir eine Flaſche von einem gewiſſen ſauern Getränk, das der

Wirth gotteslästerlicherweiſe alten Franzwein nannte. Am folgenden Morgen wurden ſechs hohle Hände voll braunes Waſſer getrunken, — die Damen ließen ſich zu ihrem mitgebrachten Thee heißes Waſſer geben — und nun mußte Herr von E... für dies und was ſein Kutſcher und zwei Iſabellen verzehrt hatten ein Beil, vier Meſſer und ſechs Nägel erlegen*).

Uebrigens iſt durch die öffentliche Anſtalt, Poſt genannt, das Reiſen hier ſehr bequem. Wenn man in heitern Sommertagen mit der ordinären Poſt reiſet, ſo iſt es eine wahre Luſt; nur bei Regen, Hagel, Sturm, oder in einem harten Winter iſt es auf dem ordinären Poſtwagen gar nicht luſtig, und es iſt noch nicht lange her, daß ein junger, feiner Mann auf der Reiſe von Halle nach Leipzig eins der weſentlichſten Gliedmaßen erfror, welches nun, da ſeine heißliebende Frau, die wohl Gefrornes im Sommer, aber nichts Erfrornes leiden mag, einen Eheſcheidungsproceß veranlaßt hat. Man will eine Menge ähnlicher Beiſpiele haben, und wenn dieſes gegründet iſt, ſo muß ich mich wundern, warum man

---

*) Dies würde nach dem erzheltiſchen Cours ausmachen, 1 Beil . . 5 Thlr.
4 Meſſer . . 4 —
6 Nägel . . — — 6 Gr.
Summa 9 Thlr. 6 Gr.

Dies wäre freilich geprellt! aber die Angabe iſt auch nicht ganz richtig. Ich weiß von guter Hand, daß die Herren auch noch zwei irdene Pfeifen gebraucht haben.
A. d. H.

man nicht hier, wie in andern Ländern, bedeckte Poſtwagen anſchafft. Koſten würde es freilich etwas; aber die Koſten würden auch bald aufgebracht ſeyn, da jeder Reiſende doch gewiß lieber eine Stecknadel*) für die Meile mehr ausgeben, als — ſich dem Zorn der Damen ausſetzen würde.

Eine andere löbliche öffentliche Anſtalt iſt die Straßenerleuchtung. Sollteſt Du je hieher kommen, ſo wirſt Du dich gewiß darüber freuen. Denn Du kannſt hier zur Neumondszeit im Winter, wenn es ſternhell iſt, und Du Eulenaugen haſt, ganz ſicher auf den Straßen gehen. Indeſſen kann's nicht ſchaden, wenn Du jemand mitnimmſt, der ein paar Schritte vor Dir hergeht und, nach den Umſtänden, Dir zuruft: Aufgeſchaut, hier iſt ellenhohes Eis, oder: hier iſt ein zwei Fuß breiter Graben. Beſonders aber will ich Dir rathen, abends nicht über den Markt bei der Kirche herzugehen, weil es da nicht recht geheuer iſt, und ſich leibhaftige Geſpenſter dort aufhalten ſollen. Man ſagt, daß mancher junge Held, der ſich an ſie gewagt hätte, in kurzem ſelbſt zum Geſpenſt geworden wäre. Zu wünſchen wäre es daher, daß, da bekanntlich die Geſpenſter das Licht ſcheuen, an ſolchen gefährlichen Oertern beſonders mehrere Lichter aufgeſteckt würden. — Vielleicht ſchreib ich Dir bald wieder.

Dein * *

Dornenſteg.

---

*) Sechſer.

Großes Elend aus Prophezeyungen.

Auf einer meiner Fahrten — ich habe dergleichen in meinem Leben gar viele gemacht, und aus der leidigen Erfahrung, der Lehrmeiſterin der Weiſen und der Thoren, endlich gelernt, daß bey dem vielen Herumfahren nichts herauskomme — alſo auf einer meiner Fahrten kam ich in ein Schwäbiſches Reichsſtädtchen. Es war Abend, und ich mußte daſelbſt übernachten. Im Wirthshauſe fand ich eine Geſellſchaft von mehrern Bürgern aus dem Städtchen, welche alle einem ſchon bejahrten Manne ſehr aufmerkſam zuhörten: ich höre auch gerne etwas Geſcheides, und ſetzte mich alſo in die Reihe der Horcher.

Nun gut, fing der bejahrte Mann an, weil Ihr es ſo haben wollt, will ich Euch noch ein Geſchichtchen erzählen, das Euch, wie ich hoffe, ſo gut unterhalten ſoll, als das Vorige*).

Auf meiner Wanderſchaft arbeitete ich in Augſpurg bey einem Glaſer-Meiſter, der viele Kundſchaft

---

*) Das Vorige handelte von einem gewiſſen Hauptmann von Capernaum, die Leſer dieſes Blattes ſollen es zu ſeiner Zeit auch haben.

ſchaft in der Stadt hatte: unter andern hatten wir immer viele Fenſterſcheiben bey einem reichen Advokaten einzuſetzen, weil Herr Linkum, ſo hieß der Advokat, allemal die Fenſter einſchmiß, wenn er einen Proceß verlohr, oder ſeinem Gegner nicht antworten konnte. Ich mußte immer in ſein Haus, die Fenſter zu repariren: fand aber allemal, wenn ich hinkam, eine gewiſſe alte Frau da, welche in der ganzen Stadt für eine Wahrſagerin angeſehen wurde, und ſich bey Hohen und Niedern mit Kartenſchlagen, Kaffeegießen, Halmenziehen, Bleyſchütten, Rauchfangen, Salzwäſſern, und wie die andern heilloſen Künſte dieſer Art noch mehr heißen, viel Geld verdiente. In Augſpurg war zwar das Wahrſagen in den Geſetzen verboten, aber die alte Frau Dünzel blieb doch unangefochten: denn alle vornehme Madamen, und alle vornehme Herren ließen ſich die gute Wahrheit von ihr ſagen.

Ja, ja, fiel dem Glaſer hier ein Schloßer in die Rede: es ging da wie bey uns: die Leute hatten zwar eine Polizey-Ordnung, aber keine Polizey.

So war es, fuhr der Glaſer fort. Die Frau Dünzel hatte, wie geſagt, ſtarken Verkehr im Hauſe des Advokaten Linkum, und ſtiftete da ein Unglück, das ich ſelbſt nicht glauben würde, wenn es ſich nicht zu meiner Zeit — ich blieb drey volle Jahre bei meinem Meiſter — und ſo zu ſagen unter meinen Augen zugetragen hätte.

Mär-

Madam Linkum war abſcheulich abergläubig, und unternahm nichts, ohne die Frau Dünzel um Rath zu fragen. Ihre Tochter war damals ein Mädchen von ſiebzehn Jahren, und da ſie ſchön und, was die Hauptſache iſt, ſehr reich war, ſo fehlte es nicht an jungen Leuten, welche auf Mamſel Julchen ihre Augen warfen, und ihre Abſichten deutlich genug erklärten. Einer und der andere von den Freyern gefiel dem Mädchen, dem Vater und der Mutter: allein Madam Dünzel war immer zuwider, und erklärte jedes Mal, daß Julchen unglücklich ſeyn würde, wenn ſie den oder den bekäme; der rechte Bräutigam ſey noch nicht erſchienen.

Jedermann in der Stadt wunderte ſich, daß ſo mancher wackere junge Mann von Julchens Eltern den Korb bekam. Die Leute ſteckten die Köpfe zuſammen, und riethen nach der Urſache dieſes ſonderbaren Betragens, erriethen ſie aber nicht. Da aber doch die Leute allemal errathen wollen, ſo oft ihnen etwas paradox vorkommt, ſo fielen ſie auf einen ganz ſeltſamen Gedanken. Es lebte damals ein Prinz aus einem hohen Hauſe in Augſpurg, welcher ſich mit ſeinem Bruder dem regierenden Fürſten entzweyt hatte, und nun auſſerhalb ſeinem Vaterland lebte. Dieſer Prinz beſuchte wegen Proceſſſachen, den Advokat Linkum zu Zeiten, und nun räſonnirten die Leute Mamſell Julchen ſey die Mätreſſe, oder wie man auch ſagte, die Matratze deſſelben. So war alſo das gute Mädchen in der ganzen Stadt verſchrien, ihre Freyer zogen ſich zurück, und ſie war auf dem Weg, eine alte Jungfer zu werden, wenn nicht Frau Dünzel dafür geſorgt hätte, daß ſie keine ward.

Es kam nämlich um dieſe Zeit ein Herr in Augſpurg an, welcher ſich in den vornehmſten Gaſthof einlogirte, und gleich den folgenden Tag Herrn Linkum beſuchte, um ihn in gewiſſen Geſchäften um Rath zu fragen. — Wer war denn der hübſche Herr, der heute früh bey Dir war? fragte Madam Linkum ihren Mann über dem Eſſen. „Ja, erwiederte dieſer, das war ein Cavalier aus Heſſen, ein Herr v. Nordeck: der iſt Dir abſcheulich reich, den ſein Geld mögt ich haben. Der hat mir Dokumente gewieſen, alle Wetter! Er hat einen Proceß, den ich für ihn führen ſoll, da werd ich was rechts verdienen.“

Bey den Worten Cavalier aus Heſſen, fiel der Dame ein, daß Frau Dünzel ſie verſichert hatte, ihr künft'ger Schwiegerſohn würde aus Heſſen kommen. Sie war alſo äußerſt begierig zu erfahren, ob Herr von Nordeck vielleicht der verheißene Bräutigam ihrer Tochter ſeyn mögte. Als er daher den folgenden Morgen wieder kam, machte ſie ſich auf ihres Mannes Stube etwas zu ſchaffen; Herr von Nordeck erwies ihr alle mögliche Artigkeiten, und betrug ſich ſo, daß die Dame von ihm ganz bezaubert ward. Da gerade einige Bauern vom Lande, welche ihr Geld nicht loszuwerden wußten, und es daher in eine Advokatentaſche werfen wollten, zu Herrn Linkkum kamen, ſo bat Madam den Fremden, mit ihr in den Garten zu gehen, bis ihr Mann ſeine Geſchäfte mit den Bauern abgethan haben würde. Willig ging Herr von Nordeck mit: ſie ſetzten ſich in eine Laube, und Madam lenkte das Geſpräch, ich weiß ſelbſt nicht wie, auf die Wahrſagerey.

„Das iſt alles nach meiner Meynung Larifari, ſagte Herr v Nordeck, ob ich gleich ſelbſt etwas davon erlebt habe, das mir ſehr ſonderbar vorkam, und mich gewißer Maaßen um meine Ruhe auf eine Zeitlang gebracht hat.“

„O erzählen Sie doch, fiel Madam Linkkum ein, bitte, bitte!“

„Herzlich gern, aber auslachen müſſen Sie mich nicht, erwiederte Herr v Nordeck. Als ich in Italien reiſete, ging ich zu Rom mit einem gewiſſen Ritter Albini bloß aus Spaß zu einer Wahrſagerin. Dieſe Frau erzählte mir meinen ganzen Lebenslauf ſo genau, daß ich ihn ſelbſt kaum ſo gut wußte. Endlich frage ich auch ſo aus Jux nach meiner zukünftigen Frau. Kommen Sie mit, ſagte die Wahrſagerin, und führte mich in ein Nebenzimmer, wo ſie mir befahl, in einen Spiegel zu ſchauen. Ja Madam, bei meiner Ehre, da ſah ich das ſchönſte Mädchen von der Welt, und konnte mich nicht ſatt ſe-

ſehen. Das Bild verſchwand, aber die Wahrſagerin verſicherte und ſchwur hoch und theuer, daß ich das Original dereinſt beſitzen würde. Ich konnte meine Empfindungen nicht unterdrücken: denn ich liebte das Schattenbild, und noch jetzt, — ich muß es nur geſtehn — behauptet es einen Platz in meinem Herzen. Sollte je das Original dieſes Phantoms mir vorkommen, ich würde es gewiß wieder kennen, und, ſollte es auch ein Mädchen aus einer Bauernhütte ſeyn, mich um ihren Beſitz bemühen.“

Herr v. Nordeck hatte kaum ſeine Erzählung geendiget, als Herr Linksum kam, und ihn mit ſich wegführte.

Madam Linksum ließ nun ſofort die Frau Dünzel kommen, und ſich von ihr die Karte ihrer Tochter wegen aufſchlagen. Ach Herr Jeh, Herr Jeh, was ſehe ich da, ſchrie Frau Dünzel hell auf; der Bräutigam von Mamſell Julchen iſt hier in der Stadt. Ach Herr Jeh, Herr Jeh! Sie haben ihn auch ſchon geſehen, liebes Madamchen, er war ſchon heute bey Ihnen.

Madam Linksum zweifelte nun im geringſten nicht mehr, daß Herr v. Nordeck ihrer Tochter vom Himmel beſtimmt ſey, und ging mit ihr abſichtlich deßwegen ſpazieren, damit der Heſſe ſie ſehen mögte, wenn ſie bey ſeinem Fenſter vorbeygingen. Kaum waren ſie wieder zu Hauſe, als Herr von Nordeck in ihr Zimmer ſtürzte, vor Julchen auf die Knie fiel, und in einer Art von Ekſtaſe ausrief: Ach Göttliche, finde ich Dich endlich! Geprieſen ſey mein Geſchick, das mich nach Augſpurg führte, wo die Sonne meines Herzens wohnt. In dieſem abgeſchmackten Ton ging es fort, und das Ende vom Liede war, daß die Mutter zufrieden war, daß der fremde Herr ihre Tochter liebte. Julchen hatte auch nicht viel einzuwenden: denn ſie hätte gern einen Mann gehabt, und wußte, daß ſie ohne die Genehmigung der Frau Dünzel nimmermehr einen bekommen würde. Der Vater, Herr Linksum, hielt den Herrn v. Nordeck für gewaltig reich, und da er, als Advokat, das Geld für das höchſte Gut, und das Reichſeyn für die höchſte Beſtimmung des Menſchen hielt, ſo konnte er natürlich ſich keinen ſchicklichern Bräutigam für ſeine liebe Tochter wünſchen, als eben den Herrn v. Nordeck.

Es ging daher auch alles raſch, und innerhalb acht Tagen waren Herr von Nordeck und Mamſell Julchen Brautleute.

Nun muß ich Euch doch auch ſagen, wer eigentlich dieſer Herr von Nordeck war. Er hieß Töffel Schlippert, und war ein geborner Augſpurger, ein natürlicher Sohn der Frau Dünzel. Schon in ſeiner frühen Jugend lief er davon, ging unter die Preuſſen, lief auch da weg: diente drauf den Sachſen, half in Leipzig einem Bedienten ſeinen Herrn beſtehlen, und legte ſich nun aufs Spielen, nachdem er auch von den Sachſen den Abſchied unter die Schuhſohlen genommen hatte. Er lernte bald alle Betrügerkünſte, mit Karten und Würfeln ſo gut, als ſie immer ein Induſtrieritter verſtehen mag. Nachdem er ſich hübſches Geld erworben hatte, fiel es ihm ein, ſeine Freunde in Augſpurg zu beſuchen: aber er fand niemand mehr, als Frau Dünzel. Dieſe rieth ihm, ſich nicht mehr unter ſeinem alten Namen zu produciren, niemand kenne ihn mehr in ganz Augſpurg, es würde ihm leicht ſeyn, als Edelmann aufzutreten, und ſich für ſehr reich auszugeben: ſie würde alsdann dafür ſorgen, daß er ein Mädchen von 50000 Thaler bekäme, und ferner als ein großer Herr leben könnte. So wollte ſie ihm ihren mütterlichen Segen ertheilen.

Moſjeh Schlippert zog heimlich von Augſpurg weg, begab ſich nach Strasburg, ſpielte und verfertigte ſich falſche Documente, oder ließ ſie ſich vielmehr von einem berüchtigten Notarius verfertigen, welcher ſchon manchem Schurken für Geld und gute Worte auf die Art aus der Verlegenheit geholfen hatte. Nach einiger Zeit kam er wieder nach Augſpurg, und ſpielte ſeine Rolle, wie wir wiſſen.

Die Hochzeit des Betrügers wurde mit allen nur möglichen Solennitäten vollzogen, und der Apotheker Lenz löſete bey dieſer Gelegenheit bloß für Brech- und Degeſtivpulver, zehn Thaler acht Groſchen, vier Pfennige.

Einige Monate hernach war es der Herr von Nordeck oder Herr Schlippert überdrüßig, bey ſeinen Schwiegereltern zu wohnen, und that ihnen den Vorſchlag, ſein Julchen mit ihm auf ſeine Güter in Heſſen ziehen zu laſſen: denn da wäre ſeine Gegenwart ſehr nöthig.

Herr Linkum, dem der große Aufwand, welchen ſeine Tochter als gnädige Frau, und ſeine Ehehälfte, als Mutter einer gnädigen Frau machten, gar nicht anſtund, willigte leicht ein, zahlte 10000 Thaler Mitgift, und ließ die jungen Leutchen ziehen.

Herr von Nordeck ging nach Frankfurt am Mayn, wo er eine glänzende Rolle ſpielte, und ſein altes Handwerk, das Spiel wieder betrieb. Er beſuchte die Bäder zu Wisbaden, Schlangenbad, Ems und Pyrmont, wo betrügeriſche Spieler immer einige Narren finden, die ſich von ihnen willig mit Kolben lauſen laſſen. So verdiente er vieles Geld.

Eines Tages aber befand er ſich in Bornheim in einem Hauſe, wo Spiel und niedrige Wolluſt getrieben wird. Ein Offizier von den Sachſen, den Schlippert nicht bemerkt hatte, betrachtete ihn eine Zeitlang, und donnerte ihn dann mit den Worten an: Schurke, Hallunke, wo kommſt denn du her? Die Geſellſchaft erſtaunte, aber der Offizier erzählte Schlipperts Lebenslauf, und behauptete, daß er in Leipzig einen beträchtlichen Diebſtahl begangen hätte und dann zum Henker gegangen ſey.

Schlippert widerlegte dieß alles mit Machtſprüchen, und verſprach alſobald Beweiſe ſeiner Unſchuld und ſeines ächten Adels zu bringen. Er ſetzte ſich alſo zu Pferde, und rief den aus den Fenſtern ihm nachlachenden Herren zu: in einer halben Stunde bin ich wieder da: aber dann fordre ich auch Satisfaction; ein Edelmann meiner Art darf ſich nicht ſo ſultiren laſſen. Aber er vergaß das Wiederkommen Denn kaum war er nach Frankfurt zurück, ſo packte er ſein Geld und ſeine Koſtbarkeiten zuſammen, und ſkiſſirte ſich noch ſelbigen Abend. Julchen war zu einer Luſtparthie, und merkte erſt am folgenden Tag die Entweichung ihres Herrn Gemals, deſſen Schurkenſtreiche ihr dann auch brühheiß und mit Kommentaren ausgeſchmückt durch dienſtbare Geiſter zugetragen wurden.

Julchen war alſo von allem entblößt, und gab ans Wolleben gewöhnt, verſchiedenen Herren Gehör, wovon einer ihr ein Präſent mit jener Galanterieunpäßlichkeit machte, welche man ſo unter uns mit ihrem rechten Namen die Luſtſeuche, oder die veneriſche Krankheit nennt. Julchens Schönheit verſchwand; ſie gebar ein Kind das, in Mutterleibe vergiftet, einige Stunden nach der Geburt ſtarb. Julchen wurde von ihrem harten Wirthe aus dem Hauſe geſtoßen: ein Penſionnär, der ſie in den Tagen ihrer Schönheit gekannt und benutzt hatte, nahm ſich ihrer an, und brachte ſie auf die Charite, wo ſie nach einer

Kur von fünf Monaten endlich genas. Sie verließ dieſe wohlthätige Anſtalt, und war auf einem Gange nach dem Thiergarten ſo glücklich, die Augen eines vornehmen Herrn, der viele königliche Gelder berechnete, auf ſich zu ziehen. Der Herr ging ihr nach, fand ſie endlich allein, redete ſie an, und erkundigte ſich nach ihrem Stand. Julchen erdichtete in aller Geſchwindigkeit eine Lebensbeſchreibung, welche dem Herrn wahrſcheinlich vorzukommen ſchien. Er ſchenkte ihr ein Goldſtück, und beſtellte ſie in ein Haus, welches Julchen eben nicht unbekannt war.

In kurzer Zeit befand ſich Julchen in recht glänzenden Umſtänden: ſie war wieder hübſch geworden, und der alte Finanzmann, ihr Liebhaber ſparte nichts, ihre Schönheit durch Putz zu erhöhen, und ihr alle Bequemlichkeiten zu verſchaffen. Er nahm ſie ſogar in ſein Haus auf, wo ſie unter der Firma einer weitläuftigen Verwandten eine Rolle ſpielte, und Julchen hätte völlig vergnügt ſeyn können, wenn ſie nicht an gewiſſe Realitäten gewöhnt geweſen wäre, die ſie bey ihrem alten abgemärkelten Liebhaber nicht fand. Sie nahm es daher nicht übel, daß rüſtige junge Offiziere ihr die Aufwartung machten: unter dieſen befand ſich ein Lieutenant, der alle Eigenſchaften hatte, die dem alten Finanzmann abgingen, ſonſt aber der liederlichſte Menſch der ganzen Garniſon war. Der Alte merkte nichts, aber jedermann lachte ihn aus, da das Geld, welches er dem ſchönen Julchen gab, größtentheils in die Börſe des liederlichen Lieutenants floß, der es dann in Saufgelagen, Bordellen und an Spieltiſchen wieder verpraßte.

Eines Tages früh kam der Lieutenant zu Julchen. Ich bin kaſſirt, ſchrie er, oder werde es ganz gewiß, wenn ich mich nicht fortmache. Vielleicht muß ich gar nach Spandau. Ich habe dieſe Nacht Farao geſpielt: mein Oberſt iſt dazu gekommen, und hat uns befohlen, ſogleich das Spiel zu laſſen, welches der König ſcharf verboten hat. Alle andre gingen fort; ich aber vom Wein erhitzt, und durch erlittenen großen Verluſt aufgebracht, blieb, und ſagte dem Oberſt Sottiſen. Er befahl mir, zu gehen, und drohte mir mit Arreſt. Ich zog den Degen. — Der Oberſt aber ſagte ganz kalt: ich habe mit dem Degen mit Ihnen nichts auszumachen: morgen früh aber ſprechen wir uns. Dahin ging er. Was iſt nun zu thun? Ich muß fort.

Julchen ward todtenblaß, aber der Lieutenant tröſtete ſie. Es iſt noch nichts verlohren, meine Theureſte, ſagte er, wir wollen flüchten: ich gehe in Kayſerliche Dienſte, und Sie gehen mit. Nehmen Sie Ihre Sachen zuſammen: Ihr Finanzrath iſt nach Potsdam verreiſet, und kommt erſt morgen zurück. Sie können ſeiner Schatulle auch noch zuſprechen.

Der Vorſchlag ward ausgeführt: Julchen beſtahl den Finanzrath, und nahm ihm 6000 Thaler aus ſeinem Pulte, worin königliche Gelder lagen. packte ihre Koſtbarkeiten zuſammen, und fuhr gegen Abend mit Extrapoſt aus Berlin.

Die Reiſe ging ſchnell vor ſich, und in wenigen Tagen kamen die beyden Verliebten in eine Stadt, wo ein berühmter Muſenſitz iſt. Um auszuruhen, logirten ſie ſich in einen Gaſthof: der Lieutenant ließ einen Juden kommen, kaufte von ihm einen vollſtändigen Anzug, und ließ ſich unter einem ganz fremden Namen in den Nachtzettel ſetzen.

Den andern Tag früh war er fort, und hatte alles Geld mitgenommen, welches Julchen aus dem Hauſe des Finanzrathes mitgenommen hatte. Julchen war nun abermals betrogen, und arm: doch hatte ſie noch eine goldne Uhr, einen mit guten Steinen beſetzten Ring, und einige andre Pretioſen. Dieſes alles verkaufte ſie nach und nach, und lebte davon. Endlich aber verſiegte dieſe Quelle, und Julchen fing an zu darben. Was war zu thun? Sie gab von der Noth gedrungen den Beredungen einer Makerelle nach, und bezog einen obſkuren Ort, wo der niedern Wolluſt gefröhnt wird.

An dieſem Orte wurde ſie von einem Berliner Herrn erkannt, als eine Diebin angegeben und eingeſteckt. Unter den Herren, welche ihre Verbrechen unterſuchten, war auch einer, der ehedem um ſie angehalten hatte. Er erkannte ſie und bat ſeine Collegen, ihn mit dieſer Perſon allein zu laſſen, er würde gewiß mehr entdecken, als ſie alle.

Julchen, welche ihren ehemaligen Freyer auch erkannte, beichtete alles, und wurde nun zu einer Zuchthausſtrafe von ſechs Monaten verdammt.

Inzwiſchen hatte ihr Vater die Entweichung ſeines Tochtermanns auch erfahren, und zog Erkundigung von ſeiner Tochter ein. Daß er nun hübſche Neuigkeiten erfahren habe, verſteht ſich von ſelbſt. Er ward raſend, und machte ſeiner Frau die bitterſten Vorwürfe wegen ihres Aberglaubens, und der übereilten Verheirathung ihres Kindes an einen Landſtreicher. In der Wuth ergriff er einen Hammer, womit Madam eben Zucker geklopft hatte, und verſetzte ihr einen Schlag auf den Kopf, daß ſie hinſtürzte, und todt zu ſeyn ſchien. Der Arzt, welcher herbey gerufen wurde, erklärte den Schlag für gefährlich, die Obrigkeit miſchte ſich darein, und ſetzte den Herrn Advokat feſt. Er mußte vierzehn Tage im Gefängniß zubringen, und kam nicht eher los, als bis er eine nahmhafte Kaution geſtellt hatte.

Madam Linkeum ſtarb nicht an ihrer Kopfwunde, wollte aber nach ihrer Geneſung einmal heimlich die Wahrſagerin beſuchen, welcher der Advokat den Tod gedrohet hatte, wenn ſie noch einmal ſeine Schwelle betreten würde. Es war Nacht und ſehr glatt auf der Straſſe: *) Madam ſtürzte in einen Rinnſtein, verſtauchte die Bruſt, und ſtarb einige Tage nachher am Blutſpeien.

Der Advokat, welcher ſein ganzes Unglück der alten Kartenſchlägerin zuſchrieb, begegnete dieſer einſt auf der Gaſſe, eben als er vom Rathhaus kam, wo er einen Proceß verlohren hatte. Bey ſolchen Zufällen war gar nicht gut mit ihm ſpaßen: er fiel die Alte mit Stockſchlägen an, ſchalt ſie eine Betrügerin, Fickfackerin und himmliſche Spitzbubenprophetin über die andere. Ein Geiſtlicher, der den Advokaten haßte, weil er in einer Schwängerungsſache einmal wider ihn gedient hatte, hörte die Ausfälle des Linksum wider die Prophetin, und brachte eine Klage wegen Blasphemie wider ihn an: ein andrer Advokat Schleicher nahm die alte Wahrſagerin in Schutz, und kurz und gut, der Advokat wurde ſo mit Proceſſen heimgeſucht, daß er in Jahresfriſt ein gemachter Bettler war.

Julchen war nun wieder vom Zuchthauſe herunter, und da eben zu derſelben Zeit ein Muſikant von jener Sorte, die im Lande herumfahren, und in den Kneipen aufſpielen, auch ſeiner Zuchthausſtrafe erledigt wurde, ſo machten beide gemeinſchaftliche Sache mit einander, und zogen mit Inſtrumenten im Lande herum. Der Muſiker ſpielte das Hackbret und Julchen die Harfe: beyde ſangen auch dazu, doch war Julchens Stimme, wegen der vielen Durchzüge, die ſie erlitten hatte, nicht mehr recht ſilberrein.

Der

---

*) Ohngefehr wie in Halle, wo die Straßenjungen mit Glantern auch alle Straſſen ſo abglatten, daß man immer in Gefahr iſt, hinzuſtürzen und den Hals oder einen Arm zu brechen.

Der Advokat Linkeum verließ ſeine Vaterſtadt, um bey einem Landedelmann den Oekonomen zu machen. Aber der Edelmann war ein närriſcher Kautz, welcher dem guten Advokaten das Leben ſo ſauer machte, daß er ſeinen Dienſt aufgeben mußte. Eben wie er mit dem Herrn zuſammen rechnete, trat Julchen und ihr Kompagnon herein, um dem gnädigen Herrn den Marſeiller Marſch vorzuſpielen. Linkeum erkannte ſeine Tochter, und dieſe ihren Vater. Erſt brach der Advokat in Schimpfen und Schelten, Julchen aber in Thränen und Heulen aus. Der Edelmann lachte anfangs über den Auftritt, und rief immer Hez, Hez! Endlich aber ward er des Dings überdrüßig, und jagte die ganze Geſellſchaft mit der Hezpeitſche fort.

Nun kams zu Erklärungen. Linkeum hörte von ſeiner Tochter, daß das Leben herumirrender Bierfiedler ein ganz allerliebſtes Schlaraffenleben ſey. Er entſchloß ſich beyzutreten, da er die Violine ſpielen konnte.

Nach der Zeit hat man Julchen, ihren Vater und mehrere Bierfiedler in Schwaben, Franken, Weſtphalen, ja ſogar in Holland und Dänemark herumlaufen ſehen, wo ſie aber jezt ſind, weiß ich nicht: wahrſcheinlich finden ſie nach und nach, ihr Ende in einer Dorfſchenke, oder in einem Stadtlazareth.

So endigte der Mann im Schwäbiſchen Reichsſtädtchen ſeine Erzählung, und ich war nicht böſe, ſie angehört zu haben, ob ich gleich keinen Beweis nöthig hatte, um mich zu überzeugen, daß die Wahrſager, Kartenſchläger, weiſe Frauen, Geiſterſeher, und anderes Geſindel dieſer Art an mannigfaltigem Elende Schuld ſind.

Laukhard.

Die Kindtaufe.

Am 14ten Merz 17.. wurde dem Kaufmann N. in H. wo, die lieben Weibchen ſehr fruchtbar ſind, zum ſechſten Mal ein Söhnchen geboren, worüber der gute Mann eine herzliche Freude hatte; denn, wiewohl er ſeit dem 12ten April bis zu Ende des Julius des vorhergehenden Jahres auf Reiſen geweſen war, und ob er gleich, troz einem Kaufmann in H., ſich aufs Rechnen, ſo gar aufs Doppeltrechnen, worin man doch auch hier nicht ganz unerfahren ſeyn ſoll, verſtand, ſo fiel es ihm doch nicht ein, ſeine ächte Vaterſchaft zu bezweifeln.

Er bat daher nach daſiger Sitte eine zahlreiche Gevatterſchaft zuſammen, und der Herr Paſtor wurde erſucht, das Kind im Hauſe zu taufen, und nebſt der Frau Paſtorin mit einer Taſſe Kaffe und einem Butterbrodt verlieb zu nehmen. Mit dieſen Ausdrücken pflegt man in H. zu Gaſtmählern einzuladen, wovon ſelten jemand — den lieben Paſtor und die liebe Frau Paſtorin nicht ausgenommen — anders als taumelnd zurückkehrt. Um drey Uhr Nachmittags war alſo die Geſellſchaft verſammelt, und es ſollte ſogleich, um nachher in der Schmauſerey und den Erzählungen alter, hundertmal gehörter Anekdoten, nicht geſtört zu werden, oder was die Damen betrifft, in der Beſichtigung dieſes oder jenes Kleidungsſtücks, oder im vertraulichen Raiſonniren über abweſende Freundinnen, (denn andere Unterhaltungen, L'hombre- oder Whiſtparthien kannte man dort nicht) die heilige Taufhandlung vorgenommen werden. Man ſchritt zum Werk, als Herr R. bemerkte, daß noch kein Waſſer zur Taufe vorhanden ſey. — Geſchwind, ein wenig Waſſer! rief er zur Thür hinaus, und unglücklicher Weiſe hatte das Hausmädchen alles in der Küche vorhanden geweſene Waſſer zum Kaffe verbraucht. Jetzt noch von dem entfernten Brunnen Waſſer zu holen war es zu ſpät, da ſie hörte, daß der Herr Paſtor ſchon mitten in ſeiner Rede begriffen war. Sie beſann ſich aber ſogleich, daß auf ihres Herrn Schlafzimmer noch eine Flaſche mit Waſſer ſtehe, wußte aber nicht, daß derſelbe auch eine Flaſche mit Schnaps zum Schlaftrunk daneben zu ſtellen pflegte, die er denn am folgenden Morgen ſonſt wieder wegnahm, welches er aber in ſeiner Vaterfreude dießmal zu thun vergeſſen hatte. In der Eil ergriff ſie die Flaſche mit Schnaps, goß dieſe in ein Waſchbecken, und brachte es, als eben ihr Herr zum zweyten Male rief, ins Gevatterzimmer. Die ganze Geſellſchaft war deß Schnapsgeruches ſchon ſo gewohnt, daß ſie den vorgegangenen Irrthum nicht bemerkte, und ſo wurde der kleine Junge unter dem Namen, Johann Friedrich, glücklich mit Schnaps getauft.

Um Mitternacht gieng die Geſellſchaft ziemlich bezecht aus einander; indeſſen war Herr R. nüchtern genug geblieben, um ſich beym Schlafengehen nach ſeiner geliebten Flaſche umzuſehen. Jetzt erinnerte er ſich erſt, daß er ſie bey der Waſſerbouteille hatte ſtehen laſſen, und ärgerte ſich nicht wenig, als er mit einem Schluck Waſſer vorlieb nehmen mußte. Doch ahnete ihm noch nicht, was vorgegangen war. Am folgenden Morgen aber, als er das Hausmädchen fragte: Wo hat Sie denn das gelaſſen, was in der andern Flaſche war? ich wollte Verſuche damit anſtellen, (denn ſo glaubte er ſeine Frage einrichten zu müſſen, wenn er ſich nicht als Schnapsliebhaber bloß geben wollte) ging ihm ein ſchreckliches Licht auf.

Schnell kleidete ſich der äuſſerſt beſtürzte, an die Kirchengebräuche ſehr ſtreng haltende Herr R. an, und eilte zum Paſtor. — Er ſchliefe noch, ſagte ihm eine Magd. — Kann nicht helfen, ich muß ihn ſprechen, antwortete er. — Nun ſo treten Sie dort hinein, erwiederte ſie, und Herr R. traf denn auch den Herrn Paſtor noch im Bette, und vor demſelben die deutlichſten Beweiſe, daß er Tags vorher ſatt gegeſſen und getrunken hatte.

„Ein Unglück! Herr Paſtor! Ein Unglück!“ Mit dieſen Worten weckte R. den ehrwürdigen Herrn, der im tiefſten Schlafe von keinem Unglück in der Welt etwas wußte.

„Was iſt denn? — Ein Unglück? Ich wüßte nicht. Das begegnet mir öfters, und ich befinde mich ganz wohl dabey.“ (Er dachte dabey nur an die Wirkung der dritten Bouteille Wein, die er ſich am Abend vorher gutwillig hatte aufnöthigen laſſen.)

„Ach, wohl ein Unglück! ſagte Herr N. Sie haben meinen Johann Friedrich mit Schnaps getauft: Sie müſſen ihn noch einmal mit Waſſer taufen.“

„Nein, lieber Freund, antwortete der Paſtor das geht nicht. Wir ſind keine Wiedertäufer. Seyn Sie darüber ganz ruhig. Wiſſen Sie denn nicht, wie die Schrift ſagt: Ich taufe euch mit Waſſer, es kommt aber einer nach mir, der wird euch mit Waſſer und Geiſt taufen ꝛc.“

Herr N. ging, wenn auch nicht überzeugt, doch ziemlich beruhigt, zu Hauſe.

Was wohl die Leſer von der Gültigkeit dieſer Taufe halten mögen? Und ob wohl das Konſiſtorium, wenn die Sache vor daſſelbe gebracht wäre, den Ausſpruch des Paſtors beſtätigt haben würde?

Dornenſteg.

Ka-

Kunigunde.

Es lebt' einmal in einer Stadt,
Wo man bis dieſe Stunde
Noch viel davon zu reden hat,
Die reiche Kunigunde;
Sie hatt' ein ungeheures Geld,
Es war faſt nicht zu zählen,
Und darum konnt's in neidſcher Welt
An Argwohn gar nicht fehlen.

Der Böſe trieb mit ihr ſein Spiel,
So ſagten arge Leute,
Behaupteten ganz dreiſt, ſie fiel
Ihm einſt gewiß zur Beute;
Doch die geglaubte Hexerey,
Blieb immer unerweislich;
Und Vetter Erbe meynt', ſie ſey
Fein ſparſam und fein häuslich.

Wenn Bettler um ein Stückchen Brodt
Vor ihre Thüre kamen,
So hieß es ſtets, ſtatt helf euch Gott!
Packt euch ins T . . . . . s Namen.
„Ihr Taugenichtſe könnt noch wohl
„Durch eure Hände leben;
„Das Brodt, das ich euch geben ſoll,
„Den Schweinen will ichs geben.“

Einſt lief ſie, ward bald blaß, bald blau,
Nichts konnte ſie bewegen —
Sie lief, für eine ſchwarze Sau
Den Trog voll Brod zu legen;
Doch wie erſchrak ſie, als ſie ſah
An ihrem lieben Thiere
Krepirungsangſt — jetzt lag es da
Und ſtreckte ſeine Viere.

Drauf als die Mitternacht begann
Hub in dem Schweineſtalle
Und dann im Haus ein Poltern an
Mit donnergleichem Schalle:
Es heulte drauſſen jämmerlich
Der Hofhund an der Kette,
Bald ſchnob und tobt' es fürchterlich
Vor Kunigundens Bette.

Sie ſah hervor, und ſah — o weh!
Ein Unthier ohne Gleichen:
Sie fluchete, ſie betete,
Umſonſt! es wollt' nicht weichen.
Geſtaltet war's wie eine Sau,
Schwarz, nur die Augen glühten,
Woraus auf die betäubte Frau
Viel hellen Funken ſprühten.

Zu gröſſerm Schrecken mußte ſie
Die Hinterfüße ſehen. —
Erbärmlich ächzte ſie, und ſchrie:
Nun iſt's um mich geſchehen!
„Heraus, heraus, du böſes Weib!
„Die ſchwarze Sau zu füttern.“
So ſchnobs, und ihren kalten Leib
Befiel ein Todeszittern.

„O weiche, weiche! Laß mich nun
„Mein Seelenheil bedenken;
„Ich will den Armen Gutes thun,
„Mein Hab und Gut verſchenken.
„Zehn Thaler will ich monatlich —
„Zum wenigſten zehn Gulden —
„Alljährlich — ſpenden; zwar muß ich
„Den Hungertod erdulden.“

So ſprach ſie, und im Augenblick
War das Geſpenſt verſchwunden;
Da reut' ihr Wort — o käms zurück! —
Da reut' es Kunigunden.
„Zehn Gulden? ach ich arme Frau,
„Wo wollt' ich die bekommen!
„Alljährlich? aber ſo genau
„Wird's doch wohl nicht genommen.“

Indeſſen ward fürs erſte Jahr
Bezahlt; und nun nicht länger,
Sprach ſie, mach' ich mir graue Haar
Um nackte Müſſiggänger.
Das andre Jahr verſtrich — es fand
Ein Pater ſich, der Geiſter
Zu bannen aus dem Grund verſtand,
Als ein erfahrner Meiſter.

Der fing nun an beherzt genug
Das Spuckding zu citiren;
Und als des Nachts es zwölfe ſchlug,
Da knarreten die Thüren, —
Es flogen um des Hauſes Dach
Drey Raben und drey Eulen,
Und, gleich als käm der jüngſte Tag,
War in der Luft ein Heulen.

Von Pferdefüßen wild beſtampft
Hört man die Steine krachen;
Und jetzt erſchien es, dick umdampft,
Die Hölle trugs im Rachen.
Brr! ſchrie der Pater, ſage mir,
Was haſt Du hie zu ſchaffen?
Da grunzt' es gräßlich: nichts mit Dir
Was kümmr' ich mich um Pfaffen!

Drob zürnete der Pater ſehr,
Doch folgt' er ſeiner Weiſe,
Schlug Kreutze, zog rings um es her
Mit Kreide ſchnell drey Kreiſe;
Dann murmelt' er: Krambambuli,
Und mehr dergleichen Worte;
Am Schluß der Formel ſagt' er: nie
Kommſt Du von dieſem Orte.

Das meynt' er wol, allein da that's
Nach zwey mißlungnen Sprüngen
Noch einen rechten Teufels Satz,
Und der mußt' ihm gelingen.
Auf Kunigunden ſprang es zu,
Eh' ſie ſichs noch verſehen,
Behend genug in einem Nu
Den Hals ihr umzudrehen.

Seit hundert Jahren iſt ſie todt;
Doch ſoll ſie noch zu Zeiten
Auf einer ſchwarzen Sau mit Brodt
In feur'ger Schnautze reiten;
Sie wirft dann weit um ſich herum
Aus Bettelſäcken Brocken;
Auch hört man ſie: Kimkum, kimkum,
Die Schweine oftmals locken.

Dornenſteg.

Rieſenſchritte.

Nur erſt vor Kurzem trat, wie wir erfahren,
Von Mehreren der Hochgelahrten-Zunft
Aus ihren Kinderjahren die Vernunft: —
Wie? Wär ſie denn jetzt in den Schl....ljahren?

Dornenſteg.

* * *

Am dritten dieſes Monats erhielt ich durch ein junges hübſches Mädchen, welches ſich aber ſogleich wieder entfernte, einen Brief, welcher von Sauflingen datirt, und Joſt Kilian Stoßvogel unterſchrieben iſt. Der Inhalt des Briefs war frappant, und gern würde ich dem Herrn Joſt Kilian Stoßvogel geantwortet haben, wenn ich wüßte, wo Sauflingen läge: denn dieſen Namen habe ich in keinem Buche, wo man die Namen der Städte, Dörfer und anderer Oerter zu ſuchen hat, auffinden können. Da aber der Herr Joſt Kilian Stoßvogel ein eifriger Leſer dieſes Blatts iſt, wie er ſelbſt ſagt, ſo will ich die Antwort auf ſein Schreiben hier einrücken, welche vielleicht unſern übrigen Leſern auch keine lange Weile machen wird.

Mein Herr Joſt Kilian Stoßvogel,

Von Ihrem Anerbieten, ſatyriſche Aufſätze für unſre Faſtenſpeiſen zu liefern, kann ich durchaus keinen Gebrauch machen, und Herr Dornenſteg, dem ich Ihren Brief vorgezeigt habe, denkt in dieſem Stück gerade wie ich. Das Bißchen Satyre, welches ich hie und da in meinen Schriften angebracht habe, hat mir nicht wenig geſchadet: man hat zwar darüber gelacht, ſich mitunter ſogar gekützelt, aber doch den Verfaſſer heimlich und öffentlich geneckt, ſeine Fehler geſucht aufzudecken, und nach Möglichkeit zu vermehren, kurz man ſtieß mir einen Stein, wo man nur wußte und konnte. Da reute es mich dann, ſtatt mich ſelbſt zu ſtudieren, und meine eignen Fehler zu beſſern, andrer Leute Schwächen, Dummheiten und Bocksſtreiche ausgeſpähet, und oft feiner, oft gröber, gerügt zu haben, und entſchloß mich, fernerhin niemand mehr auf dieſe Art zu nahe zu treten. Mögen die Leute machen, was ſie wollen, ich werde mich nicht darum bekümmern, und recht froh ſeyn, wenn ſie mich nur hübſch in Ruhe laſſen.

Aber dieß iſt nicht die einzige Urſache, mein Herr Joſt Kilian Stoßvogel, warum wir von Ihren ſatyriſchen Beyträgen keinen Gebrauch machen können, wenn nämlich alle Ihre Aufſätze von der Art ſind, wie der war, den Sie mir zugeſchickt haben. Laſſen Sie uns dieſen Aufſatz ein wenig näher betrachten, und Sie werden ſelbſt finden, wenn Sie in Ihre Arbeit nicht zu ſehr verliebt ſind, daß ich Recht habe.

Dreißig Meilen von Halle wohnte, ſagen Sie, eine äuſſerſt lächerliche Perſonnage, genannt Hauptmann von Capernaum.

Da die Kaſtenſpeiſen zunächſt für das Halliſche Publikum beſtimmt ſind, ſo frage ich Sie, was dieſem

ſem an einem geitzigen Filz liegen kann, der dreißig Meilen von Halle wohnt?

Man hat dem Menſchen, den Sie mir beſchrieben haben, und der ehedem ein Pferdehändler oder Roßkamm geweſen ſeyn ſoll, den Beynamen, Hauptmann von Capernaum gegeben. Er trägt, ſagen Sie, noch jetzt die Uniform eines Grafen, deſſen Stallmeiſter er ehemals war, und reitet ſtets auf einem Knochengerippe von Gaul, daher dieſer Ekelname.

Hören Sie, mein Herr Joſt Kilian Stoßvogel, die Herren oder die Narren, dreißig Meilen von Halle, haben ſehr unrecht gethan, dem geweſenen Roßkamm, der die Stallmeiſter-Uniform eines Grafen noch trägt, und auf einer Schindmähre reitet, den Zunamen, Hauptmann von Capernaum, zu geben.

Der Hauptmann von Capernaum, von dem eine kleine Nachricht im Evangelium vorkommt, war nach eben dieſer Nachricht, ein ſehr ehrlicher braver Mann, den nichts weniger plagte, als der Geitz. Er nahm ſich ſeines nothleidenden Untergebenen ſehr großmüthig an, that eine Reiſe zu Jeſu, dem er die Kraft zuſchrieb, dem Armen zu helfen, und betrug ſich gegen dieſen ungemein anſtändig. Der Römiſche Centurio oder Hauptmann, würde manchen Offizier unſrer Zeit beſchämen, unter welchen es manche giebt, die ſich um ihre Pferde und Jagdhunde mehr bekümmern, als um ihre Soldaten.

Es war alſo ſehr unrecht, mein Herr Joſt Kilian Stoßvogel, daß der Name Hauptmann von Kapernaum, zum Ekelnamen gemacht, und einem Niederträchtigen wie Ihr Exſtallmeiſter eines Grafen, dreißig Meilen von Halle, gegeben wird.

Das Gemälde, welches Sie von dieſem Menſchen entwerfen, iſt nichts weniger, als ſchicklich zur Satyre: es empört und verurſacht Magendrücken: denn es iſt das Bild eines niedrigen Geizhalſes, gegen den die Geiſel der Satyre durchaus nicht darf angebracht werden.

Er iſt aber 100000 Thaler reich, und lebt wie ein Bettler: er kocht bey Torf ſeine Kartoffeln, handelt und feilſcht um einen Pfennig um einen alten Käs, trägt ſein Gemüs ſelbſt in eigner Perſon vom Markte nach Hauſe, zieht jedem, der für ihn arbeitet, etwas von dem ausbedungnen Lohn ab, geht ſelbſt für einige Groſchen botenweiſe, borgt ſeine Kapitalien zu ſechs Procent aus, und läßt ſich von ſeinen Schuldnern füttern und tränken, ſammelt den Unrath auf den Gaſſen und in den Straßenwinkeln, trägt ihn nach Hauſe, und verkauft ihn nachher an Gärtner und Bauern: wenn er krank iſt, ſo bezahlt er weder Arzt noch Apotheker, verſpricht aber beyden, ſie dereinſt in ſeinem Teſtament zu bedenken: aber die Herren ſind mit dieſen Verſprechungen nicht zufrieden, und prellen den reichen Filz ſo nach ihrer Art oft recht meiſterhaft.

Glauben Sie denn, mein Herr Joſt Kilian Stoßvogel, daß Züge dieſer Art, ſich zur Satyre ſchicken, oder daß unſer Halliſches Publikum, welches immer mehr ſeinen Geſchmack verfeinert, an dergleichen ekelhaften Gemälden und niederträchtigen Charaktern Gefallen finden könne?

Behalten Sie alſo Ihren reichen filzigen Exſtallmeiſter und Roßkamm: vielleicht ſchreibt bald jemand ein Wochenblatt für Wachtſtuben, Branteweinskneipen, Spinnſtuben und Parduzlöcher; dem ſchicken Sie dann ihre ſogenannten ſatyriſche Aufſätze zu, und Sie werden aller Wahrſcheinlichkeit nach vielen Dank verdienen. Leben Sie indeſſen recht wohl, und leſen Sie in Zukunft unſre Faſtenſpeiſen fleißig; vielleicht finden Sie Aufſätze, die Ihnen behagen.

Laukhard.

Der gefallene Jüngling.

Mel. Wie ſie ſo ſanft ruhn ꝛc.

Den Strahl, o Ruh! — nicht den, der wie Morgenroth
Vom Angeſicht des Lieblinges wiederſchien,
Noch der den Regenbogen hinzog,
Wenn ſich erquickende Wehmuth ausgoß —

Den Deiner ſchwächſten, welcher des Leidenden
Gewölktes Auge röthet im Thränenthau,
Den nur gewähr mir, die Du mein warſt,
Unwiederbringliche! Ruhe! Ruhe!

Wie war ich glücklich, ehe das Knabenherz,
Dem Tempel einſt, dem Taumel ich weyhete!
Oft weint' ich da, von heil'ger Rührung
Schauern durchdrungen, und ach! — nun nicht mehr.

Im Abgrund ſahſt Du Fülle der Seligkeit,
Befriedigung, mein Aug'! dem Unſterblichen:
Du blickteſt hin, und unerſättlich
Sogſt Du, getäuſchtes, den ſüßen Gifttrank.

Um Thränen fleh' ich. — Sind ſie mir einſt gewährt,
Dann ſollſt Du büßen, Auge, den Frevelblick,
Bis ſie, gemiſcht im Todesſchweiße,
Auf der erbleichenden Wang' verrinnen.

Dornenſteg.

Wer kann Mißbräuche entdecken.

Daß überall Mißbräuche ſtatt finden, welche man mit geringer Mühe, oder auch mit größerer, abſtellen könne, und müſſe, iſt eine Sache die niemand leugnen wird. Aber man muß ſie auch kennen, wie wollte man ſie ſonſt abſchaffen? Nun fragt es ſich: wer kann Mißbräuche aufdecken, ſie nach ihren Urſachen und Wirkungen darſtellen, und die rechten Mittel, ſie abzuſtellen, angeben?

Ich glaube, daß dieſe Frage leicht zu beantworten ſey. Niemand kann dieß thun, als ein Sachverſtändiger. Wenn ſich ein Profeſſor der Theologie oder der Rechte, der NB. nur ſein Fach verſteht, ſich mit der Verbeſſerung des Fuhrweſens bey der Armee abgeben wollte, oder wenn ein General Anſchläge geben wollte, wie die theologiſchen Lehrſtunden beſſer einzurichten ſeyen, ſo würde das jedem ſehr ſpaniſch vorkommen. Warum? Weil dieſe Männer von Sachen ſchwätzten, die nicht in ihr Fach einſchlügen. Was ich jetzt geſagt habe, giebt mir jeder hoffentlich zu, ſo im Allgemeinen nämlich, aber in der Anwendung auf einzelne Fälle ſcheinen nicht alle und jede die allgemeine Wahrheit gelten zu laſſen.

Einer unſrer guten Bürger, ein einſichtiger bra
ver Mann ſchrieb ein ſehr leſenswürdiges Buch übe
die Mißbräuche der Handwerker, worin er einige —
denn hätte er alle mitnehmen wollen, ſo hätte er ei
Werk in Folio, ſo groß wie die allergrößte Waiſen
häuſer Bibel machen müſſen — alſo nur einige ſeh
auffallende Mißbräuche anzeigte, und die Mittel z
ihrer Abſtellung und Verbeſſerung angab. Das Buc
gefiel vielen ſehr wichtigen Männern, ſelbſt unſer
guten König, dem Gott einen guten Tag gebe! De
Herzog von Braunſchweig und andre hohe Perſone
beehrten den Verfaſſer mit eigenhändigen ſehr gnäd
gen und herablaſſenden Schreiben, worin ſie ſein U
ternehmen billigen und loben, und den Verfaſſer
fernern patriotiſchen Unternehmungen dieſer Art au
muntern.

Aber nicht alle ſchienen ſo zu denken: denn
habe ſelbſt ſchon einige Urtheile über die genan
Schrift gehört, die ziemlich ſchief ausfielen. Wa
aber vielleicht die Urtheilenden Grützköpfe, oder hä
ſche Menſchen? Nein, das waren Sie nicht; ſie v
ſtanden ſelbſt die Sache, ſie haben den Ruhm redlic
mittheilender Leute, und konnten doch über ein gut
meintes und ſehr lobenswürdiges Unternehmen ſch
urtheilen.

Ich verſtehe nicht, woher dieſes ſo komm
Sollte aber einer oder der andere Leſer dieſes Bla
dieſe Frage aufzulöſen wiſſen, ſo bitte ich ihn,

ſeine Gedanken darüber bekannt zu machen. Ich verſpreche, wenn er es ſonſt erlaube, ſie durch dieſes Blatt unſerm lieben Publikum bekannt zu machen.

Laukhard.

Ein Wort über die Kommersſpiele.

Nichts kann dem Mittelſtande — von den höhern Ständen rede ich nicht; die mögen ſelbſt zuſehen — mehr ſchädlich ſeyn, als das Spielen um Geld, zumal wenn man Hazardſpiele um Geld ſpielt. Aber womit ſoll man ſich denn die Zeit vertreiben, wird mancher fragen, wenn man Sonntags oder ſonſt Abends in der Woche ſich bey einem Glas Bier von ſeiner Arbeit erholen will? Durch Geſpräche? — Je nun; aber finde ich denn immer jemand, mit dem ich mich unterhalten kann? Spricht doch mancher, ſonſt auch kluge und wackere Mann gerade wie der ärgſte Firlefanz, wenn er zu Biere kommt? Und endlich, will man denn immer ſchwätzen?

Ein Spielchen iſt folglich noch das Einzige, was man in manchen Geſellſchaften der lange Weile entgegen ſetzen kann: aber welche Art Spiele. Hazardſpiele ſind einmal verboten, und ſind obendrein ſehr ſchädlich, leeren den Beutel, und verſcheuchen alle Munterkeit aus der Seele. Dieſes wiſſen unſre

Hallenſer recht gut, ſie haben daher auch längſt — wenigſtens der größte Theil der Hallenſer — die Spiele um Geld abgeſchafft, und ſpielen nur Geſellſchaftsſpiele um eine Bouteille Bier oder Breyhan. Wie ſchön iſt es nicht, daß man jezt auf den Kellern, der Mallje, und an andern öffentlichen Oertern, wo weiland Würfelſpiel, Grobhaus, Onze et demi, Schniedebank, Kauf la bete, a la Boule und dergl. graſſirten, nur noch Daus und Daus, Mariage unter Narren, und die neue Fahrt ſpielen ſieht? Allemal iſt die ſpielende Geſellſchaft auſſerordentlich munter: denn es wird bloß und im eigentlichen Verſtand, zum Zeitvertreib geſpielt. Die genannten Kommersſpiele ſind übrigens nichts weniger, als leicht, und erfordern allemal mehr Nachdenken und Aufmerkſamkeit, als jedes Hazardſpiel. Man muß ſchon großes Unglück haben, wenn man zwey oder drey Groſchen verſpielt, oder nach Spieler Ausdruck, vier oder ſechs Mallen bekommt, meiſtens verſpielt niemand einen Heller, und die Geſellſchaft ſteht ſo munter auf, als ſie ſich niederſezte, ohne Aerger und ohne Rauſch, wie es vielleicht geſchehen wäre, wenn ſich die Herren bloß am Trunk erholet hätten.

So gehet es in Halle. In andern Städten iſt man noch nicht ſo klug, und der wenig bemittelte Bürger, ſpielt da noch immer Grobhaus, Onze et demi und a la Boule.

Laukhard.

* * *

Ein Wollkrämpler in einer gewiſſen Stadt, wollte heirathen. Der Paſtor fragte ihn, in welcher Qualität er aufgeboten seyn wollte. Bieten ſie mich auf, antwortete er, als Seiner Fürſtlichen Durchlaucht bey Dero Tuchfabrik wohlbeſtallten Krämpler, Reiſer, Streicher und Spinner, wie auch Schlauch- und Stopſelmacher. So gar ein Wollkrämpler ſuchte Etwas in langen Titeln; wer kann es nun andern Herren verdenken, wenn ſie ellenlange Titel ihren Namen anhängen?

Laukhard.

Schreiben eines reiſenden Otaheiters
an
ſeinen Freund.

— — Anſtatt daß ſich bey uns die Menſchen wenig über die mittlere Größe erheben, giebt es hier ſehr große und ſehr winzig kleine Menſchen, ſo wohl dem Leibe als dem Geiſt oder der Seele nach, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, was Dir aber ſchwerlich-verſtändlich ſeyn wird. Sieh! hier glauben die Leute nicht, wie bey uns, daß der Menſch aus einem Stück geſchaffen ſey, ſondern ſie ſagen, er beſtünde aus zwey ganz verſchiedenen Weſen, einem unhandgreiflichen und einem handgreiflichen, aus Seele und Leib, und haben über das Verhältniß derſelben zu einander gar mancherley und mitunter gar ſeltſame Meynungen. Mögen Sie glauben was ſie wollen, (wie einmal einer ihrer Könige ſagte, der aber ihre handgreiflichen Weſen ſehr gut zu exerciren wußte, ſtatt daß einem andern, der ſich viel mit den unhandgreiflichen abgab, es gar nicht gelingen wollte); indeſſen dünkt mich, thäten ſie doch klüger, wenn ſie die Sache wie wir, und ihre ſogenannte Seele wie den Spiritus anſähen, den ſie aus ihrem Korn und anderem

Getreide gar künſtlich herauszuziehen wiſſen, und der nach Stand und Würden deſſen der ihn trinkt, beym Bauer Brantwein, beym Bürger Schnaps, bey Leuten, die für fein gelten wollen, Aquavit oder Liqueur heißt.

Alſo, wie geſagt, man theilt hier den Menſchen in Seele und Leib. Wie und womit letzterer genährt und gepflegt werde, mag jeder ſelbſt zuſehen, und damit hat denn auch der größte Theil ſeine liebe Noth, weil man hier an Speiſe, Trank, Kleidung u. ſ. f. ſo viel Bedürfniſſe hat, daß die Beſtreitungskoſten derſelben für einen Tag hinreichend wären unſer einen auf unſrer glücklichen Inſel eine ganze Woche zu ernähren. Für die Seele aber iſt das Futter beſonders dazu beſtellten Leuten anvertraut, die es denn manchmal gar ſehr mager austheilen: öfters hat es einen Kohlgeſchmack, und ſchlafbefördernde Eigenſchaften. Selten bekommt es man ganz rein und die Seelenfutterinſpectoren miſchen noch ſo allerley hinzu, daß es ungenießbar wird. Dieſe Leute gehen alle ganz ſchwarz gekleidet: warum, kann ich nicht ſagen, da ſchwarz doch die Farbe der Finſterniß iſt und nicht wohl zum Sinnbild der Erleuchtung, die doch eigentlich ihre Sache ſeyn ſoll, dienen kann. Uebrigens ſind nicht alle die ſchwarz gekleidet gehen, Seelenverſorger, denn es giebt ihrer auch, die einem beym Coucher im hölzernen Schlafrock die Aufwartung machen, und dem Leibe ſein Recht anthun,

thun, — vor deren Dienſtleiſtung, ſo lieb und wehrt ſie mir ſonſt auch ſind, mich Gott noch lange in Gnaden bewahren wolle; — ſondern über der ſchwarzen Kleidung müſſen noch zwey weiße Läppchen herunterhängen, doch können's auch ſchwarze mit einem weißen Saume ſeyn; und in der That ſind die, welche ich von letzterer Art geſehen habe, reichlich ſo viel wehrt, als ein paar Dutzend von erſterer, von welcher ich Dir ein Paar zum Andenken ſchicke. Hebe ſie ja recht ſorgfältig auf, denn von den Lippen des Mannes der ſie trug, ging die weiſe Warnung, ja keine — Faſtenſpeiſen zu genießen, weil ſie Bauchgrimmen verurſachten.

Alſo in den Läppchen ſteckt's eigentlich: ohne dieſe können ſie nichts Rechtes machen. Sonſt würde alles was ſie vornehmen, z. B. wenn ſie einem Kinde den Kopf waſchen, nichts mehr helfen, als das Proſit, Wohlbekomms, oder Gotthelf, das man hier oft hört, wenn man einmal nieſet.

Die ſchwarzen Männer ſind übrigens gewöhnlich ſehr gutmüthige Leute und haben, um in unſrer otaheitiſchen Sprache zu reden, mehr von der Schafs- als Löwennatur an ſich. Von erſterer haben ſie auch ihr Sinnbild, welches auf den Nürnbergiſchen Dukaten, wenn man ihrer nämlich einen Beutel voll beſitzt, gar lieblich anzuſchauen iſt. Doch giebt's auch einige von Drachenart, die Feuer und

Flammen ſpeyen, und vor hundert — oder auch nur vor zwanzig Jahren war es ſehr gefährlich, ihnen nahe zu kommen. Jetzt iſt's aber ſo ſchlimm nicht mehr, ich weiß es aus Erfahrung; denn ich ſtand ſelbſt einmal im Feuer eines ſolchen Drachen, aber es hat mir kein Härchen verſengt.

Bey dem Worte Härchen, fällt mir ein, daß hier die Leute mit den Haaren mancherley Unfug treiben. Daß ſie guter Freunde Haare in Ringen tragen, verdenke ich ihnen gar nicht, weil ſich die Haare und alſo auch das Andenken an die Freunde lange erhalten, und ich trage ſelbſt einen ſolchen Ring. Aber die ſchwarzen Männer größtentheils, und auch ſonſt Andere, ſchneiden ihre Haare ab, und laſſen ſich von andern Anderer — Gott weiß welcher, vielleicht Spitzbuben, Haare ein Geflechte machen, mit Mehl beſtreuen, und ſo auf den Kopf ſetzen. In dem Mehl mag auch wohl viel Verſtand ſtecken, wenigſtens ſcheinen es die zu glauben, die recht viel in ihren Atzeln (wie ſie's hier nennen) hineinſtreuen laſſen. Es kam mir recht ſchnackiſch vor, als ich einen ſolchen Atzelmann neulich einmal beym Nebel — weiß der Himmel, ob er in ſeinem Kopfe oder vor ſeinen Augen lag — hinpurzeln und ſo nach dem Haargeflechte ſuchen ſah. Die mehreſten Männer aus andern Ständen behalten jedoch ihr eigenes Haar, und die es nicht thun, thun es auch nur, weil es auffallend ſeyn würde, wenn ſie eine ehemalige Sitte, oder wie ſie's hier nennen, Mode, nicht beyhehleiten, und thun daran auch ganz Recht. Die jungen Leute laſſen ſich ihre Haare auf mancherley Art hin und herkratzen, doch ſiehts nicht unnatürlich aus. Dagegen pflegen jetzt manche Frauenzimmer anderer Leute Haare zu tragen, und haben denn einen Kopf ſo kraus, ſo kraus! — o meine Timma, du mein Mädchen! ich denke dich mir jetzt, wenn du aus dem bebüſchten O-weihmahl ach über die lange Wieſe zu mir ellteſt, indeß ein laues Morgenlüftchen dein wallendes Haar trocknete, wenn du dann an meinen Buſen ſankſt, und mit dem ſeidenen Haar das Amen meines Morgengebets an die Sonne zurückdrückteſt, — o meine Timma, wie war mir ſo wohl! Ach, ich könnte mir hier von den gepuderten Krausköpfen, die doch auch nur erſt um Mittagszeit zu haben ſind, und nicht angerührt werden dürfen, die Augen nicht trocknen laſſen, ſo lieb ich die Mädchen auch habe; denn ſchön ſind ſie, ſchöner als die Engelchen, die an den Altären ihrer Tempel, gewöhnlich pausbäckig, mitunter etwas naſeweis, hervorzugucken pflegen.... Ich werde abgerufen. — Leb wohl.

Dein * * *

Dornenſteg.

Der Bußprediger.

In der römiſchen Kirche hält man hier und da noch Etwas auf das Wallfahrten, das heißt, man ſchreibt einem Gang oder einer Reiſe zu einem Marienbild, Cruciſix, oder einem heiligen Knochen, der vor Olims Zeiten Wunder gethan haben ſoll, und noch jetzt thun würde, wenn die Welt nicht gar zu ſehr im Argen läge, die Kraft zu, das Gebet dem lieben Gott viel angenehmer zu machen, als wenn man es ſonſt wo verrichtete. Dabey erhält jeder, der es bezahlet, Ablaß von allen ſeinen Sünden, und kann nun wieder auf gute Rechnung drauf los machen.

Die Geiſtlichen, beſonders die Mönche, geben ſich alle Mühe, das Anſehen der Wallfahrten, ſo wie aller andern religiöſen Fratzen aufrecht zu erhalten: denn dergleichen Dinge tragen Geld ein: und was thut nicht ein Pfaffe des Geldes wegen, von welcher Confeſſion er auch immer ſeyn mag?

In der Nähe ſolcher heiligen Bilder und heiligen Knochen, giebt es allemal Wirthshäuſer, deren

Beſitzer nicht geringen Vortheil von den Wallfahrten ziehen. Es geht aber auch nirgends ärger zu, als an ſolchen Orten: nirgends wird mehr geſoffen und geſchwelgt, als da, und wer nicht wüßte, daß eine Kneipe dieſer Art, ein unter dem Schutz dieſes und jenes Heiligen ſtehendes Hoſpiz wäre, würde am Tage der Wallfahrt glauben, er käme in ein Parduzloch oder Bordel Alles lüſtige Geſindel aus der ganzen Gegend findet ſich da ein, und alle Menſcher von weit und breit ſuchen bey ſolchen Gelegenheiten ihre Nahrung, und gehen ihrem Verdienſt nach, gerade wie einige Jungfern von Halle die Leipziger Meſſe beſuchen, um Etwas zu erwerben.

Unweit Cölln am Rhein liegt ein Kloſter auf einem Berge, welches wegen des Kopfs eines gewiſſen Heiligen, Namens Vivendus, ſehr berühmt iſt. Den heiligen Vivendus kennt zwar kein einziger Hiſtorienſchreiber, in keinem Geſchichtebuche kommt Nachricht von ihm vor, aber die Mönche in dem gedachten Kloſter wiſſen ſeine ganze Geſchichte, wie ſeine Eltern geheiſſen haben, wie er iſt gemartert und hingerichtet worden, was für Wunder bey ſeinem Grabe geſchehen ſind u. ſ. w.

Die Wallfahrt, welche dem heiligen Vivendus jährlich zu Ehren gehalten wird, fällt gleich nach der Aernte, und wird mit einer Predigt, wovon die erlogenen Wunder des ebenfalls erlogenen Frater Heiligen mächtig herausgeſtrichen werden, mit einem Hochamte, einem Ablaſſkram und mit unbändigem Freſſen, Saufen, Huren und Buben gefeiert.

Nun geſchah es einmal, daß der Mönch oder Pater, welcher die Predigt ablegen ſollte, und ſich den Tag vor der Cerimonie in Wein übernommen hatte, krank ward. Der Pater Guardian — zu deutſch Pater Stockmeiſter, Pater Carcerknecht — ließ die andern Kuttenherren zuſammen rufen, und fragte, wer wohl Luſt hätte, die Predigt zu halten? Aber keiner verſtand ſich dazu, weil keiner ſich vorbereitet hatte, und viele Mönche eher ein Kapitel aus der Zoologie, wäre es auch das allerſchwerſte, aus dem Stegreif zu erklären fähig ſind, als den leichteſten Text aus dem Evangelium.

Das Volk aber verſammelte ſich ſchon, und die Zeit, daß der Redner auf die Kanzel ſteigen und pauken oder predigen ſollte, rückte heran. Niemand war in größerer Verlegenheit, als die Pfaffen; aber niemand konnte helfen. Schon hatte der Pater Guardian dem Bruder Kellermeiſter, der ſonſt den Gaßvogel oder den Hanswurſt im Kloſter, ſo bey Gelegenheit zu machen pflegte, den Auftrag gegeben, die Rede zu Lobe des heiligen Vivendus zu halten, und nur brav aufzuſchneiden; als auf einmal ein fremder Franziskaner erſchien. Man erklärte ihm die Verlegenheit, worin ſich das Convent befand; er aber erbot ſich gleich zu predigen, weil er eben dazu vorbereitet wäre. Die Pfaffen gaudirten ſich mächtig, und der Pater Guardian trank ſechs Schoppen Wein hinter einander zu Ehren des heiligen Vivendus aus, der ihn aus dieſer Verlegenheit, wie er glaubte, gezogen hatte.

Der fremde Pater ſtieg auf die Kanzel und hielt eine Predigt über die Buße und über das hölliſche Feuer, und zwar mit ſolcher Kraft und Nachdruck, daß alle Sünder, alle Diebe, Betrüger, Ehebrecher, Hurer, Huren, Lügner, Verläumder, Afterredner, kurz alle, deren Werke böſe waren, ſchon den lebendigen Satan vor ſich erblickten, der nach ihrer armen Seele häckelte. Es kam ihnen vor, als ſähen ſie die Hölle offen, wie ehedem St. Stephanus den Himmel, und in dieſer Herzensangſt, gelobten ſie denn Beſſerung, Allmoſen, und alles, wenn nur der liebe Gott und die allerſeligſte Jungfrau Zeit und Raum zur Buſſe verleihen wollte. Selbſt die Paters des Kloſters wurden erſchüttert, und das heißt doch wahrlich viel: denn man kann eher Gefühl in einem Kanadenſer erregen, als in einem Kuttenmann.

Nach der Predigt lobte man den fremden Pater wie einen Heiligen, nannte ihn einen andern Chryſoſtomus, und bat ihn nun an dem Schmauſe Theil zu nehmen, den man für dieſen hohen Tag bereitet hatte. Der fremde Pater aber wollte durchaus nicht bleiben, ſondern gab vor, daß er weiter müſſe. Kaum ließ er ſich bereden, auf einen Augenblick ins Refektorium zu treten.

Ein alter Mönch, der nicht mehr ins Chor und in die Kirche kam, ſondern immer auf ſeiner Zelle ſitzen blieb, ließ ſich ins Speiſezimmer führen, um den heiligen Mann zu ſehen, der ſolche Wunder durch ſeine Beredſamkeit bewirkt hatte. Kaum war er ſeiner anſichtig worden, als die Gnade Gottes ihm die Augen öffnete, und da merkte er denn, daß der Prediger der leidige Satanas, und zwar ſelbſt Beelzebub, der Satanaſſe Obergeneral und Commandeur en Chef war.

Der Alte fing ſo fort an zu exorciren, und der Teufel ſtand nun in ſeiner ihm eignen teufliſchen Geſtalt mit Hörnern, Pferdeſchwanz und Bocksfüßen da. Die Mönche waren verſteinert, aber der Alte trat dem Teufel näher.

Verdammter Geiſt, ſagte er: Satanas, Engel des Abgrunds, deſſen Namen heißt auf Hebräiſch, Abaddon, auf Griechiſch Apollyon, ſage, was verleitet dich, an die heilige Stätte zu treten, und ſo ſehr gegen dich und dein verfluchtes Reich zu predigen. Glaubſt du etwa, Gott werde ſich einen blauen Dunſt von dir vormachen laſſen, und glauben, du wolleſt dich bekehren? Du mußt doch in der Hölle bleiben, und kommſt nimmermehr in den Himmel.

Hab' ich denn ſchon in den Himmel begehrt, antwortete Beelzebub? Ich habe auch nicht wider mich und mein Reich, ſondern für mich gepredigt. Ich habe heute alle Zuhörer gerührt: alle haben bey ſich Gott verſprochen, ſich zu beſſern. Aber alle brechen ſchon heute drüben im Wirthshaus ihr Verſprechen, und fallen alſo noch einmal ſo tief in mein Netz. Gott läßt ſich nicht ſpotten, er wird alſo gewiß über ſolche Leute, die ihm Gehorſam verſprechen in der Angſt, und hernach nicht mehr dran denken, deſto ärger ergrimmen, und ſie gehen laſſen in meinen Stricken. Siehſt Du nun, Du kurzſichtiger Menſch, daß der Teufel nicht dumm und inkonſequent handelt. Gott hat den Feiertag eingeſetzt, aber ich habe den Feiertag zum Tag des Müſſiggehens gemacht. Da ſchieben denn zwar die Leute in die Kirche, und hören was recht iſt. Aber aus Langeweile gehn ſie nach der Kirche ins Saufhaus, ins Spielhaus und ins Hurenhaus. Ich kann Dir verſichern, mein guter Pfaff, daß der Sonntag und die Feiertage mir dreymal ſo viel Seelen in die Hölle liefern, als der Arbeitstag.

Mit dieſen Worten verſchwand der Teufel und ließ einen häßlichen Geſtank zurück, wie er immer zu thun pflegt, wenn er verſchwindet. Die Mönche räucherten das Refektorium aus, und beſoffen ſich hernach zur Ehre des heiligen Bivendus, vom Pater Guardian an bis auf den Bruder Pförtner dergeſtalt, daß man ſie auf ihre Zellen führen mußte. Anfänglich diſputirten ſie über die Kraft des Ablaſſes, und machten hernach einen Uebergang auf einen zotologiſchen Gegenſtand, den ſie ſo lang verfolgten, bis ſie die Zunge nicht mehr rühren konnten.

Laukhard.

Wenn Jahrbücher uns die Lebensgeſchichten merkwürdiger, tugendhafter und edler Menſchen aufbehalten: das Andenken ihrer Thaten, Stiftungen und Erfindungen der Nachwelt zur Nachahmung mit Ehre und Ruhm bezeichnen: ſo muß uns auch die Beſchreibung ſolcher Gegenbilder nicht abſchrecken, denen es zwar an Talent Gutes zu wirken nicht mangelte, die aber bey der Wahl ihrer Handlungen und des damit verbundenen Lebens einen höchſt unmoraliſchen Weg einſchlugen, welcher der bürgerlichen Geſellſchaft in geſetzlicher Ordnung zu leben, grade entgegen war und daher kurz zu ſagen ein Ende mit Schrecken nehmen mußte. Ein dergleichen Mann war

Chriſtian Andreas Käſebier,

geboren allhier zu Halle in Sachſen, im Jahr 1710. Sein Vater war ein Schneider, ein redlicher Mann und Eigenthümer eines Hauſes in der Fleiſchergaſſe, No. 155. was nach ihm der Perückenmacher Beuchling beſaß.

Käſebiers Jugendjahre bezeichneten einen klugen und verſchmitzten Jüngling.

Ein Beyſpiel hiervon: Auf dem Platze des großen Berlins allhier lag zu der Zeit eine Menge Bauholz. Ein Bauer, welcher ſein Getreide verkauft, und das Geſchirr fortgeſchickt hatte, ſaß auf einem Stamm und zählte ſein Geld. Der junge Käſebier gieng vorbey, ſahe dies, ſetzte ſich auf den Nebenſtamm hinter den Bauer, holte Nüſſe aus der Taſche und ſchlug ſolche mit einem Steine auf. Der Bauer ſah' ſich zwar rückwärts nach dem Geräuſche um; ließ ſich aber dadurch nicht irren, ſondern zählte fort. Unbemerkt nagelte der Junge nun mit ein paar Nägeln des Bauers Rock an den Stamm, trat ſodann vor ihn hin, freuete ſich des vielen Geldes, was der Bauer nun im Huth hatte, und meynte: ſo viel Geld wünſche er auch zu haben. Der Bauer denkt nichts arges, ſondern ſagt: Verdiene dir was, ſo haſt du was! — Ehe ſichs der Bauer verſah, hat der Junge den Huth mi dem Gelde und läuft davon; der Bauer wollt zwar hinterher, da er aber angenagelt war, mußte er dem Diebe nachſehen.

Käſebier war wohl gewachſen, hatte 6 Zoll preu ſiſchen Maaßes, ſah ſehr gut aus und zeigte eine mannhaften Charakter. Anfangs wollte er Jura ſtudieren, nachher Theologie, endlich entſchloß er ſic Königl. Infanterie-Dienſte zu nehmen und So dat zu werden, weil er glaubte: daß man be

di

dieſem Stande weit freyer und ungezwungener ſeyn, und alles treiben und ausüben könne, was man nur wolle.

Einſtmals verhandelte er einem Bauer aufm Markt ein Paar ſeiner neuen Schuh für 16 Gr. Der Bauer bietet aber nur 12 Gr., ſie werden endlich Handels einig, er verſpricht ihn mit in ſein Quartier zu nehmen, wo er noch ein Paar andre ſtehen hätte, die beſſer wären, dieſe könnte er anſehen und nehmen welche er wolle; er wolle ihm auch noch ein paar hübſche Riemen zugeben, denn er wär ein Schuſter, und hätte des Zeugs genug. Er nimmt alſo den Bauer mit hinter das Rathhaus, ſtellt ihn vor das Haus, wo man nach dem Sandberge durchgeht, ſagt, er wohne hier, und wolle die Schuh herunter holen. Indeß geht er hinten durch. Der Bauer ſteht und wartet; endlich kommt Käſebier vom Markt her zu ihm und frägt mit verſtellter Stimme, auf wen er warte? Der Bauer ſagt: er hätte von einem Soldaten Schuh gekauft, der wäre hier in das Haus gegangen und käme nicht wieder, der hätte accurat ſo ausgeſehen, wie er, da wolle er drauf ſchwören. Käſebier antwortet: den Kerl kenne ich, dazu wolle er ihm verhelfen, er ſolle nur mit kommen. Er führt den Bauer in die große Ulrichſtraße zu einem Kaufmann, ſie laſſen ſich ein paar Gläſer einſchenken, und Käſebier giebt dann vor: derſelbe Soldat wohne da im Hauſe gegen über, und müſſe eben jetzt zur Parade, da wolle er ihm zu ſeiner Sache verhelfen. — Nach einer Weile will er den Soldaten rufen, geht durch's Haus und kommt nicht wieder. Der Bauer mußte alſo auch dies Tractement bezahlen.

Käſebier irrte ſich aber ſehr, denn ſeiner vielen ſchon verübten Betrügereyen wegen hatte er bey ſeinen reſp. Officiers und Vorgeſetzten nicht nur häufigen Verdruß, ſondern wurde öfters auch hart beſtraft, folglich jedermann verhaßt. Dies erweckte bey ihm den Gedanken zur Deſertion, um ganz ſeinem Wunſch gemäß ein freyes Leben führen zu können, (in Ausführung zu bringen) Ob es nun wol ſchwer hielt, glücklich zu entkommen, ſo kam ihm doch hiebey ſeine Liſt zu ſtatten. Er entkam alſo, und nun hielt ihn nichts ab, ſeinen längſt gefaßten Gedanken auszuführen, nemlich einen Hauptdieb abzugeben, und auf ſolche Art reich zu werden.

Kraft ſeiner Ueberredungsgabe ſo wie durch die Bekanntſchaft im Auslande, hatte Käſebier kaum einigen ſein Vorhaben entdeckt, ſo war ſchon ein dienſtfähiges Complot von einigen 50 Mann formirt. Mit dieſen ſtreifte er allenthalben herum, war bald im Heſſiſchen, bald in den Sächſiſchen Ländern, bald in Franken; und als ſeine Complicen ſahen, daß Käſebiers Anſchläge und Anrathen nicht mißglückten, ſondern glücklich und mit guter Beute belohnt wurden, ſo hatte er für ſeinen Theil auch bald ein anſehnliches Vermögen erworben.

Seinen Vater wollte er einſt mit Geld unterſtützen, und da er es nicht wagen durfte, nach Halle zu kommen, ſo beſtellte er ihn hinter Dieskau beym Bornböck mit dem Bedeuten, daß er etwas höchſt Nöthiges mit ihm zu ſprechen habe. Der Vater kam in die Gegend und der Sohn erwartete ihn beym kleinen Hölzchen. Hier bot er ihm zu Beſſerung ſeiner Umſtände einen Beutel mit Geld an. Der Vater aber ſagte: ich verlange dein Diebesgeld nicht, wenn du weiter nichts wollteſt, ſo hätteſt du mir den Weg nicht machen ſollen. — Der Sohn wollte ihm das Geld aufdringen. Der Vater aber bedrohete da eben Leute aufm Felde waren, Lärm zu machen, und ſo giengen ſie auseinander. — Ob Käſebier ſeinen Vater nachher durch andre Mittel zu unterſtützen geſucht, weiß man nicht.

Um dieſe Zeit reſolvirte er ſich zu heyrathen, kam als Cavalier nach Prag, machte vielen Aufwand und hatte das Glück eines angeſehenen Kaufmanns Tochter daſelbſt von auſſerordentlicher Schönheit zu ehelichen. Da alles bey ihm groß und vornehm zugieng, ſo lebten beyde die Zeit über in einer vergnügten Ehe, ſo wie ſichs unter geſitteten, und heißliebenden Eheleuten erwarten läßt. Seine Frau wurde auch von ihm ſchwanger. —

Nun aber kam der Zeitpunkt einer Grauſamkeit, wofür die Menſchheit erſchreckt! — Denn, nachdem er beobachtet hatte, daß die Leibesfrucht zu ihrer völligen Reife gediehen ſey und die Geburtszeit herannahete, ließ er dieſer ſeiner geliebten Frau nicht nur Hände und Füße binden, ſondern ſie auch lebendig öffnen und die Frucht aus dem Leibe nehmen.*) —

Dergleichen Verfahren konnte in einer Stadt wie Prag nicht verſchwiegen bleiben; er hatte ſich alſo mit ſeinen Domeſtiquen heimlich entfernt, und das Beſte vorher geborgen.

Nun trieb er ſein Weſen in den Gebirgsgegenden, ſo wie im Fränkiſchen. Seine Bande war bereits zu 400 Mann angewachſen, die ſich in viele Gegenden ausbreitete

Um nach einiger Zeit nach Halle zu kommen, bat er ſich ſchriftlich beym alten Fürſt Leopold von Deſſau Pardon aus, und verſprach zugleich zwey ſehr große und ſchöne Leute für ſeine Perſon als Rekruten zu ſtellen, was in damaliger Zeit ihm den Pardon erleichterte. — Dies geſchah. Er wohnte ſonach wieder in Halle in der Brauhausgaſſe, ſchaffte ſich vier ſchöne Pferde an, die er theils an Studenten, theils an ſeine Bekannten verlieh. Einige Zeit nachher deſertirt einer der 2 Rekruten, die er für ſich eingeſtellt hatte; er gab vor dieſen Menſchen wieder zu ſchaffen, kam aber auch nicht wieder, und man wußte lange Zeit ſeinen Aufenthalt nicht.

---

*) Der Aberglaube derer Diebe damaliger Zeiten hoffte wunderthätige Wirkungen von ſolchen traurigen Opfern; ſie ſollten bey nächtlichen Einbrüchen die Leute ſchlafend erhalten, Schätze entdecken, und die Diebe ſelbſt unverzagt und muthig machen, u. d. m.

Käſebiers Handlungen hatten öfters eine gute Auſſenſeite; er half Armen, wo er konnte: beſonders wenn er Fleiß und Redlichkeit bey ihnen merkte, ſo unterſtützte er ſie mit anſehnlichen Summen. Dagegen war er hinter die Wucherer und reichen Kaufleute her; hauptſächlich aber war ſein Haß gegen reiche Prediger gerichtet, denen er heftig zuſetzte. Einige Beyſpiele werden dies beweiſen.

Ein Müller hatte von einem Landprediger Geld auf ſeine Mühle geborgt, und da er einige trockne Jahre gehabt, wo es ſeinem oberſchlächtigen Werk am Waſſer gemangelt, er auch ſonſt noch Schaden und Unglück in andern Fällen erlitten, ſo hinderte ihn dies, ſeinem Gläubiger die gehörigen Intereſſen abzutragen. — Der Prediger hiedurch gereizt, hatte ihm nach halbjähriger Friſt das Capital gerichtlich aufgekündigt. — Jetzt trift ſichs, daß Käſebier zu dieſem

ſem Müller kommt, und bey ihm zu herbergen bittet. Der Müller nimmt ihn gern auf, will ihn auch die Nacht behalten, ſetzt ihm etwas Milch, Brod und Käſe vor. — Käſebier bemerkt bey den Leuten im Hauſe eine Angſt und Zaghaftigkeit, er frägt ſie alſo deshalb: warum ſie ſo ängſtlich und bekümmert ſchienen? Der Müller und ſeine Frau erzählten ihm hierauf ihr Leid, und wie ſie nun bald durch unverſchuldetes Unglück ihre väterliche Wohnung würden verlaſſen müſſen; hätten indeß ihr Vertrauen auf Gott, daß er ſie in der Folge nicht verlaſſen würde, denn ſie wollten gern arbeiten. — Dies rührt Käſebier, er fragt nach der Schuld, ſchnallt ſeine Geldkatze ab, und zahlt die Summe von 2000 Thaler auf den Tiſch, worüber er ſich vom Müller eine Handſchrift geben läßt, des Inhalts, daß er ihm dies Geld in Zeit von 5 Jahren wieder bezahlen will, welche Zeit er ſich ſelbſt nach Gutdünken ſetzen mußte. Sogleich mußte er aber auch an den Landprediger einen Brief ſchreiben, worin er ihm meldete: daß er in 3 Tagen kommen und ſein Capital nebſt Intereſſen abholen möchte. — Der Landprediger wundert ſich nicht wenig über den Müller; indeß ſtellt er ſich doch ein, empfängt ſein Geld und fährt fort. Unterwegs mußte er einen kleinen Buſch paſſiren, wo ſein Wagen von Einigen angehalten, und er mit gezogenem Piſtol bedrohet wird, was er bey ſich habe, herzugeben, weil man ihm ſonſt eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Anfangs ſchien ſich der Prediger nebſt ſeinem Knecht zur Wehre ſetzen zu wollen, aber Gewalt bricht Eiſen, er wurde aus der Kutſche geriſſen, des ſeinigen beraubt, und ſo lieſſen ſie ihn nebſt ſeinem Knecht gebunden bey der Kutſche liegen. Die Diebe ſetzten ſich nachher auf ihre Pferde und ritten davon.

Nach 5 Jahren kam Käſebier richtig wieder zum Müller, ihn zu beſuchen und fand ihn in guten Umſtänden. Dieſer erinnerte ſich beym Anblick ſogleich ſeines ehemaligen Wohlthäters, indem er fragte: ob er ſein Geld wieder haben wollte, er hätte es parat, und die verſprochene Zeit wäre um. Käſebier ließ ſich das Geld zeigen, freuete ſich des Müllers, nahm deſſen Handſchrift aus ſeiner Brieftaſche, zerriß ſie vor ſeinen Augen und ſchenkte ihm die Summe, indem er ſagte: Freund, du biſt mir nichts ſchuldig, dies iſt dein Verdienſt; mein Geld habe ich ſchon ſeit 5 Jahren wieder.

Einſt kam er nach Leipzig, gieng daſelbſt zu einem angeſehenen Kaufmann, Gold gegen Silber-Münze umzuſetzen. Er legt ſeine Ducaten-Rollen auf den Tiſch, die der Kaufmann beſieht u. nach der Mark abwägt; während ſich nun derſelbe mit Berechnung derer Münzſorten beſchäftigt, tra-

gen Käſebiers Leute die verwechſelte Summa vo
14000 Thaler fort, und im Nu ſind auch die Du
caten-Rollen mit andern Rollen vertauſcht. — Al
nachher der Banquier ſeine Ducaten beſieht, wa
ren ſie alle ledern, mit einer Bleyſtange durchzo
gen und nur mit Gold beklebt. *)

Ein anderesmal zur Leipziger Meßzeit, entwandte
Käſebiers Leute einem vornehmen Amtmann ſei
nen Koffre, mit 6000 Thaler; ſie gaben ſic
als Hausknechte im Gaſthofe zum Reuter au
trugen den Koffer auch wirklich die Treppe hi
auf, unbemerkt aber auch wieder fort, nahme
heraus was ihnen anſtund, die Wechſel und Brie
ſchaften aber vertheilten ſie als Maculatur unte
die Handelsweiber auf der Peterſtraße. — Die
kamen ſogleich als Mitſchuldige in Verdacht, wu
den nicht nur in Verhaft gezogen, ſondern mu
ten froh ſeyn, daß ſie nicht torquirt wurde
wovon ſie ſich noch mit Eydesleiſtung, daß ſ
nicht wüßten, wer ihnen dieſe Papiere gegeb
hätte, retteten.

An einem gewiſſen Orte machte Käſebier einen a
men Schuſter glücklich und wieder unglücklich a
folgende Art. Er kam zu ihm in der Eil etwa

a

---

*) Ein dergleichen Stückgen (ſagt das Concept,) ha
ehemals auch ein gewiſſer Kaufmann in Groſſenha
practicirt.

an ſeinen Stiefeln zu repariren, welches der Mann auch gern that. Nachdem er mit ihm von verſchiedenen Dingen geſprochen, auch von ſeiner Dürftigkeit überzeugt war, bot er ihm zu Verbeſſerung ſeiner Umſtände 300 Thaler in Golde an, die er ihm baar auf den Tiſch legte." Der Schuſter nahm ſolches mit Dank an. — Nächſtfolgende Nacht ward aber der Prediger des Orts, der als ein ſehr reicher und wohlhabender Mann bekannt war, beſtohlen und aller ſeiner Haabſeligkeiten beraubt. Keiner der Diebe wurden ertappt und die Geſchichte blieb jedem ein Räthſel. — Der Schuſter verbeſſerte indeß ſeine Umſtände und jeder wunderte ſich über den Fortgang ſeiner Nahrung; er kaufte Leder in Vorrath, hielt Geſellen und Lehrjungen, kurz er verbeſſerte ſich ſo, daß keiner des Orts ſich ſeinen ſo bald zugenommenen Wohlſtand entziffern konnte. — Dies dauerte einige Jahre, als Käſebier wieder dieſe Gegend paſſirte, bey ſeinem wohlhabenden Schuſter zuſprach und wieder etwas auszubeſſern hatte. Der Schuſter ließ es ihm machen, Käſebier freuete ſich deſſen Wohlſtandes, fragte aber: ob er ſich wol noch des Mannes erinnere, der ihm vor einiger Zeit 300 Thaler geſchenkt hätte? wie ihm wäre geſagt worden, und ob er dieſe gut angewandt hätte? — Der Schuſter antwortete mit brutaler Miene: das wär ein Erzſpitzbube geweſen, von dem er nicht wünſchte beglückt zu ſeyn.

— Käſebier bezahlte, ſchwieg und gieng fort. — Was geſchah, wenige Tage drauf ward der Schuſter beſtohlen, und ſo arm gemacht, als er vorher kaum war.

An einem gewiſſen kleinen Orte war Jahrmarkt, wo wo ſich auch Käſebier incognito einfand und da es im Wirthshauſe an Raum fehlte, fand er für gut beym Prediger zu logiren, der ein bekannter reicher Mann war. Er meldete ſich demnach beym Prediger als ein Durchreiſender, der im Wirthshauſe nicht habe unterkommen können, gab vor, es läge daſelbſt ſo vielerley Volk untereinander, er trüge Sorge leicht beſtohlen zu werden, wollte daher um Nachtquartier für Geld und gute Worte bitten. — Der Prediger war ein beliebter Mann, nahm ihn freundlich auf und bewirthete ihn nach Möglichkeit. Nach vielem Geſpräch kamen ſie auch auf die häufigen Dieberey en der Zeit zu reden, und ſo auch auf Käſebiers Bande, die ſich in der Gegend hatte ſpüren laſſen.

Käſeb. Aber der Käſebier muß doch eine Erzcanaille ſeyn, da er ſo viele verfluchte Dinge angiebt, was meynen ſie Herr Paſtor!

Pred. Ich, mein Herr, bin von dem Mann anderer Meynung, ich habe viel Achtung gegen Käſebier, denn unter ſo vielen Streichen die er ausgeführt haben ſoll, wie man erzählt, finde ich im-

immer gute Abſichten mit unter, die kein ganz verdorbenes Herz verrathen.

Käſeb. Ja, er ſoll ja auch Prediger und Kirchen beſtohlen haben, was ſagen ſie dazu?

Pred. Freylich ein grobes Verbrechen gegen die Religioſität, wenns wahr iſt!

Käſeb. Er machts auf ſolche Art wie jener Heilige, der das Leder ſtahl und armen Leuten die Schuh umſonſt machte, und ſie verſchenkte.

Pred. Die Art zu ſchenken iſt nur nicht löblich; verräth zu viel Eigenwillen und ſtrengen Deſpotismus. Ich meines Orts gebe Armen gern und würde nach meiner ſehr einfachen und ſparſamen Lebensart mehr erworben haben; aber ich thue Armen Gutes, ich beſitze die Liebe und Hochachtung dieſes Orts und der Gegend, und da mangelts mir an nichts. Ich lebe zufrieden!

Käſeb. Da ſind ſie bey Gott ein recht glücklicher Mann!

Pred. Da ſie mir aber vorher den Mann Käſebier nannten, ſo wünſchte ich ſchon denſelben, in einer honetten Geſellſchaft verſteht ſich, kennen zu lernen. Ich habe viel Achtung gegen ihn, ich würde ihn umarmen, wenns ſich ſchickte.

Käſeb. Nun hier bin ichs ſelbſt, ſo thun ſie es, ich will von ihrem guten Herzen auch überzeugt ſeyn.

Der Prediger und ſeine Frau erſchraken anfänglich. —

Käſebier nahm ſie bey der Hand und verſicherte ſie ſeiner ganzen Hochachtung. Zugleich aber eröfnete er ihnen: daß die Abſicht geweſen wäre, ſie dieſe Nacht zu beſtehlen, da er aber an ihnen ſolche rechtſchaffene Leute gefunden, ſo rieth er: er möchte ſich mit Frau und Kindern und ſeinen übrigen Leuten an einen ſichern Ort des Hauſes begeben, damit ſie nicht erſchräcken, wenn ſeine Leute kämen: das Haus ſollte offen bleiben: vor allen Schaden wollte er haften.

Nachdem ſich der Prediger mit ſeinen paar Leuten in Furcht und Angſt bey einander verſchloſſen, hatte Käſebier etwas auf den Tiſch geſchrieben und war auch fortgegangen. Um Mitternacht kamen ſeine Leute fanden das Haus offen und ihres Herrn Odre auf den Tiſch geſchrieben, wovor jeder Reſpect hatte und davon gieng. Des Morgens beſuchte Käſebier den Prediger und fragte: ob ſeine Leute Schaden angerichtet hätten. Der Prediger wußte nichts, die Magd aber ſagte, daß eine Gans fehle. Käſebier verſprach die Sache zu unterſuchen und wenn ſichs ſo befände, ſolle er die Folgen erfahren. Am nächſten Mor- fand man einen unbekannten jungen erwürgten Menſchen an des Predigers Thorweg hangen, der eine todte Gans im Arm hatte.

In den damaligen Jahren kam zur Meßzeit der Königl. Polniſche und Churfürſtl. Sächſ. Hofſtaat nach Leipzig, welcher viele vornehme Fremde und andre Reiſende mit nach Leipzig zog, ſo daß öfters auf den Straßen die Volksmenge einander kaum ausweichen konnte.

Wie gewöhnlich fanden ſich auch Diebe mit ein, unter allerley Arten und Geſtalten. Einige von Käſebiers Leuten oder er ſelbſt ſtehen am Markt vor Apels Hauſe, ſich umzuſehen, wo ihnen ein junger Schäferknecht auffällt, der da ſteht das Maul aufſperrt und mit dem ſie etwas auszurichten hoffen. Sie fragen ihn: ob er ſich wol zu etwas ſchicken wolle, er könne ja auch ſo ein vornehmer Herr werden, wie dort zum Fenſter heraus kukten; ſie dienten hier und wollten ihn daſelbſt vorſtellen. Der Bauerpurſche verwundert ſich über den Antrag, dieſe nehmen ihn ſogleich mit in einen Italienerkeller, laſſen ein paar Gläſer Wein geben, und nun war das Project geſchmiedet. — Es war bekannt, daß noch ein ausländiſcher Prinz nach Leipzig kommen ſollte, für dieſen ſollte ſich dieſer Schäferpurſche, den ſie gut einkleideten, ausgeben. Sie ſetzten den Menſchen prächtig gekleidet in einen Staatswagen, Käſebiers Leute bedienten ihn, und ſo wird bey einem reichen Juwelier vorgefahren. Der Prinz ſteigt aus, darf aber wenig und nur kauderwelſche Worte (als ein Ausländer) ſagen. Indeß

deß verdeutſchen die Bedienten dem Juwelier, daß der Prinz Prätioſa kaufen wolle. Es wird eine beträchtliche Anzahl ausgeſucht, und der Werth beſtimmt Der eine Bediente, der Haushofmeiſter genannt wird, befiehlt dem Kammerdiener, das Geld gleich aus der Chatulle zu bezahlen. Dieſer ſieht nach, ſpricht: die wär in der Eil im Quartier ſtehen geblieben. So muß man ſie mit dem Wagen holen, ſagt der Haushofmeiſter, wir haben ja noch mehr zu kaufen, der Prinz mag indeß ſo lange hier verziehen. Dieſer ließ ſichs gefallen, der Wagen fuhr mit den Juwelen fort, und ſoll noch wieder kommen. — Der arme Prinz kam nun in Schwulität, er wurde nicht nur übel behandelt, ſondern auch aufs Rathhaus zum Verhör und nachher zur Strafe aufs Zuchthaus gebracht.

Dieſe berüchtigte Bande, deren Anzahl in allem über 1000 geweſen ſeyn ſollen, worunter auch viele Juden waren, verübte damals ganz unerhörte Räubereyen, Mord- und Todtſchläge in vielen Ländern. Man würde ganze Bogen füllen, wenn man alle die Argliſt und abgefeimten Schelmſtücke dieſer Menſchenart beſchreiben wollte, die am Ende auf nichts weiter ausgiengen, als ſich mit ungerechtem Guthe zu bereichern, und was nicht mit Güte und Liſt erreicht werden konnte, ward mit Mord und Gewalt durchgeſetzt. — Wenn ihnen nun die Obrigkeiten hart auf die Spuhr kamen, ſo war es, als ob ſie ſich zertrennt hätten, und man hörte in einiger Zeit nichts von ihnen.

Um die Zeit der Jahre 1736 — 38. hielt ſich Käſebier, jedoch niemals unter ſeinem rechten, ſondern allezeit unter einem fremden angenommenen Namen wieder in Böhmen auf, — unter Protection ſeiner Complicen kam er nach Prag, dieſer großen, ſchönen und weitläuftigen Stadt, wo er als ein fremder Reiſender bekannt wurde. Da er Tabagien aller Art beſuchte, ſo ward er auch bald mit einem ſchönen Mädchen bekannt, welches die einzige Tochter eines ſehr reichen Metzger-Obermeiſters war: dieſer machte er allerley Vergnügungen mit Tanz, Spazierfahrten und Präſenten, wodurch er ſich das Mädchen eigen machte. Mit ihrem Vorwiſſen reiſte er öfters ab, ließ ſeine Briefe und eingehenden Gelder an ihren Vater addreßiren, wodurch auch der alte Fleiſcher gegen dieſes gefaßte Zutrauen überaus freundſchaftlich geſinnet wurde. Kurze Zeit drauf kam Käſebier immer wieder, erhielt dann ſeine Briefe und Gelder, und bezeigte viel Unwillen, daß ſein Buchhalter ihm nur 60 oder 100 Ld'or überſandt, da er mehr verhofft hätte. Dieſe Briefe ließ er den Alten gefälligſt leſen, welche er vielleicht ſelbſt geſchrieben, das Geld unterdeß geſtohlen, und um ſich einzuliebeln, an dieſen ſchickte.

Indeß zog er das gute Mädchen völlig auf ſeine Seite. Ob er nun wol in Religionsſachen ein ganzer

Heuchler war, ſo hatte er doch hier ſeine Urſach, ſich anjetzt für einen Proteſtanten auszugeben, und eben dies gab Anſtoß, warum ihm nun der alte Metzger ſeine Tochter abſchlug, denn ſie ſollte abſolut keinen Ketzer heirathen. — Käſebier, der ſich unterdeſſen des Mädchens Liebe und Zutrauen verſichert hatte, konnte ſie nun zu allem bereden; kurz, ſie brach auf ſein Anrathen ihres Vaters Schränke und Kaſten auf, entwandte ihm eine anſehnliche Summe ſeines Vermögens, an Gold, Silber und Geld, was am leichteſten fortzubringen war, machten ſich beyde damit heimlich davon, kamen glücklich hier in Halle an und wohnten nun wieder aufm Neumarkt in No. 1184. Seine ſtaatliche Aufführung und Lebensart, die er zu führen gewohnt war, zog zwar vieler Augen auf ſich, indeß, da er in Geſellſchaft eines andern hieſigen Bürgers Pferdehandel trieb, damit Meſſen und Viehmärkte beſuchte, ſo war er meiſt auf Geſchäftsreiſen, folglich entzog er ſich dem forſchenden Auge eines Beobachters, wie und auf was Art dieſer ſich wol nähre?

Der Neumärkſche Rathskeller, ſo wie der Gaſthof zur goldenen Sonne waren damals ihrer guten Speiſewirthſchaften wegen im Ruf: alles war nett und reinlich, man aß an beiden Orten nicht nur gut, ſondern auch äuſſerſt wohlfeil, nothwendig zog dieſe Einrichtung viele Studenten, Bürger und Fremde an: hiezu kam, daß beſonders aufm Rathskeller auch ſtark Grobhaus geſpielt wurde, wobey mancher viel Geld ſitzen ließ; denn die Spieler pflegten die der Zeit häufig im Cours ſtehenden einfachen und Doppelbatzen nicht zu zählen, ſondern ſetzten aufs Spiel, was ſie aus dem Huth oder der Taſche griffen, nachdem es vorher ſo ausgemacht war. — Wie nicht ſelten geſchieht, ſo erhob ſich an einem Sonntage unter der einen Parthie Spieler, die an einem noch daſelbſt befindlichen großen runden Tiſche ſaßen, ein Streit, ſie machten einander dabey Vorwürfe und ſagten ſich Bitterkeiten, worauf die Geſellſchaft aufmerkſam wurde, — ſobald der eine aus der Stube in den Hof gehen wollte, verfolgt ihn der andre, zieht ſeinen Hirſchfänger und ſtößt ihn damit in die Rippen. Als jener merkt, daß er ſtark verwundet iſt, hält er anfangs die Wunde zu, und eilt zum Hauſe hinaus, um ſich beym damaligen in der Nähe wohnenden Barbier Heinrich, der einige Häuſer davon nach dem Stadtthore zu wohnte, verbinden zu laſſen. Da der Verwundete aber viel Blut vergoß, wie ſolches die Spur vom Rathskeller her im Schnee bezeichnete, ſo fiel dieſer Menſch juſt vor des Barbiers Hauſe um. Man brachte ihn zwar ins Haus, er ſtarb aber dem Mann unter Händen. Deſſen todter Körper ward anfangs aufm Neumärkſchen Gottesacker ins Baarenhaus geſtellt und daſelbſt ſezirt, ein paar Tage drauf aber auf obrigkeitl. Befehl bey Gibichenſtein unter die Räder begraben. *)

So

---

*) Dieſe Räder ſtunden vor 12 Jahren noch nahe an der Landſtraße im Grunde, am Fuß des Rabenſteinberges

und

So wie dieſer Mord ruchtbar wurde, entfernten ſich in möglichſter Eil alle die fremden Herren, die zeither theils im rothen Adler, theils auſſerhalb der Stadt im grünen Hofe, theils auch in Privathäuſern logirten, und ritten fort, ehe die Juſtiz ſich einiger davon verſichern konnte. Selbſt Käſebier war nicht mehr zu finden, als er arretirt werden ſollte; man fand nur ſeine Frau, die von nichts wußte, und ſich nun verlaſſen ſahe. In der Folge ſöhnte ſie ſich wieder mit ihrem Vater aus, dieſer verſprach ihr Verzeihung, und drauf kehrte ſie wieder nach Prag zurück, nach-

und wenig Schritte von der jetzigen Chauſſee, von da ſie weggeſchafft ſind; ſo wie der Galgen mit 2 runden ſteinernen Säulen oben aufm Galgenberge, (davon die 3te Säule, nach der Gegend des hohen Peters- oder Lauterberges zu, vor 80 Jahren durch einen Wetterſchlag zerſchmettert ward,) welcher 1795 abgebrochen und zum Chauſſeebau verbraucht wurde. Gedachter Galgen ward den 22ſten Jul. 1608. ſtatt des alten hölzernen, wovon damals noch 2 Gehenkte abgenommen und begraben wurden, mit 3 runden hohen ſteinernen Säulen erbauet, woran alle Maurer unter des Rahts- und Amtsgebiete arbeiteten, und den 3ten Auguſt das Zimmergewerk die Balken einzog. Erſtere bekamen 3, letztere aber 2 Kufen Gibichenſteiner Bier zum Geſchenke. — Dies geſchah zu Ende der Regierung Erzbiſchof Joachim Friedrichs, Marggrafen zu Brandenburg, welcher 1598 reſignirte und Churfürſt zu Brandenburg ward, das Magdeburger Dom-Kapitel aber bis an ſein Ende beibehielt.

nachdem die Zeit ihres Hierſeyns kaum dreiviertel Jahr geweſen.

Grade um dieſe Zeit gieng der erſte ſchleſiſche Krieg an; es fielen nöthigere Geſchäfte vor, welche dieſer Geſchichte nachzuſpühren nicht weiter Zeit ließen. Jene aber fanden Gelegenheit ſich einen weitern Spielraum zu verſchaffen, und auf andre Weiſe in der Stille thätiger zu werden. Käſebier ſelbſt wandte ſich zur Armee, wo er dem Gerücht zufolge als Kundſchafter diente. — Hier hatte er Gelegenheit ſeine Complicen ſehr zu vermehren, womit er in den nachherigen Friedensjahren viele Ausſchweifungen und beträchtliche Diebſtäle unternahm, wovon die hauptſächlichſten anzuführen, der Raum zu beſchränkt iſt, und vielleicht eine andre Gelegenheit giebt. Ihre Kühnheit und Dreiſtigkeit brachte es endlich dahin, daß die heilige Gerechtigkeit gleichſam im Zorn erwachte und den Räubern auf der Spuhr folgte. Es gieng demnach mit Käſebier nebſt vielen ſeiner Complicen wie das alte Sprichwort ſagt: der Krug ſchöpft ſo lange Waſſer, bis der Henkel bricht. — Denn, nachdem man Käſebiers Perſon habhaft zu werden lange mühſam und vergeblich nachgeſpührt hatte, ſo ertapte man ihn doch endlich im Julius 1748 zu Brandenburg, und ſo ward er unter einer ſtarken Bedeckung nach Berlin und daſelbſt auf Kalandshof in ſichere Verwahrung gebracht.

Anfangs wollte ſich Käſebier zu keinem Geſtändniß bequemen, und obwol die Tortur abgeſchafft war, ſo bediente man ſich doch bei dieſem überzeugten Böſewicht harter Mittel, die ihn umſtimmen ſollten. Weil er denn weder von ſeinen Complicen noch deren vielen begangenen Mord und Todtſchlägen etwas angeben wollte, ſo ward er mit der ſogenannten holländiſchen Tortur und Marter hart angegriffen, wobey ihn der ſchwere und faſt unerträgliche Arreſt in einer Krippe, die mit Steinkohlenſchlacken angefüllt war, worauf er nur im Hemde liegen mußte, die Krippe aber ſchwebend in eiſernen Ketten hing, ſeines Lebens überdrüßig machte. Um dieſen berüchtigten Menſchen zu ſehen, ließ ihn der große Friedrich unter Bedeckung von 20 Grenadieren vor ſich bringen; er antwortete aber auch da auf verſchiedene Fragen wenig, bat aber äuſſerſt wehmüthig um Minderung ſeiner längſt verdienten Todesſtrafe weil er nicht leugnen könne, daß er ſolche nach ſo vielen verübten Greuelthaten mit Recht verdient habe.

Dieſe harte Gefangenſchaft alſo brachte ihn zum Geſtändniß nicht nur ſeiner eignen, ſondern auch ſeiner Complicen unerhörten grauſamen Handlungen, ſo wie auch deren Aufenthalt anzugeben; hierauf wurden eingezogen

142 Perſonen in Berlin, wobei 40 Juden waren,
171 — — in Breslau, wobey 14 Juden aus Prag.
2 Bürger aus Löbejün, Vater und Sohn.

4 Juden aus Hornburg, bei Halberſtadt.

1 Jude aus Clausthal, ſo daſelbſt bereits über Jahr und Tag geſeſſen und nach Berlin gebracht wurde.

Die Hauptdiebe und Rädelsführer, ſo damals entdeckt und bekannt waren, ſind folgende:

Chriſtoph Petſch, nebſt Sohn, aus Schmalkalden, ein Büchſenmacher.

Gottlieb Kahle, aus Schmalkalden, eines Schulmeiſters Sohn.

Heinrich Gottlieb Heintze, aus Weimar.

Gottfried Dietze, ein Deſerteur, der dergleichen Diebereien von Jugend auf verübt

Friedrich Müller, } banquerotirte Kaufleute
Heinrich Gottlieb Keil, } aus Leipzig.

Gottlieb Fiſchbach, aus Leipzig.

Caſpar Schrötel, aus Schweidnitz in Schleſien, nebſt ſeinem Bruder, beide Prieſtersſöhne.

Johann Heinrich Schatz, aus Hirſchberg in Schleſien, der ein Dieb von Jugend auf geweſen.

Gottfried Brückner, } banquerotirte Kaufleute
Joh. Gottlob Zumpe, } aus Leipzig.

Aus den angeſtellten Verhören erhellte: daß ſie in der ſogenannten Dietzer Heide, 9 Meilen über Potsdam, eine große verborgene Höhle und Gehältniſſe unter der Erde gehabt, allwo ſie, wie obige Rädelsführer eingeſtanden, zuſammen gekommen, das

Geraub

Geraubte dahin gebracht und getheilt hätten. Wohin nach genauerer Anzeige des Orts ein ſtarkes Commando beordert wurde, welches bei der Viſitation ſehr vieles an Gold, Silber, Kleider und andern Sachen gefunden, dabei aber auch noch 143 todte Körper in einer aparten Höhle entdeckten. Der Ausſage nach ſind in allem noch 25 ſchwangere Weiber, welche den Mördern auf den Straßen begegnet, auf eben die Art, wie Käſebiers eigne Frau, umgekommen.

Nach ſo treuem Geſtändniß wurde Käſebier der Zuſage gemäß das Leben aus beſondern Gnaden geſchenkt und er bald drauf unter Eskorte nach Stettin als Gefangener auf Fort Preuſſen gebracht, wo er zwar ſelbſt Ketten trug, doch aber als Aufſeher über die Karren-Gefangene gebraucht, und folglich mit dieſen in die Stadt Arbeitsverrichtungen halber gehen konnte. Bey dieſer Gelegenheit ereignete ſich einſt folgender Zufall.

Ein Handwerksburſche B . . . l, aus Halle gebürtig, der ein Tuchmacher ſeiner Profeßion war und nach Stettin einreiſete, ging nach Handwerksgebrauch daſelbſt fechten, und bekommt in der Gegend eine Gabe, wo Käſebier mit ſeinen Baugefangenen etwas zu thun hat. Käſebier erkennt dieſen Menſchen ſogleich als ſeinen Landsmann und ehemaligen Schulfreund, will ihn aber doch einen Schreck einjagen und ſagt zur Wache: Dieſen haltet feſt, das war auch einer meiner ehemaligen Leute. Dieſer Menſch erſchrickt, wie er ſich ſo unverſehens als Arreſtant und feſtgehalten findet, ſo daß er kaum ein Wort zu ſprechen vermochte. Unterdeßen ließ Käſebier ein Maaß Wein holen, trinkt ihn als Landsmann zu, und erinnert ihn zugleich ihrer ehemaligen Schulfreundſchaft aufm Halliſchen Wayſenhauſe. — - Man kann ſich nachher die Freude denken, welche der arme erſchrockene Handwerksburſche empfand, als er ſahe, daß die Sache Spaß und er frey war, auch einen alten Bekannten getroffen hatte, der ihn mit Wein traktirte.

In Stettin dauerte Käſebiers Arreſt ſo lange bis ans Jahr 1756, wo er deſſen ganz entledigt und wieder Freiheit bekam. — Er diente wie ehedem als Kundſchafter, wozu er ſich ſeiner Liſt und militäriſchen Kenntniſſe wegen ungemein gut ſchickte: wovon man aber wenig und nichts Zuverläßiges erfahren hat. —

Dahin auch dies gehört: Er habe ſich einsmals in der Lauſitz des Nachts an einen Galgen, der auf einem hohen Berge ſtand, neben zwey andern Todten, (jedoch in Leibriemen) henken laſſen, um die des folgenden Tages da vorbey defilirende große Dauniſche Armee zu überſehen und ihre Anzahl angeben zu können. — Ein ungeheures Wagſtück was ſich mit ſeiner Politeſſe und der Natur der Sache ſehr ſchwer reimt.

So viel iſt aber gewiß: binnen einer Zeit von fünf Jahren hielt ſich Käſebier bald in Sachſen, bald in Böhmen, ſo wie in Schleſien und Mähren auf, allwo er ſeinen Wirkungskreis bald auf die eine bald auf die andere Art für ſich vortheilhaft zu machen ſuchte. — Auf einmal blieb er aus, man glaubte daher mit Gewißheit, daß er auf ſeinen höchſt gefährlichen Wegen leicht umgekommen ſeyn müſſe. — Er hatte ſich aber wie die Folge lehrt, mit einer guten Summe Geldes entfernt, war 1762 unter dem Namen Rautenſtein mit einer Weibsperſon nach Preßburg gekommen, hatte ſich daſelbſt ſeßhaft gemacht, und ohnweit der Schöndörfer Straße in der Donaugaſſe ein Haus gekauft, wo er einen Weinſchank angelegt. Hier lebte er einige Jahre als ein edler und honetter Bürger, ſo daß die Vornehmſten der Stadt ihn zu Gevatter baten, wie er denn auch mit dem Stadtrichter ſelbſt ſich Herr Gevatter nannte, und wie die Rede gieng, ſollte Rautenſtein ihm 2000 Gulden geborgt haben.

Natürlich war nun wol Rautenſteins Abſicht: ſeine noch übrige Lebenszeit allhier unerkannt und in Ruhe zu beſchlieſſen, denn man ſchäzte ihn nicht nur in dieſer ſo angeſehenen Stadt, ſondern gab ihm auch als einem bemittelten und einſichtsvollen Bürger Ehrenämter. Bey allem dem Wohlſtande aber vertrug er ſich doch mit ſeiner Frau nicht, wozu entweder Jalouſie oder Hypochondrie ſeinerſeits leidigen Anlaß gab: denn er begegnete ihr nicht nur hart, ſondern quälte ſie auch dermaßen, daß ſie es nicht mehr ausſtehen konnte, unbekümmert, was daraus für Folgen für ſie beyde entſtehen möchten. — Die Frau nimmt ſich alſo vor: nächſten Morgen, wenn ſie zu Markte geht, zugleich zum Stadtrichter zu gehen, ihm als Herrn Gevatter ihre Noth zu klagen, und ſich ſeinen guten Rath zu erbitten. — Nachdem ſie ihm den Vortrag eröfnet, erſtaunt der Stadtrichter über die gemachte Entdeckung: daß Rautenſtein der berüchtigte Käſebier aus Halle, und ſie nicht ſeine angetrauete, ſondern eine zugelegte Frau, eine Hure ſey! — Er faßte daher ſogleich feſten Entſchluß, ſich deſſen Perſon zu verſichern, ehe jener Argwohn wegen des Weibes langen Auſſenbleiben ſchöpfen möchte; denn, man hatte von Käſebier die glaubwürdigſte Sage ſeit vielen Jahren: daß er die Kunſt ſich feſt und unſichtbar zu machen verſtünde. Während der Stadtrichter dieſerhalb nachdenkt, ſieht er am Fenſter einen ihm bekannten klugen und verſchmitzten Corporal vorbeyziehen, den ruft er zu ſich, erzählt ihm die Sache kurz, und trägt ihm zugleich auf: ſo geſchwind als möglich ſich zu Rautenſtein zu verfügen, nicht von ſeiner Seite zu gehen und ihn als ob man etwas mit ihm überlegen wolle, aufs Rahthaus zu bringen. — Der Corporal kam ſonach und bringt Herrn Rautenſtein ein Compliment vom Herrn Stadtrichter, mit dem Erſuch, ſogleich zu ihm ins Haus zu kommen, indem er ihm etwas nöthiges aufzutragen hätte. Rautenſtein will zwar erſt die Heimkunft ſeiner Frau abwarten, da aber dieſer in ihn dringt, und vorſtellt, wie die Sache Eil habe, ſo ſtülpt er ſeine runde Perücke auf, wie er gewöhnlich ging in der Verſicherung des Corporals, es würde ihm ein neues Amt aufgetragen werden, was jener aber von ſich ablehnen wollte. — Unterweges erinnert ſichs der Corporal, daß ſie ſich zu lange aufgehalten und nach Zeit einer halben Stunde der Stadtrichter habe zu Rathhauſe ſeyn müſſen, er ihn alſo daſelbſt ſprechen wolle. — Aufm Rathhauſe war indeß alles zu ſeinem Empfang veranſtaltet, und als die Stadtdiener ſich ſeiner Perſon bemächtigten, ſagt er: Alſo iſts ſo gemeint? da iſt mein Weib ſchuld daran!

Er wurde demnach feſt verwahrt, verhört und das Protokoll nach Wien geſandt. Nach vielen Beſchuldigungen ſollte er auf eine martervolle Art das Leben verlieren; er gab aber zu ſeiner Defenſion an: daß er Auftrag gehabt, die kayſerl. Magazine zu Iglau, Znaym und Böhmiſchbrodt im Brandt zu ſtecken: er ſey daſelbſt geweſen, nannte auch die Commandeurs und Commiſſairs der Orte, (was nach eingezogener Erkundigung eintraf,) habe die That aber unterlaſſen, weil er ſein Lebensende gern in den kayſerl. Staaten hätte beſchließen wollen. — Der Erfolg hiervon war: daß die Kayſerin Maria Thereſia neugierig ward, dieſen ſo berüchtigten Mann u. Frau von Perſon zu ſehen; ſie wurden demnach unter ſtarker Bedeckung nach Wien gebracht und der Kayſerin ſo wie dem Hofe vorgeſtellt, wo er denn gleichfalls um Gnade bat, die er auch in ſo fern erhielt: daß ihm zwar das Leben geſchenkt ſeyn, er aber als ein gefährlicher Mann ſeine Lebenstage unter Aufſicht auf der Feſtung Peterwaradein beſchließen ſollte.

Dieſer Befehl wurde vollführt, und ſo endete Käſebier ſeine raſtloſe und mühvolle Laufbahn, die mit ſo vielen Lebensgefahren verbunden war, zu einer Zeit, eben da er die Früchte ſeines Erwerbs in Ruhe genießen wollte, davon der Grund in einer Unverträglichkeit mit ſeiner Hausehre, zur Warnung vieler Andern, lag. —

Beide ſchieden im Beyſeyn der Gerichten freundſchaftlich voneinander, als er nach ſeiner Beſtimmung abgeführt werden ſollte; er äuſſerte aber dabey doch die Hofnung: ſich in der Welt wol noch einmal mit ihr wieder zu finden! —

* * *

Dieſe Frau war eine kluge und umgängliche Perſon; ſie applicirte ſich zum Geſchäfte einer Hebemutter, worin ſie viel Kenntniß beſaß; und da es ihr in Preßburg nicht mehr gefiel, indem ſie ſich aller der gehabten Vorfälle ſchämte, ſo zog ſie nach Wien, ward als eine geſchickte Frau daſelbſt berühmt, und ſoll das Glück einer jetzt verſtorbenen großen Perſon zur Geburt zu verhelfen, gehabt haben.

J. C. H..d.l

Schreiben eines Scharfrichters an ſeinen Vetter.

(S. Hrn. v Eckartshauſen Tagebuch eines Richters, B. 4. S. 64.)

Lieber Vetter!

Berichte Ihm in Frieden, das Gottes Segen bey uns iſt. War dieſes Jahr durch recht glücklich; hat mir Gott 66 Maleficanten geſchickt, die ich alle glücklich juſtificirt (hingerichtet) habe. Wenn es ſo fortgeht, wie ich nicht anders hoffe, und Gott darum täglich bitte, ſo kann ich mich wohl ehrlich richten. Seit drei Jahren, daß ich Scharfrichter bin, habe ich die Gnade von Gott gehabt, gegen 300 zu juſtificiren. Wird mir der liebe Gott ſchon noch mehrere ſchicken. Wenn ich 900 gerichtet habe, ſo kann ich noch Doctor werden. Gott gebe! ſo kann ich doch auch noch unter ehrlichen Leuten mich ſehen laſſen.

Lebe er wohl, Vetter.

So wenig Menſchengefühl iſt bey Leuten, die dieſe Profeſſion treiben, und Foltern, Hängen, Rädern, lebendig Verbrennen, Köpfen, Auspeitſchen, Brandmarken u. ſ. w. für ihr Gewerbe, und den guten Fortgang deſſelben für einen Segen von Gott halten! Unſre Vorfahren haben wol ſo unrecht nicht gehabt, ſolche Leute für unehrlich anzuſehen und ihnen, wo ſie konnten, aus dem Wege zu gehen.

Laukhard.

Meiſter und Herr.

In einer gewiſſen Stadt lebt noch ein Schuhmachermeiſter, der vor einigen Jahren den thörichten Einfall hatte, ſich des Meiſters zu ſchämen, und ſchlechterdings Herr Kramp, nicht aber Meiſter Kramp genannt ſeyn wollte. Sein Gevatter Vogt gleichfalls ein Schuſter, ſtellte ihm mehrmals das Lächerliche dieſes Betragens vor, und behauptete: Meiſter ſey eine ſehr ehrenvolle Benennung, und nur ein Schimpfwort für den, der ſein Handwerk nicht gelernt hätte: aber Meiſter Kramp blieb bey ſeinem Dünkel, und forderte als ein reicher Mann, der ſechs Geſellen hielt und alle Tage zu Wein gieng, deſſen Frau und Tochter mit den vornehmen Damen in Abſicht des Kleiderſtaats wetteiferte, das Prädikat Herr. Sein Gevatter Vogt, ein kluger Mann, führte eines Tages den ſtolzen Mann aufs Feld, und zwar abſichtlich an einen Ort, wo der Schweinhirt ſein Vieh hütete. Der Saujunge lag da auf der Erde ausgeſtreckt, wie ein Riepel, und ſchmauchte eine Pfeiffe Galgenknaſter, womit er weit und breit die Luft verpeſtete. Junge, wo iſt dein Meiſter? fragte ihn Vogt. Hab keinen Meiſter, erwiederte der Junge. Nun gut, fuhr Vogt fort, wo iſt denn dein Herr? Dort oben, antwortete der Saujunge, liegt mein Herr; ſeht Ihr ihn denn nicht? Dort lauſt er ſich ja unterm Birnbaum den Wammes aus. — Habt Ihr's gehört, Gevatter? ſagte nun Vogt zu Kramp, der Junge da hat keinen Meiſter, wol aber einen Herrn, der ſich auf freiem Felde den Wamms auskaufen muß. — Kramp ſchämte ſich ſeines Stolzes, und verbat ſich in der Folge den Herrn. Meiſter Kramp war ihm genug.

Laukhard.

Todesanzeige.

Den Hümmel hat es Gefallen, meinen zärdlich geliebten Ehebarn an ſeiner lange gehapten höchſt unkababeln und nicht zu kurirenden Krankheit zu befreyn- und durch den büttern Tod von meiner ſchönen Saite zu reiſſen! † Ich halte es vor Flücht dieſer Drauerfall allen meinen hüſigen und auswärtigen Breinden durch öffentliche Nachricht zu eröfnen, damit ſie mich betriebte Wittib in meiner gögigen Lage tröſten, an die Hand geben hinten und vorne, mich beyſtehen, wenn ich unten oder oben in Hauſſe angefogten würde, und mich ja bald wider gut zu vorſorgen ſuzen, Ich werde denn eine allerliebſte Vreude haben. Alle Condulenz-Kratulationen, oder wie man die Priefe Heiſt, will ich höflichſt verbütten, beſſer aber iſts die Herren kommen ſelbſt, Und bringen mich den Droſt mit.

Anna Maria Breitſchlägerin,
geborne Schwarzwalen.

Mein Logis iſt im Eckhauſe am Kälbergäßchen,
gleich neben der Darmſtraße.

Etwas vom Huſſiten-Kriege.

Als Johann Huß wegen ſeiner Lehre und Wandels 1414 vom Kaiſer Sigismund vor das Concilium zu Coſtnitz gefordert, und daſelbſt nebſt Hieronymus von Prag 1415. nach Ausſpruch der Verſammlung auf der kleinen Rheininſel bei Petershauſen verbrannt wurde, ſo fingen nach der Zeit ſeine Anhänger in Böhmen, unter dem Namen: Böhmiſche Brüder, oder Huſſiten, auch Thaboriten,*) ſehr gefährliche Kriege an, und ſetzten ſolche eine Reihe Jahre durch fort. — —

1432 fiel ſogar eine Armee von 60,000 Mann in Sachſen ein, theilte ſich daſelbſt in zwei Theile, wovon 20,000 Mann in die Mark, und 40,000 unter Procopii Anführung in Sachſen umherſtreiften, plünderten und viele Orte verbrannten.

Dagegen rüſtete ſich der Churfürſt zu Sachſen, nebſt dem Erzbiſchof Günther zu Magdeburg, (der oberſter Hauptmann im Heere war,) nebſt den Biſchöfen zu Meiſſen, Merſeburg und Naumburg, mit Beyhülfe ihrer Vaſallen, Grafen, Herren und Ritterſchaft, ſammelten eine ſchöne und ſtarke Reuterey, wobei der Ausſchuß der Fußknechte in duplo zuſammen zu bringen befohlen ward.

---

*) Ziska war anfangs ihr Anführer, welcher auf einem hohen Felſen das Schloß Thabor erbauet hatte.

91.

Halle allein ſtellte 30 gewapnete Reuter, was
der Stadt 5000 Gülden koſtete. Die ganze Stiftshülfe
aber betrug 86 Reuter, 32 Rüſtwagen und mehr als
204 Mann. Es beſtund alſo die Macht, ſo ſich bei
Leipzig im Monat May 1432. ſammelte: aus 5000
Reutern und 17000 Fußknechten, wobei ſich folgende
Fürſten befanden: Churfürſt Friedrich von Sachſen,
deſſen Bruder Herzog Wilhelm, Erzbiſchof Günthe
von Magdeburg und Markgraf Friedrich von Bran
denburg.

Die Böhmen wollten anfangs auf Leipzig, al
ſie aber erfahren, daß ihnen der Churfürſt entgege
eilte, zogen ſie ſich nach Grimma zurück, welche
ſie plünderten und verbrannten, und ſetzten ſich be
Altenburg, nahe beim Dorfe Münze. Hier erwar
teten ſie die Deutſchen, bei deren Erblickung ſetzten ſ
mit größter Wuth in dieſelben, ſchlugen ſie und jagte
ſie weit über Grimma auf Leipzig, welches den 1
Jul 1412 geſchahe.

Bald nachher verbrannten dieſe Huſſiten d
Städte Zeitz, Croſſen und Altenburg, warfen al
was nicht hatte entfliehen können, als Kranke, a
Leute, Weiber und Kinder ins Feuer, hieben d
Geiſtlichen in Stücken, doch vergriffen ſie ſich ni
an den veſten Schlöſſern, die aus Vorſicht w
beſetzt waren, weil alle wehrhafte Mannſchaft d
Gegend ſich in dieſelben retirirte.

Um dieſe Zeit kam jene detachirte Armee aus der Mark, die jämmerlich verheert war, zurück, und zog ins Voigtland. Procopius mit der ſeinigen aber zog auf Naumburg. Dieſer Ort hatte ſich in den beſten Vertheidigungsſtand geſezt. Man hatte Holz in die Zwinger geſchafft, und Pechkeſſel an die inwendigen Mauern geſetzt; man hatte von Magdeburg 22 Pechſpritzen *) abgeholt, ſich auch mit Pulver und Schießgewehr, Bley, Büchſen, Streitkolben, Streit- und andern Aexten, Senſen, Hacken und andern Mord-Inſtrumenten verſehen. — Die Naumburger ſchickten aber dem General ihre Kinder, als 238 Knaben und 321 Mädchen ins Lager, welche für die Stadt um Gnade baten, wodurch ſich der Feind bewegen ließ, und wieder abzog. **) Daher noch die jährliche Feyer des Kirſchfeſts zu Naumburg.

---

*) Dieſe Maſchinen ſprizten das Pech auf die Stürmenden wie Waſſer, es mußte aber beſtändig Pech hineingeworfen, und ein gutes Feuer unterhalten werden, wenn ſie Dienſte thun ſollten. Man lieſet ſonſt wenig von dieſer Art Maſchinen.

Bei der Revolution zu Genf im Jahr 1783 bedienten ſich die Bürger der Feuerſprizen gegen das gegen ſie anrückende Militair: füllten ſolche mit Kalkwaſſer, Vitriol und allerley ſcharf beizenden Laugenſalzen, wodurch zwar keiner getödtet, aber doch zum Dienſt auf einige Zeit unbrauchbar gemacht wurde; der Endzweck ward alſo erreicht.

**) Siehe J. H. Rauh Abh. die Schwachheit über die Stärke, am Naumburgſchen Schul- und Kirſchfeſte ꝛc.

Joh. Chr. Hendel.

Etwas von Ludwig II. mit dem Beynamen der Springer.

Graf Ludwig der Zweyte von Thüringen und Landgraf zu Heſſen ward geboren 1040; er wurde ein ſchöner und belebter Mann, vermälte ſich daher im 22ſten Jahr mit des Herzog Ulrich zu Sachſen Tochter. Dieſe war eine ſtolze und herrſchſüchtige Dame, ſie ſtimmte nicht in ſeinen Character, und ſo entſtand in ihrer Ehe eine Art von Widerſinn und Unverträglichkeit, welche es ſo weit brachte, daß er ſie ihren Eltern wieder zuſchickte; allwo ſie einige Jahre drauf aus Gram und Verdruß ſtarb. —

Währender Zeit wurde einsmals Graf Ludwig zu einem andern Grafen Menzelino in Nebra zu Gaſte geladen: unter mehrern andern Fremden war auch die damals ſo berühmte ſchöne Adelheit, Gemalin des Pfalzgrafen Herzog Friedrich zu Sachſen gegenwärtig, in deren einnehmendes Weſen und Betragen ſich Ludwig ſterblich verliebte. Herzog Friedrich reſidirte damals zu Weiſſenburg an der Saale, und um ihm näher zu ſeyn, bauete Ludwig ohnfern der Gegend zuerſt ein Schloß, welches er Schönburg nannte, ſo wie nachher das Schloß und Städtchen Freyburg, ſodann auch Wartenburg und Eiſenach. —

Einsmals zog er Nachricht ein, daß der ſchönen Adelheit Gemal auf einige Tage verreiſt ſey, Ludwig benutzte dieſe gute Gelegenheit, machte ihr ſeine Aufwartung, ſtellte ihr ſeine Liebe zu ihr vor, und wie er ſie auf alle Fälle zu ſeiner Gemalin haben müſſe. Kurz, ſie willigte ein, und beyde wurden ſchlüßig den alten Pfalzgrafen gelegentlich aus dem Wege zu ſchaffen. Um ſolches Vorhaben ſo bald als möglich auszuführen, ſtellte Ludwig einſt eine Jagd und Schweinshatze an, trieb nicht nur in Pfalzgraf Friedrichs Revier, ſondern ließ auch um Alarm zu machen, ſeine Jäger tüchtig mit den Waldhörnern blaſen. Friedrich, den dies befremdete, ſetzte ſich in der Eil zu Pferde, um zu ſehen, wer in ſeinem Revier jagte; ward aber im Walde von Ludwig erſchoſſen — Ob ihn nun wol ſeine Gemalin prächtig beyſetzen ließ, ſo war die Rede doch allgemein, daß Graf Ludewig deſſen Mörder geweſen wäre.

Beyde Verliebte lieſſen ſich indeß nichts anfechten, ſie beſuchten einander ſowol öffentlich als heimlich in verſtellter Kleidung, und ehe noch das völlige Trauerjahr vorüber war, ſo lieſſen ſie ſich förmlich trauen.

Erzbiſchof Albert zu Bremen, der Bruder des Ermordeten hatte unterdeß den Vorfall erfahren; dieſer ergrimmte in Zorn und Rache gegen Ludwig, und brachte als Reichsſtand und vermöge ſeiner Autorität als Erzbiſchof beym Kaiſer Heinrich IV. es dahin, daß dem Burggrafen zu Magdeburg und Wettin aufgetragen wurde, den Graf Ludwig gefangen zu nehmen, und auf die Veſte Gibichenſtein in Verwahrung zu bringen; welcher Befehl denn auch zu Weynachten 1070 vollzogen ward; man legte ihn daſelbſt in Ketten, und ließ ihn mit 6 Mann vom Adel bewachen.

Als nach langer Gefangenſchaft ihm nun der Prozeß gemacht werden ſollte, ſo ſtellte er ſich krank;

dies bewürkte, daß ihm nicht nur die Ketten abgenommen, sondern ihm auch sein Sekretair zugelassen wurde, im Fall er etwa sein Testament machen wolle. Mit diesem redete er aber seine Flucht heimlich ab; und sonach mußten zwey Kähne auf der Saale unten am Felsen liegen, die ihn überfahren sollten, so wie jenseits am Ufer zu Cröllwitz etliche Pferde bereit standen, worauf er sich salviren wollte. Gedachter Abrede gemäß bewerkstelligte er seine Flucht zur Nacht 1073 nachdem er 2 Jahr und 8 Monat daselbst gefangen gesessen, nahm nichts als seinen Mantel mit sich, entkam auf vorbemeldete Art und langte glücklich bey den Seinen an. – Als er sich in der Folge auch am Kaiserl. Hofe mit einer ansehnlichen Geldstrafe abgefunden, so verlebte er die übrigen Zeiten seines Lebens im Genuß seiner geliebten Adelheit höchst glücklich und zufrieden, und starb den 6ten May 1123 im 83sten Jahre seines Alters; seine Gemalin aber starb 2 Jahre nachher, nachdem sie 4 Söhne und 3 Töchter mit einander erzeugt hatten.

Diese Geschichte Ludwigs kommt einigen neuern Historikern wegen des Sprungs vom Felsen zu Gibichenstein mit Recht unglaublich vor, so daß sie der Sache eher zu viel thun, und die ganze Geschichte für ein Märchen oder Fabel halten, obwol sich für die Wahrheit derselben so viel Beweis findet. Fürs erste ist bekannt, daß die alten Kayser auf dieser damals so berühmten Veste ihre vornehmsten Staatsgefangenen verwahren liessen, derer Dreyhaupt im 2ten Theil seiner Hallischen Chronik Seite 848. selbst 5 Personen angiebt – Da an Ludwigs Arrest daselbst also nicht zu zweifeln ist, so beruhet der zweyte Punkt nur auf dem Erweis, wie und auf welche Art er entkommen ſey? — Ludwig mußte ſich nothwendig durch Mitwirkung ſeiner Gemalin und Vorſprache ſeiner Freunde mit dem Schloßhauptmann als Commendanten, welcher ihm ſeinen Secretair zuließ, ſo wie mit ſeiner Wache verſtehen: denn da die Bergveſtung rings herum ſehr hohe Mauern, Thürme und Baſteyen hatte, ſo war es nicht möglich daß Ludwig, wenn auch im Mantel, er von oben herunter gleichſam fliegend ſpringen konnte: er mußte ſich andrer Mittel bedienen, und da dieſe nicht ſind bekannt worden, ſo hat man nachher die Sache als Fabel betrachten wollen. — Eine Vermuthung giebt an: daß der damaligen Sage nach ihm in einem großen Brodte ein Strick mit Knoten zugebracht ſey, den er oben ins Fenſter geknüpft, was nach der Saalſeite heraus geweſen, woran er ſich herabgelaſſen, und am Ende, ſo weit der Strick reichte, vollends herabgeſprungen und vermittelſt der zwey daſelbſt beſtellten Kähne entkommen ſey.

Andere geben an: die Saale ſey zu damaligen Zeiten dicht am Felſen weggefloſſen, wo ihm der Sprung von oben herunter ins Waſſer, leichter geweſen, indem ihn die Fiſcher ſogleich aufgenommen und dem jenſeitigen Ufer zugebracht hätten; daher die Cröllwitzer Fiſcher damals ihrer thätigen Beyhülfe wegen auch das Vorrecht erhalten hätten, bis in die Gegend nach Weißenfels fiſchen zu dürfen.

Beides aber iſt der Natur der Sache nach mir unglaublich; den zu ſo einem hohen Sprung vom Felſen herab, gehört wie bekannt tiefes Waſſer, was dem Lauf der Saale nach zu keiner Zeit an dieſem

Orte, wohl aber flach Waſſer geweſen, das mit Canälen und tiefen Waſſergraben ſowol um dieſen Felſen, als beſonders um das ganze Erzbiſchöfl. Reſidenzſchloß geleitet war. – Hiezu füge ich meine Bemerkung: man ſieht noch itzt rechts unten am Felſen eine obwol mit vielem von oben herabgefallenen Schutt gefüllte große keſſelförmige Rundung, und in grader Linie aufwärts die bogenförmig ausgehauenen Theile des Felſens hinauf, woraus ſich ſchließen läßt: daß daſelbſt der Ort geweſen, wo die Beſatzung ihr benöthigtes Waſſer, es ſey nun aus der Saale damals ſelbſt, oder aus dem unten gehabten Behälter, in welchen der Fluß durch einen Graben dahin geleitet worden, vermittelſt eines Eymers oder Gefäßes heraufgezogen habe; und durch dieſe Gelegenheit konnte Ludwig eher als auf irgend eine andre Art durch Mitwiſſen und Beſtechung ſeiner ein oder zwey Mann Wache entkommen ſeyn, welche nachher zu ihrer Rechtfertigung vorgaben: er ſey durch einen Sprung im Mantel von oben herunter entkommen. – (Von da die beſtellten Fiſcher ihn überſetzten.)

Im Verlauf der Zeit von 700 Jahren hat alſo die Saale von dieſem Felſen bis zum Ufer 120 Fuß Land angelegt, ohne was an derſelben Seite in der ganzen Fläche hin ſich angeſetzt hat, wo jetzt Saamweiden darauf wachſen: dies alles iſt am jenſeitigen Cröllwitzer Ufer längs hinauf nach und nach abgeſpühlt worden.

Geh. R. Dreyhaupt gedenkt in ſeiner ſchätzbaren Hall. Chronik des Vorgangs mit Ludwig nur mit ſehr wenigen Zeilen, die er auch als fabelhaft angiebt. — Einiges davon ſteht ohnſtreitig in einer lateiniſchen Schrift, die auf deutſch alſo lautet: Conr. Friedr. Reinhards Abhandlung, in welcher die

Fa

Fabel von Ludwig II. Grafen von Thüringen, der aus dem Schloß Gibichenſtein geſprungen, und davon den Zunamen der Salier oder Springers erhalten, widerlegt wird; mit 1 Kupf. Halle 1726. in 4. Da ich dieſen Tractat aber ihrer Seltenheit wegen in meinem Vorrath nicht mehr beſitze, ſo kann ich jetzt nicht wiſſen, ob und in wiefern dieſer berühmte Hiſtoriker gegen die in meinen Händen befindlichen alten geſchriebenen Nachrichten und Urkunden abweicht, welche ich in der Folge bey mehrerer Muße herauszugeben gedenke; bey dieſer Gelegenheit wollte ich bloß einige kurze Aufſätze in dieſe Blätter zur Abwechſelung einrücken, ſo wie ich bereits in des Plato kleinen Länderkunde des Herzogthums Magdeburg bey Erfindung der Halliſchen Salzſothe und Entſtehung dieſer Stadt gethan habe.

Joh. Chr. Heudel.

Einiges von Hall. Hexen- und Zaubern.

Im Jahr 1603 den 9ten Dec. wurden zwey alte Weiber, welche man der Zauberey beſchuldigte, zur gefänglichen Haft gezogen. Die eine nannte man die Thor-Urſchel, und die andre war die alte Steinſetzern die Bockin. Folgenden Jahres den 9ten Jan. Abends, ward die alte Steinſetzern peinlich befragt. Sie bekannte aber nichts. (Vermuthlich weil ſie nichts wußte.) Man ließ ſie indeß dieſelbe Nacht, weil es bald eilf Uhr war, in der Marterkammer auf der (noch itzt daſelbſt befindlichen) Folterbank ausgeſpannt liegen. Morgens drauf fand man: daß in Abweſenheit der Herren ihr der Hals umgedrehet, und das Angeſicht aufm Rücken ſtand.

Vermuthlich hatte ein auch damals frommer und getreuer Knecht ſie ihrer weitern Marter in der Stille erlöſen und ſich bey Gott dadurch ein Verdienſt ſtiften wollen. — Der Diebshenker begrub ſie nachher aufm Schindanger.

Den 25ſten Febr. deſſelben Jahres wurde die ſo genannte Thor Urſchel und die dicke Chriſtine auf der Feimſtädte dem grünen Hofe gegen über verbrannt.

Chriſtine hatte bekannt: daß ſie mit dem Teufel lange Zeit aufm Dorfe in einer Schenke geweſen. Er hätte die Geſtalt eines Junggeſellen angenommen, und alles für ſie bezahlt; ihr auch ein zugerichtetes Pulver gegeben, welches ſie ihrem Manne im Trinken geben ſolle: da ſie dies aber nicht gethan, habe ſie der böſe Feind darum ſehr übel geſchlagen. —

Die Thor Urſchel hatte ausgeſagt: daß dieſer Gaſt auch in Geſtalt eines Junggeſellen zu ihr gekommen, und ihr einen doppelten Schreckenberger gegeben, dabey aber bedungen hätte: ſie ſolle einen Butterkuchen backen laſſen, er wolle kommen und ihr Gaſt dazu ſeyn. Dies habe ſie gethan, und als er gekommen, hätte er den Kuchen auf zwei Biſſen gefreſſen, ihr aber nichts davon gegeben; darauf wäre er dieſelbe Nacht bei ihr geblieben und habe alle Unzucht mit ihr getrieben, und ſie dermaßen mitgenommen, daß ſie vermeint ſie müſſe des Todes ſeyn. — Als dieſe beyden zur Brandſtätte gebracht wurden, haben ſie zu unterſchiedenen Malen über die Beutlern Herzbachin geſchrien, daß ſie von dieſer zu dergleichen Dingen wären verführt worden. — —

1628. ward auch Bader-Lene Zauberey wegen verbrannt. 1655. d. 11ten May Catharina Blumen, und die letzte 1664. d. 25ten Jul. war Margaretha Kullin, aus Dölen gebürtig. — Bey dieſer fand ſich Gelegenheit, daß der berühmte Thomaſius durch ſeine Schriften dem fernern Unweſen ſteuerte. —

Joh. Chr. Hendel.

Schreiben eines Halleſchen Bürgers an die Herausgeber dieſer Blätter.

Sie wundern ſich, m. H. im dritten Stück Ihrer Kaſtenſpeiſen S. 33. über die ſchiefen Urtheile, welche von mehrern unſrer Hallenſer über die Schrift eines unſrer Mitbürger, die von den Mißbräuchen der Handwerker handelt, gefällt worden ſind, und noch immer hier und da gefällt werden. Sie fragen ſogar, wie es komme, daß manche Einſichtige ſo linkiſch urtheilen können? Ich glaube aber, daß man gar nicht nöthig habe, ſich über Urtheile dieſer Art zu wundern. Viele ſind Leute ohne Kopf, räſonnieren ins Gelag hinein, wie es ihnen einfällt, oder wie die es gern hören, die neben ihnen ſitzen. Von Leuten dieſer Art läßt ſich nun nichts Kluges erwarten, und ihr Geſchwätz kommt gar nicht in Betracht, ſo wenig wie manche Kritiken in den gelehrten Zeitungen, die auch eher von Nachtwächtern oder Pasquillanten als von gelehrten Kunſtrichtern geſchrieben zu ſeyn ſcheinen.*) Andere haben ihren Vortheil dabey, wenn Mißbräuche nicht abgeſtellt werden. Dieſe ziehen denn auf alle Verbeſſerungen los, heißen alles Neuerung, Eingriffe in alle alte Rechte und verjährte Privilegien, und ſuchen den, der Etwas zu beſſern ſucht, bei allen Gelegenheiten verhaßt zu machen, bloß in der Abſicht, ihren eigenen Vortheil nicht zu verlieren. Endlich giebt es noch einige welche zwar die Sache einſehen, aber doch nicht leiden wollen, daß ein Unſtudirter die Feder in die Hand nehme, und das Geſchwür der Welt gedruckt offenbare. Dieſe Leute haben bei aller Einſicht das Vorurtheil: der Gelehrte nur allein dürfe Bücher ſchreiben; denn ſie bedenken nicht, daß jeder über das, was er gründlich verſteht, auch gründlich ſchreiben könne. Endlich wirkt auch der leider! faſt allgemeine Handwerksneid viele ſchiefe Urtheile. Wäre der Verfaſſer des Buchs über die Handwerksmißbräuche kein Genoſſe eines gewiſſen Handwerks, ſo können Sie glauben, m. H., daß manche ſchiefen Urtheile nicht würden ſeyn gefällt worden. Ich glaube, daß, wenn Sie, m. H., dieſe meine Gründe prüfen wollen, Sie leicht finden werden, daß die Urtheile über das Buch von den Handwerksmißbräuchen nicht wohl anders ausfallen konnten. Ich bin Ihr u. ſ. w.

---

*) Der Briefſchreiber hat Recht: und aus eben dieſem Grunde ſind ſchon viele wahrhaft gelehrte Männer aus mancher Recenſentenklicke ausgetreten, weil ihre Herren Confratres von gelehrten Sachen wie Ignoranten räſonnirten, dabei aber wie Zahnbrecher ſchrien und lermten, und wie Hökerweiber ſchimpften. Exempla ſunt odioſa.

Anmerk. der Herausg.

Dieſer Brief wurde mir vor einigen Tagen zugeſchickt, mit der Bitte, ihn den Faſtenſpeiſen einzuverleiben. Der Hr. Verfaſſer iſt ein einſichtiger braver Bürger, den ich und Hr. Dornenſteg gern unſern Freund nennen, und dem wir für die Mittheilung ſeiner Gedanken unſern Dank abſtatten.

Laukhard.

Correction und Auflöſung.

O wey ebber de Migiſſers! Da hoben ſe geſchribben, hinten beyn vorigen Bögen der Speiſekaſten, å Trauerbriefge äner jungen Wittwe ebber eren Mon. Hör zü: ich hob der å woren Spittalkel ebbers Geſchlammaſſel, wos de Leute alle ſchmußen, wos ſe ſogen. Do månen ſe, balle die, balle jenne junge Fra, hätts loßen ſetzen nein in de Bögen, wos mern dach eppes äch nich künne verdinken, wenn ſe gern wullten ſich verheiroten wedder, un ſü recht balle! Nau, ech wuhne nu ſo koſcher drinne, unter ainige hübſche Weiberge, un do hots mer gekümmert, wenn ich ſohe: wi äne wainte un de andre grungte, weil ſe dochten, ſich, dåß nü die allerklainſten Schickége un Schöchege müchten uf ſe ſo hin weiſen thun, met de Fingerge!

Ich bin å armer Jüd, abber ech wulle bezohlen Gimel Bachen, adder gor å Kollowrat, wenn mers künne ſü ganz rain rauskratzen thun dös Briefge! adder ob mers künne verklaiſtern? met ſü å Peppierge, dåß mers nich ſäh! Verſtettir? un mers derroch widder recht iß, dös merſch iß! Un denn hob ich dach in ganz Halle ſo lange Johre gejüdelt un geſchachert, un mey Seel gemacht eppes roren Schmieß, abber nach iß mer nich gekummen, vor, in meinen Leben in Halle, aine Darmſtroße, adder å Kälbergäßge; ſo wohr ich lebe un bin å ehrlicher Jüd! Mey fy, ſis wul gor aine Scharade! un ſall ich thun rothen? wu ſe ſin, die Gäßge? — Nau, do mayn ich: Mer findt ſe halt beede bey jeder Küh, gleich untern Schwonz.

Levin Aaren Iſſur Merx.

Herrn Kanonikus Lafontaine textmäßige Abſchieds

Predigt am Charfreytage 1800 betreffend.

Pilatus fühlte Chriſto auf die Zähne,
Sprach: was iſt Wahrheit? — ging zur Thür hinaus
Schön ſagte, was ſie ſey, uns Lafontaine,
Ach, aber — ſchied aus unſerm Gotteshaus!

Dornenſieg.

Epilog.

So wären denn nun unſre Faſtenſpeiſen
Ende! Freilich werden viele der Geſpeiſten vo
hungrig ſeyn, und eine beſſere Fütterung erwa
haben. Aber dieſen Herren muß ich zweierley ſ
gen: erſtlich — ſind es Faſtenſpeiſen und na
einem Kanon eines uralten Conciliums, für deſſ
Anſehen und allgemeine Gültigkeit unſer Katechi
mus bürgt, darf ſich kein guter Chriſt in den F
ſten ſatt eſſen. Zum andern haben wir, die H
ausgeber, vorzüglich mein ſeit 1775 erprobter u
auf allen Proben ut fulvum ſpectatur in ignib
aurum probat erfundner Freund, Herr Dorn
ſieg, manche Würze und Salz zuſtreuen woll
aber das Ding wurde, damit das Ding ni
verpfeffert oder verſalzen wurde, weggeworfen.

Für den Sommer liefern wir alle Wo
einen Bogen, hiſtoriſchen und ſatyriſchen Inha
Die Lebensgeſchichte unſerer erſten Kurfürſten m
den Anfang. Wir hoffen, daß unſer liebes H
ſches Publikum einen Friedrich, Albrecht, J
chim u. ſ. f. lieber kennen lernen wird, als ei
einen Rinaldo Rinaldini, oder ſonſt Mißgebur
des verrückten Gehirns eines hungrigen
durſtigen Romaniſten. Laukhard

Vertraute

Briefe

eines

alten Landpredigers

an

einen ſeiner jüngern Amtsbrüder.

Aus

der Originalhandſchrift herausgegeben

von

M. Friedrich Chriſtian Laukhard.

Altenburg und Leipzig,
bei Wilhelm Ernſt Richter.
1811.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek
München

Der Herausgeber an den Leſer.

Der Verfaſſer dieſer Briefe, ein rechtſchaffener und muſterhafter Landprediger in den Rheingegenden, ſtarb im letztverfloſſenen Herbſt, und der letzte Brief von denen, welche ich in Händen habe, iſt gerade zwey Tage vor ſeinem Tode geſchrieben — o welch Glück für alle, die Gott fürchten, wenn ſie ſo nahe am Tode das noch empfinden können, was dieſer Redliche da empfand und an ſeinen Freund ſchrieb! Friede ſey mit ſeiner Aſche!

Der würdige junge Prediger, an welchen dieſe Briefe geſchrieben ſind, ſchickte mir die Originalien davon zu, und bat mich, ſie durch den Druck bekannt zu machen, weil er glaubte, daß ſie manches enthielten, was auch andern jungen und vielleicht auch ältern Predigern nützlich ſeyn könnte; ich las die Briefe durch, und fand daß er Recht hatte, und nun erſcheinen ſie, und erwarten ihr Urtheil vom Publikum.

Daß man hier keine Paſtoraltheologie, keine Paſtoralklugheit, keine Homiletik u. dgl. zu ſuchen habe, verſteht ſich von ſelbſt, aber doch manche gute Bemerkung, die in dieſe Sachen einſchlagen, in einem herzlichen Ton geſagt, und deswegen vielleicht auch einleuchtend und treffend. Man findet hier keine Zierrathen, keinen Prunk, keine ſterile Regeln, ſondern bewieſene und aus eigener Erfahrung hergeleitete Vorſchriften, und manchen nützlichen Rath, der ſonſt Predigern auch von ihren beſten Freunden ſo leicht nicht pflegt gegeben zu werden: denn die Freunde der Prediger, vielleicht ſelbſt von dieſen Stand, ſehen die Fehler nicht, oder haben nicht das Herz, dasjenige an ihren Freunden zu tadeln, was ſie ſelbſt thun.

Vielleicht ſcheinen manche Anforderungen des ehrlichen Greiſes an ſeinen jungen Freund zu ſtrenge zu ſeyn, vielleicht hat er wirklich zu viel in Abſicht des Selbſtſtudierens gefordert: mag das immer ſeyn, wie es will, genug, daß der brave Mann nichts Böſes, nichts Unvernünftiges und nichts Unmögliches gefordert hat; wenigſtens leiſtet ſein junger Freund jetzt alles, was er forderte, und leiſtet noch mehr!

Die Schreibart des alten Pfarrers iſt etwas rauh, aber ſie iſt herzlich, und man ſieht, daß er das, was er niederſchrieb, für wahr, gut und nützlich hielt, eben daher ſind auch dieſe Briefe ſelbſt ohne alle Abänderung geblieben, wie ſie aus ſeiner Feder kamen. Die Briefe des zweyten und letzten Päckchens betreffen das eigentliche Predigerweſen näher, und handeln mehr von den wirklichen Amtsarbeiten eines Landpredigers; ſie werden daher gewiß mehr Beifall finden als dieſe, wenn anders dieſe nicht mißfallen. Man wird beſorgt ſeyn, das zweyte Päckchen aufs baldigſte zu liefern.

Geſchrieben zu Veitsrad im Saardepartement, den 24. April 1811.

M. Friedr. Chriſt. Laukhard.

Erſter Brief.

Glück zu, mein lieber Freund! Endlich haben Sie mit Ehren Ihren Zweck erreicht, und haben, ohne Geld zu ſpendiren, und ſich Gönner und Beförderer zu erkaufen, die Pfarre Ihres ſeligen Vaters, meines unvergeßlichen Freundes, erhalten. Viele ſind nach dieſer einträglichen Stelle gelaufen haben Geld über Geld geboten, und Sie würden ganz gewiß durchgefallen ſeyn, weil Sie nichts geben wollten, wenn der rechtſchaffene Präſident Ihres Conſiſtoriums nicht durchgedrungen wäre, und Ihre unwürdigen Mitwerber, die Licitanten, abgewieſen hätte. Ich weiß es recht wohl; alle Beyſitzer des Conſiſtoriums waren beſtochen: Theophil, der Eine, iſt ein Jude, ein getaufter Jude, und um ſo ſchlimmer; Gregor iſt ein ſchmutziger Geizhals, und endlich Herr Matthieß iſt ein Dummkopf, der aber doch gerne Burgunder trinkt und Andern ſchenkt. Sollten ſolche Menſchenkinder wohl Goldfüchſe ausſchlagen, und blos bey der Wahl eines Pfarrers auf Kenntniſſe und Verdienſt ſehen? Credat Judaeus Appella, non ego, ſagt Horatius, und ich auch in dieſem Falle. Aber Ihr Präſident iſt ein Mann, wie er dann ſeyn muß, wenn dergleichen Aſſeſſoren da ſind; dieſer lernte Sie kennen, würdigte Ihre Talente und Ihre Fähigkeit, das Amt Ihres Vaters zu bekleiden, und ertheilte es Ihnen, ohne auf die vielen Aber und Indeſſen ſeiner Mitcollegen Rückſicht zu nehmen. Heil und Ehre dem braven Manne!

Sie äußern in Ihrem Briefe an mich viele Bedenklichkeiten in Anſehung der Führung Ihres Amtes. Das lobe ich ſehr: denn ein wichtiges Amt muß man nicht leichtſinnig antreten, wie die Meiſten thun, denen es nur um den Titel und vorzüglich um die Beſoldung zu thun iſt. Ein redlicher Mann kennt die Laſt der Verrichtungen, welche er auf ſich nimmt, er ſucht jede Schwierigkeit auf, entzieht ſich keiner, widmet ſich ganz ſeinem Amte, und findet allein in der gewiſſenhaften Ausrichtung ſeiner Pflichten Beruhigung und Vergnügen. Beſonders gilt dieſes von einem geiſtlichen Amte, wo die Welt ſo ſehr wenig, der Beruf aber ſo ſehr viel fordert. Alſo, Freund, Sie haben Recht, daß Sie mit Bedenklichkeiten Ihr Amt antreten, das lobe ich; aber Ihre Aengſtlichkeit, welche ſo durchſchimmert, kann ich nicht billigen; man muß nichts ängſtlich unternehmen, es gelingt ſelten. Das merken Sie ſich für die Zukunft. Kluge Bedenklichkeit und Zaghaftigkeit ſind ſehr verſchiedene Gemüthslagen; jene macht uns behutſam, dieſe aber giebt Unentſchloſſenheit, die nirgends taugt. Verzeihen Sie, daß ich ſo offenherzig mit Ihnen rede; ich bin der alte Freund Ihres Vaters, bin in Ihrer Jugend Ihr Lehrer geweſen, und zudem fordern Sie mich in Ihrem Briefe ſelbſt auf, Ihnen geradehin zu ſagen und zu ſchreiben, was ich denke, folglich bin ich berechtigt, sans façon mit Ihnen zu ſprechen, ohne Furcht, bey Ihnen im Geringſten anzuſtoßen.

Was Sie da von einem göttlichen Beruf zum Predigtamte radotiren, verſtehe ich wirklich nicht recht. Haben Sie denn noch die alten Ideen von vocatione divina ad ministerium aus der Dogmatik und Caſuiſtik im Kopfe? Ich dächte das Zeug hätten Sie bey Nöſſelt und Niemeyer längſt abgelegt, ob Sie es gleich in Erlangen bey dem theuren Doctor Seiler einſaugen müſſen. Hören Sie mich an, lieber Freund, ich will Ihnen kurz und gut meine Meynung über das Ding vorlegen. Sehen Sie, jeder Menſch hat einen Beruf, und weil, wie Sie wiſſen, Gott der Urheber alles Wahren und Guten iſt *), ſo hat jeder Menſch einen göttlichen Beruf, das heißt, Gott will, daß er ſeine Kräfte zum Beſten der Welt, und folglich auch zu ſeinem eignen, anwenden ſoll. Zu unerlaubten Handlungen und zu einer ſchändlichen Lebensart giebt es daher keinen Beruf — ein berufener Dieb, Trunkenbold u. d. gl. iſt ein Unding. Nun inſpirirt

---

*) Jac. 1, 17.

aber Gott keinem Menſchen, welche Lebensart er ergreifen ſoll, dafür hat der Menſch ſeine Vernunft, daß er ſeine Kräfte prüfen, und eine Lebensart wählen könne. Wer ſich nun eine Lebensart wählt, der hat ſeinen Beruf. Jetzt iſt es aber auch ſeine größte und erſte Pflicht, ſich die nöthigen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten anzuſchaffen, dieſen erwählten Beruf zu erfüllen.

Das Lehramt in der Kirche iſt noch zur Zeit nöthig und nützlich: Sie, mein Freund, haben ſich dazu beſtimmt, Sie haben ſich dazu hinlänglich qualificirt, Sie haben wirklich ein Lehramt erhalten, folglich haben Sie einen göttlichen Beruf dazu. Aber bilden Sie ſich ja nicht ein, daß Ihr Beruf zum Lehramte etwas göttlicheres bey ſich führe, als der Beruf Ihres ehrlichen Nachbars Schütz zum Wagnerhandwerk. Gott will daß Pfarrer ſeyn ſollen, aber nach ſeiner Abſicht ſollen auch geſchickte Wagner in der Welt ſeyn.

Das ſind ſo ganz in der Kürze meine Gedanken von der Göttlichkeit des Berufs zum Predigtamte:- aber die Hauptſache liegt darin, daß das Subject, welches ſich für berufen hält, auch geſchickt ſey, die Pflichten ſeiner Lebensart auszuüben, und ſie auch wirklich erfülle. Meinen Sie denn, Ihr Nachbar der Pfarrer Weitmaul ſey göttlich berufen? Freylich tritt er alle Sonntage vor dem Altar und brüllt: ich als ein ordentlicher berufener Diener der Gemeine Jeſu

Chriſti — aber das glaubt ihm kein Kluger. Der Menſch iſt ja ein Dummkopf, ein unwiſſender ungeſchickter Salbader, und elender Poſtillenreuter, gerade zum Predigeramte ſo geſchickt, als ich oder Sie zum Schuhmachen ſeyn würden. Meiſter Fiſcher von Harzfeld iſt geſchickt genug zum Prediger, aber wie verſieht er ſein Amt, welches Beyſpiel giebt er ſeiner Gemeine? Er hat ſeinen Beruf verlohren, indem er pflichtvergeſſen handelt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß zu einem ordentlichen Berufe zum Predigtamte auch die Genehmigung der Obrigkeit und der Gemeine gehöre: darf ſich doch kein Schuſter oder Schneider ſetzen und ſchuſtern oder ſchneidern, wo er will, wie viel weniger dann ein Prediger.

Laſſen Sie ſich daher, mein Beſter, ja keine Grillen über die Frage einfallen, ob Sie göttlich berufen ſind, oder nicht? Das verweiſen Sie in die casus consientiae Balduini oder Duntaei, und ſorgen Sie vielmehr dafür, daß Sie Ihrem gewiß göttlichen Beruf nachkommen, und die Pflichten, welche Ihnen deshalb obliegen, aufs genauſte nach ihren Kräften erfüllen.

Ich bin jung und unerfahren, ſchreiben Sie in Ihrem Briefe, und dieſes Bewußtſeyn ſcheint Ihnen den Muth zu ſchwächen. Ei, mein Himmel, Sie ſind ja fünf und zwanzig Jahr alt, und wer dieſes Alter erreicht hat, iſt ſchon im Stande, wenn er ſonſt vorſichtig iſt, ein geiſtliches Amt zu verwalten. Niemand verachte ſeine Jugend, ſchrieb einſt der erfahrne Paulus an den jungen Timotheus, und ſo ſchreibe ich an Sie, mein Lieber. Doch kannte Paulus die Unerfahrenheit ſeines Zöglings, deswegen gab er ihm die allerherrlichſten Regeln, wie ſie noch kein Lehrer der ſogenannten Paſtoraltheologie bisher gegeben hat. Leſen Sie fleißig die Briefe an den Thimotheus und an den Titus, und Ihre Unerfahrenheit wird merklich abnehmen, wenn ſie hübſch beſcheiden bleiben und vorſichtig wandeln. Nur nicht kleinmüthig lieber Freund, und es wird alles gehen, recht gut gehen. Sie fordern mich in Ihren Schreiben ſehr dringend auf, Ihnen mit meinen treuen Rath, wie Sie ſich ausdrücken, an die Hand zu gehen, und Ihr Führer zu werden. Ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen zu mir, und verſpreche, Ihre Bitte zu erfüllen nach meinen Einſichten und Kräften — ich war der Freund Ihres ehrlichen Vaters, und halte mich für verbunden, alles für den Sohn des Seligen zu thun, was ich für ihn thun kann; darauf verlaſſen Sie ſich.

Aber hören Sie jetzt auch die Bedingungen, unter welchen ich Ihr Rathgeber und Wegweiſer werden will.

Erſtlich werde ich Ihnen keine Paſtoraltheologie, noch viel weniger eine Homiletik fabriciren. Dergleichen Sachen ſind genug im Druck da: da liegen Anweiſungen erbaulich zu predigen von Univerſitätsmännern verfaßt, welche niemals eine Kanzel betreten haben, und die, wenn ſie ſelbſt hätten predigen ſollen, gewiß eine ſo ſchlechte Figur gemacht haben würden, wie der große Semler zu Berſen bei Halle *). Da liegen ferner Paſtoralklugheiten, Anweiſungen, wie ſich ein treuer Seelenſorger bey ſchweren Fällen verhalten ſoll. Treue Seelenhirten, Prediger am Beichtſtuhl, Prediger am Krankenbette, Seelſorger im Gefängniß, Seelſorger auf dem Raben-

---

*) Der ſelige D. Semler zu Halle, deſſen Verdienſte um die Wiſſenſchaften unſterblich ſind, und deſſen Aſche der Schreiber dieſer Briefe ſo lange verehren wird, als ihm die Augen aufſtehen werden, ſollte einſt, als Decan der theologiſchen Facultät einen Candidaten die Probe zu Berſen, einem Dorf bey Halle, predigen hören: denn die Facultät hatte an dieſem Ort die Pfarre zu vergeben. Semler begab ſich dahin, aber da fand ſich ein Brief, worin ſich der Candidat entſchuldigte, daß er wegen einer ihm zugeſtoßenen Unpäßlichkeit nicht kommen könne. Semler predigte alſo ſelbſt, aber den andern Tag kamen die Bauern, und baten de- und wehmuthig, daß man ihnen doch ja den Menſchen, welcher geſtern bey ihnen abgekanzelt hätte, nicht zum Pfarrer geben möchte: er habe gar nichts gelernt, und ſchicke ſich nicht für ihre Pfarrey. Der ſelige Doctor erzählte dieſes Späßchen mehrmals, und ſetzte immer lächelnd hinzu: ſo geht es aber; daher ne sutor ultra crepidam.

ſteine*) und wer weiß wie die Tröſter dieſer Art alle heiſſen mögen. Wollen Sie einige davon leſen ſo thun Sie es immer; damit Sie aber ihre Zeit nicht verſchwenden, ſo fangen Sie erſt Niemeyers Prediger=Bibliothek an, welche gut ſind? denn ich kann Ihnen keine vorſchlagen, weil ich keine geleſen habe, und immer einen Widerwillen fühlte, etwas praktiſches aus Büchern, zumal nur aus Büchern zu lernen. Alſo kein Syſtem der Paſtoraltheologie und keine Homiletik dürfen Sie von mir erwarten.

Dem zu Folge kommt nun der andere Punkt. Ich werde Ihnen meine Gedanken nur über das ſchreiben, worüber Sie mich befragen, und da muß ich Sie dann recht ſehr bitten, daß Sie nur über ſolche Gegenſtände Fragen verlangen, welche Ihnen wichtig ſcheinen, ja nicht über gelehrte Sachen, über Lehrſätze, Contraverſen, Paläologien und Neologien, ſondern über Dinge, die zunächſt in unſer Amt, und in unſer Betragen als Pfarrer einſchlagen. Ueber jene andere Objecte müſſen Sie Ihre Bücher zu Rathe ziehen.

Drittens werde ich Ihnen meine Meinung gerade hin, ohne Schmeicheleien, ohne Bitten um Vergebung, als ehrlicher Freund vorlegen, und mich wenig darum bekümmern, ob ich nach Ihrem Geſchmack urtheile oder nicht: denn von nun an ſehe ich Sie als einen jungen Mann an, dem ich in einer ihm unbekannten Gegend den Weg zeigen ſoll — und da mache ich ja den Weg nicht, ich zeige denſelben nur.

---

*) Im Ernſt? Im Jahr 1668 ſchrieb Johann Fränkel, Diaconus zu Verden einen Seelenſorger auf den Rabenſtein, gedruckt zu Frankfurt bey Wuſt.

Viertens werde ich mich zwar nicht auf Kundſchaft legen, wie Sie ſich betragen, wie Sie Ihr Amt führen u. dergl. aber wenn ich von andern Etwas erfahre, daß mir an Ihnen mißfallen ſollte, ſo werde ich ohne allen Rückhalt es Ihnen mit meinen Bemerkungen bekannt machen. Erröthen Sie ja nicht, mein Freund, wir ſind alle Menſchen, und haben daher alle auch Fehler; was wären wir aber wenn wir keinen Freund hätten, der uns zurecht weiſen könnte oder wollte?

Dies ſind die Bedingungen, unter welchen ich eine Paſtoralcorreſpondenz mit Ihnen anzufangen bereit bin: gefallen Sie Ihnen, ſo ſchlagen Sie ein, hier iſt meine Hand. Ich hoffe das Geſchäft ſoll nicht ganz ohne Nutzen für uns beyde ausfallen.

Zweyter Brief.

Sie haben Recht Freund, daß das Zutrauen Ihrer Gemeinde zu Ihnen eine Hauptſache iſt, wofür Sie vorzüglich ſorgen müſſen. Aber Sie haben ja dieſes Zutrauen ſchon; Ihr Vater war bey Ihrem Kirchſpiel ſehr angeſehen, alle Mitglieder deſſelben haben auf Sie geſtimmt, und fürchteten nichts mehr, als daß man ihnen einen andern, als Sie zum Pfarrer geben möchte; ja, ich weiß ſogar — jetzt kann ich es Ihnen ſagen, da die Sache vorbey iſt, — daß einige der reichſten Ihrer Pfarrkinder Geld zuſammen geſchoſſen haben, um die Herren Theophil und Gergor für Sie einzunehmen. Unter ſolchen Umſtänden können Sie nun überzeugt gewiß ſeyn, daß Ihr Kirchſpiel Sie liebt, und Zutrauen zu Ihnen hat.

Aber dieſes Zutrauen, mein theurer Freund, muß befeſtigt und erhalten werden, und daß iſt die große Kunſt.

Non minor est virtus, quam quaerere parta tueri:
Casus inest illic, hic erit artis opus.

Wenn der Zuhörer einmal das Zutrauen zu ſeinem Lehrer verlohren hat, ſo iſt es geſchehen um allen Nutzen, den dieſer ſtiften könnte und ſollte, und es wäre nun beſſer, der Prediger verließe ſeine Gemeinde und ſuchte eine andere Stelle: denn es iſt warlich beſſer, eine Gemeinde habe gar keinen Pfarrer als einen ſolchen, den ſie nicht ehrt und nicht liebt. Geſinnungen dieſer Art ſetzen böſes Geblüt, wie man ſagt, und am Ende muß die Religion und Moralität ſelbſt am meiſten darunter leiden: denn bey den Landmann hängt der Glaube und der Prediger nur gar zu genau zuſammen. Ich habe ſchon oft geſehen, daß Leute, auch ſonſt vernünftige, brave Leute, ſich mit ihrem Prediger überwarfen, und nun nicht mehr zum Abendmahl giengen, ja, gar die Kirche in ihrem Orte nicht mehr beſuchten, ſondern lieber zu einem andern Prediger liefen.

Ein Lebenswandel ohne Tadel iſt das erſte Hauptſtück, wodurch Sie die Liebe und das Zutrauen Ihrer Gemeinde erhalten können und müſſen. Ich will Ihnen hier nicht auseinander ſetzen, was zu einem chriſtlichen Wandel gehört; das wiſſen Sie ſelbſt. Aber eins muß ich Ihnen recht ernſtlich zu Gemüthe führen, und Sie recht ſehr ermahnen, es ja nie aus dem Geſichte zu verlieren.

Jeder Menſch iſt verbunden, als Menſch, das iſt, vernünftig zu leben, und jeder Chriſt muß beweiſen durch ſeine Handlungen, daß er ein Chriſt iſt, das heißt, daß ihm die Vorſchriften des Evangeliums über alles theuer ſind. Aber dem Lehrer der Religion iſt es noch nachdrücklicher als dem gemeinen Chriſten geſagt: Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie eure guten Werke ſehen. — Sie, mein Bruder, ſind Lehrer einer Religion, welche die Menſchen zu Gott bekehrt, das heißt, welche nicht nur den Verſtand mit himmliſcher Weisheit aufklärt, ſondern auch vorzüglich alle Neigungen und Gefühle des Herzens auf ihre erſte Beſtimmung zurück führt, damit wir, wie unſer großer Lehrer Paulus ſagt, züchtig, gerecht und gottſelig leben in dieſer Welt. Merken Sie den Zuſatz, Freund, in dieſer Welt; d. i. in unſern öffentlichen Handlungen, die wir als Menſchen ausüben, aber als ſolche Menſchen, welche die Kraft der göttlichen Lehre an ſich ſelbſt erfahren haben.

Wie wollen Sie nun, frage ich Sie, vor Ihren eigenen Gewiſſen beſtehen, wenn nicht alle Ihre Handlungen als Beweiſe können angeſehen werden, daß Sie an das Evangelium glauben? Entſchuldige ſich ja kein Lehrer der Religion mit der Schwachheit der menſchlichen Natur. Jeder ſoll und muß ſich ſelbſt kennen, er muß wiſſen, wie weit ſeine Kräfte reichen; findet er nun, daß gewiſſe Leidenſchaften ihn dann und wann übereilen, daß er zu ſchwach iſt, ſie jedesmal zu beſiegen, ſo bleibe er ja weg, und dränge ſich nicht zu einem Amte, wobey mehr erfordert wird, als predigen und Kinder taufen.

Man hat ehedem ſehr oft über die Frage diſputirt, ob ein Unwiedergeborner doch ein geiſtliches Amt mit Nutzen verwalten könne? Ich denke aber die ganze Frage und der ganze Streit laufe auf eine Logomachie hinaus; denn wenn unwiedergeboren ſo viel heißt als laſterhaft, ſo iſt gar keine Frage mehr, ob ein ſolcher Prediger mit Nutzen ſein Amt verwalten könne oder nicht? Er kann es nicht; und wenn er ja noch hin und wieder etwas Gutes bewirkt, ſo geſchieht es blos zufälliger Weiſe, weil ein ſolcher unwürdiger Prediger ſo viel ſchadet, als an ihm iſt. Nimmt man aber das Wort unwiedergeboren in dem engen Sinne des Syſtems, dann mag es ſeyn, daß ein Unwiedergeborner Nutzen ſtiftet, und oft mehr, als ein ſogenannter Wiedergeborner. Doch ich will mich nicht in die Subtilitäten der Dogmatik verſteigen, welche ohnehin hierher nicht gehören.

Feſte tugendhafte Geſinnungen, und herzliches Wohlgefallen an allem Guten und Schönen muß den Lehrer der Religion beſeelen, ſonſt iſt er ein unwürdiger Diener der Kirche; denn wie es recht heißt: wes das Herz voll iſt, deß geht der Mund über, d. i. wie die Geſinnungen der Seele ſind, ſo werden auch die Handlungen und Reden ſeyn, ſo kann ſich der Heuchler nicht lange verbergen, und gar bald wird er beweiſen, wes Geiſtes Kind er iſt. Eben daher iſt auch der geiſtliche Stand ſo ſehr verachtet, weil man die Leute mit den ſchwarzen Röcken für Heuchler hält, welche ſich zwar äußerlich ſo ziemlich ehrbar noch betragen, doch aber hier und da durch ihre Thaten beweiſen, daß ſie ſich

Zwang anthun müſſen, um ſich nicht den Kindern dieſer Welt, wie man ſagt, in allen Stücken gleich zu ſtellen.

Sie ſind, wie ich hoffe und glaube, von der Nothwendigkeit eines tugendhaften Lebens und von der Heiligkeit des chriſtlichen Geſetzes überzeugt, Sie leben regelmäßig und tugendhaft, weil Sie Gott fürchten und ſeine Gebote lieben und hoch halten; dieſe feſten Geſinnungen werden bewirken, daß Sie niemals wider Ihr Gewiſſen handeln, und jederzeit den Charakter eines rechtſchaffnen Mannes behaupten.

Aber als Pfarrer müſſen Sie mehr leiſten, Sie müſſen ſogar den äußerlichen Schein meiden, Sie müſſen allen Vorurtheilen nachgeben, und an ſich ganz unſchuldige Dinge unterlaſſen, blos deswegen ſchon, weil die Leute, ſeyn es auch die einfältigſten, dafür halten, daß dergleichen ſich für einen Geiſtlichen nicht ſchicke. Ein Pfarrer muß den ſchwachen Bruder ſchonen, und den Läſterer auch von weitem hin nicht Raum geben, will er anders allen Nutzen ſtiften, dem er zu ſtiften im Stande und folglich auch verbunden iſt.

Sie ſind noch ohne Gattin; glauben Sie, Freund, aller Augen ſehen auf Sie, eben deswegen weil Sie noch ledig ſind. Gehen Sie hin, wo junge Mädchen ſind, ſo heißt es gleich, es geſchehe um der Mädchen willen, wenn auch ſchon Ihr Herz nicht daran denkt — und beſuchen Sie vollends junge hübſche Weiber, dann wehe Ihrer Ehre! In Ihrer Gegend ſind einige Jungfern und einige Weiber von ſehr zweydeutigen Rufe; die Jungfern haben angeſehene Vater, und die Männer der gedachten Weiber ſtehen in Aemtern: dieſe Umſtande könnten Sie rechtfertigen, wenn Sie dieſe Familien beſuchten, aber ich rathe Ihnen ſich ihrer zu entſchlagen, ſo viel Ihnen nur möglich iſt, doch ſo, daß man nicht merke, es geſchehe abſichtlich, denn ſonſt machen Sie nur Uebel arger, und hetzen ſich Feinde auf den Hals.

Bey Luſtbarkeiten, Gaſtereien u. dergl. wo junge Frauenzimmer hinkommen, dürfen Sie ſchlechterdings nicht geſehen werden. Wir ſind alle Menſchen, mein Lieber; Sie verſtehen mich, und was nicht geſchieht, das präſumiren die Leute. Daß der Tanz ſich gar nicht für Sie ſchicke, bedarf keiner Erinnerung. Dieſes Vergnügen iſt zwar an ſich ſelbſt unſchuldig, aber wie es gemeiniglich unter Leuten von guten Ton und bey dem Pöbel genoſſen wird, iſt es wahrer Unſinn, und verdirbt den Leib und die Seele; jenen erhitzt der Tanz und macht ihn ungeſund, und dieſen drückt er eine gewiſſe Frivolität ein, welche einem gelehrten Manne ſehr übel anſteht. Nemo vere sultat sobrius nisi forte insaniat ſagt Cicero, und er hat Recht. Sie müſſen ja in Ihren Predigten, oder beſſer noch in Ihren Kinderlehren wider das unſinnige Herumſpringen und Toben der jungen Leute und der alten Gecken losziehen; aber welchen Eindruck werden Sie machen, wenn es heißt: ei, da und da hat er ja ſelbſt eins mit gemacht? Der Landmann präſumirt auch hier, daß Sie es mit dem Frauenzimmer, welches ſie zum Tanze aufführten, eben ſo werden gemacht haben, wie er, wenn er tanzt, es mit ſeiner Gretel macht, und ſo etwas darf von Ihnen nicht gedacht werden.

Die Spielſucht iſt in Ihrer Gegend ſehr eingeriſſen; aber Sie dürfen keine Karten oder Würfel in die Hände nehmen. Ueberhaupt iſt das Spiel ein unanſtändiger Zeitvertreib, und hat faſt immer böſe Folgen. Ich habe einſt eine Erklärung des Ausdrucks „laſſen Sie uns ein Spielchen machen" geleſen, die ich Ihnen mittheilen will. Laſſen Sie uns ſpielen, meine Herren, heißt einmal ſo viel: meine Herren, ich halte mich für geſcheid, Sie aber ſammt und ſonders für Dummköpfe; kommen Sie her, ich möchte gern auf eine honette Art Ihr Geld participiren. Dann heißt es auch ſo viel: ich bin ein Schurke, und von Ihnen, meine Herren, glaube ich auch, daß Sie es ſind. Kommen Sie, wir wollen zuſehen, wers am beſten kann, oder wem das Glück beſſer will. Endlich aber heißt es auch ſo viel: meine lieben Herren, ich und Sie ſind in dem Falle, daß wir uns nicht vernünftig unterhalten können, wir würden vor langer Weile nur gähnen, wir wollen alſo Karten zur Hand nehmen, damit die Zeit hingehe. — Unterſuchen Sie die

Sache recht, mein Beſter, und Sie werden finden, daß der Engländer *), welcher dieſe Erklärung gemacht hat, nicht irrt. Auch wider das Spiel in den Kneipen und Wirthshäuſern müſſen Sie reden, ergo dürfen Sie ſelbſt nicht ſpielen, es ſey wo es nur immer wolle.

---

*) S. the Works of D. Swift V. 3. S. 157.

Dritter Brief.

Habe ich es mir doch gleich Anfangs eingebildet, daß ich Ihnen zu ſcharf predigen würde! Ich verbiete Ihnen allen luſtigen Umgang mit Frauenzimmern, unterſage Ihnen Tanz und Spiel, und ſiehe da, das ſcheint Ihnen übertriebene Strenge zu ſeyn. Zeigen Sie dieſes doch, mein lieber Freund, widerlegen Sie doch meine Gründe und ich bin der Erſte, der nachgiebt. Aber das thun Sie nicht, ſondern bringen mir die Beyſpiele der Herren Amtsbrüder. Ey, ey lieber Mann, wiſſen Sie denn nicht non exemplis sed rationibus cetandum est? Was gehen uns die Herren Amtsbrüder an? Meine freundſchaftlichen Ermahnungen ſind ja allein für Sie, und nicht für Ihre Amtsbrüder; Sie und nicht jene will ich belehren.

Wenn Sie ſich in Ihrem Betragen nach Beyſpielen richten wollen, ſo forſchen Sie erſt genau nach, was die vernünftige Welt von denen urtheilt, die Sie ſich zum Muſter zu wählen wünſchen, und alsdann können Sie denſelben mit minderer Gefahr folgen, wenn ſie den Ruhm redlicher und exemplariſcher Geiſtlicher haben: denn ſogenannte weltliche dürfen Ihre Muſter nie werden, dieſen iſt gar vieles vor der Welt erlaubt, was Ihnen durchaus unterſagt iſt. Aber welcher unter Ihren Herren Amtsbrüdern hat denn den Ruhm eines exemplariſchen Mannes? Sie kennen mich, und wiſſen, daß ich aller üblen Nachrede feind bin, aber wo es darauf ankommt, ſeine Brüder zu warnen, da muß man auch die Fehler anderer aufdecken, damit der Bruder ſich vor ihnen in Acht nehme, und ihnen ja nicht nachäffe. In meiner Jugend dachte ich auch wie Sie, nahm Muſter an andern, und ärntete wie ſie, Schimpf und Schaden ein. Hatte mich damals nicht das Beyſpiel anderer, ſondern gewiſſe durchdachte Regeln geleitet, ſo würde ich manchen Verdruß, und ich ſetze hinzu, manchen Schimpf entgangen ſeyn. Alſo noch ein Mal, Ihren Herren Amtsbrüdern dürfen Sie nicht ähnlich werden, ſie nicht zum Muſter nehmen. — Da iſt der Akeſter von M.n. — was iſt das für ein Mann? Gott im Himmel, das will ein Prediger des Evangeliums ſeyn, und niemand ſieht es gerne, wenn er ins Haus kommt, aus Furcht er möge die Frau oder die Tochter verführen. Seine Frau war, ehe er ſie nehmen mußte, als Kandidat nämlich ſchon, weil er ſie geſchwängert hatte, ein eingemachter Nickel und er — Noch jetzt iſt er alle Tage betrunken, flucht wie ein Türke, rennt auf den Gaſſen herum wie unſinnig, und geht Sonntags hin, von Enthaltſamkeit und Sanftmuth zu predigen!

Freund Dendermann, auch Ihr Amtsbruder

hat ſich durch ſeine große Liebe zur Wahrheit den Namen Lügenpeter zugezogen: die Bauern heißen ihn weit und breit nicht anders, und wenn man eine Hiſtorie für eine recht abgefeimte Lüge erklären will, ſo nennt man ſie ſchlechthin eine Dendermanniſche Nachricht. Ein feines Muſter!

Den Pfarrer von Windhauſen darf ich Ihnen nicht erſt als einen recht unwürdigen Mann bekannt machen; Sie haben die Wirkungen ſeiner Verläumdungsſucht ſelbſt erfahren — Lügen erdichten, Ohrenblaſen, aus bloßem Neid verläumden, iſt ſein ganzes Weſen. Hüten Sie ſich vor ihm.

Gregor iſt die Schande der ganzen Geiſtlichkeit Ihrer Klaſſe. Sein ſchmutziger Geiz macht, daß er auch die ſchmutzigſten Handlungen begeht, ohne einmal roth zu werden, wenn er damit aufgezogen wird. Er geht in kein Weinhaus, aber aus Geiz, weil ihm der Wirth den Wein nicht ohne Geld giebt; ſehen Sie den Herrn einmal auf einer Kindtaufe, Hochzeit, oder Leichenſchmauß, da kann er zulangen, hält aus bis auf den letzten Mann, und muß immer weg geführt oder gar weg getragen werden. Alle Viehmärkte beſucht Herr Gregor, weiß immer wo Kälber, fette Ochſen, Kühe und Schweine zu haben ſind, weiß zu allen Zeiten, wie der Kornpreiß ſteht, betrügt wo er kann — kurz er iſt ein Jude und kein Volkslehrer.

Ich könnte Ihre übrigen Amtsbrüder auch noch charakteriſiren, aber wozu? Sie ſind ſammt und ſonders Leute, welche noch viel Zucht bedürfen, und welche, um ganz gelinde zu reden, zu früh ins Amt gekommen ſind. So viel iſt ganz gewiß, daß Sie ſich dieſe Herren gar nicht zum Muſter der Nachahmung machen dürfen, wenn Sie anders ſelbſt ein muſterhafter Mann werden wollen. Ich hoffe, Sie werden das, was ich Ihnen ſo offenherzig ſage, als von einem Freund geſagt, annehmen, und in dieſer Hoffnung, aber auch allein in dieſer Hoffnung, will ich dann in Gottes Namen fortfahren, Ihnen Lehren zu geben — werden Sie mir aber wieder ſolche Exceptionen machen, wie in Ihren lezten Briefe, und meine Ermahnungen durch das löbliche Beyſpiel Ihrer Herren Amtsbrüder widerlegen, ſo hört unſere Correſpondenz über dergleichen Gegenſtände auf. Doch weiter.

Ich lobe es ſehr, mein Lieber, daß Sie Ihr Pfarrgut nicht ſelbſt bauen wollen, und daß Sie es verlohnt haben. Für einem Pfarrer ſchickt ſich nichts ſo übel als eine Landökonomie, mag man auch dawider ſagen, was man immer will. Alle Pfarrer, die ich gekannt habe, ſind Bauern geworden, ſobald ſie anfingen, die Landwirthſchaft zu treiben. Hat denn der Pfarrer nicht vollauf für ſich zu thun, und für ſein Amt? Wo nimmt er denn die Zeit her, welche er zur Landökonomie anwenden muß? Die muß er an ſeinen Amtsarbeiten, an ſeinen Studien abbrechen, und wie unwürdig dieſes ſey, verſteht ſich ohne eine Erinnerung.

Ich weiß alles recht wohl, was man zur Vertheidigung der Pfarrer anführt, welche Landwirthſchaft treiben, aber von allen dieſen Syllogiſmen iſt kein einziger ſo beſchaffen, daß er mich von meinen Gedanken abbringen könne, welche dahin gehen, daß ein Landwirth und ein Pfarrer ganz incompatible Perſonagen ſind.

Man ſagt, da Pfarrgüter da ſind, ſo muß ſie der Pfarr auch bauen. Aber lieber Mann, wenn ſind denn die Pfarrgüter zu den Pfarren geſtiftet worden? Das iſt in der Zeit der Barbarey meiſtens geſchehen, wo der Pfarrer ſchon ein großes Licht war, wenn er leſen und ſchreiben konnte, und die große Kunſt verſtand, Meſſe zu leſen, und Beichte zu ſitzen. Die Pfarrer auf dem Lande konnten in jenen Zeiten die allerärgſten Ignoranten ſeyn, für die Bauern waren ſie doch noch gut genug*). In jenen traurigen Zeiten, wo der Biſchof Soldat ſeyn durfte mit ſeinen Canonicis, konnte ja wohl der Dorfpfarrer auch Bauer werden.

Aber es iſt nicht einmal allgemein wahr, daß vor alten Zeiten die Dorfpfarrer ihr Pfarrland ſelbſt gebauet haben: denn es ſollte mir ein leichtes ſeyn, zu beweiſen, daß dies die Pfarrkinder an vielen Orten thun mußten, nachdem ſie es eine Zeitlang gerne gethan hatten. Aber ich mag mich nicht in die Alterthümer der babariſchen Jahrhunderte verſteigen. Genug, daß uns die Pfarrgüter die Nothwendigkeit des Selbſtbaues ganz und gar nicht beweiſen.

---

*) S. die Vorrede zu D. Friedrich Gruners Inst. Theol. Dogm.

Soll denn der Pfarrer aber ſein Gut liegen laſſen? Nein, das ſoll er nicht; er ſoll es benutzen, das heißt der Gemeine oder andern Privatleuten überlaſſen, Zinße davon nehmen, und ſo das erhalten, was der Stifter ihm hat geben wollen. Aber er ſoll keinen Knecht, keine Pferde u. dergl. halten, das heißt er ſoll keine Oekonomie anfangen, welche ſeine eigene Aufſicht und Sorge erfordert. Ich gebe es gern zu, daß auf der Pfarre einige Oekonomie getrieben werden könne, zumal auf dem Lande; aber dieſe muß die Frau Pfarrerin, oder in deren Ermangelung die Haushälterin beſorgen, ohne daß der Pfarrer ſich, wenn er eine Frau hat, im Geringſten darum bekümmere. Dieſe kleine Wirthſchaft erſtreckt ſich ohnehin nicht weiter, als auf einiges Vieh, auf den Garten und auf ein Gemüßlandchen, welches alles ſehr leicht zu überſehen und zu beſorgen iſt.

Aber, wird mancher ſagen, der den Miſtkarren beſſer verſteht als die Kirchenhiſtorie, der Pfarrer kann mehr erwerben, wenn er ſelbſt Oekonom iſt, als wenn er ſeine Aecker auf Blumenzins austhut. Ich gebe dieß gerne zu, aber erſt muß bewieſen werden, daß ein Pfarrer alles thun ſoll, wobey er etwas erwerben kann. Im Allgemeinen iſt dieſer Satz gewiß nicht wahr: der Pfarrer darf keine Geſchäfte vornehmen, welche ſeinen Amtsverrichtungen nachtheilig ſind, und welche ihm verhindern an den Wachsthum ſeiner Fähigkeiten; da ich aber überzeugt bin, daß die Landökonomie von dieſer Art iſt, ſo würde ich ſelbige einen jedem Pfarrer unterſagen, wenn ich zu befehlen hätte.

Wenn der Pfarrer keine Oekonomie treibt, kann er nicht leben. So ſagt man auch zur Vertheidigung der Bauerngeſchäfte durch die Hände des Geiſtlichen. Aber überlegen Sie doch mein Freund, den Ausdruck: der Pfarrer kann nicht leben. Soll dies ſo viel ſagen, als er kann, wenn er nicht zugleich Bauer iſt, ſich nicht nähren, nicht durchbringen, er muß Hunger leiden; wenn das nicht leben können dieſes ſagen will, ſo muß eine ſolche Pfarre gar nicht beſetzt werden, auch dann nicht, wenn ſich gleich jemand freywillig zur Annahme eines ſolchen elenden Pöſtchens anbieten würde. Jedes Amt muß ſeinen Mann ernähren, und warum denn nicht auch jedes geiſtliche Amt? Wenn aber der Ausdruck, nicht leben können, ſo viel heißt, als: nicht immer vollauf haben, Gaſtereien anſtellen, ins Bad reiſen, Kutſche und Pferde halten, Wein im Keller haben können u. dergl., ſo muß ich ſagen, daß ein ſolcher Ehrenmann zu viel fordert, und zugleich bemerken, daß ein Landökonom durch alle ſeine Oekonomie nicht ſo viel wird erwerben können, als er zu ſolchen unnöthigen und ganz überflüſſigen Bedürfniſſen nöthig hat.

Die Landökonomie — ich muß doch die Uebel kürzlich anzeigen, welche aus der Bauerey dem Geiſtlichen erwachſen: damit Sie ja nicht auf den Gedanken kommen, ich beſtreite ſie, weil ich eben keine treibe und in Ermangelung eines Pfarrguts keine treiben kann. Ich werde mich Ihnen niemals als Muſter darſtellen; durch Gründe will ich Sie überzeugen, und nicht durch Beyſpiele. Alſo die Landökonomie macht die Pfarrer entweder geizig oder arm: in beyden Fällen ſchadet ſie, und verleitet ihn zu Niederträchtigkeiten.

Gelingt der Landbau, ſo freut ſich der Herr über das ſchöne Geld, welches er ins Korn, Waizen u. dergl. aus dem Verkauf ſeiner fetten Ochſen, ſeiner Schweine u. ſ. w. löſt. Denn lucri odor bonus est ex re qualibet, wie dem Kaiſer Veſpaſianus, ſo auch dem Herrn Dorfprieſter. Jetzt wird geſorgt aus allen Kräften, daß das künftige Jahr nicht minder erträglich ſey, als das gegenwärtige; Tag und Nacht wird darauf gedacht, wo der Acker beſſer gebauet, das Vieh beſſer gemäſtet und die Wieſen beſſer gedüngt werden können: nun gute Nacht litterariſche Arbeiten, gute Nacht Amt. Das iſt jetzt Nebenſache — Acker, Ochſen, Schweine — das ſind die Hauptſachen, die Hauptgeſchäfte, welche zu beſorgen ſind. Der allerſchmuzigſte Geiz verbindet ſich gar bald mit den glücklichen Fortgange der Oekonomie und dieſer muß Verachtung nicht nur über den Geizhals allein, ſondern auch über den ganzen Stand bringen.

Sehen Sie doch nur einmal Ihren Nachbar, den Pfarrer Gregor, an; dieſer Mann iſt eben nicht ungeſchickt, und wenn ſchon ſeine Schriftchen elende Wiſche ſind, ſo hat er doch ſo viel gelernt, als zur Beſorgung einer Dorfgemeinde erfordert wird. Er war arm, als er die Pfarre erhielt, und wäre er immer arm geblieben, ſo wäre er ein brauchbarer und folglich ein geehrter Mann. Aber er trieb Oekonomie, trieb ſie glücklich, ward reich und von nun an dachte er an nichts mehr, als an die Vermehrung ſeines Mammons. Der ſchmutzigſte Geiz war die Folge ſeines vermeintlichen Glücks, und der Spott und die Verachtung von jedermann trafen ihn und treffen ihn noch. Der Marggraf ſchickte ihm einſt — blos um ſeinen Spas mit den Geizhals zu haben — eine Kuh; er ſcheuete die Koſten, welche ein Treiber würde gemacht haben und trieb ſeine Kuh in eigner Perſon nach Hauſe; beym Tabackshandel, den er auch trieb, betrog er den Kaufmann um einige Zentner, und ein ander Mal unterſchlug er einige Pfund Heller aus den Almoſen; daher kamen ihm die ſchönen Beynamen: **Kühhans**, Tabackshans und Hellerhans. Iſt das nicht ehrenvoll und wohlanſtändig? Seinem Enkel hat er aus bloßem Geiz ſelbſt informirt; der Bube hat nichts gelernt, weil ihn der

Herr Pfarrer Gregor nichts lehren konnte, und kam als ein erzunwiſſender Abcſchütz auf die Univerſität. Ein halbes Jahr ließ er ihn, dann rief er ihn nach Hauſe, und das unreife Bürſchchen mußte predigen, daß heißt, aus einer alten Poſtille — denn neuere Bücher dieſer Art kauft Herr Gregor nicht, weil ſie Geld koſten — auswendig lernen: er gefiel nicht, die Bauern ſpotten ſeiner, und gehen nicht in die Kirche. Der erſte Grund von allen dieſen Unheil liegt in einer glücklich geübten Landökonomie. Und wenn Gregor auch ſo reich wäre wie ein Kröſus, ſo wäre er doch, und bleibe doch immer der Kuhhanns und der Tabackshans.

Geräth die Landökonomie unter den Händen des Pfarrers nicht, ſo iſt das Uebel eben ſo groß. Er fällt in Schulden, und was iſt läſtiger als Schulden. Lieber trocken Brod gegeſſen und Waſſer dazu getrunken, als Schulden gemacht; dieſe ſchlagen den Geiſt nieder, machen ſteten Kummer, bringen Verachtung, und was das Schlimmſte iſt, ſie reizen zu mancher Uebertretung unſerer Pflichten.

Herr Neuner, den Sie wohl kennen, hat ſein Pfarramt ehemals auch ſelbſt verwaltet; er verſtand wenig von der Landwirthſchaft, und bildete ſich doch ein, er ſey ein großes Muſter darin. Jede Meſſe ſchaffte er eine Menge ökonomiſche Bücher an, und was er las, ſollte auch ſofort ausgeführt werden. Das koſtete nun Geld; Freund Neuner hatte keins, alſo wendete er ſich an den Juden; der Jude war bereit, zwar kein Geld, aber doch Ochſen, Kühe, Pferde herzuſchaffen, bis endlich Herr Neuner nicht mehr im Stande war, den Geſinde Lohn zu geben und die Tagelöhner zu bezahlen. Jetzt mußte er ſeine Oekonomie aufgeben; der Jude verfolgt ihn noch täglich, wenn er ins Dorf kommt, und wenn jemand fragt, wo doch der Jude hinwolle? ſo heißt es gleich: wo wird er hinwollen anders als zum Pfarrer. Neuner könnte ohne Schulden ſeyn, wenn er nicht ökonomiſirt hätte.

Nehmen Sie ſich in Acht, lieber Freund, daß Sie niemals ſich von einem böſen Dämon zur Landökonomie verführen laſſen, oder geben Sie Ihre Pfarre auf und werden ganz Bauer.

Vierter Brief.

Sie haben mir eben keinen groſſen Gefallen gethan, mein Freund, daß Sie Ihrem Nachbar, dem Herrn Pfarrer Heuwachs meinen lezten Brief vorgeleſen haben; er hat ſich ſehr darüber aufgehalten, daß ich das Bauerngeſchäft an den Geiſtlichen tadle, unmaßgeblich nämlich: denn ich kann ja durch mein Schreiben die ökonomiſchen Herren vom Miſtkarren und aus dem Kuhſtall nicht wegziehen. Die Herren mögen Ihre Meynungen von der Art, wie ein Pfarrer leben, und was er thun muß, für ſich behalten, ich bleibe bey den meinigen, und theile ſie mit, wenn man mich um Rath fragt, und ich wahrſcheinlich vermuthen kann, daß mein Rath [illegible] und genützt werden dürfe. Celeri suo sensu abundant: nil moror. Indeſſen iſt mir es doch lieb, das Sie mir das Urtheil des Herrn Heuwachs geſchrieben haben. Es iſt ſo ganz eines Predigers würdig, der nicht weiß, was ein Prediger ſeyn ſollte, und von den man daher auch nichts anders erwarten kann, als daß er die Beſchäftigungen des Predigers in etwas ganz anderm ſuche, als wo ſie billig dürfen angetroffen werden.

Er ſagt, wenn der Prediger keine Landökonomie treibt, ſo muß er ſeine Zeit mit Müſſiggehen zubringen, oder andere Sachen vornehmen, welche dem geiſtlichen Stande unanſtändig ſind. Folglich iſt ihm zu rathen, daß er Landwirth werde.

O sancta simplicitas, wo mag wohl Herr Henrichs die Paſtoraltheologie gehört, und die Logik gelernt haben? Der Landpfarrer, ſpricht er, hat gar viele Zeit, welche ihm ſein Amt leer läßt: womit ſoll er die ausfüllen?

Freilich muß der Landpfarrer nicht immer auf der Kanzel ſtehen, nicht immer Kinder taufen, nicht immer das Nachtmal halten, oder in der Krankenſtube ſitzen. Das iſt nun wohl wahr; aber heißt denn ein Amt verwalten nichts mehr, als gerade die Functionen des Amtes ausüben, und wenn dieſe vorüber ſind, ſprechen wie der Soldat, welcher eben von der Wache kommt: *ich bin nicht mehr im Dienſt*? Oder gehört zur redlichen Verwaltung eines wichtigen Amtes nicht auch das Beſtreben, ſich immer dazu geſchickter zu machen, die erworbenen Fähigkeiten nicht nur zu erhalten, ſondern auch noch zu vermehren? Ich denke ſo ſey es: und wer anders denkt, und nach ſolchen irrigen falſchen Vorſtellungen handelt, verdient kein Amt.

Doch näher zur Sache. Der Landpfarrer hat viel, ſehr viel zu thun, bis er ſeine Pflichten als Pfarrer dieſer oder jener Gemeine ganz kennen lernt. Dieſes, mein Lieber, kann uns kein Proſſeſſor der

Paſtoraltheologie auf dem Katheder lehren. Jedes Kirchſpiel iſt ein beſonderes Individuum, und muß anders behandelt werden, als jedes andere. Predigen, Kinder taufen u. dergl. mag einerley ſeyn, können in mehrern Kirchen auch einerley ſeyn, aber die eigentliche Amtsverwaltung iſt an allen Orten anders, und ſollte es doch wenigſtens ſeyn, wenn ſie Frucht bringen und den rechten Nutzen ſtiften ſoll, den ſie ſtiften kann. Hat denn nun der Pfarrer nicht vollauf zu thun, um ſeine Gemeine ganz kennen zu lernen; die gewöhnlichen guten Sitten des Kirchſpiels, aber auch die gewöhnlichen Laſter deſſelben? Er muß den herrſchenden Aberglauben der Leute kennen, um ihn auszurotten: er muß wiſſen, ob man in ſeiner Gemeine Segen ſpricht, ob man bey Hexenmeiſtern, alten Weibern und Kartenſchlägern ſich Raths erholt: ob ſich die Leute noch vor Geſpenſtern fürchten, und wofür ſie dieſe Geſpenſter halten? Das alles muß er wiſſen, um den Unweſen entgegen zu arbeiten. Er muß ſeine Leute kennen, ob ſie gerne vor Gericht liegen, und einander durch Prozeſſe aufreiben? Ob ſie ſich gerne verſöhnen, oder ob ſie alles lieber auf den Ausſpruch des Richters ankommen laſſen? Ob ſie im Wirthshauſe ſitzen, ſaufen, ſpielen u. ſ. w.? Alles dieſes muß der Pfarrer gründlich wiſſen, und um dieſe Wiſſenſchaft zu erlangen, wird Zeit erfordert, und manche Erfahrungen, welche auf eine kluge Art gemacht werden müſſen, damit der Herr Pfarrer nicht für ein

Waſchweib angeſehen werde, das allen Ohrenbläſern Gehör giebt.

Ich meyne aber, mein Beſter, das ſey ſchon ein Stückchen Arbeit, und zwar eine Arbeit, welche, ſo lange ein Geiſtlicher das Amt hat, nothwendig fortgeſetzt werden muß, indem ſich alle Tage neue Umſtände hervor thun, welche ex ante cedentibus, wie man in der Logik ſagt, nicht immer können mit Sicherheit geſchloſſen werden.

Ich kenne zwar Geiſtliche, welche ihre Pfarrkinder faſt gar nicht kennen, ſich nicht um ſie bekümmern, und ſie bloß in der Kirche und in den Beichtſtuhle zu Geſicht bekommen, nach ihren Thun und Laſſen gar nichts fragen, und ihr Amt blos auf die Kanzel und auf den Altar einſchränken. Dieſe Herren ſind aber auch ſehr unnütze Knechte, ſie ſind den Miethlingen gleich, welche keine eigenen Schaafe haben. Doch von allen dieſen Dingen werde ich in der Folge mehr Gelegenheit haben, Ihnen meine Gedanken zu eröffnen.

Herr Heuwachs ſagte, das Predigen koſte gar ſehr wenig Zeit. Ja, Freund, Heuwachs hat recht. Aber man muß auch ſolche Predigten meynen, wie er und ſeines Gleichen zu halten gewohnt ſind. Predigen heißt bei dieſen Menſchen ſo viel, als Poſtillen reuten oder aus der Fauſt ſchwatzen: beydes iſt aber dem ächten Begriff von Predigen zuwider.

Gehen Sie doch, ich bitte Sie, zu einem Herrn nach der neuen Mode, und beſehen Sie ſeinen Büchervorrath; da werden Sie eine gewaltige Menge Dispoſitionen, Predigtentwürfe und andere dergleichen Materialien antreffen, auch viel völlig ausgearbeitete Predigten, woraus ſich der Herr wieder Dispoſitionen entworfen, um ſeine Gedanken, oder vielleicht ſein unverdientes Geſchwätz darüber zu ziehen; denn die fremde Predigt auswendig zu lernen, hindert ihn der Mangel an Zeit, ſein ſchwaches Gedächtniß, oder vielmehr ſeine eigene Faulheit.

Nichts iſt nun erbärmlicher, als der Vortrag eines ſolchen Kanzelmannes über ſeine Dispoſition: es kann ſeyn, daß dieſe einigen Zuſammenhang hat, ob ich gleich geſtehen muß, daß ich dergleichen Meiſterſtücke geſehen habe, wobey ich gar nicht abſehen konnte, nach welchen Regeln der Rhetor diſponirt haben mochte — wenn aber nun auch die Dispoſition noch ſo gut zuſammen hängt, ſo iſt es gar nicht die Folge, daß auch die Ausführung des Herrn Doctors zuſammen hängen müſſe; vielmehr ſieht dieſe oft einem Kleide ähnlich, worauf Lappen von allerley Zeug und Farben aufgeflickt ſind. Man haſcht nach einem Wörtchen, welches in der Dispoſition ſteht, per associationem idearum fallen uns andere Wörter bey, und dieſe rufen wieder andere, das geht dann ſo fort, bis auch ein Sprüchelchen ins Gedächtniß ſchleicht, es wird aufgenommen und giebt zu andern Erinnerungen Gelegenheit: die Zeit iſt herum, und die Predigt muß geendigt werden; ſie wird es, und der Prediger hat gerade ſo viel Gutes geſtiftet, als wenn er gar nicht gepredigt hätte. So geſchieht es denn nur gar zu oft, daß mancher von der Kanzel geht, und von Dingen geplaudert hat, woran er nicht dachte, als er hinauf gieng. Man ſollte glauben, dieſe Menſchenkinder gehörten zu jenen, welchen unſer Herr befiehlt, für das nicht zu ſorgen, was ſie reden müßten, weil es ihnen im Fall des Bedürfniſſes gegeben werden würde.

Die gemeinen Leute merken das Unweſen nicht leicht; für dieſe iſt es ſchon genug, wenn der Prediger brüllt, ſcharf auf die Kanzel ſchlägt, in die Hitze geräht, und viele Sprüche aus der Bibel, auch wohl Geſetzchen aus dem Geſangbuche anführt, ſie mögen ſich übrigens ſchicken oder nicht, daran iſt nichts gelegen, genug wenn der Demoſthenes nur recht bibelfeſt iſt. Aber eben deswegen, weil alles in der Rede durch einander liegt wie Kraut und Rüben, weil keine verdauten Gedanken, keine durchdachten deutlichen Begriffe vorgebracht werden, kann ſie auch nicht unterrichten, nicht erbauen, nicht beſſern. Der Zuhörer geht weg, wie er gekommen iſt, das heißt: ohne das Mindeſte gelernt, ohne ſich an eine ſchon bekannte Wahrheit lebhaft erinnert zu haben.

In meiner Jugend beſuchte ich einſtens meinen Vetter, den Löwenwirth Molter zu Oppenheim, aufs Pfingſtfeſt. Den erſten Pfingſttag gieng ich nicht in die Kirche; meine Muhme, welche kränkelte, nöthigte nach dem Gottesdienſt ihren Sohn, einem muntern Knaben von zwölf Jahren, ihr den Inhalt der Predigt zu ſagen, welche Herr Fliedner gehalten hatte, aber der gute Junge war nicht im Stande es zu thun. Sie verwies ihm ſeine Flatterhaftigkeit derb, und nun verſprach ich ihr den zweyten Feiertag den Wiederholer der Predigt zu machen; ich gieng hin, ſetzte mich dem Orator gegenüber, aber ſo ſehr ich Achtung gab, ſo ſtreng ich auf alles was geſagt wurde, aufpaßte, war ich doch nicht im Stande, dem Redner in dem wilden und wüſten Felde, wohin er ſich verirret hatte, nachzufolgen; denn da gieng alles holter die polter, links und rechts, durch Dogmatik und Polemik, durch Moral und Kaſuiſtik, durch die Bibel und durchs Geſangbuch — die Predigt ſah aus, wie der Auskehricht einer Rumpelkammer. Jetzt war ich eben ſo wenig im Stande, meiner Muhme von des Herrn Fliedners Oration Rechenſchaft zu geben, als Tags vorher ihr Sohn, und doch hatte, wie ich nachher erfuhr, Herr Fliedner ſeine Rede, nach der Diſpoſition des weiland ehrwürdigen Martin Jokiſch eingerichtet, welche alle nach den Grundſätzen der bekannten Oratoria Hieronymi Freyeri gemodelt ſind. Wehe aber der Gemeinde, welche einen Salbader und Faulprediger zum Pfarrer hat.

Es iſt alſo gewiß falſch, daß das Predigen keine Zeit koſte. Fragen Sie doch, mein Lieber, einen Reinhard, einen Ribbeck, Senf, Marezoll, Hufeland, oder ſonſt einen berühmten, aber auch gewiſſenhaften Kanzelredner, ob das Predigen keine Zeit koſte? Dieſe Männer ſind im Reden gewiß geübter als Herr Heuwachs und ſeine Geſellen, ſie haben weit mehr Philoſophie, mehr Menſchenkenntniß, verſtehen die heilige Schrift weit beſſer, als alle Fauſtprediger und Diſpoſitionenritter zuſammen, und doch geſtehen ſie alle ſehr gern, daß ihre Predigten ihnen Arbeit machen, ob man es ihnen gleich nicht anmerkt, wenn man ſie anhört. Ein wahrer Kanzelredner geſteht gerne wie der Dichter *) daß er habe Arbeit anwenden müſſen, um nur etwas erträgliches aufzutiſchen, und ſolche unzeitige Schwätzer wollen uns überreden, daß eine Predigt keine Mühe koſte, daß man ſie nur aus dem Ermel ſchütteln dürfe.

Wahrlich ein Prediger kann ſich nicht ärger proſtituiren, als wenn er bekennt, daß er aus der Fauſt predige. Ein ſolcher unwürdiger Plauderer muß gar keine Achtung für ſeine Zuhörer haben, und ſie für Ourang-Outangs anſehen, weil er ihnen zumuthen kann, daß ſie mit ſeinem elenden Gewäſche

---

*) — Ego apis Matinae
More modoque
Grata carpentis thyma per laborem
Plurimum
Operosa parvus
Carmina fingo.
Hor. L. IV. Od. II. v. 27.

zufrieden ſeyn, und das Gemengſel gar für Gottes Wort horrendum dictu halten ſollten.

Nein, Freund, ihre Predigten müſſen Sie ſelbſt ausarbeiten, und ich freue mich, daß Sie es bisher gethan haben; fahren Sie fort, und bringen Sie ja nichts auf die Kanzel als ihre eigene Arbeit. — Für heute muß ich ſchlieſſen; mein Brief iſt ſchon mehr als zu lang. Nächſtens ein Mehreres über dieſen wichtigen Gegenſtand.

Fünfter Brief.

Soll man, ſo fragen Sie, bei der Ausarbeitung ſeiner Predigten gar keine fremde Arbeit gebrauchen?

Wenn fremde Arbeit brauchen, ſo viel heißt, als eine fremde Predigt auswendig lernen, oder eine fremde Diſpoſition ausfüllen, und dann die fremde Predigt oder das Füllſel zur fremden Diſpoſition hinkanzeln, ſo ſoll und darf ein gewiſſenhafter Prediger keine fremde Arbeit gebrauchen.

Der Prediger muß aus Ueberzeugung reden; Schande über einem Mann, der ſeiner Gemeinde auch nur ein einziges Wort vorträgt, von welchen er nicht völlig und von ganzem Herzen gewiß iſt *). Iſt man aber jemals mit allen Gedanken eines andern völlig zufrieden? Gefallen uns alle Erklärungen der heiligen Schrift, alle Anwendungen derſelben auf die moraliſche Beſſerung der Menſchen, welche

---

*) Hat der Verfaſſer recht, ſo ſind gar viele Prediger ſchändliche Creaturen. Ich kenne einen, welcher Jeſum auf der Kanzel den Erlöſer und den erſten Wohlthäter der Menſchen nennt, und in ſeinen Zirkeln ihn ſo beſchreibt, wie ihn Leſſings Fragmentiſt beſchrieben hat.

Anmerk. d. Herausgebers.

ein anderer gemacht hat? Es kann wohl ſeyn, daß dieſes bey manchen Prediger der Fall iſt, aber ein ſolcher Menſch iſt auch weiter nichts, als ein Indifferentiſt oder ein unwiſſender Dummkopf.

Außerdem hat das Auswendiglernen fremder Predigten öfters ſehr unangenehme Folgen für den Prediger ſelbſt. In T.... predigte ein gewiſſer junger Mann, und predigte mit ſolchem Beyfall, daß die Gemeinde — es war eben ein Prediger geſtorben — ſich entſchloß, ihn zu ihren zweiten Pfarrer zu wählen. Ein fremder Forſtbedienter kam Sonnabends nach T...., hörte viel Gutes von dem jungen Prediger, und entſchloß ſich, ihn zu hören, es war am Sonntage Invocavit; das Thema: der Dienſt des Satans iſt beſchwerlicher als der Dienſt Gottes, fiel ihm gleich auf, und die ganze Ausführung deſſelben kam ihm gar bekannt vor. Als er nach Hauſe kam, fand er die ganze Predigt in Tiedens moraliſchen Reden; er ſchickte das Buch nach T.... an einem guten Freund, da wurde es unterſucht, und man fand, daß der theure Chryſoſtomus Tiedens Arbeit auswendig gelernt, und den Herren zu T.... aufgetiſcht hatte. Sein ganzes Anſehen war, wie es dann auch ſchon recht war, völlig dahin und zu T.... für ihn vorloren.

Mit den Ausfüllen der Diſpoſitionen iſt es nun auch ſo eine Sache; der Verfaſſer hat ſich wohl einen Zuſammenhang gedacht; aber denkt ſich der

Ausfüller auch dieſen Zuſammenhang und wird er nicht Zeug hineinflicken, das gar nicht hinein gehört? Es iſt wirklich eine Schande für unſer Predigerweſen, daß ſo mancherley Diſpoſitionsbücher da ſind, welche noch immer guten Abgang haben, und ſogar von gewinnſüchtigen Leuten nachgedruckt werden. Dieſes Zeug wird blos von Predigern gekauft: denn andern Leuten kann es nichts nützen, und eben dieſer häufige Vertrieb der Diſpoſitionen beweiſet hinlänglich daß unſere Prediger größtentheils entweder zu unfähig oder zu faul ſind etwas ſelbſt zu machen. Ich möchte mich immer noch, wenn ich könnte, mit dem Conrad Dieterich *) und dem Benedikt Carpzov **) herum zanken: denn dieſe ſonſt verdienten Männer haben das Unweſen mit den Diſpoſitionen ſo recht in den Gang gebracht. Nach ihrer Zeit diſponirte man deutſch, weil die Ritter das Latein nicht mehr ſo recht brauchen konnten, und da kamen denn die ſcheußlichen Mißgeburten des Martin Jokiſch, des Dunkels, Walthers, Rheinhards, Sintenis und unzählige andere Helfershelfer in der Noth.

---

*) Prof. zu Gießen und zuletzt Superintendend zu Ulm, † 1639. Seine Analysis logica war lange Zeit der allgemeine Reitgaul der lutheriſchen Prediger.

**) Prof. der Theol. zu Leipzig, † 1699, hat auch ſo einen Klepper über die Evangelien geſchmiedet, welches aber wider ſeinen Willen gedruckt worden iſt.

Es iſt bei ſolchen Umſtänden gar kein Wunder, wenn ſo gewaltig auf den Kanzeln geſalbadert wird; die Herren verſtehen gar oft die Materie nicht, wovon die Diſpoſitionen handeln, und ſollen ſie doch ausfüllen: ſie thun es auch, aber mein Gott, welches Füllſel ſtopfen ſie in dieſe Gänſe? Zeug kommt hinein, das gar dahin nicht gehört, und ich erinnere mich einſt einen Prediger gehört zu haben, welcher über die aus der Erneuerung fließende Gerechtigkeit der Gläubigen predigte, und immer da etwas von der uns von Chriſto erworbenen Gerechtigkeit radotirte. Er war ohne Zweifel über eine Diſpoſition gerathen: wie hätte er aber ſo predigen können, wenn er nicht ein Erzignorant geweſen, und den Begriff gekannt hätte, welchen unſere Theologen mit der Gerechtigkeit des erneuerten Gläubigen verbinden, und der auch, wie mich dünkt, in der Schrift gegründet iſt.

Hüten Sie ſich, mein Lieber, vor dieſen Unweſen, und arbeiten Sie ihre Kanzelreden alle ſelbſt aus; die Sache iſt ſo ſchwer nicht, und wenn Sie Ihre Zeit ordentlich eintheilen, ſo wird es Ihnen niemals an Zeit und Muße zu dieſen würdigen Arbeiten fehlen.

Es wird Sie nie gereuen, ſelbſt gemacht zu haben, was Sie vortragen; Sie gelangen dadurch zu hellen deutlichen Begriffen, ſehen immer beſſer den Zuſammenhang der Religionslehren ein, lernen immer gründlicher das Nothwendige von dem Zufälligen, die Hauptlehren von den theologiſchen Problemen unterſcheiden, die Bilderſprache der heil. Schrift in eine reine, verſtändliche umzuſchaffen, und von allen Worten Rechenſchaft zu geben, welche Sie vorbringen. Iſt das nicht genug? Sind dieſe Vortheile nicht hinlänglich, einen redlichen Prediger zu bewegen, ſelbſt zu arbeiten? Denn alles dieſes kann kein Poſtillant. Dieſer ſchlägt ſich hier mit fremden Gedanken herum, beſchäftigt blos ſein Gedächtniß, denkt nie ſelbſt, und bleibt ein elender Nachſchwätzer.

Vor dem Fauſtpredigen warne ich Sie gleichfalls gar ſehr. Das giebt unverdauten Vortrag ohne Ordnung, und folglich auch ohne Nutzen. Doch werden Sie, wenn Sie immer ſich im Selbſtarbeiten üben, auch zu einer Fähigkeit gelangen, im Nothfall nach einem kurzen Nachſinnen etwas erträgliches vorzubringen, oder nicht ganz ſchlecht aus der Fauſt zu predigen; nur müſſen Sie keinen öftern Gebrauch davon machen und ſich auf Ihre Fauſt verlaſſen, ſie möchte nicht immer recht eingreifen wollen, und Sie dem Gelächter, dem Spott und dem Unwillen der Leute bisweilen Preis geben.

Gute Predigten anderer Verfaſſer leſen Sie aber ja fleißig; Sie lernen immer viel daraus, ſowohl in Abſicht der Einrichtung, als auch was die

Materien und den Ausdruck betrifft, und bilden Ihren Geſchmack immer vortheilhafter. Unter den ältern deutſchen Kanzelrednern weiß ich Ihnen keinen vorzuſchlagen, als unſern Luther, deſſen Hauspoſtille niemals ohne Nutzen wird geleſen werden: freilich fehlt eine nach den Regeln der Homiletik fabricirte Abtheilung, freilich iſt die Sprache etwas rauh und hart; aber die Sache welche Luther vorträgt, und die Art wie er ſie vorträgt, erhält gewiß Ihren Beyfall. Im ganzen ſiebzehnten Jahrhundert hat wohl kein Prediger exiſtirt, welcher zum Nachleſen mit Nutzen vorgeſchlagen werden könnte. Das achtzehnte Jahrhundert aber iſt reich an ſehr guten Kanzelrednern: Rambach, Moſheim, Cramer, Spalding, Troſchel, Bahrd Vater und Sohn, Ribbeck, Zollikofer, Reſewitz, Reinhard, Roſenmüller, und eine groſſe Menge anderer verdienen, daß man ihre Arbeiten leſe, und ſich nach ihnen bilde; ich verſtehe aber unter den Bilden nicht eine Nachäffung, ſondern eine vernünftige Unterſuchung der Regeln, welchen dieſe würdigen Männer gefolgt ſind, und ein Beſtreben, denſelben Regeln gleichfalls nachzukommen. Cicero las nicht nur die Werke der großen griechiſchen Redner, des Iſokrates, Lyſias, Demoſthenes, Aeſchines, er lernte ſie auswendig, und wenn man ſich die Mühe nimmt, die griechiſchen Reden mit denen des Cicero zu vergleichen, ſo wird man finden, daß der treffliche Mann ſich nach den Griechen gebildet, ihnen aber in keinen Stück nachgeäffet habe; er bleibt bey aller Nachahmung oder Nachbildung doch immer Original. Ich will zwar nicht daß Sie ein Cicero werden ſollen, und verlange nicht, daß man den Vater und Fürſten der deutſchen Beredſamkeit in Ihrem Dorfe ſuche; aber ein guter Kanzelredner müſſen Sie ſeyn, ſuchen Sie es zu werden, und und zu bleiben; Sie können es, wenn Sie fleiſſig gute Muſter leſen, und ſich beſtreben ähnliche Arbeiten ſelbſt zu machen.

Von ſogenannten Homiletiken, Rhetoriken, Oratorien, Anleitungen zur Geiſtlichen u. ſ. w. Beredſamkeit habe ich niemals viel gehalten, und ich glaube auch, daß dergleichen Bücher nie viel nützen können, ſie müßten denn ganz praktiſch ſeyn, und alsdann ſind ſie keine Schulrhetoriken mehr. Theoretiſche Schriften über die geiſtliche Beredſamkeit können wahre Regeln enthalten, aber wie ſollen Sie angewendet werden? Das iſt eine ſchwere Frage, ſie wird aber leicht, wenn der junge Redner richtig denken kann, und viele nützliche Materialien im Kopfe hat. Schuberts, Simonettis und anderer Demonſtrierhelden homiletiſche Anleitungen taugen gar nichts; es ſind Skelette von Regeln ohne Anweiſung zum Praktiſchen. Mosheim, Niemeyer und andere haben mehr für das Praktiſche geſchrieben; doch zweifle ich ſehr, daß auch nur ein einziger aus ihren Büchern allein die Kunſt lernen werde, eine gute Predigt zu machen.

Ich verwerfe das Leſen aller dieſer Schriften nicht; lernen wir auch wenig poſitives aus ihnen, ſo haben ſie doch für das negative manchen Nutzen, d. h. ſie machen uns auf Fehler und Extravaganzen aufmerkſam, und lehren uns dieſelben vermeiden. Sie haben ja ſelbſt ein Collegium über die Homiletik gehört, und wiſſen alſo, wie viel Nutzen Sie davon gehabt haben; nie haben Sie Ihre Zeit vielleicht ſchlechter angewendet, als gerade damals. Ich wenigſtens bin übel angekommen mit meiner Homiletik: als ich in Halle ſtudierte, las der alte D. Knapp die Predigerkunſt, aber in derſelben Stunde trug D. Semler die Reformationsgeſchichte vor; beyde Collegien hätte ich gerne gehört, dies war aber unmöglich, und eins mußte ich fahren laſſen, ich ließ alſo die Reformationshiſtorie fahren, und hörte die Homiletik. Wie habe ich es aber bedauert!

Alſo Freund, laſſen Sie alle gelehrte theoretiſche Anweiſungen zur geiſtlichen Beredſamkeit fahren; lernen Sie vernünftig und in zuſammenhängender Ordnung denken, ſammeln Sie ſich Materialien aus dem ganzen Umfange Ihrer Wiſſenſchaften in reichlicher Menge, lernen Sie vorzüglich die Bibel recht verſtehen, und es wird Ihnen niemals mißlingen, wenn Sie eine Predigt machen wollen, und hinlänglichen Fleiß und Zeit dazu anwenden.

Sechſter Brief.

Ei, ei, mein lieber Freund! was höre ich von Ihnen? Sie diſputiren in den Wirthshäuſern über die Religionswahrheiten, und tragen wirklich, auch gegen Ihren Willen, vieles zur Geringſchätzung derſelben bey! Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet: denn ich kenne Ihre Achtung für die Wahrheiten unſers Glaubens, und weiß wie ſehr Sie ſich über die unſinnige Freygeiſterey ärgern, welche zu unſerer Zeit, ſo zu ſagen, an der Tagesordnung iſt.

Die Sache iſt mir auf folgende Art erzählt worden. Am verwichenen dritten Weihnachtsfeyertage beſuchten Sie Ihren Freund Sturm zu Sulzbach, verließen den gegen drei Uhr Nachmittags, und weil Sie einige Geſchäfte zu Herrſtein hatten, nahmen Sie Ihren Weg dahin. Sie mußten ſich es alſo gefallen laſſen, da zu übernachten, weil das Wetter Ihnen nicht erlaubte, weiter zu gehen, Herr Roth hatte gutes Logis und Sie blieben bey ihm. Nun kamen aber einige muntere Herren, und unter dieſen war einer, welcher, wie jedermann weiß, der ihn kennt, Profeſſion von Religionsſpötterey macht. Er fängt mit Ihnen an zu diſputiren, bringt allerhand ungereimte und läppiſche Argumente wider die Aechtheit der Bibel vor, und Sie — widerlegen ihn mit Gründen. Der junge Menſch bekräftiget ſeine Vorwürfe mit Machtſprüchen und mit groben Witz, die andern treten auf ſeine Seite, und geben ihre drey Heller auch dazu, und Sie mein Guter, ärgern ſich wirklich, nachdem Sie über drey Stunden ſich herum diſputirt haben, fordern Licht und gehen zu Bette. Ihr Antagoniſt, Herr Sief triumphirt über Sie, breitet ſein Siegesgeſchrey aus, und jetzt heißt es weit und breit herum, Er habe einen ſonſt geſchickten Pfaffen zu Herrlein in Rothens Wirthshauſe häßlich auf den Sand geſetzt, und ihm deutlich bewieſen, daß es mit der Bibel und mit dem ganzen chriſtlichen Glauben nicht gar zu richtig ſey.

Daß Sie im Wirthshauſe übernachteten, verdenke ich Ihnen gar nicht: Sie konnten es nicht anders machen, und wenn Sie auch hätten nach Hauſe gehen können, ſo durften Sie auch ein Mal außer Ihrer Wohnung ſchlafen. Aber warum mußten Sie gerade bey Herrn Roth bleiben? Sie haben mir ſchon einmal geſagt, daß Roth ſich gerne über die Geiſtlichen luſtig mache, daß er ſich ſogar über Sie ſelbſt luſtig gemacht habe, daß er keine Kirche beſuche, nicht zum Nachtmahl gehe, und ſich dieſes Betragens ganz öffentlich rühme. Doch das mag hingehen; aber warum diſputirten Sie mit Herrn Sief über Religionsſachen? Vielleicht um dieſen Mann zu bekehren, oder ihn wenigſtens zum Stillſchweigen zu bringen? Wenn Sie dieſes gehofft haben, ſo bedaure ich Sie. Ein Religionsſpötter, ein Freygeiſt, welcher diſputirt, iſt völlig unverbeſſerlich, er iſt dahingegeben im verkehrten Sinn, und wer ihm antwortet, befolgt gewiß die weiſe Regel Salomons nicht, welcher ſagt: Antworte den Narren nicht nach ſeiner Narrheit, damit du ihm nicht gleich werdeſt.

Ueberhaupt mag ich es nicht leiden, daß von religiöſen Gegenſtänden in luſtigen Geſellſchaften, und beſonders in den Wirthshäuſern diſputirt werde. Daher gefiel mir auch die ehemalige Kurpfälziſche Verordnung, daß ſich niemand bey einer gewiſſen Geld- oder Gefängniß-Strafe unterſtehen durfte, in öffentlichen Häuſern über die Religion zu diſputiren: dieſes wurde zwar hauptſächlich deswegen verboten, weil die Pfälzer vermiſchter Religion ſind, und es daher bey ſolchen Diſputationen über Pabſt, Fegefeuer, Doctor Luthers Bratwurſt u. ſ. w. nicht ſelten zu Prügeleyen kam; aber überhaupt haben Religionszänkereyen an öffentlichen Orten immer üble Folgen. Das hätten Sie wiſſen ſollen, mein Freund, Sie wußten es auch: denn D. Niemeyer zu Halle, hat es Ihnen in der Moral geſagt, folglich hätten Sie auch zu Herrſtein in Rothens Haus nicht diſputiren ſollen.

Doch es iſt einmal geſchehen, und da es bloße Unbedachtſamkeit von Ihnen war, ſo vergebe ich

Ihnen auch gerne, nur hüten Sie ſich in ähnliche Fehler zu fallen. Damit Sie aber dieſes um ſo mehr vermeiden mögen, will ich Ihnen meine Gedanken über den Umgang eines Predigers mit Freygeiſtern mittheilen.

Die Freygeiſterey nimmt ſeit einiger Zeit gar mächtig überhand, beſonders ſeit dem Anfange der unſeligen Revolution in Frankreich. Ehedem gab es freilich Leute, welche die Religion verachteten, und ſich klüger zu ſeyn dünkten, als andere Leute. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß vor funfzig, ſechzig Jahren der bekannte Johann Chriſtian Edelmann viele Anhänger hatte, welche in den Moſis mit dem aufgedeckten Angeſicht in die Göttlichkeit der Vernunft, und beſonders in dem Glaubensbekenntniſſe dieſer Philoſophie ihre Weisheit fanden, und dann bei Gelegenheit dieſelbe auskramten. Herr von Loen führte durch ſein Buch von der einzigen wahren Religion den Indifferentismus ein, welcher ſchon lange vorher von dem fanatiſchen Dippel war gepredigt worden. Aber großen Anhang konnten die Leute nicht haben; denn die Sache war noch zu neu, der Eindruck welchen die Religion auf die Gemüther der Menſchen gemacht hatte, war zu tief, und dazu machte es Edelmann und Dippel gleich zu grob, ſie fingen an zu ſchelten und zu ſchimpfen, und ihre luſtigen Einfälle wider den gemeinen Glauben waren nichts als grober abgeſchmackter Spott.

Nach und nach wurden andere Wege eingeſchlagen; der Unglaube griff nicht mehr ſo gerade zu die Religion an, ſondern ſtellte ſich, als wollte er prüfen, unterſuchen. Die Theologen ſelbſt boten ihm dazu hülfreiche Hand, und man kann wohl ſagen, daß aus den Schulen der Gottesgelehrten mehr Freygeiſterey und Irrreligion iſt verbreitet worden, als aus den Büchern der Freygeiſter ſelbſt. Es ſey ferne von mir, daß ich den groſſen Männern, einen Semler, Spaldig, Teller, Steinbart und andern die häßliche Abſicht, das Chriſtenthum verächtlich zu machen, zuſchreiben wolle, aber niemand, welcher mit der Geſchichte des Ganges der jetzigen Phantaſterey bekannt iſt, wird läugnen können, daß eben dieſe Männer durch ihre Schriften nicht wenig zu den Fortgange der Religionsverachtung beygetragen haben.

Zu unſerer Zeit iſt es denn leider! ſo weit gekommen, daß der frechſte Atheismus mit den elendeſten Aberglauben verbunden, ganz öffentlich gepredigt wird. Unſere neuen Herren Freygeiſter ſtreiten nicht mehr mit Gründen, ſondern mit Machtſprüchen. „Das iſt unvernünftig; denn es iſt unglaublich, weil ichs nicht begreifen kann; in der Bibel kommen Hiſtorien vor, die abgeſchmackt ſind, z. E. von Bileams Eſel, vom Jonas im Bauch eines Walfiſches, von der Hexe zu Endor, von den Teufeln welche die Säue ins Meer ſtießen, ergo: iſt alles was in der Bibel ſteht, dummes

Zeug, kein Vernünftiger darf es glauben, die Pfaffen welche es predigen, ſind entweder Dummköpfe oder Betrüger u. ſ. w.

So räſonniren unſere Freygeiſter, und wenn ſie ja noch den Schein haben wollen, als hätten ſie alles recht gründlich unterſucht, ſo leſen ſie einige Schriftchen von Voltäre, den Chriſtus und die Vernunft, oder ſonſt was, und platzen mit ihrer aus ſolchen Dingerchen hergeholten groſſen Weisheit bey jeder Gelegenheit los.

Der geiſtliche Stand, ſollte eigentlicher heiſſen, der Stand der chriſtlichen Lehrer, iſt das vornehmſte Object ihrer zügelloſen Spöttereyen. Vor Alters wurde dieſer Stand von der Obrigkeit vorzüglich, und vielleicht mehr als nöthig und gut war, geſchützt, da konnte ſich auch die Spötterey nicht ſo ſehr an ihm reiben; aber jetzt entbehrt der Prediger den ſpeziellen Schutz ſeiner Obrigkeit, und jeder der nur will, kann und darf ſich über ihn luſtig machen.

Dieſe Herren, welche allein denken klug zu ſeyn, leben dabey auch, wie es ſich zu ſolchen Grundſätzen ſchickt. Doctor Semler klagt über die unordentliche Lebensart des Bahrt und Baſedow, und bemerkt, daß es bei Verbeſſerungen der religiöſen Begriffe auf Beweiſe des gottſeligen Lebens und ſeine Kraft ankomme, nicht aber auf Plaudereyen*),

---

*) D. Semlers Magaz. für die Religion. B. 3. S. 10.

durch welche ſie andere Leute auf ſich aufmerkſam zu machen ſuchten. Unſern Deiſten oder Atheiſten geht es noch ſchlimmer, und man kann beynahe mit Händen greifen, daß ſie deswegen gar keine Religion haben wollen, weil ſich ihr Betragen mit gar keiner Religion verträgt, nicht einmal mit Judenthum und Heidenthum. Sie glauben keinen Gott, weil es ihnen nicht gefallen kann, daß ein gerechtes heiliges Weſen ihr Oberherr ſey; alles muß in der Welt nothwendig ſeyn, damit ſie bey ſich ſelbſt vor ihrem Gewiſſen und vor der Welt ihre Thaten rechtfertigen können; denn wenn alles nothwendig iſt, ſo war es auch nothwendig, daß Herr A.... ein Ehebrecher, Herr B. ein Betrüger, Herr C. ein Verführer der Unſchuld ward; daß Herr D. einen falſchen Eid ablegt, und daß Herr E. ſeinen beſten Freund verrieth u. ſ. w. Mit der Unſterblichkeit der Seele mögen die Herren nichts zu thun haben; denn Unſterblichkeit fordert einen künftigen glücklichen oder unglücklichen Zuſtand, das iſt einen Himmel und eine Hölle. Den Himmel können ſich die Leute nicht verſprechen, ſie müßten denn ganz und gar toll ſeyn; in die Hölle mögen ſie nicht, alſo läugnen ſie Himmel und Hölle, und beruhigen ſich dabey, ſo gut es angeht. Wacht dann ja bisweilen das innere Gefühl auf, findet ſich ja dann und wann der Gedanke, daß doch dies alles wahr ſeyn könnte, ſo iſt eine luſtige Geſellſchaft, ein Glas Wein, ein hübſches oder auch ein garſtiges

Mädchen, oder wenn das alles fehlen ſollte, das Leſen eines muntern Schriftchens*) im Stande, die ſchwerfälligen Grillen zu verſcheuchen, und die Seelenruhe des lieben Herrn wieder herzuſtellen. Wir müſſen zwar ſehr oft mit Leuten dieſer verworfenen Art umgehen, weil wir oft mit ihnen zu thun haben. Denn viele unſerer Regenten ſind — ich muß es nur gerade heraus ſagen, und glaube nicht, daß ich dadurch die Ehrfurcht aus dem Augen ſetze, welche ich der Obrigkeit ſchuldig bin — viele unſere Regenten ſind zu kurzſichtig, als daß ſie begreifen ſollten, daß ein Menſch ohne Religion auch allemal ein ſchlechter Menſch iſt, der ihnen gewiß nicht treu ſeyn wird. Die leidige Erfahrung hat dieſes längſt gelehrt und bewieſen, und beweiſt es noch alle Tage, ohne daß die Regenten dadurch viel aufmerkſamer würden. Friedrich II. von Preußen, war ſelbſt ein theoretiſcher Deiſt, vielleicht war er noch mehr, wie man wohl aus einigen ſeiner Schriften, beſonders aus ſeinen Gedichten folgern möchte, aber er hatte es nicht gern, wenn ſeine Bedienten Freygeiſter waren. Doch dies geht uns hier nichts an.

---

*) Z. B. la Pucelle d'Orleans, la guerre de Dieux anciens et modernes, Parnasse libertin, Contes de Guillaume Vadé, Evangile du Jour, Catechisme de l'honnête homme. Canthariden, Doſenſtücke, Lindamine u. ſ. w.

Da wir nun öfters mit Freygeiſtern umgehen müſſen, ſo müſſen wir vorſichtig dabey ſeyn und klug, damit wir uns und unſerm Stande nichts vergeben, und die Religion ſelbſt den unverſchämten Läſterer nicht zur Verſpottung überlaſſen. Ich rathe Ihnen daher, mein Beſter, jedes Geſpräch über Religion in jeder Geſellſchaft, wo ſie nicht alle Anweſende als Chriſten, oder doch wenigſtens als Liebhaber der Wahrheit kennen, nach Möglichkeit zu vermeiden, und ja nicht Gelegenheit geben, daß ein ſolcher Discours angefangen werde. Kommt aber doch etwas aufs Tapet, ſo miſchen Sie ſich nicht ſofort hinein, und begehren Sie nicht gleich, das Wort zu führen, und den Doctor zu machen. Es iſt noch nicht lange, als der würdige Herr Pfarrer S.... von W ... in einer ſolchen Geſellſchaft gefragt wurde, was es doch mit dem Stillſtand der Sonne zu Joſuas Zeiten für eine Bewandniß habe? Er merkte, daß man die Bibel hernehmen, und ihr grobe Irrthümer Schuld geben wollte, entſchuldigte ſich aber, daß er nicht hinlänglich antworten könne, weil er in der Aſtronomie nicht bewandert ſey, und verwies den ſpöttiſchen Frager auf Steinbecks Kalendermann*) wo er ſeinen Zweifel beantwortet finden würde.

---

*) Ein Buch, welches billig in den Händen aller Geiſtlichen und aller Schullehrer ſeyn ſollte.

Können Sie aber bei aller angewendeter Vorſicht doch einer Antwort auf einen Einwurf eines ſolchen Menſchen nicht entgehen, ſo antworten Sie kurz und bündig, und laſſen Sie ſich ja in keinen langen Streit ein; denn dieſe Leute kommen aus dem Hundertſten ins Tauſendſte, und werden nie fertig, weil ſie allemal ihren ganzen Kram ausleeren. Auf ſpöttiſche, läſterliche und unzüchtige Fragen und Einwürfe müſſen Sie aber durchaus nicht antworten, ſondern lieber die Geſellſchaft verlaſſen. Ich erinnere mich in dem genius seculi des verſtorbenen Halliſchen Profeſſors Klotz einen in barbariſchen Latein geſchriebenen Brief eines dummen Dorfjunkers geleſen zu haben; da ſchreibt der Edelmann an ſeinen Pfarrer: quando ego autem incipiebam sacrementare ille ibat a mensa post domum: machen Sie es auch ſo, quando empaectae incipiunt se moquere de religione, sic ito ex societate post domum. Verzeihen Sie dem barbariſchen Latein, es hat doch einen guten Rath. Ein Geſpött über die Bibel, über die Religion und über unſere religiöſen Ceremonien müſſen Sie ſtets verachten, und die Leute läſtern, ſchimpfen und ſchelten laſſen, ſo viel ſie nur immer wollen; denn ſie verdienen nicht, wiederlegt zu werden, weil ſie nicht Wahrheit, ſondern nur Gelegenheit ſuchen, ihr Maul auf Unkoſten der Wahrheit und guten Sitten in Bewegung zu ſetzen.

Nie aber ſey auch ein Freygeiſt Ihr Freund, nie müſſen Sie mit einem Menſchen dieſer Art umgehen. Dis moi que tu hontes, et moi je te dirai que tu es, noscitur ex sobio qui non cognoscitur ex se. Dieſe Sprüchwörter ſind zwar nicht allemal gegründet, aber die Welt halt ſie doch und zwar mit Recht, für allgemein wahr, und ſchließet, daß wer mit einem lüderlichen Menſchen, Freygeiſt u. ſ. w. vertrauten Umgang habe, ſelbſt ein Bruder Lüderlich, ein Freygeiſt ſeyn müſſe. Vermeiden Sie daher allen Umgang mit Leuten dieſer Art, und nähern Sie ſich ihnen nicht, ohne die höchſte Nothwendigkeit, und wo Sie wiſſen, oder nur vermuthen können, daß ſo einer auch ſeyn werde, da bleiben Sie hübſch weg. Vielleicht ſchelten Sie müßige Menſchen einen Sonderling, aber die Klugen wiſſen, warum ſie ſo handeln, und billigen und loben Ihr Betragen. Iſt das nun nicht ehrenvoller und beſſer.

Siebenter Brief.

Jetzt wird wohl Ihre Gemeinde und Ihre ganze Gegend recht aufgeklärt werden, da Sie, der Herr Pfarrer, ſelbſt anfangen, den alten Sauerteig auszufegen. In meinem letzten Brief habe ich Ihnen meine Gedanken geſagt, wie ich wünſchte, daß ſie mit den Spöttern und Verächtern unſerer Religion und deren Uebungen ausmachen möchten, und jetzt höre ich, daß Sie Ihre Kirchſpielskinder ſelbſt vorbereiten, Freygeiſter zu werden.

Der Schulz in Ihrem Dorfe, und noch einige andere Leute, leſen gerne Bücher; das iſt ſchon recht, aber gemeine Leute dürfen keine andern Bücher leſen, als ſolche, die ſich für ſie auch ſchicken, und durchaus keine Schriften, welche die Religion angreifen. Es giebt ja recht ſehr viele gute Schriften, womit ſich unſtudierte Landleute die Zeit, wie ſie zu ſagen pflegen, vertreiben können. z. B. Gellerts Werke, alle ohne Ausnahme, Robinſon Cruſoe, Reiſebeſchreibungen, Biographien, auch mitunter einige ganz unſchädliche Romane, vorzüglich aber gut geſchriebene Erbauungsſchriften u. ſ. w. Der Bauersmann hat ohnehin wenig Zeit zum Bücherleſen übrig; er kann höchſtens im Sommer, am Sonntage, ſich einige Stunden zum Leſen gewinnen, und im Winter des Abends dann und wann auch einige. Da laſſen ſich nun keine großen Werke leſen, und Sie hätten immer in Ihrer Bibliothek ſchickliche Sachen für Ihren Schulz gehabt, ohne daß Sie genöthigt geweſen wären, gleich nach ſolchen Büchern zu greifen, worin von Religionszänkereyen gehandelt wird.

Sie geben Ihren Schulz das elende Ding des D. Heimanns, vom Abendmal; der Schulz lieſt es ſeinen Gevattern und Nachbarn vor, und jetzt wird darüber räſonnirt, aber gerade ſo, wie Bauern über ſolche Gegenſtände räſonniren können. Freilich hatten ſie dem Schulz auch D. Plitts (elende) Widerlegung des traurigen Wiſches gegeben, aber dadurch wurde nur Uebel ärger gemacht. Einige von Ihren Bauern wurden Heumannianer, andere aber vertheidigten die lutheriſche Lehre, und jetzt hört man in Ihrer Gegend in allen Wein- und Bierhäuſern über das heilige Nachtmal controvertiren. Sie hörten das Unweſen, und wollten wieder gut machen, was Sie durch Ihre übereilte Bücherkommunikation verdorben hatten, aber Sie wählten gerade ein unſchickliches Mittel. Sie trugen in einer dogmatiſch-polemiſchen Predigt die Lehre der lutheriſchen Kirche vom Nachtmal vor; im erſten Theil erklärten und bewieſen Sie unſre Lehre, und im zweyten retteten Sie dieſelbe wider die Gloſſen der Reformirten und wider die falſche Auslegung des das iſt. Die Katholiken haben quasi in transitu auch etwas abgekriegt. Sagen Sie mir doch, mein lieber Freund, ſchickt ſich wohl ein ſolcher Vortrag auf die Kanzel? Vom heiligen Nachtmahl kann und muß gepredigt werden, aber blos in ſo fern es ein kräftiges Mittel iſt, unſere chriſtlichen Fertigkeiten zu ſtärken und zu erhöhen: da redet dann der gewiſſenhafte Prediger von dem heilſamen Andenken an Jeſu Tod, von der würdigen Vorbereitung zu der heil. Mahlzeit, von der Verſöhnlichkeit und Nächſtenliebe, als nothwendigen Erforderniſſen zum würdigen Genuß derſelben u. ſ. w. und hat Materie genug, ohne daß er ſich in Kontroverſien einlaſſen müſſe. Ihre Pfarrkinder haben es recht wohl verſtanden, auf wen Sie zielten, und der Schulz iſt ſehr böſe auf Sie, weil er glaubte, daß Sie ihn abgekanzelt hätten.

Ihre Bauern haben freien Zutritt zu Ihnen, das iſt ſehr recht; die meinigen können auch zu mir kommen, wenn ſie wollen; nie habe ich einen einzigen meiner lieben Pfarrkinder die Thüre geſperret, und jeden bin ich ſtets mit Rath und That an die Hand gegangen, wo ich nur wußte und konnte. Aber das lobe ich nicht an Ihnen, daß Sie den Leuten alles erzählen, was Sie irre machen kann. Sie ſagen Ihnen z B. daß die Stelle 1. Joh. 5, 7. nicht ächt ſey, in keiner einzigen ächten griechiſchen Handſchrift — Gott, was wiſſen doch die Bauern von griechiſchen Handſchriften — ſich befinde, daß ſie überhaupt zum Beweis der Trinität unbrauchbar ſey. Sie belehren Ihre Bauern von den Meinungen des ſeel. D. Semlers zu Halle, daß er die Offenbarung Johannis für die Geburt eines ketzeriſchen Schwärmers ausgegeben habe; daß er behauptete, die Hiſtorie von der Eſter ſey ein einfältiger und abgeſchmackter Roman, und das hohe Lied ein Liebesgedicht und weiter nichts, der Brief Judä, der zweyte Brief Petri und andere gehören nicht in die Bibel. Sie gehen noch weiter; denn Sie ſtudieren die Reformationsgeſchichte aus dem elenden jämmerlichen Sudel des unwiſſenden Carl Renatus Hauſen und erzählen den Bauern, wie es mit der Reformation hergegangen ſeyn ſoll. Auf der Kanzel halten Sie ſich alle Augenblicke über Luthers Ueberſetzung auf, und meiſtern dieſelbe bey jeder Gelegenheit, indem Sie ſich auf den Grundtext berufen.

Dieſes Benehmen, mein lieber junger Mann, gereicht Ihnen gar nicht zur Ehre, und ſtiftet unter Ihren Zuhöhrern nicht geringen Schaden. Die Leute müſſen ja irre werden an ihrem Glauben, oder ſie müſſen Sie, ihren Lehrer für einen Irrgläubigen halten. Der Schaden iſt in beiden Fällen ſehr groß, und konnte ſo leicht vermieden werden, wenn Sie ſtatt vom D. Semler und den griechiſchen Handſchriften zu erzahlen, etwas von Capitain Cooks Reiſen, von Amerikas Entdeckung, oder ſonſt ſo etwas erzählt hätten.

Der gemeine Mann muß wohl und gründlich unterwieſen werden in allen Lehren, welche wirklich zu ſeiner Religion gehören, und muß alle ſeine Behauptungen aus der heil. Schrift beweiſen können, folglich muß er auch von den höhern und göttlichen Urſprunge dieſes Buchs überzeugt ſeyn. Alles dieſes kann auch geſchehen, und muß geſchehen, der gemeine Mann iſt fähig zu begreifen, aber weiter muß man ihn nicht führen. Sie müſſen ſich ja nicht vorſtellen, mein Lieber, daß der gemeine Mann nicht weiter denke; er denkt gewiß weiter, ſchließt aber meiſtens ganz falſch. Die Stelle 1. Joh. 5, 7. iſt falſch, und ſteht doch in der Bibel; wer weiß, ob nicht auch der Spruch, er wird geben einen jeglichen nach ſeinen Werken“ falſch iſt, ob er gleich in der Bibel ſteht? D. Semler beweiſet, daß das Buch Eſter eine abgeſchmackte jüdiſche Fabel iſt; vielleicht enthält das Evangelium Matthäi, Lucä auch abgeſchmackte Fabeln. So ſchließt der gemeine Mann nach ſeiner Art, und wehe dem, durch welchen ein ſolches Aergerniß gekommen iſt.

Es liegt ja ſehr wenig überhaupt daran, ob man das Buch Eſter z. B. für einen Theil der kanoniſchen Schrift hält oder nicht; recht viele gelehrte rechtſchaffene Theologen haben ſich damals, als D Semler einige Bücher der Bibel anpackte und für unächt ausgab, eben dieſer angetaſteten Schriften angenommen, und ſie mit vieler Gelehrſamkeit wenigſtens, vertheidigt, folglich dieſelben auch für ächte Bücher, oder, wie man ſagt, für ächtes Wort Gottes gehalten. Sollen denn Ihre

Bauern anders denken? Und zwar anders denken ohne Grund? denn Sie werden den Leuten doch nicht wollen die Grundſätze der Kritik, die Kirchenhiſtorie, die Alterthümer und andere hierher gehörige Wiſſenſchaften beybringen wollen.

Ich bitte Sie nun um alles in der Welt, mein Beſter, verwirren Sie Ihre Gemeine nicht, und bringen Sie ſich ja nicht in den Geruch der Ketzerey, ſonſt iſt aller Nutzen dahin, den Sie ſtiften können und ſtiften müſſen, als gewiſſenhafter Volkslehrer. Nicht einmal indifferente Lehren, welche aber dem gemeinen Manne bekannt ſind, müſſen Sie angreifen, oder gar für ungegründet und falſch erklären; z. B. die Lehre von Chriſti Höllenfahrt; denn der Bauer hat in ſeinem **Katechismus** gelernt, *niedergefahren zur Höllen*, von der ewigen Verdammniß der Gottloſen; der Bauer kennt das Lied: *O Ewigkeit du Donnerwort*; von dem Glauben der kleinen Wickelkinder u. ſ. w. Der gemeine Mann kann nicht diſtinguiren, er ſieht eine Lehre gerade für ſo wichtig- und nöthig an, als die andere, und die Höllenfahrt Jeſu gilt bey ihm nicht weniger, als ſeine Auferſtehung, folglich muß man ſie auch alle laſſen, bis mit der Zeit durch einen beſſern Schulunterricht, aus einem vernünftigern allgemein eingeführten Lehrbuch, ſich die Erkenntniß des gemeinen Mannes beſſert.

Ich will aber nicht haben, daß Sie über dergleichen Sachen vortragen ſollen; laſſen Sie immer ſolche Theorien von der Kanzel, aber wenn Sie in der Katechismuslehre an eine dergleichen Fragen kommen, dürfen Sie dieſelbe ja nicht übergehen, aber es iſt nicht nöthig, daß Sie eine Erklärung darüber geben, und das Widerlegen iſt ſchlechterdings zu widerrathen.

Seyn Sie daher in Zukunft ja vorſichtig, mein Freund, und überlegen Sie allemal erſt, ob dies oder jenes ohne Schaden Ihrer Zuhörer und ohne ihren eignen Nachtheil darf den armen Leuten geſagt werden. Man ſtellt ſich den gemeinen Mann aufgeklärter vor, als er wirklich iſt, und daher ſoll er auch ſtarke Speiſe bekommen, welche er noch nicht vertragen und verdauen kann. Dies iſt ein Fehler junger Prediger, welche blos um ſich groß zu machen und ihre Wiſſenſchaft zu zeigen, auch vor dem Bauer mit ihrer Weisheit herausplatzen. Hätten dieſe jungen Männer eine gründliche Kenntniß der Religion und der Theologie, verſtänden ſie die heilige Schrift, wie ſich es gebühret, ſo würden ſie gewiß auf ſolche Abwege nicht gerathen.

Bücher können Sie Ihren Pfarrkindern wohl in die Hände geben, aber wie geſagt, lauter nützliche Bücher, von welchen ich Ihnen einige genannt habe. Kein Buch darf der Bauer leſen, worin auch nur von weiten etwas freygeiſteriſches oder unſittliches vorkommt. Der Bauer glaubt gemeiniglich alles, was nur gedruckt iſt, und wenn er etwas ſchädliches in einem gedruckten Buche findet, hält er es für Wahrheit und handelt wohl auch ſo, wie der im Buche gehandelt hat.

Achter Brief.

Von den Hochzeit- und Leichenpredigten wollen Sie meine Meynung wiſſen; ich ſoll Ihnen ſagen, was ich überhaupt davon halte, und dann auch, wie ſie eingerichtet werden ſollen? Aber das hatten Sie ja in den erſten beiden Heften ſehen können, wenn es Ihnen Herr Niemeyer zu Halle nicht deutlich genug ſchon geſagt hat.

Von den Hochzeitpredigten muß ich Ihnen ganz kurz mein Glaubensbekenntniß ablegen; ich wünſchte, daß ſie ganz und gar unterbleiben möchten, weil ſie ſo gar wenig Nutzen ſtiften, und eine geiſtliche Verrichtung ſoll doch nicht ohne Nutzen unternommen werden.

Bey uns ſind ſehr viele Mißbräuche in Abſicht der Hochzeiten eingeſchlichen, welchen der Pfarrer nicht mehr ſteuern kann, da es für unrecht gehalten wird, wenn er ſich dem, was Mode geworden iſt, widerſetzen will. Es iſt aber Mode geworden, daß vor dem Kirchgang allerley Ueppigkeiten vorgenommen werden. Es iſt, heißt es, heute ein Freudentag, einen Freudentag aber kann der Bauer, vorzüglich aber der begüterte, nicht anders als unter Freſſen, Saufen, Jubeln hinbringen. Ehe die Leute in die Kirche kommen, haben ſie ſchon die Köpfe voll; in der Kirche denken Braut und Bräutigam an ganz andere Dinge, als an den Vortrag des Pfarrers, und die Hochzeitgäſte haben ihre Gedanken in den Schüſſeln, den Weingläſern und bey dem Tanz. Woher ſoll da Andacht kommen. Man reformire erſt die Mißbräuche bey Hochzeiten und alsdann werden auch die bey ſolchen Gelegenheiten zu haltenden Predigten nicht ohne Nutzen ſeyn.

Aber es iſt nun einmal nicht anders, es müſſen Hochzeitpredigten gehalten werden, und daher müſſen Sie auch ſich in dieſe Schuldigkeit fügen. Von den Einrichtungen derſelben iſt wenig zu ſagen; es ſind moraliſche Reden über die Pflichten der Eheleute, über den Hausſtand und ſeine Obliegenheiten, und über andere ſchickliche Materien, welche eben nicht ſchwer zu erfinden und zu bearbeiten ſind. Wer überhaupt eine erträgliche Predigt machen kann, den wird auch eine Hochzeitpredigt gerathen.

Die Hochzeitreden ſind aber immer Kaſualreden, das iſt ſolche, welche auf gewiſſe einzelne Fälle müſſen angewendet werden. Hier muß nun der Prediger den Umſtand überlegen, der gerade eintrifft. Z. B. wenn zwey alte betagte Leute einander heirathen, ſo wäre es doch wohl eine Thorheit den Text: „ſeyd fruchtbar und mehret euch,“ zu nehmen, und daraus vorzuſtellen die weiſen Abſichten Gottes durch rechtmäßigen Eheſtand die Bevölkerung der Erde, oder die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts zu befördern. Beſſer und ſchicklicher würde er von dem wechſelſeitigen Beyſtand treuer Ehegatten im Alter handeln, und eben daher die Zuläſſigkeit und Vortheile eines Ehebündniſſes unter alten Perſonen beweiſen. Sind Stiefkinder da, ſo kann der Prediger von den Pflichten der Stiefältern gegen ihre Stiefkinder handeln u. ſ. w. Ein kluger Volkslehrer wird ohne Mühe in jedem Fall ſchickliche Materien finden können, und keine Zuflucht zu den traurigen und leidigen Lehrern, einem Joſua, Dünkel, Ulrich, Seemann und wie die Verfaſſer ſonſt heißen mögen, nehmen zu müſſen.

Einige Mißbräuche müſſen aber bey ſolchen Predigten ſorgfältig vermieden werden: erſtlich muß die Wahl der Texte mit Vernunft geſchehen, damit keine gar zu ſehr ins Sinnliche fallende Stellen der heil. Schrift zum Vorſchein kommen. Ich beſitze Joh. Gerhards postilla Salomonea, worin das hohe Lied auf Hochzeiten angewendet wird: der ſonſt große Mann hätte mit dieſem Dinge wohl zu Hauſe bleiben können. Aus dieſen Salomoniſchen Gedicht, oder wer ſonſt davon Autor ſeyn mag, dürfen keine Texte genommen werden zu einer Predigt, am wenigſten zu einer Traupredigt.

Die Thema müſſen deutlich und ja nicht mit figürlichen Redensarten ausgeſchmückt werden, und die Ausführung muß, wie in allen Predigten, ernſthaft, nachdrücklich und ja nicht ſpielend ſeyn. Die ältern Prediger waren Meiſter in ſolchen abgeſchmackten Künſten, zum Beyſpiel Balthaſar Kerner in ſeinen köſtlichen Hochzeitperlen, Burcard Knöbelſum conjugale isenicum, Jacob Meyer im geiſtlichen Hochzeit-Kränzlein, Heinrich Weiſſenmeyer in der ehelichen Liebespflicht, Philipp Schreter im ſüßen Bräutigams-Mund und treuen Braut-Herz u. ſ. f. Dieſe Redner fallen ſehr oft ins Abgeſchmackte und Lächerliche, und beſchimpfen den öffentlichen Vortrag der Religionswahrheiten; denn auch Hochzeitpredigten gehörer dahin.

Unanſtändige Bilder oder Vorſtellungen, welche gar ins Zotologiſche fallen, wie ein neuer Schriftſteller ſagt, ſollen durchaus nicht vorkommen. Der bekannte Erdmann Neumeiſter von Hamburg, ſchreibt in der Vorrede zum erſten Theil ſeiner Trauredden alſo: ich bekenne daß ich mich allezeit geärgert, wenn ich Trauungsreden geleſen, oder auch ſelbſt angehört, da der Vortrag nicht nur lächerlich, in fleiſchlich zweydeutigen Worten, ſondern auch unflätig geweſen iſt, dadurch die anweſenden Zuhörer zum Lachen und Geſpötte und zu allerhand Verirung des Bräutigams und der Braut erwecket worden ſind, das mögen doch ſchöne Sachen geweſen ſeyn. Sie lachen vielleicht, Herr Bruder, daß ich Ihnen den Rath gebe, alle unanſtändige und ins Unflätige fallende Vorſtellungen ſorgfältig zu vermeiden, und meynen, daß dieſes von keinen Prediger mehr vermuthet werden könne. Aber ich verſichere Sie, daß ich noch vor weniger Zeit eine ſolche Rede gehört habe, welche ſehr geſchickt war, wollüſtige Gedanken und Empfindungen rege zu machen, und den Witzlingen viele Gelegenheit zum Spotten zu geben.

Wenn ich aber gleich gern ſähe, daß die Hochzeitpredigten überhaupt abgeſtellt würden, ſo will ich doch durchaus nicht, daß Sie es thun, und keine mehr halten ſollen. Ein junger Prediger darf keine Neuerungen anfangen, und etwas abbringen wollen, was von Alters Zeiten her gewöhnlich geweſen iſt. Die Leute ſehen nie auf den wahren Grund, warum der Pfarrer dieſes oder jenes abbringen will; da muß die Bequemlichkeit, die Trägheit, die Unwiſſenheit des Pfarrers und wer weiß was ſonſt noch mehr Schuld daran ſeyn.

Ich habe dieſes ſchon mehrmals zu meinen Verdruß bemerken müſſen. Als unſere Herrſchaft vor ohngefähr zwanzig Jahren die Apoſteltage und andere Feyertage abſtellte, wurden die Bauern im ganzen Lande fürchterlich aufgebracht, weil ſie glaubten, man habe ihren Glauben angegriffen, ſchoben aber alle Schuld auf die Geiſtlichen, welche ſie als Miethlinge verſchrieen, welche blos für ihren Bauch ſorgten, und ſich alles ſo leicht und ſo bequem machten, als ſie nur immer könnten. Dieſe waren aber ganz gewiß unſchuldig, aber das leuchtete den Bauern nicht ein. Laſſen Sie es alſo in allen Stücken beym Alten, es müßte denn ſeyn, daß offenbare Mißbräuche verwalteten; denn dieſe dürfen Sie nicht dulden, lieber müſſen Sie Ihr Amt aufgeben.

Neunter Brief.

Ich bin Ihnen noch meine Gedanken über die Leichenpredigten ſchuldig, und die ſollen Sie jetzt zu leſen bekommen.

Der Tod iſt die wichtigſte Kataſtrophe im menſchlichen Leben, und daher wohl würdig, daß er fleißig und ernſthaft betrachtet werde, da von der Beſchaffenheit, worin ſich der Menſch in dieſem kritiſchen Augenblick in Abſicht ſeines Glaubens und ſeines Gewiſſens befindet, deſſen ewiges Schickſal unwiederruflich abhängt. Keine Betrachtung kann alſo für den Chriſten nützlicher ſeyn, als die des Todes, und der damit verbundenen Umſtände, daher halte ich auch die Leichenpredigten für ſehr nützliche Predigten. Schon in der alten Kirche hielt man dergleichen; Gregorius von Nazianzes hat einige hinterlaſſen, die vortrefflich ſind; die Lobrede auf den Cäſarius iſt ein wahres Meiſterſtück; unter den lateiniſchen Vätern hat Ambroſius den Vorzug.

Ich für meinen Theil habe immer gern Leichenpredigten gehalten, weil ich da Gelegenheit fand, von manchen Sachen zu ſprechen, die ſich in den ordentlichen Predigten nicht wohl anbringen laſſen, aber das hat mir nie recht gefallen wollen, daß man kleinen Kindern Leichenreden halten muß. Es ſind allemal Kaſualpredigten, und nun möchte ich doch gerne wiſſen, zu welchen ganz beſondern Vortrag eine Kinderleiche Anlaß geben könne. Will man ſagen, der Prediger habe da Gelegenheit die Aeltern zu tröſten, und die weiſen Wege Gottes bey dem Tode junger Kinder zu erklären und zu rechtfertigen, ſo iſt dieß ſchon recht gut, aber niemand wird doch behaupten wollen, daß Wahrheiten dieſer Art die Materie zu einer Kaſualpredigt hergeben können. Es iſt aber einmal ſo, und wir können und ſollen es nicht ändern, weil auch Predigten bei Kinderleichen oft ihren großen Nutzen haben.

Die Materien zu Leichenpredigten ſind leicht zu finden, müſſen aber doch ſo gewählt werden, daß ſie ſich auf den gegenwärtigen Fall ſchicken, ſonſt wird der Prediger lächerlich. Z. B. wer bey der Leiche eines blühenden Mädchens von einem glücklichen hohen Alter, und bey dem Grabe eines alten Mütterchens von den Glück derer reden wollte, welche den Verführungen dieſer Welt durch einen frühzeitigen Tod entgehen, würde ſich zuverläſſig proſtituiren, ſo ſchicklich ſonſt dieſe Sätze zu Leichenpredigten ſeyn mögen. Der Prediger muß daher jedesmal den Fall überlegen, auf welchen er predigen ſoll, und demnach ein Thema wählen.

Texte bietet die heilige Schrift im Ueberfluß an, aber auch hier muß eine kluge Wahl getroffen werden. Auf einen Menſchen, der freilich keine groden Laſter an ſich hatte, aber auch gar keine ſichtbaren Verdienſte beſaß, würde ſich der Text: „ich haben einen guten Kampf gekämpfet," ſchlecht paſſen, ſo ſchlecht, als der ſo oft mißbrauchte: „ſelig ſind die Toden" denn in beyden Stellen wird von einem recht thätigen Chriſtenthume geredet.

Einerley Text rathe ich nicht oft zu brauchen: denn die Leute merken gar zu ſehr auf den Text den der liebe Großvater, die ſelige Großmutter, der Bruder Hans, die Schweſter Grete u. ſ. w. gehabt hat, pflanzen es per traditionem in der Familie fort, und wenn der nämliche Spruch wieder als Text vorkommt, ſo glauben ſie wohl gar der Pfarrer habe ihr Eigenthum einen andern gegeben, und habe eine alte Predigt wieder aufgewärmt. Alſo rathe ich Ihnen immer andere Texte zu nehmen, welches auch gar nicht ſchwer iſt. Ich habe mich, um dergleichen ohne alle Mühe zu finden, eines alten Buches oft mit Nutzen bedient, es heißt: Felicis Bidembachii manuale ministrorum Ecclesiae, und bietet unter gewiſſen gar nicht übel gewählten Rubriken Sprüche, welche ſich auf jeden Gegenſtand paſſen, in Menge dar. *) Ich habe mir auch jedesmal meine Lei-

---

*) Bidembachs Buch iſt nicht mehr in den Buchläden. Sollte es nicht wohlgethan ſeyn, ein ähnliches, aber beſſer eingerichtetes, von neuem drucken zu laſſen?

chentexte angemerkt, damit ich keinen zweymal aus Vergeſſenheit nehmen dürfte.

Gar oft geſchieht es, zumal auf den Dörfern, daß ſich die Sterbenden ihre Leichentexte ſelbſt wählen. Die muß dann der Pfarrer, wenn es ohne Aergerniß geſchehen kann, auch nehmen, ſonſt beleidigt er die Familie des Verſtorbenen, und macht ſich ohne Noth Feindſchaft: außerdem glaube ich auch, es ſey eine Art von Tröſtung für den Todkranken wenn er ſeinen Leichentext von ihm ſelbſt gewählt, voraus weiß, wenigſtens habe ich öfters gefunden, daß Sterbende ſich mit ihren Leichentexten, die nun ihnen ſo wichtig waren, zu ihrer großen Erbauung ſehr beſchäftigt haben, und das iſt immer ſehr viel unter ſolchen Umſtänden. Hat aber der Sterbende den Leichentext vorgeſchrieben, ſo mache es der Prediger den Zuhörern auf der Kanzel bekannt und gebe die wahrſcheinliche oder auch gewiſſe Urſache an, warum der Verſtorbene gerade dieſen Spruch gewählt habe. Dieſes wird zu manchen erbaulichen Gedanken, und wohl auch oft zu der Erfindung des Hauptſatzes Gelegenheit geben.

Mir iſt aber doch einmal ein Fall vorgekommen, den ich Ihnen erzählen will. Ein reicher Müller und Gaſtwirth, ich will ihn Brandenburger nennen, ſtarb in meinem Kirchſpiel. Sein ganzes Leben war eine Kette von Bosheiten und Betrügereyen und durch ſolche Künſte war er zu ſeinen Reichthum gekommen. Ich hatte ihm zwar in ſeiner Krankheit einige Mal beſucht, aber das nicht an ihm gefunden, wodurch man einen Chriſten von einem Kandidaten der Hölle unterſcheiden kann; ich bedauerte den verſtockten Sünder, betete für ihn zu Gott, verzweifelte aber an der individuellen Erhörung meines Gebets. Brandenburger ſtarb, und nun kam ſein Sohn und meldete mir, ſein ſeliger Vater habe ſich einen Leichentext aus Röm. 8, 1. „So iſt nun nichts verdammliches u. ſ. w." erwählt. Was ſollte ich thun? Ich ſtellte dem guten Menſchen vor, dieſer Text ſchicke ſich für ſeinen Vater nicht: der Apoſtel rede in den angeführten Texte von wahrhaft bekehrten und in der Gnade Gottes ſtehenden Chriſten, welche in dem Genuß der Früchte des Verdienſtes Jeſu, das heiſt, in der Ausübung aller chriſtlichen Tugenden recht weit gekommen ſind; er möge nun bedenken, wie ſich ſo etwas auf ſeinen Vater paſſe: aber der Menſch blieb dabey, der Text müſſe genommen werden. Ich war in der gröſten Verlegenheit; nahm ich den Text nicht, ſo ſtieß ich eine große, reiche und angeſehene Familie vor den Kopf, und machte mir viele Feinde, nahm ich ihn aber, und applicirte ihn nach dem buchſtäblichen Sinn auf dem verſtorbenen Gaſtwirth Brandenburger, ſo konnte ich es vor Gott und der Welt nicht verantworten. Ich beſann mich, nahm den vorgeſchriebenen Text, ſtellte aber daraus vor: „die Vorzüge des ſterbenden Chriſten vor dem unbußfertigen Sünder." Im erſten

Theil beſchrieb ich einen Unbußfertigen, und im andern die Freudigkeit, mit welcher der Chriſt aus der Welt geht, welches der Gottloſe nicht kann. Ich vermied mit Fleiß alle Anwendung auf den Todten, und beleidigte weder die Freunde noch die Feinde des alten Brandenburgers.

Ein Leichenredner kommt oft, wie ich, in Verlegenheit: man fodert von ihm, und das mit Recht, daß er des Verſtorbenen gedenken ſoll, will aber auch zugleich haben, daß dies im Beſten geſchehe. Dadurch werden dann die Leichenpredigten öfters zu Lügenpredigten, und der Kanzelvortrag wird ein Spott der luſtigen Leute, aber redliche Chriſten ärgern ſich darüber. Iſt der Verſtorbene ein laſterhafter Bube öffentlich geweſen, ſo ſoll man ihn gar nicht ſelig preiſen; denn es ſchickt ſich nicht, daß man den klaren Worte Gottes widerſpreche, welches nachdrücklich lehret, daß die Hurer und andere grobe Sünder nicht ins Reich Gottes eingehen ſollen. Die Panegyriſten, die Laſterhaften ſind ſehr verächtliche Menſchen, und ſind ſie vollends Prediger, ſo gehören ſie zu den niederträchtigſten Schmeichlern.

Aber was ſoll denn ein Prediger thun, wenn in ſeiner Gemeinde ein Laſterhafter ſtirbt? Dieſe Frage kann erſt richtig entſchieden werden, wenn der Fall nach allen Umſtänden beſtimmt iſt. Ich habe geſehen, daß ein Prediger einem Fremden ſeinen Dienſt aufgetragen, und ihn an ſeiner Stelle predigen ließ; aber dieſes taugt gar nichts. Es ſcheint nämlich: daß der Herr Prediger das Herz nicht habe, ſein Amt ſelbſt zu verwalten, und daß ſich ſein Betragen auf Menſchenfurcht gründet, welches ſehr unanſtändig, und für den guten Namen des Predigers ſehr nachtheilig iſt. Nein, der Prediger ſoll und muß in jeden wichtigen Fall ſein Amt ſelbſt thun, und nicht durch andere thun laſſen. Aber das ſteht ihm frey, daß er den Anverwandten des offenbar laſterhaft Verſtorbenen freundlich vorſtelle, ſein Gewiſſen erlaube ihm nicht, ihrem Vater, Ehemann, Bruder u. ſ. w. ſelig zu preiſen, ſie möchten dies ſelbſt beurtheilen, und ihren Todten ohne Leichenpredigt begraben laſſen. Ich habe ſchon gefunden, daß Vorſtellungen dieſer Art Eindruck gemacht, und die Anverwandten bewogen haben, dem Prediger zu gehorchen.

Wollen ſich aber die Leute gar nicht weiſen laſſen, und beſtehen ſie auf eine Predigt, je nun in Gottes Namen, ſo predige er mit Klugheit, doch ohne ſich und ſeinem Amt im Geringſten etwas zu vergeben. Wenn die Freundſchaft des Verſtorbenen angeſehen iſt, ſo wäre es eine Thorheit, wenn der Prediger ſich ihren Haß und ihren Verfolgungen ohne Noth ausſetzen wollte; alſo erwähne er nur im Eingang die Gelegenheit, warum jetzt gerade die chriſtliche Gemeinde verſammelt ſey, und melde, die Gelegenheit dazu habe das Begräbniß des verſtorbenen Mitbruders N. gegeben, gehe dann auf ſein Thema durch ſchickliche Wendungen über, und gedenke des Todten ganz und gar nicht mehr, weder im Böſen noch im Guten. Die Zuhörer merken es doch, warum er des Verſtorbenen nicht näher gedenkt, und wenn ſie ſelbſt klug ſind, werden ſie es wohlgethan finden. Sollte aber das Aergerniß, welches der Abgelebte gegeben hat, gar zu arg in die Augen fallen, und ſollte er auf eine Art umgekommen ſeyn, welche keinen Zweifel an ſeiner Verdammniß übrig läßt, ſo muß ſich der Prediger auch kein Blatt vor das Maul nehmen, wie man ſagt, und muß an dem Beyſpiel des Verſtorbenen zeigen, wie eine vorſetzliche Sünde immer andere im Gefolge habe, bis endlich der Menſch unter das Gericht der Verſtockung geräth und ſeine Bekehrung unmöglich macht. Das muß in ſolchem Fall der Prediger thun, es mag auch geurtheilt werden, was da immer will. Das gilt aber nur von offenbaren ärgerlichen Sündern, welche in der Unbußfertigkeit hingeſtorben ſind.

Es trägt ſich bisweilen zu, daß in einer Gemeinde gewiſſe Leute auf allerhand ſchwärmeriſche, fanatiſche Grillen verfallen, auch wohl gar Sektengeiſter werden und der öffentlichen Religionsübung entſagen. Merkt ein Prediger ſolches Unweſen, ſo rede er freundlich mit den verirrten Leuten, und ſuche ſie der Religion mit Liebe durch deutliche Gründe zu gewinnen. Dieſes wirkt manchmal, will es aber nicht wirken, ſo begnüge ſich der Prediger damit, daß er den Irrthum öffentlich widerlege, doch ohne jemand zu nennen, und ſo ſeine Gemeinde vor dem Anſtecken bewahre. Geht ein ſolcher Menſch aus der Welt, ſo iſt die Frage, ob er noch äußerlich ſich zur chriſtlichen Religion bekennt und wenigſtens zum Schein die heil. Gebräuche der Kirche mitgemacht habe oder nicht. Iſt das erſte, ſo begleite er ihm zum Grabe, und predige ohne alle Anwendung; iſt aber das letzte, ſo begleite er ihm gar nicht, er hat ſich ja von der Kirche getrennt, folglich kann nicht gefordert werden, daß man ihn mit kirchlichen Ceremonien zur Erde beſtatte. Der Fall tritt bey Ihnen vielleicht bald ein, Herr Bruder. In Ihrem Kirchſpiel lebt ein gewiſſer Schmelz, welcher ſchon ſeit mehr als dreißig Jahren weder zur Kirche, noch zum Nachtmal kam, und dabey ein ſehr aſotiſches Leben führt, und wie es ſcheint, ſo fortfahren wird, bis an ſein Ende. Ich würde es Ihnen recht ſehr verdenken, wenn Sie dieſen Elenden wollten zum Grabe begleiten und ihm eine Leichenpredigt halten.

Aber auch redliche Chriſten müſſen nicht beatificirt und kanoniſirt werden; dieſes Recht haben ſich die Päbſte ſeit vielen Jahrhunderten allein zugeſchrieben, und überhaupt kann ein Prediger niemand heilig machen. Hüten Sie ſich alſo vor allem übermäßigen Lobe und ſtreichen den Verſtorbenen nie zu ſehr heraus, und dichten Sie ihm ſchlechterdings keine Tugenden an, welche er nicht notalich beſeſſen hat; die Zuhörer kennen oft den ſeligen Bruder und die ſelige Mitſchweſter beſſer, als der Herr Prediger, und lachen dieſen aus, wenn er mit ſeinem Lobe gar zu freygebig iſt. Sehen Sie außerdem noch einmal die Perſonalien durch, ehe Sie dieſelben vorleſen; Ihr Schulmeiſter iſt immer der Concipient, und der will, wie ich höre, gern auf Unkoſten der Wahrheit, das Lob austheilen, und für einen Groſchen jedem Verſtorbenen einen erhabenen Stuhl im Himmel anweiſen: ſolche Sudeleyen müſſen erſt ausgebeſſert werden, ehe ſie ein ehrliebender Prediger von der Kanzel ableſen kann.

Das Andenken des Gerechten bleibt im Segen. Daher müſſen die wahren Tugenden des Verſtorbenen allerdings gerühmt und Gott gedankt werden, daß er ſich noch ächte Verehrer unter dem unheiligen Volke erhält. Dies fordert die Pflicht gegen Gott und die Billigkeit gegen den Verſtorbenen. Es hat aber auch ſeinen großen Nutzen bey den Hinterlaſſenen und überhaupt bey allen Zuhörern. Jene richtet das gerechte Lob ihres Anverwandten auf, und die Ueberzeugung, daß derſelbe nun im Himmel iſt, gießet Troſt in ihr verwundetes Herz, und die übrigen Zuhörer werden durch das in ein helles Licht geſetzte Beyſpiel eines ihnen ehedem bekannt geweſenen Lebens zur Nachahmung ermuntert, und wenn wir ſo viel erlangen können, mein Lieber, ſo haben wir gewiß viel erlangt.

Zehnter Brief.

Sie fragen mich, ob ich Ihren Edelmann, den Hochwohlgebornen Erb- Lehn- und Gerichtsherrn zu Hundsbach und ſeinen Amtmann kenne, und was ich von dem Umgange mit dieſen Herren halte? Ja, mein Freund, ich kenne beide, und eben weil ich ſie kenne, halte ich von dem Umgange mit ihnen nichts, gar nichts.

Der Herr Baron von Purpur iſt der Herr Ihres Dorfes, alſo ſind Sie ihm Reſpekt ſchuldig, ob er Ihnen gleich nichts zu befehlen hat, indem Sie unter dem fürſtlichen Konſiſtorium ſtehen; aber bey dem Reſpekt gegen ihn als Ortsherrn müſſen Sie es auch bewenden laſſen. Der Amtmann Hebel ſteht in keiner nähern Connexion mit Ihnen, er mag alſo ſeinen Weg ohne Sie gehen, und thun, was er getrauet zu verantworten, ohne daß Sie ſich darein miſchen.

Der gnädige Herr hat eine ſehr ſchlechte Erziehung genoſſen; ſein Vater, der verſtorbene Obriſt von Purpur war ein rauher Soldat, der zwar im Felde ſeinen Mann mag geſtanden haben, aber mit den guten Sitten in einer völligen Unbekanntſchaft in den Tag hinein lebte. In der Schlacht bey Prag verlor er einen Arm, erhielt einen honorablen

Abſchied mit einer anſehnlichen Penſion, heirathete ein armes [illegible] [illegible] Fräulein, und ſetzte ſich nach Hundsbach auf ſein Rittergut. Wie der Obriſt gelebt und ſeine Zeit angewendet habe, iſt allgemein bekannt: immer hielt er ſich eine Maitreſſe, womit er aber nie genug hatte, erlaubte aber ſeiner Gemahlin eine billige Entſchädigung; täglich war ein Bacchanal auf dem Schloſſe des Edelmannes, und alle luſtigen oder vielmehr lüderlichen Leute waren da willkommen. Fluchen, Gottes-läſterungen und Zoten waren die Würze der Unterhaltung, wozu noch des Edelmanns und einiger andern Offiziere lügenhafte Prahlereyen kamen, womit ſie ihre Großthaten im Kriege herausſtrichen.

Hier wurde nun der Hochwohlgeborne Junker, Ihr Ortsherr, zur Welt gebracht, und hatte anfänglich das Glück von Ihrem ſeligen Vater in den Anfangsgründen der menſchlichen Kenntniſſe, d. i. im Leſen und Schreiben und in der Religion unterwieſen zu werden. Der Bube aber war verzogen; der Herr Vater und die Frau Mutter bekümmerten ſich nicht um das, was er that, und die Bedienten verderbten ihn in den Grund hinein. Ihr Vater wendete dann und wann das Rauhe heraus, wenn der Junker Lumpenſtreiche machte, dieſer klagte es der Frau Mama, und die Mama ſchwärzte Ihren Vater bey dem gnädigen Herrn an. Der Junker gieng nicht mehr ins Pfarrhaus, und bekam einen Hofmeiſter, den luſtigen Herrn Hebel, ſeinen jetzigen würdigen Amtmann; ein Huſarenwachtmeiſter, auf welchen Herr von Purpur viel hielt, hatte ihn der Herrſchaft empfohlen, und ſo wurde er ohne weitere Unterſuchung auch angenommen; denn der Wachtmeiſter hatte dem Obriſten im Felde und in der Garniſon nie falſch rapportirt, er ſchloß daher auch, daß er ihm jetzt in Abſicht des Hofmeiſters richtigen Rapport abſtatten würde.

Der neue Hofmeiſter empfahl ſich ſelbſt gar bald de meliori nota; dem gnädigen Herrn durch energiſches Fluchen, abgeſchmacktes Zotenreißen und unbändiges Saufen; der gnädigen Frau durch ſeine Lenden und große Habichtsnaſe, und endlich dem Junker durch Nachgiebigkeit und Genehmigung alles deſſen, was dem ungezogenen Bengel zu thun nur einfiel. Freilich ſahen alle kluge Leute die Ungeſchicklichkeit des Hofmeiſters, junge Leute anzuführen, gar wohl ein, aber der gnädige Herr und die gnädige Frau ſahen dies nicht, und ſo ward der Junker ein vollendeter Taugenichts. Schon in ſeinem ſechzehnten Jahre hatte er die Ehre, durch ein lüderliches Mädchen Vater zu werden, und nach ſeines Vaters Tode hatte er denſelben in aller Hinſicht vollkommen erſetzt, ja noch gar übertroffen. Den Herrn Hebel hat er zu ſeinen Amtmann gemacht, und dieſer betreibt alle Geſchäfte, weil dieſer es macht, wie Potiphar in Aegypten, er nimmt ſich keines Dinges an, nur daß er ißt und trinkt, und — der Amtmann iſt ein Taugenichts wie ſein Herr, und der Herr wie ſein Amtmann ein par nobile fratrum.

Ob ſie den gnädigen Herrn beſuchen dürfen? fragen Sie. Warum nicht, wenn es nicht vermieden werden kann. Es iſt Mode bei gewiſſen Vorfällen zu gratuliren oder zu condoliren; dieſe Mode ſollte nicht da ſeyn, ſie iſt aber da, und muß mitgemacht werden. Tritt alſo ein Fall dieſer Art ein, ſo müſſen ſie thun, was die Mode erfordert. Werden ſie förmlich aufs Schloß eingeladen, ſo kommen Sie, bleiben Sie aber ja nicht länger als Sie mit Ehren bleiben können, und ohne etwas ſchändliches hören und ſehen zu müſſen. Alle andere Beſuche auf dem Schloſſe müſſen Sie ganz unterlaſſen, und daher iſt die Frage, ob Sie kommen dürfen, wenn man Sie als den dritten oder vierten Mann zum Tarok, zum Solo oder zu ſonſt einem Spiele auffordert, wenn die gnädige Frau haben will, Sie möchten ihr etwas auf dem Flügel vorſpielen, und dazu ſingen, wenn der Herr Amtmann im Keller abſtechen läßt u. ſ. w? ganz überflüßig. Ich habe es Ihnen ſchon geſagt, daß ein Geiſtlicher ganz und gar keine Karten in die Hände nehmen müſſe, nicht einmal zu einem Zeitvertreib, welcher noch ſo unſchuldig ſcheinen könnte. Die Muſik, aber blos das Klavier, oder ein ſanftes blaſendes Inſtrument, nicht aber die Violine, die Baßgeige, die Trompete u. ſ. w. darf ein Prediger wohl verſtehen, es iſt ihm eine Zierde, und dient ihm zur angenehmen Ausfüllung mancher unbeſchäftigten Stunden; aber ein Muſikant darf er nicht werden, und ſich in dieſer Qualität vor andern hören laſſen. Vermeiden Sie alſo dieſes, und da die gnädige Herrſchaft auch bei Ihnen völlig verdorben iſt, ſo können Sie auch nicht hoffen, daß Sie daſelbſt den Saamen des göttlichen Wortes mit Nutzen ausſtreuen können, alſo iſt mein Rath, halten Sie ſich von Ihrer Ortsherrſchaft ſo weit entfernt, als es Ihnen nur immer möglich iſt. Das Haus Ihres Edelmanns iſt wegen der Lüderlichkeit und der Ausſchweifungen ſeiner Bewohner ſehr übel berüchtiget, folglich dürfen Sie es nicht beſuchen, ohne jedermann beweiſen zu können, daß Sie es nicht anders machen konnten.

Ueberhaupt müſſen Sie keine Gemeinſchaft mit Leuten haben, welche in einem zweydeutigen Rufe ſtehen; es fällt allezeit ein widriger Schein auf Sie zurück, und wenn man auch gleich den Lüderlichen nicht tadelt, ſo tadelt man Sie, daß Sie mit einem ſolchen umgehen. In großen Städten bemerkt man dieſes nicht; da hat man mehr zu thun, als ſich mit Kleinigkeiten abzugeben; aber auf dem Lande wird alles bemerkt und auch ausgelegt. Ihre Freunde müſſen tugendhafte Leute ſeyn, und alle die, welche zu Ihnen oder zu welchen Sie kommen, geſellſchaftlichen Umgang zu pflegen, müſſen keinen übeln Namen haben. Ich will nicht behaupten, daß Ihre Sitten ſelbſt durch das Beyſpiel könnten verſchlimmert werden, obgleich niemand in dieſem Stück vorſichtig genug ſeyn kann; aber die Welt ſieht Sie ſchon für ſchlecht an, wenn Sie mit einem ſchlechten Menſchen umgehen. Halten Sie ſich vielmehr an Männer, von welchen Sie lernen können, deren erprobte allgemein bekannte Rechtſchaffenheit Ihnen die Achtung aller Rechtſchaffenen erworben hat; von dem Umgang mit ſolchen Leuten haben Sie Ehre und Nutzen zugleich.

In den Wein- Bier- und Schnapshäuſern oder Kneipen herum zu ſitzen, iſt vollends unanſtändig: wenn der Prediger auf Reiſen iſt, und Durſt oder Hunger hat, oder über Nacht bleiben muß, wird es ihm kein Menſch verdenken, wenn er in einem Wirthshauſe einſpricht; aber zum Vergnügen, zum Zeitvertreib Wirthshäuſer beſuchen, iſt für einen ſolchen Mann durchaus unſchicklich, beſonders wenn er in dem Orte zu Wein oder zu Biere geht, wo er Prediger iſt.

Es iſt dem Prediger erlaubt, ein Glas Wein zu trinken, oder ſonſt ein Getränk, aber im Wirthshauſe es zu thun, iſt ihm jederzeit nachtheilig. An ſolchen Oertern iſt, wie man weiß, Freiheit und Gleichheit; der eine gilt ſoviel wie der andere, und der Wirth darf, ohne ſich Schaden zu thun, unter ſeinen Gäſten keinen Unterſchied machen. Wo ſoll aber an einem ſolchen Ort die Ehre herkommen, welche der Prediger wegen des Amtes, das er begleitet, fordern muß? Er wird öfters Zoten und Flüche anhören müſſen; ja es wird kommen, daß ihm mancher beſoffene Menſch Sottiſen ſagt, gegen die er ſich nicht vertheidigen darf.

Ich habe niemals mich mehr geärgert, als wenn Männer, die das Ihrige gelernt haben wollen, die ſich für Kenner — und ſollte auch die Kenntniß noch ſo mittelmäßig ſeyn — der Geſchichte, der Erdbeſchreibung, der ſchönen Litteratur, der Mathematik ausgeben, über lange Weile klagen, die ſie ſich in luſtigen Geſellſchaften, in Kneipen, mit der Jagd, und mit der Fiſcherey vertreiben müßten. Pfuy über ſolche Prahlhänſe! Sie müſſen nichts rechtes gelernt haben: denn wäre dieſes, ſo würden ſie auch die Wiſſenſchaften hoch achten, und gewiß mehr über den Mangel an Zeit als über Ueberfluß derſelben klagen. Was mich betrifft, ſo habe ich niemals Zeit übrig gehabt, die ich an unnütze Geſellſchaft hätte verſchwenden können.

Eilfter Brief.

Ich habe Ihnen geſagt und geſchrieben, mein Lieber daß ich Sie jedesmal tadeln würde, wenn ich von Ihnen etwas tadelnswürdiges vernehmen ſollte. Jetzt machen Sie ſich auf einen ſolchen Wiſcher gefaßt, der Ihnen aber nicht wehe thun ſoll: denn ich meyne es ja ſo ſehr herzlich gut mit Ihnen.

Sie ſind nämlich verreiſt geweſen, ſind vierzehn Tage weg geblieben und Herr Knoch von Saulheim hat ihren Dienſt zu Hundsbach und auf Ihrem Filial zu Hopſtädt verſehen. Wäre die Reiſe nothwendig geweſen, hätte ich nichts dawider: indeſſen mußte Herr Knoch, der lüderliche Kandidat von Saulheim auch alsdann nicht für Sie predigen; aber die Reiſe war eine bloße Luſtreiſe ins Bad, wohin Sie ſich begaben, ohne krank zu ſeyn. Daß ich dieſes nicht loben kann, verſteht ſich von ſelbſt, und Ihre Pfarrkinder ſind auch ſehr unzufrieden damit, und beſonders deswegen, weil Sie den elenden Salbader Knoch zum Stellvertreter gemacht haben. Entweder laſſen Sie Ihre Kanzel durch einen tüchtigen Mann verſehen, oder lieber leer bleiben; ein Subject wie Knoch iſt, darf gar nicht predigen. Iſt er nicht im Stande geweſen, die Bauernkinder zu

Saulheim als Schulmeiſter zu lehren, ſo wird er ſich gewiß auch zum Prediger nicht ſchicken.

Ich behaupte der Pfarrer muß zu Hauſe bleiben, und zu jeder Zeit angetroffen werden können. Er hat verſprochen, alle geiſtliche Verrichtungen in ſeiner Gemeinde und zu jeder Zeit, bey jeder Aufforderung dazu zu leiſten, alſo nicht nur zu predigen und das Nachtmal ſtatoriſch zu halten, ſondern auch Kranke zu beſuchen, ſchwache Kinder zu taufen u. ſ. w. Sollen dann die Pfarrkinder, wenn der Pfarrer verreiſt iſt, herum ſchicken, ob ein Herr Amtsbruder ſich finden laſſe, der ſo eine Verrichtung über ſich nehmen wollte? Sie haben zwar dem Herrn Knoch von Saulheim im Pfarrhauſe zu Hundsbach gelaſſen, der ſollte Ihre vices erfüllen; es iſt auch richtig, daß Herr Knoch zwar das Dorf nicht verlaſſen hat, aber im Pfarrhaus ließ er ſich ſelten finden, täglich ſaß er im Wirthshauſe bei dem Branntweinglas und bei der Karte in Geſellſchaft müßiger und lüderlicher Leute. Schön, ſehr ſchön hatten Sie für Ihre Pfarre geſorgt, und es iſt nur noch ein Glück, daß niemand bey Ihnen erkrankt iſt; denn gewiß Ihre Hundsbacher würden keinen Troſt bey Herrn Knoch geſucht, und noch weniger das heil. Sakrament von ſeinen Händen genommen haben.

Aber, werden Sie ſagen, ſoll ſich denn der Pfarrer ganz und gar in ſein Pfarrhaus einſperren, und nie einen Fuß aus ſeinem Wohnorte ſetzen?

Hören Sie Freund: der berühmte und gelehrte Erzbiſchoff Antonius Auguſtinus von Tarragona *) ſchreibt an ſeinen Freund Fulvius Urſinus alſo: „Ich habe in der Welt ſchon viele wichtige Verrichtungen übernehmen müſſen, welche mich verhindert haben, mein Amt ſo zu thun, wie ich wohl gewünſcht hatte. Ich mußte eine Nuntiatur übernehmen nach England, wo mir viele Ehre angethan wurde, mein König ſchickte mich in ſehr ernſthaften Geſchäften an den Kaiſer, und der Kaiſer gieng mit mir ſo freundlich um, daß es ſchien, als habe er ſeiner Majeſtät vergeſſen; auf dem Concilium zu Trient habe ich mich nicht lange aufgehalten, weil es bald zu Ende gieng, doch genoß ich auch da Ehre genug, und der Kardinal von Lothringen würdigte mich ſeines nähern Umgangs. Aber ich wäre doch immer lieber an dem Orte geweſen, wo ich mein Amt verrichten ſollte. Ich bin nie froh, wenn ich aus meiner Dioceſe entfernt bin; jetzt lebe ich ſchon ſeit eilf Jahren mitten in meinem Biſthum, und ſeit dieſer Zeit kann ich ſagen, daß ich lebe. Es iſt ſo ſehr ſchön, immer bey denen zu ſeyn, welche unſerer Sorge anvertraut ſind

---

*) Geboren zu Saragoſſa 1517, Auditor di ruota 1544, Biſchoff zu Aliſe 1557, zu Lerida 1558, Erzb. zu Tarragona 1574, † 1586. Er gehört unter die Hauptverbeſſerer der ſchönen Litteratur und Rechtsgelehrſamkeit.

(usque adeo pulcrum est esse continuo inter illos, qui nostrae curae sunt concrediti)." Was meynen Sie, Freund, hat der Erzbiſchoff wohl recht?

Doch darf ſich eben der Pfarrer gerade nicht in ſein Dorf conſigniren und einſperren, ein kleiner Spaziergang zu einem Nachbar iſt ihm wohl erlaubt, nur ſoll er nicht über Nacht ausbleiben, und in jedem Fall muß man zu Hauſe wiſſen, wo er iſt, um ihn ſogleich finden zu können, wenn ſeine Gegenwart gefordert wird. Daß auch hier unvorhergeſehene Nothfälle Ausnahmen machen, verſteht ſich von ſelbſt.

Einige Geiſtliche pflegen auch allerhand Allotria und fremde Geſchäfte zu treiben, welche ſich zu ihren Amt nicht ſchicken. Hierher rechne ich beſonders Quakſalberey und Advokaterey.

Es giebt Landpfarrer, welche nicht nur die Seelen ihrer Pfarrkinder kuriren, ſondern auch allerley Krankheiten des Leibes heilen wollen. Sie leſen zu dieſem Behufe verſchiedene Bücher, woraus man wenigſtens Recepte nehmen kann, haben wohl ſelbſt eine Apotheke im Haus und praktiziren nun friſch ins Gelag hinein. Hätten dieſe Herren die Arzneykunde ſtudiert, ſo hätte ich nichts dawider; aber ſo ſind ſie von aller richtigen und gründlichen Kenntniß des menſchlichen Körpers entblößt, verſtehen weder Anatomie noch Phyſiologie; die Kenntniß der Krankheiten und ihrer Zeichen fehlt ihnen gänzlich, die Arzneymittellehre iſt ihnen ein unbekanntes Feld, und doch quakſalbern ſie! Wie ungewiſſenhaft handeln ſolche unwürdige Prieſter! Sie ſollen und müſſen ihre Pfarrkinder an erfahrne Aerzte weiſen, wenn ſie krank ſind, und vor allen Quakſalbereyen warnen, und werden ſelbſt Quakſalber. Wo bleibt hier die prieſterliche Redlichkeit? Ich kenne einen Geiſtlichen, welcher vor ohngefähr ſechzehn Jahren ſeine eigene Braut durch ſeine Kuren auf den Gottesacker expedirt hat; ein geſchickter Arzt hat die von dem Afterarzt geſchriebenen Recepte unterſucht und bewieſen, daß das Mädchen noch leben müßte, wenn der Herr Bräutigam nicht den Doctor bey ihr gemacht hätte. Der gewiſſenloſe Pfarrer beklagt noch jetzt ſeine Unvorſichtigkeit, fährt aber immer fort zu quakſalbern, weil er in den falſchen Wahn ſteht, er habe die Kunſt zu kuriren jetzt beſſer begriffen. — Es iſt wirklich ſehr ärgerlich, wenn Landprieſter ſich mit der Hebammenkunſt abgeben, und doch treiben einige auch dieſes. Negativen mediciniſchen Rath könnte wohl ein Geiſtlicher geben, aber ja keinen poſitiven, am wenigſten ſollte er Arzneyen austheilen, oder verſchreiben; wenn ich daher zu befehlen hätte, ſo müßte ein jeder Dorfprediger auf Univerſitäten ein Kollegium über Herrn D. Fauſts Geſundheitskatechismus gehört haben, aber über die Vorſchriften dieſes Buchs dürfte er nicht hinaus gehen. Die guten Männer Tiſſot, Paulitzky und andere mögen es mit ihren mediziniſchen

Unterricht für das Landvolk wohl gut gemeint haben, aber ſie ſind auch Schuld, daß ſo manche Dorfpfarrer Arzneypfuſcher geworden ſind. Andere gerathen gar über ältere Schacher dieſer Art, über den barmherzigen Samariter, den mediziniſchen Tauſendkünſtler, den Freund in der Noth oder hundert rare Mittel wider allerley Krankheiten u. ſ. w. Allen dieſen Leuten muß die Obrigkeit die Praxis legen, wenn ſie ſelbſt nicht Verſtand, oder nicht Gewiſſen genug haben, ihre Hände aus einer Sache zu laſſen, die ſie nicht verſtehen.

Manche Geiſtliche machen auch den Advokaten. Ich lobe es ſehr, wenn der Landpfarrer eine gute Kenntniß der Geſetze hat und den Gang der Prozeſſe weiß. In dieſem Fall kann er ſeinen Pfarrkindern gar manchen guten Rath ertheilen, ihnen die Rechtsſachen erklären, und ſie vor manchen unnöthigen Koſten und weitläuftigen Händeln bewahren. Aber er darf nicht ſelbſt den Advokaten machen, ſich zur Beſtechung der Richter und zu Verführung der ordentlichen Sachwalter brauchen laſſen, noch viel weniger auf den Gerichtsſtuben herumliegen, Beiſtand abgeben und für andere plädiren, am allerwenigſten aber darf ein Pfarrer ſelbſt ein richterliches Amt oder auch nur ein Polizeyamt haben: denn dieſes alles iſt dem Charakter eines Predigers zuwider, und ſo ehrenvoll auch dieſe Verrichtungen ſonſt ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch für einen Volkslehrer unanſtändig und entehrend. Es wird wohl ſchwerlich eine Rechtsſache in der Welt geführt werden, wo nicht auf beiden Seiten einiges Unrecht obwalte; ſoll ſich nun der Pfarrer gebrauchen laſſen, dieſes Unrecht, ſey es auch noch ſo gering, zu bemänteln und zu vertheidigen? Macht er ſich nicht auf jeden Fall Feindſchaft? Gewinnt er für ſeinen Klienten, je nun ſo wird ihm die Gegenpart gehäſſig; verliert er, ſo verliert er zugleich das Zutrauen ſeiner Parthey, welche nach unerfahrner Menſchen Art die Schuld immer auf den Sachwalter werfen, wenn der Prozeß ſchief gehet. Von den Grobheiten, den anzüglichen Reden und andern unanſtändigen Behandlungen, welchen ſich ein ſolcher advocirender Prediger ausſetzt, will ich jetzt gar nichts ſagen, ſondern nur noch bemerken, daß er beinahe nothwendiger Weiſe ſich bei Saufgelagen u. dgl. einfinden muß, wenn er will ſeine Sache zum Vortheil ſeiner Parthey ausführen. Sein Amt leidet am meiſten darunter; denn er muß die Geſchäfte deſſelben an den Nagel hängen, oder andern überlaſſen, wenn der Termin kommt, wo er vor Gericht erſcheinen muß. Ein gewiſſer Prediger, den Sie ſelbſt wohl kennen, meldete ſich vor einigen Jahren zu der Pfarrey H . . ., die Pfarrkinder hatten nichts an ſeinen Predigten auszuſetzen, als ſie aber erfuhren, daß er ſtets auf den Tribunalen herum lag und Prozeſſe betrieb, proteſtirten ſie wider ihn und er fiel durch. Sie konnten es überſehen, daß ſeine Tochter zur Hure geworden war, aber daß er den Prozeßkrämer machte, wollten ſie durchaus nicht gut heißen, und ich glaube die Leute hatten vollkommen Recht. Wenn je das Sprüchwort ne sutor ultra crepidam, gut angewendet wird, ſo geſchieht es bey einem Prediger, welcher den Advokaten macht *). Hüten Sie ſich vor Ausſchweifungen dieſer Art, und wenn Sie ja von der Arzneywiſſenſchaft, oder von den Rechten einige Kenntniſſe haben, ſo bedienen Sie ſich derſelben zum Beſten Ihres Nächſten und beſonders Ihrer Pfarrkinder; rathen Sie ihnen, in Krankheiten z. B. die Zimmer nicht zu ſehr zu heitzen, kein Oel, vorzüglich kein Leinöl darinnen zu brennen, keine großen Geſellſchaften darin zu leiden, ſagen Sie ihnen, daß Sie ohne des Arztes Rath und Verordnung weder Ader laſſen, noch purgiren, noch ſchröpfen, noch ſchwitzen dürfen, beſchreiben Sie ihnen die Afterärzte und Quackſalber, und warnen Sie die Leute vor denſelben, treiben Sie ſie an, vernünftige, gelehrte und erfahrne Aerzte zu ſuchen, aber auch ihren Verordnungen blindlings zu folgen.

---

*) Was ſollte aber der Briefſteller ſagen, wenn er bey uns wäre, wo die Prediger allerley weltliche Aemter haben, Friedensrichter, Maire u. dgl. ſind? Ich hoffe aber, dieſes Unweſen, welches ſo manche Unordnungen und ſo vielen Schaden ſchon geſtiftet hat und noch ſtiftet, ſoll, wird aufhören, ſobald die höhern Obrigkeiten ſich um das bekümmern werden, was unter ihnen vorgeht.

Anmerk. d. Herausgebers.

Wenn Sie das thun, mein Bruder, ſo werden Sie Ihre mediziniſchen Kenntniſſe recht ſehr gut anwenden, aber nie werden Sie ſelbſt Arzt, verſchreiben Sie kein Recept, und geben Sie keinen eigentlichen mediziniſchen Rath.

Ihre juriſtiſche Wiſſenſchaft — ich weiß Sie beſitzen einige — können Sie auch nützlich anwenden, aber blos zum Beſten Ihrer Pfarrkinder: denn es ſchickt ſich gar nicht, wenn ein Pfarrer weit und breit in der Runde herum, conſulirt wird. Wenn Sie über einen Rechtsgegenſtand gefragt werden, ſo unterſuchen Sie die Sache genau, und antworten dann nach Ihren Gewiſſen, wie Sie glauben, daß die Sache ausgehen könne. Sie werden manche von unnützen Prozeſſiren zurückhalten, Verſöhnung ſtiften, und ſo recht viel Gutes thun. Aber weiter gehen Sie auch ja nicht; es ſchändet den Charakter eines Geiſtlichen, ſich in Rechtshändel zu miſchen, die Schikane zu kultiviren, und zu allerley Teufeleyen, zu Betrug, zu falſchen Eidſchwüren, und eben dadurch zur Verachtung der Religion Gelegenheit zu geben.

Zwölfter Brief.

O wie freue ich mich über Sie, mein Lieber, da ich ſehe, und mich durch die Proben überzeuge, daß Sie Ihre Studien fortſetzen, und auf alle Weiſe ſuchen in den Wiſſenſchaften vorwarts zu kommen. Die meiſten unſerer Amtsbrüder machen in dieſer Hinſicht keine Ehre, weil ſie, ſobald ſie ein Amt erhalten haben, nun allen Fortſtudieren gute Nacht geben, und ihr Amt verſorgen, d. i. Kinder taufen, Nachtmal halten, Kranke aus einem gedruckten Buche tröſten, und quod summum momentum censetur, aus alten und neuen homiletiſchen Tröſtern ihre lieben Zuhörer in der Kirche beſalbadern. Es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß ein Chriſt den öffentlichen Gottesdienſt nicht ohne Noth verſäumen, und die Predigt nicht verachten ſoll, ohne Noth nämlich. Sagen Sie mir aber, lieber Freund, ob derjenige ein Verächter des öffentlichen Gottesdienſtes iſt, welcher Ihres Herrn Nachbars, des Pfarrers Magirus von Niederbrakkenbach Predigt nicht hören mag und die Kirche verſäumt, wenn er weiß, daß dieſer Chryſoſtomus ſeine Siebenſachen vorbringen werde? Ich verdenke es wahrlich keinen Menſchen, wenn er ſolches unverdautes kauterwelſches Zeug nicht anhören mag.

Es iſt eine wahre Läſterung, wenn ſolche Salbader, ſolche elende Wäſcher vorgeben, ſie predigten Gottes Wort. Haben die Apoſtel auch ſo geprediget? Ihre Reden waren den Umſtänden der Zeit und der Lage der Zuhörer angemeſſen; deutlich einfältig, rührend und kräftig, ſprachen ſie aus der Fülle ihres Herzens; aber ſo ein Mazarus, ein Merzeis kann nicht aus der Fülle des Herzens reden, weil er kein Herz hat; was er vorbringt, das ſtiehlt er aus der Fülle des Martin Jokiſch, der homiletiſchen Vorrathskammer, oder eines andern Tröſters, und was er hinzuſetzt von den Seinen, das iſt allemal Unſinn.

Vor zwey Jahren, — ich erzähle Ihnen eine wahre Begebenheit, nenne Ihnen aber die Perſonen nicht, weil ſie noch leben — alſo vor zwey Jahren, beſuchte ein Kandidat einen Prediger, welchen er auf das Oſterfeſt beſuchen ſollte, weil dieſer unpäßlich war. Er kam ſchon des Mittewochs vor Oſtern bey dem Prediger an, und dieſer klagte ihm, daß er nicht im Stande geweſen ſey, ſich zu präpariren, ſeine Tröſter möchte er auch nicht brauchen, weil der Oberſchulz hinter ſeine Geheimniſſe gekommen war, und gleich wußte, wen er geritten hatte, dem Jokiſch, dem Düntel, oder ſonſt einen; er hat alſo dem Kandidaten, der als ein geſchickter Mann bekannt war, daß er ihn eine recht vollſtändige Diſpoſition zu einer Charfreytagspredigt fabriciren möchte. Der Kandidat war hierzu bereit, und fabricirte in einigen Stunden ein ſolches Machwerk über 1. Joh. 1, 7. woraus er das Thema zog: die ſeligen Folgen des Todes Jeſu für die Menſchen; I. Worin beſtehen ſie nicht? II. Worin beſtehen ſie wirklich? Sie beſtehen nicht darin, 1) daß uns Gott die Sünden vergebe: denn dies thut Gott ohnehin aus bloßer Gnade, ohne alle Abſicht auf Jeſu Genugthuung; 2) nicht daß wir durch ſein Leiden zur Dankbarkeit gegen Gott, und zu einem neuen Gehorſam ſollen ermuntert werden; denn Ermunterungen zum Guten ſind blos Belohnungen, und in den Leiden Jeſu erblickt man ſo nichts. Sie beſtehen aber 1) darin, daß wir vor dem Zorne Gottes erſchrecken; 2) daß wir auf gar keine Belohnung des Guten hoffen, weil Jeſus für alle ſeine guten Thaten nicht belohnt worden iſt; 3) daß wir den Tod als das höchſte Uebel anſehen, weil er der Sold der Sünden iſt; 4) daß wir Gott danken, daß er uns wahrſcheinlicher Weiſe nicht am Kreuz oder ſonſt auf dem Blutgerüſt unter Henkers Händen, ſondern im Zirkel unſrer Freunde auf dem Bette werde ſterben laſſen. Dieſe mehr als ſocinianiſche, phantaſtiſche Diſpoſition gefiel dem Herrn Prediger. Er füllte den fremden Unſinn mit eigenem Aberwitz aus, und perorirte das Zeug am Charfreytage. Der Kandidat hat hernach dieſe Schnurre, aber gewiß nicht zu ſeiner Ehre, weit und breit herum kund gemacht.

Die meiſten lutheriſchen Prediger wiſſen nicht was zu ihrem Religionsſyſtem gehört, und woher ſollten ſie es auch wiſſen, da ſie auf Univerſitäten nichts lernen, und aus Mangel an Vorkenntniſſen nicht einmal etwas rechts lernen können. Mein ſeliger Freund, Ihr Vater, hatte in dieſer Hinſicht recht gute Gedanken: er ließ Sie nicht eher die Univerſität beziehen, bis Sie in den nöthigen Vorbereitungswiſſenſchaften hinlänglich feſt waren; Sie mußten die lateiniſche Sprache verſtehen, die Griechiſche ebenfalls und die Hebräiſche wenigſtens ſo weit, daß Sie ſich ſelbſt forthelfen konnten. Nun konnte freylich weiter gegangen werden, zumal da Sie auch feine Fortſchritte in der ältern Geſchichtskunde gemacht hatten, ohne welche alles Studium überhaupt, und beſonders das theologiſche, ein Gebäude ohne Fundament bleibt.

Jetzt ſehen Sie doch Ihre Herren Amtsbrüder an; das einzige Buch, woraus alle ächten Lehren des Chriſtenthums ſollen und müſſen genommen werden, verſtehen ſie nicht; ſie wiſſen kein Griechiſch, und wenn ſie auch ein wenig im neuen Teſtamente, in Gediks Leſebuch, oder in Geſners Chreſtomathie gekauet haben, ſo verſtehen ſie doch die Sprache des neuen Teſtaments nicht, und können es daher auch nicht erklären. Die hebräiſche Sprache iſt vollends Konterband bey den elenden Burſchen. Da nun die Herren ſo gar übel beſchlagen und ſo arm an allen nöthigen Kenntniſſen ſind, ſo muß ihnen auch das Studium der heiligen Schrift zum Ekel werden; damit ſich aber doch einige unter ihnen als Kenner und Selbſtkenner zeigen können, fallen ſie auf das Abſprechen, ſallen über neuere Auslegungströſter her, und wiederholen die Erklärungen eines Herrn Paulus, eines Herrn Stolz und anderer neuern Exegeten mit einer Dreiſtigkeit und Unverſchämtheit, die wirklich an den allerfrechſten Advokaten unerträglich wäre. Aber das thun doch nur die coeci inter luscos welche noch einen gewiſſen Schein von Gelehrſamkeit affektiren; das vulgus coecum aber bekümmert ſich um gar keinen Verſtand der Bibel, iſt zufrieden, wenn es nur die Stellen, welche die Poſtille anzeigt, herſagen und dabey rechtſchaffen auf die Kanzel aufſchlagen kann.

Ich will mich mit den neuen Auslegern der h. Schrift nicht überwerfen; aber einige von ihnen ſcheinen mir der Religion ſelbſt Schaden zu thun, beſonders die, welche ſo exegeſiren wie Herr Paulus und Conſorten. Die Herren tragen ihre Gedanken immer in die Bibel, und was ſie nicht für wahr halten, das darf auch nicht in der Bibel ſtehen. Ein gewiſſer Interprete glaubt keine Wunder — weil er nicht weiß, was ein Wunder nach dem Begriff der Bibel bedeuten ſoll — und mithin darf auch von keinem Wunder im N. T. die Rede ſeyn. Der Evangeliſt mag noch ſo genau, ſo umſtändlich erzählen, daß Lazarus, welchen Jeſus befahl aus dem

Grabe hervorzugehen, wirklich todt geweſen ſey, ſo muß er doch nur in Ohnmacht gelegen oder geſchlafen, und Jeſus ihm im Enthuſiaſmus befohlen haben, aus dem Grabe hervorzukommen. Nun hat ein ſolcher Herr freien Spielraum, ſich mit jedermann herum zu diſputiren; er braucht nur eine ſolche Erklärungsmethode einzuſchlagen. Aber kluge und wiſſenſchaftliche Leute ſehen gar bald das Erbärmliche des ganzen Raiſonnements ein, und zucken die Achſel über Lehrer und Schüler.

Es iſt ganz unbeſchreiblich, wie weit die Frechheit dieſer Schwätzer geht, und wie keck ſie ſich bey all ihrer kraſſen Ignoranz machen können. Einige aus neuen Schriftſtellern, welche die Bibel erklären wollen, aber ſelbſt noch nöthig hätten, die Anfangsgründe der Sprache zu lernen, worin ſie geſchrieben iſt, hergeholte Grundſätze, oder aus eben dieſer unreinen Quelle herfließende Zweifeleien auf die ältere Auslegung, und dann etwas Anekdotiren von Varianten, wenns nämlich hoch kömmt, macht ihre ganze Weisheit aus, und man kann mit Recht auf ſolche Leute das Sprüchwort anwenden, daß ſie haben gehört läuten, wiſſen aber nicht in welchem Dorfe. Faciunt nae intellegendo, ut nihil intellegant.

Die erſte und Haupturſache dieſes Unweſens liegt in der elenden Erziehung junger Leute zu ernſthaften Wiſſenſchaften. Das Latein, das Griechiſche ſagt man, nützt nicht viel: eine Sprache kann man wohl lernen, und weiß doch noch keine Sachen. Ich gebe es zu, daß man von einem abgedankten Korporal franzöſiſch und von einem weg gejagten Matroſen engliſch lernen kann, ohne viele Sachkenntniſſe über dem Lernen zu erwerben. Aber mit dem Studium der lateiniſchen und griechiſchen Sprache hat es eine ganz andere Bewandniß, wenn nämlich dieſe Sprachen, wie ſichs gebührt, nicht aus Langens Kolloquium oder aus Casparis und Lichts hieher gehörigen Büchern gelernt werden ſollen. Der junge Menſch wird da bekannt und vertraut mit Cicero, Livius, Nepos, Juſtinus, Virgilius, Horatius, mit Thucydides, Xenophon, Plutarchus, Herodotus, Heſiodus, Homerus und vielen andern illuſtern alten Schriftſtellern, und iſt wohl eine Bekanntſchaft dieſer Art ohne Erwerb von gar mancherley ſchönen Kenntniſſen? Das iſt aber eine Sache, welche niemand als ein Erzdummkopf und Ignorant in Zweifel ziehen kann. Mit der hebräiſchen Sprache iſt man ohnehin bald fertig; dieſe gehört für die Juden, und man kann ein recht gründlicher Theologe — nach der neuern Art nämlich — ſeyn, ohne das dunkle Buch, altes Teſtament genannt, zu verſtehen. Und doch iſt niemand im Stande, auch nur ein Kapitel im neuen Teſtament zu verſtehen, ohne recht gründliche Kenntniß des Hebräiſchen, weil hier alles von Hebraismen wimmelt. Meine Seele, ſagt Jeſus, iſt betrübt bis in den Tod; daraus beweißt Hans Matz, daß Jeſus eine wahre menſchliche Seele gehabt habe. Die Sache iſt zwar richtig, aber in der angeführten Stelle findet ſie ſie ſich nicht: denn meine Seele heißt auf Hebraiſch ſo viel als ich und mehr nicht. In dem Wort Menſchenſohn, ſoll eine große Emphaſe ſtecken, und iſt weiter nichts, als eine wörtliche Ueberſetzung des aramäiſchen Barnaſcha, welches Menſch bedeutet, und gar oft für ich geſetzt wird.

Vergeben Sie einem alten Manne, mein Freund, wenn er ins Plaudern geräth, und bedenken Sie, daß mir der Schaden Iſraels zu Herzen geht, daß ich folglich alles gern anwenden würde, wenn ich demſelben auch nur in etwas ſteuern könnte. Unſere Schulſtudien taugen nicht viel, die jungen Leute lernen nichts, und kommen unwiſſend auf die hohen Schulen: was ſoll nun aber da aus ihnen werden?

Die Neuerungsſucht iſt ferner auch eine große Urſache der Ungeſchicklichkeit unſerer Prediger. Wenn ein Menſch, der noch einiges Gefühl von der Würde ſeines Standes und ſeiner Beſtimmung beſitzt, aber nicht ſelbſt denken kann, und nichts ernſthaftes lernen mag, ſo wirft er ſich auf neue Schriftſteller, welche die Religion, wie man ſagt, aufgeklärt haben: je paradoxer ſo ein Meiſter ſchreibt, deſto mehr iſt er nach dem Geſchmacke des helldenkenden Kopfes. Die Theologie verſteht er nicht: denn er kann die h. Schrift nicht leſen und verſtehen, und in der Kirchengeſchichte iſt er vollends gar nicht zu Hauſe; daher kann er auch kein Urtheil prüfen, und nimmt alles für Evangelium an, was er bey einem belobten Manne, das iſt bey einem ſolchen, der großes Renommé hat, zuerſt findet; kommt er hernach über einen andern laudatum virum, ſo dankt er die Meinungen des erſten ab, und nimmt die des andern an.

Das möchte noch immer hingehen, wenn nur die Moſjehs ihre aus Paulus, Stolz u. a. m. geſchöpfte Weisheit nicht ſofort auf die Kanzel brächten, und den Zuhörern neues Evangelium predigten: aber ſo müſſen ſie gleich öffentlich beweiſen, daß ſie den alten Sauerteig ausgefegt haben, und nun ein neuer Teig, d. i. ein Geknätſel aus Jndifferentismus, Deismus, Socinismus und Papismus geworden ſind. Nichts iſt an dem Unweſen mehr Schuld, als das elende Studieren unſerer jungen Leute und die damit nothwendig verknüpfte Jgnoranz. Dieſe könnte aber doch gewiſſermaßen gehoben werden, wenn die guten Leute nun fort ſtudieren wollten, wenn ſie ins Amt kommen; aber das laſſen ſie wohl bleiben: quando canonicatum habemus, tunc appendimus studium ad clavum et ibi sinimus illud pendere, ſagte einſt ein Kanonikus von Koblenz zu mir, und ſo ſagen, ſo denken wenigſtens unſere Herren Pfarrer pro numero majori; ihre Oekonomie, ihre Aecker, Pferde, Ochſen, Kühe, Schweine, und ich ſetze hinzu: die Weinflaſche, die Freſſereyen, die Karten, ſind ihnen lieber, als die Bücher; ſie brauchen auch weiter nichts, haben weiter nichts von nöthen, als den Spruchkatechismus zur Kinderlehre, die Tröſter Jokiſch, Reſewiz, Sturm u. dgl. zum Predigen, und die Zeitung zum Kannegießern.

Dreizehnter Brief.

Sie wollen wiſſen, mein Beſter, wie ich während der Zeit meiner Amtsführung mein Studieren fortgeſetzt habe; ich ſoll Ihnen eine Beſchreibung davon machen, und will es auch herzlich gern thun, weil es Ihnen nützlich ſeyn kann, zur Aufmunterung wenigſtens; aber das bitte ich mir aus, daß Sie mir nichts für Ruhmſucht auslegen, Sie wiſſen, wie weit ich davon entfernt bin.

Ich war gut vorbereitet von der Schule auf die Akademie gekommen: hatte mein Latein gut gelernt, verſtand ziemlich Griechiſch, Hebräiſch und Franzöſiſch, und was die Hauptſache war, ich hatte das neue Teſtament dreimal durchgeleſen, ſo wie die hiſtoriſchen Bücher des alten Teſtaments, die Pſalmen und den Jeſaias genau im Grundtext durchgegangen, und die ganzen ſiebzig Dollmetſcher wohl ſtudiert. In der Hiſtorie war ich auch kein Fremdling, und ſuchte den Ptolomäus Philadelphus nicht unter den Römiſchen Kaiſern, wie noch neulich ihr Herr Amtsbruder Gregor der jüngere, auf der Sitzung gethan hat.

Auf der Akademie legte ich mich nicht auf die lüderliche Seite ad modum ſo vieler, welche die Zucht ihrer Schulmonarchie entgangen ſind, nun als freie Menſchen leben, das heißt alle Lumpenſtreiche mitmachen wollen. Wenn aber ein Student ſich einmal den akademiſchen Luſtigkeiten überläßt, dann gute Nacht Studium!

Ich war nach Halle auf die Univerſität geſchickt worden, welche damals wegen einiger ihrer Lehrer in einem übeln Ruf war; die Danziger Rezenſenten, die gelehrte Zeitung zu Jena, der litterariſche Sudel des erbärmlichen Kanonikus Zieger zu Hamburg, und beſonders der Pabſt unſerer Kirche, ich meyne den Erzbullenbeißer, Johann Melchior Götze, hatten die Univerſität der Ketzerey beſchuldigt. D. Gruner ſollte ſocianiſche, D. Semler aber naturaliſtiſche Gründſätze hegen, und daher warnten ſie auch jeden Studierenden vor dem böſen Sauerteig dieſer Irrlehrer. Ich fand zwar wohl daß Semler beſonders nicht ſo lehrte, wie Baumgartens theses, welche wir auf der Schule gehabt hatten, aber naturaliſtiſche Grundſätze, d. i. Verachtung aller nähern Offenbarung ſolcher Lehren, welche allen Menſchen nützlich ſind, und doch durch die bloße Vernunft entweder gar nicht, oder doch nur mit großer Anſtrengung unvollſtändig erkannt werden können, fand ich nicht in ſeinen Vorleſungen. Ich beruhigte mich alſo, was die Ketzereyen dieſer Männer betraf, und benutzte ihren Unterricht zu meinem Vortheil.

Vor allen Dingen hörte ich exegetiſche Kollegien ſowohl über das alte, als beſonders über das neue Teſtament, und dann legte ich mich mit allen Fleiß auf das Studium der Kirchengeſchichte; weil dieſe aber ohne die Geſchichte der weltlichen Staaten ein ſehr unvollkommenes Ding iſt, ſo ſuchte ich mich mit den Begebenheiten aller der Länder und Reiche bekannt zu machen, wohin ſich das Chriſtenthum ausgebreitet hat; ich hatte dabey den groſen Vortheil manches Ereigniß mit ganz andern Augen anzuſehen, als man das Ding gemeiniglich anſieht.

Das Predigerſeminarium beſuchte ich wohl auch, aber gute Meiſter von Rednern waren damals in Halle nicht: der einzige Niemeyer, damals noch ein ſehr junger Mann, predigte gut und ſchön, aber war ſchlechterdings nicht Gegenſtand der Nachahmung für einen künftigen Landprediger. Meine Dogmatik hörte ich bei Gruner und Semler, die Moral aber bei Nöſſelt, und ſuchte mich beſonders in dieſem Theile der Theologie feſtzuſetzen, weil ſie die nothwendigſten Sachen enthält, die ein Landgeiſtlicher und überhaupt ein Volkslehrer wiſſen muß; eben deswegen ſtudierte ich auch fleißig das Naturrecht und die philoſophiſche Sittenlehre, aber die Metaphyſik verſäumte ich faſt ganz, weil ich mir damals einbildete, daß dieſe Wiſſenſchaft ein bloßer Wörterkram ſey; eben ſo hielt ich auch die Logik für eine unnöthige Kunſt, und mußte hernach, als ich die Sache beſſer eingeſehen hatte, beyde Diſciplinen für mich ſelbſt aus Büchern lernen.

Zu Hauſe drang mein Vater auf fleißiges Predigen, da ich aber meine Arbeiten erſt ſo genau ich konnte, entwarf, hernach mit Fleiß ausarbeitete, und von Wort zu Wort niederſchrieb, koſtete mich eine einzige Predigt oft acht und mehrere Tage, weil ich zumal nicht an die Arbeit gieng, wenn ich nicht vollkommen dazu aufgelegt war. Damit war nun mein Vater übel zufrieden, und weil er kein Prediger, ſondern ein ehrlicher Schloſſermeiſter war, ſo konnte ich ihm auch nicht begreiflich machen, daß ein junger Menſch, welcher ſich früh ans flüchtig Arbeiten, ans Extemporiren und ans Fauſtpredigen gewöhnt, ſich auf immer verderbt, und mit der Zeit ein elender Salbader werden muß. Dieſe Wahrheiten hatte mir D. Nöſſelt bewieſen, ich hatte ſie bey Ariſtoteles, Cicero und Quinctilianus, bey Schubert und Mosheim geleſen, und gieng von meinem Wege nicht ab, ſo ſehr auch mein Vater murrte. Der Pfarrer unſers Dorfes, Herr Sauerkraut, wollte mir zwar mit Martin Jokiſch, mit Dunkelried und andern Eſelsbrücken an die Hand gehen, aber ich verachtete dieſe elenden Hülfsmittel, als asyla pigritiae, und blieb meinem Vorſatze, eigene Arbeit auf die Kanzel zu bringen, ſollte dieſe auch noch ſo viele Mühe koſten, immer getreu.

Ich wurde nun examinirt, und da in unſerm Conſiſtorium damals gelehrte und redliche Männer ſaßen, erhielt ich auch bald eine Pfarre.

Mein Vorfahr war ein groſſer Oekonom geweſen, und hatte ſeinen Ackerbau, ſeinen Wein- und

Kornhandel, und ſeine Viehzucht für ſein Hauptgeſchäft, das Pfarramt aber für eine Nebenſache gehalten, und war deswegen ſehr reich geworden. Indeſſen wurde doch bey ſeinem Begräbniß über Daniel 12, 3. gepredigt, ob er ſich gleich nie bemühet hatte, irgend einen Menſchen zur Gerechtigkeit, ſondern vielmehr Geld in ſeinen Kaſten zu bringen, mußte er doch leuchten wie des Himmels Glanz und wie die Sterne immer und ewiglich. O Freund, wenn viele Leichenpredigten Lügenpredigten ſind, ſo ſind es die, welche bey den Gräbern der ſogenannten Geiſtlichen gehalten werden, beynahe immer.

Ich verpachtete das Pfarrgut, und lebte blos meinem Amte; keine Jagdparthie, kein Fiſchfang, keine Luſtreiſe, keine Schmauſerey raubte mir auch nur eine Stunde; ich ſperrte mich zwar nicht ein, wie jener Engländer, welcher in neunzehn Jahren nicht aus ſeinem Bücherzimmer kam*), ich beſuchte meine Freunde, und ſahe es recht gern, wenn dieſe zu mir kamen; aber das geſchah doch nur ſelten, weil meine Freunde Männer waren, welche ihre Pflicht kannten, und die Arbeiten ihrer Aemter ſchätzten und liebten. Daher war der Umgang, welchen ich hatte, immer lehrreich für mich; wir theilten einander dasjenige mit, was wir geleſen, oder worüber wir nachgedacht hatten, hielten einige gelehrte Zeitungen, prüften die Urtheile der Rezenſenten, indem wir uns die rezenſirten Bücher bisweilen ſelbſt kommen ließen und durchlaſen. Wenn wir über wiſſenſchaftliche Gegenſtände uns unterhielten, bedienten wir uns der lateiniſchen Sprache; wir hatten dieſelbe in unſern frühern Jahren gut erlernt, hatten uns im Lateinreden geübt, und hielten es für unanſtändig, eine ſo nützliche und für einen Literaten nöthige Fertigkeit durch Nichtübung zu verlieren. Wir wußten zwar recht gut, was einige unſerer Herren Konfratern wider das Lateinreden einzuwenden hatten, aber wir wußten auch, daß dieſe alle dieſe Sprache nicht verſtanden, und kehrten uns an ihre Urtheile nicht.

---

*) Edmund Caſtellus, Verfaſſer des vortrefflichen Lexicon heptaglottum zu Waltons Polyglotte.

Meine eigenen Studien ſetzte ich ferner noch fleißig fort; ich las die Bibel in der Grundſprache, zog alle Ueberſetzungen in andern Sprachen, die ich verſtand, zu Rathe, ſelten aber Commentare, weil dieſe meiſtens ihre Meynungen in die Schrift hineintragen. Die Kirchengeſchichte und die ſogenannte Profanhiſtorie ließ ich nicht liegen, ſondern ſtudierte beyde mit aller nur möglichen Aufmerkſamkeit, und ſo viel ich konnte, mit Beziehung der Quellen ſelbſt. Die ſchöne Litteratur, ſowohl die ältere der Griechen und Römer, als die neuere der Deutſchen, Franzoſen, Engländer und Italiener hing mir immer ſehr am Herzen, und war mir Erholung nach Anſtrengungen und ernſthaftern Lektüren. Die Matheſis, das einzige Studium, worin ſich der Liebhaber nicht mit unvollſtändigen Begriffen, mit Zweifeln und Ungewißheiten herumſchlagen muß, hatte ich in meinen jüngern Jahren begrüßt, und habe hernach mich bemühet, das nicht zu vergeſſen, ſondern zu vermehren, was ich davon gelernt hatte.

Ich bin nicht ſtolz genug, mich zu einem Muſter zur Nachahmung für andere hinzuſtellen, und verlange deswegen nicht, daß Sie es machen ſollen, wie ich es gemacht habe, und noch mache; aber da Sie meinen Rath über Ihr Selbſtſtudium begehren, ſo will ich Ihnen denſelben in meinem nächſten Briefe mittheilen.

Vierzehnter Brief.

Das Verſtändniß der heil. Schrift muß dem allen vorgehen, was der Geiſtliche behandelt. Die Wahrheit, mein Lieber, iſt ſo groß, daß ich mir zu behaupten getraue, daß derjenige wer dieſes heilige Buch nicht verſteht, ein elender, unwürdiger Diener der Kirche Chriſti ſey. In der römiſchen Kirche dringt man ſeit einiger Zeit darauf, daß die Chriſtlichen die Bibel fleißig leſen, und ſich mit dem Verſtande derſelben bekannt machen ſollen, und doch behauptet dieſe Kirche, daß die Schrift nicht der einzige Erkenntnißgrund der Religionswahrheiten ſey, indem ſie derſelben die Tradition an die Seite ſetzt, und die Kirche, d. i. den Papſt und die Concilien zu infallibeln Auslegern der Bibel macht. Wir Proteſtanten aber lehren, daß die Religion aus der Bibel **allein** könne und müſſe erlernt werden, und unſre Herren Prediger kümmern ſich nicht dieſes Buch zu verſtehen, welches einen groben Widerſpruch zwiſchen der Theorie und der Praxis macht.

Aber nicht wahr, mein Beſter, bey Ihnen heißt es nicht ſo; Sie haben ſich von längſther mit dem Studium der heil. Schrift abgegeben, und ſind noch nicht müde geworden, daſſelbe fortzuſetzen?

Sie haben ſchöne Kenntniſſe der Grundſprachen, worin die Bibel geſchrieben iſt; ſuchen Sie jetzt auch durch anhaltende Uebung dieſelben zu erhalten und zu vermehren. Das kann aber nicht anders geſchehen, als wenn Sie das alte und neue Teſtament täglich zu einer beſtimmten Zeit, etwa des Morgens früh zur Hand nehmen, und ein gutes Stück davon kurſoriſch durchleſen, und ſich blos mit der wahren Bedeutung der Wörter, wie ſie an einem jeden Orte ſtatt hat, und mit der grammatiſchen Verbindung, auch wohl mit der grammatiſchen Form derſelben, beſonders im Hebräiſchen, beſchäftigen. Auf dieſe Weiſe werden Ihnen die Bedeutungen aller Wörter der Bibel nach und nach bekannt werden, und was dies heiße, und wie viel es nütze, iſt ſo ſehr klar, daß ich gar nichts weiter davon ſagen mag.

Damit Sie aber nicht nöthig haben, bey jedem Ihnen unbekannten Worte das Lexikon zur Hand zu nehmen, ſo rathe ich Ihnen bey dem Leſen des alten Teſtaments ein gutes Buch, worin die hebräiſchen und chaldäiſchen Wörter nach der Ordnung der Bücher und Kapitel angegeben ſind, zu gebrauchen, etwa Reineccii Janua nach Rehkopfs Ausgabe, noch beſſer aber Hrn. Prof. Leuens hebräiſch-deutſches Buch, welches zu Lemgo herausgekommen iſt.

Bey dem griechiſchen neuen Teſtamente iſt dies ſo nöthig nicht; denn da kommen Sie ohnehin recht gut fort, wie ich ſelbſt weiß; ſollte Ihnen aber ja dann und wann eine Wortbedeutung unbekannt ſeyn, ſo greifen Sie nach Ihrem Wörterbuche.

Zwey gute Lexica, ein hebräiſch-chaldäiſches und ein griechiſches über das neue Teſtament müſſen Sie nothwendig haben. Unter den hebräiſchen halte ich Simonis Lexicon nach der vortrefflichen Bearbeitung des Herrn Eichhorns für das beſte, doch will ich des ſel. Schulz Arbeiten auch gar nicht verachten. Die ältern Lexica rathe ich nicht zu gebrauchen; Forſters Buch iſt voll Fehler, wie auch Buxtorfs Lexicon, die Werke des Coccejus und Guſſetius ſind zwar gelehrt genug abgefaßt, aber die Hypotheſen dieſer Männer gefallen mir eben nicht ſo recht alle.

Für das griechiſche neue Teſtament giebt es viele, recht brauchbare Arbeiten von Schöttgen, Simonis und andern; aber dieſe läßt das treffliche Werk des Herrn Schleusners weit hinter ſich.

Die ſiebzig Dolmetſcher müſſen Sie auch fleißig leſen, und die apokryphiſchen Bücher des A. T. Es iſt unbeſchreiblich, was eine genaue und vertraute Bekanntſchaft mit dieſen Büchern für das Verſtändniß des neuen Teſtaments leiſtet. Ich rathe Ihnen daher, das was Sie hebräiſch geleſen haben, gleich denſelben Tag in den Siebzig nachzuleſen, ſich aber ja nicht daran zu ſtoßen, wenn dieſe oft von dem hebräiſchen Text abgehen, verſchiedenes auslaſſen, was im Hebräiſchen ſteht, und allerley zuſetzen, wovon der Urtext nichts weiß.

Da ſie auch die ſyriſche Sprache verſtehen, ſo müſſen Sie auch die alte ehrwürdige Ueberſetzung der heil. Schrift fleißig nachleſen; wir haben zwar vom alten Teſtament nur wenig, außerhalb den Polyglotten, doch haben wir die Pſalmen, welche der verſtorbene Herr D. Dathe zu Halle, auf dem Waiſenhaus, edirt hat, Herr Kirſch hat den Pentateuchus herausgegeben; das Gutbieriſche neue Teſtament in Syriſcher Sprache iſt auch bekannt genug; es wäre freilich zu wünſchen, daß man das ganze alte Teſtament um einen wohlfeileren Preis in dieſer Sprache haben könnte, aber da dies nicht iſt, ſo muß man ſich mit dem begnügen, was wirklich da iſt, und wer doch dieſes fleißig gebraucht, wird keinen geringen Nutzen davon haben.

Könnten und wollten Sie ſo viel Geld erſparen, als nöthig iſt, eine Polyglotte anzuſchaffen, ſo würde ich Ihnen ſehr rathen, die morgenländiſchen Verſionen des alten und neuen Teſtaments fleißig zu ſtudieren; der Nutzen, welcher aus denſelben für den richtigen Verſtand der Bibel aus dieſen gewiß mit großer Gewiſſenhaftigkeit gemachten Dolmetſchungen zu ſchöpfen iſt, iſt ſo groß, daß er die Mühe, welche auf die Erlernung der Arabiſchen, Aethiopiſchen, Samaritaniſchen, Rabbiniſchen, Syriſchen und Moſiſchen Sprache verwendet werden muß, ſehr reichlich erſetzt wird. Aber eine Polyglotte und das dazu gehörige Wörterbuch des Caſtellus koſten viel Geld, und zudem kommen dieſe

Sachen ſelten zu kaufen vor; daher müſſen wir zufrieden ſeyn mit dem, was wir ſonſt haben können. Sie beſitzen einige Kenntniß der Arabiſchen Sprache; ſuchen Sie dieſen Schatz zu vermehren, um doch wenigſtens urtheilen zu können, ob die Herren, welche ſich ſo oft auf Arabiſch u. ſ. w. berufen, oft ohne es gründlich zu verſtehen, in ihren daher geholten Auslegungen glücklich geweſen, oder durchgefallen ſind.

Die ſogenannten Targuminen, oder die chaldäiſchen Verſionen einiger Bücher des A. T. werden Ihnen wenig Mühe machen, und doch manchmal nützlich ſeyn, wenn Sie dieſelben leſen wollen, daher rathe ich Ihnen dazu, zumal da ſie eben nicht gar ſchwer zu haben ſind. Es giebt auch eine hebräiſche Ueberſetzung des ganzen neuen Teſtaments, welche zwar neu, und wie ich meyne, von Sebaſtian-Münſter, Elias Hutter und andern gemacht worden iſt, doch aber hin und wieder auf den wahren Sinn der neuteſtamentlichen Hebraismen führt. Ich habe ſie ehedem mit Nutzen durchgeleſen; wollen Sie es auch thun, ſo wird dieſe Mühe, welche ſehr gering iſt, Sie gewiß nicht gereuen.

Die lateiniſche Bibel, welche gewöhnlich vulgata versio heißt, dürfen Sie ja nicht unbenutzt laſſen; ſie wird Ihnen rechte gute Dienſte leiſten bey gar manchen Stellen, und es wäre zu wünſchen, daß die Varianten zu dieſer alten ehrwürdigen Volmetſchung fleißiger geſammelt würden, als bisher geſchehen iſt, damit ihr Text reiner hergeſtellt werden könnte, als es durch die ſogenannten Emendationes des P. Sixtus V. und anderer geſchehen iſt.

Luthers deutſche Bibel muß Ihnen ſehr bekannt werden, denn Sie ſind ein Prediger, und müſſen aus dieſer Ueberſetzung die Schriftſtellen von Wort zu Wort anführen. Von andern neuen Ueberſezzungen will ich Ihnen keine beſonders anrühmen; ihr vernünftiger Gebrauch hat allemal ſeinen guten Nutzen, nur müſſen Sie ſich hüten, daß ſie keiner blindlings trauen, welches aber auch nicht geſchehen kann, wenn ſie meinen Rath, das Studium des Grundtextes der heil. Schrift und die alten Ueberſetzungen betreffend, redlich folgen werden.

Kommentarien mögen Sie wohl gebrauchen, aber cum grano salis, wie D. Bechtold zu Gießen immer zu ſagen pflegte; denn alle Kommentatoren haben ihre eigenen Ideen, welche ſie ſo gerne in die Bibel hinein tragen, daß man gar bald merken kann, von welchen Glauben der Ausleger iſt. Diejenigen Auslegungen ſind wohl die beſten, welche ſich hauptſächlich mit der heiligen Kritik, und mit der Unterſuchung des Wortverſtandes, mit Erklärung der hiſtoriſchen, antiquariſchen und andern ähnlichen Umſtänden beſchäftigen; polemiſche, aſcetiſche und myſtiſche Auslegungen taugen ſehr wenig, und ſind kaum werth geleſen zu werden, es müßte denn ſeyn, daß Sie die Art wiſſen, wie man zu verſchiedenen Zeiten und unter verſchiedenen Sekten, die Schrift erklärt hat. Semlers Paraphraſen, Morus Epiſtel an die Hebräer, Koppes Werke über das neue Teſtament, Hufenagels Hiob, Paulus über Pſalmen, Jeſaias und die Evangeliſten, Brentanos neues Teſtament, Knapps Pſalmen und andere ähnliche Bücher empfehle ich Ihnen gar ſehr.

Vor allen Dingen aber leſen Sie fleißig die Einleitungen in das alte und neue Teſtament von Michaelis, Hänlein und Eichhorn; Herrn Güters Büchelchen iſt zwar ſehr kurz, aber doch brauchbar zum Anfang. Daß ich die vortrefflichen annott. in V. et N. T. des unſterblichen Grotius, die scholia in V. et N. T. der beyden Herren Roſenmüller und die Ueberſetzung des ſeel. Michaelis nicht genannt habe, iſt deswegen geſchehen, weil ich weiß, daß Sie ohnehin dieſe Bücher beſitzen und fleißig brauchen.

Funfzehnter Brief.

Soll ich denn auch, ſo fragen Sie in Ihrem letzten Briefe die Dogmatik fortſetzen, oder kann ich mit dem zufrieden ſeyn, was ich bey Semler und Nöſſelt im Collegium davon gelernt habe? Nein, Freund, das ſollen Sie nicht, Sie müſſen die Dogmatik fortſtudiren, um den ganzen Umfang der verſchiedenen Beſtimmungen der Glaubenslehren kennen zu lernen. Es iſt eine gar elende Vorſtellung, daß ein Landprediger genug habe, wenn er die chriſtliche Lehre ſo überhaupt wiſſe, daß ihm aber die nähere Hiſtorie dieſer Lehre, ihre mannichfaltigen Einſchränkungen und Ausdehnungen, welche ſie von Zeit zu Zeit unter ſo vielen Sekten erlitten hat, völlig unnütz ſey. Auf die Kanzel und in den Catechismusunterricht gehören dieſe Dinge frelich nicht, aber ſie tragen doch das Ihrige zur richtigern Erklärung der heil. Schrift, und zur innern Ueberzeugung des Predigers in manchen Stücken bey und dürfen daher von einem redlichen Manne, dem es um Gewißheit in Hinſicht ſeiner Religion zu thun iſt, auf keine Weiſe vernachläſſiget werden.

Ich verlange zwar nicht, daß Sie alle dogmatiſchen Schriften unſerer ältern und neuern Theologen durchleſen ſollen; aber mit einigen müſſen Sie ſich genauer bekannt machen. Von den ältern rathe ich Ihnen Melanchthons locos fleißig zu leſen, welche ſich auch durch eine ſchöne, obgleich nicht ganz reine lateiniſche Schreibart empfehlen. Gerhardi loci theologici ſind immer ein Hauptwerk und und werden es auch gewiß bleiben. Martin Chemnitzens ähnliches Werk iſt zwar unvollſtändig, aber was darin abgehandelt iſt, beweiſet die guten theologiſchen Einſichten des Verfaſſers. Sie beſitzen dieſe Werke und werden ſehr wohl thun, wenn Sie dieſelben durchſtudieren. Wollen Sie mit der Zeit auch Quenſtedts, Calovs und Dannhauers dogmatiſche Schriften leſen, ſo werden Sie gewiß Ihren Fleiß wohl angewendet finden.

Von neuern dogmatiſchen Büchern habe ich Ihnen nicht viel zu ſagen; Sie kennen die Werke eines Semlers, Gruners, Grieſbachs, Döderlins, Steinbarts und anderer mehr oder weniger frei denkenden Theologen; dieſe haben Sie ſchon zum Theil geleſen, und werden ſie fernerhin noch leſen. Immer muß es aber hier heißen: prüfet alles, und das Gute behaltet.

Die Lehrſchriften anderer Religionen und Sekten werden Ihnen auch nicht ſchaden, ſollte es auch blos der Polemik wegen ſeyn. Ich rathe Ihnen zwar nicht, eigentliche Polemik zu treiben, und immer mit ihren katholiſchen und reformirten Nachbarn über Religion zu disputiren: aber die Lehren ſelbſt müſſen Sie wiſſen, und zwar mit den Gründen, womit dieſelben pflegen unterſtützt zu werden; denn man wird bisweilen angegriffen, und da ſieht es dann gar nicht fein, wenn man ſtill ſchweigen, oder quid pro quo antworten muß. Bellarmini tomi controversiarum können Sie von mir leſen; ich halte dieſen gelehrten Cardinal für den beſten und deutlichſten Ausleger der römiſchen Lehre; Becani manuale controversiarum iſt kürzer, aber doch ſehr brauchbar. Von den Unſrigen iſt wider die Katholiken Chemnitii Examen Concilii Tridentini immer das Hauptbuch; wollen Sie aber kurz mit einer Diſputatur aus der römiſchen Schule fertig werden, ſo leſen Sie Réponse aux douze lettres du père Scheffmacher, von dem bekannten Kanzler Pfaff.

Es würde indeſſen doch zu beſchwerlich ſeyn, von jeder Parthey die Hauptbücher zu leſen, daher werden Sie wohl thun, wenn Sie des ältern Walchs Einleitung in die Religionsſtreitigkeiten in- und außerhalb der lutheriſchen Kirche gebrauchen, und ein gutes Syſtem der Polemik, z. B. Schuberts, Baumgartens, damit verbinden wollen: in dieſen Schriften finden Sie alles zuſammen, was zum Polemiſiren dient, wenn ja polemiſirt werden muß.

In unſern Zeiten hat man aber ſehr oft mit ſogenannten ſtarken Geiſtern zu thun; dieſe Menſchen ſpotten meiſtens nur, zuweilen aber wollen ſie doch das Anſehen haben, als wäre es ihnen wirklich um Wahrheit zu thun, und bringen Gründe vor.

Univ. Bibl.
München

Dieſe werden dann aus den Schriften einiger Modefreigeiſter mit größter suffisance und Unverſchämtheit als unwiderleglich vorgetragen, und darüber ſchnell abgeſprochen: eine gute Kenntniß der Religion und eine geſchickte Fertigkeit die heil. Schrift zu erklären, iſt meiſtens hinlänglich, dieſen Sadducäern das Maul zu ſtopfen, und ihre Gründe zu widerlegen. Als gute Antworten auf deiſtiſche Schriften empfehle ich Ihnen ſehr vorzüglich die, welche den engliſchen Freigeiſtern entgegen geſetzt ſind, und dann Nöſſelts, Jeruſalems, Leſſens und Saks Vertheidigungen der Bibel und der Religion: durch ein thätiges Studium dieſer und ähnlicher Bücher werden Sie in den Stand kommen, jedem Deiſten zu antworten, geſezt auch er ſey ein Philoſoph Auf offenbare Läſterungen und niedrige Spöttereyen eines ſuperklugen Offiziers oder eines halbgelehrten Oberforſtmeiſters läßt ſich kein kluger Mann ein, ſondern verachtet dieſe Misgeburten, wie ſie es verdienen. Doch rathe ich Ihnen auch die Bücher der Deiſten ſelbſt zu leſen, die Werke des Voltaire und des Rouſſeau ſind in allen Händen, es würde Ihnen wenig Ehre bringen, wenn ſie Ihnen unbekannt blieben: in England giebt es weit beſſere und gründliche deiſtiſche Bücher: Tindals, Collins, Bolingbrokes Arbeiten, und vorzüglich die Schriften des gelehrten David Hume ſind die vorzüglichſten: leſen Sie ſelbige, und ſuchen Sie die Trugſchlüſſe dieſer Männer zu entdecken, Sie werden ſehr groſten Vortheil davon haben. Unter den deutſchen Feinden der chriſtlichen Religion ſteht der Leſſingſche Fragmentiſt oben an, wie ich denke, aber Döderlein, Semler und andere haben ihn zur Gnüge abgefertigt: einen Conrad Dippel, Chriſtian Edelmann und andere Autoren dieſes Gelichters muß man gar nicht leſen, ſo wenig als den Friß Vogel des unſinnigen Weislingers wider die Proteſtanten.

Ich denke aber immer, daß derjenige, welcher die Wahrheit ſeiner Religion aus ihrer Vortrefflichkeit erkennt, und ſie deswegen liebt, weil er ihre Kraft in ſeinem Herzen empfindet, und ihr deswegen zur Ehre lebt, allen und jeden Feinden derſelben auch gewachſen ſey: ſuchen Sie, mein Lieber, dieſes Kleinod mit allen Fleiß zu erwerben und zu vermehren und dazu kann Ihnen nichts helfen, als fleißige Betrachtung der h. Schrift, und ſtäte Uebung der chriſtlichen Lehre mit immerwährender Aufmerkſamkeit auf Ihre eigenen Handlungen: dieſes wird Ihnen Klugheit verſchaffen, zur rechten Zeit zu reden, zu antworten, zu widerlegen, aber auch zu ſchweigen. Es iſt nichts ekelhafter, als ein animal disputax; ein Menſch der immer widerſpricht und ewig widerlegt, macht nie Eindruck, aber ein Mann, welcher aus wahrer Ueberzeugung zu rechter Zeit redet, überzeugt auch faſt immer. Jeſus und ſeine Apoſtel ſprachen aus der Fülle des Herzens und überzeugten viele Menſchen von der Göttlichkeit ihrer Lehre; Origines wider den Celſus; Arnobius wider die Heyden; Juſtinus wider die Juden; Tryphon, Auguſtin in den Büchern de civitate dei und viele andere haben feiner und gelehrter diſputirt, als Jeſus und ſeine Schüler, haben ſie aber auch überzeugt? Das iſt eine Frage, die ich mir nicht getraue zu bejahen. Ein Lehrer der Religion muß mit Kraft und Würde auch mit den Feinden ſeines Glaubens reden, und dann wird das von ihm vorgetragene Wort gewiß nicht ohne geſegnete Wirkung bleiben. Das wiſſen Sie aber ſelbſt, mein Beſter, und werden es auch in Uebung zu bringen ſuchen, und eben daher verſpreche ich auch der Kirche mehr Nutzen von ihrem Amte als von zehn und zwanzig Großſchreiern, Prahlhänſen und Ketzermachern. Der Paſtor Götze zu Hamburg, war ein gelehrter Mann, aber ſein ewiges Diſputiren, Schreien und Verketzern verurſachte, daß er weit weniger Gutes ſtiftete, als ein ganz geringer Dorfpfarrer, der es redlich meynt, thun kann. Ich habe den Götze ſelbſt predigen und katechſiren hören, aber ich würde Unwahrheit reden, wenn ich ſagte, er habe mir gefallen. Hüten Sie ſich vor der Diſputirſucht und noch mehr vor der Ketzermacherey: nichts in der Welt iſt der wahren praktiſchen Uebung der heil. Lehre mehr zuwider, als dieſe Fehler.

Sechszehnter Brief.

Die Sittenlehre, ſowohl die philoſophiſche als die chriſtliche, muß ein Hauptgegenſtand Ihres Fleißes ſeyn, und immer bleiben. Dieſen Satz habe ich nicht nöthig zu beweiſen; Sie ſind ja ein Prediger, und ſollen. Ihre Zuhörer auf den Weg der Tugend und was noch mehr iſt, zur Liebe und zum Vertrauen auf Gott leiten, und wie kann dieſes alles ohne die Kenntniß der natürlichen und chriſtlichen Pflichten geſchehen?

Es ſtanden ehedem recht würdige Lehrer der Religion in dem Wahn, daß man die vernünftige oder philoſophiſche Moral gar nicht nöthig habe, die Moral der heil. Schrift ſey ſchon hinlänglich, dem Menſchen ſeine Pflichten zu erklären, und biete auch hinlängliche Motiven dar, ſie zu erfüllen. Ich kann dieſes zugeben, und behaupte dennoch die Nothwendigkeit der philoſophiſchen Sittenlehre bei dem Vortrag der chriſtlichen Religion. Ich haſſe alles Philoſophiren über Religionstheorien auf der Kanzel, und mag es gar nicht leiden, wenn da viel demonſtrirt wird über Daſeyn Gottes, Unſterblichkeit der Seele, Auferſtehung der Todten, Nothwendigkeit der Satiſfaction für die Sünden und andere Lehren, die man in der Dogmatik zum Theil articulos mixtos nennt; man ſoll auf der Kanzel blos bey den Erklärungen und Beweiſen bleiben, welche die h. Schrift darbietet, und das Philoſophiren daheim laſſen. Aber was die Pflichtenlehre belangt, verlange ich, daß der Prediger alle einleuchtende Gründe vortrage, welche die Vernunft und die Offenbarung darbietet; die Sachen ſind leichter zu verſtehen, als die über theoretiſche Lehren und überzeugen auch den, welcher durch Vorſchriften der Bibel vielleicht nicht gerührt werden würde: denn ſie ſtellen ihm Schande und Schaden vor, welche jeder gerne von ſich entfernet.

So lehrte Chriſtus und Paulus, ſo predigten die großen Meiſter der Prediger: Chryſoſtomus, Baſilius, Gregorius von Nazianz, ſo Luther, Mosheim, Reinhard, Sturm, kurz alle wahren Prediger, denen es darum zu thun war, die Tugend liebenswürdig zu machen, und das Laſter in ſeiner eignen häßlichen Geſtalt vorzuſtellen, welches gewiß der vornehmſte Zweck aller Predigten ſeyn muß

Alſo Freund, machen Sie ſich mit der vernünftigen Sittenlehre wohl bekannt, leſen Sie fleißig die über dieſen Gegenſtand geſchriebenen guten Bücher, ſogar die, der ſogenannten Heiden: denn wie manche herrliche Gedanken hat nicht Cicero, Seneca, Marcus Aurelius, Ariſtoteles, Plato, ſogar die Dichter, Juvenalis, Horatius, Sophokles, Pindarus? Unter den Neuern hat es gewiß nicht an trefflichen

Genien gefehlt, welche die Sittenlehre der Vernunft auf eine vernünftige und einleuchtende Art vorgetragen haben. Die Essais de Montagne, der engliſche Zuſchauer, Gellerts Vorleſungen, Puffendorf Jus naturae et gentium auch Grotii libri de jure belli ac pacis, der Greis, der Jüngling, Foſter über natürliche Religion und geſellſchaftliche Tugend, Jakobs natürliche Religion und viele, recht ſehr viele andere Bücher dieſer Art, werden Sie immer mit großen Nutzen brauchen können.

Sie müſſen aber auch das Syſtem der natürlichen Moral fleißig ſtudiren, um alles an ſeinen rechten Ort zu bringen: Hier giebt es nun noch viel brauchbare Hülfsmittel, z. B. Eberhards Sittenlehre der Vernunft, Hoffbauers Naturrecht, ſelbſt Wolfs und Darjes Schriften ſind ſehr brauchbar. Leſen Sie fleißig dieſe Bücher und der Nutzen davon wird ſich Ihnen von ſelbſt zeigen.

Aber dieſes alles macht doch nur gute Menſchen, aber noch lange keine Chriſten; daher muß der Lehrer ganz beſonders beſorgt ſeyn, Jeſu Sittenlehre vorzutragen, und eben deswegen muß er ſich in derſelben ſelbſt recht feſtſetzen. Dazu gehört aber vorzüglich ein ſehr anhaltendes Studium der h. Schrift, der einzigen Quelle dieſer Diſciplin, und wer den Zweck der Sendung Jeſu aus der Bibel recht kennt, wird gewiß auch ein guter chriſtlicher Maraliſt ſeyn. Aber die verſchiedenen Vorſtellungen der Glaubenslehren haben auch andere Bücher neben der Schrift nothwendig gemacht, worin dieſe chriſtliche Moral zu allen Zeiten vorgetragen worden iſt. Bei den Kirchenvätern finden ſich ſehr herrliche hieher gehörige Sachen; doch konnte Barbeyrac eine Morale des Pères ſchreiben, und viele recht grobe Fehler entdecken, worein die guten Leute gefallen ſind. Thomas von Kempen und Taulerus taugen wenig, unſere älteſten Moraliſten in der lutheriſchen Kirche ſind auch mager genug, wenn ich einige ausnehme, z. B. Arndts herrliche Bücher vom wahren Chriſtenthum. Man zankte damals lieber, als daß man moraliſirte, und konnte es dem berühmten Calixtus kaum vergeben, daß er ſich unterſtand, Dogmatik und Moral von einander zu trennen: die casus conscientiae, welche in Brochmands Syſtem, in Balduinus Buch und ſonſt wo gefunden werden, zeugen von der elenden Geſtalt, welche damals die chriſtliche Moral hatte, in dem gelehrten Kleide nämlich; denn die ächte wahre Moral war immer in der heil. Schrift und beſonders im neuen Teſtament.

Seit den Zeiten der ſogenannten Pietiſten hat die Moral eine beſſere Geſtalt erhalten, und die groſſen Männer: Baumgarten, Mosheim, Cruſius, Müller, Reinhard, Leß, Döderlein und noch viel andere haben ſich gar ſehr um dieſe Wiſſenſchaft verdient gemacht, auch in der engliſchen und deutſchen reformirten Kirche gab es längſt, und giebt es noch groſſe Moraliſten.

Moſheims größeres Werk mit Müllers Fortſezzung haben Sie ſelbſt; ſchaffen Sie ſich nun noch Herrn Reinhards Moral an, und Sie werden genug Bücher haben, wenn eigne Uebung und ſtetes Bibelſtudium dazu kommt. Ein Moraliſt ſoll und darf kein tönend Erz, keine klingende Schelle ſeyn; er muß ſelbſt die Schönheit der chriſtlichen Tugend empfinden, um dann wieder über jede Pflicht erbaulich und rührend ſprechen können. Eigene Erfahrung iſt in der Moral die Hauptſache, und daher rathe ich Ihnen, öfters moraliſche Aufſätze zu machen, ohne ein Buch während der Arbeit zu Rathe zu ziehen: ſind Sie damit fertig, ſo leſen Sie Bücher nach, welche von denſelben Gegenſtand handeln; Sie werden finden, daß Sie oft eben ſo gut, bisweilen noch beſſer als der berühmte Autor haben denken können, und werden ſich über Ihre Progreſſen freuen; Sie werden aber auch oft beſchämt werden, wenn Sie einſehen müſſen, daß Sie in ſittlichen Begriffen und Empfindungen noch zurück ſind, doch dieſes wird Ihre Aufmerkſamkeit auf Ihr eigenes Gefühl vermehren, und was kann einem vernünftigen Menſchen nützlicher ſeyn, als dieſes?

Wir haben auch viele moraliſche Predigten, unter welchen einige ganz vorzüglich gut ſind; unter den neuern Predigern zeichnen ſich die Herren Spalding, Leß, Reinhard, Cannabich, Roſenmüller, Ribbek, Marezoll, Zollikofer und noch mehrere aus. Leſen Sie dieſer Männer Predigten; ſie ſind Muſter, wie man gut und ſchön predigen ſoll, aber ſie lehren auch zugleich, wie man über moraliſche Gegenſtände gut und gründlich denken ſoll, und dies iſt weit mehr als jenes. Galimathias taugt nichts, und wenn er auch noch ſo hübſch wäre, wäre es doch immer Galimathias: wer aber richtig denkt, und ſeine Gedanken deutlich vorträgt, gefällt immer, geſetzt auch aller äußere rhetoriſche Schmuck fehle ſeinem Vortrag. Der verſtorbene Inſpector Tiede zu Schweidnitz hat, als er noch Feldprediger zu Halle war, manchen Herren und Damen gefallen, aber nie waren ſeine Reden nach dem Geſchmack ſolcher Leute, welche gründliche Ausführung des Gegenſtandes, und nicht buntſchäckigen ſentenziöſen Vortrag lieben. Sie ſind noch jung, und können gar leicht in den Fehler ſentenzartig zu predigen, verfallen; hüten Sie ſich davor, der Fehler iſt zwar verzeilich, weil er große berühmte Beyſpiele hat, weil ſelbſt ein Chryſoſtomus bisweilen, ein Maſſillon und Bourdaloue und ander Franzoſen aber immer ſo predigten — aber es iſt doch immer ein Fehler, und Fehler müſſen vermieden werden, wenn man kann,

Siebzehnter Brief.

Die Kirchengeſchichte iſt ein gar angenehmes und ſehr nützliches Studium, ſo recht gemacht, einen Landprediger zu beſchäftigen: ich weiß, daß Sie dieſen Theil der Gelehrſamkeit vorzüglich lieben, und brauche Sie daher eben nicht ſehr aufzumuntern, fortzufahren, wie ſie angefangen haben. Aber ich muß Sie doch erinnern, daß Sie, was Sie leſen, immer mit Prüfung leſen, und nicht alles gleich für wahr und ausgemacht halten, was Sie in einem Buche finden. In keinem Theile der Geſchichte iſt es leichter hintergangen zu werden, als in der Kirchenhiſtorie: denn die Erzählung der kirchlichen Begebenheiten hängt ſich gar zu leicht an die Glaubensmeynungen des Erzählers. Doch werden Sie der Gefahr irre geführt zu werden, leichter entgehen, wenn Sie ſich mit den Vergleichen fleißig abgeben, das heißt, wenn Sie die Begebenheiten ſelbſt bei mehrern Schriftſtellern aufſuchen, Achtung geben, wo ſie übereinſtimmen, und wo ſie von einander abgehen, und dann nach kritiſchen Gründen prüfen, welcher im letzten Fall Recht haben möge.

In manchen Fällen werden Sie die Quellen ſelbſt zu Rathe ziehen können, und ſobald dieſes in

Ihrer Gewalt ſteht, müſſen Sie es auch thun, dann entgehen Sie manchen Irrthum, und dürfen ſich nicht ſo häßlich anführen laſſen, wie Sie die ſogenannte Geſchichte der Proteſtanten des Erzlügners und Ignoranten, Carl Renatus Hauſen, angeführt hat.

Es giebt aber auch noch unpartheiiſche neuere Schriftſteller, welchen Sie ohne Gefahr betrogen und belogen zu werden, folgen können. Hieher gehören: Mosheims, Baumgartens und Cramers Werke; vorzüglich aber Schröckhs und Henkens Kirchengeſchichte. Semlers selecta capita, ſein fruchtbarer Auszug und ſein Buch de antiquo christianorum statu, ſind zwar ſehr nützliche Bücher, aber ſie müſſen mit Bedacht geleſen werden, weil der ſonſt groſſe Mann ſo gern ſeine eigenen Vorſtellungen für wirkliche Thatſachen ausgab; ſo bildete er ſich z. B. ein, alle, oder doch die meiſten Chriſten der erſten Kirche, hätten den nahen Sturz des römiſchen Reiches erwartet und ein ganz nahes tauſendjähriges chriſtliches Reich auf Erden gehoffet, dieſe Vorſtellungen ſind nun, wie er meynt, zu den Ohren der heydniſchen Obrigkeiten gekommen, und haben den Chriſten allerhand Drangſale zugezogen; jetzt leitet er alle Verfolgungen der erſten Chriſten aus ihrer Anhänglichkeit an das tauſendjährige Reich her. D. Semler hat gewiß Unrecht, indem er dieſe Anhänglichkeit der Chriſten an die Chiliaſterey gar zu groß und arg macht, und doch finden Sie in allen ſeinen hiſtoriſchen Werken gar viele Spuren davon: daher leſen ſie die Schriften dieſes gewiß großen Mannes mit der nämlichen Behutſamkeit, womit Sie die Kirchenhiſtorie des Gottfried Arnolds geleſen haben, welche doch auch nicht zu verwerfen iſt.

Walchs Geſchichte der Ketzereyen und Spaltungen iſt ein Hauptwerk in ſeiner Art: es wäre zu wünſchen, daß es bis auf unſere Zeit von einem Manne fortgeſetzt würde, welcher ſo arbeitſam und ſo gelehrt und unpartheiiſch wäre, als Herr Walch geweſen iſt: freilich kommen in dieſem Werke mehrere Vorſtellungen vor, welche manchen freydenkenden Theologen und Hiſtoriker nicht ganz gefallen können, beſonders in der Geſchichte der Pelagianiſchen Ketzereyen, aber das ſchadet nichts, dandum aliquid semper est tempori et loco.

Für die neuere Geſchichte der Kirche würde ich Ihnen Schlegels Kirchengeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts empfehlen, und Walchs neueſte Kirchengeſchichte mit den Fortſetzungen. Für die Reformationsgeſchichte iſt Plankes Werk vorzüglich brauchbar.

Mit dem Studium der Kirchengeſchichte werden Sie die Geſchichte des Vaterlandes, der übrigen Staaten, der ältern ſowohl als der neuern, verbinden müſſen, auch darf von Ihnen die Abwechſelung der Schickſale der Gelehrſamkeit nicht vernachläſſiget werden, aber ich mag Ihnen die hieher gehörigen Bücher nicht nennen, ſie ſind bekannt genug, und ihr Name heißt Legion.

Ihre Erholung von ernſthafteren gelehrten Arbeiten müſſen Sie in der ſchönen Litteratur ſuchen: o Freund, welche Wonne iſt es, bald mit Homerus, Sophokles, Plutarchus, Xenophon, bald mit Cicero, Livius, Tacitus, Virgilius, Horatius und Juvenalis umzugehen, bald einen Corneille, Racine, Boileau, bald den Shakspeare und Milton in die Hand zu nehmen, dann ſich wieder im Taſſo und Arioſto, dann im Cervantes und im Camöns umzuſehen, und alle dieſe ſchönen Geiſter fremder Nationen mit den Unſrigen zu vergleichen! Ich bedaure jeden Gelehrten, der an der ſchönen Litteratur keinen Geſchmack hat; er entbehrt das edelſte Vergnügen des menſchlichen Geiſtes.

Sie verſtehen die lateiniſche, griechiſche, franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche und portugieſiſche Sprache, es wäre Schade um dieſe ſchönen Kenntniſſe, ja es wäre eine wahre Schande für Sie, wenn Sie ſich derſelben nicht bedienen wollten, die Meiſterwerke zu leſen, welche in dieſen Sprachen geſchrieben ſind. Sie werden auch in Ihrem Amte den größten Vortheil davon haben: denn Sie werden Ihren Geſchmack ſo verbeſſern, daß Sie von allen Salbadern, Fauſtpredigen und Unſinnſchwatzen völlig in Sicherheit bleiben. Aber beſonders befehle ich Ihnen die Werke des Geſchmacks unſerer guten Autoren zu leſen, außerdem daß Sie Ihren eigenen Geſchmack verbeſſern, lernen Sie auch unſere Sprache immer beſſer, vermeiden Sie alle niedrige Ausdrücke, und wenn Sie auch wirklich einmal aus der Fauſt predigen müſſen, werden Sie doch mehr gefallen, als alle Ihre Herren Amtsbrüder, welche ihr Deutſch beim Bruder Bauer gelernt haben, und von der ſchönen Litteratur weiter nichts kennen, als das Marburger Geſangbuch und den Schmolke, wenns hoch kommt.

Was Sie ſonſt noch von andern Wiſſenſchaften, z. B. von Phyſik, Mathematik, Naturhiſtorie u. dgl. gelernt haben, muß nicht in spem futurae oblivionis erlernt ſeyn, ſondern als ein gutes Depoſitum verwahret und vermehret werden. Auch wird Ihnen das Klavier manche angenehme Stunde machen, nur müſſen Sie ſich hüten, die Muſik ex professo zu treiben, oder gar Concerte in Ihrem Hauſe zu halten. Die Pfarrkinder mögen es nicht leiden und haben Recht: denn es muß nicht aus einem Pfarrhauſe herausſchallen, als wenn da eine Bande Muſikanten wohnte.

Ich habe Ihnen nun ſo ganz in der Kürze meine Gedanken von dem Privatfleiß eines Landpredigers geſagt; ich hätte noch weit mehr über dieſen Gegenſtand anbringen können, aber ich habe es deswegen nicht gethan, weil ich denke, das Wenige, was ich geſagt habe, werde Sie ſchon hinlänglich überzeugen, daß ein Landpfarrer nicht Zeit genug übrig habe, ſein Pfarrgut ſelbſt zu bauen, wenn er ſeiner Pflicht, als wohlunterrichteter Volkslehrer Genüge leiſten, und kein elender Fauſtprediger, Poſtillenreiter und Dispoſitionenſloſſer heiſſen will. Nichts iſt verehrungswürdiger als ein tugendhafter, aufgeklärter und gelehrter Landprediger; hingegen iſt auch nichts verächtlicher, als ein ausſchweifender Pfaffe und ein Kanzelmann, der die ganze Woche über im Felde herumläuft, bei der Niederkunft der rothen und ſchwarzen Kuh zugegen iſt, auch ſelbſt Hand anlegt, auf den Korn- und Viehmärkten herumrennt, den Judenſpieß im Lande herumträgt, und Sonntags früh eine Poſtille oder ein Dispoſitionsbuch zu Rathe zieht, um eine Materie zu finden, über welche er eine Stunde ſalbadern und fauſtpredigen könne. Werden Sie ja dieſen unwürdigen Burſchen in keinem einzigen Stücke ähnlich: ſie ſind die Schande unſers Standes, und der Spott aller klugen Leute, und was noch weit ſchlimmer iſt — das Aergerniß aller rechtſchaffenen Chriſten.

Achtzehnter Brief.

Was iſt das, mein lieber Freund! Ich höre, Sie machen den Advokaten, leiten Prozeſſe ein, und vertreten Ihre Klienten vor Gericht; ſo höre ich, und kann an der Sache nicht zweifeln, da es mir der Oberamtmann Flachs ſelbſt geſagt hat, und da mir einige Aufſätze juriſtiſchen Inhalts von Ihrer Hand geſchrieben, vorgelegt worden ſind.

Freund, wo denken Sie hin? Ein Diener der Religion, ein Lehrer des Volks wird ein Advokat. Bei den Juden ſprachen zwar ehedem die Prieſter das Recht, und bei den Griechen und Römern haben Prieſter advokirt, aber die alte iſraelitiſche Religion iſt von der chriſtlichen verſchieden; ein jüdiſcher, römiſcher und griechiſcher Prieſter hat eine ganz andere Form, als ein chriſtlicher Volkslehrer. Ich habe alle Ehrfurcht für die Verrichtungen der Herren Sachwalter, ſo unzufrieden ich ſonſt mit der Ausübung der advokatiſchen Verrichtungen ſelbſt ſeyn muß; aber ich behaupte, daß dieſes Geſchäft einem Prediger durchaus nicht anſtehe. Hören Sie meine Gründe und urtheilen dann ſelbſt.

In jedem Prozeß hat eine Parthey Recht und die andere Unrecht, und am Ende verliert eine, die andere aber gewinnt, ob ſie gleich beide beinahe immer verlieren. Der verlierende Theil klagt über ſeinen Advokaten, und glaubt, durch ſeine Schuld ſey die Sache ſchief abgelaufen; flucht und ſchilt aber auch zugleich über den Advokaten der Gegenparthey, durch deſſen Schurkereyen, wie es gewöhnlich heißt, die Richter ſind verführet oder beſtochen worden. Alſo der Advokat mag ihn nun für ſeine Parthey gewinnen oder verlieren, ſo hat er es im erſten Fall bei der einen, im andern Fall aber bei allen beiden verdorben.

Soll ſich nun ein Prediger dem Raiſonniren, dem Schimpfen und Schelten der Prozeßkrämer ausſetzen? Ich denke, dazu müſſe er zu viel Ehrgefühl haben, er dürfe ſeinen guten Namen nicht ſo ohne alle Verbindlichkeit und alle Nothwendigkeit den aufgebrachten Prozeſſirenden Preiß geben.

Wenn ein Geiſtlicher in die Nothwendigkeit geſetzt wird, bei Gerichte klagbar zu werden, und ſein eigenes Recht zu vertheidigen, ſo iſt es ſchon eine gar böſe Sache; aber oftmals zwingt ihn die Noth dazu, indem ihm boshafte oder lüderliche Menſchen ſein Recht entziehen und vorenthalten; am Ende ärndtet der Geiſtliche doch auch Schimpf und Schande, wenn er auch gleich ſeine Sache vor Gericht gewinnt; da muß er ein geiziger Pfaffe ſeyn, der nie genug kriegen könne, der den armen Leuten das Brod abſtehle, ein Blutigel, der ſeinen Nächſten ausſauge, und wie die Ehrentitel weiter heißen. Kein vernünftiger Menſch wird ſich aber doch, denke ich, dergleichen Titel ohne alle Noth anhängen laſſen.

Für das andere muß ein Pfarrer ſein Gewiſſen rein erhalten, aber bei der Advokaterey iſt dieſes beinahe unmöglich; es müſſen wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen Kleinigkeiten negirt, und für große und wichtige Dinge ausgegeben werden, um den Richter und die Gegenpart zu blenden; es müſſen falſche Auslegungen der Geſetze gemacht werden, und wenn der Richter oder die andere Parthey ſie nicht widerlegt aus Nachläſſigkeit oder aus Unwiſſenheit, ſo gelten ſie; es werden Anſchläge gegeben, die wider die Offenherzigkeit eines ehrlichen Mannes ſtreiten: die Schwachheit des Richters benutzt man, und tauſend andere Dinge nimmt man beim Advociren vor, welche das Gewiſſen auf dieſe oder jene Art brandmarken. Wo bleibt bei dieſen allem die Haupttugend eines Predigers, nämlich die Aufrichtigkeit?

Endlich ſtreitet das Advociren deswegen mit dem Charakter eines Predigers, weil es ihn hindert, ſeinem Amte gewiſſenhaft vorzuſtehen. Akten leſen, Partheyen abhören, Schriften entwerfen u. dgl. koſtet Zeit und Anſtrengung: wo nimmt ein Prediger die Zeit her? er ſtiehlt ſie ſeinen Amtsgeſchäften ab, und verwendet ſie auf die Advokäterey; er ſtrengt ſeine Kräfte an, um Suppliken, Petitionen, Memoriale, Klagen, Repliken, Dupliken u. dgl. zu fabriciren, und wird nachläſſig in der Ausarbeitung ſeiner Predigten.

Sie kennen ja doch den Pfarrer Ardinal von Brotzbach; dieſer Mann war ehemals ein geſchätzter, ziemlich ordentlich lebender Mann; aber er fing an, den Advokaten zu machen, lag jede Woche zwey, dreymal vor Gericht, machte ſich darüber bey ſeiner Gemeinde verhaßt, verſäumte ſein Amt, predigte aus der Fauſt, ward ein general Säufer, kümmerte ſich um die Erziehung ſeiner Kinder nicht mehr, ſo daß einer von ſeinen Klienten ſeine Tochter verführen und ſchwängern konnte — ꝛc. ꝛc. Und was iſt nun Herr Ardinal? Ein an Leib und Seele verkrüppelter Menſch, der Gegenſtand des allgemeinen Spottes, und der allgemeinen Verachtung.

Solche Folgen hat das Advociren bey dem Pfarrer Ardinal: hüten Sie ſich mein Freund; denn

in tali tales capiuntur, flumine pisces.

Gewiß, Freund, das alte Sprichwort: ne sutor ultra crepidam, iſt gewiß ein wahres Wort: jeder bleibe bey dem, was er einmal zu zu ſeinen Hauptgeſchäft gemacht hat, und miſche ſich nicht in fremde Handel, vorzüglich meide ein Prediger alle Rechtsſachen, ſo viel er nur immer kann. Ich verlange ſogar, daß ein Prediger nicht für ſich ſelbſt prozeßiren ſoll, ſo lange er es noch ohne ſeinen allerärgſten Schaden zu vermeiden im Stande iſt; aber Prozeſſe anderer Leute laſſe er ſeyn, wo ſie ſind, und wie ſie ſind. Es giebt ja

Leute genug, Advokaten de métier, die mögen immerhin cauſidiciren, rabuliren, excipiren, compromitiren, und wie ſonſt das Zeug noch heißt — ein Prediger ſoll ſein Amt verwalten, das fordert Gott, das fordert ſeine Gemeinde von ihm — wer ſonſt Dinge treibt, iſt kein wahrer pflichtliebender Prediger, ſondern ein unwürdiger Tauſendkünſtler.

Uebrigens iſt aber meine Meynung ganz und gar nicht, daß ein Landprediger in den Rechten ganz unwiſſend ſeyn müſſe; ich wünſchte vielmehr, daß ſich alle Geiſtliche bemüheten, die Geſetze ihres Vaterlandes und den eingeführten Gang der Rechtspflege, genau kennen zu lernen. Sie würden alsdann ihren Pfarrkindern manchen guten Rath ertheilen, und manchen Prozeß vermeiden helfen können. Und das wäre bey der jetzigen ſo ſehr koſtſpieligen Rechtsprocedur gewiß nichts geringes. Aber weiter ſollen ſie ſich auch ja nicht einlaſſen, als auf Rath und Warnung; was darüber iſt, iſt vom Uebel. Ich habe ſchon einmal Ihnen über dieſen Gegenſtand geſchrieben, aber weil Sie dennoch prakticirt haben, ſo hielt ich es für meine Schuldigkeit, Ihnen einen weitläuftigern Sermon, dieſe Dinge betreffend, zu halten. Folgen Sie meinem Rath, und Sie werden gut dabey fahren, beſſer, als wenn Sie durch Ihr Advociren ſich Haß, Feindſchaft und Ekelnamen zuziehen. Sie wiſſen ja doch, daß man den Pfarrer Plokeus nicht anders als den Pfaff Proſetzkrämer, auch ſchlechthin den Advokatenhans nennt. Schöne, allerliebſte Titel für einen Prediger der Religion.

Weil ich aber doch einmal bei der Juriſterey bin, ſo will ich Ihnen noch etwas ſagen, das mir eben einfällt. Lernen Sie die Penal- oder Strafgeſetze unſers Landes wohl kennen, und erklären Sie dieſelben Ihren Konfirmanten und in der Kirche in den Katechismuslehren fleißig, beſonders diejenigen Geſetze, welche ſich zunächſt auf ſolche Verbrechen beziehen, welche auf den Dörfern nicht ſelten ſind. Das wird in manchem Betracht gute Wirkung thun, und Sie werden ſehen, daß manches Laſter, z. B. Schlägerey, Diebſtahl im Felde u. ſ. w. abnehmen wird. Hüten Sie ſich aber, mein lieber Freund, den Vorbitter beim Amtmann, oder gar beim gnädigen Herrn zu machen, wenn einer oder der andere aus Ihrer Gemeinde wegen eines dummen Streiches oder einer Schurkerey geſtraft werden ſoll, das taugt gar nichts, und macht, daß das Verbrechen wiederholt wird. Hat Margarethe Klee oder Gras geſtohlen, ſo mag Margrethe immerhin geſtraft werden. Hans hat ſich voll geſoffen und Schlagerey angefangen; laſſen Sie immer den Hans ins Loch ſtecken, es wird ihm nichts ſchaden, und die andern werden ſich, da er es verdient hat und ſich nun beſſern mag, daran ſpiegeln.

Neunzehnter Brief.

Es freut mich, mein Lieber, das Sie ſich nach einer Gattin umſehen wollen; der ledige Stand taugt überhaupt nicht viel, und für einen Landgeiſtlichen taugt er vollends gar nichts. Geſetzt auch ein junger Mann habe das donum continentiae, ſo glaubt das doch ſo leicht niemand, und hat er keine Frau, ſo heißt es immer, er behälfe ſich ſonſt wo. Hat er gar einigen auch ſonſt noch ſo unſchuldigen Umgang mit ledigen oder verheiratheten Frauenzimmern, ſo miſcht ſich die ſkandalöſe Chronik darein, und dann gute Nacht unbeſcholtener Name. Die Welt iſt immer geneigt, Böſes zu denken, beſonders was das punctum puncti betrifft, wie D. Bahrdt zu ſagen pflegte. Außerdem iſt auch eine ledige Haushaltung eine korrupte Wirthſchaft, vorzüglich auf dem Lande und am allermeiſten in den Pfarrhäuſern. Da herrſcht die Jungfer Köchin, oder die Viehmagd, welche zugleich Köchin iſt; der Pfarrer wird auf alle Weiſe betrogen, und muß mit ſehenden Augen blind ſeyn; die Probe davon liegt klar am Tage. Schauen Sie einmal in das Haus des braven Pfarrers zu B . . . er hat einen einträglichen Dienſt, verthut nichts, ſpielt nicht, ſäuft nicht, gaſtirt nicht, und bey einem ſolchen

Betragen ſollte der Mann Geld wie Heu haben, wie man ſagt, aber er ſteckt in Schulden bis über die Ohren, und wenn ein Mahnjude aus dem Hauſe geht tritt ein anderer hinein. Das machen die Menſcher, ſeine Hauskathrinen, welche alles verſchlucken und verſchlampen, was einkommt. Unſer alter Schulmeiſter, wenn er anzeigen wollte, daß der oder die noch unverheirathet ſey, ſagte immer; er oder ſie ſey noch lüderlich. Das war nun wohl nur ſo Schulmeiſterwitz, welcher jedoch einigermaßen Wahrheit ausdrückte.

Wer heirathen will, thue es bey Zeiten, und warte nicht bis ins vierzigſte, funfzigſte Jahr hinein; wenn ſo ein alter Hageſtolz freyt, iſt er ein Thor, und es geſchieht ihm ſchon recht, wenn ſein Eheſtand übel ausſchlägt, welches faſt allemal der Fall iſt. Sie haben Ihr acht und zwanzigſtes Jahr erreicht, und das iſt die rechte Zeit für einen Mann, in den Eheſtand zu treten; denn mir will es nicht recht gefallen, wenn Mannsperſonen ſehr früh, etwa im zwanzigſten Jahre oder da herum ſich ſchon in den Eheſtand begeben, und zwar aus dem Grunde, weil die Frau hernach nach etwa zehn oder funfzehn Jahren ſchon altert, indeß der Ehemann erſt recht in ſeiner Blüthe iſt. Da weiß man nun auch, wie es zu gehen pflegt; da entſteht Kälte, Ekel und — doch ich will nicht weiter gehen, und ſage blos, daß ich gerne einen jungen Mann von ſechs bis acht und zwanzig Jahren mit einem Mädchen von achtzehn vereinigt ſehe; ſo eine Ehe wird, ceteris paribus, gewiß vergnügt und glücklich ſeyn.

Sie ſind alſo, mein Beſter, gerade in der beſten Zeit, wo man freien muß, wenn man überhaupt freien will. Thun Sie es daher in Gottes Namen. Daß Sie mich aber bitten, Ihnen eine Gattin vorzuſchlagen, iſt mir gar nicht recht, weil ich dieſe Bitte niemals erfüllen werde: denn ich mag mich keinen Vorwürfen ausſetzen, welche gewiß über mich kommen würden, wenn Ihre Ehe, wo Gott vor ſey, unglücklich ausfallen ſollte. Verſtehen Sie mich?

Sie müſſen ſelbſt ſuchen und ſelbſt wählen: aber mit guten Rath werde ich Ihnen bey dieſem ſo ſehr wichtigen Schritte an die Hand gehen, wie es die Pflicht eines redlichen Freundes von mir fordert, und dies kann ich um ſo eher thun, da Sie, wie Sie mich verſichern, noch nicht gewählt haben.

Schönheit und Reichthum ſind ſehr wünſchenswerthe Vorzüge an einem Frauenzimmer, aber unſere Wahl dürfen dieſe nicht allein beſtimmen, indem beyde allein nicht im Stande ſind, glückliche Ehen zu machen. Ich habe im Gegentheil glückliche, recht ſehr glückliche Verbindungen geſehen, wo die Gattin weder ſchön noch reich war; ihre übrigen Vorzüge aber machten ſie liebenswürdig. Können Sie indeß für Ihre Augen und für Ihren Beutel, ceteris paribus, ſorgen, ſo ſind ſie doppelt glücklich.

Suchen Sie ſich alſo ein Mädchen, mein Freund, das Ihnen gefällt, aber nun halten Sie an ſich, und lernen Sie Ihre Künftige wohl kennen, verrathen Sie aber ja Ihre Abſichten nicht, Sie könnten bey der Unterſuchung häßlich betrogen werden, bezeigen Sie lieber in dieſem Fall einige Neigung gegen ein anderes Frauenzimmer, an welchem Ihr Herz gar keinem Antheil nimmt, und thun Sie Ihren Augen gegen Ihre künftige Braut Gewalt an: ſo ſchöpft dieſe keine Hoffnung auf Sie, und giebt ſich wenig oder gar keine Mühe, ſich in Ihrer Gegenwart zu verſtellen. Ihre Beſuche in dem Hauſe Ihrer Geliebten müſſen ſtets andere Urſachen zu haben ſcheinen, und nie muß jemand auf den Gedanken kommen können, als wären Sie wegen der Haustochter da.

Jetzt unterſuchen Sie, und hören alles an was von Ihrem Mädchen geſagt wird, ſtellen Sie ſich aber, als nähmen Sie an allen dieſen Hiſtorien nicht den geringſten Antheil; durch gute Freunde erforſchen Sie bey dem aus dem Hauſe Ihres künftigen Schwiegervaters verabſchiedeten Geſinde, was dieſe Leute von dem Betragen der Mamſell ſagen, es iſt unglaublich, wie weit man durch das Geſinde in der Kenntniß der Herrſchaft und der übrigen Hausgenoſſen kommen kann: kurz ziehen Sie ſo viel Nachricht als Ihnen nur möglich iſt, ein, und dann prüfen Sie, ob Sie mit der Perſon, welche Ihnen gefällt, leben können oder nicht.

Ihre Gattin muß eine gute Chriſtin ſeyn, die Religion von Herzen lieben: denn es ſteht gar ſchlecht, wenn der Herr Pfarrer von Gottes Wort predigt, die Frau aber unter der Kirche zu Hauſe ſitzt und in der pucelle d'Orleans ließt. Die Frau Pfarrin ſoll und muß fleißig zur Kirche gehen, und es iſt eine elende Entſchuldigung, daß ſie wegen der Mittagsſuppe nicht hineinkommen könne. Nehmen Sie ſich alſo keine Frau aus einem Hauſe, worin die Religion gering geſchätzt, und der öffentliche Gottesdienſt verachtet wird.

Eine Pfarrin muß eingezogen leben, und ſtets zu Hauſe ſeyn, und nie ohne ihren Mann an andern Oertern ſich ſehen laſſen oder Geſellſchaften beſuchen. Das Herumlaufen ſteht überhaupt keinem ehrbaren Frauenzimmer an, am allerwenigſten einer Pfarrfrau; die Welt urtheilt immer, wenn ſie ſo etwas gewahr wird, und urtheilt in dieſen Fällen meiſtens von der ſchlimmen Seite. In Ihrem Hauſe ſelbſt dürfen Sie, ſobald Sie eine junge Frau haben, keinen jungen Leuten, am allerwenigſten ſolchen, welche als Wollüſtlinge bekannt ſind, Zugang ohne Noth verſtatten, nicht aus Eiferſucht, das wäre lächerlich, ſondern um Ihrer Frau Ehre zu ſchützen und Ihre eigene. Ein Prediger, deſſen Frau einen üblen Ruf hat, beſitzt ſelbſt keinen guten: man hält ihn ſelbſt für einen Dummkopf oder für noch etwas ſchlimmeres.

Häuslich und ſparſam muß die Frau eines Predigers ſeyn, arbeitſam und ordentlich, doch das muß jeder Menſch ſeyn, wie viel mehr denn eine Frau, auf welche das ganze Dorf ſieht.

Hüten Sie ſich ja, mein Freund, daß Sie keine halsſtarrige und zänkiſche Gattin bekommen. Ein anderer Mann darf wohl das Rauche herauswenden, und den Zankteufel durch ſchärfere Mittel austreitreiben; aber der Prediger ſoll immer mit Sanftmuth handeln, und in ſeinem eigenen Hauſe keinen Zank oder ſonſt Spectakel aufkommen laſſen. Iſt nun die Frau zänkiſcher Natur, ſo iſt entweder der Hausfriede zum großen Aergerniß der Gemeinde dahin, oder der Herr Prediger muß ſich in allen Stücken nach den närriſchen Grillen ſeines Weibes fügen, welches wirklich das ärgſte Unglück iſt, das für einen braven Mann kann erfunden werden.

Wenn die Pfarrin eine Klatſchſchweſter iſt, ſo hat der Pfarrer tauſend Aerger und Verdruß davon. Eine Tratſchſuſe hetzt die Leute zuſammen, ſtiftet Unruhe, Zank und Streit in den Familien, und iſt oft an den ärgſten Uneinigkeiten und an dem Verderben vieler Menſchen Schuld. Ein Pfarrer muß von ſeinen Pfarrkindern geliebt und geehrt werden, ſie müſſen ſich ihm in allen Stücken anvertrauen können; wird das aber wohl geſchehen, wenn die Leute wiſſen, daß Madame alles, was ſie weiß, austrägt, und unter die Leute bringt? Das ſchändliche Laſter der Klatſcherey iſt nirgends wo ſchändlicher als an einer Pfarrfrau, und doch ſind gar viele Pfarrweiber Erzklatſchen, aber ihre Männer empfinden auch die Folgen davon. Sorgen Sie ja, daß Sie ſich keine Klatſche anhängen; lieber ſonſt alles als das.

Sollte jemand ſo unglücklich ſeyn, eine Saufſchweſter zur Frau zu haben, ſo würde ich ohne alles Bedenken zur Eheſcheidung rathen, ſo ſehr ich ſonſt allen Trennungen der Ehe gram bin. Eine verſoffene Frau iſt das verächtlichſte häßlichſte Geſchöpf das man ſich denken kann; es iſt ſchon ſehr unanſtändig, wenn eine Mannsperſon ſich betrinkt, allein wenn es nur bisweilen, nur ohne grobe Exceſſe geſchicht, iſt man nachgiebig genug, den Fehler zu entſchuldigen; aber bey einer Frau glaube ich, entſchuldigt ihn ſelbſt der ärgſte Trunkenbold nicht. Iſt nun vollends die Wein- oder Brandweinflaſche das Vergnügen der Frau Predigerin, o dann hat die Schande den größten Grad erreicht. Und doch, mein Lieber, iſt das Saufen, das Saufen bis zum Niederfallen ein ſehr gemeines Laſter unter den Pfarrweibern. *) Eine Saufſchweſter iſt noch häßlicher, als eine Buhlſchweſter, beide ſind der

---

*) Sollte der ehrliche Schreiber dieſer Briefe nicht zu weit gehen? Ich kenne nur drey Pfarrweiber, welche vom Saufen Profeſſion machen, und dieſe wohnen viele Meilen von einander. Die andern, welche ich kenne, ſind in dieſem Stuck ohne Tadel.

Anmerk. des Herausgebers.

Auswurf ihres Geſchlechts, und jede Gemeinde, wo ſo eine Creatur Pfarrfrau iſt, hat gewiß das Recht, auf die Remotion der Pfarrfrau, und wenn ſich der Herr Gemal widerſetzt, auf Remotion des Pfarrers ſelbſt zu dringen.

Doch die ewige Vorſehung wird Sie vor allen Elend bewahren, und Ihnen eine kluge, rechtſchaffene Frau geben, wenn Sie nur ſelbſt klug ſind, und nicht Ihr Herz allein, ſondern vorzüglich Ihre Vernunft zu Rathe ziehen. Delikat ſollen Sie nicht ſeyn bey der Wahl einer Gattin, aber klug: allzuviel Delikateſſe, allzuſcharfe Kritik taugt, wenn man freien will, eben ſo wenig, als das blinde Zurennen: der Freier wird in beiden Fällen meiſtentheils angeführt.

Zwanzigſter Brief.

Als ich mein letztes Schreiben, worin ich Ihnen einiges über die Wahl einer künftigen Gattin mitgetheilt, ſchon weggeſchickt hatte, fiel mir von ohngefähr ein Brief in die Hand, welchen mir vor zwanzig Jahren ein nunmehr verſtorbener Freund ſchrieb. Ich las dieſen Brief mit vieler Rührung nochmals durch, und beſchloß auf der Stelle Ihnen denſelben mitzutheilen, vielleicht trägt er etwas bey, Sie behutſamer bey Ihrer Wahl zu machen. Hier iſt er:

Mein alter lieber Freund,

Sie verlangen die Geſchichte meiner unglücklichen Ehe, und der daraus für mich erwachſenen entſetzlichen Uebel: das heißt freilich viel verlangt, aber unſere Freundſchaft befiehlt mir, Ihnen zu willfahren. Ich werde kurz ſeyn: denn das Herz blutet mir bey jeder Zeile. Hören Sie mich alſo aufmerkſam an: ich werde Ihnen nichts als Wahrheit ſagen.

Ich war ehedem, wie Sie wiſſen, auf der berühmten Univerſität zu * * * Lehrer der ältern und neuern Sprachen, gab aber beſonders im Griechiſchen und Engliſchen Unterricht, weil damals die ältere Litteratur ſtark getrieben wurde, womit die engliſche Sprache nothwendig verbunden werden muß.*) Ich hatte ſtarken Zugang, und wenn der Tag noch einmal ſo lang geweſen wäre, hätte ich doch alle Stunden beſetzen können. Ich verdiente ſo viel, daß ich bequem davon leben und manches beſtreiten konnte, was eben kein eigentliches Bedürfniß war.

Ehedem war ich in der Liebe unglücklich geweſen: meine Geliebte war katholiſch, an eine Verbindung mit derſelben war ohne eine Religionsänderung von meiner Seite nicht zu gedenken, und dieſe würden meine Eltern in Ewigkeit nicht zugegeben haben. Ich mußte alſo mich von dem Gegenſtand meiner erſten reinen Neigung trennen; nach und nach ward ich ruhig und blieb viele Jahre ſo. Ich hatte auf der Univerſität einen alten erprobten Freund, welcher aber die ſeltſame Grille hatte, daß er alle unverehelichte, die ſonſt heirathen konnten, für Halbmenſchen hielt, und diejenigen, welche ſich gar durch feierliche Gelübde zum eheloſen Leben verpflichteten, ich meyne die Mönche und Nonnen, geradehin für

---

*) Das möchte ich doch dem Briefſteller nicht ſo geradehin nachbehaupten, denn ohne Kenntniß der engliſchen Sprache hat es immer große Litteratoren gegeben: aber wenn doch eine neuere Litteratur der alten Griechiſchen und Römiſchen nahe kommt, ſo iſt es gewiß die Engliſche. Was ſind doch Corneille, Racine und Voltaire gegen einen Shakeſpeare, Otway und Milton? Udenheimer Wein (elender Landwein) gegen Nierenſteiner.

Anmerk. des Herausgebers.

Ourang Outangs erklärte. Dieſer Freund rieth auch mir, das ledige Leben aufzugeben, und eine Frau zu nehmen: ich hatte nichts dawider, fand ein hübſches, aber blutarmes Mädchen, und machte es zu meiner Frau.

Anfangs gieng das Ding ganz gut: meine Frau kam zweimal hinter einander in die Wochen; aber nun ſolgten auch weiter keine Kinder mehr, obgleich meine Frau kaum achtzehn Jahre zählte, als ſie zum andern Male niederkam. Als ſie merkte, daß ſie fernerhin nicht mehr Mutter werden würde, fieng ſie eine ganz andere Lebensart an, vernachläſſigte ihr Hausweſen, vernachläſſigte mich, und gab durch ihre freye Lebensart den Läſterzungen Gelegenheit tauſend Hiſtörchen auf ihre Rechnung auszuſtreuen. Sie ärgerte ſich über die üblen Nachreden, welche von ihr zirkulirten; nachdem ſie aber ſah, daß Aerger nichts half, verachtete ſie dieſelben, und lebte noch ausgelaſſener. Ich mußte um dieſe Zeit eine Reiſe nach N . . machen, und hoffte binnen acht Tagen wieder zu Hauſe zu ſeyn; aber ich erkrankte, und kam erſt nach neun Wochen wieder. Schon ehe ich in die Stadt kam, wurden mir ſeltſame Dinge von meiner Frau erzählt, welche während meiner Abweſenheit vorgefallen ſeyn ſollten. Ich ſtellte ſie deswegen zur Rede; aber ſie leugnete alles friſch weg, und ward ſogar klagbar gegen einem gewiſſen Schuſter Schäfer, welcher ihr nachgeredet hatte, daß ein gewiſſer Handelsmann bei ihr übernachtet habe. Mir wurmte das Ding doch ſtark, und ich beſchloß, mein Weib genauer zu beobachten. Das merkte ſie, aber ſtatt ſich zu beſſern, fiel ſie von der Koketterie auf den Trunk, und fieng an, ſich faſt täglich zu benebeln. Dies konnte ich nicht verhindern, da mich meine Geſchäfte nöthigten, den ganzen Tag außer dem Hauſe zu ſeyn.

Endlich beſuchte ich in Geſellſchaft meiner Frau meine Freunde in meinem Vaterlande. Hier wurde mir eine Pfarre angetragen, und ein böſer Geiſt trieb mich, daß ich ſie annahm. Nachdem ich meine Pfarre bezogen, war ich erſt recht in der Hölle: meine Frau betrank ſich beinahe täglich, zankte ſich in der Trunkenheit mit jedem, der ihr in den Wurf kam, und machte es ſo arg, daß man ſie nicht anders als Brandweinhanne oder Saufhanne titulirte. Mit allen Leuten im Dorfe, mit der Familie des Schulmeiſters und beſonders mit den Nachbarn zankte ſie ſich immer, wenn ſie zu viel getrunken hatte, und zog mir dadurch tauſend Verdruß zu. Ich machte ihr Vorſtellungen, die halfen nichts, ich ließ ihr durch meine und ihre Bekannten zureden, die verachtete ſie, lachte ihnen ins Angeſicht, und hieng den guten Leuten die häßlichſten Ekelnamen an. Was wollte ich machen? Mich ſcheiden laſſen? Ja, das würde ich gethan haben; aber ich lebte in einem Lande, wo die Ehetrennung wegen der übergroßen Schwierigkeiten beinahe unmöglich iſt. Ich wendete alſo das Rauhe heraus, fing an zu poltern und ſogar zuzuſchlagen; aber da wurde das Uebel nur nach viel ärger. Meine Frau widerſetzte ſich mir wie ein Drache, warf mir Bücher, Holzſcheide, Feuerbrände und Gießkannen an den Kopf, und gieng gar ſo weit, daß ſie mit der Holzaxt und mit dem Meſſer auf mich zugieng. Dies that ſie freilich nur wenn ſie beſoſſen war; aber ſie war täglich beſoſſen, und ſo war ich auch täglich in der Gefahr mishandelt oder gar ermordet zu werden.

Meine Pfarrkinder, welche mich übrigens ſehr liebten, ſahen und hörten das tägliche Skandal im Pfarrhauſe, machten mir Vorſtellungen, und forderten die Frau zur Räſon zu bringen. Ja, lieben Freunde, ſagte ich, Räſon heißt Vernunft: und wie wollt ihr eine Sauſchweſter zur Vernunft bringen? Das Skandal währte fort, und die Bauern fingen endlich an, mir ſelbſt Grobheiten zu ſagen, und mir die Schuld der Ungezogenheiten der Beſtie zuzumeſſen. Endlich kam ein elender Kerl ins Dorf, welcher aus einem benachbarten Dorfe weggejagt worden war, blos wegen ſeiner fürchterlichen Lüderlichkeit. Dieſer Kerl war ein Schuhmacher von Profeſſion, trieb aber das Handwerk nicht, ſondern trieb ſich vielmehr in allen Kneipen und Schenken herum. Meine Frau fand Behagen an den lüderlichen ſchmutzigen Kerl, und bald darauf hieß es beinahe ganz öffentlich, die Pfarrin hätte mit dem Schuhjockel — ſo hieß der lüderliche Burſche — einen gar zu vertrauten Umgang; einige wollten ſie ſogar mit dem Kerl auf dem Bette durch das Fenſter geſehen haben. Das war mir nun zu arg; ich jagte die Beſtie aus dem Hauſe, ſie verklagte mich zwar, aber die Obrigkeit, welcher ich das Luderleben meiner Frau aufs deutlichſte darſtellte, wieß ſie mit der Klage ab, und ſchied uns von Tiſch und Bette, und bald hernach völlig.

So war ich zwar von der unſeligen Verbindung mit einem Teufel befreit, aber meine Bauern hatten ihr Zutrauen zu mir verloren, wenigſtens kam es mir ſo vor: und da entſchloß ich mich, meine Stelle aufzugeben. Ich that es, und bewarb mich um das Amt eines fürſtlichen Landreiters, welches ich auch erhielt, und noch bekleide. Man hat mir ſeitdem wieder verſchiedene Heirathsvorſchläge gethan, aber ein gebranntes Kind ſcheut das Feuer, und ich würde eher alles Andere thun, als mich wieder der Gefahr ausſetzen, einen Satan zum Gefährten meines Lebens zu haben.

Wie gefällt Ihnen dieſe Hiſtorie, mein Lieber? Nicht wahr, das war ein allerliebſtes Weibchen? Aber der Mann war doch hauptſächlich Schuld, daß er ſo unglücklich geworden iſt. Warum nahm er ein junges hübſches Mädchen aufs Gerathewohl? Er hätte prüfen und ſich nicht von der Liebe, oder vielmehr von der Neigung zu einem ſchönen Geſicht ſollen leiten laſſen.

Ein und zwanzigſter Brief.

Soll ich, ſo fragen Sie, im Poſtſcript Ihres letzten Briefes an mich, auf die Schmauſereyen gehen, welche man bey Hochzeiten, Kindtaufen und Leichen anzuſtellen gewohnt iſt? — Freund, ſo eine Frage gehört nicht ins Poſtſcript; darüber hätten Sie einen ganzen Brief ſchreiben, und mich mit den Schmauſereyen, welche bei Ihnen Mode ſind, bekannt machen ſollen, Sie hätten mir beſchrtiben ſollen, wie es dabey hergehe, und insbeſondere wie der Pfarrer dabey behandelt wird, ſo würde ich Ihnen haben können richtige und befriedigende Antwort geben: Doch es mag drum ſeyn: ich will Ihnen meine Gedanken über dieſe Sachen aufſchreiben, und die Anwendung auf Ihre Fälle Ihnen ſelbſt überlaſſen.

Ueberhaupt zu reden, mein Freund, halte ich nicht viel auf Hochzeit- Kindtauf- und Leichenſchmauſereyen. Sie koſten viel, ſehr viel, und werden allemal zur Unzeit angeſtellt. Wenn junge Leute in die Ehe treten, haben Sie wahrlich das Ihrige höchſt nöthig; aber es hilft da nichts, es muß gefreſſen und geſoffen werden, und ſollten die neuen Eheleute gar darüber in Schulden gerathen. Wenn ein Kind getauft wird, muß ebenfalls ein Schmaus angeſtellt werden; die Hausfrau liegt im Bette, iſt nicht im Stande ſelbſt nachzuſehen, alles wird durch andere, meiſtens fremde Leute veranſtaltet, aber die vernünftige Bemerkung, welche auch der dümmſte Strohſchnitter machen kann, daß nämlich eine Gaſterey, welche die Frau vom Hauſe nicht dirigiren kann, ſehr zur Unzeit angeſtellt werde, hindert die feierliche Kindtaufe ſo wenig, das wenigſtens dreymal mehr dabey aufgeht, als aufgegangen ſeyn würde, wenn die Hausmutter das Feſt beſorgt hätte. Auf den Leichenbegängniſſen muß auch gefreſſen und geſoffen werden; daß heißt dem Todten die letzte Ehre erzeigen. Die Leichen ſind oft ſehr betrübt; ein Vater, eine Mutter, ein Gatte, ein geliebtes Kind iſt geſtorben, und doch ſollen die guten Leute eine ſplendide Mahlzeit für einen Haufen Gäſte beſorgen, welche von weit und breit hergekommen ſind, zu ſehen, wie der Tode gekleidet war, und den Text nebſt den Perſonalien anzuhören, und ihre Gloſſen über das Lob, welches der Prediger dem Verſtorbenen mittheilt, zu machen. Unſchicklicher läßt ſich kaum etwas denken, als ein Leichenſchmaus.

Das ſind aber Misbräuche, mein Freund, welche wir nicht abſtellen können, die aber billig von der Obrigkeit verboten werden ſollten: aber dieſe ſcheint ſich um dergleichen Dinge nichts zu bekümmern, und den Unterbeamten würde es auch nicht angenehm ſeyn, wenn dieſe Schmauſereyen wegfallen ſollten; die Frau Amtmännin, die Mamſell Tochter werden dazu eingeladen, und der Herr Amtmann verdient Geld, wenn es Schlägereyen giebt, die er unterſuchen muß.

Alles dieſes geht uns aber hic et nunc nichts an: Die Frage iſt: ſoll der Pfarrer ſich bei dergleichen Gelagen einfinden? Ich würde geradehin die Frage verneinen, wenn ich nicht wüßte, daß das Hingehen des Predigers ſich auf ein altes Herkommen gründet, und daß man es als eine Verachtung der Brautleute und des Kindtaufvaters, und als eine Beleidigung des ſeel. Großvaters und der lieben Großmutter-anſehen würde, wenn der Herr Pfarrer nicht beim Imbiß erſchiene. Altes Herkommen iſt gar ſchwer abzuſtellen, alſo muß man wohl mitmachen, um nicht für ſtolz und eigenſinnig gehalten zu werden, und um ſich ohne Noth keine Feinde zu machen.

In Ihrem Kirchſpiele iſt der Gebrauch eingeführt, daß der Pfarrer bei den beſchriebenen Mahlen gegenwärtig ſeyn muß; gehen Sie alſo immer hin, mein Lieber, aber erſcheinen Sie mit Anſtand und Würde, und vergeben Sie ſich ja nicht das Geringſte. Bei Kindtaufen und Leichen pflegt die Geſellſchaft eben nicht ſehr luſtig zu ſeyn, daher ſchicken ſich dergleichen Feten auch beſſer für einen Prediger, als die Hochzeitſchmauſereyen. Wenden Sie an, was Sie können, um bey dieſen nicht erſcheinen zu müſſen, doch darf man es nicht merken, daß Sie es darauf anlegen. Da die Hochzeiten ſelten vorfallen, und man es ſchon lange voraus weiß, wenn ſo ein Feſttag ſeyn wird, habe ich immer ſo unter der Hand, und daß niemand etwas merkte, eine Anſtalt getroffen, welche meine Gegenwart zu Hauſe oder auch wohl an einem andern Orte nöthig machte. Ich gieng dann auf die Einladung des Brautigams zur Hochzeit, blieb da eine Stunde, wurde abgerufen, und jedermann bedauerte mich, daß ich wegen meinen Geſchäften nicht alles mit genießen konnte, was aufgetiſcht wurde. Ich beleidigte niemanden, weil niemand wußte, daß ich mir ganz abſichtlich Geſchäfte beſtellt hatte, und machte mich von einer Geſellſchaft los, bei welcher wenigſtens ein Prediger nicht lange mit Ehren bleiben darf. Ich behaupte dieſes nicht ohne Urſache: denn auf Hochzeitgelagen, beſonders auf den Dörfern, iſt eine Art von Luſtigkeit Mode, welcher kein Prediger zuſehen und zuhören darf, und woran ihm alle Theilnehmung beſchimpfen würde. Will ſich der Prediger hier gar ein Anſehen geben, und das Zotenreißen, das Saufen u. dgl. verbieten, ſo lacht man ihn aus, und ſpricht: es ſey ein Ehrentag, niemand nähme ſich etwas übel, und nur ein Sonderling könne die jungen Leute in ihrer Freude ſtören, u. ſ. w. Alſo lieber weggegangen.

Bei Kindtaufen und Leichen geht es wohl eher an, daß der Prediger zugegen ſey; doch rathe ich Ihnen, niemals lange, am allerwenigſten bis in die ſpäte Nacht ſitzen zu bleiben. Es muß immer ſo ausſehen, als käme der Pfarrer, um den Leuten, welche ihn geladen haben, eine Freude zu machen, nicht aber um zu eſſen und zu trinken. Ich hatte ehedem einen Schulmeiſter, welcher jedesmal, wenn eine Hochzeit, Kindtaufe oder Leiche bevorſtand, den Tag vorher faſtete, und hernach ſich durch ſein unbändiges Freſſen und Saufen ſignaliſirte. Die Leute hatten ihren Spott mit dem Schulmeiſter, und hießen ihn nur den Freßbüffel. Wie ſieht es aber aus, mein Freund, wenn auch Prediger ſich, wie mein alter Schulmeiſter, durch Freſſen und Saufen ſignaliſiren? Iſt dieſes nicht eine Schande für den ganzen Stand, und doch giebt es dergleichen unwürdige Männer, welche ſich mitten unter ihren Pfarrkindern bey ſolchen Gelegenheiten dergeſtalt übernehmen, daß man ſie nach Hauſe fahren, ja ſogar tragen muß. Die verächtlichen Geſchöpfe! Wenn ja die Mäßigkeit recht ſtark zu empfehlen iſt, ſo iſt ſie es ganz gewiß und beſonders bei Gaſtereyen von der gemeldeten Art.

Ich kannte ehedem einen gewiſſen Prediger in der Gegend von Halle, welcher mit ſeinen Bauern wegen verſchiedener Sachen Krieg führte, und ſich ſo verhaßt machte, daß ihn niemand mehr zur Hochzeit u. ſ. w. einlud. Das ärgerte den unwürdigen Menſchen, und er fing an, die Einladungen als ein Recht zu fordern, welches ſeine Vorfahren ſeit Olims Zeiten ſchon genoſſen hatten. Die Bauern lachten ihn nur aus, aber er wendete ſich nach Magdeburg, ſtellte da vor, das Eſſen und Trinken auf Hochzeiten u. ſ. w. ſey ein Theil ſeiner Beſoldung — man denke! und erlangte von der damaligen Regierung ein Dekret, daß die Bauern ihn entweder jedesmal zu ihren Gäſtereyen bey Hochzeiten, Kindtaufen und Leichen einladen, oder ihm ſechs Groſchen bezahlen ſollten. Niederträchtiger konnte ſich doch wohl niemand betragen, als dieſer unwürdige Prediger, und balhornmäßiger auch keine Regierung ſprechen, als die zu Magdeburg.

Nie müſſen Sie dergleichen von Ihren Pfarrkindern fordern; das entehrt und nützt gar ſehr wenig. Was iſt es denn, wenn man ſich ein Mal ſatt ißt? Mir ſchmeckt gewiß ein Stück trocken Brod auf meiner Stube bey meinem Buche beſſer, als alle die herrlichen — meiſt ſchlecht bereiteten — Speiſen bei Hochzeiten und Kindtaufen.

Sobald Sie verheirathet ſeyn werden, laſſen Sie Ihre Frau allein an ſolche Oerter gehen; Sie können ſich alsdann recht gut entſchuldigen, warum Sie nicht auch ſelbſt kommen. Es muß ja doch jemand im Hauſe ſeyn. Aber auch die Frau darf nicht lange da bleiben, am allerwenigſten darf ſie auf Hochzeiten tanzen, welches ſie überhaupt niemals thun darf; es ſchickt ſich für die Frau eines Predigers ſehr ſchlecht, wenn ſie alle Frivolitäten mitmacht. Werden Sie Kinder bekommen, ſo müſſen dieſe durchaus an ſolche Orte nie mitgenommen werden, es ſtehe ſo aus, als wenn der Pfarrer für ſeine Familie zu Hauſe nichts zu nagen noch zu beißen hätte, wenn er ſie auf Hochzeiten und Kindtaufen herumſchleppt.

Bedenken Sie immer, mein Beſter, daß wenn Sie in einer Bauerngeſellſchaft ſind, jedermann auf alles aufmerkt, was Sie thun und was Sie reden. Folglich betragen Sie ſich in allen Stücken anſtändig, und wägen Sie jedes Wort ab; Sie haben Aufpaſſer, und es kommt eben nicht ſchön heraus, wenn es heißt, das und das hat der Pfarrer da und da auf der Hochzeit erzählt, ſo und ſo hat er auf der Kindtaufe losgezogen. Ueberlegen Sie jedesmal mit Klugheit was zu thun iſt, und Sie werden recht wohl fahren. Nach und nach lernen Sie aus der Erfahrung, was Sie in ~~jedem Fall~~ zu ~~thun~~ haben, und brauchen Rath und Vorſchrift nicht mehr. Suchen Sie, aber nur nicht mit Ihrem Schaden, dieſe Erfahrungen zu machen: die

The wind in a Man's face makes him wise.